
VE RI
TAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1873.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1873.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1873.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1873.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue des Literaturjahres 1872.

Das Literaturjahr 1872 muß sich wie seine Vorgänger bescheiden, keine unsterblichen Werke hervorgebracht zu haben, oder vielmehr die Kritik muß sich in ihrem Urtheil über das Dauernde und Vergängliche bescheiden. Es sind gegen Jahresschluß mehrere poetische und philosophische Schriften erschienen, welche wenigstens eine lebhafte Debatte hervorgerufen haben; ob aber das journalistische Echo noch nach Jahrzehnten widerhallen, ob nicht vielleicht manche minder beachtete Dichtung dann in volleres Licht treten wird — wer kann sich hierüber eine Entscheidung anmaßen? Habent sua fata libelli.

Eine Entmuthigung in Bezug auf die lyrische Production ist unsern Dichtern nicht anzumerken, und da die Empfindung etwas wohlfeiler im Preise steht als die Erfindung, so wagen sich die muthvoll Strebenden alle zuerst auf das Gebiet der Lyrik, während das Publikum gegenüber diesem Ringen nach den Kränzen der Lyrik eine unheimlich anfröstelnde Gleichgültigkeit bewahrt.

Unerschrocken wagen sich auch Lyriker von Ruf immer von neuem in die Bahn, wo nur anerkannten Lieblingen ein äußerer Erfolg winkt. Emil Rittershaus hat mit seinen, in vierter Auflage erschienenen Gedichten sich bereits in weitern Kreisen eingebürgert, und seine jetzt erschienenen „Neuen Gedichte" werden nur dazu beitragen, durch die Frische und Volksthümlichkeit ihres Tons, der auch bisweilen dithyrambisch voll und feierlich erklingt, seinem Namen eine vermehrte Schätzung und Verbreitung zu sichern. Albert Möser ist bei weitem weniger volksthümlich; er pflegt die künstlichern Formen der Lyrik, und seine melancholische Weltanschauung steht der Lesewelt ferner als die sanguinische von Rittershaus. Seine Sammlung „Nacht und Sterne" enthält viel Schönes in Ode und Sonett; J. G. Fischer: „Aus frischer Luft", bringt philosophisch Tiefsinniges von glücklichem Wurf neben hahnebüchen Dorfgeschichtlichem, dessen Humor nach unserer Ansicht aus aller Poesie herausfällt; Wolfgang Müller von Königswinter hat den zweiten Band, seiner „Dichtungen eines Rheinischen Poeten" erscheinen lassen: die „Rheinfahrt", die ein weit ausgeführtes Rheinpanorama, doch ohne Vorwiegen des todten descriptiven Elements enthält. Aus Friedrich Rückert's Nachlaß sind „Kindertodtenlieder" herausgegeben worden, welche den Hauch inniger Empfindung athmen. Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist mit einer Sammlung von Kriegs- und Friedensgedichten „Janus" hervorgetreten, eine Auswahl der Erzeugnisse seiner Lyrik aus den letzten vierzehn Jahren enthalten. Karl Simrock hat eine neue Sammlung von „Dichtungen" herausgegeben, Eigenes und Angeeignetes.

Der erste Band der Kinkel'schen „Gedichte" liegt in siebenter Auflage vor; die Gedichte des Ritters von Tschabuschnigg sind in vierter Auflage erschienen; in zweiter Auflage die „Rohana" von Adolf Strodtmann; in vierter Auflage die Gedichte von F. W. Rogge: „Aus der Westminster-Abtei"; außerdem in neuer Ausgabe die „Gedichte" des talentvollen Wilhelm Jensen; die neuen „Gedichte" von E. Labes und „Tannengrün und Edelweiß" von demselben; Kletke hat seine ansprechenden „Gedichte" gesammelt, Hoffmann von Fallersleben „Streiflichter" herausgegeben, von denen viele mehr streifen als treffen; der sinnige holsteinische Dichter Heinrich Zeise „Kleine Lieder", H. Hölty „Bilder und Balladen", Julius Sturm einen „Spiegel der Zeit in Fabeln", der junge strebsame schlesische Dichter M. Kalbeck „Neue Dichtungen" und eine Blumensprache in Versen: „Wintergrün", und der wiener Dichter Cajetan Cerri „Zeitstrophen. Ein Glaubensbekenntniß".

Andere Lieder- und Gedichtsammlungen sind: L. Jacoby: „Es werde Licht"; J. von der Traun: „Gedichte"; Elfriede von Koburg: „Gedichte"; Martin: „Am Bache. Lieder aus dem Tagebuche"; H. Kluge: „Wilde Rosen"; G. Flammberg: „Leben in Liedern" (2. Aufl.); A. Fichtenhain: „Epheukranz"; J. Ludolf: „Aus sonniger, wonniger Zeit"; E. Quandt: „Von der grünen Au"; Uhlig (der seitdem verstorbene freisinnige Theologe): „Gedichte"; J. E. Kühn: „Stimmungen"; B. Ohrenberg: „Romantisches und Lyrisches aus dem Riesengebirge"; W. Ritter von Ratzenhofer: „Gedichte"; Wernine Zimmermann: „Altes und Neues"; M. Schlierbach: „Gedichte"; F. Habicht: „Zwischen den Dornen"; G. Kemmler: „Aus Stille und Sturm"; G. Küchle: „Ein Blütenstrauß"; Minka von Vérézine: „Aus einem Frauenherzen"; B. Scholz: „Gedichte" (poetischer Nachlaß); G. Waldstedt: „Frühlingsblüten"; P. Krauß: „Gedichte"; F. A. Muth: „Waldblumen"; O. Riecke: „Gedichte"; G. Jäger: „Nachklänge"; Johanne Lohse: „Blumen aus der Fremde"; „Poetische Träumereien eines Buchhändlers"; Elise Schippel: „Lieder der Zeit"; K. Schmitt-Blank: „Zu Lied und Lehre"; E. Titius: „In Frieden und Krieg"; H. Möchel: Blätter und Blüten"; A. Romann: „Poetische Aphorismen"; E. von Bothmer: „Politische und unpolitische Dichtungen"; O. Rostoski: „Aus alter und neuer Zeit"; F. Dahn: „Alma mater"; F. X. Seidl: „Dichtungen vom Morgenlande"; M. Thomann: „Bekenntnisse einer schwachen Seele"; L. Maurer: „Sonettenbilder"; G. Warmuth: „Das Märchen von der schönen Melusine"; H. Seidel: „Blätter im Winde"; Hermann: „Neue Lieder" und „Heimatliche Klänge"; B. Planeck: „Stimmungsbilder"; Graf E. Stadion: „Rhapsodien eines Heimatlosen im Herzen"; Friederike Kempner „Gedichte"; Ludwig Meurer: „Sonettenbilder".

Auch an einzelnen Nachklängen der Kriegslyrik fehlt es nicht: M. Evers: „Deutschlands Siegesjahr 1870—71"; „Elsässische Sonette" (3. Aufl.); „Stimmungen des Trostes. Oelzweige auf Soldatengräber"; „Vom Rhein zur Loire. Reime aus dem Tagebuch eines preußischen Husaren"; Eugenie von Monsterberg: „Kriegs- und Friedensklänge aus dem großen Jahre 1870—71"; R. Grimm: „Kriegsdenkmünzen in Gedichten". Sehr zahlreich sind auch in diesem Jahre wie fast alljährlich die poetischen „Stunden der Andacht", religiöse Gedichte oder Gedichte auf religiöser Grundlage. Einen Mittelpunkt für diese Richtung der Poesie bildet das von Julius Sturm herausgegebene „Jahrbuch religiöser Poesien", von welchem der Jahrgang 1872 vorliegt. Außerdem sind erschienen: E. Senckel: „Aus dem Bache. Geistliches und Weltliches in Gedichten"; C. Menzel: „Trost an Kindergräbern"; Friederike Seeberg: „Am Fuße des Oelbergs"; A. Formey: „Himmelan! Geistliche Lieder"; C. Halfmann: „Friedensklänge"; J. Hammer: „Leben und Heimat in Gott" (5. Aufl.); R. Linde und P. Melchior: „Briefsonette. Eine Seelsorgsidylle"; J. P. Lange: „Die protestantische Kirche und der Protestantenverein. Epigrammatische Gedichte"; L. von Heemstede: „Die lauretanische Litanei" (48 Sonette); A. Heuer: „Religiöse Lieder für Schule und Haus".

Die Zahl der Sammlungen und Anthologien ist sehr zahlreich, abgesehen von den neuen Auflagen der beliebtern Blüten- und Perlenkränze, die alljährlich den Weihnachtstisch schmücken. Culturhistorischen Werth haben die fleißigen Sammlungen von F. W. Freiherrn von Ditfurth: „Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. und 18. Jahrhunderts"; „Die historischen Volkslieder vom Ende des Siebenjährigen Kriegs 1763 bis zum Brande von Moskau 1812"; „Die historischen Volkslieder von der Verbannung Napoleon's nach St.-Helena 1815 bis zur Gründung des Nordbundes 1866"; „Historische Volks- und volksthümliche Lieder des Kriegs von 1870—71". Neue Dichtungen altgermanischer Poesie sind: W. Hahn: „Edda. Lieder germanischer Göttersage" und W. Storck: „Buch der Lieder aus der Minnezeit". Neue Originalgedichte bringen die „Dichtergrüße aus Nordböhmen". Andere Sammlungen verschiedener Art sind: J. Schlüter: „Germania. Die deutsche Kriegsdichtung 1870—71"; E. Auer: „Die Alpen im Lichte deutscher Dichtung"; „Aus der Günther-Stadt. Gedichte von R. Rößler, H. Mantell, P. Ritter, H. Woldau"; W. Hensell: „Die duftigsten Knospen und Blüten aus dem Kranze deutscher Dichtung"; „Gedichte und Lieder freisinniger und socialdemokratischer Tendenz"; Bindewald: „Poetische Weltgeschichte"; „Album der neuern deutschen Lyrik" (achte Auflage).

Sowenig das Epos im großen Stil in unserer Zeit gedeihen will und so schwer es ihm wird, dem siegreich sich ausbreitenden Roman auch nur einige Fuß breit Landes abzugewinnen, so zahlreich sind noch immer die epischen Dichtungen, deren Mehrzahl indeß nicht mit Homer und den Nibelungen wetteifert, sondern sich mehr an die Form der poetischen Erzählungen anschließt, wie sie Byron geschaffen. In erster Linie nennen wir hier die „Erzählenden Gedichte" von Julius Grosse, von denen sechs Bändchen vorliegen und welche in Bezug auf künstlerischen Adel und dichterische Schönheit wol in erste Linie zu stellen sind. Selbständig erschienen ist außerdem von Grosse: „Abul Kazim's Seelenwanderung", Dichtung in zwölf Gesängen. Gleiche Vorzüge besitzt das Gedicht in zehn Gesängen: „Lothar", von A. F. von Schack. „Dunkle Gewalten" von Hermann Lingg haben zwar viel Tiefsinniges und Eigenartiges, tragen aber auch Verworrenes und Unfertiges zur Schau. Ein kleiner Edelstein dagegen von echtem künstlerischen Schliff ist Alfred Meißner's „Werinherus"; anmuthige und edle Form zeigt Adolf Stern's „Gutenberg". Hamerling's geistig bedeutende Dichtung: „Der König von Sion", liegt in fünfter Auflage vor; in zweiter und zugleich in illustrirter Prachtausgabe das treffliche Gedicht von Ferdinand Gregorovius „Euphorion". Von andern epischen Dichtungen erwähnen wir: M. Schmedler: „Der Schmied von Mitterteich, eine epische Dichtung in 20 Gesängen"; Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy: „Emanuel d'Astorga, erzählendes Gedicht"; K. von Pleß: „Oswien"; C. Preser: „König Authari und seine Brautfahrt" (2. Aufl.); A. Hermann: „Bruder Ludwig der Wasgauer, eine Chronikdichtung in zwölf Gesängen"; C. F. Meyer: „Engelberg, eine Dichtung"; J. H. Fehrs: „König und Hütte, ein erzählendes Gedicht"; E. Zschocke: „Der heilige Gral, romantisches Gedicht in vierzehn Gesängen"; H. J. Simmssen: „Das neue Lied der Nibelungen"; „Der

Kedrich, eine Dichtung nach Rheinsagen" von A. M. in F.; M. Kolbenheyer: „Unter den Linden. Ein Lied von Christian Leberecht Großmann in acht Gesängen"; C. Ferdinand Meyer: „Huttens letzte Tage". Ganz in das Gebiet der Idylle gehören: A. Mitzenius' „Johannes. Idylle in zehn Gesängen"; Anna Löhn: „Ein deutscher Schulmeister. Eine Dorfgeschichte in Versen". Eine katholische Epopöe ist „Jesus der Christ" von F. W. Helle; der erste Theil enthält vierzehn Gesänge. Hierher gehört auch das „Leben des heiligen Franciscus mit der Natur. Sinngedicht. Von einer Schwester der Heimsuchung Maria zu Zangberg". Eine Sammlung von Meisterwerken epischer Dichtung sind die „Festrosen".

Mancherlei epische Anläufe knüpfen auch an den letzten Krieg an: R. Habenicht: „Das Lied von Germanias Größe. Epos"; L. Rovenhagen: „Deutschlands Erhebung unter Preußens Führung"; „Wilhelm der Krieger. Heldengedicht zur Verherrlichung der deutschen Siege des 19. Jahrhunderts und der Neugeburt des einigen Deutschland"; H. Wege: „Sedaneia oder wahrheitsgetreue und überdies in Verse gebrachte Beschreibung des deutsch-französischen Kriegs von seiner ersten Entstehung an bis zur Reise des Kaisers Napoleon nach Wilhelmshöhe".

Dies letztere Gedicht bildet den Uebergang zu dem komisch-satirischen Epos, welches in neuester Zeit eine sehr ausgiebige Pflege findet. Wir halten es für einen entschiedenen Fortschritt, daß auch der Humor, der sich im Feuilleton zu zersplittern drohte, sich zu geschlossenen künstlerischen Schöpfungen aufrafft. Durch Benutzung einer frei erfundenen komischen Mythologie erinnert am meisten an die Muster des vorigen Jahrhunderts, wie an Pope's „Lockenraub", der mit ansprechenden Illustrationen geschmückte „König Pharao" vom Herausgeber d. Bl. E. Eckstein, der auf diesem Gebiete sehr productiv ist, hat ein satirisches Epos: „Venus Urania", herausgegeben: Julius Grosse ein tragikomisches Heldengedicht, „Der Wasunger Noth". Hierher gehören ferner: L. Mertens: „Die vornehme Gesellschaft"; Messer Lodovico Ariosto Helvetico (J. V. Widmann): „Kalospinthechromokrene oder der Wunderbrunnen von Is". Mehr ins volksthümlich Schwankartige greifen über: Friedrich Hofmann's „Fröhliche Heldengedichte, Nr. 1: Die Eselsjagd", und „Phylax", ein launiges Gedicht von August. Der obenerwähnten „Sedaneia" schließt sich an: „Der Krieg von 1870—71. Grotesk-komische Darstellung in altägyptischer Manier mit Hieroglyphen und humoristischem Text in Versen". Eine Travestie ist „Die Börsenglocke, frei nach Schiller" von Julius.

Das Bedeutendste, was die dramatische Literatur des Jahres 1872 aufzuweisen hat, sind die bisher unbekannten Trauerspiele aus dem Nachlasse Grillparzer's, welche in seinen jetzt vollständig erschienenen „Sämmtlichen Werken" (in zehn Bänden) zum ersten male veröffentlicht wurden. Es sind, außer dem bereits aufgeführten Fragment „Esther", die Trauerspiele: „Bruderzwist im Hause Habsburg", „Libussa" und „Die Jüdin von Toledo", Dramen, in denen der Nerv der Handlung schwächer ist als in Grillparzer's bekannten frühern Trauerspielen, die aber desto mehr mit einer Fülle sentenziöser, oft tiefsinniger Weisheit gesättigt sind. Während „Bruderzwist im Hause Habsburg" an die Form der Historien, der Haupt- und Staatsactionen streift, „Libussa" an diejenige der phantastischen Sage, schließt sich „Die Jüdin von Toledo" am meisten an die übliche From der Bühnendramatik an, ist aber in Bezug auf dichterischen Inhalt und geistige Bedeutung im ganzen dürftiger als die beiden andern Stücke. Auch in Friedrich Halm's Nachlaß findet sich Dramatisches. Der siebente Band desselben bringt „Begum Somru" und Bruchstücke aus „König Womba" und „John Brown". Paul Heyse's „Sämmtliche Werke", die rüstig fortschreiten, bringen, während die frühern Bände „Gedichte" und „Novellen" enthalten, in ihrem neunten und zehnten Bande die Dramen des vielseitigen Autors.

Von ältern Dramen liegt die romantische Tragödie „Tristan" von Josef Weilen, eine der poesiereichsten Schöpfungen dieses Dichters, in zweiter Auflage vor, ebenso das preisgekrönte Drama von Albert Lindner: „Brutus und Collatinus", und das dramatische Gedicht „Kaiser Heinrich IV." von Ferdinand von Saar, welches der talentvolle Verfasser verbessert hat und jetzt in einem Bande erscheinen läßt. Auch Robert Giseke hat sein Trauerspiel „Kurfürst Moritz von Sachsen" in zweiter Auflage und neuer Bearbeitung herausgegeben. Von Heinrich Kruse's „Wullenweber" und „Gräfin" liegen neue Auflagen vor, während der productive Verfasser einen „König Erich" und einen „Moritz von Sachsen" inzwischen veröffentlicht hat. Von den dramatischen Werken des modernen Shakspearomanen J. L. Klein, der bisweilen mehr an Marlowe als an Shakspeare erinnert, liegt ein siebenter Band vor, welcher das Drama „Richelieu" enthält. Heinrich Laube hat seinem Tendenzstück „Böse Zungen", welches den elften Band seiner Dramatischen Werke bildet und in zweiter Auflage vorliegt, im zwölften Bande derselben seinen „Demetrius" folgen lassen, in welchem er dem Schiller'schen Kern einen funkelnden, aber nebelhaften und unschönen Theaterschweif anhängt. Die Tragödie „Papst Sixtus V." von Julius Minding ist in zweiter Auflage erschienen.

Die historische Dramatik, von den Bühnen und dem Publikum mit Ungunst behandelt, bleibt unermüdlich in der Bearbeitung geschichtlicher Stoffe aus allen Zeiten; das Alterthum und das Mittelalter, Sage und Geschichte, müssen hauptsächlich ihre Helden für diese dramaturgischen Experimente hergeben. Das Register derselben ist wieder reichhaltig genug: H. Allmers: „Elektra"; T. Seemann: „Agamemnon"; E. Mohr: „Capitolin"; A. Herrig: „Alexander"; E. Banner: „Bar Kochba, der letzte König der Juden"; F. Fittica: „Apollina"; E. Schottky: „Sigurd"; Mathilde Wesendonck: „Edith oder die Schlacht bei Hastings"; A. Wechßler: „Johanna d'Arc"; Friedrich Walther: „Konrad I."; F. Michaelis: „Heinrich IV." und „Rosamunde"; K. Kutter: „Kaiser Heinrich IV."; A. Fitger: „Adalbert von Bremen"; A. Romann: „Attila"; Luise Pichler: „Heinrich's des Ersten Söhne"; W. Gabriel: „Sultan Murad I."; E. del Buffalo: „Konradin von Hohenstaufen"; „Konradin, der letzte Hohenstaufe", Drama vom Verfasser der „Weizenähre"; A. F. von Schack: „Die Pisaner"; R. Avé-Lallemant: „Carranza, Erzbischof von Toledo"; F. A. F. Win-

derfield; „Anna Boleyn“; J. E. Kühn: „Cola di Renzi, der letzte römische Tribun“; Bernhard Scholz: „Hans Waldmann“; Wilhelm Jensen; „Juana von Castilien“; W. P. Graff: „Michael Kohlhaas“; P. Sirano: „Darnley“; A. Beer: „Andrea del Castagno“; K. von Gerstenberg: „Johann Huß“; G. Adolphi: „Ulrich von Hutten“; T. Gampe: „Peter und Alexei“; R. Bunge: „Das Fest zu Bayonne“; O. Rentsch: „Friedrich von der Trenk“; E. Wolff: „York“.

Eine Zahl anderer Stücke gehört theils der sagenhaft-phantastischen, theils der modern bürgerlichen und socialen Richtung an: J. Mag: „Loreley“; C. Cerri: „Sturm und Rosenblatt“; P. Lohmann: „Gegen den Strom“; Henriette Strauß: „Sewahi“; B. Wiß: „Paris und Oenone“; B. Stern: „Das Kronenhaus“; J. A. Baudry: „Die Gebrüder von Stolzenfels“; C. Deutsch: „Stephan Klinger“; A. Corrodi: „Der Herr Doctor“; C. L. Wesenfeld: „Hohenstein“; Gräfin Adele Bredow: „Freie Wahl“; G. A. B. Schmidt-Sommerfeld: „Anna und Diego, oder vorwitzige Neubegier“; A. de Waal: „Meister Faustgerecht“; J. Matz: „Zwei Bräute, ein sociales Trauerspiel“; M. H. Büchting: „Bianca“; C. J. Folnes: „Verbotene Früchte“ und „Aus dem Soldatenleben“; W. Roßmann: „Meister Lucas, dramatisches Charakterbild“. Hierher gehören vor allem die Dramen zweier jung verstorbener Dichter, das Schauspiel „Eine moderne Million“ von Bernhard Scholz und das Trauerspiel aus dem vierten Stand „Vater Brahm“ von Hippolyt Schaufert. Nehmen wir hierzu noch einige Gelegenheitsdramen: Joseph Weilen: „An der Pforte der Unsterblichkeit“, Julius Rodenberg: „Lorber und Palme“, zwei Festspiele; A. Fitger: „Albrecht Dürer in Bologna“, „Johann Kepler“, zwei Festspiele; J. Carillon: „Die Gründung des Reichs“, dramatische Bilder, und die holzschnittartige Volksdramatik von B. Ponholzer: „Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung“, fünfte Folge, und „Judith, die Heldin von Israel“, biblisches Schauspiel mit Gesang — so haben wir eine so bunte Musterkarte von dramatischen Stoffen und Formen, wie sie gewiß keine andere Nation der Gegenwart aufzuweisen hat. Schon auf diesem Gebiete des ernsten Dramas sind mehr Gattungen vertreten, als Polonius aufgezählt hat; wir haben antike Dramen mit Chören, Lohmann'sche Musikdramen, indische Lotosblumendramatik, altgermanische Sagentragödien, holzschnittartige Volksdramatik, socialistische Tendenzschauspiele, politisch-religiöse Freiheitsdramen, Ritter-, Türken- und Judenstücke, — und das alles ist der dramatische Ausbruch eines einzigen Jahres! Und dabei hat dies Drama keinen Stil, keine feststehende Form wie das altgriechische, das altspanische, das altenglische, das französisch-classische Drama; es ist die vollendete Stillosigkeit, die polyhistorische Buntscheckigkeit einer Allerweltsbildung — und bei dieser massenhaften Production oft begabter Dichter geht die Bühne der Gegenwart fast leer aus. Da schelte man noch die Kritik als einseitig und verblendet, welche diese akademische Verwilderung in Zucht nehmen will zu Nutz und Frommen einer deutschen Nationalbühne!

Auch auf dem Gebiete des Lustspiels sind die verschiedensten Gattungen vertreten, das aristophanische Lustspiel nach seiner phantastischen Seite in Robert Hamerling's „Teut“, nach seiner satirischen in H. Loschge: „Das Reservelazareth in Schöppenstedt“; das historische in Hippolyt Schaufert's „Ein Erbfolgekrieg“; das politische in zwei Komödien von A. J. von Schack: „Der Kaiserbote“, „Cancan“. Unter den modernen Conversationslustspielen nehmen diejenigen von A. Wilbrandt: „Jugendliebe“, „Die Maler“, „Die Vermählten“ einen hervorragenden Rang ein. Roderich Benedix läßt seine „Gesammelten dramatischen Werke“ in dritter Auflage erscheinen, und außerdem ist ein neuer, der sechsundzwanzigste Band derselben, ausgegeben worden, welcher die Lustspiele „Der Wildling“, „Das Stiftungsfest“ und mehrere kleinere Stücke enthält. Von C. A. Görner's „Lustspielen“ liegt der zweite Band vor, ebenso enthält das siebzehnte Bändchen des „Deutschen Theater“ drei Lustspiele dieses Autors: „Kurzsichtig“, „Nur ein Band“ und „Erziehung macht den Menschen“. Von den Lustspielen des liebenswürdigen G. A. zu Putlitz liegt eine Ausgabe in vier Bänden vor, und der naturalistisch zugreifende L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion) läßt in zwei Bänden „Gesammelte dramatische Bluetten“ erscheinen. Theodor Gaßmann's, des frühverstorbenen hamburger Dichters, Sammlung: „Dramatisches“, enthält ebenfalls Lustspiele. Andere Lustspiele sind: A. Wintterlin: „Der Geisterbanner“; F. Morolf: „Drei Lustspiele“, „Raucher und Schnupfer“; B. Auinger: „Lustspiele“; G. Reuse: „Leipzig während dreier Jahrhunderte“; O. F. Gensichen: „Blitzableiter“; B. von Cramm: „Die Ahnenprobe“ und „Schlittenrecht“; G. van Hoven: „Scherz und Ernst, dramatische Spiegelbilder aus dem Leben“. Zahlreiche Bluetten und Bühnenstücke, die meistens auch aufgeführt wurden, erschienen in den verschiedenen Sammlungen: „E. Bloch's Dilettanten-Bühne“, „E. Bloch's Theater-Gartenlaube“, „E. Bloch's Volkstheater“, „Deutsches Theater“; „Wallner's Volks- und Nationaltheater“ und „Neue Thalia, Taschenbuch für 1872“.

Was die Romanliteratur betrifft, so sind beide Gebiete, die des historischen Romans und des modernen Zeitromans, in dem Literaturjahr 1872 gleichmäßig angebaut worden. Ein interessanter Roman aus der Zopfzeit und den kleinstaatlichen Kreisen in Deutschland ist Karl Gutzkow's „Fritz Ellrodt“. Ein historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert ist „Die Rose von Heidelberg“ von der lebendig schildernden Gräfin L. Robiano; der Roman spielt in dem pfälzer Kriege 1689—93. Weiter zurück greift Luise Otto in dem historischen Roman aus dem 13. Jahrhundert „Die Stiftsherren von Strasburg“; Otto Müller macht den „Fall von Konstanz“ zum Mittelpunkte eines Romans aus dem 16. Jahrhundert. Von G. Hiltl's historischem Roman: „Der Münzthurm“ ist die zweite Abtheilung „Der Sturz des Meisters“ erschienen, außerdem ein Roman „Um Thron und Leben“; Luise Mühlbach verwerthet ihre ägyptische Reise in den Romanen „Mohammed Ali und sein Haus“ und „Mohammed Ali's Nachfolger“; Karl Wartenburg macht den Schreckensmann „Robespierre“ zum Helden eines geschichtlichen Romans; Eduard Rüffer schildert „Die letzten Tage Alt-Oesterreichs“. Hierher gehören noch Emil Brachvogel: „Der Fels von Erz“; Günther von Freiberg: „Die Perle von Palermo“; J. C. Scholz: „Hans Sachs“, eine historische Erzählung aus der Reformationszeit; P. Lippert:

„Die verschollene Kaiserstochter und ihr Kammerjude"; und „Napoleon I. und sein Capua in Berlin". Ultramontane Tendenzen verfolgt C. von Bolanden in seinem historischen Roman „Canossa". Von einem der Meister unsers deutschen historischen Romans, Wilibald Alexis, erschienen die „Vaterländischen Romane" in neuer wohlfeiler Ausgabe.

Der sociale Zeitroman wird von den Schriftstellern, die sich auf diesem Gebiete hervorgethan, mit Eifer, doch nicht stets mit demselben Glücke angebaut. Friedrich Spielhagen's Roman „Allzeit voran" steht zurück hinter seinen frühern Schöpfungen, auch Gustav vom See's „Krieg und Friede" gehört nicht zu den gelungensten Werken dieses Autors. Von Edmund Hoefer ist ein Zeitroman: „Der Demagoge", erschienen; von Levin Schücking ein Roman: „Herrn Didier's Landhaus"; von Robert Byr, dessen Romane meistens durch einen philosophischen Grundgedanken getragen werden, ein Roman: „Auf abschüssiger Bahn". Der elegante und feinsinnige Gustav zu Putlitz läßt einen Roman: „Die Nachtigall", erscheinen; der vielgewanderte und vielgenannte Hans Wachenhusen einen Roman: „Um schnödes Geld"; M. A. Niendorf, der Kenner der Zustände auf dem Lande: „Rittergut Marderheim"; Balduin Möllhausen: „Das Finkenhaus"; E. A. König: „Das Prinzeßchen" und „Das große Los". Ein Theaterroman mit lebendigen Perspectiven in die Coulissenwelt und reformatorischen Tendenzen ist Ernst Wichert's: „Hinter den Coulissen". Aus der jüngsten Vergangenheit Frankreichs entnimmt M. von Schlägel seinen Roman: „Pariser Todtentanz", und L. K. von Kohlenegg überrascht die Welt durch einen „moralischen" Roman: „Das schwache Geschlecht". Andere Romane sind: G. Hick: „Die Parias der Gesellschaft"; L. Parisius: „Pflicht und Schuldigkeit"; H. Wild: „Sarah"; A. Schrader: „Elisabeth oder das Damenduell" und „Ein Waisenmädchen"; T. Scheibe: „Die Kinder des Sturms, oder das Mädchen vom Neuthor", „Kaiser Joseph und die schöne Bäckerstochter" und „Die Prinzessin im Kloster"; P. Laicus: „Ringende Mächte"; A. Streckfuß: „Der verlorne Sohn"; G. von Kunda: „Im Sturm der Zeit"; J. D. H. Temme: „An der Memel" und „Der Quälgeist auf dem Weißenstein"; „Theophil, oder Wahrheit und Liebe"; A. Reichner: „Clotilde"; Friedrich Friedrich: „Fromm und frei"; E. Fels: „Titania"; Graf A. Adelmann: „Selbst errungen"; Armand: „Die Fürstentochter" und „Die alte spanische Urkunde"; Freiherr E. von Bibra: „Die Kinder der Gauner"; T. Hermann: „Wilhelm Wolfschild, Roman aus dem baltischen Leben"; A. Silberstein: „Glänzende Bahnen"; F. von Krane: „Reiter und Jäger" und „Führe uns nicht in Versuchung"; W. Winkler: „Die deutschen Kleinstädter in Amerika"; H. Noë: „Die Brüder"; R. E. Hahn: „Die Sklaverei der Liebe"; G. F. Busch: „Ole Hielan, der Held der nördlichen Hochlande". Der steirische Volksschriftsteller P. K. Rosegger hat eine Geschichte: „In der Einöde", herausgegeben. Viel von sich sprechen machte der Zeitroman von G. Samarow: „Um Scepter und Kronen", welcher die Porträts mancher lebenden Staatsmänner enthält und Situationen aus der Gegenwart zeichnet. Daß Prinz Georg von Preußen der Verfasser sei, wurde behauptet, aber widerrufen.

Eine Sammlung von Gerstäcker's Schriften wird das Gesammtbild dieses beweglichen Autors und seiner Weltfahrten entrollen. Selbständig erschien von ihm aus seinem Nachlaß: „In Amerika". In den Kreis des exotischen Romans gehört auch E. von Vincenti: „Die Tempelstürmer Hocharabiens". Auch der humoristische Roman findet ebenfalls nach wie vor eifrige Pflege; doch sind es meistens dieselben Autoren, die auf seinem Gebiete bereits heimisch sind: W. Raabe: „Der Dräumling"; U. Baudissin: „Der Lebensretter", und A. von Winterfeld: „Narren der Liebe".

Unbestreitbar ist der neue sociale Roman mit seiner psychologischen Zergliederung der Empfindungen, der Neigungen, der Herzensbeziehungen und der durch sie begründeten Lebensverhältnisse die eigentliche Domaine der Frauen, welche in die Falten und Fältchen des menschlichen Gemüths tiefer einzudringen wissen, freilich oft in ihrer Schilderung männlicher Charaktere sich vergreifen, indem sie diesen zu viel und zu fein nuancirtes Empfindungsleben zumuthen. Dies hat schon die Altmeisterin des Frauenromans, Gräfin Ida Hahn-Hahn, gethan, die jetzt aus ihrer klösterlichen Einsamkeit mit einem neuen Roman: „Die Erzählung des Hofraths", aufgetaucht ist. Geistreiche Werke sind: „Johannes Olaf" von Eliza Wille; „Aus eigener Kraft" von Wilhelmine von Hillern und „Schuld und Sühne" von Karl Detlef. Von andern Frauenromanen erwähnen wir noch: Baronin Elisabeth von Grotthuß: „Graf Bruno Degenhart", socialer Roman; Luise Otto: „Deutsche Wunden. Zeitroman (1864—71)"; T. S. Braun: „Verschmähte Liebe"; Mathilde Raven: „Glänzende Aussichten"; „Palast und Bürgerhaus" von Ernestine von L., und das „Heideprinzeßchen" von der talentvollen Novellistin der „Gartenlaube", E. Marlitt.

Immer mehr schießt der Lieferungsroman ins Kraut, der Roman der Sensationsmotive und derb stoffartigen Wirkungen: G. Berthold: „Die Geheimnisse von Venedig", „Die rothen Teufel", „Die Todtenhand oder Monte Christo's letzter Weltgang"; R. Starck: „Die bleiche Agathe oder die Hellseherin vom rothen Thurm"; A. Storch: „Licht und Finsterniß oder die Geheimnisse der wiener Hofburg", „Graf Egmont und das schöne Mädchen von Brüssel oder die Schrecken der Inquisition", „Das schwarze Cabinet oder die Mysterien der Polizei"; F. Alexander: „Der Doppelgänger von Triest oder die Geheimnisse der Verbrecherwelt"; G. Füllborn: „Anna von Oesterreich oder die drei Musketiere der Königin"; E. Homburg: „Sklavenleben der französischen Arbeiterinnen", ein socialer Roman; L. Tenani: „Ignaz von Loyola, der erste Jesuit, oder der Schwur auf dem Montmartre"; P. Lucius: „Die Gesellschaft der Nacht oder die Verbrechen unter dem Priestergewand des Ordens Jesu; historischer Roman". Von diesen Colportageromanen unterscheiden sich indeß die historischen Romane einiger namhafter Schriftsteller, bei denen der Reichthum an Phantasie mit dem Mangel an Geschmack Hand in Hand geht, weniger, als die Verehrer der letztern glauben.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Gustav Freytag's neuer Roman.

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Erste Abtheilung: Ingo und Ingraban. Leipzig, Hirzel. 1872. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verherrlicher des Tiers-Etat auf einmal als poetischer Illustrator einer deutschen Ahnentafel? wird man sich verwundert fragen; doch man vergißt dabei, daß der Verfasser von „Soll und Haben" sich auch durch seine saubern und geschmackvollen Beiträge zur deutschen Culturgeschichte einen Namen gemacht hat. Und läßt sich in der Schilderung der Ahnen der verschiedenen Jahrhunderte nicht ein Bild deutschen Culturlebens aus allen Zeiten bis hinauf zur grauen Vorzeit entrollen?

Man hat Gustav Freytag bisher nachgerühmt, daß er stets mit wohlerwogenen Werken vor das Publikum getreten sei, welche das Gepräge künstlerischer Vollendung trügen; man hat indeß dies Lob selbst auf verfehlte Productionen, wie die frostigen „Fabier", welche den Mangel an jeder Begabung für den höhern dichterischen Stil offen zur Schau stellen, übertragen. Wir bedauern, bei aller Achtung vor dem begabten Autor, seinen neuen Roman auch nur als ein literarisches Curiosum bezeichnen zu können, welches aus einer unglücklichen Mischehe von Gelehrsamkeit und künstlerischem Wollen hervorgegangen ist.

Von Haus aus ist es schon eine kühne Zumuthung, daß wir eine Reihe von Erzählungen, die in ganz verschiedenen Jahrhunderten spielen und deren Helden durch nichts miteinander verbunden sind, als durch die Genealogie, als einen Roman betrachten sollen; ja diese erste Abtheilung: „Ingo und Ingraban", besteht schon aus zwei Erzählungen, welche in gar keinem Zusammenhang miteinander stehen, außer demjenigen, daß Ingraban, ein Abkomme von Ingo ist und in einem Beutel von Otterfell einen von seinen Ahnen ererbten Zauber bewahrt, daß überdies beide als friedlos geächtet in den Wäldern vornehm hausen. In der Widmung an die Kronprinzessin Victoria sagt der Autor, daß er gern im Anfange verschweigen möchte, wie die einzelnen Geschichten zu einem Ganzen verbunden sind. Daß dies in ungenügender Weise geschehen ist, sehen wir indeß schon aus den beiden ersten Erzählungen, ohne das Geheimniß, in welches der Autor sich hüllt, vorzeitig enträthseln zu wollen.

„Das Buch will Poesie enthalten", sagt der Verfasser, „gar nicht Culturgeschichte." Es scheint, als ob er ein dunkles Vorgefühl davon habe, daß die Kritik das Gegentheil behaupten werde. In der That, als Beiträge zu deutscher Culturgeschichte in poetischer Form — eine öfter, wenn auch weniger von Dichtern angewandte Mischform — werden wir den Erzählungen Gustav Freytag's alles Lob spenden müssen; er hat aus den Ueberlieferungen der Sage und alten Geschichte, aus dem, was über Rechtsalterthümer und sonstige Sitten und Bräuche deutscher Vorzeit bekannt geworden ist, anschauliche Bilder derselben entworfen, und die von ihm frei erfundene Handlung erfüllt den Zweck, altdeutsches Leben uns nach allen Seiten hin vorzuführen. Als selbständige Dichtungen aber haben diese Erzählungen nur geringen Werth; jener Phantasiereichthum, der spannende Situationen schafft und welchen Autoren von geringerm Kunstverstande, Gerstäcker u. a., bei ihren Schilderungen wilder Männer an den Tag legen, geht Gustav Freytag ab; die Erfindung ist im ganzen nüchtern und schablonenhaft, und jene Eigenthümlichkeit der Darstellung, durch welche der Autor seinen höhern Standpunkt zu wahren sucht und die er in der Widmung als „stilvoll" bezeichnet, stehen wir nicht an als manierirt zu tadeln. Es gibt eine Künstelei der Hyperkunst, deren anfröstelnde Gemachtheit und Gezwungenheit keinen wahrhaft künstlerischen Eindruck aufkommen läßt. Wir können darin keine Meisterschaft erkennen, wenn ein Maler der heutigen Zeit in dem eckigen Stil altdeutscher Malerei seine Gestalten und Gewänder auf die Leinwand werfen wollte. Costümtreue ist ein großer culturhistorischer, aber ein geringer poetischer Vorzug; der treuherzige Chronikenstil in Stifter's „Witiko" hat etwas Affectirtes, und die altdeutschen oft süßlichen, oft komischen Wendungen in Freytag's Roman geben demselben meistens ein kokettes und geziertes Aussehen. Wenn man uns entgegnet, daß solche Stoffe sich nur mit so schlichter Simplicität behandeln lassen und jede Berührung mit dem Gedankenreichthum und Gefühlsleben der Neuzeit sie verfälschen würde, so stellen wir dagegen die Anforderung, derartige Stoffe, welche zur Gedankenarmuth verurtheilen, überhaupt nicht zu wählen und ihre angemessene Darstellung der Culturgeschichte zu überlassen. Das Katheder gehört nicht auf den Parnaß — und wenn man es auch mit poetischen Blumen umwindet.

Der erste wilde Mann, den uns Freytag vorführt, ist Ingo, ein Vandale von der Oder, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts lebt. Die poetische Desinficirung des bisher so verschrienen Vandalismus macht in neuerer Zeit Fortschritte. Hermann Lingg verherrlicht in seiner „Völkerwanderung" vor allem die Vandalen und auch Freytag macht zum Helden seines ersten culturgeschichtlichen Bildes einen Sprößling dieses Volksstammes. Ein heimatlos umirrender Fürstensohn hat Ingo mit den Alemannen gegen die Römer gekämpft und nimmt nun bei den Thüringen das Gastrecht in Anspruch, ohne anfangs seine Herkunft zu verrathen. Daß er indeß von hervorragendem Stamm sei, beweisen seine athletischen Leistungen, namentlich im Voltigiren, denn er springt über mehr Pferde mit einem Satze als der geübteste thüringer Mann. Diese Gastfreundschaft genießt er bei dem Fürsten Answald, der in den Waldlauben herrscht als eine Art Vasall des thüringer Königs. Hier begibt sich nun die alte Geschichte, die ewig neu bleibt. Ingo verliebt sich in des Fürsten Töchterlein Irmgard und wird von ihr wieder geliebt; sie ist von der Mutter indeß für Theodulf bestimmt; die beiden Nebenbuhler gerathen auf einer Jagd aneinander, wobei Theodulf übel zugerichtet wird. Ingo muß die Waldlauben meiden und geräth an den Hof des Königs Bisino, der ihm Böses sinnt, doch vor dessen Zorn ihn Königin Gisela errettet, die von heißer Leidenschaft für ihn entbrannt ist. Ingo flüchtet, erreicht den Idisbach, wo er ein Heimwesen gründet, entführt seine Irm-

gard, wird aber dann von den Burgunden und Thüringen bedrängt; Königin Gisela, die ihren Gemahl beseitigt hat, erscheint bei Ingo und verlangt, daß er in Liebe ihr folge. Verschmäht, rüstet sie den Rachekrieg, belagert und verbrennt Ingo's Burg, den Helden und sein Weib. Nur der Sohn entkommt — und macht so die zweite Hälfte des ersten Bandes und die folgenden Bände der „Ahnen" möglich.

Die zweite Erzählung: „Ingraban", spielt im 8. Jahrhundert, zur Zeit Karl Martell's und des Heidenbekehrers Winfried. Ingo's Abkömmling Ingraban ist ein trotziger Heide, der auf einer Fahrt gegen die Sorben viele herzkränkende Leiden erduldet hat und mit Mühe dem Opfertod entgangen ist, der später, weil er gegen den Bischof das Schwert gezückt, geächtet wurde und friedlos in dem Walde umirrt, bis ihn die Christin Walburg dort aufsucht, ihm opfermüthige Treue gewährt, bis sich der Mönch Gottfried für ihn opfert und so sein verstocktes Herz dem neuen Glauben geöffnet wird. Ingraban stirbt mit Winfried auf einem Bekehrungszuge gegen die Friesen; doch seine Nachkommenschaft gedeiht, zur Beruhigung für uns, daß der Plan des Dichters auch weiterhin ausgeführt werden kann.

Die Art der Grenzbewachung, der Milchwirthschaft und Viehzucht, das Kostüm altdeutscher Fürstentöchter, die Beschaffenheit der Dörfer und der mit Pfahlwerk und Gräben umgebenen Herrenhöfe, mit dem hochragenden Dach des Saals, dem First mit schöngeschnitzten Dächern, die Einrichtung der Festmähler, der Wettspiele, der Kraftübungen, der Schwerttänze, der Art und Weise der Jagd, der Befestigungen, des Angriffs und der Vertheidigung — das wird uns alles in der Erzählung „Ingo" mit einer, wir möchten sagen erschöpfenden Vollständigkeit geschildert. In der zweiten Erzählung erfahren wir überdies, wie es bei den Wenden aussieht, und werden hier an die Schilderungen der polnischen Wirthschaft in „Soll und Haben" erinnert; die schlechte Wirthschaft des Slawenthums wird der guten des Germanenthums bereits in der grauen Vorzeit gegenübergestellt. Außerdem sehen wir hier die wackern Heidenbekehrer in voller Arbeit, die ersten Missionen des Christenthums in Deutschland. Die Ausführung erinnert hin und wieder an Giotto's Altarbilder, bisweilen selbst an Fiesole's milde Verklärung; aber die festgenagelten Heiligenscheine um die Köpfe dieser Priester machen doch einen ermüdenden Eindruck. Daß Winfried sich am Schlusse gegen das Papstthum erklärt, ist gewiß unhistorisch und wol nur eine captatio benevolentiae für den Bischof und eine kleine Entschädigung für den Leser, dem so viele zuckersüße Frömmigkeit im Laufe dieser zweiten Geschichte eingelöffelt wurde.

Der Germanist mag entscheiden, ob die Treue des Autors gegen die Geschichte eine durchweg unverbrüchliche ist, und ob sich gegen die culturhistorischen Säcularbilder des alten Thüringen — zu einer Zeit, wo der Name Thüringen übrigens noch gar nicht genannt wurde — nichts einwenden läßt. Wir haben es nur mit Würdigung der dichterischen Bedeutung dieser Erzählungen zu thun. Ohne Frage sind einzelne Schilderungen von anziehender und keuscher Schönheit; an diesen Stellen macht die durchgängige Künstelei des alterthümelnden Stils wahrer Kunst Platz und ein stimmungsvoller Hauch schwebt über den Gruppen. Hierher rechnen wir in „Ingo" die Schilderung der Römerschlacht, das Liebeswerben am Bach im Walde mit der sinnvollen Natursymbolik, und in „Ingraban" die Waldeinsamkeit des geächteten Helden und seiner Walburg. Im ganzen aber haben wir es nur mit Reliefbildern zu thun, welche über die andeutende Plastik nicht hinausgehen. Die Bewunderer Freytag's werden ihn vielleicht als den Homer deutscher Urzeit auf den Schild heben; seine Kunst geht aber nicht über die culturhistorische Reliefbildnerei hinaus, mit welcher Homer den Schild des Achilleus schmücken läßt.

Die Erfindung des „Ingo" könnte ebenso gut für einen spätern Ritterroman verwendet werden, mutatis mutandis; alle Rollenfächer dieser Romane sind voll besetzt. Es fehlt nicht Entführung, Rache aus Eifersucht, Heldenkampf und Burgbelagerung. Namentlich hat die stolze Königin Gisela etwas Hochromantisches, ja Jungdeutsches. Gleich ihre ersten Worte, die ihr wie ein Zettel der Puppenkomödie aus dem Munde hängen: „Gisela heiße ich, vergeiselt bin ich in fremdem Land zu freudlosem Lager dem gemeinen Mann", zeigen eine Unbefriedigung, wie sie die jungdeutschen Heldinnen zur Schau zu tragen pflegen, Unbehagen in der Ehe und Abenteuerlust; mit Freuden begrüßt die vergeiselte Gisela die Nähe des gebannten Ingo, der ihr einst als Kind zum Mann bestimmt war. „Jetzt naht dein Schritt dem Pfad, auf dem ich schreite; sei mir willkommen, ob du mir lieb bist oder leid, denn müde bin ich der Einsamkeit." Ist dies nicht ein ganz anachronistisches modernes Empfinden? Würde eine Fürstin aus jener Zeit, an der Seite eines Gemahls „vierschrötig von Leibe, mit starken Gliedern und breitem Angesicht" sich gerade „einsam" gefühlt haben? Das Gefühl der Einsamkeit empfinden die Heldinnen von Balzac und Alexandre Dumas, ehe sie sich verführen lassen. Auch weiterhin erinnert Gisela oft an die Georgine im „Grafen Waldemar". Als eine Emancipirte von reinstem Wasser ruft sie Ingo zu: „Nicht dürfen wir zwei, du und ich, nebeneinander auf der Männererde dauern, wenn du mir nicht folgst." Beiläufig diese altdeutsche „Männererde", welche hundertmal in den beiden Erzählungen vorkommt, macht doch hier im Munde der mannstollen Königin einen sehr komischen Eindruck. Auch die Begegnung zwischen der Königin und Irmgard, die den kleinen Erben badet, ihr Obergewand auszieht und nun nicht weiß, wie sie ihre „nackten Beine" bergen soll, mag vielen als ein Meisterstück homerischer Objectivität und Naivetät erscheinen; uns schwebt die Situation an der Grenze des Lächerlichen. Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schwer — ja es ist bisweilen komisch.

Auch an altdeutschen Soubretten fehlt es nicht; da ist die muntere rothwangige Frida, welche ihren Geliebten, den Wolf, aufzieht, als er mit dem Fremden des Wegs kommt. Dies Wechselgespräch, das sich von den Couplets der neuen komischen Opern sehr unterscheidet, mag uns einen Begriff von urgermanischer Schäferei geben; es gewährt nicht blos reinen Genuß, sondern es ist lehrreich in Bezug auf alten Volksglauben:

„Glück hattest du, Wolf, im Schlafe", spottete sie, „an dem Grenzdorn ist, da du ruhtest, ein fremder Vogel hängen

geblieben. Wie war dein Schlummer, Wächter, auf dornigem Lager?" — „Die Eule ließ mich nicht schlafen, sie stöhnte über Frida, die bei Nacht am Zaune steht und rüttelt, um zu erfahren, von wannen ihr ein Hausherr kommen wird." — „Ich aber sah einen Stieglitz auf dürrem Strauch, der sammelte alte Distelwolle zu einem Ehebett für den reichen Wolf." — „Und ich weiß eine Stolze", versetzte Wolf zornig, „welche die Veilchen zertrat, die sie suchen sollte, und dabei in die Nesseln fiel." — „In die Nesseln deines Ackers nicht, du dummer Wolf!" versetzte Frida zornig. — „Ich kenne eine, der ich den Ball nicht zuwerfe beim nächsten Reigen", antwortete Wolf. — „Wenn der Wolf tanzt, fliegen die Gänse auf den Baum und lachen", spottete Frida. — „Winde dir ein Kränzlein aus Haferstroh, Jungfer Gans", rief Wolf vom Pferde zurück und trabte abwärts mit dem Fremden, der sich zartfühlend auf die Länge eines Speerwurfs von diesem Wechselgespräch entfernt hatte.

Diese Maniertheit des Stils, die hier ergötzlich zu werden sich bemüht, ist für den Grundton der Erzählung charakteristisch; wir wollen eine kleine Blumenlese solcher Wendungen geben, die wir durchaus unschön und pretiös finden, die aber gewiß als urdeutsch und costümtreu von vielen mit kundiger Andacht genossen werden:

Nicht ziemt dem Mann, die Stunde der Abfahrt aus dem Gast zu spähen. —

Ist es besser für mich, daß er den Königssprung vermag? —

Ingram seufzte tief und seinem Stöhnen antwortete aus der Tiefe das Geheul der grauen Wölfe! —

So kränkt mich's, obgleich ich den Schwertgrimm für rühmlich halte, daß ich um meinen Leib feindlich gegen dich ringen soll. —

Der König dachte: Wenn sie nicht so erlaucht wäre von Geschlecht, wäre es besser für mich und sie. Denn gern möchte ich ihr Schläge geben und sie dann wieder lieb haben. —

Ein König kann nicht *einfältig sein in Gunst und Recht*, vieles muß er bedenken. —

Der König sah mit *querem Blick* auf sie. —

Traure nicht, Holde, wirbelt auch kalter Schnee, mein Herz ist froh, da ich dir vertraue, um die ich sorge. —

Was weilt mein König, ihren Jammer zu schauen. Besser schwingen sie sich, *wenn die Scham ihnen nicht die Beine klemmt*. —

Zieht heim, *bleichnasige Thoren*, und dreht mit den Weibern die Mühlsteine eurer Königin; der große König der Vandalen steigt aufwärts zu seinen Ahnen. —

Das Weib, der *arge Lasterbalg*, wünschte uns Unheil. —

Die Räuber trieben ein junges Weib in deine Berge, du denkst daran, sie zu *entledigen* mit den Waffen oder mit Kauf. —

Unsinnig bist du, Ingram, daß du dich gegen einen Geschorenen regst. —

Die Seele der Menschen habe ich ihnen *unterzwungen*.

Wir haben beliebig herausgegriffen, was uns von solchen sonderbaren Wendungen gerade in den Wurf kam. Nimmt man dazu die stereotypen verzierten Ausdrücke, wie „unhold, leidvoll" u. a., den kurzathmigen Satzbau, der sich, besonders in der ersten Erzählung, selten zu einer Periode entschließt, die fortwährenden Inversionen, so erhalten wir ein Stilgepräge, das den akademischen Feinschmeckern mit seinem alterthümelnden Duft als besonders schmackhaft erscheinen mag, das aber auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck des Verkünstelten macht. Hat man einige Kapitel dieser Erzählung gelesen, so sehnt man sich nach einem Autor von geringerer Begabung und geringern Ansprüchen, der sich nicht so „stilvoll" geberdet, sondern spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Es wäre bedauerlich, wenn wir es in einem so dicken Bande nur mit einem schlummernden Homer zu thun hätten; Freytag's Talent für epische Darstellung, seine sinnige Poesie bricht oft durch diese ganze manierirte Einkleidung siegreich hindurch; aber man muß diese Lichtblicke mit Kapiteln von öder Langweiligkeit erkaufen, namentlich in der zweiten Erzählung, wo ein ziemlich triviales Christenthum oft sehr weitschweifig gepredigt wird, in welches nur die Godelind und das quikende Ferkel des sündigen Priesters Maner einige erheiternde Abwechselung bringen.

Fehlten aber diese Glanzstücke epischer Schilderung und stimmungsvoller Naturbeleuchtung, käme nicht die Begabung des Dichters mehrfach glänzend zum Durchbruch — wir würden keinen Anstand nehmen, diese beiden Erzählungen in den Kreis jener Geschichten für die reifere Jugend zu werfen, welche zugleich unterhaltend und belehrend sich nach Illustration mit bunten Kupfern behufs einer mehr nachhaltigen Wirkung sehnen. Jedenfalls wenn wir den ganzen Stammbaum von den Ahnen aus früher Zeit bis zu dem noch „frisch unter der deutschen Sonne dahinwandelnden Enkel" herunterklettern sollen, so ist dazu wol nicht blos nöthig, daß dem Verfasser die Kraft und Freude in der Arbeit dauert, sondern auch daß diese Freude dem lesenden Publikum nicht verloren geht! Hoffen wir das Beste oder vielmehr das Bessere; denn noch mehr wilde Männer wie Ingo und Ingraban — und wir zweifeln, daß der Zudrang zu der poetischen Schaubude des Autors bis zum letzten Enkel vorhalten wird.

Um unserer Kritik einen „stilvollen" Abschluß zu geben, fügen wir noch das Folgende hinzu: Es ist uns in der That leidvoll, einem Sänger, dessen Ruhm auf der Männererde sich nicht bergen läßt, mit so unholden Worten zu begegnen; doch die getreuen literarischen Knaben und Herdgesellen werden seine Thaten rühmen; die vergeiselte Gisela wird ihnen herrlicher dünken als Brunhild, die Walburg mit der zerrissenen Wange holder als Gudrun, Held Ingo tapferer als Siegfried, und in das Lob der Geschorenen und Geschleierten stimmen sie ein. Und wenn wir tapfer zu bestehen suchen gegen das Landgeschrei und die Scham uns nicht die Beine klemmt, so wird ihr Zorn sich wenden gegen den Kritiker, der mancherlei Menschenwerk geübt und öfter zerschlagen als gebaut hat; aber dieser wird nicht freudlos umherfahren und die Angst wird ihm nicht den Athem drücken; er wünscht dem Dichter selbst, daß noch lange sein Antlitz mairöthlich dauere zur Freude des Volks, aber die Arbeit der Kritik ist peinvoll, und sie ruft wie der geschorene Winfried: „In meinem Amte wage und dulde ich."

Rudolf Gottschall.

Alexander von Humboldt, ein biographisches Denkmal.

Erster Artikel.

Ueberall, wo Wissenschaften geehrt und gepflegt werden, gehört der Name Alexander von Humboldt zu den gefeiertsten Zierden der Gelehrsamkeit. Kaum ist einem andern Sterblichen eine so einmüthige allseitige Liebe und Verehrung wie ihm zutheil geworden. Von diesem genialen Forscher der gesammten Natur, dessen unsterbliche Verdienste zur Verherrlichung zweier Jahrhunderte gedient haben, dem ebenso unbestritten die größte Hochachtung unter den berühmtesten Fachgenossen wie die aufrichtigste Liebe und der wärmste Dank aller gebildeten Nationen gezollt worden ist — von diesem unserm verklärten Landsmann haben wir nun auch eine deutsche Lebensbeschreibung erhalten, welche in jeder Beziehung als ein würdiges Denkmal der biographischen Literatur unserer Zeit zu betrachten ist. Die ungemeine Vielseitigkeit des berühmten Verstorbenen hat es nöthig gemacht, daß sich eine Reihe von Lebens- und Fachgenossen desselben zu einer gemeinsamen Bearbeitung und Darstellung des gesammten Lebens und Wirkens vereinigten. Daß sich nun hierbei die rechten Männer zusammenfanden, können wir nur als ein glückliches Ereigniß begrüßen.

Der Titel des Werks ist:

Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus, A. Dove, H. W. Dove, J. W. Ewald, A. H. R. Grisebach, J. Löwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns. In drei Bänden. Mit drei Porträts Humboldt's in verschiedenen Lebensaltern. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 10 Thlr.

Obgleich es unserer Literatur wahrlich nicht an Lebensbeschreibungen, an biographischen Mittheilungen, an Ruhm- und Gedächtnißreden über diesen großen Mann gefehlt hat, so war doch immer noch das Bedürfniß einer gründlichen Geschichte der geistigen Entwickelung und der Leistungen desselben vorhanden, und dies wurde um so lebhafter empfunden, seitdem er uns durch den Tod entrissen war. Man wünschte und erwartete ein umfassendes biographisches Denkmal des Verklärten und konnte sich den Grund der Verzögerung schwer erklären. Jetzt stellt sich die Ursache klar heraus. Alexander von Humboldt war durch die ihm im Leben so überschwenglich gespendeten Lobeserhebungen übersättigt und hatte daher keinen größern Wunsch, als daß man nach seinem Tode einmal ganz über ihn schweigen möchte. In seinem Testamente bat er alle Verwandten und Freunde, dafür sorgen zu wollen, daß weder in der „Staatszeitung" noch in andern öffentlichen Blättern und Instituten sein Leben beschrieben oder besprochen werde. Das veröffentlichten die Familienangehörigen und knüpften daran die Bitte, alle und jede Mittheilung vertraulicher Briefe des Entschlafenen aus Liebe zu ihm und aus Achtung vor seinem letzten Willen unterlassen zu wollen. Darin, sowie in den bewegten Zeitverhältnissen lag der Grund der Verzögerung. Das Recht zur Veröffentlichung nachgelassener Briefe von Personen, deren Wirken der Nation und der Geschichte angehören, ist aber schwer zu bestreiten, daher kam es denn auch, daß Ludmilla Assing kaum ein Jahr nach dem Tode die an Varnhagen von Ense gerichteten Briefe von Alexander von Humboldt nebst Auszügen aus Tagebüchern und Schriften herausgab. Man weiß noch, welchen peinlichen Eindruck dieses Werk auf die Freunde Humboldt's machte, man hielt die Veröffentlichung anfangs für einen unverzeihlichen Frevel an der Freundschaft des Verstorbenen. Jetzt denkt man aber anders darüber und sieht darin Thatsachen und Züge, welche dem Gesammtbilde unsers Koryphäen nicht fehlen dürfen. Humboldt hatte mancherlei Erfahrungen hinter sich, die ihn geneigt machten, das Herz dem vertrauten Freunde aufzuschließen, der durch ähnliche Erlebnisse erbittert und vergrillt worden war. Wir lernen ihn in diesen Briefen von einer Seite kennen, die ihn in den Augen der Verständigen durchaus nicht verkleinert. Wir sehen ihn als Menschen mit allerlei menschlichen Schwächen, welche der wahren Charakteristik eine besondere Färbung geben, für welche sich aber jeder Menschenkenner lebhaft interessirt, und wir freuen uns sehr, daß unser Werk die Sache richtig zu würdigen weiß. Seine Verfasser haben sich Wilhelm von Humboldt's Ausspruch: „Wenn von Biographie die Rede ist, so habe ich nun einmal den Begriff nur von einer historischen Wahrheit", zum Motto und zur strengsten Richtschnur ausgewählt und sind stets eingedenk der Worte, welche Alexander von Humboldt an seinen Freund M. A. Pictet gerichtet hat: „Mais surtout, mon digne ami, faites une biographie et non un éloge, en voulant m'honorer vous me feriez du tort. Je n'ai été déjà que trop loué dans le public, et cela irrite toujours." Sie zeigen uns Humboldt wie er im Leben wirklich war und bemänteln auch seine Schwächen nicht, fassen sie aber auch nicht so einseitig ausschließlich ins Auge, wie dies bald nach dem Erscheinen der Briefe an Varnhagen von einem noch lebenden Naturforscher geschah, welcher dadurch einen häßlichen Beweis der Undankbarkeit gegen seinen hochherzigen Wohlthäter an den Tag gelegt hat. Ein höherer Ton der Mittheilung wurde angeschlagen in einer bald darauf herausgekommenen großen Reihe von Briefen, welche Humboldt an Marie Auguste Pictet geschrieben, sowie durch den Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und dem Grafen Georg von Cancrin, und durch die berühmten Briefe unsers Meisters an seinen edeln Freund Bunsen, die zum hundertjährigen Geburtstag des Verklärten veröffentlicht wurden. Auch ist es noch im frischen Gedächtniß, wie Agassiz, Bastian, Dove, Ehrenberg u. a. dies Jubelfest durch begeisterte Reden verherrlichten.

Als der Herausgeber des vorliegenden Werks am 18. September 1868 auf der Naturforscherversammlung in Dresden die Einleitungsrede über die Fortschritte der Naturwissenschaft im allgemeinen und der Astronomie im besondern hielt, kam er natürlich auch auf Humboldt's große Verdienste zu sprechen und erinnerte an die bevorstehende Jubelfeier desselben. Er deutete mit herzgewinnenden Worten auf den Mangel einer erschöpfenden Biographie ihres Alexander von Humboldt hin, und daß es Zeit sei, diese Lücke bald auszufüllen, da die Zahl der Männer, welche persönlich mit dem verewigten Freunde verkehrt und die Eigenthümlichkeiten des wirklichen Wesens desselben

noch in frischer Erinnerung hätten, allmählich kleiner und kleiner werde. Da erbot sich die Buchhandlung F. A. Brockhaus zur Uebernahme des Verlags, im Fall der Herausgeber sich zu einem solchen Werke über Humboldt bereit erklären sollte. Und nun gedieh der Entschluß rasch zur Reife. Die passenden Mitarbeiter waren gewonnen, und man machte sich schon Hoffnung, daß der hundertjährige Geburtstag Humboldt's auch mit der Herausgabe eines biographischen Denkmals verherrlicht werden könnte, doch war es vorläufig erst möglich, mit einem detaillirten Prospect am Jubeltage vor die Oeffentlichkeit zu treten. Dies geschah zuerst in Wien, wo man zu Humboldt's Gedächtniß eine Astronomenversammlung auf seinen Geburtstag angesetzt hatte und dem Herausgeber unsers Werks die Ehre zutheil wurde, der Verdienste Humboldt's um die Astronomie in der Festrede zu gedenken.

In Julius Löwenberg, der sich seit Jahren mit gründlichen Studien über Humboldt's Leben beschäftigt hatte und im Besitze zahlreicher Documente, Briefe und anderer für die Biographie unentbehrlichen Materialien war, wurde eine ausgezeichnete Kraft zur Bearbeitung des Jugend- und Reiselebens gewonnen. Die Darstellung des fast zwanzigjährigen Wirkens und Lebens unsers Humboldt in Paris übernahm Robert Avé-Lallemant, welcher selbst jahrelang in den pariser wissenschaftlichen Kreisen verkehrt und daher die Beziehungen zu den dortigen Gelehrten durch unmittelbare Beobachtung kennen gelernt hatte, auch war derselbe infolge seiner berühmten Reise nach Südbrasilien und seines interessanten Besuchs bei Bonpland in Santa-Anna mit Alexander von Humboldt näher bekannt geworden. Dem rühmlich bekannten Literaten Alfred Dove überließ der Herausgeber die Schilderung von Humboldt's Leben und Wirken in Berlin von 1827—59, sodaß auch diese wichtige letzte Lebensperiode in die Hand eines über alle persönlichen Verhältnisse genau unterrichteten Augenzeugen kam. Auf ebenso gewissenhafte Weise wurden auch die Fachmänner zur Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen des großen Mannes ausgewählt. Daß Du Bois-Reymond, welcher eine Schilderung der Thätigkeit Humboldt's auf dem Gebiete der Physiologie in Aussicht gestellt hatte, zurückgetreten ist, bedauert der Herausgeber sehr und mit ihm gewiß alle Freunde und Verehrer des Verstorbenen, dessen liebenswürdiger Ausspruch, daß er als ältester Universitätslehrer von dem jüngsten Collegen Du Bois Reymond eine reiche Belehrung mit Freude und Dank entgegengenommen habe, gewiß nie vergessen wird.

Uebrigens hatte der emsig bemühte Herausgeber die Freude, überall sich kundgebender Bereitwilligkeit zur Mittheilung wichtiger Materialien für das biographische Denkmal zu begegnen. Von der Kaiserin Augusta erhielt derselbe eine Reihe ungedruckter Briefe, von der Ministerin von Bülow, Enkelin Humboldt's, wurden ihm die Tagebücher nebst 22 werthvollen Briefen an Wilhelm von Humboldt und dessen Gemahlin zur freien Benutzung überlassen; von dem Sohne des stets warm und innig geliebten Jugendfreundes Humboldt's, Freiesleben, erhielt er 80 Briefe, welche von Humboldt's Weggange von Freiberg bis zum Jahre 1845 reichen, von den Erben Gauß', Jacobi's, Lejeune-Dirichlet's, Encke's, Carus', Vogel's wurde ihm ein Schatz von mehr als vierhundert interessanten Briefen eingehändigt; von Madame Richards-Gagiotti bekam er 50 und von Mädler 19 solcher Briefe. Die nachgelassenen Papiere, welche noch in den Händen Seifert's, des langjährigen Kammerdieners Humboldt's, geblieben waren, sind von dem Herausgeber angekauft; sie enthalten 500 Briefe, meistens aus den funfziger Jahren, von fürstlichen Personen, von Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern, viele Kartenskizzen, viele an Humboldt geschickte Originalabhandlungen, Gedichte u. s. w. Die Vorsteher der königlichen Archive in Berlin und Dresden gewährten Einsicht in die Humboldt betreffenden Actenstücke und gaben bereitwilligst Auskunft auf mehrfache Anfragen. Der auf der berliner Sternwarte deponirte handschriftliche Nachlaß Humboldt's wurde dem Herausgeber zur Verfügung gestellt. Man sieht also, daß zur würdigen Vollendung des ganzen Werks ein sehr reiches Material zu Gebote stand. Es wurde beschlossen, das Ganze in drei Bänden erscheinen zu lassen und jeden Band mit einem besondern Porträt zu schmücken. Das dem ersten Bande beigegebene ist nach einem Pastellgemälde von A. Krause in Kupfer gestochen, welches Frau Minister von Bülow im Besitz hat und Humboldt im Alter von 27 Jahren darstellt. Das dem zweiten Bande vorgeheftete Porträt ist ebenfalls nach einem der Frau Minister von Bülow eigenen Bilde von demselben Künstler angefertigt, Humboldt hat es selbst im Spiegel gezeichnet, im Jahre 1814 zu Paris. Das Original, nach welchem das dritte Porträt auf dieselbe Weise angefertigt ist, rührt von Eduard Hildebrandt her, mit dem Humboldt bekanntlich innig befreundet war, es ist eins der wenigen Porträts, welche der geniale Künstler geschaffen hat, und befindet sich im Besitz von Seifert. Daß das Werk nicht Ostern 1871 erschien, wie ursprünglich im Plane lag, sondern erst 1872, erklärt sich einfach durch den Hinweis auf das Kriegsjahr vom Sommer 1870 bis zum Frühjahr 1871.

Wir richten die Aufmerksamkeit unserer Leser zunächst speciell auf den von Julius Löwenberg verfaßten ersten Band des Gesammtwerks. Derselbe zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von denen die erste Alexander von Humboldt's Jugend- und früheste Mannesjahre darstellt, die zweite dessen Reiseleben in Amerika und Asien bespricht. Man fühlt es der ganzen Durchführung an, daß der Verfasser die hohe Bedeutung seiner schwierigen Aufgabe genau kennt, und daß er nicht blos einen guten Willen, sondern auch die volle Kraft zur würdigen Lösung derselben besitzt. Alles entspricht der Wahrheit und Wirklichkeit und ist mit den überzeugendsten Beweisen und Belegen unterstützt. Dabei wird aber auch der Form der Behandlung wesentlich Rechnung getragen, sodaß wir hier eine authentische Geschichte des großen Mannes in gehobener, edler Sprache erhalten.

Der Verfasser beginnt mit einer kurzen Schilderung des Aelternhauses und der Erwähnung der Vorfahren seines Helden. Der Vater, Alexander Georg von Humboldt, ist 1720 zu Zamenz in Pommern geboren, wurde nach sorgfältiger Erziehung dem Herzog von Braunschweig als Adjutant beigegeben, machte die schlimmen Zeiten des Siebenjährigen Kriegs mit und genoß das vollste Vertrauen des großen Königs und seines Generals. In einem ver-

trauten Briefe an den englischen Botschafter vom Jahre 1776 wird dieser Major von Humboldt als ein Mann von einfachem Verstande und schönem Charakter geschildert, der zu denen zähle, welche unter der künftigen Regierung Friedrich Wilhelm's II. tüchtig wären, Minister zu werden. Er vermählte sich mit der jungen Witwe des Hauptmanns Ernst von Hollwede, Tochter des Kammerdirectors Johann Heinrich von Colomb, einer Cousine der spätern Fürstin von Blücher, die ihm das von ihrem ersten Gatten ererbte Gut Ringenwalde und das Schlößchen Tegel zubrachte, welches schon von Hollwede in Erbpacht besessen hatte. Er starb 1779. Das Gut Falkenberg kaufte die Witwe 1791 noch an. Aus dieser Ehe entsprossen eine Tochter, die schon früh starb, und die beiden Söhne, welche vom Schicksal bestimmt waren, am Himmel der Wissenschaft als Doppelgestirn erster Größe zu glänzen. Friedrich Wilhelm Christian Karl Ferdinand ist 1767 am 22. Juni zu Potsdam geboren; und der Bruder erblickte am 14. September 1769 in Berlin, in dem Hause Jägerstraße Nr. 22, das Licht der Welt, seine Taufnamen waren Friedrich Wilhelm Heinrich Alexander. Jener wurde Wilhelm, dieser Alexander genannt.

In dem Geburtsjahre Alexander's wurden auch Napoleon, Cuvier, Chateaubriand, Canning, Wellington, Walter Scott geboren. In der Stunde seiner Geburt culminirte Preußens größter König in der Laufbahn seiner lorberreichen Siege, Lessing erleuchtete schon den Horizont des deutschen Geisteslebens, Kant regelte die Denkgesetze der reinen Vernunft, und in dem zwanzigjährigen Goethe brauste schon der Sturm und Drang unserer classischen Literaturperiode. Das waren die leuchtenden Sterne seines Horoskops.

Die Taufe wurde am 19. October 1769 vom Hofprediger Sack vollzogen, zu den Pathen gehörten unter andern der Prinz von Preußen, nachmaliger König Friedrich Wilhelm II., der Prinz Heinrich von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig, der Herzog Ferdinand von Braunschweig u. s. w. Man kann an diesen Auszug aus dem Kirchenbuche der Domgemeinde allerlei Betrachtungen knüpfen. Der Verfasser geht indeß rasch darüber hinweg und macht nur auf die merkwürdige Laune des Zufalls aufmerksam, daß die Mutter unsers wissenschaftlichen Entdeckers von Amerika, des Colomb des 19. Jahrhunderts, mit dem geographischen Entdecker des 15. Jahrhunderts denselben Namen führte. Sie stammte aus einer altadlichen Familie Burgunds, welche nach dem Widerruf des Edicts von Nantes ihre neue Heimat in der Mark gewählt hatte.

Aber mehr noch als der Klang ihres hochberühmten Namens kamen ihre anderweitigen Vorzüge den Söhnen zugute. Denn abgesehen von ihrem administrativen Talente besaß sie (nach Kunth's handschriftlicher Autobiographie) den Grad der Bildung, den ihre Zeit von den Frauen ihres Standes forderte, viel Welterfahrung, ein ansehnliches Vermögen; sie beschränkte zuletzt alle ihre Wünsche und Bestrebungen darauf, ihren Sohn erster Ehe, der ihr oft Kummer machte, zu einem würdigen Leben zurückkehren, die beiden andern aber zu jeder geistigen und sittlichen Vollkommenheit, welche für Menschen erreichbar ist, sich erheben zu sehen. Ihr blieb daher auch nach dem frühen Tode des Gatten die Erziehung der Söhne vertrauensvoll überlassen, und die Verpflichtung hierzu wurde auf ihre Güter und Grundstücke hypothekarisch eingetragen. Es ist hierbei bemerkenswerth, daß diese Eintragung erst im Jahre 1845 auf einem dieser Grundstücke von Amts wegen gelöscht wurde, weil, wie es in der gerichtlichen Verfügung heißt, diese Verpflichtung notorisch längst erledigt sei. In der That ist wol nie eine Notorietät so notorisch gewesen als bei dieser Privatacte.

Bei dem ältern Sohne (einem Hollwede) war Campe Hauslehrer, bei welchem auch Wilhelm von Humboldt wol noch Lesen und Schreiben gelernt hat, der aber auf Alexander's Ausbildung gar keinen Einfluß ausüben konnte, da er schon 1771 wieder das Humboldt'sche Haus verlassen hat, um die Stelle eines Predigers anzunehmen, und bald darauf sich mit Basedow in Dessau bei dessen aufblühendem Philanthropin betheiligte. Humboldt's erster Lehrer war Heinrich Sigismund Knoblauch, der aber schon 1775 wieder abging, um Feldprediger zu werden. So fällt das Hauptverdienst der ersten Erziehung und Ausbildung dem spätern Wirklichen Geheimen Oberregierungsrath Kunth zu, der im Jahre 1777 als zwanzigjähriger junger Mann in das Humboldt'sche Haus kam; er war stets sehr anspruchslos und bescheiden. „Als Alexander von Humboldt", läßt der Verfasser Henriette Herz erzählen, „im Winter 1827—28 in Berlin vor einem gemischten Publikum dem Inhalt wie der Form nach bewundernswerthe Vorträge hielt und einmal die Blicke aller Zuhörer mehr als je von freudiger Befriedigung erstrahlten, flüsterte mir Kunth in's Ohr: «Von mir hat er's wahrhaftig nicht!»" Auch sagte einst Wilhelm von Humboldt, als man gegen ihn die Bemerkung machte, daß Kunth's Geschichtsunterricht wol etwas weitschweifig gewesen sein müsse: „Das ist wahr. Wenn man ihn Geschichte vortragen hörte, so konnte man wünschen Adam zu sein, wo die Geschichte noch ganz kurz war." Er war aber noch mehr ein treuer Freund und verständiger Rathgeber bei Frau von Humboldt als Lehrer bei ihren Söhnen, sorgte aber vortrefflich für guten Privatunterricht. Den meisten Unterricht gab Ernst Gottfried Fischer, Professor am Gymnasium des Grauen Klosters, der sich durch seine tüchtigen mathematischen Lehrbücher einen sehr geachteten Namen errungen hatte. Der Verfasser theilt einen Auszug aus dem Tagebuche dieses Mannes mit, in welchem derselbe es für das größte Glück erklärt, der Lehrer eines Wilhelm und Alexander von Humboldt und eines Joseph Mendelssohn gewesen zu sein, indem er sagt:

Mit unendlichem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden, die ich fast täglich, mehrere Jahre hintereinander, in dem Humboldt'schen Hause mit Unterricht im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik zubrachte, und der schönen Ahnungen, die mich damals, als ich sie faßte, nicht weniger ergötzten als jetzt der Anblick ihrer Erfüllung.

Das Griechische lernte übrigens unser Humboldt hier noch nicht mit; er begann dasselbe erst in seinem neunzehnten Jahre bei Th. Bartholdi und setzte es fort bei Löffler, dem spätern Oberconsistorialrathe in Gotha. Auch Engel, der geistreiche Verfasser des „Philosoph für die Welt", welcher damals Professor am Joachimsthalschen Gymnasium war, ertheilte Privatunterricht im Humboldt'schen Hause.

In Engel — schreibt Haym, der Biograph Wilhelm von Humboldt's, — erschien die Aufklärung in den liebenswürdigsten Formen, der Verstand in transparenter wohlthuender Klarheit, das Gefühl in correctem, elegantem Geschmack, beides in ästhetischer Form der Sprache. Seine Weisheit der Popularphilosophie athmete Freiheit und Grazie. Engel war so recht eigentlich der Philosoph für die Welt, und ohne Zweifel ein vortrefflicher Pädagog.

Heinrich Birnbaum.

(Der Schluß des ersten Artikels folgt in nächster Nummer.)

Eine Cantate von Robert Hamerling.

Wir haben öfters Hamerling'sche Oden und auch seine Epen mit großen Gedankensymphonien verglichen; jetzt tritt der Dichter selbst mit einer Cantate auf, welche ausdrücklich für musikalische Composition und musikalischen Vortrag bestimmt ist und auch schon, wie wir aus dem Vorwort erfahren, in Herrn Albert Goldschmidt in Wien ihren Componisten gefunden hat. Die dem Gedicht vorgedruckte Warnung, daß kein anderer Componist sich dieses Textes bemächtigen möge, ist wol überflüssig; denn für die Composition müßte der Text wesentlich gekürzt und eingerichtet werden, und wenn man sich freuen darf, daß der Musik gedankenreichere Grundlagen untergebreitet werden als bisher, so mag man doch vielleicht daran zweifeln, ob die Gedankenschwere, die geistige Wucht vieler Verse hier nicht zu selbständig hervortritt, um nicht auf die musikalische Composition von vornherein einen Druck auszuüben.

Man hat Hamerling oft wegen seines farbenprächtigen Colorits mit Hanns Makart verglichen; möglich, daß er aus solchem Vergleich die Anregung für sein neues Gedicht schöpfte:

Die sieben Todsünden. Ein Gedicht von Robert Hamerling. Hamburg, Richter. 1873. 8. 1 Thlr.

Wir haben jetzt nicht blos gemalte, wir haben auch gedichtete und bald wol auch componirte Todsünden, abgesehen von dem modernen Prosaepos von Eugène Sue, jenem geistreichen Romancyklus, der den sieben Todsünden im Gewande des modernen Lebens nachspürt. Unserer Ansicht nach haben Makart und Hamerling ihr Thema zu sehr vom altkirchlichen Standpunkte erfaßt; die Malerei und die Musik brauchen allerdings ein bestimmtes Colorit, sie können geistig zersetzende Elemente, eine mehr flüssige Dialektik nicht verwerthen, und da Hamerling sein Gedicht für die Musik bestimmt hat, so ist es begreiflich, daß er die „Todsünden" wie die Kirche als Mächte der Nacht erfaßt und ihnen am Schluß die Fürstin des Lichts mit ihren Scharen gegenüberstellt. Der französische Romanschriftsteller war hierin geistreicher und tiefer, und in der That sollte ein moderner Dichter doch in den „Todsünden" nicht die dem Abgrund entstiegenen Höllengeister schildern, sondern er sollte in den hervorragendsten auch wirkende und schaffende Lebensmächte erkennen. Was kümmert uns die Klassification von Petrus Lombardus und Cassian? Für die pessimistische Palette Makart's mögen die sieben Todsünden zu Nachtstücken der Phantasie und des Pinsels die geeigneten Farben reiben; eine Philosophie, welche in der Weltentsagung, in dem buddhistischen Nirwana den Inbegriff aller Weisheit sucht, mag die sieben Todsünden zugleich mit der ganzen Weltgeschichte verdammen, welche ihr als die achte erscheint; aber die Dichtung sollte nicht die Weisheit der Kirchenväter in Verse setzen und die Mächte, welche am sausenden Webstuhl der Zeit mitschaffen, mit dem Brandmal höllischer Abkunft zeichnen. Ist z. B. der Zorn, jene treibende Macht, welche als Kriegsgott die kämpfenden Nationen zusammenführt, welche gegen despotische Herrschaft in edelm Freiheitskampfe die Völker empört, wirklich des höllischen Stigmas würdig; der Zorn, der ebenso oft der Advocat ist des unvergänglichen Rechts und dem Fortschritt der Menschheit die Bahn bricht? Oder ist die Wollust, die allerdings schlecht angeschrieben steht bei den Kindern des Lichts, nicht gleichwol die lebenzeugende Macht, welche den Fortbestand der Menschheit sichert? Oder ist je aus sentimentalen und platonischen Liebesempfindungen auch nur die Trinität der Familie, welche die frommen Rechtsphilosophen feiern, hervorgegangen?

Doch es ziemt sich, dichterische Werke nicht mit fremden Maßstäben zu messen, sondern nach den Intentionen der Dichter selbst. Für Hamerling sind die sieben Todsünden

Die Siebenzahl
Der größten, der obersten
Geister der Nacht,
Die Führer der ewigen
Geisterschlacht —

und wie die Hexen im „Macbeth" ihre Thaten künden, so hier die sieben obersten Dämonen. Da sagt der Dämon der Trägheit:

Die Erde, die Erd' ist
Mein eigenstes Erbe,
Der Trägheit Thron.
Ich träufle Mohn
Auf die Häupter der Menschen,
Ich mache sie matt —
Wie sehr sie auch scheinen
Nie müßig zu rasten,
Zu mühn sich, zu hasten,
Zu haschen, zu gieren
Nach Gütern, nach Glück,
Es liegt tief innen
Im tiefsten Gemüthe
Der Kinder der Zeit
Eine Müdigkeit,
Eine Müdigkeit, maßlos,
Eine Mattheit und Sattheit,
Ein Ueberdruß,
Eine lastende Langweil' —

Ich knete den Lichtsohn,
Den flügellahmen
Leuchtenden Falter,
In schmuzige Schollen.
Ich drücke sein Haupt,
Schwer und dumpf,
Mählich, mählich
Tiefer hinab,
Bis, uns zum Triumph,
Er stirbt, verdirbt
Im Sumpf.

Aehnlich sprechen sich die Dämonen der Hoffart, der Habsucht, des Neides, der Völlerei, der bösen Lust aus über die Verderbniß, mit der sie die Menschheit heimsuchen. Der Dämon des Zorns aber sagt:

Brüstet euch nicht,
Du und ihr alle,
Dämonengenossen!
Ihr seid der Zephyr,
Ich bin der Sturm,
Ihr seid der Tropfen,
Der höhlt den Stein,
Ich bin die Woge,
Ich bin der Wirbel,
Ich bin die Brandung,

Ich bin die tosende Tiefe;
Ihr seid der Nebel,
Ich bin die Nacht.
Ihr verderbet den Menschen,
Ich morde die Völker,
Ich verwüste die Welt,
Ich veröde die Erde.
Ich entfache die Fackel,
Ich hetze zum Haß,
Ich entzünde den Zank.
Ihr trübet die Leuchte
Des oberen Lichtes,
Ich lösche sie aus,
Ich stürze sie um,
Ich zertrümmre den Leuchter
Mitsammt dem Lichte.
Anhebt ihr und helfet,
Ich kröne das Werk.

So waffnen sich die Dämonen zum Kampf gegen die Schöpfung des Lichts. Mit solcher Kriegserklärung schließt die erste Abtheilung der Cantate, in welcher die Dämonen uns in ihrem eigenen jenseitigen Reich vorgeführt werden; wir sehen zunächst nur ihre unheimlich gigantischen Existenzen in ihrer geistigen Bedeutung .und die Schatten, die sie über die Erde werfen.

In der zweiten Abtheilung haben sich die Nachtgeister in die Nebel der Erde herabgesenkt; hier heißt es: hic Rhodus, hic salta, hier versucht jeder der Dämonen einen concreten Fall seiner Macht. Ein Pilgerchor wandert nach der Vollkommenheit prangendem Port, strebt zur lichten Zinne empor; der Dämon der Trägheit hemmt ihren Schritt, bis sie müßig rasten von dem vergeblichen Thun:

Der Tag ist Thorheit,
Die Nacht ist Vernichtung —
Wir wollen verlöschen
Die Lockung des Lebens
Und stolzen Bestrebens
Im eigenen Busen,
Wir wollen entweichen
Dem waltenden Zwange
Des zwecklosen Daseins,
Wir wollen entrinnen
Den Qualen, den Mühen,
Im Rausch des Vergessens,
Im raschen Erraffen
Des flücht'gen Moments.

Dem Dämon der Hoffart gibt der Dichter dreimal Gelegenheit, seinen höllischen Einfluß zu erproben. Zunächst reißt er vom Mädchen stolz den Knaben, den er in den Spiegel der Selbstvergötterung schauen ließ; der verblendete Narciß stürzt sich in die Welt, in stolzere Bahnen; die verlassene Jungfrau aber seufzt ihr Leid in die schönen, für die Musik so geeigneten Verse aus:

Die Qualen der Trennung,
Wie soll ich sie tragen?
Brich, Herz, das am Herzen
Der Liebe geschlagen!
War süßer die Wonne?
Ist herber die Pein?
Wie Blumen am Wege
Stirbt Liebe, gebrochen,
Zertreten, allein.

Dann verführt der Dämon der Hoffart eine junge, noch schöne Mutter, die am Bettlein des kranken Kindes sitzt, sich zu schmücken und zum Fest zu gehen, wo feurige Augen ihr staunend strahlen; sie geht und läßt in der Wiege das sterbende Kind. Einen Helden und ruhmvollen Sieger aber verführt der Dämon, nach der Krone zu greifen und das widerstrebende Volk zu zerschmettern. Der Dämon der Habsucht führt die Dämonengefährten ins Stadtgetümmel und zeigt ihnen die rollende Kugel der Fortuna, welcher das Volk nacheilt, die jeder haschen will; er zeigt dem Volk die Börse des Teufels, in welcher sich einzelne Dukaten in Hunderttausende, in Millionen verwandeln. Alles schleppt Hab und Gut herbei, um dafür die Million zu gewinnen; doch die Dukaten verwandeln sich in Kiesel und Kohlen. Dann setzt sich der Dämon der Habsucht als Wanderjude in die Mitte des Marktes und handelt für seine blanken Dukaten im Sack die Schönheit und Unschuld des Mädchens, den Seelenfrieden des Burschen, Ehre und Gesinnung ein. Der Dämon der Habsucht aber ruft aus:

Der Markt ist zu Ende —
Herab von der Stirn
Fühl' ich rinnen den Schweiß!
Nun aber, ihr Freunde,
Dämonengefährten,
Nun helft mir den Sack da,
Den riesigen, heben:
Vor die Thüre des Himmels
Will ich gehn mit dem Sack da,
Zum Herrn des Himmels,
Und will zu ihm sagen:
Im Sack da getragen
Bring' ich deine Welt dir;
Du hast sie geschaffen,
Der Mensch hat sie stückweis',
Die Welt und sich selber,
Dem Teufel verkauft!

Darauf hetzt der Dämon des Neides den Wucherer gegen den begünstigtern Rivalen, das Volk gegen die „tückischen Reichen"; der Dämon der Völlerei läßt eine Schar heiterer Festgenossen, die sich an der goldenen Sonne erfreut, „sich im Koth wälzen gleich Kirke's Thieren", wobei die Muse Hamerling's vor einigen kecken Cynismen nicht zurückbebt. Der Dämon der bösen Lust führt die Bacchantinnen, die Priesterinnen der freien Liebe herbei, um die Jünglinge den „beschränkt bescheid'nen Närrchen", denen sie Treue gelobten, untreu zu machen; ein edler Jüngling ist blind in eine Dirne verliebt, welche „dem Winde und den Wellen gleicht", und folgt ihr in unbezwinglicher Bethörung.

Der letzte, welcher die Welt bewegt, ist der Dämon des Zorns; er wird von dem Dichter dargestellt, wie er die sociale Revolution und den Rassenkampf der Völker anfacht. Die vorhin erwähnte Einseitigkeit der höllischen Glorie, in welche die sieben Todsünden getaucht sind, tritt hier am schlagendsten hervor.

Die dritte Abtheilung ruft nun auch die Kämpfer des Lichts herbei gegen diese Milton'schen Geister der Finsterniß. Der Chor der Menschen beginnt mit einer Elegie, mit der Klage über die Leerheit des Lebens, die Schalheit der Lust; da naht ein Sänger im Kahn, sein weihevolles Lied ertönt:

Auf Gipfeln der Berge,
Auf Zinnen der Sterne,

Ruht winkend entzündet
Die Lohe des Lichts.
Sie schmücket mit Schimmer
Die farbige Ferne,
Den Reigen der Welten,
Und wirft einen letzten
Verlorenen Glutstrahl
In die tiefste der Tiefen,
Ins gähnende Nichts.

Von Bergen zu Bergen,
Von Sternen zu Sternen
Tanzet der Strahl:
Und er sinkt in die Seelen
Und waltet als Wahrheit —
Und entfaltet die Schwingen
Und flattert als Freiheit
In stürmendem Aufschwung
Von Pole zu Pol —
Und bändigt sich selber,
Von keinem gebändigt,
Mit Banden des Maßes,
Und schimmert als Schönheit,
Und glänzet als Güte —
Und suchet sich selber,
Und findet sich selber
Mit brünstiger Andacht
Im Reigen der Brüder,
Im Reigen des Lebens,
Und nennet sich Liebe,
Die ewig Geschiednes
Ewig umschlingt.

Er hauset in Höhen,
Er taucht in die Tiefen,
Ewig erneuend,
Ewig befreiend,
Er sendet den jähen,
Den Blitz der Verjüngung
In Gründe des Grausens,
In Grüfte des Tods.

Auf Zinnen der Erde,
Auf Zinnen der Sterne
Steht siegend entzündet,
Wolkenumwandert,
Doch nimmer verloren,
Die Leuchte des Lichts.

Auch die Genien des Lichts nahen, herabgezwungen durch das unsagliche Sehnen der Menschen, und die Königin des Lichts ruft aus:

Du aber, du wisse,
Wiedererwecktes
Menschengeschlecht!
Die Sonne des Geistes
Steht über dem Abgrund.
In finsterer Tiefe
Der Erdnatur,
Da waltet der dunkle,
Der blinde, der Trieb.
Dein Trieb ist dein Wille,
Doch ewig entgegen
Dem Willen der Nacht steht
Im Haupt und im Herzen
Verschwistert die Lichtspur,
Der Wille des Lichts.

Und der Gesammtchor der Lichtgeister und der Menschen singt am Schlusse die Moral der Dichtung:

In Nachtgraun und Helle,
In Heil und in Unheil,
In ewigem Wandel
Kreiset die Welt.

An den Grenzen der Erdwelt
Ruhn gebunden die wilden
Gewalten der Tiefe,
Hervorzubrechen
Ewig gewillt.

Doch ihnen entgegen,
Im Bund mit den Hütern
Der ewigen Helle,
Halten des Lichtsohns
Geschlechter in Treue
Den leuchtenden Schild:

Ewig erliegend,
Und ewig siegend —
Ewig ringend,
Bis sie ruhen vom Kampf,
Von den Lasten der Irrsal,
Von der Lockung des Irrscheins —
Bis sie ruhn, wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht,
In der Stille des Allseins
Auf ewig erlöst.

Die Schlußapotheose mit ihrem poetischen Magnesialicht hat im ganzen doch etwas allegorisch Verschwommenes und kann gegen die vorausgehenden markigen Höllenbreughel nicht recht aufkommen.

Das Hamerling'sche Gedicht ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß die Pandorabüchse unserer Muse sich nicht ganz in den Photographiekasten der Realisten verwandelt hat, daß unsere Talente nach tieferer und gedankenvollerer Auffassung des Lebens ringen und die höhern Formen der Dichtkunst pflegen. Hamerling hat sich schon früher als ein Meister getragenen Odenschwungs bewiesen und zeigt auch in dieser Cantate wieder, daß er den beflügelten und getragenen Ton der Hymne glücklich zu treffen weiß. Wir halten es gerade für einen Fortschritt in der jüngsten Entwickelung unserer Poesie, daß man wieder auf die lange vernachlässigten höhern Gattungen der Lyrik zurückgreift und ihnen auch die Eigenartigkeit ihres höhergestimmten dichterischen Tons wahrt; die pindarisch freie Rhythmik ist bei einem hymnenartigen Gedichte als vollberechtigt anzuerkennen; über eine andere formelle Eigenthümlichkeit spricht sich Hamerling in der Vorrede aus:

Ich benutze den Anlaß, der mich nöthigte, die „Sieben Todsünden" mit einem Vorwort zu versehen, zu einer Bemerkung über den freien, regellosen Gebrauch des Stabreims und seine Vermischung mit dem Endreim in meiner Dichtung. Ich wollte den Endreim bei liedartigen Gesängen nicht missen; um aber diese gereimten Stellen von den übrigen nicht allzu schroff sich abheben zu lassen, machte ich von dem gewöhnlichen Reim auch sonst Gebrauch, doch nur in bescheidenem Maße. Da wir größere und kleinere Dichtungen besitzen, in welchen der Endreim frei und ohne bestimmtes Gesetz seiner Wiederkehr behandelt ist, warum soll es dem Dichter verwehrt sein, auch den Stabreim in ähnlicher Weise frei zu gebrauchen? Diese Freiheit der Behandlung erlaubte mir, durch ein zwangloses Spiel vocalischer und consonantischer Assonanzen die malerische Wirkung des Ausdrucks nach Bedarf zu unterstützen; insbesondere machte sie mir den Versuch möglich, der, wie ich glaube, ein neuer ist, nicht blos einem einzelnen Verse, sondern einer ganzen längern Stelle durch die öftere Wiederkehr desselben Anlauts eine charakteristische Färbung zu geben.

Wir sind keine Freunde der Alliteration, meinen aber, daß sie als eine schwache Form, als die literargeschichtliche Vorform des Reims in wiedergeborenen alten Helden- und Eddaliedern wol ihre Berechtigung hat, aber

abwechselnd mit dem Reim oder vielmehr in einer Dichtung gebraucht, in welcher der Reim vorwiegt, das Schattenhafte ihrer Bedeutung so herauskehrt, daß sie bis zur Unmerklichkeit verschwindet. Wir würden den durchgängigen Reim in der Dichtung Hamerling's als eine künstlerischen Vorzug begrüßt haben, indem durch denselben eine größere Strenge und Geschlossenheit der Kunstform hervorgerufen worden wäre. Rudolf Gottschall.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Die Wintersaison des deutschen Theaters hat einen durchschlagenden Bühnenerfolg aufzuweisen, den des Schauspiels: „Maria und Magdalena", von Paul Lindau, der bereits früher, mit seiner „Marion", sich als einen bühnenkundigen Zögling der pariser Muse bewies. Sein neues Schauspiel ging zuerst am wiener Stadttheater in Scene, wo Heinrich Laube dasselbe inscenirte, und errang einen sehr lebhaft sich äußernden Erfolg, der dem Stück auch bei der Aufführung am berliner Hoftheater treu blieb. Außerdem wurde dasselbe in Prag, Weimar und an mehrern andern Bühnen gegeben und macht gegenwärtig die Runde als der eigentliche Löwe der Saison. Die Kritik rühmt den pikanten und witzigen Feuilletonstil des Stücks, tadelt aber den dramatischen Aufbau und die Motivirung.

Außerdem erobert Ernst Wichert's Lustspiel: „Ein Schritt vom Wege", welches bereits in der vorigen Saison an dem wiener Burgtheater das Licht der Welt erblickte, die übrigen deutschen Bühnen, während auch das „Stiftungsfest" von G. von Moser, das von allen Stücken der letzten Zeit in Deutschland den glänzendsten Erfolg davongetragen hat und nur am wiener Stadttheater nicht recht durchgreifen wollte, noch immer auf allen Repertoiren heimisch ist. Jetzt hat auch Roderich Benedix in dem neuesten Bande seiner „Dramatischen Schriften" sein „Stiftungsfest" erscheinen lassen. Bekanntlich haben beide Autoren den Stoff, zu dessen Erfindung und Gestaltung sie gleichmäßig beitrugen, auch gemeinsam bearbeiten wollen; Benedix verfaßte den grundlegenden Text, den Moser mit drastisch-komischen Motiven ausstattete. Benedix lehnte diese Ausschmückung als zu possenhaft ab, und da beide Autoren sich über diesen Punkt nicht einigen konnten, kamen sie darin überein, daß jeder seine Arbeit, Benedix die ursprüngliche, Moser die redigirte, selbständig den Bühnen übergeben solle. Moser trug bei dieser Concurrenz höchst eigenthümlicher Art einen glänzenden Sieg davon. Sein Stück hatte den Erfolg, an allen großen Bühnen zur Aufführung zu kommen, während das Stück von Benedix nur an Theatern zweiten Ranges, an dem berliner Belle-Alliance-Theater, dem leipziger Vaudevilletheater zur Darstellung kam. Der Satz: Rien ne réussit que le succès, wird an unsern Bühnen jetzt überall bestätigt. Auch die großen Hoftheater sehen vorzugsweise auf den äußern Erfolg, durch welche Motive er auch errungen sein mag; eine werthvolle Schöpfung, gegen welche sich das Publikum spröde verhält, durch allmähliche stille Pflege zu dauernder Geltung zu bringen, ist jetzt nicht mehr Brauch.

Das Lustspiel: „Weibererziehung", von Roderich Benedix, wurde am wiener Burgtheater und am leipziger Stadttheater mit einem Achtungserfolg gegeben, welcher dem gesunden Grundgedanken und der schlichten, namentlich in den ersten Acten frischen Durchführung galt. Am berliner Hoftheater gewann die Tragödie „Wullenwever" von Heinrich Kruse durch die charakteristische Kraft und den großen Stil einzelner Situationen den Antheil des Publikums, der allerdings, tragischen Schöpfungen gegenüber, sich rasch erschöpft, namentlich wenn die dramatische Handlung nicht eine rege Spannung wach hält. Dies ist auch nicht der Fall bei Grillparzer's nachgelassenem Trauerspiel: „Der Bruderzwist im Hause Habsburg", welches die wiener Hofburg und das Laube'sche Stadttheater fast gleichzeitig zur Aufführung brachten, eine Dichtung, reich an sentenziöser Weisheit in würdigster Haltung und an tüchtiger Charakteristik, die sich aber nicht genugsam für das dramatisch Bedeutende und Wirkende zuspitzt. Mit einem andern nachgelassenen Trauerspiel Grillparzer's: „Die Jüdin von Toledo", kam die prager Bühne den übrigen österreichischen Theatern zuvor. Das Stück hat mehr bühnenwirksame Elemente als jene österreichische Historie, ist in einzelnen Scenen, wie in denen, wo die Jüdin durch ihren Zauber, durch das Spiel ihrer kecken Laune das Herz des Königs gewinnt, sogar mehr theatralisch als wahrhaft dramatisch; doch ist der Kernpunkt der Handlung, die Leidenschaft des Königs, zu farblos und discret dargestellt, um die Theilnahme fesseln zu können.

Von dem Herausgeber d. Bl. wurde das Trauerspiel: „Der Nabob", ein dichterisches Seelengemälde, am dresdener Hoftheater, „Herzog Bernhard von Weimar" am breslauer Lobe-Theater mit Erfolg aufgeführt.

Bibliographie.

Abl, F., Lebenstrost. Sprüche in Versen und in Prosa, von Dichtern und Schriftstellern, aus alter und neuer Zeit, aus Heimat und Fremde. Gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet. Leipzig, Mendelssohn. 1872. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Andechs, Maria v., Die wunderbare Geschichte von Harun Alraschid und seinen drei Söhnen. München, Homolatsch. 1872. 8. 12 Ngr.

Assing, Ludmilla, Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie. 1ste Hälfte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauer, G., Albumblätter für deutsche Frauen und Töchter. Stuttgart, Belser. 1872. 16. 21 Ngr.

Bachofner, H., Christenthum und Schule. Vortrag. Zürich, Höhr. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Beyer, C., Neue Mittheilungen über Frdr. Rückert, und kritische Gänge und Studien. 2 Thle. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek orientalischer Märchen und Erzählungen in deutscher Bearbeitung mit Einleitung, Anmerkungen und Nachweisen von H. Oesterley. 1stes Bdchn. Baitál Pachísí oder die 25 Erzählungen eines Dämon. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Palacky's politisches Vermächtniss. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Prag, Mourek. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Recht und Humanität im Kampfe wider Orthodoxie und Materialismus. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 10 Ngr.

Runge, W. O., Pädagogische Zeitstimmen. Leipzig, Sigismund u. Volkening. Gr. 8. 15 Ngr.

Schnitzer, Ueber den Begriff und den Gebrauch der Redensart. Rede. Heilbronn. 1872. 4. 3 Ngr.

Scholl, C., Wahrheit aus Ruinen oder das ewige Evangelium der Humanität. Original-Aussprüche aus den ältesten vorchristlichen Schriftwerken der Chinesen, Inder, Perser, Griechen, Römer und Germanen. Gesammelt und übersichtlich geordnet. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, C. W. G. E., Vorschule der deutschen Literaturgeschichte für Mittelschulen. Amsterdam, Gebr. Binger. 1872. Br. 8. 15 Ngr.

Schwartz, K., Albertine v. Grün und ihre Freunde. Biographien und Briefsammlung mit historischen und literar-geschichtlichen Anmerkungen. Leipzig, E. Fleischer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Seyler, G., Vom Bekenntnisse der Kirche. Beiträge zur Lösung einer Zeitfrage. Nürnberg, Löhe. Gr. 8. 25 Ngr.

Steinmann, J., In eiserner Faust. Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit. Altona, Verlags-Bureau. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verhandlungen des zweiten Altkatholiken-Congresses zu Köln. Officielle Ausgabe. Leipzig, Mayer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Westphalen, C. H. P. Edler v., Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Urkundliche Nachträge zu dem nachgelassenen Manuscript des Verfassers zusammengestellt aus Materialien seines Nachlasses und des Kriegs-Archivs des Herzogs Ferdinand und herausgegeben von F. O. W. H. v. Westphalen. 5ter Bd. [1761.] Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. Gr. 8. 6 Thlr.

Wollschläger, C. S., Handbuch der vorhistorischen, historischen und biblischen Urgeschichte. Oberhausen, Sparmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Wurzbach, A. v., Laura. Eine Novelle in Versen. Wien, Rosner. 16. 24 Ngr.

Zschokke, E., Der heilige Gral. Romantisches Gedicht. Aarau, Sauerländer. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 9. Januar 1873.

Alexander von Humboldt, ein biographisches Denkmal.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 1.)

An den Vorlesungen, welche Dohm 1785 dem jungen Grafen Arnim über Politik und Statistik hielt, nahmen auch unsere beiden Humboldt theil, und sie erinnerten sich dieses Unterrichts stets mit Freude und Dankbarkeit. Als Alexander im Jahre 1806 wieder in Berlin lebte, machte er es sich zu einem besondern Hochgenuß, seinem würdigen Lehrer Dohm in einigen von ihm festgesetzten Morgen- und Abendstunden eine Reihe von Mittheilungen über seine Reisen in Amerika zu geben und ihm von den vielen mitgebrachten Schätzen das Interessanteste vorzuzeigen. Dohm hatte eine große Freude hierüber und konnte nicht genug die Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit seines genialen frühern Schülers rühmen. Der Kammergerichtsrath Klein hielt den beiden Brüdern juristische und staatsrechtliche Vorträge; und dem Unterrichte, den Moses Mendelssohn eigentlich dem ältern Humboldt gab, wohnte sehr wahrscheinlich auch der jüngere bei. Mendelssohn belehrte seine Schüler peripatetisch auf Morgenspaziergängen; der Verfasser weist dies aus einem Condolenzbriefe Alexander's an Benoni Friedländer nach, als dessen Vater David Friedländer 1834 gestorben war. Es heißt unter anderm in diesem Schreiben:

> Der Verewigte gehörte zu denen, die wohlthätig auf meine Bildung, auf die Richtung meiner Ideen und Gefühle gewirkt haben. Er war mit Engel der Freund unsers Hauses. Kenntniß des Alterthums, Liebe zur speculativen Philosophie, ein feines und sicheres Gefühl für poetische Schönheit, Fähigkeit durch die hohe Bildsamkeit unserer vaterländischen Sprache das schwierigste Problem der Uebertragung aus dem heiligen Orient kraftvoll zu lösen — alle diese Gaben der Intelligenz waren in ihm mit den freiesten Ansichten über die Weltbegebenheiten, die wir mit ihm verlebten, mit der wärmsten und edelsten Anhänglichkeit an seinen unterdrückten Volksstamm gepaart. Er hat ein langes, schönes, genußreiches Leben vollbracht in dem Kreise einer Familie, die seinen geistigen Werth zu schätzen wußte, weil sie durch ihn und gleichartig gebildet war....

Durch Kunth erfahren wir noch, daß Meyer die beiden Brüder Humboldt in Mathematik unterrichtet habe, und es ist wahrscheinlich damit der damals sehr berühmte Meier Hirsch gemeint, welcher auch den Prinzen des königlichen Hauses mathematischen Unterricht ertheilte. Daß unser Alexander schon früh Talent zum Zeichnen an den Tag gelegt hat, ist eine allgemein bekannte Sache; so hieß es im Kataloge der ersten Kunstausstellung der berliner Akademie vom Jahre 1786, unter der Abtheilung Liebhaber: „Nr. 290. Die Freundschaft weint über der Asche eines Verstorbenen. Mit schwarzer Kreide gezeichnet nach Angelika Kauffmann von Herrn von Humboldt dem Jüngern". Die zahlreichen spätern botanischen, zoologischen, anatomischen, überhaupt naturhistorischen Zeichnungen der mannichfachsten Art, die vielen kartographischen und landschaftlichen Charakterbilder von seiner Hand beweisen deutlich, daß er diese Seite seiner Bildung fleißig geübt und gut verwerthet hat. Der geniale Chodowiecki war sein Lehrer. In spätern Jahren hat er noch bei Gérard in Paris mit Liebe gezeichnet und gemalt. Im Porträtiren leistete er Vortreffliches; dies beweist z. B. eine Bleistiftzeichnung, welche den Professor Kunth, seinen treuen Mitarbeiter an dem botanischen Theil des großen Reisewerks, wohlgetroffen darstellt, und ebenso ein Brustbild in Lebensgröße mit der Unterschrift: „Alexander von Humboldt, von mir selbst im Spiegel, Paris 1814." Der Musik konnten beide Brüder niemals Geschmack abgewinnen. Dem Wilhelm war sie unerträglich, und unser Alexander hielt sie für eine calamité sociale. Das ist ein harter Ausspruch, der natürlich nicht als ein allgemein geltendes Urtheil über diese edle Kunst, sondern nur als Ausdruck persönlicher Empfindung angesehen werden darf, und es ist bekannt genug, daß unsere Humboldt hierin nicht ganz isolirt dastehen.

Man hat oft behauptet, daß Alexander von Humboldt seinen ersten botanischen Unterricht von Wildenow erhalten habe. Darin liegt aber ein Irrthum und er selbst spricht sich darüber sehr klar in einem Briefe an Marie Auguste Pictet vom Jahre 1806 so aus:

Jusqu'à l'âge de seize ans, j'avais peu d'envie de m'occuper de sciences. J'avais l'esprit inquiet et je voulus être soldat. Mes parents désapprouvèrent ce goût, je devais me vouer à la finance, et je n'ai jamais de ma vie eu occasion de faire un cours de botanique ou de chimie; presque toutes les sciences dont je m'occupe à présent, je les appris par moi-même et très tard. Je n'avais pas entendu parler de l'étude des plantes jusqu'en 1788, où je liai connaissance avec M. Wildenow, du même âge que moi, et qui venait de publier alors sa Flora de Berlin. Son caractère doux et aimable me fit plus encore chérir la botanique. Il ne me donna pas formellement des leçons, mais je lui portai les plantes que je ramassai et qu'il détermina. Je devins passionné pour la botanique, surtout pour les cryptogames. La vue de plantes exotiques, même sèches dans les herbiers, remplissait mon imagination de jouissance que doit offrir la végétation des pays plus tempérés. M. de Wildenow étant en liaison étroite avec le chevalier Thunberg, il en recevait souvent des plantes du Japon. Je ne pouvais les voir sans que l'idée ne se présenta de visiter ces contrées.

In diesen Worten liegt zugleich ein vortrefflicher Fingerzeig für die Biographen aller großen Männer. Man lege weniger Gewicht auf Mittheilungen über ihre Jugendlehrer, als auf die Kenntniß der Wege, die ihre Selbstbildung eingeschlagen hat, und der glücklichen Umstände, welche dabei anregend geholfen haben. Denn ungewöhnliche, berühmte Männer sind mehr oder weniger alle Autodidakten, und eigentlich ist jeder Mensch, auch der alltägliche, sich selbst am meisten Lehrer und Erzieher gewesen. Der Umgang mit Menschen, mit dem wirklichen Leben vermag viel mehr als die Jugendschule, die Jugendlehrer und Erzieher. Glückliche Fügungen sind allerdings wichtige Factoren dabei, aber man muß nur nicht wähnen, daß sie immer nur durch Zufall herbeigeführt sind, sondern sie werden sehr häufig instinctartig aufgespürt und dann um so eifriger benutzt, je schwieriger sie zu erreichen waren. Man übersehe die tiefe pädagogische Wahrheit nicht, die in dem früher erwähnten Kunth'schen Ausspruche liegt: „Von mir hat er es wahrhaftig nicht!" Und selbst Engel, Mendelssohn, Fischer, Meier Hirsch, Friedländer u. s. w. würden mit derselben Ueberzeugung wahrheitsgetreu ganz dasselbe haben aussprechen müssen.

Durch den Tod des Vaters, der 1779 infolge einer leichten Krankheit erfolgte, wurde in dem Plane der Erziehung wenig oder gar nichts geändert, da diese wie bisher der Sorge der Mutter überlassen blieb. Alexander's geistige Entwickelung ging im Vergleich zu der des Bruders langsamer vor sich, auch stand er in Hinsicht körperlicher Kräftigkeit zurück. Wenn Wilhelm in jeder Beziehung leicht faßte und stets von einer kaum zu bezähmenden Begierde beherrscht wurde, sein Wissen zu bereichern und sein Können zu vervollkommnen, so hatte der Bruder im Anfang immer nur mit Unlust am Lernen zu kämpfen und flößte seinen Erziehern die Ansicht ein, daß es ihm schwer werden würde, sich selbst zu einem ganz gewöhnlichen Menschen auszubilden. Georg Forster schrieb 1790 an Heyne die merkwürdigen Worte:

Hr. von Humboldt, der sich Ihnen bestens empfiehlt, ist bei mir, und hat sich die Reise hindurch ziemlich, jedoch nicht so gut als ich wünschte, gehalten. Er sagt zwar, daß er seit fünf Jahren immer krank sei und nur unmittelbar nach einer großen Krankheit sich etwas besser befinde, dann aber immer wieder schlechter würde, bis der Ausbruch einer neuen Krankheit ihn von neuem von dem Uebermaß verdorbener Säfte auf einige Zeit befreit. Ich bin aber fest überzeugt, daß bei ihm der Körper leidet, weil der Geist zu thätig ist, und weil die logische Erziehung der Herren Berliner seinen Kopf gar zu sehr mitgenommen hat.

Ein Jahr später schrieb derselbe an Jacobi:

Alexander von Humboldt ist in Freiberg und fängt an mir abzusterben. Wilhelm ist längst todt für mich, er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in seiner Stimmung aller öffentlichen Wirksamkeit entsagen, welches bei seinem Talent zu beklagen ist. Alexander wird desto mehr wirken und treiben wollen und hat den Körper nicht dazu.

Diese körperlichen Leiden hatte er noch jahrelang zu tragen, sodaß alle seine Freunde sehr in Sorge waren, als er sich 1799 zu der gefahrvollen Reise nach den amerikanischen Tropenlanden entschlossen hatte. Doch ist bekannt, wie gerade schwächliche Naturen solchen Klimawechsel viel besser ertragen können als stärkere, und unser Humboldt erzählte später oft mit triumphirender Freude, wie er sich unter den Tropen und in der asiatischen polaren Zone stets wohl und so recht in seinem Elemente befunden habe.

Versprach auch die geistige Entwickelung in Humboldt's erster Jugend keinen guten Erfolg, so änderte sich dies später zur höchsten Ueberraschung aller seiner Lehrer sehr. Er bekam auf einmal eine gewaltige Lust zum Lernen, es wurde ihm leicht, zu fassen und zu behalten. Dies ereignete sich aber, wie er seinem Jugendfreunde Freiesleben gestand, erst in spätern Knabenjahren, wo er fühlte, wie in seinem Kopfe auf einmal alles Licht geworden sei. Er holte das Versäumte rasch nach, sodaß er schon 1787 mit seinem Bruder und unter Aufsicht des Hofmeisters Kunth nach Frankfurt a. O. zur Universität gehen konnte. Die Jugenderziehung wurde nun für vollendet angesehen. Aus mütterlicher Dankbarkeit für die zehnjährige Treue und Sorgfalt, mit welcher Kunth die Erziehung der Söhne überwacht und geleitet hatte, wurde ihm eine lebenslängliche Pension von 400 Thalern Gold ausgesetzt und testamentlich gesichert.

Kunth verblieb auch während seines ganzen Lebens der Verwalter des Vermögens Alexander's. Und wie er auch nach seinem Eintritte in den Staatsdienst noch neun Jahre, bis zum Tode der Frau von Humboldt 1796, ihr Haus- und Tischgenosse geblieben, so ist auch seine Grabstätte im Park des Familienschlosses in Tegel in der Nähe der Ruhestätte der Familie von Humboldt angeordnet worden.

Zu dieser Schilderung der Jugendjahre werden dann noch mancherlei Nachträge und Betrachtungen hinzugefügt, damit das Bild als ein abgerundetes und in jeder Beziehung befriedigendes erscheine.

Der Verfasser gibt uns hierauf eine sorgfältig durchgeführte Darstellung der Studienzeit des Helden, der auch hierbei anfangs noch eine wenig in die Augen springende Befähigung neben seinem ältern Bruder an den Tag legt. Beide wurden am 1. October 1787 in Frankfurt a. O. immatriculirt. Sie wohnten gemeinschaftlich mit ihrem Erzieher Kunth bei Professor Löffler, ihrem frühern

Lehrer, der auch hier wieder den Unterricht der alten classischen Sprachen, besonders bei Wilhelm übernahm, während Alexander mehr Kameralien trieb. Sie besuchten auch hier keine öffentlichen Vorlesungen und genossen nur Privatunterricht wie in Berlin. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die Universität in einem sehr kläglichen Zustande war; sie hatte kein Naturaliencabinet, keine Anatomie, kein Observatorium, keinen Botanischen Garten, keine bedeutende Bibliothek, sie besaß nur eine mangelhafte Buchhandlung und Druckerei, und wurde eigentlich nur von dem märkischen und pommerschen Adel besucht, der sich durch das Studium der Kameralien für den Staatsdienst vorbereiten wollte. Dieser Unterricht lag aber damals noch so im argen, daß man, wie der Verfasser sagt, von einem Studenten, der Kameralien studirte, stets der Meinung war, daß er unbefähigt zur höhern Bildung sei. Beckmann, der berühmteste Lehrer der Staatsökonomie in Göttingen, hatte in seinem Hauptcollegium sogar noch Herbarien von Erbsen, Zwiebeln, Rettich, Rüben und den alltäglichen Gemüsen. Krug klagt in seinen „Nationaleinrichtungen des preußischen Staats vom Jahre 1805“: „Man lehrt den Anschlag einer Branntweinbrennerei, Theerhütte, Grützmühle machen, man lehrt, wie viel Fäden Leinwand und Taffet im Aufzuge und Einschlage haben müssen, man lehrt, wie viel Käse gemacht und Eisen geschmolzen wird, wie man Raupen und Maikäfer vertreibt; aber man hat noch keine Ahnung von höhern staatswissenschaftlichen Principien.“ In einer Ministerialverfügung vom 27. September 1813 wurde verordnet, die Studirenden sollten von dem unglücklichen Wahne abgehalten werden, als erfordere das Studium der Kameralwissenschaften einen minder angestrengten Gebrauch der intelligenten Kräfte als das der Theologie, Medicin, Jurisprudenz. Auch wird von dem 1865 in Berlin verstorbenen Consistorialrathe Morat, der 1788 — 90 in Frankfurt a. O. studirt hatte, eine höchst interessante Schilderung der damaligen Zustände der Universität mitgetheilt. Aus den Briefen, welche Wilhelm an Henriette Herz schrieb, geht übrigens klar hervor, daß Alexander doch schon manche geistige Begabung durchblicken ließ:

Beinahe wünschte ich mir meines Bruders Temperament. Er hat zwar Langeweile hier, aber im Grunde ist er doch recht vergnügt. Er läuft viel herum, moquirt sich, und so immerfort. Aber traurig ist er gar nicht. Er sagt auch selbst, er hätte in Berlin auch nicht mehr Vergnügen gehabt. Sie müssen aber nicht denken, daß er darum alle seine Zeit verläuft. Er ist doch recht fleißig dabei und thut manches recht Gute. Uebrigens leben wir beide noch wie sonst miteinander. Wir sind uns gut, aber selten einig. Unser Charakter ist zu verschieden.... Ueberhaupt verkennen ihn die Leute, vorzüglich wenn sie mich in Talent und Kenntniß so weit über ihn setzen. Talent hat er weit mehr wie ich, und Kenntnisse — abgerechnet daß er jünger ist — ebenso viel, nur in andern Fächern. Er hat sich zwar oft gegen mich über dich moquirt, aber theils um mich zu ärgern, theils weil er sich über jeden moquirt. Gegen jeden andern hat er dich mit einem ihm sonst ungewöhnlichen Eifer vertheidigt. Er hat mir einen der possirlichsten Briefe geschrieben, die du dir denken kannst. Der Anfang ist griechisch, das Mittel lateinisch und das Ende deutsch. Hebräische Schrift kommt auch darin vor. Von dir schreibt er griechisch, damit es Kunth nicht verstehen soll.... Die Nachrichten von mon frère freuen mich. Er ist wahrlich ein wackerer Junge, der einmal viel Nutzen stiften wird. Sein Herz, so boshaft es manchmal scheint, ist doch im Grunde sehr gut. Sein Hauptfehler ist nur Eitelkeit und Sucht zu glänzen. Die Ursache aber ist, weil er nie ein starkes Interesse des Herzens gehabt hat.

Diese Briefauszüge rühren anfangs aus Frankfurt, schließlich aber aus Göttingen her, wo Wilhelm ein Jahr allein war, während sein Bruder sich in Berlin aufhielt. Sie deuten auf einen Charakterzug, den Alexander eigentlich sein ganzes Leben hindurch beibehalten hat, aber meistens sehr sorgfältig zu verstecken wußte. Er besaß eine satirische Ader, eine Neigung, die Schwächen anderer zu bespötteln, er übersah oft den eigenen Balken des Ehrgeizes und der Eitelkeit, obgleich er sich sehr gut kannte und vortrefflich zu hüten verstand, wo es galt, diese Schwäche nicht merken zu lassen. Und dabei war er voll Milde und Güte, voll Mitleid und Wohlwollen, so oft sich Gelegenheit darbot, die menschlichen Schwächen anderer zu ertragen, den Hülfsbedürftigen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft zu helfen.

Die Biographie macht uns damit bekannt, daß er in dem Jahre, wo der Bruder nach Göttingen voraufgeeilt war, sich mit aller Kraft auf die Erlernung der griechischen Sprache geworfen habe, um nicht mehr wie bisher dem Wilhelm nachzustehen, daneben habe er aber das technologische Fabrikwesen in Berlin mit mehr Erfolg studirt, als dies in Frankfurt möglich gewesen sei, obgleich er es später wiederholt und mit Dank anerkannt hat, wie ihn in Frankfurt Reitemeier's „Geschichte des Bergbaues und Hüttenwesens bei den alten Völkern“ mächtig angezogen und seine Lebensrichtung bestimmt habe. Der erneuerte Umgang mit Wildenow gestaltete sich in derselben Zeit zu einer sehr intimen Freundschaft und förderte seine wissenschaftliche Liebe für Botanik. Die Art der Reitemeier'schen Forschung bewirkte zugleich, daß er die classische Philologie eifrig betrieb. „Denn“, sagt der Verfasser, „derart sind ja die kleinen Abhandlungen: «Ueber den Basalt der ältern und neuern Schriftsteller»; «Ueber den Syenit der Alten»; «Ueber den Basalt des Plinius und den Säulenstein des Strabo», die einen wesentlichen Theil seiner nächsten Schrift «Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein» ausmachen.“ Bei dem vielseitig gründlich gebildeten Propst und Consistorialrath Zöllner wurde mit großem Eifer Technologie getrieben, und der Verfasser theilt uns in dieser Hinsicht einen charakteristischen Auszug aus einem damals an Freund Wegener gerichteten Brief mit:

Es ist (das kannst du jedem dreist ins Gesicht sagen) eine derbe Lüge, zu sprechen, Zöllner wisse von allen Dingen nur etwas. Bei einem technologischen Collegium, das, wie Zöllner es liest, wol die 100 Dukaten werth ist, die es kostet, und welches so mannichfaltige mechanische, hydraulische, botanische, physikalische, chemische, medicinische, mineralogische u. s. w. Kenntnisse erfordert, habe ich seine Wissenschaft ziemlich beurtheilen können. Biester sagte neulich ganz wahr von ihm: „Was weiß denn Zöllner nicht!“ Seine medicinischen Kenntnisse sind so groß, daß er ehemals stark willens war, auf der Anatomie ordentlich zu cursiren. Das weiß ich von hiesigen Medicinern.

Die Kunst des Zeichnens, Malens, Kupferstechens und Radirens wurde bei Chodowiecki auch wieder emsig und mit dem besten Erfolg betrieben. Ueberhaupt war der neue Aufenthalt in Berlin eine wirkliche Bildungsepoche für unsern Humboldt. Vor allem wirkten die meisterhaf-

ten Schilderungen der Südseeinseln von Georg Forster, welche gerade damals an die Oeffentlichkeit traten, mächtig anregend auf das junge Gemüth; Alexander hatte eine begeisterte Freude über den kolossalen Drachenbaum, den man damals in einem alten Thurme des Botanischen Gartens aufbewahrte, weil derselbe so vortrefflich zu jenen Schilderungen paßte. Die Entdeckungsreisen standen um diese Zeit in voller Blüte, und es erwachte die größte Lust in Humboldt, eine ähnliche Weltreise machen zu können. Der Verfasser macht mit Recht auf diesen wichtigen Punkt besonders aufmerksam.

Von dem Bruder Wilhelm kamen wiederholt Briefe, welche das Glück der Gelegenheit zu wissenschaftlicher Ausbildung in Göttingen mit den anlockendsten Farben schilderten, sodaß auch in Alexander die Lust, diese ausgezeichnete Musenstadt zu besuchen, auf das lebhafteste angeregt wurde. Die Reise dorthin war auf den 8. April 1789 festgestellt, sie sollte über Magdeburg, Helmstedt, Braunschweig und Northeim ausgeführt und dabei persönliche Bekanntschaften mit hervorragenden Männern gemacht werden. In Helmstedt verkehrte er mit Pfaff und Beireis, von letzterm erzählt er:

Beireis weiß selbst nicht, was er hat. Er geht ordentlich in seinem Hause auf Entdeckungen aus. Jetzt liest er täglich 16 Stunden (wie mich Crell selbst versichert) über alle Theile menschlicher Erkenntniß. Er spricht alle europäischen Sprachen, ägyptisch, chinesisch, japanisch und die Sprachen einiger Völker am Ganges. Er hat mir aus einem japanischen Buche gleich deutsch vorgelesen. Viele zweifeln, ob er hebräisch kann! Kurz, er ist einer der sonderbarsten Menschen, der die tiefsten Kenntnisse der Chemie und Numismatik mit der Charlatanerie des ärgsten Taschenspielers verbindet. Hundert kleine Züge von ihm, die ich gesammelt, lassen sich besser mündlich erzählen. Er läßt Korn wachsen, kennt einen Baum, der Manschetten trägt, schläft nie und sagt alle Augenblicke, er habe sechs Wochen darüber nachgedacht, ohne zu essen und zu trinken.

Von Pfaff, an den er durch Fischer empfohlen war, schreibt er entzückt, und er hält ihn für den damaligen größten Mathematiker der Welt. Mit diesem Gelehrten schloß er ein dauerndes Freundschaftsbündniß, auch verdankte er ihm eine sehr wirksame Empfehlung an Kästner in Göttingen. In Harbke bewunderte er den weltberühmten Park, der sich besonders durch die größten Anpflanzungen amerikanischer Bäume auszeichnete. Sein Bruder war ihm bis Braunschweig entgegengereist. Sie besuchten gemeinschaftlich den Hof und erfreuten sich, die berühmten Gelehrten Gärtner, Schmidt, Ebert, Jerusalem, Eschenburg, Campe persönlich begrüßen zu können. Sie meinten, daß man, außer in Berlin und Göttingen, wol kaum so viel tüchtige Gelehrte beisammenfände als in Braunschweig. Am 25. April 1789 schrieb sich unser Held unter Nr. 48 in das Matrikelbuch der göttinger Studentenschaft: „Fridericus Alexander ab Humboldt, Berolinensis, juris studiosus, ex Academia Viadrina.“ Unter den Studiengenossen traf er von Vincke aus Osnabrück, von Nagler aus Onolzbach, von Kamptz aus Mecklenburg, welche später zu den bedeutendsten Staatsmännern Preußens zählten. Auch den Friesen Oltmanns, welcher einen so berühmten Namen auf dem Gebiete der astronomischen Geographie erlangte und Mitarbeiter an dem großen Reisewerke Humboldt's wurde, lernte er hier kennen, und den Mineralogen van Geuns aus Gröningen, der mit ihm die Reise nach dem Niederrhein und England unter Führung Georg Forster's machte. Aber noch viel bedeutender war der Einfluß der göttinger Gelehrten jener Zeit, welche die Universität zur höchsten Blüte entfaltet hatten. Ein Schüler Heyne's, Blumenbach's, Lichtenberg's, Kästner's, Gmelin's u. s. w. gewesen zu sein, hält Humboldt für die glücklichste Fügung des Himmels, und ganz besonders weiß er es nicht dankbar genug anzuerkennen, daß der persönliche Familienverkehr mit diesen Koryphäen ihm zutheil geworden ist, was vorzugsweise die allgemein erkannte hohe Begabung des Bruders vorbereitet hatte. Seine Charakterisirung der Professoren hält der Verfasser mit Recht für ein wahres Cabinetstück von Witz und Ernst, von vielseitiger Menschen- und Sachkenntniß, was um so bedeutender ins Gewicht fällt, da der junge Mann damals noch nicht das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte. Daß der Verfasser einige Mittheilungen aus diesen Charakteristiken machte, werden ihm die Leser nur Dank wissen. Etwas wollen auch wir zur Sprache bringen:

Heyne ist der Mann, dem unser Jahrhundert gewiß am meisten verdankt: religiöse Aufklärung durch eigene Lehre und Bildung junger Volkslehrer, Liberalität im Denken, Anfang einer gelehrten Archäologie und erste Verbindung des Aesthetischen mit dem Philologischen. Dennoch hat Heyne noch nie ein Compendium geschrieben, ungeachtet er über zwölf Collegien liest: römische und griechische Literatur, Archäologie, die Tragiker, Aristophanes, Homer, Virgil, Horaz, Plautus und Cicero, griechische und römische Antiquitäten.... Heyne's Hefte sind so weitläufig und genau ausgearbeitet, daß man sie hier für 3—5 Louisdor kauft. Köppen's Commentar zum Homer ist in der That nichts als ein gestohlenes Heft von Heyne. Heyne erhielt das Seminar an des großen Gesner Stelle. Wen kann man in Deutschland ihm zum Nachfolger geben? Schütz, den Heyne schon bei seinem Leben hierherziehen wollte, ist unthätig und durch die Literaturzeitung gebunden. Spittler! Ich höre bei ihm neueste Geschichte, ein feiner Kopf mit einem prächtigen Vortrage, der für die meisten Menschen das Ideal der höchsten Beredsamkeit ist. Für mich ist er zu schwülstig.... Kästner's Vortrag ist undeutlich, da er keine Zähne hat. Er ist immer witzig, belacht sich aber immer vorher, sodaß man den Witz selten versteht. Dafür ist er aber, wenn man ihn oft belacht, auch von Zeit zu Zeit so artig, den dritten zu belachen, wenn man auch gar nichts Witziges gesagt hat. Kästner ist dabei der gutmüthigste gefälligste Mensch, den man sehen kann. Ich bin viel bei ihm. Er kann es nicht lassen, beißend zu sein, fühlt aber selbst solche Gewissensbisse darüber, daß er stets um Verzeihung bittet.... Eben habe ich bei Leß in der Moral hospitirt. Etwas Elenderes habe ich nie gehört. Er hat viel Aehnliches mit Fromm in Frankfurt an Charakter, Sprache und Gedanken. Nur ist Fromm noch beredt gegen ihn. Er sprach davon, ob es einem Christen erlaubt sei, ins „Lotto de Genova“ (so nennt er unsere Zahlenlotterie) zu setzen. Heißt das nicht casuistisch die Moral vortragen? Ebenso kann man fragen: darf ein Christ l'Hombre spielen oder Schach? Unsere englischen Prinzen müssen täglich 1—2 Stunden dieses Gewäsch hören. Die unglücklichen Kinder! Dabei müssen sie jede Stunde ausarbeiten und von Leß corrigiren lassen. So will es die elende englische Orthodoxie.

In demselben Brief an seinen Freund Wegener, dem diese Auszüge entnommen sind, bemerkt er auch noch über Heyne, daß derselbe unstreitig der hellste Kopf und in seinen Fächern der größte Gelehrte in Göttingen sei; obgleich sein Vortrag sehr holperig und stotterig genannt werden müßte, so sei dennoch eine äußerst klare Ideenfolge, eine logische Beredsamkeit darin. Außerdem erwähnt er, daß Lichtenberg in seinen Vorlesungen über angewandte

Mathematik, Theorie der Erde, Meteorologie, Elektricität u. s. w. Ausgezeichnetes leiste und sie mit vortrefflichen Apparaten durch Experimente unterstütze, daß Blumenbach ein großer Gelehrter sei, der jeden seiner Zuhörer entzücke und die Liebe zur vergleichenden Anatomie, Physiologie und zur gesammten Naturkunde auf immer einflöße. Er macht auch auf eine von ihm verfaßte kleine Schrift über den Webstuhl der Lateiner und Griechen aufmerksam, wozu Heyne Zusätze schreiben wolle, ein Beweis dafür, wie sehr er sich für philologische Forschungen aus dem Gebiete der Technologie interessirte. Doch ging ihm im Heyne'schen Hause der hellste Stern seines Lebens auf. Es war Georg Forster, der Schwiegersohn Heyne's, der in seinem Wissen, seinen Ansichten, Neigungen und Wünschen alles das in sich schloß, was Humboldt als das höchste Ziel seiner eigenen Bestrebungen ansah:

Georg Forster, damals 36 Jahre alt und nur 15 Jahre älter als Humboldt, hatte bereits Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt begleitet und dieselbe meisterhaft beschrieben. Er hatte alle Zweige der Naturkunde mit Einschluß der Physik und Chemie studirt, zeichnete vortrefflich Pflanzen und Thiere, besaß vortreffliche Kenntnisse in der Philosophie, Literatur und den schönen Künsten und widmete sich mit aller Kraft seines Geistes und der Neigung seines Herzens vorzugsweise der Geographie, Geschichte und Politik. Er schrieb lateinisch und verstand griechisch, er sprach und schrieb mit Leichtigkeit französisch und englisch, er las holländisch und italienisch, und auch die schwedische, spanische, portugiesische, russische, polnische Sprache waren ihm nicht fremd. Und bei alledem war er ein geistvoller, bescheidener, liebenswürdiger Gesellschafter. Forster war Meister in jener Naturschilderung, die den Künstler nicht weniger begeistert als den Forscher belehrt, die, erhebend durch dichterischen Schwung, entzückend durch malerischen Schmuck, dennoch nur die reinste Wahrheit vor die Seele führt. Und mehr noch als die reiche Fülle sachlicher Belehrung, als der entzückende Zauber künstlerischer Darstellung erquickt noch heute in seinem unübertroffenen Reiseberichte die vollendete Menschlichkeit, die sein vorzügliches Augenmerk auf die Menschen selbst richtet, auf ihre Anlagen, Sitten und Zustände, die ihn mit einem weichen und liebevollen Verständniß den Kern des Menschen unter Federn und Tätowirungen erfassen und unter jeder Gestalt, in jeder Lage das Recht der Vernunft aufsuchen und erkennen ließ.

Das ist ein edles, wahres, schönes Wort für das Vorbild unsers Humboldt, dem damals noch glücklichen jungen Gelehrten, welcher aber später durch so viel Unglück gebrochen und verkommen ist. Wir können's dem Verfasser nur Dank wissen, daß er uns gerade das schönste Bild von Georg Forster vorgeführt hat, wie es unserm jungen Humboldt so begeisternd vor Augen und vor der Seele stand und das er eigentlich nie aus dem Gedächtniß verloren hat. Selbst in seinem „Kosmos" bezieht er sich wiederholt mit dankbarer Anerkennung und Verehrung auf den genialen Mann, er nennt ihn seinen berühmten Lehrer und Freund, dessen Namen er nie anders als mit dem innigsten Dankgefühl aussprechen könne. Mit diesem vielbegabten Gelehrten hatte Wilhelm von Humboldt schon im vorhergehenden Sommer eine Schweizerreise gemacht, welche reiche Früchte der Bildung zur Folge gehabt hat, und nun wurde auch der Bruder, unser Alexander, aufgefordert, mit ihm die Reise nach dem Niederrhein, Holland, Belgien, England und Frankreich zu machen. Diese Reise hat uns Georg Forster in dem classischen Werke „Ansichten vom Niederrhein" als letztes frohes Gedenkblatt hinterlassen, aus dem man ihn genau in der Weise kennen lernt, in der uns der Verfasser sein herrliches Bild entworfen hat. Ist nun sein Schüler und Reisegefährte noch viel bedeutender geworden als der große Lehrer, so liegt die Ursache wol nur in der großen Verschiedenheit der Fügungen des Schicksals, welches bei dem einen eine fortdauernde Triumphfeier war, bei dem andern aber schon sehr früh in eine düstere Fahrt zu trübem Geschicke umschlug. Der Verfasser theilt seinen Lesern noch mit, daß die bei Cotta erschienene deutsche Uebersetzung der Humboldt'schen „Voyage aux régions équinoxiales" von Frau Therese Forster, der nachmaligen Gattin Huber's, herrührte, und diese Arbeit ihr nur überlassen worden sei, um ihre hülfsbedürftige Lage zu erleichtern, und daß diese edle That von unserm Humboldt auf das zarteste verdeckt und verschwiegen worden sei, um dem Gefühl der aufrichtigsten Dankbarkeit für Forster ganz im stillen Rechnung tragen zu können. Und als hochbetagter Greis schrieb Humboldt an Heinrich Koenig, als dieser ihm sein Werk „Georg Forster in Haus und Welt" zugesandt hatte:

Wie soll ich Ihnen, verehrter Mann, warm genug dafür danken, daß Sie dem freundlichen Rathe, welcher Ihnen von dem edeln, freisinnigen Großherzog in Wilhelmsthal gegeben wurde, gefolgt sind! Sie haben eine geistreiche, lebensfrische, physiognomisch wahre, unparteiische Biographie meines verewigten Freundes geliefert. Sie haben mich zwei lange Nächte beschäftigt, da ich Ihr schönes, mit Gemüthlichkeit und freiem, unverhaltenem Scharfblick geschriebenes Werk Seite für Seite gelesen. Ich habe viel glückliche, aber auch viel trübe Eindrücke empfangen. Seit dreißig Jahren kenne ich fast nur nächtliche Muße. Ich habe ein halbes Jahrhundert zugebracht, wohin mich auch immer ein unruhiges, vielbewegtes Leben geführt hat, mir selbst und andern zu sagen, was ich meinem Lehrer und Freund Georg Forster in Verallgemeinerung der Naturansicht, Bestärkung und Entwickelung von dem, was lange vor jener glücklichen Vertraulichkeit in mir aufdämmerte, verdanke. In diesen Nächten, trübe gestimmt bei den jetzt schneller hinschwindenden Kräften, wurde lebhafter in mir die Erinnerung an die sonderbaren Aehnlichkeiten und Contraste der Lebensbeziehungen mit Forster: gleiche Richtung politischer Meinungen, keineswegs durch Forster erzeugt, sondern viel älter und nur genährt; erster Anblick des Meers an der Seite eines Weltumseglers, zu einer Zeit, wo noch keine Hoffnung war, daß auch ich schon zwölf Jahre später die Südsee beschiffen würde; mein Aufenthalt in London, als noch Cook's Witwe lebte und Sir Joseph Banks mich, den einundzwanzigjährigen Jüngling, liebgewann; in meiner sibirischen Expedition betrat ich die Ufer der Samara, wo der alte Forster den so seltsam verwilderten Weizen an Linné nach Upsala schickte, ich 1829, Reinhold Forster mit Georg, als Knaben, 1765, vier Jahre ehe ich geboren war.... Wie haben Sie mich angeregt durch Ihr theueres Geschenk, alte Erinnerungen aufzufrischen, zu beleben. Ihr ganzes sechstes Buch ist meisterhaft, aber wehmüthig; am wehmüthigsten sind sie für mich gewesen Thl. II, S. 251, Z. 8—10 von unten, und doch waren sie geboten! Mit dem erneuten Ausdruck innigen Dankes und freundschaftlicher Hochachtung Ew. Wohlgeboren gehorsamster A. von Humboldt.

Solche Worte bringen Klarheit in die Beziehungen zwischen den verwandten großen Geistern, und man kann sich nur freuen, daß sie der Verfasser uns mitgetheilt und auf das schönste verwerthet hat; sie waren nothwendig für ein wahrheitsgetreues Bild der geistigen Entwickelung unsers Humboldt.

Heinrich Birnbaum.

Revue des Literaturjahres 1872.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Wie der Roman, so erfreut sich auch die Novelle, die oft, ohne Beachtung ihrer künstlerischen Eigenheit, als kurzathmiger Roman behandelt wird, eifriger Pflege. Die Novelle, ein kleines schwieriges Kunstwerk, wird allzu oft als Stilübung für den erzählenden Ton benutzt. Von den feinsinnigen Novellisten heben wir hervor den phantasiereichen, oft romantisch irrlichtelirenden Wilhelm Jensen: „Nordlicht. Novellen-Cyklus", „Eddystone", „Wilhelm Trimborn und Compagnie" und „Drei Sonnen"; Karl Heigel: „Neue Novellen"; Hans Köster: „Erlebnisse und Gestaltungen"; Levin Schücking: „Filigran. Neue Folge", „Zur linken Hand", „Stille Geschichten"; „Krieg und Frieden. Novellenbuch"; Sacher-Masoch: „Zur Ehre Gottes, ein Zeitgemälde"; Edmund Hoefer: „Zur linken Hand, eine Erzählung". Unermüdlich in solchen novellistischen Ausstrahlungen ihrer Phantasie ist Elise Polko: „Neue Novellen, dreizehnte und vierzehnte Folge", „Frauen-Album", „Plaudereien", „Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen, dritte Reihe". Im ganzen ziehen die Schriftstellerinnen jetzt den breit ausgebauten Roman vor; mindestens überwiegen die Romane von weiblicher Feder in diesem Literaturjahr bei weitem die Novellen: E. von Dincklage: „Geschichten aus dem Emslande"; Marie Lenzen: „Zwischen Ems und Wupper"; Auguste Wilhelmi: „Aus dem Lazarethe. Wahrheit und Dichtung"; Sophie Verena: „Aus allen Kreisen"; Bertha Augusti: „Feldblumen, ein Novellenstrauß"; Johanne Conradi: „Kleine Schriften für das Haus"; „Elmhausen. Charakter- und Lebensbilder, gezeichnet von Frauenhand". Andere Novellen knüpfen an das Reisebild und die Skizze aus dem Volksleben an, so des bekannten demokratischen Abgeordneten F. Ziegler „Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien"; des steirischen Volksdichters P. K. Rosegger „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt"; des in Frankreich kriegsgefangenen M. von Schlägel „Stereoskopen" und „Die Wilden der Gesellschaft"; Pasqué: „In Paris. Heitere Geschichten aus den Lehrjahren eines Sängers"; M. Felsthal: „Siebenbürger Blätter"; M. Albert: „Die Candidaten; ein Bild aus dem Leben des sächsisch-siebenbürgischen Volks"; L. A. Staufe: „Der Klosterbau. Erzählung aus dem romänischen Volksleben"; J. Walter: „Sprudelsteine, ein karlsbader Bilderbuch"; F. Flaxland: „Elsässische Novellen"; Th. Sutor: „Ein elsaß-lothringischer Eisenbahnbeamter"; C. von Bolanden: „Russische Erzählungen für das Volk"; „Der Ilau, eine Skizze aus dem pfälzischen Volksleben"; A. Hugo: „Der Geldkoffer, eine wahre Geschichte aus Thüringen"; Villamaria: „Rheinklänge, Novellen". Andere Novellen und Erzählungen sind: Friedrich Friedrich: „Nur ein Diener" und „Wider das Gesetz"; A. Vollmer: „Das Pfarrhaus im Harz, zweiter Theil: Das Pfarrhaus in Indien"; O. Buchwald: „Vergeltung"; O. Horn: „Jugendliebe"; C. Meyer: „Die Farmer des Hinterwaldes"; L. A. Dhorn: „Der Dorfengel, Preisnovelle"; E. Wiß: „Novellen. I. Das braune Riekchen"; E. Fentsch (Frater Hilarius): „Aus der Tiefe"; J. Krüger: „Ein großes Herz", „Herzliebchen mein unterm Rebendach", „Liebesproben", „Die Zuchthäuslerin" und „Ein erfüllter Traum"; Julius Mühlfeld: „Gegensätze"; G. F. Born: „Der Weg zum Abgrund"; A. Bauer: „Zellengefängniß und Kajüte"; A. Bernstein: „Mendel Gibbor"; E. Werner: „Gartenlaubenblüten"; T. Piderit: „Curiose Geschichten"; Gustav vom See: „Fränzchen Sebastiani"; F. Rothenflue: „Die Maulwürfe"; O. von Marschall: „Liebesskizzen", „Nach dem Vaterhause"; A. Streckfuß: „Ein Familiengeheimniß"; P Lippert: „200000 Pfd. St."; A. Palm: „Im Labyrinth der Seele"; A. Joachim: „Die Pflegetochter"; W. Reinmar: „Weihnachtsschnee und Frühlingsglanz"; G. Scheuerlin: „Musiker-Novellen"; L. Ziemssen: „Novellen"; E. Adolay: „Die Böhämmer, eine Dorfschronik"; W. Bennecke: „Verlorene Herzen"; „Imbergen, eine Dorfgeschichte"; J. C. Scholz: „Freud und Leid, drei Erzählungen"; K. Ritter von Weyhrother: „Ebbe und Flut, Novellen und Erzählungen".

Die historische Novelle, das Gebiet von Blumenhagen und A. von Tromlitz, ist im ganzen weniger angebaut; außer vereinzelten Erzählungen in den obigen Sammlungen sind zu erwähnen: G. Hiltl: „Historische Geschichten"; F. Eugen: „Von deutschen Fürstenhöfen"; L. Mohr: „Aus vergangenen Tagen"; H. Scheube: „Aus den Tagen unserer Großväter"; C. von Bolanden: „Die Magern und Fetten". Der Zugführer der Criminalgeschichten bleibt nach wie vor J. D. H. Temme: „Der Pole" und „Der Studentenmord in Zürich". Ihnen schließt sich an C. H. von Dedenroth: „Die Baronin. Criminalgeschichte". Geistesverwandt sind die Erinnerungen eines Croupier „Vierzehn Jahre an der Spielbank". Größere novellistische Sammelwerke sind: „Novellenschatz des Auslandes", herausgegeben von Paul Heyse und Heinrich Kurz; „Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1872", herausgegeben von Frater Hilarius, siebenundfunfzigster Jahrgang; „Kriegsromantik. Novellen aus dem deutsch-französischen Kriege der Jahre 1870—71", von W. Andreae, A. Völte, J. Dungern u. a.; „Illustrirter Novellenalmanach für 1872", herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch; „Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus", deren sechzehnter Band „Kleine Geschichten aus fernem Land" von F. Bodenstedt bringt.

Grenznachbar der Novelle ist die Humoreske, deren wir, soweit sie in das Gebiet komischer Dichtung fällt, bereits gedacht haben. Hier erwähnen wir: Max Ring: „Lose Vögel, humoristische Erzählungen, Criminalgeschichten und Novellen"; R. Schmidt-Cabanis: „Allerlei Humore, komische Novellen und Humoresken", „Ostpreußische Humoresken"; H. Sallmeyer: „Die Frauen und die Mode", „Gröbersdorf, wie es weint und lacht. Trauriges Heldengedicht in scheußlichen Versen, von einem fahrenden Sänger"; A. de la Sala: „Die funfzehn Freuden des Ehestandes"; J. Beer: „Memoiren einer berliner Wickelfrau"; A. Löwenstein: „Humor in der Medicin", „Anno 1972. Zum Besten der Gegenwart vorausge-

schrieben von Karlchen Mießnick"; „Entre nous; humoristische Skizzen mit Illustrationen von W. Scholz u. a.", „Witze und Anekdoten aus dem Theaterleben".

Die volksthümliche Literatur, die Dialektprosa und Dialektpoesie, hat auch in diesem Jahre einige Schossen getrieben. Eine erste Serie „Illustrirter Volksbücher" ist erschienen. H. K. vam Hingberg hat drei Bände Erzählungen in niederdeutscher Mundart „Ut auler un neier Tid" herausgegeben; W. Schröder: „Heideland un Waterkant. Plattdeutsche Geschichten und Gedichten" in fünf Bändchen; H. Burmester: „Arm un Riek", ein Bild aus dem Leben in niedersächsisch-lauenburgischer Mundart. Hierher gehören auch die soldatisch-volksthümlichen Dialektgedichte: E. Keller: „Crischan Ballermann, Garde-Landwehrmann von 't Stettiner Batteljohn. Plattdütsche Vertellzels ut 'n franzö'schen Krieg"; „Des wahrhaftigen Kutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege. Vom alten Sechsundzwanziger"; „Ut uns' Le Bourget-Tid" von Brekenfeld. Marie Hanstein läßt eine Mär in altdeutscher Form: „Des Knappen Sigwart goldenes Buch" erscheinen. Von J. P. Hebel's: „Alemannischen Gedichten" erscheint eine neue revidirte Volksausgabe; C. Weitzmann's „Sämmtliche Gedichte in schwäbischer Mundart" erschienen in erster vollständiger Ausgabe. Außerdem sind von C. Hagen „Dichtungen in alemannischer Mundart aus Vorarlberg" erschienen. Zur erzählenden Volksliteratur gehören A. Stein: „Der Mönch vom Berge, eine Dorfgeschichte fürs Volk erzählt"; Baronin Marie Ebner-Eschenbach: „Die Prinzessin von Banalien, ein Märchen"; Gottfried Keller: „Sieben Legenden", eine interessante, auch in der „Revue des deux mondes" eingehend besprochene Sammlung. Von E. Mörike's „Die Historie von der schönen Lau" liegt eine Prachtausgabe mit sieben Umrissen von Schwind vor.

Was die Uebersetzungsliteratur betrifft, so mag es als eine neue Erscheinung hervorgehoben werden, daß sich der Eifer der Uebersetzer in diesem Jahre auf bisher minder beachtete Literaturen warf, auf die ungarische und die skandinavische. So erschienen in einer Uebersetzung die gesammelten Werke von J. Freiherrn von Eötvös, der Roman von Jokai: „Wie wird man grau?" sowie „Achtzehn humoristische Erzählungen" dieses Autors, ein Novellenkranz nach ungarischen Autoren; von J. Kugel: „Von jenseits der Leitha", eine Sammlung der dramatischen Meisterwerke der Ungarn, deren erstes Bändchen die Tragödie „Ban Marót von M. Vörösmarty" bringt, metrisch übersetzt von M. Ring. Aus dem Norwegischen hat Adolf Strodtmann ein Lustspiel von H. Ibsen: „Der Bund der Jugend" und ein historisches Schauspiel desselben Dichters: „Die Kronprätendenten", übersetzt, während P. F. Siebold das dramatische Gedicht „Brand" dieses Autors übertrug. Aus dem Schwedischen übersetzt W. Reinhardt den Roman von H. F. Ewald: „Die Schweden auf Kronborg"; Jenny Hirsch H. von Trolle's historische Erzählung: „Der Seeoffizier"; aus dem Dänischen A. Strodtmann W. Bergsöe's Erzählung: „Die Braut von Rörvig". Aus dem Italienischen liegt eine neue Uebersetzung von Monti's „Aristodemos"; von A. Aleardi's Dichtungen; von Michel Angelo Buonarotti's „Rime" von Grasberger, sowie die Uebersetzung eines Romans „Die Tragödie der Irrungen" vor. Die Uebersetzungen aus englischen Dichtern, namentlich stets neue Versuche der Aneignung Lord Byron's, fehlen in keinem Literaturjahr; so ist Byron's „Manfred" wiederum von L. Freytag übersetzt und erläutert; Byron's „Braut von Abydos" und „Der Korsar" von O. Riedel; „Ausgewählte Gedichte" von Tennyson hat M. Rugard übertragen. Von englischen Romanen sind übersetzt: Ouida: „Tricotrin, oder die Herzogin de Lirà"; M. E. Braddon: „Zwei Freunde"; A. Craven: „Anna Severin"; Luise Parr: „Dorothe Fox"; W. Collins: „Fräulein oder Frau"; A. M. Donelan: „Flora Adair"; M. E. Braddon: „Der Kapitän des Vultur"; A. S. Orr: „Die Gefangenen von Chillon"; J. Grant: „Schwere Prüfungen"; J. Payn: „Wie der Vater, so der Sohn"; W. Collins: „Herzkönigin"; G. Eliot: „Middlemarch"; A. Trollope: „Der goldene Löwe in Graupern"; Mrs. Henry Wood: „Betty Kane"; T. Kennedy: „Farnoth" und der Roman „Hannah" — gewiß eine reiche Auswahl. Außerdem ist des Amerikaners H. W. Longfellow „Der Sang von Hiawatha" neu übersetzt von K. Knortz; dann Mrs. Harvey's Schrift: „Türkische Harems und circassische Heimat", und F. C. Burnand's wenig geistreiche „Gute Gedanken"; Shakspeare's „Cymbelin" ist für die Bühne neu bearbeitet von A. von Wolzogen.

Die Uebersetzungen aus dem Französischen sind bei weitem minder zahlreich. Des Deutschenfressers Erckmann-Chatrian „Neue Erzählungen" hat K. Braun übertragen; Paul Féval's „Gaukler" A. Kretzschmar; O. Féré's Roman „Doctor Vampyr" R. Springer, sowie den Roman: „Der Muttermörder" von A. Belot und J. Dautin; Alfred de Musset's „Hoffnung auf Gott" übersetzte J. Baillant; die „Oden" Friedrich's des Großen im Versmaße des Originals Emilie Schröder, des neulateinischen Dichters H. Vida „Schachgedicht" A. Baldi. Außerdem erwähnen wir noch die Uebersetzung eines brasilianischen Romans von J. de Alenca „Der Guarany"; der holländischen Erzählungen „Geschichte und Sage" von J. J. van der Horst, die Uebersetzung des alttürkischen Sittenromans „Die Fahrten des Sajjid Batthâl" von H. Ethé und die jetzt in vierter Auflage erschienene Bearbeitung der „Sakuntala" von E. Lobedanz.

Wenden wir uns zur Geschichte, so ist die Production auf diesem Gebiete nach wie vor eine sehr ins Kraut schießende, ohne daß der Nationalliteratur dadurch eine besondere Förderung zutheil würde. Von den hervorragenden Meistern der geschichtlichen Darstellung erhält sich Leopold von Ranke durch die jetzt bis zum vierundzwanzigsten Bande fortgeschrittene Gesammtausgabe seiner Werke im Mittelpunkte des Interesses. Außerdem ist von ihm erschienen der zweite Band seines Werks: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund". Von W. von Giesebrecht ist die erste Abtheilung des vierten Bandes der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" erschienen, welche die „Staufen und Welfen" behandelt.

Wenn wir die übrigen Geschichtswerke nach den Zeitaltern ordnen, so fällt die geringste Zahl derselben auf das Alterthum, die Mehrzahl vertheilt sich auf Darstellungen des Mittelalters und der neuesten Zeit. Der

Urgeschichte gewidmet ist die Schrift C. S. Wollschläger's „Handbuch der vorhistorischen, historischen und biblischen Urgeschichte"; der römischen Geschichte gehört an O. Schlambach: „Der italische Sklavenaufstand"; E. E. Hudemann: „Die Bauernaufstände in Gallien während der römischen Kaiserzeit"; K. W. Nitzsch: „Die römische Annalistik". Studien zur altgermanischen Geschichte sind: „Gäsaten, Semnonen und Bojer"; Watterich: „Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke"; F. Linnig: „Germanismus und Romanismus". Wir schließen hier gleich die Erwähnung zweier volksthümlicher Geschichten der Deutschen an: J. Griesinger: „Geschichte der Deutschen", von welcher der erste, und L. von Rochau: „Geschichte der Deutschen", von welcher der zweite Band erschienen ist. Beiträge zur Geschichte des Mittelalters sind F. Hirsch: „Das Herzogthum Benevent bis zum Untergange des longobardischen Reichs"; R. Zoepffel: „Die Papstwahlen und die mit ihnen im nächsten Zusammenhang stehenden Ceremonien in ihrer Entwickelung vom 11. bis zum 14. Jahrhundert"; M. Meyer: „Die Wahl Alexander's III. und Victor's IV."; P. Beckmann: „Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans"; A. Pannenborg: „Studien zur Geschichte der Herzogin Mathilde von Canossa"; E. Winckelmann: „Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig (erster Band)"; F. Kolbe: „Erzbischof Adalbert I. von Mainz und Heinrich V."; A. F. Gfrörer: „Byzantinische Geschichten. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von J. B. Weiß. Erster Band: Geschichte Venedigs von seiner Gründung bis zum Jahre 1084"; K. T. von Inama-Sternberg: „Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter"; Pierson: „Bilder aus Preußens Vorzeit". Mit besonderer Vorliebe werden die Hussitenkriege behandelt: C. Grünhagen: „Die Hussitenkriege der Schlesier 1420—35"; F. von Bezold: „König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten"; F. Palacky: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs vom Jahre 1419 an" (erster Band). Hierher gehört zum Theil auch die Schrift von G. Wunderlich: „Die Reformatoren des 14., 15. und 16. Jahrhunderts".

Die Geschichte einzelner Städte und Landmarken, die meistens in den Auszügen aus Chroniken und Sammlung archivarischer Actenstücke besteht, greift auch in der Regel in das Mittelalter zurück: „Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande", von H. Sudendorf, siebenter Theil; F. Hibler: „Analecta Warmiensia"; A. Pentz: „Geschichte Mecklenburgs"; F. Schirrmacher: „Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs, vornehmlich im 13. Jahrhundert"; „Hansische Geschichtsblätter", erster Jahrgang; C. W. Pauli: „Lübeckische Zustände im Mittelalter"; G. Sievers: „Hamburg am Schlusse des 17. Jahrhunderts"; D. Schäfer: „Dänische Annalen und Chroniken von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts"; J. Rathgeber: „Strasburg im 16. Jahrhundert"; K. Vorländer: „Bilder aus Altenas Vorzeit"; Buxtorf-Falkeisen: „Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 17. Jahrhundert"; K. Höhlbaum: „Joh. Renner's livländische Reimchronik" (erster Theil), und „Die jüngere livländische Reimchronik des Bartholomäus Hoeneke"; J. O. Opel: „Der niedersächsisch-dänische Krieg"), erster Band), und „Das Tagebuch des Rathsmeisters Marcus Spickendorff von Halle"; G. Geilfus: „Zur Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes"; J. E. Kopp: „Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Nach Kopp's Tode fortgesetzt von A. Lütolf und A. Busson", (zweiter Band); O. Fock: „Rügen-pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten" (sechster Band); O. Posse: „Die Reinhardtsbrunner Geschichtsbücher".

Eine ähnliche Zersplitterung in Specialitäten, die zum Theil aus der Literatur herausfallen und dem Gebiete archivarischer Forschung und Sammlung angehören, weist die Geschichtschreibung der neuesten Zeit auf. Ritter A. von Arneth: „Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia" und „Joseph II. und Leopold von Toscana"; A. Beer: „Die Zusammenkünfte Joseph's II. und Friedrich's II. zu Neisse und Neustadt"; F. W. Ebeling: „Archivalische Beiträge zur Geschichte Frankreichs unter Karl IX."; A. Wolters: „Ein Blatt zur Geschichte des Truchseß'schen Kriegs"; F. J. Holzwarth: „Die Bartholomäusnacht"; E. Herrmann: „Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Rußlands"; G. Voigt: „Die Geschichtschreibung über den Zug Karl's V. gegen Tunis"; J. Friedrich: „Ueber die Geschichtschreibung unter dem Kurfürsten Maximilian"; A. Beer: „Denkschriften des Fürsten Wenzel Kaunitz-Rittberg"; J. Krebs: „Christian von Anhalt und die kurpfälzische Politik vom Beginn des Dreißigjährigen Kriegs"; R. Trampler: „Vorgänge vor Ausbruch des ersten Schlesischen Kriegs"; F. Bissing: „Frankreich unter Ludwig XVI."; F. A. T. Kreyssig: „Unsere Nordostmark"; C. Rethwisch: „Westpreußens Wiederaufleben unter Friedrich dem Großen"; J. Bender: „Ermlands politische und nationale Stellung innerhalb Preußens". Die drei letzten Schriften verdanken der hundertjährigen Säcularfeier der Vereinigung Westpreußens mit dem Königreich Preußen ihre Entstehung.

Zur Geschichte Asiens lieferten Beiträge O. Wolff: „Geschichte der Mongolen oder Tataren, besonders ihres Vordringens nach Europa"; H. Vámbéry: „Geschichte Bocharas oder Transoxaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart"; E. Curtius: „Beiträge zur Geschichte und Topographie Kleinasiens". Der Geschichte des 19. Jahrhunderts, namentlich der Geschichte der neuesten Zeit, sind eine große Zahl von Schriften gewidmet. Von entgegengesetzten Standpunkten aus behandeln die österreichische Geschichte J. A. Freiherr von Helfert und Walter Rogge. Von Helfert's „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes „1848 ist der dritte Band erschienen, die „Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I."; Rogge's Werk: „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart", behandelt in seinem ersten Bande „Das Decennium des Absolutismus"; F. Eberty's „Geschichte des preußischen Staats", von welcher der sechste Band vorliegt, greift ebenfalls bereits in das 19. Jahrhundert ein und stellt die Epoche von 1806—15 dar. Von E. Arnd's „Geschichte der Gegenwart" behandelt der dritte Band die „Geschichte der Jahre 1867—71"; von Wilhelm Müller's „Politischer Geschichte der Gegenwart" der fünfte Band das Jahr

1871; W. Zimmermann läßt eine „Geschichte der Jahre 1860—71" erscheinen, und Wolfgang Menzel's: Die wichtigsten Weltbegebenheiten 1866—70" ist zum Abschluß gediehen. Von hierher gehörigen Schriften erwähnen wir noch K. Klüpfel: „Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung"; H. Perthes: „Die deutsche Einheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung"; G. L. Kriegk: „Die deutsche Kaiserkrönung"; H. Freiherr Langwerth von Simmern: „Von 1806—66"; G. Quade: „Deutsches Kaiserbuch"; F. A. Bacciocco: „Die neuen Schreckenstage in Paris"; K. Eggenschwyler: „Geschichte der pariser Revolution vom Jahre 1871", „Versailler Briefe"; E. Blösch: „Eduard Blösch und dreißig Jahre bernischer Geschichte".

Die biographische und Memoirenliteratur steht nach wie vor in Blüte, aber die biographische Kunst, die Kunst feiner Charakteristik, welche geschlossene Kunstwerke liefert, darf sich keiner Förderung rühmen. Hierzu kommt die Neigung, eingehende Biographien auch über Persönlichkeiten von sehr untergeordneter Bedeutung zu schreiben, die dem Biographen aus irgendeiner persönlichen Beziehung am Herzen liegen. Die Richtung der Gegenwart auf die Specialität nimmt so auch auf diesem Gebiete überhand. Es sind unter der Masse der Biographien nur sehr wenige wahrhaft hervorragender, historisch bedeutender Männer zu verzeichnen. Auch die biographischen Sammelwerke lassen das Bestreben nach künstlerischer Gestaltung des Stoffs mehr oder weniger vermissen. Dies gilt auch von den ziemlich stillosen Biographien deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden, welche Brachvogel unter dem Titel „Die Männer der deutschen Zeit" herausgibt, ebenso von dem „Biographischen Gedenkbuch" von Angelika von Lagerström. Hierher gehört auch die in mehreren Serien erscheinende „Galerie biographischer Denkmale", und die flüchtigen, aber nicht uninteressanten biographischen Skizzen von A. von Wurzbach: „Zeitgenossen". Das Muster, welches uns Varnhagen von Ense, dessen „Ausgewählte Schriften" jetzt in einer Gesammtausgabe erscheinen, in seinen Biographien hingestellt hat, scheint ein Geschlecht nachstrebender Jünger nicht erzeugt zu haben. Am nächsten kommt ihm noch Ludmilla Assing in ihrer Biographie des Fürsten Pückler-Muskau, des nun wirklich „Verstorbenen", dessen „Briefwechsel und Tagebücher" die Jüngerin Varnhagen's herausgibt.

Sehen wir ab von den Biographien, welche der Literatur- und Kunstgeschichte angehören, und auf die wir bei Registrirung dieser Fächer hinweisen wollen, so überwiegt die für das große Publikum interesselose Specialität, die oft mit biographischem Geschick behandelt ist, wie in der Schrift von Clemens Brockhaus: „Aurelius Prudentius Clemens", meistens aber nicht über die unerlaßlichste Formgebung des Materials hinausgeht. Wie bunt die Stoffe und wie unbedeutend meistens die gewählten Persönlichkeiten sind, möge das folgende Register beweisen: G. Dehio: „Hartwich von Stade, Erzbischof von Stade"; „Theobald Rittel, ein evangelisches Lebensbild"; H. Sauppe: „Zur Erinnerung an Meineke und Bekker"; G. von der Ropp: „Der Erzbischof Werner von Mainz"; Baumbach: „Arnold von Selehofen, Erzbischof von Mainz"; S. Ruf: „Der Geigenmacher Jakob Stainer"; G. W. K.: „Leben und Geschichte der Christine Ebnerin, Klosterfrau zu Engelthal"; P. Scheffer-Boichorst: „Herr Bernhard von der Lippe als Ritter, Mönch und Bischof"; A. Thiel: „Leben des Domdekan Dr. Anton Eichhorn", „Hermann Adalbert Daniel, ein Lebensbild"; A. Horawitz: „Beatus Rhenanus, eine Biographie"; G. Krause: „Wolfgang Natichius oder Ratke im Lichte seiner und der Zeitgenossen Briefe"; F. Hammerich: „St.-Brigitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin"; J. Fölsing: „Dr. Curtmann, sein Leben und Wirken"; K. Schwartz: „Albertine von Grün; „Familienchronik der Herren, Freiherren und Grafen von Kielmannsegge"; L. von Ahlefeldt: „Zur Geschichte der Familie von Rantzau"; H. Langhorn: „Historische Nachrichten über die dänischen Moltkes"; „Die Erbgroßherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin"; J. Blasel: „Hubert Languet"; G. von Schwarzer: „Biographien berühmter und verdienter Forstmänner"; K. Preusker: „Lebensbild eines Volksbildungsfreundes, Selbstbiographie"; E. B. Krieg: „M. Christian Scriver, ein Lebensbild"; L. Hofacker: „Wilhelm Hofacker, ein Predigerleben"; Eugenie von Mitzlaff: „Promadeni, ein Lebensbild aus der Mission in Ostindien"; J. Burgerstein: „Franz Anton Graf von Thun-Hohenstein"; J. A. Schöpf: „Peter Karl Thurwieser"; J. Böschenstein: „Johannes Bül, Diakonus, Schulinspector"; R. Waizer: „Hans Gasser's Jugendleben"; F. A. Lange: „Friedrich Ueberweg"; L. Kückelhahn: „Johannes Sturm, Straßburgs erster Schulrector"; J. A. Lefarth: „Lambert von Hersfeld"; C. A. Wilkens: „Friedrich Mallet"; „Doctor Jacob Herz. Zur Erinnerung für seine Freunde"; „Biographien der in dem Kriege gegen Frankreich gefallenen Offiziere der bairischen Armee"; A. Clepsch: „Zum Gedächtniß an Julius Plücker"; Clotilde von Schwartzkoppen: „Karl von François"; J. Kürschner: „Konrad Eckhoff's Leben und Wirken". Besonderes zeitgeschichtliches Interesse nimmt in Anspruch die Biographie E. Freiherr von Stockmar's „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn C. F. von Stockmar".

Neben dieser Fülle von Biographien von Männern, die bei aller Tüchtigkeit es doch nicht bis zur Berühmtheit gebracht haben und deren Lebensbeschreibung daher nur meistens das Interesse in Anspruch nehmen darf, welches jedes individuelle Menschengeschick verdient, finden sich allerdings auch Biographien weltgeschichtlicher Männer; aber die wenigsten sind im lapidarischen Pantheonstil geschrieben, viele nur skizzenhaft gehalten: A. H. Raabe: „Geschichte und Bild des Nero"; J. Beck: „Konrad von Marburg, Inquisitor in Deutschland"; L. Kossuth's „Briefe an Bem"; J. W. Wachalla: „Der österreichische Reichskanzler Clemens Lothar Fürst von Metternich"; „Leben Napoleon's III."; J. J. von Rauchbar: „Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck"; G. Langerfeldt: „Kaiser Otto IV."; W. Berger: „Johannes Hus und König Siegmund"; J. Schindler: „Johannes Hus"; L. W. Seyffarth: „Johann Heinrich Pestalozzi"; H. M. Richter: „Prinz Eugen von Savoyen";

J. Engelmann: „Peter der Große"; E. Sadler: „Peter der Große als Mensch und Regent"; K. T. Heigel: „Ludwig I. König von Baiern"; H. G. Rütjes: „Leben, Wirken und Leiden des Papst-Königs Pius IX."; Bulwer's Biographie „Lord Palmerston's" übersetzte Arnold Ruge. Berühmte „Deutsche Frauen" schildert Angelika von Lagerström; die „Mütter berühmter Männer" F. Arndt. In das Gebiet der beliebten Cabinetsmemoiren gehören die „Privatgeschichten der Weltgeschichte" von Luise Otto, von denen der sechste Band „Seltene Charaktere aus deutschen Adelsgeschlechtern" bringt, und L. von Kohlenegg „Kleine Indiscretionen über große Leute".

Eine der interessantesten Selbstbiographien von großer Frische der Darstellung ist die des berühmten Theologen Karl Hase: „Idealeund Irrthümer", die bereits in zweiter Auflage vorliegt; außerdem gehören hierher: G. Nieritz: „Selbstbiographie"; Graf Leopold von Sedlnitzky von Choltitz: „Selbstbiographie"; Ludwig Kalisch: „Bilder aus meiner Knabenzeit"; Marie Simon: „Meine Erfahrungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege"; Karoline Bauer: „Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen"; H. Noë: „Dies irae. Jugenderinnerungen"; „Aus den Erinnerungen eines badischen Beamten"; H. Dorn: „Aus meinem Leben. Erinnerungen"; „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen"; „Aus dem Tagebuche eines dorpater Studenten"; „Daheimbilder aus der Kindheit eines Livländers vor 50 Jahren".

Daß die kriegsgeschichtliche Literatur in diesem Jahre durch eine sehr bedeutende Zahl von Schriften vertreten wird, kann bei der großen Betheiligung aller Stände an dem letzten Feldzuge in Frankreich und bei dem allgemeinen Interesse, das sich den Großthaten der deutschen Nation zuwendet, nicht befremden. In der That beschäftigt sich auch die bei weitem überwiegende Mehrzahl aller dieser Schriften mit dem Kriege von 1870—71. Von andern militärischen Schriften erwähnen wir besonders das Werk von L. Schneider, eines ausgezeichneten Kenners südamerikanischer Zustände: „Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, Argentinische Conföderation und Republik Banda oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay"; ferner C. H. P. von Westphalen: „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg"; L. Freiherr von Welden: „Der Krieg von 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich"; „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armee in Böhmen 1866. Drittes Heft: Das Gefecht bei Trautenau"; R. Elcho: „Wilde Fahrten. Erinnerungsblätter aus dem amerikanischen Bürgerkriege"; „Die norddeutschen Kriegsschiffe in Ostasien"; T. Freiherr von Troschke: „Geschichte des ostpreußischen Feldartillerieregiments Nr. 1"; P. von Wiese: „Das zweite schlesische Grenadierregiment Nr. 11 im Mainfeldzuge 1866". Eigentlich theoretische Schriften sind nur in geringer Zahl erschienen: „Die Entwickelung des nationalen Heerwesens und ihre Bahn"; „Die Armee in der Bewegung"; Arkolay: „Lüge und Wissenschaft. Neues und Altes"; Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen: „Ideen über Belagerungen"; F. Schalk: „Studien über die Festungsfrage"; „Die Aufgaben der k. k. Kriegsmarine und ihr gegenwärtiger Stand"; A. Prüsker: „Lexikon der bedeutendern Schlachten, Belagerungen und Gefechte".

Unter den Schriften über den deutsch-französischen Krieg nimmt in wissenschaftlicher Hinsicht den ersten Rang ein das von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes redigirte Hauptwerk: „Der deutsch-französische Krieg 1870—71"; der erste, noch unvollendete Theil enthält die „Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs". In gleicher Linie steht, was die wissenschaftliche Beherrschung authentischen Quellenmaterials betrifft, die Schrift von W. Blume: „Die Operationen der deutschen Heere von der Schlacht bei Sedan bis zum Ende des Kriegs". Außerdem erwähnen wir von Schriften, welche den ganzen Krieg umfassen: M. von Celking: „Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870—71" (zweiter Band); J. R.: „Der Krieg 1870—71"; „Der deutsche Feldzug gegen Frankreich unter dem König Wilhelm, von einem preußischen Stabsoffizier" (zweiter Theil); M. A.: „Der Krieg von 1870—71. Nach den besten Quellen vom militärischen Standpunkte dargestellt" (zweite Abtheilung); G. von Glasenapp: „Der Feldzug von 1871"; G. Hiltl: „Der französische Krieg von 1870 und 1871"; J. Goeßmann: „Der deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870—71"; A. Schmidt: „Der deutsch-französische Krieg"; W. Kopp: „Der Krieg Kaiser Wilhelm's 1870—71"; J. Kleinert: „Gedenkbuch des Kriegs von 1870—71"; „Der Krieg von 1870—71 zwischen Deutschland und Frankreich, übersichtlich zusammengestellt". Hierher gehört auch die geistreiche Schrift von A. von Boguslawski: „Taktische Folgerungen aus dem Kriege 1870—71".

An diese Gesammtdarstellungen des Kriegs schließen sich die Monographien, welche die Bethätigung der einzelnen Armeen, Heeresabtheilungen, Truppengattungen, Regimenter u. s. w. darstellen. Hier erwähnen wir in erster Linie das interessante Werk von Paul Hassel: „Von der Dritten Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzuge von 1870—71"; Graf H. von Wartensleben: „Die Operationen der Ersten Armee unter General von Manteuffel" und „Die Operationen der Südarmee im Januar und Februar 1871"; A. von Schell: „Die Operationen der Ersten Armee unter General von Steinmetz"; „Der Siegeszug der sächsischen Armee durch Frankreich"; „Gefechte und Züge des IX. Armeecorps im Feldzuge 1870—71"; Hoffbauer: „Die deutsche Artillerie in den Schlachten bei Metz". Aus dem Französischen übersetzt wurden die Schriften von L. Faidherbe: „Feldzug des französischen Nordheeres in den Jahren 1870—71"; K. von Freycinet: „Der Krieg in den Provinzen während der Belagerung von Paris 1870—71; Bazaine: „Feldzug des Rheinheeres am 12. August bis 28. October 1870"; Baron von Stoffel „Militärische Berichte". Hieran schließt sich die Schrift von E. Stompor: „Bazaine und die Rheinarmee". Von den Monographien, welche die Erlebnisse kleinerer Truppenabtheilungen behandeln, sind anzuführen: E. Martens: „Die schleswig-holsteinsche Landwehr im Kriege gegen Frankreich 1870—71"; „Ueber den Antheil des dritten hannoverschen Infanterieregiments Nr. 79"; Fischer: „Die 17. Infanteriedivision"; „Erlebnisse des 1. hannoverschen Ulanenregi-

ments Nr. 13"; „Erlebnisse der 4. leichten Batterie des badischen Feldartillerie-Regiments" und „Erlebnisse der 4. schweren Batterie"; „Erlebnisse der 3. leichten Batterie" desselben Regiments in diesem Feldzuge; B. Poten: „Braune Husaren in Frankreich"; R. Lindau: „Die preußische Garde im Feldzuge 1870—71". Außerdem erwähnen wir noch die Schriften: Freiherr von Firck's: „Die Vertheidigung von Metz im Jahre 1870"; „Betrachtungen über den Krieg in Frankreich 1870"; „Die Wehrkraft des Deutschen Reichs. Im Februar 1872"; „General Freiherr von Manteuffel und seine Gegner"; D. H. Walter: „Betrachtungen über die Thätigkeit und die Leistungen der Cavalerie".

Zahlreich ist auch die mehr feuilletonistische Memoirenliteratur: T. Niemeyer: „Aus meinem Tagebuche. Erlebnisse und Schilderungen aus dem Kriege gegen Frankreich 1870—71"; Hadelbach: „Bilder und Erinnerungen aus dem Kriegsleben von 1870—71"; K. Hofmann: „Erinnerungen an den deutsch-französischen Feldzug"; „Vier Monate vor Paris. 1870—71. Belagerungstagebuch eines Campagne-Freiwilligen"; G. Fritsch: „Feldpost-Skizzen und Reisebilder aus Frankreich"; H. Seelmann-Eggebert: „Feldpostbriefe aus dem Kriegsjahre 1870"; H. Robolsky: „Paris während der Belagerung 1870—71"; G. Weikert: „Erinnerungen aus dem Kriege 1870—71"; J. Klein: „Aus dem Kriege"; G. Horn: „Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der Zweiten Armee"; J. von Wickede: „Ein preußischer Offizier. Nach den Aufzeichnungen eines im Felde Gebliebenen"; H. Bauer: „Erinnerungen eines Feldgeistlichen aus den badischen Feldlazarethen"; B. von Cramm: „Erinnerungen eines Delegirten der freiwilligen Krankenpflege"; „Im Lazareth und auf dem Verbandplatze. Erinnerungen einer freiwilligen Pflegerin"; G. Waltz: „Erlebnisse eines Feldarztes der badischen Division"; G. Huyssen: „Bilder aus dem Kriegsleben eines Militärgeistlichen".

Die Publicistik, welche an die neueste Zeitgeschichte anknüpft, behandelt einige Lieblingsthemata, den Conflict mit der Kirche, das Deutsche Reich und die neuern französischen Zustände. Da alles, was auf theologische Fragen Bezug hat, in Deutschland bei der Schreiblust der Theologen eine höchst ausgiebige Bearbeitung findet, und da sich dieser Eifer auch auf die theologischen Grenzgebiete erstreckt, so hat der Conflict zwischen Staat und Kirche eine sehr reichhaltige Literatur aufzuweisen, welche unsere Revue nicht zu erschöpfen vermag. Wir erwähnen hier nur einige hervorragende Werke: E. Friedberg: „Die Grenzen zwischen Staat und Kirche" und „Das Deutsche Reich und die katholische Kirche"; F. von Holtzendorff: „Das Deutsche Reich und die Constituirung der christlichen Religionsparteien auf den Herbstversammlungen 1871"; Sepp: „Deutschland und der Vatican"; H. Wasserschleben: „Die deutschen Regierungen und die katholische Kirche der Gegenwart"; S. Gätschenberger: „Geschichte des Kampfes der Jesuiten gegen den modernen Staat"; B. Becker: „Der alte und der neue Jesuitismus"; A. Dulk: „Patriotismus und Frömmigkeit"; P. Freimuth: „Das moderne deutsche Kaiserreich und die Katholiken"; „Die Suprematie der Kirche und die Dienstpflicht der Fürsten".

Ueber die deutsche Reichsverfassung sind zwei wichtige Werke erschienen: J. von Held: „Die Verfassung des Deutschen Reichs vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet" und J. Westerkamp „Ueber die Reichsverfassung". Außerdem erwähnen wir: G. Meyer: „Staatsrechtliche Erörterungen über die deutsche Reichsverfassung"; A. Winter: „Der Bundesrath und die Reichsoberhausfrage"; H. Pernice: „Die Verfassungsgeschichte der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder"; „Deutsche Verfassungswünsche und preußisches Ständethum". Von den politischen Schriften allgemeinern Inhalts nennen wir in erster Linie Johann Jacoby's „Gesammelte Schriften", die kurzathmigen, aber inhaltreichen Aufsätze des königsberger Demokraten, und die gediegene Schrift von R. Gneist: „Der Rechtsstaat"; außerdem P. Donnenfeld: „Die Wissenschaft und die Politik der Gegenwart"; A. Bastian: „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde"; B. Pescatore: „Neue Parteien"; F. Perrot: „Zeitfragen"; „Die Sünden des Liberalismus"; „Oesterreichs parlamentarische Größen"; „Die Politik als Weltstudium"; A. Schaefer: „Norddeutsch, Süddeutsch und Undeutsch"; L. von Stein: „Die Lehre vom Heerwesen. Als Theil der Staatswissenschaft"; H. Ewald: „Aus dem deutschen Reichstage in Berlin"; F. Biedenweg: „Zeitfragen"; R. von Ihering: „Der Kampf ums Recht"; J. Rößner: „Soll der Staat Industrie betreiben?"; A. von Treuenfels: „Die nordschleswigsche Angelegenheit"; E. von Sternberg: „Die livländischen Bekehrungen"; W. von Bock: „Evangelische Allianz und russische Politik"; „Palacky's politisches Vermächtniß"; A. Held: „Die Einkommensteuer"; F. H. Geffcken: „Die Alabamafrage". Interessant ist die Abhandlung von H. von Sybel: „Was wir von Frankreich lernen können", während Konstantin Frantz seinen paradoxen politischen Standpunkt in einer neuen Schrift: „Die Religion des Nationalliberalismus", vertritt. Der Autor hat sich ganz in den Dienst reichsfeindlicher Parteien gegeben und wird von ihnen unterstützt. Speciellere Fragen behandeln: F. Xeller: „Zur Frage der deutschen Münzreform"; H. Brunner: „Die Entstehung der Schwurgerichte"; R. E. John: „Ueber Geschworenengerichte und Schöffengerichte". Was auswärtige Politik betrifft, so behandelt J. Golowin „Frankreichs Verfall". Aus dem Englischen übersetzt sind die Werke: „Parteien und Politik des modernen Rußland", und Graf Russel: „Englands auswärtige Politik"; auch liegt in neuer Auflage die Uebersetzung von Benedetti's „Enthüllungen" vor.

Einen sehr lebhaften Wogenschlag hat neuerdings wieder die sociale Frage hervorgerufen; der Kathedersocialismus und die Gegnerschaft gegen denselben füllen die Spalten der Zeitungen. Von den Socialisten der stricten Observanz läßt Karl Marx seine Hauptschrift: „Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie", in zweiter Auflage erscheinen; W. Marr einen socialistischen Essay: „Sieben Briefe über den Stein der Weisen". Von L. Brentano, einem Hauptvertreter des sogenannten Kathedersocialismus, erscheint ein fleißig gearbeitetes Werk: „Die Arbeitergilden der Gegenwart", dessen zweiter Band die „Kritik der englischen Gewerkvereine" enthält; von E. Richter's Schrift: „Menschheit und Kapital", liegt die erste

Hälfte des ersten Bandes vor. Auch die nationalökonomischen Lehrbücher dürfen sich nicht mehr ablehnend gegen eine Kritik des Socialismus verhalten. Das zweite Buch von C. W. Zöllner's „Das Lehrgebäude der Volkswirthschaft" behandelt „Die Arbeit und die Association"; auch E. Dühring's „Cursus der National- und Socialökonomie" enthält eine Kritik des Socialismus. Hierher gehört auch C. Menger's „Grundsätze der Volkswirthschaftslehre". Eine Geschichte der Internationalen ist vielfach in deutschen Schriften und in französischen und englischen enthalten, die in Uebersetzungen vorliegen: G. M. Pachtler: „Die internationale Arbeiterverbindung"; E. Bauer: „Die Wahrheit über die Internationale"; O. Testut: „Die Internationale"; D. K. Schédo-Ferroti: „Die internationale Arbeiterbewegung"; O. Yorke: „Geheime Geschichte der internationalen Arbeiterassociation"; M. B.: „Zur Geschichte der Internationalen"; „Zur Geschichte der englischen Arbeiterbewegung". Andere Schriften zur socialen Frage sind: H. Contzen: „Agricultur und Socialismus"; M. A. Niendorf: „Sociale Studien"; P. E. Förster: „Ueber die sociale Frage"; „Socialpolitische Tagebuchbetrachtungen eines Agrariers"; „Die sociale Frage nebst Vorschlägen zu ihrer Lösung"; A. L.: „Die Arbeitseinstellungen"; E. Mach: „Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit"; K. B. Moll: „Die sociale Frage in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung", eine Schrift, welche zwei Entgegnungen, eine von S. Kokosky und eine anonyme hervorrief; W. H. Eras: „Aus der Praxis. Volkswirthschaftliche Studien und Skizzen" und „Der Proceß Bebel-Liebknecht"; H. Hickmann: „Der sociale Krieg"; H. von Sybel: „Die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus"; S. Blanckertz: „Die sociale Reform durch die Justirung des Geldes"; J. Meyer: „Das Geld. Eine national-ökonomische Studie"; H. B. Oppenheim: „Der Katheder-Socialismus"; Freiherr Th. von der Goltz: „Die sociale Frage"; T. Koerner: „Der Beruf des Staats und der Gemeinde in der socialen Frage"; V. Böhmert: „Der Socialismus und die Arbeiterfrage"; P. Kostolek: „Erwägungen über die Arbeiterfrage"; G. Adler: „Ein Baustein zur Lösung der socialen Frage"; J. F. H. Dannenberg: „Das deutsche Handwerk und die sociale Frage"; K. Wächtler: „Die Arbeiterfrage vom christlich-ethischen Standpunkte"; L. F. Ludwig-Wolff: „Das gewerbliche Schiedsgericht"; W. H. Koopmann: „Der Communismus".

Die Frauenfrage, namentlich nach ihrer nationalökonomischen Seite hin, in Bezug auf das sogenannte Recht auf Arbeit, ruft eine stets wachsende Literatur hervor. Die Schrift von Tinette Homberg: „Auch noch ein Beitrag zur heutigen Frauenfrage", ist in zweiter Auflage erschienen. Außerdem erwähnen wir der schlagkräftig energischen Jeanne Marie Gayette-Georgens' Vorträge: „Die Frauen in Erwerb und Beruf"; Julie Kühne: „Die Frauenvereine der Gegenwart"; Konstanze Glicher: „Der Beruf der Frau"; Bertha Alrebi: „Frauenbildung und Frauengenossenschaftshäuser"; Hedwig Dohm: „Was die Pastoren von den Frauen denken"; Marie Stoephasius: „Von unten auf. Ein Beitrag zur Lösung der Volksbildungs- und Frauenfrage"; J. Pederzani: „Die Frauen"; A. Wünsche: „Jesus in seiner Stellung zu den Frauen"; Rosalie Schönwasser: „Ueber die Verbreitung vernünftiger und zeitgemäßer Ideen in Bezug auf die Frauenfrage"; J. Weil: „Die Frauen im Recht".

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Familienromane.

1. Glänzende Aussichten. Roman von Mathilde Raven. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Der goldene Löwe in Graupern (Elsaß). Roman von Anthony Trollope. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Die alte spanische Urkunde. Von Armand. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 3 Thlr.
4. Sarah. Roman von H. Wild. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 3 Thlr.
5. Drei Sonnen. Von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Schwerin, Hildebrand. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von jeher hat uns Deutschen die Familie als reinstes Heiligthum gegolten; in dem Bilde der Hausfrau, der Mutter verkörpert sich uns alles Hohe und Edle. Der Gedanke an Haus und Herd hat unser Volk zu seinen größten Thaten begeistert: wir überwanden Frankreich, weil wir für Weib und Kind stritten, während den Feind ein hohles Wort des Herrschers trieb, nicht das Gemüth.

In der dichterischen Schilderung der Familie findet sich mithin unser Volk stets selber wieder; so erklärt sich die Beliebtheit literarischer Erzeugnisse, welche, wie die fünf vorstehend erwähnten, ihre Motive dem unerschöpflichen Born des häuslichen Lebens entnehmen. Ja, der Bedarf auf diesem Gebiete scheint so stark zu sein, daß zu seiner Befriedigung die doch wahrlich beträchtliche deutsche Originalproduction nicht ausreicht, sondern daß man noch mit englischen Anleihen glücklich zu speculiren vermeint. Nimmt sich nun eine bedeutende dichterische Kraft der immerhin beschränkten Sphäre an, um die es sich hier handelt, weiß der Erzähler die kleinen Vorkommnisse des täglichen Lebens, Herzensgeschichtchen von an sich geringer Bedeutung mit dem goldigen Schimmer der Poesie zu umweben: dann darf er auf Beifall rechnen, da jedermann den Maßstab für das Erzählte im eigenen Herzen trägt. Im Gegensatze hierzu muß es aber unerträglich dünken, Alltägliches alltäglich geschildert, nüchterne Prosa prosaisch dargestellt zu sehen.

Leider ist die Mehrzahl der eingangs angeführten Werke von der letztern Art. Fleißige Arbeiten — aber „Photographien nach der Natur", denen, mit nur einer Ausnahme, jenes warm pulsirende Leben fehlt, mit welchem der echte Künstler seine Schöpfung beseelt. Nun ist freilich die Photographie, obwol rein mechanisch hergestellt, so in Aufnahme gekommen und besitzt wirklich bei aller Trockenheit so viele Vorzüge, daß mit dem obigen Vergleich einem Dichtwerke durchaus kein absolutes Verdammungs-

urtheil gesprochen ist. Wie im Gegentheil das wohlgelungene photographische Porträt sicherlich Vergnügen bereitet, so mag man auch gern die geschriebene Photographie — wenn auch nicht als Kunstwerk ersten Ranges — gelten lassen.

Ein richtiges Familienbild mit der ausgesprochenen Tendenz, moralisch zu wirken, ist Mathilde Raven's zwei Lebensläufe schildernde Arbeit: „Glänzende Aussichten" (Nr. 1). Am Anfang der drei Bände stehen zwei Brüder auf gleicher, nicht eben hoher Stufe; da eröffnen sich dem einen unerwartet glänzende Aussichten, während der andere ohne solche auf seinem Lebenspfade mühselig weiter schreiten muß. Aber dieser, der das „steady on" zu seinem Wahlspruch gemacht hat, kommt glücklich an ein bedeutendes Ziel, wogegen der Bruder nur mit genauer Noth dem schmählichen Untergange entrinnt. Haec fabula docet: daß jeder seines Glückes Schmied, und daß der Sperling „ehrlich strebende, um den Preis des Lebens mannhaft ringende Kraft" mehr werth sei, als die Taube „glänzende Aussichten" auf den Dächern von Luftschlössern, deren unerwarteter Einsturz gar leicht den Hoffenden und Harrenden unter seinen Trümmern begräbt. Eine hausbackene Moral ohne Zweifel, aber das ansprechende Gewand, in welches sie gekleidet ist, wird auf viele Leser gewiß trotzdem freundlich wirken.

Der politische Hintergrund, von welchem sich dies Gemälde abhebt, ist nur flüchtig skizzirt, allein unschwer erkennt man an den Umrissen das Urbild, nämlich die trostlosen Verhältnisse des vormaligen Königreichs Hannover. Die Verfasserin — als Cellenserin mit ihrem Gegenstande genau vertraut — führt uns in diese Monarchie vor deren Annexion, und die hier und da aufflammenden politischen Streiflichter sind oft grell und blendend genug.

Wollte man annehmen, daß Aehnliches auch von dem im Elsaß spielenden Trollope'schen Roman: „Der goldene Löwe in Graupern" (Nr. 2), gesagt werden könnte, so würde man gewaltig irren; der Titel des Buchs täuscht in unliebsamster Weise. Der „Goldene Löwe" ist ein Wirthshausschild, und statt im Elsaß könnte die Handlung ebenso wohl in Thüringen, Kleinasien oder Kamtschatka spielen. Trollope erzählt eine Dorfgeschichte gewöhnlichster Art; des Löwenwirthes Sohn heirathet nach Wegräumung einiger Hindernisse nichtigster Beschaffenheit seine Cousine Marie: das ist alles. Geschähe dies auf der ersten, statt auf der letzten Seite des Buchs, so hätten Autor, Uebersetzerin und namentlich die Leser sich besser dabei befunden, denn weder Schilderungen von Land und Leuten, noch hübsch entworfene Situationen oder gutgezeichnete Charaktere, noch etwa geistreiche Anmerkungen über elsässische Verhältnisse lassen die Lektüre des langweiligen, obendrein mittelmäßig übersetzten Opus lohnend erscheinen.

Weit fesselnder ist Armand's Erzählung: „Die alte spanische Urkunde" (Nr. 3), in deren Vordergrunde zur Abwechselung ein Geschwisterpaar steht, welches auch „glänzende Aussichten" hat. Die effectreiche, ja als Sensationsroman vom reinsten Wasser sich ausweisende Arbeit behandelt das Thema einer Erbschaftsangelegenheit; unter den Nebenumständen, womit dieser Kern verbrämt ist, treffen wir auf einen Schiffsbrand in offener See, auf ungeheuere, aus dem Besitze der „alten spanischen Urkunde" abgeleitete Erbansprüche, auf die Ermordung des Erben, entsagungsvolle Qualen der überlebenden Erbin, Verfolgung, Feuersbrunst, eine Bärenjagd, unterschiedliche Mordanfälle und endlich ein Object von 10 Millionen, mit welchen jene Erbansprüche abgefunden werden. Diese starken, Schlag auf Schlag einander ablösenden Effecte sind von gewandter Feder in leicht dahingleitender Sprache ausgemalt, dabei freilich die Klippen der Trivialität nicht immer umschifft. Ausdrücke wie: „er verplempert sich", dürften unter keinen Umständen vorkommen.

In weit engern Grenzen bleibt die Phantasie bei H. Wild's „Sarah" (Nr. 4). Der Verfasser operirt lediglich mit schon dagewesenen Factoren: da treffen wir auf unsern alten Freund, den seit Spielhagen's problematischem Helden wie eine ewige Krankheit sich forterbenden Hauslehrer, einen Pfarramtscandidaten, der sich in seine Schülerin verliebt — und vice versa. Diese Schülerin, nach welcher der Roman sich „Sarah" nennt, ist aber (in ihrer Einbildung) sehr schlimm daran, denn sie ist höchst leichtsinnig in der Wahl ihrer Mutter gewesen. Selbige gehört als getaufte Jüdin grauenvollerweise zu dem „Volke, von welchem das Vorurtheil seinen Bann noch immer nicht abgenommen hat"; sodaß der Autor aus der Seele spielender Kinder heraus sogar die brutale Reflexion macht: „Was kümmerte sie der Tod des alten Juden? Gott sei Dank, daß er nicht ihr Großvater war." Frau Rosalie aber, Sarah's Mutter, beweint ihren Vater „mit dem demonstrativen, wir möchten sagen pompösen Schmerze, der ein Attribut des orientalischen Blutes scheint".

Es liegt auf der Hand, wie unzeitgemäß ähnliche Motive heutzutage sind. Noch vor 30 Jahren mochte zwischen Juden und Christen ein Gegensatz als existirend gedacht werden können — jetzt ist diese Annahme eine so große Thorheit, daß sie als Angelpunkt eines Romanconflicts völlig zu verwerfen ist, gleichwie das berühmte, vor einigen Jahren im Herrenhause gefallene Wort von den „Krämern, Juden und Postschreibern" nur ein allgemeines Hohngelächter des Mitleids über seinen Erzeuger hervorrief. Der moderne Jude ist als solcher keineswegs ohne weiteres ein verachteter Mensch; leider hat Wild's „Sarah" für diese Erwägung keinen Sinn, sondern martert sich und den Leser, weil 50 Procent Judenthum in ihr stecken. Die Folterqual beider Theile wächst, da Sarah's liebender Geliebter sich als völlig einfältiger Tropf ausweist. Als nämlich neben jenem auch ihn gewaltig genirenden halben Judenthum die üblichen Romanhindernisse: Armuth seiner-, gegenüber großem Reichthum ihrerseits, entgegenstehende Plane der Aeltern des Mädchens u. s. w., auftauchen — fehlt ihm plötzlich aller Mannesmuth, für seine Liebe einzutreten; er gibt Sarah auf, obwol diese (völlig unweiblich!) zu ihm geht und sich ihm geradezu anträgt. Der Pfarramtscandidat rettet sich vor dem Widerstreit seiner Gefühle in die Pflichten seines Amts, heirathet das nächste beste, ihm in den Wurf kommende Individuum, Sarah thut desgleichen, und so können nach Jahren wenigstens die Kinder dieser wunderlichen Aeltern das von diesen Versäumte nachholen und sich miteinander verbinden.

Schade, daß die thörichten Scrupel der Heldin und die erbärmliche Zaghaftigkeit des Helden den Genuß des Romans so wesentlich beeinträchtigen. Dem Stile wäre hier und da größere Klarheit zu wünschen: was ist „hungerndes Leid“? oder wie kann jemand „in einer Atmosphäre von Seide, Spitzen und Juwelen schwimmen“? Unentwirrbar fast ist folgendes Satzgefüge: „In den Tumult ihres Innern hinein tönten die Huldigungen, von denen sie umgeben war, wie das Gezwitscher einiger Vögel in eine durch die Nacht der Leidenschaft hinstürmende, wilde, an die Grenzen der Unendlichkeit hindrängende, immer wieder davon zurückgetriebene Beethoven'sche Symphonie.“

Das Ende krönt das Werk. Zuletzt mögen uns Wilhelm Jensen's „Drei Sonnen“ (Nr. 5) aufgehen, welche in gar hellem, freundlichem Glanze strahlen: Der Verfasser hat für seine Arbeit die biographische Form gewählt; Gotthold Wellhof erzählt seinen Lebensgang. Etwas Einfacheres läßt sich nicht denken: im ersten Bande ist Wellhof Gymnasiast, im zweiten Student, im dritten Pädagog; in jedem Bande hat er eine Herzensgeschichte, welche unglücklich für ihn ausläuft, sodaß er endlich unvermählt bleibt.

Der Reiz des Buchs liegt in der Einfachheit und Wahrheit des Vorgetragenen; durch das lautere Gold seiner Poesie weiß uns der Erzähler bis zum letzten Worte zu fesseln. Lebhaft spricht die Feinheit, Grazie und Sinnigkeit an, mit der er plaudert; man übersieht fast darüber, daß Wellhof ein Träumer ist, der stark an Phantasterei laborirt. Wenn das Vertrauen des Neunzehnjährigen durch eine Kokette gemisbraucht, wenn der zweiundzwanzigjährige Student von einer charakterlosen Unwürdigen betrogen wird, so ist das — wenigstens in den Augen eines geistig Gesunden — kein Grund, in heller Verzweiflung Länder und Meere zu durchirren, in dem Wahne, es gebe keine wahre Liebe und das ganze sexe faible mais joli sei keine Prise Schnupftaback werth. Der gute Wellhoff ist ein hypersentimentaler Romantiker, ein sonderbarer Schwärmer, dessen Ueberspanntheit der schlichte Menschenverstand nur kopfschüttelnd mit ansehen kann.

Außer diesem Gefühle eines leisen Misbehagens über die weichliche Gefühlsnebelei Wellhof's wird freilich die Lektüre des Jensen'schen Buchs keinerlei unangenehme Empfindung zurücklassen. Trotz, vielleicht sogar ein wenig wegen des gerügten Fehlers ist dasselbe echt deutsch, voll liebenswürdigen Humors, treu und innig gehalten. Aus blauen Kinderaugen lächelt dem Leser im ersten Bande die Gymnasiastenzeit mit ihren Reizen, ihrem Streben und Leben, ihrer Lust und Last entgegen; wen ergötzte nicht eine Anmerkung wie diese:

> Unter allen Dingen auf Erden werden wenig qualvollere erfunden, als der heimlich Geliebten gegenüber in einer demüthigenden oder lächerlichen Situation zu erscheinen. Auf dem Boden kriechend gewahrt zu werden, ist aber für einen Primaner schon im allgemeinen kaum minder unehrenhaft, als sich dem Auge der Welt auf der Straße mit irgendeiner aus einem Laden nach Hause geholten Waare bloßzustellen. Ich habe einen Secundaner gekannt, der bei Nacht seine Heimat verließ, in die Welt ging und Schiffsjunge wurde, weil er für seine Mutter eine Wurst vom Schlachter holen mußte und mit dieser in der Hand gerade in dem Moment aus dem Fleischerladen heraustrat, wie die Auserwählte seines Herzens mit ihren Gefährtinnen an dem Hause vorüber zur Schule ging. Es gibt Flecken auf der Ehre eines jungen Mannes, die eigentlich nur der Tod abzuwaschen vermag und die der vor dem Selbstmord Zurückbebende wenigstens nur durch freiwillige ewige Verbannung auszulöschen im Stande ist.

In den Ocean schifft nun mit tausend Masten der Jüngling: wir ziehen im zweiten Bande mit Wellhof auf die Universität, und zwar nach dem ganz reizend geschilderten Jena. Die Bilder aus dem Studentenleben gehören zu dem Schönsten in dem ganzen Buche: der Scherz — in der Kneipe, auf dem Fechtboden u. s. w. — wirkt durch seine Frische und Drolligkeit ebenso überwältigend wie der Ernst, mit welchem der Verfasser, ohne sententiös zu erscheinen, manche geistvollen und reifen Bemerkungen allgemeinen Charakters einzuflechten weiß, deren besonderer Vorzug die organische Verquickung mit dem Ganzen ist, während bei mittelmäßigen Autoren dergleichen Aperçus nicht selten den Eindruck des Aufgeklebten, des latus clavus machen.

Im dritten Bande treibt der gealterte Held des Romans still auf gerettetem Boot in den Hafen. Er hat „die Welt ummessen“, ohne innere Ruhe zu finden; er kehrt in seine Heimat zurück und ruft schön und innig:

> Wer da draußen gewesen ist, kennt dich, du friedlich stille Kammer Deutschland. Sehnsucht der Phantasie treibt den Knaben aus dir in die Fremde, Sehnsucht des Herzens zieht ihn zu dir zurück. Man vermag fern von dir zu leben, zu schaffen und zu wirken: glücklich oder einsam sein kann man nur in dir. — Schlichte, prunklose Mutter, wir, deine Kinder, lieben dich, wie keine Mutter mehr geliebt wird; dein blaues Auge lacht uns nur selten und der Winter streicht weiß über dein goldenes Haar, aber wem das Leben alles genommen, dem bleibst du immer noch süß und lind wie in der Kinderzeit und hältst ihn an der treuen Brust, und deine alten Märchenlippen flüstern ihm lächelnde Erinnerung ins Herz.

Neben diesem wiederholten Aufflammen treuester Vaterlandsliebe berührt der edle Freimuth, die kernhafte Gesinnung wohlthuend, welche sich in den „Drei Sonnen“ durchgehends kundgibt: meisterhaft in ihrer beißenden Ironie ist die Schilderung, wie der Theolog Hellmund Ruben, ein Universitätsfreund Wellhof's, aus dem Saulus, der er einst am Kneiptisch gewesen, sich zum Paulus verwandelt, dessen Lippen von Tugend und Frömmigkeit triefen; nicht minder frappant als dieser zum Durchbruch der Gnade Gelangte ist der würdige Pastor Schleppmund gezeichnet: der echte Typus eines Dunkelmannes, der unter dem Mantel christlicher Demuth die unverschämtesten Nichtswürdigkeiten begeht.

Mögen diese kurzen Andeutungen den Leser veranlassen, Jensen's Roman selbst zur Hand zu nehmen. Trotz manchen Einwandes — „Drei Sonnen“ heißt das Buch und sollte ohne Flecken sein? — wird er die dichterisch werthvolle Arbeit gewiß mit hohem Vergnügen durchblättern.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Gubernatis über die Indologen der Gegenwart.

In einer Zeit wie der unsern, die so sehr unter dem Einfluß des Nationalitätsprincips steht, treten sich die Völker in ihrer Totalität beinahe wie Individuen gegenüber, in einem mehr oder minder freundlichen Verhältniß zueinander stehend. Jedes Zeichen des Wohlwollens, das von einer fremden Nationalität ausgeht, erweckt ein freundschaftliches, warmes Gefühl der Dankbarkeit, der geistigen Verwandtschaft, wie Referent es beim Durchlesen der Schrift: „Cenni sopra alcuni indianisti viventi. Angelo de Gubernatis“ (Florenz 1872), empfand. Der italienische Gelehrte zeigt in diesem kurzen Bericht über einige der Collegen, die sich gleich ihm vorzugsweise den indischen Studien gewidmet, die wärmste Anerkennung des großen Verdienstes, das sich auch auf diesem Gebiet geistiger Thätigkeit die deutsche Arbeit erworben, die deutsche Arbeit, welche in den Resultaten ihrer Geduld, ihrer Gediegenheit und Gründlichkeit die Tragweite des Schatzes ahnen läßt, den englischer Unternehmungsgeist für die europäische Cultur gehoben, dessen hohe Bedeutung für dieselbe französischer Scharfblick so schnell anerkannte. A. de Gubernatis, ein Patriot, wie jeder gute Italiener, möchte bei der Jugend seines Vaterlandes Liebe zu diesen fruchtbringenden Studien erwecken, möchte das Interesse dafür und die Kenntniß dessen, was Männer des eigenen Vaterlandes sowie fremde Nationen zu ihrer Förderung geleistet, einem größern Kreise mittheilen. Er bringt in kurzer, im ganzen gut charakterisirender und orientirender Weise die Hauptdata aus dem Leben und Wirken seiner bedeutendsten Fachgenossen. Die kleinen Irrthümer, die sich wol hier und da eingeschlichen, sind unbedeutend; allein ziemlich störend sind die gar zu zahlreichen Druckfehler, hauptsächlich wenn sie bei Eigennamen vorkommen, die sie dadurch dem Nichtkundigen ganz unkenntlich machen, wie z. B. Tick, Lenart, Johänngten, statt Fick, Renart, Johänntgen. Der Verfasser zeigt — wie es sich von dem Herausgeber der „Rivista Europea“ wol erwarten ließ — eine gediegene Kenntniß dieser ihm ganz speciell interessirenden Seite des geistigen Lebens der culturtragenden Nationen.

Georg Zetter.

In der Nacht vom 21. auf den 22. October 1872 starb infolge eines Unglücksfalles zu Mülhausen im Elsaß der namentlich als erzählender Dichter zu schätzende Schriftsteller **Georg Zetter**, pseudonym Friedrich Otte. Am 4. März 1819 zu Mülhausen geboren, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt und später die zu Lenzburg im Canton Aargau. Während er die letztgenannte Schule besuchte, gab er sich schon eifrig dichterischen Bestrebungen hin, wozu ihn, wie es scheint namentlich die bildenden und weckenden Einflüsse bestimmten, welche der Director jener Schule, Lippe, und der Lehrer Heyse, ein Sohn des großen Grammatikers und Lexikographen, auf ihn ausübten. Die schriftstellerische Thätigkeit Zetter's war eine mannichfache. Bevor er mit selbständigen Producten im Buchhandel auftrat, betheiligte er sich mehrfach an Zeitschriften. Im Verein mit August Stöber, dem bekannten elsässischen Dichter, gab Zetter während der Jahre 1833—48 die „Elsässischen Neujahrsblätter“ heraus, welche im ersten Jahrgange bei Schuler in Strasburg, in den fünf übrigen bei Schweighäuser in Basel erschienen. Im Jahre 1856 gründete er das „Elsässische Samstagsblatt“ (Mülhausen, Richter), welches er bis zum Jahre 1866 redigirte, wo es einging. Er schrieb für dieses Blatt besonders Gedichte, Erzählungen, Kritiken und kleine Notizen literarischen Inhalts. Mit poetischen Werken von selbständigem Gepräge trat Zetter zuerst 1840 auf, als er bei Schuler in Strasburg einen Band „Schweizersagen“ erscheinen ließ. Im Jahre 1842 kam eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage derselben heraus (Basel, Schweighäuser). Eine Sammlung seiner Gedichte erschien 1845 (in demselben Verlage), und erst 1868 folgte derselben eine Auswahl späterer Poesien Zetter's (St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer). Der Verstorbene bewies namentlich für die Ballade und Romanze ein hübsches Talent, eigentlich Lyrisches gelang ihm seltener. Seine im mülhausener Dialekt abgefaßten Gedichte möchten als die besten in dieser Mundart geschriebenen zu bezeichnen sein. In Sprache und Versification leistete Zetter Anerkennungswerthes. Seine Poesien athmen Gemüth und Phantasie.

Bibliographie.

Bibliothek deutscher Original-Romane. Herausgegeben unter Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands. 28ster Jahrgang. 1873. 24 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 8 Thlr.

Bilder aus dem Leben der Tante Charlotte. Braunschweig, Zwißler. Gr. 8. 10 Ngr.

Bluntschli, J. C., Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt. 2te, mit Rücksicht auf die Ereignisse von 1868 bis 1872 ergänzte Aufl. Nördlingen, Beck. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Braddon, M. E., Die Lovels auf Arden. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen gehalten an der Kopenhagener Universität. Uebersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. 1ster Bd.: Die Emigrantenliteratur. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bronner, B., Der Jesuit. Novelle aus der Gegenwart in photographischen Blättern. Regensburg, Pustet. 8. 11 Ngr.

Bürger's, G. A., Werke, herausgegeben von E. Grisebach. 2 Bde. Berlin, Grote. 1872. 8. 22½ Ngr.

Busch, W., Pater Filucius. Heidelberg, Bassermann. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Cassel, D., Geschichte der jüdischen Literatur. 1ste Abth. Die biblische Literatur. 1ster Abschnitt. Die poetische Literatur. Berlin, Gerschel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Chwolson, D., Die Semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik. Berlin, F. Duncker. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieterici, F., Die Lehre von der Weltseele bei den Arabern im X. Jahrhundert. Leipzig. Hinrichs. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Fläxl, A., Die Produktivgenossenschaft und ihre Stellung zur socialen Frage. Gekrönte Preisschrift. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1872. Gr. 8. 28 Ngr.

Frankl, P. F., Ein Mutazilitischer Kalâm aus dem 10. Jahrhundert. Als Beitrag zur Geschichte der Muslimischen Religions-Philosophie nach handschriftlichen Quellen der Bibliotheken in Leyden und St. Petersburg. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Lex. 8. 10 Ngr.

Freytag, G., Die Ahnen. Roman. 1ste Abth. Ingo und Ingraban. Leipzig, Hirzel. 1872. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Funcke, O., Reisebilder und Heimathsklänge. 3te Reihe. Bremen, Müller. 8. 1 Thlr.

Gätschenberger, S., Das Jahr der Vergeltung als Antwort auf Vict. Hugo's „schreckliches Jahr“. Würzburg, Gätschenberger. 8. 12 Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Sich selbst erobert. Ein Mädchen-Roman in 6 Büchern. 2 Bde. Berlin, Deutsches Verlags-Institut. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Granella, B., (W. Tangermann), Diotima. Eine cultur-historische Novelle aus der Zeit der diocletianischen Verfolgung. Leipzig, Mayer. 16. 15 Ngr.

Hamerling, R., Die sieben Todsünden. Ein Gedicht. 2te Aufl. Hamburg, Richter. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Kopal, G., Hohenheim u. Comp. Roman aus dem Hamburger Leben. 2 Bde. Hamburg, Richter. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kruse, H., Moritz von Sachsen. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774. 1ster Bd. 2te vollständig umgearbeitete Aufl. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 Thlr.

Schulze, W. R., Fürst Bismarck und der Bismarckianismus. Eine historisch-politische Skizze. Stolberg, Heinzelmann. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Schwetschke, G., Zeitgedichte. Deutsch und lateinisch. 1866–1872. Mit einem Anhang: Der brandenburgische Glücksstern vom Jahre 1572. Halle, Schwetschke. 8. 15 Ngr.

Siebigk, F., Katharina der Zweiten Brautreise nach Rußland 1744–1745. Eine historische Skizze. Dessau, Barth. 8. 1 Thlr.

Smend, J., In gesunder Luft. Eine Erzählung. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1872. 8. 12 Ngr.

Sutton, William's Entdeckung. Eine englische Kriminal-Novelle. Deutsch bearbeitet von R. Falken. Leipzig, Hartmann. 8. 1 Thlr.

Tomaschek, K., Friedrich Halm und Franz Grillparzer. Zwei Nekrologe. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Zeiger, K., Rudelsburg-Album. Historische Skizze und Auszug aus dem Fremdenbuche der Burg. Naumburg, Sieling. 1872. 16. 5 Ngr.

Zetter, E., Gesammelte Novellen und Erzählungen. 1stes und 2tes Heft. Graz, Moser. 8. à 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 16. Januar 1873.

Neue Dramen.

Als eine dramatische Arbeit von hervorragender Structur und bedeutendem Gepräge haben wir zu bezeichnen:

1. Klytaemnaestra. Trauerspiel in fünf Aufzügen von G. Siegert. München, Ackermann. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Es weht ein starker Hauch antiker Weltanschauung und gesunder Menschlichkeit darin; zugleich herrscht in ihr ein Schwung der Sprache und eine Macht des Ausdrucks, von denen niemand ganz unberührt bleiben wird. Daß die Durchführung des Stoffs eine tadellos gegliederte und in ihrer Wirkung eine durchweg zufriedenstellende sei, wollen wir freilich nicht behaupten. Die Exposition mit dem einleitenden Selbstgespräch des argivischen Kriegers, welcher, von Agamemnon abgesendet, in der Art des griechischen Chors die Zustände vor Troja und gleichzeitig die in Mykenä schildert, bedünkt uns schwerfällig und schleppend. Dieser Bote kommt, um in Argos ein neues Heer für die Erstürmung von Troja zu fordern, und indem er die Ereignisse vor den Mauern dieser Stadt und die Leidenschaft seines Herrn für Chryses' Tochter meldet, versetzt er Klytämnestra damit in solchen Zorn, daß sie in Eile sich Aegisth vermählt, der schon lange um sie wirbt. Uns dünkt zunächst, daß ein Zwiegespräch zwischen Elektra und Orest, den Kindern der Klytämnestra, das Publikum leichter und angemessener über die Vorgänge in Argos müßte ins Klare setzen können, als jener Bote, der überdies besser thäte, unmittelbar die Rückkehr seines Herrn, welcher ihm im Stücke ja doch auf den Fersen folgt, anzukündigen, als zu verlangen, daß ein neues Heer ausgehoben werde, um so mehr als dies Verlangen doch gleich darauf unnütz wird. Ueberhaupt will uns scheinen, daß es vom Verfasser weiser angeordnet und für den Erfolg glücklicher gewesen wäre, wenn Klytämnestra und Aegisth zuerst, in volle Sicherheit ihres sträflichen Verhältnisses eingewiegt, vorgeführt würden. Wenn beide in dem Wahne gelebt, es werde der rechtmäßige argivische Fürst aus dem langwierigen und schrecklichen Kriege nicht wiederkehren, und Aegisth überdies, herrschsüchtig und intriguant wie er ist, die unglückliche Fürstin zu bestricken und sich und seinen Planen geneigt zu machen gewußt hätte, so erscheinen bei der plötzlichen und unerwarteten Zurückkunft des Agamemnon die furchtbare That der Klytämnestra viel begreiflicher und motivirter als so, wo sie gewissermaßen erst durch die Eifersucht veranlaßt, durch die Mittheilungen des Boten dazu getrieben wird. Siegert wollte seine Heldin möglichst schuldlos erscheinen lassen, um ihr die Theilnahme des Publikums zu verschaffen und zu bewahren; aber er hat, wie uns scheint, dazu nicht gerade die rechten Mittel gewählt. Dadurch, daß er die Mordthat der Klytämnestra aus verschmähter Liebe, aus verletztem Ehrgefühl hervorgehen ließ, hat er allerdings ihre Strafwürdigkeit anscheinend abgeschwächt und sie für den mehr an der Oberfläche der Erscheinung haftenden Sinn entschuldbar gemacht. Aber es fragt sich sehr, ob diese Abschwächung und Entschuldbarkeit für die dramatische Wirkung so nöthig war. Wenn Klytämnestra sich an den Gedanken gewöhnt hat, daß Agamemnon aus dem trojanischen Kriege lebend nicht wiederkehren werde, wenn sie, durch die Opferung der Iphigenia ihm entfremdet und von Aegisth's beflissener Bewerbung verführt, sich diesem in die Arme geworfen, so ist das, wenn nicht noch mehr, doch mindestens ebenso menschlich, zugleich aber auch als Grund für den blutigen Entschluß, den heimkehrenden Gatten zu ermorden, bei weitem dringender und bestimmender als jene Eifersucht. G. Siegert's Klytämnestra tritt als reines, unbeflecktes Weib vor uns, das sich durch die Einflüsterungen eines Boten und durch eine bloße ritterliche Artigkeit ihres Gemahls gegen eine Kriegsgefangene zum Mord desselben verleiten läßt. Agamemnon führt nämlich bei seinem Einzuge auch eine Schar kriegsgefangener Troerinnen und darunter die Kassandra mit sich, welche er besonders

seiner Gemahlin empfiehlt. Sollte dieses Moment für die entsetzliche That der Klytämnestra den Ausschlag geben, so durfte der Autor jene Kassandra nicht als stumme Person nur in eine Scene des Stücks treten, sondern er mußte sie reden und handeln lassen, vor allen Dingen aber konnte er seine Heldin dann nicht vorher „in ein ehebrecherisches Bette mit Aegisthen" schicken. Dieser letzte Vorgang hätte dann erst nach dem Morde zu erfolgen. Der Mord selbst aber würde viel motivirter erscheinen, wenn Klytämnestra gleich vom Beginn des Stücks an als Ehebrecherin, als schuldiges Weib vor uns träte, und wenn sie, blos um ihre Schande zu bedecken, Agamemnon tödtete. Der Todtschlag erfolgte dann in der Erregtheit, im Sturm und Drange des bösen Gewissens: es würde Verbrechen auf Verbrechen und zwar derart gehäuft, daß der gewaltsame Tod auch der Heldin endlich als dramatische Nothwendigkeit erschiene und ihr Ende nicht jene Abmilderung zuließe, die der Dichter durch deren Selbstvergiftung zu gewinnen suchte. Der Selbstmord der Klytämnestra will uns hier wie ein Verstoß gegen die antike Anschauungsweise vorkommen, und dies um so mehr, als der Poet in dem Drängen der Elektra und des Pylades bei Orest auf die Tödtung der Mutter ganz dieser antiken Anschauungsweise treu geblieben ist. Wenn er aber hierin deren volle Härte und Schroffheit beibehielt, warum dann so ängstlich und schwächlich in Bezug auf den Ausgang der Heldin sich auf tragisches Abschwächen einlassen? Hier war gerade Anlaß gegeben, seine dramatische Kunst in ganzer Größe zu zeigen. Klytämnestra's Tod von der Hand des Sohnes mußte wie eine Art Wohlthat erfolgen, sie mußte ihn erflehen und als das höchste Moment der Versöhnung erkennen und erklären können.

Daß Siegert diesen Zug sich entgehen ließ, will uns als ein Fehler, mindestens als eine Verflachung der tragischen Katastrophe erscheinen. Daß wir die stumme Erscheinung der Kassandra für keinen glücklichen Griff halten, haben wir bereits gesagt. Sie bietet namentlich für die Aufführung Schwierigkeiten, da sie ausdrucksvoll gegeben sein will und also eine bedeutende darstellende Kraft erfordert, die ihrerseits die Aufgabe natürlich wieder und mit Recht als undankbar und unbedeutend erachten wird. Auch das Auftreten der stummen Eumeniden dürfte bei einer scenischen Wiedergabe des Stücks nicht ohne Gefährlichkeit sein. Wenn der Verfasser einen Boten, Wächter und selbst den Geist des Agamemnon reden läßt, so begreifen wir nicht, warum er Kassandra und die Eumeniden sprachlos gehalten. Der prophetische Geist der erstern und die Vorwürfe und düstern Gesänge der letztern hätten doch gewiß dramatisch nicht ohne Erfolg für den Eindruck sich verwerthen lassen. Jedenfalls nimmt sich neben der Stummheit dieser Elemente das Reden des aus der Unterwelt emporgestiegenen Agamemnon sonderbar und befremdlich aus, wenn dasselbe an sich auch weder dem antiken noch dem modernen Gebrauch im Drama widerspricht. In den „Persern" des Aeschylus steigt Darius von den Schatten empor und in den „Eumeniden" desselben Dichters ist es der Geist der Klytämnestra, der die schlummernden Erinnyen zum Verfolgen des Schuldigen anreizt. Bei Shakspeare und neuern Poeten treiben Abgeschiedene oft ihr Wesen. Die Sache selbst kann also nicht in Erstaunen setzen; sie thut es nur, weil sie in die Haltung und Fassung des ganzen Stücks sich nicht recht passend einfügen lassen will. Das Stück ist in seinen Motiven so klar, ja man möchte sagen, so menschlich nüchtern aufgebaut und ausgetragen, daß man verwundert sieht, wie plötzlich die Geisterwelt und zwar ohne sichtbare Nothwendigkeit hineinragt. Die Worte, welche der Geist Agamemnon's spricht:

Zum letzten mal büß' ab in Todespein
Die schwere Schuld des Mords — daß du gereinigt
Und ganz entsühnt zum Hades niedersteigst.
Bald grüß' ich dich — eh' noch der Tag sich neigt,
Der jetzt in blut'ger Röthe sich verkündet,
Sind wir versöhnt und ruhen beide dann.
Auf meinem Grabe fließen fromme Spenden —
Sie stillen endlich meines Durstes Qual;
Erquickung schlürf' ich aus dem süßen Naß —
Erlösung von dem ruhelosen Drang,
Mit dem ich wider Willen und mit Schmerz
Den grausen Racheschwestern diente — die allein
Der Tod versöhnt. Wohl uns! erschienen ist
Er, der die Sühne, der den Frieden bringt —

enthalten nichts Mächtiges und Bedeutendes und sind von dem Dichter augenscheinlich nur beliebt worden, um einen mildern, uns schwächer erscheinenden Ausgang der Tragödie, die Nichtermordung der Klytämnestra durch Orest anzubahnen.

Der Vorwurf, den wir der Siegert'schen Schöpfung machen, gipfelt in der ängstlichen Absicht der Abmilderung, die überall und vom ersten Augenblick der Tragödie an sichtbar wird. Die Schuld der Klytämnestra wie ihre Strafe werden allzu sehr beschönigt, um durchweg mächtig ergreifend und wirksam in Scene treten zu können.

Im übrigen aber ist das Werk, wie wir schon im Eingang sagten, von einer gewissen dramatischen Gewalt. Fehlt ihm auch noch die echt künstlerische, plastische Abrundung und die ruhige und gleichmäßige Entwickelung, wie wir sie z. B. in Goethe's „Iphigenie", in Grillparzer's „Sappho" finden, so sind doch immer eine stattliche Bewegung der Handlung und ein lebhafter Ausdruck der Gestalten und ihrer Affecte darin anzuerkennen. Ob damit schon hinreichend dramatisches Talent bekundet ist, um von dem Verfasser noch große Leistungen für die Bühne erwarten zu können, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen; die antiken Stoffe mit ihrer fremden Welt täuschen oft darüber und lassen die ursprüngliche Begabung nicht selten gewaltiger erscheinen als sie ist. Auf ein rasches Aufgreifen und eine schnelle Verbreitung dieser Arbeit auf den Bretern darf der Autor sich kaum Rechnung machen. Die römischen und griechischen Mythen und Historien sind auf dem deutschen Theater noch niemals volksthümlich gewesen und werden es auch wol kaum je werden. Will G. Siegert sich auf demselben also einbürgern und Geltung verschaffen, so wird ein kühler Empfang ihn nicht abschrecken dürfen und seine schaffende Kraft sich bald durch weitere Productionen bewähren müssen.

2. Karl der Kühne und die Eidgenossen. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Sigismund Wiese. Berlin, Janke. 1870. Gr. 8. 22½ Ngr.

Von Sigismund Wiese sind von 1835—61 ver-

schiedene Dramen im Druck erschienen, darunter 1844 ein „Jesus", die zwar in den literarischen Kreisen eine Art von Aufsehen machten, an der Bühne selbst aber spurlos vorübergingen. Man mußte dem Dichter Großartigkeit der Intention, erhabenen Ernst und Wucht des sittlichen Gedankens vollauf zuerkennen, aber neben diesen Zugeständnissen doch leider zugleich eingestehen, daß seine Schöpfungen der rechten Darstellbarkeit, der leichten Faßlichkeit und theatralischen Wirksamkeit entbehrten. Es waren geniale, bis zu einem gewissen Grade großartige Entwürfe, Cartons von bewunderungswürdiger Zeichnung, die aber für den Erfolg auf den Bretern in empfindlichster Weise die Farbe vermissen ließen. Die Handlung, die Charakteristik der Figuren, die Architektonik und Symmetrie des ganzen dramatischen Aufbaues erwiesen sich überall, in seinen Zügen und Strichen, wahrhaft künstlerisch bemessen ausgeführt, aber für die Aufführung zu wenig hervortretend, drastisch und gegenständlich. So kam es, daß man überall den Poeten lobte, pries und anerkannte, aber nirgends sich entschloß, eine seiner Dichtungen in Scene zu setzen. Eingeschüchtert, verdrossen, misgestimmt zog er sich zurück und verschloß seine Arbeiten im Pulte. Er hinterließ unveröffentlicht mehr als funfzig Dramen, und von diesem massenhaften Nachlaß tritt nun zunächst gedruckt das obengenannte Trauerspiel, eine Jugendarbeit, vor uns.

Die dem Stücke vorgedruckten „Erinnerungen an Sigismund Wiese" beeifern sich in pietätvoller Weise, die hohe Idee des Dramas darzulegen. Sie sagen unter anderm:

Die Schweizer treten vor uns in dem unerweckten und naiven, dem naturfrommen, aber — weil auf sich selbst beschränkt — zugleich inhaltslosen, nichtsdestoweniger ehrwürdigen, begeisterten und begeisternden Unabhängigkeitsgefühl. Ihnen gegenüber der kühne Karl, der nach der Anschauung des Dichters die Erhebung des Menschen über sich selbst, das Lossagen von allen nicht ausschließlich vom christlichen Geiste geschlungenen, natürlichen und sittlichen Banden mit der polemischen Schärfe und Erhabenheit des Stifters unserer Religion fordert, und ein Reich des göttlichen Geistes, der Fülle, des ewigen Besitzes, der selbstlosen Hingabe an das Heilige, der höchsten absoluten Freiheit in Gott, mit Ungeduld und selbstüberstürzender Heftigkeit erheischt, dieser neuen Welt aber — die einzurichten er sich vermißt — alle natürlichen und endlichen Gefühle, alle blos individuellen Neigungen und Triebe geopfert sehen will. Mit diesem auf die Unmittelbarkeit einer neuen Weltordnung gerichteten transscendenten Willen Karl's ringt die unschuldige, auf das Natürlichste und Nächste, auf kindliches Gottvertrauen gestützte Kraft des todesmuthigen Schweizervolks. Zwei schwungvolle, hinreißende, tragische Gegner. Beide den Tod im Herzen. Die Eidgenossen im Kampfe für einen, der zersetzenden Schärfe des geschichtlichen Geistes gegenüber unhaltbaren, erträumten paradiesischen Unschuldsstand; der Burgunder in Waffen für eine Existenz, wie nur die Vollendung der Dinge sie bringen, Ungeduld aber und Ueberhebung im Vorwegnehmen der Entwickelung des Menschengeschlechts nicht herbeizuführen vermag.

Diese Angabe des Inhalts wird unsere Leser sogleich erkennen lassen, wie hochbedeutsam, philosophisch durchgeistigt die Arbeit ist, wie ideal und enthusiastisch der Poet seine Aufgabe erfaßt, und wie unendlich die Perspective ist, welche er darin eröffnet; aber zugleich auch, wie schwierig ist so so etwas für die Breter zu verwerthen, wenn es nicht gegenständlich genug in die Erscheinung tritt, um dargestellt und gespielt zu werden. Shakspeare, Lessing, Goethe, Schiller haben ähnlich Hohes der Idee nach geschaffen, aber dies Geschaffene dann zugleich voller und concreter aus der Idee heraus in die Welt des künstlerischen Wesens hineinverkörpert. Wiese vermag allerdings, wie sein Freund Maurer sagt, „jedem menschlichen Gefühle Ausdruck zu geben, und zwar um so treffender, je erhabener, tiefer und leidenschaftlicher das Gefühl selbst ist", er vermag „die Begeisterung der Schweizer erschütternd zu schildern" und „den Schmerz Karl's über das Zerschellen seiner großartigen Absicht mit dem Schauder und Entsetzen einer großen Seele zu malen"; aber in dieses Gemälde, diese Schilderung, diesen Ausdruck kommt doch kein recht dramatisches Leben, kein voller Pulsschlag der Wirklichkeit. Es bleibt alles zu sehr in der Idee haften, es mangeln Klarheit und Prägnanz. Hierin sind wir im Widerspruch mit dem Herausgeber des Stücks, welcher „die Entwickelung des Gedichts selbst wie die biographische Entfaltung der Helden aufs äußerste dramatisch und psychologisch fesselnd" findet. Er meint ferner:

Die ersten, der Exposition dienenden Scenen, sofort über die damalige Weltlage orientirend, der jähe Sturz des sündentiefen burgundischen Landvogts Hagenbach, für Sache und Charakter die Schürzung des dramatischen Knotens — der kühne Karl, in dem genialen Uebermuth der Selbstgewißheit, im Gefühl der selbstschöpferischen, weltgestaltenden Kraft erhabener Plane gestört, beirrt durch Widerstand, sich zusammenraffend in höchster Energie, durch das Geschick und die Schreckenstage von Granson und Murten in die Tiefe des Unglücks und in die Nacht der Selbstzerrüttung und des Wahnwitzes geschleudert, sich wiederfindend im höchsten Geiste und im selbstvernichtenden Kampfe mit dem Schicksal, die Wahrheit seines Lebens bethätigend. Mit tiefer, dichterischer Intuition ist an der Hand der Thatsachen der Riesenkampf dieses Geistes vorgeführt — nicht minder herrlich die göttliche Begeisterung der Schweizerhelden in Waldmann, Schernachthal, vor allen Hallwyll. Alle Parteien, groß in ihrem Wollen, menschlich in ihren Handlungen, sinken dahin vor der Idee der göttlichen Wahrheit — Gott allein bleibt im Recht in der ruhigen Verkörperung seiner ewigen Rathschlüsse.

Das alles ist bis zu einem gewissen Grade wahr und richtig, aber trotz alledem ist „Karl der Kühne und die Eidgenossen" kein Theaterstück wie Schiller's „Tell", weder so durchgreifend in Anlage und Plan, noch so mächtig hinreißend in Diction und Pathos. Dafür legt sich die Dichtung zu breit aus, gibt der Handlung zu wenig drastischen Kern und Halt und läßt die Gegensätze nicht tragisch genug aufeinanderplatzen. Die Gestalten, so psychologisch tief sie behandelt sind, bieten keine rechte Handhabe für die Darstellung, weil ihr innerstes Sein und Wesen zu umwickelt, zu vergeistigt erscheint. Dieser Karl der Kühne z. B. erklärt sich in seinem Naturell und seiner Tendenz viel zu episch, nicht dramatisch genug. Die Exposition ist mehr ein Vorspiel als ein erster Act, harmonisch und conciliant, aber es darin versehend, daß eine Figur wie die Anna, welche ein prächtiger Gegensatz zu der Maria von Burgund hätte werden können, damit sofort aus dem weitern Stücke herausfällt. In dem Auftreten der schweizer Abgesandten Karl dem Kühnen gegenüber vermissen wir die rechte und wahrhaft charakteristische Haltung; die humoristischen Auslassungen Waldmann's

berühren unangenehm. Die Tage von Granson und Murten, in denen die Peripherie der Tragödie liegt, erlangen keinen vollen dramatischen Austrag, sind in zu kleinen und blassen Zügen ausgeführt, geben nicht die mächtigen Bilder, die man für die Wirkung auf der Bühne fordern muß. Auch der Sturz und Tod des Helden verzetteln sich und erreichen den imponirenden Eindruck nicht, der für den Abschluß des Ganzen zu wünschen, ja zu fordern ist.

All diesen Aussetzungen zum Trotz ist das Werk immerhin ein bedeutsames und schönes, ein Werk, das durch Adel der Gesinnung, Größe der Absicht und Tiefe des Inhalts hoch über die Mehrzahl der modernen dramatischen Schöpfungen hinausreicht und das Interesse für die übrigen Arbeiten des heimgegangenen Verfassers in hohem Grade rege macht.

Dem Wiese'schen Drama schließt sich der Handlung nach an:

3. Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Forrer. Winterthur, Steiner. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.

Das Stück hat zum Helden eben jenen Waldmann, der bei Granson und Murten gegen Karl den Kühnen gekämpft und später in seiner Vaterstadt Zürich wegen Gewaltsamkeiten, die er sich in seinem Bürgermeisteramt hatte zu Schulden kommen lassen, schmachvoll hingerichtet wurde.

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit großem Ernst und gewissenhaftem Eifer erfaßt und, unterstützt von einer natürlichen Begabung, ein Drama geschaffen, das in der Schweiz mehrfache beifällige Aufführungen erlebt hat. Für die deutsche Bühne im allgemeinen sind der Gegenstand sowol wie die Behandlung desselben zu localer Art. Während Wiese seine Tragödie zu viel und stark durchgeistete, sie allzu sehr mit Philosophie durchtränkte und in die Alpenregionen der Ideenwelt versetzte, hält Forrer die seinige gar zu eng in weltlicher Beschränktheit fest. Sein „Hans Waldmann" zeigt, um in höherm Grade Theilnahme erwecken zu können, zu wenig von dem Pathos einer großen Idee. Der Dichter verfuhr zu realistisch in der Ausrüstung seines Helden und ließ denselben, aus Besorgniß ihn zu emphatisch, zu poetisch verherrlicht hinzustellen, mehr menschlich und irdisch erscheinen als es wünschenswerth und glücklich für die Bühne ist. Mehr Schwung, mehr Sturm und Drang für erhabene Grundsätze und Güter, mehr Leidenschaft und Opfermuth für irgendein großes, heiliges Etwas im Staats- und Völkerleben würden Hans Waldmann, dem Blutzeugen der schweizer Freiheitskriege, in dem vorliegenden Trauerspiel entschieden von Nutzen gewesen sein. In der Art und Weise, wie Forrer ihn gestaltet, erweckt er keine rechte Sympathie und sein trauriges Schicksal läßt uns kalt. Daß die Empörung gegen ihn und sein Regiment bei einer Razzia ausbricht, die er gegen die Hunde vorzunehmen befohlen, mag historisch richtig sein, aber für eine Tragödie passend ist dieser Anlaß nicht, wenn er nicht etwa in Shakspeare'scher Weise humoristisch ausgebeutet wird. Daß Frischhans Theiling, welchen Waldmann hinrichten läßt und wodurch dieser seine tragische Schuld heraufbeschwört, nur in der Exposition auftritt und nicht tiefer und inniger in die eigentliche Handlung verwächst, scheint uns ein Misgriff und eine Schwächung der Katastrophe, eine um so größere Schwächung, als auch die Göldlins den Tod dieses Theiling zu wenig für ihre Zwecke und zum Untergange Waldmann's auszubeuten sich angelegen sein lassen.

Das Stück ist mit Lust und Liebe, aber nicht mit der gehörigen Kenntniß der dramatischen Technik gearbeitet.

Mehr noch gilt das von der Trilogie:

4. Heinrich IV. Dramatisches Gedicht in drei Theilen. Von F. Michaelis. Berlin, von Decker. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

und von:

5. Rosamunde. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von F. Michaelis. Berlin, von Decker. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Das letztere Drama behandelt das tragische Schicksal jener Gepidenfürstin Rosamunde, welche Alboin, der Longobardenkönig, sich zur Gemahlin erzwingt, nachdem er ihren Vater erschlagen. Auf dem großen Feste, das er zu Ehren seines Sieges gibt, nöthigt er die Tochter, aus dem Schädel des Vaters den Siegern zuzutrinken, was diese in dem Grade empört, daß sie sich an einen Untergebenen des Helden wegwirft, um ihn zum Morde Alboin's zu veranlassen.

Das ganze Stück athmet einen allzu barbarischen Sinn, um dem heutigen Geschmacke zusagend sein zu können. Alboin, im ersten Acte auftretend, ruft: „Schlagt alles darnieder — schonet niemand." Zur Ausführung dieses Befehls Muth zu machen, „haut er" selbst mit den Worten: „Donner! du alter Knabe", den greisen Gepidenfürsten Kunemund, dann Agilulf, den Geliebten der Rosamunde, und einen Pagen nieder. Auf dem Siegesfeste zwingt er Rosamunde mit der Peitsche (Geisel), aus der Hirnschale ihres Vaters zu trinken, und diese beiden Gegenstände prägen sich dem Geist der unglücklichen Prinzessin so unvergeßlich ein, daß sie dieselben immer vor sich sieht und der Verfasser wörtlich bemerkt: „Zur sinnlichen Anschauung kann Schädel und Geisel als Transparent oder in natura erscheinen." Nach Rache lechzend, läßt Rosamunde sich von einem Longobarden Peredeus, der ein zärtliches Verhältniß mit ihrer Vertrauten Walda angeknüpft hat und diese vor sich zu haben meint, beschlafen.

Nach diesem Vorgange zieht Rosamunde Peredeus „heftig aus dem Zimmer der Walda" und ruft:

Hierher, ans Licht, damit du siehst, was du
Vollbracht! — Ich bin die Königin! Du hast
Ein riesenhaft Verbrechen ausgeführt!
Dein Leben hast du mir verwirkt! — Ha! ha!
Wie das Entsetzen dich erbleichen läßt — du
Bist feig! Wärst du der starke Peredeus,
Du würdest mich jetzt feurig fassen, würdest,
Nachdem du diesen Trank des edeln Weins
Gekostet, rasend ihn allein verlangen
Und allen niedrigern voll Hohn verachten!
Doch du bist eine Memme!
Ich lasse dir die Wahl! Entweder Tod
Von Alboin's erzürnter Rächerhand —
Und eine Rettung gibt's da nicht; ich trete
(Diabolisch.)
Als Klägerin vor ihn — beschuld'ge dich
Der Schändung seines königlichen Lagers —

Da will ich sehn, ob er dich retten kann —
Selbst wenn er wollte, darf er nicht!
Doch weil er mich aufs tiefste heut' gekränkt,
In meiner Ehre roh beleidigt hat,
So frag' ich dich, willst du mich rächen, willst
Du die von ihm mir angethane Schmach
Durch seinen Tod auslöschen — willst du heut',
Noch diese Nacht ihn tödten?

Peredeus, eingeschüchtert, thut was sie verlangt, wird aber später von Agilulf, der wunderbar gerettet worden, selbst umgebracht. Sterbend verräth er dem Liebenden, daß sie ihn verführt und das königliche Lager geschändet. Entsetzt wendet sich Agilulf ab. Ein anderer Longobarde, Helmichis mit Namen, ist weniger scrupulös und rettet Rosamunde zu Longin. Hier will er sie zur Gemahlin haben, sie aber verlangt Entführung, wenn nicht anders, so durch den Tod. Sie mischt sich Gift und will es trinken; da erscheint Gisulf, ein Vertrauter des Helmichis, dem sie zur Beaufsichtigung übergeben ist. Sie wünscht, daß er sie freilasse, worauf sich folgendes Zwiegespräch entspinnt:

Gisulf.

Ihr seid
Sehr schön . . . .

Rosamunde.

O Gott, auch er! Der Preis ist gräßlich!

Gisulf.

Was seid Ihr so entsetzt?!

Rosamunde.

Verlanget was Ihr wollt, nur das, das kann
Nicht sein! Mit größter Sorgfalt muß ich das,
Was mir an Ehre noch geblieben, hüten.

Rosamunde hat aber Gisulf misverstanden, denn dieser haßt und verachtet die Gepidenfürstin und sein erster Ausruf war nur Ironie; er bedauert, daß Alboin Rosamunde nicht wirklich gepeitscht. Das macht die letztere so wüthend, daß sie den Beleidiger zwingen will, den von ihr vergifteten Wein zu trinken. Dieser jedoch kehrt den Spieß um und nöthigt Rosamunde, sich zu vergiften. Kaum ist das geschehen, so kommt Helmichis, der den Gisulf tödtet und die Sterbende sodann dem herbeieilenden Agilulf überläßt, welcher ihr die Augen zudrückt und dann ins Kloster geht.

Dies die Vorgänge der greuelvollen und blutigen Tragödie „Rosamunde".

„Heinrich IV." ist von ähnlicher Verfassung: alles darin erscheint hart, schroff, grob zugeschnitten. Die Dichtungen geben die Tragik gleichsam mit Dreschflegeln, d. h. in derben Zügen und nicht selten in geradezu rohem Ausdruck. Die Grazien sind jedenfalls bei diesen Schöpfungen ausgeblieben.

Das erste Stück der Trilogie betitelt sich „Das Anathem" und behandelt die endlosen Zwistigkeiten zwischen Gregor VII. und dem deutschen Könige Heinrich IV. Es endigt mit dem Bann, welchen der erstere über letztern ausspricht. Das zweite Stück: „Im Bann", schildert die Art und Weise, wie Heinrich in diesem sich verhält und endlich zu dem Entschlusse gebracht wird, den berühmten Bußezug nach Canossa zu unternehmen. Der dritte Theil endlich bietet den Auftritt in Canossa selbst und was diesem folgt, die Bekämpfung und den Untergang des Gegenkaisers Rudolf von Schwaben sowie die Entsetzung und den Tod des Papstes.

Die Absicht, aus diesen ewig merkwürdigen und interessanten Vorgängen der deutschen Geschichte einen Cyklus von untereinander zusammenhängenden Dramen zu gestalten, ist ohne Zweifel eine glückliche und des besten Lobes würdige. Aber sie hätte nicht nur von fleißigen Studien und politischer Erkenntniß, sondern auch von mehr dramatischer Begabung und besserm Geschmack unterstützt sein sollen, als sich in dem Werke zu Tage legt. Der Verfasser ist ohne Zweifel vom redlichsten Willen beseelt und hat keine Mühe gescheut; allein daß diese Dinge, so schätzenswerth sie an sich sind, am Ende doch keine Erfolge erzielen, wo es sich um Aufstellung eines wahrhaften Kunstwerks handelt, erweist sich hier nur zu überzeugend. Es ist der echt poetische Lebenshauch, welcher fehlt und dessen Mangel diese dramatischen Gedichte erscheinen läßt, als hätte sie der Tischler oder Klempner gemacht. Sie haben nichts von einem warmen Tone oder von wohlthuender Wärme. Sie sind kalt und schreiend bemalt, reizlose Erzeugnisse mehr der Muße als der Muse.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue des Literaturjahres 1872.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Auf dem Gebiete der Culturgeschichte haben wir zunächst die neuen Auflagen zu verzeichnen, welche G. Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" erlebt haben; der erste Band „Aus dem Mittelalter" ist in siebenter Auflage, von der sechsten vermehrten Auflage ist der dritte und vierte Band in neuem Abdruck erschienen. Das große, namentlich durch geistreiche literarische Charakteristiken sich auszeichnende Werk von J. J. Honegger: „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit", ist bis zum vierten Bande fortgeführt; der dritte und vierte Band behandeln „Das Julikönigthum und die Bourgeoisie". Von O. Henne-Am Rhyn's „Culturgeschichte der neuern Zeit", einem ebenfalls verdienstlichen Werk, ist der dritte Band erschienen, der die „Culturgeschichte der neuesten Zeit" enthält. In zweiter umgearbeiteter Auflage erscheint G. F. Kolb's „Culturgeschichte der Menschheit", während von J. J. Roßbach's „Geschichte der Gesellschaft" der fünfte Theil vorliegt, welcher den „Vierten Stand und die Armen" behandelt. Ins Deutsche übersetzt ist E. H. Tylor's Schrift: „Die Anfänge der Cultur"; als ein sehr fleißiges und wichtiges Werk erscheint Heinrich Wuttke's „Geschichte der Schrift". Culturgeschichtliche Monographien sind: A. Haake: „Der Besitz und sein Werth im homerischen Zeitalter"; H. Scheube: „Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß"; P. C. Planta: „Das alte Rätien, staatlich und cultur-

historisch dargestellt"; K. Grün: „Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts"; L. Götze: „Aeltere Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg"; R. Wegner: „Ein pommersches Herzogthum und eine deutsche Ordenscomthurei"; M. Jähns: „Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen"; W. R.: „Die Hexen Berlins. Eine culturgeschichtliche Studie"; F. Lay: „Die Verbreitung und Cultur der Südslawen"; F. Perrot: „Zur Geschichte des Verkehrswesens"; B. Schmidt: „Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum"; S. Brunner: „Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts"; F. Pfalz: „Ein Wort über den Urkundenschatz der Handwerksladen"; K. Buchner: „Aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung".

Das Interesse, welches das deutsche Publikum an literargeschichtlichen Werken nimmt, wird durch die neuen Auflagen der hervorragendsten klar an den Tag gelegt. Von A. Koberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" liegt die fünfte, von Karl Bartsch umgearbeitete Auflage vor; von Otto Roquette's „Geschichte der deutschen Dichtung" ebenfalls eine zweite Auflage; Rudolf Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" ist in einer dritten, auf vier Bände vermehrten Auflage erschienen; von W. Wackernagel ein Supplement zur „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Dreißigjährigen Kriege"; A. Stern hat seinen „Funfzig Jahren deutscher Dichtung" ein neues Sammelwerk „Funfzig Jahre deutscher Prosa" folgen lassen. Von W. J. A. Jonckbloet's „Geschichte der niederländischen Literatur" erscheint der zweite Band der deutschen Ausgabe von W. Berg. Aus dem Nachlaß zweier namhaften verstorbenen Vertreter deutscher Sprach- und Literaturwissenschaft sind Veröffentlichungen erschienen: G. G. Gervinus' „Hinterlassene Schriften" und J. Grimm's „Auswahl aus den kleinern Schriften"; von Max Müller's „Essays" der dritte Band, welcher „Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographik und Alterthumskunde" enthält. Von L. Geiger's großem Werke: „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft", ist der zweite Band erschienen. Andere sprachwissenschaftliche Monographien sind: J. Schmidt: „Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen"; A. Braun: „Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft"; F. M. Müller: „Die Resultate der Sprachwissenschaft"; T. Möbius: „Ueber die altnordische Sprache"; „Germanistische Studien", herausgegeben von Karl Bartsch; U. von Wilamowitz-Möllendorff: „Zukunftsphilologie"; J. G. von Hahn: „Sagwissenschaftliche Studien"; W. Wackernagel: „Kleinere Schriften", deren erster Band „Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte" enthält.

Studien über mittelalterliche deutsche und auswärtige Poesie enthalten die Schriften von J. W. O. Richter: „Die lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters"; A. Thurnwald: „Dichter, Kaiser und Papst"; „Walther von der Vogelweide als politischer Dichter"; „Das Graubartslied", übersetzt und erklärt von F. W. Bergmann; „Altdeutsche Spruchgedichte, ausgewählt, übersetzt und erläutert"; R. Bechstein: „Das Spiel von den zehn Jungfrauen"; H. E. Bezzenberger: „Fridank's Bescheidenheit"; H. A. Manitius: „Die Provence und ihre Sänger im Mittelalter"; K. Bartsch: „Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Literatur"; G. Gröber: „Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen"; F. Eichelkraut: „Der Troubadour Folquet de Lunel"; F. Vetter: „Zum Muspilli und zur germanischen Alliterationspoesie". Martin Luther's „Lehr- und Streitschriften" in zeitgemäße Sprache übersetzt; Schnorr von Carolsfeld: „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs". Von Hoffmann von Fallersleben wurde neu herausgegeben das alte niederdeutsche Volkslied: „Henneke Knecht". Die von F. Pfeiffer begründete Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters", enthält im elften Bande den dritten Theil von Wolfram's von Eschenbach „Parzival" und „Titurel", herausgegeben von Karl Bartsch, in dem zwölften Bande „Erzählungen und Schwänke", herausgegeben von H. Lambel. Im Anschluß an die „Deutschen Classiker des Mittelalters", welche mit dem zwölften Bande abgeschlossen sind, hat eine neue Sammlung begonnen: „Deutsche Dichtungen des Mittelalters", herausgegeben von K. Bartsch, von der bereits zwei Bände erschienen sind: „König Rother", herausgegeben von H. Rückert, und „Reinke de Vos", herausgegeben von K. Schröder. Die von Karl Goedeke und J. Tittmann herausgegebenen „Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts" bringen in ihrem sechsten Bande den dritten Theil der „Dichtungen von Hans Sachs" und zwar die „Dramatischen Gedichte". Die sich an die erwähnten Sammlungen anreihende „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" enthält im fünfunddreißigsten Bande die von E. Grisebach herausgegebene „Travestirte Aeneis" von Aloys Blumauer, im sechsunddreißigsten Bande T. G. von Hippel's Schrift: „Ueber die Ehe", herausgegeben von E. Brenning.

In Bezug auf unsere classische Literatur ist jetzt das anerkennenswerthe Streben vorherrschend, auch die Größen zweiten Ranges, die Zeitgenossen unserer literarischen Koryphäen, eingehender zu beleuchten. Von M. Petri's Werk über „J. G. Hamann's Schriften und Briefe" ist der zweite Theil erschienen. Hierher gehören die Schriften: W. Herbst: „Johann Heinrich Voß" (erster Band); J. Ritter: „Johann Kaspar Lavater als Menschen- und Vaterlandsfreund". Weiter zurück in der Zeit greifen die Monographien: T. Hansen: „Johann Rist und seine Zeit"; B. A. Wagner: „Christian Thomasius"; J. B. Muth: „Ueber das Verhältniß von Martin Opitz zu D. Heinsius". Die lavinenartig anschwellende Literatur über unsere classischen Dichter selbst bringt theils Commentare zu ihren Schriften, theils werden bisher nicht bekannte Briefsammlungen veröffentlicht. Die große kritische Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Werken", von Karl Goedeke mit Einleitungen herausgegeben, liegt jetzt vollständig vor, ein Denkmal deutschen kritischen Fleißes. Unter den Erklärungen Schiller'scher „Gedichte" nimmt die von E. Wartig herausgegebene Sammlung, an welcher vorzugsweise Düntzer mitarbeitet, den ersten Rang ein. Hierher gehört auch: W. Tobien: „Erklärung ausgewählter Gedichte von Schiller"; C. J. Römheld: „Die sittliche Weltordnung und die Weltzerstörung. Meditationen über Schiller's Kampf mit dem Drachen"; H. Bockeradt: „Goethe's lyrische Dichtungen"; W. R. Hoffmann: „Goe-

the's Hermann und Dorothea"; Römpler: „Bemerkungen zu Schiller's Jungfrau von Orleans"; Edmund Hoefer: „Goethe's Stellung zu Weimars Fürstenhause"; W. R. Hoffmann: „Orthodoxe Angriffe auf Goethe"; G. von Loeper: „Goethe's Sprüche in Prosa, zum ersten mal erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt"; A. Kohut: „Unsere drei Dichterheroen und das Pfaffenthum"; L. Hirzel: „Ueber Schiller's Beziehungen zum Alterthum"; A. F. C. Vilmar: „Die Genieperiode"; E. Gervais: „Lessing's Kritik über die dramatische Poesie". Die sonst überreich fließende Literatur der Briefsammlungen ist diesmal nur durch „Goethe's Briefe an Eichstädt" vertreten, welche Freiherr von Biedermann herausgegeben hat.

Kritische Beiträge zur neuen und neuesten Literatur enthalten folgende Sammlungen von Essays und Studien: A. Stahr: „Kleine Schriften zur Literatur und Kunst", zweiter Band: „Biographisches und Kritisches"; R. Köpke: „Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur"; H. Ethé: „Essays und Studien"; H. T. Traut: „Skizzen und Studien zur deutschen Literaturgeschichte". Wichtige Beiträge zur Literaturgeschichte der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts enthält die Biographie von Friedrich Arnold Brockhaus, welche H. E. Brockhaus zum hundertjährigen Geburtstag seines Großvaters verfaßt hat. Derartige Beiträge finden sich auch in Karl von Holtei's „Dreihundert Briefen aus zwei Jahrhunderten" und „Simmelsammelsurium".

Beiträge zur neuesten deutschen Literatur, meistens von sehr geringem Umfang, sind die folgenden: A. H. Horawitz: „Gustav Freytag als Dichter und Historiker"; Emil Kuh: „Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer, Adalbert Stifter"; J. Simani: „Gedenkblätter an Friedrich Halm"; T. G. E. am Ende: „Julius Hammer als Mensch und Dichter"; A. Bayersdorfer: „Ein elementarer Lyriker (Martin Greif)"; F. W. Grimme: „Die deutschen Dichter der Gegenwart und ihr Publikum"; W. Cramer: „Das Wiedererwachen des deutschen Heldengesangs. Drei an W. Jordan's Sigfriedsage sich anschließende Vorträge"; J. Schlüter: „Der deutsche Krieg von 1870—71 im deutschen Lied". Umfassender ist die Schrift von R. Elvers: „Victor Aimé Huber", eine Charakteristik, von welcher der erste Theil vorliegt.

Die Beschäftigung mit auswärtiger Literatur hat nach wie vor zu ihrem Mittelpunkte die hervorragenden Genien Shakspeare und Dante, welche eine selbständige Literatur hervorgerufen haben, deren Bibliographie allein schon eine wissenschaftliche Aufgabe für einen Gelehrten ist. Es ist hier nicht am Platze, die Vorzüge und Schattenseiten hervorzuheben, welche diese Auswechselung der Prämienthaler des Genies in die alltägliche Scheidemünze der landläufigen Philologie mit sich bringt. Von dem „Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft", welches Karl Elze herausgibt, erschien der siebente Jahrgang. Die von Bodenstedt herausgegebene Uebersetzung der „Dramatischen Werke" von Shakspeare ist mit dem achtunddreißigsten Bändchen zum Abschluß gediehen und liegt bereits in einer zweiten Auflage in neun Bänden vor. Von W. Oechelhäuser's bühnengerechten oft kühn durchgreifenden Bearbeitungen Shakspeare'scher Dramen liegen der fünfte und sechste Band vor; außerdem erwähnen wir von Shakspeare-Commentaren: „W. Shakspeare's Macbeth, erklärt von W. Wagner"; J. Meißner's „Untersuchungen über Shakspeare's Sturm"; A. Reichensperger: „William Shakspeare, sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart". Ferner sind zwei Blumenlesen aus Shakspeare's Werken erschienen, die eine anonym, die andere von J. Wolff herausgegeben. Zur Dante-Literatur haben wir nur einen neuen Beitrag zu registriren: Sander's „Dante Alighieri, der Dichter der Göttlichen Komödie". Von J. L. Klein's „Geschichte des Dramas" ist der neunte Band erschienen, welcher den zweiten Band der „Geschichte des spanischen Theaters" bildet. Außerdem erwähnen wir von Monographien zur ausländischen Literatur: F. Mamroth: „Geoffroy Chaucer, seine Zeit und seine Abhängigkeit von Boccaccio"; Maschmeier: „Addison's Beiträge zu den moralischen Wochenschriften"; O. Glagau: „Die russische Literatur und Iwan Turgenjew"; Paul Lindau: „Molière".

Auf dem Gebiete der Philosophie herrscht eine sehr rege Production; doch überwiegt dabei mehr oder weniger die philosophische Debatte, mag sie nun an die Denker der Vergangenheit oder der Gegenwart anknüpfen. Die Hegelianer sind, wenn wir von der Aesthetik absehen, fast ganz vom Schauplatze abgetreten und haben das Feld den Jüngern Spinoza's und Kant's, Herbart's und Schopenhauer's geräumt. Es liegt in der alexandrinischen Natur des Zeitalters, welche auch die Literaturgeschichte so in den Vordergrund rückt, daß die Geschichte der Philosophie überwiegt. Groß ist die Zahl der Schriften, welche sich mittelbar oder unmittelbar auf jene beziehen. Der dritte Theil von F. Ueberweg's „Grundriß der Geschichte der Philosophie" liegt in dritter verbesserter und ergänzter Auflage vor. Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Alterthums sind K. Werner: „Die Religionen und Culte des vorchristlichen Heidenthums"; K. A. Menzel: „Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit"; M. Heinze: „Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie"; H. Doergens: „Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte"; R. Eucken: „Ueber die Bedeutung der aristotelischen Philosophie für die Gegenwart"; C. M. Rechenberg: „Entwickelung des Gottesbegriffs in der griechischen Philosophie"; J. Steger, „Platonische Studien", dritter Theil: „Die platonische Psychologie"; Craw: „Moses und die Materialisten". Zur Geschichte der neuern und neuesten Philosophie sind folgende Schriften erschienen: S. E. Loewenhardt: „Benedict von Spinoza in seinem Verhältniß zur Philosophie und Naturforschung der neuern Zeit"; A. Jellinek: „Die Weltanschauung Leibniz' und Schopenhauer's"; Zimmermann: „Ueber Kant's Widerlegung des Idealismus von Berkeley"; J. Volkelt: „Pantheismus und Individualismus im System Spinoza's"; E. Fleischl: „Eine Lücke in Kant's Philosophie und Eduard von Hartmann"; C. Grapengießer: „Erklärung und Vertheidigung von Kant's Kritik der reinen Vernunft wider die sogenannten Erläuterungen des Herrn J. H. von Kirchmann"; Frederichs: „Der phänomenale Idealismus Berkeley's und Kant's"; G. Spicker: „Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury"; H. Cohen: „Kant's Theorie der Erfahrung"; R. Quabicker: „Ueber Schleiermacher's erkenntnißtheoretische Grundansicht"; Da-

vid Asher: „Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn“; H. Frommann: „Arthur Schopenhauer. Drei Vorlesungen“; C. von Seidlitz: „Dr. Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet“; R. Zimmermann: „Ueber Trendelenburg's Einwürfe gegen Herbart's praktische Ideen“; H. Bonitz: „Zur Erinnerung am Friedrich Adolf Trendelenburg“; J. C. Fischer: „Hartmann's Philosophie des Unbewußten. Ein Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes“; K. Freiherr du Prel: „Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft“; J. B. Meyer: „Weltelend und Weltschmerz. Eine Rede gegen Schopenhauer's und Hartmann's Pessimismus“; „In Sachen J. C. Fischer contra E. von Hartmann“; A. T.: „Philosophie gegen naturwissenschaftliche Ueberhebung“; W. Schlötel: „Die Entstehung der Welt nach Dr. Cornelius“; J. Kaftan: „Sollen und Sein in ihrem Verhältniß zueinander. Eine Studie zur Kritik Herbart's“; A. Weber: „Kritik der Psychologie von Beneke“. Einen „Kurzen Abriß der Geschichte der Philosophie“ hat G. C. J. Deter veröffentlicht. Die Geschichte einzelner philosophischer und religiöser Vorstellungen ist enthalten in: E. Kuhn: „Die Vorstellungen von Seele und Geist in der Geschichte der Culturvölker“, P. Neustadt: „Die Gottes- und Unsterblichkeitslehre“; O. Pfleiderer: „Moral und Religion nach ihrem gegenseitigen Verhältniß geschichtlich und philosophisch erörtert“; H. Boehmer: „Geschichte der Entwickelung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in Deutschland“. „Zur Philosophie der Geschichte“ selbst hat J. Bahnsen, ein Jünger der sonst wenig geschichtsphilosophischen Schule Schopenhauer's, geschrieben.

Von selbständigen philosophischen Schriften erwähnen wir: „Das Naturrecht“ von H. Ulrici, der erste Band der zweiten Hauptabtheilung seines geistreichen Werks: „Gott und der Mensch“; M. A. Drbal: „Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde und Seelenlehre“; F. Rohmer's „Wissenschaft und Leben“, erster Band: „Die Wissenschaft von Gott“; L. Strümpell: „Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft“; R. Jessen: „Physiologie des menschlichen Denkens“; M. Lazarus: „Ein psychologischer Blick in unsere Zeit“; E. von Hartmann: „Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten“; W. Braubach: „Neues Fundamentalorgan der Philosophie“; W. Luthe: „Beiträge zur Logik“ (erster Theil); A. Riehl: „Ueber Begriff und Form der Philosophie“; A. von Hartmann: „Gott und Naturwissenschaft, Irrthum und Wahrheit“; A. Lindwurm: „Die metaphysische Wurzel der christlichen Ethik“; E. Rehnisch: „Studien zur Metaphysik“; L. Laistner: „Das Recht in der Strafe“; F. W. Otto: „Die Freiheit des Menschen“; E.M.F. Zange: „Ueber das Fundament der Ethik“; J. J. Baumann: „Philosophie als Orientirung über die Welt“; F. Hoffmann: „Philosophische Schriften“ (dritter Band); A. Horwicz: „Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage“; H. K. H. Delff: „Welt und Weltzeiten. Eine Philosophie des Lebendigen und der That“; P. Spiller: „Gott im Lichte der Naturwissenschaften“. Diese letztere Schrift bildet den Uebergang zu der mehr oder weniger materialistischen Literatur, unter welcher durch geistreiche Anschauungen hervorragt Albert Dulk: „Thier oder Mensch“. Hierher gehört auch F. Körner: „Thierseele oder Menschengeist“; J. C. U. Kramář: „Das Problem der Materie“; „Schöpfung und Mensch“ (zweiter Band). Auch die Literatur des Mysticismus hat neue Schößlinge getrieben. Während Max Perty's „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ in zweiter Auflage erschienen ist, wurden neu veröffentlicht: J. Hoppe: „Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten im menschlichen Denken“, und in einer Uebersetzung nach dem Russischen und Englischen von G. C. Wittig W. Crookes' „Der Spiritualismus und die Wissenschaft“.

Unter den religionsphilosophischen Schriften ist in erster Reihe zu nennen das Aufsehen erregende Werk von David Strauß: „Der alte und der neue Glaube“, welches sich materialistischen Anschauungen nähert und von ihnen nur durch seinen Optimismus unterscheidet. In keckem Ton sind die Schriften: „Die Heiligen“ und „Die Töchter Babels“ gehalten. Außerdem sind zu nennen: Otto Marpurg: „Briefe über religiöse Dinge“ (erste Folge); „Religion und Theologie. Lose Blätter“; R. Seydel: „Die Religion und die Religionen“; A. H. Post: „Die Unsterblichkeitsfrage und die Naturwissenschaft unserer Tage“; G. Luz: „Die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes“; „Lösung der Frage über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode“; G. R. Zimmermann: „Ueber Unsterblichkeit und ewiges Leben“; „Johann Heinrich Schönherr's Leben und Theosophie“; A. Hausrath: „Religiöse Reden und Betrachtungen“. Zur Religionsphilosophie, insoweit sie historischer Kritik zu Grunde liegt, sind wol auch die verschiedenen Lebensbeschreibungen Jesu von Th. Keim, von dessen „Geschichte Jesu von Nazara“ der dritte Band vorliegt, von F. Noack, von W. Krüger-Velthusen, und die Schrift „Das Leben Jesu auf Grundlage des vornehmsten Gebots“ zu rechnen. Hierher gehören auch Schriften wie F. L. Hendewerk: „Die biblische Metaphysik und der Realismus des Christenthums“, Baron H. von Zeßner: „Einige Worte über die Beweise des Christenthums“.

Die volksthümliche Lebens- und Moralphilosophie ist durch Sentenzensammlungen und Meditationen vertreten: Jeanne Marie von Gayette-Georgens: „Vom Baum der freien Erkenntniß“; A. F. Huhn: „Samenkörner. Meditationen“; G. Moritz: „Das wahre Lebensglück. Studie“; A. Seldis: „Der moderne Reichthum und das menschliche Lebensglück. Eine Zeitstudie“; „Moralpolitische Essays“; R. Rothe: „Stille Stunden“; H. Steinworth: „Ein Tagebuch für die Reise durchs Jahr“; B. Welten: „Talisman gegen das Unglück“; Mutter Jolberg: „Immortellen“; H. Martin: „Ein zweites Buch der Wahrheit und Weisheit“.

Auf dem Gebiete der Aesthetik haben wir ein Hauptwerk zu verzeichnen, welches überhaupt in der diesjährigen philosophischen Literatur neben Ulrici's „Gott und Mensch“ als das einzige Werk von größern Dimensionen einer systematischen Architektonik bezeichnet werden kann. Von Max Schasler's „Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst“ liegt der erste Band, eine „Kritische Geschichte der Aesthetik von Plato bis auf die neueste Zeit“ jetzt abgeschlossen vor; er enthält wol die eingehendste

Universalgeschichte der Aesthetik, die wir besitzen. Interessante Werke und Aperçus über ästhetische Fragen enthält C. H. Weiße's „System der Aesthetik nach dem Collegienhefte letzter Hand herausgegeben von R. Seydel". Interessant ist eine Monographie von C. C. Hense: „Das Schweigen und Verschweigen in Dichtungen", sowie der Vortrag von F. Vischer: „Der Krieg und die Künste".

Von den einzelnen Fächern der angewendeten Aesthetik hat die Dramaturgie zwei vielbesprochene Schriften aufzuweisen: Heinrich Laube: „Das norddeutsche Theater", ein Beitrag zur neuesten Theatergeschichte, der als eine oratio pro domo zu betrachten ist, und Georg Köberle: „Die Theaterkrisis im neuen Deutschen Reich", eine stark polemische Reformschrift. Die kleine Schrift von C. G. Haebler: „Wie sollte das deutsche Volk nach den Siegen von 1870 und 1871 auf das Drama der Vergangenheit blicken?", enthält viele beherzigenswerthe Gesichtspunkte. Von J. W. und W. Dubbers sind zwei neue Schriften über „Das oberammergauer Passionsspiel" erschienen, an welches noch die Schrift von E. Knorr: „Entstehung und Entwickelung der geistlichen Schauspiele in Deutschland", anknüpft. Eine „Charakteristik der berliner Hofschauspieler" gibt O. F. Gensichen in Silhouetten.

Die musikalische Literatur ist sehr zahlreich vertreten, da von einigen Autoren die Musikschriftstellerei ganz handwerksmäßig ausgeübt wird, und überdies das Beispiel des am meisten besprochenen deutschen Musikers Richard Wagner die Genossen anfeuert zu schriftstellerischen Leistungen. Von Richard Wagner's „Gesammelten Schriften" liegen zwei Bände vor; und noch außerdem entwickelt der Musiker der Zukunft eine große literarische, meistens polemische Thätigkeit; er baut seinen Tempel in Baireuth, wie die Juden einstmals den zu Jerusalem, mit dem Schwert in der Hand. Wir erwähnen von seinen Schriften: „Ueber die Aufführung des Bühnenfestspiels: Der Ring der Nibelungen"; „Bericht an den deutschen Wagner-Verein über die Umstände und Schicksale, welche die Ausführung des Bühnenfestspiels «Der Ring der Nibelungen» begleiten"; „Ueber Schauspieler und Sänger"; „Ueber die Bestimmung der Oper"; Wagner's Werk über „Beethoven" ist in zweiter Auflage erschienen. An den Meister knüpft sich eine ganze Literatur, welche in diesem Literaturjahr merkwürdigerweise nicht durch Nohl bereichert worden ist: G. Dullo: „Richard Wagner. Ein Wort der Aufklärung über dessen Nibelungen-Trilogie"; H. Porges: „Die Aufführung von Beethoven's neunter Symphonie unter Richard Wagner in Baireuth". Ein dem Wagner-Verein sehr unwillkommener Beitrag zu dieser Literatur ist T. Puschmann's psychologische Studie: „Richard Wagner"; ebenso die Schrift von W. Mohr: „Das Gründerthum in der Musik". Biographisches und Kritisches über hervorragende Componisten neuer und neuester Zeit bringen folgende Schriften: L. Nohl: „Musikerbriefe" (zweite Auflage); A. Reißmann: „Felix Mendelssohn Bartholdy" (zweite Auflage); „Aus Moscheles' Leben. Nach Briefen und Tagebüchern, herausgegeben von seiner Frau"; „M. Hauptmann, Briefe an Franz Hauser, herausgegeben von A. Schöne"; W. von Lenz: „Die großen Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit"; J. Risse: „Franz Schubert und seine Lieder"; G. Nottebohm: „Beethoveniana. Aufsätze und Mittheilungen"; Franz Liszt: „Robert Franz"; A. W. Ambros: „Robert Franz"; La Mara: „Musikalische Studienköpfe" (zweiter Band); W. Lackowitz: „Berühmte Menschen. Musikalische Skizzen".

Andere musikalische Schriften sind: F. H. Truhn: „Ueber Gesangskunst und Lehre des Kunstgesanges"; A. W. Ambros: „Bunte Blätter"; C. Fuchs: „Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst"; O. Kade: „Ein feste burgk ist unser Got; der neu aufgefundene Luther-Codex vom Jahre 1530"; R. Westphal: „Elemente des musikalischen Rhythmus"; E. Schelle: „Die päpstliche Sängerschule in Rom"; F. Nietzsche: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik"; C. G. P. Grädener: „Gesammelte Aufsätze über Kunst, vorzugsweise Musik"; G. G. Weiß: „Ueber die Möglichkeit einer wirklich allgemeinen Stimmbildungslehre"; W. Langhans: „Das musikalische Urtheil und seine Ausbildung durch die Erziehung"; H. Küster: „Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen".

Auf dem Gebiete der Literatur über bildende Kunst ist die Fortsetzung eines Hauptwerks, der Biographie Winckelmann's von C. Justi, von welcher der zweite Band erschienen ist, besonders hervorzuheben. Von E. Förster's trefflicher „Geschichte der italienischen Kunst" liegt der dritte Band vor; von F. Kugler's „Geschichte der Baukunst" die zweite Abtheilung des fünften Bandes, welche die „Geschichte der deutschen Renaissance" von W. Lübke enthält. Wichtig ist die Schrift von H. Grimm: „Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst", eine interessante Monographie die Schrift von A. Woltmann: „Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart". Andere Schriften auf diesem Gebiete sind: F. X. Kraus: „Die christliche Kunst in ihren frühesten Anfängen"; J. P. Richter: „Christliche Architektur und Plastik in Rom vor Konstantin dem Großen"; C. R. Lepsius: „Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwickelung"; K. von Rosen: „Beiträge zur rügisch-pommerschen Kunstgeschichte"; V. Valentin: „Die hohe Frau von Milo"; O. Moser: „Das leipziger Dominicanerkloster und seine Wandgemälde"; H. Dalton: „Schwind's sieben Raben und die treue Schwester"; W. Lübke: „Die moderne französische Kunst", „Lukas Cranach der Aeltere, der Maler der Reformation"; H. Grimm gibt mit einem Commentar „Das Leben Rafael's von Urbino" von Vasari heraus; F. von Alten veröffentlicht Mittheilungen „Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel". Die Holbein-Frage zieht noch immer polemische Wellenkreise: J. Felsing: „Der literarische Streit über die beiden Bilder in Dresden und Darmstadt"; T. Gaedertz: „Hans Holbein der Jüngere und seine Madonna des Bürgermeisters Meyer"; G. T. Fechner: „Bericht über das auf der dresdener Holbein-Ausstellung ausgelegte Album".

Auf dem Gebiete der Pädagogik herrscht eine große Regsamkeit, welche jedenfalls mit der Wandlung in den

staatlichen Anschauungen in Preußen und mit vielen reformirenden Beschlüssen des deutschen Reichstags zusammenhängt. K. Schmidt's „Geschichte der Pädagogik" erscheint in dritter Auflage, sein „Buch der Erziehung" in zweiter — beide werden durch W. Lange besorgt. Beiträge zur Geschichte der Pädagogik sind: E. Pappenheim: „Amos Comenius, der Begründer der neuen Pädagogik"; G. Steinacker: „Friedrich Fröbel und der Volkskindergarten"; C. Wesing: „Diesterweg und die nationale Erziehung"; „Karl Gottlob Schönborn. Ausgewählte Schulreden"; W. U. Jütting: „Der zweiunddreißigjährige Lebenskampf eines ostpreußischen Volksschullehrers"; A. Bräß: „Geschichte des freiberger Seminars"; H. J. Kaemmel: „Rückblicke auf die Geschichte des Gymnasiums in Zittau"; G. W. Hopf: „Aus fünfundzwanzig Schuljahren"; K. Strack: „Geschichte des deutschen Volksschulwesens".

Als pädagogische Reform- und Streitschriften sind zu nennen: W. Fricke: „Pädagogische Feldzüge"; C. T. L. Morsch: „Die nationale Schule"; F. A. Finger: „Die Schule und die Tagesfragen"; E. Hory: „Die Fragen der Gegenwart und die Volksschule"; „Die Volksschule im Kampfe für ihr Recht"; S. Arons: „Zur Reform der Volksschule"; W. Lange: „Die deutsche National-Volksschule", „Ueber nationale Erziehung"; G. Schlosser: „Pädagogische Fragen. I. Ueber nationale Erziehung"; J. Trautmann: „Ueber confessionslose Schulen"; C. Alexi: „Beiträge zur Schulfrage im alten und neuen Reich"; C. Schmelzer: „Fromme Wünsche. Ein Beitrag zur Schulfrage"; H. Gottlieb: „Schulbetrachtungen"; G. Schurig: „Die deutsche Bürgerschule nach ihrem Werden und Wesen"; Dillmann: „Die Idee der Realgymnasien"; J. Grosmann: „Das Fröbel'sche Erziehungssystem auf der Basis mathematischer Grundformen"; C. Tischhauser: „Pädagogische Winke für Schule und Haus"; Amalie Thilo: „Das Zusammenwirken von Haus und Schule"; J. Lerique: „Die Ideale und die christliche Jugenderziehung"; B. Baehring: „Die Reform des christlichen Religionsunterrichts"; H. Beck: „Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben"; G. Huyssen: „Ueber die Poesie in der Schule"; G. Kreyenberg: „Mädchenerziehung und Frauenleben im In- und Auslande"; M. Hoffmann: „Ein Kapitel über die Erziehung des weiblichen Geschlechts"; J. Mich: „Grundriß der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre"; H. Weber: „Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache"; A. Richter: „Der Unterricht in der Muttersprache und seine nationale Bedeutung"; J. Minckwitz: „Katechismus der deutschen Verslehre für die allgemeine Volksschule"; „Die Bildungsfrage gegenüber der höhern Schule"; Hill: „Die neuesten Vorschläge zur Bildung des Taubstummen-Bildungswesens".

Die naturwissenschaftlichen Werke, soweit sie nicht der strengsten Fachliteratur angehören, bewegen sich vorzugsweise auf zwei Gebieten, auf dem des Darwinismus und auf dem der Astronomie; die Entstehung des Menschengeschlechts und die Phänomene des gestirnten Himmels bilden ihre Hauptthemata: ein Beweis, daß die Naturwissenschaften sich ebenfalls der Erledigung der wichtigsten kosmischen und menschheitlichen Probleme zuwenden. Zur Literatur des Darwinismus gehören folgende Schriften: C. C. Planck: „Wahrheit und Flachheit des Darwinismus"; E. Haeckel: „Natürliche Schöpfungsgeschichte" (dritte verbesserte Auflage); S. H. Laing: „Widerlegter Darwinismus. Aus dem Englischen"; G. Seidlitz: „Die Darwin'sche Theorie"; E. Askenasy: „Beiträge zur Kritik der Darwin'schen Lehre"; S. Hartmann: „Zeugung, Fortpflanzung, Befruchtung und Vererbung"; C. A. Namelow: „Ueber die Entstehung des ersten organischen Lebens"; „Ueber die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl"; O. Schmidt: „War Goethe ein Darwinianer?"; A. Weismann: „Ueber den Einfluß der Isolirung auf die Artbildung"; L. J. Fitzinger: „Versuch einer Erklärung der ersten oder ursprünglichen Entstehung der organischen Körper"; J. H. Thomassen: „Die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen über die Ur- und Entwickelungsgeschichte der Menschheit" und „Geschichte und System der Natur". Als Beiträge zur Astronomie nennen wir: J. H. von Mädler: „Geschichte der Himmelskunde"; P. A. Secchi: „Die Sonne, übersetzt und herausgegeben durch H. Schellen"; K. Bruhns: „Atlas der Astronomie"; J. Schucht: „Lehrbuch der Astronomie"; J. G. Greiffenstein: „Die Bewegung der Himmelskörper um ihre Achsen"; K. Völker: „Populäre kosmogenische Vorträge"; J. von Hasner: „Tycho Brahe und Kepler in Prag"; K. Goebel: „Ueber Kepler's astronomische Anschauungen und Forschungen"; C. G. Reuschle: „Kepler und die Astronomie"; R. Wolf: „Johannes Kepler und Jost Bürgi"; L. F. Osterdinger: „Ein Manuscript Kepler's"; Sir J. Newton's „Mathematische Principien der Naturlehre". Hervorzuheben ist die treffliche Schrift von J. C. F. Zöllner: „Ueber die Natur der Kometen".

Von andern naturwissenschaftlichen Schriften führen wir zuerst die geologischen auf. B. von Cotta's „Geologie der Gegenwart" ist in dritter umgearbeiteter Auflage erschienen; außerdem sind zu nennen: A. Heim: „Was ist und will Geologie?" „Blicke in die Urwelt und die Geschichte des Lebens an der Erdoberfläche"; A. von Lasaulx: „Das Riesige und das Winzige in der Geologie". Die verschiedensten Zweige des Natur- und exacten Wissens werden behandelt in folgenden Schriften: L. Bowitsch: „Naturbilder"; P. Kummer: „Skizzen und Bilder aus allen Reichen der Natur"; T. Gerding: „Die Werkstätte der Natur"; J. J. Weilenmann: „Aus der Firnenwelt"; G. Hartwig: „Das Leben des Luftmeeres"; B. Lang: „Zur dynamischen Theorie der Gase"; G. Hagen: „Ueber das Gesetz, wonach die Geschwindigkeit des strömenden Wassers mit der Entfernung vom Boden sich vergrößert"; F. Cohn: „Die Entwickelung der Naturwissenschaft in den letzten 25 Jahren"; H. Suter: „Geschichte der mathematischen Wissenschaften" (erster Theil); F. August: „Untersuchungen über das Imaginäre in der Geometrie"; H. Schramm: „Die allgemeine Bewegung der Materie als Grundursache aller Naturerscheinungen"; H. Karl: „Der Weltäther als Wesen des Schalles"; W. Pietschmann: „Der Photometer"; E. Dühring: „Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik"; J. Stinde: „Naturwissenschaftliche Plaudereien"; C. Ber-

thold: „Betrachtungen der Natur im Lichte des Christenthums, der Geschichte, Wissenschaft und Kunst"; K. Ruß: „Der Kanarienvogel"; H. Graßmann: „Deutsche Pflanzennamen". Die Physiologie wird volksthümlich behandelt von L. Büchner: „Physiologische Bilder" (erster Band, zweite vermehrte und verbesserte Auflage), und E. Reich: „Der Mensch und die Seele".

Auch die Reiseliteratur hat einige namhafte Bereicherungen erfahren. Wir rechnen dazu in erster Linie das Werk von H. von Schlagintweit-Sakünlünski: „Untersuchungen über die Salzseen im westlichen Tibet und in Turkistan"; dann Hermann Vámbéry's „Geschichte Bochara's" und das große Werk von Fritsch: „Südafrika"; ferner die Schrift von M. Th. von Heuglin: „Reisen nach dem Nordpolarmeer 1870 und 1871". Eine auf tüchtigen Quellenstudien ruhende Schrift ist H. Stephan's „Das heutige Aegypten"; Sepp's „Jerusalem und das heilige Land" erscheint in zweiter vermehrter Auflage. Diesen Schriften schließt sich an die Reisebeschreibung des rühmlich bekannten Aegyptologen G. Ebers: „Durch Gosen zum Sinai"; G. Rohlfs hat seinen „Ersten Aufenthalt in Marokko und die Reise südlich vom Atlas" geschildert. In Uebersetzungen aus dem Englischen erschienen: R. Shaw's „Reise nach der hohen Tatarei" und A. Morelet's „Reisen in Centralamerika". Hierher gehören ferner: M. von Versen: „Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg"; J. Platzmann: „Aus der Bai von Paranaguá"; „Aus den Cordilleren Centro-Amerikas".

Von den mehr touristischen Schriften erwähnen wir: H. Noë: „In den Voralpen"; H. Allmers: „Römische Schlendertage" (dritte Auflage); E. Whymper: „Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen"; Th. Fontane: „Aus den Tagen der Occupation, eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen"; H. Wachenhusen: „Vom neuen Babylon. Pariser Skizzen"; A. von Schilling: „Auf und davon. Humoristische Wanderbriefe eines Wieners"; F. Wallner: „Von fernen Ufern. Reiseskizzen aus Konstantinopel, Aegypten und Sicilien" und „Hundert Tage auf dem Nil"; Richard Andree: „Tschechische Gänge"; F. Remy: „Die Krim"; J. Cornelius: „Reiseerinnerungen eines Ruhelosen"; Bertram: „Neue baltische Skizzen"; W. Langhans: „Ein Stück Orient. Reisebriefe"; P. Emrich: „Aus vielen Meeren"; K. Heine: „Ein Wandertag an den beiden mansfelder Seen"; M. Willkomm: „Streifzüge durch die baltischen Provinzen"; T. A. Verkrüzen: „Norwegen, seine Fjorde und Naturwunder"; J. Tyndall: „In den Alpen", autorisirte deutsche Ausgabe; E. Rambert: „Aus den schweizer Bergen"; W. Bergsöe: „Im Sabinergebirge; aus dem Dänischen von A. W. Peters"; H. Noë: „Elsaß-Lothringen"; F. Delitzsch: „Ein Tag in Kapernaum"; E. R. Baierlein: „Nach und aus Indien"; Th. Fontane: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (dritter Theil); E. Stangl: „Reisebilder aus Aegypten, Palästina und Konstantinopel"; J. Rodenberg: „Studienreisen in England"; W. Lauser: „Aus Spaniens Gegenwart"; H. Schmidt und K. Stieler: „Aus deutschen Bergen"; H. Dalton: „Die evangelische Bewegung in Spanien. Reiseeindrücke"; L. May: „Meine Studien- und Vergnügungsreise vom 3. Juli bis 12. August 1871"; A. Winckelried: „Von meiner letzten Reise. Plaudereien"; der dritte Theil von F. Gregorovius' „Wanderjahren in Italien": „Siciliana", liegt in dritter Auflage vor. Mehr ethnographischen Charakter haben die Schriften: W. Obermüller: „Die Abstammung der Magyaren"; H. G. Müller: „Oregon und seine Zukunft"; O. Mohnike: „Die Japaner".

Eine große Zahl vermischter Schriften, die sich ebenso schwer übersehen wie einreihen läßt, schweift zwischen den festen Rubriken umher. Da sind polemische Schriften von Rönne und Thudichum, von Tischendorf und seinen Gegnern, von Gosche gegen Zarncke zu verzeichnen; dann wieder illustrirte Dichteralbums von Bodenstedt und Traeger, Shakspeare- und Goethe-Galerien von Pecht, C. Conrselle's Sentenzensammlung: „Pharus am Meer"; gesammelte kleine Schriften von A. Boeckh, der elfte und zwölfte Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", welcher die Geschichte der Technologie von K. Karmarsch und der Zoologie von J. V. Carus enthält. Da erschienen Friedrich's des Großen Werke, ferner eine Auswahl aus dem „Neuen Pitaval" von A. Vollert, Sprichwörter der romanischen und germanischen Sprachen von Ida von Düringsfeld und O. Freiherr von Reinsberg. Die „Philosophische Bibliothek" von Kirchmann schreitet rüstig fort; ebenso das Supplement zum „Conversations-Lexikon" von Brockhaus, während Meyer's „Handwörterbuch" leichten und raschen Ueberblick gewährt. Eine große Sammlung tüchtiger Essays bietet nach wie vor die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" von R. Virchow und F. von Holtzendorff, welcher sich die von F. von Holtzendorff und W. Oncken herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen" anschließen.

Wir konnten nur in Bezug auf die Dichtung und Belletristik, auf Geschichte, Literaturgeschichte und Philosophie uns hier einer annähernden Vollständigkeit befleißigen; über alles übrige möge man die Ergänzungen in dem Meßkatalog suchen, welcher namentlich die Hyperproduction der strengen Facultätswissenschaften in ein erfreuliches oder wenn man will — erschreckliches Licht setzt.

Medicinische Literatur.

1. Hufeland's Makrobiotik oder die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Aufs neue durchgesehen und mit Anmerkungen vermehrt von M. Steinthal. Fünfter umgeänderter Abdruck. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.
2. Medicinische Abhandlungen von Eduard Reich. Würzburg, Huber. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit 1785 hat Hufeland an der 1796 zuerst erschienenen „Makrobiotik" geschrieben, und es ist nicht zu leugnen, daß unsere deutsche Literatur kein populär-medicinisches Werk besitzt, welches für die Gebildeten aller Stände von gleicher Bedeutung geworden wäre. Es sei uns erlaubt, dem Zufall die Hand zu bieten und ein Werk, das uns gleichzeitig mit der „Makrobiotik" zur Besprechung vorliegt, Reich's „Abhandlungen", gewissermaßen vergleichungsweise mit jenem Handbuch zu charakterisiren, wenn auch nur, um die Bedeutung der heutigen Volksmedicin gegen die frühere zur Erkenntniß zu bringen. Das ist interessant, weil zwischen beiden Werken fast ein Jahrhundert, und ein Jahrhundert eifrigster und erfolgreichster medicinischer Forschung liegt. Und es kennzeichnet den Werth der Hufeland'schen Arbeit und die ehrende Anerkennung, die sie bei ihrem Publikum gefunden, daß noch jetzt immer neue, wenig veränderte und wenig vermehrte Auflagen davon sich schnell vergreifen.

Es erleichtert dem Berichterstatter sein Geschäft und dem Leser die Uebersicht, wenn der Inhalt beider Werke in der Rubrikenfolge, wie nachstehend, hintereinander angeführt wird.

Hufeland:

I. „Schicksale der Makrobiotik von der ältesten Zeit bis auf Baco, St.-Germain und die neueste Periode derselben."

II. „Untersuchung der Lebenskraft und der Lebensdauer überhaupt", Eigenschaften und Gesetze der Lebenskraft, Begriff des Lebens, Lebensconsumtion, Ursachen der Lebensdauer, Möglichkeit der Lebensverlängerung.

III. „Lebensdauer der Pflanzen", ein-, zwei-, dreijährige, Erfahrungen über die Umstände, die dies bestimmen, Resultate daraus. Anwendung auf die Hauptprincipien der Lebensverlängerung. Wichtiger Einfluß der Zeugung und der Cultur auf die Lebenslänge der Pflanzen.

IV. „Lebensdauer der Thierwelt." Pflanzenthiere, Würmer, Insekten, Metamorphose; Amphibien, Fische, Vögel, Säugethiere; Resultate, Einfluß der Mannbarkeit und des Wachsthums auf die Lebenslänge, der vollkommenen und unvollkommenen Organisation.

V. „Lebensdauer der Menschen." Das hohe Alter der Patriarchen. Das Alter der Welt hat keinen Einfluß auf das Lebensalter der Menschen. Beispiele bei den verschiedenen Ständen.

VI. „Resultate aus den Erfahrungen. Bestimmung des menschlichen Lebensziels. Unabhängigkeit der Mortalität im ganzen vom hohen Alter einzelner." Einfluß von Lage, Klima, Lufttemperatur und Beständigkeit auf Lebensdauer, Ehestand, Geschlecht, Thätigkeit, Mäßigung, Cultur, Landleben. Verjüngung. Absolute und relative Dauer des Lebens. Tabellen.

VII. „Genauere Untersuchung des menschlichen Lebens, seiner Hauptmomente und des Einflusses seiner höhern und intellectuellen Vollkommenheit auf die Dauer desselben." Das menschliche Leben ist das vollkommenste, intensiv stärkste und auch das längste aller ähnlichen organischen Leben. Sein wesentlicher Begriff und seine Hauptmomente. Zugang von außen. Assimilation und Animalisation. Nutrition und Veredlung der organischen Materie. Selbstconsumtion der Kräfte und Organe durch das Leben. Abscheidung und Zersetzung der verbrauchten Theile. Einfluß der höhern Denkkraft und Vernunft auf die Länge des Lebens. Weshalb doch so große Mortalität?

VIII. „Specielle Grundlagen und Kennzeichen der Lebensdauer einzelner Menschen." Gute Verdauung, gute Athmungs- und Blutumlaufsorgane, gute Restaurations- und Heilkraft der Natur. Gehörige Vertheilung der Lebenskraft, gutes Temperament, kein schwaches Organ u. s. w. Bild eines zum langen Leben bestimmten Menschen.

IX. „Prüfung verschiedener neuer Methoden zur Verlängerung des Lebens und Festsetzung der einzig möglichen und auf menschliches Leben passenden Methode." Elixire, Tincturen und Wunderessenzen, Abhärtung, Nichtsthun und Prüfen der Lebenswirksamkeit, Vermeidung aller Krankheitsursachen. Richtige Methode der Makrobiotik: 1) Vermehrung der Lebenskraft, 2) Stärkung der Organe, 3) Mäßigung der Lebensconsumtion, 4) Begünstigung der Restauration".

X. „Verkürzungsmittel des Lebens." Fehler der Erziehung, Ausschweifung, Ueberanstrengung der Seelenkräfte, Krankheiten und deren naturwidrige Behandlung. Unreine Luft. Zusammenwohnen in großen Städten. Unmäßigkeit, geistige Getränke, Leidenschaften, Furcht vor dem Tode, zu viel und zu wenig Arbeit, überspannte Einbildungskraft, physische und contagiöse Gifte, verfrühtes Alter.

XI. „Verlängerungsmittel des Lebens". Gute Zeugung und Erziehung, Thätigkeit und Abhärtung, Enthaltung von Ausschweifungen, glücklicher Ehestand, Schlaf, körperliche Bewegung, Genuß freier Luft, mäßige Temperatur, Land- und Gartenleben, Reisen, Reinlichkeit und Hautcultur, gute Diät und Seelenruhe, mäßige sinnliche Genüsse. Verhütung und vernünftige Behandlung von Krankheiten und Krankheitsanlagen. Haus- und Reiseapotheke. Gehöriger Gebrauch der Medicin und des Arztes u. s. w.

XII. „Anwendung obiger Regeln nach den verschiedenen Constitutionen, Temperamenten und Lebensarten der Menschen." Nachtrag des Herausgebers. Hufeland schließt: „Es bleibt ewig wahr, was unsere Alten in zwei goldenen Worten als den Inbegriff aller Lebensregeln aussprachen: «Bete und arbeite, das übrige wird Gott machen!» Denn was heißt das anders, als daß der Friede Gottes im Herzen und nützliche Thätigkeit nach außen die einzig wahren Grundlagen alles Glücks, aller Gesundheit und alles langen Lebens sind."

Reich:

I. „Die Welt und der Mensch." Luft, Jahreszeiten, Klima, Sterblichkeit, Verbrechen, Nahrung, Wohnung, Epidemien u. s. w.

II. „Ueber den Werth der Menschenkenntniß für die Wissenschaft und für die Praxis." Anthroprognosie, Physiognomik. Der Arzt und die Menschenkenntniß. Die übrigen Berufsgenossen und die Menschenkenntniß.

III. „Lebensalter und Geschlecht." Fötusalter, Abtreibung der Frucht, Aussetzen der Kinder, Beschränkung der Frühgeburten, Kindesalter, Muttermilch u. s. w., Knabenalter, Selbstbefleckung u. s. w., Jünglings-, Mannes- und höheres Alter. Lebensdauer, Sterblichkeitsverhältnisse.

IV. „Ueber die Erziehung." Kenntnisse, Unterricht, Lehrer, frühzeitige Anstrengung der Kinder, Kinderschulen, Volksschule, Mittelschule, Universitäten, Kriegsschulen, Talent, Genius. Schlechte Erziehung, physische und moralische Erziehung.

V. „Die Gesundheitspflege." Medicin, Hygiene. Inhalt der Gesundheitspflege. Moral, Wohlfahrt.

VI. „Ueber die Verbreitung der Kenntnisse vom Menschen und von der Gesundheit." Die Zopf- oder Winterperiode im Volksleben hält die große Natur gleichsam im Todtenschlafe. Seit dem Fall der mittelalterlichen Wissenschaft schreitet in hygienischer Prophylaxe die Menschheit nun in zehn Jahren weiter vorwärts als ehedem in 500 Jahren. Deshalb Verallgemeinerung der Hygiene und entsprechende Umgestaltung des Unterrichts und der bürgerlichen Gesetzgebung.

VII. „Ueber die Nothwendigkeit des Lehrens der Gesundheitspflege." Bemerkungen über die Gymnasien, Hygiene und deren Hülfswissenschaften, Nutzen der Hygiene, Wirkung des Studiums der Menschenlehre. Die Hygiene in den verschiedenen Schulen. Die Schule soll nicht Gelehrte, verbissene Theoretiker hervorbringen, sondern auf das Leben, seine Forderungen und seine Praxis vorbereiten. Mit der Naturlehre soll die Lehre von den Ursachen der Krankheiten und den Mitteln zu deren Verhütung schon früh auf der Schule und später öffentlich gelehrt werden. Die Arbeitskraft wächst mit der körperlich-geistigen Frische und der sittlichen Reinheit, und Aberglaube, Trotz und dumme Verstocktheit vor dem Gesetze schwinden in demselben Maße.

VIII. „Die Wohnsitze der Menschen." Schlechte Wohnräume, Mangel an Licht, Feuchtigkeit, Zug und Ventilation. Ungeeignete Wärmegrade, Wände, Fußböden, Schlafzimmer, Möbel, Thüren. Bauart, Beleuchtung, Be- und Entwässerung, Straßenreinigung, Kanäle, öffentliche Anstalten. Stadt und Land.

IX. „Ueber die Bevölkerung im Alterthume." Griechenland: Sklaverei, Gymnastik, Ein- und Vielweiberei. — Rom: Volkszählung, Sklaven, Ehelosigkeit, Maßregeln dagegen, Aussetzen der Kinder und Abtreibung der Frucht, Vielweiberei, Eheverhältnisse, Gymnastik, Bäder, Kaisers Augustus Rede für die Ehe. — Indien: Ehegesetz, Witwenverbrennung. — Aegypten: Eheverhältnisse, Bäder. — Juden.

X. „Betäubende Gifte." Begriff des Giftes. Vergiftung, Wirkung der Gifte, Eintheilung derselben: betäubende, reizende, ätzende und septische. Gift ist jeder heterogene Stoff, der die normale Zusammensetzung der organischen Substanz auf die eine oder andere Art unterbricht. Die betäubenden Gifte werden genau beschrieben: Bilsenkraut, Giftlattich, Eibenbaum, Kockelskörner, Stechapfel, Tollkirsche, Schierling u. s. w.

XI. „Ueber die Thiere, welche dem Menschen Nahrung liefern." Die Menschen vereinigen die Zähne der Pflanzenfresser mit denen der Fleischfresser, und unsere Verdauungsorgane halten bezüglich ihres Baues, ihrer Ausbreitung und Länge die Mitte zwischen denen der Pflanzen- und denen der Fleischfresser; Muskel ist nahrhafter und verdaulicher als Zellgewebe, Fett, Nerven u. s. w. Säugethiere, Vögel, Fische, Reptilien, wirbellose Thiere, Honig, Zucker, Butter.

XII. „Ueber die Erkrankungen der Gesellschaft." Reich verwirft gänzlich die Lehre von Klerisei und Consorten: „Kreuzige dich selbst, verschließe dein Ohr der Stimme der Natur, denke nicht, sondern glaube nur!" und lehrt dagegen, um der Menschheit ihre ursprünglichen Kräfte wieder zu verleihen: „Erkenne dich selbst, höre die Stimme deiner Natur, überzeuge dich und helfe dir selbst!" — Das wollen wir und wollen es im Geist und in der Wahrheit, daß das Band der Liebe uns alle umschlinge!

Hufeland ist nicht ohne das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Mittel an die Untersuchungen gegangen, deren Ergebniß seine „Makrobiotik" wurde. Im Eingange der zweiten Vorlesung sagt er: „Es ist das Allerheiligste der Natur, dem ich mich nähere, und nur zu viel sind der Beispiele, wo der zu kühne Forscher geblendet und beschämt zurückkehrte und wo selbst ihr innigster Vertrauter Haller ausrufen mußte: «Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!»"

Es ist bekannt, wie verdrießlich Goethe zu werden pflegte, wenn er solche abstracte Gemeinplätze hören mußte, hinter denen sich doch ein gut Theil Selbstzufriedenheit verbarg. Wir wir hören, hat er seine Apostrophe „Dem Philister!" geradezu auf Hufeland gemünzt gehabt, dem er weiter zuraunt:

> Mich und Geschwister
> Mögt ihr an solches Wort
> Nur nicht erinnern;
> Wir denken: Ort für Ort
> Sind wir im Innern.
> „Glückselig, wem sie nur
> Die äußre Schale weist!"
> Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
> Fluche darauf, aber verstohlen;
> Sage mir tausend, tausend male:
> Alles gibt sie reichlich und gern;
> Natur hat weder Kern
> Noch Schale,
> Alles ist sie mit einem male;
> Du prüfe dich nur allermeist,
> Ob du Kern oder Schale seist!

Diesem gewichtigen „Allerdings" des Herrn Ministers setzte der jenenser Professor schon 1796 gewissermaßen als Selbsttrost die Schlußworte der Vorrede entgegen: „Uebrigens will ich recht gern zugeben, daß manches anders, manches vollständiger, manches besser sein könnte. Ich bin zufrieden mit der süßen Ueberzeugung, die mir niemand rauben wird, daß das wenigstens, was ich ge-

schrieben habe, Nutzen stiften kann, ja gewiß Nutzen stiften wird.“ Und Steinthal hat recht, dieser Wunsch Hufeland's ist auf das glänzendste erfüllt, noch immer steht die „Makrobiotik“ als ein unsterbliches Denkmal des Verfassers da, aere perennius, und die Aerzte empfehlen das Buch ihren Patienten, Aeltern ihren Kindern.

Eine andere Frage ist, ob solche Bücher unter Umständen nicht auch Schaden anrichten, ob sie nicht wenigstens insofern vom Uebel sein können, als sie den Blick zu sehr vom Allgemeinen auf das Besondere, auf die etwas egoistische und engherzige Sorge für das eigene und individuelle Wohlbefinden hinlenken. Jedenfalls wird die Hypochondrie, dieses dem Arzte lästigste und langweiligste Uebel, durch nichts mehr genährt als durch die Lektüre von solcherlei selbstbeschaulichen Gesundheitsbüchern, wie selbst die „Makrobiotik“ eins ist.

Weit vortheilhafter wird die geistige und körperliche Gesundheit des einzelnen gewahrt, wenn seine Aufmerksamkeit mehr auf das Gedeihen der Gesammtheit gerichtet wird, dem er das seine unterordnet, weil er es von ihm abhängig weiß. Bei mangelhafter Volksbildung ist auch eine Volkshypochondrie möglich, eine ewige Unzufriedenheit und Unruhe, die sich gelegentlich in Aufläufen und Revolutionen Luft macht. Je menschheitswürdiger die Volkserziehung im großen und ganzen ist, je mehr jeder mit allen sich eins weiß, um so weniger werden die Verführungskünste verfangen, die schließlich Störungen und Excesse des Volkslebens herbeiführen. Mens sana in corpore sano ist ein Satz, der ebenso vom Organismus der Völker wie von dem des Einzelindividuums gilt, und auf ihn ist die wahre Gesundheitslehre, auf die Hufeland nur erst ahnend hindeuten konnte, von der aber Reich überall ausgeht und auf die er stets zurückkommt, gerichtet. Die ärztliche Wissenschaft hat längst aufgehört sich mit dem Schleier des Geheimnißvollen zu umgeben und Unfehlbarkeit zu prätendiren, die überall Unsinn ist; sie erkennt sich selbst als Zweig der Naturwissenschaft und stellt es jedem Gebildeten frei, sich in die Einzeldisciplinen volle Einsicht zu verschaffen. Weiter aber wird es sogar Pflicht und Schuldigkeit für die Herren in den höchsten Staatsämtern, wenigstens die Quintessenz dieser naturwissenschaftlichen Doctrinen sich anzueignen, weil auf der praktischen Anwendung derselben allein das Wohl der einzelnen und aller beruht. Es wäre gar nicht so übel, wenn Fürst Bismarck, nachdem für die Volksakiurgie bereits so Großes geschehen ist und geschieht, Sorge trüge, daß nun auch nicht blos eine Physiologie, sondern auch eine allgemeine und specielle Pathologie und Therapie des Erdballs im allgemeinen und des Deutschen Reichs im besondern ausgearbeitet würde. Uebernimmt er die Redaction eines solchen Werks — und er allein wäre der Mann dazu —, so würde das nur die Consequenz seiner bisherigen Großthaten sein und ihre Philosophie.

Hermann Schauenburg.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die Biographie des Fürsten von Pückler-Muskau von Ludmilla Assing wird von der „Saturday Review“ vom 21. December v. J. ungünstig besprochen. Der Referent tadelt besonders die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Verfasserin die merkwürdige Scheidungsgeschichte des fürstlichen Ehepaars enthüllt. Hingegen sagt derselbe von Grillparzer's „Autobiographie“: „Obgleich zuweilen etwas langweilig und quengelig, liest sie sich doch sehr angenehm, und zwar hauptsächlich der vortrefflichen Eigenschaften des Verfassers, seiner Unparteilichkeit und Gutmüthigkeit, seiner Unabhängigkeit, bescheidenen Würde und seines nüchternen Menschenverstandes wegen. Die gewöhnlichen Mängel der Autobiographien dramatischer Schriftsteller, engherzige Verkleinerungssucht und Coulissenklatsch, fehlen hier gänzlich.“

Ueber „Die Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen Rußlands“, von L. von Wurstemberger, sagt dasselbe Blatt: „Man hört zwar nicht viel von den Beschwerden der deutschen Unterthanen Rußlands, und doch sind wenige der chronischen Krankheiten des europäischen politischen Körpers seiner Ruhe so gefährlich. Sobald der Fürst Bismarck Händel mit Rußland anzubinden wünscht, so steht ihm ein ganz vortrefflicher Anlaß dazu zu Gebote, und in ähnlichem Falle hat der Zar seinerseits blos den Druck, welchen er auf die deutschen Bewohner seiner Ostseebesitzungen bereits auf so unerträgliche Weise ausübt, zu erschweren. Unterdessen wird die langsam reifende Krise von den Leitern der öffentlichen Meinung stillschweigend ignorirt und der Auseinandersetzung der zwar kleinen, aber thätigen Schar von Patrioten, deren Schriften aus dem Verlage der Herren Duncker und Humblot hervorgehen, überlassen. Die wachsende Literatur über den Gegenstand hat eben zwei wirklich werthvolle Bereicherungen erfahren. Der Abgesandte der Evangelischen Allianz, L. von Wurstemberger, hat einer Untersuchung der Beschwerden seiner Glaubensgenossen zwei Jahre an Ort und Stelle gewidmet; es braucht wol nicht bemerkt zu werden, daß er sie weißer als frischgefallener Schnee und von tiefer, unter den Umständen kaum verständlicher Anhänglichkeit an die russische Krone findet. Diese Auffassung der Sachlage ist freilich einigermaßen durch seine Berufsbestrebungen und Interessen beeinflußt. Als lutherischer Pfarrer, dem die Demokratie und Freidenkerei gleich sehr verhaßt sind, ist er durchaus nicht gesonnen, mit einem so starken Bollwerk des Conservatismus, wie es der russische Selbstherrscher ist, sich zu überwerfen, und möchte sehr gern das Mittel zu einem gegenseitigen guten Verständniß finden. Dieser besondere Gesichtspunkt verleiht dem sonst weitschweifigen und langweiligen Buche eine eigene Anziehungskraft. Der deutsche Anwalt wird von seiner russischen Sympathie im Zaum gehalten, und die einzige Klasse, die wol Grund hat, sich über seine Unbilligkeit zu beschweren, sind seine theologischen Feinde, die russischen Nihilisten und die Raskolniken oder Dissidenten. Seine Bemerkungen über russische Angelegenheiten zeugen von viel gesundem Menschenverstand und sind stets interessant.“ Ein zweites Werk: „Die livländischen Bekehrungen, wie sie Hr. Samarin erzählt“, wird nur mit einigen Worten erwähnt.

Ueber „Janus. Friedens- und Kriegsgedichte“ von Rudolf Gottschall heißt es in demselben Blatte: „Sind auch die Gedanken in diesem letzten dichterischen Erzeugniß von Gottschall nicht gerade von außergewöhnlicher Neuheit, so ist doch das Verdienst der Gedichte derart, daß sie dem Bande seine eigene Stellung sichern. Die Diction ist außerordentlich gewählt, und die Versmaße sind von ungewöhnlicher Mannichfaltigkeit und seltenem Wohlklang. Der Inhalt ist durchaus lyrisch, aber sehr verschiedener Art; denn er besteht aus Oden, Sonetten Balladen, Gelegenheitsgedichten und (dies ist der hervor-

stechendste Zug des Buchs) poetischen Episteln von heiterer Laune. Diese letztern sind, sowol was Inhalt als auch Versmaß betrifft, ähnlichen Dichtungsarten des vorigen Jahrhunderts nachgebildet, und diese Wiederbelebung ist ein entschiedener Gewinn für die Dichtung der Gegenwart. Die vom streng poetischen Gesichtspunkte bemerkenswerthesten Abschnitte des Bandes sind die beiden schönen Cyklen von Sonetten über Paris in den Jahren 1868 und 1871. Das Buch ist übrigens ein Muster von typographischem Geschmack."

Zu der „Academy" vom 1. December v. J. bespricht J. Crowe, der frühere britische Consul in Leipzig und Mitverfasser der „Geschichte der italienischen Malerei", H. Grimm's neuestes Werk über Rafael, und „The Illustrated Review" vom 15. December v. J. enthält Referate über Adolf Stern's Ausgabe der „Goethe-Schiller-Xenien" (Leipzig, Reclam), dessen „Funfzig Jahre deutscher Prosa" und unter anderm auch über „Deutsche Briefe" von Dr. L. Zunz (Leipzig, Brockhaus). Die letztere Zeitschrift, welche bisher blos zweimal des Monats erschienen war, in jeder Nummer aber einen Bericht über Erscheinungen der deutschen Literatur enthielt — hierin das einzige Blatt in England, da die „Saturday Review" deren nur einmal des Monats bringt und „The Academy" nur vereinzelte Werke zur Besprechung herausgreift — erscheint von diesem Jahre ab wöchentlich.

Bibliographie.

Axenfeld, J., Die evangelische Bewegung in der griechisch-orientalischen Kirche. Vortrag. Emden. 1872. Gr. 8. 4 Ngr.

Belli-Gontard, M., Lebens-Erinnerungen. Frankfurt a. M., Hermann. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berens, A. Glaubensfreude, in Liedern. Barmen, Klein. 8. 15 Ngr.

Bieramberg, J. v., Erinnerungen aus dem Leben. Nach dessen Tagebüchern von 1811—1871 herausgegeben von E. v. Sydow. 1ster Bd. Berlin, Schroeder. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herr Böhmert, Professor der Nationalökonomie am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich rc. und seine Fälschungen der Wissenschaft begangen in seinem neuesten Buche: „Der Sozialismus und die Arbeiterfrage." Anklage vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung und Widerlegung einiger seiner Hauptirrlehren. Von einem Arbeiter. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 15 Ngr.

Clericus, F., Erinnerungsblätter an die Romfahrt im Juni 1871. Mainz, Kirchheim. 1872. 16. 7½ Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1873. Herausgegeben von Frater Hilarius (E. Fentsch.) 58ster Jahrgang. Darmstadt, G. G. Lange. 1872. 16. 2 Thlr.

Corrodi, A., De Ritchnecht. Lustspiel. Zürich, Schabelitz. Gr. 16. 15 Ngr.

Cron, Clara, Adelaide. Ein Charakterbild für die Frauenwelt. Magdeburg, Baensch. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie übersetzt und erläutert von F. Notter. 2ter Bd. Das Fegefeuer. — Das Paradies. Stuttgart, Neff. 1872. Gr. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Dechamps, A., Fürst Bismarck und die Drei-Kaiser-Zusammenkunft. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Dempwolff, C. A., Novellen. 2te Sammlung. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Detlef, K., Mußte es sein? Roman. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Dewall, van, Der rothe Baschlik. Novelle. Stuttgart, E. Hallberger. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Eine große Dame. Novelle. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Dithmar, G. T., Aus der Vorzeit Marburgs und seiner Umgegend. Denkwürdige Sagen und Geschichten. Marburg, Braun. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Donin, L., Der Stefansdom und seine Geschichte. Wien, Kirsch. 8. 20 Ngr.

Dümmler, E., Anselm der Peripatetiker. Nebst andern Beiträgen zur Literaturgeschichte Italiens im eilften Jahrhundert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. Lex.-8. 1 Thlr.

Eckstein, E., Pariser Silhouetten. Heitre und düstre Bilder aus der Weltstadt. Gießen, Ricker. 8. 20 Ngr.

Ehrlich, H., Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt. Berlin, Guttentag. 1872. 8. 1 Thlr.

Einsiedel, C., Poetische Versuche. München, J. A. Finsterlin. 1872. Gr. 8. 18 Ngr.

Edlbacher, L., Landeskunde von Oberösterreich. 1stes bis 3tes Heft. Linz, Ebenhöch. 1872. Gr. 8. 26 Ngr.

Engel, Die moderne Wohnungsnoth. Signatur, Ursachen und Abhülfe. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin Mathilde von der Recke-Volmerstein; geb. Gräfin von Pfeil und Klein-Ellguth, Dame des Louisenordens II, I. Breslau, Dülfer. 8. 1 Thlr.

Ewald, A. L., Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. 1stes Buch. Berufung und Gründung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, F. v., Der Krieg in Schleswig und Jütland im Jahre 1864. Nach authentischen Quellen bearbeitet im k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegs-Geschichte. Wien, Seidel u. Sohn. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Forster, J., Charles Dickens' Leben. In's Deutsche übertragen von F. Althaus. (Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.) 1ster Bd. 1812—1842. Berlin, v. Decker. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Förster, F., Kunst und Leben. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freybe, A., Altdeutsches Frauenlob. Züge deutscher Sitte und Gesinnung aus dem Frauenleben. Leipzig, J. Naumann. 8. 1 Thlr.

Friedrich des Grossen ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet von F. Wegele. 1ster Bd. Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. (Von Friedrich Wilhelm, dem grossen Kurfürsten an). — Geschichte meiner Zeit. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr.

Galen, P., Der Alte vom Berge. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Gaedechens, C. F., Hamburgs Bürgerbewaffnung. Ein geschichtlicher Rückblick. Herausgegeben vom Verein für hamburgische Geschichte. Hamburg, W. Mauke. 1872. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 13ter Bd.: Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz. Von E. Zeller. München, Oldenbourg. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Gfrörer, A. F., Geschichte des 18. Jahrhunderts. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß. 4ter Bd. 1ste Abth. Der siebenjährige Krieg. Die Eroberungen der Engländer in West- und Ostindien. Schaffhausen, Baader. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Godin, A., Auch aus großer Zeit! Schelmstücklein unserer Helden, in schöne Reime gebracht. Glogau, Flemming. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Gosche, R., Ueber die Lieder und Reime von Strassburg bis zum Beginn der Reformation. Eine Studie. Leipzig, Teubner. 1872. Gr. 8. 16 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. bis zum 16. Jahrhundert. 8ter (Schluß-)Bd. Stuttgart, Cotta. 1872. Gr. 8. 4 Thlr.

Grillparzer, Die Ahnfrau. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 20 Ngr.

— — Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 24 Ngr.

— — Ein treuer Diener seines Herrn. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 24 Ngr.

— — Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Jüdin von Toledo. Historisches Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 20 Ngr.

— — Libussa. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 20 Ngr.

— — Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 24 Ngr.

— — König Ottokars Glück und Ende. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 24 Ngr.

— — Sappho. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 20 Ngr.

— — Der Traum ein Leben. Dramatisches Mährchen. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 24 Ngr.

— — Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Weh dem, der lügt! Lustspiel. Stuttgart, Cotta. 1872. 8. 24 Ngr.

Haeger, A., Die Gräfin Lichtenau. Schauspiel. Leipzig, Klinkhardt. 1872. 16. 20 Ngr.

Hasse, P., Die Reimchronik des Eberhard von Gandersheim. Eine Quellenuntersuchung. Göttingen, Peppmüller. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Haupt, J., Ueber das mittelhochdeutsche Arzneibuch des Meisters Bartholomäus. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Lex.-8. 20 Ngr.

Heinze, M., Die Sittenlehre des Descartes. Vortrag. Leipzig, Hinrichs. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Helvetius, C. A., 29 Thesen des Materialismus. Nach dem Französischen des vrai sens du système de la nature. Halle, Erlecke. Gr. 8. 20 Ngr.

Heusinger, E., Schicksals Walten. Novellen und Skizzen. 2 Bde. Braunschweig, Haering u. Comp. 8. 3 Thlr.

Horawitz, A., Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit in den Jahren 1508—1531. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Lex.-8. 8 Ngr.

Jähns, M., Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart. Eine kulturhistorische Studie. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Immanuel, das ist: Gott mit uns. Eine Sammlung auserlesener Christus-Lieder und Gedichte zur Erbauung und sittlichen Veredlung. Barmen, Klein. 1872. 8. 28 Ngr.

Koch, E., Aus dem Leben eines bösen Jungen. Kassel und Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr.

Krajner, E. v., Die ursprüngliche Staatsverfassung Ungarns seit der Gründung des Königthums bis zum Jahre 1382. 2 Abtheilungen. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Ule, O., und A. Hummel, Physikalische und chemische Unterhaltungen. Ein Volksbuch. Leipzig, F. Fleischer. Hoch 4. 2 Thlr.

Ulmann, H., Franz von Sickingen. Nach meistens ungedruckten Quellen. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. 17ter Bd.: Ein Hollandgang. Von K. Gutzkow. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Walther, F., Konrad I. Ein Trauerspiel. Halle, Lippert. 1872. 8. 15 Ngr.

Warmann, Untersuchungen über das Wesen des Lichtes und der Farben. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Was mir mein Flachsstüchlein erzählt hat. Fröhlichen und Traurigen nacherzählt von einem Invaliden. Bern, Mann u. Baeschlin. 1872. Gr. 16. 7½ Ngr.

Woringen, F. v., Gedichte. Bremen, Müller. Gr. 16. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 4. 23. Januar 1873.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

6. Vater Brahm. Ein Trauerspiel aus dem vierten Stande von H. A. Schaufert. Mainz, Kirchheim. 1871. 8. 18 Ngr.

Schaufert's Trauerspiel „Vater Brahm" thut in einzelnen Stellen die Begabung des jüngst verstorbenen Dichters auf überzeugende Weise dar, läßt im ganzen aber, was Entwickelung und Durchführung der Idee betrifft, entweder dieselbe Flüchtigkeit oder dieselbe Unzulänglichkeit wahrnehmen, die wir an den meisten dramatischen Schöpfungen der Neuzeit zu tadeln haben. Der alte Weber Brahm, sein Sohn Franz, die Fabrikarbeiter Stüttgen und Spitz, der Geschäftsführer Herbert, der Pastor Engelmann sind Figuren von markigem Wesen und anerkennenswerther Charakterzeichnung. Auch die Handlung hat sozusagen Hand und Fuß, indem sie das Kapital im Conflict mit der Arbeit zeigt und diesen socialen Conflict ziemlich geschickt mit rein menschlichen Motiven verwebt. Nur schade, daß in der Austragung und Aufgipfelung des Stoffs zur hochtragischen Katastrophe den Verfasser entweder die Kraft oder die dramatische Einsicht verlassen hat, denn in diesen Theilen ist die Schöpfung, man darf wol sagen, ziemlich ausdruckslos und confus. Eine kurze Darstellung des Inhalts und seiner Vorgänge mag das belegen.

Steffen Brahm, ein alter rechtschaffener Weber, hat sich von der modernen Arbeiterbewegung ganz fern gehalten und mit Hülfe eines erwachsenen Sohnes mit liebevoller Hingebung für seine kranke Frau und eine aufblühende Tochter gesorgt. Da haben plötzlich ein paar Großindustrielle in seiner Nachbarschaft mechanische Spinnereien und Webereien angelegt, wodurch er ruinirt wurde. Behufs Ausdehnung dieser Fabriken hat man endlich auch noch sein Häuschen, auf dem Schulden lasteten, an sich gebracht, und das Stück beginnt damit, daß man ihn und die Seinen erbarmungslos daraus vertreibt in dem Augenblicke, da seine Lebensgefährtin das Zeitliche segnet. Jene beiden Großindustriellen sind vor kurzem rasch nacheinander verstorben und haben als Erben eine Tochter, Marie Lambert, und einen Sohn, Ferdinand Schöning, hinterlassen, die sich heirathen sollen und deren gemeinsames Eigenthum der Geschäftsführer Herbert verwaltet, ein hartgesottener, mitleidsloser, verknöcherter Mensch, dem nichts heilig ist, wo es sich um Erwerbung von Vermögen handelt. Er ist der böse Geist, das Fatum der uns vorgeführten Welt, indem er, einzig auf materiellen Vortheil bedacht, alle bessern und edlern Empfindungen mit Füßen tritt. Er schraubt und drückt die Fabrikarbeiter, er martert den alten Brahm und bestärkt Ferdinand Schöning in einem äußerst leichtfertigen Lebenswandel, blos um ihn und die Führung der Fabriken in der Hand zu behalten. Gerade als Brahm mit der Leiche seiner Frau und seinen Kindern aus dem Hause gesetzt wird, erscheint aber Schöning aus der Residenz, um sich gegen dieses harte Verfahren zu erklären und sich damit das Herz von Hannchen Brahm zu erobern.

Dieser erste Act ist als Exposition vortrefflich und vielversprechend. Der zweite erscheint dagegen schon matter und enthält in sich bereits vieles Unvermittelte und Ueberhastete. Franz Brahm, der wüthende, ungeberdige Mensch, ist hier auf einmal der Parteigänger Schöning's und Herbert's, die er im ersten Acte ermorden wollte; Hannchen ist Schöning's Maitresse, ohne daß für diese Umwandlungen die nähern Beweggründe und Uebergänge geboten wären. Dadurch kommt in die Handlung ein Sprung oder mehr noch ein Bruch, welchen die Theilnahme für das Stück und seine Gestalten schon um deswegen zu büßen hat, weil die letztern dem Publikum ziemlich unvermuthet in ganz veränderter und fremder Verfassung vorgeführt werden. Schöning aber, der uns hier schwankend zwischen Hannchen und Marie Lambert gezeigt

wird, die eine liebt und heirathen will, während er die andere verführt, ist in zu wenig vorbereitender Weise eingeführt, um von wirklichem Interesse werden zu können. Daß er sich mit Marie verlobt und Hannchen nach Berlin entführt, um sich dort ihrer zu entledigen, ist im zweiten Act der Hauptzug, durch welchen dem alten Brahm das Herz gebrochen wird.

Im dritten Act entschließen sich die Arbeiter zum Strike und fordern Brahm auf, ihnen beizutreten. Als er dies verweigert, weil er im stillen überzeugt ist, daß Marie Lambert ihn unterstütze, werfen sie ihm die Schande seiner Tochter vor, worüber er so sehr in Verzweiflung geräth, daß er nicht einmal den Muth hat, das Grab seiner verstorbenen Frau am Allerseelentage, an dem die Handlung vor sich geht, mit einem Kranze zu schmücken. Er bleibt einsam zurück und betet für sich, bis plötzlich Marie erscheint und er durch diese erfährt, daß nicht sie, sondern seine Tochter ihn in seiner Armuth und Arbeitslosigkeit unterstützt hat. Das schlägt, wie man zu sagen pflegt, dem Fasse den Boden aus, und um dies Sündengeld nicht weiter nöthig zu haben, beeilt er sich nun, den strikenden Brüdern sich anzuschließen.

Die Stimmung und Haltung dieses Actes ist lebhaft und tief ergreifend, die Handlung vorwärts schiebend und wirksam.

Im vierten Acte, in welchem Schöning noch immer auf dem alten Flecke zwischen Marie und Hannchen steht, kommt Pastor Engelmann, um dem Fabrikherrn und dessen Geschäftsführer ins Gewissen zu reden und dieselben zum Nachgeben zu bewegen; allein vergebens: Herbert vereitelt alles, und so kann es denn nicht ausbleiben, daß die Masse revoltirt und mit dem alten Brahm an der Spitze die Fabrikgebäude stürmt. Herbert fällt in dem Augenblicke, wo das von ihm aus der Stadt herbeigerufene Militär erscheint, um mit Gewalt der Waffen den Frieden wiederherzustellen. Der erste, den die Soldaten niederschießen, ist Franz Brahm, der zur Besinnung gekommen und reumüthig den Vater um Verzeihung bat. „So wahr ich selig werden will, Ihr verkennt mich", rief er ihm zu. „Ich hass' ihn — hass' ihn (Schöning) wie Ihr! Ich bin aufgewacht, Vater!" Darauf entgegnete der Alte: „Das Wort eines Verräthers! Wer glaubt ihm? Aufgewacht? Geh, beweis' es durch Thaten, bis dahin kenn' ich dich nicht mehr." In der Verzweiflung geht der Sohn hin und wirft sich den Soldaten entgegen. Der Vater will dasselbe thun, wird aber von den Arbeitern mit fortgerissen „zu den Bestien im Walde" und läßt es endlich willig geschehen, weil sein Tagewerk noch nicht vollbracht ist und Schöning ja noch lebt.

Im fünften Acte wird Schöning's Hochzeit gefeiert, und da erscheint der alte Brahm „aus dem Walde von den Bestien her", um den Bräutigam zu tödten, in demselben Augenblicke, in welchem Hannchen kommt, um Marie zu sagen, daß sie beide schändlich betrogen seien. An der Leiche des Ungetreuen geloben sie sich beide der Kirche, während Brahm wie ein moderner Winkelried die Bajonnete der herbeigezogenen Soldaten ergreift, um sich dieselben in die Brust zu bohren.

Es wird dem Sachverständigen nicht schwer werden, aus dem Vorstehenden zu erkennen, daß das Trauerspiel auf seinem tragischen Gipfelpunkte ziemlich unsicher und confus wird und jedenfalls im Gange seiner Entwickelung allen Halt verliert. Der Sturm der Arbeiter auf die Fabrikgebäude Schöning's ist durchaus nicht motivirt, das Verstecken Brahm's bei den Thieren des Waldes im modernen Polizeistaate eine Lächerlichkeit, und was endlich den Mord Brahm's und seinen eigenen Tod betrifft, so sind diese Vorgänge ohne alle tragische Größe und Bedeutung.

Der Dichter hat einen großen dramatischen Fehler begangen, daß er den politischen Act vor den echt menschlichen gesetzt, d. h. daß er die Rache Brahm's an dem Schänder seiner Tochter erst nach der Gewaltthat der Arbeiter erfolgen läßt und so beide Momente auseinandergerissen und nicht den einen zur Ursache und Förderung des andern gemacht hat. Hierin hätte er sich die Katastrophen vieler ähnlicher Stücke zum Muster und Beispiel dienen lassen sollen. Der alte Brahm mußte dem Verführer und Schänder seiner Tochter zu Leibe gehen, und die unterdrückten und gequälten Arbeiter, von diesem rein menschlichen Vorgange fortgerissen, ihrem Grolle bei dieser Gelegenheit gleichzeitig freien Lauf lassen.

So würde das Stück bis zu dem schrecklichen Ausgang organische Gliederung und Steigerung gefunden haben und das Ganze zum vollen und erschütternden Austrage gelangt sein. Wie die Dinge jetzt sind, so treffen sich die beiden Bewegungen nicht recht und heben einander gegenseitig zu wenig empor. Sie bleiben zu einzeln und jede nimmt ihre Katastrophe für sich, das schwächt das Ende wesentlich ab und beeinträchtigt den Erfolg.

Die Tragödie ist aus diesen Gründen, unserm Ermessen nach, kein befriedigendes und vollkommenes Kunstwerk, aber doch ein poetisches Erzeugniß, das immerhin eine bedeutende Begabung wahrnehmen und erkennen läßt. Schaufert, der in seinem „Schach dem König" mit einer romantischen Nachahmung Shakspeare's anfing, endigte mit einer Anlehnung an die Richtung von Hebbel und Otto Ludwig. Ein eigenartig gestaltendes Talent war der Autor wol kaum; aber daß er immerhin große Befähigung und das Zeug zu glänzenden Schöpfungen in sich trug, ist wie aus allen Arbeiten, so auch aus dieser zu erkennen. Sie weist wahrhaft prächtige Stellen und eine Macht der Sprache und Charakteristik auf, die unter allen Umständen nicht zu unterschätzen sind. Daß der Dichter der Kunst zu früh entrissen worden und die Muse alle Ursache hat, über seinen Tod zu trauern, wird kein Einsichtiger leugnen können und wollen.

7. Der neue Achilles. Schauspiel in drei Acten von Joseph Weilen. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1871.

In Wien, wo man seit lange mit großer Beflissenheit und Sorgfalt die französischen Stücke der neuen Zeit in meist geschickter Uebersetzung und Bearbeitung gegeben hat, konnte es infolge dessen auch nicht fehlen, daß sich mehr und mehr die Nachahmung der pariser Bühne einschlichen. Selbst Mosenthal und Weilen haben diesem Zuge in der „Madeleine Morel" und „Graf Horn" nachgegeben. Einigermaßen gehört auch in diese Richtung: „Der neue Achilles" von Weilen.

Es ist ein Stück, das keineswegs ohne allen Reiz und jede Anmuth, das aber ohne packenden und gesunden

Inhalt schon deswegen ist, weil der eigentliche Held desselben, der österreichische Feldmarschall Graf von Montecuculi, durchaus für keine populäre und anziehende Persönlichkeit angesehen werden kann. Durch Zurücksetzung gekränkt, hat er 1662 den österreichischen Dienst verlassen, und weil er glaubt, in einem Ritterspiel einen Freund getödtet zu haben, sich nach Rom begeben, wo er, melancholisch und verdüstert, in die Netze der Königin Christine von Schweden gerathen ist, die sich gleichfalls dahin zurückgezogen hat. Da aber das von den Türken beunruhigte und bedrohte Kaiserreich des bewährten Feldherrn zur Abwehr des Feindes bedarf, so läßt es alle diplomatischen Fäden in Bewegung setzen, um Montecuculi wieder zurückzugewinnen.

Dieser Vorgang ist der Stoff des Stücks, welcher durch die drollige Albernheit eines kaiserlichen Geschäftsträgers in Rom, durch einen muntern Rittmeister vom Regiment Montecuculi, der als Kurier erscheint, und durch eine Jugendgeliebte des Helden, eine Gräfin Margarethe Dietrichstein, welche ihm in Pagenkleidung nachreist, ziemlich bewegt und romantisch, aber doch nirgends recht effectvoll und wirksam ausgetragen wird. Es geht in der Intrigue etwas gar zu lose und lustig zu, und namentlich ist es insofern bei dieser vom Verfasser versehen worden, als er nicht dafür gesorgt hat, die Contraste einander dramatisch gegenüberzustellen. Christine von Schweden und das römische Kirchenelement, hinter welches sie sich begeben hat, treten nicht lebhaft und frisch genug in Gegensatz zu den militärischen und weltlichen Reizungen, die von dem heitern Wien her zu Wiedergewinnung des berühmten Generals ausgesendet worden sind. Diese an sich so glücklichen und interessanten Gegensätze kommen in dem Schauspiel nicht recht zu der ihnen innewohnenden Bedeutung und noch weniger zu jenem drastischen Aufeinanderplatzen, das zum durchgreifenden Erfolge unerlaßlich ist. Die Menschen und Dinge in diesem Schauspiele treten so blaß, so andeutungsweise und leise aneinander heran, entwickeln sich so wenig zu einer durchschlagenden Katastrophe, daß es wahrlich nicht zu verwundern ist, wenn die ganze Arbeit am Ende kühl läßt und keine rechte Theilnahme erregt. Christine von Schweden und Montecuculi selbst sind fast nur Episoden in dem Stücke, und nicht einmal Episoden, welche ein bedeutsames historisches Relief erhalten. Sie bieten dem Schauspieler kaum irgendwo Gelegenheit zu fesselnder oder imponirender Charakteristik. Es sind Rollen, mit denen sich nicht recht etwas anfangen läßt und welche jedenfalls durch das Material der Nebenpartien bei einer nur einigermaßen guten Ausführung vollkommen geschlagen werden können.

Aus diesen Ursachen ist dies Werk des schaffenslustigen Dichters überall, wo es erschienen, nur ein vorübergehender und flüchtiger Gast geblieben. Um es zu einer bleibenden und ständigen Erscheinung der Bühne zu machen, hätte es mehr Auf- und Ausbau der Entwickelung, mehr historisches Detail, mehr Höhe des Inhalts, mehr Durcharbeitung des Personals und der Charaktere vertragen, kurz, hätte es mehr dramatisches Gemälde und weniger theatralische Skizze sein müssen.

8. Michel Kohlhaas. Trauerspiel in fünf Handlungen von Wilhelm Paul Graff. Leipzig, Enobloch. 1871. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser ist ein junger Mann, der sich in der „Rostocker Zeitung“ als Localkritiker des dortigen Theaters das kindliche Vergnügen macht, die Stücke von Charlotte Birch-Pfeiffer, Benedix, Putlitz u. a. auf das grimmigste herunterzureißen. Auch die kleinen harmlosen Komödien des Schreibers dieser Zeilen haben die Zuchtruthe dieses Autors schwer zu empfinden gehabt. Da man aber in Deutschland schon seit lange gewohnt ist, angehende Schriftsteller sich die literarischen Sporen durch wegwerfende und hämische Beurtheilungen ihrer Vorgänger verdienen zu sehen, so wollen wir uns an diese journalistische Wirksamkeit des Autors weiter nicht kehren und das neu vorliegende Werk des zornigen Dichters mit der wohlwollenden Unparteilichkeit betrachten, die wir uns in unsern kritischen Betrachtungen zum Gesetz gemacht haben.

Zunächst gereicht es uns zur aufrichtigen Genugthuung, erklären zu können, daß „Michel Kohlhaas“ gegen die frühern Schöpfungen unsers Poeten einen ganz entschiedenen Fortschritt seiner Begabung wahrnehmen läßt. Was andern Bearbeitern der Kleist'schen Erzählung nicht geglückt ist, ist freilich auch Wilhelm Paul Graff nicht geglückt, nämlich ein wirksam durchgreifendes Volksdrama aus dem interessanten Stoffe geschaffen zu haben. Die Handlung setzt sich breit an, entwickelt sich ziemlich schwerfällig und schleppend und baut sich zu einer Katastrophe auf, die im Verhältniß zu diesem Aufbau ebenso schwach wie gewaltsam erscheint. Ist es von vornherein schon ein Nachtheil für das Trauerspiel, daß sich sein eigentlicher Ursprung, die schändliche Prellerei und Mishandlung, die Kohlhaas in seinem Knecht Herse und seinen beiden Rappen von Junker Wenzel von Tronka zu erfahren hat, nicht wohl vorführen läßt und lange vor dem Beginn des Stücks liegt, so ist es nicht minder mislich, daß die Unternehmungen des Helden keinen rechten dramatischen Knoten- und Höhepunkt erreichen, sondern sich in allerlei aufrührerische Handstreiche verzetteln, die sich untereinander ähnlich sehen und keine eigentliche Steigerung in die Action zu bringen im Stande sind. Wo nun aber endlich die selbständige Schöpferkraft des Dramatikers eintreten und das Ganze zu einem befriedigenden und einen mächtigen Eindruck machenden Abschluß bringen sollte, da erweist sich eben diese selbständige Schöpferkraft der großen Aufgabe noch keineswegs gewachsen. Daß Wenzel von Tronka in dem letzten Auftritte des Trauerspiels plötzlich und ganz unvermittelt als Wahnsinniger auftritt, der Kohlhaas mit einer Pistole erschießen will, statt dessen jedoch Heloise von Tronka niederschmettert, die sich zwischen die beiden feindseligen Elemente wirft, und dafür von Kohlhaas niedergestochen wird, dieser Ausgang, der allerdings das sehr richtige Bestreben zeigt, der dramatischen Gerechtigkeit Genüge zu verschaffen, erscheint denn doch zu wenig vorbereitet und viel zu gezwungen, um volle und durchweg zustimmende Anerkennung finden zu können. Zu allen diesen Aussetzungen kommt noch die weitere, daß die gebundene Rede des Stücks oft sehr ungebunden gehand-

habt worden und allzu prosaisch geblieben ist, um für gefällig gelten zu dürfen.

Neben diesen Rügen ist der Arbeit aber auch manches wohlverdiente Lob zu spenden. Die Gestalten des Stücks zeigen Leben und Charakter, und nicht selten treten sie zu Momenten zusammen, die drastisch durchschlagende Scenen ergeben. Kohlhaas selbst, seine Frau Lisbeth, die alte Margreth und ihr Sohn Herse, der Doctor Oleareus, die wilde Heloise und der Gaukler Nagelschmidt mit seiner Bande sind wohlgezeichnete Figuren, die sich Theilnahme gewinnen und zu Auftritten gruppiren, welche packenden Reiz erhalten. So ist z. B. die Diebeskomödie in Hans Sachs'scher Art, welche die Spielleute vor Kohlhaas und seinen Hausleuten aufführen, ein glückliches Motiv, die Exposition zu fördern und ihr ein originelles Relief zu geben. Durch den rührenden Tod der Lisbeth gelangt sie zum wirksamen Abschluß und zugleich zum Agens, zur wirkenden und treibenden Kraft in dem Schicksal des Helden. Das mystische Element aus der Kleist'schen Novelle hat der Verfasser im dritten Acte, in dem Austritt vor der Kirche in Wittenberg, recht geschickt in die Handlung zu verweben und für dieselbe auszubeuten gewußt, nur leider verliert es sich im weitern Verlaufe des Trauerspiels so vollständig ins Bedeutungslose, daß der Werth dieser Scenen so ziemlich hinfällig wird. Der Zettel, den die geheimnißvolle Alte Kohlhaas zusteckt und auf welchem sie die Zukunft des sächsischen Kurfürstenhauses verzeichnet hat, müßte in dem Stücke mindestens doch eben eine so wichtige Rolle spielen wie in der von Kleist erzählten Geschichte. Graff läßt diese Angelegenheit jedoch ziemlich verpuffen, weil er sie nicht straff genug zum Mittelpunkt der Intrigue zwischen Oleareus, Heloise und Kohlhaas macht. Dieser Zettel müßte der Zielpunkt aller Parteien sein, alle müßten trachten, ihn zu erlangen: Heloise, um den Jugendgeliebten zu retten, Olearеus, um sich bei dem Kurfürsten in Gunst zu erhalten, Junker Wenzel, um sich Verzeihung zu verschaffen — und alle diese Absichten müßte Kohlhaas vereiteln, indem er eben diesen Zettel ungelesen vernichtet. Die Vernichtung desselben hätte den eigentlichen Höhepunkt, die Peripetie des Stücks zu bilden, und daß dies nicht der Fall ist, bedünkt uns ein Versehen der ganzen, keineswegs gering zu schätzenden Arbeit, die freilich, um bühnengerecht und wirksam zu sein, noch bedeutender Umgestaltungen bedürfen würde, doch immerhin derart ist, daß sie Hoffnungen für die Zukunft erweckt. Fleiß und Studium werden das Talent des Autors jedenfalls dem Theater nützlich machen können.

9. Darnley. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul Sirano. Trier, Lintz. 1870. 8. 18 Ngr.

Neuerdings haben verschiedene Dichter den Versuch gemacht, zu Schiller's „Maria Stuart" oder, richtiger bezeichnet, zu „Maria Stuart in England" eine „Maria Stuart in Schottland" zu dichten, ein Versuch, der sehr berechtigt ist, da die frühere Geschichte jener unglücklichen Königin mehr als hinreichenden Stoff und überdies zu dem tragischen Ausgange ihres Lebens die eigentlichen Verbindungen liefert. Eschenbach, Lothar Erse, Schneegans, Wartenegg und noch einige andere haben die schottische Maria in dieser Weise mehr oder weniger glücklich dramatisch behandelt. Eine solche Behandlung ist auch in dem obigen Stücke gegeben.

Hier ist Maria mit Darnley vermählt, der, ein weicher, sentimentaler und blöder Mensch, das Herz seines Weibes nicht ausfüllt. Da er sieht, daß die Königin viel und vertraut mit ihrem Geheimschreiber David Rizzio verkehrt, wird er eifersüchtig auf diesen, und aufgestachelt von seiner rohen und blutdürstigen Umgebung, läßt er sich bereden, in dessen Ermordung zu willigen. Nachdem das Opfer aber kaum gefallen, erkennt Darnley, daß es ein vergebliches gewesen und daß der Gegenstand von Maria's Neigung Graf Bothwell ist. Verzweifelt darüber, versinkt er in Trübsinn und ergibt sich resignirt in den Tod, welchen die Königin auf Anrathen Bothwell's ihm aussinnt.

Die Tragödie ist in Prosa geschrieben, die zwar ohne Größe und Mächtigkeit im Ausdruck ist, doch zuweilen Impulse einer naiven Erhabenheit zeigt. So z. B. wenn Rizzio zu Maria sagt: „Elisabeth kann auswärts keine Unterstützung finden, die Hugenotten will die Medici beschäftigen, an den Niederlanden Philipp ein Exempel statuiren: es gibt da viel unruhige, doch lose sitzende Köpfe! Steht Romas wahrer Geist uns zu, fliegen unsere Banner durch eine neubekehrte Welt!" Und Maria darauf antwortet: „Neben Euch fühle ich mich stark, nicht nur mein Königreich — Europa zu regieren! Auch ich sehe schon die Kuppel des neuen Doms, dessen Ausbau wir vollenden sollen, wir und die Legionen (sieht zum Himmel) deiner Heerscharen!"

Jedenfalls athmet die Diction kein falsches Pathos und ergeht sich nicht in leeren Redensarten. Freilich ist sie auch wenig schwungvoll und nicht eben geeignet hinzureißen.

Die Charakteristik der auftretenden Personen ist ohne Tiefe und Bedeutung. Darnley vermag in seiner weinerlichen Verwaschenheit keine Theilnahme einzuflößen, und Bothwell wird als brutales und abenteuerliches Naturell nicht mit der nöthigen dramatischen Gestaltungskraft ihm als Gegensatz gegenübergestellt. Maria selbst kann nicht fesseln, denn ihr Wesen wird nirgends von einer gewaltigen Leidenschaft oder auch nur einem aufflammenden Affect ergriffen und hingerissen. Der Tod Rizzio's bewegt sie zu keiner wilden Rache, ihre Beziehung zu Bothwell geht über das Niveau einer Liebelei nicht hinaus, und die Art, wie sie Darnley an der Nase so lange herumzieht und ihm Liebe heuchelt, bis er sie aus den Händen seiner Umgebung befreit, um sie Bothwell in die Arme zu führen, ist klein und erbärmlich.

Was endlich den Gang der Handlung, deren Entwickelung und Austragung betrifft, so ist darin nirgends der Beweis wohlgeschulter und geregelter Technik gegeben. Die Ermordung des Rizzio vollzieht sich ohne den nöthigen dramatischen Ausbruch und ohne eine merkliche tragische Wendung in das Stück zu bringen. Eine durchgreifende Katastrophe mangelt durchaus, wie sich denn überhaupt wahrhaft große Züge und Momente vermissen lassen. Die Tragödie kommt nie zu einer Höhe, sondern bleibt in der Niederung, sie bekundet sich dadurch als dilettantenhafte Schöpfung, der sich indeß nicht aller poetische Reiz absprechen läßt. Die Begabung des Dichters

liegt gewissermaßen noch im leisen Duft und Nebel der Anfängerschaft vor uns; ob sie sich je zur Sonnenhelle der Meisterschaft durchringen wird, muß die Zukunft lehren.

10. Wilhelm und Marie oder die Kronrivalen. Schauspiel in fünf Acten von Leo Meißner. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1871.

Von Leo Meißner, dem wir schon öfter auf dramatischem Felde, wenn auch noch nie mit recht glücklichen Versuchen begegnet sind, liegt uns wieder ein Schauspiel vor, welches einen ehelichen Zwist zwischen den Genannten behandelt, und zwar um das Recht, die Krone von England zu tragen. Das Stück spielt im Haag, am Vorabend von Wilhelm's Zug nach England, wo das Volk, unzufrieden mit Jakob's II. Regierung, bereit ist, sich wider diesen zu empören und seinem herbeigerufenen Schwiegersohne zu huldigen. Wilhelm, der nicht Prinz-Gemahl, sondern König sein will, erwartet, daß Maria damit einverstanden sein und auf die Krone oder vielmehr deren ausübende Gewalt zu seinen Gunsten verzichten werde. Aber darin irrt er. Marie, gereizt durch die Aufmerksamkeiten, welche ihr Gatte einer geistreichen Hofdame, Elisabeth Villers, gezollt, will ihm ein wenig ihre Bedeutung merken lassen und beschließt in einem Selbstgespräch:

Du sollst erschaun, daß ich so gut wie du
Aus Königsblut, und daß des Blutes Stolz
Auch mich durchwallt. Die Krone nenn' ich mein,
Mein soll sie sein, eh' sie dein Haupt umglänzt,
Und was zu schenken ich so warm beflissen,
Das sollst du jetzt — von mir erbitten müssen!

In der Versammlung der englischen Abgesandten, in der Wilhelm ihre Verzichtleistung auf die Krone erwartet, erklärt sie infolge dessen, daß sie die Krone beanspruche. Sie erwartet, Wilhelm werde sich darein fügen und später, von ihrer Großmuth entzückt und hingerissen, ihr seine Liebe in verdoppeltem Maße zuwenden. Der Oranier ist aber kein Mann, der in solchen Dingen mit sich spaßen läßt; wüthend fährt er seine Gemahlin an und befiehlt, sein Leibroß zu satteln, um auf diesem zu dem Buschhaus, einem unheimlichen Schlosse in der sogenannten Todtenheide, mitten durch eine wilde Sturm- und Gewitternacht hinauszusprengen. Das entsetzt Marie, und sie macht sich eilends selbst auf, um dem Gemahl ihre Zustimmung zu seiner Besitzergreifung der englischen Krone und somit den versöhnlichen Ausgang in das Stück zu bringen.

Daß der Vorwurf des Dramas nicht eben ein sehr bedeutsamer und glücklicher ist, wird den Lesern die kurze Inhaltsangabe hinreichend darthun. Die ersten Acte sind nicht ganz ungeschickt und ohne allen Reiz. Der vierte Act aber mit jenem nächtlichen Ritt des Helden zeigt uns diesen zunächst von einer so knabenhaft trotzigen und abgeschmackten Seite, daß man alle Sympathie für ihn verlieren muß, und überdies verzettelt und verpufft er die Handlung in so curiose und unwichtige Auftritte, daß statt einer Hebung der Fall des Stücks hier unausbleiblich wird. Es ist der Mangel an feinem, geläutertem Geschmack und an hinreichender Kenntniß in der Technik des Dramas, welcher dem Verfasser in seinen Productionen Abbruch thut. Will er etwas Tüchtiges und Stichhaltiges leisten, so muß er noch fleißig studiren und sich bilden, mit mehr Ueberlegung und Sammlung arbeiten und zuerst und vor allen Dingen den Plan organischer und fester aus massiverm Fundamente zu mächtigerer Höhe gestalten. Vorderhand ist der Bau noch zu lose und sich in barocke Einzelheiten eines bloßen Erdgeschosses verlierend. Die dramatische Architektonik dieses Dichters kennt noch kein theatralisches Treppenhaus.

11. Sigurd. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Schottky. Breslau, Gosohorsky. 1872. 8. 22½ Ngr.

Das Stück darf als eine saubere Arbeit gelten. Es behandelt einen Sagenstoff aus dem nordischen Alterthum, da Schweden und Norwegen noch von besondern Königen regiert wurden und in beständiger Feindschaft lebten. König Harald und seiner Gemahlin Ingibiörg von Schweden ist eine Tochter auf seltsame Weise abhanden gekommen. Ein Bauer, Torri mit Namen, hat deren Wärterin nachgestellt, und um sich dieselbe zu Willen zu machen, das Kind ihr geraubt. Er zeigte ihr an, sie solle es nur in dem Falle wiederhaben, daß sie sich ihm ergebe. Jene aber nahm sich in Angst und Verzweiflung das Leben, und der Räuber aus Furcht vor Strafe entfloh, nahm sich ein anderes Weib und erzog die Königstochter in tiefster Waldeinsamkeit mit dem eigenen Sohne, sowie mit Sigurd, dem Färöer, einem Heldenjünglinge, der sich zu ihnen gefunden. Der letztere liebt Turide, aber auch den Krieg und seinen Ruhm, und als er von einem verirrten schwedischen Krieger vernimmt, daß Harald mit Olaf, dem norweger König, in Kampf gerathen, zieht er ersterm zu und nimmt letztern durch einen kühnen Handstreich gefangen. Aber nicht diesen allein, sondern zugleich Turide, die Olaf, eingeweiht in Torri's Geheimniß, an sich gerissen, um Harald in der Hand zu haben. Natürlich wird sie schließlich Sigurd's Frau und damit das Stück zum befriedigenden Ende gebracht.

Das Ganze athmet eine gewisse Frische und naive Kraft; es liegt ein Hauch idyllischer Anmuth über dem Gedicht und seinen Gestalten, nur mangelt zum vollen Gelingen der Arbeit in der eigentlichen Intrigue Durchsichtigkeit und Klarheit. Das Verhältniß zwischen Schweden und Norwegen, zwischen Harald und Olaf tritt nicht einfach und deutlich genug ins Licht; auch die Stellung der Turide ergibt sich nicht so hell beleuchtet, als zu wünschen ist. Dadurch verliert das Werk, das an sich mehr Epos als Drama, im übrigen aber nicht ohne Verdienste ist. Jedenfalls zeigt der Verfasser, wenn man sein neues Stück gegen seine frühere Tragödie „Saul" hält, ganz wesentliche Fortschritte.

12. Heinrich der Löwe. Tragödie in fünf Acten von Adolf Wechßler. Für die Bühne eingerichtet unter Mithülfe von Karl Grunert. Ulm, Ebner. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Das ist eine dramatische Schöpfung von einer gewissen Urwüchsigkeit und Naivetät, die zwar nicht hinreißend und mächtig, aber doch immerhin erwärmend wirkt. Zunächst ist sie schon, gegen allen Gebrauch unserer historischen Trauerspiele, nicht in Jamben, sondern in Prosa geschrieben, und zwar in einer Prosa, die etwas Derb-

Natürliches und Gesundes hat. Stellenweise ist sie freilich ungelenk, und namentlich in solchen Stellen, wo sie den Anlauf zum Pathos zu nehmen versucht, der nicht immer glückt, sondern zuweilen noch an die Kraftausbrüche der Sturm- und Drangperiode erinnert, so z. B. wenn Mathilde im Schmerze sagt: „Mein Herz ist wie zerrissen. In Stücken hängt es blutend mir im Busen, und Feuersqualen toben in den Wunden" —, oder wenn Heinrich vor den Mauern Bardowieks ruft: „So groß ist meine Wuth, so grenzenlos mein Grimm, daß ich mit meinem letzten Racheschrei den letzten Athemzug verhauchen möchte. Bardowiek! Bardowiek! Aus deiner Asche soll noch in Jahrhunderten ein furchtbar Denkmal sprechen von der Wuth des Löwen" —, oder wenn der Löwe schon früher seufzt: „Mir ist das Leben schal und ekel. Ich wollte, es käme mir etwas in den Wurf, daß ich mit aller Kraft der Seele mich dagegen stemmen müßte. Ein Kampf auf Tod und Leben. Leben? Was will das heißen? Leben ist nur das, was unsere Brust mit aller Macht erfüllt, was uns erhebt über die schleichende Alltäglichkeit!"

Mit diesem Dialoge à la Grabbe steht in geradem Widerspruche eine gewisse Zierlichthuerei, eine ganz moderne Artigkeit des Ausdrucks und der Rede, wie sie z. B. zu Tage tritt, wenn Konrad, nach der Erstürmung von Weinsberg, der Tochter Heinrich's des Löwen, Mathilde, zierlich sagt: „Nehmt meinen Arm, mein Fräulein", oder wenn der Verfasser später zwischen diesen beiden folgendes Zwiegespräch stattfinden läßt:

Konrad: Du liebes Mädchen, wie konntest du mich also quälen?

Mathilde: Ich — dich quälen? Ich bin ja fast gestorben, als du gehen wolltest.

Konrad: Und dennoch hießest du mich gehen?

Mathilde: Ach Gott, ich hätte ja vor Scham in die Erde sinken mögen, als der Kaiser das verhängnißvolle Wort sprach und mein Vater mir befahl, dich zu lieben: da — da wußte ich nicht, solle ich dir um den Hals fallen und in Thränen zerfließen, oder solle ich dem Vater zürnen, der mir die Liebe befehlen will, oder solle ich dem Kaiser zürnen, der um das Eingeständniß meiner Neigung mich betrog; und wieder, wenn ich dachte, daß ich selbst dir sagen müßte, wie du so schnell mein Herz gefangen nahmst, da wußt' ich wieder nicht, was thun vor Scham und Schüchternheit, und darum gab ich dir die ungeschickten Reden.

Konrad (ihr die Haare zurückstreichend). Du liebes Mädchen, sage mir: gefiel ich dir gleich auf den ersten Blick?

Mathilde. Gleich auf den ersten: und dann immer besser, immer besser.

Konrad. Und jetzt?

Mathilde (sich an ihn lehnend). Jetzt ist mir so, als sei mein Herz der Himmel und alle Seligkeiten gingen darin aus und ein.

Konrad. Wohl gehen Seligkeiten aus von deinem Herzen durch deines Mundes süße Rosenpforte. Laß mich sie pflücken, diese Himmelsfrucht.

(Indem sie sich küssen, fällt der Vorhang.)

Man wird einräumen, daß dies etwa der Ton von „Sie hat ihr Herz entdeckt" ist, ein Ton, der wenig zu dem paßt, den wir vorhin charakterisirt haben. Ueberhaupt sind Ausgeglichenheit und Gleichmäßigkeit nicht eben hervorstechende Eigenschaften in der Schöpfung von Adolf Wechßler. Der Verfasser kennzeichnet sich durchweg als das, was man einen Naturdichter genannt hat, d. h. er kümmert sich wenig um die dramatische Technik und ihre Regeln, sondern geht seine eigenen instinctiven Wege. Sein „Heinrich der Löwe" beginnt mit den Weibern von Weinsberg, also gleichsam mit der Wiege der Feindschaft zwischen Welf und Waibling, zeigt dann die Aussöhnung zwischen beiden Häusern, den historischen Conflict zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen in Italien, die Züchtigung des letztern in Deutschland, die Wiederverständigung der beiden Helden und ihren Kreuzzug nach Asien, Friedrich's Tod in Cilicien und Heinrich's Untergang daheim. Dazwischen spielen dann noch die Liebe von Konrad von Hohenstaufen und Mathilde, der Tochter des Welfen, die Anekdote von Hartmann von Siebeneichen, jenem Ritter, der seine Aehnlichkeit mit dem Kaiser benutzte, diesen zu retten, ein lustiges Eheverhältniß von Ritter Fulko und seiner Gattin Daja, und allerlei anderes, sodaß es also an Handlung nicht fehlt. Wohl aber fehlt es dieser Masse von Handlung an guter und voller Ausarbeitung, an Steigerung und Spannung, an dramatischem Aufbau und tragischem Austrag. An Fülle des Stoffs ist der Verfasser eine Art von Shakspeare; er hat das Material von dessen Historien, aber nicht seinen genialen Schnitt und Wurf. Hierin erweist er sich klein und unzureichend, auch arm an echtem Humor.

Die Fopperei des Truchseß Jordan mit Daja gelangt zu keiner rechten Wirkung, sondern verpufft wie Siebeneichen's beinahe ins Crasse gezogene Heldenthat und der ganze Zwiespalt zwischen Barbarossa und dem Löwen, der tragisch nicht ein einziges mal recht zum Stehen gebracht wird. Selbst der Kniefall des Kaisers vor dem Vasallen erlangt seine volle Bedeutung nicht, weil dafür zu wenig Ruhe und gerader Gang in der Sache ist. Es wirrt sich alles zu bunt, zu lose, zu einzeln durcheinander. Die Schlachtlinie dieses Stücks ermangelt der taktischen Aufstellung und der geschlossenen Glieder. Es zieht gleichsam im Tumult und ohne theatralische Ordnung ins Treffen. Es ist ein dramatischer Landsturm, der hier ficht, und zwar tapfer ficht, ohne indeß in dieser Art und Weise zum vollen Siege gelangen zu können. Zum vollen Siege fehlen dem Wechßler'schen Talent noch die regulären Truppen der durchgebildeten Technik und ein einheitlicher, knapper und strenger aufs Ziel gehender dramatischer Schlachtplan.

13. Eines Fürsten Jugendliebe. Drama in fünf Aufzügen von Gustav Struve. Wien, Wallishausser. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Dies ist eine curiose Arbeit, ein Stück, das ein dramatisirtes Kapitel aus der „Geschichte der Höfe" von Vehse zu sein scheint. Auf eine ganz anekdotenhafte, frivole Exposition begründet, nämlich darauf, daß Katharina II. eine natürliche Tochter Friedrich's II. sei, ergeht sich das Schauspiel in ganz lose aneinandergereihten Auftritten und Bildern, die weiter keinen tiefern Sinn und keine höhere Bedeutung haben, als daß sie darthun wollen, wie Katharina, nur weil sie das Kind Friedrich's des Großen gewesen, dessen Ansinnen und Plane auf die Vernichtung Polens unterstützt habe. Mit diesem Grundgedanken ist das Werk gewissermaßen ein politisches, ohne indeß damit einen hohen idealen Inhalt oder ein wahr-

haftes Pathos, ja nicht einmal einen knappen und leitenden Faden für die Handlung im ganzen gewinnen zu können; denn wie mit jener politischen Tendenz Katharina's Verschwörung gegen ihren Gemahl, dessen Tod und ihre Günstlingswirthschaft zusammenhängen soll, ist doch kaum wohl abzusehen. Das Drama ist eben nur eine Zusammenstellung von flüchtigen Scenen, in denen allerlei historische Personen auftreten, ohne daß durch deren Auftreten Halt und Kern in die Handlung käme. Sie ist und bleibt ein wirres und buntes Durcheinander, ein sonderbares theatralisches Abenteuer, das vollständig ins Blaue verpufft. Von Anlage, Entwickelung, Peripetie, Katastrophe ist nirgends eine Spur zu finden, ebenso wenig von dem, was man in der Bühnensprache Charakter oder Rolle nennt. Dabei ist eine Nacktheit und Rücksichtslosigkeit in der Hinstellung der Thatsachen, die geradezu erschreckend sind. Der Zeugungsact, welchem die Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst ihr Dasein verdanken soll, wird fast vor den Augen des Publikums vollzogen. Kronprinz Friedrich von Preußen überrascht auf Schloß Dornburg die Fürstin Johanna Elisabeth, die sechzehnjährige Gemahlin des alten, abwesenden Fürsten von Anhalt-Zerbst, erzählt ihr, daß er ihrer Trauung beigewohnt und sich bei dieser Gelegenheit in sie verliebt habe. „Du konntest mir damals keine Gegenliebe schenken", fährt er fort, „denn ich verbarg mich hinter einer Säule, daß du mich nicht sehen konntest." Nun aber sieht sie ihn und liebt ihn. Er führt sie in einen Pavillon und — Katt, der treue Katt, wacht indessen davor und monologisirt wie folgt:

> Die Thüren sind geschlossen, durch die Fenster bringt kein Sonnenstrahl. Was hier sich vorbereitet, erschüttert vielleicht in Jahrzehnten die Welt. Der Samen fällt in den Schos der Erde, die Saaten reifen, gleichviel ob sie erquickende Labung oder tödliches Gift im Keime tragen. Das tödlichste der Gifte ist aber das Verbrechen. Es ist unwandelbar der Sohn und auch der Vater seinesgleichen. Doch was vermag ich hier zu thun? In Monarchien sind die Menschen, die nicht auf dem Throne geboren sind, bestimmt, zwischen zwei Mahlsteinen, demjenigen der Zukunft und der Gegenwart, zermalmt zu werden. Ich habe mich der aufgehenden Sonne angeschlossen, doch die untergehende besitzt noch Kraft genug, mich mit ihren Strahlen zu tödten. Wenn dann dieses Opfer nur genügte!

Diese Probe von dem Dialoge, der ebenso springend und unzusammenhängend, seltsam und verwunderlich ist wie die Handlung, dürfte hinreichend sein, um das Erzeugniß zu charakterisiren. Als Dramatiker wird Gustav Struve mit einem Product dieser Art keine Geltung zu erlangen im Stande sein.

14. Konradin der letzte Hohenstaufe. Drama in fünf Aufzügen vom Verfasser der „Weizenähre". Gratz, Moser. 1872. 8. 12 Ngr.

Das Drama ist ebenso wenig angethan, den oft behandelten jungen Hohenstaufen auf der Bühne einzubürgern wie alle seither erschienenen dramatischen Bearbeitungen dieses Stoffs. Zunächst dürfte das Stück schon gar nicht „Konradin", sondern vielmehr „Konradin's Tod" heißen, da es sich ganz ausschließlich mit dessen Ende beschäftigt. Die Handlung beginnt nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo mit der Gefangennehmung des Kaisersprößlings und seines Freundes Friedrich von Oesterreich, zeigt uns dann deren Haft und Proceß und endlich ihren Gang aufs Blutgerüst. Das alles rollt sich ruhig, gemessen, ohne Sturm und Drang der Leidenschaft, fast im Erzählerton ab. Die Personen sprechen wie für andere und von andern, nicht aus sich heraus. Es ist eine Kühle und Objectivität in der Sache, die eine tiefere Theilnahme dafür gar nicht aufkommen läßt. Man liest die glatten und sauber gehaltenen Verse, ohne davon erwärmt und ergriffen zu werden. Von dramatischer Intrigue, von Katastrophe, Aufgipfelung der Vorgänge und Charakteristik ist nicht die Rede. Ein weibliches Wesen kommt in dem Drama gar nicht vor. Es scheint, daß es zum Lesen für die Jugend geschrieben worden ist, und für diesen Zweck ist dasselbe, wie man eingestehen kann, ganz wohl geeignet.

15. Der Schwur. Historisch-romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Joseph Ritter von Hempel. Gratz, Moser. 1870. 8. 10 Ngr.

Dies im neuern Nibelungenvers verfaßte Drama ist im Grunde nur ein dialogisirtes Epos. Es behandelt den Uebertritt Wittekind's zum Christenthume, welcher Uebertritt sich hier an der Hand der Liebe hauptsächlich dadurch vollzieht, daß Karl der Große demüthig vor dem Sachsenherzog auf die Erde kniet. Wittekind hat geschworen:

> Nicht eher will ich beugen mich vor des Kaisers Macht,
> Nicht eher mich bekennen als Mann zum Christenthum,
> Bis ich den stolzen Kaiser nicht vor mir knien seh',
> Bis er nicht meine Füße umfasse demuthvoll.

Nun wollen es die Umstände, daß Wittekind als Abgesandter seiner Sachsen zu Karl dem Großen kommt. Bischof Bernhardin, der darum weiß, benutzt die Gelegenheit, Wittekind unter eine Gesellschaft von Bettlern zu bringen, vor denen der große Kaiser demüthig niederkniet, um ihnen die Füße zu waschen. Da das auch Wittekind geschieht, sieht er seinen Schwur erfüllt und sich bewogen, dem Heidenthum zu entsagen, um sich hinfort zur christlichen Kirche zu bekennen.

Man gewahrt wol leicht, daß dies der prächtige Stoff zu einer Ballade oder einem kleinen Epos, weniger zu einem Drama ist, das denn auch nur sehr unvollkommen und gleichsam nur in erzählender Weise zu Stande kommt. Bewegung und Handlung fehlen beinahe ganz; die Intrigue ist unbedeutend, und die Katastrophe nur von außerordentlich geringer Gipfelung. Die Romantik in dem Stücke beruht hauptsächlich darin, daß Estrella, die Tochter des Bischofs Bernhardin, sich von dem Maurenprinzen Abenar in Lust und Sucht nach Abenteuern entführen läßt, auf dieser Entführungsfahrt zu Wittekind kommt und sich in diesen verliebt; während Abenar, der sich später als Estrella's Bruder entpuppt, Wittekind's Schwester, Hilda, heimführt. Der Hauptwerth der Dichtung besteht in der Gegenüberstellung des Heiden- und Christenthums, die auch dramatisch keineswegs ganz unwirksam bewerkstelligt ist. Daß der Vers dazu behülflich und überhaupt zum declamatorischen Vortrag geeignet sei, läßt sich nicht wohl behaupten. Er wird wie der Alexandriner auf die Länge einförmig und beeinträchtigt die Kunst der Recitation.

Leugnen läßt sich übrigens nicht, daß die Arbeit,

sauber und artig wie sie ist, Liebe und Sorgfalt verräth. Störend ist nur der Zwang, den der Verfasser den Worten anthut, um den Vers mit männlicher Auslautssilbe zu erhalten. „Einverleib'n", „bekehr'n", „erwähl'n", „verfahr'n" sind sehr häßliche und gewaltsame Abkürzungen, welche der strengere Kunstrichter entschieden tadeln muß.

Feodor Wehl.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung. Dem großen reisenden Publikum ein Wandergefährte. Von F. Remy. Mit zwei Stahlstichen, zwei Holzschnitten und einer Karte. Leipzig, Berndt. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es erfreut, wenn ein Buch mehr gibt, als der Titel verspricht; der Verfasser hat den Krimreisenden einen Wandergefährten zugesellen wollen, der die angenehme Kunst des Erzählens verbinde mit gründlicher Kenntniß der Landesverhältnisse, er hat die Absicht, denen, welche an der Taurischen Halbinsel die Heilkraft der Seebäder erproben oder das aussichtsreiche Jailagebirge durchwandern möchten, mit praktischen Rathschlägen an die Hand zu gehen, ihren Blick zu schärfen für die eigenartigen socialen und ethnographischen Zustände der Bevölkerung und die Routen zu bezeichnen, welche den Charakter des Landes und Volkes am schnellsten und leichtesten erschließen. Aus dem Reisehandbuch ist aber eine Monographie geworden, die in scharfen Zügen und lebendiger Darstellung jenes eigenthümliche Stück russischen Orients schildert, welches Krim genannt wird. Der Verfasser hat nicht als Gelehrter geschrieben; der Archäolog und Naturforscher, der Geograph und Statistiker wird manche Frage unbeantwortet finden, und von wissenschaftlichem Standpunkte könnte diesem Buche der Vorwurf gemacht werden, daß nur der südliche Theil der Halbinsel, die Gegenden zwischen Eupatoria und Kertsch, Berücksichtigung erfahren haben, wenn nicht zu erwägen wäre, daß gerade dieser Landstrich seit Jahrtausenden für die Geschichte der Krim von ausschließlicher Bedeutung gewesen, und daß die Steppenlandschaften, welche sich den Ausläufern des Jailagebirgs im Norden vorlagern, nur wenig unterschieden sind von der ungeheuern südrussischen Steppe zwischen Wolga und Dnjester. Dort im Süden findet sich auch jenes wunderbare Völkergemisch aus tatarischen, slawischen, jüdischen und deutschen Elementen, welches dem Verfasser überreichen Stoff zu ebenso anziehenden als lehrreichen Schilderungen gegeben hat. Diese besitzen einen um so größern Werth, da sie auf officiellen statistischen Zahlenangaben fußen und von einer scharfen Beobachtung und einem liebevollen Verständniß nationaler Eigenthümlichkeiten Zeugniß ablegen. Remy verhehlt seinen christlich-monarchischen Standpunkt bei Gelegenheit der Charakteristik der mohammedanischen Tataren der Krim ebenso wenig, wie seine Sympathie mit der orientalischen Politik Rußlands bei der Beschreibung der Festungstrümmer Sewastopols. Ihm erscheint die Krim als „eine weit in den Pontus hinauszeigende Felsenhand, welche noch mächtig und sicher mit entscheidendem Erfolg eingreifen werde in das Geschick des wankenden Morgenlandes", und er meint, daß die 119000 Mohammedaner, der sechste Theil der Gesammtbevölkerung der Krim, im Widerspruche ständen mit jener christlichen Mission des russischen Reichs. Obwol uns die Assimilation des tatarischen Elements in der Bevölkerung Rußlands an die nicht einmal einheitliche slawische Mehrheit und die Verdrängung jenes durch abendländische Colonisten aus geographischen, politischen und socialen Gründen gleich unmöglich erscheint, wollen wir doch mit dem Verfasser, welcher die tatarische Auswanderung für die Krim wenigstens für segensreich hält, um so weniger rechten, als er in strenger Unparteilichkeit Fehler und Tugenden der taurischen Tataren gegeneinander abwägt. In Baktschisarai, einem Städtchen, von dessen 11000 Einwohnern 9000 dem mohammedanischen Glauben angehören, tritt dieses eigenthümliche Element besonders scharf und charakteristisch hervor:

> Es weht einen hier an wie aus Tausendundeiner Nacht; je tiefer man eindringt in die Eigenthümlichkeiten dieses abgeschlossenen Kreises, desto mehr wächst das Verständniß, ich darf sagen, die Achtung für Zustände, auf welche von oben herabzusehen wir seit unserer Jugend gewöhnt sind. Die auf der Halbinsel zerstreuten Tataren betrachten Baktschisarai als ihren geheiligten Mittelpunkt; hier ruht die Asche ihrer Khane; alles, was von dort kommt, erregt stets ihr besonderes Interesse; ich lernte an der Südküste junge Tatarinnen kennen, die keinen sehnlichern Wunsch kannten, als einst nach Baktschisarai zu heirathen, obwol sie sich an ihrem gegenwärtigen Wohnorte einer Freiheit erfreuten, auf welche sie dort unbedingt zu verzichten hatten. Hier in Baktschisarai kann man die Ueberreste eines Volks achten lernen, das zur Zeit seiner Herrschaft dieses Gefühl erweislich nicht erweckte, aber inmitten christlicher Einflüsse, trotz des strengen Haltens am Ererbten, den einzigen Ruhm erworben hat, der sich an keine Religionsform bindet: den Ruhm sittlicher und rechtlicher Menschen. Die Tataren der Krim stehen in allgemeiner Achtung; wen ich auch fragen mochte, Russen, Deutsche und Griechen stimmen in diesem Urtheil überein! In den verschiedenen Städten der Krim, welche ich besuchte, ward das Bedauern über die zahlreiche Auswanderung dieses Volks von allen Nationalitäten getheilt. Zwar gestand man, daß auch sie träge seien, aber Trägheit ist das Product aller heißen Klimate. Sie kannten das Land genau, hatten sich mit ihm identificirt; sie thaten doch immer in Viehzucht, Getreide- und Weinbau Erhebliches, während jetzt nach allgemeinem Urtheile so gut wie nichts geschieht. Klima sowol als Boden setzen den größern Bedürfnissen nordischer Naturen unerwartete Hindernisse entgegen. Wo früher zahlreiche Tataren genügsam zufrieden waren, finden wenige Ansiedler christlicher Stämme gegründete Ursache zur Klage.

Der Verfasser rühmt die Tataren als sittlich, mäßig, ehrlich und reinlich — Tugenden, die weder Russen, noch Griechen, noch Juden in ihrer Gesammtheit eigen sind. Und gerade dieses Volk, welches in stiller Genügsamkeit seiner Sitte, seinem Glauben und der Erinnerung an eine große Vergangenheit lebt, drängt die russische Regierung zur Auswanderung, um die Krim vollständig dem Slawismus und Christenthum zu gewinnen. Selbst auf die Zigeuner haben die Tataren einen günstigen Einfluß

ausgeübt; Remy berichtet, daß die Zigeuner, welche die nördliche Vorstadt Baktschisarais bewohnen und sich in äußern Formen zum mohammedanischen Glauben bekennen, durch Ehrlichkeit sich vortheilhaft von ihren Stammesgenossen in Ungarn und an der Donau unterscheiden.

Für den Ethnographen bildet die Krim ein wenig bebautes Feld, das doch sorgsamer Forschung reichen Ertrag verspricht. Noch unaufgeklärt ist der Ursprung der Karaim, einer mosaischen Sekte, welche in den Bergen von Tschufut-Kale, Trpckerman und Mangux sich inmitten des sie stets umdrängenden Völkergewirrs so lange unvermischt zu erhalten vermocht hat. Remy ist geneigt anzunehmen daß sie mit den Türken verwandt seien:

Die Aehnlichkeit der Karaim mit den Türken fällt bedeutend mehr in die Augen als mit den Juden. Der Karaim ist kleinen Wuchses, gedrungen, zur Corpulenz neigend; Kopf und Gesicht sind auffallend rund, die Nase klein, die Augen groß, und die Glieder der Gemeinde gleichen sich untereinander so sehr, daß sich ein isolirtes, Jahrhunderte umschließendes Gemeindeleben in ihrer ganzen Erscheinung unverkennbar ausgeprägt findet. Sie stehen im Rufe der Sittlichkeit, Mäßigkeit und Rechtlichkeit, sind thätig und zwar mit weiterm Horizonte und größerer Zurückhaltung als der Jude, und die Verwickelung eines Karaim in criminale Proceduren zählt bisher zu den größten juridischen Seltenheiten. Ihre Anzahl wird im ganzen auf 6000 geschätzt. Die sehr geringe Zahl der in Polen lebenden spricht unter sich polnisch, in Konstantinopel griechisch, und die Karaim der Krim bedienen sich desselben türkischen Dialekts, welcher von den Tataren gesprochen wird. Russisch verstehen alle. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich nur wenig von den Tataren. Die flache Mütze von schwarzem Lammfell ist etwas niedriger; der Schnitt der Kleidung weniger kosackisch, er nähert sich bereits dem Kaftan und Paletot, geht bei den Frauen sogar in deutsche und französische Modekleidung über, obwol sie grelle Farben und Ueberladung des Putzes meiden. Es ist ein solides, bescheidenes Volk, das sich dem Umgang und Einfluß anderer Nationalitäten mit merkwürdiger Consequenz verschließt, während es den geistigen, mehr noch den industriellen Erscheinungen des Abendlandes lebendigen Antheil zuwendet, soweit es deren Werth bisjetzt zu fassen vermag. Ich kenne einen Karaim in Odessa, der, Gentleman in jeder Beziehung, eine ausgesuchte deutsche Bibliothek besitzt.

Die Schilderung der Thäler und Hochflächen des Taurischen Gebirgs, das steil zum Meere, terrassenartig nach Norden abfällt, der Südküste von Balaklawa bis Aluschta und Feodosias, als klimatischer Curort, füllt den größten Theil des Buchs; was über Eupatoria, Sewastopol und Kertsch gesagt ist, erscheint mehr als Einleitung und Schlußbetrachtung. Nicht die Einförmigkeit europäischen Städtelebens in den großen Handelsplätzen des westlichen und östlichen Theils der Halbinsel hat des Verfassers Interesse erregt; von den Stätten gewaltiger historischer Thaten führt er den Leser zu den Orten, die orientalisches und abendländisches Wesen in unvermitteltem Nebeneinander zeigen, in die alten halbverfallenen Paläste tatarischer Häuptlinge, zu den Höhlenwohnungen der Karaim, auf baumlose Hochebenen, welche in Einsamkeit und Oede den nördlichen Steppen ähneln, und an die Südküste, deren westlichem Theile Natur und Kunst einen fast italienischen Charakter verliehen haben. Von Phoros, der Südspitze der Krim, zu welcher durch das Baidarthor in wunderbar kühnen Schlangenwindungen eine prächtige Kunststraße vom Jailagebirge hinabführt, bis Aluschta zieht sich eine fast ununterbrochene Reihe von Landhäusern der russischen Aristokratie hin, mitten in Gärten immergrüner Gewächse, beschattet von Lorber und Cypresse zwischen den tiefblauen Fluten des Pontus-Euxinus und den steil ansteigenden Bergen, deren Abhänge mit üppigen Rebenpflanzungen bedeckt sind. Mit beredten Worten und einem liebenswürdigen Patriotismus preist F. Remy die Herrlichkeit dieser Uferlandschaften, und wir zweifeln nicht, daß es ihm gelingen wird, manchen Westeuropäer zu bewegen, dort an den fernen Gestaden des Schwarzen Meers bei Kumiß, Schlammbädern und Seeluft, unter den warmen Strahlen einer südlichen Sonne, geschützt durch die Gebirge vor den kalten trockenen Winden der Steppe, Genesung zu suchen; die beiden schön ausgeführten Landschaftsbilder, welche dem Werke beigegeben sind, strafen die begeisterten Schilderungen des Verfassers nicht Lügen.

2. Tokaj und Jókai. Bilder aus Ungarn von Karl Braun-Wiesbaden. Berlin, Stilke. 1873. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Karl Braun — das weiß selbst jeder Provinzialzeitungsleser — ist ein schlagfertiger, geistreicher Parlamentsredner, ein witziger Feuilletonist und in Wort und Schrift ein spottsüchtiger Kämpe gegen Schutzzoll und Kleinstaat; er erscheint gern als volkswirthschaftlicher Satiriker, als humoristischer Politikus, seine Reden und Aufsätze sind reich an Contrasten, Citaten und geschickt gewählten Bildern, er versteht wirksam mit Lichteffecten zu operiren und diejenigen zu unterhalten, welche belehrt werden sollen. Diese Talente und Kenntnisse des Reichstagsabgeordneten und Schriftstellers Karl Braun sind ebenso bekannt, als je nach der Parteirichtung geschätzt und gefürchtet; was aber bisher wol nur dem engern Kreise von Braun's Freunden bekannt geworden, von dem erhält jetzt auch das große Publikum Kunde: daß in dem rührigen Vorkämpfer für Freihandel und preußische Spitze ein gründlich gebildeter Oenolog steckt, der seine Wissenschaft seit Jahren quellengemäß und kritisch betrieben hat. Im Sommer 1871 fuhr er nach Tokaj, um doch auch einmal das Product der Hegyalja unverfälscht zu trinken und dabei über ungarische Weincultur an Ort und Stelle gründliche Studien zu machen. Seine Erfahrungen gibt der erste Abschnitt des vorliegenden Buchs: „Eine Entdeckungsreise in das Tokajerland", an dessen Schlusse der Verfasser zu folgendem Ergebniß kommt:

Die Ungarweine, besonders die leichten rothen aus der Gegend von Ofen, Erlau, Villany sind in Deutschland bei weitem nicht nach Gebühr geschätzt, obgleich dieselben runder und freundlicher als die deutschen Rothweine, gehaltvoller als die französischen kleinen Sorten von Bordeaux und dabei um vieles leichter und trinkbarer als die kleinen Burgunder sind. Fälschung würde sich bei dem gewöhnlichen Ungarwein nicht lohnen, da er schon als Urproduct gegenüber den französischen und deutschen Weinen fabelhaft wohlfeil ist und dabei einen überaus geringen Absatz hat. Deutschland muß sein vorzüglichstes Absatzgebiet werden; uns muß der billige, reine Ungarwein die gefälschten, theuern Rhein- und Bordeauxweine ersetzen; dazu ist aber eine Herabsetzung des Weinzolls unbedingt nöthig; als Entschädigung müßte dann die österreichisch-ungarische Monarchie ihre Zölle für deutsches Eisen und für die Producte der deutschen Textil-Industrie ermäßigen.

Man sieht, wie der Verfasser einer Frage, die für ihn in erster Linie ein persönliches Interesse hat, eine gewisse nationale Seite abzugewinnen weiß. Uebrigens handelt das erste, umfangreiche Kapitel keineswegs ausschließlich von ungarischen Weinverhältnissen; auch die Ver-

ehrer des Rheinweins werden daraus vielseitige Belehrung über Entwickelung, Art und Product der deutschen Weincultur schöpfen können. „Jókai Mor, ein magyarischer Dichter“ wird im zweiten Abschnitt dem Leser vorgeführt. Jókai hat eine kleine Bibliothek von Romanen zusammengeschrieben, von denen einzelne auch in die deutsche Sprache übersetzt worden sind und jenseit der Leitha Beifall gefunden haben; er redigirt, d. h. schreibt zum größten Theil zwei politische Blätter, ein ernstes und ein heiteres, gehört als Abgeordneter zur Linken des ungarischen Reichstags und besitzt auf dem Schwabenberge bei Pesth eine von Weingärten umgebene Villa, in welcher er im August 1871 Karl Braun empfing. Letzterer schätzt ihn hoch; er rühmt seine Arbeitskraft, sein poetisches Talent und seine Sympathie für das neue Deutsche Reich:

Es vergeht keine Woche, in der er nicht mehrere Leitartikel für den „Hon“, und kein Donnerstag, an dem er nicht eine ganze Reihe origineller und brillanter Witze für den letztern liefert. Das ist viel. Aber noch mehr: er ist auch Dichter und zwar ein Dichter von Gottes Gnaden im vollsten Sinne des Wortes. Es vergeht kein Jahr, in welchem nicht ein mehrbändiger Roman von ihm erscheint. Die Feuilletons der ungarischen Zeitungen leben hauptsächlich von ihm, sowol die der deutsch als die der magyarisch geschriebenen. In jedem wohlgeregelten ungarischen Hause stehen seine Bücher auf dem Wandbrete, und man findet stets den neuesten Roman in dem Boudoir einer jeglichen Dame. Man nennt Jókai den „ungarischen Alexandre Dumas“ oder den ungarischen „Eugen Sue“ und man thut ihm damit höchlichst unrecht, denn er ist besser als beide zusammen. Sue und Dumas repräsentiren die Schattenseite ihrer Nation, Jókai gibt uns die Glanzseite der seinigen.

Die Digression ist eine Eigenheit des Schriftstellers Braun; dieser Theil seines Buchs, welcher Jókai zu charakterisiren verspricht, ist kein Essay, sondern eine Causerie, in welcher über den Exminister Schäffle, die Zigeuner, das Verhältniß Oesterreich-Ungarns zu Deutschland, die ungarischen Minister und noch manches andere zwanglos geplaudert wird; dazwischen kommen ausführliche Auszüge aus einzelnen Bänden der Romane Jókai's und ausführliche Bemerkungen über ungarisches Fuhrwesen, und damit der Leser den Witz Jókai's kennen lerne, folgt „Ein Ungar in Frankreich 1870—71. Nach dem «blutigen Brot» des Jókai Mór“, eine durch Humor und Geist ausgezeichnete Erzählung der wunderbaren Fahrten und Abenteuer eines ungarischen Franctireur während des deutsch-französischen Kriegs. Hat Karl Braun dieses allerliebste humoristische Lebensbild aus dem Magyarischen übertragen, so flößt uns sein Sprachtalent die größte Hochachtung ein. Als er im Juli 1871 auf dem tokajer Bahnhof ankam, wußte er, nach seiner eigenen Versicherung, von der Sprache der Söhne Arpad's nichts als das einzige Wort Tessék, das soviel bedeutet als das französische Plait-il, und heute zeigt er sich als gewandter Ueberfetzer und schreibt die Widmung seines Buchs an Jókai auf der einen Seite deutsch, auf der andern magyarisch. An Sympathie für magyarisches Wesen fehlt es ihm nicht, und seine ungarischen Freunde in Pesth und Tokaj werden ihm dankbar sein für das vorliegende Buch und ganz besonders für seine „Untersuchungen über den Deutschenhaß in Ungarn“, deren Resultat er in folgenden Worten zusammenfaßt:

Es existirt dermalen in Ungarn kein Deutschenhaß mehr, wenigstens nicht in den gebildeten Klassen. Jedenfalls richtet er sich nicht mehr wider die Deutschen im Reiche. Was sich (während des deutsch-französischen Kriegs) so unvernünftig wider uns geberdet hat, war großentheils vornehmes und gemeines Gesindel, Schwarzgelbe und Klerikale. Die eigentlichen Magyaren waren zum größern Theile vernünftig, und diejenigen, welche unvernünftig waren, wurden jedenfalls von der slawischen Rasse in der Unvernunft übertroffen.

Daß einst die Ungarn das Deutschthum aus ganzem Herzen gehaßt haben, gibt auch der Verfasser zu; diese gründliche Abneigung war aber nur die Folge eines Misverständnisses, der Verwechselung der Begriffe Oesterreich und Deutschland, und entstand in der Zeit des Bach'schen Regiments, das eine gewaltsame Germanisation der Donauländer angestrebt habe. Es scheint uns, als ob Karl Braun aus der freundlichen Aufnahme, welche einzelne Magyaren seiner Person haben zutheil werden lassen, auf die Nichtexistenz des Deutschenhasses geschlossen habe, und daß jene Klagen, welche die siebenbürger Sachsen über die rücksichtslose Magyarisirungstendenz der ungarischen Regierung noch jetzt erheben, für ihn geringe Bedeutung besitzen. Spricht sich gegenwärtig die Antipathie der Magyaren gegen das Deutschthum nicht mehr so offen und schroff aus wie vor dem Kriege mit Frankreich, so beweist dies noch nicht, daß der Haß in Zuneigung sich verwandelt habe; auch ist die Anschauung der sogenannten „gebildeten Klassen“ nicht maßgebend für die Beurtheilung der Volksstimmung, am wenigsten in Ungarn, wo die Bildung vorzüglich durch die Deutschen und einen kleinen Theil des Adels vertreten ist. Die Genesis des Deutschenhasses in Ungarn liegt vor den Zeiten Bach's; er ist älter als ein halbes Jahrtausend; die Bildung der Deutschen hat sich nur langsam und, wie es uns scheint, nur in Folge der Germanisationsbestrebungen Oesterreichs in den letzten Jahrhunderten, das Recht der deutschen Bürger ungarischer Städte nie der Anerkennung des ungarischen Edelmannes erfreut. Die Parallele zwischen Böhmen und Ungarn liegt nahe, doch sind die Nationalitätsverhältnisse beider Länder verschieden und der Charakter der Magyaren czechischer Gemeinheit fremd. Die Auseinandersetzung zwischen den cis- und transleithanischen Ländern hat dem Deutschenhaß in Ungarn den politischen Hintergrund genommen, auch haben die deutschen Siege der Jahre 1870—71 unsere Nation in den Augen der Magyaren gehoben, welche gern die Tüchtigkeit eines Volks nach seinen kriegerischen Erfolgen messen; doch ist der Magyar in seinen politischen Urtheilen und Sympathien Sanguiniker, und die gegenwärtig herrschende deutsch-freundliche Gesinnung der „gebildeten Klassen“ scheint in sich selbst wenig Gewähr für die Dauer zu bieten. Das letzte Kapitel von „Tokaj und Jókai“ steht mit den übrigen nur in losem Zusammenhange; es führt dem Leser kein ungarisches, sondern ein schwäbisch-österreichisches Bild vor: „Minister Schäffle. Ein Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.“ Diese Leichenrede auf das Abscheiden eines frühvollendeten großen Staatsmannes bezweckt keineswegs, das schwankende Charakterbild Schäffle's mit objectiver Ruhe zu fixiren; Karl Braun hat auch diese Skizze nicht sine ira et studio geschrieben, er wird aber auch hiermit seine Absicht erreichen, die Freunde Schäffle's zu ärgern und dessen Gegner zu belehren und zu erheitern. Zum Schluß bedauern wir noch bemerken

zu müssen, daß weder die Unzahl von Druckfehlern noch das wirklich jämmerliche Titelbild: Tokaj und Hegyalja der im allgemeinen schönen Ausstattung und des interessanten Inhalts dieser „Bilder aus Ungarn" würdig sind.

3. Die Schweizer. Von William Hepworth Dixon. Aus dem Englischen. Berlin, F. Duncker. 1872. 8. 20 Ngr.

4. Aus der Firnenwelt. Gesammelte Schriften von J. J. Weilenmann. Neue Folge. Mit Photographie des Verfassers und einer Karte. Leipzig, Liebeskind. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

William Dixon hat auch in Deutschland Verehrer gefunden, die in ihm fast eine Art wissenschaftlicher Autorität sehen möchten, obgleich seine Schriften für Culturgeschichte und Ethnographie ebenso unsaubere Quellen sind, wie die Romane der Luise Mühlbach für die allgemeine Weltgeschichte. Wir hoffen aber, daß nach seinem neuesten Werke, welches er „Die Schweizer" betitelt und das unglücklicherweise einen — freilich anonymen — deutschen Uebersetzer und auch einen renommirten Verleger gefunden hat, die Benutzung seiner Bücher und Aufsätze in Zeitschriften, welche sich einen wissenschaftlichen Charakter beilegen möchten, ein Ende nehmen wird. Es ist uns selten ein Buch unter die Hände gekommen, das eine solche Fülle von Ignoranz und Oberflächlichkeit mit so großer Prätension zur Schau trägt, wie Dixon's „Die Schweizer". Der Verfasser will den gewöhnlichen englischen Touristen über die gesellschaftlichen, staatlichen, communalen und confessionellen Verhältnisse des Schweizervolks belehren und tischt da ein wunderbares Gemisch von Falschem, Halbwahrem und längst Bekanntem auf; nach flüchtigem Besuche des Landes schreibt er über dessen Volk ein Buch, welches uns im Zweifel läßt, ob wir mehr die Kühnheit oder die Unkenntniß des Verfassers anstaunen sollen. Mustern wir die ersten Abschnitte, so finden wir die Erdkunde, Ethnographie und Geschichte in gleicher Weise durch wunderliche neue Entdeckungen bereichert. Dixon theilt die Schweiz in eine nördliche und südliche Hälfte ein; jene theilt er den Germanen, diese den Celten zu; zu letztern rechnet er aber die Ladiner Graubündens, die Italiener und die Franzosen. Doch ist seine Scheidung zwischen Italienern und Ladinern nicht streng, denn er läßt das Dorf Selva im Vorderrheinthal von Italienern bewohnen, die er folgendermaßen charakterisirt:

In Selva wohnt ein wunderliches, lustiges Völkchen; Bauern von italienischem Typus mit röthlicher Haut, schwarzen Haaren und lohfarbenen Händen; ein Volk, das keine Bücher liest, keine Zeitungen sieht(!) und sich keiner Künste rühmt, außer daß es versteht, seine Kühe zu füttern, seine Käse zu pressen, seine ländlichen Lieder zu singen und bei Dorffesten zu tanzen. Man findet in Selva wie in jeder andern Gemeinde Schulen und Bücher(!), aber das sind gleichsam ausländische Pflanzen. Die Schulen sind arm, die Bücher enthalten nur Heiligengeschichten. Der Pater hat seine Schreibstube, und irgendein Patriot in einer der größern Hütten hat vielleicht ein Exemplar von Professor Condrau's Zeitschrift „Gazetta Romanscha"(!). Condrau's Journal, welches in der benachbarten Stadt Dissentis gedruckt wird, ist celtischen Patrioten sehr werth. Denn der Professor bemüht sich, zu beweisen, daß der deutsche Schweizer eine Art von Menschenfresser ist, der die Kinder seines celtischen Bruders verschlingt. Andere Bücher und Zeitungen stören Selvas Ruhe nicht; denn diese Südländer sind mit den Sorgen des Lebens nicht sehr beschwert. Sie wollen nur essen und trinken, sich verloben und heirathen, die Liebe ihrer Gattin und der Kinder genießen, hören, daß Gott mit ihnen ist, und zuletzt bei ihren Vätern schlafen. Sie leben noch nach ihrer alten Mode. Sie versäumen nie eine Messe in ihrer Kirche. Sie reden jenes Bauernlatein, welches man vor Kaiser Augustus' Zeiten in der Campagna hörte. In ihren Häusern ist ein echt bäuerischer Dunst, in ihren Thorwegen ein echt südländischer Schmuz. Nicht blos die dunkelbraunen Stirnen und blitzenden Augen, sondern auch die mit Juwelen geschmückten Ohren deuten bei Männern und Frauen drohend auf jene alte Heimat hin, aus der sie einst als Herren der Welt in diese Alpen kamen.

Hier eine Probe von Dixon's Stil und Gelehrsamkeit. Der Flecken Dissentis mit seinen 1200 Einwohnern ist also zur Stadt erhoben, die Romanen Graubündens lesen weder Bücher noch Zeitungen, obgleich Dixon beides bei ihnen findet; sie sind Celten, die einst als Beherrscher der Welt aus Mittelitalien in diese Alpengegenden gewandert sind, und — doch vom letzten Satze wollen wir schweigen, denn diese Blüte seltsamer Paradoxa duftet doch gar zu stark. Es wäre ein fruchtloses Bemühen, alle Unrichtigkeiten in Dixon's Buche zu verbessern, alles Schiefe gerade zu rücken. Die ersten Seiten bieten schon einen so reichen Aehrenschnitt, daß die übrigen Kapitel unberührt bleiben können. Auf der vierten Seite hält es der Verfasser für möglich, „die Wasser des St.-Gotthard(!) an ihrer Quelle unter Leitung zu nehmen und zu reguliren", wodurch er eine seltsame Kenntniß der hydrographischen Verhältnisse der Alpen verräth; wenige Zeilen weiter läßt er einen Berner behaupten, daß die Schweiz weder Bettler noch Staatsschulden besitze, während grade im berner Oberlande der Reisende von einem wahren Bettlerheere auf die raffinirteste Weise ausgeplündert wird und die Eidgenossenschaft noch im Januar 1871 ein Anlehen von 15 Millionen Francs aufgenommen hat, die gesammten Cantonalschulden aber mehr als 132 Millionen Francs betragen. Ebenso unrichtig ist die Bemerkung: „Unter zehn Männern sind neun die Besitzer des Bodens, den sie hüten und pflügen", welcher die falsche Anschauung zu Grunde liegt, daß der ackerbauende Theil der schweizerischen Bevölkerung die Mehrheit bilde; in Appenzell, Glarus, Neuenburg und Basel-Stadt nährt sich mehr als die Hälfte der Bewohner ausschließlich vom Gewerbe- und Fabrikbetrieb, und davon bilden natürlich wiederum die Grundbesitzlosen die überwiegende Majorität. Auf derselben fünften Seite glänzt uns folgende geistreiche Bemerkung entgegen: „Unter den Weinstöcken und Oelbäumen italienischer Gärten sind die Menschen sanft, poetisch, feurig." Das zweite Kapitel ist „Der St.-Gotthard" überschrieben. Dixon zeigt sich als Geograph. Wir lernen von ihm, daß der St.-Gotthard eine Gebirgskette und zwar „die Centralkette Europas" sei, daß der Galenstock, welcher doch vom St.-Gotthard durch das tiefe Urserenthal getrennt ist, den Hauptgipfel bilde, und daß es eine Stelle auf dieser „Centralkette" des St.-Gotthard gebe, von der man die Päsſe der Furka und Grimsel, den Aletschgletscher und das Wetterhorn zu sehen vermöge. Auch wenn der Verfasser den St.-Gotthardpaß nie betreten hätte, ein Blick in einen Schulatlas würde ihn zu der schmerzlichen Ueberzeugung von der außergewöhnlichen Verwirrung seiner geographischen Begriffe gebracht haben; Dixon behandelt aber die Landkarte mit einer verächtlichen

Rücksichtslosigkeit, sonst würde er nicht den kürzesten Weg von Wien nach Rom über die Centralschweiz legen und auf ein und derselben Seite Blegno, Olivione und Bianca statt Blenio, Olivone und Biasco schreiben. Doch genug von Herrn Dixon und seinem Buche, an dem uns nur das eine erfreulich gewesen, daß der Verfasser kein Deutscher ist.

Bei weitem mehr Arbeit und Mühe haben Weilenmann's Wanderungen in den schweizer Alpen mit sich gebracht. Die Gletscher und Bergriesen der walliser Alpen zwischen dem Simplon und Großen St.-Bernhard sind sein Excursionsgebiet gewesen; meist allein, nur auf den schwierigsten Partien von einem Führer begleitet, hat er wochenlang in den höchsten Thälern der Alpen zugebracht, mit Frost und Ermattung, Entbehrung und Krankheit siegreich gekämpft und in lebensgefährlichen Lagen die Kraft seines Willens und Körpers zu erproben gar häufige Gelegenheit gehabt. Ihm ist ein ehrenvoller Platz in der alpinen Literatur sicher. Von jenen Schilderungen „Aus der Firnenwelt", welche Weilenmann früher in Fachzeitschriften veröffentlicht hat, bietet er jetzt eine Auswahl in Buchform, die gerade dadurch einen besondern Werth erhält, daß sie sich auf ein räumlich scharf begrenztes und abgeschlossenes Terrain beschränkt und durch eine treffliche Karte willkommene Erläuterung findet. Wissenschaftliche Untersuchungen sind nicht Sache des Verfassers gewesen; sein photographisches Abbild, welches dem Werkchen beigegeben ist, zeigt uns nur einen Bergsteiger, von dem wir weder Höhenmessungen noch Gletscherbeobachtungen erwarten dürfen; sein Wandertrieb hat sich durch physikalische und trigonometrische Instrumente nicht hemmen lassen, und was er erzählt, sind nur schlichte, phrasenlose Schilderungen von Gletscherfahrten und Bergbesteigungen. Aber gerade der Einfachheit des Stils gebührt Anerkennung, denn in ihr liegt die Gewähr der Wahrheit. Nicht selten erscheint die Darstellung hart, und der auffallende Mangel rhetorischen Beiwerks mag sentimentale Leser unbefriedigt lassen; wir aber sehen darin einen Vorzug dieses Buchs, daß der Verfasser alle eitle Renommisterei verschmäht und nicht versucht, mit Worten zu malen, was eben nur durch Farben zur Anschauung gebracht werden kann. Auch an sogenannten Culturstudien ist das Buch arm: fängt doch die Schilderung meist da an, wo die Cultur aufgehört hat; daß aber dem Verfasser ein scharfer Blick für die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens nicht abgeht, läßt sich aus manchen beiläufigen Bemerkungen schließen und vor allem aus dem ansprechenden Kapitel: „Stilleben im Lötschenthale." Den Freunden der Alpenwelt, insbesondere denen, welche von Zermatt aus Hochgebirgswanderungen zu unternehmen gedenken, sei Weilenmann's „Aus der Firnenwelt" angelegentlich empfohlen.

5. **Landschaftliches und Geschichtliches aus dem Unterelsaß. Von Wilhelm Kullmann. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 24 Ngr.**

Diese elsassischen Cultur- und Landschaftsbilder sind während des großen Kriegs niedergeschrieben worden und zwar, wie es scheint, in doppelter Absicht, einmal um den Deutschen zu zeigen, wie reich und eigenartig die Geschichte, wie groß und lieblich zugleich die Natur jener Lande zwischen dem Wasgengebirge und dem Rheine sei, und dann um auch die Elsasser selbst zur Erkenntniß ihrer Nationalität und ihres in keiner Periode der Geschichte unterbrochenen Zusammenhangs mit dem großen deutschen Volke zurückzuführen. Doch gibt sich der Verfasser nicht sanguinischen Hoffnungen hin, sondern meint, daß wol noch ein Jahrhundert vergehen könne, bis das elsassische Volk sich mit der deutschen Nation als Einheit fühlen werde. In Ländern, wo der Krieg wüthet, entzieht sich Sitte, Charakter und Anschauungsweise des Volks mehr oder weniger der Beobachtung des Fremden; dies ist wol der Grund gewesen, welcher den Verfasser bestimmt hat, den Blick von den gegenwärtigen Verhältnissen auf die Vergangenheit zu richten und aus der reichen historischen Literatur des Elsaß auszuwählen, was ihm für die Culturgeschichte charakteristisch und bedeutungsvoll erschienen ist. Die überall eingestreuten historischen Skizzen sind in großen Umrissen gehalten, doch anschaulich und anziehend, so die Schilderung der strasburger Rathswahl:

Versetzen wir uns im Geist um vier Jahrhunderte zurück, stellen wir uns jene feierliche Ceremonie vor, mit der alljährlich die Erneuerung der Republik eingeweiht wurde. Der erste Donnerstag des Jahres, der Kurtag, bringt die neuen Häupter der Stadt. Am Dienstag darauf leisten sie den Schwur auf die Constitution und empfangen dafür den Eid aller Bürger, die über 18 Jahre alt und im Besitz der bürgerlichen Rechte sind. In der Frühe des Morgens begeben die Bürger sich in ihre Zunftstuben, wo der Zunftschreiber die Constitution, den „Schwörbrief" vorliest. Um 8½ Uhr ruft die Rathsglocke sie zum Münster. Mit wehenden Fahnen zieht jede Zunft dahin. An der Vorderseite des Münsters ist eine Emporbühne errichtet, zu der man auf zwei Treppen hinaufsteigt. Von der Galerie derselben hängt ein weißer Damastteppich herab, der die Farben der Stadt, weiß und roth, zeigt und auf dem die Constitution entrollt ist, ein großes Pergament mit den Siegeln der Stadt Strasburg, der Körperschaften des Adels und der Zünfte. Sobald die Zünfte vor dem Münster angelangt sind und sich mit ihren Fahnen der Reihe nach aufgestellt haben, besteigen die Rathsherren und Oberschöffen die Estrade. Die städtischen Beamten haben sich unterdessen in der Pfalz versammelt und treffen nun auch in feierlichem Zuge auf dem Münsterplatze ein, gleich darauf auch der Adel, der sich auf seinen Stuben zusammengefunden und der nun auf den Bänken der amphitheatralisch erbauten Emporbühne Platz nimmt. Sobald eine Körperschaft auf dem Münsterplatze angekommen ist, wird sie von einem Tusch der Stadtpfeifer und Trompeter empfangen, die auf dem Balcon des Falkenkellers aufgestellt sind. Nachdem alles sich versammelt hat, wird den Wächtern des Münsterthurms ein Signal gegeben, und es schlägt 9 Uhr. Diese Stunde darf nicht eher schlagen als bis die Versammlung vollständig geworden ist, und wenn es auch unterdessen 10 Uhr geworden. Alsbald tritt ein feierliches Stillschweigen ein, und die Rathspedellen rufen dreimal mit lauter Stimme: „Ihr Herren, tretet hervor und höret im Namen Gottes!" Es erfolgt durch den Schreiber der Funfzehn die Vorlesung der Constitution; „des Briefs, der geben ist auf den heiligen Weihnachtsabend, da man zahlte nach Christi Geburt tausend vierhundert achtzig und zwey Jahr". Nach der Vorlesung legen die neuen Städtemeister den Eid in die Hände des neuen Ammeisters ab, der in ihre Hände den Schwur erwidert. Dann leisten der Reihe nach Rathsherren, Schöffen, Adel und Beamte den Eid mit entblößtem Haupt. Hierauf tritt der erste regierende Städtemeister vor und redet von der Estrade herab das Volk an, ein glückliches Jahr wünschend und es auffordernd, zwei Finger der rechten Hand zu erheben und diesen Eid zu schwören: „Als der Brief steht, der mir gelesen ist und ich wohl verstanden hab', das will ich thun, stet halten, ohne alle Gefährde, als

mir Gott helfe!" Ein lautes „Wir schwören!" erschallt zum freien Himmel, während die Finger sich erheben und die Häupter sich entblößen. Der Städtemeister schließt hierauf die Ceremonie mit den Worten: „Glück, Heil, Segen, langes Leben, woll' Gott euch und uns allen geben."

Der Verfasser beginnt seine Schilderungen mit Weißenburg, führt dann den Leser über Wörth und Hagenau in das Wasgengebirge, an dessen östlichen Ausläufern hin südwärts nach Schlettstadt und zuletzt nach Strasburg. Wer als Tourist die Ebene und die Thäler des Unterelsaß durchstreifen will, wird in dem frisch geschriebenen Büchlein einen kenntnißreichen und geschmackvollen Reisebegleiter finden.

Biographien zur Zeitgeschichte der letzten hundert Jahre.

1. Washington. Sein Lebensbild nach Washington Irving von J. Schneebeli. Herausgegeben von der züricherischen Schulsynode. Mit einem Porträt Washington's und einer lithographirten Karte. Zürich, Verlags-Magazin. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Luise. Eine deutsche Königin. Von Ludwig Brunier. Mit dem Porträt der Königin Luise von Preußen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Eine mecklenburgische Fürstentochter (Helene, Herzogin von Orléans). Von Ludwig Brunier. Mit dem Porträt der Herzogin Helene von Orléans. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar. Zusammengestellt von Ernst Freiherrn von Stockmar. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1872. Gr. 8. 4 Thlr.

Vier Lebensbilder, bei deren Lesung wir die Geschichte eines Jahrhunderts, des vielbewegten von etwa 1760 bis 1860, lebhaft noch einmal durchfühlen, und zwar in höchst mannichfaltiger Weise. Ein republikanischer Staatsmann und Feldherr, zwei Fürstinnen und ein Hofmann und Diplomat — welche verschiedenen Beziehungen und Situationen!

In der Biographie Washington's (Nr. 1) haben wir kein neues Werk vor uns, sondern die zu einem speciellen Zwecke neu bearbeitete, durch ihre schöne Sprache und historische Treue rühmlich bekannte Lebensbeschreibung des nordamerikanischen Freiheitshelden von dem nach ihm getauften geistvollen Romantiker und Historiker Irving. Washington bleibt für alle Zeiten das fleckenlose Ideal eines Volks- und Staatsmannes, der das von allem Ehrzeiz freie, reine Widerspiel eines Cromwell und Napoleon ist, und eignet sich daher wie keine andere historische Persönlichkeit zu dem vorliegenden Zwecke, dem Volke der republikanischen Schweiz ein schönes Vorbild zu zeigen, das des Gründers der großen und mächtigen Schwesterrepublik. Ueber das Werk selbst etwas zu sagen, ist überflüssig; interessant, weil vielleicht vielfach vergessen, ist das Verhältniß Washington's zu den gegen die ältere Republik höchst anmaßend auftretenden „Helden" der französischen Revolution, unter welchen die nachsichtigste Bereitwilligkeit keinen Washington finden würde.

Die Biographien Ludwig Brunier's (Nr. 2 u. 3) behandeln beide ausgezeichnete Fürstentöchter Mecklenburgs; beide Heldinnen wurden durch ihre Vermählung die Zierde der Höfe von Großmächten, beide machten wichtige und unheilvolle Katastrophen ihrer neuen Heimat mit, beide traten dämonischen Mächten der Neuzeit Aug' in Auge gegenüber: die erste dem eisernen Eroberer, die zweite der Revolution, und beide starben fern der neuen Heimat und zur Zeit des Unterliegens der von ihnen vertretenen Sache, ohne deren gehofften (bisher nur bei der einen eingetretenen) Sieg zu erleben. Die Biographien sind beide lebhaft und in blühender Sprache geschrieben, doch bisweilen etwas fragmentarisch und ohne den strengen Zusammenhang, welchen die Wissenschaft von historischen Arbeiten fordern darf. Allzu oft verfallen sie aus der Rolle der Geschichte in diejenige der rhetorischen Apologie.

Die großartigere der beiden Frauengestalten, welche das alte wendische, aber deutsch gewordene Herzogshaus an der Ostsee gebar, ist ohne Frage die ruhmwürdige und unsterbliche Königin Luise von Preußen, die Mutter des ersten Kaisers im wiedererstehenden Deutschen Reiche. Es ist nicht möglich, ihre Geschichte zu lesen, ohne von Schmerz darüber erfüllt zu werden, daß sie die herrliche Erhebung ihres Landes, welche drei Jahre nach ihrem Tode eintrat, nicht erlebte. Wir begleiten die hohe schöne Frau von der idyllischen Einsamkeit ihrer Jugend zur Verlobung mit dem preußischen Thronerben (1793) mitten in dem Kriegslärmen des Feldzugs gegen das „republikanische" (vielmehr oligarchische) Frankreich. Wir erfahren, wie sie eine feurige Verehrerin der Pädagogik Pestalozzi's war, wie sie als glückliche Gattin und Mutter und zugleich als einfache Hausfrau und liebevolle Freundin des Volks wirkte. Die traurigen Verhältnisse, unter welchen sie mit ihrem Gatten den Thron bestieg, machen es wünschenswerth, daß das Buch von allen gelesen werde, welche bei Anlaß des letzten Kriegs und Siegs mit den geschlagenen Franzosen Mitleid fühlten. Damals unter Napoleon I. trat Frankreich als Sieger dem geschlagenen Preußen gegenüber mit einer solchen Härte und Unmenschlichkeit auf, daß das jetzige Verfahren der Deutschen in Frankreich als die größte Courtoisie und die rührendste Humanität erscheinen muß. Das Buch ist trotz seiner fragmentarischen Behandlungsweise reich an den farbensattesten Bildern, und ergreifend ist namentlich der Königin Leben auf der Flucht und im Exil, ihr Zusammentreffen mit Napoleon, wie endlich ihr Hinscheiden unter den traurigsten Aussichten in die Zukunft. Aber die Geschichte als Weltgericht hat die Dulderin durch ihren erhabenen Sohn glänzender gerächt, als dies jemals einer schuldlos Verfolgten vergönnt gewesen.

Ferner steht dem deutschen Leser das Leben der durch ihre Verbindung ganz Französin gewordenen Herzogin von Orléans. Mußten wir bei ihrer Verwandten Luise deren eigenen frühen Tod bedauern, so ist dies hier mit Bezug auf den Gatten der Heldin der Fall. Wenn nicht aller Schein trügt, so war der älteste Sohn Ludwig

Philipp's, wenn ihn nicht der unerbittliche Tod durch einen leidigen Zufall dahingerafft hätte, der Mann, dem es möglich gewesen wäre, die ganze Revolution von 1848 mit ihrem vielfachen Schwindel und namenlosen Unglück und damit auch die ganze neunapoleonische Abenteurerherrschaft, folglich auch das neueste niemals wieder gutzumachende Unglück Frankreichs zu verhindern. Er wäre im Februar 1848 einfach an seines misliebigen Vaters Stelle getreten, und alles wäre nicht geschehen. Aber es mußte so kommen. Frankreich hat, was es für sich selbst zu thun wähnte, zu seinem eigenen Unheil und zu des verhaßten Deutschland Vortheil gethan, und ohne seine Wechselfälle wäre Deutschlands Einheit und die Rückgewinnung seiner alten rechtmäßigen Westgrenze nicht möglich geworden. Sehr anziehend sind in dem vorliegenden Buche die beiden Katastrophen im Leben Helenens, die häusliche von 1842 und die politische von 1848, geschildert; der übrige Inhalt ist weniger interessant.

Die Biographie des Freiherrn von Stockmar (Nr. 4) enthält das Wirken und die Beobachtungen eines zwar wenig officiell thätigen Diplomaten, der aber viel gesehen und gehört und darüber nachgedacht und höchst merkwürdige, theilweise sogar prophetische Ideen geäußert hat. Freiherr Christian Friedrich von Stockmar, geboren 1787 zu Koburg, studirte Medicin an mehrern deutschen Universitäten, und zwar zur Zeit der ihn tief schmerzenden Franzosenherrschaft in Deutschland. Seit 1810 prakticirte er in Koburg und war Freund des Dichters Rückert, der ihn so anregte, daß er selbst dichtete. Als Feldarzt machte er die Feldzüge von 1814 und 1815 mit. Im Jahre 1816 wurde er Leibarzt des in England weilenden Prinzen Leopold (spätern Königs von Belgien), und erlebte dort den verhängnißvollen Tod der Gattin des Prinzen, der damaligen Thronerbin Englands. Nach diesem Falle verließ er die Medicin und diente fortan dem Prinzen als Secretär und Schatzmeister, in welcher Stellung er von mehrern deutschen Höfen in den Adelsstand erhoben wurde. Er verheirathete sich 1821 in Koburg und lebte nun abwechselnd dort und in England. Seinen Herrn begleitete er 1831 nach Belgien. Nach der Thronbesteigung der Königin Victoria war er eine Zeit lang deren Privatsecretär und blieb der Freund ihres Gemahls, des Prinzen Albert, und des königlichen Paares Rathgeber. Das Jahr 1848 brachte er in Deutschland zu und wirkte umsonst für die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. Nachher bewirkte er die Heirath des preußischen Kronprinzen mit der englischen Prinzeß Royal und blieb der Freund dieses fürstlichen Paars. Er starb 1863 zu Koburg. Seine Denkwürdigkeiten liefern uns das merkwürdige Bild eines Mannes, der im Geiste der aufgeklärten Monarchie rastlos wirkte, aber so insgeheim, daß die Welt wenig von ihm wußte und dunkle Gerüchte nur ihn als eine räthselhafte Person hier und da in das Gespräch der Oeffentlichkeit brachten. Das Buch ist denn auch sehr reich an den überraschendsten Aufschlüssen über Vorgänge im Gebiete der höhern Diplomatie.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Ueber den Begriff der Liebe.

Mit wahrem Genuß haben wir das kleine inhaltreiche Heft „Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen von Karl Abel" (Berlin, Lüderitz, 1872), durchgelesen, ein Heft aus der inhaltreichen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Ein so geistvoll anziehender und dennoch so populär gehaltener Vortrag ist etwas höchst Seltenes. Begabt mit dem feinen Verständniß des Sprachforschers für den innern Bau der Sprache, dieser die Menschheit verbindenden Trägerin aller Bildung, wie mit dem eindringenden Scharfblick des Psychologen, der mit geübtem Auge jede seelische Entwickelung beobachtet und sich Rechenschaft über ihre Motive zu geben versucht; analysirt der Verfasser die Worte, wie sie sich zur Bezeichnung bestimmter Begriffe gestaltet haben. Mit feinstem Verständniß für die subtilsten Unterscheidungen legt er diese Bezeichnungen auseinander und bestimmt mit größter Klarheit und Schärfe den vollen Inhalt einer jeden. Anschaulich weiß er den Charakter des Volks, das solche specielle Begriffe ausgebildet hat, aus ihnen heraus zu erkennen; psychologisch scharf die feinsten Züge desselben aufzufinden.

Mit dem sichern Griff des Kenners ist es Abel gelungen, sich gerade den Begriff zu erwählen, in dessen Auffassung das tiefste, innerlichste Leben eines Volks sich am deutlichsten und erkennbarsten widerspiegelt, der als ein integrirender Theil des der ganzen Menschheit angehörenden Gefühlslebens stets in unmittelbarer Wechselwirkung zu der Gestaltung der geistigen Entwickelung der Cultur eines jeden Volks wie der ganzen Menschheit steht. Mit gründlicher Kenntniß der historischen Verhältnisse, aus der heraus sich die auf geschichtlichem Wege entwickelte Bedeutung des Wortes ergibt, führt er uns ein in die innerste Werkstatt des Gedankenlebens der Völker, versenkt sich vollständig in die Anschauungsweise eines jeden, um daraus den vollen geistigen Gehalt der Worte zu erklären, durch welche der Begriff der Liebe ausgedrückt wird. Doch er betrachtet jedes einzelne Volk auch wieder als einen Theil des Ganzen der Menschheit, er sagt: „Wir behandeln die Worte, die Liebe bezeichnen, zuerst in jeder Sprache allein, und erhalten somit ein Bild desjenigen, was das einzelne Volk darüber gedacht; die Nebeneinanderstellung der so gewonnenen Bilder wird dann ergeben, wie die verschiedenen Völker sich unterscheiden, und durch die Vergleichung ähnlicher Worte mehrerer Sprachen jedes einzelne Wort noch genauer definiren. So werden sowol die Nationalcharaktere hervortreten, als die Natur und Eigenthümlichkeit der Liebe selbst durch diese volksthümlichen Anschauungen dargelegt werden. Die vier Sprachen, die wir zur Vergleichung gewählt haben, sind verschiedenen Stämmen und Perioden entnommen. Hebräisch soll uns die semitische Urzeit vergegenwärtigen, Latein das gebildete europäische Alterthum, Englisch die neue germanische, und Russisch die aufstrebende slawische Welt vertreten. Durch Zeit, Art, Anlage und Geschichte contrastirend, werden diese vier Völker um so fähiger sein, sich gegenseitig durch starke Schlaglichter zu beleuchten." Nachdem der Verfasser in geistvoller Weise diese Aufgabe gelöst, wendet er sich zu dem zweiten, nicht mehr nach einzelnen Völkern sondernden, dagegen das Ganze umfassenden Theil seiner Arbeit: „Für diesen Zweck sehen wir davon ab, daß wir es mit vier verschiedenen Völkern zu thun haben, die, ein jedes in seiner eigenen Anlage und Geschichte stehend, jedes eine eigenthümliche Anschauung des vorliegenden Begriffs entwickelt haben. Wir betrachten diese Völker vielmehr als zur

einen und untheilbaren Menschheit gehörig, zu einem Ganzen, dessen Glieder, wie mannichfaltig sie auch sein mögen, dennoch wesentlich gleichartig sind und Gleichartiges, obschon in verschiedener Stärke und Vollkommenheit, denken und fühlen. Die Berechtigung beider Gesichtspunkte liegt auf der Hand. Spricht doch eine jede Nation von Liebe und Haß und meint damit etwas, das der Auffassung der andern nahesteht, wenn es ihr auch nie völlig identisch ist. Diese Auffassung erlaubt uns demnach die Worte eines Begriffs, von welcher Sprache sie auch ursprünglich erzeugt sein mögen, als Worte der einen menschlichen Sprache anzusehen und sie untereinander nach ihrem innern Zusammenhange zu ordnen. Das Mosaik, welches wir damit zusammenstellen, wird den Begriff in einer mannichfaltigern Färbung und Zeichnung zeigen, als eine einzelne Sprache es vermag. Es wird das räumlich und zeitlich Getrennte verbinden, und es sich gegenseitig ergänzen lassen. Es wird die verschiedenen Seiten der Sache, wie sie hier und da gesehen worden sind, in einem Gesammttableau gruppiren, und damit einen Beitrag sowol zur Kenntniß des behandelten Begriffs als der menschlichen Denkarbeit überhaupt liefern. Ließe sich dies synthetische Verfahren auf alle vorhandenen und untergegangenen Sprachen ausdehnen, so würden wir eine Einsicht erlangen in alles, was die Menschheit als Ganzes je von der Liebe gedacht und gesagt hat."

Als Belegstellen oder besser als anschauliche Bilder seiner klaren Definitionen gibt uns Abel in einem Anhang vorzüglich gewählte Beispiele classischer Stellen aus den von ihm behandelten Sprachen, die uns Gelegenheit geben, sein hervorragendes Uebersetzertalent zu bewundern. Er weiß mit dem feinsten Verständniß sich den Gedanken des Originals so vollkommen zu eigen zu machen, daß dieser in alten Zeiten, in fremdartigen Anschauungen ausgesprochene Gedanke so ganz und gar zu seinem geistigen Eigenthum wird, daß es ihm gelingt, ihn in seiner eigenen Sprache in zeitgemäßer Fassung so auszusprechen, wie ihn der Autor unter so gegebenen Verhältnissen selbst ausgesprochen hätte.

Schiller's Tochter.

Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, Schiller's Tochter, ist am 25. November 1872 zu Greifenstein ob Bonnland in Unterfranken gestorben. Mit ihr ist des großen Dichters letztes Kind aus dem Leben geschieden. Von seinen Enkeln leben nunmehr noch zwei, nämlich erstens Ludwig von Gleichen, der Sohn der Verstorbenen, welcher jetzt als Maler und Mitglied der Kunstakademie an dem Orte, wo sein berühmter Großvater seine schönsten Lorbern erntete, in Weimar, seinen Wohnsitz hat, und zweitens ein Sohn von des Dichters ältestem Sohne, dem würtembergischen Oberforstmeister Karl von Schiller in Rottweil; derselbe ist in Karlsburg in Siebenbürgen als Rittmeister des Auditoriats der österreichischen Armee ansässig. Emilie von Schiller wurde am 25. Juli 1804, also nur wenige Monate vor dem Tode ihres großen Vaters in Jena geboren und verlor bereits am 9. Juli 1826 ihre theure Mutter. Zwei Jahre später vermählte sich Emilie mit dem Freiherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm (geboren 1808) zu Greifenstein. Der obenerwähnte Sohn Ludwig wurde den glücklich Vermählten am 25. October 1836 geboren. Schiller's Tochter lebte ganz in den Werken ihres unsterblichen Vaters; sie soll unter seinen Kindern das ihm geistig am meisten verwandte gewesen sein. Emilie hat im Jahre 1865 einen Hauskalender Schiller's, vom 18. Juli 1795 bis ins Jahr 1805 reichend, publicirt; derselbe enthält interessante Aufschlüsse über manche Seite im Leben des Dichters. Zwei Jahre darauf gab sie ihres Vaters nachgelassene dramatische Entwürfe heraus, ohne damit der Literatur einen wesentlichen Dienst zu leisten und den Ruhm Schiller's zu vergrößern. Im Gegentheil wäre eine Unterlassung dieser Publication, welche nichts bewirkt, als daß uns ein nach mehrern Seiten hin unerquicklicher Einblick in die dichterische Werkstatt Schiller's eröffnet wird, vielleicht besser gewesen. „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" ist ein Werk, welches Emilie von Gleichen-Rußwurm in Gemeinschaft mit dem Professor Urlichs in Würzburg herausgab. Dasselbe, drei Bände stark, enthält des Interessanten über Charlotte, Schiller und die großen literarischen Männer und Frauen jener Zeit manches.

Bibliographie.

Bernays, M., Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakespeare. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beulé, M., Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus und dem Flavischen Geschlecht. Deutsch bearbeitet von E. Doehler. 1stes Bdchn. Augustus, seine Familie und seine Freunde. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 21 und 22: Papa hat's erlaubt. Schwank mit Gesang von G. v. Moser und A. L'Arronge. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Scherz von O. F. Berg. Berlin, Lassar. 1872. 8. à 20 Ngr.

Brandt, O., Novellen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 5ter Bd. Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. 2ter Thl. Lieder. Erstes Büchlein. Zweites Büchlein. Gregorjus. Der arme Heinrich. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. 4ter Bd. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Cramer, J., Die Grafschaft Hohenzollern. Ein Bild süddeutscher Volkszustände. 1400—1850. Stuttgart, Kirn. Gr. 8. 2 Thlr.

Dreesen, A., Perlen aus Schleswigs Sagenschatz. Gedichte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 20 Ngr.

Fischer, P., „Kathinka". Ein Roman aus unsern Tagen. Paderborn, Schöningh. 1872. 8. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 4te verbesserte Aufl. Mit ergänzenden Anmerkungen versehen von R. Genée. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Grosse, J., Der Wasunger Not. Ein tragikomisches Heldenlied aus dem 18. Jahrhundert. Berlin, Lipperheide. 1872. Hoch 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Halm's, F. (Eligius Freih. v. Münch-Bellinghausen), Werke. 11ter und 12ter Bd.: Erzählungen. Nachlaß. Herausgegeben von F. Pachler und E. Kuh. Wien, Gerold's Sohn. 1872. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Jäger, G., Bis vor Paris 1870—1871. Tagebuch-Blätter eines würtembergischen Officiers. Stuttgart, Aue. 8. 7½ Ngr.

Jahnel, J., Ueber den Begriff Gewissen in der griechischen Philosophie. Glatz. 1872. 4. 8 Ngr.

Jensen, W., Sonne und Schatten. Roman. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Insterburg, S. v., Tag und Nacht oder Singsang eines poetischen deutschen Nachtwächters aus dem Jahre 1789 für politische und unpolitische Leute in allen Tonarten. Paderborn, Schöningh. 1872. 16. 12½ Ngr.

Israel, C. C., Kalewipoeg oder die Abenteuer der Kalewiden. Eine estnische Sage, frei nach dem Estnischen bearbeitet. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 16. 12 Ngr.

Kähler, M., Die starken Wurzeln unserer Kraft. Betrachtungen über die Begründung des deutschen Kaiserreiches und seine erste Krise. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Klein, H., Die Principien der Mechanik historisch und kritisch dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Teubner. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Kneschke, E., und M. Moltke, Deutsche Lyriker seit 1850. Mit literar-historischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. 3te bedeutend vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Theile. 8. 2 Thlr.

Köhler, K. F., Luther's Reisen und ihre Bedeutung für das Werk der Reformation. Nach Quellen bearbeitet. Eisenach, Bacmeister. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Konewka, P., Zerstreute Blätter, gesammelt und unter Mitwirkung von Ferd. Freiligrath, Herm. Kurz, Heinr. Leuthold etc. herausgegeben und mit einer Biographie des Verstorbenen versehen von F. Keppler. 1ste Lief. München, Gummi. 1872. Lex.-8. 10 Ngr.

Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feld-Acten und anderen authentischen Quellen bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. 1ster Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Gr. 8. 6 Thlr.

Laas, E., Die Pädagogik des Johannes Sturm. Historisch und kritisch beleuchtet. Berlin, Weidmann. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Laddey, Emma, Flitter und Gold. Ein Roman für Mütter und Töchter. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr.

Laicus, P., Der Werkführer. Eine Episode aus der Arbeiterbewegung unserer Tage. Mainz, Kirchheim. 1872. 8. 3 Ngr.

Lasker, E., Ueber Welt- und Staatsweisheit. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Langermann, C. Freih. v., Geschichte des Thüringischen Ulanen-Regiments Nr. 6 vom Jahre 1864 bis 1872. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Berlin, v. Decker. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Lechler, G., Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation. 2 Bde. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 8 Thlr.

Parnassia. Taschenbuch für Poesie und Kunstgeschichte zur hundertjährigen Feier der Stiftung des Hainbundes. Mit Beiträgen von W. Blumenfeld, Gottfr. Flammberg, K. v. Gerock ꝛc. Gotha, F. A. Perthes. Br. 8. 1 Thlr.

Pirazzi, E., Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich. Im Lichte der Gegenwart dargestellt. Leipzig, Bidder. 1872. Br. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien.

Von
Gräfin Pauline Nostitz.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Professor Ferdinand von Hochstetter in Wien leitet diese interessanten Reiseschilderungen durch ein Vorwort ein, das mit folgenden Worten schließt: „Wie wir der Frau Gräfin dankbar verpflichtet sind, daß sie uns die Lebensgeschichte eines verdienten österreichischen Naturforschers und Reisenden, mit dessen Schicksal das ihrige durch eine lange Reihe ereignißvoller Jahre verkettet war, nicht länger vorenthalten hat, so wird gewiß auch das Publikum ein Werk mit Freuden begrüßen, welches so viel des Belehrenden, Spannenden und Anziehenden enthält."

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes,

herausgegeben von Joseph Lehmann.

Wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat.

Zweiunddvierzigster Jahrgang.

Preis: 1 Thlr. 10 Sgr. vierteljährlich.

Das „Magazin" will jedem, der nicht die Muße und Gelegenheit hat, den literarischen Erscheinungen des Auslandes selbst nachzugehen, gleichwol aber das Bedürfniß fühlt, sich von dem unterrichtet zu halten, was auf den verschiedenen Gebieten der geistigen Bewegung zur Erscheinung kommt, ein hauptsächlich auf die ausländische Literatur gegründetes Bild von diesen geitigen Vorgängen bieten. Es wird zu diesem Zweck von jetzt ab eine mehr systematische Behandlung der Literaturen des Auslandes beabsichtigt. Die hauptsächlichsten Erscheinungen der größern Culturvölker Europas und Amerikas sollen regelmäßig und eingehend besprochen werden und in periodisch wiederkehrenden Uebersichten eine Ergänzung erhalten. Literaturgebiete geringern Umfangs sollen in zusammenfassenden Correspondenzen behandelt werden und endlich bibliographische Verzeichnisse die neuerschienenen wichtigern Werke aufführen.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagshandlung zu beziehen. Eine Probenummer durch jede Buchhandlung unentgeltlich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Briefe.

Herausgegeben von
Dr. Zunz.

8. Geh. 10 Ngr.

In diesen Briefen an einen Freund geißelt der verdienstvolle israelitische Gelehrte Leopold Zunz in Berlin mit Witz und Schärfe die Misbräuche, die sich in die deutsche Sprache eingeschlichen haben. Das originelle Schriftchen wird vielfach anregend wirken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

WÖRTERBUCH ZUM RIG-VEDA.

Von
HERMANN GRASSMANN.

Erste Lieferung.

Lexikon-Octav. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das hiermit beginnende „Wörterbuch zum Rig-Veda" wird den Lehrern und Studirenden des Sanskrit, überhaupt aber allen Sprachforschern sehr erwünscht sein, da es nach einer Methode bearbeitet ist, welche den im Rig-Veda niedergelegten Sprachschatz mit aller irgend erreichbaren Vollständigkeit vorführt.

Der Umfang des Werks ist auf ungefähr sechs Lieferungen berechnet, die zu gleichem Preise wie die vorliegende erste Lieferung in regelmässiger Folge erscheinen werden.

Dr. Loewenstein's Bureau für Vermittelung literarischer Geschäfte.

7 Heiligegeiststrasse. Berlin.

Gegr. 1868. ——— Gegr. 1868.

Specialitäten:

1. Stellenvermittelung auf literarischem Gebiete,
2. Manuscriptvermittelung,
3. Schlichtung von Streitigkeiten und Einziehung fälliger Forderungen,
4. Besorgung jeder Angelegenheit aus literarischer Sphäre.

Zur Realisation seiner Angelegenheiten bedient sich das Institut seines eigenen Organs

„Der literarische Verkehr",

welcher Interessenten gratis gegeben wird. Prospecte stehen zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Palau-Inseln im Stillen Ocean.

Reiseerlebnisse
von
Karl Semper,
Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Würzburg.

Mit einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr.

Der bekannte Verfasser schildert in diesem Werke nach eigenen Beobachtungen und Erlebnissen den Charakter und Culturzustand, die Sitten und Gewohnheiten der Palau- oder Pelew-Insulaner, eines eigenthümlich gearteten Volks, das die westlichste Gruppe des Karolinenarchipels bewohnt. In Form einer anziehenden Reisebeschreibung werden hier wichtige ethnographische und völkerrechtliche Fragen erörtert, sodaß wissenschaftliche Ausbeute und reicher Unterhaltungsstoff eng miteinander verbunden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 5. —— 30. Januar 1873.

Neue Romane.

1. Nach uns die Sündflut. Roman von Max von Schlägel. Vier Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 3 Thlr.
2. Der rothe Fasching. Von Max von Schlägel. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Herrn Didier's Landhaus. Roman von Levin Schücking. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
4. Das große Los. Roman von E. A. König. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
5. Schuld und Sühne. Roman von Karl Detlef. Zwei Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Auf abschüssiger Bahn. Roman von Robert Byr. Vier Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Br. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
7. Glänzende Bahnen. Roman von August Silberstein. Drei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
8. Um Thron und Leben. Roman von Georg Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Von den hier aufgeführten acht Romanen behandeln drei, und zwar der Schücking'sche und die beiden Romane von Max von Schlägel, von denen der letztere eine Fortsetzung des erstern bildet, die großen politischen Vorgänge des Jahres 1870. Die Erzählungen von A. Silberstein und R. Byr sind sogenannte sociale Romane, der Hiltl'sche ist ein historischer Roman, in „Schuld und Sühne" von Karl Detlef (Fräulein Bauer), überwiegt das ethnographische Element, und E. A. König bietet in seinem „Großen Los" eine Art kleinbürgerlicher Criminalgeschichte. Es sind hier also so ziemlich alle Arten des modernen Romans, mit Ausnahme des humoristischen, vertreten. Kunstroman und philosophischer Roman sind bekanntlich für uns seit langem schon so gut wie verschollen.

Die Hastigkeit der modernen Production, das Haschen nach fesselndem und pikantem Stoff, und vor allem der Wunsch, in dem „Kampf ums Dasein" ja nicht zu urz zu kommen, ließen erwarten, daß unsere Romanciers die letzten gewaltigen Vorgänge auf der politischen Bühne nicht lange unausgebeutet lassen würden. Bei Schriftstellern, die sich mehr um den Heißhunger des Leihbibliothekenpublikums als um die Gesetze der Aesthetik und die Anforderungen der Literaturgeschichte kümmern, begreift sich ein solches Kapitalschlagen. Solange feuilletonistische Tagearbeiter oder Lesefutterproducenten gewöhnlichen Schlags die neueste Geschichte ins Haus schlachten und in so und so viel Kapiteln und Bänden ausschroten, hat die Sache am Ende nicht viel auf sich. Ihre auf dem Niveau des Colportageromans und oft sogar noch darunter stehenden Productionen verschwinden ebenso rasch wieder wie sie aufgetaucht sind, und die „salonfähige" Literatur nimmt einfach keine Notiz davon. Bedenklicher gestaltet sich dagegen die Sache, wenn ein unzweifelhaft begabter Schriftsteller wie Max von Schlägel auch auf diesen Wegen wandelt und uns, namentlich in seinem „Rothen Fasching" eine Verquickung von Roman und Geschichte bietet, ein Zwitterding von historischem und socialem Romane, das unbedingt auf den Namen eines Kunstwerks keinen Anspruch erheben darf. Ich will keineswegs die einzelnen Unterarten der erzählenden Dichtung pedantisch voneinander abgrenzen und jedem Werke seine bestimmte Nummer und Klasse anweisen. Ist doch der historische Roman nichts anderes als der sociale Roman der Vergangenheit, und der sociale Roman nichts anderes als der historische Roman der Gegenwart! Aber während der erstere uns Persönlichkeiten im Costüm ihrer Zeit und diese Zeit selbst als die Folie der handelnden Personen vorzuführen hat, soll der letztere uns Typen und Charaktere, keineswegs aber Persönlichkeiten bieten. Das ist so selbstverständlich, daß es gar keiner Begründung und weitern Ausführung bedarf. Wohin man mit Außerachtlassung dieses Grundsatzes zuletzt kommt, zeigt der Samarow'sche Roman „Um Scepter und Kronen", in welchem bekanntlich eine ganze Reihe lebender Persönlichkeiten

ungenirt handelnd auftritt und zur Erbauung des Publikums Geschichte machen muß. Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ist ein solches Vorgehen ganz einfach ein Skandal, und Werke derart rangiren geradezu in der Kategorie der „Mordgeschichten" unserer Messen und Jahrmärkte.

So arg ist es nun freilich nicht mit Max von Schlägel's „Rothem Fasching" und weniger noch mit seinem „Nach uns die Sündflut" (Nr. 1); aber den Vorwurf kann man diesen Werken darum doch nicht ersparen, daß sie als historische Romane einen Gegenstand behandeln, der uns noch viel zu nahe steht, und als sociale Romane zu viel historischen Stoff einflechten. Der Dichter führt uns in die Hexenküche des imperialistischen Frankreich, unmittelbar vor Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs. Ein junger Student, Jean Jaccard, der mit seiner petite femme und seiner Schwester das Longchamps-Rennen besucht, kommt durch Zufall in die Lage, einem Aristokraten de la vieille touche, einem Baron Mandelion, einen Dienst zu erweisen. Hierdurch knüpfen sich Beziehungen zwischen der demokratischen Bohème des Quartier-Latin und dem Faubourg St.-Germain, die schließlich zu einer Heirath des Barons und der stolzen Louison, der Schwester des Studenten, führen. Die Peripetien dieses Liebesverhältnisses einerseits, die wilde Ehe zwischen Jaccard und Nini Berthon andererseits, die Bohème des lateinischen Viertels, die anrüchige Gesellschaft des Quartier-Breda, ein ungarischer Abenteurer, eine walachische Fürstentochter, ein jüdischer Roßkamm, ein bornirter Lord und eine ganze Reihe anderer durchweg frisch und fest gezeichneter Persönlichkeiten bilden die handelnden Figuren des Romans, welcher mit dem Tage von Sedan abschließt. Manche Scenen sind sehr lebhaft geschildert, vor allem das Leben und Treiben im Quartier-Latin, dann die Präfectur, das Casino d'Or u. s. w. Man merkt, daß der Dichter hier nach Selbstgeschautem arbeitet und das verleiht seinen Bildern den Reiz der Unmittelbarkeit. Auch an einzelnen humoristischen Zügen fehlt es nicht. Da ist z. B. der Portier Vingris, die dicke Jüdin Madame Fränkel u. s. w. Aber es ist doch mehr französischer als deutscher Humor. Ueberhaupt scheint es, als ob Max von Schlägel vorwiegend nach französischen Vorbildern arbeite. Er hat die Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Anschaulichkeit der französischen Erzähler, aber gleich diesen vermeidet er es, seine Charaktere zu vertiefen, wol aus Furcht, sie könnten sonst zu schwer werden. Auch ist es nicht zu verkennen, daß einzelne seiner Gestalten hart an die Caricatur streifen, wie z. B. der „rothe Fränkel", und beinahe an die Helden Offenbach's in seinem „Pariser Leben" gemahnen.

Der zweite Theil des Werks: „Der rothe Fasching" (Nr. 2), schildert die Herrschaft der Commune. Wir begegnen denselben Figuren wieder, welche uns in dem ersten Theile vorgeführt wurden, nur mit dem Unterschiede, daß die Leute des Quartier-Latin, die bisher mehr zur Staffage dienten, jetzt in den Vordergrund rücken und zu Trägern der Handlung werden. Es ist ein wüstes Bild, das der Dichter hier vor uns entrollt. Das ganze Buch athmet Petroleum. Der künstlerische Eindruck ist unter solchen Umständen bedeutend geringer als der des ersten Theils. Gezwungen in den grellsten Farben zu malen, häuft der Erzähler hier Gräßliches auf Gräßliches und kommt denn auch bis zum Ungeheuerlichen, wie z. B. in seiner „Batterie auf dem Père-Lachaise", welche ebenso gut von Eugène Sue geschrieben sein könnte, oder in „Der verrathene Verräther". Dem Gros des Lesepublikums mögen solche Schauerbilder willkommen sein; der feinere Geschmack jedoch wendet sich davon ab. Man kann nur bedauern, daß ein unverkennbar bedeutendes Talent wie Max von Schlägel seine Kraft an derartige Stoffe vergeudet.

Wie ganz anders behandelt Levin Schücking den deutsch-französischen Krieg in seinem Romane: „Herrn Didier's Landhaus" (Nr. 3). Bei einem Autor von der Bedeutung Schücking's ist es selbstverständlich, daß er seinen Stoff von derjenigen Seite auffaßt, die allein die poetische Verwerthung eines großen, der unmittelbarsten Gegenwart angehörigen politischen Vorgangs ermöglicht, d. h. er läßt die gewaltige Zeit sich nur in den Vorgängen des Romans reflectiren, sie bedingt dieselben, sie begleitet sie auf Schritt und Tritt und führt sie auch zum Abschluß, aber sie steht außerhalb der Handlung, und das ist das allein Richtige. Keine von den in dem großen politischen Drama thätigen Persönlichkeiten wird hier handelnd eingeführt, dafür treten aber die Wirkungen der politischen Vorgänge um so präciser und mächtiger zu Tage. Wir durchleben mit dem Dichter und seinen Helden aufs neue alle Empfindungen, welche die gewaltige Zeit in unserer Brust hervorgerufen hat, von der dem Attentate des Decembermannes folgenden zornigen nationalen Entrüstung, dem hochauflodernden Patriotismus, dem Bangen vor der blutigen Entscheidung, bis zu dem stolzen Gefühle des endlichen Triumphs der guten Sache. Der Schauplatz der Erzählung ist theils Deutschland und zwar die Rheingegend, theils Frankreich. Auch in der Wahl der Scenerie zeigt sich wieder Schücking's feiner poetischer Takt. Nicht Sedan, nicht Paris, sondern nur Episoden des blutigen Ringens werden uns vorgeführt, aber sie eröffnen die volle Perspective auf das Ganze, obgleich die kriegerische Action selbst sich auf ein Minimum, ein kleines Gefecht in einem Hohlwege zwischen Villers-Coterets und Nanteuil beschränkt. Der Vorwurf des Romans ist dabei ein ziemlich einfacher. Ein junger deutscher Gelehrter hat sich während seines Aufenthalts in Paris in die Tochter des Rentiers Didier verliebt und Gegenliebe gefunden. Durch die Schuld seines Vaters verliert er plötzlich sein Vermögen und damit die Aussicht auf die Hand der reichen Pariserin. In die Heimat zurückgekehrt, wird er, gleichfalls durch seinen würdigen Papa, bemüßigt, gewissermaßen als Faustpfand für eine Buchdruckereibesitzerin, die Redaction eines Blattes zu übernehmen. Zwei Französinnen, Madame de Gelldorf, geb. de Feuchères, und ihre reizende Tochter Helene, kommen in halbdiplomatischer Sendung an den Rhein und beziehen in der Nähe von Koblenz eine Landwohnung. Ein Freund Rutland's, des Redacteurs, ein junger Offizier und Poet, Wolfgang von Torck, macht zufällig die Bekanntschaft Helenens und verliebt sich in das Mädchen. Da die Französinnen zugleich einen Auftrag von Herrn Didier, der den Bitten seines liebeskranken Töchterchens nicht länger

widerstehen kann, an Herrn Rutland auszurichten haben, so gelingt es dem Offizier, unter dem Namen des Freundes Einlaß bei den Damen zu erhalten. Auf diese Weise knüpfen sich die Fäden zwischen den beiden Liebespaaren. Da bricht plötzlich die Kriegserklärung herein und zerreißt das Idyll. Die beiden Herren müssen unter die Fahnen eilen und marschiren nach Frankreich.

Herr Didier bewohnt mit seiner Tochter ein Landhaus bei Paris. Mit diesem Landhause hat es nun eine eigene Bewandtniß. Es sollen nämlich darin ein Schatz und zugleich wichtige, die Orléans und speciell die Familie Helenens betreffende Papiere verborgen sein, deren Hüter der gute Herr Didier, gleichfalls ein Orleanist von reinem Wasser, ist. Zwei französische Abenteurer, Polydore Brien und sein Vater, interessiren sich in hohem Grade für diesen angeblichen Schatz, auf den sie, als die nächsten Erben eines Abbé Brien, ein Recht zu haben glauben. Sie schleichen sich in Herrn Didier's Vertrauen, und indem sie den Kriegstrouble geschickt benutzen, gelingt es ihnen, nachdem sie in schlauer Weise Fräulein Didier entfernt und den Papa dem verschwundenen Töchterchen nachgeschickt haben, in dem verlassenen Landhause nach dem Schatze zu graben. Allein es findet sich nichts, denn die Kassette wird aufbewahrt, ohne daß sie eine Ahnung davon haben, bei dem Regisseur des Schlosses Hautefaye einem Verwandten der Briens, welcher zugleich Luise Didier auf Hautefaye in halber Gefangenschaft hält, ohne jedoch recht zu wissen, um was es sich dabei eigentlich handelt. Unterdessen hat der Gang des Kriegs die beiden Deutschen wieder mit Frau von Gelldorf und ihrer Tochter in Berührung gebracht. Die Damen finden zufällig den verwundeten Offizier von Torck und schaffen ihn nach dem Landhause Herrn Didier's. Herrn Polydore's schlechte Streiche kommen an den Tag, und der verwundete Wolfgang rettet Herrn Didier aus den Händen des wüthenden Gauners, indem er diesen niederschießt. Die verlorene Luise findet sich wieder, desgleichen die Kassette. Die darin enthaltenen Papiere beweisen, daß die Mutter der Frau von Gelldorf nicht betheiligt war an dem Selbstmorde des Herzogs von Condé; auch das Vermögen derselben ist wiedergefunden. Die Liebe ist stärker als der Haß zwischen Franzosen und Deutschen, und der Vereinigung der Liebenden steht nichts mehr im Wege.

Die Fabel der Erzählung ist, wie man sieht, keine besonders verwickelte, und der Knotenpunkt derselben, die geheimnißvolle, angeblich in dem Landhause verborgene Kassette, überrascht gerade auch nicht durch Neuheit. Aber Schücking legt bekanntlich auf solche Dinge wenig Werth. Er versteht es, seinen Leser auch ohne spannende Verwickelungen zu fesseln, und dies geschieht vor allem durch die wahrhaft künstlerische Darstellungsweise, die feste und consequente Charakterzeichnung, den schönen, flüssigen Dialog und die Wärme und Anschaulichkeit seiner Beschreibungen und Schilderungen. Einzelne Partien des Romans, wie die Kapitel: „Kriegsrüstungen", „Der Regisseur von Hautefaye", „Kriegsrath" u. s. w., gehören mit zu dem Besten, was Schücking geschrieben hat — und er hat bekanntlich viel Schönes geschrieben. Daß die beiden Gestalten der Herren Rutland, Vater und Sohn, beinahe Doppelgänger zweier ähnlichen Figuren aus einem frühern Werke Schücking's sind, will ich dabei nicht unerwähnt lassen. Soll man mit dem Dichter deshalb ins Gericht gehen, weil er einmal ein kleines Anlehen — bei sich selbst macht? Ich denke, die vielen Vorzüge der anmuthigen Erzählung sind wol geeignet, ihm dafür Indemnität zu verschaffen.

Einen merkwürdigen Gegensatz zu den genannten Romanen bietet E. A. König's „Das große Los" (Nr. 4). Stände auf dem dreibändigen Werke nicht ausdrücklich „Roman", so könnte man fast glauben, man habe es hier mit einer Geschichte für die reifere Jugend zu thun. Der Grundgedanke, die einzelnen Gestalten und selbst die Darstellung sind gleich schablonenhaft. Was soll uns in einer tief- und reichbewegten Zeit die alte hausbackene Wahrheit, daß man das große Los gewinnen und sich und seine Familie damit doch ins Malheur bringen kann? Ich denke, das wissen wir bereits aus „Lumpaci Vagabundus"! Daß die ganze Erzählung sich in kleinbürgerlichen Verhältnissen bewegt, kann man dem Dichter nicht zum Vorwurf machen. Jede Lebenssphäre ist an sich gleichberechtigt. Aber wenn man schon einen solchen beschränkten Kreis zum Schauplatze einer Handlung wählt, dann muß man es auch verstehen, den Leser für die demselben entnommenen Gestalten zu erwärmen. Sie brauchen nicht Träger bedeutender Gedanken und gewaltiger Principien zu sein, um unser Interesse zu fesseln; aber plastisch hervortreten müssen sie, sie müssen uns durch sich selbst interessiren, sie müssen etwas bedeuten. Die Leiden und Freuden des Hans und der Grete können uns unter Umständen weit interessanter sein als die gewaltigste Haupt- und Staatsaction; es kommt nur darauf an, wie sie uns vorgeführt werden. Aber gerade hierin fehlt es dem König'schen Romane. Dieser „Gottlieb" ist nicht einmal ein ordentlicher Bösewicht, sondern ein ganz gewöhnlicher Vagabund; die augenscheinlich humoristisch gemeinten Aufschneidereien Oskar's sind abgeschmackt und passen überdies nicht zu dem ganzen Charakter, und ebenso flach und gewöhnlich sind nahezu alle übrigen Gestalten des Romans, vielleicht mit Ausnahme Käthchen's. Baron Felseck macht den Eindruck, als ob der Verfasser in seinem ganzen Leben keinen leibhaftigen Baron gesehen hätte. Geradezu spaßhaft berühren ferner gewisse stereotyp wiederkehrende Wendungen, wie: „Krähte der Doctor". Mit einem Worte: „Das große Los" ist für Autor und Publikum nur eine — Niete!

Sehr vortheilhaft sticht gegen diesen Roman Karl Detlef's „Schuld und Sühne" (Nr. 5) ab. Die unter diesem Pseudonym schreibende Dame (Fräulein Bauer) behandelt bekanntlich mit Vorliebe russische Verhältnisse und Zustände. Auch „Schuld und Sühne" führt uns in das russische high-life der neuesten Zeit. Man braucht Rußland nicht aus eigener Anschauung zu kennen, um doch sofort zu merken, daß die uns vorgeführten Gestalten vollkommen correct gezeichnet sind, von dem hocharistokratischen Fürsten Ugârin angefangen, bis hinab zu dem rohen, unwissenden Jegor. Trotz des Salonparfum haftet allen mehr oder minder ein gewisser nationaler Juftengeruch an. Die Fabel des Romans ist ganz interessant; weit interessanter aber noch sind die ihr zur Folie dienenden socialen und nationalen Verhältnisse. Ganz vorzüglich

gelingen Fräulein Bauer ihre Beschreibungen, wie z. B. jene der russischen Hochsommernacht und des großen Hoffestes. Daß die Männergestalten gelegentlich ein wenig byronianisch angehaucht sind, ist eine bei schriftstellernden Damen nicht ungewöhnliche Erscheinung. Dagegen sind die Frauengestalten sehr fest aus sich herausgearbeitet. Namentlich gilt dies von Olga und dem Findlinge Dina. Der Stil ist graziös und das Interesse des Lesers bleibt rege bis zum Schluß, obwol es die Dichterin gerade nicht auf Spannung abgesehen hat.

Unter den jüngern Romanschriftstellern Deutschlands hat sich der Oesterreicher Robert Byr (Bayer) in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen guten Namen erworben. Seine neueste Dichtung: „Auf abschüssiger Bahn" (Nr. 6), welche in gewissem Sinne als ein Gegenstück zu Silberstein's „Glänzenden Bahnen" betrachtet werden kann, beweist, daß die dem Verfasser gewordene Anerkennung keine unverdiente ist. Beide, auch in dem Namen theilweise zusammentreffende Romane spielen auf gleichem Boden, d. h. in dem modernen Oesterreich, wenngleich Silberstein die Localfarbe absichtlich etwas verwischt. Während uns Robert Byr in erster Reihe die österreichische Aristokratie vorführt, zeichnet Silberstein den modernen Börsen-, Gründungs- und Zeitungsschwindel. Beide Dichter kennen ganz genau die von ihnen geschilderten Gesellschaftskreise, und das verleiht ihren Erzählungen jene gesunde Realistik, welche jedoch das von beiden entschieden vertretene idealistische Princip nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern nur um so kräftiger und siegreicher hervortreten läßt. August Silberstein lebt bekanntlich seit Jahren als Schriftsteller in Wien, und Robert Byr war österreichischer Cavalerieoffizier. Dem einen wie dem andern ist also schon durch seine sociale Stellung die Gelegenheit zur Beobachtung geboten, und diese Gelegenheit haben beide gründlich ausgenutzt. Robert Byr's Roman schildert uns eine unglückliche Ehe aus der Hocharistokratie. Graf Cälian, ein Aristokrat im besten Sinne des Worts, lebt an der Seite eines blendend schönen, aber beispiellos oberflächlichen, eiteln, gefühlsarmen Weibes, Ilona, der Tochter einer magyarischen Gräfin, Muránỳ, welche Betschwester und Messalina zugleich ist. Die würdige Tochter einer würdigen Mutter treibt es Gräfin Ilona durch ihre nichtswürdigen Streiche bis zum vollständigen Bruche mit ihrem Gemahl, sie wird eine schlechte Schauspielerin und, von Stufe zu Stufe sinkend, endet sie als Kunstreiterin. Ohne Zweifel liegt dieser Gestalt ein bestimmtes Vorbild zu Grunde. Ihr parallel läuft die Gestalt ihres Vetters, Baron Kreutsheim, eines geistig hochbegabten, aber moralisch durch und durch faulen Charakters, dessen Lebensaufgabe in Sinnengenuß, Spiritismus und — Schulden machen besteht, eine wahrhaft dämonische Existenz; schließlich päpstlicher Kämmerer und Malteser geworden, erreicht ihn die Nemesis in Gestalt seines spitzbübischen Bedienten Costa, der sich im Paroxismus der Rache mit seinem ehemaligen Herrn ersäuft. Diese beiden Hauptgestalten des Romans bewegen sich, wie man sieht, auf „abschüssiger Bahn". Aber nicht nur sie, sondern das ganze Völkerconglomerat Oesterreichs rollt abwärts, und dies scheint die eigentliche Tendenz des großen Bildes zu sein, wenn dies auch der Dichter nicht allzu deutlich ausspricht. Wer Oesterreich kennt, der sieht, daß Byr's Erzählung factische Verhältnisse reflectirt. Dabei ist es ein nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst des Dichters, daß er seinen Vorwurf durchaus nicht vom einseitigen Parteistandpunkte auffaßt, sondern sich überall den vollen Blick für das Große und Ganze wahrt. Seine Aristokraten sind keine bloßen Bösewichter, seine Demokraten keine Tugendideale. Es sind einfach Menschen mit all ihren Vorzügen und Fehlern, Kinder einer gärenden, ringenden Zeit, die das Gepräge ihrer Entstehung tragen. Um die Hauptgestalten gruppirt sich eine Reihe von lebenswahren Figuren, wie der Domherr Karrner, Dr. Wirth, Lambert Gols, Naurath u. a. Namentlich sind die Frauengestalten, wie Priska, Adele und Anna, sehr scharf und richtig gezeichnet. Eine wahrhaft prächtige Episodengestalt ist Hans von Reitzemberg, der gutmüthige, hohlköpfige böhmisch-deutsche Baron, eine urösterreichische Aristokratengestalt, welcher, der feudal-nationalen Parole gehorsam, seinen Namen „Reicemberk" schreibt! Wer sich für österreichische Verhältnisse interessirt, findet in dem Romane Robert Byr's mehr und gründlichere Aufschlüsse als in dem dicksten Compendium über den Kaiserstaat, wenn auch die Andeutungen oft nur in Gestalt von ein paar scheinbar flüchtigen Strichen auftreten. So sind z. B. die beiden hervorragendsten Frauengestalten, die Gräfin Ilona und ihre Mutter, welche der nicht österreichische Leser leicht für übertrieben halten könnte, innerlich durch und durch wahr, und ganz dasselbe ist beim Domherrn Karrner der Fall. Einzelne Excurse, wie z. B. Lambert Gols' Standrede über die moderne Kritik, sind gleichfalls mit beiden Händen aus dem Leben gegriffen und dürften an betreffender Stelle wahrscheinlich sehr übel vermerkt werden. Eine schwache Seite des geistvollen Werks ist die Verflachung gegen den Schluß hin, wo der Roman sich doch etwas zu sehr zur sensation-novel zuspitzt. Aber als Ganzes betrachtet ist er ein sehr bedeutungsvoller und bedeutender Zeitroman, das Werk eines Dichters von geistigem Gewicht, und als solches wird es ohne Zweifel auch seinen Platz behaupten.

Der Held des Silberstein'schen Romans: „Glänzende Bahnen" (Nr. 7), Bankier Osten, ist ein Emporkömmling in der vollsten, aber auch in der schlimmsten Bedeutung des Wortes; einer jener Giftpilze auf dem Leibe unserer modernen Civilisation, die, aus Unwissenheit und Geistesroheit hervorgegangen, mit allen Instincten der Gemeinheit einen namenlosen Dünkel, ein unbegrenztes Selbstvertrauen und eine gründliche Verachtung alles Edeln und Bessern verbinden. Seine Lebensatmosphäre ist Geld und Corruption, sein Princip Gewissenlosigkeit, sein einziges Streben sinnlicher Genuß in jeglicher Gestalt und äußerer Glanz, mit einem Worte: Bankier Osten ist der Börsenjobber und Gründer, wie er im Buche steht. Das Glück begünstigt seine Unternehmungen, sein weites Gewissen hilft ihm über alle Schwierigkeiten hinweg, eine feile, geldmacherische Presse unterstützt ihn, und schließlich wird er auch noch geadelt, und damit ist der — „Ringstraßenbaron" fertig. Daß eine solche Pflanze am üppigsten in Neu-Wien gedeiht, steht außer Frage, und so mancher Zug in dem Bilde deutet darauf, daß der Dichter seinem Typus eine bestimmte Persönlichkeit untergelegt hat. Herr von Osten zieht zwei

junge Leute, die Pflegekinder des Idealisten Viol, in seine „glänzenden Bahnen". Faustin wird Director einer großen Actiengesellschaft, Viola wird große Dame. Mit kräftigem Colorit und zugleich mit beißendem Sarkasmus schildert der Dichter diese Welt des Glanzes in einer Reihe von Bildern und Episoden, unter denen die Scenen an der Börse, die Redaction des tonangebenden Journals, das Fest in der Villa Osten's u. s. w. durch ihre Unmittelbarkeit und — durch die Unerschrockenheit des Autors oft geradezu frappiren. Silberstein scheut sich durchaus nicht, den Finger auf die socialen Eiterbeulen zu legen, und versteht es, dabei auch den abstoßendsten Stoff streng innerhalb der Grenzen des ästhetisch Zulässigen zu halten. Eine ganze Reihe von Gestalten führt er uns vor, und eine jede greift fest in den Organismus des Gesammtbildes ein, ein Vorzug, den der Byr'sche Roman nicht immer hat. So ist z. B. der italienische Oberst Piccone in „Auf abschüssiger Bahn" eigentlich ein ziemlich überflüssiges hors d'oeuvre. Bei Silberstein dagegen ist auch die kleinste Episodengestalt für das Ganze unentbehrlich. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an das reizende Paar der „kleinen Osten", sowie an die originelle Gestalt der Gattin des großen Börsenmatadors, die simple Frau Osten mit ihrem obligaten Strickstrumpfe. Selbstverständlich bricht schließlich das stolze Glücksgebäude des frechen Emporkömmlings in sich zusammen, und er selbst endet in der jämmerlichsten Weise, nachdem er seine beiden Kinder verloren hat. Dieser Schluß ist das einzige, worin ich mit dem Romane nicht einverstanden bin. Es ist gewiß eine schöne Sache um die poetische Gerechtigkeit, aber in einer von dem frechsten nihilistischen Materialismus beherrschten Zeit, gleich der unserigen, scheint mir eine grelle Dissonanz oder weltverachtender Humor der geeignetste Ausklang eines derartigen Themas. Doch das ist am Ende nur eine persönliche Ansicht, die dem Werthe des Werks keinen Eintrag thun kann. Daß dieses unter den erzählenden Dichtungen der letzten Jahre eine hervorragende Stelle einzunehmen berechtigt ist, steht außer Frage.

Der Hiltl'sche Roman „Um Thron und Leben" (Nr. 8) behandelt eine Episode aus dem Leben König Wilhelm's von England. Der Oranier ist durch eine Jakobitische Verschwörung aufs äußerste bedroht. Diese wird jedoch unmittelbar vor ihrem Ausbruche entdeckt, und mit dem Oranier siegt die Sache des Protestantismus und der bürgerlichen Freiheit in England über den Papismus und die Stuart'sche Reaction. Die Erzählung ist spannend gehalten und zeugt, soweit sich dies für den mit der behandelten Periode nicht speciell vertrauten Leser beurtheilen läßt, von sorgfältigen historischen und topographischen Studien. Ich meinestheils wundere mich dabei nur über eins: weshalb nämlich Hiltl diesmal ausnahmsweise sich seinen Stoff in der Geschichte Englands sucht, die uns, meines Erachtens, erst in zweiter Reihe interessiren kann, während die Geschichte seines eigenen Volks ihm doch um vieles näher liegt und weit reichere Vorwürfe für den historischen Roman bietet als jener Kampf zwischen Jakobiten und Orangisten. Wir haben wahrhaftig keinen solchen Ueberfluß an guten historischen deutschen Romanen, daß unsere Schriftsteller ihre Vorwürfe jenseit des Kanals suchen müßten!

C. M. Sauer.

Ein Beitrag zur mittelasiatischen Geschichte.

Geschichte Bocharas oder Transoxaniens, von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Nach orientalischen benutzten und unbenutzten Quellen von Hermann Vámbéry. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1872. Gr. 8. 7 Thlr.

Der Verfasser ist jetzt unbestritten der beste Kenner der osttürkischen Sprachen und zugleich durch seinen Aufenthalt in Fergana mehr als ein anderer befähigt, die geschichtlichen Begebenheiten auf dem Raum zwischen Oxus und Jaxartes zu schildern. Er hat dazu außerdem eine wenn auch beschränkte Anzahl neuer Quellenschriften benutzen können. Sein Buch ist also vorläufig und wird wahrscheinlich auf lange Zeit die besten Aufklärungen nicht blos für die Geschichte, sondern zum Theil auch für die Geographie und für die Völkerkunde jener Erdräume gewähren. Gerade dort nämlich haben verschiedene Rassenmischungen stattgefunden. Unter einer eingewanderten altiranischen Bevölkerung treten die Araber auf und verbreiten den Islam. Mit ihnen beginnt die strengere Geschichtschreibung und mit dieser die strengere Geschichte selbst. Später erscheinen als Eroberer mittelasiatische Horden, die der türkischen Sprachenfamilie angehören, zunächst die Seldschuken. Wir sind gewöhnt, alle jene Wanderscharen uns als Schreckbilder der Gesittung zu denken. Doch gab es auch im türkischen Stamme Culturvölker. Es waren dies namentlich diejenigen Türken, deren Abkömmlinge noch heute die Oasen der Gobi und die Abhänge des Thianschan oder Himmelsgebirgs bewohnen. Unter ihnen zeichneten sich die Uiguren vor allem aus, die eine eigene Schrift sich geschaffen hatten, früher auch dem Buddhismus und dem nestorianischen Christenthume anhingen. Als östliche Nachbarn Transoxaniens haben sie eine Zeit lang mächtig auf die Geschicke dieses Landes gedrückt. Ostuiguren waren es, die sich dem Welteroberer Temudschin oder Temurdschi, besser gekannt als Dschingiskhan, unterwarfen und ihn mit einer gebildeten Bureaukratie versahen. Mit Dschingis betraten die Mongolen unsern Schauplatz. Echte ethnographische Mongolen folgten freilich nur wenige der großen Völkergeisel. Die Macht Temurdschi's war gewachsen wie ein Schneeballen, der mit jedem Fortrücken seinen Durchmesser vergrößert. Die Mehrzahl dieser auf der Wanderung begriffenen bewaffneten Völker waren aber Türken. Wie uns obendrein Vámbéry belehrt, ist der Unterschied zwischen Türken und Mongolen kein strenger, sondern physisch wie sprachlich fließen beide Völkergruppen ineinander über, sodaß der sogenannte Typus aller türkischen Stämme, je weiter sie

nach Osten sitzen, immer mongolischer wird. Was die beiderseitigen Sprachen betrifft, muß indessen erinnert werden, daß ihr grammatischer Bau verschieden, der Wortschatz des Mongolischen aber, wie dies nicht anders zu erwarten war, beinahe zu drei Vierteln aus dem Türkischen geschöpft worden ist. Die Eroberungen Dschingiskhan's und die Herrschaft seiner Nachfolger beförderten das Wachsthum der türkischen Elemente in der Bevölkerung Ferganas, ja die letzten Nachkommen der „Geisel Gottes“ hatten die mongolische Stammsprache gänzlich verlernt und das Türkische an ihren Höfen eingeführt, nur die Tracht wurde beibehalten und ebenso das Türkische mit uigurischen Buchstaben geschrieben, die fälschlich als mongolische galten.

Timur, auch Timurlenk, der lahme Timur geheißen, war ebenfalls nichts weniger als Mongole, sondern der Sohn eines Häuptlings des Stammes Berlas. Wie er zu seinem Beinamen gelangte, mag uns Vámbéry selbst schildern. Timur hatte sich nämlich am Hofe von Samarkand als Erzieher und Rathgeber des Prinzen aufgehalten, mit dem Minister des letztern aber überworfen und war in die Turkmanische Wüste geflüchtet:

Es ist dies der Zeitpunkt, in welchem er die Widerwärtigkeit seiner abenteuerlichen Laufbahn, das Elend und die Entbehrungen eines inmitten einer unwirthbaren Steppe umherirrenden Ritters in vollem Maße erproben mußte. In seinen Denkwürdigkeiten erzählt Timur mit einer rührenden Einfachheit, wie er Tage und Nächte hindurch mit seiner treuen Gemahlin Oldschai, in Begleitung Emir Huseins, dem er in der Wüste begegnete, ohne jegliche Speise und Trank einen ganzen Monat lang umherirrte und endlich in die Gefangenschaft eines Turkomanen gerieth, der seine innigstgeliebte Gattin in einem Kuhstalle, wo alles von Flöhen und Ungeziefer wimmelte, eingesperrt hielt. Wahrlich eine harte Vorschule für den Mann, der später halb Asien unter einen Scepter brachte, und doch war es hauptsächlich dieses Herdfeuer des Unglücks, in welchem Timur (d. h. das Eisen) zum blanken Stahl einer glänzenden Zukunft sich abhärtete. Aus der Gefangenschaft sammt den Seinigen entronnen, ging er heimlich nach Kesch, wo er einige seiner Waffengefährten, die noch seine Spielgenossen waren, um sich sammelte, zuerst an den Ufern des Oxus sich herumtrieb und dann einen Streifzug nach Sistan unternahm, wo er, mit abwechselndem Glücke kämpfend, den Beludschen hier und da einen befestigten Ort abnahm, ein anderes mal wieder eine Niederlage erlitt und bei einer der letztern im Fuße eine solche Wunde erhielt, daß er lebenslang davon hinkend und daher von den Persern Timurlenk, d. h. der lahme Timur, genannt wurde.

Wie nun aus dem lahmen Ritter erst ein starker Herrscher in Transoxanien, dann ein Welterschütterer wurde, und unter seinem Machtgebote durch Künstler und Handwerker, welche aus Syrien und Indien nach Fergana geschleppt wurden, Samarkand in aller Pracht erstand, ist wol hinreichend bekannt, und wird von unserm Verfasser aufs neue fesselnd beschrieben. Ueberhaupt erscheint Timur's Herrschaft nach seiner Darstellung als die goldene Zeit Transoxaniens.

Nähern wir uns mit dem Beginn des zweiten Bandes schon der Gegenwart, so ist es vor allem wichtig, den Ursprung der jetzt in den drei Khanaten Khiwa, Khokand und Bochara herrschenden Rasse, nämlich der Oezbegen (Osbeken, Usbeken), uns einzuprägen. Vámbéry bezeichnet sie als Turkomongolen, demnach als ein Mischvolk. Wie die Osmanen leiten auch sie ihren Namen von einem Stammherrn, nämlich von Oezbeg, dem neunten Herrscher aus dem Hause Dschüdschi's, eines Dschingiskhaniden her, der den Thron von Kiptschak innehatte. Ueber die frühern Wohnsitze der Oezbegen bemerkt unser Verfasser:

In den orientalischen Geschichtsquellen Mittelasiens wird die alte Heimat der Oezbegen mit dem vagen Ausdruck von Deschti Kiptschak = die Steppe Kiptschak, bezeichnet, ein Name, unter welchem jener Theil des turanischen Hochlandes (?) verstanden wird, welcher, vom Kaspischen Meere angefangen, in 600 Fersach Länge und 800 Fersach Breite sich gegen Osten erstreckt. Diese Annahme ist jedoch irrig, denn, wenngleich die Oezbegen im Süden mit ihren Heerden bis nach Charezm hin sich ausdehnten, so waren sie im Nordosten nur zur Zeit des Verfalls der Timuriden bis am untern Laufe des Jaxartes vorgedrungen. Ihre wahrscheinliche Heimat waren die Ufergegenden des Ural und der Emba, mit einem Worte jener Theil, den wir heute das Territorium der kleinen Horde zu nennen pflegen.

Trotz ihrer gemeinsamen Herkunft haben sich die özbegischen Herrscher in Transoxanien von jeher verfolgt und befehdet; namentlich trennt ein alter Erbhaß die Herrscher von Khiwa und Bochara. Die letztern verachten die Khiwenzen als roh und ungeschliffen, während diese den Bocharern Hinterlist, Betrug und iranische Laster vorwerfen. Der Schluß des Geschichtswerks beschäftigt sich mit der Ausbreitung der russischen Herrschaft am Syr Darja (Jaxartes) und am Serafschan. Vámbéry ist hier nicht unbefangen. In allen seinen Reisewerken und seinen Zeitungsartikeln bemüht er sich, den Argwohn der Briten zu erregen und sie gegen die Russen zu hetzen. Es würde zu weit führen, wollten wir hier diese Bestrebungen bekämpfen. Das petersburger Cabinet hat stets behauptet, es sei gegen seine Neigung zur Besetzung der Kirgisensteppen und zur Eroberung von Khokand getrieben worden. Es wolle nichts weiter, als seine Grenzen gegen unruhige und räuberische Völker sichern, und nur solche Staaten als Nachbarn dulden, welche die Verträge achteten. Man hat vorläufig keine Ursache, diesen Worten zu mistrauen. Seit fast einem halben Jahrhundert lebt Rußland mit Persien in Frieden und seit Jahrhunderten mit China, denn die Erwerbung der linksamurischen Länder und des mandschurischen Küstengebiets ist friedlich durch einen Staatsvertrag erfolgt. Niemand hat übrigens besser dafür gesorgt, den neuesten Eroberungen der Russen den Beifall des westlichen und mittlern Europa zu sichern, als Vámbéry in dem vorletzten Kapitel, welches der Regierung des Emir Nasrullah (1826—60) von Bochara gewidmet ist. Ein gleiches Ungeheuer hat wol nie einen Thron des Abendlandes geschändet, und fast möchte man behaupten, daß solche Menschennaturen nur im Verbreitungsgebiete des bengalischen Tigers möglich seien. Seinen besten Helfer, dem er den Thron zu danken hatte, ließ er hinrichten, um sich seiner zusammengescharrten Reichthümer zu bemächtigen. Damit er sich aber nicht den Anhang des gestürzten Günstlings allzu sehr verfeinde, erhob er sogleich dessen Schwiegervater Ajaz Bai zu ungewöhnlichen Würden:

Ajaz Bai bekleidete den Posten eines Toptschibaschi (Chef d'Artillerie) und hatte immense Reichthümer gesammelt. Damit nun Nasrullah durch plötzliche Kundgebung seiner Ungnade diese Reichthümer nicht verliere, ließ er den greisen Diener

rufen, reichte ihm ein Ehrenkleid und ein reich geziertes turkomanisches Pferd, und als der Beschenkte sich entfernen wollte, gab er ihm das Geleite bis zum Thor, ja wollte ihm sogar aufs Pferd helfen. Der Greis merkte den Groll, welcher hinter diesen perfiden Liebkosungen steckte, warf sich seinem Herrn zu Füßen und flehte, lieber sofort bestraft zu werden. Nasrullah hob ihn auf, umarmte ihn und beschwichtigte auf solche verrätherische Weise die gerechte Ahnung des armen Mannes.

Das Geheimniß, wie sich dieser Herrscher auf dem Throne behaupten konnte, ist bald errathen. Er mästete die Pfaffen und begünstigte fanatische Frömmelei, außerdem aber bezahlte er eine geheime Polizei, die bis in das Innere der Familien drang. Im ersten Abschnitt seiner Regierung konnten noch Hr. von Meyendorff, Alexander Burnes und Hr. von Buteniew Bochara betreten. Später wurde es aber die Höhle eines Löwen, zu welcher die Fußstapfen nur hineinwärts führten. Festbinden in einer Grube, die mit Schafzecken gefüllt war, lebendiges Schinden und Verbrennen in glühenden Oefen waren Todesarten nach dem Geschmack des frommen Emir, der unbeschadet seiner „Religiosität" dem schmuzigen Laster des Orients fröhnte. Major Stoddart, der englische Botschafter, der 1838 nach Bochara reiste, gehörte zu den Opfern, die aus der Höhle nicht zurückkehrten. Gefangen, gequält, gefoltert, zum Uebertritt gezwungen, wurde von Nasrullah seine Beute noch an der Kette gehalten, als ein zweiter diplomatischer Unterhändler der Briten, Oberst Conolly, in Khiwa und in Khokand auftrat, im guten Wahne, diese Khanate unter sich und mit Bochara zu einem Fürstenbunde gegen Rußland zu versöhnen. Stoddart wurde gezwungen, seinen Landsmann brieflich nach Bochara einzuladen, und kaum befand sich dieser im Machtbezirk des Emir, so wurden auch ihm Ketten angelegt. Schließlich ließ der Emir beide am 17. Juni 1842 öffentlich enthaupten. Major Stoddart hatte allerdings, wie Vámbéry zeigt, durch ungeschicktes Auftreten in Bochara vieles verdorben, er war an geheiligten Orten, welche die Eingebornen nur zu Fuß betreten, herumgalopirt, hatte dem Emir die geforderten Ehrenbezeigungen versagt und war ohne die üblichen Geschenke erschienen. Dennoch, da selbst australischen Wilden die Personen von Botschaftern heilig sind, da außerdem Bochara nie mit der britischen Macht in Krieg gelebt, Conolly insbesondere nicht den Emir beleidigt, von ihm vielmehr ins Land gelockt worden war, sind jene Gesandtenmorde Entwürdigungen der Menschennatur, die nur aus dem bestialischen Blutdurst Nasrullah's sich erklären lassen. Grauenhaft war das Ende dieses Unholdes. Auf dem Sterbebette empfing er die Nachricht von der Einnahme von Schehri-Sebz, wo sich sein Schwager empört und lange hartnäckig vertheidigt hatte. Daß er ihn und seine Nachkommen hinzurichten befahl, gehörte zu den selbstverständlichen Dingen. Er ließ aber obendrein die Schwester des Rebellen, seine eigene Gemahlin, die Mutter zweier Kinder, vor sein Sterbebett führen und, um sich am Anblicke ihres Blutes zu sättigen, vor seinen Augen hinrichten.

Ist das nicht genügend, um uns den Oezbegen gegenüber in heiße Russenfreunde zu verwandeln? Ein Reich mit einer solchen Schauderchronik wie Bochara war längst reif, gerichtet zu werden, und wir unsererseits möchten den Russen nur vorwerfen, daß sie blos bis Samarkand rückten und die südliche Hälfte des Emirats vorläufig noch den Oezbegen überließen.

Zur Geschichte der Gegenwart.

1. Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. V. Das Jahr 1871. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1871. Berlin, Springer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Geschichte der Jahre 1867 bis 1871 von Eduard Arnd. Erster Band: Geschichte der europäischen Staaten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71. Von K. Klüpfel. Erster Band: 1848—1865. Berlin, Springer. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Je lebhafter seit dem neuen Aufschwunge, welchen die Entwickelung Deutschlands genommen hat, auch in denjenigen Kreisen, die in frühern Jahren dem Gange unsers nationalen Lebens ziemlich gleichgültig und oft ganz theilnahmlos gegenüberstanden, der politische Sinn sich zu regen begonnen hat, und je rascher infolge dessen auch nach Beendigung des die Wiedergeburt des deutschen Volks besiegelnden großen Kriegs unser staatliches Leben zu pulsiren angefangen hat: um so unabweisbarer tritt auch an jeden einzelnen die Forderung heran, über den Beginn und bisherigen Verlauf der geschichtlichen Bewegung, an der an seinem Theile mitzuarbeiten und die nach Kräften zu fördern auch er berufen ist, jederzeit nicht blos übersichtlich orientirt, sondern, was die besonders wichtigen, noch in Fluß befindlichen Fragen angeht, auch in Betreff des unerläßlichen Details so weit unterrichtet zu sein, daß er den sich schnell folgenden Ereignissen des Tags mit Verständniß folgen und, wo es von ihm verlangt wird, auch verständnißvoll und auf Grund eines selbständigen Urtheils sich handelnd an denselben betheiligen kann. Bei der unermeßlichen Fülle der Ereignisse, die, durch die Zeitungen übermittelt, fast täglich auf uns einstürmen, und von denen ein jedes zur richtigen Würdigung eigentlich die Kenntniß der ganzen zunächst voraufgegangenen Thatsachenreihen voraussetzt oder als Anfang und Ausgangspunkt einer in der Zukunft sich entwickelnden Kette von Ereignissen dem Gedächtniß im einzelnen klar gegenwärtig gehalten werden muß, ist es in unserer raschlebigen und an die geistigen Kräfte jedes einzelnen ohnehin schon so hohe Anforderungen stellenden Zeit in der That völlig unmöglich, sich in dieser Hinsicht fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten. Diese Erfahrung wird jeder einigermaßen gewissenhafte Zeitungsleser häufig genug an sich gemacht haben. Es ist daher ein ebenso praktisches wie dankenswerthes Unternehmen, die reiche Fülle der Ereignisse, von denen wir selbst Zeugen

gewesen sind, die wir aber auch nur in ihren wichtigsten Momenten völlig zu übersehen und uns jederzeit gegenwärtig zu halten nicht vermögen, nach größern Abschnitten zusammenzufassen und übersichtlich geordnet, in einer möglichst knappen Form, und dabei doch auch möglichst vollständig, in Gestalt eines Hand- und Hülfsbuchs zum Verständniß der Gegenwart dem gebildeten zeitungslesenden Publikum in die Hand zu geben.

Dieser richtige Gedanke liegt dem Sammelwerke zu Grunde, welches Wilhelm Müller in Tübingen seit dem Jahre 1866, das den Beginn der neuen Zeit für Deutschland bezeichnet, unter dem Titel „Politische Geschichte der Gegenwart" (Nr. 1) veröffentlicht und das sich, da es eben einem unleugbaren und vielfach recht dringend empfundenen Bedürfniß abhilft, seit dieser Zeit auch bei dem Publikum, auf das es zunächst berechnet war, fest eingebürgert hat und in noch immer weitern Kreisen Verbreitung finden wird. Es versteht sich von selbst und entspricht nicht blos dem Zwecke des Werks, sondern ist in den geschichtlichen Thatsachen, die darin erzählt werden, begründet, daß der uns vorliegende fünfte Band, welcher das Jahr 1871 behandelt, der Geschichte Deutschlands, erst dem letzten Theile des deutsch-französischen Krieges und dann dem verfassungsmäßigen Ausbau des Deutschen Reichs, den bei weitem größten Platz einräumt und sich bei der Geschichte der übrigen Staaten mehr als in den frühern Theilen auf eine nur die wichtigsten Momente hervorhebende summarische Uebersicht beschränkt. Es bewähren sich dabei von neuem die Vorzüge, welche der Darstellungs- und Erzählungsart Müller's schon bei Anzeige der ersten Bände seines verdienstlichen Werks nachgerühmt werden durften: aus der klaren und wohlgeordneten, schmucklosen und doch gut zu lesenden Erzählung spricht ein durchaus unbefangener und vorurtheilsloser Geist, der, von wohlthuend warmer Vaterlandsliebe erfüllt, Menschen und Thatsachen nur ihrem Werthe nach schätzt und weder nach rechts noch nach links durch irgendwelche Vorliebe oder Abneigung beeinflußt wird; in geschickter Sichtung der reichen Stofffülle ist nur das wirklich Wesentliche herangezogen; alles, was nur für den Tag Werth hatte und in der Folgezeit keine Bedeutung mehr beanspruchen konnte, ist ausgeschlossen. Die Darstellung des Ganges, den die kriegerischen Operationen bis zum Friedensschluß nahmen, ist anschaulich und übersichtlich, das gerade hier so leicht störende und den ungeübten Blick des Laien beirrende Detail ist mit Recht gänzlich beiseitegelassen worden. Dagegen geht der Verfasser auf die Darstellung der Reichsgründung und der dabei durchgefochtenen parlamentarischen Kämpfe näher ein und gibt bei besonders wichtigen Fragen einen sehr dankenswerthen Ueberblick über die parlamentarischen Debatten: erst so, indem uns ein Einblick in ihre Genesis eröffnet wird, lernen wir die Fundamente des Reichs, wie sie in der Verfassung desselben niedergelegt sind, ihrem Werthe nach recht schätzen. Besondere Sorgfalt ist den Vorgängen in der sogenannten hohen Politik zugewendet worden, und der umfangreiche diplomatische Schriftwechsel, der aus Anlaß der großen Ereignisse des denkwürdigen Kriegs in Noten und Denkschriften sich entfaltet hat, ist, soweit sein Inhalt von allgemeinerm Interesse ist und das Bild der großen Zeit vollenden hilft, ziemlich eingehend reproducirt oder doch analysirt worden. Nächst Deutschland ist natürlich, soweit beider Geschichte nicht zusammenfällt, Frankreich besonders berücksichtigt, und wird namentlich die Erhebung der Commune mit einer der Wichtigkeit des Ereignisses entsprechenden größern Ausführlichkeit behandelt. Aus der Geschichte der übrigen Staaten, Rußlands, der Türkei, Rumäniens, Italiens, Spaniens, Belgiens, Hollands, Englands, Amerikas und der Schweiz, werden nur die wichtigsten Momente in aller Kürze hervorgehoben; größere Ausführlichkeit ist blos noch der Geschichte Oesterreichs zugestanden worden, und gewiß mit Recht: denn die neue Krisis, die Oesterreich zu bestehen hatte infolge des Attentats, welches das berüchtigte Ministerium Hohenwart-Schäffle im Bunde mit den Czechen auf die kaum zu einiger Lebenskraft gediehene Verfassung machte, gehört ohne Frage zu den merkwürdigsten und in gewissem Sinne unbegreiflichsten Ereignissen des Jahres 1871, war zugleich aber auch für Deutschland hoch erfreulich, insofern der verzweifelte und schließlich ja auch siegreiche Kampf gegen die Feinde der Verfassung und ihrer Nationalität den Deutschen in Oesterreich neue Kraft und neuen Muth gab und die Sympathien derselben dem neuen Deutschen Reiche noch nachdrücklicher sicherte. Um das Bild von dem reichen und die Geschichte des Jahres 1871 in allen wesentlichen Zügen getreu widerspiegelnden Inhalte dieses neuen Bandes des Müller'schen Werks zu vervollständigen, erwähnen wir noch, daß auch der im Laufe des Jahres 1871 entbrennende Kampf der um das Unfehlbarkeitsdogma gescharten Anhänger der neurömischen Hierarchie gegen die Staatsgewalt und die von derselben vertretenen Rechte des Staats die seiner hohen Bedeutung entsprechende Berücksichtigung gefunden hat. Der Verlauf dieses Kampfes — der ja leider schließlich nicht das gehalten hat, was er anfangs versprach — in Baiern ist ausführlich erzählt; der Beginn desselben in Preußen nur kurz berührt: mit Recht, denn ihn zusammenhängend darzustellen, wird mit eine der hervorragendsten Aufgaben der Fortsetzung des trefflichen Werks sein, das, daran zweifeln wir nicht, sich in seiner von Jahr zu Jahr vollkommener ausgebildeten Gestalt die Gunst seiner alten Freunde bewahren und über den Kreis derselben hinaus sich immer mehr neue Freunde erwerben wird. Nur einen Wunsch möchten wir für die Zukunft aussprechen, dessen Erfüllung die Brauchbarkeit des Werks als Hülfs- und Nachschlagebuch wesentlich erhöhen würde, nämlich den, daß außer der der zusammenhängenden Darstellung vorangeschickten Chronik, einer streng chronologisch geordneten Uebersicht der Ereignisse des betreffenden Jahres, auch noch ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeiten beigefügt werden möge, in dem man die Stellen, wo von der betreffenden Persönlichkeit gehandelt wird, zusammengestellt findet. Ein solches Verzeichniß könnte ja auch, statt zu jedem einzelnen Bande, immer über mehrere Bände zusammen angefertigt werden, sodaß z. B. dem mit Schluß dieses Jahres zu erwartenden Bande über die Geschichte des Jahres 1872 ein solcher Index über den gesammten Inhalt der ersten sechs Bände angefügt würde. Wir zweifeln nicht, daß der

verdiente Verfasser der „Politischen Geschichte der Gegenwart“ damit viele seiner Leser zu großem Danke verpflichten würde.

Umfassender angelegt als das Müller'sche Werk und nicht in so unmittelbarem Zusammenhange mit der Tagesgeschichte wie dieses ist Eduard Arnd's „Geschichte der Jahre 1867 bis 1871“ (Nr. 2), welche sich als dritter Band an desselben Verfassers „Geschichte der Gegenwart“ anreiht und damit die Fortsetzung der letzten bis zum Jahre 1866 geführten Auflage der so verdienstlichen und mit Recht zu einem der beliebtesten Volksbücher gewordenen Becker'schen „Weltgeschichte“ bildet. Der reiche Stoff, der in zwei Bänden erledigt sein will, ist so vertheilt, daß der vorliegende erste Band die Geschichte der europäischen Staaten 1867—71 behandelt, während die Darstellung der Entwickelung der außereuropäischen Staaten dem zweiten, demnächst erscheinenden Bande vorbehalten blieb. In der klaren und wohlgeordneten, einfachen und doch einer gewissen Wärme nicht entbehrenden Erzählung, die aus den frühern Arbeiten Arnd's hinlänglich bekannt ist, wird uns ein lebendiges Bild der jüngsten Vergangenheit gegeben, dessen allgemeine Umrisse ebenso mit fester Hand geführt sind, wie die Ausführung durch geschickte Verwerthung aller wichtigern Einzelheiten Reichthum und Abwechselung gewinnt. Alle in Betracht kommenden Quellen sind gewissenhaft benutzt; durchweg ist eine unbefangene Prüfung und ein gesundes Urtheil erkennbar. Wesentlich neue Aufschlüsse, Benutzung bisher unbekannter Materialien wird und darf man ja in einem Werke wie dieses nicht suchen: es handelt sich ja nur darum, die geschichtliche Entwickelung der letzten Jahre in einer wissenschaftlich begründeten, aber von allen gelehrten Zuthaten freien Gestalt dem großen Kreise der Gebildeten zu übermitteln. Wie diese Aufgabe für die Weltgeschichte überhaupt kein Werk in so vollendeter Weise geleistet hat wie die Becker'sche „Weltgeschichte“ — von ihrer ersten Gestalt bis zu ihrer letzten Auflage —, so ist auch kein historisches Werk in so hohem Grade populär und gewissermaßen zu einem Gemeingute aller Gebildeten geworden wie eben dieses. Von der jüngsten Fortsetzung desselben durch Eduard Arnd wüßten wir daher wirklich nichts Besseres zu rühmen, als daß wir sagen: dieselbe schließt sich dem großen Ganzen, dem sie als ergänzender Theil angefügt ist, durchaus würdig und in jeder Hinsicht ebenbürtig an. Sie wird daher auch bald in ähnlicher Weise eingebürgert und als wahres Volksbuch in der Hausbibliothek einer jeden gebildeten Familie zu finden sein.

Wenn in den beiden eben besprochenen Werken zur Geschichte der Gegenwart die Entstehungsgeschichte der deutschen Einheit, als der wichtigsten historischen Thatsache der jüngsten Vergangenheit, natürlich die größte Berücksichtigung findet und allen andern Ereignissen, die ja zum guten Theil von ihr aus bedingt und maßgebend bestimmt worden sind, vorangestellt ist, so wird die fortschreitende Einigung Deutschlands bis zur Begründung des Kaiserthums doch in beiden nur in ihrem letzten, der Vollendung entgegeneilenden Stadium behandelt: die geschichtliche Entstehung der deutschen Einheit zusammenhängend darzustellen unter genauerm Eingehen auf die verschiedenen Gestaltungen, welche die Einheitsidee im Laufe der letzten Jahrzehnte in dem Nationalbewußtsein unsers Volks erfahren hat, ist die besondere Aufgabe, die sich Karl Klüpfel in seinem neuen Werk, der „Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung. 1848—71“ (Nr. 3), gestellt hat und in deren Lösung er in dem vorliegenden ersten Bande seines auf zwei Bände berechneten Werks bis zum Jahre 1865 fortgeschritten ist. Klüpfel ist gerade in diesem Gebiete der deutschen Geschichte ja schon von früher her hinreichend bekannt: bereits 1853 erschien von ihm ein denselben Stoff, jedoch in größerer zeitlicher Ausdehnung behandelndes Werk: „Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhange“ (Leipzig, G. Mayer), eine Darstellung der mannichfachen Wandlungen, welche die deutsche Einheit oder, besser gesagt, das Streben nach derselben von den ältesten Zeiten an bis zu dem Scheitern der Bewegung von 1848—49 in der Theorie und — soweit es überhaupt zu einer solchen gekommen war — in der Praxis durchgemacht hatte. Dieses ältere Werk, das sich ebenso sehr durch sichere Beherrschung des weitverzweigten Stoffs wie durch patriotische Wärme, durch geschmackvolle Darstellung ebenso wie durch politische Einsicht auszeichnete, hat damals mit Recht in weiten Kreisen Beifall gefunden, und wenn man es schließlich doch mit Unwillen und dem schmerzlichen Gefühle der Enttäuschung aus der Hand legte, so hatte das seinen Grund eben nur in dem unerfreulichen, entmuthigenden und tief niederschlagenden Ausgang, welchen die Einheitsbestrebungen mit dem Siege der Reaction in Deutschland genommen hatten.

Wie sich die Geschichte Deutschlands seitdem gestaltet hat, war jenes ältere Werk, dessen erste, die ältern Zeiten behandelnden Abschnitte ihren Werth natürlich bewahrten, doch in seinem letzten Theile durch die Ereignisse weit überholt und unbrauchbar geworden, und wir müssen es dem verdienten Verfasser daher aufrichtig Dank wissen, daß er die Geschichte der deutschen Einheit seit dem Jahre 1848 bis auf die Gegenwart zu schreiben unternommen hat. Auch wird man es nur billigen können, daß Klüpfel den Faden der Erzählung nicht einfach da aufnimmt, wo er ihn früher fallen gelassen hatte, sondern den letzten Theil seines frühern Werks als ersten in dieses neue hinübergenommen hat, selbstverständlich in einer eigentlich von Grund aus erneuten Gestalt. Denn einmal stand der Geschichtschreiber damals den Ereignissen doch allzu nahe und war durch seine Theilnahme an denselben persönlich zu erregt, als daß er in seinem Urtheil zu völliger Objectivität hätte gelangen können; dann aber stellten sich von dem Standpunkte aus, den wir nach den großen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit einzunehmen berechtigt sind, doch auch jene frühern zunächst resultatlos gebliebenen Anläufe und gescheiterten Versuche ihrem Werthe nach ganz anders dar und erscheinen, so schmerzlich sie unser Volk getroffen haben, doch nicht blos als nothwendig, als von dem Volke und seinen Staatsmännern verschuldet und daher verdient, sondern auch als nützlich und als segensreich. So gibt denn Klüpfel in seinem neuen, höchst zeitgemäßen Werke, das eine Lücke in unserer sonst so reichhaltigen zeitgeschichtlichen Literatur ausfüllt, zunächst eine kurze Uebersicht über die Gestalt, welche die Einheitsidee unter dem Einfluß der nationalen Er-

hebung in den Freiheitskriegen angenommen hatte, um daran die Geschichte der Einheitsbewegung von 1848—49 zu reihen. In Kürze wird dann die deutsche Entwickelung charakterisirt, wie sie sich unter der Leitung des wiederhergestellten Bundestags gestaltete. Das neue Aufleben und die von nun an continuirlich weitergehende Durcharbeitung und Reifung der in der Einheitsidee gipfelnden politischen Bestrebungen leitet Klüpfel mit Recht her von der Krisis, vor die sich Preußen und Deutschland zur Zeit des italienischen Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich gestellt sahen, und von der den Wünschen und Hoffnungen der egoistischen habsburgischen Politik zuwiderlaufenden Entscheidung, die Preußen an jenem wichtigen Wendepunkte traf. Die Wirksamkeit des Nationalvereins, das sächsische Reformproject und die Vorschläge Roggenbach's sowie der preußische Verfassungsconflict leiten hinüber zu dem Ministerium Bismarck, mit dem, freilich zunächst noch von undurchdringlichem Geheimniß bedeckt, die Einheitsidee an maßgebender Stelle durchdrang und von einer kühnen staatsmännischen Hand der Verwirklichung entgegengeführt zu werden begann.

Die Darstellung gelangt im ersten Bande bis zu dem Gasteiner Vertrag 1865, durch welchen, wie der Verfasser abschließend und zugleich auf die fernere Entwickelung hinweisend richtig bemerkt, das eine zu zweifelloser Klarheit gekommen war, daß der Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen nur mit dem Schwerte überwunden werden könne. Die einschlägige Quellenliteratur ist umfassend benutzt, namentlich hat es sich der Verfasser mit Erfolg angelegen sein lassen, aus der neben den Ereignissen herlaufenden publicistischen Literatur die Stimmung der Zeit und die Art, wie sich in ihr die Ereignisse widerspiegelten, festzustellen und uns anschaulich zu vergegenwärtigen. So sehen wir denn der Fortsetzung des trefflichen Werks mit Verlangen entgegen.

Hans Prutz.

Rudolf Köpke.

Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur von Rudolf Köpke. Gesammelt und herausgegeben von F. G. Kießling. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Wenngleich Rudolf Köpke an sich nicht in dem allgemeinen Strome der poetischen Literaturentwickelung seine Bahn gesucht hat, so hat die Tagesliteratur dennoch in ihm ein werthvolles Geisteselement verloren, denn Rudolf Köpke war die überlebende Erinnerung an die sechzigjährige dichterische Laufbahn eines unserer vielseitigsten und eigenthümlichsten Genies, an die Ludwig Tieck's. Was Eckermann und Johannes Falk für Goethe waren, das war Rudolf Köpke für Tieck, und er wurde ihm unendlich mehr durch wenige Jahre des persönlichen Umgangs mit dem greisen Dichter an dessen Lebensabend; denn während Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung" mehr oder weniger aufrichtig die Beziehungen der Wirklichkeit seines Lebens und seiner Studien zu seinen Dichtungen nachgewiesen hat, blieb es Rudolf Köpke vorbehalten, nach seines berühmten Freundes Tode dessen Leben und Dichten dem deutschen Volke im Zusammenhange zu schildern.*)

Wenn wir behufs Personificirung der Hauptrichtungen der deutschen Literatur im Goethe-Zeitalter zu dreiheitlicher Ergänzung des weimarischen Doppelgestirns Goethe-Schiller eine dritte, contrastirende und doch ebenbürtige Dichtercapacität suchen, so wird das Anrecht auf eine solche dritte Stelle sicherlich Ludwig Tieck zufallen. Der Sohn des Seilermeisters aus dem alten historischen Stadtviertel um das Kölnische Rathhaus in Berlin ist, in Bezug auf sein gesammtes Wirken welches stets an maßgebenden Sammelpunkten deutschen und europäischen Lebens, verkehrte noch heute nicht ausstudirt. Nachdem zumal die Jahre seit 1848 uns in Westeuropa in vielfacher Hinsicht ein Wiederaufleben von Geschichtselementen aus der katastrophenreichen Zeit von 1789 bis 1815 gebracht haben, wird das Phänomen dieses universalistischen Schöngeistes, in dessen Phantasie wie in einem geistigen Zauberkrystalle mannichfachste, sowol erhabenste als feinste Lichtstrahlen aus dem geschichtlichen, wissenschaftlichen und poetischen Gären jener für unsere Gegenwart so bedeutungsvollen chaotischen Vorzeit, mit ihren fortwirkenden Reflectirungen bis in die Neuzeit, sich abspiegelten und verdichteten, sicherlich gegenwärtig von gesteigertem Interesse sein. Man kann die, eigentlich erst nach Schiller's Tode sich epochemachend entwickelnde romantische Schule doch wol nur verstehen, wenn man einsieht, daß der scheinbare Abfall der Epigonen unsers Jahrhunderts in Gedankengehalt und Formbildung bei den tonangebenden Leitern durchaus nicht Folge von Unfähigkeit und Oberflächlichkeit, sondern im Gegentheil verständnißvolle, bewußte und beabsichtigte Resignation war, und daß die oft als dilettantisch und kindlich naiv verspotteten Romantiker in ihrem hin- und hertastenden Suchen nach sittlichem Anhalt an entlegenen Zuständen und Geistesbildungen und namentlich in ihrer zarten Sentimentalität für mittelalterliche Sympathien die ihnen voraufgegangene moderne Classicität in ihrer ganzen Tiefe und zeitgeschichtlich bedenklichen Situation begriffen hatten. Das Magna noluisse sat est war das sehr berechtigte Grundmotiv ihrer berühmt gewordenen sittlichen Ironie. Wenn man z. B. bedenkt, daß Tieck — außerdem auch der gründlichste Kenner des gedankenreichen spanischen Dramas — den gigantischen Shakspeare zum größten Theile übersetzt und in Gesammtheit, nebst andern dazugehörigen Quellenstudien, herausgegeben hat; daß er fast 20 Jahre Dramaturg des dresdener Hoftheaters, eines die Classicität nach Möglichkeit in Leben und Ehren erhaltenden Instituts, war, und daß er

*) Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolf Köpke (2 Thle., Leipzig 1855).

ferner später in Berlin mit Felix Mendelssohn und Taubert die Kolossalmonumente der Antike, die Tragödien eines Sophokles und Euripides, für das elektische deutsche Theater der Gegenwart bühnenmöglich zu machen verstanden hat: so wird man zugestehen, daß der Autor Ludwig Tieck, der im hohen Greisenalter als Geheimer Hofrath in Berlin zum ersten male (1844) mit seinem „Gestiefelten Kater" (war 1797 erschienen) theatralisch debutirte, denn doch ein mit selbst berühmt gewordenen Witzen über die „romantische Schule" nicht abzuthuendes Problem der modernen Literaturgeschichte ist. Daß Rudolf Köpke diesem gnomenhaften Genius ein freilich nicht alle Räthsel lösendes, aber zum Nachdenken über ihre Bedeutung anregendes biographisches Denkmal gegründet hat, ist das Verdienst, durch welches auch sein Name in unserer poetischen Nationalliteratur aufbewahrt bleiben wird.

Rudolf Köpke wurde 1813 in Königsberg geboren, wo sein Vater Oberlehrer am Fridericianum war; Moritz Arndt und Max von Schenkendorf, Freunde des Vaters, standen bei ihm Pathen. Im Jahre 1817 wurde der Vater als Professor an das Joachimsthalsche Gymnasium nach Berlin berufen, an jene historische Musteranstalt des preußischen Staats, die, ähnlich wie Schulpforta, klosterähnliches Pensionat mit akademischer Bildung vereint. Während Köpke, der Vater, diesem Institute 30 Jahre bis 1857 angehörte, war Rudolf Köpke 1825—32 Zögling desselben, trat 1838 gleichfalls in die Reihe der Lehrer desselben ein, konnte aber schon 1842 von den schweren Pflichten des Pädagogen sich emancipiren, um der forschenden und producirenden Thätigkeit des Gelehrten zu leben. Er widmete sich nun vornehmlich seinem Specialfache, der Geschichtswissenschaft, in welcher er längst zu Ranke's strebsamsten Schülern gehörte, und war bis 1856 unter Geheimrath G. H. Pertz Mitarbeiter der „Monumenta Germaniae historica"; während er zugleich Literaturgeschichte an der Kriegsakademie vortrug, wurde er Privatdocent und außerordentlicher Professor an der Universität Berlin, in welcher Stellung er am 10. Juni 1870 verschied. Dem Joachimsthalschen Gymnasium und der berliner Universität, denen er Bildung und Lebensstellung verdankte, bezeigte er seine Dankbarkeit über das Grab hinaus durch Vermachung seiner Bibliothek und seines geistigen Eigenthums. Infolge dieses Anrechts hat der Director des Joachimsthalschen Gymnasiums, Schulrath F. G. Kießling, in dem vorliegenden stattlichen Bande von 830 Großoctavseiten die zerstreuten kleinern Schriften Köpke's als ein Denkmal seiner vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit gesammelt herausgegeben. Wilhelm Bernhardi, Oberlehrer an demselben Institute, ein Gelehrter aus der Tieck'schen Verwandtschaft, hat das Werk mit biographischen Notizen und mit der Hinweisung auf Köpke's übrige wissenschaftliche Werke*) eingeleitet.

Diese „Kleinen Schriften" enthalten zunächst von Köpke selbst eine Geschichte seines Namens und seiner märkischen Familie, einen immerhin allgemein beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte des bürgerlichen Gelehrtenstandes. Aus den dann folgenden 32 Aufsätzen „zur Geschichte" sind als umfangreich und werthvoll folgende zwei hervorzuheben: „Deutschland und Gustav Adolf", eine zu ihrer Zeit (1845) vollständige Kritik der deutschen Geschichtschreibung über die Hauptkatastrophe des Dreißigjährigen Kriegs, und: „Die erste Niederlage des abendländischen Kaiserthums in Unteritalien", eine Hinweisung (aus dem Jahre 1846) auf die nun gerade eintausendjährigen Elementarkämpfe zwischen italienischer, fränkischer und germanischer Nationalität. Beide Arbeiten werden jedem Geschichtsfreunde sowol durch sicherlich erschöpfende Literaturangaben als durch maßgebende ideenreiche Gesichtspunkte für die betreffenden Epochen als erfolgreiche Wegweiser des Studiums dienen. Aus diesen journalistischen Arbeiten schon ergibt es sich, daß Rudolf Köpke für die Zeiten, deren Verständniß er seine Wissenschaft gewidmet hat, das Bewußtsein des vielfach ineinandergreifenden europäischen Geschichtsconcerts besaß. Es ist kennzeichnend, daß ein solcher Gelehrter gerade zum Historiographen für die oft herabgesetzte Tieck'sche Literaturwirksamkeit bestimmt war.

Die folgenden 18 Aufsätze „zur Politik" sind sämmtlich interessante Reminiscenzen aus den Parteiverhältnissen in Berlin seit der Zeit unsers ersten öffentlichen Lebens von und nach 1848. Historiographische Quellen von allgemeiner Bedeutung sind darunter die beiden Schriften: „Die deutsche Frage", aus dem März 1849, ein Vortrag, gehalten in der Provinzialversammlung der monarchisch-constitutionellen Vereine in Potsdam, und: „Das Ende der Kleinstaaterei", eine Geschichte der sogenannten deutschen Einheitsbestrebungen, entstanden unmittelbar nach dem Kriege von 1866. In letzterer Schrift hat den Verfasser der allerdings sehr natürliche Jubel über so lange entbehrte Erfolge Preußens zu einer gewissen Einseitigkeit fortgerissen; während er in der voraufgenannten Betrachtung aus der deutschen Revolutionskatastrophe von 1849, von einem noch heute durchweg staatsmännisch soliden Gesichtspunkte mit vielseitigsten Perspectiven, die Wichtigkeit der historischen Hinneigung kleiner deutscher Staaten zu Preußen maßgebend charakterisirt, läßt er in der Jubelschrift von 1866 diese diplomatischen Voraussetzungen eben der Errungenschaften von 1866 — vielleicht nur in discreter Finesse — einigermaßen aus den Augen.

Robert Giseke.

*) Für die poetische Literatur hat Köpke sich noch verdient gemacht durch Herausgabe von Tieck's „Nachgelassenen Schriften" (2 Bde. Leipzig 1855) und Heinrich Kleist's „Politischen Schriften und Nachträgen zu seinen Werken" (Berlin 1862).

Eine Kritik des Somnambulismus.

Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten im menschlichen Denken. Von J. Hoppe. Mit besonderer Beziehung auf das „schottische Gesicht". Auf Grund von Untersuchungen. Freiburg i. Br., Herder. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser hat ein Jahr früher eine Abhandlung über Hallucination und Illusion geschrieben, welche manche werthvolle Ausführungen enthält; er versucht in der gegenwärtigen, auch über das Hellsehen zu urtheilen, welches bei ihm freilich sich in nichts auflöst, indem er dem menschlichen Geiste alle Fähigkeit abspricht, Fernes und Verborgenes zu erkennen, und alles Zutreffen unmittelbaren Schauens für zufällig erklärt. Der Verfasser findet es auffallend, daß die bekannte Schrift J. Müller's über die phantastischen Gesichtserscheinungen bei den „Männern des Hellsehens" gar keinen Eingang gefunden hat, was sich leicht daraus erklärt, daß Müller wegen seiner Unkenntniß des Somnambulismus keinen Unterschied zwischen den Erscheinungen vor dem Einschlafen und denen im natürlichen und künstlichen Magnetismus fand, obgleich dieser Unterschied doch auffällig genug ist. Zahlreiche Schriftsteller, unter ihnen Wirth und nun wieder E. von Hartmann, haben das magnetische Hellsehen nicht nur anerkannt, sondern auch bis zu einem gewissen Grade erklärt, und Hartmann sagt ganz richtig: „Es gibt eine unmittelbare Erkenntniß ohne Vermittelung der sinnlichen Wahrnehmung und des Bewußtseins; diese unbewußte, durch keine sinnliche Wahrnehmung erzeugte und dennoch unfehlbar gewisse Erkenntniß ist das Hellsehen." Den Kennern und Autoritäten gegenüber glaubt nun J. Hoppe, nicht nur die Theorien, sondern auch die Thatsachen vernichten zu können; der Menschengeist, sagt er, werde mit seinen mystischen Erscheinungen so lange Lärm machen und die Aufmerksamkeit beunruhigen (welches Deutsch!), bis die Wissenschaft hierzu jede Möglichkeit beseitigt habe. E. von Hartmann führt eine Anzahl beweisender Thatsachen für das Hellsehen an, unter anderm Swedenborg's, der eben in Gothenburg weilte, Erkennen eines Brandes in Stockholm, wobei Hoppe bemerkt: „Wer Menschen kennt, der weiß, daß Swedenborg den fern von ihm in Stockholm erkannten Brand entweder selbst hat anstiften lassen, um sich in den Ruf eines überirdisch begabten Menschen zu setzen, oder daß er die Erkenntniß zufällig getroffen hat." Diesen schönen Fernblick Swedenborg's zufällig zu nennen, ist willkürlich und sinnlos, den frommen und durchaus redlichen Swedenborg aber zutrauen, er habe den Brand selbst anstiften lassen, ist eine schwere ihm angethane Unbill. Während Hartmann die Grundphänomene des Mesmerismus als anerkannt bezeichnet, glaubt Hoppe, dieselben mit Phrasen aufheben zu können, betrachtet die Wirkung der Magnetiseurs als bloße Kunststückchen, verwirft ferner auch den gesammten Spiritismus, erklärt, die Medien trieben nur Humbug u. s. w. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mit dem Mesmerismus und Spiritismus Misbrauch genug getrieben wurde und getrieben wird, daß Betrug und Selbsttäuschung nicht fehlen, aber ebenso sehr, daß in beiden eine Fülle von Wahrheit und Realität vorhanden ist, welche die höchste Beachtung verdient und die keine Sophistik vernichten wird. Wenn Männer wie Edmonds, Victor Hugo, Wallace, Crookes, Guldenstubbe, Aksakow, der vor kurzem verstorbene Graf Brassier de St.-Simon und so viele andere bedeutende Personen erklärte Anhänger des Spiritismus sind, so erweist dieses zuverlässig, daß die bezüglichen Phänomene nichts weniger als unbedeutend oder nichtig sein können.

Grundirrthum des Verfassers ist der Glaube, daß die subjectiven Gesichtserscheinungen, das Gestaltensehen, das bewußte Deuten letzterer, die daran sich knüpfenden Folgerungen u. s. w. Fern- und Hellsehen seien. „Wer Gestalten vor den geschlossenen Augen sehen und zu diesen Gestalten irgendetwas mittels seiner erworbenen Kenntnisse hinzudichten kann, der vermag dasselbe zu produciren, was die abgefeimteste Schläferin hervorbringen kann. Nur das Dichten mittels subjectiver Sinneserscheinungen bleibt allein übrig, und indem wir dasselbe erklären, erklären wir somit auch den ehemaligen(!) Somnambulismus." Nachdem der Verfasser bemerkt hat, daß der Mensch aus allem Möglichen „wahrsagen" und an jede Erscheinung Gedanken in Bezug auf ein anderes Geschehen anknüpfen kann, wobei auch kein „Künstler" dieser Art das Nachdenken unterläßt, führt er an, daß oft die Visionen, diese Producte der unbewußt sich äußernden Vorstellungsthätigkeit, zum Wahrsagen benutzt werden. Man kann zugeben, daß manche ihre Phantasmen, über deren Bedeutung verblendet, zum Wahrsagen geeignet wähnen; das ist eben die Pseudoprophetie. Ueberhaupt trifft die ganze Auslassung des Verfassers die Sache nicht. Er wähnt, das Versetztwerden der ekstatisch Schauenden an einen fremden Ort aus dem unbewußten und unwillkürlichen Schaffen der Vorstellungsthätigkeit zu begreifen, „die oft urplötzlich einen Raum in der Form einer Gegend oder Stadt, eines Dorfs oder Hauses gestalte, wo dann Personen, die ihre eigene Geistesproduction nicht durchschauen, sich in andere Regionen versetzt wähnen" u. s. w. Wenn nun aber die Betreffenden, sobald sie wirklich an den geschauten Ort kommen, diesen in allen Details wiedererkannten, wenn Menschen während der Ekstase von andern an dem Orte gesehen wurden, wohin ihre Sehnsucht sie zog, wie die Doppelgänger, wie manche Sterbende: haben sie sich da etwa auch einen imaginären Raum geschaffen, und haben sich die andern nur eingebildet, sie gesehen zu haben? Der Verfasser hält wie viele andere den Maßstab seiner Capacität für das Maß der Wirklichkeit, und weil er von vornherein das für unmöglich nimmt, was er nicht zu denken vermag, so ist er auch durch die Objectivität nicht belehrbar, und darum verliert auch seine Exegese concreter Fälle, z. B. S. 23, 47, 49, allen Werth. Die im Hellsehen wirksame Thätigkeit kann eben, was der Verfasser nicht sehen will, noch anderes hervorbringen als Visionen ohne Realität. Ebenso irrig ist die Annahme, daß jeder den Seher „spielen" könne, wozu nun der Verfasser eine förmliche Anleitung gibt, „damit kein widriges, sondern ein ästhetisch gehaltenes Werk entstehe". Man müsse vor allem eine gewisse Meisterschaft im „Urtheilen" errungen haben, dann muß man in die einem gewissen Ereigniß entsprechende Seelenstimmung „zu gerathen wissen", die

Wirkung hiervon auf das Auge muß ihrer Ursache angemessen sein, die Vorstellungsthätigkeit des Sehers muß ihm unbewußt etwas Gediegenes bilden können u. s. w. Diese ganze Auslassung widerspricht vollständig dem wirklichen Hergange der Sache, denn dem wahren Seher kommen die Gesichte ganz ohne sein Zuthun, ohne vorhergehende Uebung, er sieht, was er sich weder vorstellen kann noch will, und sagt ohne Urtheil aus, was er geschaut hat. Niemand zweifelt daran, daß durch künstliche Mittel subjective Gesichtserscheinungen erzeugt werden können, daß in der Hallucination die Seele uns unbewußt Gestalten bildet; aber etwas ganz anderes ist es, Fernes und Zukünftiges so zu schauen, wie es sich im gleichen Moment oder später wirklich ereignet, wofür bei den Schlafwachen und den ekstatischen Sehern neben ungewissen und zweifelhaften eine Menge der bestbeglaubigten Fälle vorliegen. Die schottischen Seher betrachteten ihre Fähigkeit als eine Naturgabe, die der eine hat, der andere nicht; von Uebung, Vorbereitung ist nirgends die Rede. Weil sie nach dem Gesicht erschöpft waren, in Schweiß geriethen, manche sogar in Ohnmacht fielen, so sollen sie nach einem ganz willkürlichen Schluß des Verfassers „diese Handlung mit streng gewissenhafter Ausführung betrieben haben", während sie vielmehr, wie von fremder Gewalt ergriffen, sich dabei nur leidend verhielten. Die Frauen, meint er, seien äußerst selten mit dem Vorgesicht begabt, „weil sie den somnambulen Zustand zu ihren Kunstleistungen vorziehen", während doch die Erfahrung lehrt, daß der Autosomnambulismus ohne ihr Zuthun und ohne ihren Willen über sie kommt. Die schottischen Seher hätten ihre Gesichte geflissentlich veranlaßt, und das Zutreffen müsse man hierbei ganz preisgeben. Dieses wirklich nur eingebildete Müssen ist es aber, womit der Verfasser selbst die Brücke zur Einsicht sich abgebrochen hat; und wenn er behauptet, aus eigener Erfahrung über das Zweite Gesicht geredet zu haben, das doch nicht eingetroffen ist, so muß man einfach schließen, daß er nur physiologisch und psychologisch begründete Phantasmen, aber kein Vorgesicht hatte. Der Verfasser spricht auch von „Experimenten über religiöse Visionen", aber auch diese wurden den Betreffenden ohne ihr Zuthun zutheil, und manche wünschten sie lieber nicht zu haben. Hat sich etwa auch Paulus auf die Vision vorbereitet, die er vor Damaskus hatte?

Der Verfasser spricht von Schatten, die bei congestiver Neigung vor den Augen vorüberhuschen, aus denen man Gestalten machen könne; es komme darauf an, sich eine Uebung im Gewinnen von Visionen zu erwerben und in der Beziehung dieser auf ein bestimmtes Ereigniß: das sei das Wahrsagen; alle Kunststückchen der Seher und der Schlafwachen haben ihr Ende gefunden, sind für immer dahin! Der Irrthum des Verfassers, dem der Sinn für die Objectivität und Facticität auf dem großen Gebiete der hier in Frage kommenden Thatsachen fehlt, weshalb er nicht über den dürftigen Begriff der subjectiven Gesichtserscheinungen und ihre Deutung hinauskommt, liegt nicht in der Methode der Untersuchung und logischen Entwickelung, sondern in unrichtigen Voraussetzungen, welche das Ergebniß seiner Arbeit präjudiciren. Dieselbe dürfte wol nicht geeignet sein, die entgegengesetzte Ueberzeugung zu ändern, und noch viel weniger, die Bedeutung der Phänomene selbst in Frage zu stellen.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

— In Dresden erscheint mit dem neuen Jahre ein neues belletristisches Wochenblatt: „Pantheon", herausgegeben von Nikolaus von Gerbel. Die Probenummer bringt ein Gedicht des Herausgebers, in welchem „warme Huldigung für das Schöne" versprochen wird, „Unterhaltendes in Prosa und in Poesie":

> Humor auch noch mit gutem Takt;
> Von Tagsgeschichte — nur Extract.
> Geschmackvoll alles darzustellen
> Ist der Autoren erste Pflicht.
> Denn auf unendliche Novellen
> Und Bilder leist' ich gern Verzicht;
> Mit Blättern, die man illustrirt,
> Seid zur Genüge ihr servirt.

Die erste Nummer enthält einen Aufsatz: „Savonarola im Lichte seiner Zeitgenossen", ein ansprechendes, inniges Gedicht „Abendruh" von Feodor Wehl, einen Artikel über „Das Pantheon" von dem Herausgeber, der dabei noch einmal auf sein Blatt zurückkommt, welches „der Pflege der ästhetischen Interessen des Lebens" gewidmet sein soll, ein ausgiebiges Notizenfeuilleton und mehrere Miscellen.

— In Lausigk erschien seit einiger Zeit ein schüchternes Blättchen: „Deutsche Dichterhalle", schüchtern, wie es der Lyrik in einer Zeit geziemt, welche, nach dem maßgebenden Urtheil der Zeitschrift „Im neuen Reich", „für reine Poesie platterdings nicht berufen ist". Es ist natürlich, daß seit diesem zermalmenden Ausspruch der realistischen Rhadamante die neue Poesie kaum noch den Muth hat, sich ans Licht hervorzuwagen. Das Blättchen enthielt einzelne ganz hübsche Beiträge namhafter Dichter. Jetzt ist es nach Leipzig übergesiedelt erscheint hier im Verlag von Hartknoch und die Redaction ist an Oskar Blumenthal übergegangen.

— Von Peter Lohmann's „Pantheon deutscher Dichter" (Leipzig, Matthes), liegt die achte Auflage vor, welche dem Herausgeber ein Zeugniß zu sein scheint, daß er die Wünsche zartsinniger Kreise getroffen hat.

— Der historische Roman: „Eine ägyptische Königstochter" von Georg Ebers liegt in dritter Auflage vor (3 Bde., Stuttgart, Hallberger). Der Verfasser, als geistreicher Aegyptolog bekannt, befindet sich gegenwärtig auf einer Studienreise in Kairo.

— Von Andreas Oppermann's interessanter Biographie „Ernst Rietschel" (Leipzig, F. A. Brockhaus), liegt eine zweite durchgesehene und vermehrte Auflage vor; sie ist mit dem Porträt Rietschel's geschmückt; außerdem ist ihr eine Beschreibung des Luther-Denkmals zu Worms sowie ein Katalog der im Rietschel-Museum zu Dresden befindlichen Sculpturen beigegeben. — Ebenfalls bereits in zweiter Auflage erschienen in demselben Verlage die erst im vorigen Jahre veröffentlichten Jugenderinnerungen des Geheimen Kirchenraths Karl Hase: „Ideale und Irrthümer."

— Die „Fragmente über Geologie" oder die Einsturzhypothese vom Markgrafen Franz Marenzi (Triest, Buchdruckerei des Oesterreichischen Lloyd), die in d. Bl. bereits sehr

anerkennend besprochen wurden, liegen in fünfter vermehrter Auflage vor.

— Das Werk von David Strauß „Der alte und der neue Glaube" (Leipzig, Hirzel), das bereits in vierter Auflage erscheint, hat eine ganze Literatur hervorgerufen. Professor Huber hat seine Kritik desselben, die in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen war, jetzt selbständig im Buchhandel herausgegeben. Später wurde Strauß in der „Allgemeinen Zeitung" von Ziegler vertheidigt, während Semper an sein Werk eine darwinistische Studie knüpfte. Jetzt erscheint Strauß selbst auf dem Kampfplatz, als Verfasser polemischer Streitschriften schon aus früherer Zeit bekannt, und vertheidigt sein Werk in einer selbständigen Broschüre. Wir werden alle diese Schriften demnächst einer zusammenfassenden Kritik unterziehen.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich, unter einer großen Zahl von Novitäten, folgende, die ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen: „Studien", von Adalbert Stifter, dritter Band, den nachgelassenen Werken entnommen; ausgewählte Werke Friedrich's des Großen, ins Deutsche übertragen von Heinrich Merckens, erster Band; „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", achter Band; „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakspeare" von Michael Bernays; „Mütter berühmter Männer" von F. Arndt, drittes und viertes Heft, enthaltend die Charakteristik von „Anna Amalia" und „Elisabeth Katharina Goethe"; E. Brachvogel: „Die Männer der neuen deutschen Zeit", vierte und fünfte Lieferung; Karl Ruß: „Deutsche Heimatbilder"; „Moritz von Sachsen", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse; „Rienzi, der Tribun", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Pirazzi.

Ausländische Literatur.

— Es kommt in Deutschland wol selten vor, daß gegen Kritiker vor Gericht geklagt wird; grob zu sein, gehört zu den Menschenrechten deutscher Kritik. In England hat neulich Hepworth Dixon, der frühere Redacteur des „Athenaeum" gegen die „Pall Mall Gazette" eine Klage eingereicht. Die englische Justiz wies den Kläger nicht zurück, sie gab zu, daß die Ehre Dixon's verletzt sei; aber während dieser auf eine Entschädigung von 10000 Pfd. St. klagte, lautete das Urtheil auf eine Entschädigung von 1/4 Penny. Dies Urtheil ist mehr gegen den Kläger als gegen den Beklagten gerichtet.

— Die „Collection of British authors, Tauchnitz edition" (Leipzig, Bernhard Tauchnitz), ist bis zu Band 1254 vorgeschritten. Unter den letzten Bänden findet sich vieles von besonderm Interesse, so die Dichtung: „Aurora Leigh" von Elisabeth Browning, welche die Dichterin selbst in der Widmung das reifste ihrer Werke nennt, in dem sie ihre Ueberzeugungen über Leben und Kunst ausspricht; ferner die „Poetry by *Elizabeth Browning*" und in zwei Bänden: „The poetical Works of *Robert Browning*." Die Lyrik ist überdies durch die „Poems of *Percy Bysshe Shelley*" vertreten, eine Sammlung, in welche einzelne Acte aus dem „Prometheus unbound", einzelne Gesänge aus „The revolt of the Islam" aufgenommen sind, in welcher wir aber eine für Shelley sehr charakteristische Dichtung, das Hohelied des Atheismus, die „Queen Mab" vermissen. Ein Band der Sammlung enthält, mit zahlreichen Noten ausgestattet, die Schrift von Edward A. Freeman: „The growth of the English constitution." Von Unterhaltungsliteratur enthalten die uns vorliegenden Bände: „Caroline and other stories by *John Ruffini*", „The golden lion of Graupern by *Anthony Trollope*", „In silk atire, by *William Black*", „Cecil Castlemaine's gage by *Ouida*", „Miss or Mrs., by *Wilkie Collins*".

— „Das Vermächtniß Kains" von Sacher-Masoch erscheint in einer gelungenen Uebersetzung in der pariser „Revue des deux mondes". Sie sagt in ihrem Vorwort: „Der Realismus beginnt sich im slawischen Osten eine Schule zu gründen, der interessanteste und bemerkenswertheste Vertreter derselben ist ein Kleinrusse aus Galizien, Hr. Sacher-Masoch. Er schreibt deutsch und kennt seine Sprache; sein Stil ist gewählt, voll Farbe und Plastik. Er ist von philosophischen Ideen geleitet, aber trotzdem athmen seine Gestalten ein eigenthümliches, für den abendländischen Geschmack beinahe übermäßiges Leben." Den „Don Juan" nennt die „Revue" die Perle der Sammlung, das Meisterstück dieses hervorragenden Talents. Bei der jetzigen Stimmung der französischen Presse gegen Deutschland verdankt Sacher-Masoch diese Auszeichnung wol dem Umstande, daß er ein zufällig in deutscher Sprache schreibender Slawe ist. Längst hat Saint-René Taillandier aufgehört, in der „Revue" sich mit neuen deutschen Dichtern zu beschäftigen; inzwischen ist er in die Akademie aufgenommen worden, nachdem er über die Thätigkeit seiner Vergangenheit mehr oder weniger den Stab gebrochen hat.

— Victor Hugo hat dem todten Napoleon einige Verse der Versöhnung gewidmet, welche mit den Worten beginnen:

> Peuple, soyons cléments, soyons forts! Oublions!

Er nennt den Kaiser

> un vieillard cassé par la misère;
> Qui dort sous le fardeau de la terre étrangère,

und schließt mit den Worten:

> Et moi je ne crois pas
> Qu'il soit digne d'un peuple en qui Dieu se reflète
> De joindre au bras qui tue une main qui soufflète.

Diese Strophen machen dem Herzen des Dichters alle Ehre, doch bleibt er sich darin treu, daß er mit seinen poetischen Hyperbeln der geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht schlägt. So ruft er den Franzosen zu:

> Roi, puissant, vous l'avez brisé, c'est un grand pas.
> Il faut l'épargner mort.

Die Philologen der Zukunft werden diesen Satz nur mit großer Mühe erklären können; sie müssen dabei auf ihre Kenntniß der Schlacht von Sedan verzichten.

— Auch Italien hat seine Kritiker, welche nach Art und Weise der ehemals Julian Schmidt'schen, jetzt in die Zeitschrift „Im neuen Reich" geflüchteten Grenzbotenlegende dem italienischen Volke den Beruf zur Dichtung, wenigstens zur dramatischen absprechen. Dies thut Luigi Capuana in seinen „Saggi critici", einer Sammlung dramaturgischer Kritiken. Nach seiner Ansicht hat die Tragödie mit Shakspeare, die Komödie aber mit Augier und Dumas dem Jüngern ihre Vollendung erreicht (!). Italien hat mit der „Commedia del arte" seinen Antheil an dieser Entwickelung gehabt; jetzt ist das Buch der Kunst für immer zugeschlossen und versiegelt. Trostlose Weisheit der Kritik, welche der Zukunft das Gesetz dictiren will!

Theater und Musik.

— Die Bearbeitungen Shakspeare'scher Stücke von Oechelhäuser brechen sich immer mehr Bahn auf den deutschen Bühnen. Nachdem „Richard II." am berliner Hoftheater gegeben worden ist, kam jetzt auch „König Lear" am dessauer Hoftheater in dieser neuen Bearbeitung zur Aufführung.

— Die Intendanz des pesther Nationaltheaters hat einen Preis von 100 Dukaten für ein dem ungarischen Leben entnommenes Originalstück ausgesetzt, mag es nun der Vergangenheit oder der Gegenwart angehören! Wenn zwei concurrirende Stücke gleich preiswürdig sind, so erhält dasjenige den Preis, in welchem das volksthümliche Element am meisten vertreten ist. Die Entscheidung über die Volksthümlichkeit eines Dramas gehört zu den schwierigsten, weil hierfür jeder ästhetische Anhalt fehlt. Wahrscheinlich wird Szigligeti, der unermüdliche Dramatiker Ungarns, der regelmäßig alle Preise des Nationaltheaters gewinnt, auch diesen gewinnen.

— Am braunschweiger Hoftheater hat Paul Lindau's „Maria und Magdalena" einen mittlern Bühnenerfolg davongetragen; die Kritik in der „Magdeburgischen Zeitung" spricht sich scharf über die Mängel des Stücks aus.

— Während die englischen Bühnen fast alle französischen Sensationsstücke über den Kanal hinüberverpflanzten, hat dies-

mal ein französischer Dramatiker ein englisches Drama: „The speaking wire", von dem unermüdlichen Sensationsdramatiker Boucicault, bearbeitet und im Ambigutheater zur Aufführung gebracht. Der Inhalt des Stücks gehört der athemlos spannenden Effectdramatik an. Ein junger Mann wird infolge einer Reihe von Verwickelungen des Mordes angeklagt; der einzige Zeuge, der seine Unschuld beweisen konnte, befindet sich am Bord eines segelfertigen Schiffs. Wie dieser Zeuge, durch den Telegraphen herbeigerufen, alle Hindernisse überwindet, sich ins Meer stürzt, als der Kapitän ihn nicht fortgehen lassen will und die Anker lichtet, dann eine Locomotive besteigt und den Freund errettet — das wird in einer Reihe bühnenwirksamer Situationen einem motionsbedürftigen Publikum vorgeführt.

— Richard Wagner beschreibt in dem „Musikalischen Wochenblatt" die Eindrücke auf seiner Reise durch Deutschland, die er zum Besten des baireuther Fonds unternommen hat. An Ausfällen auf Bühnendirectoren und Kapellmeister fehlt es in diesen Berichten ebenso wenig, wie an mitgetheilten Festreden bei Banketts zu Ehren des Dichtercomponisten.

— Das Victoriatheater in Berlin brachte eine neue Zauberposse „Faust und die schöne Helena". Das Stück hatte als Ausstattungsstück Erfolg; die Couplets sind nicht von Goethe.

— Fräulein Klara Ziegler glänzte als Medea in einer Vorstellung des wiener Carltheaters zum Besten des Journalistenvereins Concordia.

— Die Direction des darmstädter Hoftheaters ist nach Rücktritt des frühern Directors, Geheimen Hofrath Textor, neu organisirt worden. Zum artistischen Director wurde der Dichter des „Pombal", Dr. Werther, der bis dahin das mannheimer Hoftheater in verdienstlicher Weise mit künstlerischen Tendenzen geleitet hatte, mit dem Charakter eines Hofraths ernannt. Im übrigen ist die Direction collegialisch; außer Werther befinden sich vier zum Theil höhere Beamte in dem leitenden Collegium.

— Das Lustspiel: „Das Waldfräulein", von einer unter dem Pseudonym M. von Eschenbach schreibenden Dame hatte am wiener Stadttheater keinen sonderlichen Erfolg. Die in demselben herrschende Naivetät erschien etwas zu derb aufgetragen, wenn man auch die Tendenz billigen mochte, welche der vornehmen Verziehung einen Spiegel vorhalten will. Der dramatische Aufbau läßt viel zu wünschen übrig.

— Auch das Lustspiel: „Das Kampf ums Dasein" von Adolf Wilbrandt, hatte am münchener Residenztheater nur geringen Erfolg. Das Stück wird als eine flüchtige Arbeit getadelt, die ein Motiv aus den „Zärtlichen Verwandten" von Benedix in etwas anderer Weise und mit den beliebten Requisiten des Malerateliers ausführt. Man sollte unsere Dichter, auch die begabten, vor Vielschreiberei warnen. Wilbrandt soll außerdem eine neue Römertragödie vollendet haben.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 18. Januar starb Sir Edward Lytton Bulwer, ein Autor, der in jüngster Zeit nicht stets mit neuen Productionen auf dem literarischen Markte erschien, sodaß er nicht mehr zu den Modeschriftstellern gerechnet werden kann. Gleichwol ist er einer der begabtesten und feinsinnigsten englischen Autoren und den Verfassern der heutigen Sensations- und Dorfromane durch geistige Bedeutung himmelweit überlegen. Es ist keine Frage, daß seitdem das Niveau der englischen Unterhaltungsliteratur sich außerordentlich verflacht hat. „Die letzten Tage von Pompeji" „Rienzi" und „Der letzte der Barone" sind hervorstechende Geschichtsromane, welche denen von Walter Scott durch Verdienste eigenthümlicher Art den Rang streitig machen. Sein „Eugen Aram" gehört zu den spannendsten Romanen der Neuzeit, „Pelham" und „Devereux" sind feine, vorzügliche Sittengemälde. Im Drama war Bulwer weniger glücklich. Wir zweifeln indeß nicht, daß er in der englischen Literatur mit seinen Meisterwerken noch eine Stelle behalten wird, wenn die jetzigen, auch humoristischen Modeschriftsteller längst vergessen sein werden.

— In der letzten Decemberwoche starb im Alter von 71 Jahren der Geschichtschreiber der Restauration Jean Baptiste Honoré Raymond Capefigue, einer der bändereichsten Autoren des neuen Frankreich, in Paris. Er war als Journalist von der Februarrevolution bis zum Staatsstreich, wo er an der „Assemblée nationale" mitarbeitete, ein eifriger Gegner der Republik. Wenn seine allzu breiten Geschichtswerke vergessen sein werden, wird man vielleicht noch seine pikanten biographischen Studien zur „Weltgeschichte im Unterrock", seinen „Reines de la main gauche" und „Reines de la main droite", Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bibliographie.

Arndt, F., Mütter berühmter Männer. 4tes Heft: Elisabeth Catharine Goethe, geb. Textor, die Mutter Goethe's. Berlin, Staude. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beer, A., Die erste Theilung Polens. 2 Bde. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Darwin, C., Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, E. Schweizerbart. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Drayton, M., Nymphidia. Dem Englischen nachgedichtet von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy und A. Graf Wickenburg. Heidelberg, Weiß. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dümichen, J., Ueber die Tempel und Gräber im alten Aegypten und ihre Bildwerke und Inschriften. Vorlesung. Strassburg, Trübner. 1872. Lex.-8. 8 Ngr.

Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft von P. L. 1ster Thl. Die menschliche Gesellschaft als realer Organismus. Mitau, Behre. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hottinger, C. G., Die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. Ein Vortrag. Straßburg, Trübner. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

Jordan, W., Arthur Arden. Schauspiel. Frankfurt a. M., Jordan. 1872. 8. 1 Thlr.

Kletke, H., Gedichte. Vermehrte Gesammt-Ausgabe. Berlin, Schroeder. Gr. 16. 1 Thlr.

Deutsche Lehr- und Wanderjahre. Selbstschilderungen berühmter Männer und Frauen. I. Dichter und Künstler. Berlin, Vahlen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lessing's Prosa für Schule und Haus. Ausgewählt von A. Luthardt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lewohl, Caroline, Myrte oder Lorbeer. Erzählung. Graz, Verlag „Leykam-Josefsthal." 1872. 8. 24 Ngr.

Lingg, H., Der Doge Candiano. Drama. Stuttgart, Göschen. 8. 24 Ngr.

Lochner, G. W. K., Geschichte der Reichsstadt Nürnberg zur Zeit Kaiser Karls IV. 1347—1378. Berlin, F. Lobeck. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lohmann, P., Die Schwarzensteiner. Eine Erinnerung an den Aufgang des neuen Reiches. Gotha, F. A. Perthes. 8. 28 Ngr.

Mac Mulock, Miß (Mrs. Craik), Gedichte. Aus dem Englischen von C. B. Schlüter und A. Jüngst. Münster, Russel. 1872. Gr. 16. 20 Ngr.

Mandl, M., Das Käthchen von Heilbronn. Ein deutsches Epos. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meitzen, E., Bhawani. Natürliche Schöpfungs-Anschauung. Leipzig, Mayer. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Meyer, J., Gröndunnersdag bi Eckernför. Eine episch-lyrische Dichtung in ditmarscher Mundart. Leipzig, Brauns. 8. 16 Ngr.

Meyern, G. v., Ein Kind des Elsaß. Drama. Leipzig, C. J. Günther. 16. 12 Ngr.

Miklosich, F., Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's. I. Wien, Gerold's Sohn. 1872. Gr. 4. 1 Thlr.

Milow, S., Zwei Novellen. Heidelberg, Weiß. 1872. 8. 20 Ngr.

Mohr, E., Von Bremen nach dem Mosiwatunja, den Victoriafällen des Zambesi. Leipzig, Hinrichs. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Moser, G. v., Lustspiele. 1ster Bd. Das Stiftungsfest. Schwank. Die Sünderin, Lustspiel. Berlin, Behr. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, A., Die griechischen Philosophen in der arabischen Ueberlieferung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Münchhausen, A. F. v., Geschlechts-Historie des Hauses derer von Münchhausen von 1740 bis auf die neueste Zeit. Eine Fortsetzung der von G. S. Treuer im Jahre 1740 herausgegebenen Geschlechtshistorie des Hauses. Hannover, Hahn. 1872. Fol. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mylius, O., Am Hofe der nordischen Semiramis. Historischer Roman. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Oeynhausen, Freih. F. A. L. v., Gedichte aus seinem Nachlaß. Ein Angedenken für seine Freunde. Paderborn, Schöningh. 1872. 8. 1 Thlr.

Philippi, A., Ueber die römischen Triumphalreliefe und ihre Stellung in der Kunstgeschichte. Vorgelegt von Overbeck. Leipzig, Hirzel. 1872. Hoch 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Quade, G., Die Sturmfluth vom 12. bis 13. November 1872 an der deutschen Ostseeküste. Gedenkbuch. Wismar, Hinstorff. 1872. 8. 5 Ngr.

Schneider, G., Pariser Briefe. Bilder und Schilderungen aus der letzten Periode des Kaiserreichs, der Wahl-, Plebiscit-, Kriegs-, Belagerungs- und Commune-Epoche sowie aus der ersten Periode der Republik. 3ter Thl.: Die Belagerung, der Waffenstillstand und Friedensschluß. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Schreyer, O., Im Lande der Gallier. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870. Hamburg, Kittler. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 6. Februar 1873.

Alexander von Humboldt, ein biographisches Denkmal.

Zweiter Artikel.*)

Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus, A. Dove, H. W. Dove, J. W. Ewald, A. H. R. Grisebach, J. Löwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt bearbeitet und herausgegeben von Karl Bruhns. In drei Bänden. Mit drei Porträts Humboldt's in verschiedenen Lebensaltern. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 10 Thlr.

Der freundschaftliche Verkehr im Forster'schen Hause hatte für Humboldt auch die interessante persönliche Bekanntschaft mit Jacobi und Sömmerring zur Folge, welche in ästhetischer und physiologischer Hinsicht ebenfalls einen wesentlichen Bildungseinfluß auf den strebsamen jungen Mann ausübten. Der damalige wissenschaftliche Kampf zwischen Volta und Galvani war noch im vollen Gange, und es konnte besonders Sömmerring darüber vortrefflich sprechen, da er gerade in dieser Materie als Fachmann fleißig gearbeitet hatte. Es ist bekannt, wie sehr sich Humboldt für denselben Gegenstand interessirte, in dem er sogar ein allgemein beachteter Selbstforscher geworden ist. Der Verfasser deutet auch auf eine spätere lebhafte Correspondenz Humboldt's mit diesen hochbegabten Männern hin, besonders mit Georg Forster, der die muntere Laune, die Gutmüthigkeit und feine Empfindung des jungen Gelehrten gegen Jacobi rühmte. Daß diese Correspondenz in den dreißiger Jahren von den Erben Forster's wieder an Humboldt zurückgegeben und von diesem vernichtet worden ist, beklagen wir mit dem Verfasser sehr. Von den übrigen Briefen aus dieser Zeit wollen wir nur eine Stelle des Schreibens an den in Frankfurt a. O. gewonnenen Universitätsfreund Wegener vom 23. September 1790 mittheilen:

Endlich einmal wieder ein paar Worte zu dir, mein Guter! — schreibt er von Hamburg aus, wo er soeben angekommen, um die Handelsakademie von Büsch zu besuchen. — Böse bist du mir nicht, nein, Wilhelm, das kann unter uns nicht sein! Ich habe dir lange nicht geschrieben, aber du weißt ja, daß dies öftere oder seltenere Schreiben kein Thermometer der Freundschaft unter uns ist. Du kennst meine warme, innige Anhänglichkeit an dich, du weißt wie viel ich dir, Lieber, verdanke — unter uns kann keine Trennung sein. Meinen Brief aus London hast du doch richtig erhalten? Du erwartetest vielleicht mehrere aus London, aber wisse, daß du außer unserm Hause mit Willdenow der einzige warst, an den ich schrieb. Denk' wie ich seit dreiviertel Jahren umhergeschleudert bin. Seitdem ich aus Frankreich zurückkam, war ich vier Wochen in Mainz, dann in Aschaffenburg, dann im Vogelsgebirge und in der Rhön. Ueber Göttingen und Hannover reiste ich hierher. Ich lebe als Zögling auf der Handelsakademie bei Professor Büsch, sehe nichts als Zahlen- und Comptoirbücher vor mir und muß meine Pflanzen und Steine vergessen. Kaum war ich fünf Tage in Hamburg, so sah ich Naturalien aus der Insel Helgoland. Die Begierde, sie selbst zu haben, ergriff mich. Ich schiffte mich ein und machte in acht Tagen eine sehr stürmische Seereise von 45 Meilen. Jetzt muß ich mich an dem Anblick der Schiffe im Hafen begnügen, denn sowie ich wieder das Element befahre .... Werden meine Wünsche erfüllt, so gehe ich in anderthalb Jahren wieder nach England ..... Mein Buch über die Basalte schicke ich dir hier. Du thust mir einen Gefallen, wenn du die erste Hälfte lesen willst, sie ist ganz philologisch. Die andere ist langweilig für dich, ob sie gleich wegen einiger Paradoxen ein mir erwünschtes Aufsehen gemacht hat. In dem „Hamburger Correspondent" steht ein unverschämtes Lob des Buchs. Du kannst wol denken, daß es mich aus dieser unlautern Posaune nicht freuen kann. Aber die Veranlassung sollst du wissen. Büsch (dessen Institut im Sinken ist) will gern in alle Winde ausschreien, welches gelehrte Menschenvolk er aus der Ferne kriegt. Par intérêt! — Die Recension in den „Göttinger Anzeigen" hat mich wirklich gefreut. Wenn du hier und da mit meinem Buche unzufrieden bist, so bedenke, daß ich es ohne alle philologische Hülfe schrieb (Heyne munterte mich blos dazu auf, sah das Manuscript aber nie an), daß ich fünf Collegia täglich dabei hatte und zweimal gefährlich krank war. Nimm diesmal mit diesem desultorischen Briefe vorlieb. Das nächste mal mehr. Schreibe mir bald. Mein Herz freut sich immer, wenn ich an dich denke. Ich bin mit brüderlicher Liebe und dankbarer Verehrung dein Humboldt.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 und 2 d. Bl. D. Red.

In Hamburg lernte er außer Büsch, Ebeling und Reimarus, an welche er durch Forster, Lichtenberg und Heyne auf das wärmste empfohlen war, auch Claudius, Voß und die Stolberge kennen. Wahrscheinlich ist er hier auch mit Klopstock und Karstens Niebuhr in nähere Berührung gekommen, wovon aber der Verfasser nichts erwähnt. Dagegen wird bemerkt, wie Humboldt, seiner schon erwähnten Neigung entsprechend, fertig gebildete bedeutende Männer aufsuchte und sich durch den unmittelbaren nähern Verkehr mit ihnen zu bilden suchte. Daß er die Bekanntschaft mit Voght, dem berühmten Besitzer der großen Gartenanlagen in Flottenbeck, mit ganz besonderm Interesse auszunutzen suchte, bedarf wol kaum der Erwähnung.

Da Humboldt mit seinem Lebensplane so weit fertig war, daß er das Berg- und Hüttenfach als nächstes Hauptziel ansah, so hielt ihn Hamburg nicht lange, und er schrieb schon um Weihnachten 1790 an Werner in Freiberg, um sich bei ihm als Student anzumelden. Dieser Brief gehört zu den schönsten Zierden des Buchs und liefert zugleich den Beweis, wie vortrefflich der Verfasser bemüht gewesen ist, jeder Arbeit den Stempel der gediegenen Ausführlichkeit zu verleihen. Der heiße Wunsch, unter Werner's Leitung an Bildung und Kenntniß zuzunehmen, sagt der Brief, sei die Veranlassung zum Schreiben gewesen. Mit Mineralogie habe er sich nun bereits zwei Jahre lang als künftiges Hauptfach beschäftigt; doch fehle ihm noch die wissenschaftliche Verbindung zu einem innigen Ganzen, und dies hoffe er bei Werner zu finden. Er könne allerdings nur den Sommer 1791 in Freiberg bleiben:

> Ich sehe leider nur zu gut ein, wie wenig sechs Monate hinreichend sind, um alle die Ideen einzusammeln, die einem Bergmann nothwendig sind. Aber ich will mich doch lieber mit wenigem begnügen, als dies Glück ganz einzubüßen, des vortrefflichen Unterrichts von Ew. Wohlgeboren zu genießen. Ich hoffe, da es an gutem Willen mir nicht fehlt, mit männlichem Eifer zu arbeiten und auch in sechs Monaten viel, recht viel zu lernen. Ich verlasse das hiesige Handelsinstitut auf Ostern und könnte wenige Wochen darauf mich in Freiberg einfinden.

Er fragt an, ob er auch willkommen sei, und ob er mit seinem Bedienten in dem Gebäude der Bergakademie Wohnung erhalten könne. Es läßt sich leicht denken, wie willkommen Humboldt in Freiberg war. Aus allen Enden der Welt, aus Dänemark, Rußland, Polen, Italien, Frankreich, Spanien, aus Amerika und Indien kamen die Mineralogen, Geognosten, Berg- und Hüttenleute nach Freiberg, um unter Werner's Leitung tüchtige Fachmänner zu werden. Alexander von Humboldt traf am 14. Juni 1791 hier ein. Die Akademie zählte 357 zum größten Theil ausgezeichnete Schüler, zu denen auch Leopold von Buch, der spätere Freund und geniale Fachgenosse Humboldt's auf dem Gebiete der Geognosie, gehörte. Der brieflich angedeutete Wunsch, in Werner's nächster Nähe, im Gebäude der Akademie, Wohnung finden zu können, ließ sich nicht realisiren, dazu eignete sich auch die Persönlichkeit Werner's gar nicht. Humboldt bezog eine Privatwohnung an der Ecke der Burg- und Weingasse, welche jetzt mit einer Gedenktafel geziert ist. Das Haus gehörte der Familie Freiesleben, mit der er bald so eng befreundet wurde, als wäre er ein zu ihr gehöriges Mitglied. Dies wurde besonders durch den Sohn Karl vermittelt, der ein sehr tüchtiger Mineralog war, sodaß Werner ihn unserm Humboldt zum Führer für die dortigen Gruben aufs wärmste empfehlen konnte. Obgleich derselbe zwei Jahr jünger war als Humboldt, so fühlte dieser dennoch, daß er viel von ihm lernen konnte, woher denn auch eine Freundschaft zwischen beiden entstand, welche durchs ganze Leben andauerte und inniger kaum zu denken war. Karl Freiesleben, Karl Willdenow und Wilhelm Wegener waren die drei Jugendfreunde Humboldt's, welchen er die wärmste Zuneigung entgegenbrachte, gegen die er sich stets offen und unverhohlen aussprach. Er vergaß es nie, wie viel er ihnen in seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu danken hatte.

> Unter Werner und Charpentier und in vertrautem Umgange mit ihnen studirte Humboldt mit wahrhafter Begeisterung die wissenschaftlichen und praktischen Theile der Bergwerkskunde. Seine „Flora subterranea Fribergensis“ bezeugt den Umfang der Wanderungen, die er mit Freiesleben, nach Werner's Vorschrift, in dem weiten Labyrinth jener Grubenbaue unternommen hatte, getrieben von dem Enthusiasmus, den der Bergbau jungen und heitern Gemüthern einzuflößen pflegt.

Doch wird auch darauf hingewiesen, daß Humboldt damals schon anfing, die Bedingungen des organischen Lebens im allgemeinen zu erforschen. Die Gesetze der Pflanzenreizung, das rasche Keimen der Samen unter verdünnter oxydirter Salzsäure, die Bewegung der Staubfäden der Parnassi palustrias, das Entstehen der grünen Farbe in tiefster Finsterniß waren Vorstudien zu seinen spätern umfassenden Arbeiten. Die edle Menschlichkeit Humboldt's tritt klar zu Tage in einem Briefe, welchen er am 23. Juni von Freiberg aus an seinen Freund Neumann in Dresden schrieb:

> Sie haben mich, lieber Neumann, gesehen, wie ich mich meinen Freunden gern zeige. Wärme und Offenheit des Charakters sind die einzigen Vorzüge, die ich zu haben glaube. Diese haben mir Jacobi's und unsers Forster Freundschaft gewonnen; da ich ihnen auch die Ihrige verdanke, so sind sie mir dreifach heilig. In meinen Urtheilen bin ich schnell und unvorsichtig, das müssen Sie meiner Jugend und den sonderbaren Verhältnissen meiner bisherigen Bildung verzeihen. Moralische Erscheinungen wirken unaufhaltsam auf mich ein, Lebhaftigkeit der Phantasie verwirrt mich, kurz es kann Ihnen und ihrer Gattin nicht entgangen sein, wie noch alles unvollendet und unentwickelt in mir liegt.

Und nach seinem Abgange von Freiberg, wobei die ganze Akademie eine große Festlichkeit zu Ehren Humboldt's veranstaltet hatte, entwarf einst Karl Freiesleben, der spätere Bergrath, folgendes Charakterbild von ihm:

> Die hervorstechenden Züge seines liebenswürdigen Charakters sind: eine ganz unendliche Gutmüthigkeit, wohlwollende und wohlthätige, zuvorkommende, uneigennützige Gefälligkeit; warmes Gefühl für Freundschaft und Natur; Anspruchslosigkeit, Einfachheit und Offenheit in seinem ganzen Wesen; immer lebendige und unterhaltende Mittheilungsgabe; heitere, humoristische, mitunter wol auch schalkhafte Laune. Diese Züge, die ihm in spätern Jahren dazu halfen, wilde und rohe Menschen, unter denen er sich jahrelang aufhielt, zahm und sich geneigt zu machen, in der gesitteten Welt aber allenthalben, wo er auftrat, Bewunderung und Antheil zu erregen — diese Züge erwarben ihm schon in Freiberg allgemeine Liebe und Ergebenheit. Er wollte jedem wohl und wußte jeden Umgang sich unterhaltend und nützlich zu machen; nur gegen inhumane Roheit, jede Art von Insolenz, Ungerechtigkeit oder Härte konnte er

erzürnt und heftig, sowie gegen Sentimentalität, oder, wie er es nannte, „Breiigkeit des Gemüths", und Pedanterie konnte er ungeduldig werden.

Damit haben wir ein Bild des jungen Mannes, dem er treu geblieben ist durch seine ganze Lebenszeit. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, uns davon zu überzeugen.

Unmittelbar nach dem Abschlusse seiner Studienzeit in Freiberg wurde Humboldt ins praktische Leben gerufen, er wurde stimmführender Assessor bei der königlichen Bergwerks- und Hüttenadministration zu Berlin. Der Verfasser entwirft uns eine klare Schilderung der damaligen Beamten- und Verwaltungspraxis, in welcher die Bureaukratie, die Vielschreiberei und der tief eingewurzelte Schlendrian herrschend waren. Daß sich Humboldt darin nicht gefiel, läßt sich denken. Er hatte ein Mémoire über das Salzwesen geschrieben, welches vom Ministerium mit großem Beifall aufgenommen wurde und die Veranlassung war, daß man ihm überall Weihrauch spendete. Er vermuthete eine baldige Versetzung, doch sah er sich die Sache wie ein Schachspieler mit Ruhe an und beklagte es nur, wie das beständige Räuchern mit übermäßigem Beifall seine Geruchsnerven abstumpfen könnte. An Freiesleben schrieb er am 19. Mai 1792:

> Ich lebe gesund und arbeite des Nachts sehr viel. Mein Dienst macht mir bis jetzt wenig zu thun. Mein Schicksal ist noch immer nicht aufgeklärt. Hier bleibe ich gewiß nicht, wahrscheinlich gehe ich zuerst nach Thüringen und dann nach Westfalen. Denn mit praktischem Bergbau will ich (!) zu thun haben.

Am 27. August schrieb er schon aus Baireuth an seinen Freund Freiesleben, daß man ihn zum Oberbergmeister in den beiden fränkischen Herzogthümern ernannt habe. Er war hier etwa zwei Monate provisorisch, hatte aber mit seinem Grubenberichte so viel Beifall eingeerntet, daß man ihm jene Ernennung als Belohnung angedeihen ließ. Alle meine Wünsche, schrieb er an den Freund, sind nun erfüllt; ich werde nun ganz dem praktischen Bergbau und der Mineralogie leben. Er wohnte auf dem hohen Gebirge in Steben und Arzberg, zwei Bergdörfern im Fichtelgebirge, und fand höchst interessante Lagerstätten:

> Ich taumele vor Freuden. Im Herbst sehe ich Sie wahrscheinlich nicht, wol aber im Frühjahr oder Winter in Leipzig. Für meine Gesundheit seien Sie unbesorgt, ich werde mich gewiß schonen, und der Geschäfte sind nur anfangs viele. Ich endige damit, Ihnen zu sagen, daß ich auch diese Freuden Ihnen verdanke, das fühle ich nur zu sehr. Was habe ich durch Sie nicht alles gelernt, guter Freiesleben! Vor einem Jahre fragte ich Sie noch, was ein Gesenk wäre, und jetzt bin ich Oberbergmeister. Das geht wunderlich zu. Es ist unverschämt von mir, die Stelle zu übernehmen. Ich habe sie aber nicht gesucht, habe Gegenvorstellungen gemacht, man ist in mich gedrungen, und der Gedanke, in Ihrer Nähe zu leben, hat in mir obgesiegt. Und denken Sie, wie viel ich hier zulernen werde! Keiner unserer Plane ist dadurch gestört. Der Minister Heinitz hat dem Minister Hardenberg gesagt, daß er mich nur auf ein oder zwei Jahre entbehren könnte, hat mich selbst versichert, daß meine Reiseprojecte nicht gestört sein sollten. Ich denke also, guter Herzens-Freiesleben, Sie freuen sich mit mir.

Auch hier erwachte in Humboldt aufs neue die Neigung zur Alterthumsforschung im Bergbau. Er schaffte sich die ältesten Schriften dieser Art an, die er nur irgend auftreiben konnte, und studirte sie mit Rieseneifer. Uebrigens waren die Stellen im Bergfach sehr schwach besoldet. Humboldt sprach davon nie, weil er sich fest vorgenommen hatte, vom Staate kein Geld anzunehmen, um ganz frei jede Stelle zu jeder Zeit wieder aufgeben zu können. Der Verfasser macht es wahrscheinlich, daß ein Oberbergmeister damals einen Gehalt von nicht über 400 Thaler bezog. In Geldverlegenheit war Humboldt aber zu der Zeit nie, diese Sorge hat er erst in spätern Jahren kennen gelernt, wo sie dann freilich um so drückender wirkte. Seine Dienstverhältnisse brachten ihn im Jahre 1793 auch nach Breslau, wo er sich durch Liebenswürdigkeit die Gunst der Gelehrten der Universität so sehr zu erwerben wußte, daß sie ihn zum Mitglied der Kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher machten. In den Statuten war festgesetzt, daß eine solche Würde niemand verliehen werden konnte, der nicht vorher schon den Doctorgrad einer Universität erhalten hatte. Da machte aber der Präsident von der ihm verliehenen Vollmacht Gebrauch und ertheilte unserm Humboldt vorher erst die Doctorwürde. Wir haben es also jetzt mit dem Oberbergmeister Dr. Alexander von Humboldt, Mitgliede der Kaiserlichen Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, zu thun. Das ist schon ein langer Titel, aber es dauerte nicht lange, so erweiterte sich das Register seiner Mitgliedschaften so über alle maßen, daß es kaum möglich war, sie alle namhaft zu machen; es ist bekannt, wie viel Werth er auf solche Auszeichnungen legte; man weiß aber auch, wie sehr es sich derartige Institute zur Ehre angerechnet haben, Humboldt unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnehmen zu können.

Im Jahre 1795 schrieb er an seinen Freund Freiesleben, daß er eine große Reise für das kommende Jahr in Absicht habe. Er wolle die Schweiz und Tirol, Schweden und Lappland besuchen, nehme aber schon für den Winter Urlaub, um sich in Berlin dazu vorzubereiten:

> Einer meiner innigsten herzlichsten Wünsche, guter Karl, wäre nun, Sie mitzunehmen, und zwar nicht blos nach der Schweiz, sondern auch nach Schweden. Ich halte Sie auf beiden Reisen ganz frei (1000 Thaler stehen zur Disposition), ich hänge dabei ganz, ganz von Ihnen ab. Ihre Wünsche sollen Befehle für mich sein, und es soll Sie nicht gereuen, mit mir gegangen zu sein. Die schweizer Reise, die wir durch Tirol und Salzburg zurück machen, hat noch etwas Besonderes, was, ich hoffe, Ihnen nicht anstößig sein soll. Sie müssen sich gefallen lassen, sie zu dreien mit noch einem Menschen zu machen, den Sie nicht kennen. Ich will ihn Ihnen genau beschreiben ...

Dieser dritte war der Lieutenant Reinhard von Haften aus dem Westfälischen, der im Grevenitz'schen Infanterieregiment in Baireuth garnisonirte. Die weitern Zeilen des sehr interessanten Briefs waren von einer discreten Hand vernichtet. Sie enthielten wahrscheinlich das Geständniß der Neigung Humboldt's zu der Schwester des Herrn von Haften, einer wol zehn Jahre lang gepflegten treuen Liebe, welche schließlich dennoch zu keiner Vereinigung geführt hat. Der Verfasser bemerkt dazu:

> Dieser scheue Hinweis auf eine Seite des innern subjectiven Lebens Humboldt's ist kein dreistes Bloßstellen eines tiefinnersten Geheimnisses des Herzens, er soll vielmehr nur einen neuen Lichtstrahl zur Beleuchtung der rein menschlichen Persönlichkeit des seltenen Mannes hinzufügen. Humboldt stand nicht

außerhalb des Naturgesetzes normaler menschlicher Empfindung; allein der unabweisbare Trieb zu vieljährigen, gefahrvollen Reisen, die Nothwendigkeit steter Bereitschaft zum Wechsel des Aufenthalts, die ganze rückhaltlose Hingebung an die Wissenschaft forderten von ihm die schwere Resignation auf das Wohlgefühl an einem festen häuslichen Herde, auf das Glück zärtlicher Familienbande. Das waren die Opfer des Herzens, die Humboldt der Wissenschaft brachte.

In dem soeben erwähnten Briefe Humboldt's an Freund Freiesleben wird auch erzählt, wie Haften ihm über die Schulter in den Brief gesehen und mit der höchsten Verwunderung ausgerufen habe, wie es möglich sei, einen so nahestehenden Freund noch immer Sie zu nennen. Seitdem trat das deutsche vertrauliche Du an die Stelle des fremden Sie. Die Reise wurde dann ausgeführt. Haften's Urlaub ging aber schon in Schaffhausen zu Ende, er mußte nach Baireuth zurück. Von hier ab wurde die Wanderung rein wissenschaftlich. Die Lagerungsverhältnisse der Gebirge, der Charakter der Pflanzennatur beschäftigte die beiden Freunde hauptsächlich. Doch blieb kein Punkt der Erforschung der Physik der Erde und ihrer Atmosphäre unbeachtet. Freiesleben berichtete über diese Reise, welche größtentheils zu Fuß ausgeführt wurde, und kann es nicht genug rühmen, wie Humboldt sich für alles wissenschaftlich interessirt und es meisterhaft verstanden habe, die Zeit auszunutzen. Er sagte:

Sein Eifer für die Wissenschaften und seine beispiellose Arbeitsamkeit hat ihn von früher Jugend an angetrieben, jeden Augenblick nützlich und lehrreich zu verwenden. Selbst seine nächtliche Ruhe beschränkte sich immer nur auf wenige Stunden.

Bei der Heimkehr wurde Humboldt sehr betrübt durch die Nachricht, daß seine Mutter krank daniederliege, und daß das Uebel sogar einen unheilbaren Charakter angenommen habe. Dennoch machte er sich mit andauerndem Fleiße an die Ausarbeitung zweier Werke: eins über die Construction des Erdkörpers im mittlern Europa, besonders über die Lagerung der Gebirgsmassen, das andere „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt.“ Es ist bekannt, welches Aufsehen die Herausgabe des letztgenannten Werks in der Welt der Gelehrten gemacht hat. Der erste Theil davon erschien noch vor Humboldt's Abgange nach Amerika, der zweite während seiner Abwesenheit. Um dieselbe Zeit beschäftigte ihn auch die berühmte Untersuchung über die Respiration der Luftarten; er kam dabei auf eine Vorrichtung, welche als Vorläufer der Davy'schen Sicherheitslampe betrachtet werden kann. Der Verfasser erwähnt eines am 13. October 1796 von Humboldt selbst angestellten und beschriebenen Versuchs im Alaunwerke zu Berneck:

Die Wetter im Querschlage daselbst waren noch so matt, daß sie jedes Geleuchte wie Wasser auslöschten. Kaum brannte die Armlampe als eine der wirksamsten noch darin fort, dagegen die Ringlampe ebenso hell als in der reinsten Tagesluft fortloderte. Um zu versuchen, ob es nicht möglich sein sollte, die Flamme zu verlöschen, kroch ich durch einen Einschnitt durch, der in die Blende des verschlagenen Orts gemacht war, um sie nicht immer ganz aufreißen zu dürfen. Ich fuhr allein. Die Wetter waren mit Stickluft und Kohlensäure so überladen, daß ich Papier und Licht auch nicht eine einzige Secunde an meiner Wetterlampe anzünden konnte. Ich gelangte sechs bis acht Lachter über die Gegend hinüber, wo noch Reste des verbrannten Schwefels lagen, und stand schon mitten im faulen Holze, als meine Ringlampe noch immer wie am Tage brannte. Ich setzte sie nieder, um das Brennen in der untersten Schicht zu beobachten; aber das Gemenge von gekohltem Wasserstoffgas benahm mir plötzlich alle Besinnung. Ich wurde müde und sank endlich ohnmächtig neben der Lampe hin. Zum Glück soll ich noch kurz vorher den Steiger Bauer gerufen haben; dieser und Hr. Killinger eilten mir zu Hülfe und zogen mich schnell rücklings bei den Füßen heraus, daß ich in der reinern Grubenluft bald wieder zu mir kam. Ich hatte indeß die Freude, beim Erwachen meine Lampe noch brennen zu sehen.

Diese wissenschaftliche, höchst interessante Beschäftigung wurde aber in trauriger Weise unterbrochen durch die Kunde, daß das Ende der kranken Mutter zu befürchten stehe. Beide Brüder eilten nach Berlin. Hier wurde auch Alexander so bedenklich krank und von Schwermuth befallen, daß er sogar sein Testament gemacht hat. Die unglückliche Mutter litt entsetzlich am Brustkrebs. Es war keine Rettung, nicht einmal eine Linderung der Schmerzen möglich. Der Tod erfolgte aber noch nicht, und als Humboldt wieder nach Baireuth zurückgekehrt war, bekam er ein Nessel- und Schleimfieber. Doch kaum wieder erholt von der Krankheit, mußte er sich an die Herausgabe seines Werks „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ machen, da der Verleger, Decker in Berlin, zur Eile trieb, welcher für den Druckbogen 3 Friedrichsdor geben wollte, wenn es rasch in den Buchhandel kommen könnte. Dazu kam noch der Krieg gegen Frankreich, wobei unser Humboldt auch diplomatische Aufträge für die preußische Regierung zu erledigen hatte. Natürlich war es mit den Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken auf längere Zeit vorüber. Die Mittheilungen über Humboldt's Erlebnisse im Kriegslager sind sehr interessant, wir dürfen aber auf dieselben nicht eingehen, da sie nur ausnahmsweise zu dem Gelehrtenleben unsers Helden gehören. Nach dieser diplomatischen Thätigkeit wurde der Entschluß Humboldt's, ganz aus dem Staatsdienste auszutreten und sich fortan wissenschaftlichen Reisen zu widmen, bei ihm immer lebhafter. Der Minister war mit diesem Entschlusse auch einverstanden, nur wollte er, daß Humboldt sein Gehalt beibehalte, und daß derselbe nach den Reisen sein Amt wieder übernehme, wozu er sich aber mit Rücksicht auf die damalige Beschränktheit der Staatsmittel nicht entschließen konnte. Die Mutter starb am 19. November 1796. Humboldt schrieb darüber an Freiesleben:

Vorbereitet war ich längst darauf. Betroffen hat es mich nicht, aber beruhigt, da sie so wenig litt. Sie war nur einen Tag krank, hatte nur einen Tag heftigere Schmerzen als sonst. Sie verschied sanft. Du weißt, mein Guter, daß mein Herz von der Seite nicht empfindlich getroffen werden konnte, wir waren uns von jeher fremd: aber wen hätte das unselige endlose Leiden der Verschiedenen nicht rühren sollen!

Dieser Todesfall führte einen großen Wendepunkt in dem Lebenslauf Humboldt's herbei. Der Zwang kindlicher Pflichten hatte auf einmal sein Ende erreicht, die Bande an die Heimat waren gelöst, und es fehlte nicht an reichen Mitteln zur Ausführung eines großen Reiseplans. Seit der Verbindung mit Georg Forster kannte Humboldt keinen größern Wunsch, als in den Tropengegenden der Erde wissenschaftliche Forschungen durchführen zu können. Er entsagte wie Francis Bacon dem Staatsdienste, um frei und ausschließlich den Wissenschaften leben zu können. Sein Freund Willdenow war

verheirathet. Bei dem Sohne desselben hatte Humboldt das Pathenamt übernommen. Er schrieb an diesen:

Mache nur, daß das gute Pathchen schnell heranwachse, damit ich es nach Indien mitnehmen kann. Meine Reise ist unerschütterlich gewiß. Ich präparire mich noch einige Jahre und sammle Instrumente, ein bis anderthalb Jahre bleibe ich in Italien, um mich mit Vulkanen genau bekannt zu machen, dann geht es über Paris nach England, wo ich leicht auch wieder ein Jahr bleiben könnte (denn ich eile schlechterdings nicht, um recht präparirt anzukommen), und dann mit englischem Schiffe nach Westindien. Erlebe ich das Ende dieser Plane nicht, nun so habe ich wenigstens thätig begonnen und die Lage benutzt, in die mich glückliche Verhältnisse gesetzt haben.....

Das Werk schildert nun die damaligen Zustände in Weimar und Jena, wo Humboldt jetzt einige Zeit in dem Kreise der hier lebenden Koryphäen der Literatur verweilte. Wilhelm von Humboldt war seit 1794 auch aus dem preußischen Staatsdienste getreten und lebte in Jena als freier Mann der Wissenschaft und Kunst. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe und Schiller sind bekannt. Hierhin zog nun auch Alexander von Humboldt, der sogleich eine innige Freundschaft mit Goethe schloß wegen der gemeinschaftlichen Interessen als Naturforscher. Dagegen war die Beziehung zu Schiller anfangs kühl. Von diesem war auch unser Humboldt aufgefordert, an seinen „Horen“ mitzuarbeiten. Er wählte ein physiologisches Thema aus der vitalen Chemie in Form einer erdichteten Erzählung. Es ist dies der Aufsatz: „Die Lebenskraft oder der rhodische Genius“, welchen er später in seinen „Ansichten der Natur“ mit erneuten Anschauungen wiedergibt. Er glaubte damit den gordischen Knoten des Begriffs der Lebenskraft gefunden zu haben. Die Arbeit wurde aber nicht sehr günstig aufgenommen, besonders nicht von Schiller selbst. Dieser schrieb an Körner in Dresden eine Beurtheilung beider Humboldt und sagt darin:

Ueber Alexander habe ich kein rechtes Urtheil, ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Eine zu kleine, unruhige Eitelkeit beseelt noch sein ganzes Wirken. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen, objectiven Interesses abmerken — und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthum des Stoffs, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande, den er behandelt, das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand, der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will und mit einer Frechheit, die ich nicht begreife, seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ, und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft, denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden in ihren einzelnsten Erscheinungen wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponirt sehr vielen und gewinnt im Vergleich mit seinem Bruder meistens, weil er ein Maul hat und sich geltend machen kann. Aber ich kann sie dem absoluten Werthe nach gar nicht miteinander vergleichen, so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm.

Das ist ein sehr bitteres, leidenschaftlich erregtes Urtheil, welches auf unsern Humboldt nicht allein gar nicht paßte, sondern ihn unbarmherzig in den Staub herabzog. Wie sehr sich große Geister in ihrem Urtheil über große Geister irren können! Schon Körner gab eine Erwiderung auf den Brief, welche Schiller's Ansichten als durchaus unrichtig und blind befangen nachweist. Die geistigen Naturen von Schiller und Humboldt paßten nicht zueinander; was der eine schätzte, mußte der andere verwerfen; beherrschte der eine mit lodernder Phantasie alles Dichten und Denken, so besaß bei dem andern der ruhige Verstand die Obergewalt über alles Denken und Empfinden. Es war natürlich, daß Humboldt viel mehr zu Goethe als zu Schiller paßte.

In Jena trieb unser Held mit ganzer Hingebung Anatomie und Physiologie, und das hauptsächlich, um Stoff zu seinem Werke über die gereizte Muskel- und Nervenfaser zu gewinnen. Die Entdeckungen, die er hier gemacht hat, beherrschten ihn so sehr, daß er stets mit leidenschaftlichem Feuer davon redete und so den Schein der Eitelkeit und Rechthaberei annahm. Hierüber hatte ihm sein Freund Freiesleben meist offen und gerade seine Meinung gesagt: er erwecke Neid und Misgunst bei andern Gelehrten und rufe leicht ein schiefes Urtheil selbst bei Unparteiischen hervor. Darauf bezieht sich eine Stelle aus Humboldt's Briefe vom 26. Februar 1797 an Freiesleben:

Für deine schönen, genauen Versuche danke ich dir öffentlich, aber für den brüderlichen Rath, den du mir wegen meines Innern und meines Eindrucks auf andere gibst, dafür, guter Karl, sei dir die sanfteste Rührung meines dankbaren Herzens geweiht. Du hast sehr recht, und dein Rath soll nicht verloren sein.

Humboldt kannte sich selbst recht gut und wußte auch, wie sehr er seine Neigung zur Ehrsucht und Eitelkeit zu bekämpfen hatte, er fühlte auch, wie er dem reizbaren Schiller gegenüber sich nicht vorsichtig genug bewacht habe. Auch Schiller überzeugte sich später, daß er in seinem Urtheile über Humboldt viel zu weit gegangen sei. Und als Humboldt 1804 von seiner großen Reise heimkehrte und von der ganzen Gelehrtenwelt wegen seiner großen Leistungen bewundert und hochgepriesen wurde, that es Schiller gewaltig leid, was er früher über diesen nun wirklich großen Mann irrthümlich geäußert und prophezeit habe. Humboldt erfuhr das harte Urtheil Schiller's über sich später auch, nahm die Sache aber sehr leicht und meinte, solche augenblickliche Wallungen einer gereizten Stimmung könne jeder, auch der besonnenste Charakter, einmal haben, man dürfe nicht zu viel Gewicht darauf legen und thue am besten, es rasch wieder zu vergessen.

Am Hofe Karl August's war unser Humboldt stets willkommen und es bildete sich zwischen beiden ein sehr inniges Freundschaftsverhältniß, das eigentlich nie wieder erkaltete. So oft Humboldt in Weimar einkehrte, war er dem Fürsten ein gern gesehener Gast, und so oft später der Fürst nach Berlin kam, war sein erster Weg zu Humboldt, den er gern immer um sich hatte. In dem Nachlasse Humboldt's fand sich ein Brief des Großherzogs Karl Alexander, des Enkels von Karl August, vom 7. August 1857, in welchem derselbe ihn zu den Festen der Grundsteinlegung für das Monument des Großvaters Karl August und der Enthüllung der Statuen Goethe's, Schiller's und Wieland's einladet. „Sie sind“, heißt es darin, „so unzertrennbar von allem Großen und Schönen

des Vaterlandes, so unzertrennbar von der Zeit, auf welche jene Namen hinweisen, daß ich mir jene Feste ohne Sie nicht denken kann." Die Prinzessin Augusta, jetzige Kaiserin von Deutschland, legte im Jahre 1849 ein Prachtalbum an, welches dem Andenken der Zeit unserer größten Geistesheroen gewidmet sein sollte, und es ist bekannt, wie hierin der Name Humboldt mit doppelter Glorie strahlt.

Von Jena ging Humboldt auf kurze Zeit nach Berlin zurück, war auch vorübergehend nochmals in Baireuth, und kam dann wieder bei seinem Bruder Wilhelm in Jena an. Auf dieser Reise besuchte er Werner in Freiberg, um sich von ihm aufs neue über die Vulkane belehren zu lassen. Hierauf wanderte er nach Italien um die feuerspeienden Berge an Ort und Stelle zu studiren; aber der Krieg Bonaparte's machte jede wissenschaftliche Untersuchung unmöglich. Gegen Ende des Jahres machte ihm der reiche Lord Bristol den Vorschlag zu einer Reise nach Oberägypten. Er war nicht abgeneigt darauf einzugehen, obgleich er sich nicht viel davon versprach, da er sich nicht angezogen fühlte von dem wunderlichen alten Manne, den er nie anders als den alten tollen Lord nannte. Dennoch machte er zu dieser Reise alle Vorstudien, die ihm auch später nützlich geworden sind. Er schrieb damals an Freiesleben:

Lord Bristol, ein alter Engländer mit 300000 Thalern Einkünfte, derselbe, der mit Fortis in Griechenland war, halb toll, halb Genie, bietet mir an, mit ihm von Neapel aus nach Aegypten zu gehen. Er will sich im August einschiffen, hat ein eigenes Schiff, bewaffnete Leute, Maler, Bildhauer, Koch und Keller bei sich. Er will bis Syene nach Oberägypten hinauf. Die Reise soll mir nichts kosten. Im Frühjahr 1799 sind wir über Konstantinopel und Wien zurück. Ich sagte es ihm zu und war entschlossen, Paris Ende Juni zu verlassen, um Bristol am 1. August in Neapel zu treffen. Nun aber heißt es allgemein, die Franzosen wollen selbst sich in Besitz von Aegypten setzen. Bristol wird dann als Engländer nicht hinkönnen, und ob es für mich sicher sein wird, kann ich erst in Paris, wohin ich morgen abgehe, entscheiden. So geht es mit unsern liebsten Planen! Dennoch habe ich noch eine Hoffnung zu dieser ägyptischen Reise. Bleibt zwischen Frankreich und der Türkei Friede, so mache ich sie allein von Marseille aus. Ich hänge sehr daran, da ich mich so lange schon mit dieser Lieblingsidee trage und es eine so schöne Anwendung meiner Zwischenzeit wäre.

Mit Zach war er mittlerweile auch in Verbindung getreten, um sich in der praktischen Astronomie zu größern Reisen vorzubereiten. In Paris traf er aufs neue mit seinem Bruder Wilhelm zusammen, der schon einige Zeit vor ihm dort angekommen war. Da kam die Nachricht, daß Bristol in Mailand verhaftet worden sei, weil man glaubte, er wolle am Nil für England gegen Frankreich agitiren. Eben damals vollendete Delambre seine Gradmessung zwischen Melun und Lieursaint, wofür sich Humboldt so lebhaft interessirte, daß er darüber an Zach einen ausführlichen Bericht niederschrieb. In Paris lernte er den liebenswürdigen Lagrange und Montucla kennen, welche ihn mit Borda, Monge, Fourier, Berthollet, Geoffroy de Saint-Hilaire, Larrey, Lalande, Haüy, Brongniard bekannt machten, welche damals als Sterne erster Größe am Himmel der Wissenschaft glänzten. Ganz besonders zogen ihn aber Jussieu und Cuvier an. Gay-Lussac hielt sich, ähnlich wie Schiller in Jena, von Humboldt zurück und behandelte ihn sogar unfreundlich. Die intime Freundschaft zwischen beiden Gelehrten datirt erst seit Alexander's Rückkehr von Amerika. Sehr interessant ist ein Brief an Freund Willdenow aus Paris, den uns der Verfasser mittheilt; wir machen unsere Leser zum Selbstlesen darauf aufmerksam. Es wird darin die von dem alten Bougainville beabsichtigte neue Reise um die Welt erwähnt, und Humboldt war sogleich wieder bereit, diese Reise mitzumachen. Die sämmtlichen Nationalsammlungen wurden ihm geöffnet, und er konnte von den Instrumenten auswählen und mitnehmen, was er wollte. Der funfzehnjährige Sohn des alten Bougainville sollte besonders in Obhut unsers Humboldt gegeben werden. Doch plötzlich scheiterte der Plan, weil der Krieg mit England ausbrach und weil man zu engherzig war, die 300000 Livres zur Reise zu bewilligen. Humboldt war sehr niedergeschlagen. Er wollte der ägyptischen Armee auf dem Landwege mit der Karavane, die von Tripolis durch die Wüste Selimar nach Kairo geht, folgen. Diesem Plane gesellte sich Bonpland zu, der auch bestimmt war, die Reise um die Welt mitzumachen. Humboldt bezeichnete ihn als besten Schüler von Jussieu und Desfontaines, der durch seinen Dienst auf der Flotte sehr stämmig und muthig geworden sei. Sie reisten nach Marseille; aber die Abreise nach Algier verzögerte sich, da das Schiff, welches sie hinüberfahren sollte, an der Küste Portugals gescheitert war. Jetzt ging Humboldt zur Börse, um sich die 40000 Frs. vom Kaufmann Ellenberg auszahlen zu lassen, auf die ihn Fould in Paris angewiesen hatte. Die Zahlung wurde aber nicht geleistet, weil Ellenberg von Fould Contreordre erhalten habe. Nach Spanien reisten sie indeß doch und hofften hier das nöthige Geld bekommen zu können und hinüberzukommen nach Algier. Ihre Reise ging längs der Küste des Mittelländischen Meeres. Endlich in Madrid wurden sie befriedigt. Der sächsische Gesandte Forell am madrider Hofe hatte bei dem Minister Urquijo die Erlaubniß des Königs zu bewirken gewußt, daß Humboldt die spanischen Colonien in Amerika bereisen dürfe. Das Billet ist noch nirgends gedruckt. Der Verfasser theilt es in Uebersetzung mit. Ebenso werden die letzten Briefe kurz vor der Abreise an Freiesleben, Moll und Willdenow noch gegeben. Als Anhang bringt der Verfasser noch mancherlei sehr interessante Beilagen und speciellere Durchführungen.

Den zweiten Hauptabschnitt bildet das Reiseleben Alexander von Humboldt's in Amerika und Asien. Da dies indeß schon von ihm selbst sehr ausführlich beschrieben ist und als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, so enthalten wir uns hier der detaillirten Besprechung und machen nur darauf aufmerksam, wie die ganze Behandlung so anziehend und übersichtlich kurz gehalten ist, daß sie jeder mit Interesse lesen wird, er mag das große Reisewerk bereits kennen oder nicht. Die Beilagen enthalten eine Beurtheilung der Reisen durch Karl Ritter und eine eingehende Charakteristik Aimé Bonpland's nebst andern interessanten Zugaben. Alles ist würdig und der Wahrheit und Wirklichkeit genau entsprechend behandelt.

Das Interesse, welches der soeben besprochene erste Band in hohem Grade angeregt hat, wird auch in dem zweiten ebenso lebhaft wach erhalten und zum Theil sogar noch höher gesteigert, weil die Darstellung mancherlei Punkte berührt, von denen man bisher wenig oder gar

nichts wußte oder doch irrthümlich und ungenau unterrichtet war. Dieser zweite Band bespricht erstens den Aufenthalt Humboldt's in Paris (1808—26) und zweitens sein Leben und Wirken in Berlin (1827—59). Der erste Abschnitt ist von Robert Avé-Lallemant, der zweite von Alfred Dove verfaßt. Dazu kommt dann noch eine von Julius Löwenberg verfaßte bibliographische Uebersicht der sämmtlichen Werke, Schriften und Abhandlungen von Alexander von Humboldt. **Heinrich Birnbaum.**

(Der Schluß des zweiten Artikels folgt in nächster Nummer.)

Eine ungarische Tragödie.

Ban Marót. Tragödie in fünf Aufzügen von Michael Vörösmarty. Metrisch übersetzt von Michael Ring. Pesth, Aigner. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser dieser Uebersetzung ist Professor an der königlichen Oberrealschule zu Ofen. Er sagt über sein Vorhaben in der Einleitung, es solle der Uebertragung ungarischer Dramen gelten, da dieselben im Deutschen noch so gut wie nicht bekannt seien. Dann fährt er fort, indem er die Reihe seiner Uebersetzungen mit Vörösmarty eröffnet und sich dabei auf Toldy's Urtheil über Vörösmarty beruft:

Zwar ist es eine Eigenthümlichkeit seiner Diction, in lyrischer Ueppigkeit und epischer Breite oft selbst in den zermalmendsten Augenblicken der Leidenschaft die dramatischen Momente zu beeinträchtigen; aber die überwiegenden Vorzüge seiner Dramatik — streng abgerundete Gestaltung bei reicher Erfindung, durchsichtige Klarheit auch in der weitläufigsten Entwickelung, continuirliches Fortschreiten der sich von innen aus entwickelnden Action, reiche, psychologisch correcte und scharfe Charakterzeichnung, endlich seine von der tiefgreifendsten Kraft des Genies bewegte Affectschilderung — diese Vorzüge ergänzen die oft undramatische Diction immer zur bezwingendsten Energie des Tragischen. Viel des allgemein Menschlichen nun hat Vörösmarty, mit nationalem Geiste es energisch durchdringend, zu unvergänglichen Schönheitsformen geschaffen: hier ist es die originale Auffassung der tragischen Conflicte, der Ausübung des ethischen Richteramts und vieles andere, was Vörösmarty's Tragik so charakteristisch färbt, was dem berufenen Auge die Fülle des ansprechendsten Materials für die Psychologie des ungarischen Volksgeistes erschließt!

Bescheiden fügt der Uebersetzer hinzu:

Da bei einer Uebertragung aus dem Ungarischen zwei Dinge unwiederbringlich verloren gehen: die prägnante Kürze des Ausdrucks und das Poesievolle der ungarischen Phonetik, wird hier mehr als in andern Fällen nur „die umgekehrte Seite der Tapete" geboten werden können.

Näheres über den Dichter selbst würde nicht unerwünscht gewesen sein. Er ist bekanntlich der Dichter der sogenannten ungarischen Marseillaise „Aufruf", welche Max Moltke übersetzt hat. Geboren ist er 1800, gestorben 1855; das obige Stück stammt aus dem Jahre 1838. Seine Gesammtwerke erschienen 1845—47 in zehn Bänden.

Von einer Beurtheilung der Uebersetzung als solcher muß hier abgesehen werden. Es wird für jetzt auch genügen, dem Unternehmen des Uebersetzers Aufmunterung angedeihen zu lassen. Diese verdient es ohne Zweifel. Kann jeder Versuch, welcher die deutsche und ungarische Nation einander näher bringt, doch nur willkommen geheißen werden, und wird allgemeinere Kenntniß der ungarischen Literatur doch nicht wohl anders als in solcher Richtung erwirkt werden können.

Ueber die metrische Form einige wenige Worte. Michael Ring hat für seine Uebersetzung den ungereimten fünffüßigen Jambus gewählt. Er hält es aber mit diesem Versmaß nicht immer genau, und es passirt ihm, daß er, ohne augenfällige Nöthigung, wol vierfüßige Zeilen durchschlüpfen läßt, z. B.:

So wie er leibt und lebt ein Kriegsmann.

Oder:

Du bist es? Warum störst du mich?

Auch sechsfüßige Zeilen kommen vor, z. B.:

Mit seinen Brüdern wird er flügge. Dich, o Bod! u. s. w.

Oder:

Zu schützen, würde ich für sie mein Blut, und hätt' u. s. w.

Die Sprache ist überhaupt von störenden Härten nicht frei; aber manche Partien sind dennoch sehr gut gerathen, und Ungeschicklichkeiten wie die folgende, allerdings sehr bedenkliche Zeile:

Und dein Blut, e k e l i g e r Heidenhund! —

gehören zu den Ausnahmen.

Das Drama selbst artet übrigens in den letzten Acten nach der Seite des sprachlich Rohen sehr aus, und es muß dahingestellt bleiben, ob hierbei der Dichter dem Bedürfniß des ungarischen Ohrs entgegenkam — da es sich um den tödlichen Haß zwischen Magyar und Türke handelt — oder ob der Uebersetzer in der Wiedergabe des Tons nicht glücklich war.

Der Inhalt des Stücks ist folgender. Hassan, ein türkischer Beg, hat einen ungarischen Christenknaben, Bod mit Namen, vor 16 Jahren als Sklaven zu sich genommen und den herangewachsenen Jüngling dann zum Einfangen schöner Weiber benutzt. Er gönnt ihm viele Freiheit, hält ihn aber mit dem Märchen am Bande: der Vater des Jünglings lebe, er habe sich um die Freilassung seines Sohnes in hochherziger Weise bemüht, und dereinst solle der Sohn dem Vater zurückgegeben werden. Hier eine Stelle aus dem bezüglichen Gespräche Bod's und Hassan's im ersten Act:

Bod.

Hassan, du hast mich, deinen Sklaven nur,
Für den so lang' kein Lösegeld will kommen,
Mit Sorgfalt auferzogen, und oft schien's,
Als ginge dir mein Glück und Unglück nah'.

Hassan.

Es schien? Nicht doch, dein Los, es geht mir nah';
Ich achte dich darob, daß du's erkannt.

Bod.

Ja, Hassan, du bist es, dem ich vertrau'.
Du sagtest, daß mein greiser Vater lebt,
Der einst aus weiter Fern', gefahrumdroht,
Bei dir erschien und, weil's an Geld gebrach,
Sich selbst bot an, um so mich zu erlösen,
Bereit, in ew'gen Sklavendienst zu treten,
Wenn frei du ließest mich, den einz'gen Sohn.

Hassan.

So ist's; doch weil ich deiner noch bedurft',
Sandt' ich ihn wieder ungekränkt zurück.

Bod (erregt).

Was, ungekränkt? (Sich beruhigend.) Ja, grausam bist du nicht,
Kein Bluthund, wie es deine Freunde sind.
Sieh, Hassan! Jener Mann ist alt, ist arm
Und hülflos, ist von Gott und Welt verlassen;
Und doch kein Dieb, kein Wegelagerer;
Er raubt, betrügt nicht; nein, er lebt von Arbeit,
Von Arbeit, Hassan! kümmerlich, und wühlt,
Dem Maulwurf gleich, in undankbarem Feld;
Sein Brot netzt blut'ger Schweiß. Wenn diesen Mann
Ich jemals sehen könnt', beim kargen Mahl,
Zu dem er sich den Gram zu Gast geladen,
Würd' ich eintretend sagen: Weine nicht,
Such' einen trauten Winkel dir; verleb'
In Ruhe deine letzten Tage; sieh,
Ich bringe Geld, mein Alter! Geld genug;
Ich bin von deinem Blut, ich — bin dein Sohn!
Ha, Beg! Erreich' ich das, bis in den Tod
Soll alles, was ich hab', dir dienstbar sein.
Oft schon versprachst du, mich zurückzugeben:
O, sag' mir nun, wo ich ihn finden kann?

Der Bruder Bod's, Ban Marót, ist in Gefangenschaft Hassan's gefallen. Die Brüder kennen einander nicht, und so hat Bod sich auf seinen Streifzügen nach schönen Haremcandidatinnen in Ida, die trauernd daheimsitzende Gattin des Ban, verliebt, ohne zu ahnen, daß sie die Frau seines Bruders ist. Nach ihr steht auch das Verlangen Hassan's. Bod muß sich mit dem Auftrag, sie herbeizuschaffen, entsenden lassen. Da aber Hassan's Verdacht, Bod werde nicht wiederkommen, geweckt wird, so gibt er dem Gefangenen Marót unter der Bedingung die Freiheit, daß derselbe sich wieder als Gefangener stelle, wenn er binnen zehn Tagen ein gewisses ansehnliches, ja unerschwingliches Lösegeld nicht zahlen könne. Solcher Art hofft er, Marót werde in sein Schloß zur selben Zeit zurückkehren, wo Bod dort Ida's Treue auf die Probe stellt, und einer werde dem andern den Garaus machen:

Geh' nur, du stolzer Ban, besieh dein Haus,
Und freu' dich, wenn du kannst.
Wie schön und gut
Ist deine Frau; doch bricht ein anderer
Die Rosen ihrer Huld. Ermord' den Tollen,
Der dir dein Netz zerstört, es ist dein Bruder! —
Frei ist er jetzt, ich löste ihm die Hände,
Daß er den Dolch ins eigne Herz sich stoß'.
Und wenn in seinem Blut er sich gesättigt,
Wenn Friede, Ordnung Abschied längst genommen,
Sein Herz zerrüttet ist, sein Haus zerstört,
Steh' ich mit Waffenscharen vor der Burg
Und ruf' hinauf, daß jeder es vernehme
Und zittre, wer es hört, dann rufe ich:
„Ban von Macsó, bezahl' dein Lösegeld!“

Im zweiten Acte treffen die beiden Brüder, immer ohne sich zu kennen, im Walde zusammen. Hier rettet Marót Bod aus den Händen von Räubern, und dieser erzählt ihm geschwätzig von der schönen Ida und seiner Hoffnung, sie für sich zu erobern. Marót verbeißt seinen Grimm und gesellt sich ihm als Helfershelfer. So kommen sie ins Schloß, Marót natürlich in Verkleidung. Wie Ida das Wiedererscheinen Bod's auffaßt, erhellt aus ihren Aeußerungen gegen ihre Kammerfrau:

Die Kammerfrau (kommt).

Der junge Hauptmann Bod ist angekommen.

Ida (erschrocken).

Nicht jetzt, er komme nicht, sag' —

Die Kammerfrau.

Was, o Herrin?

Ida.

Im Rittersaal werd' ich ihn später sehn.

Die Kammerfrau (bei Seite).

Im Rittersaal? Was mag das doch bedeuten? (Ab.)

Ida.

Und ob wol er mich liebe? Ach, es ist
Ja gleichviel. Ich muß seinen Anblick meiden.
Noch einmal seh' ich ihn, dann nimmermehr,
Dann sage los ich mich von allem Sinnen
Und allem Sehnen, das zu ihm mich zieht:
So ist's, ich sag' mich los, dann — sterbe ich
Und will im Grab und ewig nach dem Grabe
Von ihm allein und seiner Liebe träumen.

(Bod und Marót kommen.)

Bod.

Ha! nein, Hassan, sie wirst du nicht besitzen,
Um keinen Preis, und brächtest du für sie
Die eigne Seele auf der Hand. Dir hab'
Ich hingegeben, was ich selbst verschmähte;
Doch was ich wählte, Hassan, gäb' ich dir
Für einen ganzen Himmel Huris nicht,
Nicht für den Stein am Grabe des Propheten.

Es folgt ein Wechselgespräch zwischen Bod und Marót über den Werth des Weibes, wobei Bod behauptet: was schön und schlecht zugleich sei, gefalle ihm am besten:

Marót:

So ist der Fall der Engel
Dir nicht bekannt, die sich aufrührerisch
Von Gott und Himmel abgewandt? Die Schar
Ward in der Hölle Schlund hinabgeschleudert.
Doch früher, noch bevor ihr Fuß erreichte
Das ew'ge Feuer am Verdammungsort,
Fing sie der wilde Sohn der Erde auf;
Hier blieben sie als Frauen unter uns,
Die Welt zu peinigen und üppig
Zu mehren das Geschlecht der Sünd-Entstammten.

Bod.

Und Engel sind sie dennoch.

Marót.

Scheinbar nur.
Des Himmels Mal verblieb auf ihrem Antlitz,
Im Innern aber lodern Satan's Flammen.

Bod.

Das ist ja lustig! Lustig, sag' ich, trefflich!
Nun denn, empört euch, Engel, massenhaft
Und stürzt hernieder auf die Erde alle;
Hier steht ein Mensch, der euch mit offnen Armen
Und glühndem Busen grüßend schon erwartet...

Im dritten Aufzuge bereitet Marót sich darauf vor, im Rittersaal, in eine alte Rüstung versteckt, das Wiedersehen Ida's und Bod's zu belauschen:

Marót.

Die Frau, die hier jetzt süßlich thut und mich
Verlassen doch, in Knechtschaft weiß, sie ist's,
Die einst — Fluch jener Stund'! — der Ranke gleich
Die Arme um den Nacken mir geschlungen,
So glücklich schien wie keine zweite sie,
Der Schlangenzunge mir ins Ohr geflüstert:
„Wenn, Ban, dein Grab du in dem Kampfe findest,
Ich überleb' es keinen Augenblick.“
Und jetzt — Fluch ihr und Tod! Jetzt ist — doch nein,

Ich sag' es nicht, was sie an mir verbrochen:
Sie ist ein Weib, dies Wort sagt alles Schlechte.
Doch bin ich hier, um Rache auszuüben,
Noch lebend, Dank sei dir, o heil'ger Gott!

Die nun folgende Scene zwischen Bod und Ida ist theilweise voll leidenschaftlicher Schönheit. Ida liebt den Jüngling und kämpft vergebens gegen dies Gefühl, dem die noch nicht erloschene Liebe zu ihrem Gatten abmahnend gegenübersteht. Bod selbst wird davon ergriffen und hätte unter dem Eindruck ihrer Worte fast Neigung, sich mit dem Trost auf den Besitz der Geliebten im Jenseits abfinden zu lassen, wenn sein Skepticismus ihn nicht auf die Gegenwart, als das allein Gewisse, verwiese:

Ida.

O, daß
Maròt zu dieser Stunde kehrte heim,
Und mich, sein Weib, gestorben fände!

Bod.

Wie?
Was hör' ich? Aeltere und neue Klagen!
Dein Gram und Kummer martern mich, und dieser
Dein Zweifel wird mich in Verdammniß stürzen.
Ein ganzer Mann ist's, der sich dir ergeben,
So wie er leibt und lebt; ein Kriegesmann,
Ein Jüngling noch an seines Lebens Pforte,
Noch ungetäuschter Hoffnung voll, und voll
Entschlossenheit, die an die Himmel strebt,
Ist ganz der Deine. Die Vergangenheit
Würd' ich aus der Erinn'rung tilgen, wär's
Ein Eden auch, ja, meine volle Zukunft,
Und ständ' sie auch mit einer ganzen Welt
In gleichem Werth, böt' ich dir an; dein ist
Mein Leben, meine Seele, und nach all
Den Opfern trittst du auf mit Maròt's Namen?
Wer ist der stolze Ban? Dein Gott vielleicht,
Der auch im Jenseits dich beansprucht noch?
Hast du's bedacht, o Ida, was das heißt?
Er oder ich! Doch er ist schon verloren,
Ihn opfert Hassan Beg dem Tode auf.

Ida.

O Gott!

Bod.

Und wär's auch nicht so, mög' er leben,
Nur finde mir ein Wie und Wann, daß ich
Dich nicht verliere. Find' ein zweites Leben,
Das jugendlich beginnt, und wenn verstrichen
Die halbe Frist — in Ruhe will ich harren
Und in Geduld — dann, dann sei mein. Doch, Ida,
Das Leben ist nur eins und ach, wie kurz!
Beweise mir, daß wir zwei Leben haben:
Dann harr' ich deiner durch ein langes Leben,
Ich will in Qual die Augenblicke zählen,
Nur dann sei mein, in jenem zweiten Leben!
Doch ach, verlier' ich jetzt dich, Ida, jetzt,
In diesem Dasein, das nicht wiederkehrt,
So bist auf ewig du verloren mir.
O, Ida! Und du weinst? Wozu die Thränen,
Die grausam sind, mehr als du selbst vermeinst,
Denn sie bedeuten, daß du mich nicht liebst?

Ida.

Ich lieb' dich nicht? — O Gott, was sagte ich!
(Sie steht rasch auf.)

Bod.

Ja denn, o ja! Bereu' nicht dieses Wort,
Das dir dein guter Engel eingegeben;
Nimm's nicht zurück, nach diesem Worte schmachtet
Schon lange meine Seele. Oft hab' ich
In tiefem Grübeln mich gefragt: was ist's,
Was mich beglücken könnt'? Sind's Schätze? Nein.
Ist's Ruhm und Glück? Nein, nein. Ist's Herrschaft? Nein.
Ist es die ganze Welt? Nein. Dieses Wort
Hat mir gefehlt in meinem ganzen Leben,
Dein Wort: „Ich liebe dich.“ Jetzt hört' ich es,
Nicht beut die Welt, wofür ich hin es gäbe:
Noch einmal, ach, sprich aus dies theure Wort.

Ida

(als fürchte sie, gehört zu werden, durchwandelt sie den Saal; nachdem sie zurückgekehrt ist, sagt sie mit gepreßter Stimme)

Mein Bod, ich liebe dich.

Als am Schluß dieser leidenschaftlich erregten Liebesscene der in der Rüstung verborgene Maròt endlich Ida's Namen ausstößt, enteilt sie verwirrt und entsetzt, Bod dagegen erholt sich rasch von seinem gespenstischen Schrecken, hält das Ganze für eine Täuschung, empfängt einen inzwischen angelangten Türken, der ihm von Hassan die Weisung bringt, Ida binnen drei Tagen in Hassan's Hände zu liefern, und der zugleich den Tod des Maròt kündet. Hier schlägt Bod's gemeinere Natur wieder durch. Ida hat kurz zuvor ihr Liebesgeständniß noch durch den Vorsatz eingeschränkt: sie wolle ihn aber nur im Geiste lieben. Jetzt triumphirt Bod, sobald er sich allein wähnt:

Bod.

Der Ban ist todt, und ich beginn' zu leben.
Jetzt lustig! Heut' gibt's einen Freudenschmaus. (Ab.)

Dann folgt ein racheschnaubender Monolog des Ban:

Maròt (tritt hervor).

Ein Todtenschmaus wird's, schwöre ich, bei Gott!
Seht, dieser Mensch hat meine Frau verführt,
Um sie für Geld dem Türken zu verkaufen.
Ha, Hölle! viel höllischer als du
Sind Erd' und Menschen. (Pause.)
Soll ich sie jetzt tödten?
Mit ihnen auch die Schlange, die im Herzen
Mir wohnt? Sie tödten und der Rache Fest
Mit einem raschen Streiche jäh verderben?
Nein! Glücklich konnten sie bisher nicht sein:
Sie mußten zittern, daß zurück ich komme;
Die Wonne kosteten sie unter Sorge
Und Angst. Doch jetzt, im Glauben, ich sei todt,
Zuckt frei auf alles Sehnens Drang im Busen.
Ja! Neben meinem Sarg will ich sie sehn,
In ihrer Stunden voller Blütenpracht,
Und wenn sie arglos im Entzücken schwelgen,
Die Lust mit jedem Pulsschlag höher strömt,
Die Seligkeit den höchsten Grad erreicht:
Dann fahr' ich nieder, einem Eissturm gleich,
Und bring' zum Welken ihre Freuden all'.

Zwischen Maròt und einem Vertrauten wird dann schließlich eine Scheinbeerdigung verabredet.

Der vierte Aufzug eröffnet mit dieser Feierlichkeit. Alle, bis auf Ida, welche, über den Sarg gebeugt, zurückblieb, sind fort; Maròt steht allein abseits und beklagt sein Los:

Maròt.

Ja, das ist denn das Ende unsers Strebens:
Der Leichenprunk, vom Tode angegrinst,
Ein Todtensang aus trunkergebnen Kehlen
Und eine falsche Thrän' im Auge solcher,
Von denen du geliebt dich wähntest: dies,
Dies ist die ganze Wegezehrung; geh,

Jetzt sorg' um dich die Erde sich. Haha!
Fast wünscht' ich, dort schon angelangt zu sein,
Und daß der Schmaus, wobei sie meines Todes
Sich freun, zu Ende wäre und dort unten
Ich ruhen könnte, unten dort, wo Erz
Und Felsen Wurzel fassen. Jetzt erst weiß
Ich ganz, wie glücklich ich gewesen war,
Wie diese Frau die Seele mir erfüllt:
Jetzt ist's dort leer, ein endlos Nichts, das auch
Die Seligkeit mir selbst nicht ausfüllt mehr.
(Bod erscheint in der Thür, ohne Marót zu bemerken.)
Wer dort? Ach, Bod, glücksel'ger Bräutigam!
Nur vorwärts! Dort erwartet dich die Braut.
Es ist die Gruft zwar, wo sie sich befindet,
Ihr Herr ist's und Gemahl, den man zu Grab
Getragen; thut nichts! Geh nur, schöner Bräutigam!
Ich wette, daß sie gern es sieht, wenn du
Betrübniß sie und Trauer machst vergessen. —
Seht diese Frau: sie betet noch, vielleicht
Von Herzen, oder weil's so Sitte ist,
Vielleicht fühlt sie auch Schmerz: da uns ja auch
Der treue Hund selbst dauert, kommt er um.
Doch wartet ihr nur einen Augenblick,
Seht ihr die Trauernde bei ihrem Buhlen!

Es folgt nun eine Scene von hoher dramatischer Wirkung. Ida, über den Sarg gebeugt, will wenigstens den Tribut ihrer Witwentrauer dem Gatten voll und ganz darbringen. Bod drängt sie, ihm eine Bürgschaft für ihre Zuneigung zu geben, da draußen das Heer des Türken stehe und er sein Leben für sie in die Schanze schlagen wolle. Nach vielem Widerstreben bringt er es endlich dahin, daß sie ihn am Sarge umarmt und ihm Treue schwört. In diesem Augenblicke kehrt Marót, welcher sich kurz zuvor entfernte, zurück; mit ihm sechs Getreue. Bod wird gefangen abgeführt. Ida bricht ohnmächtig zusammen. Die Türken unterbrechen nun den weitern Gang des Strafgerichts. Die Scene ändert sich. Hassan selbst führt sein Heer heran, fordert, daß Marót das bedungene Lösegeld zahle, oder sich stelle, oder endlich sich durch sein Weib freikaufe:

Hassan.
Ich sag's
Auch jetzt noch, tapfrer Ban: Gib mir die Frau,
So bist du frei und ledig aller Schuld.
Sonst, sinkt die Sonne, bist du mein Gefangner.
Verstrichen ist die Frist nach deinem Worte.
(Marót winkt, Barra bringt die schwarzverschleierte Ida aus dem Burgthore hervor.)

Ida (zu Marót auf den Knien).
O, tödte mich nicht, Ban! O laß mir Zeit,
Die Sünde zu bereu'n! Erbarme dich!

Hassan.
Welch sanfte Stimme!

Marót (indem er Ida aufhebt).
Ich, ich tödte dich?
Nein, theure Frau: du liebst das Leben doch,
Die Lust, die Wonne und der Küsse Glut;
Ein Meer ist deine Liebe, die so hungrig,
So unersättlich, unerschöpflich ist.
Und du willst sterben? Gott bewahr', du Edle!
Du wirst von nun an leben erst. Bisher
Hat Ban Marót allein nur dich umarmt,
Jetzt wird dich eine ganze Welt besitzen.
(Er entschleiert Ida.)

Ida.
Was wird aus mir, Allmächtiger, noch werden!

Hassan.
Allah! sieh hier dein wahres Ebenbild!

Marót.
Was sagst du nun?

Hassan.
Der Handel gilt.

Marót.
Beschwör' es!

Hassan.
Ich schwör's bei Allah dir.

Marót (übergibt Ida).
Die Frau ist dein.

Sie fleht den Gemahl nun an, ihr wenigstens ein Mittel zu geben, sich das Leben zu nehmen. Nach langem Weigern überläßt er ihr seinen Dolch, wird aber dann durch ihre Reue so tief erschüttert, daß er, statt Ida preiszugeben, sich selbst dem Hassan wieder als Gefangener anträgt. Hassan hält ihn jedoch beim Wort, und sie selbst will nichts von dem Opfer ihres Gatten wissen, und so folgt sie dem Türken.

Im fünften Aufzuge soll Bod enthauptet werden; da sendet Hassan, welcher Bod schon todt glaubt, an Marót Beweisstücke, aus denen hervorgeht, daß Bod und Marót Brüder sind. Nun folgen Ausbrüche des Entsetzens und der Verachtung seitens Marót's. Bod setzt dem allen das entgegen, was er gelitten habe, und endlich schmilzt das Eis von Marót's Herzen. Sie ziehen vereint gegen Hassan in den Kampf. Während dieser wüthet, bestürmt Hassan, von seinem Zelte aus die Schlacht beobachtend, Ida mit Liebesanträgen, sieht sich aber dann in den Kampf verwickelt, der nun hin- und herwogt, und endlich erscheint Bod, um, nachdem der Sieg verloren ist, mit der Geliebten vereint zu sterben. Er findet sie im Gebet, bleibt in ihrem Anschauen vertieft vor dem Zelte stehen:

Sie betet. Ach, wie schön sind ihre Wangen,
Die Thränenperle, die darüberrollt,
Sie tilgt — wenn noch Erbarmen und Gefühl
Im Himmel wohnt — die Sünden einer Welt.
Nein, nein! So kann ich sie nicht tödten, nein!
(Er läßt den Vorhang herab.)
Und doch, der Heide wird umarmen sie,
Hassan, der Scheußliche, Abscheuliche!
Und es gab eine Zeit — o mein Verhängniß,
Da ich für Geld verkaufte ihre Reize;
Jetzt würde ich für einen Blick, ein Lächeln
Den besten meiner Freunde morden.
Die Ehre meines Bruders hab' ich einst
Geraubt, jetzt schafft sein Blut und meines sie
Zurück. — Verdüstre dich, o Erde! Welt,
Verdunkle dich, ich will die Sonne tödten!
(Er geht ins Zelt. Ein Aufschrei wird hörbar.)

Bod (kommt heraus).
Als diesen Stahl ich in das Herz ihr senkte
Und sie mit einem Aufschrei in die Arme
Mir stürzte, streifte ihre Lippe meine,
Und sie ward stumm.

Hassan (kommt).
Was seh' ich? Ha, Bastard?
Elender! Und er lebt noch?

Bod.
Halb beendet
Ist erst mein Tagewerk. Ich hab' die Schmach

Vom Namen meines Bruders abgelöscht,
Jetzt, Hassan, Teufel! such' ich dich.
(Hassan, der sich unterdessen heimlich neben Bod hingeschlichen, durchsticht ihn. Bod sinkt zusammen.)

Bald darauf fällt auch Hassan in die Hände Ban Maròt's, und dann, als der letztere die Leiche seines Bruders und seiner Gattin gewahrt, schließt das Stück mit folgendem Monolog des Ban:

Maròt.
Todt auch er, der spät gefundne
Und früh verlorne Bruder! Grauser Tag!
Und hier liegt nun ermordet meine Gattin.
Lebt noch ein Mensch, bin ich es ganz allein,
Der tragen soll die Last so vieler Trauer?
(Er wirft sich über Ida und Bod, nach kurzer Versunkenheit steht er auf.)
Unglückliche Gemahlin, armer Bruder,
Ihr, Ursach' meiner Marter vor dem Grabe!
Mögt ihr in Frieden ruhen nach dem Grab.
(Er tritt vor.)
Was ich geliebt, hier liegt nun alles todt;
Was ich gehaßt, es lebt nicht mehr. So bleibt
Die einz'ge Wonn' auf dieser Erde mir
Der Kampf und der Osmanen Wehgeschrei.
(Sein Schwert aufhebend.)
Und sieh, vor dir, o Gott, hier schwöre ich:
Ist Blut dir für vergossnes Blut genehm,
So lang' der Heiden Arm im Lande wüthet,
So viele ihrer Leben auszurotten,
Bis daß du sprichst: Mein treuer Knecht', genug!

Nach dieser Skizze wird sich Vörösmarty's Art und Weise einigermaßen beurtheilen lassen. Er hat jedenfalls für das Dramatische eine nicht gewöhnliche Begabung. Die Scenen zwischen Bod und Ida, zwischen Bod und Maròt, zwischen Maròt und Ida bringen Umstimmungen tiefgehendster Art zu Wege und beweisen zur Genüge Vörösmarty's dichterischen Beruf. Nicht minder versteht er es, Conflicte auf die Spitze zu treiben und dann ihre dramatisch wirksamsten Phasen herauszugreifen. Daß die Liebesscene über dem Sarge an die brutalen Werbeerfolge Richard's III. erinnert, kann dabei nicht stören, da die Sachlage doch eine völlig andere ist.

Minder befriedigend ist die Summe des aus dem Stücke zusammenzubringenden Gedankeninhalts. Auch die Sprache ist ohne sonderliche Originalität. Die Charakteristik endlich ist nicht durchweg zu loben, so gut dem Dichter auch Ban Maròt und Ida gelungen sind. Ein Mensch wie Bod erheischte ein deutlicheres Gepräge, und Hassan ist der reine Teufel, blos weil er Türke ist. Auch hat das Motiv mit dem Dolche und ebenso mit dem Tuche keinen Zweck. Trotz alledem bleibt das Drama beachtenswerth. Robert Waldmüller.

Zur Geschichte des Judenthums.

1. Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet von H. Graetz. Elfter Band: Geschichte der Juden vom Beginn der Mendelssohn'schen Zeit (1750) bis in die neueste Zeit (1848). Leipzig, Leiner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Geschichte der Juden in Berlin. I. Als Festschrift zur zweiten Säcularfeier im Auftrage des Vorstandes der berliner Gemeinde bearbeitet von Ludwig Geiger. Nach den Acten des Geheimen Staats-, des Ministerial-, des Stadt- und Gemeinde-Archivs, nach gedruckten Quellen und den Materialien des Herrn L. Landshuth. II. Anmerkungen, Ausführungen und urkundliche Beilagen. Berlin, Guttentag. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.

Es existiren in der öffentlichen Alltagsmeinung bei uns zwei Begriffe, die beide gewissermaßen als Schimpfworte angewandt werden und deren innerste Bedeutung, trotz ihres historischen Charakters, dennoch dem allgemeinen Bewußtsein ein Geheimniß ist. Diese beiden Begriffe sind der Jesuit und der Jude.

Beide unterscheiden sich insofern voneinander, als der Jesuitismus nur eine nebensächliche, abhängige, möglicherweise nur eine negative Erscheinung ist, während das Judenthum eine durchaus ursprüngliche, staunenswerth eigenartige und fraglos positive Thatsache der Geschichte ist. Der Charakter des Jesuitismus ist historisch, sogar modern historisch, während der des Judenthums welthistorisch ist mit urältesten Fundamenten und mit weitreichender geistiger Bedeutung.

Der Jesuitismus trägt jedenfalls die Intention in sich, so, wie er der großen Menge auch mit all seinen abschreckenden Eigenschaften erscheint, eben wirklich erscheinen zu sollen. Dieser gewissermaßen böse, gefürchtete und verabscheute Schein ist offenbar ein Particularzweck seiner Existenz. In Stiftung und Wesen des Jesuitenordens ist außer anderm auch eine entschieden beabsichtigte Paradoxie zu erkennen, um Schwächen der menschlichen Gesellschaft auf die Spitze zu treiben und damit ad absurdum zu führen; sein Moralsystem kann auch als ein wohlmeinender Verrath angesehen werden, der über geheime und öffentliche Mittel, die zum Schaden des Allgemeinwohls angewendet werden können, weniger wissenden Edeldenkenden die abwehrende Weltkenntniß verschaffen will. Eine solche Ironie liegt dem Judenthum in seinem Ursprunge offenbar fern. Das Judenthum ist in seinem Wesen unendlich massiver und originaler schon deshalb, weil es sich für uns nicht, wie der Jesuitismus, als eine secundäre Existenz, nicht als losgelöste Sekte und Abzweigung von einer schon vorher existirenden Kirche in einer Zeit des ausgebildetsten Zwiespalts der Confessionen, sondern weil es sich als eine ureigene, in sich abgeschlossene Religion, als die Mutterkirche unsers eigenen, die Welt beherrschenden Christenthums darstellt. Aus eben diesem Grunde ist das Judenthum, trotz aller verdienten und unverdienten Vorwürfe und Verdächtigungen, trotz aller nur irgend wirklichen oder möglichen Gebrechen und Lächerlichkeiten, Verkommenheiten und Entartungen, denn doch in seinem Grundwesen eine historisch ehrfurchtgebietende Erscheinung. Die christliche Menschheitsgeschichte, die uns Christen nun einmal als das Culturideal erscheint, wäre wol ohne den Jesuitismus, nicht aber ohne ihre Vor- und Nebengeschichte im Judenthum zu denken. Es kann jemand vollkommen auf der Höhe der Bildung stehen und er kann trotzdem oder ebendeshalb an dem sogenannten Jesuitismus sozusagen nicht ein gutes Haar lassen; es

kann aber niemand, der sich auf christliche oder christlich-humanistische Bildung beruft, er mag in der Praxis ein noch so excentrischer Judenfeind sein, theoretisch und dogmatisch die ethischen Grundlagen verleugnen, die dem Christenthum mit dem Judenthum nun einmal historisch gemeinsam sind.

Im übrigen aber sind die Grundbegriffe von Judenthum und Christenthum bekanntlich insofern vollkommene Gegensätze, als das Judenthum eine specielle Nationalreligion, das Christenthum aber die allgemeine Weltreligion sein will. Das Christenthum hebt das Einzelrecht der nationalen Sonderexistenz wenigstens als ein absolutes auf und schafft über ihm den erhabenen Gedanken an das Wohl der Menschheit. Das Judenthum dagegen, die nationalste aller Nationalreligionen, ist auf die eine sich unter sich fortpflanzende Nation gegründet und stellt Specialreligion und Volksspecialität gleich, indem es letztere geradezu nach angeblich göttlicher Mission aus der Völkergemeinschaft heraushebt und ihr eine besondere bevorzugte Aufgabe zuspricht.

Das Judenthum, abgesehen davon daß es als die Vorschule und culturgeschichtliche Voraussetzung der christlichen Weltreligion seiner Urgeschichte erscheint, ist in Betreff seiner abgesondert gebliebenen Nationalexistenz in der Geschichte der letzten tausend Jahre auch insofern ein wunderbares Phänomen, als es eigentlich in der ganzen gebildeten Welt, wenigstens der ganzen Welt europäischer Bildung, sich als das einzige exclusive, nichtchristliche Element erhalten hat. Während alle Nationen zunächst Westeuropas dem verjüngten und universell gewordenen Judenthume, als welches das Christenthum aufzufassen ist, sich gläubig unterwarfen, geschah es, daß das historisch stabile Judenthum, das sich der Weltkirche seiner eigenen Schöpfung nicht unterwarf und lieber alle nur möglichen Verfolgungen, Schmähungen und Verdächtigungen ertrug, um nur in seiner barock-orthodoxen, scheinbar asiatischen Stammesbesonderung fortzuexistiren, thatsächlich denn doch eine Art von Weltmacht geworden ist, indem es, trotz und mit seiner für den äußern Augenschein zum Theil durchaus sich nicht einschmeichelnden Absonderlichkeit, in alle Nationen Europas als ein sozusagen privates Element, als ein confessionsloser internationaler Factor, als ein Factotum sich einzudrängen wußte und dadurch zu einer imposanten Geschichtscapacität zu entfalten vermocht hat. Das Judenthum stellt sich danach in der durch gemeinsame Bildung mit uns vereinigten Völkerwelt als die Nation mit den zeitlich und räumlich kolossalsten Existenzdimensionen dar: denn es ist einerseits — für uns wenigstens — die Nation mit den ältesten Ueberlieferungen und den am weitesten zurückreichenden Geschichtsurkunden; und es ist andererseits mit seiner mehr oder weniger öffentlichen Einwirkung auf die Culturentscheidungen fast aller modernen Staaten die ausgebreitetste, die eigentlich universelle und — da Katholicität das griechische Wort für Allgemeinheit ist — die thatsächlich katholische Nation der Welt.

„Tief in unserm Volke wurzelt der Zauber der Familie", so läßt Gutzkow im „Uriel Acosta" aus empfindungsvoller jüdischer Seele sprechen. Er hätte noch deutlicher auf das Geheimniß hingewiesen, durch welches das jüdische Volk solche Dauer gefunden hat, wenn er auch hinzugesetzt hätte: „der Zauber der Gemeinde und des alle Weltschranken überdauernden Stammesbewußtseins". Die Organisation aller menschlichen Sittlichkeit, die Architektur aller bevorzugt civilisirten Geselligkeit beruht naturgemäß auf Exclusivität und Mysterium. Die eigenthümliche Disciplin aber, zu welcher das Volk der Hebräer in seiner Urgeschichte durch nachbarliche Feindschaften und in der Folge durch seine Heimatlosigkeit, die doch wieder in aller Welt heimisch werden wollte, sich gedrängt fühlen mußte, sie war nothwendig mehr als die aller andern Völker auf Exclusivität und Energie jenes patriarchalischen „Zaubers der Familie" angewiesen. Die logische Grundlage aber aller Zauberei und Magie ist das Geheimniß.

Ein Geheimniß erweckt Neugierde. Möchte das deutsche Lesepublikum das Geheimniß des Judenthums offenbart haben? Dr. Graetz in Breslau hat bereits neun umfangreiche Bände über „Geschichte des Judenthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" veröffentlicht; es steht jedem Geschichtsfreunde frei, dieselben aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, was der Verfasser über das Geheimniß seiner Nation verrathen hat. Um aber die Leser der „Blätter für literarische Unterhaltung" in dieser unserer literarischen Unterhaltung betreffs der eben angeregten Neugierde auf Erklärung der Möglichkeit einer so weit angelegten Volksbestimmung nicht völlig unbefriedigt zu lassen, so sei mir gestattet, hier im Feuilletonstil auf ein paar moralische Axiome hinzuweisen, die schon beim allgemeinsten Ueberblicke über die jüdische Geschichte als mitbewegende Triebfedern derselben sich herausstellen. Diese Axiome sind in keinem andern Principe begründet als demjenigen, welchem auch noch das Judenthum von heute auf jeglichem Markte des Interessenaustausches seine Erfolge verdankt, nämlich im Principe der freien Concurrenz, welches auf die Geschichtsverhältnisse angewandt sich am einfachsten folgendermaßen ausdrücken läßt: Die Capacität — auch der Nationen im Wetteifer der Geschichtskämpfe — ist souverän, und die Concurrenz ihr Menschenrecht.

Von dem Zeitpunkte an, wo das Judenthum seine weltliche Souveränetät verlor und um die Herrschaft über die Welt einen geistigen Wettkampf begann, entfaltete es bis heute die erfolgreiche Anwendung solchen Princips nach Moralsätzen ungefähr wie folgende: Nicht das momentane Regiment, sondern die ewige Capacität ist souverän; nicht die einzelne anerkannte Staatsgewalt, sondern die internationale Befähigung ist in der Welt allmächtig; nicht der Herr, welcher befiehlt, herrscht, sondern der Diener, der mit überlegener Einsicht auszuüben versteht; die Souveränetät aller weltlichen Herrschaft ist vorübergehend, nur die Souveränetät der geistigen Capacität ist bleibend.

Nur vergesse man nicht, daß solche Maximen nicht öffentlich verkündigt wurden, sondern im Gegentheil als Geheimniß in der Entwickelung der Dinge verborgen bleiben mußten. Als das Judenthum seine Concurrenz mit allen Nationen der Welt thatsächlich begann, trat es dieselbe an mit einer Verleugnung aller Concurrenz in der Welt, und seit bald neunzehn Jahrhunderten ist es zu einer der hervorragendsten Capacitäten der Weltgeschichte

herangewachsen, indem es alles, was es that, gewissermaßen that, um die Maxime nicht klar und öffentlich werden zu lassen: Die Capacität ist souverän.

Nur im Gewande der ewigen Sklaverei wollte das Judenthum unvermerkt herrschen; aus der tiefsten Demuth und Vernichtung herauf wollte es in neuen tausend Jahren der heimatlosen Wanderung und Wüstendurchirrung seiner eigenen Knechtung die Welt unterwerfen, denn es wußte: keine Herrschaft und keine Herrlichkeit kann ewig bestehen, wohl aber die Knechtschaft. Staaten, Dynastien und Verfassungen sind seitdem verschwunden einmal über das andere; aber die Capacität der geistigen Demuth hat sich als dauernd souverän erwiesen.

Mit dem elften Bande hat die „Geschichte der Juden" von H. Graetz (Nr. 1) ihr Ende erreicht, nachdem die beiden vorhergegangenen Bände die sehr beachtenswerthen Katastrophen der jüdischen Verhältnisse, besonders in Spanien, Portugal und Holland, vor und nach der kosmopolitischen Wetterscheide um 1500 geschildert hatten. Seltsamerweise aber hat dieses Werk mit seinem Ende noch nicht seine Vollendung erreicht, denn gerade der Anfang ist noch nicht veröffentlicht. Der Verfasser sagt über das Ausbleiben der beiden ersten Bände seines Werks in der Vorrede zum elften Bande:

> Ich schulde noch den Lesern die Erzählung von den Uranfängen des jüdischen Volksstammes bis zur Glanzepoche der hasmonäischen Erhebung. Denn das ist das Eigenartige an der Geschichte desselben, daß Vorgänge in Aegypten und am Fuße des Sinai, vor mehr denn drei Jahrtausenden, und Stimmungen, welche die Exulanten am Euphrat vor mehr denn 2000 Jahren bewegten, noch heute nachwirken. Ohne Kenntniß dieses Ursprungs bleibt auch das geschichtliche Weben und Treiben der Söhne dieses Volksstammes in der Gegenwart räthselhaft. Ich möchte aber nicht eher an die Schilderung dieser grundlegenden, gnadenreichen Zeiten von Mose bis Jeremia, von dem flammenden Sinai bis zu den rauchenden Trümmern Jerusalems, und von der babylonischen Gefangenschaft bis zu den Kämpfen der Makkabäer herangehen, bis ich den Schauplatz dieser Begebenheiten mit eigenen Augen gesehen habe, um das Localcolorit bei der Schilderung anbringen zu können: ein Wunsch, den ich seit lange in stiller Brust hege, und der durch Hindernisse mancherlei Art unerfüllt geblieben ist.

Dieser elfte Band des Graetz'schen Werks hat in dem einbändigen Werke von Ludwig Geiger: „Geschichte der Juden in Berlin" (Nr. 2), eine dankenswerthe Parallele in Bezug auf Specialgeschichte erhalten, denn auch letzteres schildert vornehmlich die Geschichte der Judenemancipation in den letzten hundert Jahren. In Bezug darauf übrigens verspricht der vorliegende Band von Graetz mehr als er halten kann, denn eine allgemeine Geschichte alles Judenthums, wie es in allen Welttheilen existirt, resultirt aus demselben nicht; wir sehen nur diejenigen Erscheinungen in Bezug auf jüdische Verhältnisse vor uns entwickelt, von denen die öffentliche Meinung bei uns bisher in Presse und Literatur Notiz genommen; wohl aber können wir erklären, daß keine dieser Erscheinungen hier vorgeführt ist, ohne von einem neuen Lichte erhellt zu sein. Für unsere allgemeine Geschichte, einschließlich die Literaturgeschichte, wird dieser Band eine unentbehrliche neue Quelle sein über alle Thatsachen und Namen aus der Geschichte der Neuzeit, die darin zu einer erheblichen Erwähnung kommen.

Das Judenthum in Berlin, dem Ludwig Geiger sein ganzes Werk widmet, tritt auch im elften Bande von Graetz ganz besonders in den Vordergrund, und zwar mit vollem Verdienste, wenn wir allein nur erwägen, daß von der Begegnung Lessing's mit Mendelssohn, mit welcher die Geschichtsdarstellung dieses Bandes beginnt, gewissermaßen die neue Epoche unserer gesammten humanistischen Zeitgeistrichtung datirt. Wenn ein Lessing es sich damals angelegen sein ließ, in seinem „Nathan der Weise" das Judenthum zu rechtfertigen und zu verherrlichen, so muß er doch ein sehr bestimmtes Bewußtsein davon gehabt haben, daß in dieser exclusiv, geheim und unterdrückt fortlebenden Culturspecialität ein Element vorhanden war, dessen die deutsche und europäische Bildung, um ihrerseits emancipirt und universalistisch zu werden, bedürfen würde.

Daß außer Lessing und Dohm namentlich auch Mirabeau, und zwar infolge von berliner Anregungen aus dem Kreise der Mendelssohn und Herz, mit unter den ersten seine Stimme für die bürgerliche Gleichstellung der Juden erhoben hat, ist eine Thatsache, die nun nach Graetz mehr, als es bisher geschehen, in der allgemeinen Geschichte erwähnt zu werden verdient. Die Porträts der ersten emancipirten geistreichen Jüdinnen Berlins, der Henriette Herz und Rahel Levin, entwirft Graetz noch ausführlicher und geistvoller als selbst L. Geiger in seiner Specialschrift; wir könnten anerkennen, daß damit brillante und noble Originalporträts als Illustrationen zur deutschen Gesellschaftsgeschichte geboten wären, wenn Graetz nicht das Versehen passirt wäre, die Anekdote von dem „Entwenden eines Diamantringes vom Finger einer Dame im koketten Spiel", welche Henriette Herz in ihren „Erinnerungen" von dem „bodenlosen Wüstling" Gentz erzählt, als historische Thatsache aufzunehmen. Der königlich preußische Kriegsrath Friedrich von Gentz, damals einer der ersten Vorkämpfer der Preßfreiheit, wird in einer unter dem Schutze der gegenwärtigen Preßfreiheit gedruckten Geschichte der Juden des Diebstahls jüdischer Diamanten bezichtigt! Der Herr Verfasser hat sich wol nicht ganz überlegt, was er mit dieser Diamantendiebstahlsgeschichte gemacht hat, die doch nur auf Frauenzimmerklatsch beruht. Vor der historiographischen Kritik hat sein wissenschaftliches Werk damit jenen ganz kleinen Fleck vom Pfirsichmarkte angenommen, den Alexander Dumas in seinem Lustspiel: „Le demi-monde" so charakteristisch geschildert hat.

Sehr dankenswerth für jeden Historiker sind namentlich auch die Abhandlungen, einschließlich der specialisirenden Noten, die Graetz über die Juden in Frankreich während der Revolution und des ersten Kaiserreichs, sowie über betreffende Entscheidungen des Wiener Congresses gibt. Gediegen und original sind ferner die Kapitel über die beiden pariser Emigranten Börne und Heine; sicherlich wird jede noch zu erwartende Literaturgeschichte der neuesten Zeit diese Darstellungen zu ihren Quellenbelegen herbeiziehen. Beide Bände übrigens, sowol der von Graetz als der von Geiger, tragen einen zum Theil jungdeutschen und jedenfalls durchaus modernen Charakter an sich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die von Feodor Wehl im Verein mit Martin Perels 1860 begründete „Deutsche Schaubühne" ist jetzt nach Wien übergesiedelt; sie will, nach wie vor, jetzt unter der alleinigen Redaction von Perels, fortfahren das deutsche Theater auf eine würdige Kunststufe zu erheben. Es ist schwer für ein mitten in der Strömung des Tags befindliches Theaterblatt, die Würde einer unabhängigen und stilvollen theatralischen Revue zu behaupten. Die „Deutsche Schaubühne" nahm oft den Anlauf zu einer solchen und ist ihrer ganzen Anlage nach darauf berechnet; möge sie jetzt manches Ungleichartige ausscheiden, und namentlich den Theatercorrespondenzstil mit seinen Ueberschwenglichkeiten in die geziemenden Schranken verweisen. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang!

— Ueber „Heinrich Heine und seine Familie" wird eine Schrift von Frau Helene Hirsch angekündigt, einer Nichte des Dichters, die in Wien lebt. Die Schrift soll gleichzeitig in deutscher und französischer Sprache erscheinen.

— Die ältesten und werthvollsten Denkmäler altdeutscher Literatur, das „Hildebrandslied" und die „Merseburger Zaubersprüche" sind längst nicht allein nach ihrem Texte, sondern auch in facsimilirter Nachbildung bekannt geworden. Nachdem das „Hildebrandslied" durch die Brüder Grimm 1812 edirt, hergestellt und erläutert worden war, und nachdem dann Jakob Grimm weitere Beiträge zur Erklärung des so schwierigen und räthselhaften Gedichts gegeben hatte (in den „Altdeutschen Wäldern", 1815), lieferte nach einer längern Reihe von Jahren Wilhelm Grimm ein möglichst getreues Facsimile, welches für seine Zeit trefflich war und auf welchem die ihm folgenden zahlreichen kritischen Versuche fußten. Ungenauigkeiten und selbst Fehler waren freilich nicht vermieden, und so wurden Correcturen auf Grund nochmaliger Prüfung der Handschrift nachgetragen von Maßmann (1850 in den „Münchener gelehrten Anzeigen") und von Grein (1858 in seiner Ausgabe); aber auch diese Verbesserungen erwiesen sich als unzureichend. Weniger gelungen als das Facsimile des „Hildebrandsliedes" war die lithographische Nachbildung der „Merseburger Zaubersprüche", wie sie Jakob Grimm seiner Bekanntmachung in den berliner Akademieabhandlungen (1842) beifügte, und wie sie auch in den „Kleinern Schriften" Jakob Grimm's (zweiter Band, Berlin 1865) wiederholt ist. Seit die neue Kunst der Photographie sich für die Paläographie so überaus günstig gezeigt hat, lag der Wunsch nahe, und er ist auch hier und da ausgesprochen worden, daß die ältesten deutschen Sprachdenkmäler solcher Hülfe theilhaftig werden möchten. Dieser Wunsch ist nun erfüllt worden. Professor Sievers in Jena gab ein photographisches Facsimile heraus unter folgendem Titel: „Das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche und das Fränkische Taufgelöbniß. Mit photographischem Facsimile nach den Handschriften herausgegeben von Eduard Sievers" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Den Abbildungen zur Seite steht ein genau diplomatischer Text mit Nachahmung der Abkürzungen, der Interpunctionen und sonstiger Merkmale der Ueberlieferung. Beim „Hildebrandsliede" machte sich zur Erlangung eines scharfen Bildes ein etwas verkleinerter Maßstab nöthig, dagegen sind die „Zaubersprüche" und das „Taufgelöbniß" ganz in der Größe des Originals wiedergegeben. Die authentische Mittheilung des ebenfalls sehr wichtigen Taufgelöbnisses, des ältesten in hochdeutscher Sprache, welches sich in derselben Handschrift wie die „Zaubersprüche" befindet, muß als eine dankenswerthe Zugabe erscheinen. Die Verlagshandlung hat nicht allein treffliche Künstler gefunden, die ihre Aufgabe in der Reproduction in befriedigender Weise lösten, sondern sie hat dieser ganzen Veröffentlichung eine so würdige und sogar schöne Ausstattung gegeben, daß das Buch selbst den Bilder- und Albumtisch eines Salons zieren würde. Für die Wissenschaft wird diese Facsimile-Ausgabe gewiß von günstigstem Einflusse sein.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich Franz Palacky's „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs vom Jahre 1819 an" (erster Band, zwei Hefte); Culturbilder „Aus altrömischer Zeit" von Theodor Simons, Prachtausgabe mit Illustrationen von Alexander Wagner (zwei Lieferungen); der sechste Band von Julius Grosse's „Erzählenden Dichtungen", welcher „Des Ketzers Beichte" und „Der Domdechant von Compostella" enthält; die erste Hälfte der „Protestanten-Bibel Neuen Testaments", herausgegeben von Paul Wilhelm Schmidt und Franz von Holtzendorff; das 18., 19. und 20. Heft des „Supplements zur elften Auflage des Conversations-Lexikon"; ferner eine Uebersetzung der Gedichte von Miß Mai Mulock, aus dem Englischen von C. Schlüter und A. Jüngst.

Ausländische Literatur.

Die von dem Herausgeber dieser Zeitschrift in „Unsere Zeit" erschienenen Aufsätze „Ueber das Theater und Drama des second empire", welche den vierten Band der „Porträts und Studien" (Leipzig, F. A. Brockhaus) bilden, sind ins Schwedische übersetzt worden von C. Eichhorn und als selbständiges Werk herausgegeben unter dem Titel: „Teater och drama under andra Kejsardömet af *Rudolf Gottschall;* bearbetad från tyskan och försedd med tillägg af C. Eichhorn (Stockholm, L. J. Hierta).

— General Trochu, der bekanntlich seine wichtige Stellung während des Kriegs einer militärischen Reformschrift verdankt, greift wieder zur Feder; in Tours soll eine Schrift von ihm unter dem Titel: „Geschichte meines Lebens", erscheinen.

— Professor Karl Witte in Halle, der sich um die Dante-Forschung so große Verdienste erworben, hat der strasburger Universitätsbibliothek seine Dante-Sammlungen, die er seit 15 Jahren zusammengetragen hat, käuflich überlassen und so einen auch von der Universität Oxford begehrten Schatz dem deutschen Vaterlande erhalten. Es ist immer wünschenswerth, wenn neue Universitäten auch in irgendeiner Specialität sich hervorthun; durch den Ankauf der Witte'schen Sammlung wird Strasburg unzweifelhaft für die romanische Literatur einen festen Halt gewinnen.

Theater und Musik.

„Die Jüdin von Toledo" von Franz Grillparzer ist am Burgtheater mit einem Achtungserfolg in Scene gegangen; der Schlußact ging ohne Beifall vorüber. Fräulein Wolter soll mit der Titelrolle keine rechte Wirkung erzielt haben. Der Grundfehler des Stücks ist wol, daß die Leidenschaft des Königs zur schönen Jüdin nirgends in feuriger und antheilheischender Weise hervortritt, sodaß die letzte, etwas gewaltsame Katastrophe nur einen verletzenden Eindruck macht. Daß Grillparzer's „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" in Prag geradezu Fiasco gemacht hat, stimmt zum Nachdenken über die Bedeutung des Grillparzer-Cultus und seine wahrscheinliche Dauer.

— Das neueste Drama von Alexandre Dumas „La femme de Claude", das am pariser Gymnase-Theater in Scene ging, zeigt uns den Zersetzungsproceß der französischen Dramatik aufs äußerste vorgeschritten, und zugleich das Talent des Autors, das, zwar von vielen Seiten überschätzt, doch immer eine beachtenswerthe realistische Tüchtigkeit zeigte, in tiefstem Verfall. Die Heldin des Dramas ist eine Messalina in Sedez, der Held ein wahnsinniger Chauvinist, der eine Kanone erfunden hat, welche die deutschen Sieger vernichten soll. Die Heldin ergeht sich in allen möglichen geschlechtlichen Verbrechen; sie hat vor der Ehe einen Kindesmord begangen u. s. f.; aber die Nemesis ereilt sie erst, als sie die Zauberkanone an einen preußischen Spion verrathen will; da ersticht sie der Mann. Das Stück ist theatralisches Kanonenfutter der schlechtesten Art.

— Frau Lucca, die Europaflüchtige und Amerikamüde, hat ihre Conventionalstrafe von 8000 Thalern an die berliner Hofbühne bezahlt und darf jetzt wieder auf den Bühnen des deutschen Cartelverbandes auftreten.

— Am berliner Stadttheater ist ein Stück „Von Gottes Gnaden" zur Aufführung gekommen, das die Verhältnisse am würtemberger Hofe zur Zeit des Herzogs Karl in derb holzschnittartiger Manier vorführt. Laube's „Karlsschüler" erzeugten dies Stück; der Roman von Hermann Kurz aber: „Schiller's Heimatjahre", erzeugte die „Karlsschüler".

— Die wiener Künstler haben auf dem Theater im Künstlerhause eine sehr ergötzliche Humoreske zur Aufführung gebracht. Das Stück heißt „Babel a Bab", ist nach dem Theaterzettel aus dem Assyrischen ins Babylonische übersetzt von Dingelstedt, aus dem Babylonischen ins Deutsche übertragen von Mosenthal, aus dem Mosenthal'schen ins Französische transferirt von Laube und wieder deutsch bearbeitet von Mautner, und spielt zu Babel in Babylonien nach der Aufrichtung des siebzehnten Ausschußgerüstes am Babylonischen Thurm. Der stark internationale Charakter der wiener Dramaturgie wird von diesem Theaterzettel nicht unglücklich parodirt.

— Die „Revue des deux mondes" hat einen neuen Kunstausdruck gefunden, mit welchem sie gegen die deutschen musikalischen Bestrebungen zu Felde zieht; sie spricht von einem „musikalischen Pangermanismus" und richtet gegen Richard Wagner die heftigsten Angriffe; sie nennt ihn „die hassenswertheste und unerträglichste aller antifranzösischen Persönlichkeiten" und billigt von ganzem Herzen die einstimmige Demonstration gegen ihn, die bei Gelegenheit der unglücklichen Rienzi-Ouverture stattgefunden hat. Den Einwand, daß die Kunst von der Nationalität unabhängig sei, sucht sie durch den Nachweis zu widerlegen, daß der Mensch, der Künstler, die Nationalität auf das engste zusammenhängen; sie declamirt gegen das Ueberwuchern deutscher Musik in den Concertsälen, gegen die Literatenpartei, welche für dieselbe eintritt. „Wenn es", ruft sie aus, „dem Director der Großen Oper morgen einfiele, «Lohengrin» oder «Die Meistersinger von Nürnberg» in Scene gehen zu lassen, so würde keiner dieser Herren daran Anstoß nehmen." Jedenfalls sind sie vernünftiger als die große Revue zweier Welten, die eine sehr einseitige französische Revue geworden ist und, indem sie nicht mit ästhetischen, sondern aus bornirt nationalen Gründen gegen die Werke des Franzosenfeindes Wagner zu Felde zieht, einem kläglichen „musikalischen Chauvinismus" verfällt.

— Das historische Schauspiel „Adolf von Nassau" von Moritz Blanckarts in Düsseldorf ist am Theater zu Chemnitz mit Beifall in Scene gegangen; ebenso am wiener Residenztheater das Trauerspiel von Rudolf Bunge: „Ein Fest in Bayonne."

Aus der Schriftstellerwelt.

Das berliner Goethe-Denkmal soll in den Anlagen des Thiergartens an der Königgrätzer Straße errichtet werden; von den vier mit je zwei Entwürfen concurrirenden Künstlern Simmering, Schaper, Donndorf und Calandrelli hat Schaper mit dem einen Entwurf den Preis davongetragen, und zwar mit der auf dem runden Postament stehenden Gestalt des Dichters, mit den Figuren der Lyrik, Tragödie und Naturkunde.

— Dem verstorbenen Dichter Melchior Meyr, dem Verfasser der „Erzählungen aus dem Ries", beabsichtigen seine Freunde in Ehringen im Ries ein Postament in Erzguß zu errichten.

— Der durch seine Reisen in Südamerika bekannte, ethnographische Schriftsteller Appun, seines Zeichens ein Landschaftsmaler, dessen Tod bereits im Sommer des vorigen Jahres stattfand, hat nach den neuesten Berichten ein eigenthümliches Ende gefunden. Auf einer Reise zu dem großen Wasserfall des Potara, eines Nebenflusses des Essequibo, einem der schönsten und mächtigsten Wasserfälle der Erde, wurde Appun, als er dem Naturwunder gegenüber schon seine künstlerische Thätigkeit begonnen hatte, plötzlich von Irrsinn befallen; er hatte die fixe Idee, daß die Indianer ihn und seinen Gefährten tödten wollten. So waffnete er sich mit einer Flasche Schwefelsäure, um sie den Indianern, wenn er angegriffen würde, ins Gesicht zu schleudern. Diese Flasche hatte er auch bei sich, wenn er seinem unruhig bewegten Schlaf in der Hängematte sich hingab. Da war eines Tags der Pfropfen der Flasche locker geworden, und die Schwefelsäure ergoß sich über den Schlafenden. Sein Gefährte brachte ihn mit unsaglicher Mühe über die Stromschnellen des Potara in einem Bananenrindenboot bis in die Colonialstrafanstalt Massarmi, wo Appun am 16. Juli im Lazareth verschied.

— Die Oesterreicher zeichnen sich durch die warme Anerkennung aus, die sie ihren Dichtern noch bei Lebzeiten spenden. In Deutschland selbst bemerkt man wenig von ähnlichen Bestrebungen. Hier wagt sich erst nach dem Tode der Autoren eine schüchterne Anerkennung hervor, schüchtern, weil sie mit dem Vorurtheil des impotenten Neides zu kämpfen hat, daß unsere Poesie überhaupt nichts mehr tauge. Der sechzigste Geburtstag Otto Prechtler's, eines Dramatikers, dessen Stücke am wiener Burgtheater oft mit Erfolg in Scene gegangen waren, wurde in Steyr, wo der Dichter früher geweilt hatte, und in Linz, wo er sich jetzt aufhält, nachdem er seine Entlassung aus dem Staatsdienste genommen, festlich begangen. Am 21. Januar fand im linzer Theater die Aufführung des Schauspiels „Cäcilie" von Prechtler statt, dann in den Sälen der Landschaftlichen Redoute das Fest mit Anrede an den Jubilar, Uebergabe der Festgeschenke und Festcommers mit Toasten. Es hatten sich zahlreiche Deputationen aus Oberösterreich, aus Wien, auch eine Deputation vom Burgtheater eingefunden.

Bibliographie.

Caspari, O., Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mühler, H. v., Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Prinzipien. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neumann, F. X., Volkswirthschaftslehre mit besonderer Anwendung auf Heerwesen und Militärverwaltung. 1ste Abth.: Die Grundlagen der Volkswirthschafts-Lehre. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Nicolai, R., Griechische Literaturgeschichte in neuer Bearbeitung. 1ster Bd. Die antik-nationale Literatur. 1ste Hälfte. Die poetische Literatur. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 22½ Ngr.

Oberleitner, K., Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 12 Ngr.

Oppel, K., Thiergeschichten. Erzählungen und Schilderungen aus dem Leben der Thiere. Wiesbaden, Niedner. Gr. 8. 3 Thlr.

Osterwald, W., Gedichte. 3te umgearbeitete und vermehrte Aufl. Leipzig, Leuckart. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, Louise, Weihe des Lebens. Ein Buch zur Erhebung und Erbauung des Geistes und Herzens. Leipzig, M. Schäfer. 16. 20 Ngr.

Pailler, W., Heitere Dramen für kleine Damen. Lustspiele für die weibliche Jugend. Linz, Ebenhöch. 1872. 8. 10 Ngr.

Pape, F. H. L., Die sociale Frage der Gegenwart. Vortrag. Hannover, Meyer. 1872. 8. 7½ Ngr.

Polko, Elise, Plaudereien. Neue Folge. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reich, E., Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen Anthropologie und zur Physik des täglichen Lebens. 4te und 5te Lief. Berlin, Nicolai. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reissmann, A., Franz Schubert. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Robert's, A. v., Helgolander Novellen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Samosch, S., Die Sittendramen des jüngeren Dumas. Berlin, Königsmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Sauter, F., Der Vielwisser. Kleinstes Auskunfts-Lexikon. Praktisches Merk- und Nachschlagebüchlein über Natur-, Erd-, Länder- und Völkerkunde, sowie über allgemein Wissenswerthes. Stuttgart, Galler. 16. 5 Ngr.

Schildt, F., Geschichte der Stadt Wismar von der Gründung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Rostock, Kuhn. 1872. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schleyer, J. M., Christus, der göttliche Knabe und Jüngling. Weihnachts-Gedichte. Sigmaringen, Tappen. 16. 5 Ngr.

Schmitz, L. F. v., Denkwürdigkeiten aus Soest's Vorzeit. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte Westfalens. Leipzig, Amelang. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Senden, L. v., Lustspiele. Münster, Russell. 8. 15 Ngr.

— — Theaterstücke zum Gebrauche der Gesellenvereine. Münster, Russell. 1872. 8. 15 Ngr.

Steinhart, K., Platon's Leben. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 13. Februar 1873.

Alexander von Humboldt, ein biographisches Denkmal.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Humboldt kam 1808 zunächst als Begleiter des Prinzen Wilhelm von Preußen nach Paris, der mit einer außerordentlichen diplomatischen Mission an den Kaiser Napoleon betraut war. Von den Verhältnissen, in die Humboldt dort eintrat, entwirft der Verfasser dieses Abschnitts, Robert Avé-Lallemant, ein anschauliches Bild:

Recht zur Blütezeit dieses ersten Kaiserreichs kam Humboldt für längere Zeit nach Paris. Daß er aber Paris schon gründlich kannte, sich in die dortige Gelehrtenwelt eingelebt hatte vor und nach seiner amerikanischen Reise, ist in den vorangegangenen Abschnitten dargestellt worden. Ihm, dem Manne von Familie und Weltstellung, standen alle Häuser, alle Paläste des Kaiserreichs offen; ihm, dem Reisenden und Naturforscher, dem vielseitigen Gelehrten, dem Manne des frischesten, lebendigsten Wissens gehörten alle Kreise der Weltmetropole. Privatcirkel und gelehrte Gesellschaften wetteiferten, ihn als einen der Ihrigen aufzunehmen. Selbst im Institut, diesem damaligen Culminationspunkte des Gelehrtenthums, war er längst Mitglied und eine gefeierte, hervorragende Größe. Man war dort gewohnt, den deutschen Edelmann und Gelehrten als eine französische Eroberung anzusehen, und hoffte, ihn als ein werthvolles, hochwillkommenes Besitzthum für immer zu behalten. Wirklich bot dieses kaiserliche Paris alles dar, was der deutsche Forscher bedurfte, um die Ergebnisse seiner überseeischen Reisen zu verarbeiten und an die Oeffentlichkeit zu fördern: ihm ebenbürtige Gelehrte, die sich in die Verarbeitung des kostbaren Materials mit ihm theilten, Kunstateliers und Verlagsanstalten, in welchen die Werke prachtvoll ausgestattet wurden, endlich einflußreiche Zeitungsredactionen, um die nach Inhalt und Form gleich würdigen Erscheinungen zu besprechen und in weitere Kreise empfehlend hinauszutragen. Und diese Bedingungen für die Vollendung des großen Unternehmens dauerten selbst nach dem Sturze Napoleon's, wenn auch nicht in vollem Maße, fort.

Jetzt wurde auch Humboldt's Beziehung zu Gay-Lussac eine viel wärmere, und es dauerte nicht lange, so nannten sich beide gegenseitig und aus innerster Ueberzeugung die besten Freunde. Zu dieser Zeit gerieth er vorübergehend in eine drückende pecuniäre Lage. Die traurigen Verhältnisse seines Vaterlandes führten so große Verluste für ihn herbei, daß er seine Ausgaben auf täglich 40 Sous beschränken mußte. Seine literarische Arbeitskraft litt aber darunter nicht. Er hatte die Freude, daß seine „Ansichten der Natur" nicht blos in Deutschland, sondern auch in Frankreich eine begeisterte Aufnahme erlebten, wodurch die pecuniäre Verlegenheit in etwas gemäßigt wurde. Der Fortgang des großen Reisewerks stieß in Bonpland's Saumseligkeit auf ein sehr betrübendes Hinderniß. Humboldt klagt sehr darüber, betont aber fortwährend, daß dadurch kein Freundschaftsbruch entstanden sei, er kenne die Natur Bonpland's und wisse, wie er viel mehr zum Einsammeln als zum Verarbeiten des Materials geschaffen sei. Statt seiner wurde später der junge Kunth für die botanische Ausarbeitung gewonnen. Auch fand Humboldt in seinem göttinger Jugendfreunde Oltmanns einen ebenso tüchtigen als gewissenhaften astronomischen Mitarbeiter. Er hatte 1804 gehofft, das Werk in zwei Jahren zu vollenden und es war bekanntlich in 20 Jahren noch nicht vollendet. Der Verfasser sieht den Grund davon in der Großartigkeit des Unternehmens und in den hindernden Zeitumständen, und weist speciell auf die ersten erschienenen Abtheilungen hin, aus denen hervorgehe, daß es Humboldt selbst wahrlich nicht an sehr großem Fleiße hat fehlen lassen. Die Geldverlegenheit wurde nach Napoleon's Sturze ganz wieder beseitigt:

Schon 1815 erhielt Humboldt auf eine persönliche Vorstellung bei dem königlich preußischen Finanzminister von Bülow, der damals gerade in Paris war, einen Vorschuß von 24000 Frs. Ueber die Verwendung dieser königlichen Gelder erstattet er in einem interessanten Briefe an den Minister von Altenstein Bericht (mitgetheilt in der Beilage); er verständigte sich mit den Ministerien dahin, daß den Verlegern gestattet wurde, durch

Exemplare seiner Werke die Rückzahlung zu bewerkstelligen. Daß er selbst seinen Verlegern die Herausgabe der Werke, soweit er es irgend im Stande war, erleichterte, geht z. B. aus einem Falle hervor, in welchem er auf 48000 Frs. ihm zugesichertes Honorar freiwillig Verzicht leistete. Durch königliche Cabinetsordre vom 16. August 1820 wurde genehmigt, daß der ihm gewährte Vorschuß durch vier Prachtexemplare der Humboldt'schen Werke, welche der König den Universitäten Berlin, Breslau, Halle und Bonn zuwies, ausgeglichen werde.

Dann werden die Mitarbeiter Humboldt's in biographischen kurzen Andeutungen besprochen, und darauf hingewiesen, wie er mit Lalande, Delambre, Laplace auf so befreundetem Fuße stand, daß er von ihnen astronomischen Beirath und Hülfe in reichem Maße erhielt. Sein intimster Freund in Paris war aber Franz Arago. So oft später Humboldt nach Paris kam, mußte er bei Arago im Observatorium Quartier nehmen, damit den Freunden auch keine Minute des Beisammenseins verloren gehe. Die charakteristische Lebensweise, die er in Paris führte, liest man hier mit ganz besonderm Interesse, da man durch die bekannte Darstellung von Karl Vogt in Bezug auf diesen Punkt unangenehm berührt worden ist. Es geht aus dem Ganzen hervor, daß die stets angenehm belehrende Unterhaltung des großen Mannes sehr geschätzt wurde, und daß er in geselligen Kreisen fast immer die Hauptaufmerksamkeit auf seine Mittheilungen lenkte, daß sich aber eine solche Beachtung immer ganz von selbst gab und am allerwenigsten von Humboldt absichtlich gesucht wurde. Der Verfasser berichtet aus Dorow's „Erlebtes aus den Jahren 1790—1827“:

Groß und für einen Deutschen hoch erfreuend war die Achtung, welche ihm allgemein gezollt wurde. Alle und darunter Carnot, Laplace, Cuvier, Lagrange, Rumford, Berthollet, Benjamin Franklin, beeiferten sich, denselben zu begrüßen.... Humboldt gehört zu den seltenen berühmten Männern, welche mit Aufopferung ihrer Zeit sich junger Leute annehmen und ihnen selbst die Wege zeigen, wie mit Nutzen und Vortheil das Wissenswerthe erfaßt werden muß.... Schwerlich wird Humboldt jemals Paris verlassen; nur da kann ein Mann wie er gedeihen und leben, nur da kann er seinen Ruhm hell und ungetrübt ins Grab nehmen. Auch er scheint es zu fühlen, daß er nur in dieser Weltstadt zu Hause.

So groß und edel fanden ihn alle unparteiischen Gelehrten, welche mit ihm in Paris zusammentrafen. Daß er sich hier so recht in seinem Elemente fühlte, lag in seiner schon früh und tief eingewurzelten Lieblingsneigung, mit großen Denkern persönlich zu verkehren und unmittelbar durch den Umgang mit den auf der höchsten Höhe der Wissenschaft stehenden Gelehrten sich belehren zu lassen. Gerade diese Neigung war es, welche ihn so hoch gehoben hat und so unbestritten auf der angestaunten Höhe zu erhalten wußte. Sein Geist besaß eine unendliche Kraft und Frische, die sich ebenso bereit zum Geben wie zum Empfangen zeigte; daher fühlte sich jeder hervorragende Denker zu ihm hingezogen und geneigt, ihm das Neueste seines Fachs mitzutheilen. Aber wie sehr er sich heimisch fühlte in Frankreich, so hing er unserm Deutschland doch stets mit treuer patriotischer Liebe an, und es that ihm wohl, wenn er den deutschen Gelehrten, die Paris besuchten, auf irgendeine Art gefällig sein konnte. Als der Astronom Olbers 1811 als Vertreter Bremens in Paris war, verkehrte er viel mit Humboldt, der ihm oft Einladungen zu berühmten Männern zusandte. Von diesen theilt der Verfasser zwei mit: „Paris, 10. Juni 1811, Hôtel Mirabeau. A Mr. Mr. Olbers de l'Institut de France. Herr Delambre wünscht, mein Verehrtester, daß wir beide künftigen Mittwoch oder Donnerstag bei ihm zu Mittagessen sollen. Er will, daß Sie den Tag bestimmen. Mir ist Mittwoch sehr schwierig. Wollen Sie die Einladung zu Donnerstag nicht annehmen? Man versammelt sich um 5 Uhr bei Madame Delambre, natürlich im Frack. Schreiben Sie mir gütigst zwei Zeilen durch die kleine Post, ob Ihnen Donnerstag gelegen ist.“ Und am 12. Juni: „Madame Delambre attend Mr. Olbers Samedi a cinq heures à diner, Hôtel du Corps législatif. Ce Mardi. Humboldt.“ Der berühmte Rechtsgelehrte Gans besuchte Humboldt 1825 zu Paris und war durch Briefe vom Minister von Altenstein und vom Fürsten Wittgenstein an ihn empfohlen. Er war ebenfalls überrascht von der hohen Beachtung, welche unserm Helden von allen Seiten gezollt wurde, und rühmt die liebenswürdige Gefälligkeit, mit welcher derselbe sich als Stütze und Führer seiner Landsleute anbot. Die strebsamen jungen Gelehrten Deutschlands standen bei ihm in hoher Gunst. Wir haben außerordentlich viele hochherzige und rührende Thaten gerade in Bezug hierauf von ihm kennen gelernt.

Als 1815 die Verbündeten zum zweiten male in Paris einzogen, suchte unter den Deutschen auch Heinrich Berghaus den berühmten Landsmann auf. Er erzählt dies Zusammentreffen in seinem „Briefwechsel“ also:

„Aber einem“, sagte General von Müffling am 17. August 1815 zu Berghaus, „will ich Sie vorstellen, und dieser Eine ist noch dazu unser Landsmann. Der wird Sie weiter bringen. Kommen Sie morgen bei zeiten wieder in die Stadt.“ Am andern Morgen, es war der 18. August, war Berghaus früh um 7 Uhr auf der preußischen Commandantur und erhielt von Müffling, der selbst nicht mitgehen konnte, ein Billet mit der Adresse: „A Monsieur le Baron Alexandre de Humboldt“, durch welches er Einlaß fand. Also — fügt dann Berghaus hinzu — habe ich Humboldt im Jahre 1815 in Paris persönlich kennen gelernt. Ich habe mich seines Wohlwollens und seiner Gönnerschaft bis an sein Lebensende zu erfreuen gehabt, mithin während eines Zeitraums von 44 Jahren.

Noch interessanter ist Liebig's Zusammentreffen mit Humboldt 1824. Derselbe hatte eine analytische Untersuchung über Silber- und Quecksilberverbindungen, seine erste Arbeit, in der Akademie zum Vortrag gebracht. Als er am Schlusse mit dem Zusammenpacken der Präparate beschäftigt war, näherte sich ihm ein Mitglied der Akademie und knüpfte mit der gewinnendsten Freundlichkeit eine den Vortrag betreffende, tief eingehende Unterhaltung an. Beim Abschied hatte Liebig vergessen, nach dem Namen dieses geistreichen, liebenswürdigen Gelehrten zu fragen; er erfuhr aber bald nachher, daß dies Humboldt gewesen sei. Liebig fügt dann in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Agriculturchemie“ hinzu:

Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen.... Von diesem Tage an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet. Das lebhafte Interesse, welches Humboldt mir zu theil werden ließ, gewann mir die Liebe und innige Freundschaft meiner mir ewig theuern Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thénard.

Auf ähnliche Weise nahm sich Humboldt des Mathemati-

lers Dirichlet an. Er führte diesen 1825 bei Arago ein und sorgte dafür, daß er Professor in Breslau wurde. In den Beilagen theilt der Verfasser dieses Abschnitts, Robert Avé-Lallemant, noch einige interessante Briefe und Actenstücke als Belege mit; auch erzählt er seinen Besuch bei Bonpland in Santa Anna am Uruguay im Frühjahr 1858, der in Bezug auf die Beurtheilung des Verhältnisses Humboldt's zu seinem amerikanischen Reisegefährten von Wichtigkeit ist. Avé-Lallemant schreibt:

Nicht lange, und er stand vor mir, der alte fast verschollene Sonderling. Die 85 Jahre hatten seinen Körper nicht gebeugt, aber das freundliche Antlitz mit den klaren Augen vielfach durchfurcht und den Klang der Stimme gedämpft. Seine magere Figur war nur mit einem Hemde und Beinkleidern aus weißem Baumwollenzeuge bedeckt, an den bloßen Füßen trug er Holzpantoffeln. Freundlich bot er mir die Hand zum Gruße, die mir eine sehr bedenkliche hektische Hitze verrieth. Die ganze Erscheinung an dem öden, aller Annehmlichkeiten der Cultur entbehrenden Orte machte einen unbeschreiblich wehmüthigen Eindruck auf mich.

Ueber Humboldt sprach sich Bonpland gereizt und voll Eifersucht aus; aber der Verfasser weiß alles mit triftigen Gründen zu beseitigen. Er meint, daß das ganze Unglück dieses Mannes nur aus der unwiderstehlichen Sucht zum Aufschieben entsprungen sei. Aber dennoch blickte überall Hochachtung und warme Freundschaft für Humboldt durch. Bonpland lebte nach dieser Zusammenkunft nur noch 23 Tage. Er starb am 11. Mai 1858.

Der nächste Hauptabschnitt ist von Alfred Dove bearbeitet und behandelt die Jahre 1827—59, von Humboldt's Heimkehr nach Berlin bis zu seinem Tode. Die Rückkehr nach Berlin ging nicht von Humboldt's eigenen Wünschen aus. Er war in den Jahren schon vorgerückt und hatte Paris zu lieb gewonnen, um große Neigung zu einer solchen gänzlichen Lebensänderung zu empfinden. Es war aber der entschiedene Wunsch Friedrich Wilhelm's III., der viel von Humboldt hielt und meinte, es sei nicht recht, eine so bedeutende gelehrte Größe Preußens nicht im Vaterlande leben zu lassen. Wir wissen, wie sehr der König bemüht war, Humboldt auszuzeichnen und dessen Verdienste anzuerkennen und zu belohnen. Er verlieh ihm eine große Pension, machte ihn zu seinem Kammerherrn und wünschte nichts sehnlicher, als ihn wieder in seine Staatsdienste ziehen zu können. Der große Gelehrte ging auch mit dem Plane um, Berlin zum Sammelpunkte der Koryphäen der deutschen Gelehrsamkeit zu machen. Wenige Wochen vor seiner Abreise von Paris (den 16. Februar 1827) schrieb er an Gauß:

Es ist ein großer Entschluß, einen Theil meiner Freiheit und eine wissenschaftliche Lage aufzugeben, in der ich hier seit 18 Jahren manchen schönen Genuß gehabt. Aber ich bereue nicht, was ich gethan. Das intellectuelle Leben hat mich unendlich angesprochen bei meinem letzten Aufenthalte in Deutschland, und die Idee, in Ihrer Nähe, in der Nähe derer zu leben, die meine Bewunderung für Ihr großes, vielseitiges Talent lebhaft theilen, ist ein wichtiger Beweggrund meines Entschlusses gewesen. An gutem Willen, nützlich zu sein, soll es mir nicht fehlen, und ich rechne stets auf Ihren Rath, auf den Rath des „großen Meisters in der Kunst".

Man darf die letzten Worte nicht für eine bloße Artigkeitsformel nehmen, womit Humboldt leicht geneigt war zu schmeicheln, sondern sie entsprachen wirklich seiner innersten Ueberzeugung. Er bewunderte Gauß schon wegen der hohen Achtung, welche er selbst einem Laplace einflößen konnte, und hatte daher keinen größern Wunsch, als einen so bedeutenden Mann ganz in seiner Nähe, in Berlin, zu haben und letzteres allmählich zu einem deutschen Paris machen zu können. Es ist bekannt, wie wenig gefehlt hat, daß diese Idee zur Wirklichkeit wurde. Damals konnte sich die wissenschaftliche Bedeutung Berlins höchstens nur in Hinsicht der alten Philologie mit Paris messen, und es war daher leicht begreiflich, daß Humboldt der Tausch sehr schwer werden mußte. Hätte er in die Zukunft schauen können, so wäre ihm der Uebergang gewiß leichter geworden; denn gerade mit seiner Ankunft begann eine ganz neue Epoche des gelehrten Aufschwungs in Berlin, die alles überstrahlen zu wollen schien, was Europa Herrliches und Großes in Wissenschaft und Kunst besaß. Daher traf das nicht ein, was er befürchtete. Was Humboldt uns heute bedeutet, ist er eigentlich erst ganz in Berlin geworden. Seine Heimat hat er verherrlicht, aber sie ward auch reif und würdig zu einer solchen Verherrlichung. Als er im September 1827 in Berlin ankam, öffneten sich sogleich alle Schleußen des Stadtklatsches, den niemand besser auszubeuten verstanden hat als Varnhagen, der bekanntlich alles sammelte und zur spätern Veröffentlichung bereit hielt. Man vermuthete, daß man Humboldt das Cultusministerium übertragen, oder daß man ihn zum Präsidenten der Akademie machen wolle wie einst Leibniz. Varnhagen bemerkt hierzu:

Er selbst kann dies unmöglich wünschen, für ihn gibt es keinen andern Boden mehr als Paris, und dorthin kehrt er gewiß zurück. Wie andere ihr Geld, so verzehrt er dort seinen Ruhm auf die angenehmste Weise. Mit seiner Gunst beim König, mit seiner Beliebtheit am ganzen Hofe, seinem unterhaltenden und freimüthigen Reden würde es auch bald vorbei sein, wenn er hier in ein bleibendes Verhältniß treten sollte. Was man ihm jetzt erlaubt, womit man sich ergötzt, würde man dann übelnehmen, lästig und unziemlich finden, er müßte sich in einen unscheinbaren Kammerherrn einziehen wie jeder andere. Um seiner nahen Abreise willen verstattet und verzeiht ihm auch Wittgenstein das stete und nahe Zusammensein mit dem König, in dessen so ausgezeichneter Gunst er ihn sonst, auch schon als den Bruder des Staatsministers, nicht dulden könnte. Auch Witzleben würde gegen ihn sein, falls er bliebe, und der ganze Hof. Aber es hat damit keine Noth. Er geht wieder fort, am 25. (November) sagt er, und zwar recht gern, wenn man ihm nur gehöriges Geld zugesteht.

Diese Prophezeiung traf indeß nicht zu. Es entschied sich bald, daß Humboldt dauernd in Berlin blieb, und Fürst Wittgenstein schloß selbst die Verhandlungen darüber ab. Auch Wilhelm von Humboldt war wieder zu Gnaden angenommen. Das von Schinkel restaurirte Tegel wurde vom Hofe in Augenschein genommen. Es war maßgebend für die Regierung und den ganzen Anhang des Hofs, daß der König Alexander von Humboldt gern um sich hatte und seine Ansichten und Rathschläge schätzte. Humboldt's Dienst beim König entsprach ganz dem eines Hofgelehrten, dafür bezog er ein Jahrgehalt von 5000 Thalern und erhielt auch noch die Zusicherung, daß man aus Staatsmitteln helfen wolle, wenn zur Vollendung des großen Reisewerks noch pecuniäre Hülfe nöthig sein sollte. Zur Auflösung seines pariser Hausstandes mußte er nochmals nach Frankreich zurück. Ungeachtet der großen Eile konnte er es nicht unterlassen, seinen treuen

Jugendfreund Freiesleben zu umarmen. „Es ist entschieden“, schrieb er an diesen, „daß ich wieder meinem Vaterlande angehöre und im Mai hierher komme in deine Nähe, um fortdauernd in Berlin zu leben und alle Jahre nur vier Monate in Paris zu bleiben. Der König hat meine pecuniäre Lage sehr verbessert. Ich gehe schnell über Weimar nach Paris.“ Doch machte er vorher noch einen Abstecher über Dresden nach Freiberg und feierte ein herzliches Wiedersehen mit seinem geliebten Freiesleben, den er nun seit 29 Jahren nicht gesehen hatte. Bei seiner Rückkehr nach Berlin nahm er den Plan, die zerstreuten Gelehrten Deutschlands dort zu concentriren, wieder auf. Die Unterhandlungen mit Bessel wollten ihm aber ebenso wenig glücken wie die mit Gauß; auch wurde es ihm sehr schwer, die wissenschaftliche Stellung und die pecuniäre Lage Karl Ritter's, des von der ganzen Welt bewunderten Geographen, würdig verbessern zu helfen. Er hatte viele Gegner und sogar Feinde, sowol bei der Regierung als auch in der Umgebung des Hofs. Doch wußte er allen Intriguen mit Hülfe seines königlichen Gönners geschickt aus dem Wege zu gehen. Dies gelang ihm hauptsächlich dadurch, daß er sich all und jeder Theilnahme an Politik enthielt. In dieser Hinsicht hatte er manches zu erleben, was er in sich verschlucken mußte. Die vertraulichen Briefe an Varnhagen geben uns ein interessantes Spiegelbild der damaligen Zustände und seiner Empfindungen, Spötteleien und Witze darüber. Man begriff aber auch die hohe Bedeutung Humboldt's, er wurde bewundert wegen seines umfangreichen tiefen Wissens, und es dauerte nicht lange, so war er wie in Paris auch hier der Mittelpunkt aller geistreichen geselligen Unterhaltung. Holtei erzählt in seinen „Vierzig Jahren“:

Wenn er eintrat, so erhob sich zuerst ein allgemeiner Jubelruf sämmtlicher Anwesenden. Dann, sobald sie wieder Platz genommen, benutzte die Hausfrau ihr Vorrecht und warf dem Walfisch der Gelehrsamkeit irgendein Fäßchen zum Spielen hin, und alle Ohren standen offen.... Der Riese spielte damit und wußte es dermaßen zu wenden und zu drehen, daß er ihm gewiß eine Seite abgewann, woran Scharfsinn, Witz, Ironie, Erfahrung, Gedächtniß, Universalität und endlich auch ein klein bischen Bosheit, mit schelmischer Bonhomie versetzt, sich zeigen konnten.

Dann entschloß sich der große Mann zu den berühmten Vorlesungen im Wintersemester 1827—28 über physikalische Geographie. Er sprach frei und legte nur gedruckte Notizblätter zu Grunde, gab eine Begrenzung der physischen Weltbeschreibung, kam auf Astronomie, ging über zur planetarischen Charakteristik der Erde, behandelte dann in großen Zügen die Geognosie und Meteorologie, die Geographie der Pflanzen und Thiere, und schloß mit seinen Ansichten über die Verbreitung der Menschenrassen. Es ist bekannt, wie diese 61 Vorträge die Grundlage zu seinem spätern „Kosmos“ gebildet haben. Der Zudrang zu diesen öffentlichen, d. h. unentgeltlichen Vorlesungen war ein ungeheuerer, der Beifall kannte keine Grenzen. Der Verfasser theilt aus einer berliner Zeitung mit:

Eine ganz besondere Zierde hat die Universität durch den Beitritt des Herrn Dr. Alexander von Humboldt erhalten, der in seiner Befugniß als Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften Vorlesungen über physische Erd- und Weltbeschreibung ankündigte, dieselben am 3. November vor der größtmöglichen Zahl von Zuhörern eröffnete und unter stets steigender Begeisterung derselben eifrig fortsetzte. Die ruhige Klarheit, mit welcher er die in allen Fächern der Naturwissenschaften von ihm und andern entdeckten Wahrheiten umfaßte und zu einer Gesammtanschauung brachte, verbreitete in seinem Vortrage ein so helles Licht über das unermeßliche Gebiet des Naturstudiums, daß seine Methode mit diesem Vortrage eine neue Epoche ihrer Geschichte datirt. Denn indem die Wahrheiten in der hier dargelegten Form der Anschauung zugleich in ihrer allgemeinsten Gültigkeit ausgedrückt und in ihrer besondern gegenseitigen Beziehung angewendet erscheinen, gewinnen sie oft einen überraschenden Werth für Gebiete, denen sie zuerst fremd zu sein schienen.

Einen zweiten Cyklus dieser Vorlesungen hielt Humboldt in der Singakademie vor erweitertem Hörerkreise. Selbst der König und die königlichen Prinzen waren eifrige Zuhörer des großen Gelehrten. Und Karl Ritter, Bunsen, Dove u. a. riefen in Begeisterung aus, daß sie so tief wissenschaftliche und doch allgemein verständliche Vorträge noch nie gehört hätten. Er hatte alle unparteiischen Denker für sich gewonnen und entzückt. Wilhelm von Humboldt schrieb an Goethe: „Alexander ist wirklich eine Puissance, und hat durch seine Vorlesungen eine neue Art des Ruhms erworben. Sie sind vortrefflich. Er ist mehr wie je der alte, und es ist, wie es immer war, ein Charakterzug in ihm, selbst eine eigene innere Scheu, eine nicht abzuleugnende Besorgniß in der Art des Auftretens zu haben.“ Aber ungeachtet dieses ungeheuern Beifalls fehlte es auch nicht an Neidern und Misvergnügten. Dazu gehörte Hegel und sein Anhang, aber auch General von Witzleben u. a. Ein Comité, bestehend aus Karl Herzog von Mecklenburg, von Buch, von Witzleben, Levezow, Rauch, Friedrich Tieck, Lichtenstein und Schinkel, überreichte Humboldt im Namen aller Zuhörer eine Medaille als Zeichen der dankbaren Erinnerung an die Vorträge. Cotta wünschte diese Vorlesungen in Verlag zu nehmen, und wollte 5000 Thaler Honorar dafür zahlen; er rechnete auf etwa 45 Druckbogen. Humboldt lehnte dies ehrenvolle Anerbieten vor der Hand ab, weil er mit dem Plane umgehe, das Ganze zu einem noch reiflicher zu prüfenden größern Werke zu verarbeiten. Damals faßte er die erste Idee zu seinem „Kosmos“.

Im Jahre 1828 hatten die Naturforscher Berlin auserschen, um hier zu tagen. Sie wählten Humboldt und Lichtenstein zu den vorbereitenden Geschäftsführern, und es ist bekannt, wie beide sich anstrengten, um viele berühmte Gäste heranzuziehen. An Gauß schrieb Humboldt eine liebenswürdige Einladung, wobei er sein Haus als Wohnung anbot, damit er den großen Geometer ganz genießen könne, solange er in Berlin sei. Die Versammlung kam durch diese ausgezeichneten Bemühungen so großartig und so glänzend zu Stande wie nie vorher und nie nachher. Alle Deutschen scharten sich um Oken, der dieses Band der Naturforschung um Deutschland geschlungen hatte. Es kamen dazu die besten Streiter aus der Fremde: Berzelius führte die Schweden und Norweger, Oersted die Dänen und Holsteiner. Humboldt ward einstimmig zum Präsidenten gewählt und begrüßte die Gesellschaft am 18. September mit einer Ansprache, welche in Hinsicht der Schönheit, der Freimüthigkeit, des Gehalts, der Kraft und Kürze ein wahres Meisterstück war. Diese Zusammenkunft war auch sehr folgenreich, wir nennen in dieser Beziehung nur den aus

ihr hervorgegangenen Verein zur Erforschung des Erdmagnetismus, um welche sich Gauß und Weber unsterbliche Verdienste erworben haben. Kaum war aber dieser Glanzpunkt in Humboldt's Leben vorüber, so ging ihm schon wieder ein anderer auf durch die sehr ehrenvolle Aufforderung des Kaisers von Rußland zu einer wissenschaftlichen Reise nach Centralasien. Sie hielt ihn vom 12. April bis zum 28. December 1829 von Berlin fern. Zelter schrieb am 2. Februar 1830 an Goethe: „Alexander von Humboldt ist wieder in Berlin und nur für wenige sichtbar. Er ist voll wie ein siedender Topf. Von dritter und vierter Zunge tönen wunderbare Dinge, die ich freilich lieber von ihm selber hörte. Wer versteht denn, wenn einer mit Begeisterung spricht."

Hieran schließen sich die Ereignisse der Julirevolution bis zum Thronwechsel in Preußen, welche auch auf Humboldt's Leben von großem Einflusse waren. Der Verfasser weiß dies in kräftigen kurzen Zügen seinen Lesern ebenso anziehend wie belehrend vorzuführen. Es fällt in diese Zeit der Tod des Bruders, die Erforschung neuer Gesetze des Erdmagnetismus, das göttinger Jubiläum und die Katastrophe der Sieben daselbst. Ganz ausgezeichnet ist das ehrenwerthe schöne Verhältniß Humboldt's zum Könige geschildert. Humboldt wußte den alten königlichen Herrn stets belehrend zu unterhalten und bald für diese, bald für jene wissenschaftliche Bestrebung bis zur bereitwilligen Unterstützung zu erwärmen, nur machte er es sich zum festen Grundsatze, alles fern zu halten, was auf das religiöse Gebiet führen konnte, denn darin konnte er mit dem Monarchen nun einmal nie harmoniren.

Um den König für Lepsius' ägyptische Reisepläne zu gewinnen, so hebt er besonders den Reflex hervor, den dessen Forschungen auch auf die hebräischen Zustände werfen müßten; ein andermal sind es vaterländische Beziehungen, die er herauskehrte, denn um diese beiden Punkte, das kirchliche Interesse und das des eigenen Staats, drehten sich die Gedanken des Königs vornehmlich.

Man erkennt schon hieraus die allgemein herrschende Ansicht im Lande, daß niemand dem Könige so nahe stände als unser Humboldt, und daß selbst die Familienglieder des Hofs nicht auszunehmen wären.

Die Zeit von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. bis zur Umwälzung 1848 war auch voll wichtiger Ereignisse für das Leben Humboldt's. Die Liebe zu dem jungen Fürsten kam unserm Humboldt wirklich aus der innersten Seele, und dieselbe Neigung hegte auch der Fürst für ihn. Der Verfasser erwähnt einen Brief Bessel's an Humboldt:

Ich erfahre mit großem Vergnügen, daß der König Ew. Excellenz dasselbe Vertrauen schenkt, welches sein Vorfahr gewährte. Das kann nur zum Wohle des Ganzen sein, dem einige Opfer zu bringen wol der Mühe werth ist. Ich glaube, daß nicht leicht etwas anderes den König so populär machen könnte als dieses. Die Ideenverbindung, welche zu dieser Meinung führt, ist nicht schwer zu suchen, auch ist sie allgemein.

Dem neuen Monarchen ging der Ruf eines reichbegabten Geistes, verbunden mit der huldvollsten, liebenswürdigsten Persönlichkeit, voraus, und da nun die Beziehung zu Humboldt als Freund und Rathgeber hinzukam, so war das ganze Land voll freudiger hoffnungsvoller Zuversicht. So nahe auch unser Humboldt dem Vater des neuen Monarchen gestanden, so blieb diese Beziehung doch immer nur äußerlich, innerlich kam er ihm doch niemals näher als viele andere geringere Menschen. An Friedrich Wilhelm IV. knüpften ihn dagegen viel engere Bande des Wissens, des Geistes und Gemüths; die beiden Naturen waren sich viel verwandter. Dies wird vom Verfasser auf ausgezeichnete Weise zur Darstellung gebracht; es thut uns leid, diesen schönsten Abschnitt des ganzen Werks nicht wörtlich wiedergeben zu können, mit Einzelheiten daraus würde man den Totaleindruck stören. Gleiches ist auch von dem letzten Abschnitte zu sagen, welcher sich auf das letzte Jahrzehnt von Humboldt's Leben bezieht. Der Geist des großen Mannes blieb klar bis an sein Lebensende:

Am 6. Mai 1859 um halb 3 Uhr nachmittags ist er sanft entschlummert. Die Tochter und der Schwiegersohn Wilhelm's waren um ihn, wie er selbst die Todesstunde des Bruders behütet hatte. Auf seinem Arbeitstische will man drei Zettel gefunden haben, gleichlautend beschrieben mit Worten, die an den Bibelvers anklingen: „Also ward vollendet Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer". (Nach Seifert's Aussage lauteten die Worte: „Hier ward vollendet Himmel und Erde und sein ganzes Haus.") Es ist wol eins jener zufälligen Epigramme, die der Tod selber mit in die Sterbekammer der Großen bringt. Der „Kosmos" blieb dennoch unvollendet. Wie langsam er auch herabgedämmert war, unverhofft war doch zuletzt in den „späten Abend dieses vielbewegten Lebens" die Nacht hereingebrochen, die ernste Nacht, da niemand wirken kann.

Die große Feier des Begräbnisses, die vielen begeisterten Gedächtnißreden dürfen wir als bekannt mit Stillschweigen übergehen; nur der eine Ausspruch von Jakob Grimm darf nie vergessen werden, er war das Wort der innersten Ueberzeugung und lautete: „Neben Goethe stehen könnte einer nur — Humboldt."

Wir wenden uns schließlich zum dritten Bande. Er enthält den Bericht über Humboldt's Wirksamkeit auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft. Das Ganze ist so behandelt, daß es ebenso gut für die Männer von Fach wie für jeden gebildeten Denker und Verehrer des großen Verstorbenen paßt. Karl Bruhns beginnt damit, nachzuweisen, was Humboldt in der Mathematik, Astronomie und mathematischen Geographie geleistet hat. In diesen Wissenschaften war er weniger groß als Mann des Schaffens und Erfindens, nur als der des Sammelns und der historischen Verknüpfung des Fertigen. Seine Lehrer rühmen sein Talent für Mathematik und sind der Ansicht, daß er sicher ein ausgezeichneter Gelehrter dieses Fachs geworden wäre, wenn er sich ihm hätte ausschließlich widmen können. Im Jahre 1789 schrieb er an Pfaff, daß er bei seinen kleinen analytischen Arbeiten sehr lebhaft die Unbequemlichkeit empfunden habe, in Gleichungen, wo Summen und Differenzen vorkämen, nicht gleich direct die Werthe mit Hülfe der Logarithmen darstellen zu können, und theilt ihm nun eine Idee mit, welche Abhülfe verspräche. Diese Idee hätte sicher zu demselben Ziele geführt, wohin Gauß später kam und wozu derselbe die nach ihm genannten Logarithmen berechnete. Seine Bekanntschaft mit der Astronomie kam später. Er sagt:

Als ich mich im Jahre 1797 auf eine Reise außerhalb Europa vorbereitete, wurde ich von einem der ersten Astronomen unsers Zeitalters, von einem Manne, dessen Verdienste um Stern- und Länderkunde allgemein anerkannt werden, dazu aufgefordert, mich mit astronomischen Beobachtungen zu beschäftigen. Ich verdanke dieser wohlwollenden Aufforderung des Hrn. von Zach viele der frohesten Stunden meines Lebens. Meine Neigung zur praktischen Astronomie hat seitdem mit jedem Jahre zugenommen. Einsamkeit, Pracht des südlichen Himmels, Ruhe der Wälder haben mich an eine Arbeit gefesselt, der ich vielleicht während meines Aufenthalts in dem Neuen Continente mehr Zeit gewidmet habe, als ich, bei der großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die den Reisenden umgeben, hätte thun sollen.

Seine mit Hülfe des Sextanten durchgeführten astronomischen Ortsbestimmungen Amerikas sind von großer Wichtigkeit für die Geographie gewesen. Denkwürdig für immer bleibt seine Sternschnuppenbeobachtung in der Nacht vom 11. bis zum 12. November 1799. Auch sind seine Beobachtungen des noch immer räthselhaften Zodiakallichts von Wichtigkeit gewesen. Dann wußte er über die Ausmessung der Durchsichtigkeit und Strahlenbrechung unserer Atmosphäre der Wissenschaft neuen Gewinn zu bringen. Er besaß eine ungemeine Belesenheit und ein sehr umfassendes Wissen in Bezug auf die Topographie des Sternenhimmels, wozu er sich überall an der sichersten Quelle das Material zu sammeln wußte. Davon liefert der „Kosmos" den sprechendsten Beweis. Um sich bei der Herausgabe vor Druckfehlern zu sichern, schickte er die Druckbogen vor der Veröffentlichung noch zu verschiedenen sachverständigen Freunden zur Prüfung und Correctur. So erhielt z. B. Bessel die ersten 12 Bogen vom ersten Bande zugesandt, worauf derselbe unterm 10. April 1844 antwortet:

Wie soll ich danken für den unendlichen Genuß, den Ew. Excellenz mir durch die Uebersendung der 12 ersten Bogen des „Kosmos" bereitet haben! — „Kosmos" ist ein Mann, dessen Name sein Inneres bestimmt. Er erscheint in einem Kleide, auf welches die schönsten Ehrenzeichen geheftet sind, viele, deren Brillantglanz unvergleichlich ist. Vor seinem öffentlichen Auftreten soll ich die Stäubchen wegbürsten, die auf seinem glänzenden Kleide haften mögen? Es ist ganz unnöthig, niemand sieht sie. Aber da es geschehen soll, so muß ich meine Bereitwilligkeit dazu zeigen. Hier erhalten Ew. Excellenz einen ganzen Bogen voll Anmerkungen, Stäubchen bis zu unschuldigen Druckfehlern einschließlich .... Wenn Ew. Excellenz meine Anmerkungen nicht für ganz unbrauchbar erkennen, so hoffe ich auf die spätern Bogen des „Kosmos". Die Gedanken und die Schönheit Ihres Ausdrucks machen den „Kosmos" classisch. Ich hätte die Bogen gern zum zweiten, dritten male gelesen, aber ich halte ihre möglichst schnelle Zurücksendung für nothwendig.

Und nach Empfang des ersten Bandes, spricht sich Bessel am 1. November 1845 so aus:

Obgleich Ew. Excellenz mich durch die frühe Zusendung von Correcturbogen beglückt haben, so bin ich doch in einem gänzlichen Irrthume über die Art dieses Werks geblieben. Ich konnte die Idee einer „Exposition" nicht los werden, wenn mich auch der erste Abschnitt hätte enttäuschen sollen. Jetzt verstehe ich Ew. Excellenz Absicht richtiger. Ihr „Kosmos" verhält sich zu einer „Exposition" (Laplace) etwa wie ein Bild von einem römischen Meister zu einer Tafel von Scarpa. Ich war, als ich Ihr unvergängliches Werk einigemal las, noch nicht so stumpf, daß ich seinen artistischen Eindruck gar nicht hätte genießen können; aber ich war auch nicht mehr so frisch, daß ich mich seiner ganz hätte erfreuen können. Habe ich jetzt eine gute Stunde, so bringt sie mir den „Kosmos" in die Hände, denn der Genuß wächst mit seiner Wiederholung. Großen, herzlichen Dank für dieses Werk!

Es ist erfreulich, daß einer der größten Koryphäen der Himmelskunde so begeistert über Humboldt's astronomische Leistung in seinem „Kosmos" urtheilt. Und in ähnlicher Weise sprechen sich auch Encke, Galle, Struve, Arago u. a. aus, als er sich hier Rath und Belehrung ausbat. Das hierbei beobachtete Verfahren, sich bei den anerkannt höchsten Autoritäten Hülfe und Beistand zu erbitten, war ihm zur Lebensmaxime geworden, sein ganzer Bildungsweg ist gerade darin charakteristisch, und er ruhte nicht eher, als bis er mit seinem Fassungsvermögen sich auf die Höhe gebracht hatte, solche geistige Kräfte vollkommen begreifen zu können.

Das Kapitel über Humboldt's Leistungen im Erforschen des Erdmagnetismus und der damit verwandten physikalischen und chemischen Lehren ist ganz vortrefflich von Gustav Wiedemann bearbeitet, wir müssen es aber dem Selbststudium unserer Leser überlassen. Daran schließt sich dann die gediegene Arbeit H. W. Dove's über die meteorologischen Leistungen Humboldt's. Wir sind es schon seit Jahren gewohnt, von diesem großen Meister seines Fachs stets nur geistreiche Belehrung zu empfangen. Doch ist das Ganze auch der Art, daß man es der eigenen Lektüre überlassen muß. Die Geologie Humboldt's wird in geschickter Bearbeitung von Julius Ewald dargestellt. Es wird darauf hingewiesen, wie Humboldt ursprünglich ein Schüler und Anhänger Werner's war, aber durch selbständige Forschungen später ein Gegner dieses Systems geworden ist:

Die von Humboldt besuchten vulkanischen Gebiete Amerikas waren wie geschaffen, eine solche Wandlung hervorzubringen, deren Anfang von dem Augenblicke, wo er jene Gebiete betrat, zu datiren ist. Um von dem neptunistischen Standpunkte, von dem er ausging, zu dem eines der Hauptvertreter der plutonistischen Richtung zu gelangen, waren mannichfaltige Phasen zu durchlaufen. Bei dieser Verschiedenheit seiner Ansichten in den verschiedenen Perioden seines Lebens liegt es in der Sache, daß man nur dann seine einzelnen Arbeiten zu verstehen und in ihrem Zusammenhange untereinander aufzufassen im Stande ist, wenn man sie in ihrem Verhältniß zu der allgemeinen Entwickelung seiner geologischen Ideen betrachtet.

Der Verfasser bespricht nun erst ausführlich die Arbeiten, welche das Resultat von Humboldt's amerikanischer Reise waren, und stellt dann als nothwendige Folge die Aenderung seiner geologischen Ansichten dar. Das Studium der amerikanischen Vulkane führte zu Entdeckungen und Ansichten, welche es durchaus nothwendig machten, vom neptunistischen Systeme abzugehen. Leopold von Buch stand mit Humboldt auf einerlei Basis und die Vereinigung beider machte das Werner'sche System nicht mehr haltbar. Die Lehre von der Aufeinanderfolge der geschichteten Formationen hat durch Humboldt's Altersbestimmung der verschiedenen Flötzkalke erst eigentlich Halt bekommen.

Des weitern Verdienstes, welches er sich durch die Art und Weise erwarb, wie er die Geologie mit der Geographie in Verbindung brachte, den Zusammenhang zwischen Form und Zusammensetzung der Gebirge erläuterte und dabei durch Profile zu Hülfe kam, die er durch ganze Länder hindurchlegte, ist ebenfalls oben Erwähnung geschehen... Erwägt man außerdem, was derselbe auf dem Wege specieller Beobachtung für die

Kenntniß einzelner Länder gethan, daß er namentlich durch seine Forschungen im äquinoctialen America Strecken von ungeheuerer Ausdehnung der Geologie eröffnet hat, und daß die von ihm daselbst gemachten Entdeckungen nicht allein die Anhaltpunkte für alle spätern dortigen Forschungen abgegeben, sondern auch auf die Untersuchung europäischer Länder mächtig zurückgewirkt haben; erwägt man ferner, daß derselbe zwei als Quellen für die Geschichte der Geologie wichtige Werke hinterlassen hat, von denen das eine den Zustand der Formationslehre im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, das andere die um die Mitte dieses Jahrhunderts verbreitete vulkanistische Auffassungsweise zur Darstellung bringt: so wird man den Einfluß ermessen, den die Gesammtheit seiner Leistungen im Gebiete der Geologie auf den Entwickelungsgang dieser Wissenschaft ausgeübt hat.

Das fünfte Kapitel bespricht die Verdienste Humboldt's in der Erd- und Völkerkunde, in der Staatswirthschaft und Geschichtschreibung. Der Verfasser ist Oskar Peschel, und man kann sich nur freuen, daß ein so wichtiger Gegenstand in die Hand eines ebenso gründlichen als gewandten Sachverständigen gelegt worden ist. Das sechste Kapitel über Humboldt's Leistungen in der Pflanzengeographie und Botanik, von August Grisebach, verdient dasselbe Lob wie das vorhergehende. Das siebente Kapitel von J. Victor Carus über Zoologie und vergleichende Anatomie, und das achte von Wilhelm Wundt über Humboldt's Thätigkeit in der Physiologie, sind beides vortreffliche Arbeiten.

Das ganze Werk ist ein so vorzügliches, daß es zum Selbststudium auffordert und gerade dadurch einen seltenen Genuß gewährt. Schon viele Werke haben dasselbe schöne Ziel zur vollen Würdigung unsers großen Meisters zu erreichen gestrebt und zum Theil auch schon wirklich erreicht, aber in so unparteiischer, durch und durch wahrheitsgetreuer Weise wie das vorliegende ist noch keins an die Oeffentlichkeit getreten. Es ist wirklich ein würdiges Denkmal der Literatur unsers 19. Jahrhunderts.

Heinrich Birnbaum.

Kunstliteratur.

1. Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance mit Unterstützung des k. k. österreichischen Ministeriums für Cultus und Unterricht, im Vereine mit Fachgenossen von R. Eitelberger von Edelberg. Erster Band: Das Buch von der Kunst oder Tractat der Malerei des Cennino Cennini da Colle di Valdelsa. Uebersetzt, mit Einleitung, Noten und Register versehen von Albert Ilg. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Ein Blick auf die Kunstgeschichte lehrt, daß die Glanzepochen der Kunstpraxis fast stets in mehr oder minder innigem Zusammenhange mit hervorragenden Leistungen der Kunsttheorie gestanden haben, ja daß es unter den Celebritäten der Kunst, wie unter anderm die Namen Polyklet, Vitruv, Giotto, Ghiberti, Alberti, Lionardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Albrecht Dürer, Niclas Poussin, Rafael Mengs, Horace Vernet, Gottfried Schadow u. s. w. beweisen, nicht wenige gegeben hat, die in einer und derselben Person bedeutende Theoretiker und Praktiker gewesen sind. Je weniger sich dies bestreiten läßt, um so mehr darf man sich für die gegenwärtige Kunstentwickelung Vortheil davon versprechen, daß neuerdings neben der Kunst als solcher auch die Kunstwissenschaft wieder mit lebhafterm Interesse, als es eine Zeit lang der Fall war, gepflegt wird, und um so wärmere Anerkennung verdient es, wenn die Braumüller'sche Verlagsbuchhandlung dieser Richtung dadurch entgegenkommt, daß sie unter dem obigen Gesammttitel den deutschen Künstlern und Kunstfreunden ein Sammelwerk bietet, welches ihnen in deutscher Uebersetzung — wo es nöthig ist mit Beigabe des Originaltextes — die hervorragendsten Leistungen der im Titel bezeichneten Literatur vorführen wird. Die Leitung dieses verdienstlichen, vom k. k. Unterrichtsministerium unterstützten Unternehmens hat der rühmlichst bekannte Kunstkenner R. Eitelberger von Edelberg im Verein mit bewährten Fachgenossen, wie Thausing, von Lützow, Schestag u. s. w. übernommen, und bisjetzt sind von den Werken, die dabei berücksichtigt werden sollen, außer der oben verzeichneten Schrift Cennino Cennini's noch Lodovico Dolce's „Aretino oder Gespräch über Malerei", übersetzt von C. Cerri, mit Noten von Eitelberger, und Albrecht Dürer's „Briefe, Tagebücher und Reime", übersetzt von M. Thausing zum Druck gelangt. Ihnen folgen werden unter anderm: „Eraclius" und „Theophilus" von Ilg, „Die deutschen Malerbücher des 11. bis 15. Jahrhunderts" von Schultz, „Condivi, Leben Michel Angelo's" von Zahn, „Die byzantinischen Geschichtsquellen" von Unger, der „Tractat über die Malerei" von Lionardo da Vinci, die Werke Alberti's, Ghiberti's u. s. w.

Das uns hier vorliegende „Buch von der Kunst" von Cennino Cennini steht zwar bezüglich der Sphäre, in welcher es sich bewegt, mit andern der in Aussicht gestellten Schriften nicht auf gleicher Höhe; gleichwol muß die Einführung desselben in unsere Literatur aus mehrfachen Gründen willkommen geheißen werden, um so mehr als dasselbe vom Uebersetzer mit einer gediegenen Einleitung über das Leben und die Werke Cennino's und mit lehrreichen Anmerkungen von allgemeinem Interesse ausgestattet ist. Nach der erstern ist Cennino zu Colle im Thal des in den Arno mündenden Flüßchens Elsa um das Jahr 1372 geboren. Sein Vater scheint Maler gewesen zu sein und er selbst sich bereits im Aelternhause zu demselben Beruf vorbereitet zu haben. Ungefähr um 1380 trat er zu Florenz bei Agnolo Gaddi, dem Sohne Taddeo Gaddi's, in die Lehre und blieb unter der Leitung dieses Meisters, welcher um diese Zeit der bedeutendste Vertreter der bereits im Absterben begriffenen Giottistischen Schule war, der damaligen Sitte gemäß volle zwölf Jahre. Bald nach Ablauf dieser Zeit nahm er seinen Aufenthalt in Padua, wahrscheinlich weil er daselbst, wo die Schule Giotto's in besonderer Achtung stand, am sichersten auf Beschäftigung rechnen durfte, zumal er schon während seiner Lehrzeit im dortigen Spital des Bonifazio Lupi eine Madonna in Fresco ausgeführt hatte. Aus dort aufgefundenen Urkunden geht hervor, daß er im Jahre 1398 daselbst in der Straße S.-Pietro wohnte und zum Hofstaat des Francesco da Carrara

gehörte, daß er mit einer Donna Ricca della Ricca aus Citadella verheirathet war, und daß dort ein Bruder von ihm, Namens Matteo, im Dienste desselben Fürsten stand. Von seinen weitern Schicksalen ist nichts bekannt, und auch über seine Arbeiten und Leistungen sind wir nur sehr dürftig unterrichtet. Außer dem schon erwähnten Frescogemälde wird in der deutschen Uebersetzung von Crowe und Cavalcaselle noch einer Säugenden Maria Erwähnung gethan; aber dieses sowol wie jenes sind so überschmiert, daß sich darauf kein sicheres Urtheil über den Meister gründen läßt. Noch weniger weiß man von seiner spätern Thätigkeit in Padua, und ob die von Rumohr u. a. ihm zugeschriebenen Fresken in San-Francesco zu Volterra mit Scenen aus dem Leben Christi, sowie ein Jüngstes Gericht in San-Gemignano wirklich Arbeiten seiner Hand sind, ist jedenfalls sehr zweifelhaft.

Vasari meint, die geringen Erfolge in der Praxis hätten ihn dazu bestimmt, das gesammte Technische des Malens und andere verwandte Kunstfertigkeit in einem umfassenden Lehrbuch zusammenzustellen, und unser Biograph stimmt dem im allgemeinen zu. Schon sein Lehrer Agnolo habe zwar eine eminente handwerkliche Geschicklichkeit besessen, aber Zeichnung, Gruppirung, Composition sei seine schwache Seite gewesen, und bei dem noch schwächern Schüler möge dann wol die überwiegende Lust an der reinen Mache in dem Maße gesiegt haben, daß er den Ruhm nicht mehr auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens, sondern vorzugsweise im Mittheilen seines reichen praktischen Wissens gesucht habe. Jedenfalls sei das aus dieser Richtung hervorgegangene Werk die wirklich bedeutende Arbeit des Meisters, welche ihm Dank und Verdienst mehr denn alle Malereien sichern, die er mit dem ihm gegebenen Talent je hätte entwerfen können. Zwar gebe er darin fast nur handwerkliche Vorschriften, ohne über die eigentliche Kunst, ihren Zweck, Sinn und Werth sich auszusprechen. Mit Ausnahme weniger Stellen, in denen er der ethischen Bedeutung der Kunst gerecht werde, trete er nie aus dem dürren Receptenstil heraus und rede immer als Handwerker, ohne sich den Schein zu geben, als wolle er mehr sein. Aber gerade auf diesem Gebiete sei sein eigentlicher Werth zu suchen. Völlig *sein* Verdienst, *seine* lobwürdige That sei das Unternehmen, der Nachwelt die ganze große Bedeutung der Schule Giotto's nochmals dadurch vor die Augen zu stellen, daß er die reiche Fülle der Mittel vor uns ausbreitete, welche die äußerlichen Begleiter, Proben und Beweise des geistigen Werths bilden. Als Techniker aber erweise er sich hierbei überaus schätzbar und von hoher Bedeutung. „Staunenswerthe Routine", sagt der Herausgeber, „reiche Erfahrung und unermüdlicher Fleiß sprechen aus allen seinen Angaben. Sie zeigen uns, auf welchem Erforderniß von Arbeit, Nachdenken, Mühe und Strebsamkeit auch in jenen Zeiten alle Tüchtigkeit beruhte, von denen wir heute, im Hinblick auf das Extrem verstandeskalter Nüchternheit in unsern Tagen, gewöhnlich falsche Begriffe haben."

Wir müssen im wesentlichen diesem Urtheil zustimmen. Am werthvollsten sind unstreitig seine Mittheilungen über die Behandlung der Farben und des Colorits, sowie über viele Fertigkeiten der Kunstindustrie, welche weitaus den größten Theil des Buchs ausmachen. Durch manche derselben sollen verlorengegangene Geheimnisse der damaligen Technik neuerdings wieder zu Tage gekommen sein, wie z. B. der Veranstalter der englischen Uebersetzung dieses Buchs, selbst Künstler, die Erklärung abgegeben hat, durch die Anweisungen des „Trattato" in den Stand gesetzt zu sein, Frescogemälde in der Weise der Alten zu entwerfen. Dürftiger sind die Aufschlüsse über die Behandlung der Formen. Es handelt darüber fast nur das Kapitel 70, welches den Maßen des männlichen Körpers gewidmet ist, und dieses ist in denjenigen Bestimmungen, die über die Angaben Vitruv's hinausgehen, nicht ohne innere Widersprüche, welche auf eine Corruption des Textes schließen lassen. Der Hauptwerth des Buchs liegt offenbar in seiner culturhistorischen Bedeutung, indem es uns mit einer Treue, Anspruchslosigkeit und Vollständigkeit, wie kein zweites, über die mannichfachen Mittel und Fertigkeiten, durch welche die damalige Kunst und Kunstindustrie ihre Wirkungen erzielte, Auskunft gibt. Auf die Fülle der interessanten Einzelheiten einzugehen, müssen wir uns hier versagen.

2. Die Kunst im Handwerk. Vademecum für Besucher kunstgewerblicher Museen, Ausstellungen u. s. w. von B. Bucher. Wien, Braumüller. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch bildet eine Art Gegenstück zu dem vorigen. Wird uns in jenem einer der frühesten Anfänge zur Literatur über künstlerische Technik und zwar mit Beschränkung auf einen gewissen Zeitraum und auf ein einzelnes Kunstgebiet dargeboten, so erhalten wir in diesem umgekehrt eine summarische Zusammenfassung alles dessen, was sich seitdem aus den nach allen Seiten und Richtungen ausgedehnten und bis auf die Gegenwart fortgesetzten Studien über derartige Dinge ergeben hat, und zwar, dem praktischen Zweck entsprechend, in möglichst gedrängter und übersichtlicher Form. Es umfaßt als eine solche „Zusammenstellung des Wissenswerthesten über die Technik und Geschichte der Kunstgewerbe für den Gebrauch des nicht fachmännischen Publikums" sämmtliche Gebiete der einschlägigen Kunstthätigkeit, und zwar in derselben Reihenfolge, welche bei der Anordnung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie innegehalten ist, sodaß nach einer allgemeinen Einleitung „I. Die verschiedenen Baustile"; „II. Die textile Kunst"; „III. Die Lackarbeiten"; „IV. Das Email"; „V. Das Mosaik"; „VI. Die Glasmalerei"; „VII. Die Malerei"; „VIII. Schrift, der Druck und die graphischen Künste"; „IX. Die Buchbinderei"; „X. Die Glasfabrikation"; „XI. Die Keramik"; „XII. Die Holzarbeiten"; „XIII. Die Steinarbeiten"; „XIV. Die Plastik in weichen Stoffen" und „XV. Die Metallarbeiten" ihre Besprechung finden. Was darin geboten wird, beruht auf einer recht zweckmäßigen Auswahl und vereinigt in seiner Darstellung Kürze und Präcision mit Leichtverständlichkeit, Genauigkeit und möglichster Vollständigkeit. Es darf daher dem bezeichneten Publikum bestens empfohlen werden.

3. Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Von Herman Grimm. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In idealern Regionen bewegt sich das vorstehende Buch. Es besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, die, wie ihr Autor selbst angibt, zu verschiedenen Zeiten und

unter dem Anstoße verschiedener Gelegenheiten von ihm verfaßt worden sind, also ihre erste Entstehung nicht einem so allgemeinen Zwecke, als der ihrer jetzigen Zusammenstellung ist, verdanken. Inwiefern sie diesem Zwecke dennoch zu dienen geeignet sind, d. h. sich wirklich dem Leser als eine „Einführung in die Geschichte der modernen Kunst" zu erweisen vermögen, auch darüber hat sich in der Vorrede der Autor selbst ausgesprochen. Die moderne Kunstgeschichte, sagt er, habe es vorzugsweise mit den Individualitäten der großen Meister zu thun. Leicht lasse sich ein Ueberblick über die Entwickelung der modernen Kunst in den Massen gewinnen; jedes mehr oder weniger gute Handbuch liefere dergleichen. Aber die so gewonnene allgemeine Anschauung gewähre nicht viel. Wer kennen lernen wolle, worum es sich handle, werde sich hineinbegeben müssen in die genaueste Betrachtung des Lebens und Wirkens derjenigen Meister, zu denen ein inneres Gefühl als zu verwandten Naturen ihn leite. Unter dem Einfluß unzähliger, vom Leben des Tags gebotener Gelegenheiten werde sich zwar der eine mehr zu diesem, der andere mehr zu jenem Meister hingezogen fühlen, aber wo auch jeder mit seiner Vorliebe und Arbeit sich niederlassen möge, überall werde er reichlichem Stoffe begegnen, und wie viel auch von andern vor ihm gethan sei, es werde sich auch ihm noch ein weites Feld für neue Beobachtungen eröffnen, durch welche die Forschung und Erkenntniß eine Fortbildung erfahre. Im Bewußtsein, daß dies auch für seine Studien gelte, verspricht sich der Autor denn auch von diesen ursprünglich nur gelegentlich entstandenen Arbeiten in der vorliegenden Zusammenstellung eine Wirkung von allgemeinerer Bedeutung, und glaubt hierzu um so mehr berechtigt zu sein, als sie zugleich im Stande seien zu zeigen, wie man selbst innerhalb dieses Studiums vom einen zum andern übergehe, und als sein eigener Entwickelungsgang von der Art sei, daß derjenige, welcher in seinem Sinne diese Essays lese, nicht nur von einem Meister und von einer Epoche der Kunstgeschichte zur andern, sondern selbst über die bildende Kunst hinaus zur Literatur, ja weiter und weiter geführt zu werden hoffen dürfe.

In der Voraussetzung, daß dem Verfasser der Gedanke fern liegt, durch Studien dieser Art die wirklich methodischen und systematischen Anleitungen zur Kunstwissenschaft ersetzen oder überflüssig machen zu können, stimmen wir den eben von ihm mitgetheilten Ideen nicht nur im allgemeinen zu, sondern erkennen auch in Betreff der hier von ihm gebotenen Essays bereitwillig an, daß dieselben wirklich in nicht geringem Grade dazu angethan sind, denjenigen, welche über die moderne Kunst und namentlich über gewisse epochemachende Erscheinungen in derselben ein Urtheil von allgemeiner Bedeutung gewinnen wollen, wesentliche Dienste zu leisten — natürlich nur in dem Fall, wenn die Leser über den allgemeinen Gang der Kunstgeschichte, sowie über die hier in Betracht gezogenen Partien derselben durch Anschauungen und übersichtliche Darstellungen schon so weit unterrichtet sind, daß sie die Ideen des Autors nicht nur aufzufassen, sondern auch zu ergänzen vermögen. Noch exacter dürfte daher der Charakter dieser Aufsätze ausgedrückt sein, wenn sie nicht als Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst, sondern als Beiträge zur Förderung einer geist- und liebevollen Auffassung derselben bezeichnet wären.

Der Inhalt des Ganzen besteht aus folgenden zehn Mittheilungen: „I. Die Venus von Milo"; „II. Rafael und Michel Angelo"; „III. Carlo Saraceni"; „IV. Albrecht Dürer"; „V. Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunst"; „VI. Jakob Asmus Carstens"; „VII. Berlin und Peter von Cornelius"; „VIII. Die Cartons von Peter von Cornelius"; „IX. Schinkel"; „X. E. Curtius über Kunstmuseen". Wie man sieht, werden uns hier von der unzähligen Masse der Persönlichkeiten, die sich an der Pflege der modernen Kunst betheiligt haben, nur einige wenige vorgeführt, aber diese wenigen sind lauter solche, in denen wir entweder die Eck- und Grundsteine der modernen Kunst überhaupt oder die Ausgangs-, Angel- und Gipfelpunkte im Entwickelungsgange der deutschen Kunst erkennen müssen. Auf Carlo Saraceno, der vielleicht manchem hier als ein Saul unter den Propheten erscheinen mag, leidet dies insofern Anwendung, als ihn der Autor als einen der begabtesten unter denjenigen Künstlern charakterisirt, welche den Uebergang von der Blüte zum Verfall der italienischen Kunst bezeichnen. Lückenhaft dürfte die Auswahl nur insofern erscheinen, als nicht auch für eine besondere Repräsentation der spanischen, niederländischen und französischen Kunst gesorgt, sondern dieser nur gelegentlich, z. B. in dem Goethe gewidmeten Aufsatze gedacht ist. Jedenfalls umschließt der Inhalt des Buchs das für uns Deutsche interessanteste Kunstgebiet. Auf alle diese Studien im einzelnen einzugehen, ist uns natürlich hier nicht möglich; wir müssen uns daher auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.

Eine Anschauung, die zum Widerspruch reizt, dürfte vor allem im ersten Aufsatz gefunden werden. Zwar ist derselbe nach Form und Inhalt weit mehr ein Erguß des Enthusiasmus als ein Product kritischer Betrachtung. Gleichwol läuft er schließlich darauf hinaus, daß über die Venus von Milo gesagt wird: „Gewiß, sie ist schön. Bewunderung und Staunen erweckt sie, die Phantasie trägt uns mit Macht zurück zu ihren Zeiten, aber fremd bleibt sie uns dennoch, und während wir im Anschauen verloren sind, sagt uns eine leise Stimme, es sei für uns kein Herz mehr in dieser Schönheit." Bringt man hiermit in Verbindung, was in der Vorrede über die Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit unserer Kenntniß der antiken Kunst gesagt wird, so scheint es fast, als habe der Autor mit dieser zwar achtungsvollen, aber doch sehr kurzen und kühlen Abfertigung der alten Kunst am Eingange seiner Kunstschule nur eine indirecte Verherrlichung der modernen Kunst beabsichtigt. Vom Standpunkte eines Lehrers der letztern finden wir dies begreiflich; nur können wir es nicht rechtfertigen, daß hier eine subjective Ansicht wie eine objective Wahrheit hingestellt wird. Allerdings haben selbst die vollendetsten Schöpfungen der antiken Kunst auch etwas in sich, was uns wie ein Fremdes berührt. Aber welche Werke, sofern sie nicht der unmittelbarsten Gegenwart angehören, hätten dies nicht? Selbst in den bewundertsten Gemälden Rafael's fehlt es daran nicht. Oder wären vielleicht auf der Sixtinischen Madonna die heilige Barbara und Papst Sixtus nicht derartige Elemente, welche eine Zurückversetzung in eine

überwundene Anschauung von uns fordern, wenn sie nicht befremdend auf uns wirken sollen? Und wie erst ist dies bei andern, zwar minder vollendeten, aber der Zeit nach uns noch weit näher stehenden Schöpfungen der Fall, z. B. in den affectirten Schäferscenen eines Watteau oder in den Erzeugnissen des napoleonischen Classicismus? Jedenfalls stehen uns die Werke der griechischen Plastik ungleich näher als die der neuern Bildhauerkunst. Oder welche Arbeiten der letztern könnte der Autor uns nennen, für die wir uns wärmer zu begeistern vermöchten als für jene? Wenn sich derselbe erinnert, mit welcher hingebungsvollen Anerkennung er selbst in den folgenden Essays die Bedeutung schildert, welche das Studium der alten Kunst auf Rafael und Michel Angelo, auf Goethe, Carstens und Schinkel gehabt hat, dann wird er den ewigen Bestand der innigsten Blutsverwandtschaft zwischen dem Geist und Schönheitsgefühl der antiken und modernen Kunst nicht in Abrede stellen können. Und nicht minder wird er zugeben müssen, daß die Geschichte der alten Kunst, auf wie fragmentarischen Ueberlieferungen sie sich auch aufbauen möge, dennoch das Fundament auch für die Geschichte der mittelalterlichen und modernen Kunst ist und für alle Zeiten bleiben wird.

Der umfang- und inhaltreichste unter den übrigen Aufsätzen ist der über „Rafael und Michel Angelo“. Obwol derselbe schon 1857, also vor H. Grimm's Werk über Michel Angelo und vor seiner italienischen Reise geschrieben ist, documentirt er sich doch als die Arbeit eines mit den Verhältnissen beider Künstler genau bekannten Autors. Im Anschluß an Guhl's „Künstlerbriefe“ und mit Benutzung der Mittheilungen, welche Graf Raczinsky in seinem Buche über die Kunst in Portugal über die Beziehung Michel Angelo's zu Vittoria Colonna gegeben hat, entwirft er in dieser Studie mehr ein Bild vom Wesen, Charakter und Leben der beiden Meister als von ihren einzelnen Werken, und dieses ist durchweg in kräftigen Zügen und lebendigen Farben ausgeführt, zwar unverkennbar mit einer unmittelbarern Hinneigung zu Michel Angelo, aber gleichwol mit vollkommen unparteiischer Abwägung und markiger Gegenüberstellung der stark contrastirenden Vorzüge beider. Außerdem ist der Aufsatz auch reich an Betrachtungen von allgemeinerer Bedeutung, z. B. über den Gegensatz von Kunst und Handwerk, über die Wichtigkeit, welche die Kunst und die Künstler für ihre Nation und den Staat besitzen, über die Unerlaßlichkeit einer idealen Lebensanschauung u. s. w. Das meiste, was hier gesagt wird, ist wahr und treffend; es kommt von Herzen und geht zu Herzen und wird daher nicht verfehlen, auch auf den Leser eine erwärmende und belebende Wirkung zu üben. Hier und da laufen jedoch auch Bemerkungen unter, in denen sich der Verfasser durch seine Begeisterung für die Kunst fortreißen läßt, die Bedeutung derselben dem praktischen Leben gegenüber überschwenglicher zu feiern, als ihr zukommt. So sagt er z. B.:

Die Schönheit hat keinen Zweck, sie ist da, sie begrenzt sich selber; so das Werk des Künstlers; die Nützlichkeit muß den Zweck außer sich suchen und verdient ihr Lob erst, wenn sie ihn erreicht hat. Ein Künstler kann gedacht werden, der, einsam in einer Wüste arbeitend, eine Statue vollendet von vollkommener Schönheit, ohne zu fragen, ob ein anderer als er und das Licht des Tages sie betrachten; ein Handwerker, der einsam fortarbeitete, ist ein Unding, ein Töpfer, der aufs geraethwohl Gefäße formt, deren keiner bedürftig ist.

Das sind allerdings, infolge einer falschen Auffassung der Kant'schen Definition des Schönen, sehr landläufige Vorstellungen; gleichwol entsprechen sie der Wahrheit nicht. Wie jede einzelne Erscheinung, so ist auch das Schöne, mag es Natur- oder Kunsterzeugniß sein, nur ein Glied, ein Moment im allgemeinen Zusammenhange und erhält seinen Werth keineswegs blos durch sich selbst, sondern durch seine Bedeutung für das große Ganze. Greift es nicht auf die eine oder andere Weise in das der ganzen Weltentwickelung zu Grunde liegende Streben nach Vervollkommnung ein, so wird sein Werth immer nur ein sehr problematischer sein, ja es wird tief unter dem stehen, was, wenn auch in noch so unscheinbarer Weise, diesem allgemeinen und höchsten Zwecke sich dienstbar erweist. Was seinen Zweck in sich selbst hat, ist überhaupt nicht in irgendeinem Ergebniß oder Werk der Thätigkeit zu suchen, sondern in der Thätigkeit als solcher. Wie bedeutend auch das Resultat einer Thätigkeit sein möge: die Thätigkeit selbst beruhigt sich dabei nicht, sie schreitet stets wieder darüber hinweg, um andere, höhere Resultate zu erzielen. Die Thätigkeit an sich aber ist unendlich, ewig. Wie ihren Ursprung, so hat sie auch ihr letztes und höchstes Ziel nie außer sich, sondern stets in sich, d. h. sie kommt von jedem erreichten Einzelziel immer wieder auf sich selbst zurück. Behält man dies im Auge, so wird man auch die Arbeit eines einsam fortarbeitenden Töpfers nicht für etwas absolut Sinnloses ansehen können. Aus demselben Grunde können wir dem Autor auch nicht zustimmen, wenn er sagt, die Künstler, sofern sie zwar in ihren Werken, aber nicht in ihren Persönlichkeiten das Ideale zum Dasein bringen, seien gleichsam wie die Priester; was sie geben, sei größer als sie selbst seien. Wir sollten denken, was ein Künstler gibt, gehört vollständig ihm; es ist also von seiner Persönlichkeit gar nicht zu trennen. Aber gleichwol bildet es als ein solches Zubehör immer nur einen Theil seines Gesammtwesens und Gesammtstrebens; es kann also unmöglich mehr, sondern nur weniger als er selbst sein — was sich unverkennbar darin kundgibt, daß der Künstler auch in seinem vollkommensten Werke noch nicht den völlig adäquaten Ausdruck dessen wiederfindet, was er mit seinem Werk hat ausdrücken wollen.

Doch wir brauchen dies dem Autor gegenüber nicht weiter auszuführen. Gilt doch die Bewunderung, die er dem Michel Angelo zollt, in erster Linie gerade seinen persönlichen Eigenschaften, aus denen sich seine künstlerischen Vorzüge nur als Folgen ergeben. Auch bei der Besprechung der die deutsche Kunst repräsentirenden Größen legt er stets das Hauptgewicht darauf, daß sie nicht blos große Künstler, sondern auch große Männer sind. So sagt er z. B. in seinem Essay über Albrecht Dürer: „Goethe's und Dürer's Größe liegt nicht in dem hauptsächlich, was sie schufen, sondern darin, wie sie schufen. Nur ein einziges vollkommenes Werk hinterließen sie: sich selbst.“ Und in dem Essay über Carstens, der uns nach Inhalt und Darstellung als der vollendetste und in sich abgerundetste von allen erschienen ist, hebt er es gleich-

falls mit Nachdruck hervor, daß Carstens seit Michel Angelo der erste bildende Künstler gewesen sei, bei dem Charakter und Thätigkeit ein einziges Ganzes ausmachten, und daß es das Gefühl von der Nothwendigkeit dieser Vereinigung war, aus dem die Generation der in seine Fußstapfen tretenden Künstler sich bildete. Dem entsprechend sagt er auch von Schinkel: „Schinkel, der in gewissem Sinne nur Architekt war .... steht zugleich dennoch als eine so universale Natur vor uns, daß seine architektonischen Bestrebungen fast auch wieder als Nebensächliches, Zufälliges betrachtet werden können, da seine eigentliche Aufgabe war: als ein großer Mensch selbst Großes zu schaffen, und dann: was vor ihm von andern Großes geschaffen worden war, zu erkennen und zu erklären."

Durch Ansichten, die in diesen und ähnlichen Aussprüchen sich kundgeben, beweist der Autor, daß auch er die Kunst und die Künstler nicht blos nach ihren specifisch artistischen und ästhetischen Leistungen, sondern hauptsächlich nach ihrer Bedeutung im organischen Zusammenhange mit dem gesammten Leben und Streben des nach Vollkommenheit ringenden Menschenwesens würdigt. Und daß diese Anschauung für die in dem Buche niedergelegten Urtheile immer entschiedener die Bedeutung einer leitenden Grundidee gewinnt, müssen wir als eine besonders werthvolle Eigenschaft dieser Essays hervorheben.

4. Moritz von Schwind. Sein Leben und künstlerisches Schaffen insbesondere auf der Wartburg. Von August Wilhelm Müller. Mit Titelbild nach einer Zeichnung von E. Haertel. Eisenach, Baerecke. 1871. Gr. 16. 24 Ngr.

Seiner Einkleidung nach ist dies Buch die Beschreibung eines Besuchs von mehrern Künstlern und Kunstfreunden bei Meister Schwind auf der Wartburg, wozu der Verfasser durch eine an ihn ergangene Aufforderung, eine derartige Schilderung für die „Gartenlaube" zu liefern, veranlaßt wurde. Diese Form ist die schwache Seite des Buchs, um so mehr als ihre Ausführung eine sehr dilettantenhafte ist und auf der falschen Vorstellung beruht, als brauchten ein paar mit wenig Witz und viel Behagen lustig verlebte Tage nur mit demselben Quantum von Humor und Gemüthlichkeit wiedererzählt zu werden, um für den Leser ebenso interessant zu sein, wie sie es für den Beschreiber gewesen. Dies gilt ganz besonders von dem ersten Abschnitt, welcher in einem Stil, wie man ihn nach einer ersten Ferienreise schreibt, die Fahrt von Altenstein durch das Annen- und Marienthal auf die Wartburg schildert, und zum Theil auch noch von dem zweiten, in welchem „ein köstlicher Abend mit Meister Schwind auf der Wartburg" beschrieben wird. Der erstere hätte füglich ganz beseitigt werden sollen, und dem zweiten würde es jedenfalls nicht zum Nachtheil gereicht haben, wenn der Hauptinhalt desselben, eine Biographie und Charakteristik Schwind's bis zur Zeit seiner damaligen Thätigkeit, in schlicht erzählender, sonst üblicher Form geboten wäre. Mag auch die dramatische Inscenesetzung des Künstlers im allgemeinen der Wahrheit entsprechen und in manchem Betracht auch wol zur Belebung des Effects beitragen, so ist sie doch einerseits in viel zu unkünstlerischer Weise ausgeführt, andererseits zu sehr mit störendem Beiwerk, namentlich mit wohlfeilen Citaten überladen, als daß man sich mit ihr zu befreunden vermöchte.

In den folgenden Abschnitten, welche die Beschreibung der Wartburg überhaupt, eine Uebersicht über die Geschichte Thüringens und ganz besonders eine Reproduction und Würdigung der von Schwind dort ausgeführten Fresken zum Inhalt haben, erfährt die Darstellung insofern eine wesentliche Besserung, als die Form immer mehr dem Stoffe dienstbar gemacht wird, und in diesen Partien ist denn auch der Eindruck des Buchs ein entschieden befriedigenderer. Sieht man hier von der Einkleidung ganz ab und faßt nur den sachlichen Inhalt als solchen ins Auge, so darf man über das vom Autor Gebotene ein vorwiegend anerkennendes Urtheil fällen. Sind auch, dem Titel entsprechend, diejenigen Werke Schwind's, welche derselbe vor und nach seinen Arbeiten auf der Wartburg geschaffen, nicht mit derselben Ausführlichkeit wie diese behandelt, ja theilweise nur flüchtig erwähnt, so wird man doch kaum etwas Wesentliches gänzlich übergangen finden; und mag auch bei der Beurtheilung der Werke die Neigung zu enkomiastischer Darstellung hier und da allzu stark vorgewaltet haben, so ist daneben doch auch der Kritik ihr Recht eingeräumt worden. Jedenfalls wird sich der Leser aus dem, was ihm in diesem Büchlein geboten wird, über den Meister und seine Leistungen ein Urtheil bilden können, welches der Wahrheit mehr oder minder nahe kommt, und nicht am mindesten dürfte hierzu der letzte Abschnitt beitragen, welcher mit Benutzung der Urtheile namhafter Kritiker, wie E. Förster, Pecht, Schorn, Schasler, Regnet u. s. w., eine näher eingehende Besprechung der Hauptschöpfungen des Meisters vor dessen Schaffen auf der Wartburg und zum Schluß eine Würdigung der drei glänzendsten Zeugnisse seiner vollendeten Künstlerschaft, nämlich seiner Compositionen zu den Märchen von Aschenbrödel, von den sieben Raben und von der schönen Melusine, zum Inhalt hat.

5. Hildebrandt und Schirmer. Von Günther von Freiberg. Berlin, A. Duncker. 1871.

Die beiden Künstler, zu deren Andenken vorstehendes Büchlein geschrieben worden, sind nicht, wie ein mit der neuesten Kunstthätigkeit minder Vertrauter vermuthen könnte, der düsseldorfer Historienmaler Ferdinand Theodor Hildebrandt und der düsseldorf-karlsruher Meister der historischen und biblischen Landschaften Johann Wilhelm Schirmer, sondern die beiden berühmten berliner Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt und Wilhelm Schirmer — was, um einer Verwechselung vorzubeugen, wol auch auf dem Titel hätte angedeutet werden sollen. Was die Schrift sein soll und wirklich ist, erfahren wir am kürzesten aus dem Vorwort, wo es heißt: „Kein Todtenkranz aus starren Immortellen, einzelne Erinnerungsblumen nur, hier und dort gepflückt, Hälmchen und Fäserchen, sorglich zusammengetragen; ebenso wenig regelrechte Biographien und kritische Beurtheilungen; nur persönliche Eindrücke zeichnete ich auf, die beiden größten Landschafter des preußischen Vaterlandes in ihren Beziehungen zu Freunden und Bekannten schildernd."

Wie man sieht, fällt das Buch seiner allgemeinen Form und Einkleidung nach in dieselbe Kategorie wie das vorher besprochene; jedoch unterscheidet es sich von demselben sehr vortheilhaft dadurch, daß diese Form hier mit wirklicher Gewandtheit, namentlich mit jener graziösen Leichtigkeit und lebendigen Frische gehandhabt ist, welche ihr allein den Reiz verleiht, den sie auf weitere Kreise der gebildeten Welt ausüben soll. Wem es freilich bei einem Buche vorzugsweise auf möglichste Vollständigkeit und übersichtliche Zusammenstellung des darin behandelten Stoffs ankommt, wird durch das vorliegende minder befriedigt werden; inzwischen würde sich doch auch er aus der bunten Masse der zwanglos aneinandergereihten Mittheilungen ohne Schwierigkeit ein in sich abgeschlossenes und im wesentlichen gewiß wahrheitsgetreues Gesammtbild sowol vom Wesen und Charakter der beiden Meister, wie von ihren Lebensschicksalen und von der allgemeinen Bedeutung und Eigenartigkeit ihrer Werke zu construiren vermögen — ähnlich dem, wie er es etwa aus einem geselligen Verkehr mit ihnen gewonnen haben würde.

Ueber Hildebrandt erfährt man daraus unter anderm Folgendes. Derselbe ward 1817 zu Danzig geboren. Sein Vater war daselbst ein in ärmlichen Verhältnissen lebender Stubenmaler, und auch er führte bis zu seinem neunzehnten Jahre nur den Maurerpinsel. Dann ging er als Gesell nach Berlin, colorirte hier Lithographien und machte die ersten Versuche in der Oelmalerei. Von hier trieb es ihn nach Schottland, und von da nach Paris, wo er sich kümmerlich von Aquarellen ernährte, bis sich der Landschaftsmaler Isabey seiner annahm. Im Jahre 1843 nach Berlin zurückgekehrt, gewann er durch seine südfranzösischen Ansichten die Anerkennung und Protection Humboldt's, infolge welcher er durch Aufträge des Königs in den Stand gesetzt wurde, nach Brasilien zu gehen und mit einer Mappe voll südlicher Landschaftsbilder zurückzukehren, die ihm den Namen eines „Malers des Kosmos" eintrugen. Mit nicht geringerm Erfolg verherrlichte er die heimische Natur und überstrahlte z. B. mit einer „Paysage allemand" auf einer pariser Ausstellung alle Landschaftsbilder dortiger Meister. Im September 1862 trat er seine große Reise um die Erde an, von der er nach $1^3/_4$ Jahren mit einer Ausbeute zurückkehrte, die ihm ermöglichte, 1864 eine Ausstellung von 300 Aquarellen aus allen Zonen zu veranstalten und 1868 für die allgemeine berliner Kunstausstellung eine Darstellung des blauen Meers unter dem Aequator, der „Blaue Zauber" genannt, zu vollenden. Dieses Werk, an dessen unlösbarer Aufgabe er sich zu Tode gearbeitet, war sein Schwanengesang. Noch vor dem Schluß der Ausstellung schloß er selbst am 25. October 1868 die Augen. Wie in seinen Werken Licht, Heiterkeit, Farbenpracht die dominirenden Eigenschaften waren, so war er auch als Mensch trotz allem Ernst seines Strebens eine entschieden lebensfrohe, durch harmlosen Humor und gesellige Liebenswürdigkeit sich auszeichnende Persönlichkeit, sodaß ein Freund von ihm sagen konnte, er habe wie Humboldt nach dem großen Pan, der Seele der Natur, gesucht, und dieser Pan sei für ihn das Licht gewesen.

Als eine Art Gegenbild zu ihm wird uns Schirmer geschildert. Wenn in Hildebrandt's Colorit das Dur vorherrscht, stimme Schirmer seine Farben auf Moll. Beherrsche jener, bei dem alles brillant und effectvoll sei, eine ganze Flammenscala vom rosigen Hauch bis zum intensivsten Purpurbrande, so sei dagegen dieser ein Meister des Duftes, des hingehauchten Schmelzes, der um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den Duft des Morgenroths oder des Mondes zu weben verstehe. Der Stempel der Idealität, den er selbst auf der Stirn trage, sei auch jedem seiner Gemälde aufgedrückt. Was wir über sein Leben erfahren, läuft im wesentlichen auf Folgendes hinaus. Er ward 1802 zu Berlin geboren und begann hier seine Künstlerlaufbahn als Eleve der Blumenmalerei in der Porzellanfabrik. Nebenbei besuchte er die Akademie, bis er sich 1823 ganz und gar der Oelmalerei widmen konnte. Die Jahre 1827—31 verlebte er zu Rom und ward hier besonders von Anton Koch angeregt. Außerdem dienten ihm Reinhardt und Turner zu Vorbildern; sein eigentliches Ideal aber war und blieb Schinkel. Zum zweiten male sah er Italien, als er 1845 eine Reise ins Gelobte Land unternahm. Schon vorher (1839) war er Mitglied der berliner Kunstakademie und 1840 an Blechen's Stelle Professor geworden. In den Jahren 1851—52 ward er mit der Ausführung griechischer und orientalischer Landschaften (Aegina, Phigalia, die Memnonsstatuen) im Neuen Museum beauftragt und gleichzeitig Mitglied des Senats der Akademie. Unter seinen zahlreichen Werken wird unter anderm als für seine romantische Richtung besonders charakteristisch Schloß Windsor und ein Morgen am Golf von Neapel hervorgehoben. Im Jahre 1865 machte er seine dritte Reise nach Italien; aber Krankheit nöthigte ihn schon im folgenden Jahre zur Heimreise, und ehe er noch sein Vaterland wieder erreichte, starb er im Juli 1866 zu Genf. Die Trauer seiner Freunde und Verehrer ward damals vom allgemeinen Jubel über den Sieg von Königgrätz übertönt; aber zukünftige Zeiten werden auf ihn stets als auf den berliner Claude Lorrain hinweisen.

Neben den beiden Künstlern, denen das Buch gewidmet, werden uns in demselben noch viele andere berliner Notabilitäten, z. B. der Historienmaler Hermann Stilke nebst seiner gleichfalls als Malerin bekannten Gattin, der Dichter Scherenberg, die Kunstschriftsteller Waagen und Herman Grimm, der General Pfuel, der Historiker Raumer u. s. w. vorgeführt. Inwieweit die ihnen in den Mund gelegten Urtheile, welche zum Theil recht charakteristisch sind, auf Wahrheit beruhen oder nur gut erfunden sind, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Adolf Zeising.

Zur römischen Geschichte.

Darstellungen aus der römischen Geschichte. Für die Jugend und für Freunde geschichtlicher Lektüre. Herausgegeben von O. Jäger. Erstes bis siebentes Bändchen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1869—72. 8. 4 Thlr. 27½ Ngr.

Diese Sammlung von Erzählungen hat die altrömische Geschichte zum Gegenstand. Es ist damit eine umfassende Vorführung der römischen Geschichte und römischer Verhältnisse in Einzeldarstellungen beabsichtigt. Untersuchungen sind ausgeschlossen, da ein Lesestoff für die Jugend, den der Herausgeber „zugleich als Vorlesestoff in häuslichen Kreisen bezeichnen möchte", geboten werden soll.

Die älteste Geschichte Roms, „Königszeit und Republik", hat Georg Heß erzählt. Ihm galt es hier, den überlieferten Stoff so zu gestalten, daß der wesentliche Inhalt der Sagen vorgeführt, die jugendliche Phantasie zugleich angeregt und doch nicht zu einem starrgläubigen Festhalten der farbenreichen Sagenbilder verführt werde. Für beides hat der Verfasser ausgiebig gesorgt. Er hat im ersten Theile seiner Erzählungen die Königsgeschichte getreulich, aber ohne unnützen Ballast geschildert, und leitet dann den zweiten Theil mit einer kritischen, jedoch dem Verständniß der Jugend angepaßten Auseinandersetzung ein, worin er die Unzuverlässigkeit der alten Tradition ins rechte Licht setzt. In dem zweiten Theile, welcher die Geschichte der Republik bis zum Jahre 365 v. Chr. umfaßt, macht er durch eingestreute Bemerkungen den Leser auf das Sagenhafte einzelner Berichte aufmerksam. Man kann darüber streiten, ob die altrömischen Sagen nicht ohne diese kritischen Zuthaten der Jugend dürften geboten werden. Wenn man das Eingreifen der Götter, die wunderbaren und wunderlichen Schicksale einzelner Heroen in ihrer ganzen poetischen Wirkung dem jugendlichen Gemüthe vorführt, so ist nicht nur der augenblickliche Genuß, sondern auch der nachhaltige Gewinn für die Ausbildung der Phantasie und des Verstandes vielleicht größer. Denn die Zeit kommt von selbst, in welcher der Verstand an die Durcharbeitung eines solchen Stoffs geht; und es hat der Erzähler nur dafür zu sorgen, daß er nicht durch falsche Begründungen dieser Verstandesthätigkeit übel vorgreift. In letzterer Beziehung hat nun G. Heß durchaus mit gutem Takt gehandelt. Namentlich ist hervorzuheben, daß er seiner Schilderung der urrömischen Zustände stillschweigend die Ergebnisse der neuen historischen Forschungen zu Grunde gelegt hat.

Die beiden Theile füllen das vierte und fünfte Bändchen der Sammlung. Im sechsten Bändchen liefert Gustav Hertzberg eine Darstellung des Kriegs zwischen Rom und König Pyrrhos. Der Verfasser ist als gründlicher Kenner der griechisch-römischen Verhältnisse bekannt und hat es verstanden, sein Thema anziehend zu behandeln.

Der Zeit nach folgen nun die Punischen Kriege, welche Oskar Jäger im ersten, zweiten und dritten Bändchen dargestellt hat. Der erste Theil entwickelt zugleich die frühern Beziehungen zwischen Rom und Karthago und schildert die Verhältnisse Unteritaliens und Siciliens. Ueberall sind Beschreibungen der damaligen Zustände eingeflochten, wo es sich darum handelte, den Gang der Ereignisse zu erklären. Dadurch gewinnt die Darstellung große Anschaulichkeit, wie überhaupt der Verfasser ein ausgezeichnetes Erzählertalent bekundet. Ein glücklicher Griff war es, die römische Politik nach Hannibal's Besiegung bis zum letzten Krieg gegen Karthago in einer Biographie des M. Porcius Cato zur Anschauung zu bringen. Auf diese Weise hat der Verfasser die mannichfachen politischen Händel des römischen Staats im 2. Jahrhundert v. Chr. und die innern Verhältnisse mit ihren auseinanderstrebenden Elementen zu einem übersichtlichen Bilde gruppirt.

Im siebenten Bändchen führt uns G. Hertzberg zum Anfang der Kaisergeschichte, zu den „Feldzügen der Römer in Deutschland unter den Kaisern Augustus und Tiberius". Der vielbehandelte Stoff, die häufigen Darstellungen desselben für die Jugend ließen es zwar dem Berichterstatter auffallend erscheinen, daß die Sammlung sich so früh gerade hierhin wendete, ehe noch so manche dankbare Aufgabe aus der republikanischen Zeit erledigt war. Aber die Art, wie Hertzberg seinen Stoff bemeistert hat, rechtfertigt das frühe Erscheinen dieser Abtheilung. Sie wird dem Unternehmen gewiß Freunde zuführen. Ganz auf dem gegenwärtigen Zustande der römisch-germanischen Forschungen beruhend, bewegt sich die Hertzberg'sche Erzählung ohne gelehrtes Beiwerk leicht auch über schwierige Probleme. Sie ist anschaulich und — wie es eine derartige Erzählung im guten Sinne nur immer sein kann — spannend. Ich wünsche dem Büchlein eine recht große Verbreitung unter der deutschen Jugend.

Wilhelm Brambach.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Johann von Wicliffe und die Vorgeschichte der Reformation" von Gotthard Lechler sagt die „Saturday Review" vom 18. Januar d. J.: „England hat der Weltgeschichte selten seinen eigenthümlichen Genius tiefer aufgeprägt als vermittels John Wicliffe. In Wicliffe hat die Welt den ersten Versuch gesehen, die Kirche wieder auf conservative Grundsätze aufzubauen, und seine via media ist seitdem stets kennzeichnend für die durchschnittliche englische Meinung gewesen. Jedes gute Buch über einen solchen Mann muß daher immer willkommen sein, und Lechler hatte es nicht nöthig, sich für diese letzte Vermehrung der bereits vorhandenen Werke zu entschuldigen. Man muß vielleicht einräumen, daß des Verfassers Beruf zu dieser Arbeit vorzugsweise im Eifer für seinen Gegenstand und im Ernste, mit welchem er sich des bereits vorhandenen Materials bemächtigt hat, bestehe, während er in irgendeiner beträchtlichen Weise die bekannten Quellen nicht vermehrt hat. Wir müssen wenigstens bekennen, daß wir über den vergleichsweise geringen Werth der vierzig Bände ungedruckter Handschriften in Wien und Dresden von Wicliffe und ihn betreffend, die Lechler Gelegenheit gehabt hat zu prüfen,

etwas getäuscht sind. Wenn er sie wirklich aufs beste verwerthet hat, so kann man nur sagen, daß ihre hauptsächlichste Bedeutung, als von Böhmen gefertigte Abschriften, die sei, daß sie die Verwandtschaft der Wicliffe'schen Lehren mit der höchsten slawischen Civilisation beleuchten. Es hätte auch im Titel deutlicher ausgedrückt werden können, welcher große Theil des Werks den Vorläufern und Nachfolgern Wicliffe's in England und anderswo gewidmet ist. Mit diesem Vorbehalte können wir ein Werk von seltener Forschung, Klarheit und Nüchternheit nur loben. Ein sonst löbliches Streben nach äußerster Genauigkeit hat die Diction zuweilen weitschweifiger als nöthig gemacht; im allgemeinen jedoch ist der Stil gefällig und natürlich."

Nach kurzer Inhaltsangabe fährt der Recensent also fort: „Im ganzen können wir sagen, daß, wenn auch das Werk wenig enthält, das entschieden neu wäre, es doch jedenfalls den umfassendsten Ueberblick der Vorgeschichte der Reformation in allen ihren zahlreichen Verzweigungen bietet, der überhaupt vorhanden ist. Des Verfassers Gesichtspunkt ist der eines rechtgläubigen Lutheraners; seine Unparteilichkeit und Mäßigung sind musterhaft, und er erkennt deutlich die hervorragende Thatsache, daß die Keime der großen religiösen Umwälzungen des 16. Jahrhunderts, nicht minder als der großen geistigen und politischen Revolution des 18. Jahrhunderts, zuerst auf englischem Boden hervorsproßten."

Ueber „Die Idee in der Geschichte" von M. Lazarus heißt es ebendaselbst: „Obgleich durch metaphysische Grübeleien verdunkelt, ist Lazarus' Rede doch in der Hauptsache eine würdige, dem Einflusse des einsamen Gedankens Einzelner und der gemeinschaftlichen Begeisterung der Massen auf die Entscheidung des Laufs menschlicher Angelegenheiten gezollte Anerkennung. Wenn wir schließen sollen", fügt dann der Referent ironisch hinzu, „daß sie so gesprochen worden, wie sie gedruckt ist, und vollkommen verstanden, während sie gehalten wurde, so können wir M. Lazarus nur beglückwünschen, daß er zu einer Zuhörerschaft gesprochen hat, welche sich durch unverdrossene Aufmerksamkeit und schnelle Fassungsgabe vor allen andern in der Welt auszeichnet."

Nach einer günstigen Beurtheilung der Schrift von Joseph von Held: „Die Verfassung des Deutschen Reiches vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet", bespricht das Blatt: „Abhandlungen und Versuche" von Leopold von Ranke in folgenden Worten: „Die Leidenschaftslosigkeit und Genauigkeit, welche die hervorragendsten Eigenschaften des Verfassers bilden, zeigen sich vielleicht in kleinern historischen Studien noch vortheilhafter als in Geschichtswerken größern Umfangs. In den letztern haben große Beispiele uns gelehrt, etwas von dem großartigen Stil wie bilderreiche Diction, künstlerischen Bau, feurige Schilderung und Lebhaftigkeit des Gefühls zu erwarten. Die durch die Abwesenheit aller dieser Anziehungsmittel hervorgebrachte Enttäuschung wird sehr gemildert, wenn der Verfasser wie hier, von Anfang sich mehr in der Eigenschaft eines emsigen Erforschers vereinzelter geschichtlicher Probleme, als in der eines Zusammenstellers der allgemeinen Thatsachen der Geschichte zu einem künstlerischen Ganzen zeigt. Dieser sehr ansprechende Band, ein Muster von Gedrungenheit, Klarheit und Unparteilichkeit, beschäftigt sich hauptsächlich mit der Erforschung dunkler oder streitiger Punkte in der Geschichte des Hauses Brandenburg, der (nach Ranke's Dafürhalten nicht zu großen) Glaubwürdigkeit der Memoiren der Markgräfin von Baireuth u. s. w. Der Band enthält auch eine interessante Abhandlung über die demokratischen und tyrannentödtenden Bestrebungen der Jesuiten, welche möglicherweise wieder ins Leben gerufen werden dürften, falls die gegenwärtige Feindseligkeit zwischen der römischen Kirche und der weltlichen Macht fortdauern sollte, und eine andere über den Ursprung der Lehre von der dreifachen Gewalt, der gesetzgebenden, ausführenden und richterlichen, welche bei dem von Milton, Algernon Sydney und Hobbes gewährten Lichte untersucht wird.

Ueber Gustav Freytag's „Ingo und Ingraban" sagt das Blatt: „Der Verfasser von «Soll und Haben» würde in der That seinen Lorbern einen neuen Kranz eingeflochten haben, hätte er in seinem kühnen Versuche einer historischen Dichtung aus ferner Zeit ebenso viel Gewandtheit in der Behandlung wie im Gegenstande entfaltet. Unglücklicherweise jedoch ist er immer noch derselbe realistische und etwas prosaische Freytag; seine Vandalen und Wenden sind dem Wesen nach Personen aus dem 19. Jahrhundert, und die sachliche Genauigkeit, welche in einer Schilderung zeitgenössischer Sitten lobenswerth ist, schadet dem dichterischen Instinct, der allein die Züge eines dahingeschwundenen Zeitalters wiederzugeben vermag. Dennoch sind «Ingo und Ingraban», wenn auch nicht gerade malerisch oder spannend, ein paar sehr achtbare Romane; der Verfasser hat sich offenbar viel Mühe gegeben; wir können nicht umhin, die Fülle seiner Kenntnisse und die Sauberkeit seiner schriftstellerischen Arbeit zu bewundern, und müssen zugeben, daß der Grund, weshalb es ihm nicht gelungen, ein lebendiges Bild vor den Augen seiner Leser zu entrollen, nur in der vergleichsweisen Schwäche seiner dichterischen Begabung zu finden ist, welche ihn unfähig macht, sich selbst ein solches vorzustellen. Literarisches Geschick hat alles geleistet, was in dessen Bereich liegt; allein die von Hirngespinsten erfüllte Nacht der Zeit mit greifbaren Gestalten zu bevölkern, erheischt mehr, als einzelne wirkungsvolle Schilderungen und einen allgemeinen Schein von Wirklichkeit in der Erzählung, welche beide Eigenschaften das Werk allerdings besitzt."

Ueber „Die sieben Todsünden" von Robert Hamerling sagt das Blatt, das Ganze sei zu phantastisch; es mangle der Dichtung aber nicht an lyrischem Gefühl, sei es in der geistreichen Diction oder im Versmaß.

Die „Academy" vom 15. December 1872 bespricht „Johann Georg Hamann's Schriften und Briefe", herausgegeben von Moritz Petri, in eingehender Weise. Der Referent der „Illustrated Review" vom 16. Januar beurtheilt Lechler's oben angeführtes Werk ebenso günstig wie die „Saturday Review"; spricht sich sehr abfällig über Strauß' neuestes Werk aus; gönnt Richard Wagner die namentlich wegen seiner Schrift: „Das Judenthum in der Musik", wohlverdiente Züchtigung, welche Puschmann ihm beigebracht hat, und zollt C. Beyer's neuestem Werke über Friedrich Rückert die gebührende Anerkennung.

Deutsche Literatur.

Eine vollständige Gesammtausgabe von Karl Gutzkow's Werken wird im Verlag von Hermann Costenoble in Jena erscheinen. Karl Gutzkow ist ein so productiver Autor, daß diese Gesammtausgabe jedenfalls die Summe eines reichen Wirkens ziehen wird. Zunächst wird die erste Serie in zwölf Bänden angekündigt; es sind dies die Werke seiner ersten jugendlichen Epoche, die bereits einmal gesammelt erschienen sind. Die bedeutendsten darunter sind jedenfalls der sehr interessante Roman „Maha Guru" und der satirische Roman „Blasedow und seine Söhne"; am meisten besprochen ist „Wally, die Zweiflerin".

— Von dem Werk über die Zweite deutsche Nordpolarfahrt, herausgegeben von dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen, erscheint demnächst bei F. A. Brockhaus in Leipzig die erste Abtheilung, welche die gemeinschaftliche Fahrt der beiden Schiffe Germania und Hansa und dann, nach der Trennung derselben, die Schicksale und Abenteuer der Hansa bis zu ihrer Heimkehr erzählt.

— In zweiter Auflage ist das interessante Werk von Wilhelm August Ambros: „Ueber die Grenzen der Musik und Poesie" (Leipzig, H. Matthes) erschienen, ebenso die Schrift von F. G. Frommann: „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde".

— Auf unserm Büchertisch befinden sich O. Caspari: „Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens"; K. Steinhart: „Platon's Leben", der neunte Band der von Hieronymus Müller übersetzten Werke Platon's; C. Beyer: „Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert, kritische Gänge und Reden"; „Charles Dickens' Leben von John Forch, ins Deutsche übertragen von Friedrich Althaus", erster Band;

„Cykloma“ von W. Constant; H. Scheube: „Aus den Tagen unserer Großväter“, culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder, zweiter Halbband.

Ausländische Literatur.

In England wird demnächst ein merkwürdiges Buch erscheinen: „Another world.“ Der Verfasser will ernstlich, aus eigener Erfahrung, einen thatsächlichen Bericht abstatten über die Gesetze, Sitten und Gebräuche eines Königreichs, welches in einem der Planeten unsers Sonnensystems gelegen ist.

— Das neue staatsrechtliche Werk von Guizot, welches man erwartet, wird in vier Abtheilungen gegliedert sein: „Empire“, „Monarchie héréditaire“, „Monarchie constitutionnelle“, „République“.

— In Turin erscheint ein „Giornale Internazionale“, herausgegeben von A. von Stahly, welches zur einen Hälfte in italienischer, zur andern in deutscher Sprache erscheint. Eine vorausgehende Einleitung des Herausgebers weist auf die Gemeinsamkeit in den Bestrebungen beider Nationen hin.

— Ein Charakterbild der Frau de Sévigné, welche lange Zeit für das Vorbild des feinern Briefstils galt, hat neuerdings die Comtesse de Puliga gegeben in ihrer Schrift: „Madame de Sévigné: her correspondents and contemporaries.“ Aus dieser Schrift ersehen wir, daß der Frau von Sévigné der berühmte Ausspruch zugeschrieben wird: „Kein Mann ist ein Held für seinen Kammerdiener.“ Doch schon Plutarch erzählt in seiner Schrift über „Isis und Osiris“, daß, als Hermodorus in einem Gedicht den Antigonus als einen Sohn der Sonne schilderte, dieser entgegnet habe: „Mein Sklave ist darüber anderer Ansicht.“ Frau von Sévigné hegte übrigens einen türkischen Fatalismus, und als Turenne durch eine Kanonenkugel getroffen worden war, rief sie aus: „Was mich betrifft, die ich in allen Dingen das Wirken der Vorsehung erkenne, so sehe ich diese Kanone schon seit Ewigkeit geladen.“

Theater und Musik.

Das Lustspiel Karl Koberstein's „Um Nancy“ hat am berliner Hoftheater einen sehr getheilten Erfolg davongetragen. Die Kritik der Hauptblätter bezeichnet das Stück als eine „Puppenkomödie“. Karl Frenzel in der „National-Zeitung“ geht sehr streng ins Gericht über das Stück. „Nicht um einer Albernheit willen“, sagt er, „darf die Geschichte gefälscht werden. Figuren, die geraden Wegs aus den «Rottenburgern» und ähnlichen Schöpfungen der heitern Muse stammen, soll man uns nicht als Herzoge und Fürstinnen, als Cardinäle und Gräfinnen verkleiden; Vorfälle und Gardinenpredigten, die weniger zur ebenen Erde als zehn Stufen unter der Erde oder im vierten Stock spielen, nicht in das Schloß zu Luneville verlegen: das ist nur Offenbach erlaubt, und selbst dazu muß man immer noch Offenbach sein.“ Offenbar hat Koberstein diesmal einen zu derben Ton angeschlagen, während die Motivirung der Handlungen oft geradezu unlogisch ist. Es ist überhaupt charakteristisch, daß possenhafte Stücke auf den Hoftheatern jetzt am eifrigsten gegeben werden, wenn sie, als historische Lustspiele, als sociale Schauspiele u. s. f. verkleidet, den Weg auf diese Breter gefunden haben. Mindestens ist dies ein bedenkliches Zeichen von Stillosigkeit im Geschmack der Zeitgenossen. Koberstein's „Um Nancy“ wird übrigens an den meisten andern Bühnen unter dem langathmigen Titel gegeben: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“

— „Treumann von Sachsen“, ein fünfactiges Schauspiel von Willibert von Herrigan, kam am leipziger Stadttheater zur ersten Aufführung. Das Stück behandelt die bekannte Anekdote von Hermann von Siebeneichen, der für seinen Kaiser Friedrich Barbarossa mehrfach eintrat, um ihn zu retten. Das Stück hat äußerliches theatralisches Leben und auch einzelne dramatische Scenen, aber die Conflicte sind nicht genügend ausgetragen und zu verworren durchgeführt, und das Anekdotische der Handlung läßt das weltgeschichtlich Große zu sehr in den Hintergrund treten.

— In dem von Grasberger trefflich redigirten Feuilleton der wiener „Presse“ werden Bedenken aufgestellt über die Redaction, welche das Manuscript von Grillparzer's „Jüdin von Toledo“ durch Laube erfahren hat. Es sollen bei dieser Textredaction fehlende Verbindungen ohne weiteres eingeschoben worden sein, statt die Lücke ehrlich einzugestehen, und da, wo der Text durch Nachbesserungen ins Schwanken gerathen sei und der Autor sich nicht selbst für den endgültigen Ausdruck entschieden habe, derselbe für ihn willkürlich gewählt worden sein.

— Ein älteres Schauspiel von Bauernfeld: „Helene“, ist am wiener Burgtheater neu einstudirt in Scene gegangen; das Stück gefiel wegen seines tüchtigen Kerns, obgleich es in den Nebenzügen etwas veraltet erschien.

— In London ist am Coventgarden-Theater ein Stück: „Babel and Bijou“, zur Aufführung gekommen, welches die ganze Saison beherrscht; es ist ein phantastisches Märchendrama mit Musik und einem Ballet, in welchem alle Nationaltänze in bunter Verwirrung vorgeführt werden. Ein satirisches Feenstück ist die am Haymarket-Theater aufgeführte comedy von W. Gilbert: „The wicked world.“

Bibliographie.

Bratuschek, E., Germanische Göttersage. Berlin, Staude. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Karpeles, G., Unter Palmen. Literaturbilder. Berlin, Staude. 8. 1 Thlr.

Kellner, H., Verfassung, Lehramt und Unfehlbarkeit der Kirche nach den Anschauungen der wirklichen Altkatholiken. Kempten, Kösel. Gr. 8. 12 Ngr.

Lindemann, W., Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 3te vermehrte Aufl. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr.

Paul, H., Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? Vortrag. Halle, Lippert. Gr. 8. 10 Ngr.

Peschel, E. W., „Wer Kinder liebt.“ Poetische Reminiscenzen aus der Kinderwelt. Leipzig, Friese. 8. 10 Ngr.

Petsch, W., Vom Kurhut bis zur Kaiserkrone. Historische Licht- und Schattenbilder. Berlin, Deutsches Verlags-Institut. 8. 20 Ngr.

Pharus am Meere des Lebens. Illustrirt von A. Schmitz. Iserlohn, Baedeker. Hoch 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Poncelet, J. J., Feierklänge. Die christlichen Festtage in Dichtungen dargestellt. Bonn, Habicht. 8. 16 Ngr.

Prutz, H., Geschichte des Kreises Neustadt in Westpreußen. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quednow, Mathilde, Kämpfe und Siege. Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit. 2 Thle. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rauch, P. M., Die Einheit des Menschengeschlechtes. Anthropologische Studien. Augsburg, Butsch Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Reichard, M., Aus den Tagen der Belagerung Straßburgs August und September 1870. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 22½ Ngr.

Reichenau, R., Am eigenen Herde. Aus den neuen vier Wänden. Leipzig, Grunow. 16. 24 Ngr.

Reichenbach, Marie v., Tagebuch. Blätter der Erinnerung und Lebensweisheit. Leipzig, Arnold. 16. 3 Thlr.

Reichner, Klara, Märchen für große Kinder. München, Homolatsch. Gr. 8. 24 Ngr.

Robiano, Gräfin L. v., Lady Jane Gray und ihre Zeit. Historisches Lebensbild. 4 Bde. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 6 Thlr.

Illustrirte Roman-Bibliothek. 1stes Heft: Die Rache der Jesuiten. Original-Roman in 3 Bdn. von L. B. Buchbinder. Pest, Eckstein u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Rühl, G., Die Bardelebens. Dorf- und Weltgeschichtliches aus jüngster Zeit. 1ster Thl. Berlin, Mauh. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ruß, K., Deutsche Heimathsbilder. Schilderungen aus dem heimischen Naturleben. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 2 Thlr.

Sattler, C., Die flandrisch-holländischen Verwicklungen unter Wilhelm von Holland 1248—1256. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Schleiden, M. J., Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung. Ein Versuch. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schiller, H., Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Settenhofer, B., Kann Richard Wagner's Musik Zukunftsmusik werden? Eine musikalische Studie. Wien, Ficht. 8. 5 Ngr.

Söndermann, A., Rinalda die Banditen-Braut. Historischer Roman. 1stes und 2tes Heft. Dresden, A. Wolf. 1872. Gr. 8. à 3 Ngr.

Storck, W., Buch der Lieder aus der Minnezeit. Münster, Russell. 1872. 16. 2 Thlr.

Ströll, M., Die Parteiungen im sozialen Kampf. Eine soziale Studie. München, Grubert. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Swinburne, A. C., Chastelard. Tragödie. Deutsch von O. Horn. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 20. Februar 1873.

David Friedrich Strauß und seine Gegner.

1. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß. Erste bis dritte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß, kritisch gewürdigt von Johannes Huber. Vermehrter Separatabdruck aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Nördlingen, Beck. 1873. 8. 12 Ngr.
3. Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube", von David Friedrich Strauß. Bonn, Strauß. 1873. 8. 10 Ngr.

In rasch aufeinanderfolgenden neuen Auflagen ist die Schrift von David Friedrich Strauß durch die deutschen Lande verbreitet worden, und eine sehr lebhafte Polemik, die zunächst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" von Huber, Ziegler u. a. durchgefochten wurde, während in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" Moritz Carriere die Strauß'sche Schrift bekämpfte, knüpft sich an das Erscheinen derselben. Seitdem hat Johannes Huber seine kritischen Aufsätze selbständig erscheinen lassen (Nr. 2), und Strauß selbst, vielleicht noch etwas zu früh, zur Abwehr eine kleine Streitschrift herausgegeben (Nr. 3).

Es ist klar, daß ein Werk von Strauß immer dazu angethan ist, in der geistigen Arena Staub aufzuwirbeln, aber es ist fraglich, ob man das Recht hat, einer Schrift, die sich als „Bekenntniß" selbst bezeichnet, mit solchem kriegslustigen Eifer entgegenzutreten. Das „Bekenntniß" ist subjectiver Art; es ist der Ausdruck persönlicher Gesinnung, wendet sich an die Gleichgesinnten und spricht in ihrem Namen. Diese „Gleichgesinnten" bilden allerdings, wie Strauß hervorhebt, eine Minderheit, und zwar auch innerhalb jener unzählbaren Menge derer, die von dem alten Glauben, der alten Kirche sich nicht mehr befriedigt finden. Die Mehrheit dieser Unzufriedenen hält es für genügend, die notorisch dürr gewordenen Zweige des alten Baums zu entfernen, in der Hoffnung, ihn dadurch von neuem lebenskräftig und fruchtbar zu machen. Dort will man sich wol einen Papst gefallen lassen, nur keinen unfehlbaren; hier will man an Christus festhalten, nur soll er nicht mehr für den Sohn Gottes ausgegeben werden. Uebrigens aber soll es in beiden Kirchen bleiben, wie es war. Strauß fährt fort:

> Neben dieser Mehrheit indeß gibt es eine nicht zu übersehende Minderheit. Sie hält große Stücke auf den engen Zusammenhang des kirchlichen Systems, überhaupt auf Consequenz. Sie ist der Meinung, wer einmal den Unterschied von Klerus und Laien, das Bedürfniß der Menschheit, in Fragen der Religion und Sitte sich jederzeit bei einer von Gott durch Christus eingesetzten Behörde untrügliche Belehrung holen zu können, zugestehe, der könne auch einem unfehlbaren Papste, als von jenem Bedürfniß gefordert, seine Anerkennung nicht versagen. Und ebenso, wenn man einmal Jesus nicht mehr für den Sohn Gottes, sondern für einen Menschen, wenn auch noch so vortrefflichen, ansehe, so habe man kein Recht mehr, zu ihm zu beten, ihn als Mittelpunkt eines Cultus festzuhalten, jahraus jahrein über ihn, seine Thaten, Schicksale und Aussprüche zu predigen; zumal wenn man unter jenen Thaten und Schicksalen die wichtigsten als fabelhaft, diese Aussprüche und Lehren aber zum guten Theil als unvereinbar mit dem jetzigen Stande unserer Welt- und Lebensansichten erkenne. Sieht aber so diese Minderheit den geschlossenen Kreis des kirchlichen Cultus sich lösen, so bekennt sie, nicht zu wissen, wozu überhaupt ein Cultus vorerst noch dienen soll; wozu ferner ein besonderer Verein wie die Kirche neben dem Staate, der Schule, der Wissenschaft, der Kunst, an denen wir alle theilhaben, noch dienen soll. Diese so denkende Minderheit sind die Wir, in deren Namen ich zu reden unternehme.

Eine neue Kirche gründen will diese Minderheit nicht, auch keinen unkirchlichen Verein, der selbst wieder eine Art von Kirche wäre; ebenso wenig will sie irgendeine Kirche zerstören, da sie weiß, daß für Unzählige eine Kirche noch Bedürfniß ist; aber auch nicht flicken und bessern an den alten Gebilden, nur im stillen dahin wirken, daß aus der unvermeidlichen Auflösung des Alten sich in Zukunft ein Neues von selber bilde. Dazu genügt eine Verständigung ohne Verein, eine Ermunterung

durch das freie Wort. Strauß will die moderne Weltanschauung, im Gegensatz gegen die christlich-kirchliche, entwickeln:

Ich habe noch nie genugsam zu zeigen versucht, ob sie festen Grund, sichere Tragfähigkeit, Einheit und Zusammenhang in sich selbst besitze. Diesen Versuch einmal zu machen, bekenne ich mich nicht nur andern, sondern auch mir selber schuldig. Man denkt sich manches halbträumerisch im Innern zusammen, was, wenn man es einmal in der festen Gestalt von Worten und Sätzen aus sich herausstellen will, nicht zusammengeht. Auch mache ich mich zum voraus keineswegs anheischig, daß mir der Versuch durchaus gelingen, daß nicht einzelne Lücken, einzelne scheinbare Widersprüche übrigbleiben sollen. Eben daran aber, daß ich diese nicht zu verdecken suche, mag der Prüfende die Redlichkeit meiner Absicht erkennen, und durch eigenes Ueberdenken mag er sich selbst ein Urtheil darüber bilden, auf welcher Seite, ob auf der des alten Glaubens oder der neuern Wissenschaft, der in menschlichen Dingen nicht zu vermeidenden Dunkelheiten und Unzulänglichkeiten mehrere sind.

Es handelt sich also um das Bekenntniß einer Minderheit — hat die andersgläubige Mehrheit ein Recht, sich dagegen aufzulehnen und dasselbe zu verurtheilen? Laßt doch jeden nach seiner Façon selig werden! Doch so harmlos sind solche Bekenntnisse nicht — ein ausgesprochenes Bekenntniß wirbt Anhänger. Sagt doch der Philosoph selbst: „Ich wollte und will keine Zufriedenheit, keinen Glauben stören, sondern nur, wo sie bereits erschüttert sind, will ich nach der Richtung hinzeigen, wo unserer Ueberzeugung nach ein fester Boden zu finden ist.“ Da aber die Menge derjenigen, deren Glauben bereits erschüttert ist, sich nicht zählen läßt, so wendet sich das Wort von Strauß nicht blos an die gleichgesinnte Gemeinde, sondern auch an die Halbgläubigen und Schwankenden; es besitzt also die volle Wucht einer apostolischen Mission. Kein Wunder, daß sich besonders gegen ihn nicht die Orthodoxen und Strenggläubigen wenden, sondern die Vorkämpfer jener mittlern Richtung, in deren Reihen er seine Proselyten wirbt, „diejenigen, welche“, wie Huber es ausspricht, „wenn auch die bisherigen Formen des religiösen Bewußtseins veraltet sind, doch dem schaffenden Geist in denselben vertrauen zu dürfen glauben, daß er noch nicht todt und demnach selbst kein Lügengeist sei, sondern nur nach neuer und reinerer Offenbarung ringe.“

Der Kampf gegen Strauß entbrennt daher auf der ganzen Linie des religiösen Centrums; er entbrennt um so heftiger, je mehr die Führer desselben die Bedeutung des Gegners anerkennen. Rühmt ihm doch Huber selbst einen reichen wissenschaftlichen Apparat, Scharfsinn und eine Form nach, „welche in einer edeln Popularität der Würde des Gedankens nichts vergibt und die Klarheit der Darstellung mit ihrer Schönheit vereinigt“.

Manche der Gegner aber erbittert die kühle Ruhe, mit welcher Strauß das religiöse Hauptbuch der Menschheit aufschlägt und aus dem Credit und Debet das Saldo des Glaubens zieht. Während er in seinem „Leben Jesu“ noch als ein Theolog erscheint, der den ganzen Apparat seiner Wissenschaft mit einer gewissen Vornehmheit handhabt und, so wenig Respect er gegen die Ueberlieferungen zeigt, an denen er das Auflösungswerk vollzieht, doch dem Rüstzeug der Theologie, mit dem er es vollzieht, die wissenschaftliche Würde wahrt; während er in seiner „Christlichen Glaubenslehre“, wenn auch mit freierer Wendung, in die Fußstapfen Schleiermacher's, Daub's und Marheineke's tritt und, obgleich aus den Kreisen der Hegel'schen Philosophie herausschreitend, doch seine Stiefeln und Sporen aus ihrer Rüstkammer entlehnt: geht er in seiner neuesten Schrift mit der Präcision des gesunden Menschenverstandes, jenes unglücklichen Proscribirten der Hegel'schen Philosophie, an sein Werk, mit einer Volksthümlichkeit, die das ganze Latein der Philosophie vergessen zu haben scheint, gleich als ob man damit keinen Hund mehr vom Ofen locken könne, und zieht seine Facits in allen vier Species, besonders aber in der Subtraction und Division, mit der sichern Eleganz des Mathematikers, der davon überzeugt ist, daß alle seine Rechnungen stimmen.

Freilich hat Strauß aber den Gegnern eine sehr ausgedehnte Angriffslinie geboten, indem er sich in das Detail der politischen, socialen und ästhetischen Fragen viel tiefer einließ, als für eine Grundlegung des neuen Glaubens im Gegensatz zum alten nöthig war. Ob man für Wahlen mit oder ohne Census stimmt, ob man Mozart oder Beethoven für einen größern Componisten hält, das scheint für die Grundfrage, um die es sich handelt, doch höchst gleichgültig zu sein, spielt aber die Polemik auf ein Gebiet hinüber, wo es den Widersachern leichter wird, einen Sieg zu erringen durch eine Diversion, welche in die Hauptschlacht störend eingreift. Wo es sich um ein Bekenntniß handelt, wird zwar mehr oder weniger das Dogma die Kritik ablösen; das Dogma aber ist immer anfechtbar, und schon deshalb sollte es sich nicht in eine Menge einzelner Satzungen zersplittern, nicht mehr als nöthig ist seine Verwundbarkeit vermehren. Man kann ein Anhänger des von Strauß proclamirten neuen Glaubens sein, ohne in politischer Hinsicht ein conservativer Tory, ohne ein Gegner aller und jeder socialistischen Bestrebung zu sein; ja durch dies politische Glaubensbekenntniß kommt ein Bruch in die Anhängerschaft, um die er wirbt; denn gerade die Anhänger der von Strauß verworfenen politischen und socialen Richtungen werden in Bezug auf religiöse Fragen sein Bekenntniß unterschreiben, während die Genossen seines politischen Glaubens sich in der großen Mehrheit von seinen irreligiösen Grundsätzen verdammend abwenden. Wenn es sich nur um ein persönliches Glaubensbekenntniß handelte, wäre dies gleichgültig; der Autor würde ausrufen: „Nehmt mich wie ich bin; wer nicht für mich ist, der ist wider mich!“ Doch Strauß spricht im Namen einer respectabeln Minderheit, die ihm aber unter den Händen zerrinnen könnte, wenn er von ihr die Zustimmung zu seinem ganzen Glaubensbekenntniß verlangte! Nicht nur die schwankende Mehrheit, sondern auch die unerschütterlichen Vorkämpfer des alten Glaubens werden dagegen vielfach mit den Ansichten von Strauß in Bezug auf politische und gesellschaftliche Fragen einverstanden sein.

Strauß ist indeß nicht von Haus aus ein politischer Tory; aber er ist ein Vorkämpfer der Aristokratie des Geistes, daher seine Abneigung gegen die Herrschaft der Massen, deren „Atomistik“ schon Hegel verwarf. So wenig Hegelthum sonst in der neuesten Schrift von Strauß

sichtbar ist — hier ist es unverkennbar! Es ist gleichsam der tertiäre Hegel; wenn man ihn aus den Geweben herauscurirt hat, fährt er in die Knochen. Auch Feuerbach war ein politisch Conservativer, nur hatte er in letzter Zeit lebhafte Sympathien für den Socialismus, der sich auch an seiner Leichenfeier betheiligte. Diese Einwendungen beziehen sich auf den zweiten Haupttheil des Werks, der die neue Weltanschauung darzustellen sucht, indem er Antwort gibt auf zwei Fragen: „Wie begreifen wir die Welt?" und „Wie ordnen wir unser Leben?" Er behandelt also die Metaphysik und Ethik der modernen Weltanschauung, während der erste Haupttheil die Stellung zum alten Glauben in zwei Abschnitten: „Sind wir noch Christen?" und „Haben wir noch Religion?" erörtert, also im wesentlichen kritischer Art ist.

Strauß ist ein ebenso scharfsinniger wie kaltblütiger Kritiker; er hat auch, wo er mit seinem Wissen am zerstörendsten wüthet, die wissenschaftliche Vornehmheit und Würde des Physiologen, der ja auch seine Hunde und Kaninchen nicht aus Mordlust abschlachtet, sondern um der Resultate willen, welche das Experiment für die Wissenschaft ergibt. Die Kritik des apostolischen Symbolums und der mosaischen Schöpfungsgeschichte geht durchaus radical zu Werke. Die Schöpfungsgeschichte wird von naturwissenschaftlichem Standpunkte aus kritisirt; der Teufelsglaube, bei aller Anerkennung seiner Wichtigkeit, als eine der häßlichsten Seiten des alten Christenglaubens hingestellt. Strauß hebt hervor, daß Luther in diesem Teufelsglauben lebte und webte. So unleugbar dies für einen niedrigen Stand seiner Naturkenntnisse wie seiner Bildung zeuge, so könne doch in einem großen Menschen gelegentlich auch der Wahn sich großartig gestalten. Die Erbsünde nennt Strauß eine Vorstellung, die gleicherweise Vernunft wie Rechtsgefühl empöre; die Vorstellung eines „Erlösungstodes" enthält nach Strauß ein wahres Nest der rohesten Vorstellungen; die Lehre von der Auferstehung des Fleisches gibt ihm Veranlassung zu einem Ausfall auf den Unsterblichkeitsglauben der neuen „Spiritualisten, die ihre liebe Seele zwar in alle Ewigkeit conserviren zu können hoffen, mit dem Leibe aber, wenigstens diesem verstorbenen, nichts weiter anzufangen wissen".

Diese ganze Kritik des alten Christenglaubens ist durchweg vernichtend; von jedem Glaubensartikel behält der Kritiker nur den Skalp in seinen Händen; dennoch kann auch eine freie Weltanschauung nicht umhin, über einzelne ein abweichendes Urtheil zu fällen. Sollte der „Erlösungstod" nur ein Nest der rohesten Vorstellungen enthalten? Galt nicht der Opfertod für einen Gedanken, eine Idee, für den Fortschritt der Menschheit zu allen Zeiten für etwas Schönes und Erhabenes, und liegt dem Erlösungstod Christi, wenn man ihn von seiner streng dogmatischen Schale entkleidet, nicht der gleiche ethische Kern zu Grunde? Der Kritiker hat früher das Bleibende und Vergängliche im Christenthum gesondert; gibt es für ihn jetzt nichts Bleibendes mehr, sondern nur Vergängliches?

Die Antwort darauf gibt die Kritik, welcher Strauß den Rationalismus, „den Compromiß zwischen dem alten Kirchenglauben und dem schlechthin negativen Ergebniß seiner Prüfung durch die neue Aufklärung", und die Studien der Vermittelungstheologie unterwirft. Strauß gibt hier ein neues, ein drittes „Leben Jesu" in nuce; und in diesem dritten hat sich das mythische Gewölk um das Haupt unsers Religionsstifters für den Kritiker immer mehr verdickt. Während er noch in seinem volksthümlichen „Leben Jesu" den Versuch machte, aus den Bestandtheilen, die in der kritischen Retorte übriggeblieben waren, ein Lebensbild Jesu zu gestalten, sagt er jetzt geradezu, daß wir dazu viel zu wenig Zuverlässiges von Jesu wissen:

Die Evangelisten haben sein Lebensbild so dick mit übernatürlichen Farben überstrichen, durch sich kreuzende Tendenzlichter so verwirrt, daß die natürlichen Farben, die ursprüngliche Beleuchtung nicht mehr herzustellen sind. Wandelt man nicht ungestraft unter Palmen, so noch weniger unter Göttern. Wer einmal vergöttert worden ist, der hat seine Menschheit unwiederbringlich eingebüßt. Es ist ein eitler Wahn, daß aus Lebensnachrichten, die, wie unsere Evangelien, auf ein übermenschliches Wesen angelegt und noch außerdem durch streitende Parteivorstellungen und Interessen in allen Zügen verzerrt sind, sich durch irgend welche Operationen ein natürliches in sich zusammenstimmendes Menschen- und Lebensbild herstellen lasse.

Nicht blos **wie** Jesus geworden, bleibt nach Strauß für uns in unerhellbares Dunkel gehüllt; auch **was** er geworden und schließlich gewesen, tritt keineswegs bestimmt zu Tage. So eignet sich Jesus nach der Ansicht von Strauß nicht einmal zum sittlichen Vorbild:

An wen ich glauben soll, an wen ich mich auch nur als ein sittliches Vorbild anschließen soll, von dem muß ich vor allem eine bestimmte, sichere Vorstellung haben. Ein Wesen, das ich nur in schwankenden Umrissen sehe, das mir in wesentlichen Beziehungen unklar bleibt, kann mich zwar als Aufgabe für die wissenschaftliche Forschung interessiren, aber praktisch im Leben mir nicht weiterhelfen. Ein Wesen mit bestimmten Zügen, woran man sich halten kann, ist aber nur der Christus des Glaubens, der Legende, natürlich eben nur für den Gläubigen, der alle Unmöglichkeiten, alle Widersprüche, die in diesem Bilde liegen, in den Kauf nimmt; der Jesus der Geschichte, der Wissenschaft ist lediglich ein Problem; ein Problem aber kann nicht Gegenstand des Glaubens, nicht Vorbild des Lebens sein.

Er eignet sich dazu um so weniger, als er nach Strauß ein Schwärmer, ein edler und geistvoller Schwärmer war, während man Schwärmer nicht zu Lebensführern wählen wolle. Die Grundsätze der Nächstenliebe, der Erbarmung, der Feindes- und Bruderliebe hat er freilich verkündigt; aber sie sind ihm weder ausschließlich eigen, noch fallen sie mit ihm dahin. Strauß zeigt demnach, wie ein auf dem Boden der heutigen Wissenschaft stehender Geistlicher sich drehen und wenden muß, wenn er den christlichen Festcyklus einer protestantischen Kirche mitmacht, wie er weder aufrichtig noch natürlich erbauen kann; er spricht von den Sakramenten, die auf uns nicht mehr Eindruck machen können, von dem Crucifix in den Kirchen, dem Sinnbild der Weltflucht und Passivität — und zieht aus diesem allen den Schluß: wir sind keine Christen mehr.

Huber in seiner Gegenschrift sucht besonders den Widerspruch zwischen dieser neuesten Anschauung von Strauß und den frühern nachzuweisen:

Der kühne Kritiker erweist sich in seinem „Bekenntniß" als vollständig abgefallen von seinen frühern philosophischen Anschauungen, von seiner eigenen mit so viel Geist und Wissen-

schaft ausgeführten Auffassung der Person Christi; er ist daran, von der Höhe der Geschichts- und Religionsphilosophie des 19. Jahrhunderts herabzusteigen und zu Voltaire und dem lange verlassenen, von ihm selbst einst als antiquirt erachteten Standpunkt des wolfenbütteler Fragmentisten zurückzukehren. Auf diesem Wege wollen und können wir ihm nicht folgen.

Der Haupteinwand, den Huber gegen die neueste Christologie von Strauß vorbringt, ist indeß geschichtsphilosophischer Art. Wenn nach Strauß die geschichtliche Existenz des Christenthums auf dem Humbug der Auferstehung beruht — wie kann aus solchen Anfängen und Gründen die weltgeschichtliche Thatsache des Christenthums begreiflich werden? War zum Spott der Geschichte die durch das Christenthum gewonnene moralische und intellectuelle Befriedigung nur eine kindische Selbsttäuschung der Menschheit? Strauß indeß wird mit Hegel entgegnen, daß das Zurückgehen auf die erste Erscheinung, auf die Grundlage des Christenthums ohne Werth ist. In seiner „Geschichte der Philosophie" erklärt es Hegel geradezu für das Verderben der Kirche und des Glaubens, daß auch Glauben gefordert wird für denjenigen Theil des Credo, der sich auf äußerliche Vorstellungen, auf den „ganzen Umfang des Geschichtlichen" im Alten und Neuen Testament bezieht. Hegel erklärt sich ausdrücklich dagegen, den weitläufig verstrickten Lehrbegriff des Christenthums wie einen Strickstrumpf aufzudröseln, indem man dasselbe auf den planen Faden des Wortes Gottes zurückführen will, wie es in den Schriften des Neuen Testaments enthalten ist. Die Bedeutung des Christenthums liegt ihm nicht in seinen Anfängen, sondern in seiner Entwickelung. Ihm würde das Betonen der Anfänge, wie es Huber und andere Philosophen jetzt belieben, als unphilosophisch erschienen sein.

Der zweite Theil der Bekenntnißschrift von Strauß wirft die Frage auf: „Haben wir noch Religion?" Diese beantwortet der Philosoph nicht unbedingt verneinend; er meint nur, daß das, was wir von Religion noch in Anspruch nehmen, auf einem Boden steht, der von den herkömmlichen religiösen Vorstellungen wesentlich verschieden ist. Er gibt eine kurze Religionsphilosophie, Betrachtungen über Polytheismus und Monotheismus, eine Kritik der Beweise für das Dasein Gottes, für welche Kant und Hegel allerdings wesentlich vorgearbeitet haben, eine Darstellung der Gottestheorie der verschiedenen großen deutschen Philosophen, eine scharfe Kritik des Unsterblichkeitsglaubens, und stellt zuletzt als das Residuum dieses Auflösungsprocesses, der freilich durch die Gedankenarbeit unserer neuen philosophischen Systeme vollzogen worden ist, den unverwüstlichen Grundbestandtheil aller Religion hin, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von dem Universum, indem uns das gesetzmäßige lebens- und vernunftvolle All die höchste Idee ist.

Diese Untersuchungen sind mit großer Klarheit und Schärfe geführt und mit einer Prägnanz der Darstellung, welche geradezu für musterhaft gelten kann. Dabei finden sich im einzelnen manche interessante Gesichtspunkte hervorgehoben, so z. B. über das Verhältniß des Polytheismus zum Monotheismus:

> Es ist nur ein altes judenchristliches Vorurtheil, den Monotheismus an sich schon dem Polytheismus gegenüber als die höhere Religionsform zu betrachten. Es gibt einen Monotheismus, der über dem Polytheismus steht; aber auch einen, bei dem das Gegentheil der Fall ist. Wer den Griechen der Jahrhunderte von Homer bis Aeschylus hätte ansinnen wollen, ihren olympischen Götterkreis mit dem einen Gotte des Sinai zu vertauschen, der hätte ihnen zugemuthet, ihr volles, reiches, nach allen Seiten hin Zweige und Blüten schönster Menschlichkeit treibendes Leben gegen die Armuth und Einseitigkeit des jüdischen Wesens aufzugeben. Noch in Schiller's „Göttern Griechenlands" tönt die Klage über die Verarmung des Lebens durch den Sieg des Monotheismus wieder; und doch ist der eine Gott, mit dem er es zu thun hatte, bei weitem nicht mehr der alte Judengott.

Der Einfluß der fortschreitenden Naturwissenschaften, namentlich der Astronomie, auf die Gestaltung des Gottesbegriffs, ein Einfluß, der wol einmal verdient, in einem eingehenden Werke dargelegt und bis in die neuesten Zeiten verfolgt zu werden, wird von Strauß an geeigneter Stelle hervorgehoben:

> Man findet bisweilen Kopernicus als denjenigen hingestellt, der durch sein neues Weltsystem dem alten Juden- und Christengotte gleichsam den Stuhl unter dem Leibe weggezogen habe. Das ist ein Irrthum, nicht blos in persönlicher Beziehung, sofern Kopernicus, wie Kepler und Newton, nicht aufhörte ein gläubiger Christ zu sein; sondern auch in Bezug auf seine Theorie. Diese verhielt sich nur für den Kreis unsers Sonnensystems reformatorisch; jenseit desselben ließ sie die Fixsternsphäre, das erweiterte biblische Firmament, bestehen, eine feste krystallene Kugelschale, die wie eine Nußschale unsere Sonnen- und Planetenwelt umschloß, sodaß jenseits ihrer Raum genug für einen wohleingerichteten Himmel mit Gottesthron u. s. w. blieb. Erst wie in der Folge durch fortgesetzte Beobachtung und Rechnung die Fixsterne als ähnliche Körper wie unsere Sonne, muthmaßlich mit ähnlichen Planetensystemen um sich her, erkannt waren, als die Welt sich in eine Unendlichkeit von Weltkörpern, der Himmel in einen optischen Schein auflöste: da erst trat an den alten persönlichen Gott gleichsam die Wohnungsnoth heran.

Ein anderes Attribut des persönlichen Gottes ist mit dem „erhörlichen Gebet" nach Strauß fortgefallen; er citirt dabei zunächst Feuerbach's Aussprüche und dann diejenigen Kant's über das Gebet, welchem schon die bloße Stellung, die sich der Betende gibt, zum Anstoß gereichte. Daß in dem ersten Hauptsystem Fichte's und auch in Hegel's System der Glaube an den persönlichen Gott keine Stelle fand, wird von Strauß betont. Fichte sagt: Indem ihr Gott Persönlichkeit und Bewußtsein beilegt, macht ihr dieses Wesen zu einem endlichen, zu einem Wesen euresgleichen, ihr habt nicht, wie ihr wollt, Gott gedacht, sondern euch selbst im Denken vervielfältigt:

> Hegel endlich mit seinem Satze, alles komme darauf an, daß die Substanz als Subject oder als Geist begriffen werde, hat seinen Auslegern ein Räthsel, seinen Anhängern eine Ausflucht hinterlassen. Die einen sahen darin geradezu das Bekenntniß eines persönlichen Gottes; während andere aus deutlichern Aussprüchen des Philosophen wie aus dem ganzen Geiste seines Systems nachwiesen, daß damit nur Werden und Entwickelung als wesentliches Moment im Absoluten gesetzt, weiterhin das Denken, das Gottesbewußtsein im Menschen, als die ideale Existenz Gottes der Natur als der realen gegenübergestellt werden sollte.

Huber stimmt dieser Auslegung des Hegel'schen Gottesbegriffs bei, gegen welche sehr viele Hegelianer noch immer protestiren, indem er es eine Selbstüberhebung der Philosophie nennt, die Verwirklichung des Selbstbewußtseins Gottes im Wissen der Menschengeister zu behaupten. Auf das Subjective des Gottesglaubens kommt aber schließlich

alle Philosophie zurück, und jener von Huber als wahr und schön citirte Ausspruch Trendelenburg's sagt doch nur in mehr mystisch klingender Weise dasselbe, was Feuerbach in seinem „Wesen des Christenthums" und der „Religion" ausspricht:

Wenn sich das Auge an der Harmonie der Farben entzückt, so leugnet es die Sonne nicht; vielmehr weiß es gleichsam, daß die Farben aus dem Lichte geboren sind. Wenn sich der Gedanke an den Dingen übt, leugnet er Gott nicht, sondern er sieht ihn in der Vernunft der Welt und weiß, daß sie aus Gott stammt. Aber von dem Anblick der Sonne selbst wird das Auge geblendet und sieht dann nur eigene Phantasmen, und von der Anschauung Gottes wird der endliche Gedanke verschlungen und erzeugt doch nur ein Spiegelbild des Endlichen.

Am meisten schließt sich Strauß an Schleiermacher an, der schon in seinen „Reden über die Religion" wenig Gewicht darauf legte, ob man das Wesen, von dem wir uns schlechthin abhängig fühlen, als ein persönliches oder unpersönliches auffasse, sich aber in seiner nachgelassenen „Dialektik" mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit über diesen Punkt erklärte:

Die beiden Ideen: Gott und Welt, sind einerseits nicht identisch. Denn wenn wir Gott denken, so setzen wir eine Einheit ohne Vielheit, denken wir aber die Welt, eine Vielheit ohne Einheit; oder die Welt ist die Totalität aller Gegensätze, die Gottheit die Negation aller Gegensätze. Andererseits jedoch ist auch keine dieser beiden Ideen ohne die andere zu denken. Sobald man insbesondere Gott vor der Welt oder ohne die Welt denken will, wird man sofort inne, daß man nur noch ein leeres Phantasiebild vor sich hat. Wir sind nicht befugt, ein anderes Verhältniß zwischen Gott und Welt zu setzen als das des Zusammenseins beider. Sie sind nicht dasselbe, aber es sind doch „nur zwei Werthe für die gleiche Sache". Dabei sind übrigens beide Ideen nur unausgefüllte Gedanken, bloße Schemata, und wenn wir sie ausfüllen und beleben wollen, ziehen wir sie nothwendig in das Gebiet des Endlichen herab; wie wenn wir Gott als bewußtes absolutes Ich uns vorstellen.

In diesen Sätzen erblickt Strauß das Gesammtergebniß der neuen Philosophie in Bezug auf den Gottesbegriff.

Die Widerlegung der üblichen Unsterblichkeitsbeweise fällt dem Philosophen nicht schwer; wir vermissen indeß hier wie überall die Rücksichtnahme auf einen der wichtigsten, den die positiven Philosophen, wie der jüngere Fichte, herangezogen haben. Die Erscheinungen der sogenannten höhern Empirie, des Somnambulismus, mögen immerhin als krankhaft erscheinen; aber die Thatsache, daß in gewissen Zuständen die Seele — oder, wenn man Körper und Seele nicht scheiden will, das gesteigerte menschliche Gesammtwesen — eine weiterreichende und von den Sinnen unabhängige Wirksamkeit ausübt, darf durch dieselben doch als bewiesen betrachtet werden. Die Unsterblichkeitstheorie, die an diese Erscheinungen anknüpft, bedarf mindestens der Widerlegung.

Gegen die Seelencolonien auf andern Gestirnen hat sich Strauß schon in seiner „Glaubenslehre" erklärt, aus der uns überhaupt der Denker in diesem Abschnitt einen Extract gibt. Wenn er sagt, daß die Seelen, da sie immateriell sind und keinen Raum einnehmen, ebenso gut auf dieser Erde bleiben könnten, so mag er sich mit Fechner auseinandersetzen, der in seiner „Zendavesta" in der That diese Meinung vertritt und den Luftraum mit Geistern erfüllt.

Ob seine Weltanschauung noch eine religiöse ist, darauf macht Strauß die Probe. „Wenn wir zu erfahren wünschen, ob in einem Organismus, der uns erstorben scheint, noch Leben sei, pflegen wir es durch einen starken, wol auch schmerzlichen Reiz, etwa einen Stich, zu versuchen." Diesen „Stich" bringt der Weltanschauung von Strauß der Schopenhauer'sche Pessimismus bei, und in der That reagirt dieser Stich heftig genug. „Jede wahre Philosophie", sagt Strauß, „ist nothwendig optimistisch, weil sie sonst den Baumast absägt, auf dem sie sitzt":

Wir wollten erproben, ob unser Standpunkt, dem das gesetzmäßige, lebens- und vernunftvolle All die höchste Idee ist, noch ein religiöser zu nennen sei, und schlugen darum Schopenhauer auf, der dieser unserer Idee bei jeder Gelegenheit ins Gesicht schlägt. Dergleichen Ausfälle wirken auf unsern Verstand, wie gesagt, als Absurditäten, auf unser Gefühl aber als Blasphemien. Es erscheint uns vermessen und ruchlos von seiten eines einzelnen Menschenwesens, sich so keck dem All, aus dem es stammt, von dem es auch das bischen Vernunft hat, das es misbraucht, gegenüberzustellen. Wir sehen eine Verleugnung des Abhängigkeitsgefühls darin, das wir jedem Menschen zumuthen. Wir fordern für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All reagirt, wenn es verletzt wird, geradezu religiös.

Leugnet denn aber Schopenhauer das Abhängigkeitsgefühl? Im Gegentheil, er hebt ja diese Abhängigkeit des Menschen von den blinden Willensgewalten des Universums bei jeder Gelegenheit hervor, nur findet er nichts Tröstreiches und Beruhigendes in solcher Abhängigkeit. Strauß hätte bei dieser Gelegenheit wohl hervorheben sollen, wie sich seine Auffassung zu den Grausamkeiten stellt, welche die Gesetzmäßigkeit des Alls gegen das Leben der einzelnen ausübt. Die verheerenden Erdbeben und Wasserfluten, welche viele Tausende verschlingen, sind gewiß eine Folge nothwendiger, wenn auch noch nicht ganz erkannter Gesetze des Alls. Die Vernunft erkennt ihre Nothwendigkeit oder sucht sie zu erforschen; aber verehrenswerth kann ein solches blindes Walten der Naturkräfte nicht sein, welches für das Menschengeschick als ein Zufall erscheint, der sich um Gute und Schlechte, um Höhe der Cultur, um die Thaten der Kunst und Wissenschaft nicht kümmert, wol aber alles gleichmäßig in den fühllosen Abgrund hinunterschlingt. Wenn aber der Denker von Frankfurt von Strauß als irreligiös bezeichnet wird, so kann auch Schopenhauer sagen: Ich habe meine Religion so gut wie ihr Allgläubigen; auch sie geht aus dem Gefühl der Abhängigkeit vom Universum hervor; denn weil alle erschaffenen Wesen gleichmäßig dieser trostlosen Abhängigkeit verfallen sind, so lehre ich wie Buddha Mitleid mit allem Erschaffenen als das Grunddogma meiner Religion — und das hat zugleich eine tiefere ethische Bedeutung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Reiseschriften.

1. Bhamo-Expedition. Bericht über die Möglichkeit einer Wiedereröffnung der Handelsstraße zwischen Birma und Westchina, erstattet von Kapitän A. Bowers. Ins Deutsche übertragen von Merzdorf. Berlin, C. Heymann. 1871. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Engländer haben sich bekanntlich nach erfolgter Eroberung die kleinere südliche Hälfte des Reiches Birma, nämlich die Provinz Pegu, angeeignet. Sie wird von der mächtigen Irawaddi durchströmt. Auf diesem Flusse können Dampfer bequem hinaufgehen bis zur Stadt Bhamo (4—5000 Einwohner), die zwar noch zu Birma gehörig, aber hart an der Grenze dieses Reichs liegt. Bei Bhamo mündet ein kleiner Nebenfluß der Irawaddi, Namens Taping, an dem man erst östlich, dann nordöstlich aufwärts gelangt, nach einer zweiten größern Stadt Momein. Diese gehört bereits zu dem Reiche Tali mit der Hauptstadt Talifu in der ehemaligen Provinz Yünnan des chinesischen Reichs gelegen, jetzt aber von ihm losgerissen infolge einer Empörung der Einwohner, die sich zum Islam bekennen. Der Name dieser chinesischen Mohammedaner lautet Panthay. Ihr Charakter wird von allen europäischen Reisenden gelobt, und unsere obenangeführte Quelle bestätigt das allgemeine Urtheil in folgenden Sätzen:

Der erste Eindruck, den die Panthays machten, war günstig und ist bis zuletzt so geblieben. Ihre Sauberkeit, freie offene Manier, ihre großen athletischen Gestalten bildeten einen starken Gegensatz gegen die schmuzigen, halb bekleideten Kakhen, mit welchen wir eine Anzahl Monate verkehrt hatten. Aeußerst begierig, uns vorwärts zu bringen, machten sie sich daran, die Maulthiere zu ordnen, spornten die chinesischen Shanbehörden an, vor welchen sie überhaupt wenig Respect fühlten und denen sie sehen und fühlen ließen, daß sie ihre Herren wären.

Dies ehemalige Yünnan ist sehr ungünstig für Handelsverkehr gelegen, es besitzt namentlich keine vortheilhaften Verkehrsmittel gegen Osten oder nach dem südchinesischen Meere. Seine Erzeugnisse müssen daher den Weg nach der Irawaddi und nach Bhamo einschlagen. Auch war ehemals diese Straße mächtig belebt, wie es nachfolgende Thatsachen beglaubigen:

Es ist noch nicht so viel Zeit verstrichen, daß sich das Volk nicht der kaufmännischen Blüte erinnern sollte, und man erzählte uns, daß Tausende von Maulthieren durch die Städte gezogen seien, und so oft, daß die Lagerfeuer gleich für die nächste Karavane gelassen wurden. Wir halten das nicht für übertrieben, wenn wir an die Mühen und Arbeiten denken, welche die Straßen und Brücken verursacht haben, an die mühevollen und ausgedehnten Steinarbeiten und die altersgrauen Pflasterungen, welche sich meilenweit zwischen den Städten und Dörfern befinden und alle Zeugniß davon ablegen, daß früher ein ausgedehnter und gewinnreicher Verkehr hier geherrscht haben muß.

Durch die Empörung der Panthay war aber nicht nur der Wohlstand Yünnans tief zerrüttet worden, sondern es hatten sich auch zahllose Räuberbanden gebildet, welche die Karavanen plünderten, sodaß zuletzt die Bhamostraße ganz verödete. Die Engländer, wohl unterrichtet von allen diesen Umständen und Begebenheiten, schickten nun im Jahre 1868 Kapitän Sladen mit Geschenken an den Sultan der Panthay über Bhamo bis Momein. Den Weg, den er einschlug, hat Petermann auf Taf. 10 der „Geographischen Mittheilungen" für 1869 dargestellt, und das obenangeführte Werk enthält den Bericht der Erlebnisse und Beobachtungen auf der damaligen Reise. Die einzigen Schwierigkeiten bestehen in den Räuberbanden, die auch wirklich einmal die Vorhut der Panthay-Geleitsmannschaft unserer Engländer angriffen. Die Sendung erzielte übrigens einen völligen Erfolg, denn die Panthay-Regierung ergriff mit Eifer die Hand, welche ihr die Europäer boten, und die Intriguen des birmanischen Hofs zur Trübung der guten Aussichten sind gescheitert an dem Ernst der britischen Machthaber. Als sehr werthvoll empfehlen wir in obigem Buche die Schilderung der halbcultivirten Kakhen und der betriebsamen Shan, beides malaio-chinesische Menschenstämme, welche die fragliche Zwischenstrecke bewohnen und über die wir bisher nur spärliche Kunde besaßen.

2. Die Erforschung des Südpolargebietes. Von G. Neumayer. Nebst einer Karte. Berlin, D. Reimer. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift, vormals Astronom an der Sternwarte in Melbourne, zuletzt Hydrograph des Deutschen Reichs, will zur Erforschung der Südpolargebiete anregen und hat insofern Aussicht Gehör zu finden, als der nahe bevorstehende Venusdurchgang eine Beobachtung unter hohen südlichen Breiten sehr dringend fordert. Neumayer's Gedanke ist es, daß man bisher nur an zwei Stellen mit Erfolg gegen den Südpol vorgedrungen sei, nämlich im Süden von Cap Horn und im Süden von Australien oder genauer von Neuseeland. Es ist kein Zufall, daß es dort Weddell und dem jüngern Roß (Sir James) gelang, den 70. Breitegrad zu überschreiten und dem 80. Breitegrad sehr nahe zu kommen. Von den Ostküsten Südamerikas und Australiens gehen nämlich warme äquatoriale Meeresströmungen nach den südlichen Polargebieten. Es gibt jedoch noch einen dritten warmen Strom, den Mozambiquestrom, der an der Ostküste Afrikas entlang läuft und dann an Kerguelenland vorüber gegen den Südpol vordringt. Neumayer zeigt nun durch eine vorausgehende Geschichte der antarktischen Entdeckungen, daß keiner der frühern Seefahrer gerade an dieser dritten Stelle dem Südpol auf den Leib gerückt ist, und er dringt daher darauf, daß man zwischen 70° und 80° östlicher Länge (Greenwich) eine hohe australische Breite zu gewinnen suche. Hoffen wir, daß, wenn Schiffe zur Auswahl einer Beobachtungsstation für den Venusdurchgang nach Süden gesendet werden, dieser Wink nicht unbeachtet bleibe und in der bezeichneten Richtung ein Vorstoß ausgeführt werde.

Michel Angelo als Dichter.

Le Rime di *Michelangelo Buonarotti.* Nachdichtungen von Hans Grasberger. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. Gr. 16. 25 Ngr.

Zu allen Zeiten haben die Kunstwerke des großen Florentiners einen wesentlichen Theil der Bewunderung, welche sie erregten, dem Interesse entliehen, welches Mit- und Nachwelt dem Leben des Künstlers selbst entgegenbrachten. Das Gigantische, Herbe, Finstere vieler seiner Arbeiten führte von dem reinen Genuß an seinen Werken immer von neuem auf ihn und seine Schicksale zurück. Im Gegensatz zu dem glücklichen Meister aus Urbino, dem alles scheinbar spielend gelang und dessen Schöpfungen in ihrer harmonischen Vollendung kaum noch für anderes als für sie selbst Theilnahme übriglassen, haben Michel Angelo's Kunstgebilde fast ausnahmslos wieder und wieder die Frage angeregt, unter welchen eigenartigen Bedingungen seine Gestaltungen gerade diese oder jene Form annahmen, seine Farbengebung gerade in diese oder jene Stimmung getaucht erscheint. Unter solchen Umständen ist es nur natürlich, daß seine Gedichte bis auf den heutigen Tag, als ein wesentlicher Beitrag zu seiner Charakterkenntniß, mit warmem Antheil gelesen und ausgedeutet worden sind.

Der Uebersetzer nimmt in seiner Vorrede auf die in den Jahren 1842 und 1868 erschienenen Verdeutschungen von G. Regis und von G. Harrys Bezug. Ueber die Vorzüge oder Mängel dieses letztern seiner Vorgänger kann hier kein Urtheil abgegeben werden, da die betreffende Arbeit nicht vorliegt, doch mag hervorgehoben werden, daß die gegenwärtige Uebersetzung 40 Gedichte und Bruchstücke enthält, welche bisher noch nicht verdeutscht wurden. Ueber die poetischen Productionen Michel Angelo's sagt Hans Grasberger:

Michel Angelo trieb die Poesie zu seinem Vergnügen und schalt sich wol gar einen Unwissenden in diesem Kunstzweige. Gleichwol ist es bekannt, daß er als Jüngling den Poliziano hörte und den Unterredungen, welche den Namen der Accademia platonica bekommen haben, beiwohnte, sowie auch, daß er um sein dreißigstes Jahr einige Zeit fast ausschließlich den Dichtern und Rednern widmete. Selbst dichtete der außerordentliche Mann zumeist in einem Alter, in welchem der Liederborn sonst schon versiegt zu sein pflegt; er schrieb den größten Theil seiner uns bekannten Gedichte nach seinem sechzigsten Lebensjahre. Und zwar schrieb er sie für Freunde und Landsleute, die ihn bewunderten und verehrten, die dem schwer zugänglichen Alten den Bart zu streicheln wußten, die dem Selbstlosen kleine Ueberraschungen bereiteten, ihm Reisebequemlichkeiten aufnöthigten und in seinen bescheidenen Haushalt lucullische Leckerbissen schmuggelten. Wir lernen dies gemüthliche Verhältniß aus einigen Gedichten und aus vielen naiv-launigen Randbemerkungen der Manuscripte kennen. Nach zwei Seiten hin wahrte Michel Angelo seine Selbständigkeit: gegen demüthigendes Uebermaß von Gaben und gegen verletzende Ueberhebung der Spender. Nichtsdestoweniger ließ er sich fort und fort neue „polizzini" abschmeicheln, und wer eins dieser Blättchen zu erhaschen wußte, war beglückt. So vor vielen andern Sebastiano del Piombo, Luigi del Riccio, Donato Giannotti und Tommaso de' Cavalieri. Dieser Kreis von Verehrern ließ viele von Michel Angelo's Versen auch in Musik setzen und erfreute damit die Zusammenkünfte der Literaten und Verbannten. Letztere verehrten im großen Meister einen ehrwürdigen Zeugen der untergegangenen Freiheit, einen der letzten Vertheidiger derselben und einen weisen Rathgeber in politischen Dingen. Einem wahren Geistes- und Herzensbedürfniß sind unstreitig die Gedichte an Vittoria Colonna entsprungen.... Seit Petrarca beherrschten den Parnaß die Neuplatoniker.... Viele Liebesgedichte Michel Angelo's fallen in das bekannte Schema dieser Schule. Aber einerseits hat unser Dichter der herrschenden Theorie neue Seiten abgewonnen und sie nach mancher Richtung fortentwickelt, andererseits sich von dieser Schule völlig losgesagt, die Liebe lebenswahr aufgefaßt und auf allgemein und allezeit verständliche Weise geschildert.

Mit dem Liebescultus geht bei Michel Angelo der des Schönen Hand in Hand. Die Schönheit ist sein Leitstern und Vorbild; sie führt ihn zur Höhe der Kunst, zum Urgrund der Liebe hinan; sie leitet seine Hand, damit, was sie schafft, dem Ideal entspreche, sein Auge, damit es auf dem Schönsten, dem der Liebe würdigsten Gegenstande ruhe. Auge und Seele befriedigt er, indem er im Schönen forscht nach des Himmels Spur. Auch mitleidslose Schönheit kann entzücken und selbst die Täuschung seitens einer schönen Frau macht noch Freude. Der schöne Körper geht auch wieder schön aus dem Grabe hervor, ja selbst die Hölle wird ihm nichts anhaben können. Zu den eigenartigsten Gedichten zählen diejenigen, zu welchen Michel Angelo die Motive aus seinem Schaffen als Bildhauer und Maler genommen. Er beklagt den schlechten Geschmack und feiert die Kunst als Rivalin der Natur, ja sogar als deren Besiegerin, indem sie das flüchtige Dasein im Bilde und mittels desselben verlängert und ihren Werken mehr Dauer als denen der Natur gewährt sieht. Er vergleicht den Menschen in seinen Anlagen im Verhältniß zu dem Ideal seiner Vollkommenheit mit dem bescheidenen Modell gegenüber dem vollendeten Marmorbilde. Derjenige, den die Liebe geadelt hat, erinnert ihn an einen Stein, dem die Kunst ihr Mal eingegraben, oder an ein Blatt Papier, das der Träger eines schönen Bildes oder Gedichts ist. Den sublimsten Gedanken sieht er in der Tinte und Feder, den schönsten Entwurf bereits im Marmor verborgen, da es sich ja nur darum handelt, bildend fortzuschaffen, was formlos widerstrebt! Das sehnende Herz ist der hohlen Form vergleichbar, die das flüssige Erz erwartet — Künstler und Natur gelangen nach rastlosem Streben am Ende ihrer Laufbahn erst zur Darbildung ihres höchsten Ideals —, der Künstler prägt seine jeweilige Stimmung seinem Werke ein, malt sich gleichsam selbst, indem er andere malt; soll ihm daher der Schönsten Bild gelingen, so muß sie ihn durch ihre Gunst in eine schöne Stimmung versetzen — und dergleichen sinnige Betrachtungen mehr.

In andern Gedichten spiegelt sich eine tiefe Naturanschauung, so namentlich in den schönen Sonetten. Wieder andere Rime sind geselliger Natur und stehen den poetischen Episteln am nächsten, wie sie auch meistens durch solche veranlaßt worden sind. Mit kräftigem Humor zeichnet sich der Dichter selbst bei seiner Arbeit in der Sixtinischen Kapelle. Ein Titan schmettert er die eingebildeten neidischen Pistojesen zu Boden. Auch die beiden Sonette an Papst Julius II. möchte ich hierher beziehen, insofern sie weniger Zeitgedichte als subjective Zornesausbrüche über unverdiente Zurücksetzung sind.

Erst in der kritischen Prachtausgabe „Le Rime di *Michelangelo Buonarotti*" von Cesare Guasti (Florenz, Felice Le Monnier, 1863) liegt uns der authentische Text der in Rede stehenden Gedichte vor. Man trug sich zwar schon bei Lebzeiten des Autors mit dem Gedanken einer Sammlung und Veröffentlichung derselben. Condivi versprach am Schlusse seiner Biographie des Meisters eine solche mit ausdrücklichen Worten, aber es kam nicht dazu. Der vier Jahre nach dem Tode des Autors (gest. 18. Februar 1564) geborene Großneffe Michel Angelo's, Buonarotti der Jüngere, selbst auch als Dichter bekannt, war es, der die erste Sammlung zu Stande brachte und dieselbe 1623 in Florenz con licenza de' superiori veröffentlichte. Guasti sagt von dieser Ausgabe: „Durch zwei Jahrhunderte sind die Verse Michel Angelo's in der dem Neffen beliebenden Form wieder gedruckt und studirt worden, das heißt, mit einem guten Drittheil untergeschobener Verse und mit einem

Firnis aus dem 17. Jahrhundert, welcher nicht im entferntesten die rauhe angeborene Schale auswiegt — rauh, aber um der Gedanken willen, die sie einschließt, einer strengen Grazie vereinbar. Und durch Jahrhunderte, von dem Florentiner Guiducci bis zu dem Franzosen Laman-Rolland und dem Engländer Taylor (und dem Deutschen Wilhelm Lang, möchte ich hinzusetzen), sind viele Dinge über Michel Angelo als Poeten gesagt, die nicht Bestand haben, und Verse citirt worden, die nicht die seinigen waren." Was das Vorgehen des ersten Herausgebers im einzelnen anbelangt, so hat er viele Gedichte in seine Sammlung nicht aufgenommen, vorgefundene Fragmente aus Eigenem ergänzt, Herbes gemildert, Schwerverständliches paraphrasirt, Nichtverstandenes gestrichen, vielem einen gefälligern Fluß gegeben, endlich — und das ist wol das Verfänglichste — viele Gedanken absichtlich gefälscht, häufig in puritanischem Sinne. Trotz alledem darf man mit dem Neffen nicht allzu streng ins Gericht gehen. Hat es doch Michel Angelo selbst noch erlebt, daß seinen Gestalten des Jüngsten Gerichts Kleider angemalt wurden! Auch mit dem Firnis des Neffen erregten die Gedanken des Onkels Bewunderung. Und wenigstens ist es als relatives Glück zu betrachten, daß der erste Herausgeber selbst ein Dichter war u. s. w.

Es ist nur billig, beim Beurtheilen einer Uebersetzung der Gedichte Michel Angelo's sich vor allem daran zu erinnern, daß der große Künstler, trotz allem im Vorstehenden ihm Nachgerühmten, seine besten Gedanken in Marmor und Farbe verewigt hat, als Dichter aber eine beziehungsweise geringe Bedeutung beanspruchen kann. Auch ahnte er schwerlich, daß selbst diejenigen seiner gelegenheitlichen Reimereien, welche sein Neffe mit gutem Geschmack nicht in die Sammlung aufnahm, dereinst wieder ans Licht gezogen und sogar in fremde Sprachen übertragen werden würden.

In der unpassenden Form von Grabschriften auf den frühverstorbenen Freund eines Freundes immer von neuem an diesen letztern den Dank für Delicatessen abtragen, welche derselbe deshalb immer von neuem spendete, das beweist wenig für die natürliche Empfindungsweise des Spenders, aber jedenfalls noch weniger für die Achtung, welche Michel Angelo selbst zu zeiten seiner poetischen Muse zollte. Aus den hinzugefügten Glossen geht das nur allzu deutlich hervor. So schwingt sich die zwölfte Grabschrift (sie betreffen alle den jungen Florentiner Bracci) zwar zu folgender Höhe auf:

Ich todt? Solang' der Welt zum Trost ich lebte,
Trug tausend Freundesseelen ich im Herzen;
Soll todt ich sein, weil eine mir entschwebte?
Von vielen kann ich eine doch verschmerzen.

Aber dann kommt die prosaische Randbemerkung: „Wenn Ihr nicht mehr Derartiges wollt, so schickt mir nichts weiter."

Zu der vierzehnten Grabschrift bemerkt Michel Angelo: „Ich wollte Euch das nicht schicken, es ist dummes Zeug; aber die Forellen und Trüffeln würden selbst dem Himmel Gewalt anthun. Ich empfehle mich Euch."

Zu der achtzehnten Grafschrift: „Für die eingesalzenen Schwämme, falls Ihr nichts anderes wollt."

Zu der neunzehnten Grabschrift: „Dieser abgetretene Gemeinplatz für die Fenchel (finocchi)." Zu der einundzwanzigsten Grabschrift: „Das sagen die Forellen, nicht ich; wenn Euch daher die Verse nicht gefallen, so marinirt die Fische ein andermal nicht ohne Pfeffer." Die hierauf bezügliche Grabschrift lautet aber:

Seit mich hier eingesargt die Jahr' und Stunden,
Befürcht' ich, falls sie möglich wäre, mehr
Als je den Ausgang, eine Wiederkehr,
Nun todt mein Tod und Leben ich gefunden.

Und so geht's fort, bis nach der achtundvierzigsten Grabschrift wahrscheinlich der Anstoß zu diesen Gedichten ein Ende hatte.

Nicht viel erquicklicher, aber um so origineller sind die mit Recht von Grasberger der Uebertragung gewürdigten Terzinen, in welchen der Greis Michel Angelo sich selbst beschreibt:

Gleichwie ein Kern, umschlossen von der Schale,
Ein Geist, in enger Flasche Haft gebannt,
Verbring' ich Stunden, Tage, einsam kahle.
Mit wen'gen kurzen Schritten abgerannt
Ist meine dunkle Gruft, drin Spinnen weben,
Aus sich den Faden haspelnd vielgewandt.
Von ries'gen Wächtern ist das Thor umgeben!
Wer leichtes Tränklein nahm, wer Trauben aß,
Wer sonst in Nöthen — alle hierher streben.
Schon lernt' ich unterscheiden jeglich Naß,
Und auch woher es kommt, durch jene Spalte,
Durch die der Morgen dringt in mein Gelaß.
Und der mich umzukleiden kommt, der Alte,
Sieht sich den Weg von Katz' und Hund verlegt,
Von Töpfen auch mit nächtlichem Inhalte.
Wär' aufgefrischt mein Ruch und rein gefegt,
Die Seele würde stracks der Haft entschwinden,
Da sie nicht viel nach Brot und Käse frägt.
Nur Kält' und Husten scheint sie noch zu binden;
Ist untenhin der Ausgang ihr versagt,
Zum Mund heraus kann sich der Hauch kaum winden.
Ich hab' mich müd' und schlaff und lahm geplagt,
Mein Gasthaus ist der Tod — für Schlaf und Magen,
Von heut' auf morgen, wie's dem Wirth behagt.
In Schwermuth ist der Frohsinn umgeschlagen
Und reiches Ungemach ist meine Rast —
Wer Trübsal sucht, dem schenkt der Himmel Plagen.
Zum steifen Krippenmännchen taugt' ich fast
Am besten, und mein Haus, wie wohlgelitten!
Zur Rechten drückt's und links ein Prachtpalast.
Mein Herz ist kalt, kein Flämmchen blieb inmitten,
Ein größrer Schmerz vertrieb die Liebespein,
Zerrupft ist längst mein Fittich und zerschnitten.
In meiner Kehle muß ein' Hummel sein!
Ein Ledersack voll Knochen muß ich tragen,
Noch überdies drei schwerste Klümpchen Stein.
Was gleicht den Augen? Bissa, fein zerschlagen;
Ein Tastwerk, lückenhaft, die Zähne sind,
Der zweite Ton, der dritte muß versagen.
Wer mir ins Antlitz schaut, erschrickt gelind,
Mein Anzug zöge sonder Widerstreben
Aufs Ackerfeld als Vogelscheuch' im Wind.
Das eine Ohr verhängen Spinneweben,
Im andern zirpt's von Grillen all die Nacht,
Katarrh! — wo kann's da Schlaf und Schnarchen geben?
Aus Musen, süßen Grotten, einst erdacht
In Amor's Dienst, wird, Aergres unbenommen,
Beim Krämer manche Düte jetzt gemacht.
Was wollen mir all meine Puppen frommen,
Wenn ich, entronnen zwar dem wilden Meer,
In einem Sumpfe soll ums Leben kommen
Das also hat die Kunst, die ich so hehr
Erachtet und gepflegt, mir eingetragen:
Daß arm ich bin, in drückender Beschwer,
Und dienen muß auch noch in alten Tagen.

Dieser trübseligen Selbstverspottung mag zur Veranschaulichung der doch auch wieder zahlreichen Saiten, über welche Michel Angelo's Leier verfügte, eins seiner zartesten Sonette angereiht werden. Dasselbe lautet in

der obenerwähnten, sehr genauen, aber dadurch außerordentlich spröden Uebersetzung von Gottlob Regis:

Ich weiß kein Bildniß, was mir denkbar wäre
In barem Schatten oder ird'scher Hülle,
Mit höchstem Geistesflug so, daß mein Wille
Sich darin gegen deine Schönheit wehre.
Von dir getrennt sink' ich mit solcher Schwere,
Daß alle Kraft mir steht im Herzen stille,
Daher ich, wähnend meines Kummers Fülle
Zu mindern, bis er Tod mir bringt, ihn mehre.
Drum wird kein rasches Fliehn ans Ziel mich führen,
Wenn ich vor der feindsel'gen Schönheit flieh':
Denn Trägeres dem Schnellern — mir entging es?
Die Augen trocknet Liebe mir mit ihren
Händen, und stellt mir süß vor jede Müh',
Den so viel kosten kann ja nichts Geringes.

Die Uebersetzung Grasberger's lautet:

Ich sinn' umsonst auf eine Huldgestalt,
Dem Schattenreich, der Erdenwelt entnommen,
Die, höher noch beseelt, mir könnte frommen
Als Schild gen deiner Schönheit Allgewalt.
Entsag' ich dir, verlier' ich jeden Halt,
Als sei mein Herz um allen Werth gekommen;
Was lindern sollte, macht nur mehr beklommen,
Und sicherm Tod verfiel' ich nur zu bald.
Was nützt die Flucht? Nur mehr noch schmerzt der Sporn
Und mich verfolgt der feinden Schönheit Zorn —
Kann retten sich, wer minder schnell im Lauf?
Wohl trocknen Amor's Händchen mir die Thränen,
Er meint: „Ei, süß muß sein dein Mühn und Sehnen,
Denn solchen Einsatz wiegt nur Hohes auf."

Zur Beurtheilung der glücklichen Weise, in welcher Grasberger die Schwierigkeiten des Originals überwand, folgt auch das letztere hier:

Non so figura alcuna immaginarmi,
O di nud' ombra, o di terrestre spoglia
Col più alto pensier, talchè mia voglia
Contro alla tua beltà di quella s'armi,
Che da te scevro tanto cader parmi
Che 'l cor d'ogni valor si priva, e spoglia;
Sicchè pensando di scemar mia doglia,
L'accresco, ond' ella morte viene a darmi,
Però non val che più sproni mia fuga,
Mentre mi segue la beltà nemica,
Che 'l men dal più veloce non si scosta.
Amor con le sue man gli occhi mi ascinga,
Promettendomi dolce ogni fatica,
Che cosa vil non è, che tanto costa.

Daß Grasberger zuweilen ein ungebräuchliches Wort durchschlüpfen läßt, beweist die Zeile:

Und mich verfolgt der feinden Schönheit Zorn —

wie er denn auch gleich in der ersten Zeile des Gedichts, welches seine Uebersetzungen eröffnet, (auf Dante 1545) die Freiheit in Anspruch nimmt, den Accent in dem Worte Abgrund von der ersten auf die zweite Silbe zu verlegen:

Er stieg zu steter Finsterniß Abgrunde,
Er sah der Hölle zwiefach Reich; es trug
Zu Gott ihn lebend sein Gedankenflug:
Hiervon gibt er uns Blinden treue Kunde.

Auch hätte sich's wol empfohlen, die Uebersetzung der durch Guasti wiederhergestellten Originaltext-Stellen nicht auf den untergeordneten Platz bloßer Anmerkungen zu verweisen. Dahin gehören die von dem Neffen vorgenommenen Aenderungen, die jetzt ja doch nothwendig dem Original allenthalben den Vortritt räumen müssen.

Im großen und ganzen ist es jedoch nur billig anzuerkennen, daß die Arbeit Grasberger's eine fleißige, geschickte und liebevolle ist; und da vor allem den Gedichten an Vittoria Colonna durch die Zartheit und Innigkeit des Verhältnisses, welches zwischen ihr und Michel Angelo bestand, ein unvergänglicher Reiz gesichert ist, auch die Zahl der tiefempfundenen Gedichte der Sammlung diejenigen der bloßen Versificationen weit übertrifft, so wird das Büchlein sich in größern Kreisen Freunde erwerben.

Gewidmet ist es dem wohlbekannten österreichischen Dichter Franz Kürnberger, eine Empfehlung mehr, soweit es deren bedarf.

Robert Waldmüller.

Neue Lustspiele.

1. Junge Leiden. Originallustspiel in drei Aufzügen von A. Mels. Berlin, Simion. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Personen dieses Lustspiels sind: Bankier Salomon Heine, dessen Frau Bertha, dessen Tochter Ottilie, dessen Nichte Mathilde, dessen Neffe Harry, Commissionär in englischen Manufacturwaaren, u. s. w. Ort der Handlung: Hamburg; Zeit: 1819.

Nach diesen kurzen Angaben wissen wir, auf welcher theilweise historischen Basis dieses Lustspiel ruht, wir wissen, wen wir in diesem Commissionär in englischen Manufacturwaaren zu erwarten haben. Ein Dichter, Heinrich Heine, ist der Held der Komödie, das martyrvolle Ringen des aufstrebenden poetischen Geistes bildet das Thema, die poetische Verklärung dieses Ringens die Tendenz desselben.

Urtheilten wir lediglich nach selbstgefälligen schöngeistigen Begriffen, nach einer Aesthetik, welche das subjective Gefühl des Kritikers allein für den besten Regulator des Wahren und Schönen halten zu müssen glaubt, so würden wir dem Lustspiele ein gut Theil Lob nachreden dürfen. Denn der Autor hat seinen allerdings sehr einfachen, sagen wir knappen Stoff nicht ohne Erfolg und Eindruck behandelt, die Entdeckung des anonymen Dichters der „Traumbilder" in keineswegs glänzenden und an Situationskomik reichen, aber doch ansprechenden humoristischen Scenen durchgeführt, in der Charakteristik im allgemeinen, in einzelnen chargirt auftretenden Personen aber im besondern manchen originellen Griff gethan, er hat außerdem für Abwechselung gesorgt, indem er einzelne Gedichte einstreute, deren Recitation sentimentale Gemüther für den Dichter in jugendlicher Liebhaberrolle sympathisch stimmen muß, und schließlich den auf der Komödie im ganzen ruhenden specifisch jüdischen Accent — denn sämmtliche Personen sind, jede in ihrer Art, Vollblutjuden — so weit gemildert, daß ein böser Schalk doch wol nicht wagen würde, Ernstgemeintes komisch aufzufassen. Wollten wir noch mehr thun, so bedauerten wir, daß dieses Stück die Runde über die Bühnen noch nicht

gemacht habe, und erklärten es für eine, wenn auch nicht glänzende, doch erfreuliche Verherrlichung des dichterischen Genius und seines Strebens.

Urtheilen wir, wie gesagt, nur nach solchem subjectiven ästhetischen Gefühle, so könnten wir uns damit vollständig begnügen, indem wir die Frage, ob der Dichter Heinrich Heine überhaupt eine zweckentsprechende Bühnenfigur abgeben könne, dem Publikum zur weitern Entscheidung überließen. Um einer bestimmten Auffassung willen aber dürfen wir uns damit nicht begnügen. Es ist bekannt genug, wie von seiten der medicinischen Wissenschaft philosophische Disciplinen beeinflußt, beziehentlich controlirt werden. So beansprucht die Physiologie (man vergleiche wie z. B. Jessen in seiner „Physiologie des menschlichen Denkens" sich darüber ausspricht) das Gebiet der Psychologie als ihre Domäne, und so hält sich die Psychiatrie berufen, über die Bedeutung ästhetischen Anschauens, über das Wesen künstlerischen Ringens, poetischen Strebens mitzusprechen. Da müssen wir über die Tendenz des Lustspiels noch ein Wörtchen folgen lassen. Aus dem Titel „Junge Leiden" schon erhellt, wie sich der Autor zu seiner Aufgabe stellt. Mehr noch aus dem, was er den Dichter Harry am Schlusse des zweiten Acts sagen läßt: „Ich muß dichten, wie ich athmen muß — ich kann nicht leben, ich muß, ich muß dichten!"

Da hätten wir denn wieder die alte blasse Ansicht von der ausnahmsweisen Stellung des Poeten, wieder die Ansicht, daß der Dichter ein Wesen sei, das nicht dieser Welt angehöre, ein Wesen, das sich in seinem Thun und Empfinden von andern Menschen absondern müsse, um genial zu erscheinen. Da sehen wir den Dichter wieder einmal als Märtyrer, weil das Geschick ihn von dem idealen Berufe zurückhalten wolle, und dann nochmals als Märtyrer, weil er in dem idealen Berufe allein doch nicht glücklich und zufrieden werden könne. Heißt das nicht ein kokettes Spiel mit Wahrheit und Natur treiben, wenn die Selbstqual des Dichters als ein fatalistisches Geschenk seines Daseins gepriesen wird! Wahrlich, in dem poetischen Genialitätsstreben eines Heine ist nicht alles so richtig, wie es der schönrednerischen Auffassung erscheint. Sie müßte zunächst den angestochenen Apfel vom frischen, gesunden anders als nur nach der äußerlichen Farbe zu unterscheiden suchen. Wie nun, wenn der sich mit dem Seelenstudium befassende Zweig der medicinischen Wissenschaft corrigirend eingreift und beweist, dieses „dichten müssen" komme dem „sich geistig erschöpfen müssen" gleich, und das „sich geistig erschöpfen müssen" basire auf einer bedenklichen krankhaften physischen Anlage, auf einem durch stetig wachsende Nervenüberreizung eigenwilligen Streben, auf einem sich stetig verschlechternden Wollen?! Dagegen könnten die Früchte eines subjectiv ringenden Talents sprechen, wenn diese Früchte Gedichte sind, welche die Welt entzückt haben und immer wieder entzücken. Allein das blos schöngeistige ästhetische Gefühl hält noch viele Früchte für gediegen und edel, die nur tauben Nüssen gleichkommen. Es ist eben um den subjectiven Genialitätsdrang ein wunderliches Ding. Er glänzt um so mehr, je mehr der Lyriker seine Kräfte leidenschaftlich steigert, und steht nach aller Welt Meinung vielleicht in höchster Blüte, wenn die poetische Leidenschaft zur Manie geworden, für Körper oder Geist des Dichters also bereits eine verderbliche Richtung genommen hat. Leider achtet, die Aesthetik die Mittel, zu erkennen, ob das poetische, das künstlerische Streben aus einem frischen gesunden Triebe, oder ob es aus einer Manie herausfließe, zu gering. Daher geschieht es ihr aber auch nur zu oft, daß sie poetische Ergüsse für gesunde hält, die doch nur Ausflüsse einer Manie und deshalb immer ungesunde sind.

Wir hätten nun gewünscht, der Verfasser hätte dem jungen Dichter wenigstens einen würdigern Gegner, als dies Onkel, Cousine u. s. w. sind, entgegengesetzt, einen, der da bewiese, daß es um poetisches Streben allerdings etwas sehr Edles sei, aber nur wenn es aus gesundem Willen, aus gleichsam heiliger Quelle fließe, und daß derjenige, welcher dieses Streben nur nach seinem subjectiven, von wer weiß wie vielen physischen Einflüssen bedingten Belieben und Genügen steigere und leiten wolle, die zerrüttenden Folgen des Strebens sich und nur sich zuzuschreiben habe. Den weitern Beweis, warum die größere oder geringere körperliche oder geistige Zerrüttung mehr oder weniger nothwendige Folge des einseitigen subjectiven Genialitätsdrangs sein müsse, hätten wir dem Verfasser gern erlassen, da dieser Beweis auf physiologisches Gebiet hinübergreift und wirkungsvoll nur mit einer Betrachtung über das Gesunde, das Segenvolle — und das Ungesunde, das Unheilvolle im Denkprocesse geführt werden kann.

2. Lustspiele von C. A. Görner. Zweiter Band. Altona, Verlagsbureau. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nicht zum ersten male liegen uns in d. Bl. dramatische Arbeiten von Görner vor. Wir mußten sie gemeiniglich schärfer, härter beurtheilen als der nach dem Bühneneindrucke urtheilende Theaterkritiker. Görner's Stücke rechnen auf Bühnenwirkung und nur auf diese; deshalb erscheinen viele Partien, welche durch die Kunst des Darstellers in angenehmes Licht gestellt werden können, bei der Lektüre grell, über Gebühr drastisch, ans Plumpe streifend. In den Possenspielen aber zumal geht es oft so kraus und bunt zu, daß dem Leser bei all dem Wirrwarr der Kopf schwindeln könnte. Nichtsdestoweniger verkannten wir niemals den im Grunde biedern Kern seiner Dichtungsweise — in anderer Weise bieder als bei Benedix, dessen poetisches Mannesideal der altgewordene Bruder Studio ist —, aber um der Schale willen wollte uns auch der Kern oft nicht behagen. Görner der Dramatiker gleicht Görner dem Darsteller vollständig: im Kerne praktisch, gerade, ehrlich, zuweilen freilich recht phlegmatisch-nüchtern; die Schale aber, welche in den Stücken vieles verdirbt, leidet an demselben Mangel, an welchem der hinter den Coulissen oder in Künstlerkreisen gangbare Gesellschaftston leidet; der Ton hat etwas Nivellirendes, wie die Dutzbrüderschaft, das „Ihr" der Künstlerwelt, an sich.

Ob wir recht urtheilen?! Lassen wir Görner daraufhin sich selbst kritisiren. In den Bemerkungen zum zweiten Stücke vorliegender Sammlung („Ein billiger Mann", Lustspiel in vier Acten) bemerkt er: „Iduna darf nicht carikirt werden; sie muß eine passirte, aber

immer noch angenehme Schönheit besitzen." Weiter: „Buchholz, Gumpel und Schweigel dürfen nicht die Grenzen der Wahrheit überschreiten. Die Darsteller haben alles zu vermeiden, was an Caricatur streift. Die kleinen Scherze, die hier und da schon etwas scharf auftreten, müssen eher moderirt als aufgetragen werden, da die Personen keine Possenfiguren sein sollen." Genug, Görner kennt die Achillesferse seiner Darstellungsweise vollständig.

Nach diesem summarischen Urtheile werfen wir auf den vorliegenden Band recht gern einen freundlichen Blick. Wir sehen in den beiden vieractigen Lustspielen „Auf Rosen" und „Ein billiger Mann" weniger auf die Schwächen der Charakteristik als auf die Wirkungsfähigkeit beider Stücke, finden den Ton im allgemeinen feiner, als wir ihn vorhin kennzeichneten, weniger bestimmt durch plumpe Scherze, weniger gesättigt mit zweideutigen Anspielungen; und wenn wir dem letztern Stücke vor dem erstern den Vorzug geben, so streiten wir vielleicht gegen das Urtheil des Bühnenpublikums, harmoniren aber vielleicht mit des Autors eigener Ansicht über den Werth beider Lustspiele.

3. Systematisch. Lustspiel in zwei Aufzügen von Friedrich Schütz. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1871. 16. 2 Ngr.
4. Wilhelm der Eroberer. Lustspiel in zwei Aufzügen von Friedrich Schütz. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1871. 16. 2 Ngr.

Da wir den Verfasser dieser Lustspiele für identisch mit dem Verfasser des an mehrern Bühnen mit vollem Beifalle gegebenen und auch von uns mit Lob erwähnten Lustspiels „Täuschung auf Täuschung" halten müssen, so fühlen wir uns durch diese kleinern Sachen in unsern Erwartungen nicht gerade enttäuscht, aber doch etwas herabgestimmt. Es zählen auch diese Stücke noch zu den bessern der heutigen Bühnenliteratur; was will das aber sagen heute, wo jeder bühnengewandte Autor so viel alte Scenen bunt im Kopfe trägt, daß er nur etwas zu schütteln braucht, um wie im Kaleidoskop neue Bilder zu erzielen! Was will das sagen bei einem Autor, dessen Wahlspruch „Besser und immer besser" sein sollte!

Sein Talent für das historische Genre bekundet Schütz auch wieder in dem „Wilhelm der Eroberer", und doch spricht uns das Stück nicht recht an, weil der Titelheld, ein abgedankter sächsischer Unterrocksdiplomat aus der Brühl'schen Schule, mit keiner seiner Handlungen, mit keiner seiner Ansichten tieferes Interesse zu erwecken vermag. Derartige herumlungernde Galanteriedegenhelden können in der Gegenwart nur als episodische Figuren verwerthet werden.

Das andere, „Systematisch", ein Ehestandsstückchen, läuft in dem gangbaren Gleise unserer bürgerlichen Komödie. Der Verfasser zeigt auch hier viel Talent für Situationskomik, aber nochmals: wir halten dafür, der Verfasser könne mehr leisten.

Beide Lustspiele bilden zwei Bändchen (Nr. 313 und 336) der Reclam'schen „Universalbibliothek"; so wäre denn dem Publikum bequeme Gelegenheit geboten, sich auch mit Erzeugnissen unserer modernen dramatischen Literatur für eine Bagatelle bekannt zu machen.

Emil Müller-Samswegen.

Vom Büchertisch.

1. Tycho Brahe und J. Kepler in Prag. Eine Studie von Joseph von Hasner. Prag, Calve. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein interessantes Werkchen, welches den Aufenthalt Tycho Brahe's und Kepler's in Prag im Wendepunkte des 16. und 17. Jahrhunderts in seinen Ursachen und Folgen sowie seinem Wesen und seiner Bedeutung nach würdigt und über manche Einzelheit desselben, welche bisher dunkel war, Licht verbreitet. Auf Grund der Beurtheilung dieses Lebensmoments der beiden großen Koryphäen der Wissenschaft gibt der Verfasser uns ein Bild beider. Das kleine Werk wird seine Freunde finden.

2. Politisches Sprichwörterbrevier. Tagebuch eines Patrioten der funfziger Jahre, zur Charakteristik jener Zeit. Herausgegeben von R. R. Dove. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Zeit, welche zwischen den Jahren 1848 und 1866 liegt, ist zwar in manchem leitenden Grundgedanken eine längst überwundene; dennoch ist es lehrreich und in mehr als einer Beziehung zum Verständniß der Gegenwart unerlaßlich, jene Zeit zu kennen und an ihr die heutigen Zustände zu messen. Das „Politische Sprichwörterbrevier" fördert die Vergleichung beider Zeiten auf eine sehr anziehende Weise. Es sind mehr die Stimmungen als die Zustände der funfziger Jahre, welche in diesen Sprichwörtern sich abspiegeln. Die Interpretation derselben bekundet im ganzen mehr ruhigen und nüchternen Verstand als brillanten und originellen Geist, mehr Witz und Humor als Schärfe und Satire. Daß der Verfasser es liebt, mitunter auch einmal recht derb zu werden und das Kind beim rechten Namen zu nennen, ohne Rücksicht auf Höflichkeit, beweist das folgende Beispiel:

„Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." Wenn dies wahr ist, so muß kein unbedeutender Theil der Beamtenwelt die Berufung von einem andern Chef als dem „lieben Gott" erhalten haben, da sie sich eher durch alles andere als durch Verstand im Amte auszeichnen. Zur Zeit können die Beamten den Verstand, der für sie das überflüssigste Ding von der Welt ist, überhaupt entbehren, da jeder durch einen Draht mit seinem nächsten Vorgesetzten und durch diesen mit dem Chef in Verbindung steht, von dem aller Verstand — und Unverstand ausgeht, der von ihnen nur in Vollzug gesetzt werden darf. Auf diese Weise würde sich der „liebe Gott" auch Uebergriffe ins Beamtenleben zu schulden kommen lassen, wenn er es wagen wollte, einem subalternen Beamten Verstand zu geben; und die, welche die Leitung eben in den Händen haben, werden sich schwerlich ihr System mit göttlichem Verstande verderben.

Einige wirklich geistreiche Interpretationen finden sich indessen in dem Buche, so z. B. folgende:

„Ein guter Mann macht eine gute Frau.“ Bevor der elastische Begriff „gut“ nicht bestimmt ist, kann man sich über die Wahrheit des Sprichwortes nicht aussprechen. Fast jedermann versteht unter einer „guten Frau“ und einem „guten Mann“ etwas anderes. Man hört zuweilen, diese Frau hat einen „guten“ Mann; wenn man ihn aber näher betrachtet, ist es gar kein Mann, sondern ein Waschlappen oder ein altes Weib. Wiederum vernimmt man von einem Manne, er habe ein gutes Weib; aber es ist nur seine Magd, blos mit dem Unterschiede, daß sie glaubt, Frau zu sein. Wie schwer es auch wirklich tüchtigen Männern sein mag, gute Frauen zu machen, zeigt das Beispiel des Sokrates, dem es mit all seiner Weisheit nicht gelungen ist. Vielleicht wäre in seiner Ehe das Thadden-Trieglaff'sche Recept von der ungebrannten Asche mehr am Platze gewesen als alle Philosophie.

Der Ueberblick über den Inhalt des Buchs wird wesentlich erleichtert durch Register, welche der Herausgeber demselben beigefügt hat. Eins führt die Sprichwörter der Sammlung alphabetisch auf; das andere ordnet die Sprichwörter nach allgemeinen Stichwörtern, und zwar ebenfalls in alphabetischer Form.

3. Nachklänge. Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. Von Emil Naumann. Berlin, Oppenheim. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage, von Aufsätzen des mannichfachsten Inhalts, ist August Wilhelm Ambros mittels eines schwungvollen Sonetts gewidmet. Sehr interessant sind in diesen „Nachklängen“ die Aufsätze über Felix Mendelssohn-Bartholdy, über Mozart's Operntexte und die protestantische Kunst. Die Mendelssohn gewidmeten Essays suchen ein Bild dieses seltenen Mannes, namentlich als Lehrer zu entwerfen: der Verfasser war selbst ein Schüler Mendelssohn's und schildert seine Methode durch Mittheilung einiger origineller Züge des großen Meisters, druckt auch einige bisher unbekannte Briefe desselben in den Text ein. Das Buch verdient namentlich bei Musikfreunden Beachtung.

4. Das königlich preußische Statistische Bureau und seine Dependentien, Geschichte, Organisation und Verwaltung. Von Leon Puslowski. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Die tüchtige kleine Schrift umfaßt den gesammten Verwaltungsapparat des königlich preußischen Statistischen Bureau, gibt dankenswerthe Auskunft über die Geschichte, die Personalien, die einzelnen Institute, wie z. B. die Bibliothek des Bureau, und betrachtet die Publicationen desselben vom bibliographisch-literarhistorischen und vom bibliopolischen Standpunkte aus, alles in klarer und höchst sachgemäßer Darstellung. Das Werk, welches nur ein Baustein zu einer umfassenden Geschichte des Statistischen Bureau sein will, stellt diese Stein-Hardenberg'sche Schöpfung in das hellste Licht. Wir stimmen mit Freuden in das Schlußwort des Buchs ein:

Möge denn das königlich preußische Statistische Bureau und namentlich sein hochbegabter Leiter fortfahren, freudigen Muthes sich der Lösung seiner allumfassenden Aufgaben zu widmen, als schönsten Lohn seiner Thätigkeit aber des Bewußtseins theilhaftig sein und bleiben, daß die Ueberzeugung sich mehr und mehr in der Nation Bahn bricht, nach welcher, um mit J. J. Rousseau zu reden, die Wohlfahrt der Glieder der menschlichen Gemeinschaft am besten aus der richtigen Zählung, Messung und Vergleichung der Volksmenge, ihrer wirthschaftlichen Beziehungen unter sich, ihrer Productions- und Consumtionsverhältnisse erhellt.

Leon Puslowski hat mit seinem fleißigen Werke sowol der Sache, welcher dasselbe dient, wie sich selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt.

5. Der große Papyrus Harris. Ein wichtiger Beitrag zur ägyptischen Geschichte, ein 3000 Jahre altes Zeugniß für die mosaische Religionsstiftung enthaltend. Vortrag, gehalten im Philosophisch-historischen Verein zu Heidelberg von August Eisenlohr. Leipzig, Hinrichs. 1872. 8. 10 Ngr.

Dieser wichtige Beitrag zur ägyptischen Geschichte enthält ein 3000 Jahre altes Zeugniß für die mosaische Religionsstiftung. Gegenstand des Vortrags ist ein ägyptisches Manuscript auf Papyrus, welches dem Ende 1869 verstorbenen A. C. Harris in Alexandrien gehörte und jetzt in den Besitz seiner Tochter Selima übergegangen ist. Harris war bekanntlich Herausgeber der „Hieroglyphical Standards“. Der große Harris Papyrus soll im Februar des Jahres 1855 durch Araber in einem Grabe hinter Medinet-Abu aufgefunden worden und später in den Besitz Harris' gekommen sein. Eisenlohr nennt diesen Papyrus die schönste, größte, bestgeschriebene und besterhaltene aller auf uns gekommenen Papyrusrollen. Er ist $40\frac{1}{2}$ Meter lang und $42\frac{1}{2}$ Centimeter breit. Eisenlohr sagt über das Schriftstück:

Es besteht aus einer Anrede des Königs Ramses III., aus dessen zweiunddreißigstem Regierungsjahre, an seine Beamten und sein Volk. Es enthält eine ausführliche Schilderung alles dessen, was der König während der langen Zeit seiner Regierung insbesondere für die Götter Aegyptens und deren Tempel gethan hat, und eine Aufzählung der Geschenke, welche er den Tempeln von Ober- und Unterägypten verliehen.

Als die wichtigste Abtheilung des Papyrus muß die sechste bezeichnet werden, welche die Geschichte der Thaten des Königs Ramses III. enthält; auch über die Ereignisse, welche der Regierung des Königs vorangingen, läßt sie sich vernehmen. Eisenlohr findet eine große Aehnlichkeit zwischen der Erzählung des Papyrus und dem Berichte des Josephus aus dem „Manetho“ über Moses und seine Thaten in Aegypten und nimmt auf Grund seiner Forschungen an, daß der Auszug der Israeliten nicht, wie bisher angenommen wurde, unter die Regierung Menephtah's I., sondern erst in die Zeit nach der Regierung seines Nachfolgers Menephtah Seti II. fällt. Der Papyrus gibt mannichfaltige Aufschlüsse über die Geschichte Aegyptens und muß daher als eine wichtige Urkunde dieses Theils der Historiographie bezeichnet werden. Gegen den Schluß des Eisenlohr'schen Vortrags hin wird ein Hinweis auf den baldigen Tod des Königs Ramses dem Papyrus entnommen und in der folgendermaßen lautenden Uebersetzung mitgetheilt:

Sehet, ich steige hinab in die Unterwelt wie der Vater Ra. Ich geselle mich zum großen Götterkreise im Himmel, der Erde und der Tiefe. Es stellt sich auf Ammonra der Sohn an meine Stelle, er ergreift meine Würde in Ruhe als Fürst beider Länder, sitzend auf dem Throne des Horus, als Herr der Gaue bekleidet er sich mit der Krone wie Totenen Ra userma sotep en amon L. H. G., der erstgeborene Sohn des Ra, der ihn selbst erzeugt hat, Ramses hag ma mer amon (d. i. Ramses IV.) L. H. G., das Schoskind des Ammon, hervorgehend aus seinen Gliedern, gekrönt als Herr beider Län-

der wie Toteuen. Er ist wie der Sohn der Ma, singend vor seinem Vater, sich anhängend an seine Fußsohlen, sich vor ihm neigend. O! beuget euch vor ihm, dienet ihm in jedem Augenblick, preiset ihn, flehet ihn an, verherrlicht seine Güte, wie ihr es macht dem Ra jeden Morgen. Bringet ihm euere Tribute nach seinem prächtigen Palast, führt ihm zu die Geschenke der Länder, die voll sind von seinen Reden. Seine Befehle werden von euch geachtet als das höchste Gut. Er erwägt euer Heil in seinem Geiste. Er schafft allein in jeder Beziehung. Er hat euch Wohnplätze errichtet, er hat Kanäle gegraben. Was er gethan hat, das geschah für euere Hände. Euer Gedeihen ist sein Ruhm in seinen Arbeiten jeden Tag. Es überlasse ihm Ammon sein Königreich auf der Erde, er vermehre ihm seine Lebensdauer als König, als Herr, dem Könige von Ober- und Unterägypten, dem Herrn beider Länder, Ra usrema sotep en amon L. H. G., Sohn des Ra, Herr der Diademe, Ramses hag ma mer amon L. H. G. Leben gebend in Ewigkeit.

Das ist freilich für ein modernes Ohr eine mehr als mystische Sprache, unverständlich, wüst, unorganisch, schwülstig. Aber sie ist charakteristisch und bezeichnend für die Zeit, da sie geschrieben worden. Der Eisenlohr'sche Vortrag wird den Aegyptologen willkommen sein. Aber auch der nicht gelehrte Leser wird ihm manches Wissenswerthe und Neue entnehmen und der durchaus populären Darstellung desselben gern folgen; kommen sich doch Stoff und Behandlungsweise hier entgegen, um was Interessantes zu bieten.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Nach der von der Hinrichs'schen Buchhandlung mitgetheilten „Systematischen Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1871 und 1872" sind im Jahre 1871 10669, im Jahre 1872 11127 Werke erschienen — eine nicht unbeträchtliche Steigerung der literarischen und buchhändlerischen Production. Die schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater u. s. w.) weist 998 Nummern auf, gegen 950 im Vorjahr; Sammelwerke, Literaturwissenschaft und Bibliographie 321, gegen 279 im Vorjahr; neuere Sprachen und altdeutsche Literatur 357 gegen 344; die Philosophie 180 gegen 153; Geographie und Reisen 267 gegen 248 Schriften von 1871. Dagegen weist die geschichtliche Literatur mit ihren Hülfswissenschaften ein Minus auf, 735 gegen 891 Schriften, und die Schreibseligkeit der Theologen hat sich sogar wesentlich vermindert: im vorigen Jahre sind 1362, in diesem nur 1234 theologische Schriften verzeichnet.

— Der deutsch-amerikanische Verlagsbuchhändler Steiger beabsichtigt, für den nächsten Winter einen Cyklus deutscher Vorlesungen für Amerika von seiten namhafter Gelehrten zu Stande zu bringen. Das „Neuyorker Journal" sagt hierüber: „Ein neues und originelles, aber gewiß recht verdienstliches und empfehlenswerthes Unternehmen beabsichtigt Hr. Buchhändler E. Steiger für nächste Wintersaison ins Leben treten zu lassen. Bisher hatten wir Schauspiel- und Opernunternehmer, die entsprechende Truppen bildeten und dieselben in diesen oder jenen Hauptstädten der Vereinigten Staaten einen größern oder kleinern Cyklus von Vorstellungen veranstalten ließen. Hr. Steiger will sich nun als Vorlesungsunternehmer etabliren, eine ganze Truppe deutscher und deutsch-amerikanischer Vorleser über Gegenstände aus allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens engagiren und dieselben dann, je nach Wunsch und Bedürfniß, über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten vertheilen, um da und dort ihre Vorträge zu halten. Ein Theil der Einnahmen soll zur Deckung der geschäftlichen Kosten des Unternehmens verwendet werden, der Rest ungeschmälert den Vorlesern zufließen. In dieser Weise würde sich die Einnahme eines Vortragenden genau nach dem Erfolg bemessen, welchen er erzielt. Was die speciell geschäftliche Leitung des Unternehmens in den einzelnen Orten des Landes anlangt, so würde es allerdings unmöglich sein, dieselbe von hier aus führen zu wollen. Hr. Steiger gedenkt zu diesem Ende in jedem Ort einen mit den Localverhältnissen genau vertrauten, in derartigen Unternehmungen bewanderten Mann zu gewinnen, welcher durch einen bedeutenden Procentantheil an der Brutto-Einnahme zu reger Thätigkeit angespornt werden soll. Die Idee ist gewiß eine sehr gute, und von einem so energischen und geschäftskundigen Manne, wie Hr. Steiger, läßt sich auch erwarten, daß die Ausführung nicht hinter dem Gedanken zurückbleibt." Die Schwierigkeit des Unternehmens besteht nur darin, daß sich, da ihnen gar keine festen Garantien geboten werden, wol wenig deutsche Gelehrte und Autoren zu dem Risico einer transatlantischen Reise und zu ihren beträchtlichen Unkosten entschließen würden. Die Sache selbst verdient jede Förderung und würde die Beziehungen zwischen Deutschland und den Deutsch-Amerikanern der Union in ersprießlicher Weise beleben; doch ohne jede Garantie ist das Risico für den Einzelnen zu groß, mag es auch durch eine geschäftskundige Leitung, welche die Sache in die Hand nimmt, wesentlich vermindert werden. Nicht alle deutschen Vorleser haben bisher in Amerika Erfolg gehabt. Ein neuyorker Correspondent im „Louisviller Anzeiger" berichtet über die glänzenden Erfolge, die der englische Physiker Tyndall mit seinen Vorträgen errungen hat, und fährt dann fort: „Weniger erfolgreich war Doctor Büchner, Tyndall's deutscher College. Vor allen Dingen hatte er mit schlechten Arrangements zu kämpfen. Es soll damit kein directer Vorwurf gegen diejenigen erhoben werden, unter deren Auspicien Hr. Büchner überhaupt nach Amerika gekommen. Sie haben wohl gethan, was in ihren Kräften stand. Aber es ist dies eben nicht viel. Während dem englischen Lecturer ein ausgebildetes System zu Gebote steht, mit Hülfe dessen er seine Leistungen im ganzen Lande verwerthen mag, muß der deutsche Vorleser sich selbst Schritt für Schritt das Terrain erkämpfen, muß sein eigener Berather, Agent und Annonceur sein, und vor allen Dingen in eigener Person das Eis brechen, welches, ganz anders wie in den anglo-amerikanischen Kreisen, den Deutsch-Amerikaner noch immer von dem Hörsaal und der Plattform des Lecturers trennt. Das ist denn für einen Mann, und zumal einen Fremden, doch zu viel. Und wenn es auch einmal ausnahmsweise einem, wie Wilhelm Jordan, gelang, trotz aller dieser Hindernisse einen ansehnlichen pecuniären Erfolg zu erzielen, so beweist dies nur, daß dieser eine als Geschäftsmann womöglich noch größer war denn als Rhapsode — ein Verein von Begabungen, der zu wunderlich ist, als daß er sich oft wiederholen sollte."

— „Des Knaben Wunderhorn", die Sammlung alter deutscher Lieder von A. von Arnim und C. Brentano, erscheint in einer neuen illustrirten Ausgabe (Wiesbaden, Killinger u. Comp.). Der Sammlung geht eine Einleitung von Professor Anton Birlinger in Bonn voraus, der die Liedertexte vergleichen und verbessern wird; Maler Heinrich Merté in München liefert die künstlerisch ausgeführten Originalzeichnungen.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich: der erste Band von Eduard Winkelmann's „Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig"; Dante Alighieri's „Göttliche Komödie, übersetzt und erläutert von Friedrich Notter" zweiter Band, das „Fegefeuer" und das „Paradies" enthaltend; August Fläxl „Die Productivgenossenschaft und ihre Stellung zur socialen Frage"; „Pariser Silhouetten, heitere und düstere Bilder aus der Weltstadt", von Ernst Eckstein; „Gevatter Tod", von Otto Roquette; Arthur Stahl: „Aus guter alter Zeit. Ein Familiengemälde"; ferner die dritte Auflage der Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff, und die zweite

verbesserte Auflage von Julius Zoellner's physikalischer Technologie: „Die Kräfte der Natur und ihre Benutzung".

Ausländische Literatur.

Ein nachgelassenes Werk von Sainte-Beuve über Proudhon: „P. J. Proudhon, sa vie et sa correspondance" (1872), erregt in Frankreich Beachtung und wird von der „Revue des deux mondes" einer eingehenden Kritik unterworfen. Schon im Jahre 1865 hat Sainte-Beuve fragmentarische Artikel über Proudhon veröffentlicht, welche von der lebhaften Sympathie des literarischen Porträtmalers für den socialistischen Denker Zeugniß ablegten; diese Skizzen erscheinen jetzt zu einem zusammenhängenden Werke vervollständigt. Die „Revue des deux mondes" spricht ihre Verwunderung darüber aus, daß Sainte-Beuve dem radicalen Schriftsteller in mehr als einem Punkte recht gibt, ja selbst den kritischen Grundlagen Proudhon's, die sich auf das Eigenthumsprincip beziehen. „Ist es nicht", ruft sie aus, „eine zu große Uneigennützigkeit, wenn man mit dem ruhigen Blut des Gelehrten oder dem Interesse des Künstlers und Liebhabers auf die Lava blickt, die noch nicht aufgehört hat zu glühen, auf den Vulkan, der noch nicht erloschen ist?" Gleichwol rühmt die „Revue" wiederum die Unparteilichkeit, welche auf einen utopistischen und revolutionären Geist wie Proudhon ein volles Licht wirft.

— Iwan Teraski hat Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen" ins Kroatische übersetzt und der Nationalbühne in Agram zur Aufführung übergeben.

— Alexandre Dumas der Jüngere soll, entmuthigt durch den geringen Erfolg seiner „Femme de Claude", an den Theaterkritiker der pariser „Presse", Paul de St.-Victor, ein Schreiben gerichtet haben, in welchem er den Entschluß ausspricht, auf die Bühnenschriftstellerei zu verzichten. Frankreich wird sich vielleicht über diesen literarischen „Strike" beruhigen; aber von vielen deutschen Bühnendirectoren und Bühnenagenten würden gewiß Proteste über diese Vorenthaltung eines beliebten Repertoirefutters einlaufen.

— Die Dramatiker des Zeitalters der Elisabeth werden, einer nach dem andern, dem Lesepublikum der Gegenwart zugänglich gemacht. So erscheinen in drei Bänden jetzt: „The comedies and tragedies of *George Chapman*, now first collected." Unter diesen Dramen des Uebersetzers der „Ilias" nehmen diejenigen, welche der französischen Geschichte angehören, einen hervorragenden Rang ein, namentlich sein „Bussy d'Ambois" und „The conspiracy of Byron". Seine Sprache hat oft echt Shakspeare'schen Schwung und ist reich an Bildern von dichterischer Schönheit.

— Dr. Stirling, der Verfasser des „Secret of Hegel", hat vier Vorlesungen über die Rechtsphilosophie des deutschen Denkers, die er vor der Juridical Society of Edinburgh gehalten, durch den Druck veröffentlicht.

— Die in Brüssel erscheinende Schrift von Charles Potvin: „De la corruption littéraire en France" (Brüssel, C. Muquardt) beschäftigt sich besonders mit der französischen Bühne des second empire, welcher auch Rutenberg, der Herausgeber dieser Zeitschrift und neuerdings Siegfried Samosch eingehende Studien gewidmet haben. Dem jüngern Dumas, welchen der letztere in seiner Schrift charakterisirt hat, schenkt auch Potvin besondere Aufmerksamkeit. Daß er die Tendenzen desselben bekämpft, ist selbstverständlich; aber er streitet ihm auch die Meisterschaft der Technik ab; er weist ihm namentlich zwei durchaus undramatische Hülfsmittel nach, die stereotypen „Briefe" und die stereotypen „Lügen". Was die erstern betrifft, so hat Potvin ausgerechnet, daß Dumas in „Diane de Lys" acht, in der „Cameliendame" neun, im „Verschwenderischen Vater" elf, in der „Demi-Monde" neunzehn Briefe verwendet habe, die für Verwickelung und Lösung sehr wichtig sind.

Theater und Musik.

Alexandre Dumas der Jüngere ist mit seiner „Femme de Claude" zwar in Paris durchgefallen, hofft aber in Europa damit Eroberungen zu machen. Das wird ihm dadurch erleichtert, daß einzelne Theateragenten und Theaterdirectoren in Deutschland, Italien u. s. f. trotz des pariser Fiasco sich eifrig um das Stück bewerben. Die ästhetische und moralische Würdigung dieser Thatsache verdient eine Erörterung an anderer Stelle. Von Berlin verlangte Dumas für das Stück nichts mehr oder nichts weniger als den Elsaß. Wahrscheinlich hat er das Modell der Kanone, die in seinem Stücke eine so große Rolle spielt, noch bei sich zu Hause, und dann ist der Elsaß freilich bedroht. Dem Director des Carl-Theaters, Hrn. Jauner, welcher das Stück für Wien und Oesterreich-Ungarn angekauft hat, erklärte Dumas, daß er weder direct noch indirect mit Preußen in Beziehung treten wolle. Nun, Preußen wird sich über die Bevorzugung Oesterreichs in Betreff der „Frau des Claude" zu trösten wissen und gibt noch die andern Dumas'schen Frauen mit in den Kauf. Einem mailänder Impresario schrieb der pariser Dramatiker: „Mein Herr, Italien hat uns keinen Sou gegeben: es ist dies einer der Gründe, warum ich nicht die «Frau des Claudius» drucken lassen wollte. Trotzdem würde ich das Stück um die Summe von 8000 Francs zu Ihrer Verfügung stellen. Das ist die Summe, die mir Oesterreich, obgleich es nicht mehr die Lombardei und Venetien hat, für das Manuscript zahlt." Ein italienisches Witzblatt, „Fanfulla", schreibt dem „internationalen Dramatiker" auf seinen Brief eine humoristische Antwort, in welcher folgende Stelle vorkommt: „Die Unglücksschläge Frankreichs gingen Ihnen mit Recht nahe, und Sie waren auf deren Milderung bedacht. Sie haben für die Erlaubniß, Ihr letztes Stück aufführen zu dürfen, den Elsaß zurückverlangt. Man hat Ihnen das verweigert, jetzt aber, da die «Frau des Claudius» bekannt ist, da man weiß, welche schreckliche Maschine Sie ausgesonnen haben, und daß der europäische Ruf von dem Geschütze des Claudius und von dem Gewehre seines Sohnes Antonin spricht, waltet kein Zweifel mehr ob, daß man, dank Ihrer Vermittelung, Frankreich Elsaß und Lothringen, falls Sie nur recht standhaft auf dieser Entschädigung bestehen, zurückgeben wird. Sie scheinen nun für Oesterreich die Lombardei und Venetien zurückverlangen zu wollen, indem Sie so mit dramatischen Stücken die territoriale Umgestaltung Europas verfolgen. Was haben Ihnen denn diese unglückseligen Länder gethan? Ich wage kaum anzunehmen, daß Sie dabei eine ganz erbärmliche Interessenfrage verfolgen. Setzen Sie den Fall, Oesterreich könnte Ihnen für Ihre Rückforderung 2000 Thaler mehr zahlen, so würde Ihnen Italien gerade um diese Ziffer weniger zahlen, und die Rechnung wäre, wie Sie als guter Rechenmeister sehen, wieder ausgeglichen." Am Schluß des Artikels stellt der „Fanfulla" als Zeichen italienischer Dankbarkeit folgende Grabschrift in Aussicht: „Alexandre Dumas Sohn das dankbare Italien. Er hätte uns entreißen können die Lombardei und Venetien und hat sie uns gelassen. Er hätte sich behalten können «Die Frau des Claudius» — und hat sie für uns gegeben."

— Am leipziger Stadttheater kam ein neues Lustspiel: „Auf Kohlen", von Franz Koppel, einem bisher unbekannten Autor, zur Aufführung. Das Stück fand eine freundliche Aufnahme, der anwesende Verfasser wurde hervorgerufen. Er geiselt in seinem Lustspiel den Gründungsschwindel, ein sehr zeitgemäßes Thema. An einzelnen drastischen Scenen fehlt es nicht; doch ist die dramatische Architektonik noch mangelhaft; die Verknüpfung der Intriguen tritt nicht mit genügender Deutlichkeit hervor.

— Otto Lindner's Trauerspiel: „Die Bluthochzeit", kam am wiener Stadttheater mit einem bei den einzelnen Acten verschiedenen Erfolge zur Aufführung. Der zweite und dritte Act gefielen, der erste und vierte hatten einen sehr lauen Erfolg. Der dritte Act wäre, ohne die unglückliche Geistererscheinung Coligny's, die mehr aus Auffenberg's „Bluthochzeit" als von Shakspeare's Gespenstern herstammt, das Beste, was Lindner bisher geschaffen hat. Die Kritik tadelt das Crasse in dem Drama und die willkürliche Mishandlung der Geschichte, insoweit es ihre feststehenden Daten gilt, wie z. B. die Königsfolge in Frankreich.

— Paul Lindau's „Maria und Magdalena" ist am Hoftheater zu Dresden und am Stadttheater zu Breslau mit sehr gutem Erfolg in Scene gegangen. Auch am braunschweiger Hoftheater ist der Erfolg nach uns zugehenden neuen Mittheilungen ein glänzender gewesen.

Bibliographie.

Ueber die Arbeiterfrage, die Versuche zu ihrer Lösung und die Möglichkeit der Gütergemeinschaft. Fragen, Bedenken und Vorschläge eines Zuschauers. Nürnberg, Zeh. Gr. 8. 4 Ngr.

Aus Nestroy. Eine kleine Erinnerungsgabe. Mit einem biographischen Vorworte. Wien, Rosner. 16. 10 Ngr.

Beecher-Stowe, Harriet, Kleine Füchse oder: die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören. Aus dem Englischen. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 15 Ngr.

Bindewald, T., Ernst und Humor. Neue Historien aus Oberhessen, dem deutschen Volk erzählt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 12 Ngr.

Böhm, G., Chinesische Lieder aus dem Livre de Jade von Judith Mendès in das Deutsche übertragen. München, Ackermann. 16. 18 Ngr.

Brown, Pauline, geb. Förster, Beschäftigungen des Geistes in einsamen Stunden. Hinterlassene Gedichte. Herausgegeben von ihrem Sohne Paul Brown. Neuwied, Heuser. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Budich, M., Gehobene Stimmungen. Gedichte und Reflexionen. I. Dresden, Jaenicke. 16. 10 Ngr.

Crousaz, A. v., Kurze Geschichte der deutschen Kriegsmarine nach ihrem Ursprunge, ihrer organischen Entwickelung und ihren seitherigen Leistungen. 1ste Lief. Wriezen, Riemschneider. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 7ter Bd.: Das Narrenschiff von S. Brant. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.

Ebert, H., Versuch einer Geschichte des Theaters in Rostock. 1stes Heft. Vom Anfange dramatischer Darstellungen bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Rostock. 1872. 8. 12½ Ngr.

Eigner, W., Jerusalem und seine Umgebung mit Beziehung auf das heilige Land. Nach authentischen Quellen und den neuesten Forschungen dargestellt. Leipzig, Serbe. 4. 2 Thlr.

Ewald, H., Abhandlung zur zerstreuung der vorurtheile über das alte und neue Morgenland. Göttingen, Dieterich. 1872. Gr. 4. 24 Ngr.

Friedrich Heinrich Johann von Farenheid. Eine biographische Skizze. Königsberg, Koch. 1872. Hoch 4. 15 Ngr.

Florencourt, F. v., Ueber die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus. Bonn, Weber. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Für's deutsche Reich! Jahrbuch deutscher Dichter und Gelehrten. 1ster Jahrgang. 1873. Berlin, Heinersdorff. 4. 1 Thlr.

Gasparin, Graf A. v., Was die Frauen fordern! Autorisirte deutsche Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Einleitung versehen von R. Luz. Bremen, Heyse. Gr. 8. 15 Ngr.

Glaubensbekenntniss eines modernen Naturforschers. Berlin, Staude. Gr. 4. 5 Ngr.

Hansgirg, K. V., Liebe und Leben. Sonettenbuch. Prag, Calve. Lex.-8. 1 Thlr.

Healey, Mary, Ein Sommerroman. Mit Autorisation der Verfasserin aus dem Englischen übersetzt von Amalie Schmidt. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heimgang August Ferdinand Huhn's Pastors zu St. Olai in Reval. Dorpat, Gläser. 1871. Gr. 8. 2 Ngr.

Hense, C. C., Das Schweigen und Verschweigen in Dichtungen. Parchim, Wedemann. 1872. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hensler, J., Der Rosenkranz in Liedern. Festgeschenk zum Weihnachtstage. Frankfurt a. M., Hamacher. Gr. 8. 1 Thlr.

Herbst, Paula, Novellen. Schloß Fichtelstein. Glückswechsel. Arabella. Altona, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr.

Huber, J., Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von Dav. Fror. Strauß kritisch g würdigt. Nördlingen, Beck. 8. 12 Ngr.

Jeitteles, A., Mitteldeutsche Predigten. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Karpeles, G., Nikolaus Lenau. Sein Leben und Dichten. Berlin, Levit. Gr. 16. 10 Ngr.

Keim, T., Geschichte Jesu nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft übersichtlich erzählt. 3te Bearbeitung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Klein, H. J., Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Für Gebildete. Graz, Verlag-Leykam-Josefsthal. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kriegk, G. L., Fr. Chr. Schlosser, der Geschichtschreiber. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krohne, Das Denkmal der Oldenburger bei Vionville. Eine Erinnerung an den 16. August 1870. Oldenburg, Schulze. 8. 8 Ngr.

Lentner, F., Karl Freiherr vom Stein in Oesterreich. Geschichtsstudie. Wien, Braumüller. Lex.-8. 10 Ngr.

Aachener Liederchronik. Mit einer Chronologie der Geschichte Aachens. Aachen, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Lorying, Anna, Vergangenheit und Gegenwart. Fragment einer Rundschau durch Deutschlands Geistesgeschichte in Xenien. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Rubenow. 1872. 8. 6 Ngr.

Mook, K., und F. Mook, Minne-Lieder. Nürnberg, Zeh. 8. 20 Ngr.

Murad, E., Selim der Dritte. Trauerspiel. Wien, Rosner. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Nóroth, J., Blüthen der neuern englischen und amerikanischen Poesie ins Deutsche übertragen. Boston. 8. 15 Ngr.

Pirantoni's, A., Geschichte der italienischen Völkerrechts-Literatur. Vom Verfasser durch Nachträge bereicherte Uebersetzung von L. Roncali. Wien, Manz. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ring, M., David Kalisch, der Vater des Kladderadatsch und Begründer der Berliner Posse. Ein Erinnerungs-Blatt. Berlin, Staude. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scherff, W. v., Die Schlacht bei Beaune la Rolande am 28. November 1870. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

Schlagintweit-Sakünlünski, H. v., Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Herm., Adph. und Rob. von Schlagintweit ausgeführt in den Jahren 1854—1858. 3ter Bd. Hochasien: II. Tibet; zwischen der Himálaya- und der Karakorum-Kette. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Das Schweizerhaus. Ein vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1873. 2ter Jahrgang. Bern, Jent u. Reinert. 1872. 8. 15 Ngr.

Seidlitz, C. v., Dr. Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpuncte aus betrachtet. Dorpat, Gläser. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

Shakespeare's Southampton-Sonette. Deutsch von F. Krauß. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Simons, T., Aus altrömischer Zeit. Culturbilder. Pracht-Ausgabe. 1ste Lief. Berlin, Gebr. Paetel. Hoch 4. 3 Thlr.

Sommer, E., National-Oekonomie und Social-Politik in ihrer Beziehung und Wirkung auf die socialen Fragen der Gegenwart. Dresden, Jaenicke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der preussische Staat und die kirchliche Frage mit besonderer Berücksichtigung der Fabrisel en Vorschläge für Verfassung der evangelischen Kirche in Preussen. Oldenburg, Schulze. Lex.-8. 10 Ngr.

Stengel, F. v., Der Pflicht geopfert. Erlebnisse aus den Schweizerbergen. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 1 Thlr.

Steudel, A., Ueber die Pfahlbauten. Vortrag. Lindau, Stettner. Hoch 4. 12 Ngr.

Stinde, J., Alltagsmärchen. 2 Bdchn. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stöckl, A., Grundriß der Religionsphilosophie. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 20 Ngr.

Strümpell, G., Die ersten Bibelübersetzungen der Franzosen im 12., 13. und 14. Jahrhundert mit beigefügten Proben, und die theologischen, religiösen, religiös-geschichtlichen und religiös-dramatischen Werke Frankreichs aus den ersten Perioden seiner Literatur, vom 9. bis zum 15. Jahrhundert, für Theologen, Geschichtsforscher und Freunde der französischen Sprache nach mehren Quellen und den neuesten Forschungen zusammengestellt. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Die theologischen Studien in Oesterreich und ihre Reform. Eine theologisch-historisch-politische Monographie. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Treller, F., Des Königs Narr. Schauspiel. Riga, Deubner. 8. 20 Ngr.

Turgénjew's, J., Ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. 6ter Bd.: Ein König Lear des Dorfes. — Frühlingsfluthen. Zwei Novellen. Mitau, Behre. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Treumann, H. v., Liebesleid und Liebeslust. Ein erzählendes Gedicht. Berlin, Schweigger. 16. 20 Ngr.

Twesten, C., Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter in ihrer Entwickelung dargestellt. Herausgegeben von M. Lazarus. 2 Bde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 Thlr.

Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 8ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 Thlr. 26 Ngr.

Ulmer, T. W., Chronik der königl. baierischen Stadt Hersbruck. Nürnberg, Löhe. Gr. 8. 1 Thlr.

Vely, E., Eine Walpurgisnacht. Waldmärchen. Stuttgart, Neff. 16. 27 Ngr.

Verhandlungen der Eisenacher Versammlung zur Besprechung der socialen Frage am 6. und 7. October 1872. Auf Grund der stenographischen Niederschrift von Heinr. Roller herausgegeben vom Ständischen Ausschuß. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verirrt und gefunden. Von J. S. Bremen, Müller. 8. 12 Ngr.

Vischer, R., Ueber das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Aesthetik. Leipzig. Lex.-8. 18 Ngr.

Völter, L., Pädagogische Früchte. 2 Bde. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wägner jr., R., Das Judenthum in der Schule. Ein pädagogischer Bericht für Eltern, Lehrer und Alle, denen die moderne Erziehung nicht gleichgiltig ist. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 16. 5 Ngr.

Wallner's, E., Allgemeine Schaubühne. 31ste Lief.: In sicherer Hut. Original-Lustspiel von M. Bauermeister. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weck, G., Durch Nacht zum Licht. Ausgewählte vaterländische Dichtungen. Ratibor, Thiele. Gr. 16. 18 Ngr.

Weber, F., Reiseerinnerungen aus Rußland. Mit einer linguistischen Beilage aus der russisch-jüdischen Jargon-Literatur. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weil, J., Waldtrauer. Ein Liebessang. Berlin, Hausfreund-Expedition. 16. 27 Ngr.

Weiland, R., Des Landstürmers Tochter. Trauerspiel. Dresden, Schulbuchhandlung. Br. 8. 20 Ngr.

Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Erlebtes und Erdachtes. Gedichte. (3te Folge.) Heidelberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Wilbrandt, A., Gracchus der Volkstribun. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr.

Wurstemberger, L. v., Die evangelische Allianz-Deputation und Herr von Tischendorf. Seine Widerlegung der gegen ihn in dem Buche „die Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen Russlands" erhobenen Beschuldigungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, Wernine, Ein dürstend Herz. Erzählende Dichtung. Poesneck, Latendorf. 16. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart.

Von

Walter Rogge.

Zweiter Band. Der Kampf um ein Reichsparlament.

8. Geh. 2 Thlr.

Der soeben erschienene zweite Band dieses die innere Geschichte Oesterreich-Ungarns behandelnden Werks, dessen erster Band allgemeines Aufsehen erregte, umfaßt die Zeit von August 1859 bis Februar 1867, vom Ende des Ministeriums Bach bis zur Auflösung des Ministeriums Belcredi. Der dritte, das Werk abschließende Band folgt binnen kurzem.

Neuer Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Bastian, Dr. Adolf, Geographische und ethnologische Bilder. Gr. 8. Elegant broschirt $4^1/_3$ Thlr.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann von, Reisen in Indien und Hochasien. Drei Bände. Mit 21 großen Illustrationen in Ton- und Farbendruck, 6 Tafeln topograph. Gebirgsprofile und 3 Karten. Lex.-8. I. Band: brosch. 4 Thlr. 24 Sgr., eleg. geb. 5 Thlr. 14 Sgr., — II. Band: brosch. 5 Thlr. 10 Sgr. eleg. geb. 6 Thlr. — III. Band: brosch. 4 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. 5 Thlr.

Band III erschien soeben. 

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Russlands Machtstellung in Asien.

Eine historisch-politische Studie

von

Hermann Vámbéry,

ord. Prof. der orientalischen Sprachen an der königl. Universität zu Pest.

8. Geh. 15 Ngr.

Das Verhältniss Russlands zu Mittelasien ist seit kurzem eine brennende Tagesfrage geworden. Mit Interesse wird man gerade jetzt die vorliegende Schrift von Vámbéry, dem gründlichen Kenner der europäisch-asiatischen Grenzlande lesen, welche den gegenwärtigen, vielen unbekannten Thatbestand in das rechte Licht setzt und zugleich dringend auf die vom Osten her drohenden Gefahren aufmerksam macht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Skizzen aus Mittelasien. Ergänzungen zu meiner „Reise in Mittelasien“. Deutsche Originalausgabe. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Platon's Leben.

Von

Karl Steinhart.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der kürzlich verstorbene Verfasser hat in dieser von ihm seit langer Zeit vorbereiteten und kurz vor seinem Tode vollendeten Biographie Platon's, nach genauer Prüfung aller Quellen, Wahrheit und Dichtung scharf voneinander geschieden und den innigen Zusammenhang zwischen dem äußern Leben des großen Weltweisen und der fortschreitenden Entwickelung und Ausbildung seiner Lehre nachzuweisen gesucht. Das in der wissenschaftlichen Welt längst erwartete Werk wird von den Fachgelehrten gewiß willkommen geheißen werden, aber auch weitere gebildete Kreise interessiren.

Die Biographie erschien zugleich als neunter Band von Platon's sämmtlichen Werken. Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Erster bis achter Band. 8. Geh. 25 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Religiöse Reden und Betrachtungen.

Von

Dr. Adolph Hausrath,

ord. öff. Professor der Theologie an der Universität Heidelberg.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das vorliegende Buch ist aus Predigten entstanden, die der bekannte Verfasser als Oberkirchenrathsmitglied zu Karlsruhe und Professor zu Heidelberg gehalten, und aus religiösen Aufsätzen, die derselbe für Zittel's „Sonntagabend“ geschrieben hat. Sie sind nach den Gesichtspunkten „Gott“, „Christus“, „Paraklet“ geordnet und bilden so ein in sich zusammenhängendes Erbauungsbuch, das alle wesentlichen religiösen Fragen in populärer Weise bespricht. In einer ausführlichen Vorrede hat der Verfasser sich über seine Stellung zu den schwebenden kirchlichen Fragen ausgesprochen, indem er nachweist, wie der Kirche der Gegenwart nicht mit neuen Verfassungen, Bekenntnissen oder irgendwelchen Organisationen zu helfen sei, sondern lediglich durch ernste Vertiefung in das religiöse Leben selbst.

Verlag von F. Henschel, Berlin.

Der alte und der neue Glaube.

Ein Bekenntniß als Antwort auf David Friedr. Strauß

von

Dr. L. Weis.

12 Bogen geheftet 24 Sgr.

Höchst gründliche Widerlegung des Strauß'schen Buchs vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 27. Februar 1873.

Zur Geschichte der deutschen Literatur.

1. Goethe's Briefe an Eichstädt. Mit Erläuterungen herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Berlin, Hempel. 1872. 8. 2 Thlr.

Der durch sein verdienstliches Buch „Goethe und Leipzig" (2 Bde. Leipzig 1865) bekannte Verfasser hat die Briefe, welche Goethe vom Jahre 1803—30 an den jenaer Professor Eichstädt richtete, hier gesammelt und mit Einleitung sowie mit Erläuterungen versehen.

Bekanntlich erschien seit 1785 zu Jena die „Allgemeine Literaturzeitung" unter der hauptsächlichen Leitung des Professors Schütz; eine große Zahl der bedeutendsten deutschen Gelehrten nahm an derselben theil, und das Blatt genoß einer durch das Gewicht der Beurtheilenden wohlverdienten Beachtung. Auch Goethe wandte derselben, wenn auch nur vereinzelt und durch Einrückung von Anzeigen und kurzen Mittheilungen, seine Theilnahme zu. Als im Jahre 1803 die jenaer Hochschule durch den Abgang einer Anzahl bedeutender Lehrer einen empfindlichen Verlust erlitt, siedelte auch Schütz nach Halle über und beabsichtigte seine „Literaturzeitung" ebenfalls dahin zu verlegen. Doch ward die Sache im Sommer 1803 ruchbar, und Goethe setzte alles daran, die „Allgemeine Literaturzeitung" nicht eingehen, sondern von Neujahr 1804 ab in Jena eine „Jenaische Literaturzeitung" erscheinen zu lassen. Dabei kam es ihm sehr zu statten, daß der ausgezeichnete Latinist, Hofrath Professor Eichstädt, bereits seit mehrern Jahren Schütz bei der Redaction der „Allgemeinen Literaturzeitung" unterstützt hatte. Eichstädt blieb in Jena, und ihm wurde die fernere Leitung der „Literaturzeitung" übertragen, welche fortan die „Jenaische" hieß im Gegensatze zu der von Schütz herausgegebenen „Hallischen".

Goethe betrachtete es als eine Ehrensache, die „Jenaische Literaturzeitung" aufrecht zu erhalten, und wandte dem Unternehmen seine ganze Theilnahme zu, namentlich in den ersten drei Jahren, bis das Unternehmen sich einen festen Kreis von Mitarbeitern und Lesern gewonnen hatte. Er selbst liefert Beurtheilungen von Schriften schöngeistigen Inhalts, macht Vorschläge in Bezug auf die Wahl von sachkundigen Beurtheilern bis zur Kochkunst herab — oder hinauf, wenn man will —, sieht inhaltlich bedenkliche oder schwache Aufsätze durch und theilt seine Ansicht über Zulassung oder Abweisung derselben mit, sucht den Abdruck allzu schroffer und absprechender Arbeiten, besonders sofern dieselben den Frieden im künstlerischen und wissenschaftlichen Lager zu Weimar und Jena zu stören geeignet erscheinen, zu verhindern, all dies nicht sowol als Berechtigter und Unfehlbarer, sondern in der Stellung eines kundigen und wohlmeinenden Rathgebers, dessen Rath denn auch von Eichstädt, dem eigentlichen Herausgeber des Blattes, mit Dank und Beachtung entgegengenommen wird. Nach der jenaer Schlacht drängen sich die Briefe nicht mehr in der frühern Weise; die „Jenaische Literaturzeitung" tritt mehr in den Hintergrund, und andere Mittheilungen geschäftlicher oder wissenschaftlicher Art oder auch sonst auf die jenaer Verhältnisse bezüglich, bilden den Inhalt der Briefe; nur zu zeiten, in besonders häkeligen Fällen, tritt Goethe dem Professor mit gutem Rath zur Seite; andererseits muß Eichstädt mit allerlei bio- oder bibliographischen Notizen, lateinischen Gelegenheitsinschriften u. a. m. aushelfen. Die allermeisten Briefe sind, in Goethe's späterer Art, dictirt und mit einigen eigenhändigen Schlußworten unterzeichnet, nur eine geringe Zahl von Blättern sind von dem Dichter selbst geschrieben; alle Schriftstücke, 220 an der Zahl, fanden sich wohlgeordnet in Eichstädt's Nachlaß.

Es ist erklärlich, daß der Herausgeber, nachdem er sich lange Zeit mit diesen Briefen beschäftigt, von ihrer Bedeutung eine hohe, unsers Erachtens übertriebene Meinung erhielt. Er schreibt: „Goethe's Briefe an Eichstädt, das darf unbedenklich gesagt werden, nähern sich den

Goethe-Schiller'schen vor allen. Man fühlt auch aus ihnen lebhaft heraus, daß Goethe sich bewußt ist, an einen geistig Ebenbürtigen zu schreiben." Man kann darüber sehr anderer Ansicht sein. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß diese Briefe für die Kenntniß von Goethe's wissenschaftlicher Arbeit, seiner Mitarbeit an der Literaturzeitung sehr bedeutsam sind, aber eine Vergleichung mit dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel trifft durchaus nicht zu; auch war Eichstädt trotz seiner philologischen Gelehrsamkeit und seiner trefflichen Latinität nicht der Mann, den Goethe als einen Ebenbürtigen zu betrachten Grund gehabt hätte. Es entspricht durchaus Goethe's Wesen, daß er gegenüber dem mit seinem Namen verantwortlichen Herausgeber nur die Stellung eines Zu- oder Abrathenden bewahrt; ein lebendiger geistiger oder gemüthlicher Erguß kommt nur selten zu Tage, eigentlich auch nur dann, wenn Goethe von seinem überlegenen Standpunkte aus die Pflicht der Kritik darlegt und dadurch Eichstädt zu richtiger Behandlungsweise einer schwierigen Frage hinzuführen versucht. Dazu hat, da Eichstädt's Briefe nicht vorliegen und es sich zumeist um Beurtheilungen jetzt verschollener Bücher handelt, diese meist kurze geschäftsmäßige Behandlung literarischer Fragen, deren Gegenstand dazu nicht immer deutlich erkennbar ist, sondern erst aus den Erläuterungen offenbar wird, etwas Trockenes an sich. Wenn wir also die Bedeutung dieser Veröffentlichung für die Kenntniß des Dichters nicht in Abrede stellen, so können wir doch die auch nur nachbarlich anlehnende Vergleichung der Briefe mit dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel nicht als gerechtfertigt betrachten. Besondere Anerkennung verdienen die auf eingehender Arbeit beruhenden Erläuterungen des Herausgebers.

Dennoch ist es selbstverständlich, daß auch hier manche Stelle vorkommt, welche zur Kennzeichnung des Dichters von Werth ist. So ist z. B. eine Aeußerung für Goethe's weises Maß durchaus bezeichnend:

Die Recension der „Natürlichen Tochter" können wir nicht wohl abdrucken lassen. Ich bin sehr dankbar für die gute Meinung, welche der Verfasser von meinen Sachen überhaupt hegt, und ich habe mit der Art und Weise, wie er in das Stück eindringt, alle Ursache zufrieden zu sein, allein man könnte uns doch verdenken, wenn wir etwas, das dergestalt uns selbst zum Lobe gereicht, abdrucken ließen.

Ganz besonders bedeutsam erscheint ein Brief vom 15. September 1804, in welchem Goethe sich über eine von Bernhardi eingesandte Beurtheilung, wie es scheint, von Schiller's damals neu erschienenen Dramen, ausspricht. Es ist erklärlich, daß Goethe schroffe Aeußerungen über Angehörige des weimarer und jenaer Kreises nach Kräften abwehrt; er thut es hier mit um so mehr Berechtigung, als er dem Dichter nahe befreundet, selbst Dichter und sein eigenes Verhältniß zur „Literaturzeitung" den Eingeweihten nicht verborgen ist. So unterzieht Goethe hier jene Kritik einer Kritik, welche selbst ein Kunstwerk ist und die Pflicht des Beurtheilenden in feinster Weise entwickelt. Er spricht:

Jeder Dichter baut sein Werk aus Elementen zusammen, die freilich der eine organischer zu verflechten vermag als der andere; doch kommt es auch viel auf den Beschauer an, von welcher Maxime dieser ausgeht. Ist er zur Trennung geneigt, so zerstört er mehr oder weniger die Einheit, welche der Künstler zu erringen strebt; mag er lieber verbinden, so hilft er dem Künstler nach und vollendet gleichsam dessen Absicht.

Man kann in Rafael'schen Frescogemälden zeigen, wie sie theilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen, und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen sein.

Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technischen Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, „Odyssee" und „Ilias", vor dem Scharfblick eines trennenden Kritikers auseinander. Ja wer wird es leugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe?

Das alles soll nur so viel andeuten, daß der Dichter, besonders der moderne, der lebende, Anspruch an die Neigung des Lesers, des Beurtheilers machen und voraussetzen darf, daß man constructiv mit ihm verfahre und nicht durch eine disjunctive Methode ein zartes, vielleicht schwaches Gewebe zerreiße oder den etwa schon vorhandenen Riß vergrößere.

Herr C. scheint die Härte seiner trefflichen Bemerkungen selbst zu fühlen, indem er sagt: „Manches scheint hier hart, weil ich das individuell bindende Princip nicht ausführen kann, weil die Verhältnisse fehlen zur absoluten Kunst u. s. w."; ferner: „Bei dem edeln Dichter erscheint die Disharmonie als irdische Bedingung seiner schönen Natur, als menschliche Schwäche einer edeln Seele, als negatives Glied eines schönen Gegensatzes."

Könnte Herr B. bei Beurtheilung der Werke unsers Freundes von diesen lebendigen und belebenden Principien ausgehen, könnte er bei der Behandlung mit billiger Milde verfahren, so brauchte nichts von den Gesinnungen und Ueberzeugungen verschwiegen zu werden, und das Resultat müßte dem Dichter, seinen Freunden und dem Publikum höchst erwünscht sein.

Noch eins! Bei strenger Prüfung meines eigenen und fremden Ganges in Leben und Kunst fand ich oft, daß das, was man mit Recht ein falsches Streben nennen kann, für das Individuum ein ganz unentbehrlicher Umweg zum Ziele sei. Jede Rückkehr vom Irrthum bildet mächtig den Menschen im einzelnen und ganzen aus, sodaß man wohl begreifen kann, wie dem Herzensforscher ein reuiger Sünder lieber sein kann als 99 Gerechte. Ja man strebt oft mit Bewußtsein zu einem scheinbar falschen Ziel, wie der Fährmann gegen den Fluß arbeitet, da ihm doch nur darum zu thun ist, gerade auf dem entgegengesetzten Ufer anzulanden.

In ähnlich milder Weise schreibt er Ausgang 1808 über eine Beurtheilung von Zacharias Werner's „Attila":

Es ist viel Wahres in der Recension, vieles ausgesprochen, was ich ungefähr auch denke, aber sie ist nicht gerecht, voll bösen Willens, nicht urtheilend, aufbauend, sondern verdammend und vernichtend. Werner's Talent müßte man erst vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen und sodann den unerlaubten Misbrauch rügen, den er davon macht, ein Verfahren, das man noch gegen ein halb Dutzend jüngerer Schriftsteller ergreifen sollte. Aber wer will's thun? Auch halte ich die gegenwärtige Recension deswegen verwerflich, weil, auch abstrahirt vom Inhalt, die äußere Form nicht redlich ist. Mit dieser Art von Persiflage will ich „Hamlet" und „Othello", die „Jungfrau von Orleans" und „Tell" ebenso gut als die Geisel Gottes vor den Augen der Welt, wie sie ist, lächerlich machen.

Eine ähnliche Stelle bringt Nr. 189. Es sind das Grundsätze hinsichtlich der Beurtheilung von Kunstwerken, welche für Goethe's Einsicht wie für sein Herz gleich ehrenvoll erscheinen. Und sogar dem wirklich Werthlosen gegenüber offenbart er die gleiche Gutartigkeit und überlegene Billigkeit; so wenn er 1804 über ein mislungenes Drama schreibt:

Die würdige Verfasserin der „Charlotte Corday" hätte besser gethan, sich ein warmes Unterröckchen für den Winter zu stricken, als sich mit dem Drama zu befassen. Ich würde rathen, es etwa an S. zu geben, der kein unbarmherziger Recensent ist.

Solcher Stellen finden sich manche. Im ganzen aber steht die Sammlung in ihrer durchweg geschäftlichen Haltung hinter gar manchem von Goethe's Briefwechseln zurück, was nicht hindert, daß sie für die wissenschaftlichen Bemühungen des großen Mannes und zunächst für seine Beziehungen zur „Jenaischen Literaturzeitung" ein reiches und schätzenswerthes Material darbietet.

2. Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinson's; nebst Biographie und Einleitung herausgegeben von Karl Eitner. Weimar, Böhlau. 1871. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Neben die Mittheilungen aus dem wissenschaftlichen Gedankenkreise Goethe's stellen wir die Schilderungen, welche ein geist- und kenntnißreicher Engländer, Henry Crabb Robinson, gelegentlich eines mehrjährigen Aufenthalts und wiederholter Reisen in Deutschland von den ihm nahegekommenen Persönlichkeiten entwirft; daß es Robinson, in frischester Blüte des Mannesalters stehend, vergönnt war, in den weimarer Kreis einzutreten, das gibt den hier mitgetheilten Auszügen aus seinen Lebenserinnerungen ihre besondere Bedeutung.

Es erschien nämlich im Jahre 1869 zu London ein Buch in drei großen Quartbänden: „Tagebuch, Erinnerungen und Briefwechsel von Henry Crabb Robinson, Rechtsanwalt." Das Werk machte leichterklärliches Aufsehen, weil der Verfasser in demselben seine Berührungen mit einer großen Zahl bedeutender Dichter, Künstler, Gelehrten u. s. w. seines Vaterlandes eingehend schildert. Es würde dieser Umstand nicht hinreichen, dem Buche einen größern Kreis deutscher Leser zu gewinnen; für uns dagegen ist es bedeutsam, daß Robinson als junger Mann mehrere Jahre in Deutschland und zwar hauptsächlich in Jena verweilte und von dort aus mit dem weimarer Dichterkreise in freundschaftliche Berührung trat, sofern überhaupt das große Wort „Freundschaft" gebraucht werden kann von der wohlmeinenden Antheilnahme einer Anzahl älterer hochbedeutsamer Geister für einen jungen Ausländer, welcher aber die Anziehungskraft einer liebenswürdigen Persönlichkeit und lebendigen Anregungsfähigkeit besaß. In dieser Art gehört Robinson zu der Zahl jener Engländer, welche, wie Carlyle und Lewes, der Sonnenhöhe deutschen Geisteslebens, wie sie im weimarer Dichterkreise ihren glänzenden Ausdruck fand, besondere Aufmerksamkeit zuwenden, zu den Missionaren für die deutsche Literatur in England; und wenn Robinson nach der Erscheinungszeit seines Werks sich als Spätling ihnen anschließt, so hat er zugleich den Vortheil, ein Mitlebender gewesen zu sein.

Durch eine wunderbare körperliche Rüstigkeit bis in das höchste Alter aufrecht gehalten, bedürfnißlos, es sei denn der geistigen Erfrischung durch eine jährliche Reise bedürftig, vermögend genug, um nach einem starken Jahrzehnt advocatischer Thätigkeit sorglos und frei zu leben, hat Robinson als Greis aus Tagebüchern und Briefen, von der lebhaftesten Erinnerungsgabe unterstützt, seine Erlebnisse und Begegnungen im Verkehr mit merkwürdigen Persönlichkeiten aufgezeichnet; derjenige Theil dieser Denkwürdigkeiten, welcher sich auf bedeutsame Gestalten des deutschen Schriftlebens bezieht, wird hier, mit der erforderlichen Einleitung und Erläuterungen versehen, dem deutschen Leser dargeboten. Soweit Robinson's Darstellung des Verfassers Erlebnisse in der Heimat, die literarischen und wissenschaftlichen Erscheinungen seines Vaterlandes betrifft, hat der Herausgeber das Wesentliche in einem allerdings etwas umfassenden Auszuge herausgehoben; den Kern des Buchs bilden die Aufzeichnungen aus der jenaer Studienzeit und die spätern sechs Reisen, welche den unverwüstlichen Mann nach Verlauf einiger Jahre immer wieder an die Stätten zurückführen, wo er in der Jugend glücklich gewesen im Verkehr mit jener glänzenden Reihe merkwürdiger Menschen, die ihr Vergnügen hatten an dem gescheiten, vielseitig bewanderten, vielseitig Antheil nehmenden jungen Fremdling, welchem zugleich in seltener Weise die Gabe angeregter, witziger, liebenswürdiger Unterhaltung zu Gebote stand.

Henry Robinson — Crabb ist der Familienname der Mutter, nach englischer Sitte dem Vaternamen vorgesetzt — war geboren 1775 zu Bury in der Grafschaft Lancaster; sein Vater wie dessen Vorfahren, soweit man es ermitteln konnte, waren Gerber; die Familie gehörte zu den Dissenters und hatte eine streng religiöse Richtung; die Mutter wußte mit dem jüngsten Sohne, einem wilden Jungen, nicht viel anzufangen; der Vater kümmerte sich nicht um die Erziehung; im übrigen wurde der fähige, frühzeitig sehr redefertige Knabe gut unterrichtet. Herangewachsen ward er Schreiber bei einem Anwalt, kam so auf Umwegen in die Praxis des Advocatenstandes hinein, las fleißig Zeitungen, religiöse und politische Streitschriften, schrieb auch etliche Aufsätze in Provinzialblätter; 1796 geht er nach London, sich auf einer Geschäftsstube ernstlich auszubilden, erbt danach von einem Onkel ein kleines Vermögen, dessen Jahresertrag von 100 Pfund für seine bescheidenen Bedürfnisse genügt. Die advocatischen Neigungen treten einstweilen in den Hintergrund; durch einen Freund in die deutsche Literatur eingeführt, gewinnt er für dieselbe ein lebhaftes Interesse, lernt deutsch und beschließt zunächst durch eine Reise nach Deutschland den Wandertrieb zu befriedigen, welcher dem Engländer in die Haut gewachsen zu sein scheint. Eben 25 Jahre alt, verläßt er London und betritt am 6. April 1800 an der Elbmündung den deutschen Boden.

Nachdem er einige Wochen in Hamburg verweilt, begibt sich Robinson nach Frankfurt, zunächst bemüht, durch Unterricht, Lesen und Aufsuchen gebildeten Verkehrs sich in der deutschen Sprache auszubilden. Er hat den Vortheil, mit einer Anzahl bedeutender Personen bekannt zu werden; so mit der greisen Sophie Laroche und mit der Familie Brentano. Die Frauen des Hauses machen ihm den Vorschlag, Robinson solle sie Englisch lehren, und sie wollten ihn dagegen in die deutsche Poesie, d. h. in Goethe's Dichtungen einführen; der Vorschlag wird angenommen, und unser Engländer gewinnt dadurch für sein ganzes Leben regste Theilnahme für den König der deutschen Dichtung. Christian Brentano, ein jüngerer Bruder von Clemens, fordert ihn auf zu einer Fußreise nach Sachsen; im Sommer 1801 machen sich die beiden jungen Leute auf, besuchen das wirre Genie Clemens Brentano in Göttingen, sehen den Harz und nehmen dann Wohnung in Grimma, wo Christian sich für den Besuch der Hochschule

vorzubereiten gedenkt. Robinson vertieft sich in Kant, macht einen Ausflug nach Dresden und Prag. In Teplitz begegnet ihm ein Abenteuer, welches hier die Mittheilungen aus dem anziehenden Buche eröffnen mag, weil es bezeichnend ist für die Stellung, welche der seltener als jetzt erscheinende Engländer damals in Deutschland genoß und zugleich erklärt, wie es dem jungen Manne gelang, mit den größten Geistern Deutschlands freundschaftlich zu verkehren:

Die Brunnenzeit war schon vorbei, sodaß ich mich völlig auf mich selbst angewiesen fand. Doch der noch fortgesetzte Aufenthalt des Fürsten von Ligne, welcher das Schloß noch bewohnte, gewährte mir den Tag nach meiner Ankunft ein unerwartetes Vergnügen. Man sagte mir, daß dort ein Liebhabertheater bestände, auf welchem „die Herrschaften", die adelichen Bewohner des Schlosses, spielten, und in welchem nur anständig Gekleidete zugelassen würden, die Adelichen im Parterre unten, die Bürgerlichen auf der Galerie oben. Ich begab mich an die Thür zum Parterre. „Sind Sie adelich, mein Herr?" fragte der Thürsteher. — „Ich bin Engländer", sagte ich, „und alle Engländer sind adelich." — „Ich weiß das, mein Herr", versetzte er und öffnete mir die Thür. Ich hatte es, ohne Scherz zu machen, gesagt, denn überall in Deutschland werden die reisenden Engländer behandelt als wären sie Adeliche; sogar an den kleinen Höfen, wo kein englischer Gesandter ist, läßt man sie mit Ausfragen über Geburt, Titel oder den Ort, woher sie kommen, unbehelligt.

In Grimma wird Robinson mit Seume bekannt; derselbe macht im November 1801 einen Ausflug nach Weimar, um sich dort vor seinem berühmten Spaziergang nach Syrakus zu verabschieden; Robinson wird zur Begleitung eingeladen. In Weimar angelangt, besucht er mit Seume die Götter, Halb- und Viertelsgötter des Musenhofs, Wieland, Böttiger, Meyer, Kotzebue, Herder, Goethe, Schiller.

Ich hatte gegen Seume geäußert, daß ich mit Wieland zu sprechen, Goethe aber nur anzuschauen wünschte, und dieser Wunsch ging buchstäblich in Erfüllung. Mein Begriff von seiner Größe war ein so großer, daß ich glaube, hätte sich auch die Gelegenheit dargeboten, ich würde doch unfähig gewesen sein, in eine Unterhaltung mit ihm einzugehen; aber wie es sich gerade fügte, so war es mir gestattet, ihn nur stillschweigend anstaunen zu dürfen. Goethe lebte in einem großen und hübschen Hause, d. h. für Weimar. Vor der Thür seines Arbeitszimmers war in Mosaik ein Salve ausgelegt. Bei unserm Eintritt erhob er sich und deutete uns etwas kalt und zurückhaltend an, uns zu setzen. Da er sein strahlendes Auge auf Seume richtete, der das Wort führte, so hatte ich sein Profil vor mir, und so blieb es die 20 Minuten lang, die wir verweilten. Er war damals im zweiundfunfzigsten Jahre und fing an wohlbeleibt zu werden. Mich dünkt, daß er eine der ausdrucksvollsten schönsten persönlichen Erscheinungen war, die mir je zu Gesicht gekommen sind. Mein Ehrfurchtsgefühl wurde noch durch einen Zufall gesteigert. Das letzte Schauspiel, welches ich in England gesehen hatte, war „Maß für Maß", worin eins der bedeutendsten Momente der war, als Kemble, der den Herzog gab, verkleidet als Mönch, vor Lucio die Kutte abwirft. Hierauf bestieg Kemble mit dem Ausdruck bewunderswerther Hoheit den Thron und übergab den Verbrecher dem Gericht. Goethe blieb fortwährend in derselben Stellung sitzen, und ich behielt genau dieselbe Richtung seines Antlitzes im Auge. Die Unterhaltung war gänzlich unbedeutend. Meine Begleiter sprachen von sich, Seume von seiner unglücklichen Jugend und seinen Abenteuern. Goethe lächelte, wie es mir schien, gütig und herablassend. Als wir entlassen worden waren und ich mich wieder in der freien Luft befand, fühlte ich meine Brust wie von einem Druck erlöst und rief aus: „Gott sei Dank!"

Bei Schiller waren wir nur einige Minuten. Ich hatte gerade nur so viel Zeit, um Coleridge's Uebersetzung des „Wallenstein" zu erwähnen, von welcher er eine günstige Meinung zu haben schien. Der Uebersetzer wäre ein Mann von Talent, sagte er; aber er hätte einige lächerliche Misgriffe begangen. Schiller hatte eine heftige Ausdrucksweise und ein kränkliches Aussehen, und seine Manieren waren die eines Menschen, der sich nicht behaglich fühlt. Es war in ihm eine Mischung von der Zerstreutheit des Genies und der Eckigkeit des Studenten. Seine Gesichtszüge waren groß, aber unregelmäßig.

Nachdem sie den „Sitz der Musen" besucht, begeben sich Seume und Robinson auch nach der Schule der Philosophen, nach Jena. Robinson faßt den verständigen Entschluß, nicht ferner ohne sonderliche Ausbeute in Grimma zu hausen, sondern nach Jena überzusiedeln. Er verläßt Anfang Mai 1802 seinen bisherigen Aufenthaltsort, nicht ohne vorher mit Freund Brentano einen Abstecher nach Frankfurt zu machen über das Fichtelgebirge, Erlangen und Nürnberg. In Frankfurt trifft Robinson etliche mal mit der Frau Rath Goethe zusammen:

Sie hatte die Miene und die Haltung einer kräftigen Persönlichkeit und sprach von ihrem Sohne mit Genüge und Stolz. Sie sprach auch von dem Ursprung des „Götz von Berlichingen". Ihr Sohn sei eines Tags in aufgeregter Stimmung heimgekommen und habe gesagt: „O, Mutter, ich habe das und das Buch in der öffentlichen Bibliothek gefunden und will ein Theaterstück daraus machen! Was für große Augen werden die Philister über den Ritter mit der eisernen Hand machen! Das ist prächtig — die eiserne Hand!"

Im Sommer 1802 macht sich Robinson wieder auf nach Marburg, wo er als Savigny's Gast sechs Wochen verweilt; im October 1802 wird er als Student zu Jena eingeschrieben. Es beginnt damit, wie der Greis bekennt, „einer der glücklichsten Zeiträume seines Lebens"; jedenfalls trägt noch der 50 Jahre später darüber niedergeschriebene Bericht die Spuren des Behagens an sich, welches Robinson an diesem Brennpunkte deutscher Wissenschaft empfand. Jena war damals auf der Höhe seiner Bedeutung. Jung genug, um sich den neuen Eindrücken mit voller Seele zu ergeben, alt genug, um der Bedeutsamkeit der gemachten Bekanntschaften mit vollem Bewußtsein froh zu werden, nicht allein als einziger Engländer der Hochschule sich aus der großen Zahl hervorhebend, sondern auch durch Geistesreife, schlagfertigen Witz, anmuthigste Unterhaltungsgabe gewinnend, wirft er sich kopfüber nicht etwa in die jenaer Studententollheiten, sondern in die speculative Philosophie, welche damals in Schelling ihren glänzenden Vertreter hatte. Sehr possirlich beschreibt er — mit mancherlei Auslassungen — den Beginn seiner Studienzeit:

Um 6 Uhr kommt der Mann, welcher meine Kleider bürstet und mein Schuhwerk säubert, öffnet mein Schlafzimmer und zündet mir Licht an. Ich springe augenblicklich von meinem unglücklichen Strohsack empor, gehe in mein Zimmer, wo in einer halben Stunde unser nettes Dienstmädchen mir die gebrannten Mohrrüben, Kaffee genannt, bringt, die ich trinke, weil ich Durst habe, jedoch nicht ohne herzliche Sehnsucht nach Thee und geröstetem Brot. Dies abgemacht, nehme ich Schelling's „Journal für speculative Physik" zur Hand und indem ich die gedruckten Paragraphen mit meinen am letzten Freitag niedergeschriebenen Notizen vergleiche, versuche ich mich zu überreden, daß ich etwas verstanden habe. Dann höre ich wieder bei ihm eine Vorlesung über denselben Gegenstand. Genau um 10 Uhr eile ich in das Lehrzimmer Seiner Magnificenz des Prorectors Voigt und höre seine Vorlesung über Experimentalphysik, die wir Naturphilosophie nennen; ich bewundere seine Instrumente und lächle über die erhabene Abgeschmacktheit seiner

Erläuterungen der Gesetze der Natur und über seine Versuche, eine mystische Nutzanwendung aus seinen physikalischen Vorträgen zu ziehen. Erschöpft von dieser Vorlesung, weiß ich vielleicht kaum, was ich von 11—12 Uhr vornehmen soll, als ich auch schon mit Widerstreben heimkehre zu einem sehr schlechten Mittagstisch. Jena ist berühmt dafür, daß man dort schlecht ißt und trinkt. Dann bereite ich mich für eine Vorlesung um 2 Uhr bei dem Geheimrath Loder über physische Anthropologie vor, bei weitem die am besten vorgetragene und die nützlichste von allen Vorlesungen, die ich besuche. Von Loder gehe ich zu Schelling und höre dessen Vorlesung über Aesthetik oder Philosophie des Geschmacks, einmal die Woche. Nach einigem Herumstreifen am Flusse besuche ich Schelling's Vorlesung über speculative Philosophie, und mich belebt der Anblick von mehr als 130 begeisterten jungen Männern, welche der Darlegung einer Philosophie emsig lauschen, die größere Ansprüche macht als irgendeine öffentlich aufgestellte seit den Tagen des Plato. Doch wenn ich zufällig in prosaischer Stimmung bin, so lächle ich über die Geduld einer so großen Versammlung, die da so emsig, weil es die Zeit so mit sich bringt, ein Detail anhört, welches nicht einer von Zwanzigen versteht. Um 6 Uhr komme ich erschöpft von der Aufmerksamkeit für schwer zu begreifende Neuheiten nach Hause; und nachdem ich vielleicht einen erfolglosen Versuch gemacht habe, einige englische Jamben als eine Uebersetzung von Goethe's „Tasso" niederzuschreiben, lese ich im Bett irgendein Feenmärchen, ein Gedicht oder irgendein anderes leichtes Werk.

Die Versenkung in die Tiefen der Naturphilosophie Schelling's hindert übrigens unsern Freund nicht, etliche mal mit zu commerschiren und wiederholt nach Weimar zu gehen, theils um Aufführungen der damals ganz neuen classischen Stücke von Goethe oder Schiller beizuwohnen, theils um Herder zu besuchen; ebenso tritt er mit Schelling, Paulus, Griesbach, Voß und andern jenaer Berühmtheiten in persönliche Berührung. In den Osterferien 1803 macht er eine Fußreise nach Berlin, wo er Nicolai aufsucht, dem er darauf für die „Neue berliner Monatsschrift" einen langen Aufsatz schickt, welcher von einer überraschenden Sicherheit des deutschen Ausdrucks Zeugniß gibt. So war „der Engländer", wie er allgemein genannt wird, ohne allen Zweifel eine zu jener Zeit in Jena allbekannte Persönlichkeit, fleißig in den Collegien und bei der Arbeit, ein rüstiger Fußwanderer und heiterer Gesellschafter, beliebt bei den Studenten, denen er, unbeschadet der philosophischen Studien, die englischen Turnkünste des Grabenspringens und Froschhüpfens beibringt, geachtet von den Professoren wegen seines wissenschaftlichen Strebens, seines frischen Geistes und rücksichtslosen Wahrheitssinnes: jedenfalls eine ganz eigenartige Erscheinung.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in nächster Nummer.)

David Friedrich Strauß und seine Gegner.

(Beschluß aus Nr. 9.)

1. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß. Erste bis dritte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß, kritisch gewürdigt von Johannes Huber. Vermehrter Separatabdruck aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Nördlingen, Beck. 1873. 8. 12 Ngr.
3. Ein Nachwort als Vorwort zu den neuen Auflagen meiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube", von David Friedrich Strauß. Bonn, Strauß. 1873. 8. 10 Ngr.

Trotz der Fragezeichen, die wir bei einzelnen Stellen der ersten Abschnitte des neuen Werks von Strauß (Nr. 1) anbrachten, erscheinen uns dieselben doch als der Kern des Werks, und zwar als ein tüchtiger und bedeutsamer Kern. Wir sind nicht der Ansicht, daß man neuen Wein in alte Schläuche füllen müsse — schon die Bibel warnt davor. Es handelt sich hier nicht um den Glauben der Frommen, der unangetastet bleiben muß; es handelt sich um die Wissenschaft und ihre Thaten. Der Gedanke ist immer radical — das ist sein gutes Recht; ein Denken nach feststehenden Voraussetzungen, an denen dasselbe nicht rütteln darf, kann zu keinen nennenswerthen Consequenzen führen. Es ist die bekannte „Freiheit im Fischkasten". Jedenfalls ist Strauß als Denker seinen Gegnern überlegen. Wenn Alfred Dove die Frage nach unserm Verhältniß zum Christenthume so stellt: „ob die von Jesus ausgehende religiöse Bewegung noch mit so wesentlichen Consequenzen an unsere Welt- und Lebensanschauung heranreiche, daß es einen Sinn habe, unsere eigenen religiösen Grundsätze an seinen Namen anzuknüpfen", so weist Strauß in seinem „Nachwort" (Nr. 3) mit Recht darauf hin, daß es nicht eine, sondern zwei Fragen seien, davon man die eine bejahen und die andere verneinen kann:

> Daß die von Jesus ausgegangene religiöse Bewegung noch mächtig in unsere Zeit hereinwirke, wird niemand leugnen; nur daß diese Wirkungen mit jedem Jahrzehnt tiefer in Streit gerathen theils mit wissenschaftlichen Wahrheiten, theils mit praktischen Maximen, die der neuern Zeit angehören. Dann aber, das „Anknüpfen unserer religiösen Grundsätze an seinen Namen" sagt viel weniger, als um was es sich hier handelt; die Frage ist, ob wir ihm noch einen Cultus widmen, ihn als Haupt einer besondern Heilsanstalt betrachten können? und dazu, behaupte ich, sind auf unserm Standpunkte die Bedingungen nicht mehr vorhanden.

Wenn Hegel in seiner vorzüglichen Theorie von der Knotenlinie der Maßverhältnisse darauf hinweist, daß es einen Punkt gibt, wo die Quantität in die Qualität umschlägt, so darf man auch bei geschichtlichen Entwickelungen eine derartige Knotenlinie anerkennen; einen Punkt annehmen, wo eine Weltanschauung sich so weit entwickelt hat, daß sie nun ihren eigenen Boden aufgeben muß, daß sie in eine neue umschlägt. Das Christenthum ist aus dem Judenthum entstanden und trägt noch heutigentags unverkennbare Spuren seines Ursprungs an sich; dennoch würde man es gewiß für kleinlichen Spott halten, der nur in der ersten Zeit nach dem Auftauchen der neuen Religion einiges Recht hätte in Anspruch nehmen können, wenn man die Christenheit als eine jüdische Sekte bezeichnen wollte. Es vertrat eine neue, zur Weltherrschaft

berufene Weltanschauung. Das Judenthum, aus dem es hervorgegangen, hatte es wie eine embryonische Hülle abgestreift. Nun behaupten Strauß und die Gleichgesinnten, daß auch aus der christlichen Religion ein neuer Glaube hervorgegangen sei, welcher jetzt auf eigenen Füßen stehe und die religiöse Hülle abzustreifen ein volles Recht habe; die Gegner dagegen räumen dem Christenthume eine Elasticität ein, die es auch für die freieste Auffassung noch dehnbar mache. Es ist eine entscheidende That von Strauß, die Frage einmal so gestellt zu haben. Seine Beweisgründe lassen sich nicht durch Phrasen widerlegen, wie sie Dove und andere seiner Gegner aus dem phrasenreichen Wolkenkukuksheim der Vermittelungstheologie hernehmen; man möge jeden einzelnen Punkt, den Strauß hervorhebt, widerlegen; man möge beweisen, daß der Glaube der Gebildeten noch im Einklang ist mit den Anforderungen der christlichen Dogmatik, daß unsere Naturwissenschaft, unsere Politik, unsere Diplomatie, unser ganzes Staatswesen noch auf christlicher Grundlage ruht — Strauß ist überzeugt davon, daß man nur Nothbrücken über diese Kluft schlagen wird.

Nachdem Strauß sich kritisch mit dem Christenthum und der Religion auseinandergesetzt und als letzten Rest des zerstörten Glaubens nur das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit vom Universum übriggelassen hat, wirft er die Frage auf: „Wie begreifen wir die Welt?" Diese Frage kann er nur an der Hand der Naturwissenschaft beantworten, und der Zweck dieser Antwort ist, wie es im „Nachwort" heißt: „das Zustandekommen der natürlichen Welt in ihrer Mannichfaltigkeit und ihrer Stufenfolge bis zum Menschen hinauf ohne Zuhülfenahme eines Schöpfers, ohne Zwischeneintritt des Wunders zu erklären". Der hesiodischen, biblischen, christlichen Kosmogonie wird die naturwissenschaftliche gegenübergestellt, die hauptsächlich auf den Resultaten der neuern Astronomie und des Darwinismus beruht. An Kant's „Allgemeine Geschichte und Theorie des Himmels" sich anlehnend, in welcher oft mit dem Instinct glücklichster Vorahnung und scharfsinnigen Verstandes das Richtige, durch spätere Forschungen Bestätigte getroffen sei, und auf Grund der neuesten Entdeckungen der Spectralanalyse, sowie derjenigen in Betreff der Doppelsterne, Kometen u. s. f., faßt Strauß die auf der Basis der Naturwissenschaft ruhende Anschauung des Universums in die folgenden Sätze zusammen:

Sehen wir auf das Universum im ganzen, so hat es niemals eine Zeit gegeben, wo dasselbe nicht war, wo in demselben kein Unterschied von Weltkörpern, kein Leben, keine Vernunft gewesen wäre; sondern das alles, wenn es in einem Theil des All noch nicht war, so war es in einem andern Theile schon da, in einem dritten nicht mehr da; es war hier im Werden, dort im vollen Bestande, an einem dritten Orte im Vergehen begriffen; das Universum ein unendlicher Inbegriff von Welten in allen Stadien des Werdens und Vergehens, und eben in diesem ewigen Kreislauf und Wechsel es selbst in ewig gleicher absoluter Lebensfülle sich erhaltend.

Bei der Geschichte der Erde stoßen wir nun auf die Frage, welche allerdings nach der biblischen Schöpfungstheorie im Handumdrehen erledigt wird: wie die lebenden Wesen entstanden sind, wie sich organisches Leben aus unorganischem Leben entwickeln, und wie in dem organischen Leben der Tag des Bewußtseins aufleuchten konnte. Hier läßt allerdings die Naturwissenschaft noch große Lücken; doch sind ihre Forschungen weit genug gediehen, um die Ueberzeugung einer natürlichen, wenn auch nicht durchweg nachweisbaren Entwickelung festzuhalten und das Wunder auszuschließen. Was die Entstehung des organischen Lebens aus dem unorganischen betrifft, so halten Naturforscher wie Dubois-Reymond diese für naturwissenschaftlich erklärbar. „Es ist ein Misverständniß", sagt er, „in dem ersten Erscheinen lebender Wesen auf Erden etwas Supernaturalistisches, etwas anderes zu sehen als ein überaus schwieriges mechanisches Problem." Dagegen bekennt Dubois-Reymond seine „Unwissenheit", wo es den Eintritt des Bewußtseins oder der Empfindung gilt. Strauß ist anderer Ansicht, er hält die eine Frage für ebenso lösbar oder unlösbar wie die andere, ja er macht sogar einen Versuch, sie zu lösen. „Wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt?" Gegen diese Hypothese führt Huber die Autorität des berühmten Physiologen Donders ins Treffen, welcher sagt:

Das Wesen aller Formen von Arbeit und Arbeitsvermögen, die wir kennen und messen, ist Bewegung und Bedingung von Bewegung, und niemand kann sich eine Vorstellung machen, wie aus Bewegungen, auf welche Weise sie auch immer combinirt seien, Bewußtsein oder irgendeine psychische Thätigkeit entstehen könne. Psychische Thätigkeit ist, sowie wir sie an erster Stelle in uns selbst wahrnehmen, in Form und Wesen vollkommen eigenthümlich. Nirgends zeigt sie einen Uebergang oder eine Verwandtschaft zu andern Naturerscheinungen, und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches, für alle bekannten Naturkräfte gültig, bei jeder Untersuchung als leitendes Princip angenommen wird, ist vollkommen außer Macht, die psychischen Erscheinungen unter seine Herrschaft zu bringen. Denn abgesehen von ihrer specifischen Natur, die ihr Entstehen aus chemischer Spannkraft ebenso undenkbar macht als ihre Umwandlung in Wärme oder elektrische Bewegung, lassen sie sich weder messen noch wägen, und wir kennen für Gefühl, Verstand oder Willen keine Einheit, womit sie sich in Zahlen ausdrücken lassen.

Ist aber in der That Strauß widerlegt, wenn man seine einzelnen Hypothesen widerlegt, wenn man sich gegen die Lücken des Darwinismus wendet, welchen Strauß bei aller Anerkennung seiner Lückenhaftigkeit doch als das System rühmt, durch welches das Wunder in der Entwickelung der Welt für immer beseitigt sei, wenn man gegen die natürliche Zuchtwahl, den Kampf ums Dasein diese oder jene Einwendungen macht? Strauß gibt ja selbst die „Unvollständigkeit des bisherigen Beobachtungsmaterials, die Grenzen unsers Erkenntnißvermögens" zu und sagt überdies sehr schlagend in seinem „Nachworte":

Wohlbedacht übrigens habe ich im Titel meiner Schrift dem alten Glauben nicht ein neues Wissen, sondern einen neuen Glauben gegenübergestellt. Zur Gestaltung einer umfassenden Weltanschauung, die an die Stelle des ebenso umfassenden Kirchenglaubens treten soll, können wir uns nicht mit demjenigen begnügen, was streng inductiv zu erweisen ist, sondern müssen noch mancherlei hinzufügen, was von dieser Grundlage aus sich für unser Denken theils als Voraussetzung, theils als Folgerung ergibt.

Zu diesem „neuen Glauben" gehört aber, daß an die Stelle des Schöpfungsbegriffs der Begriff der Entwickelung gesetzt werde, mit welchem Darwin zuerst in wissenschaft-

licher Weise Ernst gemacht habe. Strauß gibt zu, daß diese Theorie noch höchst unvollkommen sei, einige Haupt- und Cardinalpunkte unerklärt lasse, dennoch hält er gerade vom Standpunkte des neuen Glaubens ihr die folgende begeisterte Lobrede:

Es liegt etwas in ihr, das wahrheits- und freiheitsdurstige Geister unwiderstehlich an sich zieht. Sie gleicht einer nur erst abgesteckten Eisenbahn: welche Abgründe werden da noch auszufüllen oder zu überbrücken, welche Berge zu durchgraben sein, wie manches Jahr noch verfließen, ehe der Zug reiselustige Menschen schnell und bequem da hinausbefördert! Aber man sieht doch die Richtung schon: dahin wird und muß es gehen, wo die Fähnlein lustig im Winde flattern. Ja, lustig, und zwar im Sinne der reinsten erhabensten Geistesfreude. Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang decretirten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerlaßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Thür geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts preisen.

Das Resultat des dritten Theils der Schrift, der Strauß'schen Metaphysik, ist, daß das Universum ins Unendliche bewegter Stoff sei, der durch Scheidung und Mischung sich zu immer höhern Formen und Functionen steigere, während er durch Ausbildung, Rückbildung und Neubildung einen ewigen Kreis beschreibt:

Als das, was bei dem Bestande der Welt herauskommt, erscheint uns mithin im allgemeinen die mannichfachste Bewegung oder die größte Fülle des Lebens; im besondern diese Bewegung oder dieses Leben moralisch wie physisch als ein sich entwickelndes, sich aus- und emporringendes, und selbst im Niedergange des Einzelnen nur ein neues Aufsteigen vorbereitendes.

Der Weltzweck, dessen Erreichung die alte religiöse Vorstellung erst am Ende der Welt erblickte, wird nach Strauß, wenn auch in beziehungsweise immer höhern Manifestationen, doch an sich in jedem Augenblick der Entwickelung erreicht. Damit wird allerdings die aufsteigende Linie zu einer Kreislinie umgebogen, und der Untergang der Erde selbst und ihrer Geschichte bewiese nicht, daß diese ihren Zweck verfehlt hat, da dieser Zweck in jedem Augenblick der Entwickelung erreicht worden ist.

Der vierte Abschnitt des Werks: „Wie ordnen wir unser Leben?" enthält die Ethik oder die praktische Philosophie von Strauß. Das Sittengesetz formulirt Strauß in einer an Kant anklingenden Weise:

Alles sittliche Handeln des Menschen, möchte ich sagen, ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung. Diese, fürs erste, in sich selbst zu verwirklichen, sich, den Einzelnen, dem Begriff und der Bestimmung der Menschheit gemäß zu machen und zu erhalten, ist der Inbegriff der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Die in sich gleiche Gattung aber, fürs zweite, auch in allen andern thatsächlich anzuerkennen und zu fördern, ist der Inbegriff unserer Pflichten gegen andere; wobei das Negative, keinen in seiner Gleichberechtigung zu beeinträchtigen, und das Positive, jedem nach Möglichkeit hülfreich zu sein, oder Rechts- und Liebespflichten, zu unterscheiden sind.

Die Ausführung enthält viele schlagende Bemerkungen, wie die folgende:

Im Menschen hat die Natur nicht blos überhaupt aufwärts, sie hat über sich selbst hinaus gewollt. Er soll also nicht blos wieder nur ein Thier, er soll mehr und etwas Besseres sein. Der Beweis, daß er es soll, ist, daß er es kann. Die sinnlichen Bestrebungen und Genüsse sind schon in der Thierwelt voll entfaltet und erschöpft; um ihretwillen ist der Mensch nicht da; wie überhaupt kein Wesen um desjenigen willen da ist, was schon auf frühern Lebensstufen gegeben war, sondern um dessen willen, was in ihm neu errungen worden ist. So soll der Mensch das Animalische in ihm mit dem Höhern, das in ihm angelegt ist, mit den Fähigkeiten, die ihn vom Thier unterscheiden, durchdringen und beherrschen. Auch der rohe grausame Kampf ums Dasein war bereits im Thierreiche sattsam losgelassen. Der Mensch kann ihn gleichfalls nicht ganz vermeiden, sofern er noch ein Naturwesen ist; aber er soll ihn nach Maßgabe seiner höhern Anlagen zu veredeln, und seinesgleichen gegenüber insbesondere durch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Verpflichtung der Gattung zu mildern wissen. Das wilde ungestüme Wesen der Natur soll in der Menschheit zur Ruhe kommen; sie soll gleichsam das placidum caput sein, das der Virgil'sche Neptun aus den empörten Wogen hebt, um sie zu stillen.

Sehr treffend hebt Strauß, wo er von den sinnlichen Regungen der menschlichen Natur spricht, die Wandlung hervor, die ihnen schon durch das ästhetische Moment, den Schönheitssinn zutheil werde, der dabei nach dem Maße der Bildung des einzelnen Menschen ins Spiel komme — ein Punkt, der von den Moralphilosophen bisher gänzlich vernachläßigt wurde. Von der Ehegesetzgebung verlangt er Erleichterung der Ehescheidung.

Er ist von der Theorie des ewigen Friedens, wie sie Kant gelehrt hat, nicht überzeugt: „Die Kriege werden seltener werden, aber aufhören werden sie nie." Den Kosmopolitismus als politisches Princip verwirft Strauß:

Einzig in ihrer natürlichen nationalen Gliederung vermag die Menschheit dem Ziel ihrer Bestimmung näher zu kommen; wer diese Gliederung verschmäht, wer ohne Pietät für das Nationale ist, den dürfen wir durch ein hic niger est bezeichnen, ob er die schwarze Kappe oder die rothe Mütze trage.

In Bezug auf die verschiedenen Staatsformen entwickelt Strauß manche interessante Ansicht; er erklärt sich indeß für die monarchische, wobei er allerdings das in der Religion beseitigte Mysterium in die Politik wieder einschmuggelt:

So viel ist gewiß: einfacher, verständlicher ist die Einrichtung einer Republik, selbst einer großen, als die einer wohlorganisirten Monarchie. Die schweizerische Bundesverfassung, der einzelnen Cantonalverfassungen zu geschweigen, verhält sich zur englischen wie eine Bachmühle zu einer Dampfmaschine, wie ein Walzer oder ein Lied zu einer Fuge oder Symphonie. In der Monarchie ist etwas Räthselhaftes, ja etwas scheinbar Absurdes; doch gerade darin liegt das Geheimniß ihres Vorzugs. Jedes Mysterium erscheint absurd, und doch ist nichts Tieferes, weder Leben noch Kunst noch Staat, ohne Mysterium.

Strauß erklärt sich ferner für den Adel, obschon er für den Staatsdienst die freieste Concurrenz verlangt. Als entschiedener Gegner tritt er der socialdemokratischen Bewegung, dem Misbrauch des Coalitionsrechts der Arbeiter, den Strikes, aber auch dem allgemeinen Stimmrecht entgegen, während er als Anwalt der Todesstrafe die Gegner derselben bekämpft. Wir erwähnten schon, daß in dieser „Ethik" sehr vieles subjective Ansicht sei, und daß viele Freunde der Strauß'schen Weltanschauung diesen Theil seines Bekenntnisses nicht annehmbar finden werden.

Ein Anhang bringt uns Aesthetisches in jener krystallklaren Form, welche den kritischen Aufsätzen von Strauß einen so hohen Werth verleiht. Was er über Lessing, Goethe, Schiller, über Haydn und Mozart, seine Lieblinge, und über Beethoven sagt, ist zwar nicht immer neu, doch es gewinnt den Reiz der Neuheit durch die classische Prägnanz des Ausdrucks. Ueber sein musikalisches Credo mögen sich die Musiker mit ihm auseinandersetzen. Strauß erklärt sich gegen die Programmsymphonien, gegen einen Zeitgeschmack, „dem in der Kunst, der Musik insbesondere, das Barocke als das Geniale, das Formlose als das Erhabene gilt", mit einem Wort, gegen die Wagner'sche Richtung, welche ja gerade an die „problematischen Producte" Beethoven's anknüpft.

Am Schluß spricht sich unser Autor noch über den Ersatz für den wegfallenden Vorsehungs- und Unsterblichkeitsglauben aus und schließt mit einer weit ausgeführten epischen Vergleichung in Betreff des weiten Wegs und der anstrengenden Reise, welche seine Leser mit ihm gemacht haben:

> Weder auf einer alten ausgefahrenen Straße, der wir den Kirchenglauben, noch auf einer neuen frisch beschlagenen, der wir die modern-wissenschaftliche Weltansicht vergleichen können, fährt es sich ja angenehm. Dort versinkt man alle Augenblicke in tief eingefallene Geleise, findet sich durch Rinnen und Klüfte gehemmt, die von Regen und wilden Gewässern eingerissen sind; zwar haben wir die schadhaften Stellen vielfach ausgebessert gefunden; aber alles ist doch nur geflickt, den Hauptschäden, der mangelhaften Grundlegung und unrichtigen Führung der Straße, nicht mehr abzuhelfen. Diese Fehler hat man bei der Anlegung der neuen Straße zu vermeiden gesucht; dafür aber sind manche Strecken noch gar nicht, oder nur nothdürftig hergestellt, hier noch eine Auffüllung, dort eine Absprengung vorzunehmen, und durchaus fühlt man sich durch die frisch aufgeschütteten Steine in ihrer ganzen noch durch kein Zusammenrütteln gemilderten Schärfe übel zerstoßen. Daß der Wagen, dem sich meine werthen Leser mit mir haben anvertrauen müssen, allen Anforderungen entspräche, will ich gleichfalls nicht behaupten. Dennoch, wenn unsere wahrheitsgetreuen Berichte immer mehrere Nachfolger auf die neue Straße ziehen; wenn sich die Ueberzeugung verbreiten wird, daß einzig sie die Weltstraße der Zukunft ist, die nur stellenweise vollends fertig gemacht und hauptsächlich allgemeiner befahren zu werden braucht, um auch bequem und angenehm zu werden — während alle Mühen und Kosten, die auf die Ausbesserung der alten Straße noch verwendet werden, vergeudet und verloren heißen müssen — wenn dies die Folgen unsers Unternehmens sind: so wird es uns, denke ich, am Ende doch nicht gereuen dürfen, den langen und beschwerlichen Weg miteinander zurückgelegt zu haben.

Die Gegenschrift von Huber (Nr. 2), welche damit schließt, daß ihm nach allen Seiten das System von Strauß unter den Händen zerbricht, daß es wissenschaftlich unhaltbar und praktisch bedenklich sei, ist in einzelnen Ausführungen und Widerlegungen nicht unglücklich; doch wo es den Kern des neuen Bekenntnisses betrifft, da ist ihr Widerspruch wenig haltbar, und das Resultat, zu dem sie selbst in Betreff der Schrift von Strauß kommt, ist keineswegs dasselbe, welches ihre Leser gewinnen.

Was das „Nachwort" von Strauß betrifft (Nr. 3), so hegen wir noch immer den Wunsch, daß der Philosoph die flüchtigen Entgegnungen auf einzelne Recensionen in eingehende und geharnischte Streitschriften verwandle; er ist ein Meister solcher Polemik; ein Breittreten des Stoffs ist bei ihm nicht zu fürchten; wohl aber enthält sein Werk so viel condensirten Geist, daß einige Lösungen diesen Extractivstoff nur wirksam in weitern Kreisen verbreiten könnten.

Die Bedeutung der Schrift von Strauß wird ihre Gegner überleben; die Systematiker finden sie nicht wissenschaftlich genug, vermissen die principielle philosophische Untersuchung und Erörterung; die Idealisten sehen darin einen Abfall zum Materialismus, die christlichen Freidenker eine überflüssige Lossagung vom Christenthum. Die wahre Bedeutung seines Werks hebt aber der Verfasser selbst im „Nachwort" am treffendsten hervor, wenn er sagt:

> Diesmal handelte es sich nicht mehr um lediglich theologische Fragen, sondern um Combinirung der auf diesem Gebiet erreichten Ergebnisse mit den Errungenschaften vornehmlich der Naturwissenschaft. Auf der einen Seite hatte man einen Christus, der nicht mehr Gottes Sohn, sondern im vollen Sinne Mensch sein, dabei aber doch fort und fort in der für den Gottmenschen eingerichteten Kirche verehrt werden sollte; auf der andern sah man sich immer vollständiger ausgerüstet, das Zustandekommen der natürlichen Welt in ihrer Mannichfaltigkeit und ihrer Stufenfolge bis zum Menschen hinauf ohne Zuhülfenahme eines Schöpfers, ohne Zwischeneintritt des Wunders zu erklären. Manche Forscher wie Liebhaber eigneten sich diese naturwissenschaftlichen Ergebnisse an, ohne über die Consequenzen nachzudenken, die sie für die Religion und Theologie haben mußten; während auf der Gegenseite moderngläubige Theologen wie Laien auf die steigenden Fluten des naturwissenschaftlichen Forschens und Entdeckens ruhig hinausblickten, ohne davon für ihren kirchlichen Boden etwas zu besorgen. Hier galt es abermals, das getrennt Vorliegende zusammenzudenken, und das war eine Aufgabe, deren Lockung ich so wenig wie in dem frühern Falle widerstehen konnte.

Das Zusammendenken des getrennt Vorliegenden, die Bildung einer einheitlichen Weltanschauung aus der zersetzenden theologischen Kritik und der positiv aufbauenden Naturwissenschaft — das ist die Bedeutung des Werks von Strauß, welche durch einzelne Lücken desselben nicht verkleinert werden kann. Es ist ein Proceß, den die moderne Bildung in jedem Einzelnen durchmachen muß; die Schrift von Strauß aber ist die gediegene Mahnung, dabei nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben.

Die magischen Thatsachen.

Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Dargestellt und gedeutet von Maximilian Perty. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, C. F. Winter. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wenn diese mit einem bewundernswürdigen Sammelfleiß zusammengetragene Encyklopädie aller Erfahrungen von hypermechanischer Natur, die man die „magia naturalis" oder die „occulta philosophia" des 19. Jahrhunderts nennen dürfte, nach einem Zeitraum von elf Jahren in zweiter Auflage erscheinen konnte, so ist das jedenfalls ein wol beachtenswerther Beweis, daß in unserer sich alles mechanisch ausbittenden Zeit doch das Bedürfniß nach Wunder und Wunderglauben keineswegs ausgestorben ist — einigen vielleicht eine betrübende Erscheinung, andern im Gegentheil erfreulich, weil sie das für Aeußerung eigensten Menschthums halten, weil sie glauben, daß der Mensch nicht dazu geboren sei, sich die Herrschaft über die Natur durch die Listen mechanischer Erfindungen zu erschleichen, sondern nach dem Glauben der Alten „aufzusteigen, ein unsterblicher Gott, und im All zu walten". Denn das war ja bekanntlich die „Aufklärung", welche den Alten in den Mysterien mitgetheilt wurde, und durch die sie, wie Isokrates und Cicero sagen, nicht nur mit Vergnügen lebten, sondern auch mit erfreulichern Hoffnungen sterben konnten, während heutzutage die Aufklärung in jener melancholischen Philosophie gesucht wird, die Hamlet auf dem Kirchhof entwickelt. Gegenüber diesen tristen Ansichten bezeugen tausend zum Theil wohlverbürgte Thatsachen verschiedenster Art, wie sie in dem genannten Werke der verdiente schweizer Gelehrte zusammengestellt hat, eine Welt der Kräfte, die den mechanischen und chemischen Zusammenhang zu überwinden vermögen.

Es läßt sich hier wol über den einzelnen Fall streiten, aber gerade die Fülle der Berichte aus allen Zeiten, aus allen Völkern, bei denen zum Theil Mittheilung nicht denkbar und dennoch die größte unwillkürliche Uebereinstimmung auffällt, läßt die Thatsächlichkeit im allgemeinen ganz zweifellos erscheinen. Es ist diese Familienähnlichkeit, welche zu allen Zeiten, bei den verschiedensten wilden und civilisirten Völkern diese Phänomene zeigen, die mit vielem Geist namentlich Hermann Hauff in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Jahrg. 1842, Nr. 36) für die Glaubwürdigkeit derselben geltend gemacht hat und die neuerdings auch Daumer hervorhob. Hier sei nur erinnert an die Schilderung Homer's, „Odyssee", XVI, 160 fg. und XXI, 351 fg., wo eine Geistervision und ein „zweites Gesicht" mit ganz denselben Umständen gezeichnet wird, womit sie noch heute z. B. unsere bäurischen Seher berichten. Die Selbstbekenntnisse ferner der ersten und ehrwürdigsten Religiosen und selbst Philosophen, von denen Schreiber dieses das meiste in seinen beiden Schriften über Dante zusammengestellt hat, die wir doch nicht wohl mit solchen, die einen entscheidenden Gedanken auch nicht einmal ihnen nachzudenken im Stande sind, für bloße Träumer und Schwärmer halten können, und deren Berichte bei indischen Brahmanen und Buddhisten, bei griechischen Philosophen, bei katholischen Theologen und deutschen Naturphilosophen (wie Paracelsus, Helmont) über ihre ekstatischen Zustände ganz gleichlauten, möchten zu dem Beweis der Glaubwürdigkeit hinzugezogen werden können. Außerdem, daß doch fast jeder Ahnungen, prometheische Träume u. s. w. hat, alles andere aber doch nur stufenweise eine Entwickelung und Steigerung dieser Zustände ist.

Aber mehr als durch die Schlüsse, welche für das praktische Leben der Mensch aus ihnen ziehen könnte, möchten diese Thatsachen wol für eine tiefere Erforschung der Natur zu besagen haben, indem wir an ihrer Hand im Stande wären, den feigen und bornirten Spruch zunichte zu machen, daß kein geschaffener Geist ins Innere der Natur dringe, welches ja vielmehr hier jedem Aufmerksamen wunderbar sich entgegendrängt. Ebenso tragen sie auch Unendliches bei zu einem tiefern Verständniß der geschichtlichen Processe und ihrer Factoren, und wir möchten dreist behaupten, daß das erste Entstehen der Sprache, der Religionen und Mythologien, der Staats- und Culturverhältnisse ohne sie nie völlig erklärt werden könnte. Endlich ist es bekannt, wie namentlich J. H. von Fichte mit vielem Glück dieselben in Bezug auf die anthropologischen und psychologischen Processe in Anwendung gebracht hat.

Wenn nun der Verfasser unsers Werks es weniger auf kritisches Bemäkeln des einzelnen Falles, als vielmehr auf die Fülle der verschiedenartigsten, den verschiedensten Zonen angehörigen Fälle abgesehen hat, so können wir das keineswegs tadelnswerth finden. Es liegt in der Natur der Sache. Ohnehin bleiben immer der Fälle genug, die hinreichend von glaubwürdigen Zeugen bezeugt sind, und die den festen Grundstock bilden, an den sich das andere anschließt, von wo aus es immerhin auch in Betracht gezogen werden kann. Eigener Augenschein ist nur in einzelnen Fällen gewährt. Wollten wir nur glauben, was wir selbst sehen, so wäre unser Wissen klein. Autorität und Tradition ist eine nicht zu umgehende Bedingung universellen Wissens. Um so mehr bewährt sich der kritische Geist des Verfassers in den Deutungen, die den einzelnen Fällen voraufgehen und auch in sie eingeflochten sind. Der Verfasser braucht hier durchaus den wissenschaftlichen Gesichtspunkt, und es ist nur zu loben, wenn er von diesem aus das meiste, was eine unreife Wissenschaft oder ein halbkindischer Glaube Engeln, Dämonen, Teufeln zuschrieb, als Production der eigenen magischen Kräfte des Menschen erklärt. Wiederum beweist er seine Vorurtheilslosigkeit und Besonnenheit auch darin, daß er jetzt in einzelnen Fällen die Möglichkeit einer realen objectiven Grundlage zugesteht, während er in der ersten Auflage desselben Werks den subjectiven Ursprung etwas einseitig betont hatte. So namentlich in Bezug auf die in den spiritistischen Cirkeln sich zeigenden Phänomene. Mit vollem Recht tadelt er hier, daß man diese Dinge zu Gegenständer des Experiments mache. Ungesucht sei jeder Aufschluß willkommen! Aber

heutzutage hat sich der Forschung eine gewisse Keckheit und Unmenschlichkeit bemächtigt, die natürliche Folge ihrer völligen Isolation von allen persönlichen und humanen Beziehungen, durch die jede Scheu und Rücksichtnahme auf menschliche Empfindungen zu erlöschen in Gefahr ist. Es ist bekannt, wie von Aerzten häufig ein Kranker nur als „interessanter Fall" angesehen wird. Aehnlich macht man auch den ahnungsvollen Hintergrund der Dinge zum Gegenstand roher Experimente und will gleichsam das Göttliche ertappen, ohne erst zu fragen, ob es sich uns auch zeigen wolle, mit welchem guten Willen erst alle Wahrheit und Richtigkeit in unsern Erfahrungen gesichert wäre. In dieser Beziehung könnten wir noch gar viel von den Alten lernen, die nicht nur auf Schönheit und Adel, sondern auch auf wahre Frommheit in vieler Hinsicht sich besser verstanden als wir modernen Menschen.

Der Charakter und die Anlage seines Werks nöthigte den Verfasser, den historischen Gang, wie sich die einzelnen Phänomene bei den verschiedenen Völkern in der Folge der Zeiten von alters her zeigten, mehr oder weniger zu vernachlässigen. In dieser Hinsicht bildet die „Geschichte der Magie" von Ennemoser eine willkommene Ergänzung des vorliegenden Werks.

Einzelnes glauben wir jedoch vermißt zu haben. So hätten wir gern ein näheres Eingehen und vor allem eine Verwendung der schätzenswerthen Beobachtungen Reichenbach's über das von ihm sogenannte Od gesehen; im Anschluß daran auch allgemeine Erörterungen über die Natur und die Wirkungsgesetze des allgemeinen Elements, in dem und durch das sich alle diese Phänomene vollziehen. Erörterungen über den Instinct der Thiere wären am Platz gewesen; denn mehrere Aeußerungen desselben verlangen entschieden die Annahme, daß jene sich durch eine Art Hellsehen vermitteln. Thiere sind gewissermaßen Nachtwandler, und die Zweckmäßigkeit in ihren Handlungen ganz denen der Nachtwandler analog. Bei der Erörterung des „zweiten Gesichts" konnte noch die eigenthümliche repulsive Wirkung hervorgehoben werden, mit der das Gesicht auf den Seher und selbst auf die ihn Begleitenden wirkt. Die es zu durchschreiten versuchen, werden zu Boden geworfen. Ferner die eigenthümliche Ironie, die es mit dem Traum gemein hat. Es konnte das eigenthümlich Gespenstische der Volkskrankheiten, es konnten die Einwirkungen der Gestirne und Planeten auf den Menschen betrachtet werden. So versichert Campanella, in seiner Jugend von einer Milzkrankheit verbis et precibus aspectu deficientis lunae geheilt zu sein („De sensu rerum et magia", IV, 18).

Auch das Phänomen der sogenannten Wunderkinder gehört vollständig hierher. Die Weltansicht, die der Verfasser in den „Propyläen" entwickelt und in der zweiten Auflage wesentlich weiter ausgeführt hat, sein „Gäodämon" und anderes hätte unserer Ansicht nach einer mehr methodischen Ableitung und Begründung bedurft. Wir können uns übrigens damit nicht einverstanden erklären, glauben vielmehr hier eine Verwischung der Grenzen von Geist und Natur zu erblicken, die demjenigen falsch erscheinen muß, der mit den Mitteln der geschichtlich sich ausarbeitenden philosophischen Wissenschaft die Phänomene des geistigen Lebens erforscht und sie mit der Natur verglichen hat. Auch sehen wir nicht, wozu der Verfasser noch Atome annimmt, wenn er sie doch als höhere Kraftwesen verstanden wissen will. Uns scheinen diese Phänomene keinerlei Mechanismus, wie solcher einmal von der Vorstellung von Atomen unzertrennlich ist, zu leiden.

Wer nun des Geredes von dem Uhrwerk, das, wie Diderot sagt, in seinen Rädern geht, müde ist, der möge sich in diesem Werke des Verfassers davon erholen, wo er nicht genöthigt ist, Metaphysisches blos im blauen Dunst jedes grübelnden Gehirns zu betrachten, sondern die Erfahrung selbst ihn dazu anleitet. Der Verfasser sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage, wo sich ganz besonders seine achtungswürdige Gesinnung wohlthuend ausspricht:

> Man kann das im vorliegenden Werke dargestellte Gebiet nur aus dem Ganzen verstehen, und es ist verkehrt, wenn jemand beim Aufschlagen der nächsten besten Seite über die Wahrheit oder Unwahrheit dieses oder jenes Falles urtheilen wollte. Die Krittler und Ungläubigen waren immer solche, welche hier und da nur ein paar Seiten angesehen haben, während diejenigen, welche das Buch eingehend studiren, einen hohen Begriff von dem Gebiete der mystischen Thatsachen erhielten.

Ein demüthiger Beobachter der Natur nimmt sich, um mit Hamann zu reden, den Ausdruck eines Alten zu Herzen, der mit tiefsinniger Bündigkeit und Unerschrockenheit sagte: „Incredibile sed verum."

Hugo Weiß.

Putlitz als Novellist.

1. Die Nachtigall. Roman von Gustav zu Putlitz. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Ausgewählte Werke von Gustav zu Putlitz. Erster und zweiter Band. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wenn vor 25 Jahren in einer eleganten Conversation die Frage aufgeworfen worden wäre: „Wie denken Sie über Putlitz?" so hätte man von entsprechender modischer Bildung etwa die Antwort vernehmen können: „Ah — über von Putlitz! Reizend! Allein schon Patzig, Forstgehülfe, mit «Volks-sauf-herein-Nettität» (statt Volkssouveränetät) in «Familienzwist und Frieden!» Lauter kleine einactige Stücke, aber mit Liedtke und der Stich! Alle so witzig und doch honnet — stets für die gute Gesellschaft. Putlitz — himmlisch!"

In der That bildeten zu den damaligen fast nach allen Seiten hin exaltirt auseinanderklaffenden Richtungen des Zeitgeistes die dramatischen Bluetten, mit denen Gustav zu Putlitz im königlichen Schauspielhause zu Berlin reussirte, einen wahrhaft poetischen und allgemein erquicklich wirkenden Contrast. Der vordem noch völlig ungekannte sechsundzwanzigjährige Dichter hatte 1847 mit „Herz vergessen, Lustspiel in einem Act" debutirt, und es gab darauf fünf Jahre lang wol kaum eine Saison, in welcher der neue Liebling der berliner Hoftheaterintendanz und des vornehmen Theaterpublikums nicht die ersten

Künstler in seinen für sie persönlich skizzirten Miniaturrollen hätte über die Scene schreiten sehen. Den ältern Theaterfreunden aller größern deutschen Städte werden noch heute „Ein Hausmittel", „Seine Frau!" „Badecuren" und andere Stückchen in freundlicher Erinnerung sein.

Mit einem neuen künstlerischen Genre überraschte Gustav zu Putlitz durch seinen duftigen Märchenstrauß „Was sich der Wald erzählt", der 1850 zuerst bei Duncker in Berlin erschien und auf den literarischen Nipptischen der feinen Welt so unentbehrlich wurde, daß er bereits 26 Auflagen erlebt hat. Als Pendant dazu folgte 1851 gleichfalls in Prosa die phantasievolle Arabeske „Vergißmeinnicht", die Wilhelm von Camphausen bekanntlich durch geniale Zeichnungen illustrirt hat.

Dann, während er seinen „Wald" in den immer neuen Auflagen erzählen ließ, schien Putlitz selbst einige Jahre fast verstummt zu sein, und die Welt mochte ganz natürlicherweise schon mit Bestimmtheit angenommen haben, daß er sich ausgeschrieben habe, als der Bluettenroutinier und Märchenphantast plötzlich mit einem fünfactigen Drama im großen historischen Stil auf den Bühnen erschien und — was freilich schwieriger ist — auch heimisch blieb. Das Jahr 1858 eröffnete seinem „Testament des Großen Kurfürsten" die Laufbahn über fast alle deutschen Bühnen, einem Schauspiele, welches, obgleich preußische Geschichte damals nicht eigentlich in Mode war, erbrechtliche Gründungsverhältnisse der geschlossenen Einheit des preußisch-brandenburgischen Staatswesens aus dem Ende des 17. Jahrhunderts vergegenwärtigte. Damals erst mochte es dem großen Publikum erinnerlich werden, daß Putlitz ein speciell brandenburgischer Familienname von althistorischer Bedeutung ist. Der Dichter ließ darauf noch drei große historische Stücke folgen: „Don Juan d'Austria" (1860), „Waldemar" (aus der märkischen Geschichte, 1862) und „Wilhelm von Oranien" (1864).

Wir aber wenden uns heute hier nicht diesen interessanten und zum Theil imposanten Geschichtswerken, sondern zunächst den anmuthigen und menschlich liebenswürdigen Lebensbildern zu, die in eben dieses vielseitigen Dichters Novellen, aus den verschiedenen Epochen seiner Schöpferthätigkeit, uns in neuester Ausgabe gesammelt vorliegen.

Kein Meister fällt bekanntlich vom Himmel, und kein Dichter wird geboren, sondern er wird erzogen von seiner Umgebung, von der Zeit, vom Schicksal, vom Publikum oder von sich selbst. Wo ein Dichter mit völlig fertigen Musterschöpfungen, wenn auch nur im kleinsten Genre, wie Putlitz mit seinen ersten Lustspielen, sofort als Meister debutirt, da ist diese seine Kunstfertigkeit sicherlich auf literargeschichtliche oder artistische Voraussetzungen zurückzuführen; und so ist dies ohne Zweifel auch bei Putlitz der Fall, der auf dem Gymnasium zu Magdeburg schon, wo er Coätan von Gustav von Meyern gewesen sein dürfte, zu Ende der dreißiger Jahre Professor Immermann, den Bruder des Dichters, zum Lehrer hatte. Die völlig schulgerechte Berechnung in der Disposition der Motivirungen und Effecte, die vollkommene technische Sicherheit in der Anwendung der praktischen Kunstgriffe und Arrangements, die schon seinen ersten Stückchen eine unfehlbare Wirkung sicherten, bilden auch die Grundlage der formellen und ideellen Oekonomie in seinen Erzählungen. Die Disposition zu einem Dramolet blickt aus jeder seiner Novellen hervor, die gleichfalls sich nicht in das Gebiet imposanter Leidenschaften und Verhältnisse, noch auch gewaltig spannender oder ergreifender Scenen verlieren, sondern in maßvoller und sinniger Thatsächlichkeit menschliches Leben, wie es uns täglich begegnen kann, bedeutsam oder liebenswerth erscheinen lassen.

Das oben angeführte Buch „Die Nachtigall" ist die neueste Veröffentlichung dieses Dichters und zugleich mit seinen zwei stattlichen Bänden die umfangreichste seiner Erzählungen. Ein Theaterroman liegt damit vor uns, und zwar von allen existirenden Theaterromanen vielleicht der zarteste und empfindungsvollste, halb Dorfgeschichte, halb Seelengemälde, die Idylle der Theatergeschichten, das Jugendleben einer Dorfkomödiantin, die sich zur gefeierten Primadonna und endlich zur glücklichen Künstlergattin entwickelt. Das stimmungsreiche Herzensverhältniß zwischen Netta und Reinhold Hillmar, einem jungen Gelehrten und Kunstschwärmer aus angesehener Familie, der es sogar dahin bringt, zum Freiherrn von Borken erhoben zu werden, ist sicherlich ein ausdrucksvolles Beispiel von Culturbeziehungen, wie sie in unserm modernen Gesellschaftsleben nicht selten vorkommen dürften; die elegische, aber völlig versöhnende Stimmung, mit der das Verhältniß abschließt, ist von nobler, ästhetisch moralischer Wirkung. Die Thatsache, daß der Verfasser selbst jahrelang praktischer Theaterintendant war, gibt seiner Darstellung besondern Werth.

Von den „Ausgewählten Werken", deren dritter Band nächstens des Verfassers Geschichtsdramen bringen soll, enthalten die vorliegenden beiden ersten Bände acht einzelne Novellen. „Der Stein vom Herzen" und „Cäcilie" sind zwei Bilder aus dem kleinbürgerlichen und dem großweltlichen Leben, in denen das Clairobscur von Seelenstimmungen, die bis nahe an die criminalrechtliche Entscheidung grenzen, delicateste Behandlung erfährt. Besonders diese „großartig angelegte, natürliche, reiche und schöne Cäcilie", die sich durch persönliche Begegnung mit dem einbrechenden Diebe bestimmen läßt, einen am Secretär ihrer kranken Tante vorgenommenen Diebstahl zu verschweigen, wird das Interesse vieler Leserinnen anziehen und auch befriedigen, denn sie kommt trotz bedenklichster Situationen doch mit Ehre und zuletzt auch mit einer würdigen Liebe über die Consequenzen ihrer seltsamen Handlungsweise hinweg.

Die „Alpenbraut" ist eine geistvolle Phantasie, anknüpfend an das beliebte Genre der modernen Reise- und Künstlernovellen. „Die Töchter der Luft" enthüllen die seltsam verschiedenen Schicksale von drei jungen Mädchen, die in Paris im Hippodrom am Arc de l'Etoile mit dem Luftballon aufsteigen; die genialste von ihnen sehen wir am Schlusse als russische Fürstin mit dem Dampfer der Ostsee nach Petersburg abreisen. „Das rothe Pulver" dagegen ist eine Dorfgeschichte, in welcher Charakterentwickelungen in den bescheidensten Verhältnissen menschlichen Daseins poetisch vergegenwärtigt werden; wir lernen daraus erkennen, daß das rothe Pulver der alten Mareiliese, das sie als eine heilsame Panacee für alle, auch moralische Gebrechen vertheilt, an sich zwar keine eclatante

Wunderkraft ausübt, daß aber das Vertrauen auf die Art der Verordnung in der That gestörtes menschliches Glück wiederherzustellen vermag.

Der zweite Theil bringt einen dankenswerthen Wiederabdruck der märchenhaften Sinndichtung „Vergißmeinnicht". Darauf folgt „Die Halben", die umfangreichste und auch genialste Schilderung dieser Sammlung. Wir haben es hier mit historischer Demi-Monde zu thun und zwar aus deutschen Zuständen des vorigen Jahrhunderts. Gesellschaftliche Abfälle gewissermaßen aus dem abenteuerlichen und künstlerischen Genietreiben Dresdens während der Louis-XIV.-Imitation August's des Starken werden mitten im Winter plötzlich auf ein einsames herrschaftliches Schloß in der Lausitz versetzt, lauter Halbmenschen, halb ehrlich und halb betrügerisch, halb Aristokratie und halb Canaille, halb Künstler und halb Vagabunden. Der Proceß der Darstellung besteht darin, daß sie sämmtlich ihrer Halbheit entkleidet werden und entweder völlig sinken oder zu vollen Gesellschaftsexistenzen, theils der bescheidensten Selbstbeschränkung, theils durch unerwartete, aber moralisch wohlverdiente Glücksentscheidung hindurchgeführt werden. Ich mache Dramatiker von Fach darauf aufmerksam, daß hier ein brillantes Sujet für ein Charakterdrama skizzirt ist; die allgemeinen Umrisse der Handlung, zu denen allenfalls Entscheidungen durch politische Ereignisse noch herbeigezogen werden könnten, und die gesammte Psychologie sind vom Verfasser der Novelle bereits dargeboten; es fehlt nur noch die scenische Ausführung durch einen drastischen Dialog, für welchen der Dichter die Porträts von einem halben Dutzend genial angelegter Charakterfiguren, die zu zahlreichen frappanten Pointen ausgearbeitet werden können, vorgezeichnet hat.

„Wenn die Binde fällt", eine Novelle, die bereits 1857 gedruckt war, schildert die Cur, die ein genialer Arzt an einem in der Schlacht erblindeten Offiziere vornimmt, um ihn plötzlich durch den Anblick seiner reizenden Geliebten zu überraschen. Diese befriedigende Handlung ist auch deshalb glaublich, weil dieser Offizier 1848 im Kampfe gegen Italien invalid geworden war.

Alter Humor in neuer Literatur.

1. Leiden und Freuden des katholischen Pfarrherrn Ignatius Schantenmeier. Episch-satirisches Gedicht. Zwei Theile. München, Merhoff. 1871. Gr. 16. 18 Ngr.
2. Hinnerk Swinegel's Levensloop un Enne in'n Staate Muffrika. Eene putzige plattdüdsche Historie in dörtein Kapitteln von Willem Schröder. Dritte Uplage. Mit eenem Titelbild. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 10 Ngr.
3. In Paris. Heitere Geschichten aus den Lehrjahren eines Sängers, von Ernst Pasqué. Zwei Bändchen. Berlin, Behr. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Humoresken für Sofa und Eisenbahn-Coupé von A. von Winterfeld. V. Berlin, Behr. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Amusante Geschichten von Fritz Eckhardt. Berlin, Schlingmann. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.
6. Humor aus der Kinder- und Schulstube. Eine Sammlung der vorzüglichsten Anekdoten aus der Kinderwelt von Walter Hoffmann. Zweite stark vermehrte Auflage. Leipzig, Arnold. 1872. 16. 7½ Ngr.
7. Allerlei Humore. Komische Novellen und Humoresken von Richard Schmidt-Cabanis. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 20 Ngr.
8. Schultze und Müller-Kalender auf das Jahr 1873. Herausgegeben von den Gelehrten des Kladderadatsch. Illustrirt von W. Scholz, J. Ehrentraut und L. Röhling. Berlin, Hofmann u. Comp. 1872. 8. 10 Ngr.
9. Entre nous. Humoristische Skizzen mit Illustrationen von W. Scholz u. a. Erster und zweiter Band. Berlin, Hofmann u. Comp. 1872. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Ich weiß nicht, ob alle „literarisch unterhalten sein wollenden" geehrten Leser Addison's Genealogie des Humors kennen, die wir für die richtigste halten und die von der literarischen Heraldik nicht anzuzweifeln ist. Hier ist sie:

Truth
|
Good Sense
| |
Wit Wrath
Humour.

Da wir nun auf der Grundlage dieser Genealogie der Abstammung der hier von uns zu besprechenden Humoristika nachforschen, so wollen wir uns bemühen, der Urgroßmutter des Humors Ehre zu machen und der hochrespectabeln Mrs. Truth den Vorrang lassen.

Wir beginnen mit der Erwähnung zweier ziemlich heterogener Werkchen. Die Satire auf die Denk- und Charakterohnmacht einer gewissen Masse des Priesterthums, wie sie uns in Schantenmeier's „Leiden und Freuden" (Nr. 1) entgegentritt, berührt wesentlich süddeutsche Verhältnisse, während der gute „Swinegel", den wir ja als braven Wettlooper auf der lüneburger Heide kennen, schon durch sein treuherziges Platt nach dem Norden weist. Des Herrn Pfarrers Ignaz Schantenmeier — literarischer Vater unbekannt — Pathe ist unzweifelhaft Mrs. Wrath gewesen; hier sprudelt die kräftige Satire oft vor Grimm ob der Miseren des niedern Klerus über; aber auch Mr. Wit hat seine Hände gnädig über dies Opus gebreitet. Es leuchten in dieser Satire, die in trefflich gehandhabten reimlosen Trochäen, in poetisch edler, bilderreicher und geistvoll sentenziöser Diction viele dialektische Grazie entwickelt, so viel Lichter des Witzes, daß man oft einen Funken aus dem Schatze unsers satirischen Prometheus Heine blitzen zu sehen vermeint. Natürlich hat dieser Ignaz Schantenmeier anfangs die besten, ja idealsten Absichten; aber schließlich nimmt ihn der grobe Materialismus, der die Form römisch-katholischer Dogmenpraxis leider so häufig ausfüllt, ganz gefangen, und für den Dichter — ist Ignaz gestorben. Er kann ihm nur noch eine Grabschrift widmen, die wir hier als charakteristische Probe des Ganzen wiedergeben:

Hier ruht Ignaz Schantenmeier,
Der kathol'sche Theologe;
Zwar sein Leib lebt noch in Freuden,
Doch die Seele ist gestorben.

Kräftig zwar seit Jugendjahren
Gab er stets die schönste Hoffnung;
Doch der Angriff einer Krankheit
Hat die Hoffnung bald betrogen.

Eine Seuche, welche viele
Hundert Opfer jährlich fordert,
Hat leider auch ihn aufs Siechbett
Ohne Rettung hingeworfen.

Und er starb; — sein Uebel nennt sich
Allgemeine Magenschwäche,
Und die Sucht, der er erlegen,
Specielle Hirnverhärtung.

Als ein gut kathol'scher Pfarrherr
Lebt sein Leib noch auf der Erde;
Doch sein Geist liegt hier begraben. —
Bete, Wandrer, für dich selbst.

Gemüthlicher, breiter, aber auch prosaisch derber läßt sich **Wilhelm Schröder's** „Swinegelei" (Nr. 2) an. Das ist gesunder Volkshumor, der dem empfänglichen Leser nicht ein feines Lächeln, sondern ein herzliches Lachen abnöthigt. Und nicht nur im Staate Muffrika — bekanntlich im Volkswitz das westliche Hannover, wo die Moore rauchen und die endlose Heide jene Poesie der Niederung begünstigt, die, wie die feinsinnige Novellistin des Emslandes, E. von Dincklage, beweist, auch ohne Bergstaffage „auf der Höhe" zu bleiben weiß — nicht nur in Muffrika blüht die Familie Swinegel, von der der Erzähler wahrheitsgetreu berichtet, daß in unsern Tagen fast keine Stadt und kein Dorf im Staate Muffrika existire, wo (infolge der zahllosen Nachkommenschaft seines Heroen Swinegel) „nich irgendwo en lütjen oder grooten Swinegel in Amt un Würden sitt!" Am gelungensten scheint uns das Kapitel, wo der Fürst von Muffrika den Helden zu seinem ersten Minister und Freund macht, eine Ehrenstellung, in welcher der Held auch endet und zwar mit den classischen Worten: „Nu gaet der Katte de Haare uut!" Da lautet denn freilich die Grabschrift, die der Fürst ihm setzen läßt, anders als bei Schautenmeier. Welch rührendes Epitaph:

Hier ruhet der treuste Unterthan und der beste Minister,
Er war der einzige wahre Freund, den ich im Leben hatte.
Und er war ein Swinegel!

In andere Sphären führt uns der anmuthige Feuilletonhumor **Ernst Pasqué's**, des darmstädter Baritonisten und Dichters, der in Nr. 3: „In Paris", seine musikalischen Lehrjahre in den vierziger Jahren ergötzlich schildert, mitunter mit Paul de Kock'scher Liberalität für gewisse kleine erotische Aventuren, aber immer mit stilistischer Eleganz. In der „Sennhütte" machen wir die interessante Bekanntschaft des Componisten des „Postillon von Lonjumeau". Leider ist jetzt das Paradies der komischen Oper, in dem sich Adam mit so großem Glück bewegte, verschwunden, und statt des Paradieses der graziösen französischen komischen Oper befindet man sich viel wohler in der Hölle bei Orpheus und Consorten, wo die schönen Helenen und Genossinnen nur das mit ihrer Stammutter Eva gemein haben, daß sie gemeiner sind und daß sie allzu viel Gewandung für ein Vorurtheil halten. Amusant geschrieben und für musikalische Blätter sehr empfehlenswerth ist die heitere Skizze „Zwei Gesanglehrer". „In der Portiersloge" finden wir ein Paul de Kock'sches Parfum, wenn auch nur mehr angedeutet; „Die Lieder Béranger's" ist eine graziöse und stimmungsvolle pariser Stadt- und Landidylle, während der „Pariser Musiknarr" auch anderwärts so mystificirt sein dürfte. Kurz, es gibt nicht viel dramatische und musikalische Künstler, die so unterhaltend auf dem Papier zu plaudern wissen wie Pasqué, der außerdem alles treu nach der Natur zeichnet, bekanntlich die größte Kunst.

Ein beliebter Autor auf humoristischem Gebiet ist **A. von Winterfeld** („Humoresken für Sofa und Eisenbahncoupé", Nr. 4), den die Literatur der Eisenbahnlektüre als heilbringenden Retter preist. Es geht aber in Winterfeld's Geschichten duraus nicht mit Dampf zu, obwol er auch mit Wasser kocht, sondern eine behagliche Breite, die aber selten lästig wird, kennzeichnet seine Musenkinder. Wir speciell haben sehr viel Verständniß für Winterfeld's heitere Laune, die ganz geeignet ist, selbst die lachfeindlichste Griesgrämigkeit zu besiegen. Solch humoristische Cabinetsstücke wie „Der Brief von der Tante" oder „Die unheimliche Wohnung", deren hochkomische Situations- und Verwickelungseffecte wie ein Lustspiel gemahnen, versöhnen gewiß auch die strengste Kritik, die gewöhnlich ihr non placet schon ausschreit, wenn ihrem keuschen Gemüth durch den Blick auf eine harmlose Frivolität — eine andere kennt Winterfeld's mitunter ein wenig aufgeschürzte Muse nicht — das Blut zu Tinte erstarrt.

Nicht dasselbe Glück, aber auch nicht dasselbe Geschick wie Winterfeld hat **Fritz Eckhardt** mit seinen „Amusanten Geschichten" (Nr. 5), eine allerdings etwas selbstgefällige Anticipation, da doch das Urtheil des Lesers immer postnumerando und nie praenumerando dem Autor ausgezahlt zu werden pflegt. Hier geht die Breite über das erlaubte Maß hinaus; z. B. könnte „Der Affengeneral" viel drastischer wirken, wenn er um die Hälfte gekürzt würde. Am besten gefiel uns noch „Das Gewitter", das, wie wir für Autor und Verleger hoffen wollen, bei vielen Lesern einschlagen wird. Auch muß sich Fritz Eckhardt einer größern Feinheit des Ausdrucks befleißigen; man verlangt von der komischen Muse nicht gerade, daß sie auf Atlasschuhen gehe, aber grobe Holzpantoffeln liebt man bei ihr noch weniger.

Ein unterhaltendes, wenn auch unsystematisches und ungeordnetes Buch ist der „Humor aus der Kinder- und Schulstube" von **Walter Hoffmann** (Nr. 6). Eine Fülle von Anekdoten, die charakteristisch für das Kindeshirn und Kindesgemüth sind, werden hier in buntem Durcheinander aufgetischt, und jede neue Auflage wird natürlich das Büchlein in infinitum vermehren. Das Kind selbst ist, wie vorliegende Sammlung zeigt, eine unerschöpfliche Fundgrube naiver Bemerkungen, und das unergründliche Geheimniß der ersten Anschauungsvorgänge im Menschen — das auch die Weisesten der vielweisen Herbartianer nicht haben ergründen können — tritt uns hier wieder, neckisch den Schleier ein wenig lüftend, entgegen. Das Kind hat noch keinen Humor; es hat auch noch keinen Witz, wenn man nicht den „Mutterwitz" dahin rechnen will, aber des Humors Großvater, der allmächtige good sense, läßt in dem zarten Hirn schon liebliche Blüten keimen, wie Hoffmann's Sammelwerk zeigt.

Reich und vielseitig, in die echten Landesfarben des Humorreichs gekleidet, präsentiren sich **Richard Schmidt's**

„Allerlei Humore“ (Nr. 7). Richard Schmidt-Cabanis — wie er sich zum Unterschied von Weißenfelsern und andern Schmidten nennt, die seit dem deutschen Sklaven „Schmidt geheißen“ von der Teutoburger Schlacht her zahllos sich mehrten — hat sich bereits in der humoristischen Publicistik einen guten Namen gemacht. Als Redacteur der „Berliner Montagszeitung“ ist er der angestammte Vice-Glaßbrenner und pflegt den Berlinern den literarischen Blauen Montag recht amusant zu machen. Der Autor widmet seine Humoresken „allen seinen theuern Mitmenschen“. Da nun im Verlauf des letzten Jahres alle Mitmenschen noch bedeutend theuerer geworden sind, so ist es nur billig, daß wir dem witzigen Verfasser mit gleicher Münze zahlen und uns sein Buch viel werth sein lassen — ohne daß wir dies Hrn. Janke gegenüber als Aufforderung zur Preiserhöhung der „Humore“ gemeint haben wollen. Die meisten der Schmidt'schen Humoresken haben novellistische Form; nur wenige bewegen sich im Rahmen des humoristischen Feuilletons, so z. B. die apologetische Studie über „Nützlichkeit und Annehmlichkeit gebrechlicher Droschkenpferde“. Aus allen diesen „Humoren“ blitzt aber nicht nur sprudelnder Witz auf, sondern sehr oft auch jener Gemüthshumor, der in den Augen fühlender Leser jene Feuchtigkeit erzeugt, die vielleicht in einigem Zusammenhange mit dem Wort humor steht. Für eine der gelungensten Humore möchten wir die Skizze „Vor dem Flüggewerden“ erklären; sehr günstig wirkt auf das Zwerchfell „Gute Nacht! Ein Stilleben mit Arabesken.“

Ende gut, alles gut! Was die Gelehrten des „Kladderadatsch“ brauen, pflegt nicht an dem Gebrechen der Ungenießbarkeit zu leiden, und so begrüßen wir auch den „Schultze und Müller-Kalender für 1873“ (Nr. 8), der außer von dem Angestammten W. Scholz auch von Ehrentraut und Röhling, zwei talentvollen jungen berliner Künstlern, illustrirt ist, mit weidlichem Vergnügen. Im Stil und Ton des „Kladderadatsch“, nur mit weniger Vorwiegen der politischen Satire, ergehen sich die bekannten Humoristen, deren Senior und Seele vor kurzem zum ersten male schläfrig ward, um nie mehr aufzuwachen, obwol der selige Kalisch zu den aufgewecktesten Geistern zählte, in diesem lustigen Kalender, der sich über omnibus rebus et quibusdam aliis des Heitersten verbreitet, ohne sich je zu verbreitern. Im Gegentheil ist Kurzweil sein Hauptzweck, den er trefflich erreichen wird.

Während das hier nur kurz zu erwähnende, weil aus derselben Quelle geflossene „Entre nous“ (Nr. 9) bereits sattsam aus „Kladderadatsch“ und „Kladderadatschkalender“ bekannte Witze und Anekdoten zu Nutz und Frommen der Reise- und Eisenbahnlektüre aufwärmt, bringt der „Schultze und Müller-Kalender“ Neues und Gutes. Sehr komisch nimmt sich unter dem mannichfachen heitern Inhalt der „Poetische Briefsteller für unangenehme Fälle“ aus. Unsere Leser werden es wol für keinen unangenehmen Fall halten, wenn wir ihnen aus diesem Briefsteller zum Schluß ein kleines Beispiel mittheilen, das einen bekannten schlesischen Vorfall der jüngsten Zeit durch das Wort und Ehrentraut's heitere Zeichnung illustrirt:

Ein Bischof an einen Ketzer. Inliegend die große Excommunication.

Da leider Sie den Infallibeln
Nicht anerkennen, lieber Mann,
So dürfen Sie mir's nicht verübeln,
Daß ich jetzt komme mit dem Bann.

Inliegendes Papier bekräftigt,
Daß Sie, Verehrter, sind verflucht.
Ich bin so furchtbar jetzt beschäftigt,
Sonst hätt' ich selbst Sie aufgesucht.

Es thut mir leid; an Ihrer Stelle
Hätt' ich vermieden den Eclat.
Adieu! Adieu! — und fahr' zur Hölle,
Du Höllenhund! Anathema!

Franz Hirsch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Gesammtausgabe der dramatischen Werke der Prinzessin Amalie von Sachsen ist nunmehr so weit vorbereitet, daß binnen kurzem der erste Band erscheinen wird (Leipzig, B. Tauchnitz). Derselbe enthält ein Porträt der Prinzessin und ein Facsimile: die Schlußworte ihres Stücks „Lüge und Wahrheit“. Die weiter im ersten Bande enthaltene Lebensskizze hat Robert Waldmüller (E. Duboc) zum Verfasser, welcher überhaupt seitens des Königs Johann mit der Herausgabe betraut worden ist und schon länger sich eingehend mit dieser ehrenvollen Aufgabe beschäftigt hat. Dem Vernehmen nach haben keine Briefe oder Tagebücher der Prinzessin vorgelegen. Um so reicher ist die Fülle der dramatischen Manuscripte, zumeist aus der Zeit, als Prinzessin Amalie noch fleißige Musikcomponistin war, dann auch aus der folgenden Periode, wo die romantische Schule auf alle literarische Production Einfluß übte, wenigstens Local und Stoffe in den damaligen Schöpfungen der Prinzessin mitbestimmte. „König Mearn“, „Graf von Beaujolois“ und der „Krönungstag“ sind mehr oder weniger unter solchen Einwirkungen entstanden, ohne daß die aufs Reale gehende Richtung der fürstlichen Dichterin sich von den übrigen Eigenheiten der Romantiker hätte beirren lassen. Diese drei Stücke und das Prosalustspiel „Täuschungen“ bilden den Inhalt des ersten Bandes und umfassen alles, was aus dem literarischen Nachlaß zur Herausgabe ausersehen ist. Da man bisher im Publikum die Prinzessin nur als Prosadichterin kannte, wird sie in diesem ersten Bande in einem völlig neuen Licht erscheinen. Und auch die Schilderungen aus der Zeit, wo ihr Vater, Prinz Max, und ihr Oheim, der spätere König Anton, den dresdener und pillnitzer Hoffesten ein gemüthlich familiäres Gepräge gaben, wird in weitern Kreisen interessiren.

— Eine Sammlung sämmtlicher auf die Reichsverfassung, ihre Entstehung und Geltung bezüglichen Urkunden und Verhandlungen hat auf Veranlassung und Plangebung von F. von Holtzendorff E. Bezold herausgegeben unter dem Titel: „Materialien der deutschen Reichsverfassung“ (Berlin, Habel). Das Werk soll in drei Bänden erscheinen. Dem Abdruck der Verfassungsurkunden folgt eine geschichtliche Einleitung, welcher dann die Reichstagsverhandlungen folgen. Der erste Band ist dem constituirenden norddeutschen Reichstag von 1867 gewidmet, dessen Verhandlungen sehr ausführlich mitgetheilt werden. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „Nicht nur das bleibende historische und wissenschaftliche Interesse am geschaffenen Gesammtproducte, auch das volksthümliche Verständniß desselben im ganzen wie im einzelnen, sowol was Auslegung und Anwendung in der Gegenwart, als was Weiterentwickelung in der Zukunft betrifft, schien es dringend zu verlangen,

daß die ganze Arbeit bei dem Aufbau des Verfassungswerks von seiner Grundlegung an bis ins Detail der Ausführung aufs genaueste verfolgt und dargestellt werde."

— Vor kurzem ist von Schiller und Lübben's „Mittelniederdeutschem Wörterbuch" das zweite Heft (arnt—besate) erschienen (Bremen, Kühtmann). Das dankenswerthe Unternehmen ist also gesichert. Von seiten der gelehrten Kritik wurde das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch" freudig begrüßt und die Leistung der beiden bewährten Herausgeber dankbar gepriesen, soweit sie sich bisjetzt in dem ersten Hefte offenbarte. Daß es bei einem solchen Werke nicht auch an Ausstellungen fehlte, daß Wünsche laut wurden, welche die fortschreitende Arbeit erfüllen sollte, versteht sich von selbst. Namentlich scheinen wichtige Quellen ungenutzt geblieben zu sein. Die Herausgeber sind solchen Erinnerungen gegenüber nicht unaufmerksam gewesen; in dem zweiten Hefte sind „Zusätze zum Verzeichniß der benutzten Quellen und Hülfsmittel" gegeben, eine stattliche Reihe von wichtigen Schriften. Auch nach andern Richtungen hin werden die Verfasser sich die Vervollkommnung des ersten Entwurfs angelegen sein lassen, und so werden wir ein Werk entstehen sehen, welches sich den andern großen lexikalischen Arbeiten unserer Neuzeit würdig anreiht und eine wahre Bereicherung und eine Zierde der deutschen Wissenschaft sein wird. Hoffen wir, daß das mühsame Werk recht rasch gefördert werde, damit es auch bald seine Früchte trage. Aehnlich wie einst Rudolf Hildebrand von Schulstunden befreit wurde, um sich der Ausarbeitung des großen Grimm'schen Wörterbuchs ausschließlicher widmen zu können, so erlangte auch Dr. Karl Schiller in Schwerin durch einen hochherzigen Entschluß seines Landesfürsten, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, eine Erleichterung seiner Berufslast zum besten seiner Wörterbucharbeit. Für den zweiten Herausgeber, Dr. August Lübben in Oldenburg, steht, wie wir hören, eine gleiche Vergünstigung in Aussicht.

Theater und Musik.

Die petersburger Obercensurbehörde hat vor kurzem der Stadttheaterdirection zu Riga ein Verzeichniß von mehrern hundert Stücken zugesendet, welche früher zur Aufführung am Theater zugelassen wurden, von jetzt aber verboten sein sollen. Darunter befinden sich Lessing's „Nathan", Schiller's „Fiesco", „Tell" und „Kabale und Liebe", Goethe's „Egmont", sehr viele Shakspeare'sche Trauerspiele wie „König Lear", und fast alle Historien, mit Ausnahme von „Richard III."; von neuern Dramen Freytag's „Valentine" und „Graf Waldemar", Gottschall's „Katharina Howard" und „Pitt und Fox", Laube's „Karlsschüler" und „Struensee", von Roderich Benedix „Das bemooste Haupt" und „Die Pasquillanten" u. a. Die Angabe dieser Stücke wird genügen, um zu beweisen, daß das Princip, nach welchem die russische Obercensurbehörde verfährt, ein undurchdringliches Geheimniß ist; daß aber auch das Verbot ein neuer Beweis dafür ist, wie die russische Regierung danach strebt, das Deutschthum in den Ostseeländern niederzuhalten, liegt wol klar am Tage. Außer der Censur des petersburger Obercensurcollegiums steht auch noch dem Gouverneur in Riga eine mehr locale Censur zu.

— Durch ein Gesetz vom 27. Januar d. J. ist die Wirksamkeit des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken, auch auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt worden. Die Theater in Metz und Strasburg sind indeß schon früher mit der deutschen Genossenschaft dramatischer Schriftsteller und Componisten in Beziehung getreten und haben sich auf den gleichen Rechtsboden mit den deutschen Bühnen gestellt. Die Eroberung dieser deutsch-französischen Culturlande für den deutschen Genius mit ins Werk setzen zu helfen, ist eine würdige Aufgabe für diese vorgeschobenen Posten deutscher Cultur, und es ist immer erfreulich zu hören, daß die Reihe der deutschen Aufführungen in Metz mit Schiller's „Maria Stuart" eröffnet worden ist.

— Einen neuerdings sehr beliebten, doch wol mehr für opernhafte Behandlung geeigneten Stoff behandelt das Stück von A. Wechßler: „Die Weiber von Schorndorf", welches am berliner Nationaltheater zur Aufführung kam, einem Theater, das wegen seiner auf ideale Ziele gerichteten Bestrebungen unter den berliner Bühnen einen ehrenvollen Rang einnimmt.

— Die philosophisch-historische Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien veröffentlicht am zweiundachtzigsten Geburtstage Grillparzer's, dem 15. Januar 1873, einen Erlaß über die Grillparzer-Stiftung zur Hebung der dramatischen Production, deren erste Preisvertheilung am 15. Januar 1875 stattfindet. Der Preis im Betrage von 1500 Gulden in Silber ist bestimmt für das relativ beste deutsche dramatische Werk (ohne Unterschied der Gattung), welches im Laufe des letzten Trienniums (vom Tage der Preisvertheilung an zurückgerechnet) auf einer namhaften deutschen Bühne zur Aufführung gelangt und nicht schon von anderer Seite durch einen Preis ausgezeichnet worden ist; wobei jedoch nur solche Dramen zu berücksichtigen sind, welche durch eigenthümliche Erfindung und durch Gediegenheit in Gedanken und Form auf die Anerkennung dauernden Werthes Anspruch machen können. Die Zuerkennung des Preises erfolgt durch das Preisgericht, welches von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften berufen wird.

— Zu Molière's Gedächtnißfeier am 17. Februar hat Franz Dingelstedt eine Theaterrede gedichtet, welche im Hofburgtheater zu Wien vor der Aufführung des „Geizigen" von Hrn. Lewinsky gesprochen wurde. Die in ottave rime geschriebene Theaterrede, ist schwunghaft und geistreich. Wir theilen die zweite Strophe hier mit:

Moli're und Shakspeare — schöner Doppelstern
Am Bühnenhimmel — hohe Dioskuren —
So nah einander, und zugleich so fern,
Verwandt und doch verschiedene Naturen —
Noch richtet sich nach euch der Lootse gern
Und lenkt sein Steu'r in Euren lichten Spuren,
Den Leitstern segnend auf dem weiten Meere
Dramat'scher Dichtung — Shakspeare und Molière!

Aus der Schriftstellerwelt.

Ferdinand Raimund, der von einer vornehmen Kritik allzu sehr übersehen wird, erfreut sich eines volksthümlichen Cultus, der hin und wieder Lebensäußerungen gibt. So ist an dem Geburtshause des Dichters in Wien (Mariahilferstraße Nr. 4) am 18. December v. J. eine Gedenktafel zu Ehren des Dichters enthüllt worden. Das Datum bezieht sich auf die erste Aufführung von Raimund's erster Dichtung: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", die am 18. December 1823 am Leopoldstädter Theater stattfand.

— Otto Prechtler hat bei seinem Jubelfest von dem Kaiser von Oesterreich den Franz-Joseph-Orden erhalten.

Bibliographie.

Essenther, Franziska, Frauenehre. Roman aus dem modernen socialen Leben. 3 Bde. Wien, Leo u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Grimminger, A., Lug-in's-Land. Gedichte in schwäbischer Mundart. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. Erster Band. Erzählender Theil. Bearbeitet von den Mitgliedern der Expedition. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Schneider, G., Pariser Briefe. Bilder und Schilderungen aus der letzten Periode des Kaiserreichs, der Wahl-, Plebiscit-, Kriegs-, Belagerungs- und Commune-Epoche sowie aus der ersten Periode der Republik. 4ter Thl.: Die Commune-Insurrection, das Ende der Commune oder die Eroberung von Paris und loyaler Versuch der Republik. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Simrock, K., Faust. Das Volksbuch und das Puppenspiel. Frankfurt a. M., Winter. 8. 15 Ngr.

Spilcker, H., Gedichte. Hamburg, Brücker. 8. 25 Ngr.

Traun, J. v. der, Salomon, König von Ungarn. Ein Gedicht. Wien, Faesy u. Frick. 8. 2 Thlr.

Vorträge über Weltgeschichte. Gehalten zu Bruck und Kindberg im Jahre 1870/71. 1ster Thl. Graz, Hesse. 1872. 8. 20 Ngr.

Volkswirthschaftliche Vorträge. Gehalten im Lehrerverein zu Bruck im Jahre 1871—72. Graz, Hesse. 1872. 8. 12½ Ngr.

Wartenberg, C., Heinrich der Vogelsteller. Vaterländisches Schauspiel. P. Wartenberg. 8. 10 Ngr.

Winckler, B. v., Rückblick auf die Vergangenheit Westpreußens. Danzig, Bertling. 1872. 8. 12½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 6. März 1873.

Vermischte philosophische Schriften.

Wie das Dutzend vermischter Schriften, welche wir in Nr. 44 d. Bl. f. 1872 zusammenfassend besprachen, so geben auch die nachfolgenden zehn Schriften ein Bild von dem gegenwärtigen Ringen und Kämpfen auf geistigem Gebiete, das man füglich ein Ringen der neuen mit der alten Weltanschauung oder, mit Strauß zu reden, des neuen Glaubens mit dem alten nennen könnte. Wieder sind Materialismus und Spiritualismus, Darwinismus und Antidarwinismus, Schopenhauer'sche und Hartmann'sche Philosophie die Hauptthemata dieser Schriften. Der Werth derselben ist ein sehr ungleicher. Die einen sind „in allgemein-verständlicher Darstellung" nach Weise der Büchner'schen Schriften geschrieben und leiden reichlich auch an der Oberflächlichkeit dieses jetzt vulgären Strebens nach Allgemeinverständlichkeit. Die andern sind mehr in wissenschaftlichem Stile gehalten, ohne darum jedoch vor der wissenschaftlichen Kritik mit ihren Behauptungen und Beweisführungen überall Stich zu halten.

Wir lassen die Schriften so aufeinander folgen, wie es uns zur Vermeidung der Zerstreuung am besten schien.

1. Seele — Unsterblichkeit. Weltanfang — Weltende. Eine populäre Flugschrift von A. Boelkel. Leipzig, Luckhardt. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, „einige der wichtigsten Fragen, welche vornehmlich die Neuzeit beschäftigen, im Lichte der heutigen Naturforschung einem größern gebildeten Publikum vorzuführen". Seinen Standpunkt bezeichnet der Verfasser als einen materialistisch-pantheistischen. Er sagt im Vorwort:

> Es ist nichts weniger als ein Widerspruch, eine persönliche Fortdauer nach dem Tode materialistisch zu leugnen und zugleich einen Gott pantheistisch anzunehmen, d. h. das Weltall als ein denkendes, selbstbewußtes, unendliches Ganzes aufzufassen.

In dem ersten, von „Seele — Unsterblichkeit" handelnden Theile der Schrift sagt der Verfasser: mit der von der Wissenschaft postulirten Identität von Seele und Gehirn fallen alle jene Beweisführungen für die Unsterblichkeit der Seele, welche von der Voraussetzung eines von dem Körper unabhängigen geistigen Princips ausgehen. Er verweist auf den Unglauben großer, genialer Männer an Unsterblichkeit und beantwortet die Frage, ob die vorgetragene Lehre, welche dem Menschen nur Unsterblichkeit des Stoffs und der diesem Stoffe inwohnenden Kräfte zuerkennt, wirklich so viel Untröstliches für uns habe, wie es auf den ersten Blick scheint, und ob dieselbe sich vereinbaren lasse mit dem Glauben an ein oberstes, allgütiges, allgerechtes Wesen, folgendermaßen:

> Sowol das Anschauen der Natur mit ihrer weisen Ordnung, ihren ewigen Gesetzen, als die Betrachtung der Geschichte der Menschheit, in der selbst dem befangensten Beobachter eine außerhalb des menschlichen Willens liegende Planmäßigkeit nicht entgehen kann, führen uns hin zu Ihm, von dem der Dichter singt: „Wer kann Ihn empfinden und sich unterwinden zu sagen: Ich glaub' Ihn nicht?" Unter diesem Gott verstehen wir die selbstbewußte Urkraft des Weltalls; alle im Universum thätigen Kräfte sind nur besondere Aeußerungen dieser einen Kraft. Diese Urkraft ist aber mit der Materie unzertrennlich verbunden: ohne Materie keine Kraft, kein Gott, ohne Kraft keine Materie.

Diesen materialistischen Pantheismus führt der Verfasser näher aus und nimmt auch die göttliche Gerechtigkeit in denselben auf. Unsere eigene Kurzsichtigkeit sei schuld, daß wir das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, das vor allem im geschichtlichen Leben der Völker in großartigen Zügen uns vor Augen tritt, nicht in allen Fällen zu erkennen vermögen. In welch herrlichem Lichte erscheine überdies der Mensch, wenn er ohne Eigennutz, ohne Hinblick auf zukünftige Belohnung, dem Guten, Wahren, Schönen nur um ihrer selbst willen nachstrebt. Ja, der tüchtige Mensch werde den angebo-

renen Trieb nach Erkenntniß, nach Vervollkommnung in jeder Richtung um so eifriger hier auf Erden zu befriedigen trachten, wenn er der Aussicht auf ein selbstbewußtes Weiterleben nach dem Tode sich beraubt sieht. Er werde inniger sich an seine Mitmenschen anschließen und ihnen das so kostbare Leben auf jegliche Weise zu versüßen bestrebt sein. Den Himmel, den er verloren, werde er mit allen ihm verliehenen Kräften sich hier auf Erden zu gründen suchen und den Tod getrost erwarten, ohne über seine Auflösung zu klagen, da er doch wisse, daß die ihn zusammensetzenden Atome mit ihren Kräften fortfahren, eine Rolle zu spielen in dem unendlichen Haushalt der Natur, und daß seine Thaten ihm ein dankbares Andenken sichern bei den nachfolgenden Geschlechtern, die da zu bauen anfangen, wo er aufgehört hat.

Der zweite, „Weltanfang" überschriebene Theil der Schrift gibt eine populäre Darstellung der Kant-Laplace'schen Kosmogonie und schließt damit:

Auf dieselbe Weise, wie die Welt unserer Sonne, können wir die übrigen Fixsternwelten als aus dem „kosmischen Nebel" entstanden oder noch entstehend uns denken. Ueberall derselbe Vorgang, überall dieselbe Kraft, dieselbe Materie. So weist sowol das, was in dunkler Ahnung die Mythe von einem Chaos (einem Urstoff) und einem Eros (einer Urkraft) erzählt, als das, was die neuere Wissenschaft als Resultat ihrer Forschungen ausspricht, uns hin auf jene heilige Einheit in der Vielheit, auf jenen „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht", dessen Wesenheit zu erkennen das höchste Streben des Menschen stets war und stets sein wird.

Der dritte und letzte, „Weltende" überschriebene Theil der Schrift beschäftigt sich mit der Frage, ob ein Untergang der Welt zu erwarten steht. Diese Frage müsse entschieden verneint werden, wenn unter dem Untergange eine völlige Vernichtung, die Rückkehr ins Nichts verstanden werde. Sie müsse hingegen bejaht werden, wenn unter dem Untergange das dereinstige Eintreten von Verhältnissen verstanden wird, unter denen die Welt in ihrer jetzigen Gestalt nicht weiter bestehen kann, folglich die Erde mit ihrem unermeßlichen Formenreichthum als solche zu bestehen aufhört. Hierfür beruft sich der Verfasser auf die Mayer-Helmholtz'sche Wärmetheorie. Nothwendig müsse, wenn das Weltall ungestört dem Ablauf seiner physisch-chemischen Processe überlassen bleibt, endlich ein Zeitpunkt kommen, wo aller Kraftvorrath des Universums Wärme geworden. Alsdann aber müsse alle Bewegung und alles Leben im Universum aufhören. „Das Weltall wird in atomistischen Staub zerfallen, in welchem die Ruhe der ausgeglichenen Gegensätze herrscht." Der Bibelspruch werde sich erfüllen: Himmel und Erde werden vergehen. Das Wann dieses Jüngsten Tags lasse sich auch nicht annähernd gewiß beantworten. Was aber dann?

Unsere naturwissenschaftliche Erfahrung zwingt uns, das mit Zuversicht auszusprechen: Wie es keine absolut ruhende Kraft in einem absolut ruhenden Stoff gibt, so wird auch die Wärme als Kraft nicht ruhen, sondern aus sich heraus in innigem Wechselverkehr mit dem von ihr durchdrungenen Stoffe neues Leben aus den Ruinen erblühen lassen. Ueber das Wie dieses Processes mag eine kühne Phantasie sich Bilder schaffen; unsere Vernunft steht hier an den Grenzen unserer Erkenntniß.

Der Verfasser hat, wie man aus dem Angeführten sieht, sich damit begnügt, die gegenwärtig geltenden naturwissenschaftlichen Ansichten über Seele und Seelenunsterblichkeit, über Weltanfang und Weltende zu popularisiren, und hat dabei den Materialismus mit pantheistischen Ideen verbunden, um, so gut als es gehen will, auch den ethischen Anforderungen zu genügen. Vor andern Popularisirungsversuchen dieser Art zeichnet sich der des Verfassers dadurch aus, daß er sich freihält von aller provocirenden, die Andersdenkenden und Andersgläubigen verletzenden Polemik. Der Verfasser sieht ein, daß es nicht allen gegeben ist, sich zu der Höhe der pantheistisch-materialistischen Weltanschauung zu erheben.

2. Schöpfung und Mensch. Vom Verfasser von „Naturgesetz und Menschenwille". Zwei Bände. Hamburg, O. Meißner. 1871—72. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat sich, wie er selbst sagt, die Aufgabe gestellt, eine wahrheitsgetreue, von allen Voraussetzungen und Wünschen freie Darstellung des menschlichen Wesens in seiner Gesammtheit zu geben, wobei er so viel Anknüpfungspunkte als möglich einerseits zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes, andererseits zu den Verhältnissen der Gegenwart zu gewinnen suchte. Dabei war er bemüht, überall den ethischen Standpunkt zu fixiren und endlich der Höhe und Würde des modernen Geistes überall Genüge zu leisten.

Der Verfasser verbreitet sich über eine große Menge theils theoretischer, theils praktischer, theils allgemeiner, theils specieller Fragen, und seine Darstellungsform ist eine aphoristische. Es wird zur Charakterisirung des Standpunktes des Verfassers genügen, einige seiner Aphorismen anzuführen. Ueber den allgemeinen Gang der Schöpfung sagt er:

Alles entsteht auf dieselbe Weise: es ist nur ein Weg. Aus dem formlosen Urnebel entwickeln sich allmählich die einzelnen Himmelskörper und scharen sich zu verschiedenen Gruppen und Systemen, deren jedes seinen Platz in dem Weltall findet und ausfüllt. Aus dem einfachen Samenkorn keimt in mannichfacher Form die Pflanze, aus dem unbestimmten Embryo entwickelt sich das Thier zu bestimmter Gestalt. Aus dem anfangs gestaltlosen Fühlen und Tappen des Gehirns entsteht das Innewerden, das klare Bild, der Gedanke.

Wie es zu erklären sei, daß aus dem Formlosen, Einfachen, Unbestimmten das Geformte, Gegliederte, Bestimmte hervorgeht — eine Frage, die sich doch jedem Denkenden aufdrängt, hat der Verfasser nicht gesagt. Unter der uns sehr gespannt machenden Ueberschrift: „Wie — Was — Daß", lesen wir:

Zu erforschen, wie die Welt erschaffen, oder vielmehr, wie sie entstanden sei, davon können wir uns mit Hülfe der Astronomie wol eine annähernd zutreffende Anschauung verschaffen, da im Weltraum fortwährend noch Welten in der Entstehung begriffen sind. Was aber die Materie und die Bewegung: beide in ihren Millionen von Formen und Arten seien, wird sich nie sagen lassen. Es möge genügen, daß die Welt besteht, und hier ist auch das einzig fruchtbare Feld für die Forschung. Die Materie in ihren unendlichen Verzweigungen von Formen, die Bewegung in ihrer unendlichen Vervielfältigung von Arten zu erforschen und nutzbar zu machen, möge genügen, hier sind überall feste Anhaltepunkte, und die Gefahr der Verirrung, die rings um den Menschen wie ein schwarzer Abgrund gähnt, sobald er die festen Anhaltepunkte der Erscheinungswelt verläßt, ist hier nicht vorhanden. Was die Welt, was Be-

wußtsein, was Wille, Geist sei, ist für das menschliche Fassungsvermögen nicht zugänglich; es kann also auch ein Nutzen in dieser Kenntniß nicht für ihn liegen. Alle Wissenschaft der Vergangenheit und Zukunft kann am Wesen der Dinge nicht das Allergeringste ändern. So erforsche er denn dies Wesen an der Hand der Erscheinungen, mache es sich nutzbar; er kümmere sich nicht darum, was der Geist sei, sondern suche ihn auf die vernünftigste und nützlichste Weise zu gebrauchen.

Wie man überhaupt noch von Materie, Geist, Wille, Bewußtsein u. s. w. reden kann, wenn man es für unmöglich erklärt, zu wissen, was sie sind, begreifen wir nicht. Die Worte sind doch nur zur Bezeichnung eines Was, das man im Unterschiede von andern Was erkannt hat, da. Der Gebrauch der Worte schließt also schon eine gewisse Erkenntniß des Was ein, und es heißt geradezu die Sprache aufgeben, wenn man das Was aufgibt. Wenigstens erfordert es die Consequenz, daß wer behauptet, nicht zu wissen, was die Materie, was Geist, was Wille, was Bewußtsein sei, sich auch gar nicht mehr dieser Worte bediene. Es heißt auch die Wissenschaft aufgeben, wenn man das Was aufgibt. Denn das Ziel der Wissenschaft ist es, überall das wahre Was der Erscheinungen und der durch die Worte bezeichneten Dinge zu bestimmen. Eine bloße Registrirung von Thatsachen oder Erscheinungen in ihrem Neben- oder Nacheinander ist noch keine Wissenschaft. Was ist es, das so erscheint, so sich äußert? — ist die Frage, welche die Wissenschaft überall aufwirft. Daß die Wissenschaft an dem Wesen der Dinge nichts zu ändern vermag, das kann sie nicht veranlassen, die Erforschung des Wesens aufzugeben. Denn als Wissenschaft will sie ja die Dinge nicht ändern, sondern erkennen.

Nachdem der Verfasser die Erkennbarkeit des Was aufgegeben hat, sollte man meinen, er müßte über das Was der Welt schweigen. Aber im gleich darauf folgenden Aphorismus, welcher überschrieben ist: „Einheit, Gleichgewicht, Harmonie", lesen wir: „daß es nur ein Ding gibt und eine Eigenschaft — man möge es nennen wie man will —: Materie, die in Bewegung begriffen ist." Der Verfasser weiß also, daß die unendlich mannichfaltigen Formen und Erscheinungen der Welt in Bewegung begriffene Materie sind. Er ist also doch hochmüthig genug, das Was, das Wesen der Welt zu bestimmen, nachdem er so demüthig gewesen, auf die Erkennbarkeit desselben zu verzichten. Ja, er geht in seinem Hochmuth noch weiter, indem er sagt:

> Daß die Materie in unendlicher Verzweigung von Formen erscheint, ist durch die Bewegung bedingt; daß die Bewegung existirt und weiterhin in unendlichen Abstufungen und Arten vorkommt, liegt in der Realität der Materie. Realität ist Schwere. Schwere ist Kraft. Kraft bedingt Reibung. Reibung bedingt Entwickelung, Vervielfältigung. Entwickelung und Vervielfältigung bedingt die Welt.

Auch was Bewußtsein, was Geist sei, weiß uns der Verfasser zu sagen, obgleich er doch das Was derselben für die menschliche Fassungskraft übersteigend erklärt:

> Das Bewußtsein ist ein combinirter Vorgang im Gehirn, der durch drei verschiedene Bethätigungen hervorgebracht wird. Diese Bethätigungen sind: 1) der Blutumlauf; 2) der Phosphorverbrauch; 3) das Gefühl, das im Nervensystem beruht. Die erste ist eine mechanische, die zweite eine chemische, die dritte eine elektro-magnetische Bethätigung. Die Summe dieser drei Bethätigungen ist eben das Bewußtsein.

Geist ist nach dem Verfasser „die Summe aller Bewegungen, die an dem Apparat, Gehirn genannt, zum Vorschein kommen. Geist ist der Inbegriff von Bewußtsein, Urtheilskraft und Willen."

Die Welt „in ihrer kosmisch-physikalischen und physiologisch-moralischen Gesammtheit" ist nach dem Verfasser die „Batterie" für die „Telegraphendrähte des Nervensystems".

An die Stelle der Gottheit tritt beim Verfasser das Gesetz:

> Das Höchste, was wir erkennen können, ist das Gesetz. Das Gesetz ist unzweifelhaft auch das Höchste; wenigstens kann es nicht etwas Untergeordnetes sein...... Gott kann nichts anderes sein als identisch, gleichbedeutend mit dem Gesetz, mit der Welt, deren höchster Zweck wiederum in Gott, oder, was dasselbe ist, in sich selbst beruht. Die Menschheit soll die Wiedergeburt der Gottheit sein.

Nun versuche man es einmal zu denken: Am Anfang war das Gesetz, und man wird gleich die Unmöglichkeit fühlen. Das Gesetz ist die constante Art oder das constante Maß, wie eine Kraft oder ein Wille sich äußert, setzt also die Kraft, den Willen schon voraus, kann also nicht, wie der Verfasser behauptet, das Erste und Höchste sein, sondern ist ein Secundäres, Untergeordnetes. Aendert sich die Kraft oder der Wille in der Natur, so ändern sich eo ipso auch die Gesetze. Daher sind die Gesetze im organischen Reiche andere als im unorganischen. Der lebendige Körper bewegt sich nach andern Gesetzen als der leblose. Immer setzt das Gesetz, man mag es, wie die Philosophie thut, von einem immanenten oder, wie die Theologie thut, von einem transscendenten Gesetzgeber (einem Gott) ableiten, einen Gesetzgeber voraus. Also ist es einfach Gedankenlosigkeit, das Gesetz zum Ersten und Höchsten zu machen.

Dieser Gedankenlosigkeit machen sich aber die Materialisten unserer Zeit schuldig. Wo die Begriffe bei ihnen ausgehen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Unser Verfasser gehört zu diesem Schlage von Un- oder Halbphilosophen. Einmal erklärt er, daß es weiter nichts gibt als Materie und Bewegung, ein andermal wieder ist das Gesetz, also ein Drittes außer der Materie und Bewegung, das Höchste. Wen es noch weiter nach dieser zusammenhangslosen Weisheit gelüstet, der vertiefe sich in die zwei Bände von „Schöpfung und Mensch". Wir hatten genug an dem Angeführten.

3. Thier oder Mensch? Ein Wort über Wesen und Bestimmung der Menschheit. Von A. Dull. Leipzig, O. Wigand. 1872. 8. 1 Thlr.

Dieser Schrift liegt die Erkenntniß zum Grunde, daß die mit Nothwendigkeit aus der Geistesarbeit unsers Jahrhunderts entwickelte naturwissenschaftliche Frage Darwin's eine neue Welt in ihrem Schose trägt und, wenn sie sich bejaht, eine vieltausendjährige Weltanschauung und heilige Religionsdogmen, die sich ewig dachten, stürzen muß. Von jeher aber war es in der That so, und ist mit Nothwendigkeit, daß die Schöpfung und der Gott der Schöpfung sich dem Menschen wahrhaft erneuen, wo er einen neuen Horizont der Selbsterkenntniß sich erschließt, und daß mit der neuen Weltanschauung eine neue Religion die Umwandlung seines Weltbewußtseins feierlich verkündet und zur intellectuellen wie moralischen Thatsache vollendet.

Die „neue Religion", die eine nothwendige Folge des durch die Naturwissenschaft umgestalteten Selbstbewußtseins des Menschen sei, will der Verfasser zum Ausdruck bringen, und man könnte ihm daher füglich als einen der modernen Religionsstifter bezeichnen, wenn überhaupt Bücher im Stande wären, eine Religion zu stiften, und nicht vielmehr nur Ausdruck einer bereits vorhandenen wären, die im Bewußtsein einer Gemeinde schon Macht gewonnen hat.

Der Verfasser betrachtet den Menschen nicht losgerissen von der übrigen Natur, sondern gemäß der naturwissenschaftlichen Anschauung im Zusammenhange mit ihr. Seine neue Religion hat also den alten biblischen Dualismus zwischen Mensch und Thier überwunden. Aber andererseits geht er doch nicht so weit, allen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere aufzuheben oder für einen blos unwesentlichen zu erklären. Er äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen:

Wenn wir auch genöthigt sind, für die Schärfe der Umgrenzung des Menschenwesens unsere Unfähigkeit zuzugestehen, so können wir für unsere Frage, „ob Thier, ob Mensch", für den abschließenden Gegensatz zwischen Thierheit und Menschheit dennoch aus dem Gefundenen unsere Schlüsse mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit ziehen. Der Beginn des Menschenwesens liegt freilich jenseits, in der Thierheit, die Geschichte erfaßt ihn nicht, und im täglich geborenen Menschenkinde, in dem durch die fortwährend mächtigere Anticipation des Geistes alles Thierische nur noch als Kindisches auftritt, in dem der Ausbruch des Bewußtseins wie des Selbstbewußtseins durch die Begriffserziehung, welche aller Erfahrung und dem Selbstgefühle voraneilt, wie die einzelnen aufschießenden Strahlen eines unaufhaltsam vordringenden Lichtherdes, vorwärts gedrängt werden — im Menschenkinde verschwindet er, aller Analyse sich versagend, vollends mehr und mehr: man kann als den ersten Eintritt in den Organismus der Menschheit — also des Geistes — nur allgemein und ohne Schärfe die erste selbständige Regung des Gesammtorganismus durch die Sprache festhalten, ohne jedoch damit schon das Aufhören des Thierwesens und seinen Gegensatz auszusprechen, da die Sprache nur der Wendepunkt zu ihm hin ist. Diesen Gegensatz selbst aber und mit ihm im höhern und eigentlichen Sinne die Dignität, den Charakter des Menschen erlangt erst derjenige, der zur Feindschaft gegen sich selbst überzugehen fähig ist, dessen Bewußtsein als ein bleibendes Ich sich gegen sämmtliche Richtungen der Selbstsucht feindlich stellt, und eben dadurch sich als ein Ich der Menschheit erweist! Hiermit erst ist der Geburtsschein der Thierheit, die ohne Ich der Erkenntniß die ganze Welt auf das Individuum bezieht, vernichtet, das Bürgerrecht des Himmlischen erlangt.

Demgemäß betrachtet der Verfasser das Collectivleben allein als das wahrhaft menschliche. Wissenschaft wie Sittlichkeit seien Menschheitzustände; nur so weit als das Individuum ihnen gehört, sei es wahrhaft Mensch, und der rechte Mensch bleibe sein Leben hindurch von der Kraft und dem Glück der Erkenntniß begeistert und über das Persönliche erhoben:

Das Gute wird erst möglich im Aufhören der Aggression, des Angriffs auf alles Leben, der für das Individuum Lebensprincip ist. Sich selbst jeden Augenblick aufgeben können — Sättigung wie Leben —, das ist die Probe der Lebenshöhe. Damit endlich gehen wir der Aufhebung des Individuums in das Ich der Menschheit entgegen — ein Ziel, das uns, in der Sprache aller Religionen, als ein „Jenseits" erscheint und erscheinen muß, solange nichts als die Persönlichkeit unser „Diesseits" ist, das aber in vollkommen natürlichem Entwickelungsgange des Irdischen uns geboten wird und unser ist.

Der Ausdruck des Gesammtlebens wird, wie der Verfasser zeigt, mit der fortschreitenden Ausbildung des epitellurischen Individuums stetig gesteigert und erlangt nur seine natürliche Spitze, wenn er in dem zum Inbegriff des epitellurischen Lebens gewordenen Menschen das ganze Individuum ergreift und es in eine höhere Ordnung, nicht mehr des Erd-, sondern des Weltlebens hinüberführt. In der Seele, welche noch individuelle Einheit und als solche sterblich ist, sproßt das Gemeinleben der Erkenntniß, der Geist, welcher generelle Einheit ist und als solche nicht stirbt, wie sehr auch seine Wurzeln und Theileinheiten, seine Träger und Wirkungspunkte wechseln und welken mögen.

Von diesem, zwar die Herkunft des Menschen aus der Thierwelt nicht verleugnenden, aber auch die Erhebung des Menschen über das blos thierische Leben betonenden Standpunkt aus wirft der Verfasser schließlich noch einen Blick auf die Zukunft des Menschen. Als Hauptcharakter der Zukunft des Menschengeschlechts nimmt er an: „den wachsenden Frieden, das Verschwinden des Kriegs; die wachsende Erkenntnißmacht, das Schwinden der Empfindungsmacht; das wachsende Gemeinleben, das Schwinden der Persönlichkeit und mit ihr des Todes."

Alle von dem Darwin'schen „Kampf ums Dasein" hergenommenen Gründe für die Nothwendigkeit des Kriegs von Mensch gegen Mensch beruhen nach dem Verfasser auf der niedrigen Auffassung, daß der Mensch noch dem Thierreiche gehöre und daß die Erfüllung seiner Lebensaufgabe innerhalb des Thierreichs liege. Des Menschen Kampf sei ja nicht mehr ein physischer, sondern ein geistiger, in dem die physische und psychische Bewegung, die dem Thiere Zweck ist, zum Nothmittel des Geistes herabsinkt und mehr und mehr entbehrlich wird. Der wahre Kampf des Menschen mit der Natur, mit dem Schicksal und mit den Menschen sei kein „ewiger Krieg", sondern ein fortschreitender Erkenntnißkampf zum Frieden, ein Kampf der Geduld und der Arbeit nach dem Willen und den Zielen des Geistes, nach dem Endzweck und Bedürfniß der Erkenntniß:

Nicht die Subjectivität wird siegen mit ihren Leidenschaften, sondern die Gesetze werden machthabend werden, die das gemeinsame Denken der Menschen sind, und die Liebe, die ihr gemeinsames Fühlen ist. Damit hängt dann das Wachsen des geistigen Gemeinlebens und das Schwinden der Empfindungsmacht, das Schwinden der Persönlichkeit zusammen.... Das Gemeinleben der Menschen besiegt das Einzelleben und hebt es mehr und mehr in sich auf — das ist die Zukunft der Menschheit!... Bald werden die Reste der Kindheit, des Naturzustandes, von der Erde verschwunden sein; und Menschenvölker, auf den Geist gegründet, werden die Erde umziehen und als Geister leben von Volk zu Volk, von Erdtheil zu Erdtheil, wie von Dorf zu Dorf und von Mensch zu Mensch. Des Menschen Arbeit wird mehr und mehr sich in das Geistige erheben; und wie er die Erde umfaßt hat, so wird er sie auch durchdringen; und wie er den Himmel sich aufgeschlossen hat, so wird er auch die Wohnungen, Straßen und Bahnen des Himmlischen sich erschließen, die Reiche und die Wesen des Alls kennen lernen.... Wenn aber der erste Anfang dieses himmlischen Lebens in die Seele dringen, wenn der erste Gedanke von Stern zu Stern blitzen, wenn Erkennung von Erde zu Erde das Gegen-Ich im Himmel bewußt machen wird: wie wird dann, von Höherm ergriffen und beschämt, der häßliche kleinliche Krieg der Ungleichheiten und Vorzüge von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk schweigen und schwinden wie auf Gottesurtheil,

das Verbrechen unmöglich, die Liebe eine Wahrheit, das Gesetz innerlich werden! Wie das sinnliche Gegen-Ich den sinnlichen Menschen einst zur Scham erweckte und ihn bewußt machte zu irdischem Geiste: so wird das himmlische Gegen-Ich den irdischen Geist bewußt machen der Scham seiner sinnlichen Verschiedenheiten und oberflächlichen Gegensätze, er wird sie verhüllen, und von dem flammenden Schwert himmlischer Erkenntniß ins All gewiesen, wird er als himmlischer Geist den Kampf ums Dasein kämpfen in himmlischen Regionen, in die sich einzubürgern, in denen heimisch zu werden der Mensch berufen war von Ewigkeit zu Ewigkeit. So mögen wir denn wol auch den Streit: ob Thier, ob Mensch? beruhen lassen, ohne Haß auf das Niedere, ohne Neid auf das Höhere. Es ist ein Streit des Hochmuths und des bösen Gewissens. Wann wir in Wahrheit das Thier ausziehen und das Menschenthum anziehen, dann wird nur die Liebe sprechen, zu Thier und Natur. Wir stehen im Anfang der Dinge.

Hiermit schließt des Verfassers prophetischer Blick in die Zukunft und zugleich seine ganze geistreiche und lebendig gehaltene Schrift. Wir sagten oben, daß man den Verfasser zu den modernen Stiftern einer neuen Religion, eines neuen Glaubens zählen könnte. Diese modernen Religionsstifter haben mit den alten den Enthusiasmus, die Schwärmerei gemein. Nur ist das Ideal, für das sie schwärmen und dessen Realisirung sie prophezeien, ein anderes als das der alten Religionsstifter. Ihr Ideal ist nämlich nicht der jenseitige Himmel, sondern der diesseitige, der Himmel auf Erden durch Wachsthum in der Erkenntniß und Liebe, durch Bewältigung der Natur außer uns und der Leidenschaften in uns, durch Aufhebung der trennenden Unterschiede und feindseligen Gegensätze. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — das ist das Ideal, für das sie schwärmen. Aber Schwärmerei ist es doch. Es gehört schon starker Optimismus dazu, die Bedeutung und Macht der feindlichen Unterschiede und Gegensätze innerhalb der Welt so zu verkennen, daß man ihr dereinstiges Aufhören prophezeit. Der Darwin'sche „Kampf ums Dasein" nimmt zwar in der Menschenwelt eine andere Gestalt an als in der Thierwelt, da er nicht mehr blos Kampf ums leibliche, sondern auch Kampf ums geistige Dasein ist. Aber, ob er je schwinden wird, ob der „ewige Friede" mehr als ein gutmüthiger, frommer Wunsch ist — das ist gar sehr die Frage.

4. Thierseele und Menschengeist. Ein Versuch zum Ausgleich der materialistischen und idealistischen Weltanschauung. Von Friedrich Körner. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser macht einen Gegensatz zwischen materialistischer und idealistischer Weltanschauung. Schopenhauer hat aber gezeigt, daß dies ungenau ist. Dem Materialismus steht der Spiritualismus gegenüber; der Idealismus hingegen bildet den Gegensatz zum Realismus. Man sollte daher beide Gegensätze nicht verwechseln. Schopenhauer hat beide so unterschieden, daß der eine, nämlich der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus das Erkannte, das Object betreffe, der andere hingegen, der Gegensatz zwischen Spiritualismus und Materialismus, sich auf das Erkennende, das Subject beziehe. („Parerga", I, Anmerkung 14.) Dies sollte man festhalten.

Abgesehen von der Ungenauigkeit im Ausdruck, ist der Grundgedanke des Verfassers, daß der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Thier im Geist und den Erzeugnissen des Geisteslebens liege, kein falscher. Nur setzt er Thierseele und Menschengeist einander zu dualistisch entgegen, sodaß es den Anschein gewinnt, als wäre er in Bezug auf die Seele Materialist, in Bezug auf den Geist hingegen Spiritualist, insofern er jene für Product des Körpers erklärt, diesen aber gleichsam als überkörperliches Wesen und nur als mittels der Seele im Zusammenhang mit dem Körper stehend betrachtet. Er sagt nämlich, ihm sei bei seinen die materialistische Streitfrage betreffenden Studien aufgefallen, daß man zu wenig bemüht ist, den Einigungspunkt für die widersprechenden Principien zu suchen, der so nahe liege, wenn man Seele und Geist unterscheide:

> Man spricht instinctiv von einer Weltseele und einem Weltgeiste. Gut, da liegt das ganze Geheimniß. Die Seele ist Product der Sinnesthätigkeit, also des Körpers. Er erzeugt durch die Sinne Wahrnehmungen, Vorstellungen, Urtheile, Gefühle, Instinct und Zwangshandlungen. Diese Producte hängen ab von der Beschaffenheit ihres Hauptorgans, des Rückenmarks und Gehirns. Dagegen besitzt der Mensch Sprachfähigkeit, kann mittels der Sprache abstract denken, erhebt seine Vorstellungen zu Gedanken und Ideen, seine Gefühle zum Gemüth, seine Zwangshandlungen zu den Aeußerungen seines sittlichen Willens, schafft sich in Kunst, Wissenschaft, Religion und Staat eine Culturwelt, welche er der Natur gegenüberstellt, und macht aus der Seele dadurch Geist. Der Verstand wird zur Vernunft, das Gefühl zur Humanität, der Willenstrieb zur Rechts- und Staatsordnung, welche allesammt ihre in sich abgeschlossene Entwickelung haben nach logischen Gesetzen, nicht nach physikalischen. Die Seele wird angeboren und ist organische Thätigkeit, zum Geist macht der Mensch seine Seele durch die Arbeit der Cultur. Alles, was die Materialisten behaupten, paßt vollständig auf die Seele, nicht auf den Geist.

Weiter lesen wir beim Verfasser:

> Mit dem Thier hat der Mensch Leib und Seele gemeinsam, der Geist gehört ihm allein an. Weil aber der Geist der Seele bedarf, so entstehen mancherlei Wechselwirkungen, deren Scheidelinie festzusetzen bisjetzt nicht möglich war.... Welche seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten im Thiere sich auch bilden mögen, sie werden durch Lebensbedingungen hervorgerufen und dann vererbt. Dasselbe gilt auch vom Menschen, soweit er zur Erhaltung seines Lebens gezwungen ist. Weil in ihm aber andere, höhere Bedürfnisse erwachsen, so muß sich in ihm ein gesteigertes Seelenleben entwickeln, die Organe desselben sich kräftigen, und so wird aus dem Seelenleben ein Geistesleben. Denn jene höhern Bedürfnisse sind nicht mehr natürliche, nothwendige, sondern Culturbedürfnisse, welche sich bei steigender Cultur vervielfältigen und endlich den ganzen Menschen beherrschen, die seelischen Thätigkeiten nur als untergeordnete Mittel zu geistigen Zwecken benutzen und sie in strenger Unterordnung halten. Im Menschen wird vermittels der Sprache die Seele zum Geist.

Der Streit zwischen naturwissenschaftlicher und philosophisch-theologischer Weltanschauung, besonders über die Begriffe von Seele und Geist, wird nach dem Verfasser dadurch vereinfacht, daß man jene Begriffe in die von Natur und Cultur übersetzt, und zwar in dem Sinne, daß die Seele aus der Natur, der Geist aus der Cultur sich entwickelt:

> Man muß dies etwa so auffassen: Infolge organischer Thätigkeit entsteht in den Nervenapparaten jene Bewegung, welche wir als seelische Thätigkeit wahrnehmen. Wo aber die Organisation der Nervencentren derart beschaffen ist, daß die Seele sich potenzirt, indem sie abstracte Begriffe und ganze

Gruppen derselben als Ideen erzeugt, dann nennen wir diese Thätigkeit „Geist". Beide als Erzeugtes stehen natürlich unter der Wirkung ihres Ursprungs; daher herrscht im Reiche der Seele die Naturnothwendigkeit, im Reiche des Geistes die Consequenz der freien Selbstbestimmung des Denkens.

Wir vermissen beim Verfasser eine consequent durchgeführte monistische Anschauung. Bald spricht er vom Geiste nur als von einer höhern Potenz des Seelenlebens, er müßte also den Geist so gut wie die Seele aus dem Körper, aus dem Organismus ableiten, folglich ihn physiologisch erklären, ihn als gesteigerte Gehirnfunction auffassen; bald aber wieder macht er einen dualistischen Gegensatz zwischen Seele und Geist, zwischen Natur und Cultur, als ob der Geist und die Cultur anderswoher kämen als aus der Natur, als ob der Geist und die Cultur frei wären von der Nothwendigkeit, die in der Natur herrscht. Es kommt dadurch etwas Schwankendes in den Vortrag des Verfassers. Man weiß nicht, ist er Materialist oder Spiritualist? Er führt die Sprache von beiden. Dieses Nebeneinander von Materialismus und Spiritualismus können wir aber nicht für einen „Ausgleich" der beiden entgegengesetzten Anschauungen ansehen.

Wir erkennen gern des Verfassers Talent zu popularisirender Darstellung an, haben auch nichts dagegen, daß er seinen Vortrag durch pikante Anspielungen würzt, wie wenn er z. B. die gegen die Abstammung des Menschen vom Affen sich Sträubenden für gleich thöricht erklärt wie den aufgeblasenen Millionär, der es nicht gern hört, wenn man ihn daran erinnert, daß sein Groß- oder Urgroßvater ein armer Mann war, oder für gleich lächerlich wie die jüdischen und deutschen Renegaten in Ungarn, die sich schämen, von Juden oder Deutschen abzustammen und lieber den Schimpf des Renegatenthums auf sich nehmen. Oder wenn er sagt:

Die Naturwissenschaft muß ankämpfen gegen jahrtausendjährige altjüdische Vorurtheile, was die Philosophie nicht gewagt hat mit Ausnahme einiger Männer. Freilich, ein Hof- oder Geheimrathstitel hat auch seinen Werth! Solche Leute eifern gegen Materialismus und machen sogar wol in — Papieren!

Aber so gern wir auch diesen Esprit des Verfassers anerkennen, derselbe kann uns doch nicht entschädigen für den Mangel einer wissenschaftlich durchgebildeten, consequent einheitlichen Grundanschauung. So wie der Verfasser Seele und Geist, Natur und Cultur, Nothwendigkeit und Freiheit einander entgegengesetzt, lassen sich dieselben vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht mehr entgegensetzen. Im Unterschiede der Weltstufen die Einheit zu erkennen und in der Einheit den Unterschied — darauf kommt es an. Die Cultur ist der Natur nicht entgegengesetzt, sondern nur höhere Stufe der Natur, und ebenso ist die Freiheit nur höhere Stufe der Nothwendigkeit. Die vom Verfasser aufgestellten Gegensätze sind nur relativ.

5. „Homo versus Darwin." Eine richterliche Untersuchung der neulich von Mr. Darwin veröffentlichten Behauptung in Betreff der Abstammung des Menschen. Aus dem Englischen. Leipzig, Schlicke. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dieser nicht blos belehrenden, sondern auch unterhaltenden Gegenschrift gegen Darwin tritt Homo in Person als Ankläger Darwin's auf, Darwin vertheidigt sich, und Lord C., einer „der tüchtigsten englischen Juristen", fällt das Urtheil. Der ganze Proceß wird in sechs Sitzungen verhandelt. Dem Titelblatt gegenüber sind Ascidian-Kaulfrösche in vergrößerter Figur abgebildet, „damit der Leser sich eine Idee von des Menschen sehr entfernten Vorfahren nach Darwin bilden kann". Die dialogische Form ist hier sehr wohl angebracht, weil zwischen „Homo" und Darwin ein wirklicher Gegensatz stattfindet. Ueberall, wo entgegengesetzte Ansichten gegeneinander auftreten, ist dramatisches Leben, und das dramatische Leben erfordert die dramatische Form.

Unter den Anklägern Darwin's nimmt dieser „Homo" einen ehrenvollen Platz ein; er geht Darwin vom wissenschaftlichen sowol als vom gläubigen Standpunkt aus scharf zu Leibe. Setzt man das vom englischen bibelgläubigen Standpunkt aus Gesagte beiseite und hält sich blos an die wissenschaftliche Partie des Buchs, so muß man sagen, die Gründe, die hier gegen die Darwin'sche Theorie vorgebracht werden, sind schwerwiegende, und das Endurtel des Lord C., der das „Schuldig" über Darwin ausspricht, ist gerecht. Lord C. resumirt, ehe er sein Urtel fällt, alle die Schwächen und Fehler, die Inconsequenzen und Widersprüche, die mangel- und lückenhaften Beweise, ja das ganze unwissenschaftliche Verfahren Darwin's, zeigt auch die moralisch verderblichen Folgen seiner Theorie, und sagt alsdann:

Ich kann jetzt nicht zögern, den Verklagten in Betreff der gegen ihn von Homo erhobenen Klage für schuldig zu erklären und, in Anbetracht der verderblichen Folgen, die wahrscheinlich aus Mr. Darwin's Behauptungen resultiren, erkenne ich den Kläger zu —

Homo fällt ihm hierauf ins Wort:

Mylord, wollen Sie mir gestatten, zu sagen, daß, da Ew. Herrlichkeit so klar die Gerechtigkeit meiner Sache gezeigt haben, und da ich nicht von einem rachsüchtigen Gefühle gegen Mr. Darwin beherrscht werde, ich vollständig zufriedengestellt bin, wenn er einen Widerruf der Schmähschrift und auch der Irrthümer, die sein Buch enthält, veröffentlichen will.

Lord C. widersetzt sich diesem Arrangement nicht und will daher von der Verurtheilung absehen, die er verkündigen wollte, damit Darwin Zeit hat, sich die Sache noch einmal zu überlegen, um einen ausreichenden Widerruf vorzubereiten.

Wie ergötzlich es bisweilen in den „Sitzungen" dieses Processes zugeht, welche pikante Bemerkungen von Homo und von Lord C. hingeworfen werden, dafür mag Folgendes als Beispiel dienen:

Homo: Ich hätte gern, Mylord, einen Menschen mit einem Schwanze gesehen. Es ist sonderbar genug, wenn ein solches Geschöpf je existirte, daß Anatomen von ihnen kein Skelet besessen haben. Wir dürften sicher sein, wenn jetzt einer existirte, daß Barnum sich längst seiner bemächtigt hätte. Nun ja, es würde das Glück eines Schaubudenbesitzers ausmachen, im Stande zu sein, einen Menschen mit einem Schwanze auszustellen. Haufen würden zusammenströmen, um ihn zu sehen. Er würde sogar unter Wilden als eine Curiosität betrachtet werden.

Lord C.: Ich fürchte, es wird nicht leicht sein, solch ein Probestück der Menschheit hervorzubringen. Die Freunde eines homo caudatus würden sehr gern das Anhängsel entfernen, wenn sie in der That nicht glaubten, Kapital aus dem Ding zu schlagen, u. s. w.

Lord C. weist wiederholt auf das Geheimnißvolle des Ursprungs des Lebens hin und spricht seine Ueberzeugung

dahin aus, „daß die Einheit und der Ausgangspunkt der Schöpfung vergeblich gesucht werden, bis sie bei Gott gesucht werden". Für seine Seele ist mehr Licht und Weisheit in jenen großen alten Worten des Psalmisten: „Bei dir ist die Quelle des Lebens", — „Du schickst deinen Geist hervor, sie sind erschaffen; du erneuest das Angesicht der Erde" — als in den Hypothesen der Naturforscher.

Das Wahre an dieser Ansicht ist dieses, daß die physische Abstammungstheorie nicht ausreicht, das Leben zu erklären, sondern zur Erklärung desselben ein metaphysisches Princip nöthig ist. Der Gläubige nennt dieses metaphysische Princip Gott, der Philosoph nennt es „Wille zum Leben". **Julius Frauenstädt.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte der deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 9.)

2. Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts. Aufzeichnungen Henry Crabb Robinson's; nebst Biographie und Einleitung herausgegeben von Karl Eitner. Weimar, Böhlau. 1871. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Auch die weitern Mittheilungen Robinson's in seinem Werke sind von großem Interesse. Ausgang 1803 kam Frau von Staël nach Weimar, mit dem fieberischen Drange, deutsche Literatur und Philosophie kennen zu lernen, und da die Großen der endlosen Redefertigkeit der Französin bald auswichen, hielt sie sich vornehmlich an die Dii minorum gentium, um ihrem Wissensdurste Genüge zu thun. Der starre Voß wies sie kurz ab; der weltgewandte, nach merkwürdigen Bekanntschaften hochbegierige Robinson war minder hartherzig:

Als Frau von Staël nach Weimar gekommen war, sagte man Voß, daß sie ihn zu sehen wünschte. Er erwiderte gleichgültig, sie möge nur kommen. Aber sie würde sehr stutzig geworden sein, wenn sie ihn beim Wort genommen hätte; denn er würde nicht französisch mit ihr gesprochen haben. Er war unwillig über die Huldigung, daß man mit Ausländern immer in ihrer Zunge spräche. „Ich würde es für meine Pflicht halten", sagte er, „französisch zu lernen, ehe ich nach Frankreich ginge; die Franzosen sollten dasselbe thun."

Ich erhielt ein Billet von Böttiger, dessen seltsamer Anfang der Mittheilung werth ist: „Frau von Staël, von deren Lippen Geist und Honigrede fließt, wünscht, theuerster Herr und Freund, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie verlangt nach einer philosophischen Unterhaltung mit Ihnen und ist eben mit dem Notizenheft über Schelling's «Aesthetik» beschäftigt, welches ich durch Ihre Güte besitze" u. s. w.

Daraufhin macht Robinson der wißbegierigen Französin seine Aufwartung und ist wiederholt bei ihr zu Tische. Da er Schelling's Schüler ist und fertig französisch spricht, so vermag er ihr auch einige Vorstellungen von der speculativen Philosophie Schelling's zu geben; sie ist dankbar und höflich zugleich, indem sie ihn dem Herzog Karl August mit den Worten vorstellt: „Ich wollte die deutsche Philosophie kennen lernen; ich habe an jedermanns Thür geklopft; Robinson allein hat mir die Thür geöffnet." Dabei weiß er ihr durch seine Schlagfertigkeit und ungeschminkte Wahrheitsliebe besondere Achtung abzunöthigen. Er trug kein Bedenken, zu ihr zu sagen: „Madame, Sie haben Goethe nicht verstanden und werden ihn niemals verstehen!" Aber er wußte ihr auch auf artigere Weise die Wahrheit zu sagen. Vor der Abreise nach Berlin ließ sie ihren Tischgästen ihren Feststaat vorzeigen; derselbe wurde höchlich gepriesen. Als Robinson schwieg, rief ihm die Staël zu: „Wie, Robinson, sagen Sie nichts?" — „Madame", antwortete er ernsthaft, „Sie verlangen zu viel. Ich kann nicht zugleich Sie und Ihren Ballstaat bewundern."

Robinson's erstes Zusammentreffen mit Goethe war sehr förmlich gewesen. Im März 1804 erfuhr er

eine abermalige Einführung; sie fand im Theater statt. Goethe saß in seinem Armstuhl in der ersten Reihe des Parterre; an dem Abende saß ich unmittelbar hinter ihm. Benjamin Constant — der Reisegenoß der Staël — kam mit ihm ins Theater, und nachdem ich mit diesem den Handgruß gewechselt, flüsterte er Goethe meinen Namen zu. Dieser wandte sich sogleich gegen mich und sagte mit einem ebenso einnehmenden Lächeln, als sein gewöhnlicher Ausdruck kalt und abweisend war: „Wissen Sie, Herr Robinson, daß Sie mich beleidigt haben?" — „Wie wäre das möglich, Herr Geheimrath?" — „Nun, Sie haben alle Welt in Weimar besucht, nur mich nicht!" — Ich fühlte, daß ich erröthete, als ich sagte: „Mögen Sie sich jede andere Ursache davon denken, Herr Geheimrath, als daß es aus Mangel an Ehrfurcht geschehen wäre." — Er lächelte und sprach: „Es wird mir jederzeit angenehm sein, Sie zu sehen." Ich gab natürlich am nächsten Morgen meine Karte ab und erhielt folgenden Tags eine Einladung zum Mittagsmahl. So speiste ich verschiedene male bei ihm, bis ich die Nähe von Weimar verließ.

Wunderlich ist, daß wir den Denkwürdigkeiten eines Engländers zwei Gedichte Goethe's verdanken, die bis dahin noch nicht gedruckt waren. Das eine hatte der Vater dem Sohne in das Stammbuch geschrieben, ein prächtiges Epigramm:

Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund' und Gespielen,
Reich' es dem Eilenden hin, der sich vorüberbewegt;
Wer des freundlichen Worts, des Namens Gabe dir spendet,
Häufet den holden Schatz edeln Erinnerns dir an.

Weniger bedeutend ist das Distichon, welches Robinson in einer Abschrift von Goethe's „Winckelmann" fand, welche ihm die Herzogin Amalie zeigte; es lautet:

Freundlich empfange das Wort laut ausgesprochner Verehrung,
Das die Parze mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

Im Jahre 1804 macht Robinson die Bekanntschaft einer weitern Zierde des Musenhofs, des Majors von Knebel. Er wird dessen vertrauter Freund und täglicher Hausgenosse, treibt mit demselben englische Literatur und empfängt von ihm Belehrung über die deutsche; es war eine Freundschaft, die noch viele Jahre lang die beiden Männer verband. Im Sommer macht Robinson abermals eine Fußreise nach Nürnberg, Heidelberg, Karlsruhe; über Frankfurt kehrt er zurück:

In meinen Aufzeichnungen über die Familie Brentano finde ich, daß Bettina mir diesmal besser gefiel als früher. Als ich das erste mal nach Frankfurt kam, war sie ein kurzes, untersetztes wildes Mädchen, die jüngste und am wenigsten angenehme Enkelin der Frau von Laroche. Sie wurde stets als ein grillenhaftes unbehandelbares Geschöpf angesehen. Ich er-

innere mich, daß sie auf Aepfelbäumen herumkletterte und eine gewaltige Schwätzerin war; desgleichen auch, daß sie in überschwenglichen Ausdrücken ihre Bewunderung der Mignon in „Wilhelm Meister“ aussprach. Indem sie ihre Hände gegen die Brust drückte, sagte sie: „So liege ich immer zu Bette, um Mignon nachzuahmen.“

In das Ende des Jahres 1804 fällt ein unangenehmes Ereigniß, welches beinahe Robinson's Ausschließung von Jena zur Folge gehabt hätte. Unter allen Professoren war Eichstädt am wenigsten bei den Docenten und Studenten beliebt. Er las gerade ein Colleg über Horaz, und einer der Studenten ward gewahr, daß der gelehrte Professor seine ganze Erläuterung Seite für Seite aus dem Commentar des holländischen Philologen Haverkamp ablas; er gab dem „Engländer“ das Buch, und dieser, keck und zwanglos wie er war, rief, nachdem Eichstädt eben den Saal verlassen hatte, den Studenten zu: „Meine Herren, ich will Ihnen das Collegium vortragen“, und fing an zu lesen. Eichstädt aber hatte diese Worte noch gehört und stürzte in den Lehrsaal zurück; es gab einen Wortwechsel, Robinson ward vor den Prorector gefordert und das consilium abeundi steht in nächster Aussicht. Thibaut, der Rechtsgelehrte, nimmt sich des Fremdlings an, und Robinson gibt eine gesalzene Vertheidigungsschrift ein. Man vernimmt, Eichstädt sei nach Weimar gegangen, um persönlich bei dem ihm geneigten Herzog Robinson's Entfernung durchzusetzen. Robinson reist gleichfalls hinüber, läßt sich bei der Herzogin Amalie vorstellen, wird von ihr zu Tische geladen und erscheint mit ihr und Schiller in der Hofloge des Schauspielhauses. Eichstädt, der im Parterre sitzt, erblickt seinen Widersacher in so hoher Gesellschaft, und von der Sache ist nicht mehr die Rede.

Ueber Schiller erzählt Robinson:

Es ist oft ein Gegenstand des Bedauerns für mich gewesen, daß ich während meines Aufenthalts in Jena nicht mehr danach gestrebt habe, in die Gesellschaft der großen Dichter zugelassen zu werden. Ich sah Schiller wol gelegentlich wie die andern, drängte mich aber nicht in ihre Beachtung. Dies kann ich nun freilich nicht bedauern. Das einzige Gespräch, das ich mit Schiller gehabt zu haben mich erinnere, knüpft sich an meine Frage, ob er nicht Englisch verstehe, da ich deutsche Uebersetzungen von Shakspeare unter seinen Büchern sah. „Ich habe“, war seine Antwort, „zwar den Shakspeare englisch gelesen, aber aus Grundsatz nicht viel. Mein Lebensberuf ist, deutsch zu schreiben, und ich habe die Ueberzeugung, daß niemand in einer fremden Sprache viel lesen kann, ohne jenes Feingefühl für das Wahrnehmen der genauen Bedeutung der Worte zu verlieren, welches zum guten Ausdruck in der Muttersprache so wesentlich ist.“

Eine hübsche Geschichte erzählt Robinson noch von Wieland, mit welchem er einst bei Knebel in Tiefurt zu Tische ist. Robinson führt demselben aus dem damals neu erschienenen Briefwechsel Gleim's eine Stelle an über den jungen, um 1753 bei Bodmer in Zürich verweilenden Wieland; Gleim schreibt: „Da hält sich ein sehr gescheiter junger Mann jetzt hier auf, Namens Wieland, ein großer Sprecher und großer Schriftsteller. Es ist nur schade, daß er, wie man vermuthen kann, sich sehr bald wird erschöpft haben.“ — „Ich erschöpft?“ rief Wieland aus und schlug die Hände zusammen. „Schön! Schön! Ich bin nun in meinem dreiundsiebzigsten Jahre und mit Gottes Hülfe will ich noch mehr schreiben, als er jemals geschrieben, und es soll noch dazu länger dauern!“

Wir haben nur eine kleine Zahl der vielen höchst bezeichnenden Geschichten aus den Erinnerungen des jungen Mannes angeführt, welcher, wie wir sehen, doch nicht blos seiner Eigenschaft als Engländer es zu verdanken hatte, daß sich ihm alle Thüren öffneten, und der bei aller Regsamkeit des Geistes doch eine liebenswürdige Bescheidenheit bewahrt. Zwischen diese denkwürdigen Bekanntschaften mischen sich, nur hin und wieder erwähnt, eifrige Studien der Römer und Griechen, wie deutsche Literatur und Philosophie. Endlich bei Schluß des Sommerhalbjahrs 1805 hält er seine Studien für beendet, nimmt Abschied bei Wieland und Anna Amalia und kehrt über Hamburg in die Heimat zurück, zur rechten Zeit, in tiefstem Frieden. Ein Jahr danach brauste der Krieg mit allen seinen Schrecken durch das stille Saalthal.

Unser etwas umfassender Bericht hat wol den Beweis geliefert, daß diese Erinnerungen viel Frisches und Anschauliches enthalten und uns ein Bild des engen, aber familienmäßig behaglichen Lebens in dem Weimar und Jena jener Tage geben. Gereift, ein Dreißiger, betritt Robinson wieder den Boden von England; er wird Correspondent der „Times“, nimmt während des preußischen Kriegs seinen Sitz zu Altona, auf neutralem dänischen Boden. Als die Engländer Kopenhagen bombardiren, muß er flüchten und geht zu Schiffe nach Schweden; im Sommer 1808 bei Ausbruch des spanischen Kriegs begibt er sich für die „Times“ nach Spanien; die Fortschritte der Franzosen trieben ihn bald auch von da wieder heim. Als Mitarbeiter der „Times“, als Schriftsteller für literarische Zeitblätter hat er Anregung, Arbeit und Verdienst; zu einem größern wissenschaftlichen Werke fehlt ihm der schriftstellerische Drang. Selbst kein Dichter, aber für Genuß der Dichtung hoch empfänglich, wird er eng befreundet mit Wordsworth, Coleridge und Southey. Endlich des literarischen Treibens müde, 38 Jahre alt, tritt Robinson im Frühjahr 1813 als Anwalt in die Rechtslaufbahn und bleibt in dieser Stellung 15 Jahre, jeden Sommer sich durch eine Reise erholend. Dreizehn Jahre nachdem er Jena verlassen, besucht er abermals Deutschland. Er sieht in Jena Freund Knebel wieder; Wieland ist todt, Goethe abwesend.

Im Jahre 1828 verzichtet Robinson auf die fernere Thätigkeit als Anwalt; er ist fortan ein ganz freier Mann. Im Sommer 1829 macht er sich zur dritten Reise nach Deutschland auf, besucht in Mainz seinen alten Freund, den Hofrath Jung, der aber nicht, wie die Erläuterung andeutet, der bereits 1817 gestorbene Jung-Stilling ist, sondern Franz Wilhelm Jung, geb. 1757, gest. 1833, Verfasser mehrerer Uebersetzungen und Dichtungen. In Heidelberg werden alte Freunde aufgesucht; in Jena ist Knebel noch immer wohlauf. Den Mittelpunkt in der Schilderung Weimars bildet wieder der Besuch bei Goethe, welcher 1828 durch Uebersendung von zwei Jubiläumsdenkmünzen Robinson seines Andenkens versichert hatte. Dieser berichtet:

Den 2. August. Ein goldener Tag! Voigt und ich verließen Jena vor 7 Uhr und waren nach drei Stunden in Weimar. Nachdem wir unsere Karten in Goethe's Wohnhaus abgegeben, gingen wir nach dem Gartenhaus im Park und wurden sogleich von dem großen Manne vorgelassen. Wir trafen den Greis in seinem Häuschen im Park, wohin er sich aus

seinem Haus in der Stadt, welches Sohn, Schwiegertochter und drei Enkel mit bewohnen, zurückzieht, um ungestört zu sein. Siebenundzwanzig Jahre früher beschrieb ich ihn folgendermaßen: „Ich erblickte in Goethe einen ältlichen Mann von einschüchternder Würde, mit durchdringendem, schwer auszuhaltendem Blicke — ein Auge, das gleich demjenigen Jupiter's droht oder gebietet — einer etwas gebogenen Nase und sehr ausdrucksfähigen Lippen, welche, wenn sie geschlossen waren, sich immerfort in Bewegung setzen zu wollen schienen, als ob sie nur schwer ihre verborgenen Schätze vor dem Zutagekommen zurückzuhalten vermöchten. Sein Schritt war fest, sodaß er einem sonst etwas allzu beleibten Körper eine edle Haltung gab; seine Geberden waren gelassen und er hatte eine freie und Begeisterung kündende Miene." Jetzt sah ich freilich dieselben Augen; aber die Augenbrauen waren dünn geworden, die Wangen hatten Furchen bekommen, die Lippen kräuselten sich nicht mehr mit Scheu erweckendem Zusammenpressen, und die aufrechte stolze Haltung war einem sanften Neigen gewichen; damals hatte er mich, nach der ersten stolzen Verbeugung, weiter keines Blicks gewürdigt, jetzt war er ganz Höflichkeit.

Am Abend gab ich Goethe einen Bericht über Lamennais und führte eine Stelle aus ihm an, deren Inhalt besagt, daß alle Wahrheit von Gott kommt und uns durch die Kirche kundgethan wird. Goethe hielt in diesem Augenblicke eine Blume in der Hand, und ein schöner Schmetterling war in dem Zimmer. Da rief er aus: „Freilich kommt alle Wahrheit von Gott. Aber die Kirche! Das ist der Punkt. Gott spricht zu uns durch diese Blume und diesen Schmetterling, und das ist eine Sprache, die diese Spitzbuben nicht verstehen!" Irgendetwas bewog ihn, von Ossian verächtlich zu sprechen. Ich machte die Bemerkung: „Der Geschmack für Ossian ist zum großen Theil Ihnen zuzuschreiben; Werther war es, der ihn in die Mode brachte." Er lächelte und versetzte: „Das ist zum Theil wahr; aber es ist nie von den Kritikern bemerkt worden, daß Werther den Homer rühmt, während er noch seine Sinne beisammen hatte, und Ossian, als er wirr zu werden begann. Aber Kritiker nehmen von solcherlei keine Notiz."

Ich sprach mit besonderer Bewunderung von seinem „Carneval in Rom". „Ich werde", fuhr ich fort, „nächsten Winter dort sein und mich freuen, wenn das Ding mir nur halb so viel Vergnügen gewährt als die Beschreibung, da ich sie las." — „Gut, mein Lieber, aber das wird es nicht. Unter uns, nichts kann langweiliger sein als dieser Carneval. Ich schrieb diesen Aufsatz wirklich nur, um mich davon zu befreien. Meine Wohnung lag im Corso; ich stand auf dem Balkon und warf alles auf das Papier, wie ich es sah. Da ist auch nicht das Geringste erfunden." Hierauf sagte er lächelnd: „Wir Poeten sind weit mehr Leute der Thatsache, als die, welche nicht Poeten sind, es sich vorstellen; und gerade die Wahrheit und Wirklichkeit ist es, die diese Schrift so populär macht."

Dies nur einige Züge aus den Unterhaltungen von fünf Abenden, in welchen Goethe dem mittlerweile zum Funfziger herangereiften alten Bekannten sich überaus herzlich und zutraulich gegenüberstellt; die englischen Dichter, vornehmlich Milton und Byron, bilden den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Goethe läßt sich das Kreidebild Robinson's fertigen; er entläßt den Freund in liebevollster Weise und mit der Aufforderung zu zeitweiligem Schreiben; aber Robinson wagt es nicht dem ehrwürdigen Greise gegenüber.

Noch viermal besucht der reiselustige Mann Deutschland und die ihm seit alter Zeit liebgewordenen Stätten. Manches Anziehende bringen auch diese letzten Berichte noch über die Beziehungen zu Tieck, Arndt, Bettina u. a., dazwischen andere Reisen nach Italien. Das Jahr 1863 führt den achtundachtzigjährigen Greis zum letzten male nach seinem geistigen Vaterland, aber er verweilt mit matten Kräften nur noch in Heidelberg. Gegen Ende des Jahres 1866 schließt er sein Tagebuch ab, und noch im letzten Satze desselben schrieb er Goethe's Namen. Nach kurzer Krankheit starb Robinson am 5. Februar 1867, beinahe 92 Jahre alt, fast bis zur letzten Stunde ein Mann von rüstigster Kraft des Leibes und Geistes.

Der vorstehende Bericht wird genügend gezeigt haben, daß diese Lebenserinnerungen des Engländers auch für uns Deutsche von Werth sind. Seine Beziehungen zu den englischen Dichtern und Künstlern werden die Landsleute vornehmlich anziehen; für uns treten dieselben in den Hintergrund, und darum hätte dieser Theil der Darstellung kürzer ausfallen können, das Buch wäre dadurch ohne Nachtheil für uns handlicher geworden. Andererseits zeigt uns auch dieser Theil des Werks, daß Robinson ein an sich bedeutender Mensch war, wenn auch kein eigentlich schöpferisch hervorbringender Geist, sondern mehr empfangender, nachempfindender Art, einer jener außerordentlich liebenswürdigen Menschen, die überall Leben um sich verbreiten, allezeit anregen, nie verletzen; er hat die Gabe, sich bei den bedeutendsten Menschen einzuführen, und ist doch nie zudringlich. Die zahlreichen Gestalten, welche er uns vorführt, sind glücklich gezeichnet, und wir bewundern nur, wie ein hoher Siebziger sich diese Frische des Gedächtnisses und der Auffassung zu bewahren vermochte. Kurz, die vorliegende Verdeutschung des englischen Lebensberichts liest sich vortrefflich und bietet mannichfach Fesselndes und Bedeutendes. Die verschiedenen Anhänge über August von Goethe's Tod, Tieck's angeblichen Katholicismus, Napoleon's Zusammentreffen mit der Herzogin Luise, sowie ein gut Theil der Ergänzungen hätten füglich bei anderer Gelegenheit mitgetheilt oder wesentlich gekürzt werden können; sie beschweren etwas das sonst so behagliche Buch. Jedenfalls aber gewährt dasselbe in das Treiben des weimarer und jenaer Kreises einen sehr schätzenswerthen Einblick und ist in dieser Weise ein zwar spät kommender, aber willkommener Bericht über jene merkwürdige Zeit. Die Uebersetzung, um dies noch zum Schluß anzuführen, ist von tadelloser Gewandtheit.

3. Orthodoxe Angriffe auf Goethe. Eine Abwehr von Wilhelm Rudolf Hoffmann. Breslau, Max u. Comp. 1872. 8. 8 Ngr.

Philipp von Nathusius hat in seinem pietistischen „Volksblatt für Stadt und Land" einen abgeschmackten Aufsatz über Goethe's „Hermann und Dorothea" geschrieben, dem Dichter Mangel an Christenthum, unpatriotischen Sinn, Verzeichnung der Charaktere u. a. m. vorgeworfen. Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens hat sich verpflichtet erachtet, diese Herzensergießungen eines beschränkten Kopfes in ihrer Nichtigkeit zu beleuchten, Goethe gegen die ihm gemachten, auf herzlicher Unwissenheit und vollständiger Unfähigkeit zur Würdigung eines Kunstwerks beruhenden Vorwürfe zu rechtfertigen. Er thut damit Ph. von Nathusius zu viel Ehre an. Es gibt Standpunkte, die so grundverschieden sind, daß jeder Bekehrungs- und Widerlegungsversuch überflüssig ist. Ein Rechtgläubiger, der vom positiv christlichen Standpunkte aus sogar an „Hermann und Dorothea" mäkelt, ist einmal nicht zu bekehren, also sollte man ihn laufen lassen und die Ketzerpredigten, die er seiner stillen Gemeinde hält, nicht auf dem Markte kritisiren. Ab-

gesehen davon, ist das Schriftchen verständig und treffend, und daß es zu zeiten etwas grob ist, schadet auch nichts. Es ist der Vorläufer einer Erläuterung zu dem edeln Gedicht, welche nach diesem Probestück ohne Zweifel ebenso verständig und treffend ausfallen wird.

4. Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Leipzig, Wartig. 1872. Gr. 16. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Daß die Befreiung unsers Schriftlebens von dem Drucke der den Classikern gewährten Vorrechte auch eine ansehnliche Zunahme der ihnen gewidmeten erläuternden Arbeiten hervorrufen würde, ließ sich voraussehen. So liegen uns vier neue Lieferungen einer bisjetzt 56 Lieferungen umfassenden Reihe von „Erläuterungen" vor, welche sämmtlich, von drei Doppelheften abgesehen, aus H. Düntzer's fleißiger Feder hervorgegangen sind. Es sind „Goethe's Hermann und Dorothea" (Lfg. 1); „Iphigenia in Tauris" (Lfg. 14); „Schiller's Braut von Messina" (Lfg. 52); „Tell" (Lfg. 53, 54). Der Gang der Behandlung ist bei diesen Arbeiten im ganzen derselbe; sie gliedern sich in mehrere Abschnitte, welche Entstehung, Stoff und Gehalt, Darstellung und Ausführung betrachten; all dieses mit der Belesenheit und eingehenden Kenntniß, welche dem Verfasser zu Gebote stehen. So werden diese Erläuterungen demjenigen, welcher genaueres Verständniß unserer Classiker sucht, vornehmlich dem Lehrer, willkommen sein, um so mehr, da der billige Preis sie zu vielseitiger Einführung empfiehlt.

5. Erklärung ausgewählter Gedichte von Schiller. Von A. Tobien. Elberfeld, Volkmann's Nachfolger. 1872. Gr. 8. 18 Ngr.

Ein ganz brauchbares Büchlein. Was Götzinger und Viehoff in umfassender Darstellung geboten, ist hier in engen Rahmen gefaßt, ein faßlicher, ohne rednerischen Zierath einfach und klar gehaltener Commentar zu den lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen Schiller's, soweit dieselben für die Betrachtung in der Schule geeignet sind. Das „Lied von der Glocke" ist seltsamerweise nicht unter der Zahl der besprochenen Gedichte. Mit dem sachlichen Inhalte wird man sich wol überall einverstanden erklären können; daß hin und wieder verschiedene Deutungen gestattet sind, versteht sich von selbst. Das einfache und verständige Büchlein wird schon um seiner Kürze willen dem Lehrer dienlich sein.

6. Skizzen und Studien zur deutschen Literaturgeschichte für gebildete Leser. Von Heinrich Theodor Traut. Halle, Schwetschke. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seinem „Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte" sendet der Verfasser diese „Skizzen und Studien" als Ergänzung nach, eine Reihenfolge von Abhandlungen über die wichtigsten Gestalten der deutschen Literaturgeschichte, mit besonderer Beachtung derjenigen des 18. Jahrhunderts. Diese aneinandergereihten Aufsätze ruhen auf eingehenden Studien, sind bequem und faßlich geschrieben und vermögen demjenigen, welcher sich mehr über das einzelne zu unterrichten beabsichtigt, besonders Lehrern und Schülern, für reichere Kenntniß der deutschen Literaturgeschichte ein zuverlässiger Führer zu sein.

7. Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker für Freunde der Geschichte und Poesie. Von Joseph Kehrein. Soest, Nasse. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der verdiente und fleißige Verfasser zählt in diesem Buche diejenigen Dramen auf, welche Stoffe aus der deutschen Geschichte behandeln, diesen letztern Begriff in umfassender Weise aufgefaßt, sodaß auch die altdeutsche Heldensage und das moderne Künstler- und Literaturdrama eingeschlossen sind. Kehrein folgt dabei dem Faden der Geschichte, indem er uns von Arminius bis zu der Siegesfeier des Jahres 1871 geleitet und bei jeder geschichtlichen Gestalt die ihr zutheil gewordenen dramatischen Behandlungen nach der Reihenfolge der Entstehung aufzählt; kurze Urtheile, bald aus dem Munde gleichzeitiger Schriftsteller, bald nach des Verfassers eigener Anschauung, sind beigefügt. Zwei Inhaltsverzeichnisse, der dramatisch behandelten Personen und Thatsachen, ein anderes der Dichter, führen uns durch die wahrhaft unermeßliche Menge der dramatischen Arbeiten, welche des Verfassers seltene Belesenheit hier zusammengetragen hat. Und in dieser Hinsicht entspricht das Buch durchaus der Aufgabe, die es sich gestellt hat.

Wilhelm Buchner.

Französische Geschichte.

1. Aus den Tagen der Schmach. Geschichtsbilder aus der Melaczeit. Von Hermann Kurz. Stuttgart, Kröner. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.
2. Frankreich unter Ludwig XVI. Von Ferdinand Bissing. Freiburg im Br., Herder. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Von Heinrich von Sybel. Vierter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Revolutionszeit von 1795—1800. Erster Band. Zweite Abtheilung. Düsseldorf, Buddeus. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die genannten drei Werke haben — und insofern möchte ihre Zusammenstellung allerdings manchen Bedenken unterliegen — nicht viel mehr gemein als das eine, daß sie den Gegenstand ihrer Darstellung aus der französischen Geschichte schöpfen; nach Anlage und Form, nach Absicht und Werth sind sie so wesentlich voneinander verschieden, daß sie beinahe als lehrreiche Exempel dienen könnten, um an ihnen die verschiedenen Arten moderner Geschichtschreibung zu demonstriren und zu zeigen, nach wie entgegengesetzten Richtungen hin unsere Zeit auch in der Gestaltung der historischen Literatur auseinanderstrebt. Die oberflächliche Dilettantenarbeit, die, schreibfertig und im Besitz einer gewissen stilistischen Glätte, mit Hülfe einiger, freilich selbst in unserer Publicistik schon abgenutzter allgemeiner Phrasen, ohne viel Schwierigkeit auf zwei oder drei jedem Gebildeten zugängliche Werke sofort wieder ein neues Werk pfropft, das freilich kaum etwas anderes bewirken wird als die Vermehrung

der bibliographischen Zusammenstellungen um eine Nummer, setzen wir sie neben die wuchtige, auf der Durchdringung ungeheuerer Massen bisher unbekannter Materialien beruhenden, echt deutschen Forscher- und Gelehrtenarbeit, die unserer Kenntniß ganz neue Gebiete erschließt und die Vergangenheit vielfach in einem völlig andern Lichte erscheinen läßt, als wir sie bisher zu sehen gewohnt waren. Und in die Mitte zwischen beide stellen wir die ohne gelehrten Anspruch auftretende, und doch auf fleißigen Specialstudien beruhende Arbeit des einsichtigen Geschichtsfreundes, der, zunächst für den kleinen Kreis seiner engern Heimat schreibend, doch für die anmuthigen und durch die Fülle interessanten Details lehrreichen Bilder, die er entwirft, auch in weitern Kreisen lebhafte Theilnahme finden und vielfachen Dank ernten wird.

Fangen wir an mit dieser letztern Arbeit, die wir nach der chronologischen Ordnung der in den drei Werken behandelten Perioden oben zuerst genannt haben, so begrüßen wir in Hermann Kurz Geschichtsbildern aus der Melacszeit: „Aus den Tagen der Schmach", alte Bekannte in neuer, mannichfach erweiterter Gestalt. In dem Jahrgang 1859 brachte das inzwischen eingegangene „Morgenblatt" diese lebendigen Skizzen zur politischen und Culturgeschichte Deutschlands in den Jahren 1688 und 1689 unter dem Titel „Bilder aus der Geschichte Schwabens". So verschieden die Zeiten, in denen diese Bilder zum ersten mal erschienen, von unsern Tagen sind, wo sie von neuem in die Oeffentlichkeit treten, so verschieden müssen naturgemäß die den Verfasser damals erfüllenden Absichten von den Reflexionen sein, die ihn seine Arbeit neu gestaltet erscheinen zu lassen bestimmt haben. Damals sollten, wie Hermann Kurz sich ausdrückt, diese Bilder dem deutschen Volke eine ernste Warnung sein. Angesichts der durch den italienischen Krieg herbeigeführten Verwickelungen des Jahres 1859 hatte dem deutschen Volke die Zeit der Schmach, da ein Melac mit seinen Horden die herrliche Pfalz ungestraft in eine Einöde verwandeln konnte, vor Augen gestellt werden sollen, um es sich dessen bewußt werden zu lassen, daß die Verfassung Deutschlands, der Mangel an Einheit und das Auseinandergehen der Interessen der einzelnen deutschen Staaten 1859 so gut wie 1688 einer kecken Gewaltthat Frankreichs sichern Erfolg in Aussicht stellten. Der damals ausgesprochenen Bemerkung von Kurz, daß die Angriffe seiten Frankreichs Deutschland wesentlich auf seinem Wege zur Einheit gefördert hätten, ist durch die Ereignisse der Jahre 1870/71 ja inzwischen eine Bestätigung gegeben, wie sie glänzender und erfreulicher nicht gedacht werden kann. Mit Beziehung auf diese Thatsache, welche die Wiederherausgabe jener unter so ganz andern Verhältnissen entstandenen Aufsätze einigermaßen als überflüssig und nunmehr ohne Zweck erscheinen lassen könnte, wird daher weiterhin die Frage aufgeworfen: Und was nach solchen Großthaten wollen diese Blätter? Kurz selbst gibt darauf folgende treffende Antwort:

Zudem lehrt die Weisheit der Völker, daß es dem Menschen gezieme, wie einem Einzelnen so auch einer Gesammtheit, in Glanz und Glück sich zu demüthigen. Tage der Schmach bleiben keinem Volke erspart: sie gehören seiner Geschichte an; und sie übertünchen zu wollen, wäre kein Zeichen von Gesundheit. Wenn nun auch diese Schmachbilder unserer Klein- und Kleinststaaterei aus den Zeiten unsers Reichszerfalls die Kraft und den Zweck der Warnung verloren haben, so mögen sie doch immer noch die Liebe zu unsern großen gemeinsamen Errungenschaften stärken, indem sie zeigen, was aus einer Nation werden kann, die ihre Gesammtverfassung (wenn auch nicht dem Namen, so doch dem Wesen nach) eingebüßt hat. Diese Errungenschaften geben uns Gewähr, daß Zeiten so tiefer Schmach nimmermehr zurückkehren können: und sollte es nun nicht einen gewissen Reiz haben, von dem erstiegenen Gipfel zurückzublicken und in einem treuen Spiegel zu sehen, wie klein wir gewesen sind? Aber auch ohne Zweck und Absicht hat die Geschichte wie die Dichtung ihren Reiz, besonders wo es vergönnt ist, sozusagen vom Schienenweg auf Fußpfade abzuschweifen und sich in einzelne Gegenden einzuleben. Hier liegt zwischen der fachstrengen Geschichtschreibung und dem historischen Roman ein anziehendes Mittelgebiet, das der geschichtlichen Lebensbilder.

Die Quellen, aus denen Kurz diese Lebensbilder, deren Schauplatz namentlich Heilbronn, Eßlingen und die umliegende schwäbische Landschaft sind, geschöpft hat, sind städtische Rathsacten und sonstige körperschaftliche Verhandlungsberichte, die Relationen Gesandter oder anderer an den betreffenden Ereignissen betheiligter Commissarien, private Aufzeichnungen für die Zeitgeschichte interessirter Persönlichkeiten, Kirchencensurprotokolle und dergleichen mehr, Materialien, die in den Archiven und Registraturen auch kleinerer Städte oft in Masse vorhanden sind und deren fortschreitende Ausnutzung namentlich im Interesse der Culturgeschichte gar nicht dringend genug empfohlen werden kann. Den Grundstock für Kurz' Darstellung bildet des gelehrten eßlinger Stadtschreibers Johann Philipp Datt „Relatio wegen des schweren französischen Quartiers 1688", welche sich durch Sicherheit und Klarheit der Auffassung ebenso sehr wie durch Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung auszeichnet.

Der erste Abschnitt schildert uns auf Grund dieser Quellen und der fleißig benutzten einschlagenden Literatur „Das Heilige Römische Reich, den löblichen schwäbischen Kreis und dessen Directorialstaat", und entwirft mit knappen, aber sehr treffenden und scharfen Zügen ein anschauliches Bild von dem geradezu unglaublichen Chaos der Reichsordnung und der durch die Masse der Formen und Förmlichkeiten völlig in Auflösung gerathenen Verwaltung. Mit Recht bezeichnet Kurz selbst das, was er da und weiterhin zu berichten hat, als „tragikomisch, ja oft rein zum Lachen". Man muß von der „Tischfehde" und dem gleich nach Beilegung derselben entbrennenden „Excellenzenstreit", die zwischen den kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten bei der permanenten Reichsdeputation entbrannt waren, lesen, um sich von dem Elende der öffentlichen Zustände jener Zeit ein Bild machen zu können. In eine Aristophanische Komödie, aber nicht in die politischen Institutionen eines Staats des 17. Jahrhunderts glaubt man sich versetzt, wenn man sieht, wie die Verhältnisse des Reichs im großen in den einzelnen Kreisen, und namentlich auch in dem schwäbischen und dessen „Vorstaat" Würtemberg sich getreulich, in gleicher Lächerlichkeit wiederholen. Auf diesem allgemeinen Hintergrund heben sich nun die weiterhin entworfenen kleinern

Einzelbilder mit naturwahrer und farbenfrischer Lebendigkeit ab. Der räuberische Einbruch der Franzosen in Süddeutschland im Spätsommer 1688, die klägliche Rath- und Thatlosigkeit der uneinigen und von allen, die ihnen zunächst zu helfen verpflichtet gewesen wären, im Stiche gelassenen Bürgerschaft von Heilbronn, deren Beispiel nach allen Seiten hin förmlich ansteckend wirkt und mit Eifer nachgeahmt wird, weiterhin die Uebergabe der wichtigen und wohl zu vertheidigenden Feste Hohenasperg u. s. w. ziehen als höchst charakteristische, bei aller Kläglichkeit der dargestellten Zustände doch auch unwiderstehlich komisch wirkende Bilder an uns vorüber, in deren Mitte sich die tapfern Weiber von Schorndorf, die, als die weisen Rathsherren rathlos und feig verzagen, das Heft in die Hand nehmen und ihr Städtlein glücklich vor den Feinden retten, nur um so erfreulicher und wohlthuender ausnehmen. Daß diese Dinge, so unerfreulich sie an sich sind, sich doch so gut lesen und uns gewissermaßen anmuthen, ist aber zumeist das Verdienst des Erzählers. In außerordentlich glücklicher Weise nämlich hat Kurz sich auch in der Art der Darstellung und der Form des Ausdrucks seinen Quellen angeschlossen und dieselben, ohne irgendwie unnatürlich zu werden, mit großem Geschicke nachgeahmt. Dieser verschnörkelte und verbrämte, hochfeierliche und doch leere, durch und durch zopfige Stil gehört gewissermaßen zu dem Costüm der Zeit und trägt dazu bei, uns recht ganz und voll in dieselbe zu versetzen, er lehrt uns zugleich sie besser verstehen und, ohne uns deshalb über ihre sittlichen Schwächen und ihr politisches Elend zu täuschen, doch auch der ihr in manchen Zügen anhaftenden Liebenswürdigkeit gerecht zu werden und den trotz allem bittern Ernst in ihr herrschenden Humor unbefangen auf uns wirken zu lassen. So zweifeln wir denn nicht, daß Kurz' Bilder aus der Melaczeit auch in dieser ihrer neuen Gestalt nicht blos in den Kreisen derer, die ihrer engern Heimat frühere Zustände darin geschildert sehen, sondern bei allen, welche für die Geschichte unsers Volks in ihren Höhen ebenso wie in ihren Tiefen Sinn und Verständniß haben, zahlreiche Freunde finden und viel Freude bereiten werden.

Worin das oben an zweiter Stelle genannte Buch „Frankreich unter Ludwig XVI." von Ferdinand Bissing eigentlich den Rechtstitel seines Erscheinens sucht, ist uns, aufrichtig gestanden, nicht recht klar geworden. Aus dem Vorworte sehen wir, daß der bisher akademisch thätige Verfasser — irren wir nicht, so war derselbe bisher Privatdocent in Heidelberg — „der grauen Theorie des Katheders" entsagend und sich ganz der Publicistik zuwendend, das Bedürfniß gefühlt habe, seinen Freunden ein kleines Erinnerungszeichen zu hinterlassen. Demnach haben wir es hier wol zunächst mit einer nur für einen geschlossenen Kreis bestimmten, gewissermaßen als Manuscript gedruckten Studie zu thun; einmal in die Oeffentlichkeit getreten, muß jedoch die Schrift auch die öffentliche Kritik über sich ergehen lassen. Neue Forschungen über die so oft behandelte Zeit gemacht, bisher ungekannte Materialien erschlossen zu haben, nimmt der Verfasser nicht für sich in Anspruch; auf Grund der besten Quellen und der trefflichsten Bearbeitungen schreibend, sucht er sein Verdienst allein in der Darstellung und Beurtheilung an sich bekannter Ereignisse und Persönlichkeiten. Aber weder nach der einen noch nach der andern Seite können wir der vorliegenden Arbeit irgendeinen besondern Werth beimessen. Während die vorhandene Literatur keineswegs erschöpfend benutzt ist — in erster Linie scheinen die Pipitz'schen und Lewitz'schen Bücher über Mirabeau für gewisse Partien fast alleinige Quelle zu sein —, erhebt sich die Darstellung nirgends über das Mittelmaß einer correct geschriebenen, aber ziemlich farblosen, durchweg breiten und weitschweifigen Geschichtserzählung. Auch von der vorurtheilsfreien Auffassung, auf die sich der Verfasser in der Vorrede etwas zu gute thut, sowie von der ebenda versprochenen Kennzeichnung des Standpunktes, „von welchem aus jene Zeit ohne vorgefaßte Meinungen betrachtet werden muß", vermögen wir nicht viel Rühmens zu machen. Wo überhaupt ein bestimmter Standpunkt erkennbar wird, da finden wir denselben durchaus nicht geeignet, der gewaltigen geschichtlichen Bedeutung der Revolution gerecht zu werden. Von der historischen Größe Mirabeau's z. B. wird man nach Bissinger's Darstellung niemals eine Ahnung bekommen. Durchaus ungenügend ist auch das, was über die literarische und philosophische Vorbereitung der Revolution beigebracht wird: man vergleiche z. B. das flache und den von einer gewissen Richtung verbreiteten landläufigen Phrasen einfach nachtretende Urtheil über Voltaire und dessen Bedeutung: wer auch nur einmal die Vorträge David Strauß' über Voltaire durchgeblättert hat, hätte so etwas nicht schreiben können.

Eine neue, höchst bedeutende Bereicherung unserer historischen Literatur begrüßen wir in der zweiten Abtheilung des vierten Bandes von Heinrich von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800", die sich den früher in d. Bl. ihrem hohen Werthe nach gewürdigten vorhergehenden Abschnitten des berühmten und in mancher Hinsicht geradezu epochemachenden Werks ebenbürtig anschließt. Wir müssen es uns versagen, in das reiche Detail, das auf Grund umfassender archivalischer Forschungen dabei doch in krystallklarer Gestaltung uns vorgeführt wird und nach verschiedenen Seiten hin unsere Kenntniß wesentlich bereichert und berichtigt, des Nähern einzugehen, und deuten nur kurz den Gang der meisterhaften Darstellung an. Aus der Geschichte Italiens in der Zeit von dem Falle Mantuas bis zum Frieden von Campo-Formio, mit dem der vierte Band schließt, treten namentlich zwei Punkte besonders in den Vordergrund, die Geschichte des Kirchenstaats bis zu dem Frieden von Tolentino und dann der Untergang der Republik Venedig. Daß bei der Darstellung der erstern der Verfasser ausführlicher sich ergeht, als nach der Anlage und Oekonomie seines ganzen Werks zu erwarten war, hat seinen Grund wol in dem besondern Interesse, welches Rom mit seiner Priesterherrschaft gerade in den letzten Jahren in Anspruch genommen hat. Höchst anschaulich ist das Bild, welches er von den damaligen Zuständen des Kirchenstaats entwirft, und durch das er uns einen tiefen Blick thun läßt in die wirthschaftliche Misère, welche durch die Priesterherrschaft über diesen Theil Mittelitaliens gekommen war, sowie der sittlichen Verkommenheit, die als Folge derselben

über die Bevölkerung hereingebrochen war. In der Darstellung des kläglichen Untergangs, in dem die einst so glänzende Beherrscherin des Mittelmeers ihr ruhmloses Dasein beschloß, überrascht vornehmlich das beispiellos freche und schamlose Gewebe von Hinterlist, Lüge und Wortbruch, roher Gewalt und selbstgefälliger Raublust, mit dem Bonaparte Venedig zu umstricken und endlich zu Fall zu bringen wußte. Von dem „Helden" Bonaparte gewinnt man auch sonst nach dem, was Sybel von ihm hier der Wahrheit gemäß und unter Beseitigung der althergebrachten Legende erzählt, eine ganz andere Vorstellung als sie heutzutage selbst noch in Deutschland die gewöhnliche ist. Auch nach dieser Seite hin wird das vortreffliche Werk einen befreienden Einfluß ausüben. Reich an neuen Aufschlüssen sind endlich auch die Abschnitte, welche die innere Geschichte Frankreichs bis zu dem Staatsstreich vom 18. Fructidor behandeln, und dann namentlich die Kapitel, welche den Gang der diplomatischen Verhandlungen zwischen Frankreich und Oesterreich verfolgen. Ueber die Entstehungsgeschichte des Friedens von Campo-Formio wird hier auf Grund bisher unbenutzter Archivalien ein völlig neues und für alle Zeiten höchst lehrreiches Licht verbreitet.

Schließlich machen wir auch noch auf die dieser Abtheilung beigegebene Vorrede zu dem nunmehr abgeschlossenen vierten Bande aufmerksam, in welcher sich der Verfasser in seiner bekannten klaren und treffenden, die wahrhaft bedeutenden Gesichtspunkte herauskehrenden Weise über die jüngsten Ereignisse und ihre Bedeutung für Frankreich und Deutschland und für beider Beziehungen zueinander ausspricht.

Hans Prutz.

Novellistische Revue.

1. Krieg und Frieden. Novellenbuch von Levin Schücking. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schücking ist ohne Zweifel ein befähigter Novellist, namentlich in Bezug auf Darstellung und Diction. Schade nur, daß er sich so oft nur auf der Oberfläche gesellschaftlicher Verhältnisse bewegt und so wenig Neigung zur Beschäftigung mit psychologischen Problemen besitzt. Die Handlung vollzieht sich bei ihm zumeist rein äußerlich, und auf Wahrscheinlichkeit kommt es dabei nicht an. Manchmal hat es sogar den Anschein, als wollte sich der Erzähler über den Leser lustig machen. Wenigstens haben wir diesen Eindruck von der „Mister Augustus Stockfleth" betitelten Novelle empfangen. Schücking's reger Sinn für Erscheinungen der Außenwelt und die Leichtigkeit, womit er zu produciren vermag, haben ihn nachgerade, wie so manchen deutschen Novellisten, verleitet, Schriften von ungleichem Werth zu verfassen. Das relativ Beste, was die vorliegende Novellensammlung bietet, ist wol die Gespenstergeschichte „Das Thurmzimmer", welche den Aufenthalt Herder's beim Grafen Wilhelm zu Schaumburg behandelt.

2. Fränzchen Sebastiani. Von Gustav vom See. Nebst einem Anhang über den St.-Bernhard. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist keine eigentliche Novelle, mit der wir es hier zu thun haben, auch kein Roman. Der Dichter schildert uns mit breitem Pinsel und in gesättigten Farben eine pikante Situation: das Liebesverhältniß Franziska Sebastiani's zu dem Kurfürsten Karl von Trier, aus dem Hause Lothringen. Die beiden Hauptfiguren sind aufs sorgsamste ausgearbeitet und treten voll in die Erscheinung, der ganzen Darstellung fehlt es nicht an Feinheit und Grazie. Die Arbeit leidet indeß, wie alle Arbeiten Struensee's, an zu großer Breite, namentlich ist der Vorgeschichte viel zu viel Raum gewährt. Der Anhang „Ueber den St.-Bernhard" hat zu dem Buche eine rein äußerliche Beziehung.

3. Musiker-Novellen. Von Georg Scheurlin. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 1 Thlr.

Scheurlin ist ein achtbarer Lyriker, die vorliegenden Novellen aber werden seinen Poetenruf schwerlich steigern. Die Zeit für Künstlerdramen und Künstlererzählungen ist vorüber, besonders für Arbeiten dieses Genre, welche naive Stoffe in möglichst naiver Form behandeln. Was Scheurlin's Novellen fehlt, ist der geistige Kern. Man liest sein Buch und fragt sich am Ende, was man eigentlich gelesen hat. Für diese Leere vermag auch das lyrische Talent des Verfassers, welches z. B. in den „Studien eines verabschiedeten Waldhornisten" zum Durchbruch kommt, keinen Ersatz zu bieten.

4. Das Hausgesetz. Novelle von Burghard von Cramm. Gera, Köhler. 1871. 8. 15 Ngr.

Eine Hofgeschichte, die einige Befähigung bekundet. Der frei-conservativ gesinnte Verfasser scheint noch jung und die vorliegende Arbeit seine erste zu sein. Er besitzt Beobachtungsgabe und Darstellungstalent, dagegen fehlen ihm augenscheinlich Herzenserfahrungen. Die darauf bezüglichen Partien des Buchs sind die schwächsten.

5. Der Studentenmord in Zürich. Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In der Nacht vom 3. zum 4. November 1835 wurde der Student Ludwig Lessing aus Freienwalde bei Berlin in der Nähe von Zürich ermordet. Der Mord erwies sich als ein politischer, doch ist er bisjetzt nicht vollständig erklärt. Temme stellt den Verlauf der Untersuchung actenmäßig dar und tröstet seine Leser mit der Versicherung: das geheimnißvolle Dunkel, welches jene That umhüllt, werde schwinden, „sobald zwei Augen sich werden geschlossen haben". Die Geschichte ist im Stil des „Neuen Pitaval" gehalten und beweist im übrigen, daß Temme sich in seinen alten Tagen von der übel bekannten Manierirtheit seiner Schreibweise zu reinigen sucht.

6. Zwei Jubilarinnen von Friedrich Bücker. Mit zwei Illustrationen von A. Schaaf. Berlin, A. Duncker. 1871. 16. 15 Ngr.

Die beiden Jubilarinnen sind die Nähnadel und die Feder, deren Geschichte darzustellen sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht hat. Die Art und Weise, wie er dabei zu Werke geht, ist nicht das Beste an der Sache. Derartige Themata müssen entweder rein wissenschaftlich oder rein novellistisch behandelt werden; eine Darstellung, welche beide Elemente vereinigen will, ist ungenießbar. Was soll man dazu sagen, wenn der Verfasser den Nadelwald mit den Zapfen läuten läßt, damit Menschen kommen und die immergrünen Nadeln kaufen. Oder zu folgendem Passus:

Die Kohle, die in der Hütte dem Erz den alten Freund, den Sauerstoff, entzogen und sich ihrerseits mit dem Eisen verbunden, wurde hier in der neuen Glut zur Lösung des schwachen, nicht stichhaltigen Verhältnisses gezwungen. Sie mußte das Eisen wieder freigeben und es dem Schmied hämmerbar überlassen. Darüber freute sich der vertriebene Sauerstoff; man sah es deutlich an dem lebhaften Funkensprühen der Esse.

An derartigen, aus dem wissenschaftlich-novellistischen Bestreben des Verfassers resultirenden Geschmacklosigkeiten hat das Buch keinen Mangel.

7. Drei Tage aus dem Leben eines Vaters. Von Felix Bungener. Aus dem Französischen übersetzt von F. St. Chemnitz, Focke. 1871. 8. 15 Ngr.

Hypersentimentale Ergüsse eines Vaters vom Tode seines Kindes bis zu dessen Beerdigung. Der Schmerz über einen Verlust ist berechtigt und hat Anspruch auf Theilnahme; das Kokettiren mit dem Schmerze aber ist unsinnig und wird verurtheilt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Karl Goedeke's „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" (Dresden, Ehlermann), diesem überaus fleißigen Werke, welches das Material in einer bisher ungekannten Fülle zusammenträgt, liegt das vierte Heft des dritten Bandes vor, welches die Darstellung der Romanliteratur, des Epos und Dramas in der Epoche von 1815—30 weiter fortführt. H. Clauren, Zschokke, A. von Tromlitz, Schefer, außerdem die hervorragenden wiener Volksdichter, namentlich Raimund, werden neben einer sehr bedeutenden Zahl deorum minimarum gentium in diesem Werke charakterisirt.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich: der erste Halbband des von dem Vereine der deutschen Nordpolarfahrt in Bremen herausgegebenen Werks: „Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870"; Otto Caspari: „Die Urgeschichte der Menschheit"; der zehnte Band der „Chroniken der deutschen Städte"; August Reißmann: „Franz Schubert und sein Werke"; Jakob Bächtold: „Deutsche Handschriften aus dem Britischen Museum"; Rudolf Nicolai: „Griechische Literaturgeschichte", der erste Band der zweiten Auflage; Gräfin L. von Robiano: „Lady Jane Gray und ihre Zeit"; Vier Essays von William Edward Hartpole Lecky, übersetzt von E. Jolowicz; Ferdinand Weber: „Reiseerinnerungen aus Rußland"; Max Reichard: „Aus den Tagen der Belagerung Strasburgs"; Mathilde Duebnow: „Kämpfe und Siege"; Luise Otto: „Weihe des Lebens"; „Lustspiele" von G. von Moser, erster Band.

— In diesem historischen Sammelwerke: „Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs, vornehmlich im 13. Jahrhundert, herausgegeben von Friedrich Schirrmacher" (Rostock, Kuhn), befindet sich auch ein älteres literarisches Denkmal zum ersten mal veröffentlicht, auf welches wir hier aufmerksam machen wollen, weil es inmitten historischer Aufsätze sich leicht dem Blicke der Literaturfreunde entziehen könnte. Es ist dies ein bisher unbekanntes Gedicht von Hans Sachs auf die Stadt Rostock, welches unter einer Ansicht von Rostock in Holzschnitt steht. Das Original, gedruckt zu Nürnberg bei Hans Weigel, Formschneider, ohne Jahrangabe, besitzt das Germanische Museum zu Nürnberg. In Schirrmacher's Buche ist eine Nachbildung dieses interessanten Bildwerks gegeben. Wir verdanken diese literarische und bildliche Mittheilung zunächst Dr. Gustav Flörke, welcher einem kunsthistorischen Aufsatze in dem genannten Sammelwerke über „Die vier Parochialkirchen Rostocks. Ein Beitrag zur Geschichte des Backsteinbaues in der norddeutschen Tiefebene", die Ansicht der Stadt Rostock nebst dem Gedichte von Hans Sachs als Anhang hinzufügte.

Ausländische Literatur.

In dem Verlag von Kerby und Endean (London) wird demnächst eine Schrift: „Stein and his reforms in Prussia" erscheinen.

— England pflegt jetzt poetische Beziehungen zu Japan. Ein Dichter, R. H. Horne, hat eine „Ode an den Mikado" gedichtet, welche von Sir Harry Parkes in das Japanesische übersetzt wird.

— Das „Athenaeum" bringt „Notes from Berlin" aus der Feder von Julian Schmidt, welche sich mit dem neuen Werke von David Strauß beschäftigen. Der deutsche Literarhistoriker erscheint also hier als englischer Stilist.

— Ein Artikel über „Lord Byron et le Byronisme" in der „Revue des deux mondes" von Henri Blaze de Bury kommt zu dem Resultat, daß der Byronismus todt ist, aber Byron selbst ihn überlebt hat. Diese Würdigung des britischen Dichters zeichnet sich vortheilhaft vor der einseitigen Beurtheilung von seiten eines Gervinus und seiner Gesinnungsgenossen aus. Nur eine Bemerkung in derselben fordert die deutsche Kritik heraus. Blaze de Bury behauptet, daß Goethe seit der Schlacht von Jena nichts Erwähnenswerthes mehr producirt habe, „es scheine, daß die Erschütterung des nationalen Bodens die lebendigsten Quellen des Enthusiasmus habe versiegen lassen". Daß die Schlacht von Jena auf Goethe keinen derartigen Eindruck gemacht hat, daß sie ihm wie später die Schlacht bei Leipzig nur unbequem war, daß sein Napoleon-Cultus größer war als der Glaube an die Deutschen und ihre Fähigkeit, den großen Mann zu besiegen, darüber kann nach zahlreichen Aeußerungen Goethe's wol kein Zweifel obwalten.

— Mitte Mai findet im pariser Industriepalast ein Molière-Jubiläum statt, für welches zwei Preise ausgeschrieben sind, den ersten soll der beste Festmonolog erhalten, den zweiten die beste Composition eines Ensemblegesangs. In einem Molière-Museum sollen Autographen, Handschriftenfragmente, Porträts, Stahlstiche, Medaillons, die vorzüglichsten Gemälde und Kupferstiche, welche Scenen aus seinen Werken darstellen, eine Sammlung aller Ausgaben seiner Werke, Biographien, Kritiken u. s. w. ausgestellt werden.

Theater und Musik.

Gegenwärtig werden auch Preise für Commentare von Kunstwerken ausgesetzt — dies ist jedenfalls etwas Neues. Ein ganzer Patronatschein zu Richard Wagner's baireuther Festaufführungen (300 Thaler) wird als Preis bestimmt für eine Schrift, welche enthalten soll: 1) Eine kurze übersichtliche und interessante Darstellung (Wiedererzählung) der altgermanischen

Mythen und Sagen, aus welchen die Wagner'sche Nibelungen-Tetralogie hervorgewachsen ist. Mit Ausscheidung alles hier Unwesentlichen muß diese Erzählung gleichwol in sich vollständig und auch für alle jene Leser faßlich sein, bei denen eine Kenntniß der Quellen, der altnordischen und altdeutschen Mythen und Sagen, nicht vorauszusetzen ist. 2) Einen kurzen, aber vollständigen Nachweis der Behandlung dieses Sagenstoffs in der deutschen Poesie, wie in der nacherzählenden prosaischen Literatur, bis auf unsere Zeit. 3) Eine anziehende Wiedererzählung des Inhalts der dramatischen Dichtung Richard Wagner's, sodaß sich das Verhältniß dieses Gedichts zum Sagenstoff und zu den frühern poetischen Bearbeitungen desselben zwanglos ergibt. In dieser Erzählung sind eigene poetische Formen zu vermeiden, wörtliche Anführungen aus Wagner's „Ring des Nibelungen" zum Zweck einer lebendigern Darstellung dagegen nicht ausgeschlossen. Das Amt der Preisrichter haben die Herren Professor Karl Simrock in Bonn, die Professoren Dr. Moritz Heyne und Friedrich Nietzsche übernommen. Der allgemeine deutsche Musikverein schreibt diesen Preis aus. Der Kern ist jedenfalls die anziehende Wiedererzählung der dramatischen Dichtung Richard Wagner's. Wir beneiden die Preisrichter nicht um die Lektüre dieser Commentare; denn nichts macht einen kläglichern Eindruck, als ungeschickte Apotheosen — und daran wird es bei den preisbegierigen Autoren nicht fehlen. Wir zweifeln wenigstens, daß der Patronatschein einem Commentator zutheil werden würde, der einer frühern Bearbeitung des mittelalterlichen Stoffs vor derjenigen Richard Wagner's den Vorzug gäbe, und dies gewissenhaft zu beweisen suchte.

— „Die neue Welt" von Karl Köstling ist am frankfurter Stadttheater zur Aufführung gelangt. Es ist dies eine Bühnenbearbeitung des fünfactigen Trauerspiels „Columbus", welches der begabte Dichter seiner rhetorischen Fülle entkleidet hat.

— Das am pariser Odéon aufgeführte Drama: „Les Erinnyes" von M. Leconte de Lisle ist nicht viel mehr als eine Bearbeitung der Aeschyleischen Trilogie. Der erste Theil entspricht dem „Agamemnon", der zweite den „Choephoren". Diese aufgefrischte Classicität hatte vielen Erfolg an dem Versuchstheater des Quartier latin. Leconte de Lisle schreibt ein neues Drama: „Fredegonde". Ueberhaupt zeigt sich auf einmal in Frankreich viel Sinn für die dramatische Classicität, nachdem die Romantik der Commune und des letzten Kriegs und der „Femme de Claude", den Kessel etwas zu sehr überheizt hat. In dem Gaîté-Theater finden jeden Sonntag literarische Matinéen statt, indem der Director Bellaude classische Stücke vorführt und zugleich durch hervorragende Autoren erläutern läßt. So hat die „Athalie" von Racine mit einer Einleitung von Sarcey eine Matinée eröffnet, mit dem gewiß rühmenswerthen Zweck, die Franzosen auf die Schönheiten ihrer Nationalliteratur hinzuweisen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslandes", Joseph Lehmann, ist am 19. Februar d. J. im Alter von 77 Jahren verstorben. Er war der fleißige Redacteur seines Blattes, das er stets auf gleicher Höhe zu erhalten wußte und das auch zugleich für die deutsche Literatur eine kritische Chronik war. Joseph Lehmann hatte sich im hohen Alter eine große geistige Frische und Regsamkeit bewahrt; auch betheiligte er sich an Eisenbahnen und verschiedenen Vereinen, ebenso bei der Errichtung der berliner Volksküchen und andern humanen Bestrebungen.

— Die am 4. Februar d. J. zu Zürich am Schlagflusse verstorbene Professorin Scherr, die Gattin des Cultur- und Literarhistorikers Johannes Scherr, war als pädagogische Schriftstellerin in weitern Kreisen rühmlich bekannt. Zuerst als Uebersetzerin verschiedener Werke aus fremden Sprachen thätig, betrat sie später das Gebiet der praktisch-pädagogischen literarischen Production. Ihre Werke tragen sämmtlich den Charakter einer gemeinnützigen Verallgemeinerung der aus dem Leben unmittelbar gewonnenen Erfahrungen und leisten in mehr als einer Beziehung Dankenswerthes. Sie wenden sich fast ausnahmslos an das weibliche Geschlecht und zeichnen sich durch ihre im Dienste einer sittlich-ästhetischen Lebensauffassung stehenden Tüchtigkeit vortheilhaft aus. Unter dem Namen Marie Susanne Kübler schrieb sie die nachstehend genannten Werke. Ihr Buch „Das Hauswesen", welches in zahlreichen Auflagen erschienen ist, gehört zu dem Vorzüglichsten, was die praktische Erziehungsliteratur der neuesten Zeit hervorgebracht hat. Gleiches gilt von der „Hausmutter" und dem „Leitfaden für die verschiedenen weiblichen Arbeiten". Alle drei Werke haben segensvoll gewirkt und geholfen, der rationellen Erziehung Bahn zu brechen. „Das Buch der Mutter" ist reich an beherzigenswerthen Regeln für die Erziehung, sowol die körperliche wie die geistige, und enthält auch über die Aufgabe der Frau im allgemeinen viel des Wahren und Schönen. In der „Schule der Mutter" gibt die Verfasserin den Müttern Anleitung zur selbständigen Leitung des Unterrichts ihrer Kinder bis ins zehnte Jahr. Endlich hat sie einen „Frauenspiegel" veröffentlicht, eine Anthologie aus Dichtern zu Nutz und Frommen der Frauenwelt. Alle diese Werke stellen der leider zu früh aus diesem Leben geschiedenen Frau das Zeugniß einer seltenen Geistesbegabung und eines warmen fruchtereichen Gemüthslebens aus. Ueber das persönliche Leben Susanne Scherr's haben wir nur kurze Notizen hinzuzufügen. Sie wurde am 18. Februar 1804 zu Winterthur im Canton Zürich als Tochter des Reallehrers Kübler geboren, empfing ihre erste Bildung in ihrer Vaterstadt und besuchte dann ein vorzügliches Institut in Yverdun. An der Seite eines so geistvollen Mannes wie Johannes Scherr fand sie mannichfache Anregung, ihre reichen Gaben nutzbringend zu entfalten.

Bibliographie.

Buchner, K., Aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung mit ihren Schriftstellern. Mit dem einleitenden Aufsatze: Schriftsteller und Verleger vor 100 Jahren. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Gedichte. Darmstadt, Diehl. 1872. 8. 20 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. 37ster Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin, Lassar. Gr. 16. 2 Thlr.

Brentano, L., Ueber Einigungsämter. Eine Polemik mit Herrn Dr. Alex. Meyer. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 Ngr.

Crousaz, A. v., Aussprüche der Könige von Preußen. Zur Lectüre aller deutschen Patrioten anschaulich zusammengestellt und erörtert. 1ste Lief. Halle, Schwabe. Gr. 8. 20 Ngr.

Deutsche Dichterhalle. Red.: O. Blumenthal. 2ter Bd. 1873. 24 Nrn. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. Vierteljährlich 12½ Ngr.

Dieffenbach, F., Plutonismus und Vulkanismus in der Periode von 1868 — 1872 und ihre Beziehungen zu den Erdbeben im Rheingebiet. Auf Grund der neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und mit Berücksichtigung von mehr als 1000 Erdbeben und Vulkanausbrüchen dargestellt. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Duboc, J., Sociale Briefe. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eulenburg, Graf zu, Reden von seinem Eintritt in das Ministerium bis zur Feststellung der Kreisordnungs-Reform. Zehn Jahre innerer Politik 1862—1872. Berlin, v. Decker. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

H. Professor Gneist oder der Retter der Gesellschaft durch den „Rechtsstaat". Berlin, Schoppmeyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hartmann, E. v., Philosophie des Unbewussten. 1ste Lief. 5te neu durchgesehene Aufl. 1ste Stereotyp-Ausgabe. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 12 Ngr.

Halévy, L., Madame und Monsieur Cardinal. Zwölf Novellen. Autorisirte Uebersetzung. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jäger, E., Der moderne Socialismus. Karl Marx, die internationale Arbeiter-Association, Lassalle und die deutschen Socialisten. Berlin, van Muyden. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Keppler, F., Wilde Rosen. Lieder. München, Beck. 16. 15 Ngr.

Köbner, J., Das Lied von Gott. Ein didaktisches Gedicht in 8 Thln. mit einer Einleitung und begründeten Anmerkungen. Hamburg, Koch. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebau, G., William Shakespeare's Leben und Dichten. Gera, Issleib u. Rietzschel. Gr. 8. 15 Ngr.

Lingg, H., Die Besiegung der Cholera. Ein Satyrdrama mit Vorspiel. München, Beck. 16. 15 Ngr.

Memminger, A., Die Freimaurer. Eine Gefängnißarbeit. Nürnberg, Zeh. 8. 7 Ngr.

Silberstein, M., Moses Mendelssohn, ein Lebensbild. Vortrag. Eßlingen. 1872. Gr. 8. 4 Ngr.

Tischendorf, C. v., Haben wir den ächten Schrifttext der Evangelien und Apostel? Leipzig, Giesecke u. Devrient. Lex.-8. 15 Ngr.

Dat Verzällchen vam Fuß un vam Wolf. (Aus einer alten Handschrift abgedruckt.) Elberfeld, Lucas. Gr. 8. 3 Ngr.

Wozet, Louise, geb. Erdtel, Das Kind am Strande. Berlin, Heinersdorff. 1872. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Interessante Novität. Empfohlen von

Belletristischer Verlag von Richter & Kappler. Nürnberg.

1. B. 8. El. geh.

„Der Pflicht geopfert."

Erlebnisse aus den Schweizerbergen

von

F. von Stengel.

Preis 1 Thlr.

Ausführliche Kritik Literaturfreund, Nr. 4. Wissenschaftliche Monatsblätter, Nr. 1.

Edm. Höfer. E. Marlitt. E. Pollo. J. V. Scheffel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's Leben.

Von

Karl Steinhart.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der kürzlich verstorbene Verfasser hat in dieser von ihm seit langer Zeit vorbereiteten und kurz vor seinem Tode vollendeten Biographie Platon's, nach genauer Prüfung aller Quellen, Wahrheit und Dichtung scharf voneinander geschieden und den innigen Zusammenhang zwischen dem äußern Leben des großen Weltweisen und der fortschreitenden Entwickelung und Ausbildung seiner Lehre nachzuweisen gesucht. Das in der wissenschaftlichen Welt längst erwartete Werk wird von den Fachgelehrten gewiß willkommen geheißen werden, aber auch weitere gebildete Kreise interessiren.

Die Biographie erschien zugleich als neunter Band von

Platon's sämmtlichen Werken. Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Erster bis achter Band. 8. Geh. 25 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granella.

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte, zu den Führern der Altkatholiken gehörende Verfasser, Pfarrer Dr. Tangermann, behandelt in dieser auch sonst vielfach interessanten Novelle die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal, weshalb sein Buch in dem gegenwärtigen Kampfe mit dem römischen Jesuitismus besondere Beachtung verdient.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey.

Herausgegeben von dem

Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen.

Erster Band.

Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Farbendruck, Stahlstich und Lithographie.

Erste Abtheilung. 8. Geh. 3 Thlr.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt wurde als ein ruhmvolles Nationalunternehmen von dem ganzen deutschen Volke mit lebhaftester Theilnahme begleitet. Gleiches Interesse wird jetzt dem lange und sorgfältig vorbereiteten officiellen Werke über die Expedition zutheil werden, dessen soeben erschienene erste Abtheilung, die Hälfte des erzählenden Theils, von dem reichen, werthvollen Inhalt wie von der gediegenen typographischen und artistischen Ausstattung glänzendes Zeugniss ablegt. Gewiss wird in allen öffentlichen wie in zahlreichen Privat-Bibliotheken dieses würdige Denkmal deutschen Unternehmungsgeistes seinen Platz finden. Ein mit Illustrationsproben versehener ausführlicher Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Studienreisen in England.

Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart.

Von

Julius Rodenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.

Ein neues Werk des beliebten Schriftstellers, das gleich seinen frühern sich ebenso sehr durch Frische der Darstellung wie durch geistvollen Inhalt auszeichnet. Es bietet Schilderungen von Personen und Zuständen aus verschiedenen Perioden im Leben, in der Literatur und der Geschichte Englands, gehoben und belebt durch das locale Colorit und den landschaftlichen Hintergrund.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Kaiserbote. Cancan.

Zwei politische Lustspiele

von

Adolf Friedrich von Schack.

8. Geh. 1 Thlr.

Diese beiden Komödien führen die neuesten Wandlungen im Leben des deutschen Volks in dramatisch bewegter Gestaltung vor und geiseln mit scharfer Satire ebenso die Feinde der deutschen Einheit in Deutschland wie die Zustände Frankreichs unter Napoleon III. und der folgenden Republik.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 11. —— 13. März 1873.

Franz Grillparzer.

Erster Artikel.

Franz Grillparzer's Sämmtliche Werke. Zehn Bände. Stuttgart, Cotta. 1872. Gr. 8. 15 Thlr.

Es ist nicht gerade häufig, daß die Werke deutscher Dichter in Gesammtausgaben erscheinen, obschon diese doch erst die Summe ihrer Leistungen ziehen. Die späte volksthümliche Feier des Grillparzer'schen Talents in Oesterreich hat jedenfalls das Verdienst, die Herausgabe von Grillparzer's „Sämmtlichen Werken" in dem stuttgarter Verlag der deutschen Classiker ermöglicht zu haben; wir zweifeln, daß ohne diese Feier der österreichische Dichter darauf rechnen konnte, von einer namhaften Verlagsfirma werde eine Gesammtausgabe seiner Schriften unternommen werden. Er selbst hat dies keineswegs erwartet; mismuthig und grollend, isolirt von der literarischen Bewegung der Zeitgenossen, mochte er sich jahrelang der unholden Selbsttäuschung hingeben, daß seine Werke bereits als altes Eisen in die Rumpelkammer der Literatur gehörten, und selbst die Erfolge, die seine ältern Stücke in seiner letzten Lebenszeit am wiener Burgtheater davontrugen, werden ihm kaum die feste Zuversicht eingeflößt haben, daß auch ein Buchhändler noch einmal „auf sein Haupt, wie auf eine große Nummer" den Einsatz einer Gesammtausgabe wagen werde. Schlummerten doch, mit wenigen Ausnahmen, seine dramatischen Dichtungen im Buchhandel den Schlaf des Gerechten; wehmüthig gemahnten Druck und Papier an alte längst verschwundene Zeiten, als habe man es mit einem verschollenen Poeten zu thun, und die fashionabeln Damen mochten, als Grillparzer auf einmal der Poet des Tags wurde, mit einer gewissen Scheu nach diesen unscheinbaren und verschossenen Erzeugnissen der Presse gegriffen haben, deren vergilbte Hülle den geistigen Kern eines so hochgepriesenen Genius verbarg. Vielleicht stieß sie auch die ungenießbare Schale so ab, daß sie sich um diesen Kern gar nicht kümmerten, sondern Grillparzer auf Treu und Glauben ohne weiteres zu den Classikern zählten. Classiker sind nämlich Dichter, die unsterblich sind, die man aber deshalb weiter nicht zu lesen braucht. Immerhin hatte die glänzende Feier von des Dichters achtzigjährigem Geburtstage, welche einen stagnirenden Dichterruhm wieder in Fluß brachte, die erwünschte Folge, daß Grillparzer's Dichtungen auch im Buchhandel eine Wiedergeburt erlebten, und indem vieles früher Unbekannte und Nichtveröffentlichte jetzt in den Druck kam, das Gesammtbild des Dichters mit schärfern und lebhaftern Zügen der nationalen Theilnahme und der literarischen Forschung entgegentrat. Seine nachgelassenen Dramen, seine Gedichte, seine Selbstbiographie, seine Studien, Aufzeichnungen, Tagebuchblätter geben sehr wichtige Ergänzungen zu den früher bereits bekannten Werken; wir werden in das Atelier des Dichters, in seine Gedankenspinnstube eingeführt; wir gewinnen das Maß für seine geistige Bedeutung; seine Richtungen und Liebhabereien erklären manches, was bisher in seinen Dichtungen befremdete, und auch auf die entscheidende Hauptfrage, welche Stellung Grillparzer in unserer Nationalliteratur einnimmt, ist jetzt eher eine begründete Antwort möglich.

Seinen Lebenslauf hat uns der Dichter in der „Selbstbiographie" geschildert, welche der zehnte Band der „Sämmtlichen Werke" enthält. Diese Selbstbiographie umfaßt nur die erste Hälfte von des Dichters Leben; aber die Aufschlüsse, die sie gibt, reichen vielfach in die zweite hinein; ja die ganze geistige Atmosphäre, in welcher Grillparzer lebte, ist in der getreuen und schlichten Darstellung so wiedergegeben, daß wir sie miteinzuathmen glauben, und diese Atmosphäre hat etwas Dumpfes, wir möchten sagen Muffiges, sodaß sie selbst für eine poetische Zimmerflora nicht gedeihlich sein konnte. Die engherzigsten Anschauungen der Bureaustuben, geisttödtende Arbeiten, die kleinlichsten Quälereien und Demüthigungen gehörten zum

täglichen Brot des Metternich'schen Beamten, dessen „Pegasus im Joche" seine Flügel nicht frei entfalten konnte. Hatte doch die geringste Ketzerei, der leiseste Anflug freigeistigen Hauchs in seinen Gedichten für den Dichter die bedenklichsten Folgen, und gerade wenn er seinen patriotischen Gefühlen sich hingab, lief er am meisten Gefahr, nach allen Seiten hin anzustoßen. Auch der österreichische Patriotismus vertrug zur Zeit Metternich's keinen großen Stil; man durfte nur Patriot in löschpapiernem Kanzleistil sein. Unter solchen bedrückenden Einflüssen mußte die Muse des Dichters zugleich verschüchtert und verbittert werden.

Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 geboren, sein Vater war Advocat, „ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann". Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, las aber gern Ritter- und Gespenstergeschichten; seine Mutter war eine herzensgute Frau, plagte sich mit den Kindern, lebte und webte für die Musik. Vielleicht hat der Dichter von dem Vater die Verschlossenheit und das zurückgezogene, etwas scheue Wesen geerbt.

Die ersten Jahre seines Lebens nennt Grillparzer „formlos und trüb", er schildert uns die finstere Wohnung mit den riesigen Gemächern. Ein Holzgewölbe, in dem ein mäßiges Haus Platz gehabt hätte, war mit Ratten bevölkert. Einige Erholung von dieser düstern Unheimlichkeit der städtischen Wohnung bot ein Haus in Enzersdorf, das der Vater mit einem Schwager und seiner Schwiegermutter gekauft hatte und an das auch ein großer Garten stieß. Der Vater war ein eifriger Blumenzüchter, aber in der gemeinsamen Wohnung wurden seine Blumen durch die Hausgenossen verwüstet. Deshalb wurde das Haus verkauft und der Vater kaufte später ein Haus in Hernals. Ueber die Musikplage seiner Kindheit berichtet uns Grillparzer mit vieler Naivetät:

Wahrscheinlich fing schon in Enzersdorf an und setzte sich in der Stadt fort, was die Plage meiner Knabenjahre gemacht hat. Ehe ich noch den vollkommenen Gebrauch meiner Gliedmaßen hatte, setzte sich nämlich meine für Musik begeisterte Mutter vor, mich in die Geheimnisse des Klavierspiels einzuweihen. Noch gellt in meinen Ohren der Ton, mit dem die sonst nachsichtige Frau in ihrem Eifer die Lage der Noten: ober den Linien, unter den Linien, auf den Linien, zwischen den Linien, in mich hineinschrie. Wenn nun gar der Versuch auf dem Klavier gemacht wurde, und sie mir bei jedem verfehlten Ton die Hand von den Tasten riß, duldete ich Höllenqualen. In die Stadt zurückgekommen, wurde ein eigener Klaviermeister aufgenommen. Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Medaritsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Contrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Kapellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in Diensten des letzten Königs von Polen, ging er jedesmal zur Hinterthüre hinaus, wenn der Wagen des Königs am vordern Thore anfuhr, sodaß dieser ihn endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Klavierunterricht geben, obwol es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der schmuzige, der ungeschickte u. s. w. Wir krochen mehr unter dem Klavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten.

Auch auf einem andern Gebiete der Kunst versuchte sich Grillparzer und mit besserm Erfolg; er betheiligte sich an der Aufführung von Ritter- und Geisterstücken, welche er sehr humoristisch erzählt. Ehe er das Gymnasium bezog, hatte er Stunden bei einem Hauslehrer, der ein sonderbares Gemisch von innerm Fleiß und äußerer Indolenz war und dem seine Zöglinge manchen lustig böswilligen Streich spielten:

Wir hatten seine Schwächen bald weg, und die Streiche, die wir ihm spielten, grenzten ans Unglaubliche. So liebte er zum Beispiel, des Morgens lange im Bette zu liegen. Da stürze ich denn eines Tags ins Zimmer mit der Nachricht, es sei eine Frau da, die unsere Wohnung besehen wolle, in der Absicht, sie zu miethen. Mein Gärtner, so hieß er, springt im Hemde aus dem Bette und flüchtet sich hinter einen Vorhang, der eine abgesperrte Verbindungsthür mit der Nachbarwohnung bedeckte. Unterdessen führe ich meinen Bruder herein in den Kleidern unserer Mutter, den ich ersuchte, Platz zu nehmen und die Rückkunft unserer Aeltern abzuwarten. Da setzt sich denn der Bube in der Mitte des Zimmers, mit dem Rücken gegen den Vorhang gekehrt, in einen Sessel und bleibt ein paar Stunden lang sitzen, indeß der arme Hofmeister im Hemd und mit bloßen Füßen alle Qualen der Angst und der Kälte erduldet....

Seine Trägheit ging nämlich so weit, daß er uns nicht einmal die Schulbücher kaufte, obgleich er das Geld dafür erhalten hatte, das sich bei der spätern Katastrophe unberührt in seinem Schranke vorfand. Er drohte uns täglich mit dem Ankaufe dieser Bücher, kam aber nie dazu. Ja endlich wurde der Müßiggang als eine Belohnung für sonstiges Wohlverhalten oder für geleistete kleine Dienste förmlich zu Recht erhoben. Da er alles umherliegen ließ, seinen Schrank nie versperrte, ja sogar die herausgezogenen Schubladen zurückzuschieben vergaß, so nahmen wir von seinen Sachen ungescheut alles, was uns als Spielwerk eben anstand. Die Entschuldigung war immer: wir hätten es gefunden. Da wurde nun festgesetzt, daß, wer ihm etwas Verlorenes zurückbringe, für denselben Tag nichts zu lernen brauche. Ich erinnere mich, daß der eine die eine Schuhschnalle, der andere die zweite und der dritte die Beinkleiderschnalle ihm als gefunden zurückbrachten und dafür alle drei vom Lernen frei waren.

Wir führen diese Anekdoten zugleich als Probe dafür an, mit welcher schalkhaften Schlichtheit der Dichter solche Erlebnisse erzählt.

Im Gymnasium gehörte er zu den mittelmäßigen Schülern, und erst allmählich entwickelte sich sein Talent für deutsche Prosa und Poesie. Ueber seinen ersten metrischen Versuch berichtet er:

So gelangten wir in die letzte Humanitätsklasse, in die „Poesie", wie wir sie nannten. Auch da ging es so ziemlich im alten Tone. Als uns die antiken Versmaße erklärt wurden, war ich zerstreut wie immer, und die aufgezeichnete offene Hand mit den kurzen und langen Silben, die den Hexameter deutlich machen sollte, kam mir höchst wunderlich vor. Meine erste Probe fiel daher sehr unglücklich aus. Wir bekamen nämlich als Aufgabe zerbrochene deutsche Hexameter, von Zachariä glaube ich, um sie zusammenzusetzen und wieder einzurenken. Ich, der ich vom deutschen Verse keine andere Vorstellung hatte, als daß sich die Verse reimen müßten, setzte die unglückseligen Hexameter nach dem beiläufigen Gleichlaute der Schlußworte zusammen, nicht ohne Rhythmus, aber ohne Spur von Metrum. Zum Ueberfluß kam noch in der dictirten Aufgabe ein Wort vor, dem ich kein Verständniß abgewinnen konnte, und dessen Erklärung in der Schule ich überhört hatte. Im Tempel des Schlafs nämlich stand „der Hojahnen" (das Gähnen) Wache. Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und machte aus dem Hojahnen unbedenklich Uhlanen, wie man bei uns das Wort Ulanen ausspricht, sodaß an der Schwelle des Schlafs die Wache der Ulanen postirt war, was allerdings so lächerlich ist, daß ich noch jetzt nicht begreife, wie ich darauf verfiel. Die-

ses Gelächter entstand denn auch wirklich des andern Tags in der Schule, und unser guter Professor Stein erklärte ohne Anstand, daß unter allen diesjährigen Schülern ich das wenigste Ohr für den Vers hätte.

Als Grillparzer indeß die Universität bezogen hatte, versuchte er sich mehrfach auf dem Gebiete der Poesie. Schon in den letzten Gymnasialjahren hatte ihn eine unersättliche Lust zur Romanlektüre angewandelt; Spieß, Cramer, Lafontaine wurden mit Eifer verschlungen und bevölkerten seine Phantasie mit Rittern und Räubern, Geistern und Ahnfrauen:

Meine eigenen schöngeistigen Hervorbringungen hatten in meinem Vater ein großes Hinderniß gefunden; so oft ich ihm ein Gedicht, meine Arbeit, oder Aehnliches zeigte, konnte er anfangs eine gewisse Freude nicht verbergen, die aber bald in immer heftiger werdende Kritik überging, deren Schluß immer die stehende Phrase war, „ich würde noch auf dem Miste crepiren".

Einige handschriftliche Gedichte machten indeß damals die Runde, darunter ein höchst bedenkliches, in welcher die ungeschickte österreichische Kriegführung gegen die Franzosen mit patriotischem Ingrimm angegriffen wurde. Ein eigenthümliches Schicksal hatte später das Gedicht, das Grillparzer an eine Theatersängerin gerichtet, „die als Cherubin in Mozart's «Figaro» in der doppelten Verklärung der herrlichen Musik und ihrer eigenen frischen jugendlichen Schönheit sich seiner ganzen Einbildungskraft bemächtigt hatte". Die Glut in diesem Gedicht streifte an das Verrückte, wol gar Unsittliche:

Mich ihr selbst zu nähern, kam mir nicht in den Sinn. Ich war damals in den dürftigsten Umständen, selbst meine Garderobe legte davon Zeugniß ab, indeß die Gefeierte, von reichen Liebhabern umworben, Gold und Seide als tägliches Opfer erhielt. Auch die Reize meiner Person ließen keinen günstigen Eindruck voraussetzen. Ich schloß daher meine Verse mit einem demüthigenden Gefühle; nie und nichts in der Welt hätte mich vermögen können, sie jemand mitzutheilen. Lange danach kam ich mit einem, wenigstens damals noch reichen jungen Mann zusammen, der in der Zeit meines Cherubinfiebers der Begünstigte, nämlich zahlende Liebhaber der Huldin gewesen war. Wir sprachen von Poesie, und er bemerkte, es sei doch sonderbar, daß manche Dichter, die mit entschiedenem Talent aufträten, in der Folge ganz verschwänden. So sei in der Zeit seines Verhältnisses mit jener Sängerin, er wisse nicht wie, ihr ein Gedicht in die Hände gekommen, das die gesteigertste Liebeswerbung in den schönsten Versen aussprach. Das Mädchen sei darüber wie wahnsinnig geworden, habe alles aufgeboten, um den Verfasser ausfindig zu machen, und geradezu erklärt, wenn es ihr gelänge, alle ihre Bewerber fortzujagen, um dem unbekannten Sänger zu gewähren, um was er so schön bitte. Es sei darüber beinahe zum Bruche zwischen ihnen gekommen. Und nun wäre unter allen jetzt thätigen Dichtern keiner, dem er jene Verse zuschreiben könne. Ich verlangte das Gedicht zu sehen; es war das meinige. Auf eine mir jetzt noch unbegreifliche Art hatte es den Weg zu ihr gefunden, und während ich mich in hoffnungsloser Sehnsucht abquälte, erwartete der schöne Gegenstand mit Ungeduld die Möglichkeit, mir entgegenzukommen. So ist es mir aber mein ganzes Leben ergangen. Mistrauen in mich selbst, wenn ich bedachte, was sein sollte, und damit abwechselnder Hochmuth, wenn man mich herabsetzen oder vergleichen wollte. Das ist aber der im Leben schädlichste Stolz, der nicht aus eigener Werthschätzung, sondern aus fremder Geringschätzung hervorgeht.

Noch während seiner philosophischen Studien schrieb Grillparzer, angeregt durch die Aufführungen Schiller'scher Dramen, sein erstes Trauerspiel, „Blanca von Castilien". Der Dichter behielt bei der Abfassung den „Don Carlos" im Auge, mit dem auch sein Drama zwei Fehler gemein hatte, daß er nämlich in der Mitte des Stücks am Plane änderte und daß dasselbe so ungeheuer lang gerieth, daß man gut zwei volle Abende daran zu spielen gehabt hätte.

Inzwischen setzte Grillparzer seine philosophischen und juristischen Studien mit Eifer fort. Kant und Fichte wurden in einem Kreise strebsamer Genossen durchgenommen und über ihr Naturrecht debattirt; die höchst gesteigerten Ideen dieses Kreises gaben demselben eine an den Hainbund erinnernde romantische Färbung:

So standen wir einmal auf der Höhe des Kahlenbergs, hinter uns das Fußgestelle einer abhanden gekommenen Statue. Wir bestiegen den altarähnlichen Block, geradezu mit dem Gefühle einer prätendirten Göttlichkeit, und sahen in die unermeßlich ausgebreitete Gegend hinaus, wobei wir einander umschlungen hielten. Von uns unbemerkt, hatte ein ältlicher Herr, offenbar ein Norddeutscher, die Höhe erklommen und stand nun und sah uns verwundert an. „Ja", sagte Altmüller, indem wir herunterstiegen, „staunen Sie nicht! Der da", indem er auf mich zeigte, „wird einen Tempel bauen, und ich werde einen niederreißen." Er meinte bei letzterm Lavoisier's damals neues System der Chemie. Der fremde Herr mochte wol glauben, ein paar Wahnsinnige vor sich zu haben.

Auch das Theaterspielen wurde gepflegt und mit einer dilettirenden Liebhaberin ein dilettirendes Liebesverhältniß angeknüpft. Der Plage seiner Kindheit, der Musik, wandte sich der Dichter plötzlich mit Eifer zu und entwickelte ein ungeahntes musikalisches Talent. Er konnte stundenlang aus dem Kopfe phantasiren. Oft legte er einen Kupferstich vor sich auf das Notenpult und spielte die darauf dargestellte Begebenheit, als ob es eine musikalische Composition wäre. Erst später, als er Unterricht im Contrapunkte nahm, verlor sich diese Fähigkeit des musikalischen Improvisirens. In diese Zeit fiel auch die Belagerung Wiens durch die Franzosen. Grillparzer gehörte zu dem Studentencorps, welches die Wälle besetzt hielt; von seinen Stimmungen und Thaten in diesen kriegerischen Tagen seines Lebens erhalten wir einen drollig naiven Bericht. Napoleon selbst zog ihn mit magischer Gewalt an:

Mit dem Haß im Herzen und zu aller Zeit kein Liebhaber von militärischem Schaugepränge, versäumte ich doch keine seiner Musterungen in Schönbrunn und auf dem Felde der sogenannten Schmelz. Noch sehe ich ihn, die Freitreppe des schönbrunner Schlosses mehr herablaufen als gehen. Die beiden Kronprinzen von Baiern und Würtemberg als Adjutanten hinter sich, und nun mit auf dem Rücken gefalteten Händen eisern dastehen, seine vorüberziehenden Gewalthaufen mit den unbewegten Blicken des Meisters überschauend. Seine Gestalt ist mir noch jetzt gegenwärtig. Seine Züge haben sich leider mit den vielen gesehenen Porträten vermengt. Er bezauberte mich wie die Schlange den Vogel. Mein Vater mochte mit diesen unpatriotischen Excursionen wenig zufrieden sein, doch verbot er sie nie.

Der Tod seines Vaters, an welchem die Zeitereignisse und die zerrütteten Vermögensverhältnisse keinen geringen Antheil hatten, stürzte seine ganze Familie in bittere Noth; er half sich durch Stundengeben, und nahm eine Hauslehrerstelle bei einem Grafen in Mähren an. Er war nur ein Jahr älter als sein Zögling; der Vater desselben ein Sonderling, von dem wir einige ergötzliche Züge erfahren:

Der alte Graf war der schlechteste Schütze in der Welt; es schoß daher, angeblich ohne sein Wissen, immer der erste

seiner beiden Büchsenspanner zugleich mit ihm. Was nun getroffen wurde, hatte der Graf getroffen; ging aber das Wild durch, so wendete sich der alte Herr zornig zu seinem Leibjäger um und sagte: „Esel!" Da ich nun selbst infolge meiner Kurzsichtigkeit schlecht schoß, bei dem jungen Grafen aber man froh sein mußte, nicht selbst für einen Hasen oder ein Rebhuhn gehalten zu werden, so gehörte die ganze Jagdbeute gewöhnlich dem Haupt des Hauses, und er war stolz auf seine Kunst.

Grillparzer erkrankte schwer und lebensgefährlich. Nach seiner Rückkehr nach Wien trieb er eifrig die spanische Sprache und übersetzte Calderon's „Das Leben ein Traum" in deutsche Verse. Durch diese Uebersetzung wurde Grillparzer in die Literatur eingeführt und kam mit dem Theater in die erste Berührung. Der Redacteur einer literarisch-kritischen Modezeitung wollte einzelne Scenen des Stücks veröffentlichen. Schreyvogel, der wiener Dramaturg, sollte unter seinem Dichternamen „West" inzwischen seine Uebersetzung des Calderon'schen Stücks mit Erfolg aufführen lassen; in jener Modezeitung erscheint nun Grillparzer's Fragment, das, unter den höchsten Lobpreisungen, zum Angriffspunkt gewählt wird, um über die aufgeführte Uebersetzung aufs feindlichste herzufallen. Schreyvogel hielt dies Vorgehen für eine Intrigue des jungen Grillparzer, der indeß eifrig gegen den Misbrauch protestirte, den man mit seiner Arbeit getrieben hatte. So wurde indeß die Bekanntschaft des Dichters mit dem reifern Dramaturgen vermittelt, der ihn zu eigenem dichterischen Schaffen anregte. Gerade damals hatte er den Stoff zu seiner „Ahnfrau" gegliedert im Kopfe; er selbst erzählt, wie es damit zuging:

Ich hatte in der Geschichte eines französischen Räubers, Jules Mandrin, glaube ich, die Art seiner Gefangennehmung gelesen. Von den Häschern verfolgt, flüchtete er in ein herrschaftliches Schloß, wo er mit dem Kammermädchen ein Liebesverhältniß unterhielt, ohne daß diese, ein rechtliches Mädchen, ahnte, welch einem Verworfenen sie Kammer und Herz geöffnet hatte. In ihrem Zimmer wurde er gefangen. Der tragische Keim in diesem Verhältnisse, oder vielmehr in dieser Erkennung, machte einen großen Eindruck auf mich. Ebenso war mir ein Volksmärchen in die Hände gefallen, wo die letzte Enkelin eines alten Geschlechts, vermöge ihrer Aehnlichkeit mit der als Gespenst umwandelnden Urmutter, zu den schauderhaftesten Verwechselungen Anlaß gab, indem ihr Liebhaber einmal das Mädchen für das Gespenst, dann wieder, besonders bei einer beabsichtigten Entführung, das Gespenst für das Mädchen nahm. Beide Eindrücke lagen längere Zeit nebeneinander in meinem Kopfe, beide in dieser Isolirung unbrauchbar. Im Verfolg des erstern wäre mir nie eingefallen, einen gemeinen Dieb und Räuber zum Helden eines Dramas zu machen; beim zweiten fehlte der gespensterhaften Spannung der sonstige menschliche Inhalt. Einmal des Morgens, im Bette liegend, begegnen sich beide Gedanken und ergänzen sich wechselseitig. Der Räuber fand sich durch das Verhängniß der Urmutter eines Geschlechts, dem auch er angehören mußte, geadelt; die Gespenstergeschichte bekam einen Inhalt. Ehe ich aufstand und mich ankleidete, war der Plan zur „Ahnfrau" fertig.

Grillparzer fühlte, daß er Poesie genug in sich habe, „die Geistergeschichte so auszustatten, daß man ein Dummkopf oder ein deutscher Gelehrter sein müsse, um viel dagegen einwenden zu können". Wir meinen, daß diese letzte Wendung nicht im geistigen Costüm seiner Jugendzeit gehalten ist, sondern daß der Dichter spätere Stimmungen, seine Verbitterung über die Polemik der deutschen Kritiker und Literarhistoriker hier in seine Darstellung überträgt und so das Flügelkleid seiner damaligen poetischen Unschuld etwas herausfordernd ausstaffirt. Wie er erzählt, ist die Schicksalsidee indeß später auf einen Rath Schreyvogel's hin in das Stück eingelegt worden, welcher verlangte, daß das jetzt lebende Geschlecht geradezu als die Frucht der Sünde der „Ahnfrau" dargestellt werde. Das Stück wurde anfangs von der Censur verboten, aber durch Verwendung wieder freigegeben; es kam am 31. Januar 1817 auf dem Theater an der Wien zum ersten male zur Aufführung; am nächsten Abend war das Theater leer; doch mit der zweiten Wiederholung stand der Erfolg fest; das Stück machte in Wien und in ganz Deutschland das größte Aufsehen. Die Vertheidigungsrede, welche Grillparzer seiner „Ahnfrau" mit auf den Weg gibt, steht indeß auf schwachen Füßen und ist ziemlich sophistisch. Eine damalige Antikritik gibt ihm Veranlassung zu der Bemerkung: „Die Urtheile waren damals so albern, als was man in den heutigen Journalen, Kunstphilosophien und Literaturgeschichten zu lesen bekommt." Diese Bemerkung zeugt von dem starken Selbstgefühl des Dichters; ebenso die folgende: „Ich merkte wohl, daß ich als der letzte Dichter in eine prosaische Zeit hineingekommen sei. Schiller war todt, Goethe hatte sich der Wissenschaft zugewendet" — so fühlte sich der junge Dichter eines im ganzen epigonenhaften Werks doch schon auf gleicher Höhe mit unsern größten Poeten: eine Ansicht, die später seine allzu eifrigen Lobredner adoptirten.

Da die Kritik immer von Räubern und Gespenstern und Knalleffecten sprach, so beschloß der Dichter, bei einem zweiten Drama den möglichst einfachen Stoff zu wählen, um der Welt zu zeigen, daß er durch die bloße Macht der Poesie Wirkungen hervorzubringen im Stande sei. Die Anregung zu diesem zweiten Stoffe kam ihm durch einen Zufall; er fand ihn gleichsam auf der Straße:

Gegen Anfang des Herbstes machte ich einen Spaziergang längs der Donau in den Prater. Bei den ersten Bäumen begegnete mir ein noch jetzt lebender Doctor Joel, der mich aufhält und mir sagt, wie der Kapellmeister Weigl lebhaft einen Operntext wünsche. Meine Poesie, in Verbindung mit Weigl's Musik — und so weiter! Er selbst habe einen vortrefflichen Opernstoff gefunden. Obwol ich nicht die geringste Lust hatte, einen Operntext zu schreiben, fragte ich doch nach diesem Stoffe. Er nannte Sappho. Ich versetzte augenblicklich, das gäbe allenfalls auch ein Trauerspiel. Er dagegen meinte, dazu seien denn doch zu wenig Begebenheiten. So trennten wir uns, er ging nach der Stadt und ich dem Prater zu. Der Name Sappho hatte mich frappirt. Da wäre ja der einfache Stoff, den ich suche. Ich ging weiter und weiter in den Prater, und als ich spät abends nach Hause kam, war der Plan zur „Sappho" fertig.

Die „Sappho" wurde in ebenso kurzer Zeit wie die „Ahnfrau", in weniger als drei Wochen vollendet. Madame Schröder spielte die Hauptrolle; das Stück machte „unglaubliche Sensation"; auch mit der Kritik kam der Dichter diesmal sehr gut zurecht. In der That ist „Sappho" Grillparzer's bestes Stück, und wenn die Kritik die „Ahnfrau" verwarf und die „Sappho" auszeichnete, so war sie in ihrem guten Recht. Nur ein Kritiker legte seine polemische Lanze gegen die „Sappho" ein:

Von allen Kritikern zeigte sich nur Müllner erbost und ungerecht. Es gehört jetzt zum Ton, über den Verfasser der „Schuld" und des „Yngurd" abschätzig zu sprechen; demungeachtet aber lebt jetzt kein Dichter, der in dem, was Müll-

ner gut gemacht hatte, ihm an die Seite gesetzt werden könnte, sowie er auch der letzte sachkundige Kritiker in Deutschland war. Schreyvogel stand mit Müllner in Briefwechsel, er schickte ihm die „Sappho" im Manuscript. Da erhalte ich denn ein Schreiben von Müllner, in dem er, in den gesteigertsten Ausdrücken, seine Billigung des Stücks ausspricht, nur sollte ich den ersten Act weglassen, meinte er. Ich schrieb ihm in dem Tone, wie es dem Jüngern gegen den Aeltern zukommt, die Gründe, warum mir dieser erste Act nothwendig scheine. Darüber wurde nun der Mann so erbost, daß er in seinem „Mitternachtsblatte" eine Kritik erscheinen ließ, die über das Stück vom Anfang bis zu Ende den Stab brach. Ich hätte nichts gebraucht, als seinen frühern lobenden Brief drucken zu lassen, um ihn durch sich selbst zu widerlegen. Ich that es nicht, wie ich denn überhaupt auf Kritiken nie geantwortet habe, nicht aus Aengstlichkeit, sondern aus Verachtung.

Für die damalige finanzielle Stellung der deutschen Dramatiker ist es charakteristisch, daß eine Hofbühne ihm für die „Sappho" 3 Dukaten zahlte.

Grillparzer, welcher längere Zeit auf der Bibliothek ohne Gehalt gearbeitet hatte, war inzwischen als Expedient der niederösterreichischen Zollverwaltung zugetheilt worden, im Protokoll-, Hauptzoll- und Verzehrungssteueramt. Der damalige Finanzminister, Graf Stadion, verschaffte ihm, bis zu weiterer Beförderung im Staatsdienst, die Stelle eines Theaterdichters am Burgtheater mit 2000 Gulden Gehalt, und da dem kunstsinnigen Grafen die Idee unerträglich war, den Dichter unter den Zöllnern zu wissen, so versetzte er ihn in das Departement, dem nebst den allgemeinen Kassengegenständen die Hoftheater untergeordnet waren. Hier fand Grillparzer indeß einen sehr feindseligen Chef, der jede Gelegenheit ergriff, um ihm zu schaden.

Grillparzer's poetische Production blieb indeß im Fluß; er erzählt, wie er die Anregung zu seiner „Medea" bei einem Sommeraufenthalt in Baden bei Wien gefunden hatte:

Wir waren in Baden angekommen, indeß unser Gepäck noch zurück war. Das mir bestimmte Zimmer war von dem Sohne der Hauswirthin, einem Studenten, bewohnt worden. Da meine Bücher noch nicht angekommen waren, ergriff ich einen von ihm zurückgelassenen Schweinslederband. Es war Hederich's mythologisches Lexikon. Darin herumblätternd, fiel ich auf den Artikel Medea. Nun wußte ich, wie natürlich, die Geschichte dieser berüchtigten Zauberin sehr wohl, hatte aber die einzelnen Ereignisse in solcher Nähe auf einmal nie vor mir gehabt. Mit derselben Plötzlichkeit, wie bei meinen frühern Stoffen, gliederte sich mir auch dieser ungeheuere, eigentlich größte, den je ein Dichter behandelt hat. Das Goldene Vlies war mir als ein sinnliches Zeichen des ungerechten Gutes, als eine Art Nibelungenhort, obgleich an einen Nibelungenhort damals niemand dachte, höchst willkommen. Mit Rücksicht auf dieses Symbol, und da mich vor allem der Charakter der Medea und die Art und Weise interessirte, wie sie zu der für eine neuere Anschauungsweise abscheulichen Katastrophe geführt wird, mußten die Ereignisse in drei Abtheilungen auseinanderfallen. Also eine Trilogie, obwol mir die Vorspiele und Nachspiele von jeher zuwider waren. Dessenungeachtet fühlte ich mich zur Ausführung unwiderstehlich hingezogen, und ich gab nach.

Nach einer Erholungsreise, die er mit Ladislaus Pyrker nach Gastein unternommen hatte, ging er frisch ans Werk; nur eine durch den Tod seiner Mutter hervorgerufene Gemüthsbewegung unterbrach den Fortgang derselben. Die Aerzte riethen zu einer Reise nach Italien, welche Grillparzer als Reisegenosse eines Grafen Deym antrat. In Venedig sollte er Lord Byron's Bekanntschaft machen, es kam aber nicht dazu; er sah den Lord nur im Schatten einer Theaterloge, und fand ihn wohlbeleibter, als er geglaubt hatte. Die Schilderung der italienischen Reise behandelt nur die persönlichen Erlebnisse des Dichters; Paß- und Urlaubsangelegenheiten und die damit verbundenen Chicanen spielen dabei eine große Rolle. In Rom hatte der Dichter die Bekanntschaft des Grafen Wurmbrandt, des Obersthofmeisters der Kaiserin, gemacht. Dieser forderte ihn auf, in seiner vierspännigen Kalesche mit nach Neapel zu fahren. Auch dort blieb er in der Wohnung des Grafen und, als dieser infolge eines Sturzes erkrankte, zu seiner Pflege zurück. Die Krankheit zog sich sehr in die Länge; des Dichters Urlaub war abgelaufen; doch er erhielt die kaiserliche Erlaubniß, bei dem Grafen zu bleiben. Mit dem wieder Genesenen reiste er nach Rom zurück, wo dieser ihn für den Secretär der Kaiserin ausgab:

Ich erhielt demzufolge ein artiges Appartement von mehreren Gemächern, päpstliche Equipage nebst Bedienten und einen Abbate, der im Kriegsdepartement angestellt war, zur Begleitung. Da ereignete sich denn ein komischer Auftritt. In meinem Zimmer angekommen, warf ich die Kleider von mir und wusch Gesicht und Hände aufs nachdrücklichste. Unterdessen war der Staatssecretär, Cardinal Consalvi, angekommen, um den Obersthofmeister der Kaiserin zu complimentiren; er erfuhr, daß der Secretär Ihrer Majestät in dessen Begleitung sei, und wollte auch diesem alle Höflichkeit erweisen. Plötzlich öffnen sich die Thüren meines Zimmers, päpstliche Bediente reißen die Flügel auf, und der Cardinal Consalvi tritt ein. Ich streife die aufgestreckten Hemdärmel herab und eile auf meinen Rock zu, den ich neben der Thür auf einen Stuhl niedergelegt hatte. Cardinal Consalvi bemerkt die Bewegung, ergreift meinen Rock und präsentirt ihn mir, eine Ehre, die wohl wenigen Menschen widerfahren ist. — Eine zweite Ehre widerfuhr mir, infolge meiner angemaßten Würde, am Peter- und Paulsfeste in der Peterskirche. Dem Grafen war für die Pontificalmesse ein eigenes Oratorium angewiesen worden. Am Tage selbst fühlte er Schmerzen in seinem kaum geheilten Fuße, und er forderte mich daher auf, allein das Oratorium zu benutzen. Der alte Papst Pius VII., der von diesem Ausbleiben des Grafen nichts wußte, nahm mich für ihn, blieb im Vorbeigehen beim Oratorium stehen und ertheilte mir einen Specialsegen in aller Form.

Diese Reise hatte, trotz ihrer komischen Intermezzos, indeß für Grillparzer unangenehme Folgen; die Urlaubsüberschreitung wurde ihm zunächst angerechnet; die kaiserliche Einwilligung war noch nicht eingetroffen; er wurde inzwischen mehrmals zurückgesetzt gegen jüngere Beamte. Trotz der Protection des Finanzministers Grafen Stadion war der Dichter vielfachen Chicanen von seiten der Hofkammer ausgesetzt, bis ihm der erstere die Concipistenstelle im Finanzministerium verlieh, und zwar die beste und nächste um seine Person; doch wurde er, da die Hälfte der jünger dienenden Beamten seine Vormänner geworden waren, für immer in den niedrigern Branchen des Dienstes festgehalten. Eine andere sehr misliche Folge der italienischen Reise für den Dichter waren die Verwickelungen mit der Censur, in die ihn ein in Italien verfaßtes Gedicht auf die Ruinen des Campo vaccino brachte. Dasselbe war in einem Almanach: „Aglaja", erschienen, nachdem es die Censur Schreyvogel's passirt hatte. Doch die „damals in herbis befindliche" kirchliche Partei nahm Anstoß an dem Gedicht; es wurde denuncirt, und der Kaiser selbst und Fürst Metternich mit seiner

Staatskanzlei waren am eifrigsten in der Verfolgung desselben:

Die Censur that alles Mögliche, um ihren Fehler wieder gut zu machen. Mein Gedicht wurde aus sämmtlichen, noch in Wien befindlichen Exemplaren herausgerissen, zum großen Schaden des Verlegers, der seine Almanache neu binden lassen mußte. Leider aber verfehlte diese Verfügung ihren Zweck. Wie ich gesagt, waren vierhundert unverstümmelte Exemplare bereits ins Ausland versendet worden. Diese ließen nun die Liebhaber verbotener Schriften und des Skandals überhaupt mit großen Kosten sämmtlich wieder zurückbringen. Wer sich kein gedrucktes Exemplar verschaffen konnte, schrieb wenigstens aus einem solchen mein Gedicht ab, und nie hat irgendeine meiner Arbeiten eine solche Verbreitung in meinem Vaterlande erhalten als dieses Gedicht, das, wenn man es unbeachtet gelassen hätte, von dem verehrungswürdigen Publikum ohne Geschmack auf der Zunge gefressen worden wäre wie Gras.

Seitdem wurde Grillparzer für einen Jakobiner und Religionsspötter gehalten und das ceterum censeo war immer: „Ja wenn er die Geschichte mit dem Papst nicht gehabt hätte!“ Ein ihm von dem Finanzminister bewilligter Urlaub ermöglichte ihm die Vollendung seines „Goldenen Vliefes“; die beiden letzten Acte der „Medea“ schrieb Grillparzer jeden in zwei Tagen; das Stück ging am 27. März 1821 zum erstenmale in Scene:

Die Wirkung war, vielleicht mit Recht, eine ziemlich unbestimmte. Das Schlußstück erhielt sich durch die außerordentliche Darstellung der Schröder, die beiden Vorstücke verschwanden bald. Die übrigen deutschen Theater gaben überhaupt nur die dritte Abtheilung, weil sich überall eine Schauspielerin fand, die sich der Medea für gewachsen hielt. Diese „Medea“ ist das letzte meiner Stücke, welches einen Weg auf die nichtösterreichischen Bühnen unsers deutschen Vaterlandes gefunden hat. Was man den Geist der Zeit zu nennen beliebte, um welchen ich mich wenig kümmerte und dessen angebliche Fortschritte mir lächerlich waren, vor allem aber, daß ein Hauptbestandtheil der Kunst, die Phantasie, aus den Zusehern, Schauspielern und Schriftstellern sich immer mehr zu verlieren anfing, ein Abgang, den man durch doctrinäre, speculative und demagogische Beimischungen zu ersetzen suchte: diese Verhältnisse haben die Wirkungen meiner spätern Stücke auf die österreichischen Lande beschränkt.

Grillparzer rühmt dabei die Natürlichkeit, von der sich in Oesterreich ein großer Rest erhalten habe, während dieselbe im nördlichen Deutschland durch falsche Bildung und Nachbeterei sehr in den Hintergrund getreten sei. Die Erklärung, daß dem Dichter die angeblichen Fortschritte des Zeitgeistes „lächerlich“ erschienen, erklärt vielleicht am meisten die Isolirtheit, in die er sich gedrängt sah, und die geringen Erfolge seiner spätern Stücke. Man braucht nicht der schlechten vorübergehenden Mode zu huldigen; der Geist des Jahrhunderts ist etwas anderes! Was wäre Oesterreich ohne die Fortschritte des Zeitgeistes? Noch immer die dumpfe Bureaustube Metternich'scher Polizeiwirthschaft, in welcher Grillparzer's Talent verkümmerte.

Der Dichter hatte vor allem ein Recht, diesen Fortschritt heiß zu ersehnen, statt ihn lächerlich zu finden. Was er mit seinem historischen Trauerspiel „Ottokar“ erlebte, mußte ihm die Engherzigkeit der österreichischen Staatszustände von neuem sehr empfindlich machen. Grillparzer versuchte sich zum ersten male auf dem Gebiete des historischen Trauerspiels. Die Anregung gab ihm die Zeitgeschichte, wie es bei dem echten historischen Drama sein soll, das nur als Spiegelbild der Gegenwart seine Berechtigung hat:

Das Schicksal Napoleon's war damals neu und in jedermanns Gedächtniß. Ich hatte, mit beinahe ausschließlicher Begierde, alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von andern geschrieben worden war. Es that mir leid, daß das weit Auseinanderliegen der entscheidenden Momente, nicht allein für jetzt, sondern wol auch für die Zukunft, eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich macht. Indem ich, von diesen Eindrücken voll, meine sonstigen historischen Erinnerungen durchmusterte, fiel mir eine, obgleich entfernte Aehnlichkeit mit dem Böhmenkönige Ottokar II. in die Augen. Beide, wenn auch in ungeheuerm Abstande, thatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wol gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirath gebildet hatte. Wenn nun zugleich aus dem Untergange Ottokar's die Gründung der habsburgischen Dynastie in Oesterreich hervorging, so war das für einen österreichischen Dichter eine unbezahlbare Gottesgabe und setzte dem Ganzen die Krone auf. Es war also nicht Napoleon's Schicksal, das ich im Ottokar schildern wollte, aber schon eine entfernte Aehnlichkeit begeisterte mich. Zugleich bemerkte ich an meinem Stoff das Eigenthümliche, daß ich beinahe alle Ereignisse, die ich brauchte, in der Geschichte oder Sage bereitliegend vorfand.

Bei dieser Gelegenheit macht Grillparzer mehrere Bemerkungen über die geschichtliche Tragödie, die in vielfacher Hinsicht mit den Ansichten, die wir in unserm neulich veröffentlichten Aufsatze über „das historische Trauerspiel“ in „Unsere Zeit“ entwickelt haben, übereinstimmen, namentlich auch was die Shakspeare'schen Historien betrifft:

Ich befand mich also auf dem Boden der historischen Tragödie, ehe noch Ludwig Tieck und seine Nachbeter darüber ihre Albernheiten ausgekramt haben. In der That Albernheiten. Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwickelungen findet, vor allem aber, um seinen Ereignissen und Personen eine Consistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Antheil aus dem Reiche des Traums in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer ertragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Heldenthaten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muß einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander der Große oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein. Das eigentlich Historische aber, nämlich das wirklich Wahre, nicht blos der Ereignisse, sondern auch der Motive und Entwickelungen, gehört so wenig hierher, daß, wenn heute Urkunden aufgefunden würden, die Wallenstein's völlige Schuld oder völlige Unschuld bewiesen, Schiller's Meisterwerk nicht aufhören würde das zu sein, was es ist und, unabhängig von der historischen Wahrheit, bleiben wird für alle Zeiten. Shakspeare fand das, was man damals history nannte, vor, und hat es eben auch cultivirt. In allen seinen historischen Stücken ist aber seine eigene Zuthat das Interessante: die komischen Personen in „Heinrich IV.“ nebst dem unnachahmlichen Hotspur, die herzzerreißenden Scenen in „König Johann“ u. s. w., zugleich aber muß man aussprechen, daß, wenn er nicht seine auf Novellen und fabelhafte Sagen gegründeten Stücke geschrieben hätte, von seinen historischen wenig die Rede sein würde. Uebrigens, was ist denn Geschichte? Ueber welchen Charakter irgendeiner historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wissen.

„König Ottokar“ wurde bei der Censur eingereicht, blieb aber dort zwei Jahre lang liegen. Ein Zufall machte das Stück flott; die Kaiserin erkundigte sich nach

interessanten Stücken zur Lektüre. „König Ottokar's Glück und Ende" wurde ihr von der Theaterdirection empfohlen, aber mit dem Bemerken, es liege bereits zwei Jahre bei der Censur. Der Wunsch der Kaiserin bewirkte, daß das Stück augenblicklich freigegeben wurde. Die Aufnahme war eine beifällige, aber, wie der Dichter meint, „der Eindruck war nicht lebendig ins Innere gedrungen". Die Form des Historischen war damals noch nicht geläufig:

Man hatte sich noch nicht Rechenschaft gegeben, daß man derlei nicht wie ein Miniaturbild nahe vor das Auge, sondern wie ein Deckengemälde in einige Entfernung bringen müsse. Die wegen Mangels des Raums auf die Spitze getriebenen Situationen schienen übertrieben, man vermißte die stetige Folge des Natürlichen. Das Publikum war nämlich selbst noch natürlich, es hatte noch nicht jene Höhe erklommen, auf der ihm nichts gefällt, als was ihm misfällt, der Zustimmung aber den Anschein einer höhern Bildung gibt.

Grillparzer trifft allerdings mit dieser Bemerkung einen sehr wunden Fleck unserer Bildung, welcher erklärlich macht, wie dasselbe Publikum sich verschieden gleichartigen Stücken gegenüber verhält, je nachdem es seine Langeweile als ein Zeichen ketzerischer Unbildung glaubt verdecken zu müssen gegenüber dem Anerkannten, oder sie offen ausspricht, wo die Gefahr fern liegt, deshalb für weniger ästhetisch gebildet zu gelten. An einer andern Stelle spricht Grillparzer von der Feigheit des deutschen Publikums, indem in Deutschland die Meinungen von Coterien der Nation gegen ihre Natur gewaltthätig aufgedrängt würden. „Es liege das an dem Mangel eines starken Naturells, in der Vorliebe für Abstractionen und Allgemeinheiten. Ein feiges Publikum erzeugt aber nothwendig eine unverschämte Literatur."

Grillparzer spricht in seiner Selbstbiographie noch von zweien seiner Stücke: „Der treue Diener seines Herrn" und „Des Meeres und der Liebe Wellen". Das erste Stück, das am 28. Februar 1828 mit ungeheuerm Beifall gegeben wurde, sucht der Dichter in ähnlicher Weise wie seine kritischen Schutzredner gegen erhobene Anklagen zu rechtfertigen:

Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinne, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Revolutionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Bancbanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Bancbanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornirter alter Mann geschildert ist.

Ein ziemlich bornirter alter Mann scheint uns aber zum Helden eines Dramas sehr wenig geeignet zu sein; wer in aller Welt hat Sympathien mit bornirten alten Männern? Auch mit diesem Stück machte der Dichter merkwürdige Erfahrungen. Dem Kaiser Franz gefiel es so gut, daß er dasselbe als sein Privateigenthum erwerben, d. h. vor der Welt absperren wollte. Grillparzer wehrte sich nach Kräften gegen diese kaiserliche Huld.

Ueber „Des Meeres und der Liebe Wellen" sagt der Dichter:

Auch ein neuer dramatischer Stoff fand sich, oder vielmehr ein alter, den ich wieder aufnahm: Hero und Leander. Eine wunderschöne Frau reizte mich, ihre Gestalt, wenn auch nicht ihr Wesen durch alle diese Wechselfälle durchzuführen. Der etwas pretiös klingende Titel: „Des Meeres und der Liebe Wellen", sollte im voraus auf die romantische oder vielmehr menschlich allgemeine Behandlung der antiken Fabel hindeuten. Mein Interesse concentrirte sich auf die Hauptfigur, und deshalb schob ich die übrigen Personen, ja, gegen das Ende, selbst die Führung der Begebenheit mehr zur Seite als billig. Aber gerade diese letzten Acte habe ich mit der eigentlichsten Durchempfindung, jedoch wieder nur der Hauptperson, geschrieben. Daß der vierte Act die Zuseher ein wenig langweile, lag sogar in meiner Absicht, sollte doch ein längerer Zeitverlust ausgedrückt werden. Aber auch sonst ist nicht alles wie es sein sollte. Man kann eben nicht immer, was man will. Als es zur Aufführung kam (3. April 1831), erhielten die drei ersten Acte begeisterten Beifall, die zwei letzten gingen leer aus.

Mit dem Bericht über dies Stück schließt die Selbstbiographie ab, welche außerdem noch eine Chronik allerlei neuer bureaukratischer Mislichkeiten enthält und kurze Reiseskizzen aus Deutschland, Frankreich und England, welche letztern durch eingehendere Tagebücher vervollständigt werden. Der Eindruck der Schilderungen und Bemerkungen ist derjenige, daß der Dichter eine gesunde Auffassungsgabe für Welt und Menschen besaß; aber eine gewisse absichtliche Vereinsamung tritt selbst aus diesen „Reisebildern" hervor. Interessant ist die Schilderung seiner Besuche bei namhaften Dichtern und Denkern. Von Tieck's Vorlesungen erzählt er, daß die Hälfte seiner höchst gemischten Zuhörer auf den Sitzen einnickte und nur durch die Zeichen des Beifalls aufgeweckt wurden, in welche sie selbst mit einstimmten. Tieck konnte er trotz seiner mannichfachen Gaben nie leiden. Er räumt ihm nur Talent für das Komisch-Parodische ein; alles übrige sei gesucht und gemacht; er gehöre zu den frühesten Verderbern unserer Literatur. Von Franz Horn sagt er: „Er war der erste der Shakspeare-Commentatoren, die sich von Tieck bis Gervinus alle Mühe gegeben haben, diesen verständlichsten aller Dichter unverständlich zu machen." Den Hegel fand Grillparzer so angenehm, verständig und reconciliant, als er in der Folge sein System abstrus und absprechend gefunden hat. Sehr interessant schildert Grillparzer seine Begegnung mit Goethe, die aber auch, wegen des verschüchterten Wesens, das der österreichische Dichter nicht verleugnen konnte, ohne weitere Folgen blieb. In Paris besuchte er Börne und Heine; er erzählt:

Mit ersterm kam ich in ein fast freundschaftliches Verhältniß. Börne war gewiß ein ehrlicher Mann, und das politisch Aufreizende in seinen Schriften, oder vielmehr das auf den höchsten Grad Gesteigerte derselben kam wahrscheinlich nur daher, daß er die Deutschen für so dickhäutig hielt, daß man mit Prügeln dreinschlagen müsse, um nur die Spur eines geringen Eindrucks zurückzulassen. Er glaubte, ohne Gefahr für die Ruhe Deutschlands, sich seinem Tyrannenhaß humoristisch überlassen zu können. Es ging aber dabei wie bei Patienten von harten Naturen. Man verstärkt die Dosen und steigert die Mittel, lange Zeit ohne Erfolg, bis endlich die letzte Arznei wirkt, und nun zugleich die Wirkung der frühern sich bis zum Uebermaße Luft macht.

Heine gefiel ihm sehr im Gespräch unter vier Augen, weniger ein paar Tage später bei einem Essen bei Roth-

schild, wo Heine sich fortwährend verdeckt über seine Wirthe lustig machte.

Die Selbstbiographie Grillparzer's gibt manchen Schlüssel zu seinen Dichtungen und ist wol die bedeutendste von den mitgetheilten Prosaschriften. Das Interesse der Reiseerinnerungen aus Italien und den andern Ländern setzt den Antheil für den Dichter voraus; es sind im ganzen mehr flüchtige Aufzeichnungen.

Rudolf Gottschall.

(Der Schluß des ersten Artikels folgt in nächster Nummer.)

Vermischte philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 10.)

6. Die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, oder die Zukunft des organischen Reichs mit Rücksicht auf die Culturgeschichte. Von einem Ungenannten. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 10 Ngr.

Noch befremdlicher als die Anonymität wird vielen der Inhalt dieses Büchleins erscheinen. Es handelt sich hier nicht um einen Widerspruch gegen die Principien der Darwin'schen Selectionstheorie, vielmehr glaubt der Verfasser nur gegen die Consequenzen, welche Darwin aus diesen Principien gezogen hat, seine Bedenken erheben zu sollen. Und da diese Differenz zum Theil darin ihre Erklärung findet, daß jene Principien vom Verfasser nach einer andern Seite hin angewendet werden, indem es sich nicht wie bei Darwin um die Vergangenheit, sondern um die Zukunft des organischen Reichs handelt, so will der Verfasser seine Schrift mehr als eine Ergänzung denn als eine Bestreitung der Darwin'schen Theorie angesehen wissen.

Sehen wir uns nun diese Ergänzung näher an. Darwin läßt aus einer homogenen Urform durch fortgesetzte Differenzirung die verschiedenen Arten des Lebendigen entstehen. Der Verfasser ist nun zwar mit Darwin's Prämissen, nämlich der unbegrenzten Variabilität und der natürlichen Zuchtwahl, d. h. der Erhaltung des Besten im Kampf ums Dasein, einverstanden; aber die Schlußfolgerung, nämlich die von Darwin angenommene Richtung der Entwickelung des organischen Reichs scheint ihm auf einem Irrthum zu beruhen. Und zwar hat nach dem Verfasser dieser Irrthum lediglich seinen Grund in dem unrichtigen Maßstabe, nach welchem die überwiegende Nützlichkeit einer gewissen Abänderung beurtheilt wird. Es gehe jene Folgerung nämlich von zwei Voraussetzungen aus, zunächst von der, als seien von individuellen Abänderungen gerade diejenigen, welche sich von dem ursprünglichen Charakter am weitesten einseitig nach links und rechts entfernen, eben wegen dieser Einseitigkeit im Vortheil vor der mehr die Mitte haltenden Form. Diese Ansicht scheine von dem ganz heterogenen Gebiet des menschlichen Virtuosenthums entnommen zu sein, als ob, wie eine einseitige und darum überwiegende Begabung eines Menschen einen Vorzug vor einer mittlern und darum mittelmäßigen Begabung gewährt, dies ebenso seine Anwendung finden müsse auf das Gebiet der organischen Formen, während doch unzweifelhaft ein Organismus, welcher vermöge seines mittlern Charakters auch den äußern Bedingungen mehrseitig angepaßt ist, darum vor andern einseitig angepaßten Formen im entschiedenen Vortheil sein muß. Ebenso sei die andere Voraussetzung, daß ein höher, d. h. complicirter organisirtes Wesen eben dadurch einen Vortheil im Kampf ums Dasein vor den niedriger, d. h. einfacher organisirten Wesen besitze, unrichtig, indem vielmehr umgekehrt der einfachere Organismus gerade dadurch von den äußern Einflüssen verhältnißmäßig weniger abhängig, deshalb zu einer gesicherten Existenz und weitern Verbreitung geeigneter sein muß, als ein Organismus mit möglichst differentiirten Organen und Functionen und mit potenzirten Ansprüchen. Schon die allgemeinere Verbreitung der niedern Pflanzen und Thiere im Verhältniß zu den höhern Formen mit ihrem höchst beschränkten Verbreitungsgebiet sei der glänzendste Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme. Lege man aber diesen Maßstab, wonach eine die Extreme vermeidende und verhältnißmäßig einfach organisirte Form den Lebensbedingungen relativ vollkommener angepaßt erscheint, bei der Anwendung der Principien der natürlichen Zuchtwahl zu Grunde, so komme man zu wesentlich von den Darwin'schen abweichenden Consequenzen, nämlich zu einer fortschreitenden Vereinfachung der Gestalt und Organisation der Pflanzen- und Thierwelt, statt der Darwin'schen Differentiirung.

Um nun die Prophezeiung des zukünftigen Rückschritts aus der Vielheit und Mannichfaltigkeit in die Einfachheit und Einerleiheit plausibel zu machen, weist der Verfasser besonders auf die in den Gestalten der organischen Natur herrschende ungeheuere Verschwendung hin — ein Aufwand, welcher wol schwerlich, namentlich für das Pflanzenreich, in Darwin's sexueller Zuchtwahl eine genügende Erklärung finde, vielmehr großentheils für das Individuum nutzlos sei, nur dem Beobachter Genuß gewähre:

> So lange Raum genug auf der Erdoberfläche ist, mag die Natur sich in diesem jugendlichen Spiel der Phantasie gefallen; in der Folge, wo mit der übermäßig sich steigernden Production der Individuen das Terrain immer knapper, der Kampf ums Dasein immer ernster wird, muß sich die Natur immer sparsamer einrichten und ihre ganze Kraft auf die nächsten Zwecke: Erhaltung des Individuums und der Art concentriren. Die strotzende Fülle der Gestalten wird unter dem Einfluß der natürlichen Zuchtwahl immer mehr einer schematischen Einfachheit und Schmucklosigkeit weichen.

Der Verfasser prophezeit, daß in Zukunft allmählich die Fleischfresser sich in Pflanzenfresser umwandeln und endlich die Thiere sogar, zumal bei der immer fortschreitenden Vereinfachung ihrer Organisation, einen noch größern Vortheil darin finden werden, wie die Pflanzen vermittels des Chlorophylls sich die Nahrungsstoffe aus den allgemein zur Verfügung stehenden Medien der Luft und des Wassers selbst zu bereiten:

> So wird sich denn auf diese Weise schließlich das jetzt so sehr vermißte Reich des Friedens und der Harmonie verwirklichen, und dieser Gedanke ist zugleich geeignet, uns zu trösten, wenn es unserer Vorstellung widerstreben sollte, daß die Fülle

großartiger Naturgestaltungen, welche wir trotz des mörderischen Streits gegenwärtig bewundern, im Laufe der Entwickelung spurlos dahinfallen wird. Aber zugleich dürfen wir darin ein merkwürdiges Gesetz der Natur in ihrer Gesammtanlage bewundern, daß die natürliche Zuchtwahl, das treibende und bestimmende Princip in diesem ganzen Processe, mit der Erreichung des Ziels zugleich sich selbst aufgezehrt haben wird — wie wir mit Befriedigung eine Maschine betrachten, deren treibende Kraftsumme genau in dem Zeitpunkt, wo der Zweck erfüllt ist, vollständig consumirt ist.

Als letztes Ziel folgt nach dem Verfasser auf die Zersetzung des organischen Reichs in die chemischen Elemente nach der Theorie der Physiker (Clausius) die Auflösung aller mechanischen und chemischen Kräfte, kurz, der ganzen jetzigen Gliederung des Kosmos in die allgemeine Wärme.

Der Verfasser gibt dieser seiner Auflösungstheorie auch eine philosophische Begründung. Erstens weist er auf die psychologische Organisation des Denkvermögens hin, das sich vom Zusammengesetzten zum Einfachen fortbewege, vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreite. Aus dieser thatsächlich regressiven, vom Vielen zum Einen, vom Zusammengesetzten zum Einfachen sich bewegenden Denkthätigkeit dürfe auch auf eine übereinstimmende Richtung in der Entwickelung der organischen Natur geschlossen werden. Sodann weist er auf das Drängen unserer ganzen Zeit zur monistischen Anschauung hin. Es gelte, sagt er, nicht blos, den Dualismus: Gott und Natur, Geist und Materie in den Monismus der Materie aufzulösen, sondern eine streng monistische Wissenschaft werde sich nicht eher beruhigen, als bis auch die vielen jetzt noch heterogen und unabhängig nebeneinander erscheinenden Molecularkräfte, in einer einzigen Grundkraft vereinigt, alle Gesetze der Natur als Ausflüsse eines einzigen Grundgesetzes erkannt werden:

Wenn nun aber Einheit das oberste Princip alles Seienden und demnach die Erkenntniß der Einheit das letzte und einzige Ziel aller Erkenntniß ist, warum sollte sich dieses Ideal blos in der Einheit des Grundes und nicht zugleich in der Einheit der Erscheinung verwirklichen? Mag man immerhin versuchen, die verschiedenen Gestalten der organischen Natur aus einer einzigen Stammform abzuleiten, so steht doch die Vorstellung eines ins Endlose sich fortsetzenden Differentiirungsprocesses im entschiedenen Widerspruch mit dem unserer Vernunft tief eingeprägten Anspruch an eine sich auch in der Wirklichkeit erfüllende vollkommene Einheit alles Daseins. So wird der vollendete, wirklich consequente Monismus nothwendig zu dem Postulat der thatsächlichen Aufhebung aller gegenwärtig dem Princip der vollkommenen Einheit widersprechenden Heterogeneität der Naturgestaltungen gedrängt.

Während Darwin die Menschwerdung des Affen lehrt, so prophezeit dagegen unser Verfasser vom Standpunkte seiner Rückbildungstheorie aus die Affenwerdung des Menschen — etwas noch viel Anstößigeres wahrlich als die Darwin'sche Lehre. Aber unser Verfasser läßt sich durch Furcht vor Anstößigkeit nicht abschrecken, das ihm wahr Scheinende unumwunden auszusprechen, und diesen Muth der Ueberzeugung müssen wir loben, sowenig wir auch von der Wahrheit der vom Verfasser aufgestellten Theorie überzeugt sind. Man kann freilich stellenweise fast zweifeln, ob es dem Verfasser Ernst mit seiner Theorie sei, ob er nicht vielmehr blos eine Satire habe schreiben wollen; so z. B. wenn wir lesen:

Die Annahme, daß der Affe den beim Klettern so überaus nützlichen Schwanz durch natürliche Zuchtwahl verlieren sollte, ist viel schwieriger, als daß umgekehrt beim Menschen die ohnehin schon vorhandene Anlage dieses Organs durch Zuchtwahl zu einem vollkommenen freien Schwanz ausgebildet werden wird, welcher den Menschen beim Laufen als Steuerwerkzeug, oder beim Stehen als Stütze, wie beim Känguruh, oder beim Klettern als Greifwerkzeug gute Dienste leisten kann. Endlich wird sich die beim Menschen bereits allgemein als mehr oder weniger zarter Flaum, in einzelnen seltenen individuellen, sogenannten monströsen Fällen aber bereits als dicker Pelz äußernde Anlage zur Behaarung um so sicherer als allgemeiner Charakter ausbilden, da der unverkennbare Vortheil dieser Eigenschaft für das Individuum als Ersatz für eine mühsam zu beschaffende künstliche Bekleidung sich als wirksames Motiv für die natürliche Zuchtwahl geltend machen muß, während die Annahme, daß der Affe, um zum Menschen umgewandelt zu werden, die natürliche Bekleidung einbüßen sollte, dem Princip der natürlichen Zuchtwahl vollständig widersprechen würde.

In der That, wenn jemand eine Satire auf die „natürliche Zuchtwahl" und ihre Wunder schreiben wollte, so könnte er diese und noch manche andere Stellen aus der Schrift unsers Anonymus entlehnen. Der ernste, trockene, wissenschaftliche Ton des Verfassers würde im Contrast zu dem spaßhaften Inhalt den Eindruck der Satire erhöhen. Für die Satire eignet es sich auch, wenn der Verfasser sagt, „daß in uns (im Vergleich zu der Weltanschauung früherer Zeiten) nur deshalb das Bewußtsein von der Kluft zwischen Thier und Mensch verschwunden ist, weil der Unterschied selbst im Begriff ist zu verschwinden". Also wir halten uns nur deshalb nicht mehr für himmelweit von den Bestien verschiedene Wesen, weil wir selbst schon auf dem Wege sind, Bestien zu werden. Bravo!

Ernstlich gesprochen, ist des Verfassers Auflösungstheorie so unannehmbar wie die Darwin'sche Differentiirungstheorie. Beide laboriren an einem Verkennen des Wesens des Monismus. Die Weltanschauung, welche das Denken befriedigen soll, muß allerdings eine monistische sein; aber weder ein Monismus, der einen in sich völlig unterschiedslosen Urstoff oder eine unterschiedslose Urform an den Anfang der Weltentwickelung setzt, noch ein Monismus, der den unterschiedslosen Urstoff oder die unterschiedslose Urform an das Ende derselben setzt wie unser Verfasser, kann das Denken befriedigen. Denn aus nichts wird nichts, und zu nichts wird ebenfalls nichts. Aus einem unterschiedslosen Einen läßt sich die reiche Mannichfaltigkeit der Welt nicht erklären, und ebenso wenig läßt sich die Auflösung dieser thatsächlich vorhandenen Mannichfaltigkeit in die aschgraue Einerleiheit denken. Der Unterschied in der Erscheinung läßt sich nur aus einem ursprünglichen Unterschied im Wesen begreifen. Der wahre Monismus fordert nicht Einerleiheit, sondern Einheit; Einheit aber ist nicht ohne den Unterschied. Nur am Unterschiedenen, das sie bindet, erkennt man die Macht der Einheit. Wo kein Unterschied ist, da ist auch keine wahre, lebendige Einheit. Wäre der thierische Organismus noch ein einheitlicher, wenn er nicht verschiedene Organe und Functionen in sich vereinigte, die alle zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammenwirken? Nun, ebenso wie die Einheit des Einzelorganismus, ebenso hat man die Einheit des Weltorganismus aufzufassen, als Einheit im Unterschiede, nicht aber als Einerleiheit, aus der

der Unterschied durch Differentiirung sich zeitlich entwickelt, noch auch als Einerleiheit, in die sich alle Unterschiede durch Identification einst auflösen werden. Die Darwinianer sowol als unser Verfasser verkennen den wahren Monismus.

7. Ueber die Bedeutung der Entwickelung in der Naturgeschichte. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages des medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Instituts am 2. August 1872. Von A. Braun. Berlin, Hirschwald. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser gibt einen geschichtlichen Ueberblick über die bedeutendsten Forscher, welche sich das Verfolgen der Entwickelung in der Pflanzen- und Thierwelt zur Aufgabe gemacht haben, unter denen auch Goethe eine hervorragende Stelle einnimmt, und beleuchtet schließlich die Darwin'sche Theorie, indem er theils das, worin er mit Darwin übereinstimmt, theils das, worin er von ihm abweicht, hervorhebt. Der Verfasser gehört — das muß man ihm nachrühmen — zu den vorsichtigen und umsichtigen Kritikern Darwin's. Bei der Beurtheilung der Darwin'schen Theorie muß man nach dem Verfasser zweierlei unterscheiden: 1) das mit den frühern Entwickelungstheorien Gemeinsame, die Lehre von der Transmutation und Descendenz; 2) das ihr Eigenthümliche, die Lehre von der natürlichen Auswahl im Kampf ums Dasein.

Das Sträuben gegen die Descendenztheorie, weil sie die Schöpfung leugne und den Menschen von einer Thierform abstammen lasse, erklärt der Verfasser mit Recht für unwissenschaftlich. Sobald man die Schöpfung nicht blos als eine der Vergangenheit angehörige oder in einzelnen abgerissenen Momenten hervortretende, sondern als eine zusammenhängende, in der Zeit allgegenwärtige göttliche Wirksamkeit betrachte, könne man sie nirgends sonst als in der natürlichen Entwickelungsgeschichte selbst suchen und finden. Und was den Anstoß betrifft, den man an der Abstammung des Menschen vom Thiere nimmt, so macht der Verfasser hingegen darauf aufmerksam, daß der Mensch das Thier und die Pflanze in sich habe, warum nicht auch hinter sich? Sträube sich doch niemand gegen den Gedanken, daß er einst ein unbewußtes Kind, ja ein blos vegetirender Embryo war, warum also gegen die Anerkennung der der menschlichen Species vorangehenden Entwickelungsstufen?

Aber auch die wissenschaftlich begründetern Bedenken gegen die Descendenztheorie scheinen dem Verfasser nicht so erheblicher Art zu sein, daß man nicht auf eine günstige Erledigung derselben hoffen dürfte. Eine Entwickelungstheorie müsse nothwendig zugleich Descendenztheorie sein.

Was den zweiten Theil der Darwin'schen Theorie betrifft, die sogenannte Selectionstheorie, so findet der Verfasser die Bedenken gegen dieselbe wichtiger. Er sagt:

Wenn die fortwährende Transmutation der organischen Formen und die damit zusammenhängende Entstehung der Arten, wie Darwin annimmt, ein lediglich durch äußere Ursachen bewirkter Vorgang ist, so muß vor allem auch die Variabilität, der erste und wichtigste Factor dieses Vorgangs, durch äußere Ursachen bedingt sein. Es muß sich ferner in den Wirkungen der äußern Verhältnisse eine deutliche Beziehung zu den Ursachen aussprechen. Aber Nägeli hat gründlich und schlagend gezeigt, daß die Bildung der Varietäten und Rassen nicht die Folge und der Ausdruck der äußern Agentien, sondern durch innere Ursachen bedingt sei. Verhält es sich aber so, gibt es innere Gesetze, welche die Umgestaltung der organischen Natur beherrschen, sind die Richtungen dieser Umgestaltung durch ein den Organismen inwohnendes „Princip der Vervollkommnung" (Nägeli) bestimmt, so erscheint die Darwin'sche Theorie, sowie jede andere Erklärung der Entstehung der Arten durch äußere Ursachen unhaltbar und wir werden in das Gebiet der aus innerm Grunde fließenden Entwickelung zurückgeführt.

Erst auf diesem Boden erhält auch der Kampf ums Dasein und die natürliche Auswahl ihre wahre Bedeutung, welche ich trefflich in einem Worte von Wallace ausgedrückt finde, der sie einem Regulator vergleicht. In diesem Sinne erfreuen wir uns der scharfsinnigen und geistreichen Untersuchungen Darwin's über diesen Gegenstand, nicht aber genügen sie uns als Erklärung des höchsten Gegenstandes, den die Natur der Erkenntniß des Menschen bietet, der Entwickelung des Lebens von den niedersten Anfängen der Organisation bis zu dem vollkommensten irdischen Wesen, dem frei um sich schauenden, denkenden Menschen. Das Leben hat seine äußere und seine innere Seite; alle seine Ausführungen und Darstellungen müssen nach mechanischen Gesetzen erfolgen, aber seine Aufgaben und Ziele gehören einem höhern Gebiete an. Einen Blick in dieses Gebiet eröffnet uns die allumfassende Entwickelungsgeschichte der Natur, die emporführt bis in unser eigenes innerstes Wesen, in unsere eigene höchste Bestimmung.

Man sieht, daß der Verfasser einen tiefern Begriff von der Entwickelung hat als Darwin und die eingefleischten Darwinianer. Er hat richtig begriffen, daß von Entwickelung nur da die Rede sein kann, wo ein Zweck, ein τελος, zum Grunde liegt.

8. Die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauer's, ihre Gründe und ihre Berechtigung. Eine Studie über Optimismus und Pessimismus von Georg Jellinek. Inaugural-Dissertation. Wien, Beck. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser wählt zum Behufe der Prüfung des Optimismus und Pessimismus Leibniz und Schopenhauer als die beiden Hauptrepräsentanten dieser entgegengesetzten Weltanschauungen aus, weil an ihnen dieselben sich am besten studiren, ihre Gründe und ihre Berechtigung am klarsten darlegen lassen. Der Ansicht gegenüber, die auf den ersten Anblick sich aufdrängt, daß der grelle Widerspruch in den philosophischen Resultaten beider Männer aus einer entschiedenen Differenz der Principien entspringen müsse und durch diese bedingt sei, sucht der Verfasser nachzuweisen, daß die Ausgangspunkte Leibniz' und Schopenhauer's nicht so weit voneinander entfernt sind, als man auf den ersten Anblick glauben könnte, und daß daher der große Abstand der Endpunkte anderswoher begründet werden müsse. Er versucht zu zeigen, daß die Ursache ihrer praktischen Philosophie nicht in den metaphysischen Dogmen liegen könne, auf welche sie das Gebäude ihrer Systeme errichten.

Zunächst findet der Verfasser Analogie zwischen Leibniz' und Schopenhauer's Lehre über Wille und Vorstellung:

Fassen wir das Wort Vorstellung im Leibniz'schen Sinne, in dem es eben nur ein Analogon vom Bewußtsein bedeutet, so finden wir, daß auch Schopenhauer, wenn auch ohne es zu wissen, es zu einem Grundprincip seiner Philosophie gemacht hat, und daß bei ihm, gerade wie bei Leibniz, Wille und Vorstellung stets vereinigt sind und das Wesen der Dinge ausmachen.

Der Verfasser will damit nicht behaupten, daß zwischen den metaphysischen Dogmen Leibniz' und Schopenhauer's eine nähere Verwandtschaft existire, er will viel-

mehr nur zeigen, daß sie nicht, wie man nach den widerstreitenden Weltanschauungen ihrer Urheber meinen müßte, toto genere verschieden sind, sondern daß die Grundideen des einen eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des andern haben. Folglich müsse man, um die Differenz in den Resultaten der Philosophie beider Männer zu verstehen, tiefer eindringen in ihre eigenthümliche Anschauungsweise und dieselbe in ihre Bestandtheile zu zerlegen suchen:

Denn nichts ist zusammengesetzter und complicirter als die Weltanschauung eines Menschen. Sie bildet sich so unbewußt, enthält so viele petites perceptions, ist bedingt durch so viele äußere Einflüsse und innere Erfahrungen, wie durch den ursprünglichen Charakter, daß man sie gleichsam in die Retorte bringen und in ihre Bestandtheile zerlegen muß, um sie vollständig zu verstehen.

Demgemäß bringt der Verfasser die beiden Antipoden Leibniz und Schopenhauer in seine Retorte und kommt zu dem Resultate, daß die Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauer's begründet seien in der geistigen Strömung ihrer Zeiten und in dem innern Wesen ihrer Charaktere.

Den letzten und wichtigsten Theil der Untersuchung des Verfassers bildet die Frage, wie weit die praktischen Resultate der Philosophie beider Männer mit den Principien ihrer Systeme übereinstimmen, inwiefern Optimismus und Pessimismus aus den Grundsätzen folgen, auf welche einerseits die „Nouveaux Essais", die „Monadologie" und die „Theodicee", andererseits die „Welt als Wille und Vorstellung" aufgebaut ist. Hier findet nun der Verfasser, daß der pantheistische Universalismus, der alle großen Philosophen kennzeichne und der auch bei Schopenhauer so gut wie bei Leibniz sich finde, nothwendig den Optimismus zur Folge habe:

Je universalistischer eine Philosophie, je mehr sie das Einzelne nur im Zusammenhange und als Theil des Ganzen auffaßt, desto weniger wird sie geneigt sein, über das Uebel und das Böse Klagen anzustimmen. Sehr richtig hat Schopenhauer erkannt, daß jeder Pantheismus nothwendig Optimismus ist, weil mit dem Aufgehen des Individuums in der Gottheit, wie bei Spinoza, die Leiden des Einzelnen und damit alle Leiden überhaupt verschwinden müssen.

In der wunderlichen Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben zeige sich am klarsten, wie wenig Schopenhauer sich mit dem Fundamentaldogma seiner Philosophie in Uebereinstimmung befinde. Denn der Wille sei ein durch und durch universalistisches Princip, es sei der πανϑεος, dem der Intellect entzogen sein soll. Schopenhauer spreche vom Individuum nur als von einem kurzen Traume des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben; aber diese Betrachtungen des beharrlichen Naturgeistes, dessen vorübergehende Modificationen nur die Individuen sind, würden bei ihm verdunkelt durch die ewig wiederkehrende Klage über den endlosen Jammer, der den Inhalt des Lebenslaufs der meisten Menschen bilde. „Es ist Schopenhauer nicht vergönnt gewesen, wie Spinoza als einzelner zu verschwinden, um sich im Grenzenlosen zu finden, wo aller Ueberdruß sich löst. Der Subjectivismus seines Charakters lag eben in ewigem Streite mit dem Universalismus seines Hauptdogmas."

Außerdem findet der Verfasser auch die Schopenhauer'sche Ideenlehre im Widerstreit mit seinem Pessimismus und meint, nach seinen beiden Grundlehren, dem pantheistischen Urwillen und den Ideen als von der Vergänglichkeit und dem Leiden freien Objectivationen desselben, hätte Schopenhauer das Recht, ein noch größerer Optimist zu sein als Leibniz.

Das Ende vom Liede ist:

Wir haben also in den Grundprincipien Schopenhauer's nichts gefunden, was, mit Consequenz durchgeführt, eine pessimistische Weltanschauung zur Folge haben könnte. Es ist einzig und allein der tief in seinem Charakter begründete und durch die Zeit, in der er auftrat, begünstigte Individualismus und Subjectivismus, der ihn hindert, die Dinge sub specie aeternitatis zu betrachten, der ihn antreibt, dem Absoluten die einzelne, vergängliche Erscheinung gegenüberzustellen und über deren Beschränktheit und Nichtigkeit in bittere Klagen auszubrechen. Seine Metaphysik steht in keiner Beziehung zum Pessimismus. In ihr haben wir vielmehr alle Anlagen zu einer ganz entgegengesetzten Ansicht gefunden.

Anders verhält es sich nach dem Verfasser bei Leibniz. Seine Metaphysik, welche die großen Eigenschaften seines Geistes und Gemüths, Universalismus und Harmonie, widerspiegele, verbinde alle Gegensätze zu höherer Einheit. Und so bestehe auch die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen den Fundamenten seiner Philosophie und seiner optimistischen Weltanschauung. Bei ihm sei der Optimismus nicht blos in seinem Charakter begründet, sondern auch in seinen speculativen Dogmen; denn Mikrokosmos, Continuität der Monaden im Weltall und der Entwickelung der Monas, Analogie aller Dinge, Verwandtschaft selbst der anscheinend fremdartigsten, Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen und des Ganzen mit dem Einzelnen, diese Principien müßten nothwendigerweise eine optimistische Ansicht von der Welt zur Folge haben.

Der Verfasser glaubt also gezeigt zu haben, daß die Differenz der Weltanschauungen Leibniz' und Schopenhauer's nicht hervorgegangen sei aus einer völligen Differenz ihrer metaphysischen Grunddogmen, sondern aus der Verschiedenheit ihres Charakters und der Zeit, in der sie lebten.

Den Grundgedanken, welcher der ganzen Beweisführung des Verfassers zum Grunde liegt, daß nämlich monistischer Universalismus nothwendig Optimismus zur Folge habe, hingegen Pessimismus mit ihm in Widerspruch stehe, müssen wir für falsch erklären. Optimismus und Pessimismus enthalten Werthurtheile über die Welt. In der metaphysischen Annahme des All-Einen als Princips der Welt liegt aber durchaus noch kein Werthurtheil über diese Welt eingeschlossen. Sie kann gut, sie kann aber auch schlecht sein, je nachdem das einheitliche Princip, das in ihr sich objectivirt, ein gutes oder ein böses Wesen ist. Ein Kunstwerk kann ja auch aus einem einheitlichen Geiste entsprungen und doch ästhetisch verwerflich sein. Der Lebenswandel und die ganze Handlungsweise eines Menschen kann ebenfalls einheitlich und doch moralisch verwerflich sein. Durch die Reden und Handlungen eines Mephistopheles geht ein einheitlicher Geist, der Geist der Verneinung; sind sie aber wegen dieser Einheitlichkeit schon gut?

Dem Monismus des Princips widerspricht nur der Dualismus der Principien, aber nicht der Pessimismus. Der metaphysische Gegensatz des Monismus und Dualismus ist durchaus nicht identisch mit dem ethischen Gegen-

satz des Guten und Bösen. Nur wenn man das All-Eine von vornherein Gott nennt, in dasselbe also außer der Allmacht auch die Prädicate der Allweisheit und Allgüte hineinlegt, dann muß man es freilich für einen Widerspruch halten, die Welt, die aus diesem All-Einen hervorgeht, für eine schlechte zu erklären. Aber der Schopenhauer'sche Monismus ist ja nicht Pantheismus, Schopenhauer hat es ausdrücklich abgelehnt, den Weltwillen Gott zu nennen, ja er hat sich über die, welche die Welt für eine Theophanie halten, moquirt. Es ist daher nicht einzusehen, warum sein Pessimismus mit seinem Monismus in Widerspruch stehen soll. Nur der ausdrücklich pantheistische Monismus hat nothwendig den Optimismus zur Folge, nicht aber der von allen theologischen Voraussetzungen freie naturalistische Monismus.

9. Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. Von Jürgen Bona Meyer. Berlin, Lüderitz. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

Von dieser Schrift läßt sich nicht rühmen, was wir in Nr. 44 d. Bl. f. 1872 von den Frommann'schen „Drei Vorlesungen" rühmen mußten, daß sie sich durch Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe auszeichne. Es fehlt Meyer so gut wie alles, um einen Schopenhauer sowol als Menschen wie als Denker richtig zu würdigen. Es fehlt ihm Verständniß und es fehlt ihm guter Wille, wie überhaupt den meisten, die als Gegner Schopenhauer's aufgetreten sind, besonders den Professoren. Beflissenheit, Schopenhauer herunterzureißen, sich an ihm für seine bittern Angriffe auf die Professoren zu rächen, leuchtet überall durch. Um diese Tendenz aber zu vertuschen, werden gewöhnlich einige Lobsprüche vorangeschickt oder hinten angehängt, die aber gar nicht zu den Vorwürfen und Beschuldigungen stimmen, welche den Hauptinhalt dieser Gegenschriften ausmachen. So auch bei Meyer. Meyer ist nicht um ein Haar besser als die andern Gegner Schopenhauer's, die ich vor einigen Jahren ausführlich in „Unsere Zeit" (1869, Heft 21 und 22, in dem Artikel „Arthur Schopenhauer und seine Gegner") beleuchtet habe. Ich zeigte dort, daß die Widersprüche, deren Schopenhauer von seinen Gegnern beschuldigt wird, theils auf Rechnung ihrer Unkenntniß und ihres Misverständnisses seiner Philosophie, theils auf Rechnung ihres Uebelwollens gegen ihn zu setzen sind. Von den Widersprüchen, die Meyer bei Schopenhauer gefunden haben will, gilt ganz dasselbe. Meyer beschuldigt Schopenhauer des wunderlichen Mischmasches heterogener Elemente. Wie stimmt das aber zu dem anfangs ausgesprochenen Lobe: „Zug für Zug paßt zusammen, alles ist wie aus einem Guß"? Entweder der „wunderliche Mischmasch" oder die Zusammenstimmung der Züge und die Einheitlichkeit des Gusses muß aufgegeben werden; denn beides zusammen läßt sich nicht von einem und demselben Subject prädiciren. Aber so geht es, die feindseligen Gegner Schopenhauer's scheuen, nur um ihn der Widersprüche beschuldigen zu können, die eigenen Widersprüche, die sie dabei begehen, nicht.

Als Probe von dem Verständniß Schopenhauer's, welches bei Meyer zu finden ist, mag seine Polemik gegen den Schopenhauer'schen Idealismus hier erwähnt werden. Schopenhauer übertreibe die Kant'sche Grundansicht, daß die Welt für uns nur als Erscheinungswelt da ist, zu einem Subjectivismus des vorstellenden Ichs, der dem Subjectivismus Fichte's und dem Phänomenalismus des Berkeley nichts nachgibt. Schopenhauer mache die Welt der Erscheinung „zu einer Welt des Scheins, die nur ist, sofern sie einem vorstellenden Ich erscheint". Wie falsch dies ist, habe ich ausführlich in dem obenerwähnten Artikel in „Unsere Zeit" gezeigt. Es geht aber auch schon aus den in meinem „Schopenhauer-Lexikon" befindlichen Artikeln „Erscheinung", „Schein", sowie auch aus den Artikeln „Erfahrung" und „Idealismus" hervor, auf die ich hier verweise.

So wenig als gegen die Lehre Schopenhauer's, so wenig ist Meyer gegen seine Person gerecht. In dem Bilde, das Meyer von Schopenhauer „als Mensch" entwirft, sind wie geflissentlich die Schwächen und Fehler gehäuft, von den Vorzügen und Tugenden aber ist wenig zu spüren. Man erfährt aus Meyer's Schilderung nicht viel mehr, als daß Schopenhauer ein selbstsüchtiger, eitler und eigensinniger Sonderling von schwarzgalligem Temperamente war, und daß durch diese Qualitäten seine Welt- und Lebensansicht bestimmt worden sei. Viel richtiger ließe sich sagen, daß Meyer durch seine Animosität gegen Schopenhauer zu seiner Schrift über ihn „als Mensch und Denker" bestimmt worden ist. Die Absicht hat ihn, wie die andern feindseligen Gegner, an der Einsicht gehindert, und dadurch hat er einen Beleg zu der Schopenhauer'schen Lehre vom Primat des Willens über den Intellect gegeben, so sehr er sich auch bemüht, diese Lehre zu bekämpfen.

Ausführlicher habe ich die Meyer'sche Schrift zusammen mit seiner Rede über „Weltelend und Weltschmerz" (Bonn, Marcus, 1872) beleuchtet in einem Artikel: „Der neueste Kritiker des Pessimismus und der Willensphilosophie", in der „Voß'schen Zeitung", 1872, Sonntagsbeilage Nr. 38—40).

10. Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft. In Sachen J. C. Fischer contra Eduard von Hartmann. Von Karl Freiherrn du Prel. Berlin, C. Duncker. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Fast gleichzeitig mit einer sehr günstigen Besprechung der Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten", die Freih. du Prel in der „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst" veröffentlichte, erschien Fischer's „Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes" gegen Hartmann. Dieser Schmerzensschrei ließ auch nicht ein gutes Haar an demjenigen, was du Prel für eine bedeutende Leistung erklärt hatte. Dies wurde die Veranlassung zu vorliegender Schrift, in welcher der Verfasser seiner bereits ausgesprochenen Ansicht über die Philosophie des Unbewußten denjenigen Nachdruck zu verleihen sucht, der ihm durch die Maßlosigkeit des absprechenden Urtheils Fischer's geboten erscheint.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf ein Wort Kant's aufmerksam zu machen, das den speculativen Verächtern des gemeinen Menschenverstandes in Erinnerung zu bringen ist. Kant sagt*):

*) Vgl. meine Schrift: „Immanuel Kant. Lichtstrahlen aus seinen Werken", S. 33 fg.

Der gemeine Menschenverstand (sensus communis) ist auch an sich ein Probirstein, um die Fehler des künstlichen Verstandesgebrauchs zu entdecken. Das heißt: sich im Denken oder im speculativen Vernunftgebrauche durch den gemeinen Verstand orientiren, wenn man den gemeinen Verstand als Probe zur Beurtheilung der Richtigkeit des speculativen gebraucht.

Von diesem Kant'schen, gewiß richtigen Gesichtspunkt aus hielten wir es nicht für durchaus unstatthaft, daß Fischer den „gesunden Menschenverstand" gegen von Hartmann's Speculationen ins Feld führte. Hat doch sogar auch von Hartmann selbst Kant gegenüber sich auf den gemeinen Menschenverstand (in Ansehung der Beschaffenheit des Dinges an sich) berufen.*) Warum sollte man sich also nicht auch Hartmann gegenüber auf den gemeinen oder natürlichen oder gesunden Menschenverstand berufen dürfen?

Freih. du Prel ist jedoch anderer Ansicht. In dem ersten Abschnitt seiner Schrift unterwirft er den „gesunden Menschenverstand" einer Kritik. Er fragt diesen Burschen nach seinem Wanderbuch. „Ihn so unangefochten herumlaufen zu lassen, möchte nun so hingehen, wenn er sich wenigstens in den Grenzen der Bescheidenheit hielte. Aber das ist keineswegs der Fall; vielmehr involvirt der Name selbst schon, den er sich beilegt, eine stete Beleidigung." Verschiedene Ingredienzien des „gesunden Menschenverstandes" werden von du Prel hervorgehoben, die uns gegen denselben bedenklich machen sollen. Er stelle sich sein Gesundheitsattest selbst aus, die Einheit seiner Anhänger sei eine vollkommen illusorische, und sodann gelte ihm nicht das Gewicht, sondern die Anzahl der Stimmen. Die Wahrheit trete aber in der geschichtlichen Entwickelung immer zuerst als Ansicht der Minorität, ja eines Einzelnen auf; erst allmählich werde sie von der Majorität adoptirt.

Der einfachste und schlagendste Beweis dafür, daß die Gangbarkeit einer Meinung absolut nichts für die Richtigkeit derselben beweist, sei aus der Geschichte des „gesunden Menschenverstandes" selbst beizubringen. Da zeige sich, daß derselbe in jedem Jahrzehnte ein anderer ist. Seine Geschichte sei ein ewiges Sichblamiren. „Er ist ein Chamäleon nicht nur der Zeit, sondern auch dem Raume nach. Bei den Chinesen herrscht ein anderer «gesunder Menschenverstand» als bei uns, ja jenseit des Rheins ein anderer als diesseits." Jede neue Wahrheit müsse schon als solche dem „gesunden Menschenverstande" widersprechen, weil sie unvermeidlich paradox erscheint. Das Paradoxe aber sei es, was die Menschheit auf die geistige Höhe gebracht hat, auf der sie jetzt steht; es sei das Salz des Fortschritts. Die Geschichte des menschlichen Geistes sei ein fortlaufender Kampf des Paradoxen gegen den „gesunden Menschenverstand" und eine fortwährende Niederlage des letztern. Wenn der „gesunde Menschenverstand" sich nicht vermesse, in das wissenschaftliche Gebiet einzugreifen, lasse man ihn in seinem Kreise gerne gelten; vermesse er sich aber, die Wissenschaft mit seinem beschränkten Maßstabe des Plausibeln zu messen, dann müsse er in seine Richtigkeit zurückverwiesen werden. Denn er sei ganz und gar unzulänglich, den Maßstab für irgendwelche wissenschaftliche Leistung abzugeben, die Wissenschaft müsse daher ernstlich dagegen protestiren, auf ihre Uebereinstimmung mit dem „gesunden Menschenverstande" geprüft zu werden.

Wir können dieser Polemik des Verfassers gegen den „gesunden Menschenverstand" nur bedingterweise beistimmen. Der Verfasser hat nicht bedacht, daß, so wie nicht alles „gesunder Menschenverstand" ist, was sich für solchen ausgibt, ebenso auch nicht alles Wissenschaft ist, was sich für solche ausgibt. Gewiß hat der sogenannte „gesunde Menschenverstand", wenn darunter nur die jedesmal in der Geschichte cursirenden, bei der Menge geltenden Ansichten verstanden werden, kein Recht, über die Resultate echter und strenger Wissenschaft, sollten dieselben auch noch so parador sein, zu richten. Aber ebenso gewiß ist, daß paradoxe Speculationen, die sich für wissenschaftliche Resultate ausgeben, es aber nicht sind, kein Recht haben, den gegen sie protestirenden „gesunden Menschenverstand", d. h. den unverschrobenen, unverkünstelten sensus communis zu verachten. Hier müssen wir vielmehr dem eben angeführten Worte Kant's beistimmen.

Es war aber auch gar nicht nöthig, um Fischer's „Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes" zu widerlegen, gegen den gesunden Menschenverstand im allgemeinen zu Felde zu ziehen. Es genügte vielmehr, ja es war eine viel wirksamere Widerlegung, zu zeigen, daß Fischer's alles Uebersinnliche, alles Metaphysische leugnender Standpunkt gerade das Gegentheil von dem „gesunden Menschenverstand" ist, wie er sich zu allen Zeiten und unter allen Völkern geäußert hat. Es widerstrebt dem gesunden, natürlichen, unverschrobenen Menschenverstand, die Welt, nach Weise der Materialisten, nicht blos atheistisch, sondern auch ateleologisch, also als ein bloßes Product blind und zwecklos wirkender materieller Atome aufzufassen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern daher, die nur so weit aus dem rohen Naturzustande heraus waren, daß sie überhaupt über das Ganze der Welt und des Lebens nachdachten, finden wir zur Erklärung der Welt ein metaphysisches, ein übersinnliches oder übernatürliches Princip, theils in religiöser, theils in philosophischer Form angenommen. Die Fischer'sche Genügsamkeit, beim Sinnlichen, Materiellen stehen zu bleiben, ist also nichts weniger als dem „gesunden Menschenverstand" entsprechend. Dieser stimmt vielmehr mit dem philosophischen Verstand überein, indem er hinter oder über dem Natürlichen ein Uebernatürliches, ein „Uebersinnliches" annimmt. Schopenhauer hat ganz recht, wenn er sagt, die volksthümliche Unterscheidung zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen entspreche dem Kant'schen Gegensatz zwischen Erscheinung und Ding an sich.*)

Fischer gehört, gleich Stiebeling**), zu jenen Wagner-Naturen, die alles metaphysischen Bedürfnisses baar sind. An Worten wie Materie, Kraft, Atom, Naturgesetz finden sie ihr Genüge, ohne eine Ahnung der Probleme, die in diesen Worten stecken. Es wäre schlimm, wenn alle Naturforscher unserer Zeit diese Genügsamkeit, die in ihrer Polemik gegen die Philosophie zur Ueberhebung

*) Vgl. von Hartmann's Schrift: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit" und unsere Recension dieser Schrift in Nr. 44 d. Bl. f. 1872.

*) Vgl. den Artikel: das Natürliche in meinem „Schopenhauer-Lexikon".
**) Vgl. unsern Artikel in Nr. 44 d. Bl. f. 1872.

ausartet, theilten. Daß dies aber nicht der Fall sei, darauf hat Dr. du Prel mit Recht hingewiesen. Er führt nämlich gegen Fischer die Aussprüche eines Helmholtz, Häckel, Du Bois-Reymond, Zöllner u. a. ins Feld. Es ließe sich hier gegen die materialistische Genügsamkeit und Selbstüberhebung auch noch besonders die Rede anführen, die Du Bois-Reymond in der zweiten öffentlichen Sitzung der fünfundvierzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig am 14. August 1872 „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" gehalten hat, und die bereits in besonderer Ausgabe (Leipzig, Veit und Comp., 1872) erschienen ist.

Sobald sich überhaupt nur bei den Naturforschern der „gesunde Menschenverstand" zu regen anfängt, sehen sie ein, daß mit dem Worte Gesetz, Materie, Atom, Aetherschwingung u. s. w. nicht alles abgemacht ist. Es regt sich das Bedürfniß nach einer philosophischen Weltanschauung, und folglich ist der „gesunde Menschenverstand" nicht ein Verächter der Philosophie, sondern treibt vielmehr zu ihr, fordert sie. Beide stimmen im tiefsten Grunde überein, indem sie vom Natürlichen zum Uebernatürlichen, vom Bedingten zum Unbedingten, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen oder Intelligibeln sich zu erheben das Bedürfniß fühlen.

Aber damit ist freilich nicht gesagt, daß auch jedes besondere philosophische System dem „gesunden Menschenverstande" entspricht. Bei Hartmann ist so manches anzutreffen, das dem gesunden, unverschrobenen Menschenverstande zuwider ist und worüber wir Fischer gegen Hartmann beistimmen müssen. Freih. du Prel hat Hartmann überschätzt.

So wenig als bei Fischer alles „gesunder Menschenverstand" ist, was er dafür ausgibt, ebenso wenig ist bei Hartmann alles wissenschaftlich begründet, was er dafür ansieht. Von Ueberhebung sind beide nicht freizusprechen; sie leiden nur an entgegengesetzter Ueberhebung, Fischer an Ueberhebung des Empirismus, Hartmann an Ueberhebung der Speculation.

Julius Frauenstädt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein Klopstock-Verein, dessen Sitz in Quedlinburg, der Vaterstadt des Dichters, ist, hat folgenden Aufruf erlassen: „In einer Zeit, wo der deutsche Gemeinsinn, getragen durch die endliche Einigung Deutschlands, in so reichem Maße wiedererwacht ist, erscheint es den Unterzeichneten als eine Pflicht der Ehre und der Pietät, unser Volk zu gemahnen an die Einlösung einer Schuld gegen einen deutschen Mann, der als begeisterter Sänger der Herrlichkeit und Tüchtigkeit seines Volks von größerer Bedeutung für unsere nationale Entwickelung gewesen ist, als man bisher erkannt hat, gegen Friedrich Gottlieb Klopstock. Es ist eine allgemein bekannte und viel beklagte Thatsache, daß Klopstock's Schriften in den bisherigen Drucken unvollständig, ja vielfach unzuverlässig überliefert sind, sodaß der Text wie auch die Erklärung einer in allen Beziehungen sichern Grundlage entbehrt. Von Lessing hat Lachmann eine mustergültige Ausgabe besorgt. Für Goethe und Schiller ist man bereits in mannichfacher Weise thätig. Das Zustandekommen einer kritischen Ausgabe der Werke Herder's hat Se. Maj. der Kaiser durch Gewährung einer Subvention für den Herausgeber ermöglicht. Um für Klopstock eine solche Ausgabe als Erfüllung einer nationalen Pflicht vorzubereiten, sind die Unterzeichneten zusammengetreten. Der Verein stellt sich die Aufgabe: 1) den noch vorhandenen handschriftlichen Nachlaß Klopstock's in Urschriften oder in zuverlässigen Abschriften, 2) alle Gesammt- und Einzelausgaben seiner Werke, 3) alles, was über ihn in unserer eigenen und in fremden Literaturen erschienen ist, in einer Sammlung zu vereinigen. Diese Sammlung soll im Jahre 1874, zur hundertfunfzigjährigen Geburtstagsfeier des Dichters, der Stadt Quedlinburg als seinem Geburtsorte übertragen werden, mit der Verpflichtung, sie den Forschern zur Benutzung allezeit offen zu halten. Demnach richten die Unterzeichneten an alle, welche die Bedeutung unsers Unternehmens anerkennen, die herzliche Bitte, es durch Einsendung von Geldbeiträgen zu Händen des mitunterzeichneten Kassirers zu unterstützen. Diejenigen aber, welche im Besitz von handschriftlichem Nachlaß von Klopstock sich befinden, ersuchen wir freundlichst, uns entweder die Originale oder authentische Abschriften für die beabsichtigte Sammlung zu übersenden. Ebenso werden wir für jeden Nachweis, der unsern Zwecken zu statten kommt, sehr dankbar sein." Der Aufruf ist von zahlreichen angesehenen Männern unterzeichnet; wir erwähnen von den literarisch bekannten Prof. Bartsch, Prof. Gosche, Prof. Zarncke, Prof. Hettner, Prof. Masius, Prof. Weinhold, Hoffmann von Fallersleben, Dr. H. Kletke, Gustav Kühne, Dr. H. Pröhle, Otto Roquette, Dr. Alexis Schmidt u. a.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich folgende neue Romane: „Die Türken in München", von Hermann Schmid; „Hieronymus Scotus", von Freiherrn von Bibra; Ferdinand Gaiger: „Lassalle"; Kessel: „Der Dämon des Hauses; Amely Bölte: „Elisabeth"; Steffens: „Der Rächer"; Ernst Brent: „Mirjam oder Liebe und Sühne"; außerdem Friedrich August Arnstädt: „François Rabelais und sein Traité d'éducation"; Johannes Janssen: „Frankfurts Reichscorrespondenz von 1376—1519"; Dr. Engel: „Die Verluste der deutschen Armee an Offizieren und Mannschaften im Kriege gegen Frankreich"; A. von Schell: „Die Operationen der Ersten Armee unter General von Goeben"; Lord John Russell: „Geschichte der englischen Regierung und Verfassung, übersetzt von Karl Lang"; Johannes Scherr: „Sommertagebuch des weiland Dr. gastrosoph. Jeremias Sauerampfer"; August Reißmann: „Franz Schubert, sein Leben und seine Werke."

Theater und Musik.

Unser neuliches Verzeichniß der in Riga verbotenen deutschen Dramen wird jetzt von den Blättern ergänzt durch die Angabe der Stücke, welche der petersburger deutschen Bühne verboten wurden. Das Vorgehen gegen die deutsche Literatur scheint also auf bestimmten Principien zu beruhen, so unergründlich sie unserm, der Censurbedenken fast entwöhnten Verstande sein mögen. Daß Bedenken in Bezug auf die Moralität dieser Stücke keine Rolle spielen, ist bei den mehr als französischen Zuständen der russischen Gesellschaft wol selbstverständlich. Wohl verbürgt ist die Aeußerung eines höhern russischen Beamten, die er gegen einen sich über die Censur beklagenden Theaterdirector gethan: „Lassen Sie Gott vom Himmel herunterkommen auf Ihre Bühne und mit allen seinen Engeln Cancan tanzen — wir werden nichts dagegen einzuwenden haben."

— Die Reprise von Victor Hugo's „Marion Delorme" am Théâtre français hat nach dem Berichterstatter der „Revue des deux mondes" (Saint-René Taillandier) nur eine frostige Aufnahme gefunden. Die Darsteller der Hauptrollen, Mlle. Favart als Marion und Hr. Mounet-Sully als Didier, werden von dem Kritiker allerdings scharf getadelt; doch die Haupt-

schuld schiebt derselbe der Dichtung zu. Er nennt „Marion Delorme" ein hochpoetisches Werk, aber es sei keine aus dem Herzen kommende Poesie; es sei die Poesie eines glänzenden Stils. Und wiewol er einzelnen Versen des Werks eine unvergängliche Dauer zuspricht, so meint er doch, daß die Handlung des Stücks nicht fessele, nicht hinreiße. Jedenfalls ist „Marion Delorme" die Ahnfrau des ganzen Demi-Monde-Dramas des second empire und den spätern Generationen durch ihre dichterische Hoheit überlegen.

— Friedrich Haase spielte neuerdings den Richard III. in Leipzig, und zwar ließ er das Shakspeare-Drama mit einer so glänzenden Ausstattung in Scene gehen, wie sie nur an londoner Bühnen üblich ist, in Deutschland aber noch nicht gesehen wurde. Man hat schon bei dem „Kaufmann von Venedig" Einwendungen gegen diesen scenischen Pomp der äußern Darstellung erhoben. Doch wir stehen nicht mehr auf dem Standpunkte der alten Shakspeare-Bühne, und die glänzenden scenischen Mittel der Oper haben hierin das Publikum verwöhnt. Die Shakspeare'schen Historien mit ihren Haupt- und Staatsactionen bedürfen bei großen Bühnen des scenischen Glanzes, wenn sie nicht einen dürftigen Eindruck machen sollen. Wenn die decorative Ausstattung die Handlung selbst hebt, und die dramatischen Motive verstärkt, so können wir in ihr nur einen Vorzug finden, und man sollte einer Direction, die dem classischen Drama solche eifrige und kostspielige Pflege zuwendet, nicht aus verkehrtem Purismus Vorwürfe machen. Die Ausstattung des „Richard III." war eine glänzende; alle Decorationen waren neu gemalt, einzelne, wie der Platz vor dem Tower mit dem Blick auf die schiffreiche Themse und der Wald von Bosworth, trefflich ausgeführt; die Kampfscene in dem letztern war großartig arrangirt. Haase selbst spielte König Richard nach der Auffassung Rötscher's, nur mit leiser Andeutung der körperlichen Fehler, die Scene mit Anna sehr glücklich mit berauschender Leidenschaft; die Heuchelei, den überlegenen Hohn brachte er mit Schärfe zur Geltung; nur das tragisch Große in einzelnen energischen Hauptscenen ließ die niederschmetternde Wucht vermissen.

— Werther's „Pombal" ging am Stadttheater in Köln mit lebhaftem Beifall in Scene; die antijesuitische Tendenz des Stücks wurde von den Kölnern mit Jubel begrüßt; doch scheint die Direction von weitern Wiederholungen Abstand genommen zu haben.

— Richard Wagner wird wahrscheinlich im März am berliner Hofoperntheater seinen ohne Streichungen aufgeführten „Lohengrin" selbst dirigiren. Wenigstens liegt ein solcher Antrag des berliner Wagner-Vereins dem Könige von Preußen zur Entscheidung vor. Von seiner letzten Concertreise hat Wagner 25000 Gulden als Ertrag nach Baireuth gebracht. Im April will er drei Concerte in London geben, wo ein unter dem Protectorate des Prinzen Alfred Herzog von Edinburgh stehendes Wagner-Comité den Erfolgen des Componisten vorarbeitet.

— Eine neue Oper vom Kapellmeister Müller: „Waldmeisters Brautfahrt", deren Text nach der lieblichen Dichtung Roquette's gedichtet worden ist, fand bei der Aufführung in Hamburg Beifall.

— Corneille's „Cid" ging in einer neuen Bearbeitung von Ludwig Schneegans am dresdener Hoftheater in Scene. Das fünfactige Trauerspiel wurde in ein dreiactiges Schauspiel umgewandelt; Rodrigo erhält am Schluß seine Ximene — eine Abstumpfung der Tragik, wie sie vielleicht dem Zeitgeschmack willkommen ist, aber doch höhern ästhetischen Interessen widerspricht.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ein langjähriger Mitarbeiter unserer Zeitschrift und einer der tüchtigsten Literarhistoriker der Neuzeit, Heinrich Kurz, ist am 24. Februar in Aarau gestorben. Geboren am 18. April 1805 zu Paris von deutschen Aeltern, studirte er seit 1823 in Leipzig Theologie. Wegen seiner Betheiligung an der Burschenschaft begab er sich abermals ins Ausland und studirte in Paris mit Eifer orientalische Sprachen. Die Julirevolution, welche in Deutschland überall politisches Leben weckte, führte ihn nach Baiern, wo er ein oppositionelles Blatt „Die Zeit" redigirte. Infolge seiner redactionellen Thätigkeit wurde er zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt. Seit 1834 lebte er in der Schweiz, zuerst als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Cantonsschule von Sanct-Gallen, seit 1839 in Aarau in ähnlicher Stellung. Eine Reihe kleiner Monographien zur deutschen Literatur ging seinem Hauptwerke: „Geschichte der deutschen Literatur" (3 Bde., Leipzig 1851), voraus. Diesem Werke, dessen drei erste Bände bereits eine fünfte Auflage erlebt haben, ließ er einen vierten Band folgen, der eine umfassende Charakteristik der jüngsten deutschen Literaturepoche gibt. Der große Vorzug der Kurz'schen Literaturgeschichte besteht darin, daß sie sich nicht in ein abstractes Netz verliert, welches durch die Linien der Doctrinen gebildet wird, durch die sogenannten geistigen Richtungen und Strebungen, hinter denen die productiven Kräfte als solche verschwinden, sondern daß er ein lebensvolles Bild der einzelnen Dichter zu geben sucht. Und zwar wird das literarische Porträt unterstützt durch die Bilder der Dichter selbst, die dem Text eingefügt sind, und durch zahlreiche Proben aus ihren Werken. Seine Urtheile sind durchaus unbefangen und zutreffend, nur oft zu mild gegen mittlere oder schwächere Leistungen, aber doch das Bedeutende ebenso mit richtigem Gefühl wie mit Wärme hervorhebend.

Außerdem hat Kurz eine sehr rege literarische Thätigkeit entwickelt. Seine kritische Textausgabe Schiller's verdient volle Anerkennung; sie ist frei von kritischer Ueberladung und ergänzt die bisher verbreiteten Schiller-Ausgaben durch taktvoll ausgewählte Einfügungen. Seine „Deutsche Bibliothek" war eine Sammlung der ältern Werke unserer Literatur, die ebenfalls von taktvoller Auswahl zeugte. Ferner gab Kurz den „Briefwechsel Napoleon's I." heraus; in früherer Zeit außer andern poetischen Schriften eine Uebersetzung der chinesischen Dichtung: „Das Blumenblatt." Nicht blos der Fleiß und die Emsigkeit, welche Kurz stets und auch noch in später Lebenszeit bewährt hat, vor allem das unparteiische Wohlwollen, welches jedem Verdienste gerecht wird, machen seinen Tod doppelt bedauerlich in einer Zeit, in welcher einseitige kritische Gehässigkeit immer mehr zur Parole des Tags zu werden droht.

— In der Nacht zum 2. März hat Ferdinand Freiligrath seinen Sohn Otto verloren, der als einjähriger Freiwilliger diente und am Scharlachfieber starb.

Bibliographie.

Altenbernd, L., Frühlingsblüthen und Herbstblätter. Gedichte. Detmold, Meyer. 1872. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem rheinischen Mädchenleben. Zwei Novellen von J. D. Coblenz, Hergt. 8. 18 Ngr.

Brandes, F., Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg. 1ster Bd. Die Geschichte der evangelischen Union in Preußen. 2ter Thl. Die Zeit der Unionsstiftungen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Duboc, J., Geschichte der englischen Presse. Nach J. Grant's Newspaper Press frei bearbeitet. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr.

Jagor, F., Reisen in den Philippinen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 Thlr.

Jókai, M., Die armen Reichen. Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmann und Jugendfreund des Dichters. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Kaiser, F., Unter dem alten Fritz und Kaiser Josef. Geschichtlicher Roman. 1ste bis 4te Lief. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Kauffmann, Hulda (Sachtleben), Schein und Sein. Eine Erzählung. Berlin, Rauh. 8. 22½ Ngr.

König, E. A., Die Tochter des Franctireurs. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

König, W., Shakespeare als Dichter, Weltweiser und Christ. Durch Erläuterungen von vier seiner Dramen und einer Vergleichung mit Dante dargestellt. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lagarde, P. de, Ueber das verhältnis des deutschen staates zu theologie, kirche und religion. ein versuch nicht-theologen zu orientiren. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 10 Ngr.

Lecky's, W. E. H., Vier historische Essays. Swift — Flood — Grattan — O'Connel. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 20. März 1873.

Politische Schriften.

1. Zum innern Frieden im Reiche. Von Hermann von Hanecken. Mainz, von Zabern. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß alle civilisirten Staaten, also die meisten Reiche Europas, unser liebes Deutschland mit eingeschlossen, den heftigsten innern Kämpfen entgegengehen. Wohin er blickt, sieht er Krieg: auf religiösem, auf staatlichem, auf socialem Gebiet. Den Krieg aller gegen alle sieht er mit Riesenschritten sich nähern. Um so mehr hält er es für Pflicht jedes einzelnen Menschen, vorzüglich jedes Deutschen, alles aufzubieten, um die unheilvoll drohende Zukunft zu beschwören. Die Friedenspfeife in der Hand, sucht er Mittel und Wege zu finden, um mit einer Art Zauberspruch die aufgeregten Leidenschaften zu dämpfen und die tobenden Wellen wieder in ihr friedliches Bett zurückzudämmen. Man ist nun gewöhnt, diese drohenden Wolken theils in Schwarz, theils in Roth sich färben zu lassen, von einer schwarzen und von einer rothen Internationale zu sprechen und darunter die Partei der Klerikalen und die der Socialisten zu verstehen. Das sind die zwei Gespenster, welche sich berufen glauben, die Ruhe Europas zu stören und die Herrschaft zu erringen. Der Verfasser läßt den Kampf mit den Klerikalen beiseite, kommt nur gelegenheitlich auf dieselben zu sprechen und vergißt dann nicht, seine Lanze einzulegen; er hat es zunächst nur mit dem Staate zu thun, in welchem sich die hauptsächlichsten Gegensätze, sich gegenseitig bekämpfend, gegenübertreten, und in welchem der Friede gefunden werden müsse. Da haben wir nun freilich gleich im Beginn eine empfindliche Lücke; denn auch wenn wir lediglich von dem Begriff des Staats ausgehen, sehen wir uns doch plötzlich mitten ins Handgemenge mit den Klerikalen versetzt, die nun einmal nicht begreifen können, daß es nicht gleichgültig ist, ob man das Jahr 1077 oder das Jahr 1873 schreibt, und bei diesem ihrem gänzlichen Mangel an Zeit- und Zahlensinn sich auch noch heutzutage gerade so geberden wie damals, als sie auf ihrer olympischen Höhe mit Krone und Scepter spielten. Doch lassen wir das und fragen wir, was für eine Aufgabe der Verfasser dem Staate zuweist. Sie ist unter jeder Regierungsform, ob Monarchie oder Republik, ob parlamentarische oder constitutionelle Regierung, keine andere als die, daß allen Mitgliedern desselben die Möglichkeit gewährt werden soll, sich ein menschenwürdiges Bestehen, den individuellen Fähigkeiten gemäß, zu erwerben und zu sichern. Doch betont der Verfasser sehr das Wort „Möglichkeit"; denn von einer Garantie dieses Bestehens, von einer allgemeinen Versorgungsanstalt kann ja, trotz aller Theorien der Socialisten, keine Rede sein; in der großen Arena des Lebens ist jeder seines eigenen Glückes Schmied. Seiner Aufgabe, alle dem Fleiß und der Intelligenz im Wege stehenden Hindernisse durch seine Gesetze hinwegzuräumen, wird, nach der Darstellung des Verfassers, der Staat dadurch gerecht, daß er seinen Angehörigen ein möglichst großes Maß von Freiheit und ebendamit die Möglichkeit, ihre Geistes- und Körperfähigkeiten zu ihrem Vortheil zu verwenden, gewährt, und daß er für alle gleiches Recht, für niemand Vorrechte hat, wodurch allein es jedem möglich ist, mit gleicher Aussicht auf Erfolg an der Sicherstellung eines seinen Fähigkeiten entsprechenden Bestehens zu arbeiten. Diese Aufgabe kann aber der Staat nur dann lösen, wenn er in seinem Bestehen gesichert ist, und dieser Bestand beruht auf den Menschen, welche den Staat bilden, und zwar nur auf solchen, welche sich ausschließlich als zu ihm gehörend betrachten und deswegen auch allein innerhalb desselben berechtigt sind. Es ist sehr richtig, wenn der Verfasser sagt, daß der Staat nur diejenigen als seine Angehörigen, als Berechtigte, als Stimmfähige ansehen könne, welche ihm allein angehören, ihm allein anhängen, nur in ihm, in seinen Gesetzen und Gewohnheiten wurzeln. Wer dagegen die Richtschnur seines Thuns und Lassens, seines Denkens und Handelns außerhalb des Staats findet, von

einem fremden Willen erhält, mag nun derselbe sein Bureau im Vatican oder in einer Versammlung zu London unter dem Vorsitz des Herrn Marx aufgeschlagen haben, der kann von dem Staate nicht als sein Bürger angesehen werden, kann bei den staatlichen Einrichtungen nicht mitsprechen und hat sich mit dem Gastrecht zu begnügen. Die Grundlage des Staats bildet die Familie, welche an dem Wohl und Wehe des Staats ein ganz anderes Interesse hat als der einzeln stehende Mensch. Während dieser sich meist aufgefordert fühlt, nur an sich zu denken, nur für die Gegenwart Sorge zu tragen, auch bei der Gesetzgebung vorzugsweise diesen Maßstab anlegt, hat die Familie neben der Gegenwart auch die Zukunft im Auge und berücksichtigt auch die Einzelinteressen anderer, da sie nach allen Seiten hin Fühlungen und Berührungen hat.

Diese Betrachtungen geben dem Verfasser Veranlassung, die Familie in altgermanischer Weise zur Grundlage der Volksvertretung zu machen. Ihm gefällt weder das in vielen Staaten noch übliche, mehr römische System, das Wahlrecht vom Steuerzettel abhängig zu machen, noch das den Griechen entlehnte System, das Wahlrecht den Massen zu gewähren. Das letztere führt leicht zu dem demokratischen Extrem, wonach das von der Volksvertretung angenommene Gesetz erst dann in Kraft tritt, wenn es durch die Abstimmung des Volks selbst sanctionirt worden ist, wie dies in einigen Fällen von Napoleon III. in Anwendung gebracht wurde und bei der Frage von der Verfassungsrevision auch in der Schweiz zur Geltung gekommen ist. Was der Verfasser an dem allgemeinen Stimmrecht auszusetzen hat, ist, daß bei demselben, zumal in ruhigern Zeiten, wo das Bild des Staats nicht gleichsam leibhaftig vor die Augen tritt, die Interessen der einzelnen zu sehr in den Vordergrund treten, der einzelne sich versucht fühlt, solchen Grundsätzen Bahn zu brechen, welche entweder die ganze Kraft des Staats zu Zwecken, die demselben ganz fremd sind, verbrauchen oder die Grundlagen des Staats selbst verflüchtigen und umstürzen wollen. Ganz andere Garantien dafür, daß bei der Wahl der Volksvertreter das Wohl des Staats, seine Gegenwart und Zukunft, ins Auge gefaßt wird, würde dasjenige System darbieten, nach welchem das Wahlrecht an die Familie geknüpft wäre, nur der Familienvater zu wählen hätte, alle andern von der Theilnahme an der Wahlurne ausgeschlossen wären. Dieses System würde den beim allgemeinen Stimmrecht aufgestellten Bedingungen (Unbescholtenheit, äußere Selbständigkeit, Großjährigkeit) in viel höherm Maße als dieses selbst entsprechen und zugleich die Frage der Frauenemancipation insofern lösen, als die Frau ihren Einfluß in der Familie geltend macht und ihren Gatten, den Familienvater, als Wahlmann aufstellt. Ob bei dem durch die Familie bedingten Wahlrecht den Volksvertretern „unbedenklich“ Diäten bezahlt werden könnten, möchte noch zu erproben sein. Sicher aber ist, daß durch dieses Familienwahlrecht allen Umsturzmännern ein beträchtliches, stets zu ihrer Verfügung stehendes Contingent entzogen würde. Eigenthümliche Fälle, wie z. B. daß ein Mann wie der Präsident des Reichskanzleramtes, Minister von Delbrück, als Hagestolzer sein Stimmrecht verlöre, während sein verheiratheter Portier es hätte, müßte man in den Kauf nehmen. Daß dieses Wahlsystem sämmtlichen katholischen Geistlichen das Wahlrecht nehmen würde, findet der Verfasser durchaus nicht beklagenswerth, da dieselben nur den directen Befehlen des Papstes unterthänig, nicht an ein Vaterland, an einen bestimmten Staat gebunden sein, sondern nur dem Dienste der Kirche in ihrer außerstaatlichen Allgemeinheit dienen dürfen, somit nicht der Staat, sondern die Kirche selbst sie von den Rechten des Staates ausschließe. Angesichts der neuern Vorfälle können wir nur noch hinzufügen, daß neben der Ausübung des Wahlrechts auch jede Betheiligung an der Wahl diesen Vaterlandslosen untersagt sein sollte.

Wenn der Verfasser der Familie solche wichtige Rechte beilegt, so muß er auch darauf sehen, daß die Möglichkeit, eine Familie zu gründen, vorhanden ist. Er ist consequent genug, von dem Staate zu verlangen, daß er alle Hindernisse wegräume, welche der Schließung einer Ehe entgegenstehen und nicht in seinen Gesetzen begründet sind. Die staatlichen Gesetze haben mit denjenigen Hindernissen, welche sich aus den Vermögensverhältnissen ergaben, in den letzten Jahren bekanntlich gründlich aufgeräumt; die Kirche hat aber auch in diesem Punkte ihre sprichwörtliche Intoleranz nicht aufgegeben. Um den Uebergriffen der römisch- oder griechisch-katholischen Kirche bei Einsegnung von gemischten Ehen einen Damm entgegenzustellen, kommt der Verfasser, wie neuerdings alle Welt, auf den einzig richtigen Ausweg, auf den Vorschlag der Einführung der obligatorischen Civilehe. Nicht die kirchliche, sondern die bürgerliche Trauung gibt der Ehe gesetzliche Geltung; denn sie ist kein kirchliches, sondern ein bürgerliches, staatliches Institut. In Deutschland ist das freisinnige Baden mit Einführung der obligatorischen Civilehe vorangegangen, und der Staatsminister Jolly hat in der ersten Kammer dem Weihbischof Lothar Kübel von Freiburg geradezu gesagt, daß der Staat diejenigen Priester, welche nach Einführung der obligatorischen Civilehe von einer solchen Ehe, die nur durch bürgerliche Trauung geschlossen worden ist, als von einem „Concubinat“ sprechen, zu fassen wissen werde. Aehnlich ist es mit der Volksschule. Die klerikalen Heißsporne, sagt der Verfasser, beanspruchen eine bevorrechtete Stellung bei der Leitung der Volksschule und begründen ihre Forderung damit, daß sie die Kirche als diejenige Macht bezeichnen, welche die Volksschule in Deutschland geschaffen und eingeführt habe, und zwar vielfach ohne Beistand und Mitwirkung des Staats. Allein die Begründung ist falsch und die Forderung unberechtigt. Die Kirche hat Klosterschulen, das heißt gelehrte Schulen gegründet; die Volksschule aber ist eine Schöpfung der deutschen Reformation, und die katholische Kirche hat aus leicht begreiflichen Gründen nur das Beispiel ihrer Rivalin nachgeahmt. Was sie aber von der Volksschule halte, das zeigt sie in den romanischen Ländern, welche unter dem fast ausschließlichen Einfluß der katholischen Geistlichkeit stehen und ebendeswegen nicht blos sehr schlechte, sondern äußerst wenige Volksschulen haben. Der französische Heißsporn Bischof Dupanloup weiß recht wohl, warum er sich so sehr gegen eine Verbesserung des Volksschulwesens, besonders gegen Einführung des Schulzwangs

und der Laienschulen sträubt. Denn neben seinem Volksheer hat der Staat kein nationaleres Institut als die Volksschule. Gibt er die Leitung dieser aus der Hand, so gibt er seine Zukunft aus der Hand. Die Kirche darf vielmehr in keinem andern Verhältniß zur Schule stehen, als daß sie in derselben den Religionsunterricht ertheilt, und auch dieser muß der Oberaufsicht des Staates unterstellt sein. Doch will der Verfasser keine confessionelle Volksschule, sondern ist der Ansicht, daß in derselben die Jugend zum allgemeinen Christenthum erzogen, das Dogmatische der einzelnen Confessionen beiseite gelassen und erst später nachgeholt werde. Denkt man sich in das Detail eines solch allgemein christlichen Unterrichts, so kann man sich nicht verhehlen, daß es sehr schwierig ist, bei diesem christlichen Kern immer stehen zu bleiben und nie auf confessionelle Abwege, welche gar zu leicht eine Polemik in sich schließen, zu kommen. Bei Besprechung der höhern Bildungsanstalten eifert der Verfasser, wie überhaupt in der ganzen Schrift, ganz besonders gegen eine zu große Bevorzugung der classischen Studien. So ganz unrecht hat er nicht, besonders wenn man die ungebührlich viele Zeit bedenkt, welche in manchen deutschen Staaten auf die sogenannten „Compositionen" verwendet werden, infolge dessen deutsche Sprache, Literatur und Geschichte ziemlich hintangesetzt werden. Im allgemeinen aber wüßten wir eine bessere Grundlage als das classische Alterthum dem Unterricht in den höhern Schulen schlechterdings nicht zu geben. Auch sind wir durchaus nicht damit einverstanden, daß Hannibal und Alexander mit kriegerischen Fürsten der neuern Zeit verglichen werden; denn wie läßt sich eine Parallele ziehen, wenn alle Grundbedingungen dafür total verschieden sind? Bei Erwähnung des Cincinnatus eifert der Verfasser vergebens gegen den Cultus, der mit diesem Manne getrieben wird; denn nicht das wird ihm als Lob angerechnet, daß er von seinem Bauerngut aus die Dictatur annahm (was allerdings kein besonderes Kunststück ist), sondern daß er gleich nach Besiegung der Feinde die unumschränkte Gewalt, welche er gesetzlich sechs Monate hätte behalten können, schon nach sechzehn Tagen niederlegte, um wieder auf sein Bauerngut zurückzukehren. Dies ist ein so glänzender Beweis von Mangel an Ehrgeiz, an Herrschsucht, an Eitelkeit, daß man sagen kann, nicht jeder würde ihn hierin nachahmen. Man bewundert Washington, daß er, nachdem er acht Jahre lang die Präsidentenwürde bekleidet hatte, eine dritte Wahl nicht mehr annahm und 1796 in die Einsamkeit von Mount-Vernon sich zurückzog; warum nicht auch Cincinnatus?

Der letzte Abschnitt des Buchs bespricht die Arbeiterfrage. Der Verfasser hat hellen Sinn genug, um die Gründe der gegenwärtigen Unbehaglichkeit nicht ausschließlich auf seiten der Arbeiter, nicht ausschließlich in ihren übertriebenen Ansprüchen, in ihrer Genußsucht, in ihrem trotzigen Wesen zu suchen, und zu gestehen, daß den Arbeitern, deren Lohn nicht im gleichen Verhältniß mit dem Verdienst des Kapitals und der zunehmenden Vertheuerung des täglichen Lebens stieg, zuletzt nichts anderes mehr übrigblieb, als gemeinschaftlich gegen die Arbeitgeber Fronte zu machen und einen mit den Geldverhältnissen unserer Zeit im Einklang stehenden höhern Lohn zu fordern. Die Staatshülfe will der Verfasser insofern in Anspruch nehmen, als er verlangt, daß der Staat die Einführung fremder, lohnender Industriezweige fördern, einen Minimallohn festsetzen und die Gesetzgebung über Actiengeschäfte in aller Strenge durchführen, also auch auf Eisenbahnen und deren verschiedene, zum Theil großartige Werkstätten ausdehnen solle. Dabei spricht der Verfasser mit Genugthuung aus, daß in Deutschland mit dem Erkennen der Noth der Arbeiter das Bemühen, ihr abzuhelfen, fast gleichen Schritt halte, und zwar nicht aus Furcht vor etwaigen Katastrophen, sondern aus deutsch-christlichem Gerechtigkeitssinn. Die Conferenz verschiedener Staats- und Verwaltungsmänner aus Deutschland und Oesterreich, welche auf Veranlassung des Fürsten Bismarck im Herbst 1872 in Berlin zusammenkam und über die Arbeiterfrage sich berieth, ist der beste Beleg hierfür.

Nach all dem halten wir die Schrift Hannecken's für eine interessante Erscheinung, welche die wichtigsten Fragen, von denen die Gegenwart bewegt wird, bespricht, Anlaß zu weitern Forschungen gibt, gesunde Anschauungen entwickelt, praktische Vorschläge macht.

2. Der Rechtsstaat von Rudolf Gneist. Berlin, Springer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der geistvolle und gelehrte Verfasser bespricht in knapper, gedrängter Darstellung die historische Entwickelung des Rechtsstaates in England, in Frankreich, in Deutschland, und theilt uns über die Fortschritte und Rückschritte, welche derselbe im deutschen Verfassungsleben macht, sehr interessante Beobachtungen mit. Indem er von der Rückwirkung der constitutionellen Ideen Frankreichs auf die herrschenden Vorstellungen und Verfassungsurkunden Deutschlands spricht, schildert er die politischen Misgriffe der preußischen Regierung, welche das Volk nothwendig für jene constitutionellen Ideen empfänglich machen mußten. Nach den Freiheitskriegen fühlte sich der deutsche Volksgeist verjüngt und über die Zustände des alten Reichs weit hinausgehoben. Von Oesterreich war nichts zu erwarten, da es in den Traditionen dieses Staates lag, in dem Patronat der ständischen Rechte und der alten Kirche seine Aufgabe und sein Ziel zu suchen, daher es dort für conservative Politik galt, die Staatsgewalt in völliger Passivität und Stagnation zu erhalten. Fast alles Interesse knüpfte sich an die Entwickelung des preußischen Staats; die Zukunft Deutschlands hing von derselben ab. Drei Aufgaben waren hier zu erfüllen: die Fortbildung des neuen Verwaltungssystems, die Fortführung der socialen Reformen und die Gründung einer constitutionellen Monarchie und deutschen Gesammtverfassung. Die beiden ersten Aufgaben gelangten zur Erfüllung, die dritte wurde vollständig verfehlt. Während es Preußen gelang, durch ein tüchtiges Beamtenthum die neu gewonnenen Landestheile durch ein Verwaltungsrecht zu verbinden und mit dem Königreich zu verschmelzen, durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die allgemeine Schulpflicht und durch die Union der beiden großen Zweige der evangelischen Kirche weitere Verbindungsbahnen zu schaffen, und während die nach dem Schlage von Tilsit unter Stein's Auspicien begonnene

Socialreform fortgesetzt, die Entwickelung der neuen Gesellschaft in Handel, Gewerbe und Fabrikation, die Befreiung des ländlichen Besitzes und der ländlichen Arbeit von feudalen und patriarchalischen Lasten weitergeführt, durch die Stiftung des Zollvereins die nationale Politik und das volkswirthschaftliche Interesse ungemein gefördert wurde, fanden die politischen Ansprüche dieser neuen Gesellschaft, dieser zu großem Wohlstand kommenden Mittelklassen, welche nicht blos ihre Pflichten, sondern auch ihre Rechte vermehrt und erhöht sehen wollten und ihrer Bedeutung sich bewußt waren, keine entsprechende Berücksichtigung. Die „ständische Verfassung", welche im Jahre 1815 feierlich zugesagt war, kam nicht in der Weise zur Ausführung, daß Selbstverwaltung durch die heutigen Besitzklassen nach dem heutigen Verwaltungsrecht eingeführt wurde, sondern so, daß die Monarchie zu den aus den Trümmern einer untergegangenen Zeit hervorgezogenen verblaßten ständischen Bildern zurückgriff. Die Kreis- und Provinzialordnungen von 1823—29, für welche sich das preußische Herrenhaus noch im November 1872 so sehr erwärmte und begeisterte, waren vollständig im Widerspruch mit den durch die Verwaltungsgrundsätze und durch die sociale Gesetzgebung geschaffenen Zuständen, Stimmungen und Bildungsgraden. Die Provinzial- und Ortsrechte wurden wieder hervorgesucht, die Patrimonialgerichte restaurirt, die Gutspolizei befestigt, das platte Land nach ganz andern Ordnungen als die Städte verwaltet, und in den Provinzen und Kreisen eine ständische Repräsentation von Herren, Domstiften, Rittern, Bürgern und Bauern geschaffen, welche nicht in gemeinsamer Arbeit zusammenwirkten, sondern als verschiedene Interessengruppen einander gegenübergestellt wurden. Man sprach damals in den preußischen Regierungskreisen mit der nämlichen Andacht von den historischen Gebilden, wie vor 1866 Graf Belcredi in Oesterreich von den historischen Individualitäten, ohne zu bedenken, daß diese Kreis- und Provinzialstände etwas völlig Neues, ein Werk des politischen Dilettantismus waren, und daß dadurch auf mehrere Jahrzehnte hinein gesellschaftliche Streitpunkte und Parteigegensätze geschaffen, Rivalitäten zwischen Stadt und Land, zwischen Rittergutsbesitz und Bauernbesitz förmlich organisirt wurden.

Kein Wunder, daß die Gesellschaft mit ihren Sympathien sich dahin wandte, wo den Bedürfnissen der Neuzeit mehr Rechnung getragen zu werden schien. Die Ideen Benjamin Constant's und der Gedankenkreis der Rotteck-Welcker'schen Schule waren in den politischen Anschauungen der dreißiger Jahre deutlich zu erkennen. Der vielverheißende Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. brachte es zu keiner andern „Krönung des Werks" als zu einer Zusammenfassung der Kreis- und Provinzialstände in eine Herrencurie und eine Dreiständecurie. Indem die Regierung an diesem Anachronismus festhielt, verlor sie die Führung der öffentlichen Meinung und machte sich gerade so verhaßt und gerade so zum Gespött wie der Bundestag. Die Revolution von 1848, zu rasch im Niederreißen und zu wenig wählerisch in der Auswahl des neuen Materials, ließ es nicht zu dem Bau eines Rechtsstaats kommen. Die preußischen „Grundrechte" wurden größtentheils dem Muster der belgischen Verfassung entlehnt. Und als die Revolution überwältigt war und die Aera der Octroyirungen begann, schuf man in der Gegenüberstellung der zwei gesetzgebenden Körper, welche aus entgegengesetzten Besitzinteressen gebildet wurden und zwei ganz verschiedene Welten, den feudalen Staat und den modernen Staat, repräsentirten, einen Streit, bei welchem kein friedliches Ende abzusehen war. Im vollen Vertrauen auf die nicht immer glücklich operirende Monarchie überließ die neue Verfassung dieser die Bildung der ersten Kammer aus erblichen und lebenslänglichen Mitgliedern. Sämmtliche Mitglieder des Herrenhauses sollten vom König ernannt werden. Zunächst wurden bei der Auswahl derselben nur zwei Elemente berücksichtigt: das regierende Beamtenthum und der Großgrundbesitz. In letztere Kategorie gehörten, nachdem die alte Ordnung der Stände von unten auf gelöst war, nur die mediatisirten Herren und die ihnen gleichartigen Standesherren. Dazu kamen noch die Vertreter des Klerus und der Universitäten. Dieser immerhin lebensfähigen Körperschaft wurde aber durch die königliche Verordnung vom Jahre 1854 ein lebensunfähiges Element beigefügt: in einer neuen Anwandlung von Romantik griff König Friedrich Wilhelm IV. auf die ständischen Grundideen seines Vereinigten Landtags, auf die Grundelemente seiner Dreiständecurie zurück und verlieh den Provinzialerbämtern, den provinziellen Grafenverbänden, den meistbegüterten Familien, dem alten und befestigten Besitz und den 30 größern Städten das Recht der Vertretung im Herrenhause. Dasselbe wurde auf diese Weise eine Interessenvertretung der altständischen Gesellschaft, welche an der Fortbildung der Gesetzgebung drückend und hemmend wie ein Bleigewicht hing und bis auf den heutigen Tag noch hängt. Denn es ist noch in frischem Gedächtniß, wie sehr dieses so gestaltete Herrenhaus in der Herbstsession von 1872 der Reform der Kreisordnung sich widersetzte und dem Wohl und dem Willen des ganzen Landes die Interessen einer kleinen Partei, die nur sich selbst vertritt, entgegenstellte. Der Ruf nach Reform des Herrenhauses, nach Zurücknahme der Verordnung von 1854 ist sehr begründet, und die Erfüllung dieser Forderung durchaus nothwendig, wenn der Staat nicht darauf verzichten will, nicht blos in der Socialgesetzgebung, sondern auch auf kirchlich-politischem Gebiete die Ideen unserer Zeit in seinen Organismus überzutragen. Jedermann weiß, wie auf dem Gebiete der Kirchenverwaltung in Preußen so viel gesündigt worden ist, wie gerade hier das Bedürfniß einer gesetzlichen Ordnung und Auseinandersetzung sich so sehr geltend macht. Mit vieldeutigen Formeln und Grundrechten, wie: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig", glaubte man ein Meisterstück von Staatskunst geliefert und allen Händeln der Confessionen untereinander und wieder dieser mit dem Staate mit einer einzigen Ordre vorgebeugt zu haben. Das gerade Gegentheil trat ein: auf der einen Seite stand eine unduldsame, herrschsüchtige, in der Dunkelheit und für die Dunkelheit arbeitende Geistlichkeit, welche, mit diesen pythischen Orakelsprüchen sehr zufrieden, jene Gesetzesbestimmungen ihren Wünschen gemäß auslegte und durch diese Selbstinterpretation zu immer größerer

Macht gelangte; auf der andern Seite stand der Cultusminister, in dessen Hand und dessen Entscheidung alle Angelegenheiten der Kirche und Schule, alles Streitige zwischen Kirche und Staat, zwischen Kirche und Gemeinde lag, und welcher, zumal bei den Traditionen des Hofs, den Uebergriffen der Kirche gegenüber unter allen Umständen einen sehr harten Stand hatte, und es sich nur dann leichter machen konnte, wenn er unter dem Namen „Heinrich Mühler" die Interessen des Staates beiseitesetzte und der Kirche gab, was die Kirche wollte. Dies zeigte sich am meisten bei der Schulverwaltung. Die „Confessionalität" der Schule wurde von der klerikalen Partei als Schlagwort ausgegeben, und das Ministerium hat in einer Menge von Erlassen und Anordnungen diesen Grundsatz zur Geltung gebracht, obgleich weder das Landrecht noch die Verfassung von 1850 von confessionellen Schulen etwas weiß, sondern in denselben nur „Veranstaltungen des Staats" sah. Erst unsere Zeit hat die Fehler früherer Jahrzehnte wieder gut zu machen und an die Stelle der vagen Bestimmungen und der uncontrolirten Selbstauslegung derselben das Votum der Reichsgesetzgebung und die Entscheidung des Gerichtshofs zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Franz Grillparzer.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Franz Grillparzer's Sämmtliche Werke. Zehn Bände. Stuttgart, Cotta. 1872. Gr. 8. 15 Thlr.

Wenn die Selbstbiographie des wiener Dichters uns zeigte, in welchen engen und dumpfen Verhältnissen sein äußeres Leben verlief, so führen uns die „Politischen und ästhetischen Studien", welche den neunten Band der gesammelten Werke bilden, sowie die im achten Band enthaltenen „Studien zum spanischen Theater" in seine innere Gedankenwelt ein und geben uns einen nicht unwichtigen Schlüssel zum Verständniß seiner dramatischen Schöpfungen. Wenn wir als einen solchen Schlüssel auch die „Gedichte" des ersten Bandes betrachten, so sprechen wir damit zugleich aus, daß wir den Werth derselben als selbständiger lyrischer Erzeugnisse nicht hoch stellen, sondern sie nur in ihrer Bedeutung für das Geistesleben des Autors würdigen. Grillparzer theilt hierin das merkwürdige Los aller österreichischen Dramatiker: er ist ein vorzüglicher Lyriker, aber in seinen Dramen; da hat seine Lyrik Fluß, Schmelz und Zauber; wo sie sich von der dramatischen Handlung loslöste, wurde sie meistens trocken, didaktisch und oft schwerfällig in der Form. Treffend sagt Heinrich Laube in der Einleitung von dem Dichter:

> Dramatiker war er ganz und gar; Lyriker nur insoweit, als ein lyrischer Bestandtheil auch für das Drama nothwendig ist. Seinen dramatischen Personen mochte er wol Schwärmerei verleihen, seiner eigenen Person war sie allmählich im herben Lebensgange erloschen. Deshalb ist in seinen Gedichten der Geist vorherrschend, nicht irgendeine Ueberschwenglichkeit. Sie sind vorzugsweise Sinngedichte. Der Witz blieb ihm treu bis zu seinem letzten Tage, und eine humoristische Schalkhaftigkeit ist ihm nie ganz abhanden gekommen.

Die „Gedichte" hat Joseph Weilen herausgegeben und in vier Abtheilungen geordnet: „Leben und Lieben", „Poesie und Musik", „Heimat und Fremde" und „Vermischte Gedichte". Der Herausgeber unterscheidet folgende vier Epochen in dem Entwickelungsgang des Lyrikers:

> Die Zeit von 1812—35, die Epoche, in welcher die meisten dramatischen Schöpfungen Grillparzer's entstanden, war auch die ergiebigste für seine lyrische Production; von 1836—47 finden sich nur Gelegenheitsgedichte, im wahren Sinne des Wortes, oder Gedichte der Klage und des Mismuths vor. Die politische Bewegung des Jahres 1848 erschließt seiner Muse wieder den Mund. Von 1852 anfangend, wo das Alter sich nach und nach geltend machte, die abnehmende Sehkraft den Dichter selbst in der Lektüre beschränkte, die durch einen schweren Fall herbeigeführte Schwerhörigkeit den ohnehin Menschenscheuen von der Gesellschaft immer mehr abschloß, liebte er es, die Beobachtungen seiner Einsamkeit, aus welcher er jedoch das politische und literarische Leben Oesterreichs wie Deutschlands aufmerksam verfolgte, sein Denken und Fühlen, in kurzen, treffenden Sinngedichten und Epigrammen, von denen sich viele Hunderte in seinem Nachlasse vorfanden, niederzulegen.

Den meisten lyrischen Hauch haben die Jugendgedichte der ersten Abtheilung; doch ihr Grundzug ist sinnliche Ueppigkeit, und sie verleugnen die spanische Schule nicht, ja sie sind von offenbarem „Gongorismus" nicht freizusprechen. Gleichwol hat dieser schäumende und gärende Most einen bessern lyrischen Wein verheißen, als Grillparzer später gekeltert hat. Gleich das erste Gedicht: „Der Abschied von Gastein", ist seinem Inhalte nach echt weltschmerzlich, seiner Form nach, in der Häufung kleiner Bilder, welche denselben Gedanken widerspiegeln, spanisch. Der Dichter wird mit dem vom Blitz getroffenen Baum, mit dem armen Muschelthier, welches erkrankt das Kleinod der Perle spendet, mit dem Wasserfall, der, vom Felsen verletzt, Diamanten losschüttelt, verglichen. Die Bilder selbst sind schön durchgeführt; so das erste:

> Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
> Mit einem male strahlend sich verklärt,
> Rings hörst du der Verwundrung Ruf erschallen,
> Und jedes Aug' ist staunend hingekehrt;
> Indeß in dieser Flamme glüh'ndem Wallen
> Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
> Der, wie die Lohe steigt vom glüh'nden Herde,
> Um desto tiefer niedersinkt zur Erde.

Einzelne Liebesgedichte, wie „Werbung", sind sehr prosaisch und ungewandt; andere athmen eine kecke Sinnlichkeit:

> Weil du die Liebe schon gekannt,
> Gefühlt schon ihren Kuß,
> Wer tadelt dich in seinem Wahn
> Und darbet weil er muß?
> Ein jeder treibt wozu er ward,
> So will's ein ew'ger Schluß,
> Hephästen steht die Arbeit wohl,
> Cytheren der Genuß.

Das Gedicht: „Cherubin“ (1812), ist an eine Sängerin gerichtet und von Grillparzer in seiner Selbstbiographie erwähnt. Ist sie ein Mädchen oder ein Knabe, dieser reizende Page? Das ist der Gedanke, der den Dichter beschäftigt und ihm den wollustathmenden Schlußvers eingibt:

Schlicht' diesen Sturm von kämpfenden Gefühlen,
Gebiete diesem wildempörten Blut,
Laß meinen Blick in diesen Reizen wühlen,
Laß mich der heißen Lippen Fieberglut
In dieses Busens regen Wellen kühlen;
Und meiner Küsse räuberische Flut
Soll das Geheimniß dir im Sturm entreißen,
Welch ein Geschlecht du würdigst sein zu heißen.

Das Gedicht „Als sie zuhörend am Klaviere saß“, ist ein anmuthig gedachtes Situationsbild, nur nicht fließend in der Form. Einzelne Verszeilen sind indeß von großer Prägnanz, wie z. B.:

Und jeder Ton ward Bild in ihren Zügen —

oder:

Das Haupt gesenkt, den Leib nach vorn gebogen,
Wie von den flieh'nden Tönen nachgezogen.

Eins der gelungensten Gedichte ist das Erinnerungsbild „Am Hügel“; nur prosaische, zum Theil in den Reim gestellte Flickwörter wie „beinah“ und „nur“ schwächen die Wirkung; ebenso einige unreine Reime, wie besonders „Höhe — Nähe“:

Am Hügel.

O Hügel! sanft von Steinen aufgeschichtet,
Die saftig Gras und Alpenmoos umzieht,
Von deinem Haupt ein Baum emporgerichtet,
An dem die Vogelbeere glüht;
Indeß am Fuß in buntgemischter Reihe
Der Schwarzbeer' dunkle Frucht und helles Kraut,
Hoch überragt von Weidrichs Veilchenbläue,
Dir einen Thron, sich eine Freistatt baut.
Wie schön blickst du herab von deiner Höhe,
Wie würdig stellst du dich dem Auge dar!
Der Wandrer steht entzückt in deiner Nähe,
Und sucht beinah nach Weihort und Altar.
Gewiß auch, rollten noch die alten Zeiten,
Da unentzweit der Gott und die Natur,
Ein Schutzgott würde hier sich Sitz bereiten,
Wo Gräser jetzt, hülflose Blumen nur.
Doch da ich solches kaum gewagt zu denken,
Straft Lügen mich ein schauerndes Gefühl; —
Ich fühle Geister sich herniedersenken
Und mich umlispeln in der Winde Spiel.
Erinnrung kommt, der stillvertraute Zeuge
Von dem, was einst das Glück mir hier verlieh,
Und, wie geschloßnen Augs ich mich hinüberbeuge,
An ihrer Hand die Poesie.

Das Gedicht: „Ein Kuß“, fordert zu einer Parallele mit einer Stelle in Halm's „Wildfeuer“ auf. Grillparzer sagt:

Auf die Hände küßt die Achtung,
Freundschaft auf die offne Stirne,
Auf die Wange Wohlgefallen,
Sel'ge Liebe auf den Mund,
Aufs geschloßne Aug' die Sehnsucht,
In die hohle Hand Verlangen,
Arm und Nacken die Begierde;
Alles weitre Raserei!

Bei Halm heißt es in der Parallelstelle:

Ein Wunder, ein Geheimniß ist der Kuß,
Denn wie des Morgenlandes Weise sagen,
Die Lippe küßt, wohin das Herz sie neigt:
Ehrfurcht die Hände, Sklavendienst das Kleid,
Die Freundschaft auf die Wangen, auf die Stirne
Küßt tröstend Mitgefühl; doch auf die Lippen
Drückt Liebe ihren Kuß, wild-loderndes
Verlangen auf das müd' geschlossne Aug',
Und Sehnsucht haucht ihn seufzend in die Luft.

Grillparzer ist prägnanter und kühner als Halm in dieser poetischen Apotheose des Kusses. Einige größere Gedichte sind sehr spröd und ungefüg in der poetischen Form. Ungeschickt bis zum Hölzernen ist das Gedicht „Abschied“. Es kommen darin Verse vor, wie die folgenden:

O Frau, zu der mein Abschied ruft,
Voll stillem frommen Sinn,
So heiter wie die heitre Luft,
Gleichst auch der Luft darin.

Daß ihren Segen man kaum spürt,
Wenn Tag auf Tag entflieht,
Doch schaudernd dessen inne wird,
Sobald sie sich entzieht!

Oder:

Du kehrst zum Gatten nun zurück,
Zum eignen Haushalt,
Da findest du genügend Glück,
Vergißt wol meiner bald.

Diese Verse alle sind schwerfällig, holperig, undeutsch, voll prosaischer Flickwörter und schlechter Reime, sie sind wie das Musterbild der Thieranatomien, das Pferd, in welches sämmtliche Krankheiten hineinverzeichnet sind, so ein Musterbild sämmtlicher Sünden gegen die Poetik.

Auch das Gedicht „Begegnung“ ist ein Muster für jene den Gesammteindruck verfehlende Detailmalerei, welche Lessing im „Laokoon“ mit Recht verworfen hat; das Antlitz Rosen, die Wimpern weiche Seide, tritt diese Schönheit vor uns hin, und der folgende Vers ist gar ein der Zeichenmappe entflatteres Blatt mit höchst prosaischer Unterschrift:

Nichts scharf gezogen in dem schönen Runde,
Die Nase, wie kein Kunstblatt sie begehrt,
In weichem Einbug schließend zu dem Munde,
Halb kindisch fast nach aufwärts noch gekehrt.

Wir hätten gewünscht, daß so verfehlte Gedichte nicht mit in die Sammlung aufgenommen worden wären.

Einige der Gedichte, wie „Jugenderinnerungen im Grünen“, „Entschuldigung“, „Entsagung“, sind gedankenreich, in einzelnen Strophen allerdings von ungenießbarer Härte, in andern mit epigrammatischer Schärfe zugespitzt. Die „Tristia ex ponto“, ziemlich bunt zusammengelesene Elegien, enthalten den horazisch stolzen Vers:

Zertritt mich auch der Fuß der nächsten Stunde,
Doch leb' ich ewig in der Nachwelt Munde.

In der Abtheilung „Heimat und Fremde“ befindet sich das Gedicht: „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom“, das für den Dichter so unheilvolle Folgen hatte. Erklärlich wurden dieselben durch des Dichters Begeisterung für Titus und Trajan, durch seinen Haß gegen Konstantin, der auf Roms Heldentrümmern der Kirche Thron erhob, und durch Strophen wie die folgenden:

Colosseum, Riesenschatten
Von der Vorwelt Machtkoloß!
Liegst nun da, in Todesmatten,
Selber noch im Sterben groß!

Und damit verhöhnt, zerschlagen
Du den Martertod erwarbst,
Mußtest du das Kreuz noch tragen,
An dem, Herrliches, du starbst!

Nehmt es weg, dies heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir;
Ueb'rall, nur bei diesen Leichen,
Ueb'rall stehe, nur nicht hier! —
Wenn ein Stamm sich losgerissen
Und den Vater mir erschlug,
Soll ich wol das Werkzeug küssen,
Wenn's auch Gottes Zeichen trug?

Im übrigen ist der Geist des Gedichts ziemlich undurchsichtig; nirgends schält sich ein Gedanke in harmonisch schöner Form los, und gleich der erste Vers zeigt metrische Mängel, schlechte Reime und ungelenke Wendungen in Fülle:

Seid gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt!
Obgleich nur noch Mondesschimmer
Einer Sonn', die nicht mehr ist.
Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wissen, was ihr wart;
Was ihr seid, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Da haben die italienischen Gedichte der ersten Abtheilung mehr Fluß und Stimmung, namentlich das Gedicht: „Zwischen Gaëta und Capua":

Schöner und schöner
Schmückt sich der Plan,
Schmeichelnde Lüfte
Wehen mich an;

Fort aus der Prosa
Lasten und Müh,
Zieh' ich zum Lande
Der Poesie.

Goldner die Sonne,
Blauer die Luft,
Grüner die Grüne,
Würz'ger der Duft!

Dort an dem Maishalm,
Schwellend von Saft,
Sträubt sich der Aloe
Störrische Kraft!

Oelbaum, Cypresse,
Blond du, du braun,
Nickt ihr wie zierliche
Grüßende Frau'n?

Grillparzer war ein eifriger Gegner der politischen Lyrik; gleichwol hat er eine nicht unbeträchtliche Zahl von politischen Gedichten geschaffen. Aber allen fehlt der Schwung, das hinreißende Dichterfeuer, wie es gerade die von Grillparzer getadelten politischen Lyriker besitzen; seine eigenen derartigen Gedichte sind nicht viel mehr als gereimte Zeitungsprosa mit oft sehr scharfen Urtheilen und nicht unglücklichen Pointen, aber ohne echte poetische Weihe. Er besingt Napoleon in zum Theil unmöglichen Versen:

Zum mind'sten wardst du strahlend hingestellt,
Zu kleiden unsrer Halbheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Hoheit, Ganzheit, Größe
Gedenkbar sei in unsrer Stückelwelt,
Die sonst wohl gar im eignen Nichts zerstöße,
Daß noch die Gattung da, die starker Hand
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand.

Welche Choliamben, welche schleppende Constructionen und prosaischen Wörter.

Aehnliche Verse finden sich in der für Polen begeisterten Hymne auf „Warschau", die neben den schwungvollen Polenliedern Platen's wie ein mühseliges Stammeln erscheint. Eine kleine Blumenlese von Versen mag die gereimte und schwerflüssige Prosa dieses Gedichts darthun:

Auch mochte dort man hülfreich sich erweisen,
Der eigne Vortheil blieb geschützt, bewahrt.
Kaum kniff ans eigne Fleisch das Rettungseisen,
Da ließ mit eins der Muth von seiner Art. . . .

Und wolltet ihr das Land, vom Rhein durchflossen,
Heimsuchen nicht mit Krieg, der immer hart,
Warum mit euern Grenz- und Ruhmsgenossen
Nach Stambul hin nicht lenken eure Fahrt? . . .

Dem Throne nah sitzt dort ein Mann seit Jahren,
Die glatte Stirn im Venusdienst gebleicht,
Dem Einfäll' lustig durchs Gehirne fahren,
Die ihm ein andrer auf Systeme reicht.

Noch ist in diesem Gedicht die „donnernde Anrede" an Preußen bemerkenswerth. „Die Neuerung vermählt sich gern dem Sumpf", ruft der Dichter dem Lande zu, das der „leider einz'ge seiner Fritze" immer „an der Bildung Spitze" dachte. Etwas besser als diese Bänkelsängerei sind die „Gedichte an Rußland" und an „Kaiser Joseph's Denkmal", obgleich die poetische Detailkritik auch in ihnen auf eine Menge von Unzulässigkeiten und Unerträglichkeiten stößt. Seine hochconservative Gesinnung sprach Grillparzer in dem Gedicht an den „Reichstag" (1849) aus:

Wohlan! werft um! reißt ein! macht euch nur laut!
Verkennt der Gottheit stillgeschäft'gen Finger,
Und das, woran Jahrhunderte gebaut,
Erklärt es als der Freiheit Sklavenzwinger.

Einzelne Verse gemahnen wie Sätze einer gereimten Doctordissertation:

Gab's eine ärmre je als unsre Zeit
An Männern und an Werken und an Geistern?
Und aus so Vieler Mittelmäßigkeit
Wollt ihr Vortrefflichkeit des Ganzen kleistern?

„Allein die Bildung sei jetzt allgemein!" —
Als wäre Bildung eine fert'ge Größe, u. s. f.

Grillparzer hatte ein Recht, auf die politische Lyrik zu zürnen; sie hat ihm selbst nur stroherne Kränze gereicht. Auch der letzte Abschnitt: „Vermischte Gedichte", kann das Urtheil nicht abschwächen, daß Grillparzer als Lieder-, Oden- und Elegiendichter nicht einmal jenen Grad schätzbarer Mittelmäßigkeit erreicht hat, der selbst geringern Talenten erreichbar ist; fast nirgends ist er siegreich im Ringen mit der Form, die meisten dieser Gedichte sind der Muse abgequält und abgeängstigt; ein schwerfälliger didaktischer Ton lähmt jeden Schwung. Dagegen verdient der Dichter als Epigrammatiker Anerkennung; für den lapidaren Stil des Epigramms hat er Schärfe und Prägnanz, und auch in seinen größern Gedichten bringt er es an einzelnen Stellen durch diese epigrammatische Schärfe zu geflügelten Worten. Es sind in diesen Gedichten zwei Strophen, die ein Echo im Munde des Volks und sprich- oder wenn man will, stichwörtliche Bedeutung gefunden haben. Die erste findet sich in dem „Abschied von Wien" (1843):

Schön bist du, doch gefährlich auch
Dem Schüler wie dem Meister,
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister!

die andere in dem Gedicht: „Feldmarschall Radetzky“ (Juni 1848):

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht blos um des Ruhmes Schimmer!
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer!

Grillparzer's Epigramme wollen wir zugleich mit seinen Aphorismen und Maximen in Prosa betrachten, da sie im Zusammenhang mit diesen uns die Weltanschauung des Dichters in ihrer Ganzheit darstellen.

Grillparzer hat namentlich über ästhetische Fragen viel nachgedacht; er hat in zahlreichen Aufzeichnungen seine Anschauungen über wichtige Probleme zu fixiren gesucht, und gerade in der eigensinnigen Selbständigkeit, mit welcher er seinen Gedankengängen nachhing, besteht der Vorzug seiner Aphorismen, Sentenzen und kleinen Abhandlungen. Grillparzer war kein Autoritätsgläubiger; er ließ sich nicht verblüffen, und in seiner Opposition gegen einzelne Ueberwucherungen des ästhetischen Cultus, wie gegen die Shakspearomanie und die übertriebene Anpreisung altgermanischer Dichtung traf, er vielfach das Rechte. Seine ästhetischen Grundsätze gehörten der Kant'schen Schule an; doch war er auch über die Schranken derselben und zwar in anderer Weise als Schiller hinausgegangen. Ueber das Schöne sagt er:

Die Schönheit ist die vollkommene Uebereinstimmung des Sinnlichen mit dem Geistigen. —

Schön ist, was durch die Vollkommenheit in seiner Art die Idee der Vollkommenheit im Allgemeinen erweckt. —

Schön ist dasjenige, das, indem es das Sinnliche vollkommen befriedigt, zugleich die Seele erhebt. Was dem Sinnlichen allein genug thut, ist angenehm. Was die Seele erhebt, ohne durch das vollkommene Sinnliche dahin zu gelangen, ist gut, wahr, recht, was man will, aber nicht schön.

Wenn Grillparzer weiterhin sagt: „Die volle Uebereinstimmung eines Gegenstandes mit unserm Erkenntnißvermögen ist ein Begriff“, so umschreibt er doch nur die Hegel'sche Bestimmung; im Grunde hat er Kant nur durch Hegel überwunden, obgleich er an einer andern Stelle die Hegel'sche Philosophie „die monströseste Ausgeburt des menschlichen Eigendünkels nennt“, und meint, daß sie noch immer als alma en penas in der Geschichte und in der Aesthetik spuke:

Die Aesthetik wird hemmend, da sie das Zusammenspiel aller menschlichen Kräfte der Gesetzgebung einer einzelnen, der Denkkraft, unterwerfen will, die zwar alle andern überwachen soll, aber nur da entscheidende Macht hat, wo auch die Gründe und Fälle der Entscheidung auf ihrem eigenen Gebiete vorkommen. Daß, nachdem man die Methode Hegel's verworfen hat, man noch immer seine Resultate beibehält, liegt einerseits darin, daß die gegenwärtige Generation unter dem Einfluß seines Systems herangewachsen ist, andererseits aber darin, daß diese Resultate der menschlichen Eitelkeit schmeicheln.

An Schelling erinnert wiederum der Ausspruch: „Darum ist in der Kunst das Bewußtlose das Höchste; weil auch in der Natur der bewußtlose Zweck der herrschende ist.“ Grillparzer erscheint in seinen ästhetischen Axiomen als geistreicher Eklektiker, einzelne seiner Entwickelungen, namentlich die über die „Naturnachahmung“, sind durchaus scharfsinnig. Wir theilen eine derselben mit:

Man hat die Kunst eine Nachahmung der Natur genannt. Warum sollten wir aber etwas nachmachen, das wir schon ohnehin in der Wirklichkeit besitzen? Die Porträtmalerei ahmt die Natur nach, damit wir einen Gegenstand selbst dann, wenn er von uns entfernt ist, vor uns haben können. Wie tief steht aber die Porträtmalerei auf der Stufe der Künste! Und wäre die Kunst überhaupt nichts als das? Sie ist auch keine Verschönerung der Natur: denn wer könnte die Natur im einzelnen schöner machen als sie ist. Vergleicht einen gemalten Baum mit einem lebendigen, eine beschriebene Landschaft mit einer wirklichen, die mediceische Venus mit eurer Geliebten! Was ist denn also die Kunst? Sie ist die Hervorbringung einer andern Natur als die, welche uns umgibt, einer Natur, die mehr mit den Forderungen unsers Verstandes, unserer Empfindung, unsres Schönheitsideals, unsers Strebens nach Einheit übereinstimmt. Wenn wir dabei die äußere Natur nachahmen, so geschieht es nur, weil wir unserer Schöpfung auch eine Existenz geben und sie von einem leeren Traumbild unterscheiden wollen.

Sehr treffend spricht Grillparzer über die Begriffe originell, genial, Talent, Genie, Dilettantismus u. a. Wir heben noch die folgenden vier, mit vieler Schärfe ausgeprägten Aphorismen hervor:

Allerdings ist es falsch, daß die Form das Höchste in der Kunst sei, aber das Höchste in der Kunst ist nur insofern etwas, als es in der Form erscheint; d. h. insofern es der Künstler nicht blos gedacht und empfunden, sondern das Dargestellte auch adäquat dargestellt hat. —

Jede Entfernung von der Natur in der Kunst ist entweder Stil oder Manier. Stil, wenn die Entfernung nach den Forderungen des Ideals geschieht; Manier, geschieht sie aus was immer für einem andern Gesichtspunkte. —

Die sogenannte moralische Ansicht ist der größte Feind der wahren Kunst, da einer der Hauptvorzüge dieser letztern gerade darin besteht, daß man durch ihr Medium auch jene Seiten der menschlichen Natur genießen kann, welche das Moralgesetz mit Recht aus dem wirklichen Leben entfernt hält. —

Wer das Schöne weder weiß noch fühlt, ist ein Tropf; wer es fühlt, ein Liebhaber; wer es weiß, ein Kunstphilosoph; wer, was er davon fühlt und weiß, auszuführen strebt, ein Dilettant; wer es ausführt, ein Künstler.

Der Abschnitt: „Zur Poesie im allgemeinen“, sucht besonders die Grenzen zwischen Poesie und Prosa festzusetzen und findet das Grundübel der neuern Poesie darin, daß sie sich zur Prosa neigt. Er unterscheidet im Heer der deutschen Poesie schwere und leichte Reiterei und Fußvolk:

Der größte Theil der Dichter gehört zum Fußvolk. Sie sind zwar wie die Reiter und noch dazu meistens schwer gerüstet, haben aber keine Pferde. Sie begnügen sich daher, mit den Füßen zu trappeln und dazu in die hohle Faust Schnetterdeng, Schnetterdeng zu blasen. Die gefeiertsten Dichternamen der neuern Zeit gehören zu dieser Abtheilung. In ihrer Fahne führen sie eine Rose mit einem ganz kleinen p davor.

Wenn Grillparzer hier von den neuen Realisten spricht, so trifft er jedenfalls die Wahrheit; im übrigen zeigt er sich höchst einseitig bei der Beurtheilung der neuern Dichtung. Mit Recht betont er, daß man in der Poesie die Gattungen nicht mischen soll, weil jede ihren eigenen Standpunkt der Anschauung, einen andern Grad der Verkörperung mit sich führt und erfordert.

In seinen geflügelten Xenien zur „Poesie und Musik“ vertritt Grillparzer ähnliche Anschauungen in scharf epigrammatischer Form; wir theilen eine kleine Blütenlese derselben mit:

Weil die Welt ein Wunder ist,
Gibt's eine Poesie;
Was ihr nach seinen Gründen wißt,
Reicht an ein Dasein nie.

Was echte Poesie
So hoch vor allem stellt:
Sie ist der ganze Mensch
Und auch die ganze Welt.

Erklärung.

Fragt ihr mich, was das Schöne sei?
Seht zu, ob ich's verfehle.
Ein Gleichniß beut die Liebe mir:
Es geht vom Körper aus gleich ihr,
Und endigt in der Seele.

Aesthetiker.

Nach Gründen suchen ist eure Schwäche,
Die Kunst lebt im Vollen und im Bunten,
Der Grund ist auch eine Oberfläche,
Nur nach unten.

Begabung.

Bildung ist das Gleichgewicht,
Talent ist ein Uebergewicht,
Der Schwerpunkt nach Einer Richtung,
In Thätigkeit und Dichtung.

Laßt mich mit euerm Publikum
Und euern gebildeten Leuten,
Sonst waren nur immer die Dummen dumm,
Jetzt sind es auch die Gescheiten.

Frag' ich, was wirksam übrigblieb
Der deutschen Literatur,
So stehen zwei zu oberst an:
Skandal und Caricatur.
Kein Wunder! Wo sich dein Reiz verlor,
O heilige Natur!

Die dramatische Poesie erklärt Grillparzer mit Aristoteles für die höchste, ja die einzige Poesie; natürlich beschäftigt er sich auch eingehend mit ihr, die er ja stets als seine Hauptlebensaufgabe angesehen hatte. „Das Drama lügt eine Gegenwart", „die Wirklichkeit zwingt" — mit diesen Schlagwörtern bahnt der Dichter seinen weitern Untersuchungen den Weg; er fordert von dem dramatischen Dichter: scharfen, sichtenden Verstand zur Motivirung und Begründung; bildliche Phantasie, welche empfindet und darstellt; endlich Empfindung, im Verstande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet. In dem Mangel der letztern sucht Grillparzer die Hauptschwäche der Deutschen, was um so trauriger sei, da das Geheimniß der Composition damit allernächst zusammenhänge; die Deutschen könnten nicht componiren, namentlich nicht mehr in neuerer und neuester Zeit. Grillparzer schiebt die Schuld hiervon dem Misbrauch der Gelehrsamkeit und der Misachtung der Rechte des Publikums zu. Namentlich hebt er die Uebertreibung der Forderungen an die Production als eine Ausgeburt falsch angewendeter Gelehrsamkeit hervor:

Daß nun niemand erreichen konnte, was gefordert ward, setzt die Fordernden scheinbar hoch hinauf über die nach Erfüllung Strebenden, d. h. die Kritik über die Production, was allemal und jederzeit ein sicheres Zeichen des Verfalls der Kunst war. Ja selbst ein Theil des Publikums fand die dauernde Stellung auf den unfruchtbaren Höhen des Ueberschwenglichen lohnender für das Selbstgefühl, als die Unterordnung, die jeder übernimmt, der einen Eindruck auf sich wirken läßt, und der Dichter fand ablehnende Grübler, wo er dankbare Zuhörer vorausgesetzt hatte.

Beachtenswerth ist, was Grillparzer über die „strenge Causalität" sagt, in welche er das Wesen des Dramas setzt, ebenso seine Bemerkungen über das geschichtliche Drama:

Ein historisches Drama in dem Sinne statuiren, daß der Werth desselben in der völlig treuen Wiedergabe der Geschichte bestehe, ist ebenso lächerlich, als wenn man einst die Aufgabe der Kunst im allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur suchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geschichte) ist Natur wie die leblose, und beide Bestreben sind eins so absurd und prosaisch als das andere. —

Die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte besteht hauptsächlich darin, daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raume der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht.

Diese Betrachtungen werden durch einzelne Xenien des ersten Bandes ergänzt:

Historisches Drama.

Es stellt sich gar so heimisch dar,
Wie ein wackrer alter Bekannter,
Das Stück ist Geschichte ganz und gar,
Nur etwas ennuyanter.

Dramaturgisch.

Trotz allem Bemühn eurer Bühnenberather,
Fehlen noch drei Dinge zum deutschen Theater,
Danach seht euch zum Schluß noch um:
Schauspieler, Dichter und Publikum.

Die „Aphorismen" Grillparzer's über Musik gehen vom Standpunkte scharfer Sonderung der einzelnen Künste, namentlich der Musik und der Dichtkunst, aus, ein Standpunkt, welcher die schärfste Opposition gegen die Richard Wagner'sche Richtung kennzeichnet; er protestirt dagegen, daß man die Musik bei der Oper zur bloßen Sklavin der Poesie machen wolle; wo die Poesie aufhört, fängt die Musik an:

Wäre die Musik in der Oper nur da, um das noch einmal auszudrücken, was der Dichter schon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein lesen, denn die Musikbegleitung wäre in diesem Falle denn doch nur ein Kunststück, ein Gauklerversuch, mit andern, scheinbar unzureichenden Darstellungsmitteln das zu erreichen, was der andere leichter, verständlicher und genügender schon erreicht hat.

Sehr ironisch persiflirt Grillparzer die Wagner'sche Ouverture zum „Tanhäuser", wie überhaupt die Programmmusik; er ist für Mozart unbedingt begeistert, für Beethoven mit Einschränkung. So singt er ironisch in dem Berlioz-Festlied:

Und hält sie Mozart noch behext,
Sein Reich soll bald verschwinden;
Wir denken mit der Quint' und Sext,
Bei ihm war's blos Empfinden.

Beethoven erst hob sich vom Staub,
Drum sei er unser Lehrer,
Heißt das: von da an, wo er taub;
So wünschen wir die Hörer.

Aehnliche Tendenz haben Epigramme wie die folgenden:

Geläng's der Tonkunst je, zu sprechen,
Wär' sie verpfuschte Poesie!

Einem Compositeur.

Dein Quartett klang, als ob einer,
Der da hackt in dumpfen Schlägen
Mit drei Weibern, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner'.

Der Compositeur.

Man sagt, du verachtest die Melodie,
Schon das Wort erfüllt dich mit Schauer;
So ging's auch dem Fuchs, dem enthaltsamen Vieh,
Der fand die Trauben sauer.

Die kleinen Aufsätze und Bemerkungen Grillparzer's „Zur Literargeschichte" sind ebenfalls von einem festen und bestimmten Standpunkte aus geschrieben; er geht den Ausschreitungen gewisser Richtungen, namentlich dem übertriebenen Shakspeare-Cultus und der allzu hohen Schätzung mittelhochdeutscher Poesie in verdienstlicher Weise zu Leibe. Seine Urtheile über unsere großen Classiker treffen den Nagel meistens auf den Kopf; aber gegenüber der neuern Poesie, soweit sie nicht flacher Realismus, sondern aus dem Geiste des Jahrhunderts herausgeboren ist, verharrt er in einer ablehnenden Stellung, in schroffen und verkehrten Urtheilen.

Einem Literarhistoriker wie Gervinus rühmt er nach, daß derselbe gesunden Menschenverstand besitze, ein Vorzug, der in dem literarischen Deutschland immer seltener zu werden anfange; die schlimme Eigenschaft von Gervinus sieht er darin, daß er von seinem Gegenstande nicht das Geringste verstehe. Da ist freilich auch der gesunde Menschenverstand ein zweifelhafter Vorzug; denn wo er Renonce ist, kann er keine Stiche machen. Daß Gervinus keinen poetischen Sinn hat, ist ganz fraglos. Im Tadel des Gervinus geht Grillparzer selbst über die Schranken hinaus, die sonst seiner eigenen Anschauung gesteckt sind. Er sagt in Betreff des abgeschmackten Raths, den Gervinus den jetzt lebenden Dichtern gibt, durch funfzig Jahre ihre poetischen Arbeiten einzustellen:

Wie, wenn sämmtliche Kunstphilosophen, Kunsthistoriker, und wie die Fortschrittsapostel heißen mögen, die aus Verzweiflung, in ihrem eigenen Fache etwas leisten zu können, sich centaurenartig auf dem Boden der Poesie herumtummeln, es versuchten, funfzig Jahre lang Ruhe zu halten? Ich glaube wenigstens voraussagen zu dürfen, daß der zerstampfte Boden wieder von neuem grünen und Blüten der Poesie hervortreiben würde, die, wenn auch nicht vom feinsten Aroma, doch immer beitragen würden, der von den Winterstürmen der Zeit bedrängten Gegenwart eine heilsame Frühlingserholung zu verschaffen. Man verweise hierzu nicht auf die Werke der Vergangenheit, die eben vorher als die poetischern gepriesen worden sind; der Gefühlsausdruck einer fremden Zeit kann immer nur mit Abstraction genossen werden, was natürlich nur die Sache weniger ist. Die Masse, im guten Sinne, wird doch nur von demjenigen angeregt, worin sich ihre eigene nächste Empfindungsweise ausspricht und verklärt. Die Zeit, die versäumt, ihre eigenen Anschauungen zu bilden und zu gestalten, fällt, indem sie der Gemeinheit aus dem Wege geht, der Pedanterie in die Arme.

Diese Rücksichtnahme auf die eigene nächste Empfindungsweise der Zeit, auf die Gestaltung ihrer eigenen Anschauungen — das ist ja eben das moderne Princip, welches Grillparzer sonst bekämpft, wo es ihm entgegentritt. So geiselt er sehr scharf das Junge Deutschland, das Unwesen der sogenannten „jungen Literatur", er nennt sie einen Unsinn, eine Verrücktheit; er rühmt ihr nach, daß dadurch ein anderer Unsinn, „die faselnd-mittelalterliche, selbsttäuschend-religiöse, gestaltlos-nebelnde, Tieckisch- und Menzlisch-unfähige Periode" bekämpft worden sei. Er nennt diese junge Schule frech, und lobt an ihr nur, daß sie sage, was sie denke, und insofern als eine Art Pferdecur zu brauchen sei. Sein Urtheil über Heinrich Heine lautet:

Heine ist für jeden Fall eine sehr begabte Natur. Erstens hat er viel Verstand, eine neuerer Zeit unter den deutschen Literatoren sehr seltene Eigenschaft. Sein Talent ist vorzugsweise satirisch, verspottend, in welcher Richtung auch seine Einbildungskraft höchst objectiv, bildlich ist. Was seine Poesie, als Ausdruck der Empfindung, betrifft, so hatte er wol in seiner Jugend, der überhaupt edlere Gefühle eigen sind, poetische Erhebungen, die, verstärkt durch den Einfluß fremder Productionen, namentlich Goethe's, einige wahrhafte Gedichte zu Stande brachten. Das verlor sich bald, und erst am Ausgange eines dissoluten Lebens, aufs hoffnungslose Krankenlager geheftet, kam eine abgenöthigte Einkehr in sich selbst, eine Erinnerung an die Jugendgefühle, vielleicht ein Wunsch, die eigene Nichtswürdigkeit vor sich selbst zu verbergen, über ihn, daher man auch von seinen Versen nur die ersten (in den „Reisebildern") und einige seiner letzten als Gedichte ansprechen kann, indeß man die aus der mittlern Zeit, wenn sie nicht verspottend sind, geradezu als schlecht bezeichnen muß. Wie es aber mit der Wahrheit der Empfindung, der eigentlichen Quelle der Poesie, bei ihm steht, zeigt sich schon daraus, daß er die scheinbar wärmsten Ergüsse meistens durch eine Unfläterei oder ein hanswurstisches Anhängsel selbst wieder vernichtet und lächerlich macht.

Von Platen heißt es:

Es ist etwas Trockenes und Dürres in Platen's Gedichten. Nicht als ob ihm Empfindung abginge, aber er empfindet nicht, während er schreibt, sondern schreibt, wenn er schon empfunden hat.

Ueber Freiligrath's „Gedichte" sagt Grillparzer:

Diese Gedichte sind wie ein schönes Theater mit prächtigen Kleidern und Decorationen, aber ohne Schauspieler. Oder wie die Welt, ehe noch der Mensch erschaffen war.

Eingehendere Beurtheilungen widmet Grillparzer zwei österreichischen Dichtern, Feuchtersleben und Raimund, sowie er auch seinem frühern Gönner Schreyvogel ein Erinnerungsblatt weiht. Von Nikolaus Lenau heißt es:

Nikolaus Lenau's Gedichte haben wunderliche Eigenschaften. Ein unleugbares poetisches Talent, das manchmal sogar ans Bedeutende streift. Der Vers gut gebaut, obwol er sich selten bis zum Rhythmus erhebt. Der Verlauf der Empfindung oft untadelhaft, nur daß selten ein Ganzes der Empfindung daraus wird; denn wenn es nun darauf ankommt, die einzelnen Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln, schnappt das Ganze falsch ab, und irgendein fern Herbeigeholtes oder Wunderliches stempelt, was wir bis dahin für gedacht und empfunden gehalten hatten, zur hohlen Grübelei. Der Ausdruck findet fast immer ein schickliches, selten aber das prägnante Wort. Dabei herrscht eine unselige Schwermuth vor, d. h. eine solche, die sich nicht durch das Gedicht kopfaufwärts befreien, sondern kopfabwärts tiefer hineinarbeiten will. Das alles verbreitet einen Qualm über diese Gedichte, der mir wenigstens, bei aller Anerkennung, höchst widerlich ist.

Für die Parallele zwischen Goethe und Schiller findet Grillparzer in seinen Aphorismen sehr prägnante Wendungen:

Goethe mag ein größerer Dichter sein, und ist es wol auch. Schiller aber ist ein größeres Besitzthum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Misbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen, und die Ueberfülle des Ausdrucks, die man ihm zum Fehler

anrechnen mochte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können.

Schiller's Gattung, meint Grillparzer, war die höhere, aber Goethe war als Individuum größer. Auf Schiller's Werke geht unser ästhetischer Grübler nicht weiter ein; aber über Goethe's Werke, unter denen er solche von strenger und von loser Form unterscheidet, über die „Iphigenie“, „Die Geschwister“, über „Wilhelm Meister“, die „Wanderjahre“, die wie der zweite Theil des „Faust“ für kein Gedicht erklärt werden, den „Briefwechsel mit einem Kinde“, „Die Wahlverwandtschaften“, die „Gespräche mit Eckermann“ verbreitet sich Grillparzer mit warmer Theilnahme.

In Bezug auf Shakspeare läßt er sich mancherlei Ketzereien zu Schulden kommen; er verwirft seine lyrischen und epischen Gedichte, tadelt das Manierirte, ja Kalte und Spitzfindige in denselben, meint, daß man die Sonette auf sich beruhen lassen könne, da sie Shakspeare's Ruhm nichts beifügen und, aufs beste gedeutet, nur Bedauern erwecken könnten. „In seinen streng historischen Stücken“, sagt Grillparzer, „eilt Shakspeare oft sehr rasch über die wichtigsten Momente, Entschlüsse und Sinnesumkehrungen hinweg; da sie, als unzweifelhaft und historisch gewiß, sich selbst rechtfertigten und seinen Zuschauern geläufig waren, so hielt er sich nicht lange mit ängstlicher Motivirung auf.“ Bei Besprechung des „Othello“ macht Grillparzer einige sehr treffende Bemerkungen über Shakspeare's Darstellungsweise; er sucht es zu erklären, daß die Naturwahrheit in seinen Dramen nicht überall und jederzeit gefühlt worden ist, daß Voltaire, ein so begabter Mann, als je einer in der Welt war, ziemlich abschätzig von Shakspeare sprach, und daß der zweitgroße Dichter Englands, Lord Byron, dem es an Sinn für Naturwahrheit keineswegs fehlte, von den Vorzügen seines großen Landsmannes nichts weniger als durchdrungen war. Und diese Erklärung findet er darin, daß Shakspeare häufig ein compendium, ein précis, ein abrégé der Natur gibt, statt dieser selbst. Wozu kaum fünf Acte ausgereicht hätten, das würde z. B. im „Othello“ in den Raum eines einzigen zusammengedrängt; Desdemona, welche im Stück fast als ein Engel an Reinheit erscheine, entfliehe doch heimlich aus dem Hause ihres Vaters; man könne sich da genügende Möglichkeiten denken, Shakspeare hätte aber durch Angabe des von ihm gedachten Verlaufs diese Inconsequenz aus dem Wege schaffen müssen; Jago's Charakter sei unmöglich. Dann fährt Grillparzer fort:

Da wären denn eine Menge Fehler! Wie kommt es denn aber, daß wir bei der Darstellung oder bei gehöriger Lesung von diesen Fehlern gar nicht gestört werden, daß sie wie lauter Vortrefflichkeiten auf uns wirken? Shakspeare's Wahrheit ist eben eine Wahrheit des Eindrucks und nicht der Zergliederung. Die Prägnanz der Ausführung, die Gewalt seiner Verkörperung ist so übermächtig, daß wir an die Möglichkeiten gar nicht denken, weil die Wirklichkeit vor uns steht. Die Gabe der Darstellung in diesem Grade hat alle Vorrechte der Natur, die wir anerkennen müssen, auch wo wir sie nicht verstehen.

Zu diesen Abkürzungen der Natur ist er aber wahrscheinlich durch sein Publikum gezwungen worden, das bunte Begebenheiten und keine psychologischen Weitläufigkeiten wollte. Zugleich durch den Inhalt seiner Stoffe, die er fertig vorfand, als Wirklichkeiten aufnahm und von denen er nur höchst selten abwich.

Wir aber, die wir Aehnliches mit unendlich geringern Kräften anstreben, mögen uns dieser Fehler nur bewußt werden, und in Shakspeare ein Vorbild, aber nicht ein Muster erkennen. Nur dem Gange des Genies folgt das Gefühl der Nothwendigkeit auf dem Fuße nach; wir andern müssen Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit fest im Auge behalten und werden nur überzeugen, wo wir uns rechtfertigen können.

Aehnlicher Ketzereien macht sich Grillparzer schuldig in Betreff der mittelhochdeutschen Epen. Er protestirt gegen den Begriff von Volksepen; die „Nibelungen“ nennt er „Hofpoesie“, das Volk habe niemals etwas davon zu hören bekommen als die alten Sagen, Märchen oder vielleicht Lieder, die der Erfindung zu Grunde lagen. Walther von der Vogelweide will er nicht einen eigentlichen Dichter nennen, da ihm dichterische Phantasie und Glut ganz fehle; Verstand und Empfindung könne man ihm nicht absprechen. Weiterhin sagt er:

Man thut nichts Gutes, wenn man die „Nibelungen“ in neue Sprachen übersetzt. Es wirft sich dann die Roheit des Ganzen blos auf den Inhalt und Stoff, die dadurch unleidlich werden. In der unbehülflichen Sprache des Originals aber zeigt sich erst das unvergleichliche Verdienst des Dichters, der in einer so brutalen Zeit der wahren Poesie — was Auffassung, Charakteristik und selbst Composition betrifft — wenigstens so nahe kam.

Die „Volkslieder“ nennt er

Wiesenblumen, die, wenn man sie im Felde ohne Pflege und Cultur aufgewachsen antrifft, erfreuen, ja entzücken; in den Gärten, zwischen Rosen, Nelken und Lilien versetzt, sind sie nicht viel besser als Unkraut.

Eine eingehende Analyse der Dramen des überfruchtbaren Lope de Vega, welche den größten Theil des achten Bandes der „Sämmtlichen Werke“ ausfüllt, zeugt für die außerordentliche Vorliebe, welche der österreichische Dichter dem spanischen zugewendet hat, ohne daß er blind wäre gegen die Mängel, welche die Schnellfertigkeit Lope's mit sich brachte. Die Anregungen, welche Grillparzer selbst, ebenso wie Zedlitz, Friedrich Halm und die andern Häupter des dramatischen Parnasses der spanischen Dramatik verdankten, sind längst anerkannt; gleichwol tritt bei der Analyse der Dramen Lope's und bei dem warmen Ausdruck der Sympathien Grillparzer's für den Spanier uns dieses „geistige Band“ wieder recht lebhaft entgegen. Hat doch Lope auch verwandte Stoffe, wie die Geschichte Ottokar's „La imperial de Oton“ behandelt und zwar in verwandter Weise, und den Stoff zu seiner „Jüdin von Toledo“ hat Grillparzer ebenfalls einem Drama von Lope: „Las pazes de los reyes y la Judia de Toledo“, entlehnt, das er für eins der besten Stücke dieses Autors erklärt. Bei der Analyse der einzelnen Dramen geht Grillparzer indeß durchweg kritisch zu Werke; es sind in der Regel nur einzelne Acte, die vor ihm Gnade finden, einzelne geniale Züge, selten die ganzen Werke. Daß der gesunde Menschenverstand mitunter in den Stücken Lope's zu kurz komme, gibt Grillparzer zu, ebenso daß er in der Erfindung der Hauptverwickelungen oft schreiend unwahrscheinlich sei; aber er rühmt seine vortreffliche Erfindung kleiner Nebenmotive, die Vorzüge des Dialogs und der Charaktermalerei, den Gedankenreichthum, mit welchem alle Lebensverhältnisse berührt werden.

Wir haben Grillparzer's kritische Anschauungen meistens ohne Interpellationen vorgeführt; sie sollten uns ein getreues Bild des ästhetischen Codex geben, der seinen

Schöpfungen zu Grunde lag. Ein großer Theil dieser Aufzeichnungen hat indeß gewiß ein späteres Datum als seine dramatischen Werke. Wir erhalten den Eindruck eines scharfen Kopfes, dem es hoher Ernst ist mit der Kunst, der sich in allen Schöpfungen der Literatur zu orientiren sucht, ohne sich durch irgendwelche Autoritäten blenden zu lassen; ja die geistige Bedeutung Grillparzer's tritt aus seinen ästhetisch-kritischen Monologen uns überzeugender entgegen, als aus seinen poetischen Werken. Dies Denken eines grüblerischen, scharfen Geistes kam nicht recht in poetischen Fluß, es krystallisirte mehr in epigrammatischen Eisspitzen; es blieb eine Kluft zwischen dem Denken und Schaffen dieses einsiedlerischen Mannes. Die Lösung des Räthsels gibt uns seine Selbstbiographie: es war die Stickluft des Metternich'schen Oesterreich, welche die Entfaltung seines Talents hemmte.

Die Studien „Zur Philosophie und Religion" beweisen, daß Grillparzer sich mit derartigen Problemen sehr eingehend beschäftigte. Ueber Spinoza, Kant, Schelling, Hegel finden sich treffende Bemerkungen; vieles erinnert an den „Alten und neuen Glauben" von David Strauß; so z. B. was er über den jüdischen Monotheismus und sein Verhältniß zum Polytheismus sagt. Für den unabhängigen Freisinn Grillparzer's sprechen Aphorismen wie die folgenden:

Und wenn die Menschen einen Gott denken können, so ist dieser Gedanke schon ein Gott; vielleicht aber auch kein anderer Gott als dieser Gedanke. —

Es ist höchst wahrscheinlich ein Mittelpunkt und Complex des Göttlichen, wol gar ein Anordnendes, Schaffendes, dem wir aber vielleicht näher kommen, wenn wir sagen: es ist kein Gott, als wenn wir nach unsern Begriffen aussprechen: es ist ein Gott. —

Könnte nicht ein Atheist sagen: die Idee der Gottheit sei eine rein formale? Ohne Inhalt, blos durch die Technik in der Einrichtung des menschlichen Verstandes bedingt? Wenn der menschliche Geist so eingerichtet ist, daß er seiner Natur nach von Wirkung auf Ursache schließen, von der Mannichfaltigkeit zur Einheit dringen muß, so wäre ja wol möglich, daß er noch fortschließt und fortsubsumirt, wenn er, ihm unbewußt, in eine Sphäre geräth, wo andere Grundlagen ganz andere Resultate bedingen, wo ihm ganz eigentlich der Stoff ausgeht und seine mechanisch fortgehenden Functionen gleich sind denen eines leeren Magens, oder einer Mühle, die, einmal in Gang gesetzt, fortmahlt, wenn auch alles Getreide bereits verschroten und kein neues aufgeschüttet worden ist.

Die „Politischen Studien" (Band 9) enthalten eine Charakteristik des Fürsten Metternich, den Grillparzer nie für einen großen Staatsmann gehalten hat, staatsrechtliche Excurse, vorzugsweise auf Kant'scher Grundlage, Aphorismen zur Geschichte, besonders über den Nutzen des Studiums der Geschichte und zur Zeitgeschichte, sowie einzelne Unterschriften zu den Porträts historischer Charaktere — alles von epigrammatischer Schärfe und Prägnanz, in welcher die Eigenthümlichkeit des Grillparzer'schen Prosastils besteht.

Rudolf Gottschall.

Max Müller's „Essays".

Essays von Max Müller. Dritter Band: Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographik und Alterthumskunde. Mit einem Anhange: Briefe von Bunsen an Max Müller aus den Jahren 1848—59. Aus dem Englischen mit Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Felix Liebrecht. Leipzig, Engelmann. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch der dritte Band dieser „Essays" hat durch einen so berufenen Uebersetzer wie Liebrecht eine Bürgschaft ebenso wol für seinen Werth wie für seine möglichst würdige Uebertragung in das Vaterland seines Verfassers erhalten. Eine so hervorragende wissenschaftliche Größe wie Max Müller durfte mit Fug darauf rechnen, daß alles, was er selbst der Sammlung und Veröffentlichung würdig fand, auch im deutschen Publikum eine achtungsvolle Aufnahme finden werde.

Im Vergleich mit den beiden frühern Bänden der „Essays" möchte man diesem eine besondere Beziehung auf das englische Publikum zuerkennen. Dessen Bildungsstandpunkt und Bildungsinteressen sind für eine Anzahl hier zusammengestellter Abhandlungen und Aufsätze in höherm Grade maßgebend, als es für den Inhalt der frühern Bände gilt, die zwar auch zunächst englische Zuhörer und Leser als ihr Forum voraussetzen, aber doch diese gleichsam vom internationalen oder kosmopolitischen Standpunkte der Wissenschaft aus als Publikum in abstracto behandeln. Gewiß wird auch ein solcher enger begrenzter Horizont die Wirkung des Buchs nicht vermindern, am wenigsten in Deutschland, wo man herkömmlich gewöhnt ist, in weitgehender Selbstentäußerung allen fremden Individualitäten des praktischen Lebens oder im Reiche der idealen und intellectuellen Gestaltungen liebevoll sich hinzugeben, und sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit bemüht, ihrer Eigenart, auch wenn sie noch so fremdartige Ecken und Kanten zeigt, sich anzuschmiegen.

In unserm Falle tritt noch etwas hinzu, was für uns Deutsche eine eigenthümliche Anziehungskraft haben muß. Die Mehrzahl der Abhandlungen dieses Bandes wendet sich vom englischen Standpunkt aus, oder richtiger für den englischen Standpunkt, zu Thematen, die der deutschen Literatur, der deutschen Sittengeschichte, dem deutschen Leben überhaupt entnommen sind. So die folgenden: „Die deutsche Literatur", ursprünglich die Einleitung zu einem englischen Handbuch für das wissenschaftliche Studium des Deutschen in der Art von W. Wackernagel's Lesebuch gedacht, aber nach den besondern Bedürfnissen des Ortes modificirt; dann „Der Minnesang", „Das Narrenschiff", „Leben Schiller's", „Ueber die Sprache und Dichtkunst Schleswig-Holsteins", 1864 entstanden, worin es galt, eine Unzahl eingewurzelter Vorurtheile gerade des gebildeten Engländers zu bekämpfen, was hier in der urbansten Form, aber mit durchdringender Schneidigkeit und gewiß nicht ohne einigen Erfolg geschehen ist. Zwar sollte es sich von selbst verstehen, daß ein Deutscher, wo immer in der Fremde er auch weilen und welche Vorurtheile er sich gegenüber

sehen mag, die Mahnungen des nationalen Gewissens und der nationalen Ehre nicht verleugnet, sondern sie unter allen Umständen und gegen jedermann mit ernstem Nachdruck, der doch sehr weit von der anmaßlichen Selbstüberhebung anderer Nationen entfernt ist, durchsetzt. Leider kennen wir aber die Schwäche und weiche Connivenz, die kindische Eitelkeit so vieler unserer Landsleute daheim und in der Fremde, und wissen, wie sehr sie sich selbst und, was noch etwas ganz anderes ist, die Ehre ihrer Nation wegwerfen oder doch sich in vorsichtiges Schweigen hüllen, wo dieselbe wegwerfend behandelt wird. In unsern Augen steht die mannhafte Würde, mit welcher hier und bei andern Veranlassungen Max Müller für das gute Recht seines Vaterlandes eingetreten ist einem Publikum gegenüber wie das englische, das es noch unliebsamer wie jedes andere aufnimmt, wenn es aus dem bequemen Gleise seines vorurtheilsvollen Autoritäts- oder Parteiglaubens gedrängt wird, unendlich höher als alle seine wissenschaftlichen Verdienste und die feine und reiche Ausbildung seines Geistes, obwol wir gewiß zu den aufrichtigsten Bewunderern dieser seiner eminenten Eigenschaften zählen.

Indem wir anderes übergehen, lenken wir das Interesse der Leser hauptsächlich auf die zwei größten Abschnitte dieses Bandes. Der eine „Ueber die Wanderung der Märchen" behandelt ein Lieblingsthema der neuesten, wenn man sie so nennen darf, internationalen Literatur- und Culturforschung. Es geschieht hier, entsprechend dem Wesen eines Vortrags vor einem hochgebildeten, aber doch nicht aus Fachgenossen bestehenden Zuhörer- oder später Leserkreise, auf eine ungemein faßliche, ebenso gründliche, wie plastisch anschauliche Art. Mag es sich darum hier auch mehr um die deutliche und klare Präcisirung der bisherigen Ergebnisse dieser vielverschlungenen Forschungen und nicht um ihre selbständige Weiterführung handeln, so fehlt es doch auch nicht daran, und es ist immerhin für den eigentlichen Mann vom Fach wichtig zu wissen, welche Stellung ein so hervorragender und scharfsinniger Kenner der Sprachen und der Literatur zu einem und dem andern schwierigen noch ungelösten Probleme einnimmt, wenn dieselbe hier auch nicht mit dem ganzen schweren Apparat des gelehrten Materials begründet, sondern nur durch einzelne Grundpfeiler gefestigt sein kann.

Der andere, besonders für deutsche gebildete Leser anziehende Abschnitt ist die Correspondenz Bunsen's mit Müller, der dem ersten nicht nur in inniger persönlicher Pietät und treuester Freundschaft verbunden war, sondern auch durch allseitige Förderung der großen sprach- und geschichtsphilosophischen Arbeiten Bunsen's sich den Dank nicht blos dieses Mannes, sondern aller der zahlreichen Leser verdient hat, die in Deutschland und England der genialen Productivität des deutschen Staatsmannes, Philosophen und Theologen gerecht zu werden verstanden. Die Originalität des wissenschaftlichen, aber auch des rein menschlichen Kerns in Bunsen tritt kaum irgendwo in der Fülle der unzähligen Briefe, welche die bekannte Lebensbeschreibung von der Hand seiner Gattin enthält oder die anderwärts gedruckt sind, so energisch und leicht faßlich hervor wie in diesen wahrhaft intimen Ergießungen an einen ebenbürtigen Geist.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die Uebersetzung von W. Lübke's „Geschichte der Bildhauerei" von Miß Bunnet gibt der „Saturday Review" vom 8. Februar Anlaß zu einigen curiosen, von großer Ueberhebung der Engländer zeugenden Bemerkungen über deutsche Kunstschätzung und Schreibart. Der Recensent sagt zwar am Anfang: „Dieses Buch verdient die von der Uebersetzerin darauf verwendete Mühe besser, als die traurigen Gemeinplätze von Herrn Grimm's «Leben Michael Angelo's», welches denselben Namen auf dem Titelblatte trägt." Er fügt aber hinzu: „Wir werden zwar unser Lob sofort bedeutend herabstimmen müssen, doch sind diese beiden stattlichen Bände insofern annehmbar, als sie zunächst eine bedenkliche Lücke in der Bibliothek jedes englischen Kunstforschers ausfüllen, und als sie werthvolles Material für einen Schriftsteller enthalten, der besser befähigt ist, mit dem Gegenstand umzugehen. Das Buch ist auch hübsch illustrirt, und obgleich Holzschnitte, wenn sie nicht mit weit größerm Geschick ausgeführt sind, als es hier der Fall ist, alle feinern Elemente der Bildhauerei nicht wiedergeben können, so erläutern sie dem Leser doch, als bloße Diagramme angesehen, die sonst langweiligen Einzelheiten der Erzählungen und bilden wenigstens eine Art von malerischem Inhaltsverzeichniß, welches andeutet, wo man interessanten Stoff findet. Die Arbeit der Uebersetzerin ist, soweit wir sie, ohne das Original zu vergleichen, beurtheilen können, mit Sorgfalt und Klarheit ausgeführt worden. Nichts in der That kann einem so charakteristisch teutonischen und schwerfälligen Schriftsteller, wie der gelehrte Professor es ist, Frische verleihen; doch zweifeln wir gar nicht, daß er in dieser Uebertragung bei weitem lesbarer sei als in der Ursprache ...."

„Das Werk beginnt mit drei Kapiteln, welche in dem knappen Raume von 60 Seiten die ganze Sculptur Indiens, Aegyptens und Asiens erledigen und dem ein einleitendes Kapitel über die Theorie und Entwickelung der Kunst vorangeht. Diese Einleitung ist in dem Stile, welcher auf die Bezeichnung «philosophisch» Anspruch erhebt. Wichtige Grundsätze und hochtönende allgemeine Redensarten begegnen uns durchweg, und, wie in vielen andern deutschen Werken, wird diese Schreibart so folgerecht durchgeführt, daß der unerfahrene Leser wahrscheinlich anfangs ausrufen wird: Wie tief und gründlich ist diese Behandlung im Vergleich mit der Oberflächlichkeit der Franzosen oder der unregelmäßigen Handhabung eines solchen Gegenstandes, wie sie in englischen Werken gewöhnlich ist!" ...

„Fern sei es von uns, sagen zu wollen, daß diese Erörterungsart, von welcher einige annehmen, daß die Autorität eines Goethe und Schiller ihr eine ewige Weihe gegeben, für deren Verfasser keinen Sinn habe, oder einer gewissen Klasse von Lesern nicht Ideen von wirklichem Gehalt beibringen könne. Wir müssen jedoch unsere Ueberzeugung bekennen, daß diese allgemeine Behandlung eines Gegenstandes, der so voll von Individualität und technischen Elementen ist, wie die Kunst, sehr gefährlich werden kann und, außer in den kräftigsten Händen, zu nichts als hochfliegender Leere führen muß. Dies war nur zu oft wenigstens bei einem der zwei großen Dich-

ter, die wir genannt haben, der Fall; denn Goethe's Beurtheilungen einzelner Kunstwerke nehmen sich gegenüber seinem beredten Dogmatismus über erste Grundsätze erbärmlich aus. Welche schwache Gemeinplätze über Malerei stellt er z. B. in seiner «Italienischen Reise» zur Schau! Welche Kundgebung von hochtrabenden Redensarten und Mangel an Verständniß finden wir in seinem Verhältniß zu Beethoven und Mendelssohn! Dr. Lübke ist durchaus kein Mann von Genie, noch (wie wir aus diesem seinem Buche entnehmen) von Geschmack; daher ist das Ergebniß da, wo diese Eigenschaften von einem Kunsthistoriker gefordert werden, schwach und unbefriedigend. Geschmack und lebendiges Gefühl für die Kunst als solche sind bei Dr. Lübke's Landsleuten so selten zu findende Gaben, daß ihre Abwesenheit in der deutschen Kritik bereitwillig verziehen werden muß. Was indessen hätte verbessert werden können, ist die Unwissenheit, die wir überall in Betreff der technischen Seite des Gegenstandes bei unserm Verfasser entdecken. Seine Bemerkungen über Draperie, über Bas- und Hochrelief u. dgl. sind durch und durch unbestimmt und leer, sobald man sie jenes weiten Faltenwurfs entkleidet, an welchem der Professorenstil seine Freude hat; sie stehen zu den thatsächlichen Nothwendigkeiten, unter welchen der Bildhauer arbeitet, in keinem Verhältniß und geben dem Leser keine sichern und nützlichen Regeln zur Beurtheilung an die Hand. Man kann keinen größern Abstand zwischen bescheidenem Geschmack und Wissen und dieser pseudo-philosophischen Anmaßung finden, als wenn man Sir Charles Eastlake's Essay über den Elgin Fries mit diesen Theilen des Lübke'schen Werks vergleicht." In der Fortsetzung werden manche Partien des Buchs gelobt, manche scharf getadelt; schließlich aber sagt der mit großem Unrecht den deutschen Kunstgeschmack geringschätzende Recensent, es sei trotz aller Fehler ein Werk, welches dem englischen Publikum empfohlen werden könne.

Ueber „Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Principien" von H. von Mühler heißt es in der Nummer vom 15. Februar desselben Blattes: „Der Name des Herrn von Mühler, Exministers des Cultus in Preußen, ist schon lange durch seinen Antiliberalismus jeder Art bekannt. Ein solcher Charakter hat jedenfalls das Verdienst der Consequenz für sich; eine Eigenschaft, die stets achtungswerth ist und gewiß nicht minder geachtet wird, wenn sie nicht die Consequenz eines vereinzelten Schwärmers, sondern die eines Ministers oder selbst eines Exministers ist, der einen beträchtlichen Theil der öffentlichen Meinung zum Rückhalt hat. Wir freuen uns daher, daß Herr von Mühler seine gegenwärtige Muße dazu benutzt hat, in seiner klaren und methodischen Schreibart seine Ansichten über weltliche und kirchliche Politik darzulegen, und uns so in den Stand zu setzen, uns unser eigenes Urtheil über den bösen Leumund, der über ihn verbreitet ist, zu bilden. Wir finden die Opposition der Freisinnigen vollkommen gerechtfertigt; allein, trotz der gelegentlichen Salbung seiner Redeweise, finden wir zugleich, daß Herr von Mühler weniger Pietist, als wir erwartet hatten, aber mehr Jurist sei — formell, genau und pedantisch. Auf den Ursprung der Dinge zurückgehend, gründet er sein ganzes System auf eine Maxime, die mehr mit dem Rechte als der Billigkeit im Einklange ist, nämlich, daß das Geschöpf keinen Anspruch an den Schöpfer habe. Aus diesem erbaulichen Grundsatze, von dem wir hätten glauben sollen, er wäre auf Mr. Palgrave's Wahabiten beschränkt, folgt alles übrige natürlich genug; da die einzige zugestandene Quelle des Rechts der ungehemmte Wille willkürlicher und unwiderstehlicher Macht ist, so ist das theokratische das einzige reine und vollkommene Regierungssystem. Da Theokratie indessen für jetzt beiseite gelegt ist, so müssen wir uns schon mit dem Absolutismus begnügen, der jedoch von einem göttlichen, mit solcher minutiösen Genauigkeit verfaßten Gesetzbuche geleitet und bestimmt wird, daß er kaum von der Theokratie zu unterscheiden ist. Die Beobachtung dieser Vorschriften scheidet den Absolutismus vom Despotismus. Rechtmäßigkeit und göttliches Recht sind selbstverständlich. Die constitutionelle Monarchie (da ihr ja Herr von Mühler selbst Treue geschworen hat) wird als eine autorisirte Regierungsform anerkannt; doch kann der Grad der Anhänglichkeit, welchen Herr von Mühler für sie hat, nach der Heftigkeit bemessen werden, mit welcher er sich dagegen sträubt, das Heer auf die Verfassung schwören zu lassen, sowie nach seiner Zurückweisung der ministeriellen Verantwortlichkeit gegenüber irgendjemand außer dem Herrscher. Er räumt ein, daß der König selbst ein Unrecht begehen könne, schweigt aber in Betreff des Heilmittels. Was diejenigen anlangt, die des Verfassers Ansichten verwerfen, so sind sie einfach als Plagen anzusehen. Wenn ihre Opposition gar so weit geht, seine Religion zu verwerfen, so dürfen sie zwar im Staate geduldet werden, können aber keinen Antheil an der Verwaltung haben, noch können sie zu ihren Mitbürgern in innigere Beziehungen treten. Die Ehe eines Christen mit einem Nichtchristen z. B. kann durchaus nicht gestattet werden. Kurz, der Verfasser scheint nicht den geringsten Begriff von einem Naturrecht oder von einer andern bedeutenden Macht der Verpflichtung zu haben, als die, welche die äußere Gesetzeskraft auferlegt. Ein starrköpfiger, engherziger Buchstabenreiter, folgerecht, logisch und durchaus nicht verächtlich als Schriftsteller, ist er genau der Mann, welcher der Welt den freilich unbeabsichtigten Dienst leistet, den unversöhnlichen Gegensatz zwischen den bloßen Vorschriften der Ueberlieferung und dem ganzen Geiste der neuern Civilisation recht deutlich herauszustellen."

Julius Rodenberg's „Studienreisen in England" werden zwar mit wenigen Worten, doch recht günstig beurtheilt. Die „Academy" vom 1. Februar bespricht Krauß' Uebersetzung der Shakspeare'schen Sonette.

Deutsche Literatur.

Friedrich Spielhagen hat in Berlin einen Vortrag über „Die Grenzen des Romans" gehalten, und in demselben gegen Gustav Freytag und dessen culturgeschichtliche Romanstudien polemisirt, ohne diesen Autor zu nennen, doch die folgenden Stellen seines Vortrags sind offenbar auf „Ingo und Ingraban" gemünzt: „Die Grenzen des Romans lassen sich unschwer erkennen. Aus dem unendlichen Stoffgebiet muß sich der moderne Epiker ein ganz bestimmtes Gebiet absondern und die gefährliche Klippe zu umschiffen wissen, seiner während der Arbeit thätigen Phantasie nachzujagen und sich in unendliche Betrachtungen zu verirren, die über das eigentliche Ziel weit hinausgehen. Dem modernen Epiker werden seine Grenzen durch die in ihm wohnende epische Kraft und durch das Maß der Empfänglichkeit seines Publikums. Jetzt, wo wir die Zeitenringe am Baume der Menschheit zu zählen wissen, wo wir vom Baume der Erkenntniß genossen, ist es mit der epischen Unschuld vorbei; der epische Dichter muß nicht nur qualitativ seinen Stoff genau abwägen, sondern auch an Stelle der idealen Zeitlosigkeit des antiken Epos eine ganz bestimmte Zeitperiode festhalten. Der moderne Roman und der historische Roman haben die Erbschaft des antiken Epos angetreten. Der Moderne muß einen Stoff wählen, der innerhalb unserer alltäglichen Gedankensphäre liegt; der historische Dichter muß, wenn nicht die Quelle mündlicher Tradition, doch eine noch frisch sprudelnde Quelle besitzen, wenn nicht die angebliche Poesie in trockene Gelehrsamkeit ausarten soll. Von dem Romanschriftsteller darf die Heine'sche Frage: «Was gehen dich die grünen Bäume an», gar nicht aufgeworfen werden, sein Stoff muß dem Leser ein noch grüner Baum sein, dessen Wurzeln nicht in unbekannter und durch Jahrhunderte benutzter Erde gepflanzt sind."

— Auf unserm Büchertisch befinden sich von Wilhelm Raabe: „Christoph Pechlin", eine internationale Liebesgeschichte und „Deutscher Mondschein", vier Erzählungen; „Erzählungen" von Carit Etlar, aus dem Dänischen übersetzt von Fritz Paulsen; „Ungarische Volksdichtungen", übersetzt und eingeleitet von Ludwig Aigner; Hans Grasberger: „Sonette aus dem Orient"; „Frauenherzen", historische Novellen von Luise Mühlbach; „Erzählungen und Novellen", von Rudolf Lindau; „Rom in Deutschland", ein Zeitroman in drei Bänden von Luise Otto; J. Baumgarten: „Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens in der Provinz";

C. E. Geppert: „Reiseeindrücke aus Spanien im Winter 1871—72"; Franz Palacky: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs"; P. M. Rauch: „Die Einheit des Menschengeschlechts"; A. Spir: „Denken und Wirklichkeit"; Karl Simrock: „Faust, das Volkbuch und das Puppenspiel".

Ausländische Literatur.

Großes Aufsehen erregt in Frankreich Leo Joubert's Werk: „Sedan", eine ruhige und objective Schilderung der Vorgänge, welche den Sturz des zweiten Kaiserreichs begleiteten. Für einen Franzosen ist ein so von allem Chauvinismus freies Werk, welches mit großer Kühle die Sonde in die eigene Wunde legt, immerhin eine That zu nennen. Auch ist der Autor gut unterrichtet; er weiß, was in den Tuilerien, im Boudoir der Kaiserin, im Lager von Châlons und in de Failly's Bivuak vorgegangen ist. Der Kaiser selbst erscheint in dem Buch bedauernswerth, leidend, in sich versunken und machtlos. 10000 Exemplare des Werks sind gleich nach seinem Erscheinen abgesetzt worden.

— Das satirische Drama: „Rabagas" von Victorien Sardou ist von Fiske ins Englische übersetzt worden und an dem St.-James-Theater zur Aufführung gekommen.

— Eine englische Schriftstellerin, Mrs. Anna Leonowens, welche sich längere Zeit in Siam aufgehalten hat und schon früher ein Werk über dortige Zustände: „The English governess at the Siamese court", veröffentlicht hat, läßt neuerdings: „The romance of Siamese Harem life" erscheinen, Bilder aus dem dortigen Leben, deren Colorit frisch und originell ist. Die Erzählungen sollen nach der Angabe der Verfasserin alle auf Wahrheit beruhen; der Recensent des „Athenaeum" weist aber denselben mehrfache Widersprüche mit den Sitten und Einrichtungen Siams nach.

— Sir John Sinclair bereitet für den Druck ein Werk über den letzten deutsch-französischen Krieg vor; es soll gleichzeitig in englischer, französischer und deutscher Sprache erscheinen.

— Eine Uebersetzung von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele", unter dem Titel: „The diatetics of the soul or true mental discipline" von Col. N. A. Ouvry, wird von den englischen Blättern angekündigt.

— In der „Collection of British authors, Tauchnitz edition" ist von „The life of Charles Dickens by *John Forster*" der vierte Band (vol. 1289 der Sammlung) erschienen.

Bibliographie.

Baechtold, J., Deutsche Handschriften aus dem britischen Museum. In Auszügen herausgegeben. Schaffhausen, Baader. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bamberger, L., Die Arbeiterfrage unter dem Gesichtspunkte des Vereinsrechtes. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baumgarten, J., Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens in der Provinz. — Les mystères comiques de la province. — Eine Sammlung von Sittenstudien, komischen und burlesken Scenen, Volksschwänken etc. Aus französischen Schriftstellern der Gegenwart. Mit einer Einleitung, deutschen Anmerkungen und einem Vocabular von mehr als 1200 Neologismen, Provinzialismen und populären Ausdrücken. Coburg, Sendelbach. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beltzer, E., Ideen zur socialen Reform. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Belser, L. v., Aus der Campagne 1870—71. Der Ehrentag der deutschen Cavallerie am 16. August 1870 bei Vionville und Mars la Tour. Berlin. Schneider u. Comp. Lex.-8. 15 Ngr.

Bindewald, Oberhessisches Sagenbuch. Aus dem Volksmunde gesammelt. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 23.: Eine verfolgte Unschuld. Posse mit Gesang von E. Pohl und A. Langer. Berlin, Lassar. 8. 20 Ngr.

Bratuschek, E., Adolf Trendelenburg. Berlin, Henschel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buckow, F., Fritz, De dithmarscher Bauerjung, oder de Angelsche Gotsherr. Wohrheit un Dichdung. Lübeck, Schmidt Witwe. 8. 1 Thlr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 7ter Bd.: Gottfried's von Strassburg Tristan. Herausgegeben von R. Bechstein. 1ster Thl. 2. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Dickmann, H., (Frz. Othen), Ein Lebensspiegel. Sprüche und Sinngedichte. Wiesbaden, Limbarth. 16. 15 Ngr.

Eugen, F., Schuldig oder nicht. Erzählung. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Franke, O., Das 5te Thüringische Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) 22ste Division im Feldzuge gegen Frankreich 1870 und 1871. Ein Beitrag zur Regimentsgeschichte. Weimar, Böhlau. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Geppert, C. E., Reiseeindrücke aus Spanien im Winter 1871—72. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gistel, J. F. X., genannt G.-Tilesius, Carolus Linnaeus. Ein Lebensbild. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grisebach, E., Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur. Wien, Rosner. Gr. 16. 1 Thlr.

Hankiewicz, B., Grundzüge der slavischen Philosophie. 2te vermehrte Aufl. Lemberg, Milikowski. Gr. 8. 20 Ngr.

Hecker, F., Reden und Vorlesungen. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Heine, W., Japan. Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Bewohner. 1ste Abth. 1ste Lief. Dresden. Imp.-Fol. 15 Thlr.

Henkel, H., Leben und Wirken von Dr. Alois Schmitt. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 20 Ngr.

Hermann, J., Die sociale Frage innerhalb des ärztlichen Standes, mit Berücksichtigung der Vorschläge, welche in dieser Beziehung auf der letzten Naturforscherversammlung zu Leipzig gemacht wurden. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Herrig, H., Alexander. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1872. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Hirschfeld, W., Früher Groß Nordsee, historische Rückblicke. Ein Beitrag zum 25sten Jahrestage der Schleswig-Holsteinischen Erhebung. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 9 Ngr.

Hoffmann, K., Aus der Bibliothek. Epigrammatisches. Passau, Waldbauer. 1872. Gr. 8. 9 Ngr.

Horn, O., Herr Alexander Jürgensen. Eine Münchner Künstlergeschichte. Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutschen Zeitung. Gr. 16. 15 Ngr.

Kirchner, A., Gedanken über christliche Erziehung. Ansprachen an eine Kreislehrerconferenz. Barmen, Wiemann. 16. 5 Ngr.

Klänge des Herzens. Gedichte aus dem Tagebuche eines alten Wanderers. Berlin, Ebeling u. Plahn. 8. 20 Ngr.

Köstlin, O., Ueber die Gränzen der Naturwissenschaft. Stuttgart. 1872. Gr. 4. 6 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. 2tes Heft. Die Ereignisse bis zum Vorabend der Schlachten bei Wörth und Spicheren. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872. Gr. 8. 28 Ngr.

Lindau, P., Theater. Berlin, Stilke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lindau, R., Erzählungen und Novellen. 2 Thle. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mayer, K. A., „Sechsundsechzig." Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Meister, W., Drei Jahre auf einem preußisch-regulativischen Lehrer-Seminar. Ein Beitrag zur Reform des Volksschulwesens. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 10 Ngr.

Michaelis, O., Volkswirthschaftliche Schriften. 1ster Bd.: Eisenbahnfragen. Handelskrisis von 1857. Berlin, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Morahl, A., Patriotische Harfenklänge. Zwölf Zeitgedichte. Hamburg, Herold. Gr. 16. $7^1/_2$ Ngr.

Münch, F., Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Frdr. Münch. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. Gr. 8. $12^1/_2$ Ngr.

Niemann, Rosa, (Käthe Voß), Von Nah' und Fern. Flensburg, Westphalen. 16. 18 Ngr.

Prechtler, O., Zeit-Accorde. Ein Cyklus jüngster Gedichte. Linz, Danner. 8. 5 Ngr.

Raabe, W., Deutscher Mondschein. Vier Erzählungen. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Riotte, H., Des Bruders Vermächtniß. Novelle. Leipzig, Seiler. 1872. 8. 15 Ngr.

Rogge, W., Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. 2ter Bd. Der Kampf um ein Reichsparlament. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Rousseau, J. J., Der Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des öffentlichen Rechtes. Nach dem französischen Original von M. Frhrn. von Kast. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Roquette, O., Gevatter Tod. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sörgel, J., Die gegenwärtige Gymnasialbildung mit besonderer Berücksichtigung des bayerischen Gymnasialwesens. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 16 Ngr.

Solon. Schauspiel mit Chören. Hamburg, Grüning. 8. 1 Thlr.

Stinde, J., Meistersingermotive. Ein Studie über Rich. Wagner's „Meistersinger". Hamburg, Richter. Gr. 16. 10 Ngr.

Stumpf, C., Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

Sydow, Aktenstücke betreffend das vom königl. Consistorium der Provinz Brandenburg über mich verhängte Disciplinarverfahren wegen meines Vortrags „Ueber die wunderbare Geburt Jesu". Berlin, Henschel. Gr. 8. 15 Ngr.

Szaraniewicz, I., Die Hypatios Chronik, als Quellen-Beitrag zur österreichischen Geschichte. Lemberg, Wild. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Trachsel, C. F., Glossarium der Berlinischen Wörter und Redensarten dem Volke abgelauscht und gesammelt. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 16 Ngr.

Weis, L., Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß als Antwort auf David Friedrich Strauß. Berlin, Henschel. 8. 24 Ngr.

Weske, M., Untersuchungen zur vergleichenden Grammatik des finnischen Sprachstammes. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 18 Ngr.

Winterfeld, A. v., Alte Zeit oder: Die vier Töchter des Ritlmeister Schimmelmann. Komischer Soldaten-Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 27. März 1873.

Aus Rückert's Nachlaß.

Friedrich Rückert's Kindertodtenlieder. Aus seinem Nachlasse. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1872. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Rückert's tiefe, im bestimmten Sinne philosophisch-culturhistorische Lyrik hat sich am innigsten und gemüthreichsten im Liedercyklus „Liebesfrühling" bewährt, den er im Jahre seiner Verheirathung 1821 seiner Braut Luise Wiethaus-Fischer dichtete und zwar in dem auf Anregung des Unterzeichneten nunmehr mit einer Votivtafel gezierten Hause Nr. III, 91 der seit Errichtung dieser Tafel zur Rückertstraße umgetauften frühern Schloßgasse zu Koburg. Die Lieder dieses „Liebesfrühlings", welche die kleinsten häuslichen Scenen, süße Plaudereien der Braut, Zweifel, Fragen, Gewißheit des Glücks, Trennung, Schmerz und Wiedersehen, die leisesten Ahnungen wie die zartesten Regungen des beseligenden Gefühls wiedergaben und alle Empfindungen der Liebenden zu poetischen Gebilden zu gestalten wußten, waren die Verkünder des Glücks, welches er in seiner, in sittlicher wie in materieller Bedeutung des Wortes glücklichen Ehe in vollem Maße erfuhr. Eine trübe Zeit blieb ihm und seinem treuen Weibe nicht erspart, eine Zeit der Trauer und der tiefsten Schmerzen. Es war die Zeit um Weihnachten 1833, da seine sämmtlichen Kinder am Scharlach erkrankten und von ihnen nach kaum vierzehntägiger Krankheit das Töchterchen Luise (geb. 25. Juni 1830) am 31. December 1833, sodann das prächtige Knäbchen Ernst (geb. 4. Januar 1829), von dem der Dichter noch in seinen letzten Lebenstagen mit Wehmuth erzählte, am 16. Januar 1834 gleich plötzlich geknickten jungen Blüten dahinstarben.

Die beiden lieblichen Kinder, die der Dichter im Scherz oft „Messerchen und Gäbelchen" nannte, waren im Leben immer vereint; nun sollten sie auch im Tode verbunden bleiben.*) Rückert, der alles in poetischer Form aussprach, was sein Herz bewegte, konnte auch für diesen Schmerz nur einen poetischen Ausdruck gewinnen. Wachend und träumend dichtete er Lieder, sich zum Troste und seinen Kindern zum Angedenken.

So entstanden seine soeben im Druck erschienenen „Kindertodtenlieder", von denen nur wenige*) an die Oeffentlichkeit getreten waren und die in ihrer Vereinigung gewissermaßen ein poetisches Tagebuch bilden, welches alles enthält, was das vom Gedanken an seine Kinder einzig erfüllte Gemüth des Dichters bewegte, das wie ein heller Spiegel den Schmerz in hundert Gestalten reflectirte, wie der „Liebesfrühling" die Liebe, dem die „Kindertodtenlieder" in ihrer Weise an die Seite gesetzt werden können.

Der obige Band bietet nicht weniger als 428 Gedichte, fast sämmtlich vom Ende des Jahres 1833 bis Juni 1834 entstanden, die der Dichter wol dem einen oder dem andern seiner Freunde mittheilte, deren Veröffentlichung er sich aber hartnäckig widersetzte, wahrscheinlich weil er nicht mit seinem Privatschmerze öffentlich prunken wollte. Sie sind vom Herausgeber in vier Abtheilungen gebracht, von welchen die beiden ersten sachlich, die beiden letzten „soweit als möglich chronologisch" geordnet sind.

Was uns zunächst bei denselben überraschen muß, ist der Reichthum der verschiedenen Gestalten, in welchen sich das *eine* Grundgefühl des Schmerzes ausdrückt, das mit

---

*) Sie liegen im neustädter Friedhof zu Erlangen begraben, wo es dem Unterzeichneten gelegentlich eines längern, der Rückert-Forschung gewidmeten Aufenthalts gelang, den stark überwachsenen Grabstein zu entdecken und die Inschrift: „Hier liegen zwei liebe Kinder", durch Entfernung des Mooses wieder leserlich zu machen.

*) „Gesammelte Gedichte", III, 380, 397; I—XI, 402, 467, 468; und „Weisheit des Brahmanen", I, 52; III, 44, 64; VI, 12, 13, 14; V, 45; XI, 34, 38; XII, 25; XVII, 22, 48; XX, 2, 48 u. s. w. Namentlich auch diese Gedichte sind von wunderbarer Schönheit und von mächtiger Wirkung, und es wäre daher wünschenswerth gewesen, wenn sie in der obigen Ausgabe noch einmal abgedruckt worden wären, um so mehr als ihre Zahl nicht beträchtlich ist. Auf die Kindertodtenlieder, die gedruckten wie ungedruckten, machten wir schon in „Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal", Kap. 173, aufmerksam. Ebenso haben wir derselben gedacht in unsern eben erschienenen „Neuen Mittheilungen über Friedrich Rückert" (2 Thle., Leipzig 1873), I, 19, und II, 102, 105, 201.

seinen düstern Schatten aber nicht den ganzen Himmel überdeckt, vielmehr immer noch an seinen dunkeln Wolken den Goldrand der Hoffnung und des Trostes zeigt und immer noch den erwärmenden Sonnenstrahl der Liebe hindurchschimmern läßt. Wie es Rückert's Art und Manier war, so sang er auch hier — gleich der Nachtigall — immer nur die eine Klage in den mannichfaltigsten Melodien. Die kleinsten Vorgänge, die Worte der Kranken, die Erinnerung an all ihr Treiben, der Mutter Zweifel und Harm, das ganze eigene Denken und Fühlen — alles wird ihm Liedesstoff. Ja selbst den Schmerz macht er zum Gegenstand seiner Dichterthätigkeit, um sich durch denselben zu trösten:

Wie der Speer die Wunde heilet,
Die er hat ertheilet,
Wie die Aerzt' aus Bitterkeiten
Arzenein bereiten,
Und zur süßen Rast den Bienen
Gräberblumen dienen.

Weder in Staats- noch in Zeit- oder Weltgeschichten ist, wie der Dichter sagt, über die beiden dahingeschiedenen Kinder zu berichten; nur der Liebe können sie Stoff zu unendlichen Gedichten geben, und nur die Poesie kann aus dem Verlust Gewinn ziehen. Die Musen, die keine Ansteckung zu fürchten haben, leisten dem Dichter Gesellschaft, wo ihn alle Freunde und Freundinnen verlassen haben; sie sind ihm auch jetzt Trösterinnen:

Und solang' ihr bei mir seid,
Wird mein Herz nicht ganz verzagen,
Und solang' ihr tragen helft,
Trag' ich muthig alle Plagen.

Drum vor allen Freundinnen,
Ohne eine zu verklagen,
Weil sie sterblich, hab' ich Dank
Euch, Unsterbliche, zu sagen.

Es ist natürlich, daß die einem Theile seiner Kinder verlorene Weihnacht wehmüthige Gedanken eingibt. Doch hat der Dichter noch die Hoffnung, die Kinder gerettet zu sehen. Aber als er am letzten Tage des Jahres das kleine Mädchen Luise verliert und Mitte des nächsten Monats die Todesschmerzen des geliebten jüngsten Knaben Ernst ihm das Herz zerschneiden, wünscht er, von Mitleid zerknirscht, der Knabe möge dem Schwesterchen rasch nacheilen, damit kein anderes Knäbchen den Platz neben ihm wegnehme. In der That kommt der „Lebensfürst" zum zweiten mal als Todesengel. Im geschlossenen Auge des Kindes erblickt der Dichtervater noch einen Schimmer der Seele:

Wie hinter Fensterscheiben
Sein Liebchen gesehen
Ein Liebender, es bleiben
Die Züg' ihm da stehen.

Vielleicht, eh' ganz sie räumte
Das Haus, das zu schwache,
Daß sie noch einmal säumte
Im schönsten Gemache;

Daraus noch einmal blickte
Ins irdische Leben,
Eh' sie den Flug beschickte,
Um höher zu schweben.

Und ist's nicht drin die deine,
Die Seele, die strahlet,
So mag es sein die meine,
Im Spiegel gemalet.

Der Dichter wollte ein Engellied dichten, das sein sterbendes Kind lehren sollte, in den Wind fliegen:

Doch ein wilder Sturm
War die Nacht unbändig,
Selbst der alte Thurm
Wollte wie lebendig
Fliegen in den Wind.
Rauhe Winterlaft,
Schone, schonungslose!
Du verwehst den Duft,
Soll die schöne Rose
Fliegen in den Wind? u. s. w.

Aehnlich heißt es in einem andern Gedicht:

Warum tobst du, Sturm,
Daß der alte Thurm
Zitternd wankt und kracht,
In der Schreckensnacht?

Ach, mit zarter Schwing'
Ist's ein Schmetterling,
Der die Pupp' abstreift,
Höherm Lenz gereift.

O, so tragen auch
Sollte Frühlingshauch,
Und nicht soll ein Wind,
Himmelan mein Kind.

Er, der Dichter, möchte die von Blumen und Kränzen bedeckten Kindlein noch dauerhafter krönen; und wenn nur ein Ton von seinen Tönen bliebe, so wäre ihm dieser ein ewiges Denkmal früh verblichener Schöne! Und nun gedenkt er aller Freundlichkeiten und Einfälle der Kleinen, die seine Spielpüppchen waren, wie sie ihn im Gegensatz zum Großpapa Kleinpapa nannten, ihn, den Großen, viel öfter als die Mama Kleinmama, weil der Gegensatz spaßiger klang; wie er sie auf den Schultern im Garten herumgetragen, oder wie sie ihn am Rocke gleich Dörnern festhielten; wie sie beide, dem Krautschneider helfend, das Kraut mit Kümmel und Wachholder bestreuten, oder wie sie, mit den Aermchen verschlungen auf dem Fenstertrittchen sitzend, dem Krautschneider bei seiner Thätigkeit zusahen. Jetzt haben sie ihm das Kraut verwürzt und verbittert, weil sie davongeflogen sind; doch freut es ihn, daß er ihnen nicht die kindliche Lust verwehrt habe.

In fast naivem Tone gesteht er, daß er beim Ausgang fürchte, der Frau des Gärtners zu begegnen, die ihn nach den beiden ihr so lieb gewesenen Kleinen fragen möchte:

Was soll ich drauf sagen,
Wenn ich nicht will weinen?

Das Glockengeläute beim Begräbniß der Kinder misfällt ihm; er habe den Schmerz schweigend getragen und die andern Leute betrübe das Läuten doch auch nicht. Am liebsten wäre ihm, wenn er seine Kindlein, die nie unter Leute gekommen seien und also auch nicht in den Friedhof der Volksgemeinde gehörten, für sich im stillen Haine begraben könnte. Abgeschmackt findet er den Leichenschmaus, den er, der dortigen Sitte entsprechend, ausrichten muß. Es ist rührend, wie der Dichter nach dem Begräbniß die beiden Folianten, die bei Tische den Kleinen zur Erhöhung auf den Stühlen dienten, wieder zu den andern Büchern zurückversetzt. Wie fühlt er sich jetzt vereinsamt, wenn die größern Kinder in der Schule sind, und die

beiden kleinsten nicht mehr rechts und links von seinem Stuhle sitzen und spielen und ihn zupfen u. s. w.

Die Mutter bringt auf seinen Wunsch die Kleidchen, die er vor dem Blick der Spötter aufbewahrt hat. Er nimmt diese Erinnerungszeichen und legt sie vor sich hin, um seinem Herzen wohlzuthun. Der Mutter räth er, sich an den von Freund Barth gemalten Bildern zu laben, welche er ihr täglich mit frischen Blumen zieren will. Mit Rührung bemerkt er auf einem seiner geschriebenen Gedichte eine von der Mutter geweinte Thräne. Diese Spur ist ihm eine Ermuthigung, fortzufahren in seiner Klage und im Aussprechen seines Kummers: „Komm", ruft er mitleidsvoll der Mutter zu, „wenn du bekümmert bist, klage mit mir, daß wir sie gehabt haben, die wir nicht mehr haben. Sie leben, wie sie gelebt, und sterben nicht wieder."

Ein Trost für den Verlust des Mädchens sei ihr:

Daß einst der nun herbe Schmerz
Milde Wonne werde,
Daß in ihr ruht unser Herz,
Macht uns schön die Erde.

Er hat das Gefühl, daß die Kleinen drüben im Himmel den Großvater finden werden; sie sollen diesen grüßen und mit ihm die himmlischen Plätze für die ganze Familie verordnen. Im Traume erscheint ihm das liebe Töchterlein. Im Traume ruft er auch den Knaben herab, da er ja nicht zu ihm hinaufkönne:

Laß dir noch einmal zeigen
Den Frühlingsglanz!
Sag' mir, was dort dir eigen
Ist für ein Kranz.

Er erblickt gleich dem Manne in der Sage sein lächelndes Kinderpärchen allüberall. Wie seine Sehnsucht die Entflohenen ruft, erscheinen ihm die lieben Gestalten; auch im Bette sieht er sie im Geiste, obwol sie es verlassen haben wie die Schmetterlinge die leer zurückgebliebenen Puppen. Es ist kein Fleckchen im Hause, kein Wellchen im Wiesenbach, kein Stellchen im Herzen, wo ihm nicht seine Gazellchen, seine Geckchen hervorsprängen und ihn frügen; er sieht die Gestorbenen, wie sie zu ihren Brüdern herniederschweben, um sie zur Eintracht zu mahnen.

Einmal kommt das Schwesterchen vom Himmel in der Nacht allein zu ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten, da der Bruder zur Mutter gegangen sei. Nachts läßt er auch die Gestorbenen die Speckter'schen Fabelbücher kritisiren:

Wo das Köpfchen ihr schüttelt,
Diese habt ihr bekrittelt;
Wo ihr's senktet und hobet,
Diese habt ihr gelobet,
Und gern theil' ich in allen
Stücken euer Gefallen.

So leben die Kindlein fort:

Und wie die Todten zwischen
Die Lebenden sich mischen,
Die Spaltung ist gehoben
Von unten und von oben.

Die Todten sind am Leben,
Das Leben im Entschweben;
Sich trennt, was sich gefunden,
Und bleibt in Gott verbunden.

Es tönt des Vaters Leier
Andächtig zu der Feier,
Und leis' im Duft verschwimmen
Der Kinder Engelstimmen.

Der Dichter verklärt den Schmerz zur Resignation. Er führt die klagende Mutter in das blumenreiche Gefilde der Hoffnung und des Trostes, indem er sie mit Ergebung, Liebe und süßem Erinnern ihrer dahingeschwundenen Kinder gedenken lehrt, die ihm unsterblich fortleben.

Damit kommen wir dazu, auch die in diesen Liedern ausgesprochenen Theologie zu berühren. Wir haben bereits früher (in „Friedrich Rückert, ein biographisches Denkmal") uns dahin geäußert, daß seine Theologie erst nach dem Aufkommen der orthodoxen Richtung in Erlangen einen schärfern Ausdruck in seinen Gedichten erhielt, also etwa fünf Jahre nach dem Entstehen seiner „Kindertodtenlieder". Und in der That scheinen die gläubigen Aeußerungen in den „Kindertodtenliedern", die doch als der poetische Ausdruck der eigenen Stimmung wie der seiner Frau zu betrachten sind, keinem exclusiven Parteistandpunkte anzugehören, sondern sie bewegen sich auf breitem Boden im gläubigen Vertrauen auf ein unbestimmtes Wissen. Er weiß nicht, ob über ihm ein besonderes Verhängniß walte; er will auch nicht vordringen bis zu dem Punkte, von welchem aus der Gang der Welt den ersten Stoß empfangen habe:

Mir genügt Gefühl des Glaubens,
Daß kein Ungefähr mich zwänget,
Sondern mein Geschick, das kleine,
Ab vom großen Ganzen hänget.

Alle Zweifel will er durch den Glauben enden, daß des Menschen Lebensglück nicht dem Zufall preisgegeben sei, indem er den Zufall selbst für ein Stück Nothwendigkeit in den ewigen Geweben hält. Fest glaubt er, wie erwähnt, an das Fortleben seiner Kinder. Doch reizt es ihn, zu wissen, ob sie dort oben von den Ihrigen und deren Schmerzen Kunde hätten; nur die Erinnerung an die Freuden der Aeltern wünscht er ihnen. Die Mutter forscht bei ihm, wo denn der Himmel sei, ob vielleicht die Gestorbenen von Stern zu Stern durchs Unermessene wanderten, immer voraus den nachkommenden und suchenden Aeltern. Er antwortet:

Preis' im ew'gen Licht den Herrn!
Aber uns im Staub laß glauben,
Daß nicht Zeit- noch Weltraum rauben
Einer Mutter kann ihr Kind.

Nichts ist nah, und nichts ist fern,
Wo gefallen sind die Schranken,
Wie schon hier uns in Gedanken,
Die wir lieben, nahe sind.

Auch nach anderer Richtung treten die Eigenthümlichkeiten des individuell schildernden Dichters zu Tage. So ist es z. B. hinsichtlich der Sprache von Interesse, ihn in der Bildung neuer Formen oder im Gebrauche alter oder ungewöhnlicher Wörter nachzugehen, wie wir dies für seine sämmtlichen Werke in den „Neuen Mittheilungen über Friedrich Rückert" im zweiten Bande gethan haben. Auch in den „Kindertodtenliedern" finden wir 1) ungebräuchliche Substantiva (z. B.: „Todes Bleiche", „Bronn" für „Brunnen", „Abscheul"); 2) eigenthümliche Ableitungen (z. B.: „Beschreiung", „Enkelinchen", „Froheit"); 3) ungewöhnliche Verba (z. B.: „befeuern" für „anfeuern", „entkindern", „reinen" für

„reinigen", „stundet" für „standet"); 4) an Fischart erinnernde Adjectiva (z. B.: „kühltropfig", „warmflutig", „jugendglanzig"); 5) seltene Adverbia (z. B.: „fruh", „bälder" für „eher", „ober" für „über"); 6) interessante Composita (z. B.: „augenwimper-durchheiternd", „Waldgestrauß", „schmerzenslustdurchkocht", „jugendfrühlingstriebreich"); 7) eigenartige Plurale (z. B.: „Ache", „die Lächeln", „die Hulden", „herben", „Blassen") u. s. w. In Hinsicht auf Orthographie herrscht keine Einheit. Dem Reime bringt der Dichter manches Opfer auch in Hinsicht auf Orthographie. Er schreibt „flück" („flügge") wegen „zurück", „sterbst" („stirbst") wegen „Herbst", „fruh" („früh") wegen „Schuh" u. s. w.

Durch Bildung der verschiedensten Formen hilft er sich über seinen Schmerz hinweg. Wir erwähnen z. B. die Ghasele, Sonette, Tenzonen, zuweilen solche als Text, auch Minneweisen oder neue Strophenformen; Ritornelle (140 hintereinander), wo ihm die Reime so erstaunlich quellen, daß er oft drei oder vier Ritornelle für den einzelnen Reim entstehen läßt, z. B. auf Tricolore. Ebenso bringt er manches Gedicht in anderer Form zweimal.

Vertieft man sich in die Empfindung und den dichterischen Geist der in den „Kindertodtenliedern" niedergelegten Gedanken, Bilder und Bildchen, so nimmt man auch gern mit dem fürlieb, welches, wie Nr. 130, wenig werth erscheint oder einen winzigen Gedanken ausdrückt. Auch dieses gehört eben zum Ganzen, und es ist hier wie im „Liebesfrühling": nicht das einzelne Lied für sich will gelesen und bekrittelt sein, sondern die ganze Fülle muß in einer Einheit gedacht und empfunden werden. Das bestimmte Gedicht hat seine Geltung und seinen Werth als Glied der Kette. Freilich soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch viele oder die meisten einzeln betrachtet ihre besondere Schönheit hätten, doch will ein jedes mit seinem besondern Glanze nur zum Schmuck der ganzen Gesellschaft beitragen. In den „Gesammelten Gedichten" sagt der Dichter:

Ihr meint, ich habe sie gesucht,
Weil ihrer sind so viele,
Sie suchten mich, ich nahm die Flucht,
Doch floh ich nur zum Spiele.

Dies jüngste wollt' ich von der Hand
In vollem Ernste weisen,
Das doch auf seinem Recht bestand,
Den Schöpfer auch zu preisen.

Und an anderer Stelle sagt er:

Sieh hin, wie auf der Aue
Der Sonne Licht sich bricht
In jedem Tropfen Thaue.
Wenn ich mich kann im Tropfen spiegeln,
Was soll ich Teiche legen an?
Und Meere stürmisch aufzuwiegeln,
Scheint vollends mir nicht wohlgethan.
Mir genügt's am leisen Klange,
Den ich gewann zum Bann
Jedweden Herzens Drange.

Und wiederum:

Hätt' ich den Vers, an dem du nichts hast, nicht gemacht,
Hätt' ich auch die, woran du viel hast, nicht erdacht.

Und so zupfen wir auch aus dem neuen Kindertodtenliederstrauße des unsterblichen Dichters nicht die Blumen aus, welche uns etwa verwelkt oder weniger schön dünken mögen, sondern erquicken uns an der Gesammtsumme und an der großen Zahl von unbestritten guten Gedichten, welch letztere in einfacher Sprache eine menschliche Empfindung zum allgemein gültigen Ausdruck gelangen lassen. Man lese z. B. das folgende Gedicht:

Oft denk' ich, sie sind nur ausgegangen,
Bald werden sie wieder nach Haus gelangen,
Der Tag ist schön, o sei nicht bang,
Sie machen nur einen weitern Gang.

Ja wohl, sie sind nur ausgegangen
Und werden jetzt nach Haus gelangen,
O, sei nicht bang, der Tag ist schön,
Sie machen den Gang zu jenen Höhn.

Sie sind uns nur vorausgegangen
Und werden nicht hier nach Haus verlangen,
Wir holen sie ein auf jenen Höhn
Im Sonnenschein, der Tag ist schön.

Wer, der je ein liebes Kind begraben, würde nicht ergriffen von dem folgenden Gedicht:

Ich hatte dich lieb, mein Töchterlein!
Und nun ich dich habe begraben,
Mach' ich mir Vorwürf', ich hätte sein
Noch lieber dich können haben.

Ich habe dich lieber, viel lieber gehabt,
Als ich dir's mochte zeigen;
Zu selten mit Liebeszeichen begabt
Hat dich mein ernstes Schweigen.

Ich habe dich lieb gehabt, so lieb,
Auch wenn ich dich streng gescholten;
Was ich von Liebe dir schuldig blieb,
Sei zwiefach dir jetzt vergolten!

Zu oft verbarg sich hinter der Zucht
Die Vaterlieb' im Gemüthe;
Ich hatte schon im Auge die Frucht,
Anstatt mich zu freun an der Blüte.

O hätt' ich gewußt, wie bald der Wind
Die Blüt' entblättern sollte,
Thun hätt' ich sollen meinem Kind,
Was alles sein Herzchen wollte.

Da solltest du, was ich wollte, thun,
Und du thast es auf meine Winke.
Du tranks das Bittre, wie reut mich's nun,
Weil ich dir sagte: trinke!

Dein Mund, geschlossen von Todeskrampf,
Hat meinem Gebot sich erschlossen;
Ach! nur zu verlängern den Todeskampf,
Hat man dir's eingegossen.

Du aber hast, vom Tod umstrickt,
Noch deinem Vater geschmeichelt,
Mit brechenden Augen ihn angeblickt,
Mit sterbenden Händchen gestreichelt.

Was hat mir gesagt die streichelnde Hand,
Da schon die Rede dir fehlte?
Daß du verziehest den Unverstand,
Der dich gutmeinend quälte.

Nun bitt' ich dir ab jedes harte Wort,
Die Worte, die dich bedräuten,
Du wirst sie haben vergessen dort
Oder weißt sie zu deuten.

Gleiche Wirkung übt das folgende Gedicht:

Wo sonst ich im Frühlingswind
Flocht Kränze mit dir, mein Kind,
Wie pflegt' ich zu theilen? Sprich!
Die Dorne für mich,
Die Rose für dich!
Ich theilte wol väterlich.

Und als du im Winterwind
Mir flogest hinweg, mein Kind,
Wie hast du getheilet? Sprich!
Die Rose für dich,
Die Dorne für mich!
Du theiltest untöchterlich.

Nun flecht' ich im Frühlingswind
Dir wieder den Kranz, mein Kind,
Wie soll ich nun theilen? Sprich!
Die Dorne für mich,
Die Rose für dich!
So theilen wir ewiglich.

Wehmüthig anziehend sind Klänge wie die folgenden:

Wenn ihr suchet die beglückte
Mutter, o nicht suchet mich,
Die der Schmerz zu Boden drückte,
Als mein schönstes Glück entwich.

Wenn ihr suchet die gebückte
Mutter, o nicht suchet mich,
Die vom Schmerze jetzt entzückte,
Seit die Freude mir erblich.

Die entzückte, die zerstückte
Wenn ihr suchet, suchet mich;
Denn mit dem, was mich einst schmückte,
Schmücken nun die Himmel sich.

Das liebende Vaterherz spricht sich besonders schön in folgendem Gedichte aus:

Könnte Trost mir etwas geben,
Könnt' es der Gedanke,
Daß du sahst vom dorn'gen Leben
Nur die blüh'nde Ranke.

Daß ich dir so viele Freuden,
Als ich konnte, machte,
Alles an dich zu vergeuden
Niemals mich bedachte.

Wie die Sonne dich bescheinend,
Und wie Thau beträufend,
Alle Lust um dich vereinend,
Schönstes auf dich häufend.

Dich mit allen Blumen schmückend,
Blume, die mich schmückte;
Dich mit jedem Spiel beglückend,
Spiel, das mich beglückte!

Ahnend in dein kurzes Leben
Viel zusammendrängend,
Es mit liebendem Bestreben
Innerlich verlängend.

Daß ich, dich vor jedem Harme
Schirmend zu umstricken,
Nie dich ließ aus meinem Arme,
Nie aus meinen Blicken.

Ließ dich's fühlen allerwege,
Fühlen Nacht und Tage,
Daß dich Liebe heg' und pflege,
Liebe heb' und trage.

Daß ich dich gestrafet nimmer,
Selten dich gescholten,
Und mit Schmeicheleien immer
Wieder es vergolten.

Daß ich angethan dir habe,
Was ich Liebes wußte,
Und zuletzt dich nur dem Grabe
Hingab, weil ich mußte.

Heller würd' ich nun im Herzen
Noch dein Bild bewahren,
Hätt' ich nur des Todes Schmerzen
Können dir ersparen.

Als Motto und Tröstungsprobe könnte das Gedicht dienen:

Etwas sind sie wol für sich,
Das sie bleiben ewiglich.
Doch für uns und unser Sein
Waren sie nur Bilder,
Werfend einen schönen Schein
Ueber uns, um milder
Unser Leben zu verklären,
Wenn sie hingeschwunden wären.

Diesem Gefühle entsprangen dann Gedichte wie folgende:

Du bist ein Schatten am Tage
Und in der Nacht ein Licht;
Du lebst in meiner Klage
Und stirbst im Herzen nicht.

Wo ich mein Zelt aufschlage,
Da wohnst du bei mir dicht;
Du bist mein Schatten am Tage
Und in der Nacht mein Licht.

Wo ich auch nach dir frage,
Find' ich von dir Bericht,
Du lebst in meiner Klage
Und stirbst im Herzen nicht.

Du bist ein Schatten am Tage,
Doch in der Nacht ein Licht;
Du lebst in meiner Klage
Und stirbst im Herzen nicht.

Ferner:

Wenn das Tausendgüldenkraut
Offen blüht in Waldgehegen,
Darf gewiß sein, wer es schaut,
Daß es hat bei Nacht gethaut
Und am Tage kommt kein Regen.

Als ein Tausendgüldenkraut
Blühtest du an meinen Wegen;
Und solang' ich dich geschaut,
War die Nacht mir luftbethaut
Und der Tag hell ohne Regen.

Schönes Tausendgüldenkraut!
Wie sich nun zusammenlegen
Deine Blättlein, seufz' ich laut:
„Ach! die Nacht hat stark gethaut,
Und der ganze Tag ist Regen!"

Ohne Zweifel werden diese „Kindertodtenlieder" nicht nur als ein Document des berechtigten Vaterschmerzes für alle Zeiten bestehen, sie werden auch ein Evangelium sein, das trauernden Aelternherzen die Verklärung ihres Kummers zu bringen vermag. Wenn das matte Mutterauge nichts mehr lesen will, hier ist noch eine gewinnbringende Lektüre: ein Brevier für klagende Väter, Mütter, Geschwister!

Wir mögen diese tiefgefühlten Lieder in der bilderreichen Sprache des unerschöpflichen, als Lyriker nur neben Goethe zu stellenden Dichterheros als eine willkommene Gabe begrüßen und genießen! **Karl Beyer.**

Politische Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

3. Gesammelte Schriften und Reden von Johann Jacoby. Zwei Theile. Hamburg, O. Meißner. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Was der Verfasser an bedeutendern Schriften und Reden in den letzten vier Jahrzehnten verfaßt hat, ist hier in zwei Bänden niedergelegt. Dieselben geben einen wesentlichen Beitrag zur Kenntniß der preußischen Verfassungsgeschichte, was besonders vom ersten Theil gilt. Ein unleugbarer Vorzug derselben ist ungemeine Klarheit in der Darstellung, große Entschiedenheit in den Grundsätzen. Ob letztere nicht ins Extrem umschlägt und in eine für die politische Laufbahn nicht sehr praktische Starrheit übergeht, wird sich im Laufe dieser Besprechung zeigen. Des Verfassers Name ist jedem Politiker längst bekannt. Wir hatten unsere Freude an dem wackern ostpreußischen Kämpfer, als er im Jahre 1841 seine „Vier Fragen" schrieb und veröffentlichte. Die Petition des königsberger Huldigungslandtags von 1840, der Landtagsabschied vom 9. September und die denselben erläuternde Cabinetsordre vom 4. October 1840 waren die Veranlassung zu dieser Schrift. Auf die erste Frage: „Was wünschten die (ostpreußischen) Stände?" antwortet der Verfasser: „Gesetzmäßige Theilnahme der selbständigen Bürger an den Angelegenheiten des Staates", und verlangt zu diesem Zwecke Freiheit der Presse und eine Versammlung der Landesrepräsentanten. Die Provinzialstände sind ihm eine bloße Scheinvertretung, schlimmer als gar keine, und wenn wir die Competenz derselben und das Geheimnißvolle des ganzen Apparats betrachten, so können wir dem Verfasser nur beistimmen. Gegenüber der Beamtenallgewalt und der politischen Nichtigkeit der selbständigen Bürger verlangt er Oeffentlichkeit und wahre Vertretung. Daß das Volk von 1840 zu dieser Forderung berechtigt war, wird nur wenigen Auserlesenen zweifelhaft sein. Der Verfasser ist aber auch bereit, den historischen Beweis zu liefern. Er beginnt mit dem sogenannten Stein'schen Testament, einem vom Oberpräsidenten von Schön verfaßten Circularschreiben Stein's vom Jahre 1808 an die obersten Behörden in Preußen. In diesem interessanten Actenstück heißt es: „Eine allgemeine Nationalrepräsentation ist erforderlich." Die höchste Gewalt brauche eine solche als Mittel, um die Wünsche des Volks kennen zu lernen. Von der Ausführung des von ihm vorgelegten Plans macht Stein das Wohl und Wehe des Staates abhängig; denn nur auf diesem Wege könne der Nationalgeist erweckt und belebt werden. Die nämliche Ansicht hatte Hardenberg. In dem Finanzedict vom 27. October 1810 spricht König Friedrich Wilhelm III. von einer „zweckmäßig eingerichteten Repräsentation, sowol in den Provinzen als für das Ganze", welche er der Nation zu geben sich vorbehalte. Auch wurde im Februar 1811 eine interimistische Volksrepräsentation in Berlin versammelt, welche mehrere freisinnige organische Gesetze berieth. Nach den Befreiungskriegen hoffte unter allen Staaten Preußen am meisten auf die Gewährung einer Volksrepräsentation, und alle Umstände sprachen dafür. In diesem Sinne lautete der von Hardenberg dem Fürsten Metternich am 13. September 1814 mitgetheilte Entwurf einer deutschen Verfassung und die bekannte königliche Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volks. Man kann nicht deutlicher sprechen als diese Verordnung. Aus den Provinzialständen, hieß es, solle die Versammlung der Landesrepräsentanten, die in Berlin ihren Sitz habe, gewählt werden; die Wirksamkeit derselben erstrecke sich auf die Berathung aller Gegenstände der Gesetzgebung, mit Einschluß der Besteuerung. Eine Commission von Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen solle ohne Zeitverlust sich in Berlin versammeln und eine Organisation der Provinzialstände, eine Organisation der Landesrepräsentanten und eine Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen ausarbeiten. Auf den 1. September war ihr Zusammentritt bestimmt. Niemand zweifelte an der Erfüllung des Königswortes, und doch wurde dasselbe nicht erfüllt. Es folgten trübe Jahre. Die Commission wurde nicht einberufen; volle acht Jahre nach der Verordnung erschien erst das Gesetz über Errichtung der Provinzialstände; die Reichsstände wurden als bevorstehend angekündigt, aber dabei blieb es, obgleich schon 1820 die Staatsschuld wie jede künftige Anleihe unter die Garantie der Reichsstände gestellt war. Was der Vater nicht gewährte, sollte der Sohn zum Beginn seines Regierungsantritts dem Lande geben. Auf die Aufforderung des Königs, nach altem Brauch die Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien in Antrag zu bringen, beschloß der königsberger Huldigungslandtag mit 87 gegen 5 Stimmen, die Verfassungsrechte zu wahren und den König an die durch das Edict vom 22. Mai 1815 gesetzlich gewährte, aber factisch noch nicht ins Leben getretene Volksrepräsentation zu erinnern. Die Antwort vom 9. September lautete, Friedrich Wilhelm III. habe infolge der bald nach der Verordnung wahrgenommenen Ereignisse die Deutung, welche mit seinen Worten verbunden wurde, in reifliche Ueberlegung gezogen und, von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretung sich fernhaltend, den auf geschichtlicher Entwickelung beruhenden, der deutschen Volksthümlichkeit entsprechenden Weg eingeschlagen und seinem Lande die Provinzialverfassung verliehen; dieses Werk solle auch künftig treu gepflegt werden. Und als einige Hoffnungsselige in diesen nicht miszuverstehenden Worten sogar eine Gewährung sahen, schnitt die Cabinetsordre vom 4. October auch den letzten Bruchtheil einer Hoffnung vollends durch. Was bleibt nun den Ständen zu thun übrig? fragt der Verfasser. Antwort: „Als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen, was sie bisher als Gunst erbeten."

Die in Manheim gedruckte Schrift übersandte der Verfasser im Februar 1841 dem König Friedrich Wilhelm IV. Darauf wurde gegen ihn die Anschuldigung des Hochverraths, der Majestätsbeleidigung und des frechen, unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze erhoben. Jacoby arbeitete eine „Rechtfertigung" aus, und als der Criminalsenat des königlichen Kammergerichts ihn auf

Grund der „Vier Fragen" zu $2\frac{1}{2}$ Jahren Festungsarrest und zum Verlust der preußischen Nationalcocarde verurtheilte, verfaßte er eine „weitere Rechtfertigung". Der Oberappellationssenat sprach ihn frei, durfte ihm aber, nach besonderm Befehl des Justizministers, die Entscheidungsgründe nicht abschriftlich mittheilen, woran auch eine Immediateingabe an den König (April 1843) nichts änderte. Eine den preußischen Ständen im December 1844 überreichte Denkschrift, betitelt: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III.", behandelte das nämliche Thema, führte aus, daß das Versprechen des Vaters für den Nachfolger gesetzlich und moralisch verbindlich sei, und forderte die Stände zu einer neuen Vorstellung an die Krone auf. Dadurch kam er in einen neuen Conflict. Der Criminalsenat des Oberlandesgerichts zu Königsberg verurtheilte ihn zu $2\frac{1}{2}$ Jahren Festungsarrest. Dies gab Jacoby neue Veranlassung, die Anklage einer genauen Kritik zu unterziehen und in einer besondern Schrift über das Verfahren des Gerichts sich auszusprechen. Die Revolution von 1848 befreite ihn von diesen Sorgen. Mit Genugthuung äußerte er sich am 5. Juni 1848 in einer Wahlmännerversammlung zu Berlin, daß es nun anders sei: bisher hätten die Stände des Landes eine blos berathende Stimme gehabt, des Königs Wille aber habe in allen politischen Fragen den Ausschlag gegeben; jetzt sei es gerade umgekehrt: der König habe nur eine berathende, warnende Stimme, die endgültige Entscheidung aber erfolge einzig allein durch den Gesammtwillen des Volks, wie solcher unmittelbar (wol: durch Revolution) oder durch freierwählte Vertreter sich kundgebe. Um dem Volke diese absolute Souveränetät zu erhalten, empfiehlt er die Errichtung einer zweckmäßig organisirten Bürgerwehr und Lösung der gesellschaftlichen Aufgabe, volle Gerechtigkeit gegen die arbeitende Klasse. Dies in ein noch klareres Deutsch, als Jacoby es zu geben gewohnt ist, übersetzt, heißt doch wol nichts anderes als: Abschaffung der stehenden Heere als willenloser Fürstenknechte, Einführung des Milizheeres wie in der Schweiz, Verwirklichung der socialen Ideen, wie sie Louis Blanc und andere Franzosen in Paris zu verwirklichen suchten. Unsere politischen Sympathien für den Verfasser sinken bereits um mehrere Grade; denn wir sehen im Hintergrund bereits die deutsche Republik und so etwas wie Communismus.

Ueber das Verhältniß Preußens zur frankfurter Nationalversammlung zu sprechen, gab ihm die Erwählung des Erzherzogs Johann Gelegenheit. Er tadelt den Beschluß der Paulskirche, einen unverantwortlichen, an die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht gebundenen Reichsverweser zu ernennen, da das deutsche Volk, welches die bestehenden Throne verschont habe, schwerlich ein Verlangen danach habe, neue Throne zu errichten; dennoch, sagt er, im Widerspruch mit der Erklärung des Ministerpräsidenten von Auerswald, müsse dieser wie jeder andere Beschluß der deutschen Nationalversammlung von allen Staaten, also auch von Preußen geachtet, als rechtsverbindlich angesehen werden; denn die deutsche Einheit wollen und zugleich verlangen, daß die Vertreter der deutschen Nation über jeden einzelnen Beschluß sich mit achtunddreißig Regierungen und ebenso vielen Ständekammern in Unterhandlungen einlassen, heiße nichts anderes, als die deutsche Einheit nicht wollen, da sie auf diesem Wege nie zu Stande kommen könne. Allerdings; und doch konnte die Monarchie Friedrich's des Großen von den oft zufälligen Majoritäten der Paulskirche sich nicht commandiren lassen; es fehlte jedenfalls ein Institut wie der jetzige Bundesrath, welcher als eine Art erste Kammer den Willen der Regierungen vertrat und dem Votum der Nationalversammlung die Wage hielt. Diese Schöpfungen von 1848 waren eben von Anfang an sehr unpraktisch und konnten — wir dürfen jetzt sagen: Gottlob! — zu keinem befriedigenden Resultate führen.

Die Sache stand bald ganz anders. Die freudig begrüßte Volkssouveränetät machte am 2. November 1848 dem Ministerium Brandenburg Platz. Am nämlichen Tage stellte Jacoby in der constituirenden Versammlung den Antrag, eine Commission von 21 Mitgliedern zu erwählen mit dem Auftrag, die in der bedrohlichen Lage des Landes geeigneten Mittel vorzuschlagen. Bei der Begründung seines Antrags bezeichnet er den Grafen Brandenburg als einen Mann, von dem das ganze Land wisse, daß er der dienstwillige Vertreter des Absolutismus sei; die Ernennung eines solchen Mannes zum Chef eines neuen Ministeriums heiße dem ganzen Land den Fehdehandschuh hinwerfen; entscheidende Schritte seien nöthig, um den König von seinem Entschluß abzubringen, sonst helfe sich das Volk selbst durch eine zweite Revolution; von Deputationen und Adressen halte er nichts; wozu diese führen, das sehe man in Wien; entschiedene Beschlüsse seien nöthig. Es gab, wenn man nicht die Revolution wollte, keinen andern Weg als Steuerverweigerung, und als die demokratische Mehrheit, nach ausgesprochener Vertagung des Hauses, diesen Beschluß faßte, mußte sie sich bei einigem Nachdenken sagen, daß er nicht durchzuführen sei, ohne daß die Fahne der Revolution aufgepflanzt werde, und auch dann nicht. Damals war es bekanntlich, daß Jacoby als Mitglied einer Deputation Audienz beim König in Potsdam hatte und diesem, welcher sich nicht bekehren lassen wollte, im Weggehen nachrief: „Das ist eben das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nie hören wollen." Dieses Wort, welches in der Schrift nicht angeführt ist, hat der demokratischen Partei sehr geschadet. Denn man braucht kein Verehrer des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel zu sein, um das Urtheil zu fällen, daß die demokratische Partei durch ihre extremen Beschlüsse dieses Ministerium geradezu hervorgerufen habe. Jacoby selbst gestand in einer Rede, die er in Königsberg 1858 hielt, daß in der letzten Zeit alle Parteien gefehlt haben, und will nicht einmal untersuchen, welche am meisten. Zwei Vorwürfe, sagt er, mache man den Demokraten von 1848 und 1849: Ungestüm, unpolitische Ueberstürzung im Handeln, und politischen Idealismus. Er leugnet nicht, daß diese Vorwürfe einige Berechtigung haben, erklärt aber dabei den ersten aus dem „vollberechtigten Mistrauen" und fragt hinsichtlich des zweiten, ob diejenigen seiner Gegner weniger Idealisten seien, welche einst der rettenden Novemberthat entgegengejubelt und von einem Ministerium Manteuffel das Heil constitutioneller Freiheit erwartet hätten. Wir geben ihm hierin vollständig recht, unterschreiben aber auch die ebengenannten Vorwürfe. Interessant ist das

Geständniß Jacoby's, daß es allerdings im Jahre 1848 in der demokratischen Partei einzelne gegeben habe, „welche damals für Preußen eine andere als monarchische Regierungsform für möglich hielten". Also die Republik im Hintergrund! Wenn dies nicht politischer Idealismus heißt, was heißt es dann? Das neue demokratische Programm lautete ganz anders: „Ehrerbietung dem König, Achtung der Landesverfassung, Selbstverwaltung der Gemeinden, gleiche Pflichten und gleiche Rechte für alle Bürger!" kurz zusammengefaßt in: „Verfassungsmäßige Monarchie auf der echt demokratischen Grundlage der Selbstverwaltung und Gleichberechtigung!" Damit war allerdings die Republik ausgeschlossen, aber nicht die republikanischen Formen. Es erinnert an Lafayette, wie dieser in den Julitagen 1830 zu Ludwig Philipp sagte: „Was Frankreich braucht, ist ein volksthümlicher Thron, umgeben mit republikanischen, völlig republikanischen Einrichtungen", worauf der schlaue Herzog, im Begriff König zu werden, erwiderte: „So verstehe auch ich's." Den Absolutisten und Feudalisten warf Jacoby vor, daß sie die constitutionelle Staatsverfassung bekämpfen, um ein unumschränktes Königthum oder ein Junkerparlament an die Stelle zu setzen, den Conservativen, daß sie alles politische Heil von einem Polizeiregiment und einer Beamtenherrschaft erwarten, den Gothaern, daß sie das Sonderinteresse der Geldaristokratie vertreten, für Standesvorrechte, Wahlcensus und andere künstliche Unterscheidungen schwärmen. Diesen Gegnern gegenüber verlangt er freisinnige Fortbildung der Landesverfassung, freie Selbstverwaltung und Gleichberechtigung aller.

Auch auf das Herrenhaus kommt er zu sprechen. In der Conflictszeit hatte am 11. October 1862 dasselbe das vom Abgeordnetenhaus beschlossene Budget von 134 Millionen abgelehnt und das ursprünglich von der Regierung vorgelegte Budget von 140 Millionen mit 114 gegen 44 Stimmen angenommen. Auf Grund des Artikels 62, welcher bestimmte, daß Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats zuerst dem Hause der Abgeordneten vorzulegen seien und daß das Herrenhaus die Staatshaushaltsetats im Ganzen anzunehmen oder abzulehnen habe, erklärte darauf das Abgeordnetenhaus am 13. October, unmittelbar vor dem Schluß des Landtags, einstimmig, daß das Herrenhaus nicht das Recht habe, auf die Regierungsvorlage zurückzugreifen, überhaupt mit ihr sich zu befassen, daß also der Beschluß desselben null und nichtig sei und die Regierung keinerlei Recht daraus ableiten könne. Diesen Standpunkt vertrat Jacoby in einer Rede vom März 1863, welche er in dem „Verein der Verfassungsfreunde" hielt, und polemisirte namentlich gegen die Behauptung Bismarck's, daß nicht das Abgeordnetenhaus allein, sondern beide Häuser des Landtags zusammen die Volksvertretung ausmachen, wie ja auch die Verfassung ausdrücklich sage, daß die Mitglieder beider Häuser die Vertreter des ganzen Volks seien. Jacoby dagegen verficht die von dem Präsidenten Grabow gegebene Erklärung, daß das Abgeordnetenhaus die alleinige, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene, wahre Vertretung des preußischen Volks sei, und stellte die Frage auf: „Sind die Mitglieder des Herrenhauses Volksvertreter?" Er verneint diese Frage, da dieselben vom König ernannt, nicht vom Volke gewählt seien, somit den König und ihre eigene Person und alles Mögliche vertreten, nur nicht rechtliche Vertreter des Volks sein könnten. Bei dem Festmahl der nationalliberalen Partei, am 17. December 1872, sprach der bisherige Präsident des Abgeordnetenhauses, Forckenbeck, im Begriff, als Oberbürgermeister von Breslau in das Herrenhaus überzusiedeln, daß er hoffe, auch dort eine gedeihliche Wirksamkeit zu entfalten, indem er den dort hervortretenden Interessen bevorzugter Stände gegenüber das freie Bürgerthum zur Geltung zu bringen gedenke. Damit haben wir die richtige Bezeichnung. Wenn die Verfassung die Mitglieder des Herrenhauses „Volksvertreter" nennt, so hat niemand das Recht, ihnen dieses Prädicat abzusprechen; da die Beamten und die adelichen Grundbesitzer auch zum Volke gehören, so ist auch im Princip nichts dagegen einzuwenden; daß sie aber thatsächlich mehr ihre eigenen Interessen als das ganze Volk vertreten, das haben allerdings eben die letzten Monate uns sehr in Erinnerung gebracht. Wir halten die Sache für einen müßigen Wortstreit; rechtlich ist die Sache nicht anzufechten, und thatsächlich weiß jedermann, woran er ist, auch ohne die provocirenden Reden des Herrn von Kleist-Retzow gehört zu haben.

Wir konnten bisher, solange es sich vorzugsweise um die Entwickelung der preußischen Verfassung handelte, mit dem Verfasser theils übereinstimmen, theils, wenige Punkte abgerechnet, seinen Standpunkt wenigstens erklärlich finden. Sobald aber die auswärtigen Fragen in den Vordergrund treten, der schleswig-holsteinische Schmerzensschrei durch unsere Wände dringt, verstehen wir uns gegenseitig nicht mehr. In der Rede, welche Jacoby am 2. December 1863 im preußischen Abgeordnetenhause hielt, erklärte er die Sache Schleswig-Holsteins mit den wärmsten Worten für eine national-deutsche, für unsere eigene Sache, zugleich aber auch, daß das Abgeordnetenhaus zur Zeit völlig außer Stande sei, den dortigen Brüdern wirksamen Beistand zu leisten, solange ein Ministerium am Ruder sei, welchem Recht, Freiheit und deutsche Volksehre nichts als leere Worte seien, und welches, jeder wahren deutschen Politik abhold, die ihm bewilligten Mittel zu ganz andern Zwecken als zu den von dem Hause bezeichneten verwenden würde. Den Brüdern in Schleswig-Holstein würden weder deutsche Fürsten noch deutsche Kammern das dänische Joch abnehmen; dies könne nur geschehen, wenn das deutsche Volk, Preußen voran, selbst für seine nationale Ehre eintreten und Mann für Mann, wie vor funfzig Jahren, sich erheben und die Regierungen mit fortreißen würde. Das Beispiel von 1813 war sehr übel gewählt; eine solche Erhebung ohne Revolution läßt sich kaum denken; das dänische Joch nahmen deutsche Fürsten den Herzogthümern ab, und für deutsche Volksehre trat ein der vielverlästerte Herr von Bismarck. Es war doch stark von einem preußischen Volksvertreter, den Schleswig-Holsteinern jeden Beistand zu versagen, weil das preußische Ministerium nicht nach dessen Geschmack war. Wenn einer meiner politischen oder socialen Antipoden mein Kind, das ins Wasser gefallen ist, herauszöge, so

möchte es mir immerhin unangenehm sein, daß gerade dieser es gethan hat; wollte ich aber sagen, daß er es lieber nicht gethan hätte, daß das Kind meinetwegen lieber ertrunken wäre, so wäre dies doch zum mindesten erstaunlich naiv. Und hat es Jacoby anders gemacht? Hier hört die gesunde Politik auf und der Parteieigensinn fängt an. Dann ist man aber nicht mehr Vertreter des ganzen Volks, sondern Vertreter einer kleinen Partei. Daß Jacoby unter solchen Umständen das Budget Jahr für Jahr verweigerte, die Armeereorganisation, als die staatliche Freiheit bedrohend, verdammte, ein volksthümliches Wehrsystem, das Milizsystem, eingeführt wissen wollte und die Regierungszustände eine ministerielle Willkürherrschaft, eine wahre Ministeranarchie nannte, kann nicht wunder nehmen. Im Jahre 1866 sprach er am 22. Mai für die Adresse der königsberger Stadtverordneten, welche den König um Erhaltung des Friedens und Berufung eines volksthümlichen Ministeriums bat, und forderte, daß Preußen der „verderblichen Annexionspolitik" entsage und eine freie und freiheitliche Einigung des gesammten Deutschland erstrebe. Auch noch am 23. August, nach den Waffenthaten des preußischen Heeres, sprach er sich gegen den Krieg aus, der gegen den Willen des Volks unternommen sei, und dessen Siege nicht der Volkspartei, nicht der Freiheit, sondern dem unumschränkten Herrscherthum, der Machtvollkommenheit des obersten Kriegsherrn zugute kommen, stimmte gegen die versöhnlich und patriotisch klingende Adresse und gegen die dem Ministerium zu ertheilende Indemnität. Nicht die Einheit der Nation, sondern die Freiheit, und zwar die demokratische, ist Jacoby die Hauptsache; ohne die letztere hat ihm das Verlangen eines Volks nach staatlicher Einheit nur eine beschränkte Berechtigung. Als es sich um Annahme der norddeutschen Bundesverfassung handelte, protestirte er im Abgeordnetenhause gegen einen Beschluß, welcher dem Volk das Aergste, die Schmach freiwilliger Knechtschaft, zumuthe, und nannte die neuen Bundesbehörden den begrabenen deutschen Bundestag, der in Berlin unter preußischer Militärdictatur seine Auferstehung feiere. In einer Rede vor den berliner Wählern 1868 drückte er sich sehr kosmopolitisch, im Sinne des genfer Friedenscongresses aus: zur Verwirklichung der politischen und socialen Freiheit reiche die Kraft eines einzelnen Volks nicht mehr aus, das Zusammenwirken der Völker sei dazu erforderlich; dadurch allein werde das politische Gleichgewicht der Staaten geschaffen, welches in nichts anderm bestehe als in der Anerkennung des Rechts auf Freiheit und Selbstbestimmung für jedes Volk und jeden Volksstamm. Die demokratische Partei dürfe daher nicht mehr eine engherzig nationale Partei sein, sondern müsse sich mit den Gleichgesinnten aller Länder und Staaten vereinigen zu dem gemeinsamen Werke, zur Gründung der „freivereinigten Staaten Europas". Den Friedens- und Freiheitsbund der Völker Europas herzustellen, sei der Beruf der deutschen Nation. Demgemäß lautet das Parteiprogramm von 1868: „Umgestaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Sinne der Freiheit, gegründet auf Gleichheit aller Menschen." Auf politischem Gebiet solle die unbedingte Selbstregierung des Volks, mit Verwerfung des Repräsentativsystems, auf dem socialen Gebiet die „annähernd gleichmäßige Vertheilung" der materiellen Güter, auf dem nationalen Gebiet die Anerkennung des Rechts auf Freiheit und Selbstbestimmung für jeden Volksstamm erstrebt werden. So kommt Jacoby immer mehr in den Strudel der modernen Arbeiterbewegung hinein, deren Ziele er in einer Rede vom Jahre 1870 bespricht. Als die Aufgabe des Jahrhunderts bezeichnet er hier die Erkämpfung der staatlichen Freiheit durch die Arbeiter, worauf dann die Gründung des Arbeiterstaats, des Socialstaats, welcher den industriellen und ländlichen Productivgenossenschaften Credit gewährt und ihr Einkommen garantirt, zu folgen hätte. Der weltbewegende Gedanke sei der der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller. Wir glauben uns bei diesen Worten mitten in der Französischen Revolution zu befinden und bereits das unheimliche Rasseln der Guillotine zu hören. Zum Schluß sprach er, am 14. September 1870, in der Versammlung der königsberger Volkspartei, Deutschland das Recht ab, Elsaß und Lothringen als früher geraubtes Gut sich wieder anzueignen, wenn nicht die Bewohner dieser Provinzen selbst es wünschen; denn es sei dies eine Verletzung des Selbstbestimmungsrechts der Völker.

Damit hört das Buch auf, damit hört aber auch jede Möglichkeit einer Verständigung auf. Wer aus der Geschichte nichts weiter gelernt hat, als daß die Glieder einer Nation freies Selbstbestimmungsrecht haben, daß die Nation den Gliedern unter allen Umständen ihren Willen lassen muß, daß gegenüber der Nation als Ganzem die Glieder nicht die zum Gehorsam verpflichteten Kinder, sondern die Gleichberechtigten sind, für den ist die Geschichte nicht geschrieben, für den hat die Geschichte wieder von vorn anzufangen. Daß infolge dieser Erklärung am 14. September Jacoby (und der Vorsitzende der Versammlung, Kaufmann Herbig) am 20. September auf Befehl des Generalgouverneurs Vogel von Falckenstein verhaftet und bis zum 26. October in der Feste Boyen bei Lötzen gefangen gehalten worden ist, damit nicht durch weitere Kundgebungen der Art der Feind, in seiner Leichtgläubigkeit auf Sympathien oder gar Aufstände hoffend, in seinem Widerstand ermuthigt und zur Verlängerung des Kriegs veranlaßt werde, ist bekannt.

4. Die Verfassung des Deutschen Reiches vom staatsrechtlichen Standpunkt aus betrachtet. Ein Beitrag zu deren Kritik von Joseph von Held. Nebst einem Anhange, die Verfassung des Deutschen Reiches und die Verträge mit den süddeutschen Staaten enthaltend. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Ueber die Reichsverfassung. Von Justus W. Westerkamp. Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beide Werke, welche den nämlichen Gegenstand behandeln, sind trotzdem keine Concurrenzwerke. Sie treten nicht, in der Weise ehrgeiziger Sängerinnen oder Professoren, mit Rang- und Rivalitätsansprüchen auf, sondern spielen zwei verschiedene Rollen in einem und demselben Stück, beseelt von dem Gedanken, zu dem Gelingen des Ganzen etwas beizutragen. Der würzburger Professor legt an die Reichsverfassung vom Anfang bis zu Ende den staatsrechtlichen Maßstab an, verfährt im großen und im einzelnen als Anatom, seinen Zuhörern das Normale und das Anormale des vorliegenden Objects

mit gleicher Gewissenhaftigkeit aufzeigend, und begründet seine Ausstellungen mit staatsrechtlichen Definitionen und den daraus sich ergebenden Consequenzen. Der hannoversche Obergerichtsassessor führt uns zunächst in die Schöpfungsgeschichte der Reichsverfassung, spricht von dem Inhalt und dem Zweck derselben, beleuchtet die verschiedenen Functionen der einzelnen Gewalten, stellt uns dieselben durch Beispiele und Vergleichungen möglichst einleuchtend dar, verfährt aber dabei mehr historisch-politisch, übrigens überall der Kritik ihr Recht wahrend. Im Einklang mit dieser Art, seine Aufgabe zu lösen, zieht er die Verfassungsverhältnisse von England und den Vereinigten Staaten in seinen Kreis, theilt uns die Aussprüche berühmter Staatsmänner aus diesen Ländern mit und spricht von den Eindrücken, welche diese großen Staatswesen auf ihn in seinen Wanderjahren gemacht haben. Auf diese Weise thut keins der beiden Werke dem andern Eintrag, sie haben ganz gut nebeneinander Platz, ergänzen sich gegenseitig. Bei Held tritt das, was der Reichsverfassung fehlt, stärker hervor, bei Westerkamp das, was sie hat. In den einleitenden Worten drücken beide Verfasser ähnliche Gedanken aus, zollen dem großen Werk alle Anerkennung, weisen aber auch zugleich hin auf die Nothwendigkeit der Vollendung desselben. Held sagt:

> Die Errichtung des Deutschen Reichs auf Grundlage der Verfassung vom 16. April 1871 ist ein geschichtliches Ereigniß von unberechenbarer Bedeutung. Keine Nation vermag etwas Großartigeres aufzuweisen. Die deutsche Nation selbst aber kann noch etwas thun, was an Großartigkeit die Gründung ihres Reichs übertrifft; wir meinen die Vollendung, den innern Ausbau des Reichs.

Und Westerkamp:

> Entwickelung, namentlich auf dem Gebiete des innern Staatslebens, ist die große Pflicht unsers Landes nach seinen letzten Siegen. Sind wir nicht in unserer ganzen Entwickelung auf mindestens gleicher Stufe mit den übrigen Völkern der Erde, so werden wir den hervorragenden Platz, welchen wir gegenwärtig unter denselben einnehmen, schwerlich lange behaupten können.

Held spricht in der Einleitung von den entgegengesetzten Strömungen, den zweierlei Kräften, die sich im Deutschen Reich auf staatlichem Gebiet geltend machen, der Centripetalkraft des Reichs, welche allmählich alle Hoheitsrechte an sich zu ziehen sucht, und der Centrifugalkraft der Einzelstaaten, welche wesentliche Hoheitsrechte nicht abgeben wollen. Er läßt nicht undeutlich durchblicken, welcher dieser beiden ringenden Kräfte er den Sieg prophezeie. Mit den bekannten Schlagwörtern: Einheitsstaat, Borussificirung und berechtigte Selbständigkeit der deutschen Stämme sei nichts mehr zu machen. Als besondere Eigenthümlichkeiten bei der Gründung des Reichs bezeichnet er, daß dasselbe bei seiner Entstehung die Anerkennung der europäischen Staaten nicht verlangt und sich gleich auf eigene Füße gestellt hat; daß es aus keiner Revolution hervorging; daß es nach keiner geschichtlichen oder doctrinären Schablone gemacht ist; daß es nicht aus der Zertrümmerung, nur aus der Schwächung eines besiegten Landes hervorging; daß die neuerworbenen Länder mit aller Schonung und Freigebigkeit behandelt wurden; daß man nicht mit einem äußern Verfassungsbau, sondern mit einer gründlich und rastlos arbeitenden Gesetzgebung begann; daß die Siege über den äußern Feind nicht zur Verherrlichung eines Dictators, sondern zur Verwirklichung der modernen Culturideen benutzt wurden. Er macht darauf aufmerksam, daß das deutsche Herrschaftgebiet nicht zugleich das deutsche Nationalitätsgebiet ist, da das Deutsche Reich nicht alle deutschen Stämme umfaßt, dafür aber auch fremde Nationalitäten (Dänen, Franzosen, Litauer, Polen, Czechen, Wenden, Wallonen) in sich schließt. Unter den materiellen Hoheitsrechten des Reichs zählt er auf: die Repräsentativhoheit, die Militärhoheit, die Finanzhoheit, die Polizeihoheit, die Justizhoheit, die Organisationshoheit. Zu der erstern gehört das Gesandtschafts- und Consulatsrecht. Dabei wird der Umstand berührt, daß einige Einzelstaaten sich schwer von ihrem besondern Gesandtschaftsrecht trennen können. Wenn aber der Verfasser sagt, daß solche Gesandtschaften nichts als das specielle Interesse ihres Landes vertreten, also selbstverständlich niemals etwas, was gegen das allgemeine Interesse und die Politik des Reichs gehen würde, und daß dieses Recht mehr nur Courtoisie sei als ein Mittel, dem Reiche gegenüber eine selbständige Politik zu verfolgen, so wollen wir im Interesse des Reichs wünschen, daß es so sei, sind aber, in Erinnerung an alte Vorgänge und Gewohnheiten, nicht gerade so beruhigt darüber; das Verhalten Badens, das im Jahre 1871 allen seinen Gesandten den Abschied gegeben hat, flößt uns ungleich mehr Beruhigung ein. Bei der Militärhoheit wünscht der Verfasser, daß die preußische Armee eine deutsche werde, sofern auch hier der preußische Geist zu einem deutschen sich erweitern, nicht daß die deutsche schließlich eine preußische werde, und verlangt eine deutsche Gesetzgebung in Militärsachen, deutsche Fahnen und Cocarden, deutsches Reichskriegsministerium und Reichsmarineministerium. Auch hält er es nicht für correct, daß weder ein eigentliches Finanzministerium noch eine eigentliche Staatskasse noch eine eigentliche Rechnungscontrolbehörde des Reichs bestehe, sondern auch hier alles im wesentlichen durch die Organe des preußischen Staats geschieht. Bei Besprechung der Polizei- oder politischen Hoheit vermißt der Verfasser, daß die Competenzen des Reichs sich vorläufig nicht erstrecken auf das Verhältniß zwischen Staat und religiösen Körperschaften und Vereinen (das Jesuitengesetz hat denn doch einen starken Anlauf genommen!) oder auf die verfassungsmäßige Ordnung des Princips der Gewissensfreiheit, sodann auf das Schulunterrichts- und Bildungswesen sowie das Gemeindewesen, beide als die wahren Grundlagen eines staatlichen Selfgovernment, und führt noch verschiedene Gesetze an, welche in diesem Departement zu erlassen wären. Die Ursache dieser noch mangelhaften Einrichtung findet er darin, daß das Reich mit noch widerstrebenden Elementen auf der Grundlage freier Einigung erbaut worden ist. Es könnte noch hinzugesetzt werden, daß weder 1866 und 1867 noch 1870 die äußern Verhältnisse von der Art waren, daß man hätte sagen können, man habe alle Muße, etwas recht Gutes zu schaffen und bis in die einzelnsten Punkte hinabzugehen, vielmehr von der Art, daß ein rascher Abschluß, ein rascher Compromiß, bei welchem man sich nur über die Grundprincipien, über das Gerippe einigte, von weit größerm Werth war, als eine

nach langer Arbeit aufgestellte und durchberathene Reihe von Paragraphen und Artikeln. Daß die Reichsverfassung etwas Unfertiges sei und zahlreiche Lücken habe, daraus haben die Gründer derselben nie ein Hehl gemacht; die Thätigkeit des Bundesraths und des Reichstags sorgt dafür und wird dafür sorgen, daß die Mängel von Jahr zu Jahr mehr beseitigt, die Lücken ausgefüllt werden. Schon jetzt wird daran gearbeitet, auf dem Gebiet der Justizhoheit zwei wesentliche Lücken zu ergänzen. Der Verfasser hält die Errichtung eines allgemeinen obersten Reichsgerichts (Reichsgerichtshofs) im Interesse der Reichseinheit für sehr nothwendig und glaubt nicht, daß die Einführung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs für ganz Deutschland, wie es bekanntlich Lasker beantragte, eine wirkliche Gefahr für die berechtigten Particularitäten sei, wenn man sich entschließen könnte, dabei so zu verfahren, daß den wirklich begründeten Particularitäten einiger freie Spielraum gelassen würde.

Da, wo von der Ausübung der Reichshoheitsrechte die Rede ist, bespricht der Verfasser die Bedeutung und Stellung des Kaisers, des Bundesraths, des Reichstags, der Reichsämter. In der Stellung des Kaisers weist er verschiedene Unfertigkeiten nach, sei es, daß man dieselbe mehr als die eines Präsidenten oder mehr als die eines Erbkaisers erfaßt. Die Lösung der Widersprüche sieht er entweder in der Herstellung eines wahrhaft und vollständig monarchischen Kaiserthums oder in der einer wahrhaft und vollständig republikanisch-föderalistischen Präsidentschaft. Wer die Geschichte des deutschen Volks überblickt, den Charakter derselben ins Auge faßt, und die Verhältnisse zu den andern Staaten in Rechnung bringt, wird, zumal im Gedanken an die durch den Romanismus und Socialismus drohenden Gefahren, der Begründung und Aufrechthaltung einer wirklichen starken deutschen Monarchie den Vorzug geben und, ohne auf Prophetengabe Anspruch zu machen, den Sieg einer solchen Monarchie vorhersagen.

Noch weit complicirter ist die Stellung des Bundesraths. Bismarck, in seiner Rede vom 19. April 1871, nennt ihn eine Art Palladium für unsere Zukunft und bittet, denselben ja nicht anzutasten. Gneist nennt ihn „ein Stück Executive, ein Stück Ministerium, ein Stück Oberhaus". Er ist eine Art von föderativem Souverän, von Senat oder Oberhaus, von Staatsrath oder Ministerium zugleich. Dem Reichstag theils gleich-, theils übergeordnet, dem Kaiser theils unter-, theils gleichgeordnet, bildet er allerdings eine politische Körperschaft von solcher Eigenthümlichkeit, wie es in der ganzen Welt keine mehr gibt. Im Reichstag ist das parlamentarische Einkammersystem verkörpert. Fragt man aber den Verfasser, wem gegenüber diese constitutionelle Vertretung des gesammten Volks stattfinde, und antwortet man, der Reichsregierung, so fragt es sich wieder, wer die Reichsregierung ist, ob Kaiser, ob Bundesrath, oder in welchen Fällen beide zusammen. Und zu all diesen Unklarheiten kommt noch als das Unklarste und in manchen Stücken Sonderbarste das Auftreten der Bundesräthe als „eidgenössische Bundesminister" im Reichstag. Geradezu vor einem Räthsel glaubt der Verfasser zu stehen, wenn er von der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers spricht und die Frage aufwirft, gegen wen dieselbe stattzufinden habe. Den gesetzgebenden Behörden gegenüber findet nur eine disciplinäre, dem Bundesrath als Ministerium gegenüber gar keine Verantwortlichkeit statt; dem Kaiser ist er verantwortlich für die Erfüllung seiner Amtspflicht, sofern es sich um die Unterzeichnung und Publicirung der kaiserlichen Anordnungen und Verfügungen handelt. Thatsächlich freilich, möchten wir hinzufügen, stellt sich die Sache anders. Ein Reichskanzler, der sich nicht mit seiner Politik vor dem Reichstag als dem Vertreter der ganzen deutschen Nation zu verantworten vermag, kann als Reichskanzler nicht mehr existiren. Der Verfasser bleibt, nachdem er noch das Verhältniß der Reichsgesetzgebung zu den Einzellandtagen, die Competenzfragen zwischen Reich und Einzelstaaten besprochen hat, bei der Stellung des Reichskanzlers noch länger stehen. Er findet, daß gerade bei dieser, überhaupt bei den Reichsämtern, die unfertige, mitunter nur gewissen Persönlichkeiten angepaßte Ausbildung des Reichs und seiner Organe besonders auffällig ist. Nach der Verfassung hat der Reichskanzler die Leitung aller Geschäfte des Reichs ohne Ausnahme, ist Mitglied und Vorsitzender des Bundesraths, hat eine Menge von Verordnungen zu erlassen, Beamte anzustellen, mit den Gesandten und Consuln zu verkehren. Nimmt man dazu noch seine Competenzen in den Reichslanden und seine Stellungen in Preußen (wovon die des Ministerpräsidenten inzwischen eingegangen ist), so hat man in dem deutschen Reichskanzlerthum das Originellste und Großartigste, was die ganze Geschichte der öffentlichen Aemter aufzuweisen hat, wird aber auch erkennen müssen, daß dieses Amt zu seinem Träger nicht etwa blos einen ausgezeichneten Mann, sondern einen „Riesen" erfordere. Aber gerade hierin liegt eine Gefahr für die Zukunft. Das Geschlecht der „Riesen" ist längst im Aussterben begriffen, und mit Besorgniß fragt der Patriot (jedoch nicht der specifisch bairische), ob, wenn diesem einen Riesen die Kräfte schwinden, Deutschland noch einen zweiten habe, und ob es nicht zweckmäßig wäre, bei zeiten an eine Theilung der Arbeiten zu denken und den Riesen selbst hierfür Vorsorge treffen zu lassen. Treffend sagt hierüber der Verfasser am Schluß seines Werks:

> Bismarck hat mit wunderbarem Geschick in dem preußischen Königthum das Prästigium einer großen, starken, würdigen, nationalen Monarchie, in dem Bundesrathe die Capacitäten des berufs- und sachmäßigen staatsmännischen Elements aller deutschen Einzelstaaten, in dem auf den breitesten Grundlagen beruhenden Reichstage die Macht des deutschen Einheits- und Freiheitsgedankens, in der Organisation der Reichsämter eine Fülle politischer Fähigkeit dem neuen Reiche zugewendet. Wenn er der erste deutsche Fürst war, den der Kaiser schuf, so erscheint dies nur als der Ausdruck dafür, daß er der Förderste sein soll an der Verwaltung des neuen Reichs. Möge es ihm beschieden sein, dieser Verwaltung so lange vorzustehen, bis er, das Unfertige, Widerspruchsvolle und rein Persönliche in allen Zweigen und Einrichtungen nach und nach auf dem Wege gesetzlich-organischer Entwickelung beseitigend, sein Werk für die Zukunft gesichert sehen kann!

Positive Vorschläge macht der Verfasser nicht, läßt aber seine Meinung durch seine Kritik deutlich durchblicken. In wenigen kurzen Sätzen stellt er am Ende die Haupt-

resultate seiner Untersuchungen zusammen und erleichtert dadurch das Behalten. Das Buch wirkt ungemein anregend und veranlaßt den Leser, über manches scharf nachzudenken und sich Rechenschaft zu geben, worüber er bisher, als über höchst einfache und klare Sachen, leichten Schrittes hinweggegangen ist.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Kritik des Darwinismus.

Wahrheit und Flachheit des Darwinismus. Ein Denkstein zur Geschichte heutiger deutscher Wissenschaft von K. C. Planck. Nördlingen, Beck. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Es haben sich in der letzten Zeit nicht nur von seiten der exacten Forschung, sondern auch der philosophischen Kritik vielfache Bedenken gegen die Theorie Darwin's erhoben, und das vorliegende Buch gehört der letztern Kategorie an. Man konnte voraussehen, daß endlich der principielle Gegensatz, welcher zwischen englischer und deutscher Auffassung der Dinge besteht, auch auf diesem Gebiete seinen Ausdruck finden werde, was in Planck's Buch mit sehr deutlicher Betonung geschehen ist. Außer der Kritik des Darwinismus entwickelt der Verfasser auch hier wieder sein in frühern Schriften dargestelltes naturphilosophisches System, das zwar in den Fundamentalbegriffen nicht durchaus das unserige ist, so sehr manche Partien auf Beistimmung rechnen dürfen. Auf dieses Verhältniß einzugehen, ist jedoch nicht unsere Aufgabe, weshalb wir uns darauf beschränken, die Tendenz und einige der Hauptgedanken von Planck's Buch darzustellen, soweit sie dessen specielle Aufgabe betreffen.

Der Verfasser gibt Darwin nur darin eigentlich recht, daß alle Entwickelung von einem noch undifferenzirten gleichmäßigen Ganzen ausgeht und allmählich zur Differenzirung und individuellen Ausbildung fortschreitet, ein Grundgesetz, das auch für die Geschichte der menschlichen Cultur gilt. Aber der Darwinismus hat die andere, noch wichtigere Seite dieses organischen Entwickelungsgesetzes nicht zu begründen vermocht, wonach es, wie der Verfasser sich ausdrückt, von der beherrschenden innern Concentrirung der Theile ausgeht und ebenso in der fortschreitenden Vollendung dieser sein Wesen hat, sodaß auch die steigende Differenzirung der Theile an ihre Unterordnung zu abhängigen Organen sich knüpft und das Ende ungeachtet der mannichfachsten Differenzirung doch die vollendetste Subsumtion unter die über alles sinnliche Theilleben erhabene, geistig universelle Einheitsform ist. Wie die jetzige naturwissenschaftliche Theorie überhaupt, so fehlt auch der Darwinismus darin, daß er für den Ursprung der Organismen das schon differenzirte Individuelle, nämlich die Stoffe zum Ausgangspunkt macht, von welchem unorganischen äußerlichen Theildasein man nicht zum Organischen und seiner fortschreitenden Concentrirung kommen kann. In der jetzt herrschenden Theorie werden die Stoffatome zum Ersten gemacht, und doch haben auch sie sich aus einem ganz Gleichmäßigen entwickelt. Nicht die Stoffe aber sind das Erste, sondern Schwere, Wärme, Licht, glühender Zustand; die Schwere ist die erste, noch nicht individuelle, sondern noch gleichmäßig universelle und selbstlose Form der Intensität, ein Zusammen- oder Ineinanderwirken, während die Stoffe ein Besonderteres, Undurchdringliches und hiermit der Schwere Entgegengesetztes sind. Nächst der Schwere sind auch Wärme und Licht allem individuellen, selbständigen, kalten, dunkeln Fürsichsein der Stoffe und Weltkörper noch entgegengesetzte Mächte, sie sind die ursprüngliche, noch ganz undifferenzirte und universelle Einheit, aus welcher alle stoffliche individuelle Besonderung entsprungen ist. Doch schon bei den Weltkörpern beginnt eine innere Concentrirung, die jedoch beim Organischen und Geistigen in noch viel bestimmterm Sinne eintritt. Das Umbildungsstreben des organischen Erdcentrums muß in seiner consequenten Vollendung sich zugleich als beherrschende Einheit behaupten, sodaß es nicht mehr unmittelbar in individuelle Theilformen übergeht wie in der unorganischen Stoffentwickelung, sondern erst mittelbar als concentrirte organisirende Einwirkung auf die Stoffe als Centralthätigkeit, die sich schließlich zu der von allem Theilleben auch im Organischen, also auch von Hirn- und Nervenleben psychisch geschiedenen, nur noch mittelbar auf sie bezogenen Centrumsform, d. h. zum Geiste ausbildet. Bestände nicht schon der Anfang der Natur- und Erdentwickelung in der beherrschenden innerlich universellen Einheit der Theile, so könnte es am Schlusse der ganzen Naturentwickelung nicht zur Erhebung über das äußerliche Theildasein kommen, nämlich zum organischen Leben, und noch weniger zu dem über alles Theilleben erhabenen Bewußtsein. Nur dadurch, daß eine innerliche, universelle, alles später Geschiedene beherrschende Einheit besteht und sie, nicht das Specialisirte, der Anfang von allem ist, wird die Welt zu einem „Reich des Guten“. Die jetzige Naturwissenschaft macht hingegen die Atome zum Ursprünglichen und ist consequenterweise hiermit gezwungen, das Organische aus deren Zusammenwirken abzuleiten, das geistig universelle Wesen des Menschen aus dem blos sinnlichen Leben des Thiers und Affen, während doch das Ziel der Wissenschaft sein sollte, das innerlich Universelle, die Einheit der Theile mit dem Ganzen als Ausgangspunkt zu erkennen, das ursprüngliche Entwickelungsgesetz zum Organischen und Geistigen, diese fundamentale Ueberzeugung des religiösen Bewußtseins. Damit erst wird in voller und echt deutscher Weise geleistet sein, was der Darwinismus in einseitiger Halbheit und englischer Aeußerlichkeit begonnen hat, nur die fortschreitende Anpassung, aber nicht die schöpferische Fortentwickelung vertretend.

Wie schon bei niedrigern Wesen, so widerspricht in noch höherm Grade die Natur des Affen, der freiesten und individuellsten Thierform, einem Ursprung aus den beschränkenden Einflüssen bloßer Anpassung und weist hin auf einen selbständigen centralen Anfang. Weil das Wesen des Geistes freie und unsinnliche Selbstunterscheidung ist und reine Einheit des Ganzen im Gegensatz zu der absoluten Abhängigkeit des Thiers von seinem Organis-

mus, so ist alle Ableitung aus dem Affen völlig nichtig. Der Mensch ist demnach nicht blos quantitativ, sondern qualitativ vom Thiere verschieden durch die Natur seines Selbstbewußtseins und allein allgemeiner und unsinnlicher Vorstellungen fähig, während das Thier blos sinnliches Bewußtsein ohne geistiges Gefühl hat und Freude und Trauer bei ihm nur auf Steigerung oder Lähmung des Triebes beruhen. Den Ursprung des Menschen läßt der Verfasser mit der kolossalsten Erderhebung, der des Himalaja zusammenfallen; in Hochasien grenzen auch die am meisten divergirenden Zweige der Menschheit zusammen, deren Entstehung als höchstes Product der Erdentwickelung nur auf einem Punkte vor sich gehen konnte. Nur bei einem geistig menschlichen, nicht thierisch affenähnlichen Ausgangspunkt war ferner ein stärkerer Grund der Differenzirung in Rassen gegeben, welche aus Zuchtwahl nicht zu begreifen sind, sondern nur daraus, daß der ursprünglich schöpferische Menschentypus verhältnißmäßig noch unbestimmter und unentwickelter, der Mensch deshalb viel fähiger war, Modificationen einzugehen. Lyell's Theorie der Erdentwickelung findet der Verfasser ebenso mangelhaft wie Darwin's Theorie der Artenentwickelung, es sei charakteristisch, daß beide in England entstanden sind. Die Erdgestaltung im großen und ganzen, die Vertheilung der Gebirgszüge, des Landes und Meers u. s. w. muß ihren Grund in Centralverhältnissen des Erdganzen haben, nicht, wie jene Theorie will, in einzelnen und localen Wirkungen der Erdperipherie. Jetzt steht die deutsche Naturwissenschaft ganz unter englischem Einfluß, man findet Darwin „groß und erhaben wie die Natur selbst" und fühlt nicht, daß er bis zur Unerträglichkeit flach und kleinlich äußerlich ist, was der Verfasser aus Darwin's Erklärungen der Entstehung von dem Nerven- und Sinnensystem, der rudimentären Organe, der Keimentwickelung, geschlechtlichen Zeugung u. s. w. nachzuweisen sucht. Völlig unfähig ist der Darwinismus, etwas für die Erklärung des Seelenlebens zu leisten. Im Gegensatz zu dieser englischen Art ist das Ziel des deutschen Geistes die volle organisirende Einigung des geistigen Centrums mit der Peripherie der ganzen Bildung, die Erkenntniß des innerlichen Entwickelungsgesetzes der Schöpfung und der rechtlich organischen Berufsordnung der Nationen.

Planck bekämpft zugleich die dem Darwinismus verwandten Vorstellungen Geiger's über Ursprung und Entwickelung der Sprache, nach welchen nicht die Vernunft die Sprache, sondern die Sprache die Vernunft erzeugt haben soll, durch den Sprachlaut der Begriff entstanden sei, während der Mensch vorher vernunftlos war. Wie im Darwinismus, so soll auch hier wieder fälschlicherweise das Centrale durch das Peripherische, das Geistige durch das Aeußerliche bedingt worden sein. Als berechtigt erkennt hingegen Planck gewisse Ergebnisse der empirischen Sprachforschung an, nach welchen zuerst nur eine geringe Anzahl von Wurzeln ohne alle Flexion bestand, die ursprünglich nur ein bestimmtes Geschehen, Thätigsein oder Leiden ausdrückten und hiermit auch einen ganzen Satz, ein Urtheil, was dem Entwickelungsgesetze gemäß ist. Die Vernunft war nämlich im Anfang blos subjective Unterscheidungsform ohne gegenständliche peripherische Begriffswelt und ohne Gliederung derselben; erst nach und nach mit den Begriffsmodificationen entstanden Satzglieder. Auch mußte überall das Sinnliche den Ausgangspunkt der Wortbedeutung bilden. Begriff und Sprache waren zuerst noch ein Allgemeines, Unbestimmtes, die Unterschiede lagen noch ungesondert, embryonisch zusammen, wovon sich ein Rest sogar noch bei Homer zeigt.

Nach Geiger hätte nicht der Begriff das Wort geschaffen, sondern dieses wurde nur durch zufällige Entwickelungsverhältnisse bedingterweise Träger einer bestimmten Bedeutung. Dieses gibt Planck zu, aber nicht die Schlußfolgerung Geiger's. Er sagt nämlich, die Sprache habe die Vernunft erschaffen, indem infolge der sinnlichen Erinnerung und der „Verwechselung" mit Aehnlichem der früher gebrauchte Sprachlaut auch auf anderes übertragen und so zu einem Gattungsbegriffe geworden sei, wie z. B. das Kind die Bezeichnung Papa u. s. w. anfangs durch Verwechselung auch auf andere übertrage und so allmählich an jenes Wort eine allgemeine Vorstellung sich anknüpft. So konnten Worte durch Verwechselung das Allerverschiedenste bedeuten, eine Bedeutung verdrängte die andere, zufällige Modificationen desselben Wortlauts dienten wieder zur Bezeichnung bestimmter Begriffe. Eine eigentliche Denkfunction bestehe nicht; der Begriff sei nur die infolge tausendjähriger Gewohnheit um den Sprachlaut vereinigte Gruppe von Empfindungserinnerungen, die ewig sich ändern.

Planck meint, eine solche Schlußweise sei nur möglich mittels einer völligen Unklarheit des im Denkprocesse stattfindenden Unterscheidungsactes. Geiger identificire fälschlich Vernunft und Begriffsbildung, während doch die Vernunft als reine subjective Unterscheidungsform schon vor allen Begriffen existire, nicht etwas erst in äußerlich geschichtlicher Weise Ausgebildetes sei. Auch bei Geiger verdränge wieder die verständige Aeußerlichkeit und Flachheit englischer Auffassung die wahrhaft deutsche, innerliche und centrale. Vom empirischen Sprachgebiet aus kann man übrigens nie auf den wirklichen Ursprung der Sprache zurückkommen, weil alle empirischen Sprachen schon der geschichtlichen Differenzirung angehören. Gerade so wie der Ursprung des Organischen von dem blos Empirischen aus unbegreiflich bleibt, weil dieses seiner ganzen Natur nach schon das selbstisch differenzirte und veräußerlichte Theildasein ist, das Organische und Menschliche aber nur von der noch nicht individuellen, sondern erst zu individueller Form hinstrebenden centralen Zusammenfassung und Gesammtthätigkeit ausgegangen sein kann, so ist aus gleichem Grunde auch der Ursprung der Sprache vom blos Empirischen aus unerreichbar, weil das erfahrungsmäßige Sprachgebiet seiner Natur nach schon getheilt und umgebildet sein muß und von dem anfänglichen physisch wie geistig undifferenzirten Urzustande durch ein wesentlich anderes Princip der Entwickelung getrennt ist.

Den Gegnern Darwin's haben sich in letzter Zeit von empirischen Forschern beigesellt Montegazza, Hoffmann, Wigand, Göppert, nach welchem neue Pflanzenarten zu jeder Zeit ohne allen genetischen Zusammenhang entstanden sind, und Weiß in seiner Arbeit über die Flora der rheinischen Steinkohlenformation. Neue Typen entstehen überhaupt nicht durch bloße Summirung von Charakteren, und die im Laufe der Zeiten stattgehabte Umwandlung

der organischen Welt ist durch tiefere Principien zu Stande gekommen als durch natürliche und geschlechtliche Zuchtwahl, welche nur in geringerm Maße hierzu beigetragen haben. Das Prästigium des Darwinismus, scheinbar gestützt durch eine Unzahl in anderer Beziehung höchst werthvoller Erfahrungserkenntnisse, ist aber noch so blendend, daß die Mehrzahl der Köpfe es nicht zu durchschauen vermag. Das vorliegende Buch von Planck sowie die treffliche 1871 erschienene Schrift über Darwin's Lehre von Professor Huber in München werden an dieser Sachlage für jetzt so wenig ändern, als der Widerspruch besonnener empirischer Forscher, aber eine nicht große Zahl von Jahren dürfte genügen, eine richtigere Würdigung jener Lehre herbeizuführen. Maximilian Perty.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

David Friedrich Strauß schreibt im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ einen Artikel zu Gunsten des Fürsten Pückler-Muskau, über den auf Anlaß der neuen Veröffentlichungen aus seinem Nachlaß häufig ein scharfes Todtengericht in der Presse gehalten wurde; er stattet dem Fürsten in diesem Artikel nachträglich seinen Dank dafür ab, daß er ihm eine Freistätte in Muskau angeboten hat in einer Zeit, in welcher die züricher Wirren den Verfasser des „Leben Jesu“ hart bedrängten. Fürst Pückler hatte dies Werk, bedeutungsvoll genug, im Heiligen Grabe zu Jerusalem gelesen. Die erste Einladung wurde durch Leopold Schefer an den Philosophen gerichtet. Der Fürst selbst wiederholte dieselbe in einem Schreiben aus Konstantinopel, in welchem er David Strauß die wärmste Anerkennung zollt. „Gott sei gedankt, daß endlich ein Mann aufgetreten ist, durch Geist, Gelehrsamkeit und Muth gleich befähigt, das Heidenthum aus dem Christenthum zu verbannen, und uns von der absurden Abgötterei zu befreien, die so lange unsere Schmach war und durch alle Jahrhunderte der neuern Zeit so heillose Früchte getragen hat.“ Durch eine Erkrankung des Fürsten und andere Umstände kam es indeß nie dazu, daß Strauß nach Muskau kam oder überhaupt mit dem Fürsten persönliche Bekanntschaft machte. Das für den Denker und den jetzt wirklich dahingeschiedenen Verstorbenen gleich ehrenvolle „Gedenkblatt“ schließt Strauß mit den Worten: „Manche Leser werden mir hier sagen: Was bildest du dir ein. Zu den Mohren und Mohrinnen, den Affen und Papagaien, die er um sich zu versammeln liebte, wollte der Fürst einmal auch so ein Wunderthier haben, wie du als der neue Verfasser des «Leben Jesu» warst. Darauf hast du dir nichts zugute zu thun, und dem Fürsten ist es nicht gutzuschreiben! Allein, gesetzt auch, es wäre etwas der Art im Spiele gewesen, so war es doch nicht alles; der Fürst glaubte mich um einer Sache willen bedrängt, die in seiner Art auch ihm am Herzen lag, und darum bot er mir seinen Schutz. Es war etwas Ritterliches in seinem Verhalten. Wir wissen, er ist ein galanter, ist auch ein fahrender Ritter gewesen; hier schlug eine Sickingen'sche Ader in ihm durch. Daß ich dem Rufe des Lebenden mich entzog, ist durch die Umstände entschuldigt; aber dem Bilde des Verstorbenen darf dieser Zug nicht unterschlagen werden.“

— Das bereits in d. Bl. besprochene Lustspiel in Versen von Heinrich Loschge: „Das Reservelazareth in Schöppenstedt“ (Halle, Barthel), ist in zweiter Auflage erschienen.

— Von der Auswahl der „Lieder zu Schutz und Trutz“, welche Franz Lipperheide (Berlin) für das Volk und Heer zusammengestellt hat, liegt das funfzigste Tausend vor.

— Oscar Paul's „Handlexikon der Tonkunst“ (Leipzig, Heinrich Schmidt), wird jetzt, in zwei Bänden abgeschlossen, ausgegeben. Das Werk zeichnet sich durch den großen Reichthum an Artikeln, durch die präcise Fassung derselben, durch die von intimer Kenntniß zeugende Beherrschung auch der schwierigsten Partien des Stoffs, wie z. B. der griechischen Musik, vortheilhaft vor ähnlichen Encyklopädien aus.

— Auf unserm Büchertisch finden sich: Wolfgang Menzel: „Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland (1870—72)“; Adolf Zeising: „Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche“; Alexander Freiherr von Helfert: „Marie Luise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen“; Dr. H. Grotefend: „Handbuch der historischen Chronologie“; Robert Großmann: „Die Erdgeschichte und Geologie und die Formenlehre oder Mathematik“; Julius Mühlfeld: „Aus dem tollen Jahr“; Theodor Storm: „Zerstreute Kapitel“; Israël: „Kalewipoeg oder die Abenteuer des Kalewiden, eine estnische Sage“.

Ausländische Literatur.

Auch die Spanier beschäftigen sich jetzt vielfach mit deutscher Literatur, doch bleibt ihre Auffassung derselben eine von ihren nationalen und religiösen Anschauungen wesentlich gefärbte. Einen interessanten Beleg dafür bietet der Aufsatz: „Goethe y Byron. El Fausto y el Don Juan“, von Joaquin Sanchez de Toca in der „Illustracion española y americana“. Der Autor sucht zunächst unserm Goethe die Initiative in der philosophischen Dichtung zu bestreiten. Schon vor den Blasphemien des Faust gab es die Gottlosigkeiten des Lucrez, und mit dem Hiob, welchen Toca mit Recht das älteste philosophische Gedicht nennt, setzt er den „Faust“ in eine Parallele, welche überall zu Ungunsten des neuen Dichters ausläuft; es ist eine Art kritisches Auto de Fé, bei welchem Goethe mit seinem „Faust“ verbrannt wird: „Goethe, der mit seinem «Werther» die Jugend zum Selbstmord des Stoikers hinweist, schüttete in dem «Triumph der Empfindsamkeit» über seine leichtgläubigen Anhänger Sarkasmen und Spöttereien in Fülle aus; er schuf eine Schule und gefiel sich alsbald darin, dieselbe mit seinem Spott und Hohn zu zerstören. Ein neuer Saturn verzehrte er seine eigenen Kinder. Ein literarischer Proteus zeigt er sich in vielen tausend verschiedenen Gestalten, bald die Gottlosigkeit im Munde und mit keiner andern Hoffnung als den Selbstmord, bald die Tugend personificirend und unter den Trümmern der Vergangenheit das Glück der Zukunft suchend oder mit einer und derselben Blasphemie die Schöpfung und den Schöpfer, das Laster und die Tugend treffend. Dennoch hatte er in seinem Werke bisher nur eine Leidenschaft der Seele auf einem geschichtlichen Gemälde ausgedrückt; sein Genius bedurfte eines weitern Feldes, eines umfassendern Gesichtskreises und so wählte er die Legende des Faust, die so volksthümlich ist in jenen Ländern, welche die Fluten des majestätischen Rheins baden. Indem er die Dimensionen seines ohnehin schon fruchtbaren Stoffs vergrößerte, nahm Goethe die ganze Welt in seine Dichtung auf. Gott und die Religion, das Paradies und die Verklärung, die Nacht des Abgrundes und die Gefilde der Seligen, die geheimnißvolle Versammlung der Schatten in der Mitte der nächtigen Tiefen, die königlichen Paläste und die einsame Hütte, die Wissenschaft und die Schöpfung, das unendlich Große und das unendlich Kleine bilden das magische Panorama seiner großen philosophischen Epopöe. Dennoch, welches ist der letzte Zweck eines so großartigen Apparats? Der Zweifel, die Gottlosigkeit und das Nichts. Wie Faust nach Wissen und Genuß rastlos strebend, schweift Goethe, ähnlich dem Genius des Bösen, durch die erträumten Räume seiner Phantasieschöpfung sowie durch die abstracten Gedankengänge der Wissenschaften, und das Schlußwort seiner Forschungen, das Resultat seiner Phantasien ist der Sarkasmus des Ungläubigen.... Das Problem, welches Goethe zu lösen sucht,

ist das Problem des Bösen, wie Hiob es erkennt; doch Hiob preist mitten in seinem Elend den Namen Gottes, der solche Prüfungen ihm sendet. Goethe sucht das Gute mitten in tausend Ruchlosigkeiten, und wenn er sich durch das Böse gehemmt sieht, so schleudert er einen schrecklichen Fluch gegen seinen Schöpfer. Hiob sucht seinen Trost in der Vorsehung und Goethe im Lachen der Verzweiflung. Für den einen ist der Herr der Gott der Güte und Barmherzigkeit, für den andern ist er ein Tyrann oder gar ein beängstigendes Gespenst des menschlichen Aberglaubens. Goethe hat für die Religion, für die Familie und das Vaterland nur Zweifel und Spott." Goethe's großer dichterischer Genius findet indeß uneingeschränktes Lob; doch er war ein „Genius des Bösen". Selbst der zweite Theil des „Faust" findet warme Anerkennung. Hier bewundert Toca vor allem die melodische und wohltönende Diction Goethe's, der die schöne deutsche Sprache mit allen Schönheiten der griechischen Prosodie vereinigt, den gewaltigen Kampf des dichterischen Genius mit der Schwierigkeit des Rhythmus, die er bewältigt und triumphirend dem Ausdrucke seiner Gedanken anschmiegt; dann tönt uns eine beständige Harmonie entgegen, welche das Ohr erfreut und das Herz bezaubert; dennoch ist es der Gesang der Sirene, welche verführerisch den Schiffer mit holden Täuschungen verlockt und den Unvorsichtigen hinabzieht in die tiefen Abgründe des Meeres. Aehnlich wie Goethe's „Faust" wird dann Byron's „Don Juan" heruntergekanzelt. Der Gegensatz beider Dichter wird hervorgehoben, dann aber heißt es: „Trotz dieses Gegensatzes ist beiden gemeinsam dieselbe Gottlosigkeit, mit der sie dasselbe Problem lösen. Beide begeistern sich nur an der Verzweiflung und an dem Nichts, sie richten ihre vernichtenden Schläge gegen die Religion, die Familie, das Vaterland und die Gesellschaft, vereinigen Heldenmuth mit Frevel, Niedrigkeit mit Tugend, und mit dem Stolz des gefallenen Engels üben sie das Werk der Zerstörung und breiten dann ihre dunkeln Fittiche über die rauchenden Trümmer, indem sie für ihre Opfer nur Spott und für ihre Bewunderer nur ein Lächeln der Verachtung haben." Dem psalmodirenden Schwung der spanischen Kritik fehlt es nicht an volltönendem „Gorgonismus". Doch wäre ihr ein tieferes Versenken in die Probleme deutscher Dichtung zu wünschen. Für den Standpunkt des Großinquisitors haben unsere großen Dichter nicht gedichtet.

Aus der Schriftstellerwelt.

Eine der gefeiertsten spanischen Dichterinnen, **Gertrudis Gomez de Avellaneda**, ist am 2. Februar in Madrid gestorben. So groß ihr Dichterruhm, so einsam war ihr Begräbniß; kaum ein Dutzend Schriftsteller gaben ihr das Geleit von der Straße de Ferrez zum Kirchhof von San-Martin. Und wie viele Auszeichnungen waren ihr während ihres Lebens zutheil geworden, sie, welche Durieu die „castilianische Melpomene" nannte und Villemain in seiner Einleitung zu den Werken Pindar's „die Erbin der Lyra von Fray Luis de Leon". Wie viele Triumphe hatte sie auf den spanischen Bühnen gefeiert! Ja, eine Auszeichnung war ihr zutheil geworden, deren sich außer Quintana kein anderer spanischer Dichter zu erfreuen hatte: „das Volk der Habana" reichte ihr, als sie nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Boden ihrer Heimatinsel wieder betrat, am 27. Januar 1860 im Lyceum mit stürmischem Enthusiasmus die Dichterkrone. Die Dichterin war am 28. November 1816 in Puerto-Principe auf der Insel Cuba geboren; sie war zweimal verheirathet. Ihren ersten Gatten, Don Pedro Sabater, verlor sie nach einjähriger Ehe; ihr zweiter Gatte war der Artillerieoberst Don Domingo Verdugo. Sie trat zuerst mit: „Poësias liricas" (1841) auf, welche 1850 in zweiter vermehrter Auflage in zwei Bänden erschienen; von ihren Novellen sind „Sab" (1841) und „Dos mugeres" (1842) am bekanntesten. Im Jahre 1844 wandte sie sich der Bühne zu mit dem Trauerspiel: „Alfonso Munio", welchem 1849 die biblischen Dramen: „Saul" und „Baltasar" folgten. Ihre ernstern Stücke, sowie mehrere Lustspiele behaupten ihren Platz auf den spanischen Bühnen. Die Dichterin besaß ein vielseitiges und glänzendes Talent; sie liebte ein leidenschaftliches Colorit in ihren Dramen und Dichtungen; sie hatte etwas Energisches, Großartiges, Erhabenes. Sie zeichnete sich im Leben durch Schönheit und weibliche Tugenden aus; ihre angesehene Lebensstellung ließ diese Vorzüge noch besonders in günstiges Licht treten.

Bibliographie.

Brachvogel's, A. E., Ausgewählte Werke. Vollständig in 40 Lief. 1ste u. 2te Lief. Berlin, Janke. 8. à 3 Ngr.

Brandes, F., Der Kanzler Krell, ein Opfer des Orthodoxismus. Leipzig, Barth. Gr. 8. 28 Ngr.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Fünfter Band: Gedichte von G. R. Weckherlin. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Ebeling, T., Suum cuique. Ueber Pflichten und Rechte des Staates in Ansehung der socialen Frage. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 6 Ngr.

Fichte, I. H., Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins, begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. 2ter Theil: Die Lehre vom Denken und vom Willen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Freimaurerei im Lichte der Zeit. Eine Abwehr der Angriffe der Ultramontanen und Socialdemokraten. Leipzig, Findel. Gr. 8. 4 Ngr.

Geffcken, F. H., Das deutsche Reich und die Bankfrage. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 12 Ngr.

Gerber, G., Die Sprache als Kunst. 2ter Bd. 1ste Hälfte. Bromberg, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grimm, H., Zur Abwehr gegen Herrn Prof. Dr. A. Springer's Raphaelstudien. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Holtzmann, H., Akademische Predigten. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kremer, A. von, Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islams. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Der dreißigjährige Krieg. Historischer Roman. 6 Bde. Prag, Bensinger. Gr. 8. 5 Thlr.

Niedergesäß, R., Tenne und Speicher. Drei Erzählungen aus dem Volksleben. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Noé, H., Erzählungen und Bilder. München, Beck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Otto, Louise, Rom in Deutschland. Zeit-Roman in 3 Bdn. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Pasqué, E., Montroyal. Eine Erzählung von der Mosel. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Pirazzi, E., Rienzi der Tribun. Trauerspiel. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Preyer, W., Ueber die Erforschung des Lebens. Jena, Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Rosenthal, H., Erinnerungen aus meiner Gefangenschaft in Abyssinien, nebst Betrachtungen über die politische Lage Abyssiniens. Zwei Vorlesungen. Bremen, Verlag des Tractathauses. 1872. Gr. 16. 7½ Ngr.

Schäffer, L., Herzog Konrad. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 20 Ngr.

Neue Schaubühne. Organ für Theater, Musik und Kunst. Herausgegeben von der Rob. Franke'schen Central-Agentur für Bühnen-Mitglieder und Künstler jeden Faches. 6ter Jahrgang. 1873. 52 Nrn. Hamburg. Fol. Vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Scherr, J., Sommertagebuch (1872) des weiland Dr. gastrosoph. Jeremia Sauerampfer. Zürich, Schabelitz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleiermacher, F., Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Bisher noch ungedruckte Predigt, gehalten am Gedächtnißtage der Verstorbenen im Jahre 1829. Berlin, Grosser. 8. 3 Ngr.

Schlögl, F., „Wiener-Blut." Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau. Wien, Rosner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmelzer, C., Fromme Wünsche. Ein Beitrag zur Schulfrage. Prenzlau, Mieck. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Scholz, B., Rheinbilder und Alpenblumen. Novellen. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. Wiesbaden, Rodrian. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schrey, R., Bausteine. Zu Gunsten des Vereins zur Unterstützung armer Executen in Graz. Graz, Keller. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Schüren, R., Die Katheder-Socialisten und die Manchester-Egoisten, oder der Socialismus und Communismus im Frack. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Seuffert, H., Ueber Schwurgerichte und Schöffengerichte. München, Kaiser. Gr. 8. 15 Ngr.

Seidl, F. X., Das Jahr in Dichtungen. Stuttgart, Metzler. 8. 24 Ngr.

Stahl, R., Aus guter, alter Zeit. Ein Familiengemälde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Starke, H., Epistel an die Hagestolze. Berlin, Grosser. 16. 5 Ngr.

Stern, W., Erklärung der Apostelgeschichte. Karlsruhe, Groos. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Storm, T., Zerstreute Kapitel. Berlin, Gebr. Paetel. 16. 1 Thlr.

Trentowski, F. B. von, Die Freimaurerei in ihrem Wesen und Unwesen. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben durch seine Witwe. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wackernagel, W., Gedichte. Auswahl. Basel, Schweighauser. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zur Reform des Studentenlebens. Eine Darstellung der Grundsätze und der Entwickelung der freien studentischen Vereinigung zu Königsberg. Zur Feier ihres fünfjährigen Bestehens herausgegeben von der freien studentischen Vereinigung zu Königsberg. Königsberg, Academische Buchhandlung. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 14. —— 1. April 1873.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarhistorische Schriften.

1. Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakspeare. Von Michael Bernays. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn der Berichterstatter diesmal eine Reihe kleinerer Arbeiten kurz zu erledigen hat, so eröffnet er wenigstens seine Besprechung mit einem Buche, welches dem Leser beim ersten Einblicke die Ueberzeugung gewährt, daß es auf eingehenden Studien ruht und unsere Kunde über die Entwickelung des deutschen Schriftlebens wesentlich fördert.

Michael Bernays hat sich früher bereits durch seine, in Nr. 2 d. Bl. f. 1868 besprochene Schrift über „Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes" als scharfsinniger Kenner unserer classischen Literatur bewährt. Die damals zuerst hervorgehobene und wissenschaftlich begründete Nothwendigkeit, die Schriften unserer Classiker in ihrer echten Fassung wiederherzustellen, ist mittlerweile zur hellen Erkenntniß geworden; mit dem Fallen der bisher gewährten Vorrechte, mit dem Uebergang dieser edelsten Zeugnisse deutschen Geistes in das Besitzrecht des ganzen Volks erwachte auch das Bedürfniß, diese Werke in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen; die besten kritischen Kräfte betheiligen sich an dieser Bemühung, und wir können endlich die Dichtungen Goethe's und Schiller's wieder in annähernd derselben Fassung genießen, in welcher die Dichter dieselben niedergeschrieben.

Und schon wendet sich diese kritische Thätigkeit nach anderer Seite; unsere Romantiker, welche eine Reihe von Jahrzehnten das Reich der Poesie beherrschten, werden gleichfalls geprüft, die Frage aufgeworfen, inwiefern die uns überlieferte Fassung ihrer Arbeiten auch die von ihnen gewollte ist. Es kann nicht wundernehmen, daß bei dieser Untersuchung A. W. von Schlegel's Verdeutschung des Shakspeare zunächst in Frage kam; gehört sie ja doch mit Voß' Homer zu denjenigen Uebersetzungen, welche wie Originalschöpfungen auf das gesammte deutsche Schriftleben der Folgezeit den mächtigsten und glücklichsten Einfluß übten. Schlegel's Verdeutschung des Shakspeare ist insofern für uns maßgebend geworden und schwer in nachhaltiger Weise durch eine andere zu verdrängen, als eine ganze Reihe ihrer gelungensten Stellen in den Schatz unserer „geflügelten Worte" aufgenommen wurde; und doch stellt sich nach siebzig Jahren heraus, daß die jetzt umlaufende Fassung die mannichfaltigsten Verderbnisse erfahren hat; es zeigt sich die Nothwendigkeit, mit wahrhaft philologischer Gewissenhaftigkeit ihren ursprünglichen Wortlaut herzustellen und damit zwei Dichter zugleich in ihre Rechte wieder einzusetzen. Eine höchst schätzenswerthe Vorarbeit hierzu ist in dem vorliegenden Werke von Bernays geboten. Derselbe bemerkt in dem Vorworte:

Durch die folgenden Mittheilungen löse ich ein Versprechen, das schon vor mehr als zwei Jahren öffentlich gegeben worden. Die Andeutungen, mit denen ich damals auf die Beschaffenheit und den Inhalt der Hefte hinwies, welche die von Schlegel übersetzten Dramen Shakspeare's in des Uebersetzers eigener Handschrift enthalten, mußten die Aufmerksamkeit aller derer wecken, die mit der Erforschung unserer Literaturgeschichte ein ernstes Studium des englischen Dichters verbinden. Was ich im Folgenden vorlege, ist geeignet, von dem Werthe und Gehalt dieser Manuscripte eine deutlichere Anschauung zu geben. Dieser Werth ist ein zwiefacher; denn die glücklich wieder ans Licht gezogenen Hefte verleihen nicht nur an vielfachen Stellen dem Schlegel'schen Texte Ergänzung und Berichtigung, sie verstatten uns auch eine überraschende Einsicht in die allmähliche Entstehungsgeschichte der großen Uebersetzungsarbeit, durch welche die deutsche Literatur den englischen Dichter für immer als einen ihrer Angehörigen gewonnen hat. Wir gewahren, wie der junge Schlegel, noch unsicher in der Anwendung der

Mittel, sowie in der Erkenntniß des Zwecks und Ziels seiner Kunst, sich in tastenden Versuchen bewegt, ohne seine ungeübte Kraft auf die einzig richtige Bahn lenken zu können; wir nehmen ferner wahr, wie er diese Unsicherheit überwindet, wie er zu einem klaren Verständniß seiner Aufgabe gelangt und sie mit wachsender Lust und geläutertem Kunstsinn von neuem ergreift, um nun in ihrer glücklichen Lösung die gereifte Meisterschaft zu bewähren.

Natürlicherweise kann mein Absehen nicht auf eine Mittheilung alles dessen, was die Handschriften in sich bergen, gerichtet sein. Die folgenden Blätter bieten nur Proben, welche zum tiefern Studium dieser kostbaren Hefte anreizen mögen. Förderlich aber wird dies Studium für alle sein, die es sich zur würdigen Aufgabe machen, die Uebersetzungskunst, der unsere Literatur so viel verdankt, in Schlegel's Sinne, d. h. mit wissenschaftlicher Strenge und dichterischem Feingefühl, auch ferner zu üben. Diese mögen hier ganz eigentlich bei Schlegel in die Schule gehen; sie mögen sich bei ihm Raths erholen und von ihm Anweisung empfangen über alles, was in dieser Kunst lehrbar und erlernbar ist. Indem sie den Meister im Eifer und Drang der Arbeit erblicken, indem sie beobachten, wie er sich mit willenskräftigem Ernst zu selbständiger Sicherheit emporringt und, auch nachdem er diese erlangt hat, bei einzelnen Stellen seines Werks noch mit angestrengter Mühe bildend und umbildend verweilt, mögen sie eine lebendige Anschauung von den bedenklichsten Schwierigkeiten der Kunst gewinnen und sich zugleich eine umfassende Kenntniß der Mittel aneignen, durch welche es allenfalls gelingen kann, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Kurz, diese Handschriften sind ebenso aufschlußreich und gehaltvoll für den Kritiker, der sein Urtheil schärfen und seine Einsicht erweitern will, wie belehrend und anregend für den Künstler, der seine Kräfte in gedeihlicher Thätigkeit zu entfalten strebt.

Geboren 1767 zu Hannover, begann der neunzehnjährige A. W. Schlegel im Jahre 1786 seine philologischen Studien in Göttingen, wo er als Schüler Heyne's in dessen Weise eifrig arbeitete, zugleich aber mit Bürger in nächste Beziehung trat. Dieser hauste seit zwei Jahren in Göttingen als Docent, aber die ehrwürdige Georgia Augusta war ihm nicht hold; trotz seines hohen Dichterruhms fühlte er sich zurückgesetzt von den Professoren, denen er nicht als zünftiger Gelehrter zur Seite trat, wenig beachtet von den Studirenden; die dunkle Vergangenheit warf einen trüben Schatten auf die Gegenwart; zu dem Mangel strengen Wissens gesellte sich der Mangel fester sittlicher und geselliger Haltung, ihm den Umgang noch mehr zu erschweren: so war Bürger inmitten regen wissenschaftlichen Lebens vereinsamt und fühlte sich wie in der Verbannung. Einer Familie entsprossen, in welcher die dichterische Anlage sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, theilte Schlegel das Vorurtheil gegen den vergrämten Dichter der „Lenore" in keiner Weise; er näherte sich ihm, und Bürger kam dem jungen glänzend begabten Manne, der ihm voll Bewunderung und Lernbegier nahte, mit der Freude des Dichters entgegen, der in dem jüngern Freunde zugleich einen Mitstrebenden erkennt:

Der ersten Annäherung folgte ein traulicher Verkehr, in welchem bald der Unterschied zwischen Meister und Schüler kaum noch merkbar blieb. Bürger wußte auch Jüngern gegenüber seine persönliche Würde nicht mit dem erforderlichen Nachdruck zu behaupten; Schlegel aber war hinlänglich vorbereitet, um alles, was er von Bürger lernen konnte, rasch aufzunehmen und zu verarbeiten; sobald dieser Aneignungsproceß beendet war, mußte der Jüngere durch die Vorzüge eines wohlgeordneten Wissens, einer früh erlangten theoretischen Bildung und eines sichern Kunstgeschmacks eine Art von Uebergewicht über den ältern Freund gewinnen. Beide gefielen sich daher in einem Verhältnisse, wie es sonst nur zwischen gleichberechtigten Genossen zu entstehen pflegt. Die gemeinsamen Spaziergänge wiederholten sich täglich; ganze Nachmittage verbrachte Bürger in Schlegel's Zimmer. Den höchsten Grad der Vertraulichkeit erreichte dies Zusammenleben, wie es scheint, im Winter von 1788 auf 1789; Bürger bekennt, daß er um diese Zeit fast keinen andern Umgang gehabt, und rühmt dankbar, wie vielfache erfrischende und kräftigende Anregungen er von dem jugendlich lebhaften beweglichen Geiste des Freundes empfangen habe. Ihm gereichte es zur erquicklichen Erholung, wenn er von den schwierigen Problemen der Kant'schen Philosophie, an denen er sich vergebens abmarterte, den Sinn wegwenden konnte, um in Gemeinschaft mit dem schon selbständig gewordenen Schüler sich in das heimatliche Gebiet der Dichtung zu begeben und sich dort an andern Schwierigkeiten zu versuchen, deren Bewältigung ihm ein längst gewohntes, bald heiteres, bald ernstes und strenges Spiel war. Denn die Poesie hatte die Freunde zusammengeführt, und sie blieb auch der Inhalt ihrer Gespräche, der Gegenstand ihrer im regsten Wetteifer sich steigernden Bestrebungen. Vor allem galt ihre Aufmerksamkeit dem äußern Gerüste der Poesie. Die Fragen, die sich auf Behandlung der Sprache, des Rhythmus, der Versformen, auf schickliche Stellung und wirksamen Klang der Worte beziehen, wurden am häufigsten erwogen. Wie man das Handwerksgeräth der Kunst zu höhern Zwecken brauchen und verwenden müsse, darüber konnte Bürger die treffendsten Anweisungen ertheilen. Schlegel merkte ihm denn auch alle kräftigern und leisern Griffe ab und ging, durch die angeborene Fähigkeit der Nachbildung begünstigt, so weit in seine Art und Kunst ein, als es seiner eigenen verschieden gearteten Natur irgend möglich war.

Es ist bekannt, wie Bürger und Schlegel damals in der Sonettendichtung wetteiferten, und wie Bürger den „jungen Aar" in einem seiner trefflichsten Sonette als den Dichter der Zukunft begrüßte. Nun blieben allerdings diese Hoffnungen, sofern sie sich auf Schlegel's selbständige Dichtungen bezogen, in der Folge unerfüllt; dagegen sollten sie ihre glänzende Verwirklichung finden in Schlegel's späterer Wirksamkeit als Uebersetzer. Schon damals empfand der Jüngling den Trieb, an den großen Dichtern des Auslandes das Amt des vermittelnden Dolmetschers zu üben; schon damals vermochte er, wie er später von sich bekennt, „seines Nächsten Poesie nicht anzusehen, ohne ihrer zu begehren in seinem Herzen"; er versuchte sich, einzelnes von Petrarca, Dante u. s. w. zu übertragen; diese und andere dichterische Arbeiten gaben den Gegenstand der Unterhaltung zwischen den beiden Dichtern, und so reifte ungesucht der Plan, gemeinschaftlich ein Stück von Shakspeare zu übersetzen und zwar den „Sommernachtstraum". Bürger bearbeitete manche der ihm besonders zusagenden Stellen und gab damit dem jüngern Freunde das Muster, welchem dieser in der Ausführung des Ganzen sich anschloß. Mit besonderer Vorliebe wählte Bürger sich die Elfenscenen; aber bei aller seiner Sprachbeherrschung machte er sich nicht völlig frei von den Ueberlieferungen der ältern Zeit, indem er theilweise den Alexandriner wählte; Schlegel war damals noch nicht selbständig genug, um sich von der Dichtungsweise seines „großen Meisters Volker", wie Bürger sich selbst in einem Briefe nennt, zu befreien. Wie Bürger durch seine großwortige, zu zeiten etwas derbe Sprache den leichten Schmelz der duftigen Dichtung schädigt, so auch Schlegel, welcher zugleich in Vers- und Reimbildung weit entfernt ist von der strengen Gewissenhaftigkeit seiner spätern Arbeiten.

Von dieser im Jahre 1789 verfaßten Schlegel-Bürger'schen Verdeutschung des „Sommernachtstraum" besitzen wir noch die gemeinsame Handschrift des ersten Entwurfs sowie eine Abschrift Schlegel's. Er hätte das Werk damals frisch, wie es entstanden, herausgeben können; es überragte weit die bisher vorhandenen Uebersetzungen von Wieland und Eschenburg und hätte bereits 1790 den Namen Schlegel's verherrlicht als denjenigen eines der ersten Uebersetzungskünstler; aber er mochte nach Abschluß des Werks erkennen, daß er sein Urbild doch noch nicht genügend erreicht habe, und legte die Arbeit geduldig beiseite. Im Sommer 1791 beendete er seine göttinger Studien und begab sich als Hauslehrer nach Amsterdam, wo er vier Jahre verweilte. Hier ging die Uebersetzerthätigkeit rastlos weiter; er versuchte sich 1793 an Uebertragungen des „Romeo" und „Hamlet", von welchen übrigens nichts erhalten ist.

Nachdem A. W. Schlegel im Sommer 1795 Amsterdam verlassen, verweilte er eine Zeit lang in Braunschweig, siedelte dann im nächsten Frühling nach Jena über. Während des braunschweiger Aufenthalts nahm er die Arbeit an Shakspeare wieder auf, jetzt mit geschulter Kraft und gereiftem Geschmack. Zunächst ward abermals der „Sommernachtstraum" vorgenommen. Aber was er 1789 in Gemeinschaft mit Bürger geschaffen, fand Schlegel jetzt unzulänglich, einer völligen Neubearbeitung bedürftig; ebenso erging es mit dem gleichzeitig wieder aufgenommenen „Romeo". Es war ein mühsames Ringen um den kurzen treffenden Ausdruck, die Alexandriner in knappe iambische Fünffüßler umzugießen, die duftigen Elfenscenen, bei getreuer Beibehaltung von Form und Inhalt, frei und zierlich wiederzugeben, die Umdichtung dem Deutschen völlig anzupassen und doch die zarten Schönheiten des Urbildes nirgends zu verwischen. Schiller's „Horen" brachten im Märzheft 1796 eine erste Probe dieser neuen Shakspeare-Verdeutschung; weitere Stücke folgten; im Sommer 1797 erschien dann der erste Band des Schlegel'schen Shakspeare; er enthielt „Romeo und Julia" und den „Sommernachtstraum". Das Buch erschien in bedeutungsvollster Zeit; es war Goethe-Schiller's „Balladenjahr", das Jahr, in welchem „Hermann und Dorothea" in die Oeffentlichkeit trat. Auch Schlegel's Arbeit gehört zu den durchschlagenden Erscheinungen jener merkwürdigen Zeit, denn zum ersten male brachten diese Uebersetzungen den größten dramatischen Dichter der neuern Zeit in der Gestalt, wie er als Deutscher für Deutsche gedichtet haben würde; Schlegel entwickelte darin eine wahrhaft bewundernswerthe Kunst, sich in die Gedanken- und Gefühlsweise Shakspeare's hineinzudenken, ihn treu und doch frei wiederzugeben; der große Angelsachse, welcher in den bisherigen Uebersetzungen als eine wundersame Vereinigung von Schönheiten, Abenteuerlichkeiten und Plattheiten erschienen, des dichterischen Schmelzes aber so gut wie ganz entkleidet gewesen war, er trat jetzt in unverhüllter Schöne dem deutschen Volke entgegen, welches ihn fortan mit immer wärmerer Liebe ergriffen hat. Diesem ersten Bande ließ Schlegel im Verlauf der nächsten Jahre, bis 1801, noch sieben andere folgen; ein neunter Halbband erschien endlich noch 1810. In dieser Weise übertrug er siebzehn Dramen, also nahezu die Hälfte von Shakspeare's dramatischen Dichtungen; Tieck und seine Mitarbeiter schlossen die Arbeit ab, wenn auch mit schwächern Kräften.

Unsere Darstellung dieser geistigen Entwickelung des Dichters schließt sich dem Werke von Bernays an, welches Schlegel's Arbeit bis zum Erscheinen des ersten Bandes verfolgt. Es sind in Schlegel's eigener Handschrift noch elf der von ihm verdeutschten Stücke vorhanden, von der Hand seiner Gattin Karoline der „Romeo". Es fehlen demnach die Handschriften von fünf Stücken; „Wie es euch gefällt" scheint verloren gegangen zu sein; die drei Theile des „Heinrich VI." wurden nach Schlegel's eigener Aufzeichnung rasch, ohne Entwurf gearbeitet und nach der Urschrift gedruckt; ebenso wahrscheinlich das letzte der Stücke: „Richard III."

Die in Schlegel's eigener Handschrift vorliegenden Stücke sind weder die ersten Entwürfe noch auch die für den Druck bestimmten letzten Reinschriften, welche verloren sind und ohne Zweifel, wenigstens einige Jahre lang, von Karolinens Hand herrührten; es sind nach Schlegel's eigenem Ausdruck „erste Abschriften"; sie zeigen daher vielfach noch Nachbesserungen, und zwar theilweise in schwer zu entziffernden Zügen. In dieser Weise ist es erklärlich, daß bereits der erste Druck an mancherlei Stellen, sei es durch Mängel der letzten Abschrift, sei es durch Versehen des Setzers oder Correctors, Irrthümer und Misverständnisse einzelner Wörter, Auslassungen ganzer Zeilen und Zeilenreihen zeigt, auf welche wir erst durch eingehende Vergleichung mit Shakspeare's Dichtung oder mit des Uebersetzers Urschrift aufmerksam werden. Schlegel selbst hat in spätern Jahren nichts gethan, sein Werk von diesen Schäden zu befreien. Für die seit 1838 erschienene zweite Ausgabe des vollständigen deutschen Shakspeare übernahm er die Durchsicht der von ihm übertragenen Stücke, ohne den ganzen Umfang der Arbeit, zu welcher er sich damit verpflichtete, ermessen zu können; bei näherer Prüfung fand er sich zu so vielfachen Aenderungen genöthigt, daß jedes der drei im ersten Bande vereinigten Stücke 1½ bis 2 Monate lang seine volle Arbeitskraft in Anspruch nahm. Die Lust zur Fortsetzung schwand; wenn der Verleger auf Weiterführung des Begonnenen drang, so entschuldigte sich der Ermüdete mit einer Hinweisung auf sein hohes Alter oder auf anderweit übernommene Verpflichtungen. So wurden die weitern Stücke denn nach dem ersten Drucke erneuert, ohne daß wenigstens das nächstliegende Hülfsmittel ergriffen worden wäre, die Vergleichung mit der Urschrift. Diese Arbeit ist indeß nachzuholen, und daß Schlegel die übrigen Stücke nicht neu bearbeitete, ist vielleicht nicht einmal zu beklagen; wenn sich auch in den drei von ihm nochmals vorgenommenen Stücken die Formgewandtheit des durch die Arbeit eines halben Jahrhunderts völlig ausgebildeten Uebersetzungskünstlers offenbart, so ist andererseits anzunehmen, daß der Greis aus der Arbeit des Mannesalters zwar manche wirklichen oder anscheinenden Härten entfernt, zugleich aber auch das nachdrücklich kräftige Dichterwort oft genug abgeschwächt haben würde.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat nun mit

höchlich anzuerkennender Sorgfalt die Handschrift von Schlegel's Shakspeare durchgesehen; die von ihm reichlich mitgetheilten Beispiele zeigen uns sattsam, welch unermüdlichen Künstlerfleiß Schlegel seiner Arbeit widmete, wie er manche Stelle viermal und mehr umarbeitete, für manche Zeile fünf bis sieben verschiedene Fassungen ersann, welch unsagliche Mühe er anwandte, Wortspiele treffend wiederzugeben, die Zeilenzahl der Urschrift nicht zu überschreiten, wie er dann wieder andere Stellen, welche sich nicht flüssig übersetzen lassen oder unverständlich sein würden, getrosten Muthes überspringt. „Stundenlang habe ich zuweilen auf einen einzigen Vers gesonnen", schreibt er an Schiller. Das Buch zeigt uns, wie vielfach Worte und Zeilenreihen durch dieses oder jenes Misgeschick ausgefallen oder entstellt sind, wie häufig Schlegel ohne Schuld des Irrthums oder der sorglosen Arbeit geziehen worden sein mag, wie andere Fehler derart nur der damals noch gar mangelhaften Kritik oder Erklärung des Dichters ihren Ursprung danken. In das Einzelne der massenhaft aufgespeicherten Untersuchungen einzuführen, ist hier nicht möglich; dieselben geben in die Entstehungsgeschichte dieser Arbeit, wie in die Geschichte ihrer Verderbniß klaren Einblick. Erfreut uns hier der große Fleiß des Verfassers, so erfreut er uns andererseits durch die feinsinnigen literargeschichtlichen Entwickelungen, die er eingestreut hat, über Schlegel's Verhältniß zu Bürger, über Goethe's Kunst- und Weltanschauung, über Goethe's Sprache. Wir verzichten nur ungern darauf, noch diese oder jene Stelle herauszuheben, und freuen uns, daß der Verfasser uns den Weg gezeigt hat, auch dieses treffliche Werk deutscher Dichtung in seiner echten Gestalt herzustellen.

2. Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Von Heinrich Pröhle. Berlin, Lipperheide. 1872. 8.

Der von dem fleißigen Verfasser für sein neues Buch gewählte Titel ist insofern nicht ganz zutreffend, als derselbe bezeichnender lauten würde: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter Friedrich's des Großen". Es erklärt sich dies zunächst aus der Entstehung der Arbeit, welche ihrem wesentlichen Bestande nach aus einzelnen Aufsätzen für verschiedene Zeitschriften zusammengestellt ist. Diesen Aufsätzen liegen eingehende Untersuchungen besonders des Originalbriefwechsels von Gleim zu Grunde, und die darauf bezüglichen Briefschaften werden ganz oder vorzugsweise in dem umfassenden Anhange mitgetheilt. Die Studien über Gleim führten Pröhle dann auf die genauere Betrachtung des Gleim'schen Freundeskreises, sowie auf Klopstock's Beziehungen zu Quedlinburg und Halberstadt; anderes ist nur kurz berührt, wie Lessing und seine Stellung zu Friedrich dem Großen und Friedrich's letzte Abhandlung über die deutsche Literatur. Es ergibt sich daraus naturgemäß eine Ungleichartigkeit der Behandlung; eine übersichtliche abgerundete Darstellung der Bedeutung Friedrich's des Großen für das deutsche Schriftleben, seine Beziehungen oder Nichtbeziehungen zu diesem oder jenem Dichter oder Schriftsteller, etwa wie wir solches in knapper aber ansprechender Zusammenstellung von Biedermann besitzen, liegt hier nicht vor, sondern Materialien zur Lebensgeschichte Klopstock's, Gleim's, Ramler's, Kleist's: Materialien, die theilweise recht werthvoll und ansprechend sind, deren Beziehung zu Friedrich dem Großen aber zu zeiten ebenso wenig erfreulich ist, wie die Beziehung der biographischen Einzelheiten aus Friedrich's Jugendleben zu der deutschen Literatur. Dagegen wird der Erforscher derselben, wenn er von der durch den Titel erregten Forderung einer abgerundeten, alles Wesentliche umfassenden Gesammtdarstellung absieht, in den hier zusammengestellten Aufsätzen neben einigem, dessen Bedeutung der umfassenden Darstellung nicht entspricht, viel Bedeutsames und Anziehendes aus dem literarischen Kleinleben jener Zeit finden. Recht viel Neues und Werthvolles bietet der Anhang, wie unter andern Kleist's unverkürzte Briefe aus dem Siebenjährigen Kriege, die nunmehr zerstörten Wandinschriften in Gleim's Hüttchen, die von Ramler mitgetheilten Charakterzüge Friedrich's des Großen. So sei zum Schlusse ein allerliebstes Geschichtchen hier mitgetheilt, welches Ramler seinem Gleim 1754 erzählt:

> Ein Fähnrich will seinen Abschied vom Könige haben und schreibt à Mons. Mons. le roi de Berlin, de Potsdam et de plusieurs autres villes. Und im Briefe: Hochwohlgeb. Herr, Gnädiger Herr König. Der König antwortet: Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Fähnrich, Ihr seid ein dummer Teufel, dergleichen ich in meinem Dienst nicht haben mag; reiset wohin Ihr wollt.

3. Friedrich's des Großen Oden. Im Versmaße des Originals übersetzt von Emilie Schröder. Berlin, v. Decker. 1872. Gr. 8. 22½ Ngr.

Das vorliegende Büchlein bringt elf Oden Friedrich's des Großen in einer Verdeutschung, welche im großen und ganzen recht gelungen genannt werden muß. Friedrich der Große offenbart in diesen Gedichten, wenn auch nicht gerade dichterische Fülle, doch großen Reichthum an Gedanken und an echt französischen, kurzen und geistreichen Maximen. Es war nicht leicht, diese lehrhaften, mit dem Pathos des 18. Jahrhunderts einherschreitenden Gedichte zu übersetzen; die Verfasserin hat ihre Aufgabe, von einzelnen Bedenken abgesehen, mit Gewandtheit gelöst. Allerdings kommen hin und wieder Zeilen vor, wie:

Du durftest Luxemburg anklagen —

oder:

Auch nicht um einen Tag aufhalten; —

hin und wieder ist die Uebersetzung etwas sehr frei, wie wenn die Zeilen:

Cesse enfin d'admirer
L'éclat pompeux d'une ville
Où tout feint de t'adorer

folgendermaßen verdeutscht werden:

Die Stadt bewundre nicht,
Wo sie dir nur bereiten
Ein Glück, das schnell zerbricht.

Diese Bedenken indeß versinken vor den Verdiensten der Arbeit. Schwerer möchte es wiegen, daß die Verfasserin den Einschnitt in der Mitte des Alexandriners fast regelmäßig verabsäumt und anscheinend nur zufällig beobachtet; mit der ihr zu Gebote stehenden Sprachgewalt und Reimfertigkeit hätte sie diesen Mangel vermeiden können. Als Beispiel der französischen Dichtung wie der deutschen Nachbildung diene die Ode an die Preußen, in welcher der königliche Dichter hinweist auf die von ehe-

maliger Größe herabgesunkenen Nationen und sein Volk vermahnt, der stets neues Leben ausströmenden Sonne zu gleichen. Der Schluß des auch in unserer Zeit bedeutsamen Gedichts lautet:

Tel est, ô Prussiens, votre auguste modèle;
Soutenez comme lui votre gloire nouvelle,
Et sans vous arrêter à vos premiers travaux,
Sachez prouver au monde
Qu'une vertu féconde
En produit de nouveaux.

Des empires fameux l'écroulement funeste
N'est point l'effet de la haine céleste,
Rien n'était arrêté par l'ordre des destins;
Où prospère le sage,
L'imprudent fait naufrage;
Le sort est en nos mains.

Héros, vos grands exploits élèvent cet empire,
Soutenez votre ouvrage, ou notre gloire expire;
D'un vol toujours rapide il faut vous élever,
Et monté près du faîte,
Tout mortel qui s'arrête
Est prêt à reculer.

Dans le cours triomphant de vos succès prospères
Soyez humains et doux, généreux, débonnaires,
Et que tant d'ennemis sans nos coups abattus
Rendent un moindre hommage
A votre ardent courage
Qu'à nos rares vertus.

Die Verse sind folgendermaßen verdeutscht:

Dies, Preußen, lasset euch zum edeln Vorbild dienen,
Es mög' euch immer neu des Ruhmes Lorber grünen,
Gebt nach den ersten Thaten nicht das Streben auf;
Ihr sollt die Welt belehren,
Daß ihr euch könnt bewähren
In euerm Heldenlauf.

Wenn Reiche hochberühmt in jähem Sturz vergehen,
So wollet darin nicht den Zorn des Himmels sehen,
Es war vorher bestimmt nichts in des Schicksals Macht;
Der Weise weiß zu siegen,
Der Thor muß unterliegen,
Wir sind, was wir vollbracht.

Ihr Helden, deren Kraft hat diesen Staat gegründet,
Erhaltet euern Muth, daß nicht der Ruhm euch schwindet,
Zu immer kühnerm Fluge haltet euch bereit;
Wer sich empor konnt' schwingen
Und aufhört fort zu ringen,
Der ist vom Fall nicht weit.

Wenn eure Thaten euch zu Siegstriumphen führen,
Soll Milde, Menschlichkeit und Edelmuth euch zieren,
Daß jeder Feind, wie tapfer er sich auch gewehrt,
Nicht so den Muth im Streite,
Der euch stets geht zur Seite,
Als eure Tugend ehrt!

4. Die Provence und ihre Sänger im Mittelalter. Mit Hinblick auf den Einfluß der provenzalischen Dichter in Spanien. Nach den besten Quellen für gebildete Leser und die reifere Jugend bearbeitet von Manitius. Dresden, Schulbuchhandlung. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Büchlein, dessen Absicht schwer erfindlich ist. Der Verfasser schrieb es, dem Titel zufolge, für gebildete Leser und die reifere Jugend. Ueber den Inhalt läßt sich wenig sagen; derselbe betrachtet, nach einer nicht sonderlich klaren Darstellung der Geschichte von Frankreich und vornehmlich der Provence, die hauptsächlichen Troubadours. Einen klaren Ueberblick hat dem Berichterstatter das Werkchen nicht zu geben vermocht; das Wahrzeichen des schriftstellerischen Dilettanten, der gesperrte Druck, dient durch seine endlose Wiederholung nur dazu, das Undurchsichtige noch undurchsichtiger zu machen. Die Correctur der Eigennamen ist wiederholt unzuverlässig.

5. Die dramatischen Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs. Von Adolf Rutenberg. Berlin, Löwenstein. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine kenntniß- und gedankenreiche Darstellung des Dramas der zweiten Kaiserzeit, welche bekanntlich auch unlängst in „Unsere Zeit“ eine eingehende Würdigung durch Rudolf Gottschall erfahren hat. Der Verfasser sagt im Vorwort:

Die Décadence-Literatur trägt einen sehr erheblichen Theil der Schuld an der moralischen Fäulniß, welcher die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs und mit ihr das ganze Land zum Opfer gefallen ist. Interessant ist es, zu beobachten, wie sich die hauptsächlichen Vertreter dieser Literatur auf dem Gebiete des Dramas zu den Ideen gestellt haben, die eine unvermeidliche Folge eines von Verbrechen zu Verbrechen fortgeführten Regiments sind. Sie haben diese Ideen theils angeregt und begünstigt, theils sind sie von ihnen wider ihren Willen mit fortgerissen worden und haben dann nicht selten ihre progressiven Collegen noch überboten in der consequenten Durchführung des sogenannten Realismus, welcher aber nichts anderes ist als der in die Sprache und in die Form der Kunst übersetzte Materialismus in seiner crassesten Erscheinung.

Die Aufgabe der nachfolgenden Abhandlung ist daher wesentlich kritisch-polemischer Natur. Sie hat die Schwächen des Realismus aufzuzeigen, unter der äußern glanzvollen Umhüllung den faulen Kern bloßzulegen, und zugleich dem Riesen Goliath, als welcher der gallische Libertinismus sich gern vor der civilen deutschen Literatur brüstet, einige kräftige Kiesel an das großrednerische Haupt zu schleudern.

Ausgehend von diesen Anschauungen, betrachtet der Verfasser den Entwickelungsgang des neuern französischen Dramas, zunächst Victor Hugo, Balzac und Scribe, die Vertreter des ältern romantischen und Intriguendramas. Der Haupttheil der Arbeit beschäftigt sich mit dem Drama der Décadence, mit jenem Drama des Realismus, über welches der Verfasser sein Urtheil kurz so zusammenfaßt:

Was gilt den Menschen des zweiten Kaiserreichs Kunst und Poesie auf der Bühne? Dank dem Napoleonischen Centralisationssystem haben sich Eitelkeit und Egoismus derartig in den Köpfen der Pariser centralisirt, daß sie nur noch an Darstellungen aus der Sphäre ihrer eigenen durch und durch faulen und verrotteten gesellschaftlichen Zustände Gefallen finden, und die beliebtesten Theaterschriftsteller ihre Motive aus folgender edeln Gesellschaft entnehmen müssen: Verführung, Ehebruch, Entführung, Duell, Todtschlag, Prostitution, Schwindel, Industrieritterthum und alle Arten von Verbrechen. Die Theaterkritik nennt dergleichen Fabrikwaare mit einem Schmeichelnamen Sittenschilderung, Zeitgemälde, sociales Drama.

Dieses gibt nun dem Verfasser Gelegenheit, die Hervorbringungen von Alexandre Dumas dem Sohn, Emile Augier, Octave Feuillet, Th. Barrière und Victorien Sardou zu betrachten, mit eingehenden Belegen aus den gefeiertsten Stücken dieser von ihrem Zeitalter hochgepriesenen Bühnenschriftsteller. Daß der Einblick in diese Poesie der Liederlichkeit nicht gerade erfreulich ist, das dürfen wir freilich dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, welcher sich ein offenes Auge für die Schwächen wie für die eigenthümlichen Vorzüge dieser Dramatiker bewahrt hat, denen wenigstens die Bedeutung nicht abzusprechen ist, daß sie

von einem so gründlich verdorbenen Geschlecht, wie die pariser Welt und Halbwelt ist, photographisch getreue Abbilder gegeben haben. Andererseits ist es nicht zu verkennen, daß es ein etwas zweifelhaftes Vergnügen ist, in diesem Sumpfe von Niederträchtigkeit, als welchen das moderne französische Drama die französische gute Gesellschaft darstellt, eingehende Sittenstudien zu machen; mit gründlicher Belesenheit und treffendem Urtheil untersucht der Verfasser diese Wuchergewächse eines verrotteten giftigen Bodens der Gesellschaft vom künstlerischen Standpunkte aus. Er schließt mit den Worten:

Und dieses Wort an alle Realistiker! Ihr kämpft, mit der rothen Fahne des blutwarmen Lebens in der Hand, für den Genuß des Augenblicks, für die ephemeren Freuden eines Nachtfalterdaseins; ihr preiset die Reize und Künste der zur öffentlichen Dirne prostituirten Muse. Aber bedenkt, daß, wenn ihr die scharfen Messer euerer Kritik an den lebendigen Körper euerer eigenen Zeit ansetzt, die Gefahr unvermeidlich ist, zu tief in das Fleisch der Seele zu schneiden und, statt sie von ihren krankhaften Auswüchsen zu befreien, den geistigen Nerv, der zuweilen in der Form der Krankheit zur Erscheinung kommt, für immer zu tödten. Die Materie ist an und für sich todt, von ihr ist keine neue Lebenskraft für kommende Geschlechter zu erhoffen. Das lebenspendende Element ist und bleibt der Geist und die Schönheit, dieses ewig junge Ehepaar, dessen Bund mit frevelnder Hand zu zerreißen die schwerste Sünde ist, deren sich die Kunst schuldig machen könnte; darum laßt uns, solange es noch Zeit ist, die fleischliche Venus und den Zauberkreis ihrer materiellen Freuden verlassen, damit es uns nicht so gehe wie dem armen Tanhäuser und wir die schwere vergebliche Pilgerfahrt nach Rom antreten müßten.

Damit kann jedes deutsche, jedes für die hohe Aufgabe der Kunst erwärmte Gemüth nur herzlich einverstanden sein; und wie die Betrachtungsweise im ganzen uns durch den überlegenen, künstlerischen und sittlichen Standpunkt anzieht, so die Darstellung durch Frische und lebendige Bildlichkeit. Doch dürfen wir zum Schlusse nicht verhehlen, daß unserer Ansicht nach der Deutsche auch über das französische Drama der Gegenwart wol in reinerm Deutsch schreiben könnte:

Eine Scribe'sche oder sagen wir lieber, eine national-französische Lieblingsidee, gewissermaßen das Favoritbessein der Intriguenkomödie, ist die Caprice hochstehender Damen der Gesellschaft, für irgendeinen jungen, tapfern, aber armen adelichen Offizier ein Faible zu haben u. s. w.

Oder:

Die Actualitäten, wie wir die dramatischen Versuche unserer heutigen Bühnenkünstler nennen können, sind weniger Bilder als Photographien des wirklichen Lebens. Wir wissen, daß die photographischen Typen, weit davon entfernt, getreue Reproductionen der lebendigen Wahrheit zu sein, nur den Leib derselben in seiner momentanen Erscheinung mit allen Velleitäten, mit seinen Pockennarben und Weisheitsrunzeln, mit dem Schaum und der Hefe seiner ephemerischen Natur zur Anschauung bringen.

Solche Stellen lesen sich wahrlich nicht viel besser als eine ungewandte Uebersetzung aus dem Französischen; wenn der Verfasser auch hinsichtlich des Ausdrucks seinen deutschen Standpunkt etwas mehr gewahrt hätte, so wäre das dem sonst so frischen und inhaltreichen Heftchen keineswegs nachtheilig gewesen.

6. W. J. A. Jonckbloet's Geschichte der niederländischen Literatur. Vom Verfasser und Verleger des Originalwerks autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniß der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von E. Martin. Zweiter Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

In Nr. 21 d. Bl. f. 1871 ist der erste Band dieses umfassenden Werks kurz besprochen worden. Der Berichterstatter muß sich heute wie früher darauf beschränken, einen gedrängten Bericht zu geben über den Inhalt des vorliegenden, 700 Seiten umfassenden zweiten Bandes. Derselbe beginnt mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts, also mit den Zeitgenossen von Martin Opitz, welcher bekanntlich, wie mancher der damaligen deutschen Dichter, auch bei den Niederländern in die Schule ging; Zesen und Andreas Gryphius, die beiden Dichter jener Zeit, welche wol zumeist von allen mit glänzenden Gaben ausgestattet waren, verweilten längere Zeit in den Niederlanden, Grund genug, daß der Deutsche der holländischen Dichtung des 17. Jahrhunderts besondere Aufmerksamkeit zuwende. Im übrigen braucht der Deutsche sich nicht allzu sehr des Bekenntnisses zu schämen, daß er die Hooft, Vondel, Vos, Huygens, Cats und die übrigen Zeitgenossen und Geistesverwandten der ersten und zweiten Schlesier eben nur dem Namen nach kennt, und leider steht es nicht besser mit den übrigen niederländischen Dichtern bis auf die Gegenwart herab; nur ab und zu dringt zu uns ein Klang von der Mündung der Maas und des Rhein, und wir lauschen mit mehr Theilnahme noch den Dichtungen eines Conscience und van Duyse, weil wir die wackern Vlamingen gegen die Umstrickung der französischen Sprache so mannhaft ankämpfen sehen. Der Verfasser, nachdem sein Werk uns durch die ganze Entwickelung der niederländischen Literatur hindurchgeführt, behält einen hinreichend freien Blick, um die Dichtung, welcher er seine fleißigen Forschungen zuwendet, mit unparteiischem Urtheil zu würdigen; er spricht:

Zwar hat unsere Literatur niemals den Ton in Europa angegeben; wir besitzen keine jener genialen Schöpfungen, die mit dem Namen ihres Dichters zugleich den Ruhm seines Volks „der Sonne an die Stirn schreiben", wie Hooft sagte; wir können nicht stolz sein auf einen Homer, einen Dante, einen Shakspeare, einen Goethe oder einen Tegnér; doch findet sich zwischen Hooft oder Vondel und da Costa oder Beets mancher Name, der in uns die lieblichsten Erinnerungen wirklich literarischen Genusses weckt. Aber der Kreis, in welchem wir uns auszeichnen können, war stets nur ein beschränkter; darüber müssen wir uns selbst Rechenschaft ablegen. Warum sollen wir uns stets ein vorzüglich poetisches Volk nennen? Unser Ruhm besteht in etwas anderm, in der Poesie unserer selbstgeschaffenen Geschichte, in der Eroberung der Gewissensfreiheit unter Philipp II., in dem Dammaufwerfen gegen den Despotismus Ludwig's XIV., in unserm Charakter, unserer Freiheitsliebe, unserer Ausdauer, unserer Duldsamkeit. Und kann dieser Ruhm darunter leiden, wenn wir den Muth haben, auf dem Gebiet der Literatur der Wahrheit zu huldigen? Nach Wahrheit habe ich gestrebt und keine Mühe gescheut, diese in den Quellen selbst zu suchen. Nach Unparteilichkeit habe ich getrachtet, indem ich bei meinem Urtheile ruhig den Maßstab anlegte, den ernste Vorbereitung mir als den einzig zuverlässigen gezeigt hat.

7. Nachlese. Erzählungen und Plaudereien von Karl von Holtei. Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1871. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der unermüdliche Veteran unserer Literatur nennt den vorliegenden Band eine Nachlese, Erzählungen und Plaudereien, und hat damit dem Wesen des Buchs einen treffenden Ausdruck gegeben; es ist eine Zusammenstellung

älterer Briefe und neuerer Aufsätze, die Holtei in ihrer Vereinzelung nicht dem Schicksal aussetzen wollte, übersehen und vergessen zu werden. Treten wir denselben näher.

Der erste Abschnitt des Buchs enthält Holtei's Briefe an den wenigstens durch sein Buch über Schlesiens Antheil an der deutschen Poesie in weitern Kreisen bekannten August Kahlert zu Breslau. Er war dem Dichter ein treuer Freund, und die gleiche treue dankbare Anhänglichkeit spricht sich in Holtei's Briefen aus, welche, wenngleich mit längern Pausen, den Zeitraum von 1828—63 umfassend, nach Kahlert's Tod in des Schreibers Hände zurückkehrten. Holtei hat dieselben nunmehr als eine „Ergänzung zu den «Vierzig Jahren»" abgedruckt, als Zeugniß für sein Leben und Arbeiten vornehmlich vom Jahre 1848—49, mit welchem jenes Werk abbricht, bis zu Kahlert's Tode. So geben die Briefe über drei Jahrzehnte aus Holtei's vielbewegtem Leben genauern Bescheid, mit behaglicher Heiterkeit und zeitweilig auch hypochondrischer Grillenjägerei; sie zeigen uns, wie Holtei aus dem Schauspieler und Vorleser nach und nach sich in den Romanschreiber umgestaltet, finden manche anziehende Mittheilung über sein Leben, seine Bekanntschaften, seine Hoffnungen und Enttäuschungen; daß hin und wieder auch Bedeutungsloses mit unterläuft, kann nicht wundernehmen, und es könnte mancher der Ansicht sein, daß die Summe des Bedeutenden nicht ausreichend genug sei, um einen Abdruck zu rechtfertigen.

„Ein adeliches Casino", der zweite Bestandtheil dieser „Nachlese", ist eine ganz artige Erzählung, wie Konstantin Prinz, ein junger Mann bürgerlichen Standes, sich in das Sylvestervergnügen des ärmlichen von Standeshochmuth aufgeblähten Landadels einzuführen weiß, welcher ihn für einen verkappten Prinzen hält; zwar wird das Geheimniß rasch enthüllt, aber der Held hat sich bereits die Liebe seiner schönen Tänzerin zu gewinnen gewußt und überwindet schließlich die Vorurtheile der Mutter. Der im Grunde etwas leichte und in die Breite gedehnte Stoff ist hübsch erzählt und liest sich gut.

„Gesangbücher und Schauspieler" ist ein polemischer Aufsatz, welcher unter dem hier Gebotenen der dauernden Aufbewahrung am wenigsten bedurfte. Holtei hatte sich gelegentlich gegen die übliche Modernisirung der alten Kirchenlieder ausgesprochen, und ein unberufener Gegner wies diese Ansicht zurück mit der Begründung, Holtei könne darüber nicht mitsprechen, weil er Schauspieler gewesen. Dagegen rechtfertigte sich dann Holtei wieder durch den Nachweis, daß Männer wie Molière und Shakspeare, Iffland und so viele andere, obwol Schauspieler, doch keine so übeln Leute gewesen seien, und daß er selbst daher auch das Recht beanspruchen dürfe, über alte Kirchenlieder ein Wort mitzusprechen. Diese Beweisführung gegen die Abgeschmacktheiten des schlesischen Grafen und Majoratsherrn wird jedermann sehr richtig finden, ohne es für nothwendig zu halten, daß der Aufsatz in dieser „Nachlese" nochmals zum Abdruck gelangte.

„Grillparzer, Beiträge aus vier Jahrzehnten", den folgenden Aufsatz, möchten wir als den werthvollsten Bestandtheil des Buchs betrachten. Holtei gibt darin aus vieljähriger Bekanntschaft mit dem nun hingeschiedenen österreichischen Dichter einen ansprechenden Beitrag zu der Charakteristik des verschlossenen Sonderlings. Er theilt dabei einzelne sehr bezeichnende Züge aus jener Zeit drückender Polizeiwillkür mit, unter welcher Grillparzer's freier Genius verkümmerte, und wir können uns nicht versagen, hier etliche dieser kleinen Geschichten mitzutheilen:

Als Grillparzer's „König Ottokar" zum ersten mal aufgeführt wurde — ein Werk, entschieden geschaffen, Oesterreich zu verherrlichen und dessen Herrscher —, da äußerte Se. Majestät Kaiser Franz am Schlusse beim Herausgehen aus der Loge zur Kaiserin: „Das ist gescheit, daß wir das Stück heute mit angeschaut haben; morgen wird's gewiß verboten." Es wurde denn auch glücklich verboten; dafür hatten schon czechische Einflüsse gesorgt.

Später, nach Darstellung des wunderbar construirten, höchst prägnanten, an erhabenen Schönheiten reichen Schauspiels: „Ein treuer Diener seines Herrn", wurde der bereits eingeschüchterte mistrauische Poet zum Polizeiminister beschieden. Graf Sedlnitzky empfing ihn mit den Worten: „Der Kaiser ist sehr befriedigt von Ihrer neuesten Arbeit («Gott sei Dank», seufzte Grillparzer, «so habe ich's doch endlich einmal getroffen»), Se. Majestät wünschen das Stück zu besitzen." — „Augenblicklich werde ich eine saubere Abschrift bestellen." — „Sie mögen dafür fordern, was Sie wollen; ich bin beauftragt, jede Summe dafür zu bieten." — „Bitte, Excellenz, es gereicht mir ja zur Freude." — „Verstehen wir uns recht. Dem Kaiser gefällt das Stück so außerordentlich, daß er es als sein ausschließliches Eigenthum betrachtet wissen will. Es darf dann weder an andere Bühnen versendet, noch darf es gedruckt werden. Dafür mögen Sie sich durch Ihre Forderung entschädigen, der ich, wie gesagt, Befehl habe, sogleich zu entsprechen." Da regte sich im getreuesten, loyalsten, uneigennützigsten Oesterreicher der Stolz des deutschen Dichters. „Ich bedaure", entgegnete er kurz und resolut, „auf diesen Handel nicht eingehen zu können. Die Manuscripte sind längst an sämmtliche größere Bühnen verschickt. Das läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Ew. Excellenz sind mit Ihrem ehrenvollen Antrage vierzehn Tage zu spät gekommen." Sprach's und ging. Die frühe Versendung war natürlich nur eine vom überwallenden Zorne dictirte Fabel gewesen.

Erstaunlich ist, wie ein durch die Feuerprobe der Censur gegangenes Schauspiel, dem amtlich nichts anzuhaben gefunden worden war, auf solch unerhörte Weise vernichtet werden sollte. Daß die üble Stimmung wider den Dichter sich auf den Beamten übertrug, versteht sich von selbst. Doch da er sich in k. k. Hofkammerdiensten nichts zu Schulden kommen ließ, regelmäßig das Bureau besuchte, die Amtsstunden fleißig einhielt, und Heu- wie Haferlieferungen eifrig zu Buche brachte, konnte nicht vermieden werden, daß er der Anciennetät gemäß, wenn auch langsam, vorrückte. Als er wieder eine höhere Stufe erklommen, hatte er, so wollte es das Herkommen, eine allerhöchste Audienz nachzusuchen, damit er sich für die ihm ertheilte Beförderung bedanke. Grillparzer bei Kaiser Franz! Die gewährte Audienz hat nicht lange gedauert. „Sein Sie der, der der Dichter ist?" Tiefe stumme Verbeugung. Die Audienz war zu Ende. Ihm grollend, ihn hassend hat sich Kaiser Franz ins Grab gelegt. Ihn, einen seiner edelsten, getreuesten Oesterreicher.

Die unverkennbare Herzenswärme, die aus diesen Erinnerungen des Greises an einen Gestorbenen spricht, zieht ebenso sehr an, wie der gewonnene Einblick in das Leben und Wesen eines hochbegabten Dichters, welcher fremd in seiner Zeit stand und noch jetzt das trübe Schicksal hat, daß man ihn vielfach nach einem längst veralteten Erstlingsstücke beurtheilt und die reifern Schöpfungen seines Mannesalters darüber vergißt.

„Ein Soldatenlied" schließlich ist ein kurzer Aufsatz über Dr. Kreusler, den Dichter des allbekannten Liedes: „König Wilhelm saß ganz heiter"; den unbekannten Dich-

ter ans Tageslicht gezogen zu haben, ist Holtei's Verdienst, und wir müssen ihm für die durch ihn hervorgerufenen Mittheilungen über des Dichters Leben dankbar sein.

8. Simmelsammelsurium aus Briefen, gedruckten Büchern, aus dem Leben und aus ihm selbst. Von Karl von Holtei. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1872. 8. 3 Thlr.

„Sammelt die übrigen Brocken, damit nichts umkomme", heißt es im Evangelium, und danach verfährt Holtei in den letzten Jahren, indem er an Lebenserinnerungen, Briefen, Mittheilungen aus seiner Handschriftensammlung u. s. w. stets Neues ausgehen läßt. Eine Nachlese zur eben besprochenen „Nachlese" sind diese zwei Bände verschiedensten Inhalts. Das Buch enthält außer einer Anzahl von geistreichen oder treffenden Stellen, welche Holtei in neuern Schriften hin- und herlesend sich ausgezogen, allerlei vereinzelte Lebenserinnerungen, zum guten Theil anknüpfend an Verstorbene, schriftliche Selbstgespräche über Zeitereignisse, ernste oder heitere Einfälle des welterfahrenen Mannes. Das alles liest sich hübsch und frisch, wenn auch zwischen das Gewichtigere sich zu zeiten das Werthlose eindrängt; der wenigstens eine leidliche Bissen auf jeder Seite, welchen uns das Vorwort verspricht, ist bisweilen nicht leicht zu finden. Das Buch gleicht jenen Steinhaufen in den Alpen, welche als Wegzeiger oder zur Erinnerung an irgendeinen Unglücksfall zusammengetragen und von jedem Wanderer mit einem Steine vermehrt werden; man findet darin Musterstücke aller geologischen Bildungen der Umgebung, manches werthlose, zur guten Stunde aber auch ein hübsches Handstück. So ist hier Altes und Neues ohne Wahl zusammengetragen. Um einem leicht übersehenen Zuge weitere Verbreitung zu sichern, mag hier Nr. 41 des ersten Bandes eine Stelle finden:

Immer wenn ich in den Jahren 1864, 1866, 1870 den Ruhm unsers Königs Wilhelm verkündigen hörte, und wenn ich gegenwärtig lese, wie liebevoll er als Kaiser Deutschlands empfangen wird, wie herzlich er jedweden herzlichen Gruß erwidert, wie er stets das richtige Wort findet, humanen und edeln Gefühlen Ausdruck zu geben, wie unbefangen und menschlich klar er Welt und Zeit betrachtet — immer gedenke ich da jener längst vergangenen Tage, wo Freund Raupach, der fleißige unerschöpfliche dramatische Dichter, nicht allein Deutschlands Bühnen mit neuen Tragödien, Dramen, Lustspielen, Possen versorgte, sondern auch dem damaligen Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin Augusta ein Privatissimum über Geschichte las. Raupach vertraute mir zu jener Epoche in einer seiner bisweilen mittheilsamen Stimmungen, die er nicht oft und nicht für jedermann hatte, den Inhalt des Gesprächs an, welches der Prinz mit ihm gepflogen, ehe sie in ihren historischen Wanderungen an die französische erste Revolution gelangten. „Ich fordere dringend", hatte jener zu ihm gesagt, „daß Sie, lieber Raupach, in Ihrem Vortrage kein Blatt vor den Mund nehmen, vielmehr daß Sie uns völlig rücksichtslos Ihre Ansichten von den tieferliegenden Veranlassungen der schauderhaften Umwälzungen vorlegen. Vergessen Sie, wer wir sind, und verschweigen Sie auch nicht das Aergste. Wir wollen lernen, wir wollen die Wahrheit hören!"

9. Charakterbilder classischer Frauengestalten. Von Hermann Hoffmeister. Berlin, Henschel. 1871. Br. 8. 20 Ngr.

Unter diesem Titel stellt der Verfasser eine Reihe von Frauengestalten der Dichtung zusammen. Er spricht im Vorwort:

Die männliche deutsche Jugend ist mit Vorbildern edeln gemeinnützigen Strebens reichlich versorgt, aber der weiblichen Jugend fehlt es noch immer an guten pädagogisch bearbeiteten Mustern des eigenen Geschlechts, und diese Lücke der deutschen Jugendliteratur will der Verfasser mit vorliegendem Büchlein ausfüllen helfen.

Demgemäß hält der Verfasser Charakterbilder aus der classischen Literatur für reifere Mädchen und Jungfrauen in demselben Grade für angemessen, als es solche aus der Weltgeschichte für Knaben und Jünglinge sind. Er hat zu diesem Zwecke die Nausikaa, Shakspeare's Imogen, die Antigone, Iphigenie und Gudrun gewählt und anschließend an die Worte der Dichtung die Charakterbilder derselben gezeichnet. Es ist gegen diesen Versuch nichts einzuwenden, wenngleich es dem Berichterstatter zweckmäßiger erscheinen würde, der reifern Jugend die Werke der Dichtung durch wohlgeleitetes gemeinsames Lesen bekannt zu machen, später ihr die Dichtungen selbst in die Hand zu geben. Imogen steht in der Mitte der übrigen etwas fremdartig da. Bei einer etwaigen Weiterführung der Arbeit würde sich etwas mehr Einfachheit des Ausdrucks empfehlen.

Wilhelm Buchner.

Politische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 18.)

J. B. Westerkamp's Buch: „Ueber die Reichsverfassung" (Nr. 5), enthält nicht nur eine Auslegung und Prüfung der Hauptbestimmungen der Reichsverfassung, sondern es erörtert auch in kurzer und gedrängter Darstellung die meisten Fragen, welche unsere große Zeit bewegen, in nationalem und freisinnigem Geiste, unter fortwährender Berücksichtigung der Einrichtungen und Zustände anderer Länder. Der Verfasser bespricht in sieben Kapiteln: den Ursprung der Reichsverfassung, den Werth derselben für die Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands, das Wesen der Reichsverfassung und der dadurch begründeten Regierung, den Umfang der Reichsgewalt, die gesetzgebende Gewalt, die vollziehende Gewalt und die richterliche Gewalt des Reichs, die Einwirkung der Reichsverfassung auf die Staatenverfassungen. Als die Basis des Bundesverhältnisses bezeichnet er einen völkerrechtlichen Vertrag zwischen souveränen Staaten, der jedoch von den gesetzlichen Vertretern sowol der Bevölkerungen der Staaten (in den Einzellandtagen) als auch des deutschen Volks in seiner Gesammtheit (im Reichstag) ratificirt ist. Dadurch sind den Regierungen und Bevölkerungen bestimmte Rechte und Pflichten erwachsen, und es ist ein neuer souveräner Staat entstanden, mit eigener Verfassung, ausgestattet mit allen Organen eines Staates und bekleidet mit allen Rechten, welche nach dem Völkerrecht souveränen Staaten zukom-

men. Die Bundesverfassung ist ein höchstes Staatsgesetz, und die durch sie begründeten Einrichtungen und Gewalten können von den Theilnehmern am Bunde nicht nach eigenem Belieben, sondern nur in den von der Verfassung selbst vorgeschriebenen Formen abgeändert werden. Die Verfassung und ihre Gesetze sind in jedem Einzelstaat das höchste Gesetz, für Regierungen und Bevölkerungen gleich verbindlich. Nationale und föderative Elemente finden sich in der Verfassung und Regierung dieses neuen Bundes, wie dies in dem Wesen eines Bundesstaats liegt. Der Bundesrath und die Bundesregierung nach ihrem Umfang sind föderativ, der Reichstag, das Präsidium und die Reichsverfassung und Reichsregierung nach ihrer Wirksamkeit sind national.

Von dem Umfang der Reichsgewalt sprechend, untersucht der Verfasser das Verhältniß der Reichsgewalt zu den Staatengewalten, die einzelnen Befugnisse des Reichs, die Sonderrechte der süddeutschen Staaten und das Verhältniß des Reichs zu Elsaß und Lothringen. Das Verhältniß der Reichsgewalt zu den Staatengewalten bestimmt er dadurch, daß er festsetzt und im einzelnen darlegt, wie die Staaten nicht befugt sind, die Reichsverfassung und die Einrichtungen, welche durch dieselbe oder durch die Reichsgesetze geschaffen sind, abzuändern oder aufzuheben; wie den Staaten nur diejenigen Befugnisse übrigbleiben, welche nicht durch die Reichsverfassung dem Reiche zugewiesen sind; wie dem Reiche das Recht zusteht, innerhalb seiner Competenz alle Gesetze und Verordnungen zu erlassen, welche nothwendig und geeignet sind, um dieselbe in Ausführung zu bringen; in welchen Fällen dem Reiche eine ausschließliche Zuständigkeit gegeben ist; wie die Reichsgesetze den Landesgesetzen vorgehen, und wie endlich Reich und Staaten, jedes innerhalb seiner Competenz, unabhängig und souverän sind. Zu den einzelnen Befugnissen des Reichs rechnet der Verfasser die Beschützung des Bundesgebiets, den Verkehr mit fremden Staaten, die Erhaltung des Friedens und der Eintracht unter den Staaten, verschiedenartige Angelegenheiten von allgemeinem Nutzen und Befugnisse im unmittelbaren Verhältniß zu den Staaten. Bei der Darstellung der zum Schutz des Bundesgebiets nöthigen militärischen Kräfte gibt der Verfasser eine schätzenswerthe Aufzählung der auf dieselben sich beziehenden Gesetze, und zählt im Detail die Stärke der Bundesarmee und Marine und die Mittel zur Unterhaltung derselben auf. Bei Besprechung der „verschiedenartigen Angelegenheiten" führt er die gemeinsame Gesetzgebung über Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht an und kommt auch auf den Lasker'schen Antrag, die Zuständigkeit des Reichs auf das gesammte bürgerliche Recht und auf die Gerichtsorganisation auszudehnen, zu sprechen. Westerkamp äußert hierüber eine andere Ansicht als Held. Er hält die Ausdehnung der Justizbefugnisse des Reichs auf das gesammte bürgerliche Recht nicht für zweckmäßig, da nicht ein besonderes Bedürfniß hierfür vorliege, da die einzelnen Staaten doch auch noch etwas behalten müßten, und da für dieselben, wenn sie der Justizhoheit ganz entkleidet würden, bald nicht mehr viel anderes übrigbliebe als die Stellung von „Agenten der allgemeinen Regierung", was der Anfang der Mediatisirung wäre. Wir glauben, daß der Verfasser hierin zu sehr Hannoveraner ist, und halten es in dieser Frage mit dem Baier. Bei der Neigung der deutschen Stämme zum Particularismus kann man denselben nicht genug Gemeinsames bieten, damit sie jeden Morgen und jeden Abend sich sagen: „Wir sind zuerst Deutsche, und dann erst sind wir Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberger" u. s. w. Den Regierungen und Landtagen der Staaten bleibt immer noch ein schönes und bedeutendes Feld der Thätigkeit übrig; Zeugniß hierfür gibt schon die lange Dauer der Einzellandtage. Und wenn von „Mediatisirung" die Rede ist, so würden wir, wenn wir auf diesen Ausdruck, den wir aber hier nicht acceptiren, eingehen wollen, sagen, daß der „Anfang" hierzu nicht erst gemacht werden müsse, sondern durch Annahme der Reichsverfassung bereits in bedeutendem Grade gemacht sei. Wie gesagt, wir sprechen aber nicht von Mediatisirung, sondern davon, daß die einzelnen Staaten von ihren Souveränetätsrechten einzelne an das Reich abgetreten haben, und wir sind der Ansicht, daß man noch lange von diesen Regierungen sprechen wird, auch wenn inzwischen die Justiz- und noch andere Hoheiten an das Reich übergegangen sind.

Der kolossale Bau des Deutschen Reichs ist gegründet, aber nur der äußere Bau; in der Zimmereinrichtung fehlt noch viel, noch sehr viel; kein einziges Stockwerk ist ganz bewohnbar oder bewohnt; soll aber ein Bau fertig sein, so muß auch die Einrichtung des Innern vollendet sein, und bekanntlich baut man neuerdings etwas rascher als früher. Daß die Sache nicht gar zu geschwind geht, dafür sorgen schon die „Sonderrechte" der süddeutschen Staaten und der Artikel 78 der Reichsverfassung, wonach dieselben nur mit Zustimmung des berechtigten Bundesstaates abgeändert werden können. Hier bespricht der Verfasser die sowol im Reichstag als in den bairischen und würtembergischen Landtagen aufgeworfene und beantwortete Frage, ob die Zustimmung des berechtigten Bundesstaates gesetzliche Gültigkeit habe, wenn die im Bundesrath sitzenden Regierungsbevollmächtigten dafür stimmen, oder nur dann, wenn auch die Landesvertretung durch ein Votum sich damit einverstanden erklärt habe. Wenn der Verfasser nichts dagegen einzuwenden hat, daß die Zustimmung des Staates zur Aenderung von Reservatrechten von der Zustimmung der Landesvertretung abhängig gemacht werde, was bekanntlich auch die „Patrioten" in Baiern und die Demokraten in Würtemberg verlangt haben, so haben wir auch hierin eine andere Ansicht und fühlen uns durch die Bundesgenossenschaft der Minister von Lutz und von Mittnacht sehr beruhigt. Die Fortbildung der Reichsverfassung kann nicht von dem Votum der Landesvertretung abhängig gemacht werden; dies wäre aber der Fall, wenn die Ansicht des Verfassers Geltung hätte. Im übrigen verweisen wir auf die parlamentarischen Debatten in Baiern und in Würtemberg. Bei Besprechung des Verhältnisses des Reichs zu den neuen Reichslanden ist es sehr angenehm, die verschiedenen Reichstagsbeschlüsse und die bedeutendsten Reden Bismarck's, welche sich hierauf beziehen, angeführt zu sehen.

Das vierte Kapitel behandelt die gesetzgebende Gewalt des Reichs, gibt interessante Vergleichungen mit England

und Amerika, spricht von den gesetzgebenden Körperschaften, ihrer Zusammensetzung, ihren Vorrechten und ihrem Verhältniß zu einander, entwickelt speciell die Befugnisse des Bundesraths und des Reichstags, die Zahl der Stimmen in beiden Körperschaften genau angebend, findet es im Interesse des Bundesraths selbst sehr ungeeignet, daß die Berathungen desselben geheim sind, und tadelt es, daß die Bundesräthe sowol als Commissare des Bundesraths und der Reichsregierung wie auch als Commissare ihrer Landesregierung im Reichstag erscheinen und ihre Ansichten darlegen dürfen. Wir stimmen dem Verfasser vollständig bei. Denn auf diese Weise kann es vorkommen und kommt es vor, daß die Bundesräthe vor dem Parterre des Reichstags einander selbst bekriegen und, nach einem bekannten Sprichwort, die schmuzige Wäsche ihres Hauses in einem fremden Hause auswaschen. Jedermann erinnert sich des großen Aufsehens, welches eine Rede des würtembergischen Justizministers von Mittnacht als Bundesraths gemacht hat, als er im Reichstag von der politischen Bedeutung und Würde des Bundesraths eine ganz andere Schilderung machte als Fürst Bismarck einige Zeit vorher, und gegen das Verfahren des Bundesraths polemisirte. Um solchen Unzuträglichkeiten vorzubeugen, schlägt der Verfasser vor, die gegenwärtigen Beziehungen zwischen Bundesrath und Reichstag zu lösen, jede dieser Körperschaften allein zu lassen und solche Beziehungen zwischen ihnen einzuführen, wie sie zwischen englischem Unterhaus und Oberhaus und zwischen dem amerikanischen Senat und Repräsentantenhaus bestehen, oder die Vertretung der Staaten im Reichstag einer einzigen Regierung zu übertragen, damit demselben wenigstens ein einheitlicher fester Wille gegenüberstehe. Da der Bundesrath doch wesentlich etwas anderes ist als das englische Oberhaus und der amerikanische Senat, so empfiehlt sich der letztere Vorschlag eher. Solange aber die föderativen Elemente und die „Sonderrechte“ noch so frisch blühen, wird diese centralisirende Maßregel nicht durchzusetzen, nicht einmal in Vorschlag zu bringen sein.

Bei der Darstellung der vollziehenden Gewalt des Reichs bespricht der Verfasser die Aufgabe und Organisation derselben, die Befugnisse des Kaisers, die Mitwirkung des Bundesraths und die der einzelnen Staaten. Da bei der Executive des Kaisers der Reichskanzler eine wichtige Rolle spielt, so verweilt der Verfasser länger bei der Stellung desselben, die übrigen Reichsämter übergehend. Er findet es sehr natürlich, daß der Reichskanzler, welcher Vorsitzender im Bundesrath und Organ des Kaisers für die vollziehende Gewalt ist, ein verantwortliches Bundesministerium nicht will und lieber allein die Verantwortung trägt. „Zwei harte Steine mahlen schlecht, acht harte Steine noch viel schwerer“, hat Bismarck mit Anspielung auf das preußische Ministercollegium gesagt. Ein Collegium von Ministern, welche alle unmittelbar unter dem Monarchen stehen, unmittelbar mit demselben verkehren und von ihm instruirt werden, ist freilich kein politisches Kunstwerk. Die preußische Ministerkrisis vom December 1872 hat die Nachtheile eines so ungleichartig zusammengesetzten Ministeriums offen dargelegt, und auch hier ist nicht anders zu helfen als durch eine Einrichtung, wie sie in der Reichsregierung wird getroffen werden müssen. Wie hier ein Reichskanzler ist, so braucht Preußen einen Staatskanzler; unter jedem der beiden stehen die Abtheilungschefs oder Minister oder Unterstaatssecretäre, wie man sie nennen will, für Auswärtiges, Heer, Marine, Inneres u. s. w. Die Hauptsache dabei wäre, daß nicht der König, sondern der Kanzler diese Abtheilungschefs erwählen, der König sie nur bestätigen würde, und daß keiner derselben seine Stelle auch nur einen Tag noch behalten könnte, sobald er in wesentlichen Punkten eine den Principien des Kanzlers entgegengesetzte Anschauung an den Tag legte. Eine solche Einrichtung des Ministeriums, die der des englischen ähnlich wäre, empfiehlt der Verfasser. Auch spricht er sich wie Held für die Errichtung eines Reichsgerichtshofs aus, als für eine Behörde, welche der endgültige Ausleger der Reichsverfassung wäre und bei Ministeranklagen die competente Entscheidung hätte. Das allgemeine Stimmrecht sieht er, trotz der socialen Frage, trotz der Arbeiterbewegung und der rothen (sowie auch der schwarzen) Internationale als eine Concession an, die den untern Ständen, auf welchen ein großer Theil der Steuerlast und der größte Theil der Militärlast ruht, billigerweise gemacht werden mußte. Bei gegenseitigem guten Willen und bei Gerechtigkeit der verschiedenen Klassen gegeneinander, glaubt der Verfasser, könne die sociale Frage, wie jede andere, auf befriedigende Weise gelöst werden, wenn deren Lösung rechtzeitig unternommen werde. Das sind nun freilich verschiedene „Wenn“ oder „Bei“. Ob die socialdemokratische Partei von ihren Forderungen so weit heruntergeht, daß sich mit ihr verhandeln läßt, ohne daß die Principien des modernen Staats preisgegeben werden, muß erst die Zukunft lehren; darüber wird kein Staatsmann und niemand sonst mit Bestimmtheit ein Urtheil fällen können, denn das Experiment ist erst zu machen. Konnte den amerikanischen Negern das volle Stimmrecht gewährt werden, schließt der Verfasser, so dürfte kein Grund bestehen, dasselbe den deutschen Arbeitern zu versagen, zumal das Stimmrecht in unserm Staatswesen ungleich weniger bedeutet als jenseit des Atlantischen Meers. Es fragt sich übrigens, ob, wenn von der Verleihung des Stimmrechts an amerikanische Neger und an deutsche Arbeiter die Rede ist, in allen Fällen dies als Klimax und nicht auch als Antiklimax zu betrachten ist. Nicht blos das Wissen, die äußere Bildung kommt hier zur Sprache, sondern auch das Wollen, und der Verfasser gesteht selbst, daß man über den Mangel an Religiosität und Patriotismus, der sich in den Versammlungen der Socialisten kundgebe, erschrecken müsse. Jedenfalls müssen wir uns, wenn wir das allgemeine Stimmrecht beibehalten, auch für Beibehaltung der Diätenlosigkeit als eines nothwendigen Correctivs aussprechen.

Trefflich ist, was der Verfasser auf den letzten Seiten seines inhaltreichen und sehr gut geschriebenen Buchs über Bismarck sagt. Er sieht in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, in Washington, eine Statue Washington's mit der Inschrift: „Der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste in den Herzen seiner Landsleute.“ Da fällt ihm unser großer Staatsmann ein, welcher, wenn auch kein Feldherr, „durch gleiche Tüchtigkeit im Krieg und Frieden die sechshundertjährige Leidensgeschichte Deutschlands zu einem ruhmvollen Abschluß gebracht, für das

deutsche Volk die Bahn freigemacht hat, auf welcher es zu Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung fortschreiten kann".

6. Deutschland und Frankreich von Ludwig Brunier. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser behandelt seinen Stoff in drei Abschnitten: im ersten spricht er von Deutschland, im zweiten von Frankreich, im dritten setzt er beide Länder und Völker in Parallele. Daß wir ihm die Beurtheilung Deutschlands getrost anvertrauen dürfen, sieht man schon aus den dem Titelblatt und den einzelnen Abschnitten beigedruckten Aussprüchen berühmter Persönlichkeiten. Da sagt Carlyle: „Daß das edle, ruhige, gründliche Deutschland sich endlich zu einer Nation verschmelze und zur Königin des Continents werde, anstatt des dunstigen, ehrsüchtigen, gesticulirenden, zanksüchtigen, rastlosen und überempfindsamen Frankreich — das scheint mir das hoffnungsvollste Ereigniß meiner Zeit zu sein." Dann Emerson: „Ich halte die Deutschen für das tiefste und bedeutendste Volk der Erde." Und Jakob Grimm: „Die Franzosen sind im ganzen einer rein ethischen Gesinnung unfähig und opfern ihrer eiteln Prahlerei und Herrschsucht alles auf." Dann wieder die Frau Baronin von Staël: „Ce sont (les Allemands) les seuls hommes peut-être, auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs." Und endlich Emilio Castelar: „Die Deutschen sind für die Bildung der heutigen Völker, was die Griechen für das Alterthum waren: die Denker, die Philosophen, die Weisen." Setzen wir hinzu, daß wir in neuerer Zeit gezeigt haben, daß wir, gottlob, dem Denken auch noch das Handeln hinzufügen können! Auch möchten wir ein Urtheil der durch die Bewahrung ihres Deutschthums so berühmten Prinzessin Charlotte von der Pfalz, Schwägerin Ludwig's XIV., anführen:

Bey ma tante selig konnte man leicht seines Leydts vergessen; aber hir ist es nicht so leicht. Waß ich ahm wenigsten von dießem Landt (Frankreich) vertragen kan, ist der abscheuliche Interesse undt die unendtliche Falschheit; daß verdirbt alles.... Ich muß gestehen, ich bin als verwundert, daß Paris noch steht und nicht versunken ist über alles gar Böses, so Tag und Nacht dort vorgeht. Man liest hier im Land nicht allein die Bibel nicht, sondern die Meisten piquiren sich, sie nicht zu glauben; mich wundert nicht, viel Unglück zu sehen, bin mehr verwundert, Paris nicht mit Feuer vom Himmel verbrannt zu sehen. Alles, was man in der Bibel liest, wie es vor der Sündflut und zu Sodom und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariser Leben nicht bei.

Nun! die Communewirthschaft mit ihrer Petroleumkatastrophe hat einen starken Beigeschmack von Sodom und Gomorrha gehabt.

Was die Lektüre des Buchs so angenehm macht, das ist nicht blos das richtige, gesunde Urtheil, welches in demselben ausgesprochen ist, sondern auch die reiche, unerschöpfliche historisch-literarische Quelle, welche dem Verfasser zu Gebote steht. Jedes Urtheil ist belegt mit einer Menge von Beweisstücken aus alter und neuer Zeit, welche der Geschichte der europäischen Völker und ihrer Literatur entnommen sind. Der Verfasser legt sich die Frage vor, woher es denn komme, daß die europäische Presse in ihrer unbestrittenen Mehrheit bei dem ungerechtesten Kriege, der wol je begonnen worden, auf seiten des frevelhaften Angreifers stand. Seine Antwort lautet dahin, daß das deutsche Volk selbst einen großen Theil der Schuld trage:

Nicht in dem letzten Kriege gegen Frankreich hatte es unrecht, sondern in einer langen beschämenden Vergangenheit. Dieses Unrecht hatte es nicht an andern begangen, sondern an sich selbst. Das deutsche Volk war, um es kurz zu sagen, der Prügeljunge der Nationen gewesen, und nun, da der gutmüthige Michel sich einmal nicht alles gefallen ließ, sondern den übermüthigen, zierlichen Franzosen um und um schwang, da schrien die zuschauenden Völker über den Grobian und wären, hätten sie nicht deutsche Hiebe gefürchtet, dem unmanierlichen Riesen gern in die Arme gefallen.

Von diesem liebenswürdigen „zuschauenden" Publikum führt er zuerst die Völker germanischer Rasse an. Nichts, sagt er, hat uns in den Augen Englands mehr geschadet als das geduldige Hinnehmen des Verfassungsbruchs von seiten des Königs Ernst August von Hannover im Jahre 1837. Die Schweiz sah vor dem Jahre 1866 in Deutschland immer nur das staatlich und kirchlich ihr apathische Oesterreich, zürnte und mistraute Preußen wegen Neuenburgs und verachtete die monarchische Kleinstaaterei des übrigen Deutschland. Ihre eigene Verfassung war übrigens vor dem Sonderbundskrieg auch nicht weit her, und daß sie mit der jetzigen sehr zurück ist, haben die Debatten über die Revision derselben hinlänglich bewiesen. Wenn die Schweizer in ihrer politischen Unweisheit uns Fürstenknechte schelten, so hat ihnen schon Heine die richtige Antwort gegeben: „Die eigentlichen Fürstenknechte und Leckerkramverfertiger sind überall Schweizer und werden vorzugsweise so genannt." Auch den Holländern und Dänen wird der Text gelesen und den Stockholmern vorgeworfen, daß sie die Siegesdepeschen der Deutschen in der Börse abgerissen hätten unter hohnvollen Bemerkungen auf den deutschen Kaiser. Auffallend ist nun andererseits, daß die Völker romanischer Abstammung ihrer überwiegenden Mehrheit nach die deutschen Siege mit Freuden begrüßten. Der Verfasser weist dies an dem Verhalten des größten Theils der gebildeten Spanier und an dem der großen Masse des italienischen Volks, sowie der unterrichteten Klassen nach. Auf diesen zwei Ländern lag freilich schon längst ein schwerer Druck französischer Anmaßung, und nichts konnte ihnen erwünschter sein als von demselben befreit zu werden, ohne auch nur einen Finger zu rühren, was bekanntlich gerade die Spanier mit so unrühmlichem Anstand ausführten. Der Verfasser geht dann über auf das Verhältniß, in welchem Preußen zu Oesterreich und jedes von beiden zu Deutschland stand. Er deckt die nationalen und politischen Sünden Oesterreichs schonungslos auf, spricht von dessen treulosem Benehmen gegen den Großen Kurfürsten und den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Oesterreichs Bundesgenossen, wozu namentlich der Friede von Nimwegen ein drastisches Exempel liefert. Man könnte auch die Verhandlungen am Wiener Congreß und zuletzt den Fürstencongreß von 1863 und so manches andere noch anführen. Und wie hat Oesterreich oder vielmehr Haus Habsburg sich selbst und Deutschland durch seine religiöse Intoleranz geschadet! In dieser Beziehung kann Preußen eine Parallele aushalten. Der allzu vorherrschende Militär-

geist und das hochmüthige Benehmen der preußischen Generale gegen Civilisten, selbst berühmte Professoren, wie dies in frühern Jahrzehnten vorkam und vom Verfasser mit sehr ergötzlichen Beispielen illustrirt wird, gefällt auch ihm nicht. Aber dieser „eingefrorene Dünkel", wie Heine sagt, ist seit 1866 und noch mehr seit 1870 weder dem Staate als solchem, noch seinen Machthabern und niedern Werkzeugen mehr anzumerken und hat einem demüthigen Bewußtsein, das dem freudigen Gefühl der Kraft zur Seite getreten ist, Platz gemacht. Das Falsche in dem Urtheil englischer Zeitungen, daß Preußen höchstens ein Macedonien sei zu dem die griechische Bildung vertretenden Frankreich, wird in seiner ganzen Abgeschmacktheit, und zwar nach beiden Seiten hin, von dem Verfasser aufgedeckt, und vielfach werden die Urtheile der Frau von Staël angeführt.

Unter den eigenthümlichen Charakterzügen, welche der französischen Nation anhaften, führt der Verfasser die Grausamkeit an. Dem Napoleonischen Dictum: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare!" stellt er als würdigen Pendant gegenüber: „Schabt nur dem Franzosen ein wenig an seiner glänzenden Oberfläche und der schmuzige und blutige Marat kommt zum Vorschein!" Unzählig sind die Beispiele, welche hierfür vorliegen, von den Albigenserkriegen bis zu den Dragonaden, von der Bartholomäusnacht bis zu dem Septembergemetzel, von der Guillotine Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's und vollends dem Martyrium des Dauphin bis zu der Behandlung der Deutschen im Jahre 1870. Dazwischen hinein Mord über Mord, an hohen Häuptern meuchlings ausgeführt! Heinrich von Valois, Heinrich von Guise, Heinrich von Navarra, Herzog von Berri! Daneben zeigt sich unbegrenzte Eitelkeit und Selbstüberschätzung, von den Regierungen, von der Presse künstlich und systematisch genährt, durch hundertjährige Nachäfferei und Schmeichelei von seiten des Auslandes noch gesteigert. Auch die französische Tapferkeit hat mehr in der Eitelkeit als in etwas anderm ihre Begründung. Eitelkeit war es, was die Franzosen zur Kriegserklärung von 1870 veranlaßt hat. Sie konnten das fatale Sadowa nicht verwinden. „Die Franzosen werden niemals geschlagen", sagte der französische Kutscher einer russischen Dame. Und wie rasch sind sie mit dem Ausruf: „Wir sind verrathen!" Als weitere Untugenden zählt der Verfasser die Lügenhaftigkeit (Gambetta und Kriegsberichte), die Habsucht und Raubsucht (von Brennus bis Palikao), die bis in die höchsten Schichten hineinreichende Unwissenheit und den niederträchtigen Servilismus auf, der, durch äußern Glanz betäubt, leicht von der Guillotinirung zur Apotheose umschlägt. Sagte doch Graf Fabre in feierlicher Staatssitzung von Madame Lätitia: „Der Lebenskeim, welchen die Mutter Napoleon's in ihrem Schose empfing, kann nur ein Ausfluß des göttlichen Geistes gewesen sein." Lätitia als Mutter Gottes und Napoleon als Jesuskind! Nicht besser sind die Verse von Théophile Gautier, welche er 1856 auf das Wiegenkind Lulu gemacht hat:

C'est un Jésus à tête blonde,
Qui porte en sa petite main
Pour globe bleu la paix du monde
Et le bonheur du genre humain.

Bei der zwischen beiden Ländern gezogenen Parallele stellt der Verfasser das schöne, üppig fruchtbare, sonnige Frankreich dem kältern Deutschland und dessen kargerm Boden, den unschönen, unkräftigen Menschenschlag in Frankreich den kräftigen, vortheilhaft gebauten Gestalten der deutschen Männer- und Frauenwelt gegenüber und fügt hinzu, daß auch das minder Schöne in Frankreich bezaubert, weil oder wenn Grazie und Esprit damit verbunden ist. Er spricht mit Anerkennung von diesem Esprit, von diesen auch Geist verrathenden feinen Aeußerungen einzelner Franzosen und Französinnen, von dem für Kunst und Wissenschaft empfänglichen, aber absichtlich in der Dunkelheit gehaltenen französischen Volksgenius, von den Leistungen einzelner Gelehrten, von den Werken ihrer Maler, von ihrem Conversationstalent, und läßt über die Schattenseiten Franzosen selbst sprechen, die mitunter erstaunlich wahre und scharfe Urtheile über ihre Landsleute fällen. Der ungestümen Tapferkeit der Franzosen stellt er die ausdauernde, auf Pflichtgefühl beruhende Tapferkeit der Deutschen, der französischen Unbildung die deutsche Intelligenz, der französischen Lügenhaftigkeit die deutsche Wahrheitsliebe, der französischen Grausamkeit die auch von Ausländern gerühmte milde und humane Kriegführung, gute Behandlung der Gefangenen von seiten der Deutschen, dem französischen Unglauben, Aberglauben und Ultramontanismus die deutsche Religiosität, der französischen Treulosigkeit die deutsche Treue gegenüber, und für diese lange sich hinziehenden Parallelen bietet ihm die Geschichte unsers glorreichen Kriegs die günstigsten Thatsachen dar. Welch beschämende Resultate liefert eine in den sechziger Jahren angefertigte Culturliste! Während in den Vereinigten Staaten 5 Procent weder lesen noch schreiben konnten, in Preußen kaum 3, in Sachsen gar kein Procent sich ergab, fanden sich in Frankreich Departements, in welchen 66 Procent weder lesen noch schreiben konnten.

Das Urtheil des Auslandes über Deutschland lautet neuerdings ganz anders als noch vor einem Jahrzehnt. Während früher alle Welt, Frankreich voran, uns mit beschimpfenden Epitheten überschüttete, hat man jetzt Achtung vor uns, und die Franzosen hassen uns sogar. Daß wir jetzt die erste Nation in Europa sind, verkündigen wir nicht unter Posaunenschall, aber wir wissen es und das Ausland sagt es uns, bald in spanischer, bald in italienischer, bald in belgisch-vlämischer, bald in griechischer Sprache. Es ist ein wackeres, tüchtiges Streben nach Freiheit, nach verfassungsmäßigen Zuständen, nach immer engerer Umschlingung der geeinigten Volksstämme, nach Ablegung alter politischer Fehler, nach Aneignung aller schätzbaren und brauchbaren Resultate der Wissenschaften in unserm Deutschland, und so wird das Deutsche Reich, hoffen wir, von Stufe zu Stufe steigen. Wir schließen mit dem Schlußausruf des Verfassers: „Stehen wir immer auf der Wacht!"

Biographisches Allerlei.

1. St.-Birgitta, die nordische Prophetin und Ordensstifterin. Ein Lebens- und Zeitbild aus dem 14. Jahrhundert. Von F. Hammerich. Deutsche autorisirte Ausgabe von A. Michelsen. Mit dem Bildniß der heiligen Birgitta. Gotha, Schloeßmann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Birgitta, nicht Brigitta, wie sie gewöhnlich genannt wird, war am Anfange des 14. Jahrhunderts in der schwedischen Provinz Upland als Tochter des Lagman's Birger Person geboren. Sie verheirathete sich, hatte aber schon frühe Offenbarungen und Visionen und trat bald, besonders aber nach dem Tode ihres Mannes, als Prophetin auf. Bekanntlich waren die Mystiker des Mittelalters die ersten Opponenten gegen die päpstliche Hierarchie und die Verweltlichung des Kirchenregiments, und in diesem Sinne wirkte auch Birgitta, deren Leben daher und ihre Wallfahrten nach Rom und Palästina für Cultur- und Kirchengeschichte um so interessanter sind, als man jene mystisch-reformatorische Richtung in Bezug auf den Norden Europas noch wenig verfolgt hat. In dieser Beziehung bietet daher das vorliegende Buch viel Belehrung, wenn man auch, namentlich vom Standpunkte der Gebildeten unserer Zeit, mit der überschwenglich frommen Sprache und biblischen Begeisterung des Verfassers wenig Sympathie empfinden mag und schon das im Stil alter Heiligenbilder gezeichnete Porträt der Heiligen auf dem Titelblatte geeignet ist, ein Lächeln hervorzurufen.

2. Franz von Sickingen. Nach meistens ungedruckten Quellen von H. Ulmann. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nach Originalacten und andern echten Quellen bearbeitete Geschichtswerke unterliegen keiner Kritik, welcher diese Quellen nicht ebenfalls zu Gebote stehen. Das vorliegende Werk ist eine höchst verdienstliche Arbeit. Der Inhalt ist, wenn auch nicht nach den Quellen, doch bezüglich des vom Volke gefeierten Helden hinlänglich bekannt. Franz von Sickingen, dieser aus einem Raubritter und einem für die höchsten Ideale der Menschheit, Freiheit und Bildung begeisterten Mann gemischte Charakter, wird für alle Zeiten als ein Hauptfactor des geistigen Aufschwungs im 16. Jahrhundert seine Bedeutung bewahren. Seine Beziehungen zu Hutten, dem Apostel des Humanismus, und zu Luther, dem der Glaubensfreiheit, waren von wichtigstem Einflusse auf die Bewegung Deutschlands in jener großen Zeit, deren Energie in religiösen Fragen noch nicht wiedergekehrt ist. Aber er ging unter an der Unmöglichkeit, in dem damals bereits zerrütteten Reiche und mit den gewaltthätigen und doch unzureichenden Mitteln, die er wählte, seinen Zweck zu erreichen, nämlich die Erhebung der bereits gesunkenen Reichsritterschaft zur Stellung und Macht der Fürsten. Der Verfasser hat seinen Helden, mit dessen Namen ein förmlicher Mythus verbunden war, endlich in das richtige Licht gestellt und an seine Vorzüge und Schwächen das wahre Maß angelegt.

3. Friedrich I. König von Preußen. Von J. G. Droysen. Zweite Auflage. Leipzig, Veit und Comp. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Der neueste Band des großen Werks über die preußische Geschichte von dem berühmten Verfasser enthält die Geschichte des prachtliebenden letzten Kurfürsten von Brandenburg und ersten Königs von Preußen an der Grenzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts. Er ist deshalb bedeutungsvoll, weil es damals dem emporstrebenden Staate, ohne durch Kriegsthaten wie zu der Zeit des Großen Kurfürsten zu glänzen, gelang, sich zu der Stellung und Würde zu erheben, welche ihm gebührte und welche in der Folge den großen Einfluß auf die Geschicke Deutschlands und Europas errungen hat, von welchem die neueste Zeit wieder Zeugniß abgelegt. Es war die Zeit, in welcher das deutsche Reich der Habsburger mit raschen Schritten seiner Zersetzung und Auflösung entgegenging und daher die Schöpfung einer Macht angezeigt war, welche die Kraft und Fähigkeit in sich besaß, einst an die Stelle der sinkenden zu treten. Höchst interessant sind die Aufschlüsse über die mit der Erringung der preußischen Königskrone verbundenen Umstände und über die Ironie der Weltgeschichte, welche an einen aus Eitelkeit unternommenen Schritt so große welterschütternde Folgen knüpfte. Es ist wahrlich ein staunenswerther Unterschied zwischen der Zeit, da Friedrich I. durch theilweise demüthigende Bedingungen die Erlaubniß des wiener Hofs zur Führung des Königstitels erkaufen mußte, und derjenigen, 170 Jahre später, da sein Nachkomme, nun selbst deutscher Kaiser, als Gleichberechtigter den Nachkommen des damaligen Oberherrn, der nicht mehr deutscher Kaiser war, in seiner Residenz als Gast empfing!

4. Ernst August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1688—1748). Culturgeschichtlicher Versuch von Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eine anziehende Schilderung aus dem Leben der kleinen deutschen Höfe in dem an Extravaganzen seiner Geister und an Stabilität seiner Institutionen so mannichfaltigen 18. Jahrhundert. Das eitle Streben der kleinen Fürsten nach Pracht und Glanz mit unzulänglichen Mitteln, nach Armeen von einem Bataillon und einer Schwadron, nach einem Ueberflusse von Orden, nach einem von Titeln strotzenden Hofstaate ist recht drastisch und mit humoristischer Wirkung geschildert. Auch das Privatleben jener Zeit erhält recht eingehende Illustrationen über die verschiedensten Verhältnisse. Nicht vergessen sind natürlich die drolligen alchemistischen und kabbalistischen Liebhabereien jener sonderbaren Zeit, welchen der geschilderte Herzog, der auch „theosophische Herzensandachten" schrieb, sehr huldigte.

5. Albertine von Grün und ihre Freunde. Biographien und Briefsammlung mit historischen und literaturgeschichtlichen Anmerkungen von Karl Schwartz. Leipzig, E. Fleischer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch enthält biographische Züge aus der hypersentimentalen Zeit im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, nämlich zuerst die Biographie des Dichters Maximilian Klinger, des unglücklichen Freundes Goethe's Johann Heinrich Merck, des Julius und der Marianne Höpfner und der Albertine von Grün, und hierauf den

Briefwechsel zwischen allen diesen Personen. So ungenießbar und für unsere Zeit widerwärtig der damalige Empfindsamkeitsschwindel war, so dürfte das Buch doch gerade für jeden Erforscher dieser culturgeschichtlichen Erscheinung schätzbare Materialien enthalten.

6. Karl von François. Ein deutsches Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Mit Porträt. Schwerin, Hildebrand. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Leben des Helden, welcher die Misère rheinbündischen Soldatenthums mitmachte und dessen Opfer auf Hohenasperg werden sollte, von wo er sich aber wunderbarerweise flüchten konnte, dann mit Auszeichnung sich am kühnen Zuge Schill's und darauf am erfolgreichen Feldzuge gegen Napoleon 1813 und 1814 betheiligte, ist frisch und farbenreich geschrieben und gewährt lebendige Unterhaltung und Belehrung.

7. Biographisches Gedenkbuch. Von Angelika von Lagerström. Viertes Quartal. October bis December. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein sonderbares, formloses Buch. Auf jeden Tag des Kalenders fällt die kurze, skizzenhafte Biographie einer an demselben entweder geborenen oder gestorbenen historischen Persönlichkeit, ohne Beschränkung auf ein Zeitalter oder ein Land. Die Biographien bieten weder etwas Neues, noch Einläßliches, noch werden sie der historischen Kritik gerecht. Wie z. B. Erwin von Steinbach, über dessen Leben gar nichts bekannt ist, zum 21. December kommt, ist nicht einzusehen. Beim 25. December stehen unter dem Namen „Jesus von Nazareth" lediglich die zehn Seligsprechungen der Bergrede, beim 26. die den heiligen Stephanus betreffende Bibelstelle. Wir sehen nicht ein, wem das Buch Dienste leisten soll und kann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von F. A. Brockhaus erscheint eine „Internationale wissenschaftliche Bibliothek", herausgegeben von Prof. J. Czermak in Leipzig und Prof. J. Rosenthal in Erlanlangen. Sie soll eine Reihe von Werken aus dem Gebiete der Social- und Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der neuesten Fortschritte in denselben enthalten, Werke, die von bewährten Fachgelehrten mit wissenschaftlicher Schärfe, doch in ansprechender, allen Gebildeten verständlicher Darstellung abgefaßt sind. Sie werden möglichst gleichzeitig in autorisirten Ausgaben in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen. Auf Anregung hervorragender englischer Autoren hat sich ein Kreis von Gelehrten Englands, Deutschlands, Frankreichs und Amerikas dazu vereinigt, dies Unternehmen ins Leben zu rufen. Die Auswahl der Werke geschieht durch ein Comité, welches aus den Gelehrten dieser vier Nationen gebildet ist, und dessen Mitglieder in Deutschland die Professoren Czermak und Rosenthal sind; der letztere besorgt zugleich die Redaction der deutschen Ausgaben. Zur Erläuterung des Textes werden auch Abbildungen in Holzschnitt, Tafeln, Pläne, Karten u. s. w. beigefügt. Das vorläufige Verzeichniß der für die Bibliothek in Aussicht genommenen Werke enthält Schriften der hervorragendsten Autoren des Auslandes; von deutschen Werken finden wir: J. Bernstein: „Physiologie der Sinne", Ferdinand Cohn: „Die Tallophyten", Hermann: „Physiologie der Athmung", R. Leuckart: „Grundzüge der thierischen Organisation", R. Liebreich: „Grundzüge der Toxikologie", E. Lommel: „Optik", J. Rosenthal: „Allgemeine Muskel- und Nervenphysiologie", H. Steinthal: „Grundzüge der Sprachwissenschaft", R. Virchow: „Physiologie der Krankheiten", H. Vogel: „Die chemischen Wirkungen des Lichts", A. Wurtz: „Die Atome und die atomische Theorie". Der erste eben veröffentlichte Band der „Bibliothek" enthält die interessante Schrift des englischen Forschers John Tyndall: „Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher."

— Die zahlreichen Sammlungen deutscher Kriegslyrik von 1870 und 1871 sind vermehrt worden durch ein auf die Eleganz der poetischen Albums verzichtendes Sammelwerk, das aber nach einer bis dahin nicht erreichten Vollständigkeit strebt und als besonderes Ziel die Anordnung der Gedichte nach chronologischer Folge zu einer poetischen Geschichte ins Auge faßt. Die Sammlung führt den Titel: „Die Kriegspoesie der Jahre 1870—71, geordnet zu einer poetischen Geschichte von Ernst Hensing, Ferdinand Metzger, Dr. Münch und Dr. Schneider in Worms" (Mannheim, Schneider). Daß in diesen Jahren der Uhland'sche Spruch: „Singe, wem Gesang gegeben", zu besonderer Geltung kam, daß es von allen Zweigen schallte, beweist wol die Bemerkung der Herausgeber in der Vorrede, daß ihnen 5000 Gedichte zur Auswahl vorgelegen haben. Die Sammlung wird die immerhin noch sehr respectable Zahl von 1500 bringen. Das Werk wird in sechs Bänden erschienen, von denen jeder einen Hauptabschnitt des Kriegs umfaßt. Am zahlreichsten vertreten ist die erste Epoche, der Ausbruch des Kriegs, und die letzte, die Gründung des deutschen Kaiserreichs. Die Lyrik der Massen, der die hervorragenden Dichter der Zeit indeß nicht fehlen, hat vorzugsweise culturhistorische Bedeutung — und diese möchten wir auch bei dem vorliegenden Werke in erste Linie stellen. Außerdem findet sich schon in diesem ersten Bande manches weniger bekannte volksthümliche Lied, auch manches Gedicht unberühmter Verfasser, welches mit Recht die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen wird.

— Prof. Bratranek in Krakau wird „Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlaß" herausgeben, deren Veröffentlichung ihm von den Goethe'schen Erben anvertraut ist. Sie erstrecken sich zunächst auf zwei Werke, nämlich die „Naturwissenschaftliche Correspondenz Goethe's" und den „Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern Alexander und Wilhelm von Humboldt". Die erste Correspondenz wird in zwei Bänden erscheinen und umfaßt die Zeit von 1812—32. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Nees von Esenbeck oder Martius ist besonders intim und interessant; aber auch die übrige Correspondenz, die sich auf mehr als hundert Namen erstreckt, zeigt den Antheil Goethe's an wissenschaftlicher Forschung bis in seine spätesten Lebensjahre. Ein Register, eine chronologische Uebersicht über die Publicationen der betreffenden Autoren, sowie bezügliche Aussprüche Goethe's aus Maximen, Briefwechseln und Correspondenzen, die den einzelnen Briefen vorgesetzt sind, erscheinen als wichtige Zuthaten des Herausgebers. Der Briefwechsel Goethe's mit den Brüdern von Humboldt wird einen Band umfassen; er enthält die von 1795—1830 zwischen ihnen gewechselten Briefe, die ein allgemein menschliches Interesse in Anspruch nehmen. Verleger dieser Mittheilungen aus Goethe's Nachlaß ist F. A. Brockhaus in Leipzig.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich folgende Schriften: Friedrich Brandes: „Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg"; Karl Klüpfel: „Kaiser Maximilian I.", neue Ausgabe; Ludwig Bauer: „Der deutschen Hochschulen

Antheil am Kampfe gegen Frankreich"; Immanuel Hermann Fichte: „Psychologie, die Lehre vom bewußten Geiste des Menschen", zweiter Theil; John Worth Edmonds: „Der amerikanische Spiritualismus"; Andrew Jackson Davis, „Der Arzt. Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen"; Paul Heyse: „Kinder der Welt", Roman in sechs Büchern; Otto Müller: „Der Majoratsherr, ein Roman aus der Gegenwart"; A. von Winterfeld: „Alte Zeit, komischer Soldatenroman"; „Novellenschatz des Auslandes", dritter, vierter und fünfter Band; Maurus Jókai: „Die armen Reichen"; Karl Ludwig Kannegießer's Uebersetzung der „Göttlichen Komödie des Dante Alighieri", fünfte Auflage, herausgegeben von Karl Witte; Dr. J. Sengler: „Goethe's Faust, erster und zweiter Theil"; A. Petrick: „Ernst von Schwaben, Trauerspiel".

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 27. Februar starb in Hamburg Elise Campe, geb. Hoffmann, die Tochter des Buchhändlers Johann Gottlob Hoffmann, des Begründers der noch jetzt bestehenden Firma Hoffmann und Campe. Sie war in dem Todesjahr Friedrich's des Großen, am 12. Juni 1786 geboren, und heirathete 1806 den Buchhändler August Campe, der in das Hoffmann'sche Geschäft eingetreten war, den ältern Halbbruder jenes von Heine als „aller Verleger Blüte" gepriesenen Julius Campe, welcher mit dem Jahre 1823 die Firma übernahm. Elise Campe wurzelte in den Erinnerungen unserer classischen Zeit; sie hatte Klopstock's Begräbniß mit angesehen und war mit Goethe in dem Frommann'schen Hause in Jena zusammengetroffen. Den Geist dieser classischen Epoche, den aufrichtigen Respect vor geistiger Bedeutung, der heutigentags mit dem Maßstab für dieselbe immer mehr verloren geht, hat Elise Campe zeitlebens bewahrt, ebenso wie den humanen Sinn, der jener Zeit eigen war. Sie trat als Schriftstellerin auf, aber anonym, mit literarischen Porträts, die von der Gabe feiner Charakteristik Zeugniß ablegen. „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries" (1855) und zur „Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's" (1847) waren diese Charakteristiken bedeutender, nicht genug gewürdigter Persönlichkeiten. Im Jahre 1858 ließ sie noch den „Versuch einer Lebensskizze des Johann Nicolas Böhl von Faber" folgen. Ihr Buch über Meyer, das zunächst als Handschrift für „Meyer's Freunde" erschien, enthält einen reichen Schatz Briefe von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder, und ist eine in jeder Hinsicht verdienstliche und treffliche Biographie. Zuerst als Schriftstellerin war Elise Campe aufgetreten mit einer Schilderung der Davoust'schen Schreckensherrschaft in Hamburg in der kleinen Schrift: „Hamburgs außerordentliche Begebenheiten und Schicksale in den Jahren 1813 und 1814." Elise Campe war eine bescheidene, zurückhaltende, echt weibliche Natur. Von ihrem humanen Sinn legt ihr Testament Zeugniß ab, in welchem milden Stiftungen und wohlthätigen Vereinen ihrer Vaterstadt beträchtliche Summen vermacht sind.

Bibliographie.

Amalie, Prinzessin, Herzogin zu Sachsen, Dramatische Werke. Im Auftrage Seiner Majestät des Königs Johann von Sachsen aus dem Nachlasse vervollständigt und herausgegeben von R. Waldmüller. (Ed. Duboc.) 1ster Bd. Mit Porträt, Facsimile und Lebensskizze. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 2 Thlr.

Bastian, A., Geographische und ethnologische Bilder. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Becker, B., Briefe deutscher Bettelpatrioten an Louis Bonaparte. (Eine gründliche Bearbeitung der sämmtlichen, im Buche: l'Allemagne aux Tuileries, französischerseits veröffentlichten Documente.) 1ste Lief. Braunschweig, Bracke jr. Gr. 8. 12 Ngr.

Bergsöe, W., Gespensternovellen. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Strodtmann. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bethe, W., Versuch einer sittlichen Würdigung der sophistischen Redekunst. Stade, Pockwitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Bittong, F., Plaudereien über die Reform der deutschen Bühne. Stettin, Bulang Nachfolger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 25 und 26: Simson und Delila. Original-Lustspiel von E. Claar. — Das Stiftungsfest, oder Heute Abend im Gesangverein. Schwank von T. Arnau. Berlin, Lassar. 8. à 20 Ngr.

Bonar, H., Glaubens- und Hoffnungslieder. Deutsch mitgetheilt von einigen Freundinnen. Als Manuscript gedruckt. Basel, Spittler. 1872. 8. 18 Ngr.

Eberhard, A. G., Das Waisengrün. Gedichtet 1826. Hamburg, Gräfe. 1872. 16. 3 Ngr.

Frantz, C., Abfertigung der nationalliberalen Presse nebst einer höchst nöthigen Belehrung über den Ultramontanismus. Leipzig, Roßberg. 8. 10 Ngr.

Goethe, Gedichte. Nachlese. Mit Vorwort und erläuternden Anmerkungen von G. von Loeper. Berlin, Hempel. 8. 7½ Ngr.

Häckermann, A., Die Hohenzollern und Virgil. Vortrag. Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Hans am See, Das „Narrenschiff unserer Zeit." Mainz, Kirchheim. 8. 6 Ngr.

Hipler, F., Literaturgeschichte des Bisthums Ermland. Leipzig, Peter. Gr. 8. 2 Thlr.

Jähns, F. W., Carl Maria von Weber. Eine Lebenskizze nach authentischen Quellen. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 15 Ngr.

Janssen, J., Frankfurt's Reichscorrespondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376—1519. 2ter Bd. 2te Abth. Aus der Zeit Kaiser Maximilian I. 1486—1519. Freiburg i. B., Herder. Gr. 8. 3 Thlr.

Zwei Königreiche, oder: Wie ein neues Königreich entsteht und wie ein altes zu Grunde geht. Von einem Diplomaten der alten Schule. Aachen, Tepe. Gr. 8. 6 Ngr.

Laicus, P., Das Evangelium der liberalen Toleranz. Unter kritischer Sonde. Mainz, Kirchheim. 8. 12½ Ngr.

Lüdemann, C., Die Heiligthümer der Menschheit. Ein Morgengruß an die bessere Zeit. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 8. 12 Ngr.

Michel, T., Der Fortschritt in Winkelbach. Eine Verkettung von Schicksalen. München. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Möllhausen, B., Westliche Fährten. Erzählungen und Schilderungen. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Moshamer, J. A., Geschichten vom Teufel mit Einschluß der interessantesten Volkssagen, Geister- und Gespenster-Märchen, nationalen Gebräuchen und wahnwitzigen Sprüchen. Wien, Wenedikt. 16. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Frauenherzen. Historische Novellen. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr.

Mühlfeld, J., Zwei Dichtungen aus der Geschichte von Anhalt. Königsberg, Beyer. 1872. Gr. 16. 6 Ngr.

Napoleon III. geheimes Testament an seine Gattin, Sohn und Freunde. Leipzig, G. Schulze. 8. 5 Ngr.

Ouida, Des Teufels Tochter. (Folle Farine.) Roman. Aus dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Philippson, L., Gegen David Friedrich Strauß, der alte und der neue Glaube. Berlin, Gerschel. Gr. 8. 10 Ngr.

Raabe, W., Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rieger, K., Heinrich von Klingenberg, und die Geschichte des Hauses Habsburg. Eine Quellenuntersuchung als Beitrag zur Historiographie des ausgehenden 13. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Russel, Lord J., Geschichte der englischen Regierung und Verfassung von Heinrichs VII. Regierung bis auf die Gegenwart. Nach der 4ten Aufl. übersetzt von K. Lanz. Freiburg i. B., Scheuble. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Rusch, J. B. E., Wanderspiegel. Leipzig, Liebeskind. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rüts, Helene v., Entscheidende Lebensstunden (geschrieben 1868). Die Macht der Liebe (geschrieben 1864). Die letzte und die erste Novelle der Verfasserin von „Stolz und Still." Berlin, Rauh. 8. 20 Ngr.

Schell, J. H., Die Einheit des Seelenlebens aus den Principien der Aristotelischen Philosophie entwickelt. Freiburg i. B., Scheuble. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schell, A. v., Feldzug 1870—71. Die Operationen der Isten Armee unter General von Göben. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der Isten Armee. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schöni, F. R., Gedichte. Bern, Fiala. 8. 1 Thlr.

Schuré, E., Richard Wagner und das musikalische Drama. Aus dem Französischen übersetzt. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Spörri, H., Der alte und der neue Glaube. Vortrag über das neueste Buch von Strauß. 1ste und 2te Aufl. Hamburg, Seippel u. Leopoldt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Stadelmann, H., Zeitklänge, Gaben der deutschen und römischen Muse. Memmingen, Besemfelder. 1872. 16. 12½ Ngr.

Streckfuß, A., Ein Thaler. Criminal-Novelle. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Töppen, M., Volksthümliche Dichtungen zumeist aus Handschriften des 15., 16. und 17. Jahrhunderts gesammelt. Ein Beitrag zur Geschichte der schönen Literatur der Provinz Preußen. Königsberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Neue Folge. Der deutsche Bauernkrieg. Gleichzeitige Urkunden, herausgegeben und eingeleitet von H. Schreiber. 3 Bde. Freiburg i. B., Scheuble. Gr. 8. 3 Thlr.

Vestvali, Felicita v., Pallas Athene. Memoiren einer Künstlerin. Herausgegeben von C. A. Dempwolff. München, Merhoff. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Weiffenbach, W., Der Wiederkunftsgedanke Jesu. Nach den Synoptikern kritisch untersucht und dargestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr.

Zieglauer, F. v., Harteneck, Graf der sächsischen Nation, und die siebenbürger Parteikämpfe seiner Zeit. 1691—1703. Nach den Quellen des Archives der bestandenen siebenbürger Hofkanzlei und des sächsischen National-Archives in Hermannstadt. Ergänzungsheft. Archivalische Beilagen. Hermannstadt, Schmiedicke. 1872. Gr. 8. 16 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 15. 10. April 1873.

Franz Grillparzer.

Zweiter Artikel.*)

Franz Grillparzer's Sämmtliche Werke. Zehn Bände. Stuttgart, Cotta. 1872. Gr. 8. 15 Thlr.

Nicht der Lyriker und Epigrammatiker Grillparzer, der Dramatiker ist bei dem wiener Jubelfest gefeiert worden; seine Dramen nehmen mehr als die Hälfte seiner „Sämmtlichen Werke" ein. Eine nochmalige Zergliederung der bekannten Hauptdramen, einer „Ahnfrau", „Sappho" und „Medea", eines „König Ottokar" und „Ein treuer Diener seines Herrn", jenes antiken Römerdramas: „Des Meeres und der Liebe Wellen", und des calderonisirenden „Der Traum ein Leben", dürfte hier nicht am Platze sein; sie gehören seit lange der Nationalliteratur an, und ich selbst habe in der dritten Auflage meiner „Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts", eine eingehende Charakteristik derselben gegeben, ebenso in meinem Essay über „Grillparzer's Nachlaß" in „Unsere Zeit". Man hat aus Confusion oder absichtlicher Entstellung Widersprüche zwischen meiner frühern und spätern Auffassung des Dichters nachzuweisen versucht. Diese sind nicht vorhanden, sowenig sie an und für sich zu rügen wären; denn es ist kein Verbrechen, im Lauf von Jahrzehnten sein Urtheil in einzelnen Punkten zu ändern. In der ersten Auflage meiner „Nationalliteratur" habe ich bereits die „Sappho" für eins der besten Werke unserer nachclassischen Zeit erklärt; ähnlich habe ich später Grillparzer in Bezug auf Schiller und Goethe ein secundäres Talent genannt; man war aber böswillig genug, diesen Zusatz zu unterschlagen, wodurch freilich das „Secundäre" eine gänzlich andere Bedeutung gewinnt. Mein Urtheil über den Dichter Grillparzer ist von Anfang an sich gleichgeblieben, wenn es auch in vielen Einzelheiten neu und besser begründet und weiter ausgeführt worden ist, namentlich nach Veröffentlichung des „Nachlasses". In meinem Essay über „Grillparzer's Nachlaß" in „Unsere Zeit" fasse ich mein abschließendes Urtheil am prägnantesten zusammen:

> Grillparzer bekennt, daß er sich trotz allem Abstande für den Besten halte, der nach Goethe und Schiller gekommen sei; seine begeistertsten Apostel leugnen diesen Abstand und stellen den Dichter mit unsern großen Dichtern ganz in Eine Linie; wir möchten gerade jenen Abstand um so schärfer hervorheben. Goethe und Schiller waren große und freie Geister; ihr Denken und Dichten war aus Einem Gusse, von harmonischer Rundung. Grillparzer's Geist war gleichsam abgeplattet an den Polen, er war eingedrückt und hatte nicht Elasticität genug, zurückzuschnellen und seine ursprüngliche harmonische Form wiederzugewinnen. Möge man ihn einen österreichischen Classiker nennen — er ist ein Classiker des Metternich'schen Oesterreich, das heißt ein schönes Talent, welches eine engherzige Epoche um seine Unsterblichkeit betrogen hat.

Die Vertheidigung der „Ahnfrau", wie sie Grillparzer selbst, Laube, Zimmermann u. a. unternommen haben, wird der unbefangenen Prüfung stets als unhaltbar erscheinen; ist das Stück keine fatalistische Schicksalstragödie, was seine Vertheidiger bestreiten, so ist es doch eine fatale Gespenstertragödie, und über der schönen Lyrik desselben schwebt ein unheimlicher Duft wie aus Grabgewölben und vergilbten Leihbibliothekenbüchern. Die „Sappho" dagegen ist eine durchaus schöne Dichtung, die unserer Literatur zur Zierde gereicht; ihr am nächsten steht die „Medea", der dritte Theil des „Goldenen Vließes"; „König Ottokar", im ganzen zu sehr als Historie verlaufend, hat Scenen historischer Größe und einzelne geniale Züge der Charakterzeichnung; „Ein treuer Diener seines Herrn" hat den Grundfehler, daß die Treue im Conflict mit höherstehenden Pflichten sich bewährt, wodurch sie den Charakter eines blinden Servilismus erhält; auch ist der Hauptheld unbedeutend und geistig beschränkt, was der Dichter selbst zugibt; „Des Meeres und der Liebe Wellen", die man mit „Romeo und Julia" ver-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 11 und 12 d. Bl. D. Red.

glichen hat, erreichen ihr Vorbild bei weitem nicht. Das Stück athmet in seinen gelungensten Scenen eine sinnliche Ueppigkeit, die etwas Berauschendes hat, im ganzen aber fehlt ihm der hinreißende Schwung der „Sappho" und „Medea". „Der Traum ein Leben" ist eine dichterisch schöne Phantasmagorie, aber ein Ausnahmewerk, das gegen die Grundgesetze des Dramas verstößt; „Weh dem, der lügt", ein Lustspiel mit einem fein ironischen Grundgedanken, aber in der Ausführung ohne frische und packende Komik. Das Muster des spanischen Dramas, mit welchem der Dichter sich mit Vorliebe beschäftigt hat, ist schon in der trochäischen Diction der „Ahnfrau" unverkennbar; „Der Traum ein Leben" verleugnet noch weniger das Calderon'sche Vorbild, und auch der Humor in dem letzten Lustspiel hat etwas Altspanisches, was für unsern Geschmack theils forcirt, theils wirkungslos erscheint. „Sappho" und „Medea" sind die Dramen, auf welche Grillparzer seinen Anspruch auf dauernden Nachruhm zu gründen vermag, während sich das dramatisch Markige und Herbe seines Talents vielleicht in „König Ottokar" am schärfsten ausprägt.

In den „Sämmtlichen Werken" ist auch zum ersten male der dramatische Nachlaß Grillparzer's zum Abdruck gekommen; er besteht nicht blos in Fragmenten und Torsos, sondern auch in drei vollständig ausgeführten Dramen. Bekanntlich verschloß der Dichter nach dem Miserfolg seines Lustspiels: „Weh dem, der lügt", seine spätern Productionen mismuthig in seinen Pult und wollte nicht mehr in Berührung mit der Bühne und dem Publikum kommen; daher finden wir in seinem Nachlaß nicht blos Trümmergestein, wie es sonst die Oeuvres posthumes der Dichter in das Publikum herabzuschwemmen pflegen, sondern fertige künstlerische Bildungen. Außer dem zweiactigen Fragment „Esther", welches indeß die Handlung bis zu einem bestimmten Abschlusse führt, sodaß es einem pietätvollen Publikum als der Torso eines noch lebenden Dichters auf der Bühne vorgeführt werden könnte, befinden sich in den „Sämmtlichen Werken" drei bisher noch nicht veröffentlichte Dramen Grillparzer's: „Ein Bruderzwist in Habsburg", „Die Jüdin von Toledo", und „Libussa" — das erstere ist eine Historie im Stil des „Ottokar", das zweite eine romantische Liebestragödie nach einem spanischen Motiv, das letzte ist eine Art von Autos, von dramatischem Mysterium.

„Ein Bruderzwist in Habsburg" behandelt den Streit zwischen Kaiser Rudolf und seinem Bruder Mathias um die Herrschaft; der Schwerpunkt des Stücks ruht in der Zeichnung des kaiserlichen Sonderlings, der wie ein weltfremder Eremit auf dem Throne sitzt, mit Erforschung der Gestirne und tiefsinnigen Betrachtungen über das Menschenleben und das Staatsrecht beschäftigt, und dabei thatenlos zusieht, wie ihm ein Erbland nach dem andern verloren geht. Man kann einen derartigen Helden, so interessant seine Charakterzeichnung auch sein mag, nicht für dramatisch halten, auch nicht mit Hamlet vergleichen, wie dies in solchen Fällen beliebt wird; denn Rudolf's Thatenlosigkeit ist eine epische, diejenige Hamlet's eine dramatische. Dem letztern ist ein bestimmter Zweck gesetzt, den er zu erfüllen zögert, der aber als eine beunruhigende Macht, als ein fortwährend treibendes Motiv auf seiner Seele ruht. Das Undramatische besteht in dem vollkommen Zwecklosen, in der selbstgenügsamen Beschaulichkeit eines gekrönten Sonderlings, dessen Reflexionen die „Weisheit eines Brahmanen" auf dem Throne sind. Und daß dieser einsiedlerische Monarch sich seinem natürlichen Sohne gegenüber zu einer That entschließt, welche an das strenge Gericht des Brutus anklingt, dies gerade läßt das sonstige undramatische Verhalten des Fürsten in um so schärferm Lichte erscheinen, da seine einzige dramatische That sich auf ein ganz episodisches Motiv bezieht.

Gleichwol ist der Charakter des Rudolf einer der eigenartigsten, den Grillparzer gezeichnet hat, schon weil er sehr viel von seinem eigenen Wesen und Glauben hineingeheimnißte. Das Grillenhafte und Ablehnende gegen die Zeitbewegung, das Mismuthige und Verdrossene bei einer sehr starken ethischen Ueberzeugung geben ein interessantes Gesammtbild, dem eben nur die Springfedern der dramatischen Handlung fehlen. Wäre Mathias ebenso bedeutend durchgeführt als Mann der That und ihrer durchgreifenden Energie, vereinigte er die unerbittliche Glaubensstarrheit eines Ferdinand, die frische Thatenlust eines Leopold, so würde er der Träger der dramatischen Handlung und diese geborgen sein in Bezug auf ihr gutes künstlerisches Recht; aber auch Mathias hat etwas Gebrochenes, das sich in zögernder Halbheit gefällt; sein Charakter ist geschichtlich treu durchgeführt, doch nicht als scharfes dramatisches Gegenbild, und so fehlt dieser ganzen Gruppe von Charakteren, welche die habsburgischen Erzherzoge bilden, bei allen hin- und herspielenden Contrasten, der durchgreifende Gegensatz, welcher sich dazu eignet, Träger des dramatischen Conflicts zu sein. Wäre Mathias der thatkräftige Held des Dramas, so würde die Passivität Rudolf's nicht den Eindruck desselben beeinträchtigen, sondern das interessante Charakterbild des astrologischen Kaisers an rechter Stelle stehen.

Wenn wir Grillparzer's Aphorismen mit den Reden Rudolf's vergleichen, so sehen wir, welch ein gutes Theil seines geistigen Selbst der Dichter an diesen Monarchen — offenbar seine Lieblingsfigur — veräußert hat. Das Andrängen der neuen, wildverworrenen Zeit, welche uns zwingt, „ihr greulich Antlitz zu schauen", einer Zeit ohne Achtung für der Väter Sitte, für edles Wissen und für hohe Kunst, beängstigt den König, wie sie den Dichter beängstigt; er verkündet aus den Gestirnen die hohe Ordnung Gottes, gegenüber dem Abfall der Menschen:

Ich glaub' an Gott, und nicht an jene Sterne,
Doch jene Sterne auch sie sind von Gott.
Die ersten Werke seiner Hand, in denen
Er seiner Schöpfung Abriß niederlegte,
Da sie und er nur in der wüsten Welt.
Und hätt' es später nicht dem Herrn gefallen,
Den Menschen hinzusetzen, das Geschöpf,
Es wären keine Zeugen seines Waltens
Als jene hellen Boten in der Nacht.
Der Mensch fiel ab von ihm, sie aber nicht.
Wie eine Lämmerheerde ihrem Hirten,
So folgen sie gelehrig seinem Ruf,
So heut' als morgen, wie am ersten Tag.
Drum ist in Sternen Wahrheit, im Gestein,
In Pflanze, Thier und Baum, im Menschen nicht.
Und wer's verstünde, still zu sein wie sie,
Gelehrig fromm, den eignen Willen meisternd,
Ein aufgespanntes, demuthvolles Ohr,
Ihm würde leicht ein Wort der Wahrheit kund,

Die durch die Welten geht aus Gottes Munde.
Fragst aber du: ob sie mir selber kund,
Die hohe Wahrheit aus der Wesen Munde?
So sag' ich: nein, und aber, wieder: nein.
Ich bin ein schwacher, unbegabter Mann,
Der Dinge tiefster Kern ist mir verschlossen.
Doch ward mir Fleiß und noch ein andres: Ehrfurcht
Für das, daß andre mächtig und ich nicht.

Wenn aber, ob nur Schüler, Meister nicht,
Ich gerne weile in den lichten Räumen;
Kennst du das Wörtlein: Ordnung, junger Mann?
Dort oben wohnt die Ordnung, dort ihr Haus,
Hier unten eitle Willkür und Verwirrung.
Macht mich zum Wächter auf dem Thurm bei Nacht,
Daß ich erwarte meine hellen Sterne,
Belausche das verständ'ge Augenwinken,
Mit dem sie stehn um ihres Meisters Thron.

In der Glaubensspaltung erblickt der Kaiser den Beginn allgemeiner Anarchie, und der Dichter gibt seiner Antipathie vor dem Krämerthum und seinem Abscheu vor dem Socialismus vollen Ausdruck:

Mag sein, daß diese Spaltung im Beginn
Nur misverstandne Satzungen des Glaubens,
Jetzt hat sie gierig in sich eingesogen,
Was Unerlaubtes sonst die Welt bewegt.
Der Reichsfürst will sich lösen von dem Reich,
Dann kommt der Adel und bekämpft die Fürsten;
Den gibt die Noth, die Tochter der Verschwendung,
Drauf in des Bürgers Hand, des Krämers, Mäklers,
Der allen Werth abwägt nach Goldgewicht.
Der dehnt sich breit und hört mit Spottes Lächeln
Von Thoren reden, die man Helden nennt,
Von Weisen, die nicht klug für eignen Säckel,
Von allem, was nicht nützt und Zinsen trägt.
Bis endlich aus der untersten der Tiefen
Ein Scheusal aufsteigt, gräßlich anzusehn,
Mit breiten Schultern, weitgespaltnem Mund,
Nach allem lüstern und durch nichts zu füllen.
Das ist die Hefe, die den Tag gewinnt,
Nur um den Tag am Abend zu verlieren,
Angrenzend an das Geist- und Willenlose.
Der ruft: auch mir mein Theil, vielmehr das Ganze!
Sind wir die Mehrzahl doch, die Stärkern doch,
Sind Menschen so wie ihr, uns unser Recht!

Des Menschen Recht heißt hungern, Freund, und leiden,
Eh' noch ein Acker war, der frommer Pflege
Die Frucht vereint, den Vorrath für das Jahr;
Als noch das wilde Thier, ein Brudermörder,
Den Menschen schlachtete, der waffenlos,
Als noch der Winter und des Hungers Zahn
Alljährlich Ernte hielt von Menschenleben.
Begehrst ein Recht du als ursprünglich erstes,
So kehr' zum Zustand wieder, der der erste.
Gott aber hat die Ordnung eingesetzt,
Von da an ward es licht, das Thier ward Mensch.
— Ich sage dir: nicht Scythen und Chazaren,
Die einst den Glanz getilgt der alten Welt,
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker;
Aus eignem Schos ringt los sich der Barbar,
Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
Bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig.

Niemals hat die Metternich'sche Staatsweisheit einen wärmern Anwalt gefunden als in diesem Dichter, der als Beamter so viel unter dem engherzigen Systeme Metternich's gelitten hatte. Freilich, so geistreich wie Grillparzer und Kaiser Rudolf pflegten sich die Bureaubeamten des conservativen Diplomaten nicht auszudrücken; Grillparzer hatte etwas von jenen Stahl'schen Theorien, von der Rechtsweisheit der Restaurationsphilosophen in sich aufgenommen. Aus Versen wie den folgenden hört man Adam Müller heraus:

Zieht nicht vor das Gericht die heil'gen Bande,
Die unbewußt, zugleich mit der Geburt,
Erweislos, weil sie selber der Erweis,
Verknüpfen, was das Klügeln feindlich trennt.

Das Bestehende ist ihm Gottes Wahrheit; an ihm soll nicht gerüttelt und gebessert werden:

Daß deine Väter glaubten, was du selbst,
Und deine Kinder künftig treten gleiche Pfade,
Das ist die Brücke, die aus Menschenherzen
Den unerforschten Abgrund überbaut,
Von dem kein Senkblei noch erforscht die Tiefe.
O prüfe nicht die Stützen, bessre nicht!
Dein Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt,
Und deine Enkel lachen einst der Trümmer,
In denen deine Weisheit modernd liegt.

Die unbedingte Ehrfurcht vor der Autorität ist Anfang und Ende aller Staatsweisheit. Wie wir den Vater ehren und die Mutter lieben, obschon jener hart, diese beschränkt und schwach ist: so sollen wir auch den Staatsgewalten gegenüber in festem Glauben verharren. Die chinesische Familienpietät erfüllt dieses Staatsideal am vollständigsten. In jeder Rechtsforderung und Rechtsverwahrung sieht solche Anschauung den Zusammensturz des Staatenbaues und ruft wie Rudolf, als die böhmischen Stände ihm den Majestätsbrief überreichen:

Ist doch, als ginge wild verzehrend Feuer
Aus dieser Rolle, das die Welt entzündet
Und jede Zukunft, bis des Himmels Quellen
Mit neuer Sündflut bändigen die Glut,
Und Pöbelherrschaft heißt die Ueberschwemmung.

Doch wir wollen über der warm hervorquellenden Sprache der Ueberzeugung in diesen Stellen nicht vergessen, daß hier ein dramatischer Held, Kaiser Rudolf spricht, und wenn wir seine Apotheosen der Ordnung und unbeschränkten Alleinherrschaft als Lebensäußerungen dieses Charakters ansehen, so haben sie jedenfalls ihre dichterische Berechtigung, und der Sentenzenreichthum und die Prägnanz des Ausdrucks geben ihnen Anspruch auf eine über den Rahmen des Stücks hinausreichende Bedeutung.

Wenn wir den dramatischen Gang des Dramas selbst verfolgen, so sehen wir im ersten Act den Kaiser, der seinen Bruder Mathias zurückweist, seinem natürlichen Sohn Cäsar die Bitte um Begnadigung eines Freundes abschlägt und ihn wegen seines wüsten Treibens zur Rede stellt, und der dann mit dem bigoten Erzherzog Ferdinand sich auseinandersetzt und den sich aufdrängenden Leopold, seinen Liebling, in die gebührenden Schranken verweist. Diese Exposition bietet starke Züge für das Bild des Kaisers und rückt seine Sonderbarkeiten mit dramatischer Schärfe in den Vordergrund; die historische Situation selbst wird dagegen nicht mit vollständiger Klarheit beleuchtet.

Der zweite Act führt uns Scenen aus dem österreichischen Lager in Ungarn und aus den Kämpfen mit den Türken vor, sowie die große Conspirationsscene der Erzherzoge, in welcher die Charaktere der letztern und der des Cardinal-Erzbischofs Khlesl vortrefflich schattirt sind,

aber der Kernpunkt, um den es sich handelt, die an Mathias zu übertragende Schutzhoheit, nicht mit dramatischer Fracturschrift hervortritt. Bei solchen Haupt- und Staatsactionen verlangt das Drama unzweifelhafte Deutlichkeit und darf nichts voraussetzen, am wenigsten historische Kenntnisse.

Im dritten Acte sehen wir Kaiser Rudolf im Zwiegespräch mit dem verkleideten Herzog Julius von Braunschweig, einem Protestanten; der Kaiser entwickelt seine Stellung zum Protestantismus in einem Dialog, der mehr Debatte als in Reden umgesetzte dramatische Action ist. Dann treten die Stände vor Rudolf mit dem Majestätsbrief, den er unterschreibt; die Annäherung fremder Truppen versetzt ihn in Aufregung; schwankend und zögernd gibt er dem Erzherzog Leopold den dringend erflehten Auftrag, mit dem passauer Heer ihm zu Hülfe zu eilen. Inzwischen zieht Mathias in Prag ein; die Erzherzoge nahen, um zwischen den Brüdern Frieden zu stiften; Rudolf stirbt, indem zu den politischen Kränkungen noch die Aufregung über seinen misgearteten Sohn kommt. Der letzte Act verläuft ganz wie eine Historie gleichsam in den Dreißigjährigen Krieg, den sein Heros Wallenstein prophezeit.

Neben diesen Haupt- und Staatsactionen geht eine episodische Handlung einher, die im ganzen aber zu skizzirt gehalten ist, um warme Theilnahme einzuflößen. Cäsar, der natürliche Sohn des Kaisers, hat ein Verhältniß zu einer jungen Pragerin, Lucretia, von der er glaubt, daß sie ihm treulos geworden sei. Er nimmt sich des Marschalls Rußworm an, der diesen Verehrer der Lucretia, Bentivoglio, in einem andern Handel erschlagen hat — gleichwol läßt der Kaiser den Marschall hinrichten. Cäsar verfolgt Lucretia, bis er in leidenschaftlicher Eifersucht sie erschießt. Verhaftet, öffnet sich der wüthend Aufgeregte die Adern, und die Aerzte, die zu Hülfe kommen wollen, sperrt der Kaiser ab, indem er den Kerkerschlüssel in den Brunnen wirft. Hier zeigt der sonst unentschlossene Fürst die grausame Charakterstärke eines Brutus; es ist dies der einzige grelle Effect in dem Drama, das sonst ziemlich eintönig im Historienstil verläuft. Doch die Fülle geistreicher Sentenzen und tiefsinniger Betrachtungen gibt dem Stück ohne Frage literarischen Werth.

Weniger läßt sich dies von der „Jüdin von Toledo“ sagen — einem Drama, zu welchem Grillparzer die Anregung bei Lope de Vega fand. Das Stück Vega's: „La Judia de Toledo“, nennt er eins der besten Stücke. Lope de Vega hat die Jugendgeschichte König Alfonso's mit aufgenommen und läßt dem König durch einen erscheinenden Engel den Weg versperren, als er sich zu seiner geliebten Jüdin in den Palast Galiano begeben will; später erscheint ihm ein zweiter Engel, als er nach der Ermordung der Jüdin Wuth und Rache gegen seine Großen schnaubt. Dies alles konnte Grillparzer für ein modernes Drama nicht brauchen. Doch auch den Schluß des Ganzen, den er als übervortrefflich bezeichnet, als so vortrefflich, daß ihm an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereiche der Poesie an die Seite zu setzen wäre, hat Grillparzer nicht benutzt; die Versöhnung durch Gebet erschien ihm doch zu mittelalterlich und ein heutiger Maler darf kein kindlich frommes Bild à la Giotto und Fiesole malen — er läßt die Versöhnung durch den Sohn bewirkt werden. Auch in Bezug auf den Charakter der Jüdin weicht der neuere Dichter von seinem Vorgänger ab; die Jüdin ist bei diesem durchaus edel gehalten, bei Grillparzer ist sie ein kokettes, üppig buhlerisches Wesen ohne tiefern Gehalt und glühende Leidenschaftlichkeit, und da auch der König im Drama dies Verhältniß mehr als ein Spiel müßiger Stunden behandelt, da er durchaus keine tiefere Theilnahme an dem schönen Geschöpf zeigt, so fehlt der Dichtung die eigentliche tragische Bedeutung; denn Verirrungen, die aus einer vorübergehenden Laune der Sinne hervorgehen, gehören nicht in den Bereich der Melpomene. Die Lynchjustiz, welche die von der Königin aufgereizten Stände in höchst unparlamentarischem Gebaren an der schönen Jüdin vollziehen, macht daher nur den Eindruck brutaler Gewaltthat, ohne zu ergreifen oder zu erschüttern; dem Liebesdrama fehlt Blut, Feuer, Farbe und Jugend — sagt doch Rahel selbst:

Ich habe nie geliebt, doch könnt' ich lieben,
Wenn ich in einer Brust den Wahnsinn träfe,
Der mich erfüllte, wär' mein Herz berührt.
Bis dahin mach' ich die Gebräuche mit,
Die hergebracht im Götzendienst der Liebe,
Wie man in fremden Tempeln etwa kniet.

Diese „Jüdin“ mit ihrem magischen Hokuspokus, ihren verlockenden Liebesspielen, ihrer Koketterie und ihrem oft kindischen Wesen ist übrigens in den drei ersten Acten, nach welchen sie verschwindet, vortrefflich gezeichnet — und es wäre eine interessante psychologische Aufgabe gewesen, wenn der Dichter unternommen hätte, uns zu schildern, wie eine solche Natur durch die Macht einer tiefen, sie erfassenden Leidenschaft geadelt wird, während in dem Drama das bunte Kerzenlicht nach lustigem Hin- und Herflackern bald erlischt. Die Rolle der dramatischen Heldin, welche dieser Titularprotagonistin bald entrissen wird, geht an die Königin über, welche als echte Tugendpriesterin in der Liebe eine nur durch das göttliche Pflichtgebot der Ehe geadelte Sünde sieht. In der großen Scene zwischen ihr und dem König tritt Grillparzer's Talent am meisten in diesem Stücke hervor. Den wilden Strom der Leidenschaft uns vorzuführen, fehlte dem Dichter Neigung und Frische; aber die Pathologie der Liebe und Ehe, die scharfen Gegensätze in der Auffassung der Geschlechtsverhältnisse hervorzuheben, an den Secirtisch der Empfindung zu treten und ihr Nervengeflecht bloßzulegen — das war eine Aufgabe, welcher eine sinnvoll über den Geheimnissen des Lebens brütende Weisheit vollkommen gewachsen war. Darum ist auch diese Hauptscene reich an treffenden und feinen Bemerkungen:

Ein Zauber endlich ist, er heißt Gewohnheit,
Der anfangs nicht bestimmt, doch später festhält,
Von dem, was störend, widrig im Beginn,
Abstreift den Eindruck, der uns nicht genehm,
Das Fortgesetzte steigert zum Bedürfniß.

Sehr sinnreich ist auch die folgende Rede des Königs:

Wir haben bis vor kurz gelebt als Kinder,
Als solche hat man einstens uns vermählt,
Und wir, wir lebten fort als fromme Kinder;
Doch Kinder wachsen, nehmen zu an Jahren,
Und jedes Stufenalter der Entwicklung,
Es kündet an sich durch ein Unbehagen,
Wol öfters eine Krankheit, die uns mahnt,

Wir sei'n dieselben und zugleich auch andre,
Und andres zieme sich im Nämlichen.
So ist's mit unserm Innern auch bestellt,
Es dehnt sich aus, und einen weitern Umkreis
Beschreibt es um den alten Mittelpunkt.
Solch eine Krankheit haben wir bestanden:
Und sag' ich: wir, so mein' ich, daß du selbst
Nicht unzugänglich seist dem innern Wachsthum.
Laß uns die Mahnung stumpf nicht überhören!
Wir wollen künftighin als Kön'ge leben,
Denn, Weib, wir sind's. Uns nicht der Welt verschließen
Noch allem, was da groß in ihr und gut;
Und wie die Bienen, die mit ihrer Ladung
Des Abends heim in ihre Zellen kehren,
Bereichert durch des Tages Vollgewinn,
Uns finden in dem Kreis der Häuslichkeit,
Nun doppelt süß durch zeitliches Entbehren.

Der König erschließt in dieser Scene sein ganzes Herz; er läßt sich in liebenswürdiger Weise gehen; von der Geliebten entwirft er ein wenig schmeichelhaftes Bild:

Sieh nur, du hast das Mädchen nicht gekannt.
Nimm alle Fehler dieser weiten Erde,
Die Thorheit und die Eitelkeit, die Schwäche,
Die List, den Trotz, Gefallsucht, ja die Habsucht,
Vereine sie, so hast du dieses Weib.
Und wenn statt Zauber räthselhaft du's nennst,
Daß jemals sie gefiel, so stimm' ich ein,
Und schämte mich, wär's nicht natürlich wieder.

Doch auch die Königin verschont er nicht:

Das ist die Art der tugendhaften Weiber,
Daß ewig sie mit ihrer Tugend zahlen.
Bist du betrübt, so trösten sie mit Tugend,
Und bist du froh gestimmt, ist's wieder Tugend,
Die dir zuletzt die Heiterkeit benimmt,
Wol gar die Sünde zeigt als einz'ge Rettung.

Die tugendhafte Königin hat indeß für den Tod der Buhlerin in der Ständeversammlung gestimmt, später der That allerdings sich widersetzt und Schonung anbefohlen, während die weiland Cortes von Castilien verwüstend und mörderisch in das Asyl der Jüdin hereinbrechen. Tragisch bedeutsamer als die Titularheldin des Stücks erscheint ihre Schwester, in welcher ein Zug des jüdischen Heroismus unverkennbar ist. Der Vater, Isaak, der eine Zeit lang ein Mann von Einfluß ist, hat etwas vom Mardachai und Juden Süß, wie überhaupt die Nebengestalten alle gut gezeichnet sind. Doch sie haben alle, wie auch die Hauptfiguren, etwas Sprödes, Unliebenswürdiges, schroff Egoistisches, was der „Jüdin von Toledo" überhaupt den sympathischen Grundton nimmt.

„Die Jüdin von Toledo" ist eine romantische Liebesstudie, welche als Bühnenstück uns von den drei hinterlassenen Dichtungen Grillparzer's am meisten fesseln würde, wenn nicht ihre Architektur dort ein blindes Fenster hätte, wo wir den freien Blick in die Zaubergärten der Liebesleidenschaft erwarten müßten.

Ein merkwürdiges Drama ist „Libussa"; der Stoff ist derselbe, den Brentano in seiner „Gründung Prags" behandelt hat; aber die Behandlungsweise Grillparzer's ist eine gänzlich verschiedene; statt der überschäumenden Wildheit jenes Romantikers mit seinen leidenschaftlichen Ergüssen sehen wir hier eine milde, sinnvollere Weisheit, deren Ausdruck oft an die Chorgesänge der hellenischen Tragiker erinnert. In keinem andern Drama Grillparzer's hat der sentenziöse Inhalt solche Tragweite, der sentenziöse Ausdruck solche Prägnanz. Dafür fehlt dem Ganzen aber unmittelbare Lebensfrische, der hinreißende Zauber der Empfindung; es ist alles so deutungsreich, daß das Allegorisch-Didaktische die dramatische Handlung ganz überkleidet, und man fortwährend die Ranken dieser überwuchernden Weisheit zurückbiegen muß, um der Handlung selbst auf den Grund zu sehen. So tönt denn auch das Drama mit dem sinnvollen Schwanengesang der sterbenden Libussa wie ein lyrisches Oratorium oder ein philosophisches autos sacramentalis aus — mehr der Ausklang einer didaktischen Dichtung als der Abschluß einer dramatischen Handlung.

Libussa, ein Heilkraut für den schwer erkrankten Vater, den Böhmenkönig, im Walde suchend, geräth in die Strudel eines Waldbaches, aus welchem sie Primislaus, ein Landmann, errettet. Dieser borgt ihr statt der nassen Kleider der Schwester Gewand, behält sich aber zum Zeichen dieser Begegnung, die seinem Herzen unvergessen bleibt, ein der goldenen Kette des Gürtels eingefügtes Kleinod als Pfand zurück, das Namen, Stamm und Stand ihm enthüllen soll. Diese Introductionsscene athmet einen waldfrischen Hauch; die Herbigkeit der Behandlung läßt aber die Empfindung nur in discretem Ausdruck zu Worte kommen.

Während dieses Abenteuers ist der Vater gestorben; wir werden zu den weltfremden Schwestern der Libussa geführt, die in einem tiefsinnigen Mysticismus dahinleben und deren Dienerinnen sogar, mit astrologischer Weisheit erfüllt, sich in geheimnißvollen Orakelsprüchen gefallen. Die Wladiken der Böhmen kommen, einer der Schwestern die Krone anzubieten. Libussa kommt dazu, man beschließt, um die Krone zu losen. Sie legen des Vaters letzte Gabe, die Gürtel, welche auf ihrem Mittelkleinod die Namen tragen, in die Opferschale; blind wählt die eine Schwester; der Gürtel, der zuletzt in der Schale bleibt, ward zum Diadem. Da vermissen sie im Gürtel der Libussa das Mittelkleinod mit dem Namen; sie soll nicht mitlosen; da entgegnet Libussa:

Nicht losen? Und wer weiß, ob ich's auch will?
Ein Schritt aus dem Gewohnten, merk' ich wohl,
Er zieht unhaltsam hin auf neue Bahnen;
Nur vorwärts führt das Leben, rückwärts nie.
Ich soll nicht losen? Und ich will es nicht.
Wo sind die Männer aus der Czechen Rath?
Den Vater will ich ehren durch die That,
Mögt ihr das Los mit dumpfem Brüten fragen:
Ich will sein Amt und seine Krone tragen.

Sie empfängt die Huldigung als Herzogin der Böhmen.

Im zweiten Act erscheint Libussa als böhmische Turandot. Die Wladiken erscheinen als Freier; sie nimmt ihren Halsschmuck und legt ihn auf ein Kissen:

Wer mir die Kette theilt,
Allein sie theilt, mit keinem dieser Erde,
Vielmehr sie theilt, auf daß sie ganz erst werde;
Hinzufügt, was, indem man es verlor,
Das Kleinod theurer machte denn zuvor:
Er mag sich stellen zu Libussa's Wahl,
Vielleicht wird Er, doch nie ein Andrer, ihr Gemahl.

Es steht zwar nicht der Kopf auf dem Spiel bei Lösung dieses Räthsels, wie bei der grausamen chinesischen Prinzessin; auch weiß Libussa, wer des Räthsels Lösung

in Händen hat, und gibt nicht ihr Herz wie Turandot zufälligem Errathen preis, aber die Wladiken vermögen nicht den Schlüssel zu finden. Die Handlung des Dramas knüpft sich von Haus aus an diesen Gürtel und sein Kleinod; wir dürfen in demselben nicht blos ein Theaterrequisit für leeres Bühnenspiel sehen; der Dichter hat einen tiefern Sinn hineingeheimnißt. Zu den drei Wladiken, die sich den Kopf über das Mysterium des Gürtels zerbrechen, tritt Primislaus; an diesen Wanderer, der des Weges kommt, wenden sich die Wladiken und fragen ihn um seinen Rath. Er erklärt ihnen die Bedeutung des Räthsels; nun haben sie zwar den Sinn, aber noch nicht den Gegenstand, das verlangte Kleinod, das Bild. Primislaus gibt ihnen auch dieses, enteilt aber mit der Kette, die er mit sich nimmt. Die Wladiken treten vor Libussa: wieder bringen sie den Theil statt des Ganzen. Die Fürstin ahnt den Zusammenhang und läßt Primislaus holen. Der weiße Zelter, der sie selbst von seiner Hütte trug, soll die Boten leiten.

Die Scenen zwischen Libussa und Primislaus sind durchaus interessant, obgleich sie etwas von der beliebten spanischen Liebesdialektik an sich haben und mit scenischer Romantik reich ausgestattet sind. Libussa erscheint als die Werbende, obschon sie dies hinter dem Schleier der Hoheit und Weisheit zu verbergen sucht; Primislaus zeigt spröden Mannesstolz. Er ist übrigens auch ein schlauer Slawe und weiß der amazonenhaften Wlasta, indem er sie durch ein geheucheltes Liebesspiel täuscht, das Bild, das fehlende Kleinod der Kette, abzugewinnen. Libussa hat, als Fackelträgerin verkleidet, die Liebesscene, unter Anwandlungen von Eifersucht, belauscht; sie stürzt fort, die Fackel löschend, läßt aber Primislaus durch eine Fallthür im Boden versinken. Er erscheint wieder, gefolgt von mehrern schwarz gerüsteten Männern; hier folgt die entscheidende Liebesscene mit Libussa; er löst ein früher von ihm aufgegebenes Gegenräthsel, indem er das Geschmeide unter Blumen und Früchten versteckt hat. Er übergibt es ihr; in Gegenwart des Volks läßt sie sich von ihm den Gürtel anlegen und begrüßt ihn als ihren Gemahl.

Damit ist das Stück eigentlich zu Ende. Der fünfte Act bringt uns ein Nachspiel mit der Gründung Prags und Libussa's Tod; ein Nachspiel ohne dramatische Bewegung und Steigerung, aber voll tiefsinnigen Gedankeninhalts.

In keinem seiner Dramen hat Grillparzer eine so reiche Fülle geistiger Schätze niedergelegt wie in der „Libussa". Das Verhältniß von Mann und Weib wird nach allen Seiten hin beleuchtet, gegenüber amazonenhafter Ausschreitung, wie sie von Wlasta, und selbstgenügsamer Weisheit, wie sie von den Schwestern der Libussa vertreten wird, erscheint die Anlehnung des Weibes an den stärkern Mann als das normale, poetisch gefeierte Verhältniß, und mancher Hymnus staatenbauender Weisheit und Gerechtigkeit tönt sinnvoll und edelbegeistert uns aus dieser Dichtung entgegen. Der Stil erinnert oft an den Stil Goethe's, bisweilen freilich auch an den des alternden Goethe, und die unserer Ansicht nach überflüssigen Alexandriner geben ihm an mehrern Stellen etwas Schleppendes. Hin und wieder findet sich auch eine mehr episch ausgeführte Vergleichung, die aber oft durch ihre hohe dichterische Schönheit das Undramatische, das ihr eigen ist, ausgleicht, so z. B. wenn Primislaus sagt:

Bist du denn nicht die Hohe,
Die Himmlische, den hohen Göttern ähnlich?
So wie die Sonne — wenn sie Wolken zog,
Und Blitz auf Blitz den Horizont durchschneidet,
In Finsterniß sich hüllt die bange Welt;
Kaum daß durch eine Spalte des Gewölks
Sie vortritt in der ewig gleichen Schöne,
Das All die holde Dienstbarkeit erkennt,
Vergessen fast im Segen der Gewohnheit —
Bist du am offenbarsten, wenn verhüllt,
Und trägst die Krone, wenn du sie verleugnest.

Als Probe für die sinnvolle und durch eigenthümlichen Zauber charakterisirte sentenziöse Beredsamkeit der Dichtung diene die folgende Rede des Primislaus:

Es ist die Herrschaft ein gewaltig Ding,
Der Mann geht auf in ihr mit seinem Wesen,
Allein das Weib, es ist so hold gefügt,
Daß jede Zuthat mindert ihren Werth.
Und wie die Schönheit, noch so reich geschmückt,
Mit Purpur angethan und fremder Seide,
Durch jede Hülle, die du ihr entziehst,
Nur schöner wird und wirklicher sie selbst,
Bis in dem letzten Weiß der Traulichkeit,
Erbebend im Bewußtsein eigner Schätze,
Sie feiert ihren siegendsten Triumph —
So ist das Weib, der Schönheit holde Tochter,
Das Mittelding von Macht und Schutzbedürfniß,
Das Höchste, was sie sein kann, nur als Weib,
In ihrer Schwäche siegender Gewalt.
Was sie nicht fordert, das wird ihr gegeben,
Und was sie gibt, ist himmlisches Geschenk;
Denn auch der Himmel fordert nur durch Geben.
Doch mengt der Stolz sich in die holde Mischung,
Ein scharfer Tropfen in die reine Milch,
Dann lösen sich die Theile; Stark und Schwach,
Und Süß und Bitter treten auseinander,
Der Schätzung unterwerfend und Vergleichung,
Was unschätzbar und unvergleichlich ist.

Die prophetische Rede Libussa's, mit der sie die Schatten der Zukunft ankündigt, heraufbeschworen durch den Bau der Städte und die fortschreitende Civilisation, ist jedenfalls eine Glanzstelle der Dichtung:

Seht an den Bach, so schön in seinen Ufern,
Wie alles blüht und lacht, wie froh er murmelt,
Doch strebt er weiter, weiter bis zum Strom,
Ergießt sein Wasser in die fremden Wellen,
Dann wird er breit und tief, und rasch und mächtig,
Doch Diener eines Andern, nicht er selbst,
Nicht mehr der Bach mit seinen klaren Wellen.
Es lösen sich der Wesen alte Bande,
Zum Ungemessnen wird, was hold begrenzt;
Ja selbst die Götter dehnen sich und wachsen,
Und mischen sich in einen Riesengott,
Und allgemeine Liebe wird er heißen.
Doch theilst du deine Liebe in das All,
Bleibt wenig für den Einzelnen, den Nächsten,
Und ganz dir in der Brust nur noch der Haß.
Die Liebe liebt den nahen Gegenstand,
Und alle lieben ist nicht mehr Gefühl;
Was du Empfindung wähnst, ist nur Gedanke,
Und der Gedanke schrumpft dir ein zum Wort,
Und um des Wortes willen wirst du hassen,
Verfolgen, tödten — Blut umgibt mich, Blut,
Durch dich vergossen fremdes und von Fremden deines —
Die Meinung wird dann wüthen und der Streit,

Der endlos, weil die Meinung nur du selbst,
Und du der Sieger bist und der Besiegte.
Löst endlich sich die Zwietracht auf in nichts,
Bleibt dir die Welt behaftet mit der Willkür.
Da du so lange dich in Gott gedacht,
Denkst du zuletzt den Gott nur noch in dir.
Der eigne Nutzen wird dir zum Altar,
Und Eigenliebe deines Wesens Ausdruck.
Dann wirst du weiter schreiten fort und fort,
Wirst Wege dir erfinden, neue Mittel,
Für deinen Götzendienst, den gier'gen Bauch,
Und der Bequemlichkeit zur ekeln Nahrung.
Durch unbekannte Meere wirst du schiffen,
Ausbeuten, was die Welt an Nutzen trägt,
Und allverschlingend sein, vom All verschlungen.

Nicht mehr mit blut'gen Waffen wird man kämpfen,
Der Trug, die Hinterlist ersetzt das Schwert.
Das Edle schwindet von der weiten Erde,
Das Hohe sieht vom Niedern sich verdrängt.
Und Freiheit wird sich nennen die Gemeinheit,
Als Gleichheit brüsten sich der dunkle Neid.
Gilt jeder nur als Mensch, Mensch sind sie alle,
Krieg jedem Vorzug heißt das Losungswort.
Dann schließen sich des Himmels goldne Pforten,
Begeisterung und Glauben und Vertrau'n,
Und was herabträuft von den sel'gen Göttern,
Nimmt nicht den Weg mehr zu der flachen Welt.
Im Leeren regt vergebens sich die Kraft,
Und wo kein Gegenstand, da ist kein Wirken.
Laßt mich herab! Ich will nicht weiter forschen,
Die Sinne schwindeln, und der Geist vergeht.

Doch auch ein Lichtbild ferner Zukunft stellt Libussa diesem nächtigen Bilde gegenüber, ein Lichtbild von einer goldenen Zeit, einer Zeit der Seher und Begabten, wo die Stimme der Brust, holdselige Liebe und Begeisterung zu neuer Geltung kommen.

Neben den drei vollendeten Nachlaßdramen Grillparzer's, von denen „Libussa“ wol die geistig bedeutendste ist, hat der Dichter auch einen zweiactigen dramatischen Torso: „Esther“, hinterlassen. Dies Fragment kann in mancher Hinsicht als ein Ganzes betrachtet werden; es hat einen schönen Abschluß, der sich kaum überbieten läßt. Die Scene zwischen dem König und Esther ist von einer echt dramatischen Führung und von poetischem Reiz; außerdem gehört zu den Juwelen in Grillparzer's dichterischem Schatzkästlein der Monolog des melancholischen Königs, den wir hier mittheilen wollen:

Der König ist schon früher in dem Laubgange sichtbar geworden, jetzt kommt er in die mittlere bogenförmige Oeffnung, Blätter abbrechend und zu Boden werfend.

König.

Auch hier nicht sicher, in der Königsburg
Vor Raupen und Gezücht? Auf diesen Höhn
Hier sollte rein die Luft, der Boden leicht
Und günstig sein für jegliches Gedeihn.
Allein die Niedrigkeit erkriecht die Höhn,
Und wo sich Leben regt, ob groß, ob klein,
Stellt sich ein Wurm, stellt sich ein Kummer ein.
(Die Höflinge rechts und links bemerkend.)
Da sind sie, da, die Feinde alles Blühns,
Das kriechende Geschlecht, die leisen Nagens
Anbohren jedes Blatt, bis es sich krümmt
Mit bittrer Windung nach dem Innern zu,
Und fahl wird, hart, und stirbt. Das Böse hier,
Das sich dem Guten an die Ferse kettet,
Und wie ein bittrer Schmack in edlem Wein
Des Trankes hundertfach verdoppelt Maß
Weit eher zu dem eignen Ekel wendet,
Als daß ihr Misgeschmack am bessern endet.
Verneigt ihr euch? So spottet ihr denn mein?
Ich euer Herr? Ihr seid's, ihr seid die meinen.
Denn kann gleich jedem Einzelnen von euch
Den Kopf ich schleudern vor die eignen Füße,
Zusammen seid ihr mächtiger als ich.
Ihr seid mein Aug', ihr seid mein Ohr, durch euch
Gelangt des Flehens Stimme bis zu mir.
Ihr sammelt meinem Blick die schwachen Strahlen,
Die, sich durchkreuzend und wie oft gebrochen,
Aus ferner Niedrung schimmern bis zum Thron.
Ihr seid die Arme meiner Macht, die Boten,
Die meinen Segen tragen übers Land.
Seid ihr schlimm, bin ich's auch; bin ein Tyrann,
Der ich die Liebe möchte sein, weil liebend.
Drum haff' ich euch, wie man die Herren haßt,
Wie ihr mich haßt, ich weiß. Ihr habt mein Glück zerstört,
Vergiftet mir den Frieden meines Hauses.
Elend bin ich durch euch, und Rache schäumt
Mitunter auf in kochend heißer Brust,
Doch fürcht' ich euch, und so verlass' ich euch;
Nur eines wiederhol' ich, schon gesagt:
Furchtbar seid ihr vereint, dieweil unsterblich,
Weil ihr der Haufe seid, die Menge, das Gemeine,
Das ewig lebt, weil ewig neu erzeugt.
Doch kommt ein Einzelner in meine Bahnen
Mit Späherlist, mit Lauern und Verrath,
Er zahlt für alle und hat ausgelebt.
Mein Inn'res schaudert auf. Was ist der Mensch?

Von den übrigen Mittheilungen aus des Dichters Nachlaß, welche Zeugnisse seines dichterischen Schaffens sind, ist der für Beethoven gedichtete Operntext „Melusine“ hervorzuheben; er verdient einen Componisten; denn er ist im ganzen musikalisch empfunden, und dem Schlußact fehlt es auch nicht an scenischen Effecten. Ein Fragment: „Hannibal“, bringt die Unterredung Scipio's und Hannibal's vor Zama, die im ganzen, mit Ausnahme einiger freien charakteristischen Züge, schwunglos ist. Von den Erzählungen ist die erste: „Das Kloster bei Sendomir“, eine Erzählung mit der crassen Färbung des nervenerschütternden Leihbibliothekenfutters, die zweite: „Der arme Spielmann“ hat etwas mehr poetischen Gehalt.

Die Summe der Leistungen Grillparzer's, wie sie uns in den „Sämmtlichen Werken“ entgegentritt, ist eine respectable; der ästhetische Selbstdenker und der Epigrammatiker stellen sich jetzt gleichberechtigt neben den dramatischen Dichter. Gleichwol kann keins seiner hinterlassenen Werke als Kunstwerk sich mit der „Sappho“ messen, obgleich sie an geistiger Bedeutung viele andere Dramen Grillparzer's überragen. Den Dichter mit Schiller und Goethe in eine Linie zu stellen, bleibt nach wie vor eine Uebertreibung; er hatte in der Jugend etwas von Schiller's feurigem Pathos, im Alter etwas von Goethe's lapidarer sinniger Weltbetrachtung; aber ihre geistige Höhe und Klarheit und künstlerische Vollendung zu erreichen, hinderte ihn die Unfreiheit der Verhältnisse, in denen er sich bewegte, die Dumpfheit des Metternich'schen Oesterreich; „er ist“, wie wir zum Schluß nochmals wiederholen, „ein schönes Talent, welches eine engherzige Epoche um seine Unsterblichkeit betrogen hat.“

Rudolf Gottschall.

Religionsphilosophische Schriften.

1. Von der Ueberzeugung, insbesondere der religiösen. Eine Rede. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Gott. Von Francisco Suñer y Capdevila. Aus dem Spanischen nebst einer Einleitung von Hedwig Henrich. Zürich, Verlags-Magazin. 1872. 8. 6 Ngr.

„Glaube oder Wissenschaft?" „Gott oder Wissenschaft?" das sind die Fragen, in deren Beantwortung die genannten beiden Schriften sich bewegen. Wenn wir hinzufügen, daß beide in jenen als unverträglich angenommenen Gegensätzen der Wissenschaft das Wort reden, so ist damit der Standpunkt bezeichnet, den sie einnehmen: die eine will aus der niedern Region religiöser Anschauung in die reinern Höhen philosophischen Denkens erheben, die andere will, nach einem eigenen Ausdruck des Buchs, die ewige Streitfrage „Gott oder Wissenschaft" mit der völligen Vernichtung Gottes enden.

In der zuerst verzeichneten Rede spricht, das dürfen wir uns nicht verhehlen, ein ernster Sinn und ein wissenschaftlich gebildeter Geist zu uns in jenem feierlichen, halb an die Kanzel, halb an das Katheder erinnernden Pathos, wie wir es von den Schleiermacher'schen Reden her gewohnt sind. Er will das Recht religiöser Ueberzeugung geachtet wissen, aber von jedem gegen jeden. Schließlich aber wird er diesem Grundsatz doch untreu, denn er unterscheidet zwischen höherer und niederer Glaubensstufe, er verlangt Unterstützung des Protestantismus gegenüber dem Katholicismus, obwol er beide Gegensätze nicht klar und ausdrücklich bei Namen nennt, sodaß man sie errathen muß. Die Philosophie scheint ihm nur einen negativen Nutzen gewähren zu sollen, die logischen Gesetze des Widerspruchs und der Ursächlichkeit sollen ihm darthun, was nicht wahr ist und niemals auf Erden und im Himmel wahr sein kann, die lebendige Wahrheit selbst bieten ihm diese Gesetze des Denkens und der höhern Geistigkeit nicht, wie er denn seinen skeptischen Standpunkt offen ausspricht, indem er sagt, daß die Wahrheit nie und nimmermehr gefunden sein wird. Aus den gemachten Andeutungen wird es bereits klar geworden sein, daß der gedruckten Rede des anonymen Verfassers vor allem eine energisch klare Position zu ihrem Gegenstande fehlt. Diesem Mangel einer festen Haltung in der Sache entspricht denn auch die äußere Darstellung. Sie ist im Ausdruck nicht immer scharf und bestimmt, in der Darlegung breit und zerflossen, und die Luft auf den philosophischen Höhen, auf die er uns führt, ist nicht überall durchsichtig sonnenklar, auch hier gibt es leise Nebel, die mit ihrem Flor die Dinge verhüllen, sodaß wir in den verschwimmenden Formen ihre Gestalt häufig errathen müssen.

Von entgegengesetzter Art ist die zweitgenannte Schrift des Spaniers Francisco Suñer. Das ist ein Buch, das keck und unbarmherzig auf sein Ziel losgeht. In der Beweisführung scharf und geschlossen, wollen die kurzen, jede Abschweifung streng vermeidenden Sätze dieses Materialisten vom reinsten Wasser das Unmögliche und Widersinnige der Annahme und des Glaubens an einen Gott darthun. Dennoch gibt es auch hier Denkfehler, Begriffsverwechselungen, übereilte Conclusionen. Hier ist eine:

Die Idee ist eins mit dem Menschen, vollkommen seiner Natur und Organisation entsprechend. Wie an den Stein das Gesetz seiner Schwere, so ist an den Menschen der menschliche Gedanke gebunden. Daraus folgt nothwendig: da Gott nur eine Idee, ein menschlicher Gedanke, so ist Gott erst nach dem Menschen entstanden — oder denselben Satz umkehrend: der Mensch ist vor Gott.

Offenbar verwechselt hier der Verfasser die Sache mit der Spiegelung der Sache im Geist des Menschen oder Gott mit der Idee Gottes im Menschen. Richtig geschlossen würde der Schlußsatz lauten: Der Mensch ist vor dem Gedanken Gottes im Menschen, oder ehe der Mensch Gott denken kann, muß der Mensch da sein, nichts anderes als diese triviale Wahrheit ergibt sich aus der Deduction des Verfassers; für das objective Nichtsein Gottes aber ist mit dem obigen Satze nichts bewiesen.

In einem Kapitel wirft der Verfasser die Frage auf: Wer hat die Welt gemacht? (Seine Antwort: Weder ich weiß es, noch ihr wißt es, die ihr mich darum fragt.) Wer das Buch im Zusammenhang liest, wird nicht auf die Vermuthung kommen, als könnte der Verfasser den Ursprung der Welt etwa in der That eines intelligenten Willens suchen. Gleichwol glaubt seine Herausgeberin ihn gegen ein mögliches Misverständniß in Schutz nehmen zu müssen und meint, jene Frage sollte richtiger heißen und so habe der Verfasser auch sagen wollen: „Was ist der Urquell alles Seins?" Sie bekennt sich mit dieser Fassung der Frage zur Emanationstheorie, schiebt aber damit dem Verfasser einen philosophischen Grundgedanken unter, den dieser nicht hat. Er ist der Speculation ebenso abhold als der Religion und hält sich als echter Materialist an das Gegenwärtige und sinnlich Wahrnehmbare. Der anonyme Verfasser der erstgenannten Schrift glaubt, trotz des logischen Gesetzes der Ursächlichkeit, die Wahrheit niemals finden zu können, hier hofft die Herausgeberin mit Hülfe desselben Gesetzes „Schritt um Schritt, von der Wirkung auf die Ursache, von der Ursache auf die Wirkung folgernd, endlich bis zu dem Urquell alles Seins zu gelangen, vorausgesetzt, daß die Bedingungen unserer Erde einer erweiterten Entwickelung der menschlichen Gehirnsubstanz sich günstig erweisen". Der böse Nachsatz! Kaum eröffnet sie uns die glänzende Aussicht, endlich einmal das Räthsel des Lebens gelöst und bis auf den letzten Grund alles Werdens hinabzusehen, so wird die Erfüllung dieser Hoffnung wieder an eine höchst problematische Bedingung geknüpft.

Obwol die genannten beiden Schriften in ihrem Gedankengehalt uns nichts Neues bieten, so ist eine vergleichende Nebeneinanderstellung beider äußerst interessant. Wir sehen hier zwei Völkerindividuen vor uns, die in dem Gegenstand, den sie behandeln, sich vielfach berühren; aber wie ganz verschieden ist die Behandlung! Der Deutsche ist überall sittlich ernst und gemessen, der Spanier ist nicht frivol, aber rücksichtslos und cynisch; der Deutsche kämpft mit den Kategorien der Logik, der Spanier macht sich aus den Sätzen der Naturwissenschaft Dolche, mit denen er seinem Gegenstand zu Leibe geht; aus den Worten des Deutschen weht uns etwas wie von dem Geruch

der Schule an, bei dem Spanier tritt uns die schroffste Einseitigkeit des Systems entgegen, in der in unerschrockenster Weise die letzte Consequenz gezogen wird; der eine erweist sich uns als Glied eines Volks, das lange Zeit dem Leben abgekehrt in der Welt der Gedanken sich seine Heimat gründen mußte, daher die besondere Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes, die uns auch in dieser Rede entgegentritt, mehr Tiefe als Schärfe; aus dem andern vermeinen wir den Racheschrei für eine jahrhundertelange religiöse Mishandlung seines Volks zu vernehmen. Er schwingt seinen Dolch nicht blos gegen den Priester, der ihn knechtete, sondern in radicaler Weise gegen den Gott, den der Priester ihm verkündete. Die Uebersetzerin des spanischen Schriftstellers begrüßt sein Werk als ein Zeichen zukunftreichen Fortschritts in dem geistigen Leben des spanischen Volks, wir finden darin einen bedenklichen Sprung von einem Extrem ins andere.

Herrschte in den genannten beiden Schriften die Polemik vor, so ist dieselbe in dem nachfolgenden Werke zwar auch noch stark vertreten, doch ist der Grundton überwiegend homiletisch:

3. Die zehn Gebote in ihrer ursprünglichen und heutigen Bedeutung. Betrachtungen vom Standpunkte des Humanismus von A. Reichenbach. Braunschweig, Häring u. Comp. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Es sind Vorträge, gehalten vor den freien religiösen Gemeinden zu Hannover und Braunschweig, mit dem Zweck, die Zehn Gebote des mosaischen Gesetzes auf das rechte Maß ihrer Bedeutung zurückzuführen und ihren veralteten und temporären Bestimmungen neue und zeitgemäße entgegenzusetzen. Der Verfasser hat bei seinen Betrachtungen besonders die Schule im Auge und wünscht, daß an der Stelle der Zehn Gebote, in deren zum größten Theil negative Bestimmungen man allerdings misbräuchlicherweise häufig die ganze Sittenlehre hineinzupressen gesucht hat, unsern heutigen sittlichen Anschauungen und Forderungen eine größere Berücksichtigung geschenkt werde. Beachten wir den Standpunkt, den der Verfasser bei der Behandlung seines Gegenstandes einnimmt: es ist der Standpunkt des Humanismus. Die Religion bezieht alles auf Gott, wie sie denn wesentlich Abhängigkeit ist, der Humanismus stellt alles auf den Menschen. Berücksichtigen wir dies, so werden wir uns in dem ethischen System des Verfassers sehr schnell orientiren. Die sittlichen Forderungen der Zehn Gebote läßt er meist stehen, aber er gibt ihnen andere Objecte sittlichen Handelns, sowie er andere Motive der Sittlichkeit verlangt. Findet er, nicht mit Unrecht, daß Moses als zwei mächtige Hebel der Sittlichkeit Furcht und Hoffnung hinstellt, so verlangt er eine Sittlichkeit, die aus freier Selbstbestimmung hervorgeht; statt des Schwurs bei Gott verlangt er, daß wir schwören sollen bei unserm Höchsten und Heiligsten, nämlich bei unserer Menschenwürde, „Selbstachtung ist des Lebens höchstes Gut; wer in sich erliegt, ist elend". In dieser Ethik hat die Beziehung auf etwas Jenseitiges keinen Platz. Die Frage nach dem Dasein Gottes umgeht er und sagt nur, das Ideal des Menschen sei sein Gott, das Streben nach dessen Verwirklichung seine Religion. Sonst findet sich manche treffliche Bemerkung eingestreut, deren Adresse an gewisse kirchliche Bestrebungen der Gegenwart gerichtet ist. So sagt er, Moses habe einen Nationalgott gewollt, das christliche Priesterthum aber predige den Völkern einen Kirchengott, über dessen Verehrung selbst das Nationale vergessen werden solle. Der sittliche Ernst, der aus dem Ganzen spricht, der Eifer, mit dem der Autor an der Veredlung der Menschheit arbeitet, werden auch den wohlthuend berühren, der sich nicht auf gleichem geistigen Standpunkt weiß. Zudem versteht er seinen Gegenstand mit eindringlicher Beredsamkeit dem Hörer nahe zu bringen, sodaß wir, alles in allem, auch hier sagen dürfen: Pectus est, quod theologum facit.

Mit den beiden folgenden Werken betreten wir den Boden neutestamentlicher Kritik und Geschichtsforschung:

4. Christus und die Evangelien. Zehn Vorträge gehalten von M. Schwalb. Bremen, Tannen. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

5. Der Apostel Paulus von A. Hausrath. Zweite vermehrte Auflage. Mit zwei lithographirten Karten. Heidelberg, Bassermann. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser des erstgenannten Werks geht davon aus, daß es etwas in der Welt gebe, was man den alten, und etwas, was man den neuen Glauben an Christus nenne; dem alten Glauben sei Christus Gott, dem neuen Mensch, wahrer, bloßer Mensch. Das Eigenthümliche jedoch, was den Christus des neuen Glaubens von den übrigen Menschen unterschieden habe, sei seine Gottessohnschaft gewesen, d. h. er sei sich seines natürlichen menschlichen Verhältnisses zu Gott in einer ihm eigenthümlichen, unerhörten Weise bewußt gewesen. In seiner Evangelienkritik, mit der es die gedruckten Vorträge zu thun haben, sucht der Verfasser nun Geschichtliches und Ungeschichtliches zu sondern und ein menschliches Bild der Person und des Lebens Jesu herzustellen. Es fehlt dieser Darstellung nicht an treffenden und trefflichen Gedanken, so z. B., wenn er sich über die Art ausspricht, wie sich Jesus Gott gedacht habe. Es sei vergebliche Mühe, Jesum zu einem Vertreter oder Vorkämpfer der Immanenzlehre zu machen. Der Gott Jesu (und, können wir hinzufügen, der Gott der Bibel überhaupt) ist von der Erde durch eine Kluft getrennt; substantiell sei er nur im Himmel, auf Erden nur vermöge seiner Allmacht und Allwissenheit, aber nicht vermöge seiner Unendlichkeit. Unendlichkeit Gottes! Dieses Wort würde Jesus nicht verstanden haben; sein Gott sei nicht ein unendlicher Gott, sondern ein persönlicher, durchaus menschenähnlicher Gott. Unleugbar geht durch viele Stellen des Buchs ein Hauch von Frische, die sehr wohlthuend berührt, schade nur, daß dieser Hauch der Frische, wie sehr häufig geschieht, mit dem Opfer der Tiefe und Gründlichkeit erkauft wird. Stellenweise macht es sich der Verfasser mit seiner Beweisführung ein wenig leicht, wie wir an einem Beispiel zeigen wollen. Er sucht darzuthun, daß dem vierten Evangelium (des Johannes) kein geschichtlicher Werth beizulegen sei; der Jesus dieses Evangelisten sei kein Mensch und kein Gott, es sei der fleischgewordene Logos; vieles, was in diesem Evangelium als Geschichte berichtet werde, sei Dichtung, so auch die Scene, wo Jesus vor dem Verhör des Pilatus steht. Hören wir,

welche Kriterien der Verfasser als Zeugnisse seiner Behauptung anführt:

Verehrte Zuhörer! Diese Scene zwischen Pilatus und Jesus will ich Ihnen nicht abkürzend darstellen; lesen Sie sie wieder und erfreuen Sie sich daran, und wenn Sie diese Scene nicht als ein Meisterstück dramatischer Dichtung erkennen — nun, verzeihen Sie, daß ich es Ihnen offen sage: dann wissen Sie überhaupt nicht, was Dichtung und was Geschichte ist.

Das heißt nicht, die Zuhörer überzeugen, sondern verblüffen. Zudem ist die Sache, wie Schwalb sie deutet, noch keineswegs über jeden Zweifel erhaben.

Wahrhaft erstaunlich ist es, wie der Verfasser, der doch eine von reiner Wahrheitsliebe beseelte Kritik will, dem frommen Betrug und der schönen, aber irreleitenden Schwärmerei das Wort redet. Es handelt sich nämlich um die Auferstehung Jesu. Der Verfasser, der den Glauben an dieselbe nicht theilt, meint, dieser Glaube sei dadurch entstanden, daß irgendein Jünger den Leichnam Jesu fortgetragen, das Geheimniß seiner That für sich behalten und mit sich ins Grab genommen habe. Er spricht sich über diesen Jünger und seine That folgendermaßen aus:

Wer diesen Jünger für einen Dieb oder für einen Lügner und Betrüger halten will, mag es thun, und verantworten! Ich halte ihn für einen edeln Christen. Wie hätte dieser Jünger, als seine Mitjünger sich des lebendigen, auferstandenen, siegreichen Christus freuten, ihnen sagen sollen: „Kommt mit mir, ich will euch seinen Leichnam zeigen.“ Hätte er sich gedrungen gefühlt, „diese wichtige Thatsache“ zu offenbaren, er wäre jedenfalls, auch wenn er aus Pflichtgefühl gehandelt hätte, ein recht armseliger Mensch gewesen. Das aber war er, Gott sei Dank, nicht; vielmehr freute er sich über den glücklichen Erfolg seines heiligen Diebstahls, durch welchen er den Erlöser zum zweiten mal und für immer der Welt geschenkt hat!

Wie? der Verfasser kann einen solchen frommen Betrug gutheißen, selbst dann, wenn er sieht, daß dadurch die Geschlechter vieler Jahrhunderte zu einem nach seiner Meinung falschen Glauben verführt worden sind? Ein Blick in die Kirchengeschichte müßte ihn überzeugen, wie gefährlich es sei, der Kirche mit frommen Schwärmereien und heiligen Dichtungen nahe zu kommen, denn sie hat noch immer den Drang empfunden, sogleich dogmatisches Kapital daraus zu schlagen und, wenn es anging, als Zwangsmünze in Curs zu setzen.

Mit dem Inhalt des besprochenen Buchs in einem nahen Zusammenhang steht das zweite der obenverzeichneten theologischen Werke, denn beschäftigt sich jenes mit der Person und dem Leben des Meisters, so bietet uns „Der Apostel Paulus“ von A. Hausrath die Geschichte seines Schülers. Das Buch erscheint in zweiter Auflage, deren Umfang gegen die erste Auflage stark angeschwollen ist. Wir haben es hier mit einem Geschichtswerk von ernster Bedeutung zu thun, und der Verfasser hebt hervor, daß schon die erste Auflage wegen der objectiven Darstellung des geschichtlichen Gegenstandes bei beiden theologischen Parteien der Gegenwart Anerkennung gefunden habe. Wir gehen sogleich auf den Kern der Sache und fragen: wer war Paulus? Der Verfasser antwortet: ein religiöser Genius. Aber auch Jesus von Nazareth wird mit demselben Namen genannt. So wollen wir uns zuerst von dem Verfasser sagen lassen, worin er bei dem letztern das Wesen und die Bedeutung seines religiösen Genius findet:

Man hat Genien und gottgesandte Propheten die genannt, „die wieder einmal von vornen anfangen“, die der Welt eine neue Frage stellen. Die neue Frage, die Jesus stellte, war das an den Gott der Juden gerichtete Wort: Bist du wirklich der Gott des Zorns, und ist die Welt wirklich nur elend, weil dein Fluch auf ihr lastet? Das Gesetz antwortete Ja auf diese Frage, aber die ganze Welt antwortete ihm mit einem tausendfachen Nein.

Aber mit diesen Worten ist die Sache noch keineswegs erledigt. Es kommt bei einer religiösen Persönlichkeit nicht auf ihre einseitige Geistesthätigkeit oder auf ihr theologisches System an, es ist neben dem Begriffsmäßigen ein Persönliches, das der religiöse Genius in seine Geistesarbeit hineinlegt. Auf dieses Persönliche in Jesus kommt der Verfasser auch bald darauf zu sprechen, indem er die Frage aufwirft, wie Jesus dazu gekommen sei, Gott als den Vater zu erfassen, während die Menschheit vor ihm ihn meist nur als den zürnenden und rächenden Gott gedacht und gefürchtet habe. Er meint, die Antwort könne nur gesucht werden in der Person Jesu selbst, und zwar in der Stärke des Kindschaftsbewußtseins, das in Jesus gewesen, aber dieses Kindschaftsbewußtsein habe sich wieder nur entwickeln können in einem Gemüth, das rein, schuldlos, sündlos der Gottheit gegenüberstand, in dem alle menschliche Unruhe und Unbefriedigtheit aufgehoben waren, auf dem nicht der Schmerz der Endlichkeit lag, nicht das quälende Bewußtsein, nur Splitter und Bruchstück dessen zu sein, was es hätte werden sollen. Der sündige Mensch, das befleckte oder auch nur getrübte Gewissen wird Gott ewig als den zürnenden und rächenden, als den eifrigen Gott sich gegenüber sehen; die Offenbarung aber, daß Gott der Vater der Menschen sei, konnte nur einem Gemüth aufgehen, in dem Gottes Bild sich ungetrübt spiegelte, weil der Spiegel ohne Flecken war. Die Offenbarung Gottes als des Vaters ist der stärkste Beweis der absoluten Normalität der menschlichen Natur in Jesu. Also: die neue Gottesanschauung entsprang bei Jesu aus seiner einzigartigen Persönlichkeit, und darin wird denn wol auch das Wesen und die Bedeutung seines religiösen Genius liegen.

Dürfen wir nun in demselben Sinne auch Paulus einen religiösen Genius nennen? Nach einem bekannten Wort versteht nur der Genius den Genius, und mit diesem Verstehen ist nicht selten gepaart ein starkes Bewußtsein verwandter Größe. Etwas Aehnliches aber finden wir bei Paulus nicht, niemals ist ein Schüler sich des tiefsten, nicht blos graduellen Abstandes von seinem Meister so bewußt gewesen, sodaß wir, wie die Sachen uns einmal historisch und psychologisch vorliegen, vielmehr zu der Alternative gedrängt werden: War Jesus von Nazareth ein religiöser Genius, so konnte Paulus von Tarsus keiner sein; ist es aber der letztere gewesen, so mußte der erstere etwas anderes sein. Wir haben mit dem Gesagten nur das Bedenkliche der von dem Verfasser aufgestellten Parallele kritisiren wollen, die, wie wir gesehen haben, sich aus des Verfassers eigenen Worten wieder vernichten läßt. Vielleicht treffen wir das Verhältniß richtiger, wenn wir, zwischen Religion und Theologie unterscheidend, Paulus einen großen Theologen nen-

nen und ihn zu seinem Meister eine ähnliche Stellung einnehmen lassen, wie etwa einen Aesthetiker oder Systematiker zu einem schöpferischen Genius der Kunst.

Wir setzen zum Schluß noch aus dem sehr lehrreichen und gediegenen Buche eine Stelle her, in der sich der Verfasser zusammenfassend über des Paulus Persönlichkeit, sowie auch über seine Schreibart ausläßt:

Es ist schwer, diese Individualität zu charakterisiren, in der sich christliche Liebesfülle, rabbinischer Scharfsinn und antike Willenskraft so wunderbar mischen. Wie wogt, stürmt, drängt alles in seinen Briefen! Welch ein Wechsel glühender Ergüsse und spitzer Beweisführungen! Am wenigsten hat die Phantasie Antheil an seiner innern Welt. Die Sprache ist oft hart und herb, weil nur der Gedanke sie geboren hat. Die Bilder, die er braucht, sind meistens farblos, allegorisch und haften an dem blassen Grund der Abstraction. Das ist die Schranke seines Geisteslebens. Um den offenen Blick für die farbige Sinnenwelt zu haben wie Jesus, ist sein Auge viel zu ausschließlich nach innen gewendet. Darin blieb er stets ein Rabbi.

Studienreisen in England.

Studienreisen in England. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Julius Rodenberg. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Es hat uns nicht wunder genommen, daß dieses neueste Werk Rodenberg's sofort nach seinem Erscheinen einen englischen Uebersetzer gefunden hat, und daß hervorragende englische Zeitschriften sich mit vollster Anerkennung über diese Culturstudien aussprechen, welche bestimmt sind, Volk und Land der britischen Inseln nach bisher wenig beachteten Seiten hin schärfer zu beleuchten und dem Verständniß der Deutschen zu nähern. Rodenberg kennt und schätzt das englische Wesen; Familienverhältnisse, literarische Verbindungen, Reisen und gelehrte Studien haben ihm tiefe Einblicke gewährt in die eigenartige Entwickelung und Gestaltung der socialen Verhältnisse auf den Inseln jenseit des Kanals; die großartige Geschichte derselben hat nicht verfehlt, einen nachhaltigen Eindruck auf sein poetisches Gemüth auszuüben, und zu dem, was er gelesen und gedacht, haben seine eigenen Wanderungen Illustrationen und Commentar hinzugefügt. Die frische Unmittelbarkeit der Anschauung, Empfindung und Darstellung, welche Rodenberg's frühern Schriften über englische Verhältnisse eigen ist, fehlt auch der neuesten nicht; sie verleugnet auch nicht das dem Verfasser eigenthümliche Bestreben, für das, was zeitlich unverbunden auseinanderliegt, Mittelglieder zu schaffen, welche verknüpfen und erläutern. Rodenberg wollte nicht Beiträge zur Geschichte der englischen Cultur liefern, sondern einzelne Momente der socialen Entwickelung herausgreifen und „diese zum Mittelpunkte von Bildern machen, welche von dem Besondern eine Perspective bieten auf das Allgemeine: das Volk und das Land“.

Ueber „Kent und die Canterbury-Geschichten“ handelt der erste Abschnitt. In dem Dörfchen Walmer-Castle, unweit des gleichnamigen Schlosses, hat der Verfasser anfangs der sechziger Jahre längere Zeit gelebt und dort, wo die Lord-Wardeine Englands residiren, wo eine Menge glanzvoller Schlösser Zeugniß ablegt von der ungebrochenen Macht eines reichen einheimischen Adels, mannichfache Anregung zu Studien über die englische Nobility empfangen. Denen, welchen die Geschichte der Stände in England fremd ist, wird es überraschend sein, von Rodenberg zu hören, daß die Ahnenreihen von außerordentlich wenigen Adelsgeschlechtern in das Mittelalter zurückreichen, „daß zwanzig der größten Adelsfamilien durch Bürger und Kaufleute begründet worden und siebzig Peers ihre Erhebung einer erfolgreichen Laufbahn als Advocaten oder Verwaltungsbeamte verdanken“.

Von dem großen Normannenadel Wilhelm's des Eroberers ist keine Spur mehr übrig; ebenso wenig von den Schöpfungen König Johann's ohne Land. Von den ältesten titulirten Familien Englands können drei ihren Stammbaum bis zu den Tagen Heinrich's III. und drei bis zu denen Eduard's I. verfolgen; aber merkwürdigerweise finden sich diese Familien auf der untersten Stufe der englischen Peersliste, während die höhern Würden derselben auf einen immer modernern Ursprung zurückdeuten. Kaum ein Sechstel aller gegenwärtig im Oberhause vertretenen Häuser besaß seine Titel schon zur Zeit der Revolution von 1688 und seit 30 Jahren ist die Liste der Peers um mehr als 60 neue Namen vermehrt worden. Von 20 Herzogthümern stammt nur eins aus dem 15., und das älteste Marquisat ist nicht älter als das 16. Jahrhundert. Von 108 Earlthümern stammen nur 2 aus dem 15., dagegen 31 aus dem 18., und 54 aus dem 19. Jahrhundert, und von den Viscounts datirt nur einer sein Haus aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem 13. und 14. Jahrhundert gibt es nur noch Baronien: vier aus dem 14., sechs aus dem 13. Jahrhundert, von denen drei durch Frauen vertreten sind.

Canterbury hat auch in Rodenberg eine Fülle historischer Erinnerungen wach gerufen: die mittelalterlichen Giebelhäuser, der uralte Dom mit seinen gewaltigen viereckigen Thürmen, die Gräber der Großen des Reichs und der Kirche, die Stätte, wo Thomas a Becket ermordet ward, jenes Thor, durch welches die Pilger in Chaucer's „Canterbury-Geschichten“ in die Stadt einzogen, die Straße, in der Dickens' „David Copperfield“ spielt. Bei Chaucer's Dichtung verweilt der Verfasser am längsten; er bringt zu dessen Lebensgeschichte einige Berichtigungen und Ergänzungen und schildert die Oertlichkeiten der Erzählungen des nordischen Boccaccio.

„Shakspeare's London“ wird im zweiten Kapitel gezeichnet. Rodenberg's topographisches Geschick ist aus seinen Romanen schon zur Genüge bekannt; er ist ein phantasievoller Culturhistoriker, ein Meister in der Decorationsmalerei; seine Bilder sind in einem Helldunkel gehalten, welches für jene historischen Stoffe sich eignet, über welche gleichzeitige Geschichtsquellen ein ungenügendes Licht verbreiten; die malerische Wirkung des Schattens läßt aber das Gefühl nicht aufkommen, daß dort auch historisches Dunkel herrscht. Der Verfasser ist heimisch in dem London zur Zeit Elisabeth's und Karl's I.; in seiner Begleitung wandern wir an den Ufern der damals noch „silbernen Themse“, durch die engen Straßen der City, denen die Häuser der reichen Kaufherren mit ihren gothischen Fenstern und Giebeldächern eine maleri-

sche Perspective verleihen; wir begegnen den Straßenköchen, welche heiße Rippen von geröstetem Rindfleisch, wohlgebackene Pasteten und andere Lebensmittel ausrufen, und treten in den St.-Pauls-Dom ein, um zu erkennen, daß auch der Kirchenbesuch seine Geschichte hat.

Die St.-Paulskirche war damals die große und fashionable Promenade von London; aber sie war noch viel mehr außerdem. Was im heutigen London der Trödelmarkt vom Houndsditch am Morgen, die Börse zur Mittagszeit, Rotten-Row am Nachmittag und Haymarket am späten Abend ist, das zusammen während des ganzen Tags war im 16. Jahrhundert St.-Paul, die alte Metropolitankirche von London, nicht der Platz vor der Kirche, sondern die Kirche selber. Es gingen überhaupt wunderbare Dinge in den Kirchen vor; sie waren die Theater, die Gerichtshöfe, die politischen Kampfplätze und die Lotteriehäuser jener Tage. Das alte Drama, das Mirakelspiel, bevor es auf die Straße gewandert war, hatte jahrhundertelang seinen Sitz in den Kirchen gehabt, und noch aus dem Jahre 1592 hören wir, daß bei einem Besuch der Königin Elisabeth in Oxford der Gottesdienst in der Universitätskapelle nicht so bald vorüber war, als man auch die Kapelle schon in ein Theater für die Vergnügungen des Nachmittags verwandelte. Um dieselbe Zeit verbot die akademische Obrigkeit derselben Universität das Rauchen in den Kirchen, „wegen der zu großen Masse des Qualms". Die Gemeindewahlen wurden fast überall in den Kirchen vollzogen, und sehr häufig, besonders in Zeiten von ansteckenden Krankheiten, wurden auch die Assisen daselbst gehalten. Am ungenirtesten jedoch benahm man sich in der genannten Metropolitankirche von London, derjenigen, welche im großen Feuer zerstört, auf derselben Stelle stand, wo jetzt der Dom von St.-Paul sich erhebt. Das St.-Paul's des heutigen London ist ein Kuppelbau, nach dem Muster der Peterskirche in Rom; St.-Paul's in Shakspeare's London war ein gothischer Dom, mit einem schmalen Thurm, der aber durch Feuer im Jahre 1561 halb zerstört war, mit Kreuzgängen und einem Todtentanz an den Außenwänden. So oft Königin Elisabeth mit ihrem nobeln Gefolge nach St.-Paul's kam, um dem Gottesdienste beizuwohnen, wurde sie fast unveränderlich begleitet von „zwei weißen Bären". Aber dieses war nicht das Aergste. Schon seit der Reformationszeit war das Schiff des Doms ein ganz allgemeiner Durchgang geworden für die Lastknechte mit Bierfässern, Brotkörben, Fisch, Fleisch und Früchten; beladene Maulesel, Pferde und andere Thiere zogen unaufhörlich von der einen Thür zur andern, die Marmormosaiken mit Stroh, Abfall und Schmuz jeder Art bestreuend. Durch die hohen Flügel des Doms klang Rossegewieher, und auf den Bänken im Chor schnarchten die Trunkenbolde. Auf den Säulen, in dem reichen Bildhauerschmuck der Knaufe nisteten Vögel, und es war ein Hauptvergnügen der Cityjugend, sie mit Pfeil und Bogen herabzuschießen; an die Säulen wurden Zettel geschlagen, und an der sogenannten „Si quis" Thür drängten sich die Dienstboten, welche eine Herrschaft suchten. Die Advocaten der benachbarten Gerichtshöfe von Dowgate und Paternoster-Row hatten ihre Stände, in denen sie ihre Clienten empfingen, und noch unter Karl II. war davon so viel übriggeblieben, daß ein Jurist, sobald er zur Praxis berufen worden, nach St.-Paul's ging, um sich seinen besondern Stand zu wählen. In den Seitengängen hielten sich die Wucherer auf, und das Taufbecken ward als Comptoir bei den Zahlungen benutzt. Der Lärm war sehr groß, und während in einem Theil des Doms die Orgel ging und die Predigt gehalten ward, wurde in dem andern geflucht, geschworen und betrogen.

Shakspeare ist oft nach St.-Paul's gekommen, um Charakterstudien zu machen: „Hier (in St.-Paul's) habe ich ihn mir gekauft", sagt Falstaff von Bardolph. Doch öfter noch besuchte der große englische Dichter das Wirthshaus. Rodenberg erzählt, daß Shakspeare die Bekanntschaft von Sir John Oldcastle, dem Originale des vielbewunderten John Falstaff, in der Taverne „Zum Eberkopf" gemacht habe, und daß erst in diesem Jahrhundert das alte Haus niedergerissen worden, um Raum für die neue London-Bridge zu machen; meistens habe Shakspeare aber das Wirthshaus „Zur Meermaid" frequentirt, dessen Wirth Dun hieß.

Die Schilderung von Shakspeare's Theatern schließt das zweite Kapitel; der Leser wird daraus die Ueberzeugung schöpfen können, daß die dramatische Kunst auch ohne besondere Pflege des decorativen Elements zur Classicität sich entwickeln kann. Denn die „Breter, welche die Welt bedeuten", waren zu Shakspeare's Zeit „nur große Breter im Hintergrunde der Bühne, mit der Inschrift «France», wenn die Scene in Frankreich lag, oder «Venetia» und «Verona», wenn der Dichter uns in das Land versetzen will, wo Othello sein Weib aus Eifersucht erwürgt, wo Julia und Romeo geliebt haben und gestorben sind um ihrer Liebe willen".

Der Abschnitt über „Die Kaffeehäuser und Clubs von London" bringt uns der Gegenwart näher. Die londoner Kneipen des 16. Jahrhunderts haben eine literarhistorische Bedeutung besessen; die Kaffeehäuser des 17. Jahrhunderts nahmen einen politischen Charakter an, sie wurden, wie Macaulay sagt, die Hauptorgane, durch welche sich die öffentliche Meinung der Metropolis Luft machte, und sie sind dies geblieben bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, wo die Clubs ihren Einfluß auf das politische und sociale Leben abschwächten. Rodenberg charakterisirt vorzugsweise die culturgeschichtliche Bedeutung der Kaffeehäuser, ihre Wichtigkeit für das parlamentarische Leben, die Literatur und den Handel; alte Zeitungen, Reisebeschreibungen und Geschichtswerke haben eine Fülle interessanter Einzelheiten geboten, deren Sammlung von dem gewissenhaften Fleiße, deren Verarbeitung von der stilistischen Kunst des Verfassers Zeugniß ablegt. Was er über die Clubs erzählt, ist zum Theil das Ergebniß eigener Erfahrungen und Beobachtungen; hierbei geht er von der Ansicht aus, daß der Club nicht blos seinem Ursprunge, sondern seinem ganzen Wesen nach eine specifisch englische Erscheinung ist, die nur vorübergehend in politisch erregten Zeiten in andern Ländern Wurzel gefaßt hat, deren Nachahmungen aber weit hinter den englischen Vorbildern haben zurückbleiben müssen, weil die in der Eigenart der socialen Verhältnisse liegenden Grundbedingungen gefehlt haben:

In England, wo es bisher außer dem Geschäft und der Familie, dem Haus und der Oeffentlichkeit kaum ein Drittes gab, ist der Club als ein vermittelndes Element hinzugetreten. Er steht zwischen beiden und hat etwas von beiden; er verbindet die Leichtigkeit des geselligen Austausches, wie sie in den altlondoner Kaffeehäusern herrschte, mit den solidern Genüssen der guten Tavernenzeit. Er ersetzt das continentale Wirthshaus, die Restauration, den Boulevard, den Foyer und die Conditorei; dies alles ist er dem Londoner und noch etwas mehr. Die Association der Standes- und Berufsinteressen war das erste, und die Association der materiellen Interessen folgte nach. Mitglied eines Clubs zu sein, heißt das Recht haben, eins der schönsten Gebäude in einer der vornehmsten Gegenden der Stadt als sein Haus, und Diener in Plüschhosen als seine Diener zu betrachten; in einem Saale mit vergoldetem Plafond und schweren Teppichen die Zeitung und in einer Bibliothek mit eichengeschnitzten Schränken das „Magazine" und die „Review" zu lesen; in einem Salon, durch dessen halbheraufgeschobene Fenster der Sommerwind aus dem Park herauswehr,

von Silber und Wedgewood zu speisen, und in einem behaglichen Rauchzimmer, in dessen antikem Kamin zur Winterszeit ein gutes Feuer brennt, nach dem Diner den Cavendish oder die Havana zu rauchen, Punsch zu trinken und zu schlummern, wenn man will. Es heißt, außer dem Hause und in dem Kreise einer selbstgewählten Gesellschaft über alle jene Bequemlichkeiten und Genüsse zu verfügen, wie sie nur das Haus der Reichen und Feingebildeten zu gewähren vermöchte, und dies alles zu einem Preise, der fast mehr durch seine Billigkeit Staunen erregen könnte, als das, was dafür geboten wird, durch seine Vollendung bis ins Kleinste. Es war, wenn ich mich recht besinne, der Herzog von Wellington, welchem eines Tags in seinem Club für ein Mittagessen 15 Pence (12½ Sgr.) berechnet wurde statt eines Shilling (10 Sgr.); der Herzog weigerte sich, den willkürlichen Mehrbetrag zu zahlen, und beruhigte sich nicht eher, als bis derselbe gestrichen war. „Es ist nicht wegen der drei Pence", sagte er, „sondern wegen der Clubdisciplin."

Die Einwirkung der englischen Clubs auf die politischen Parteien, auf Gesetzgebung und Verwaltung ist bekannter als ihre Bedeutung für die Literatur. Der „Literarische Club", welchen Samuel Johnson gegründet hat, vereinigt noch jetzt die hervorragendsten Männer der Künste und Wissenschaften, der Literatur, der Politik und der Kirche; aus seiner Mitte ist das „Athenaeum" hervorgegangen. Neben ihm vertritt der Neue Athenäum-Club eine ähnliche Richtung; Thackeray hat ihm jahrelang angehört. Die prachtvolle äußere und innere Ausstattung der Clubhäuser, die Feinheit der Küche, die reichhaltigen Bibliotheken, das ebenso gesellige als geistreiche Leben, welches in den großen blendenden Sälen herrscht, und alle die sinnreichen Einrichtungen, welche der Befriedigung der feinen Lebensgenüsse dienen, führt uns Rodenberg vor; nur eins scheint er verschwiegen oder vergessen zu haben — das Cliquenwesen, welches einen tiefen Schatten in das lichtvolle Bild des englischen Clublebens wirft.

Das nächste Kapitel ist den „Juden in England" gewidmet; auch hier erhalten wir in großen Zügen einen historischen Ueberblick über die Entwickelung einer besondern Seite der englischen Cultur; manches erinnert an heimische Verhältnisse, das meiste ist jedoch England eigenthümlich, so besonders die Ursache und Art der Judenemancipation, welche 1833 erfolgte, fast zwei Jahrhunderte nach Cromwell's vergeblichem Versuche, den Juden eine rechtliche Stellung in England zu sichern. „Wie fast alle staatlichen Fragen", sagt Rodenberg, „hat Deutschland auch die Judenemancipation mehr auf dem Wege der vorbereitenden geistigen Arbeit, in den stillen Stuben seiner Denker und Dichter erledigt, als auf dem eines verfassungsmäßig geführten parlamentarischen Kampfes, zu welchem freilich zwei Dinge fehlten, nämlich die Verfassung und das Parlament. Als diese kamen, war die Sache reif; für die Juden in Deutschland war Lessing's «Nathan der Weise» so viel werth als ein ganzer siegreicher parlamentarischer Feldzug. Die Frage, mit einem Worte, ist in Deutschland eine culturgeschichtliche gewesen, in England aber eine politische." Feinsinnig sind des Verfassers Bemerkungen über die Charakteristik der Juden im englischen Drama; er weist nach, wie Shakspeare das größte Gewicht darauf legt, in dem Juden Shylock uns den Menschen verstehen zu lernen, um erst daraus das Unmenschliche seines Beginnens erklärlich zu machen, wie er dem Juden, welchem er die Wahnvorstellungen des Mittelalters anhängt, Christen gegenüberstellt, welche vor seiner Hoheit zusammenschrumpfen, wie er aber der Volksstimmung dadurch Rechnung trägt, daß er nicht den Helden des Stücks daraus als Sieger hervorgehen läßt, sondern den gänzlich Gebrochenen mit Hohn überhäuft und ihm am Ende nur die Wahl zwischen der Hälfte seines Vermögens und seinem Glauben läßt.

Es ist Rodenberg eigenthümlich, den Blick des Lesers von dem Besondern, dem Einzelnen zum Allgemeinen zu führen und das scheinbar Zufällige als das nothwendige Resultat bestimmter Vorbedingungen zu erklären. In diesem Sinne ist er Historiker und Topograph. Das Gegenwärtige steht ihm an der Spitze einer langen Reihe vorhergegangener Erscheinungen; den Charakter des Volks sieht er in innigem Zusammenhange mit dem Charakter des Landes. So belebt sich vor seinem Auge die Landstraße, die Klosterruine, das stille Gestade des Sees nicht mit den willkürlichen Gestalten einer Dichterphantasie, sondern mit Wesen, welche der typische Ausdruck gewisser historischer oder topischer Verhältnisse sind. Die letzten Abschnitte: „Bilder von der englischen Landstraße", „Herbst an den englischen Seen", scheinen nur in losem Zusammenhange mit den culturgeschichtlichen Essays zu stehen, welche ihnen vorausgehen; erzählen sie doch mehr von Reisen als von Studien, und dennoch sind sie nicht blos unterhaltend, sondern auch belehrend; jener, weil er denen, welche Neuengland nur auf dem Schienengleise und in den Städten gesehen haben, ein Stück von Altengland zeigt, wie es sich noch auf der Landstraße und in den Dörfern erhalten hat, und dieser, weil er Landschaften schildert, die außerhalb der vielbetretenen Touristenstraßen liegen, denen aber Natur wie Geschichte einen eigenthümlichen romantischen Reiz verleihen.

Rodenberg ist ein trefflicher Stilist; seine Darstellung erinnert bisweilen an Macaulay und an andern Stellen an Dickens hin; sie ist immer fesselnd, glatt und dem Stoffe entsprechend.

Reinhart Zöllner.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben", von Gustav Fritsch, sagt die „Saturday Review" vom 15. März: „Dies ist ein höchst wichtiger Beitrag zur anthropologischen Wissenschaft. Nachdem der Verfasser sich zunächst durch einen längern Aufenthalt im Lande zur Schilderung dieses Volks befähigt, hat er sich seit seiner Rückkehr nach Europa der reichen bereits über den Gegenstand vorhandenen Literatur bemeistert, und tritt jetzt in der Eigenschaft eines Beurtheilers der Arbeiten seiner Vorgänger auf, während er zugleich neues Material herbeischafft. Viele der Beobachtungen früherer Reisenden sind nach ihm höchst ungenau. Eine besonders fruchtbare Quelle des Irrthums

ist die beständige Sucht gewesen, das Leben der Wilden durch die unbewußte Hineintragung europäischer Vorstellungen in eine Sphäre, auf die sie gänzlich unanwendbar sind, zu verschönern. So z. B. löst sich der Glaube an ein höheres Wesen, welchen viele Reisende unter den Hottentotten entdeckt haben wollen, nach genauerer Forschung in Ehrfurcht vor einem vergötterten Vorfahren auf, und der größere Theil dessen, was für Religion unter den Kaffern gegolten hat, ist einfach Zauberei. Spuren von Religion indessen kommen überall vor, selbst unter den Buschmännern. Während nun, im allgemeinen gesprochen, die Sittlichkeit und Intelligenz der Wilden unter den Einflüssen der Philanthropie oder des Idealismus in einem viel zu günstigen Lichte dargestellt worden sind, hat man dem Buschmann kaum Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nichts kann überraschender sein, als zu finden, daß die Kunst, die höchste Verfeinerung der Menschheit, unter diesen heimat- und gesetzlosen Wanderern in einem weit entwickeltern Zustande vorhanden ist, als unter den Kaffern mit ihren festen Wohnungen und ihrer Organisation nach Stämmen. Die hier gegebenen Facsimiles von Buschmann-Malereien lassen indessen keinen Zweifel an der Thatsache aufkommen; ihre Aehnlichkeit mit den primitiven Darstellungen des Höhlenbärs und Mammuths muß jedem auffallen. Dr. Fritsch bestreitet die Theorie, daß Buschmänner blos entartete Hottentotten seien; doch scheint er die mögliche Verwandtschaft der beiden Rassen zuzugeben. Sie sind sich in ihrer Unfähigkeit, nicht gerade zur Civilisation, sondern zur Beibehaltung ihrer nationalen Selbständigkeit unter deren Einflüssen, ähnlich; sie schrumpfen zusammen und verschwinden, während sich der Kaffer immer leicht den Umständen anpaßt. Das Werk ist in Abschnitte, den acht Stämmen entsprechend, von welchen es handelt, eingetheilt; jede wesentliche, auf eine von ihnen sich beziehende Einzelheit wird umständlich angegeben; die theils im Buche enthaltenen, theils dasselbe in Gestalt eines Atlas begleitenden Illustrationen sind zahlreich und gut ausgeführt. Der Verfasser ist sich der Beziehung nicht unbewußt, welche seine Forschungen zum Problem vom Ursprung des Menschen haben, hält es aber vorderhand noch für verfrüht, eine Meinung über diesen Punkt auszudrücken."

Ueber „Die Palau-Inseln im Stillen Ocean, Reiseerlebnisse" von Karl Semper, sagt dasselbe Blatt: „Keate's Erzählung von Kapitän Wilson's Schiffbruch und Aufenthalt auf den Palau-Inseln gehört zu den classischen Schriften unter den englischen Reisebüchern, und des Kapitäns interessanter Schützling Prinz «Lee Boo» war in unserer Erinnerung einer der Helden der Kinderstube. Es ist daher erfreulich, daß uns die Mittel geboten werden, unsere Bekanntschaft mit einer durch romantische Association uns so lieb gewordenen Inselgruppe zu erneuern, selbst wenn auch der Bericht, den wir über ihre gegenwärtige Lage erhalten, weniger befriedigend ist, als wir hätten wünschen können. Dr. Semper, der wohlbekannte Reisende in den Philippinen, der die Gruppe im Jahre 1861 an Bord eines englischen Kauffarteischiffs besuchte und beinahe ein Jahr dort hinbrachte, fand die Inselbewohner an chronisch gewordenen Zwistigkeiten unter sich und noch mehr an der unheilvollen Einmischung fremder Abenteurer leiden. Einer derselben, ein Kapitän Cheyne, als Verfasser eines Werks über Polynesien bekannt, von Dr. Semper aber als gewissenloser Mann von seltener List und Verwegenheit dargestellt, schien zur Zeit des Besuchs unsers Reisenden nahe daran, seine Herrschaft über einen beträchtlichen Theil der Gruppe zu gründen. Er hatte einen Vertrag mit den bedeutendsten Häuptlingen abgeschlossen (dessen Text hier mitgetheilt wird und entschieden eine große Merkwürdigkeit ist), in welchem er sich ein Handelsmonopol sicherte. Er ging indessen ein wenig zu weit, und bald nach Dr. Semper's Besuch wurde er von den Eingeborenen ermordet oder vielleicht mit Recht getödtet. Dr. Semper drückt sich sehr heftig über die Wiedervergeltung aus, welche ein englischer Seeoffizier, seiner Ansicht nach, sich mit Unrecht verleiten ließ, für Cheyne's Tod zu fordern. Eine etwas ähnliche Affaire hatte gerade vor Ankunft des Reisenden stattgefunden und wurde von ihm in einer hier abgedruckten Mittheilung an das «Diario de Manila» denuncirt. Man kann die englische Flottenbehörde nicht sehr darüber tadeln, daß sie den Schutz ihrer Landsleute zu ihrem Hauptzwecke erhebt, und dabei gewissermaßen genöthigt ist, sich auf die einseitigen Angaben der letztern zu verlassen. Augenscheinlich jedoch würde der Aufenthalt eines bevollmächtigten Geschäftsträgers auf jeder dieser Gruppen, der mit dem Schutze der Eingeborenen beauftragt wäre, nicht nur diese, sondern auch die weit traurigern und schmachvollern Verhandlungen, die wir in Queensland zu beklagen hatten, verhindert haben. Wir hoffen ernstlich, daß man die Sache nicht aus den Augen lassen werde. Kein Heilmittel, fürchten wir, wird genügen, den Verfall der eingeborenen Bevölkerung aufzuhalten; denn obschon die Palau-Inseln weniger als die meisten Gruppen vom Verkehr mit Europäern gelitten haben, so ist sie doch innerhalb des letzten Jahrhunderts von 40000 auf 10000 herabgesunken. Der Hauptgrund davon ist nach Dr. Semper's Meinung die plötzliche Einführung von Feuerwaffen und andern Bequemlichkeiten einer vorgeschrittenen Civilisation, was die Spann- und Lebenskraft der trägen Rasse zerstört hat, indem ihr das Leben zu bequem gemacht worden ist. Der Stolz und die Erfindungsgabe des Polynesiers wurden früher durch die Zubereitung seiner Waffen und Geräthe geweckt; jetzt erhält er sie aus zweiter Hand vom Ausländer und vegetirt, wo er ehemals lebte. Dr. Semper's Bild von der Liebenswürdigkeit und Einfalt der Inselbewohner ist höchst anziehend und entspricht in allen wesentlichen Hinsichten dem des Kapitän Wilson; die Schönheiten der Landschaft und die malerischen Züge der Sitten und Gebräuche sind auch lebhaft geschildert, und ungeachtet des peinlichen Charakters vieler Einzelheiten bringt das Buch dennoch einen sehr angenehmen Eindruck hervor."

Merkwürdig ist die Besprechung von „Johannes Olaf", welche in dem genannten Blatte vom 8. März erschien. Wie dem Recensenten dieses Romans im „Athenaeum", so scheint auch dem in der „Saturday Review" alles Verständniß für die Gedankentiefe der Verfasserin von „Johannes Olaf" abzugehen. Die Uebersetzung, die sehr mislungen sein soll, mag einen, vielleicht den größten Theil der Schuld davon tragen, daß dem gediegenen Werke der begabten Dichterin die allgemeinere Anerkennung darüber versagt wird; ein großer Theil derselben jedoch muß dem mangelhaften philosophischen Sinne der Recensenten beigemessen werden. Sie halten sich fast lediglich an die Oberfläche, an das Stoffliche, und übersehen den eigentlichen Gehalt des Werks. Die „Saturday Review" will daher durchaus nicht die vom englischen Verleger gebrauchte Bezeichnung der Verfasserin als „die George Eliot Deutschlands" gelten lassen und stellt für Eliza Wille ungünstige Vergleiche zwischen ihr und der genannten Dame an. „Der Roman" (novel), heißt es unter anderm, „wenn es ein Roman (novel) genannt werden kann (!), ist schlecht geschrieben und mittelmäßig übersetzt." (Wie kann man die Schreibart nach einer Uebersetzung beurtheilen?) „Die Schreibart hat alle gewöhnlichen Eigenthümlichkeiten schlechter deutscher Composition — lange, sinnlose Sätze, mit Beiwörtern im Superlativ angefüllt, die ohne Präcision oder Directheit aneinandergereiht sind, und langweilige Monologe an der Stelle von Gesprächen, ohne einen unterbrochenen Paragraphen ganze Seiten hindurch." Dann wird die Uebersetzung und die Uebersetzerin getadelt, und dies mit Recht. Deutsche Kritiker werden es wol nur in den seltensten Fällen wagen, ein Buch nach einer Uebersetzung zu verurtheilen oder überhaupt zu beurtheilen, wenn sie es nicht in der Ursprache gelesen haben oder lesen können.

Die „Academy" vom 15. März macht auf Rudolf Gottschall's Essay über „Das neuere historische Drama", in „Unsere Zeit" vom 15. Februar, aufmerksam; ein Beweis, daß die Redaction den darin ausgesprochenen Ansichten zustimmt, denn nur in diesem Falle werden in jener streng redigirten Zeitschrift Bücher oder Abhandlungen überhaupt erwähnt.

„The Illustrated Review" vom 13. März hebt desselben Verfassers „Napoleon III., eine biographische Studie" aus „Unsere Zeit" vom 1. März, rühmend hervor.

In derselben Nummer dieser Wochenschrift befinden sich

längere Anzeigen der Werke von **Wilhelm König** über „Shakspeare als Dichter, Philosoph und Christ“ und **Duboc**'s Uebersetzung und Bearbeitung von Grant's „Geschichte der englischen Presse“. Diese sich immer mehr verbreitende, sehr schön ausgestattete und Nachrichten der mannichfaltigsten Art enthaltende Zeitschrift möchten wir dem deutschen Publikum ganz besonders empfehlen.

Die Nummer (65) vom 20. März enthält einen Auszug aus **Wuttke**'s „Geschichte der Schrift und des Schriftthums“, die Stellung der Schriftsteller in Deutschland und den spärlichen Absatz von Büchern betreffend, und sagt dann: „Um nur ein oder zwei Beispiele aus Hunderten anzuführen. Das erste ist Gottschall's «Poetik», zuerst im Jahre 1858 in einem Bande, und die zweite Auflage, in zwei Bänden, erst 1870 erschienen. Diese Thatsache gibt Prof. B. Schmitz in seinem letzten Bericht «Ueber die neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie» (3. Heft, 1872) Anlaß zu folgender Bemerkung: «Es ist kläglich, daß ein Werk von so allgemeinem und zugleich von so speciellem Interesse, so reichhaltig an Gedanken und an (literarhistorischen) Thatsachen, zwölf Jahre gebraucht hat, um die zweite Auflage zu erleben!» *) In England, fügt der Berichterstatter der „Review“ hinzu, „würden in demselben Zeitraume mindestens zwölf Auflagen eines solchen Werks erschienen sein.“ Als zweites Beispiel ist „Beethoven's Brevier“ von **L. Nohl** angeführt.

Ausländische Literatur.

Die „Quarterly Review“ bringt in ihrem Januarheft, indem sie sich anlehnt an die „Geschichte der Hohenstaufen“ von Friedrich von Raumer und die Ausgabe der Werke von Friedrich dem Großen in dreißig Bänden unter dem Titel „The two Fredericks“ eine nicht uninteressante Parallele zwischen Kaiser Friedrich von Hohenstaufen und König Friedrich II. von Preußen.

— Dem Vernehmen nach schreibt **Victor Hugo** in Guernsey einen Roman: „Quatre-vingt-treize“, welcher in der zweiten Periode der großen französischen Revolution spielt.

— Die Engländer, bei denen das philologische Studium in voller Blüte steht, sodaß die angesehensten Staatsmänner in Uebersetzungen des Homer und Horaz dilettiren, bei denen soeben wieder eine Uebersetzung des Virgil in blanc-vers von C. P. Cranch angekündigt wird, machen doch bisweilen recht auffällige blunders in Bezug auf das Alterthum. So sagt der Theaterreferent des „Athenaeum“ in Nr. 2367: „Es ist kein Grund abzusehen, warum die englische Burleske nicht für das englische Drama sein sollte, was die „Ritter“ und „Vögel“ für das Drama des Euripides (!) sind. Diese Verwechselung von Euripides und Aristophanes gehört doch zu den Donatschnitzern.

— Ein interessantes Werk von **N. Marcelli**: „La scienza della storia“ (Turin, Löscher, 1873) gibt eine Philosophie der Geschichtschreibung und zugleich einen Ueberblick über die Philosophie der Geschichte. Von deutschen Historikern werden Gervinus und Mommsen charakterisirt, von deutschen Philosophen Herder und Hegel. Die Italiener bewundern Hegel und beschäftigen sich viel mit ihm, während seine Gemeinde in Deutschland in letzter Zeit sehr geschmolzen ist. So nennt auch Marcelli Hegel den Schöpfer eines Systems, welches der höchste Ausdruck des metaphysischen Genies ist, und naht sich dem Denker mit einem tiefen Gefühl der Bewunderung.

— Goethe's „Faust“ ist jetzt in ungarischer Uebersetzung von **Ludwig Dóczy** (Pesth, Moritz Ráth) erschienen. Die Uebersetzung, namentlich der Monologe Faust's und Mephisto's wird sehr gerühmt; man glaubt, ein Original zu lesen, ohne daß die Eigenart Goethe'scher Dichtweise dabei Schaden gelitten hat.

*) Es erscheint demnächst die dritte Auflage von Gottschall's „Poetik“.

Theater und Musik.

Das Intriguenstück: „Drei Staatsverbrecher“, von J. B. **von Schweitzer**, ist in Leipzig mit Beifall zur Aufführung gekommen. Dasselbe gehört in den Bereich der historischen Lustspiele, nur daß es in dem vorletzten Act eine bedenkliche Wendung zur Tragödie hin nimmt, die mit ihren Rühreffecten die auf komische, ja selbst derbkomische Wirkung berechneten heitern Verwechselungen fremdartig unterbricht. Das Stück spielt zur Zeit Ludwig's XVI. in Paris; ein verfolgter freisinniger Adelicher, welcher aus der Bastille entsprang, ist der eigentliche Held des Stücks; ein Rococo-Gentleman, Marquis Charles, ein Art von Don Quixote des ancien régime mit seinem Sancho Pansa von Bedienten die komische Figur. Die geistige Atmosphäre des Stücks ist die eines sehr gemäßigten Liberalismus; von socialistischen Tendenzen, welche der Name des Autors uns ins Gedächtniß ruft, findet sich keine Spur in dem Stücke.

— Am wiener Burgtheater ist des verstorbenen **Hippolyt Schauffert** „Ein Erbfolgekrieg“ zur Aufführung gekommen und fand eine freundliche Aufnahme. Dasselbe Stück hat bekanntlich in Frankfurt a. M. Fiasco gemacht. Habent sua fata libelli!

Bibliographie.

Aigner, L., Ungarische Volksdichtungen. Uebersetzt und eingeleitet. Pest, Aigner. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Asmus, P., Das Ich und das Ding an sich. Geschichte ihrer begrifflichen Entwickelung in der neuesten Philosophie. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 28 Ngr.

Aus einem Mädchenleben. Weltliches und Geistliches. Hannover, Meyer. 8. 20 Ngr.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Herausgegeben von **J. Czermak** und **I. Rosenthal**. Erster Band: Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Von **J. Tyndall**. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Drossbach, Ueber die verschiedenen Grade der Intelligenz und der Sittlichkeit in der Natur. Berlin, Henschel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Engel, Die Verluste der deutschen Armeen an Offizieren und Mannschaften im Kriege gegen Frankreich 1870 und 1871. Berlin, Verlag des königl. statist. Bureaus. 1872. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Falloux, Graf v., Leben des Papstes Pius V. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Lommatzsch, Johanna, Skizzen aus Algerien. Erfurt, Brodmann. 1872. Gr. 16. 7½ Ngr.

Malý, J., Gedanken über die Lösung der socialen Frage. Prag, Linnekogel u. Funk. Gr. 8. 12 Ngr.

Marbach, J., Geschichte der deutschen Predigt vor Luther. 1ste Lief. Berlin, Henschel. Gr. 8. 15 Ngr.

Meerheimb, F. v., Die Schlachten bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Menzel, W., Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland (1870—1872). Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Möller, B., Worauf gründet sich die schnelle und großartige materielle Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Rostock, Kuhn. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Mylius, O., Ein Meteor der Börse. Roman. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Riggeler, R., Gedichte. Bern, Fiala. 8. 1 Thlr.

Petermann, T., Staatswissenschaftliche Untersuchungen. I. Gemeinde und Bürgerrecht. Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 12 Ngr.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. Historische Novellen. 1ster Bd.: Maria Theresia und die Freimaurer. Leipzig, E. J. Günther. 8. 25 Ngr.

Schwarze, F. O., Das Schöffengericht. Leipzig, Fues. Gr. 8. 16 Ngr.

Sengler, J., Goethe's Faust erster und zweiter Theil. Berlin, Henschel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sivers, J. v., Smilten. Ein Beitrag für die Entwickelungsgeschichte Livlands zur Feier des halbtausendjährigen Bestehens der Kirche zu Smilten, nach mündlichen Ueberlieferungen, geschriebenen und gedruckten Quellen verfaßt. Riga, Kymmel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sohm, R., Das Verhältniss von Staat und Kirche aus dem Begriff von Staat und Kirche entwickelt. Tübingen, Laupp. 8. 8 Ngr.

Spielhagen, F., Was die Schwalbe sang. Roman. 2 Bde. Leipzig, Staackmann. 8. 3 Thlr.

Spiller, P., Das Naturerkennen nach seinen angeblichen und wirklichen Gränzen. Untersuchungen. Berlin, Denicke. Gr. 8. 12 Ngr.

Spir, A., Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weber, T., Die Geschichte der neueren deutschen Philosophie und die Metaphysik. 3 Hefte. Münster, Brunn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zeising, A., Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche. Eine Gott- und Weltanschauung auf erfahrungs- und zeitgemäßer Grundlage. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zitelmann, E., Begriff und Wesen der sogenannten juristischen Personen. Von der Juristenfacultät in Leipzig gekrönte Preisschrift. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 17. April 1873.

Neueste Romanliteratur.

Socialer Tendenzroman in widersprechenden Richtungen, Sitten- und Personengemälde aus dem Leben der Gesellschaft und daneben Zeichnung von Volkssitten, hochromantischer Schauerroman und Darstellung eigenthümlich abgewickelter Lebensläufe, endlich historischer Roman — wer in den sieben nachstehenden Producten alle diese mannichfaltigen Gattungen vertreten findet, der mag wol sagen, daß ihm eine Musterkarte des Buntesten auf dem weitschichtigen belletristischen Felde vorliegt, und daß keine der verschiedenen Gattungen feiert. Er wird sich nach Inhalt und Form, Ton und Stimmung herumgeworfen finden von der Stille förmlich idyllischer Ruhe bis zu den Erschütterungen der gewaltsamsten Action. Und als hätten die Deutschen an den Erzeugnissen ihrer unermüdlichen selbständigen Arbeitskraft nicht genug, finden wir da wieder einmal Uebertragungen aus dem Englischen, welche so ziemlich den alten Satz bestätigen, daß der Deutsche alles übersetzt und alles liest, auch das, was der doppelten Mühe kaum werth ist. Selten ist uns eine Serie von Werken zu Gesicht gekommen, die mannichfachere und widersprechendere Eindrücke zu hinterlassen fähig wäre, und die in frappanter Weise mehr Anlaß böte zu kritischen Betrachtungen von allgemeinster Tragweite.

Ein kecker Griff in die Gegenwart führt uns zunächst zu den zwei sehr stark mit hierarchisch-polemischen Anklängen versetzten, übrigens in polarer Richtung auseinanderstrebenden Tendenzromanen:

1. Ringende Mächte. Ein socialer Roman aus der Gegenwart von Philipp Laicus. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 1872. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde von Sacher-Masoch. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 1 Thlr.

Unser Herr Laicus würde unstreitig besser Clericus heißen. Ein ausgesprochener Tendenzroman, dessen Spitze gegen die Freimaurer und unter ihrer Firma in zwar versteckterer Weise gegen die Aufklärungsstrebungen gerichtet ist — ein eigensinniges, eigenrichtiges und widerspruchsvolles Product, dem wir wenig Geschmack abgewinnen können. Es sind da allerdings eine gute Reihe Gestalten aus unserm kampfreichen Gesellschaftsleben, aber wie viel innere Wahrheit sie beanspruchen dürfen, ist wenigstens bei einzelnen im höchsten Grade zweifelhaft.

Dieser Hermann Wahr, Zeichner in der Guttmann'schen Maschinenfabrik, der sich erst von einem faux frère der Internationalen, dem schlauen und grundverdorbenen Cesari, in die Bestrebungen dieser Gesellschaft verwickeln und zum Präsidenten des Arbeitervereins machen läßt, dann aber, von dem tumultuarisch gesetzlosen Treiben abgestoßen, austritt, aus reiner Gerechtigkeitsliebe gar die Jesuiten gegen einen Verfolgungsstreich der frühern Freunde schützt und schließlich die Tochter seines reichen Brotherrn gewinnt, die sich in den einfachen Arbeiter verliebt hat — dieser Mann ist freilich eine sehr anziehende Gestalt, wol die am besten gezeichnete des Romans; wenn er aber der Typus des echten Arbeiterstandes sein und wenn sein Schicksal mehr als zufällige Bedeutung haben soll, so erheben sich schon hier die schwersten Bedenken. Eine weitaus widerspruchsvollere Erscheinung ist Richard Hernal oder eigentlich Ludwig Gelther, ein mächtiger und höchst umsichtiger Abgesandter der Internationalen aus London, über dessen Stellung und Haltung wir uns nur sehr schwer Rechenschaft geben mögen. Er ist gekommen, seine Schwester, die unter einem heillosen Schurkenstreich leidet, zu befreien und zu rächen, und in dieser ebenso nobeln wie gefährlichen Mission entfaltet er so viel Energie und Einsicht, Charakterstärke und Rechtssinn, daß er unbedingt neben jenem ersten der andere Hauptheld der Erzählung wird und unsere Bewunderung gewinnt. Höchst befremdlich ist diese Stellung, einem Internationalen gegeben von seiten eines Autors, der die an der Spitze erwähnte Tendenz vertritt; da liegt das schwer lösbare Räthsel. Oder sollen wir die Lösung etwa da suchen,

wo sie uns in unserm Jahrhundert wiederholt auffallend entgegentritt, selbst bei katholischen Bischöfen, deren einer am Druckorte dieses Romans wirkt, nämlich in einem kokettirenden Schönthun der klerikalen Gewalten und ihrer Wortführer mit den Forderungen des Arbeiterstandes, in jenem schillernden Bunde zwischen Altar und Hütte, der gegen die dazwischenliegenden geistigen und materiellen Gewalten gerichtet ist?

Cesari, der Studiendirector Heimthal, Dr. Rothan, und neben diesem Kleeblatt eine alte Hexe, welche Kinder, die man à tout prix los sein will, besorgt, führen uns in Verbrechercarrièren ein, die für die mitternächtigste Phantasie taugen; das tendenziös Bedeutsame ist, daß der Erzschuft Heimthal als Meister vom Stuhl aufgeführt wird. In zwei Kapiteln, das eine betitelt „Die Mission", das andere „Lösungen", liegt des Pudels Kern. Das erste belehrt uns, daß Jesuitenpatres voll tüchtiger Bildung, klarer Einsicht, beherrschender Logik, unbeirrbarem Rechtsgefühl, und daß Predigten aus dieser Schule, beseelt von Humanität und reinem Christenthum und Geduld, wirklich vorhanden sind, wenigstens im Roman. Das andere aber, wo ein Freimaurer, der noch dazu Staatsanwalt ist, den gefallenen Genossen, damit er nicht dem Orden noch tiefer zur Schande werde, auf Befehl der Obern im Gefängniß vergiftet, will uns natürlich mit gründlichem Abscheu gegen die ketzerische Gesellschaft erfüllen. Aufrichtig gestanden, scheint uns diese literarische Verfolgungssucht geradezu ein Luxus. Wenn der Autor uns überreden will, daß der Freimaurerorden eins der bedeutsamsten Triebräder in der Bewegung unserer Tage und der specifische Träger unserer gottlosen Aufklärung sei, so thut er mit seiner anklagenden Denunciation diesem Orden offenbar zu viel Ehre an und kennt unsere Zeit nicht; heutzutage wird das Rad der Geschichte nicht mehr aus dem Dunkel der Geheimorden heraus umgetrieben, die leitenden Mächte müssen öffentliche sein; höchstens die Jesuiterei, die unsterblich ist, treibt noch sehr wirksam ihren diplomatischen Hokuspokus.

Die Phantasie des Autors ist überschwenglich; sie schafft eine Reihe hochromantischer Scenen, die aber für Zeit- und Sittenzeichnung ebenso schief gedacht sind wie alles andere. In welcher Ecke Europas soll z. B. heutigentags der Staat liegen, wo folgender Auftritt möglich ist? Cesari, der grauenhafte Bösewicht, der sich einst in Wahr's Freundschaft einschlich, will diesem à tout prix die Geliebte, Hermine, rauben, zum Theil aus bloßer Bosheit gegen den Bevorzugten, zum Theil um einer raffinirten Leidenschaft zu fröhnen; er macht auf die einsam in einem Landhause Wohnende einen hirnwüthigen Anfall, wobei es zwischen ihm und der Jungfrau zum Kampfe mit Hammer und Zange, mit Fäusten und Nägeln kommt; als er sieht, daß er ihre jungfräuliche Ehre nicht bezwingen kann, will er sie erdrosseln. Natürlich kommt gerade im rechten Augenblicke der Liebhaber rettend hinzu, der tolle Angreifer aber kommt gewaltsam um. Das sollen wol auch „ringende Mächte" der Zeit sein!

Auch das Mysteriöse spielt übergenug mit in diesen verwegenen und verlorenen Carrièren, „dunkeln Existenzen". Das Mysterium der Tendenz aber wird ziemlich durchsichtig in folgender einfachen Phrase des noch halb zweifelnden, halb bekehrten Haupthelden: „Wenn es einen Gott gäbe, so wäre es der, den der Katholicismus lehrt. Alles andere führt consequenterweise zu der Wahrheit, daß es keinen Gott gibt." Und an einer andern Stelle ruft er dem Socialisten Gelther zu:

Ehe Sie an die Schäden der menschlichen Gesellschaft dachten, hat die Kirche für jeden ein Heilmittel gegeben. Nicht Spartakus mit seinen Sklaven, nicht Thomas Münzer mit seinen Bauern, nicht die Junikämpfer von Paris, noch die Commune dieses Jahres haben der Welt die ersehnte Verbesserung gebracht. Betrachten Sie die Kirche. Erhaben über die Staatsform stützt sie den Staat und umgibt mit gleicher Majestät die Souveränetät des Monarchen wie die Souveränetät des Volks.

Und in der That, wenigstens halb bekehrt wird uns auch der Socialist hinterlassen; Kirche und Katholicismus haben ihre Schuldigkeit gethan, um — glorificirt zu werden. Das Stück ist aus, und der glückliche Leser braucht nur zu klatschen!

Es kann in hohem Grade interessiren, unmittelbar zwei solche Zeitgemälde vor sich zu haben wie die von Philipp Laicus und Sacher-Masoch; beide ausgeprägt tendenziös, beide der unmittelbaren Gegenwart entnommen; beide haben auch nach ihrer künstlerischen Ausbildung das eigen, daß sie uns in chargirte Personenbilder und gewaltsam abrollende Handlung hineinwerfen; damit hört aber so ziemlich jede Aehnlichkeit auf, um uns nun den schneidendsten Gegensatz in Zweck und Absicht entgegenzuhalten. Will Laicus die Aufklärungsmächte unserer Tage, als deren Repräsentanten er nun einmal nach seiner Willkür die Freimaurer nimmt, bekriegen und die Jesuiten beschönigen, so thut Sacher-Masoch das directe Gegentheil: er stellt uns die Jesuiten als eine finstere, verfolgungssüchtige, zeit- und sittenverderbende Macht dar, die überall Unheil bringt und überall auszutreiben ist, wo sie sich einzudrängen sucht. Wer nicht in die häßlichen Maulwurfsgänge der klerikalen Herrschsucht und Heuchelei verbohrt ist, der wird zu diesem Porträt, welches ganz fein das Motto trägt:

Redend hat der Geist der Lüge
Form und Körper angenommen,
Und es sind des Heilands Züge,
Welche seiner Arglist frommen —

nur Ja und Amen sagen.

Und gleichwol mögen wir uns schwerlich an dem Gebilde erfreuen, und warum nicht? Der Autor hat seine ganz eigene Manier, die wir füglich als Originalität bezeichnen dürfen; aber es ist forcirte, gesuchte Originalität. Der Autor will packen und spannen; er reißt, zerrt uns fort, hastig, ruhelos, gewaltsam, in Sprüngen gehend, wir möchten fast sagen ängstigend. Wenn die echte Kunst noch mitten im tragischen Geschick das Herz heben, wenn sie versöhnen soll, so geschieht hier das directe Gegentheil, es wird uns bang; einzelne Scenerien und insonderheit einzelne Personenbilder sind da, die absolut furchtbar und nichts als furchtbar erscheinen, und daneben denn doch unwahrscheinlich, widernatürlich, da diese teuflisch raffinirte Bosheit das Maß des Wahrscheinlichen bei weitem überschreitet. Wenn solche Zeichnungen vollends das Weib zum Objecte nehmen, wie jene Frau von Bärneck, die majestätische Hyäne, die uns ihre glänzenden Zähne zeigt,

um uns lachend zu zerreißen, da werden wir uns denn doch mit Schrecken bewußt, daß wir in einer durch und durch kranken und auch in einer unwahren Welt herumgeworfen werden. Wir wurden unwillkürlich an verwandte englisch-französische Gestalten erinnert; aber man nehme etwa eine Lelia der George Sand: die psychologischen Züge sind hier trotz allem feiner, sind viel reicher und mannichfaltiger, und eben dadurch erscheint die ganze Gestalt motivirter.

Auf den Raum eines einzigen kleinen Bändchens hat unser Autor folgende grausame Gewaltacte, die alle Frucht der jesuitischen Ränke sein sollen — wogegen wir allerdings gar nichts einzuwenden hätten — zusammengedrängt: eine höchst mysteriöse Entführung in der Mondnacht und zugleich wüthende Verfolgung — Dinge, die sich auf die wunderliche Sekte der Adamiten zurückführen sollen; die Zerrüttung einer glücklichen Ehe, in ihrer Folge Verführung eines unschuldigen Mädchens, dessen Selbstmord und dafür rächender Mord an dem Verführer; tigerhafter Liebesgenuß und dafür Quälung und Mishandlung des Geliebten, der raffinirt zum Wahnsinn getrieben werden soll und in der That für wahnsinnig erklärt wird, damit der Orden Geld und Gut in seine Hand bekomme; Judenverfolgung, Brand und Schlägerei; zum Schluß eine auf Ausrottung abzielende Verfolgung der Hussiten, deren Folge aber ist, daß der diabolische Jesuitenpater selbst mit seinem Schweife von Gesellen fliehen muß. Man muß gestehen, das ist des Erschütternden und Aufregenden in einem kleinen Bändchen übergenug; es ist zum Bangewerden.

Man nehme als Exempel der Darstellungsart folgende in Jesuitenmund gelegte Schilderung jener Dame von Bärneck:

Der Ritter ist ein einfältiger, halbgebildeter Mensch; um so raffinirter und brauchbarer ist seine Frau. Es ist eine Dame von außerordentlicher Schönheit, jedoch hart an jener Grenze, wo die stattliche Ueppigkeit der Formen kaum mehr für den Mangel frischer, blühender Jugend entschädigen kann. Sie hat etwas von der schönen, unverwüstlichen Schlange am Nil. Sie war liederlich, aber mit Geschmack und Genie. Als Mädchen schwelgte sie in der Poesie der Sentimentalität und nannte sich Selma; als junge Frau gerieth sie in die Zeit jungdeutscher Passionen, spielte das extravagante, grausame Mannweib und hieß Drahomira; dann kam jene reife Zeit Goethe'scher Ruhe, hellenischer Plastik über sie; sie schwelgt jetzt in der formschönen, genußreichen Poesie der Sinnlichkeit und nennt sich Aspasia. Derlei Frauen sind für uns prädestinirt.

Und dazu als Ergänzung das Seelenbild einer diabolisch lüsternen und grausamen Blasirtheit:

Die Welt ekelt mich an; ich möchte die Menschen mit Füßen treten, ich möchte Gott anklagen. Hat die Unendlichkeit nicht Raum für mich, für meine Wünsche? O, was habe ich vom Leben erst innig erbetet, dann leidenschaftlich verlangt und endlich mit Neronischer Ruhe gewaltsam in Besitz genommen, und was ist mir erfüllt worden, was war des Raubes werth! Das allein kehrt mich von dieser Welt von Caricaturen, Gaunern und Narren ab. Ich bin dort angelangt, wo man den Himmel stürmt oder sich ihm in Demuth unterwirft.

Und weiter folgende Situation: Das Weib hat einen Mann in ihrer Gewalt, der einst verschmähte, ihr Geliebter zu sein; jetzt macht sie ihn raffinirt zum gefolterten Spielball ihrer Lust, und er ergreift die Situation ganz richtig, wenn er sagt:

„Sie werden mich mishandeln. Sie werden mich tödten." — „Und Sie werden mich lieben", lachte Aspasia. „Ich liebe Sie nicht, aber es unterhält mich, Ihre Phantasien zu erfüllen, zu beobachten, wie Sie sich gegen die Magie meines Wesens verzweifelt wehren und nach und nach unterliegen, und ich freue mich darauf, wenn ich Sie mir unterworfen habe, Sie mit Füßen zu treten, Sie von mir zu stoßen und zu sehen, wie Sie schmerzhaft zucken, leiden und vergehen. Das regt mich vielleicht durch ein paar Tage auf, und Aufregung ist Genuß."

Die tendenzlosen Situations- und Personenbilder aus dem Leben der Gesellschaft tragen folgende Titel:

3. Middlemarch. Aus dem Leben der Provinz von George Eliot. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Emil Lehmann. Drei Bände. Berlin, F. Duncker. 1872. 8. 4 Thlr.
4. Die Brüder. Roman von Heinrich Noë. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr.

Es kann schwerlich einen schlagendern Gegensatz geben als derjenige der in Romanform gebrachten Situationsbilder aus dem englischen Provinzialleben, niedergelegt in „Middlemarch", gegenüber einem noch folgenden zweiten Romane, ebenfalls aus dem Englischen, betitelt: „Tressilian Court oder der Verstoßene." Während der letztere von gewaltsamer Handlung strotzt, die springendsten und aufregendsten Situationen darstellt, vollständig im Sinn und Geist der französischen und englischen Schauerromane aus den dreißiger und vierziger Jahren, ist der erstere an eigentlicher Handlung durchaus arm, ja es möchte schwer sein, nur einen zusammenhängenden Faden der Erzählung herauszulesen. Die eine Richtung in dieser Art und Form will uns ebenso wenig zusagen als die andere. Doch nehmen wir unsere obenangeführte Nummer 3 vor.

Diese nur lose nebeneinandergestellten Personen- und Situationsbilder englischen Provinziallebens haben etwas, was einen an die im vorigen Jahrhundert vielbeliebten Pastoralromane von ländlich-naturwüchsigem Stil und großer Einfachheit des Baues erinnern kann, und doch können wir dieser neuen Production bei weitem nicht jenen unmittelbar anmuthenden Reiz zuschreiben, den jene ältern Werke auf die weitesten Kreise übten; sie hat von jener Einfachheit oder Einfalt des Wesens fast nur die monotone Trockenheit des Tons entlehnt, entbehrt aber der rechten Gemüthlichkeit und der Phantasie.

In den letzten Jahren lag uns von der Hand der berühmten Beecher-Stowe eine Production vollständig übereinstimmender Natur aus dem amerikanischen Leben vor, aber welcher Unterschied des Eindrucks! Während das letztere Werk sofort das Gefühl erweckte, daß es eine Zeichnung ersten Ranges sei, gerade mit genug Handlung ausgestattet, um den poetischen Forderungen in jeder Richtung volles Genüge zu thun, läßt uns die heute vorliegende Arbeit gleichgültig und kalt. Zunächst machen zwar die gezeichneten Figuren unverkennbar den Eindruck der Treue, mindestens läßt sich in ihnen nicht der leiseste Zug des Affectirten oder Uebertriebenen nachweisen; ob sie von localer Naturtreue sind, kann freilich nur der beobachtende Kenner des englischen Provinziallebens entscheiden; aber kurz, wir sind im höchsten Grade geneigt, diese reale Wahrheit als vorhanden zu setzen. Doch gewonnen ist damit wenig, sobald wir uns sagen müssen:

sie mögen noch so wahr sein, diese Figuren verdienen kaum gezeichnet zu werden. Eine leitende Hauptperson fehlt. Wenn uns im ersten Halbbande Dorothea Brooke, jenes junge Mädchen, das in einer Art idealen Hochsinns einem alten ausgetrocknet antiquarischen Gelehrten die frische Hand und das volle Herz bietet, um sich sehr bald enttäuscht und unglücklich zu finden, wenigstens auf dem Titel als der Mittelpunkt erscheint, so verliert sich diese Bedeutung in der Folge bis zum entschiedenen Zweifeln und Schwanken; vor andern drängt sich ein junger Doctor vor, der, mit einem ebenfalls idealen Zug in Auffassung seiner medicinischen Aufgabe behaftet, beobachtend und experimentirend sich in die Provinz gezogen hat. Würde uns jene in klarer und lebendiger Zeichnung nach den Worten des „Präludiums" ein Leben voll Enttäuschungen darstellen, wie sie aus dem Zusammentreffen einer gewissen Seelengröße mit der Kleinheit der Verhältnisse hervorgehen, also ein in seiner Art tragisch verfehltes Leben — wohl, das ist ein Object von höchstem Werth und höchster Würde, und nicht blos für weibliche Carrièren; aber die Aufgabe ist nicht in ihrer Strenge gelöst. Gesetzt, alle Elemente seien da, die Zeichnung ist doch zu matt gehalten, um Eindruck zu machen. Das aber ist unverkennbar, und es tritt zugleich als ein echt englischer Zug heraus, der unter anderm auch die ganze hochentwickelte Genremalerei dieser Nation kennzeichnet, daß nämlich eine gar nicht geringe Zahl feinster Züge der Beobachtung zerstreut liegen, ungefähr von der Art der galligen Beobachtung jener etwas heruntergekommenen, aber immer sich vornehm fühlenden Madame Cudwallader, die bei Anlaß von Casaubon's bevorstehender Heirath ganz richtig meint:

Es hat einmal jemand einen Tropfen seines Bluts unter ein Vergrößerungsglas gebracht, und da zeigte sich's, daß der Tropfen nur aus Semikolons und Parenthesen bestand.... Sie erzählen, daß er schon als kleiner Junge einen Auszug aus: „Hopp, hopp, hopp, Pferdchen lauf Galop!" gemacht habe, und seitdem hat er sein Leben damit zugebracht, Auszüge zu machen.

Und daneben stößt eine erhebliche Reihe jener verständnißvollen philosophisch-psychologischen Betrachtungen universeller Art auf, wie sie der mit nüchterner Klarheit abstrahirenden englischen Natur durchaus eigen sind:

Wie wäre es, wenn wir, statt einen Mann nach seiner äußern Erscheinung zu beurtheilen, mit eingehendem Interesse zu erfahren suchten, was ihm sein eigenes Bewußtsein über seine Fähigkeiten oder Handlungen sagt, mit welchen Hindernissen er bei der Vollbringung seines Tagewerks zu ringen hat, welche getäuschten Hoffnungen oder welche tiefgewurzelte Selbsttäuschung die Jahre in ihrem Verlauf in ihm angesammelt haben, und mit welchem Muth er gegen den von allen Seiten auf ihn einstürmenden Druck der Verhältnisse ankämpft, der endlich doch zu schwer für ihn werden und sein Herz zum Stillstehen bringen wird!

Nur schade, daß diese Einzelzüge bei all ihrer Correctheit bei weitem nicht ausreichen, um uns mit dem unkünstlerisch Zusammengetragenen, einförmig farblos Gehaltenen des ganzen Inhalts auszusöhnen.

Das weitaus Beste am ganzen Buche sind einige Originale, wie etwa die Frau Pfarrerin Cudwallader von altvornehmer Familie und recht bescheidenem Dasein, von deren Leben es heißt:

Lebhaft interessirten sie die Angelegenheiten der großen Welt, wie sie ihr gelegentlich in Briefen vornehmer Verwandter mitgetheilt wurden. Die Art, wie bezaubernd liebenswürdige jüngere Söhne sich durch eine Ehe mit ihren Maitressen zu Grunde gerichtet hatten; die Schwachköpfigkeit des jungen, einer uralten Familie angehörenden Lord Tapir und die Wuthanfälle des gichtischen Lord Megatherium; die Kreuzung der Stammbäume, durch welche eine Grafenkrone einem neuen Zweige zugefallen war und dadurch dem Skandal neue Nahrung geboten hatte: das waren Gegenstände, deren Einzelheiten Frau Cudwallader haarklein im Gedächtniß behielt und in vortrefflichen kleinen Epigrammen wieder an den Mann zu bringen wußte; Gegenstände, welche ihr selbst um so größeres Vergnügen machten, je fester sie von dem Werthe einer vornehmen Abkunft durchdrungen war.

Einer der glänzendsten Typen wieder mitten aus dem an dieser Art reich gesegneten Leben Englands ist der scheinheilig ehrgeizige Bankier Bulstrode:

Er stand als ein betriebsamer und zuverlässiger Mann an der Spitze der Verwaltung der städtischen Wohlthätigkeitsanstalten, und seine Privatwohlthätigkeit war ebenso umfassend wie minutiös. Er schente keine Mühe, Tegg, den Sohn des Schuhmachers, unterzubringen, und hatte ein scharfes Auge darauf, daß Tegg regelmäßig zur Kirche ging; er vertheidigte Frau Strype, die Waschfrau, gegen Stubb's ungerechte Forderung für einen Trockenplatz, und er ließ es sich nicht nehmen, dem Urheber einer gegen Frau Strype in Umlauf gesetzten Verleumdung nachzuspüren. Die Zahl seiner kleinen Darlehen war bedeutend, aber er erkundigte sich immer sehr genau nach den Verhältnissen der Borger sowol vor als nach der Gewährung des Darlehns.... Nicht ohne große Seelenconflicte und peinliche Erwägungen gelangte er dahin, sich die Motive seiner Handlungen zurechtzulegen und sich klar darüber zu werden, was die Ehre Gottes verlange. Aber seine Motive wurden von den groborganisirten Menschen in Middlemarch nicht immer richtig gewürdigt.

Der anziehendste aller Mitspielenden ist der arme Pfarrer Farebrother, durch und durch evangelischen Wesens, eine bei all ihren Schwächen und Mängeln wahrhaft wohlthuende und ins Volle gezeichnete Figur. Daß in Fred Vincy ein junger, etwas leichtsinniger, übrigens gutmüthiger Cavalier, der in Pferden Unglück hat und Schulden macht, ferner in dem knöchernen Peter Featherstone ein alter, kranker, furchtbar geiziger und boshafter Vetter, der alle Welt um sich her mit seinen hämischen Launen zu quälen und mit täuschenden Erwartungen auf sein reiches Erbe zu hänseln liebt, wobei in der That der Tod des Alten und die ganze schon während des langen Krankenlagers aufgeführte Erbgeschichte eins der einläßlichsten und zugleich der interessantesten Kapitel bilden — daß diese zwei Figuren nothwendig zum englischen Leben gehören, wenn der Gesellschaftscirkel irgendwie vollständig sein soll, ist selbst für den blos oberflächlichen Kenner der Sitten und Stände des Landes offenkundig.

Fast alles, was sich da vor uns abwickelt, sind psychologisch eigenrichtige Probleme; man sehe nur einmal den vierten Halbband genau durch, betitelt „Drei Liebesprobleme". Sie sind in philosophischer Allgemeinheit deducirt, statt uns in lebendigen Exempeln entgegenzutreten. So kommt es, daß sie im ganzen und großen nicht blos absolut keine Localfarbe an sich tragen; solch wunderliche Käuze wie der alte kränkelnde, nach einem ewig entfliehenden Schriftstellerruhm verlangende, auf sich und alle Welt mistrauische, sehr schwer zu behandelnde Alterthumsgrübler Casaubon gibt es überall im alten Europa,

nicht blos in der englischen Provinz. Diese Figuren entbehren überhaupt der Farbe, sind in auffallendem Grau abgeblaßt. Jener Mangel an Abschluß, sowol an thatsächlichem wie an geistigem, und diese Farblosigkeit sind jedenfalls die beiden Hauptelemente, aus denen sich das Gefühl der Nichtbefriedigung erklärt, mit welchem dieser englische Roman uns entläßt; die meisten der hier mitspielenden Personen gemahnen uns fast wie Abstracta, die man durch künstlischen Mechanismus personificirt hätte, und diese Begriffswesen kommen mit sich selbst durchaus nicht ins Klare.

Was allgemein die gesellschaftliche Stellung betrifft, so sind es etwa der Arzt, der Pfarrer und der Advocat, der Gutsherr und sein Pächter, deren besonderes Verhältniß im Leben der englischen Provinz in ihrer specifischen Stellung gefaßt ist; im übrigen aber haben die tiefer greifenden socialen Fragen hinter den individuellen Geistes- und Gemüthsbewegungen zurückzutreten.

Wir wählen als Schilderungsprobe eine einzige Passage aus, von lebhafterer Färbung, als hier sonst gewöhnlich verwendet worden. Ein Pächterhäuschen, dessen Aussehen und Zustand uns die Lebensverhältnisse jener hochwichtigen und zahlreichen Menschenklasse ohne weitere Reflexion klar machen kann, wird geschildert wie folgt:

Das alte Haus hatte ein dunkelrothes Dach mit kleinen Fenstern; zwei von den darauf befindlichen Schornsteinen waren ganz mit Epheu überwuchert, die große vordere Eingangsthür war durch Reisigbündel versperrt, und die Fenster großentheils mit grauen, wurmstichigen Läden verschlossen, an welchen sich Jasminsträuche in wilder Ueppigkeit emporrankten; die verfallene Gartenmauer mit den darüber wegblickenden Herbstrosen lag da wie eine vollendete Studie zartgemischter, gedämpfter Farbentöne, und an der Rückseite des Hauses, vor der offenen Küchenthür, hatte eine betagte, offenbar einem alten Aberglauben zu Liebe gehaltene Ziege ihr Lager aufgeschlagen. Das moosbedeckte Strohdach des als Kuhstall dienenden Schuppens, das zerbrochene graue Scheunenthor, die Arbeiter in ihren zerlumpten Hosen, die wenigen Kühe, die zum Melken angebunden standen und den größten Theil des Kuhstalls in leerem Dunkel liegen ließen, selbst die Schweine und die weißen Enten, welche auf dem unebenen vernachlässigten Hofe herumwandelten, als ob sie über die zu geringe Qualität des zu ihrer Nahrung dienenden Spülichts unzufrieden seien — alles das bildete ein malerisches Ganzes, dessen Reize aber bedeutend beeinträchtigt wurden durch das Gefühl von der beklagenswerthen Lage des Landmanns.

Zu viel Schilderei und Malerei, zu viel Reflexion und Abstraction, zu wenig Bewegung und Handlung, das ist schließlich der Haupteinwurf, den wir diesem Roman entgegenstellen müssen.

Sollten wir den Roman von Heinrich Noë: „Die Brüder" (Nr. 4), unter eine besondere Rubrik bringen, so würden wir ihn als ethnographisches Sittenbild aus einem ganz specifischen Volksleben bezeichnen, und zwar mit entschieden humoristischem Zuschlag. Er würde sich sonach ziemlich genau an den englischen „Middlemarch" anreihen lassen; aber welche Differenz in Auffassung und Darstellung, und zwar entschieden zu Gunsten des deutschen! Wir mögen nicht eben sagen, daß die Beobachtung hier reicher sei, im Gegentheil, wir bewegen uns eher in einem engern Kreise: Object ist das Berg- und Bauernvölklein an der Salzach, im Pongau und Pinzgau, und zwar ausstaffirt mit aller der urwüchsigen Bornirtheit und Stabilität, der kleinlichen Klatscherei und scheuschlauen Duckmäuserei, dem Hexen- und Gespensterglauben in tausend Variationen, welche einem fast wie autochthonisch in einem abgetrennten Erdwinkel eingepferchten und von jeder Berührung mit dem großen Welt- und Völkerverkehr durch Natur und Neigung abgeschlossenen Stamme eigen zu sein pflegen. Das Gesichtsfeld ist sonach nichts weniger als brillant; es scheint auch nicht besonders reich, sondern eher beschränkt zu sein, eng und eintönig. Und gleichwol, wenn wir Noë mit dem Engländer vergleichen, welche Ursprünglichkeit und Natürlichkeit, Frische und Kraft, Lebendigkeit und Anziehung! Drei Umstände heben das Gemälde ganz wesentlich: erstens der humoristische Ton, der ganz ausnehmend in dieses etwas vertrackte Volksthum paßt, das jedenfalls von der modernen Civilisation noch nicht angekränkelt ist; zweitens der sehr feine Sinn für die Natur, deren eigenartiges Berg- und Thalleben mit den besondern Lichteffecten und der Rückwirkung aufs Menschenherz da und dort in eigenster Innigkeit erfaßt ist; drittens das Hineinweben einer ganz regelrecht abgewickelten Handlung, die uns immerhin gespannt hält, obgleich wir uns ziemlich bald sagen müssen, daß die vermeintlichen Grundlagen derselben täuschen und das Ende ganz anders sein werde, als wir anfänglich erwarteten. Uebrigens ist das specifische Fundament der Handlung höchst einfach: Die Haderlump-Sindl, eine halb verrückte alte Bettlerin, bildet sich ein, der frühere Schloßherr Georg, der jetzt in Böhmen lebt, sei ihr Jugendliebhaber gewesen, und ihr als Knecht lebender Sohn, der Schleihfuchs, der freilich wenig Fuchsartiges an sich hat, ein Grafensohn; das Gerede läuft lange Jahre hin im ganzen Gau. Georg's Sohn Franz, der den Oheim Ludwig in dem für Eulen und Ratten passenden Grafensitz besucht, läßt sich sehr in die auch ihm zu Ohren kommende Geschichte ein und will an dem vermeintlichen Bruder eine romantische Restauration üben, bis der nüchterne Vater dazwischenkommt und den ganzen närrischen Zauber löst. Die beiden Brüder, Georg und Ludwig, jener ein in die Gesellschaft hinausgekommener Mann von Welt, der andere in seinem Rattennest von sogenanntem Ahnenschloß so kolossal verbauert, daß er nicht davon loszubringen ist, bis ihm in einer grausigen Sturmnacht der Kram über dem Kopfe zusammenbrennt, bilden in ihrem Charakterunterschied ein merkwürdiges Paar; dem Object gemäß ist übrigens das ganze Interesse der Zeichnung auf den letztern gelegt, der zusammen mit seinem Saufkumpan, dem Bärenwirth, beide jeden Abend regelmäßig so voll, daß man sie zu Bette tragen muß, ein originelles Duo ausmacht. Ueberhaupt gibt es da eine ganze Reihe seltsamer Originale, deren jedes wieder eine besondere Seite jenes Stammlebens zeichnet. Da ist der Gatterlehener, der abgefeimte Spaßmacher und gutmüthige Taugenichts, der mit aller Welt den Narren treibt und nicht gern arbeitet; da ist der Brunndlbauer, das leibhaftigst knorzige Stück von einem behäbigen Bauern steifleinenster Sorte; da sind der Schleihfuchs und seine Trundl, jener gut und recht, aber von wenig durchdringendem Blick, diese eine Repräsentantin der weiblichen Welt bester Sorte, beide aber recht fromm und arbeitsam; da ist der gefürchtete Herr Actuarius im Markt, d. h. in

der Stadt, ein mit Haut überzogenes Stück Pergament, auf dem ein Rechtshandel eingezeichnet ist; da ist eine ganze hochromantische Familie von blutarmen Wurzelgräbern, die sich unter den Tannen am Bergsee in ihren Lumpen beim gestohlenen Mittagessen so recht urwüchsig ausnehmen; da ist der Goldsucher (Venediger) Lenzl, der listig genug zu einem großen Vermögen gekommen und nun im Glauben der Leute der hochangesehene und nebenbei doch mit Mistrauen gefürchtete Herr eines Goldbrunnens ist. Und dergleichen Gestalten zur Vervollständigung der Reihe mehr. Immer und überall aber bildet die Hauptfigur der leibhaftige Herr Satanas, der sich in alles und jedes mischt und immer die Hand im Spiele hat, wo es schief geht, während der liebe Gott im Glauben dieser Leute ziemlich Ruhe hat. Die verschiedensten Formen des Aberglaubens, ganz ursprünglich aus dem innersten Wesen des Völkleins herausgegriffen, sind da so massenhaft aufgeschossen, daß neun Zehntel des Lebens in ihren bald komischen, bald ernsten Formen und Bekenntnissen aufgehen. Die Sprache, mit einer Masse eigenartiger Ausdrücke aus diesem Volksleben versetzt, ist durchaus angepaßt und berührt an sich seltsam.

Statt aller weitern Charakteristik der Darstellungsart lassen wir hier noch den Anfang des Romans folgen:

Nach einem langen Winter war der sonst so wetterwendische Aprilmonat mit aller Herrlichkeit in das Thal der Salzach eingezogen. Es rieselte und schäumte überall von Bächen, die durch blumige Wiesen zum Flusse herabstürzten. Vom Hochgebirge herab hörte man das dumpfe Getöse der Lavinen, während um die blendend weißen Kirschbäume der sonnseitigen Hänge die Heere der Bienen summten. Ein mächtiges Dröhnen durchzog das Thal. Die Salzach hallte ganz anders aus ihrem grünen Bett herauf als in der dürftigen Zeit des Winters, in welchem die Firnfelder und Kaase (Gletscher) starr keinen Tropfen aus ihren Schatzkammern entließen. Ziegen klingelten die Flußhalden entlang, und die Kühe, welche sich der Frühlingsweide erfreuten, suchten schon den Schatten hinter den leeren Heuschobern, die weit auf den Gründen hin verstreut stehen. Hier und da sah man Stroh oder Streu auf den Wiesenhängen des Mittelgebirgs verbrennen, den Graswuchs zu nähren. Mit dem grauen Rauch, der sich aus der Asche des nunmehr unbrauchbaren Zeugs erhob, schien der Winter selbst in die Höhe zu seinen Lieblingen, der Wetterwand und der übergossenen Alpe, zu fliehen. Wo irgend auf dem abschüssigen Plan des Gebirgs, von zugestutzten Fichten länglich umfriedet, ein braunes Bauernhaus oder Zulehen steht, von dort tönten Jubelrufe und freudiges Geschrei herab. Vor mancher Hütte saßen die Weiber, arbeitend im Freien auf dem saftgrünen Anger, und freuten sich der Erlösung aus der Gefangenschaft ihrer niedrigen Stube, die fast ein halbes Jahr gedauert hatte u. s. w.

Es ist ein prächtiges Stück Humor und Volksleben, was Noë uns bietet. J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. Erster Band. Erzählender Theil. Bearbeitet von den Mitgliedern der Expedition. Mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, 10 Tafeln in Farbendruck, 2 Porträts in Stahlstich und 7 lithographirten Tafeln. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 3 Thlr.

Der erste Band des lange erwarteten Werks über die zweite deutsche Nordpolexpedition wird in jeder Beziehung die gerechten Ansprüche der Lesewelt befriedigen. Lob verdient zunächst der größte Theil der Holzschnitte, namentlich die Zeichnung der Eisfelder und Eisberge. Auf eine „Vorgeschichte der Expedition“, welche auch eine genaue Beschreibung der beiden Schiffe enthält, und den Wiederabdruck der Instructionen folgt die Erzählung der gemeinsamen Abfahrt der Germania und Hansa aus Bremerhaven am 15. Juni 1869. Als die Schiffe höhere Breiten erreicht hatten, wurden sie völlig in Nebel eingehüllt. Die Insel Jan Mayen blieb ihnen daher, als sie vorüberfuhren, von oben her verschleiert, und die Tagebücher sind wochenlang angefüllt mit Klagen über die Undurchsichtigkeit des Luftkreises. „Es kann in der That nichts Melancholischeres geben als dieser ewige einförmige, graue Schleier; ist doch auch das Meer, soweit man es überhaupt sieht, trübe und grau. Ein Alk oder ein Taucher, der von Zeit zu Zeit vor dem Schiffe wegfliegt, ist das einzige, was sich dem suchenden Auge darbietet.“

Am 12. Juli endlich erscholl der Ruf: Eis! und natürlich stürzte jedermann auf Deck, um den heißersehnten Anblick zu genießen. Es war diesmal nur eine kleine verirrte Scholle, und erst etliche Tage später, auf 74° 47′ nördl. Br., sollten die Seefahrer für eine kurze Zeit den Eisgürtel oder Eisstrom im Sonnenglanze liegen sehen; denn bald nachher zog der Himmel wieder seine Nebelkappe den Seefahrern über die Häupter. Ein misverstandenes Signal und ein nachfolgender Nebel waren auch die Ursache, daß sich am 20. Juli die beiden Schiffe auf Nimmerwiedersehen verloren.

Der weitere Bericht beschäftigt sich nun mit dem Schicksal der Hansa und der Hanseaten; er ist aus den Tagebüchern der Theilnehmer, vorzüglich des Kapitäns Hegemann, zusammengestellt. Offen gestanden, haben wir seit vielen Jahren nichts gelesen, was die Spannung so wach erhalten hätte wie diese Erzählung. Aufgabe der Seefahrer war es bekanntlich, die ostgrönländische Küste möglichst nahe dem 75. Breitengrade zu erreichen. Die Hansa hatte sich in den flüssigen Eisgürtel hineingewagt, der aus großen verschiebbaren, stets nach Süden abfließenden Feldern besteht. Die Küste selbst wurde wiederholt gesehen, blieb aber unerreichbar wegen des vorgelagerten Eises. Wo sich breite Gassen bildeten, segelte die Hansa nordwärts, wurde dann wieder zur Bewegungslosigkeit verurtheilt, südwärts von Strömungen getragen, um tantalusartig wiederum bei der nächsten Gunst der Witterung das alte Spiel zu versuchen.

Am 11. August hatte die Hansa sogar 74° 58′ nördl. Br. gewonnen und dabei günstigen Wind, aber wiederum war das Eis hinderlich. Uebrigens gesteht Kapitän Hegemann, daß er Grönland sicher erreicht haben würde, wenn ihm eine Bewegung durch Dampfkraft zur Verfügung gestanden hätte. Die Erneuerung der Polarfahrten wurde auch bekanntlich dem deutschen Volke auf den

Grund hin vorgeschlagen, daß die Anwendung von Dampfern verstatten werde, über die äußersten Ziele der ältern Polarfahrer hinauszugelangen. Am 2. September sollte die Hansa zum letzten mal die Segel ausgespannt haben, denn am nächsten Tage war sie die Gefangene des Eisgürtels. Der Umsicht des Kapitäns Hegemann ist allein die Rettung der gefährdeten Mannschaft zuzuschreiben, denn lange vor dem Untergange des Schiffs, am 27. September nämlich, ließ er bereits auf einer mächtigen Eisscholle eine Winterhütte erbauen, deren Mauern aus Steinkohlenvorräthen aufgeführt wurden. Aus den ersten Zeitungsberichten hatten wir uns übrigens eine falsche Vorstellung über den Untergang des Schiffs gebildet, als ob es nämlich zwischen zwei Eisfeldern zerquetscht worden wäre. Die Ursache war vielmehr ein vielleicht durch Eispressungen entstandener Leck, der sich nicht verstopfen und nicht bewältigen ließ. Am 19. September war es dem Wasser gelungen, einzudringen, in der Nacht vom 21. zum 22. September sank bereits das Wrack im Angesicht Ostgrönlands unter 70° 52′ nördl. Br. Die Hanseaten befanden sich nun „als unsers Herrgotts Passagiere" auf einer südwärts fließenden 40 Fuß mächtigen Eisscholle, in einer heizbaren warmen Kohlenhütte, spielten Whist, liefen Schlittschuh und bauten Sphinxe aus Schnee. Ueber Kälte hatten sie nicht zu klagen, denn die niedrigste Temperatur — 23° R. am 18. December unter 67½° nördl. Br. — hätten sie gelegentlich auch in der Heimat genießen können. Vorläufig hatten sie nur einen Feind zu fürchten: die Springfluten. Jedesmal rissen diese Stücke von dem Eisfelde ab, welches, anfangs zwei Seemeilen im Durchmesser, nach und nach bis auf 150 Fuß vermindert worden war. Ein Riß ging sogar mitten durch die Winterhütte, sodaß die Mannschaft fünf Tage lang in ihren offenen Booten schlafen und zuletzt aus den Trümmern der größern eine kleinere Hütte erbauen mußte. Da, wo sich das Meer zwischen Island und Grönland verengt, trat eine Eisstopfung ein und die Reise nach Süden wurde dadurch so bedenklich verzögert, daß die Scholle 2—3 Seemeilen vom Lande vier Wochen lang vor der Bucht von Nubarbik zurückblieb. Dann ging es wieder rasch vorwärts, bis am 6. Mai 61° 4′ nördl. Br. erreicht wurde. Den nächsten Morgen rauschte die See zwischen Land und Scholle und an diesem Tage wurde die letztere verlassen. In drei Booten schifften sich die vierzehn Hanseaten ein, wurden aber bald wieder genöthigt, auf Eisfeldern zu landen. Da das Eis sich abermals in der Nähe der Insel Illuidlek verstopft hatte, so blieb nach erneuter Gefangenschaft den Hanseaten nichts übrig, als ihre Boote nach der ¾ deutsche Meilen fernen Insel hinüberzuschieben und streckenweise zu tragen. Die größte Beschwerde, die ihnen auferlegt wurde, war der Hunger. Die Tagesnahrung, anfangs schon haushälterisch zugewogen, wurde zuletzt aus Vorsicht auf die Hälfte eingeschränkt, sodaß die Aermsten an nichts dachten als an das Essen und ungeduldig dem Gange ihrer Uhren folgten, ob nicht endlich die Stunde des Mittagsmahls schlagen wollte. Erst am 4. Juni wurde die Insel Illuidlek erreicht. Dort hatte Graah eine leidlich zahlreiche Eskimobevölkerung getroffen, die mit Nahrungsmitteln reichlich hätte versehen sein sollen, da es gerade Zeit zur Seehundsjagd war. Kirchhofsstille herrschte aber ringsum. Dennoch ist es wahrscheinlich, wie man nachträglich erfuhr, daß die Schiffbrüchigen von Eskimos ängstlich überwacht worden sind; denn Furcht allein mag die harmlosen Seehundsjäger bewogen haben, sich vor den unheimlichen Gästen in ihren Steinwohnungen zu verstecken, die kein ungeübtes Auge von ihrem Felsenhintergrunde unterscheiden wird. Hungerig, im übrigen aber flott und ungebrochenen Muthes, ging es, als die Boote bis zum Meeresufer vorwärts geschoben worden waren, bei günstigem Wetter nach Süden. Die Boote stahlen sich nun hinter Cap Farewell zwischen Festland und Schären aus einem Fjord zum andern, bis sie endlich am 13. Juni 4 Uhr morgens die erste bewohnte Ortschaft, Friedrichsthal, eine Eskimoniederlassung, die unter der Obhut von Herrnhutern steht, in ihrem schweizerisch-schönen Fjorde liegen sahen. Natürlich zeigten die Boote ihre Farben, und nicht wenig erstaunt waren die jetzt geretteten Seefahrer, als ihnen von der Klippe herab eine Männerstimme zurief: „Das ist die deutsche Flagge! Das sind unsere Landsleute! Willkommen in Grönland!" Lesenswerth ist nun, was und wie die trefflichen Männer, bewirthet von dem herrnhuter Ehepaar, an diesem und dem nächsten Tage gegessen haben.

Wir verzichten auf eine weitere Schilderung ihres grönländischen Aufenthalts sowie ihrer Rückreise an Bord eines dänischen Schiffs nach Kopenhagen, um noch einige Worte über den letzten Abschnitt dieses Bandes zu sagen. Zuvor aber wollen wir hier die Schlußworte des Kapitäns Hegemann wiederholen, denen die Zustimmung in ganz Deutschland wol niemand versagen wird:

> Wenn das Bewußtsein ehrlicher Pflichterfüllung tröstlich ist, so wollen wir Hansamänner das Urtheil der Zeitgenossen gelassen erwarten. Wir können uns nicht schmeicheln, die Kunde von Grönland erheblich vermehrt zu haben, aber wir konnten zeigen, was die menschliche Natur zu ertragen, was menschliche Kraft und Ausdauer zu leisten vermag. Die Erzähler schließen diesen Bericht in der Hoffnung, daß es ihnen gelang, dem Leser die außerordentlichen Begebenheiten und Erfahrungen einer Reise anschaulich zu machen, die wol einzig in ihrer Art bleiben wird.

Als Anhang folgt nun eine Geschichte der Entdeckung Ostgrönlands. Diese Aufgabe konnte kaum in bessere Hände gelegt werden, als in die des Professor Konrad Maurer in München, der Island bereist und sich mit den nordischen Alterthümern seit Jahrzehnten schon beschäftigt hat. Wir wünschen nur auf einige wichtigere Ergebnisse seiner Untersuchungen die Aufmerksamkeit zu lenken. Im Jahre 985 oder 986 entdeckte und benannte das „grüne Land" (Grönland) der Normanne Erik der Rothe und gründete die erste Niederlassung in Eriksfjord. Bisher hatten viele geglaubt, daß die ältesten Ansiedelungen, Island gegenüber, auf der Ostküste gelegen gewesen wären. Den Hanseaten wurden jedoch an der Westküste die Trümmer eines steinernen Hauses gezeigt, welches als Wohnstätte Erik dem Rothen gedient haben soll. Freilich, da jahrhundertelang Grönland von den Normannen nicht mehr besucht wurde, darf man zweifelnd fragen, woher die Wiederentdecker die Berechtigung schöpften, unter den vielen Bauresten gerade diesem jene Bezeichnung zu geben. Immerhin ergibt sich aber aus

jener Benennung, daß die spätern dänischen Ansiedler die alten Wohnstätten der Normannen nur auf der Westküste, also an der Davisstraße gesucht haben. Die andere irrige Meinung führte aber zu dem physikalischen Mythus, daß in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters sich die ersten Eismassen zwischen Island und Grönland angehäuft und die Ostküste des letztern unzugänglich gemacht hätten. Allein Maurer zeigt aus dem „Königspiegel", einem Werke, das am Ende des 12. oder spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt worden war, daß schon damals die Eismassen genau wie heute den Osten und Nordosten Grönlands umgürteten, und daß die Seefahrer, um die Ansiedelungen in der Davisstraße zu erreichen, die Südspitze des genannten Erdraums umsegeln mußten. Die Ostküste selbst wurde wol hin und wieder besucht, es gab dort aber keine normännischen Niederlassungen. Damit werden wir auch von den unzulässigen Hypothesen befreit, als hätte ein Sinken der Temperaturen im nördlichen Polarkreis innerhalb einer kurzen historischen Zeit stattgefunden. Die letzte Nachricht über Altgrönland bringt eine päpstliche Bulle vom Jahre 1448. Seitdem wird nichts mehr von den normännischen Ansiedlern vernommen, und die Seefahrer des 16. Jahrhunderts fanden nur noch Eskimos als Bewohner.

Ueber den Untergang der Ansiedelungen hat nun zuerst Maurer uns einen glaubwürdigen Aufschluß gegeben. Sie erloschen infolge einer verkehrten Handelspolitik der norwegischen Könige, welche den grönländischen Handel in ein Kronmonopol verwandelten und infolge dessen wahrscheinlich eine langsame Rückwanderung der Ansiedler aus Grönland bewirkt haben mögen. Der Rest der Ansiedler aber erlag den Angriffen der Skrälinger oder Eskimos, die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts von dem Westufer der Davisstraße herübersetzten und die Ortschaften der Normannen verwüsteten. Dadurch ist nun in das bisherige Dunkel der Geschichte eine beruhigende Klarheit gebracht worden.

Oskar Peschel.

Zur deutschen Literargeschichte und Alterthumskunde.

1. Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit. Von Otto Roquette. Zweite Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs. Notizen und Literaturproben aus den dresdener Handschriften des Hans Sachs und anderer Meistersänger, von Franz Schnorr von Carolsfeld. Berlin, F. Lobeck. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Minnelieder Herrn Hildebold's von Schwangau, zum ersten mal übersetzt und mit begleitendem Texte herausgegeben von Johannes Schrott. Augsburg, Kollmann. 1871. Gr. 8. 25 Ngr.
4. Entstehung und Entwickelung der geistlichen Schauspiele in Deutschland und des Passionsspiels in Ober-Ammergau. Zwei Vorträge nach persönlicher Anschauung und den vorhandenen Quellen von Emil Knorr. Lissa, Scheibel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Kleinere Schriften von W. Wackernagel. Erster Band: Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
6. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von K. Bartsch. Zweiter Band: Reinke de Vos. Herausgegeben von K. Schröder. 1872. 8. 1 Thlr.

Wir stellen Otto Roquette's „Geschichte der deutschen Dichtung" obenan in die Reihe verwandter Erscheinungen der neuesten Zeit, die wir diesmal mustern wollen, einmal weil dieselbe durch die allgemeinere Aufgabe, die sie sich setzt, gleichsam als Rahmen der andern dienen mag, dann aber auch, weil sie an und für sich schon durch den Namen ihres Verfassers eine bevorzugte Berücksichtigung verdient. Auch hat sie ihren Boden in der deutschen Lesewelt gefunden, wie das Erscheinen der zweiten Auflage beweist. Nun leiden wir bekanntlich eher am Ueberfluß als am Mangel auf diesem Gebiete literarischer Production, indeß, wie einmal die Richtung unserer Bildung überhaupt und unser Verhältniß zu unserer Nationalliteratur im besondern sich gestaltet hat und trotz aller Bedenken und Einwürfe noch lange bleiben wird, muß man sich auch mit dem neuen Zuwachs so gut als möglich zu vertragen suchen.

Für die Prosa gilt bekanntlich das Horazische mediocribus esse poetis nicht; der Maßstab ist wie die Form selbst hier bescheidener. Aber doch wird jedes neue Buch sein Recht des Daseins zu beweisen haben, namentlich wenn es neben eine Masse ähnlicher Geschwister tritt. Wir wenden dies auf unsern Fall noch näher an. Wo die Schreibe- oder Productionslust so übermäßig gesteigert ist wie auf diesem Felde, ist die Kritik in der Lage, die Früchte derselben einer strengern Sichtung zu unterziehen, als da wo spärliche Halme sprießen, die durch ihr bloßes Dasein sich schon ein Verdienst um die Welt erwerben. Sie heben wenigstens die Vorstellung der absoluten Oede und Sterilität auf, gleichviel wie ihre Aehren beschaffen sein mögen.

Dies zugegeben, würden wir Roquette's Buch, wenn es nicht gerade eine deutsche Literaturgeschichte wäre, zu den hervorragenden Erzeugnissen zählen. Als deutsche Literaturgeschichte ist es zwar durchaus nicht schlecht, jedoch in keiner Art über das Mittelmaß seiner Genossen hinausreichend, was hier wieder nicht wenig, sondern sogar sehr viel besagt, da dies Mittelmaß in Vergleich mit dem, was anderwärts mit Recht als solches gilt, hier sehr hoch gerückt ist. Mittelmaß ist also noch nicht mittelmäßig, aber auch nicht ein allgemeines Durchschnittsgesicht ohne Individualität. So hat denn auch Roquette's Literaturgeschichte eine solche, die ihr ein Recht auf die eigene Existenz gibt.

Wir bezeichnen dieselbe als eine feinfühlige und liebevolle Beachtung der poetischen Subjectivität in den verschiedenen Gestalten, die hier vor dem Auge des Geistes vorüberziehen. Das Naturell eines Dichters wird sich begreiflich kaum in eine andere Art der Behandlung finden können. Ihm muß jene nach Gervinus' Vorgang doch noch immer herrschende Auffassungsweise antipathisch sein, die auf die Analyse der poetischen Persönlichkeiten,

seien es die realen Dichter selbst oder ihre Gebilde, durch die verschiedenartigste Verwendung geschichtlicher Reagentien und ihrer mannichfaltigsten Verbindungen untereinander gestellt ist. Diese Methode setzt voraus, daß sich die Poesie gerade so wie Verfassungszustände oder sittengeschichtliche Erscheinungen vollständig construiren lasse, daß, wenn nur alle ursachlichen Momente bis zu evidenter Klarheit dargelegt seien, das Facit davon, wie bei jeder andern Rechnung mit so oder so benannten Ziffern, eben jene concrete Gestalt sein müsse, deren Grundstoffe man kennt. Und wer wollte leugnen, daß diese Methode zwar nicht das Verständniß der Poesie, aber das Verständniß für den geistigen Pragmatismus unserer nationalen Geschichte sehr stark gefördert hat? Nur ein poetisches Naturell wird sich nie in sie finden können, weil sie nach seinem richtigen Gefühl den eigentlichen Begriff der Poesie, auf dem es doch selbst wurzelt, nicht kennt, oder auch nicht kennen darf. Denn wie es für sich selbst keiner genetischen Vermittelung bedarf, um seiner selbst und seiner schöpferischen Kraft gewiß zu sein, die nur aus dem absolut dunkeln, aber unergründlichen Brunnen des eigenen Ichs hervorquillt, so trägt ein wirklicher Dichter auch dieselbe Voraussetzung jedem andern Genossen und jedem dichterischen Erzeugnisse als ihr selbstverständliches Recht entgegen.

Diese Auffassungsweise führt, wie man leicht begreift, zu einer wesentlich andern Schätzung des Werthes als jene historisch-analytische. Es sind nicht blos ganz verschiedene Factoren, die hier oder dort in Rechnung gestellt werden, wonach sich die Summe des Exempels ganz anders gestaltet, sondern es ist überhaupt eine ganz andere Methode, zu zählen und zu wägen. Durchschnittlich wird man ihre Resultate positiver als die jener andern nennen können. Positiver insofern, als sehr häufig eine wohlausgestattete Dichterindividualität auch aus der ungünstigsten Hülle des Stoffs und der Formen sich herausfühlen läßt, wenn man nur die dazu nöthige Feinnervigkeit besitzt. In diesem Falle wird man zwar auch das Bedauern nicht unterdrücken können, daß das wirklich Geleistete nicht in richtigem Verhältniß zu dem steht, was nach der Anlage des producirenden Geistes hätte geleistet werden können, aber man wird sich mit einer Resignation, die keine Mühe kostet, weil sie aus der natürlichen Empfindung und nicht aus der Reflexion fließt, an die Individualität des Künstlers halten und diese mit liebevollem Verständniß auch den andern nahe zu bringen suchen, denen jene selbständige poetische Intuition abgeht.

Sehen wir das Durchschnittsmaß der Beurtheilung literarischer Erscheinungen in unserer unmittelbaren Gegenwart an, so neigt sich dies unzweifelhaft mehr zu einer minder positiven Haltung, eben weil sie noch überwiegend unter dem Einfluß jener historisch-kritischen Analyse steht, deren Chorführer auch heute noch Gervinus ist. Es scheint uns nun recht ersprießlich, wenn durch ein so gut geschriebenes, leicht faßliches, durch den Namen seines Autors von vorn herein günstig empfohlenes Buch, wie dieses, das uns zu unsern Bemerkungen Anlaß gab, ein nicht unbedeutendes Gewicht in die andere Wagschale gelegt wird. Wir sind nicht hoffnungsselig genug, zu glauben, daß sich dadurch die allgemeine Stimmung der Zeit oder unserer deutschen Gegenwart zu Gunsten der wirklichen Belebung des poetischen Verständnisses wesentlich ändere, aber es erscheint uns als ein Vortheil, wenn statt der hochnothpeinlichen Executionen, die sich unsere ältere und neuere Literatur, ohne sich einer Appellinstanz zu erfreuen, gewöhnlich gefallen lassen muß, auch das Gegentheil davon, eine achtungs- und pietätvolle Würdigung selbst des minder in die Augen fallenden Zeitgenossen geboten wird. Denn es ist doch auch ein werthvolles Stück nationaler Ehre, das wir uns, freilich bona fide, im Namen der Wissenschaft, mitunter geradezu mit Füßen haben treten lassen.

Die unter Nr. 2 angeführte Abhandlung: „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs", von F. Schnorr von Carolsfeld, bringt eine Menge schätzenswerther Beiträge zu einer künftigen Literaturgeschichte des Meistergesangs, die es bekanntlich noch nicht gibt und auch so bald nicht geben wird. Sind doch in der neuen Phase der deutschen Alterthums- und Literaturwissenschaft erst einige wenige Ansätze dazu versucht worden; denn Jakob Grimm's Erstlingsschrift von 1811: „Ueber den altdeutschen Meistergesang", eigentlich nur eine etwas über das Maß angeschwollene Antikritik der Docen'schen Kritik seiner schon 1807 entstandenen Skizze „Etwas über den Meister- und Minnegesang", ist vielleicht die einzige größere Arbeit des Altmeisters, die wir jetzt ohne Verletzung der Pietät antiquirt und zum großen Theil unbrauchbar nennen dürfen, trotz der überall darin sprühenden Geistesfunken und einer Menge wenigstens damals unbekannter literargeschichtlicher, sprachlicher und sachlicher Notizen, von denen einige auch bleibende Bedeutung besitzen. Noch unbrauchbarer freilich ist, was die Gegner, wie von der Hagen und Büsching, vorzubringen wußten, obwol sie in der Hauptsache, nämlich in der principiellen Scheidung zwischen dem höfischen Minnegesang und dem bürgerlichen Meistergesang Grimm gegenüber, der dieselbe leugnete, im Rechte waren. Nur was Docen, freilich wie immer fragmentarisch und als bloße vorläufige Ankündigung ausführlicher Untersuchungen, die er wie immer nicht mehr vollendete, zu sagen hatte, ist, wie fast alles, was von diesem klarsten und schärfsten Kopfe unter den damaligen deutschen Alterthumsforschern ausging, noch jetzt nicht blos in der Hauptsache richtig, sondern auch in den meisten Einzelheiten stichhaltig, aber es betrifft eigentlich nur die innere und äußere Entwickelung des Minnegesangs, und nur sehr sparsam den Meistergesang. Der erste entschiedene Schritt vorwärts ist doch nicht eher als 1862 geschehen: die Einleitung von K. Bartsch zu seiner Ausgabe der sogenannten kolmarer Liederhandschrift, die so lange als verloren gegolten hatte, ist als solcher zu bezeichnen. Denn wenn auch ihr Inhalt noch nicht in die spätere Phase des Meistergesangs reicht, die man gewöhnlich im Auge hat, wenn man von Meistergesang überhaupt spricht, so gewährt sie gerade einen Einblick in die Uebergangsphase aus den letzten Nachklängen der alten höfischen Lyrik, versetzt mit der gewerbsmäßigen Kunst der Fahrenden Sänger des 14. Jahrhunderts, zu dem eigentlichen Meistergesang, der sich mit beiden berührt und gewissermaßen hier und dort eine seiner Wurzeln

hat, wie es der Herausgeber ebenso scharfsichtig wie klar und sinnig ausführt.

Etwas jüngern Datums ist die Einleitung Goedeke's zu Hans Sachs' Meisterliedern, jedenfalls die gründlichste monographische Beachtung, die ein Ausschnitt des Meistergesangs bisher gefunden hat („Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann, Bd. 4: Dichtungen von Hans Sachs, erster Theil, herausgegeben von Karl Goedeke", Leipzig 1870), nachdem schon 1867 die Einleitung zu dem „Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert von K. Goedeke und J. Tittmann" (Bd. 1 derselben Sammlung) und besonders die Vorbemerkungen zu den Meisterliedern (ebendaselbst S. 319 fg.) manche Hauptgesichtspunkte richtig festgestellt und das noch immer traditionell sich fortschleppende Vorurtheil gegen die ganze Gattung — ein Vorurtheil, das einer völligen Verurtheilung gleichkommt — mit triftigen Gründen bekämpft hatten. Denn selbstverständlich kann es nunmehr nicht darauf abgesehen sein, aus dem Meistergesang irgendeine besonders duftige Blüte der Poesie herauszuklügeln. Er ist und bleibt immer nur ein Surrogat für das echte Gewürz, aber er ist doch als solches nicht so verächtlich, wie die gewöhnliche literargeschichtliche Auffassung der Gervinus'schen Richtung uns oder sich glauben machen will. Für die Rederykers der Niederlande hat sie allenfalls noch ein bedingtes Wort der Anerkennung; für unsere deutschen Meistersänger, die, sowenig sie auch von Poesie besitzen mochten, doch noch zehnmal mehr davon besaßen, als jene breitspurigen und selbstgefälligen Versifaxe, legt sie den höchsten Maßstab künstlerischer Leistungsfähigkeit an, vor dem sie natürlich zu Schanden werden müssen.

Neben den genannten Schriften behauptet diese hier vorliegende, namentlich als Ergänzung der zweiten, eine hervorragende Bedeutung für ihren Kreis. Die spätern Meistersänger, darunter vorzugsweise Hans Sachs, der seine gleichzeitigen Zunftgenossen wie in jeder Beziehung so auch als Meistersänger überragt, sind ihr Gegenstand. Sie gibt aus dem überreichen handschriftlichen Material der dresdener Bibliothek lehrreiche Ergänzungen zu allen frühern literar-statistischen Angaben und auch zu Goedeke's Ausgabe, der doch nur einen kleinen Theil jener dresdener Schätze benutzte Im Vorbeigehen bemerken wir, daß alle diese Handschriften aus Gottsched's Nachlasse herrühren, dessen gründliches und allseitiges Interesse für unsere ältere Literatur auch den Meistergesang besser zu würdigen verstand als die meisten seiner Geistesgenossen und Nachfolger, die seitdem auf dem Dreifuße der Kritik orakelt haben.

An sich werden also diese fleißigen und mühseligen Notizen nur als Bausteine zu künftiger Verwerthung gelten können. Dasselbe trifft auch die im Anhang vollständig mitgetheilten bisher unbekannten Meistergesänge, von denen einige sicher, einige sehr wahrscheinlich Hans Sachs angehören. Es sind darunter eine Anzahl sogenannter Badelieder, eine bei den spätern Meistern sehr beliebte Gattung, die auch schon von Goedeke in seiner Sammlung beachtet worden ist. Anknüpfend an die damals sehr volksthümliche Situation eines im Bade, in einer der öffentlichen Badestuben oder Badehäuser sitzenden Gastes, der nach bestandenem Genuß und Mühsal des eigentlichen Bades der weitern sanitarischen Pflege seines Leibes unter den Händen nicht immer kunstgeübter Badeknechte oder Mägde harrt, schildern sie die Noth und Verzweiflung der vor Frost zitternden Haut, und alle die andern Leiden und Plagen, an denen die unvollkommene Einrichtung der Anstalt, oder die Lässigkeit und Ungeschicklichkeit des Dienstpersonals Schuld trägt, oft auf die launigste Art. Der Contrast der meist kunstreich abgezirkelten Töne und der derben Drastik des Inhalts kann nicht anders als durch und durch komisch, wenn man will aristophanisch genannt werden. Jedenfalls können sie allein schon darthun, daß auch unsere ehrsamen Meister einen guten Theil von der damaligen überschwenglichen Fülle des volksthümlichen Humors sich zu bewahren und gelegentlich, wo es eben paßte, zu verwerthen verstanden.

Aus den reichen handschriftlichen Studien, die uns dies Büchelchen bringt, hat sein Verfasser auch eine Reihe von biographischen und culturgeschichtlichen Notizen für den Meistergesang überhaupt, für Hans Sachs insbesondere geschöpft, die sich unsere Literaturgeschichte nicht entgehen lassen wird. Auf diese Art ist doch die Aussicht wieder etwas näher gerückt, daß endlich einmal die bereits fast vollständig vorhandenen Materialien zu einem biographischen und literarischen Bilde des Hans Sachs flüssig gemacht werden. Wir beneiden denjenigen, dem einstmals diese schöne und überaus dankbare Aufgabe in die Hände fallen wird. Unsere deutsche Literaturgeschichte zeigt, trotz ihres überschwenglichen Reichthums, doch nicht sehr viele so liebenswürdige und anziehende Charakterköpfe wie den des großen nürnberger Schusters. Hoffentlich wird sich ein solcher künftiger Biograph ebenso vor aller hyperkritischen Vornehmthuerei wie vor den rosigen Tinten wohlmeinender, aber schwachseliger Schönfärberei hüten. Hans Sachs verträgt ein derbes, saftiges Colorit; er ist, möchten wir sagen, geboren für die leuchtenden Farben seines großen jüngern niederdeutschen Zeitgenossen, des Rubens, allenfalls auch für das sonnige Helldunkel eines Ostade. Er ist als Mensch wie als Dichter einer der „derbständigsten" unter den derbständigen Menschen seiner Zeit, wie sie Goethe so unübertrefflich genannt hat.

Nr. 3 und 4 stehen in einer nähern Verwandtschaft, als sie die allgemeine Zugehörigkeit zur ältern deutschen Literaturkunde bedingt. Beide sind für einen größern Leserkreis bestimmt, beide sind nicht eigentlich aus dem Kreise der Fachgelehrten hervorgegangen, sondern rühren von gebildeten Freunden unserer Vorzeit her. Demnach wird auch die Kritik hier einen andern Maßstab anzulegen haben als den sonst üblichen. Sie wird fragen, inwiefern die eigenthümliche Aufgabe wirklich gelöst ist, nicht, ob die strengen Forderungen der eigentlichen Wissenschaft hier erfüllt sind, die dahin gehen, daß jede neue Arbeit einen erheblichen Fortschritt an wirklicher Einsicht gegenüber allen ihren Vorgängerinnen bekunde. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man die „Minnelieder Herrn Hildebold's von Schwangau" von Johannes Schrott (Nr. 3), als eine in ihrer Art gelungene und anmuthige Leistung bezeichnen dürfen. Namentlich würde ihr das Prädicat „anmuthig" in mehr als einer Hinsicht zukommen. Schon ihr Aeußeres ist es,

Ohne irgendwelchen Prunk zu entfalten, der hier sehr wenig am Platze wäre, wirken die saubere und geschmackvolle Ausstattung, der schöne Druck, das gute Papier so, daß man das Büchelchen mit Behagen in die Hand nimmt. Beim Lesen schwindet dieser Eindruck auch nicht. Denn wenn die Einleitung auch nur mehr eine populäre wie eine eigentlich gelehrte Haltung hat, so ist sie doch mit Geschick und Wärme geschrieben und gibt ein im Wesen zutreffendes Bild der poetischen Individualität Hildebold's, wie sie auch seine Stellung in der Reihe seiner Kunstgenossen sinnig auffaßt und bezeichnet. Dabei geht der Verfasser den eigentlich gelehrten Fragen nicht aus dem Wege, wo es ihm zweckdienlich scheint, sie zu erörtern. So die über die Lebenszeit Hildebold's. Er nimmt mit von der Hagen an, daß der Dichter Hildebold identisch sei mit dem von 1221—54 in Urkunden öfters erscheinenden Ritter Hildebold von Schwangau, und vervollständigt das urkundliche Material durch einige Zusätze. Hagen's Annahme wurde von Bartsch in seinen „Deutschen Liederdichtern des Mittelalters" mit innern Gründen bekämpft, die den Dichtungen Hildebold's eine bedeutend frühere Entstehungszeit zuweisen; er möchte sie noch in das 12. Jahrhundert setzen. Wenn sie von Lachmann und Haupt in „Minnesangs Frühling" nicht mit aufgenommen sind, so beweist das zwar für manche Strenggläubige genugsam, daß sie nicht in diese frühe Zeit gehören. Wer aber nicht zu den Orthodoxen gehört, wird von Bartsch's kurzer, aber meisterhafter Beweisführung den Eindruck empfangen, daß sie auf ihrer Seite ebenso schwer wiegt wie die urkundlichen Daten auf der andern Seite. Bartsch hat sich mit der Vermuthung geholfen, daß neben den ältern und jüngern urkundlich bekannten Schwangauern auch ein sonst ganz verschollener existirt habe, der eben unser Liederdichter gewesen sei. Aber Schrott zeigt das Bedenkliche einer solchen Auskunft und beharrt, wie uns dünkt mit Recht, auf seinem oder von der Hagen's Manne. Dazu kommt noch, daß ein Minnesinger, dessen Blüte etwas vor die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, Markgraf Berthold von Hohenburg, ganz deutlich eins von Hildebold's Liedern parodirt. Wäre es nicht sehr unwahrscheinlich, daß er es mit einem damals wol schon 30—40 Jahre alten und jedenfalls nicht mehr im Vordergrunde des poetischen Tagesinteresses stehenden Gedichte gethan haben sollte? Die Parodie wirkte damals wie heute doch nur auf frischer That. Vielleicht dürfen wir doch annehmen, daß jene unleugbaren Eigenthümlichkeiten älterer und relativ minder durchgebildeter Kunst, wie sie Bartsch bei Hildebold aufzeigt, sich auch sozusagen als subjective oder persönliche Eigenart in der Individualität eines spätern Sängers erhalten oder von ihm reproducirt werden konnten. Analogien dazu, die freilich nur eine sehr beschränkte Beweiskraft haben, ließen sich aus jeder Phase der deutschen Lyrik, der Poesie, ja der Kunst überhaupt in Menge beibringen.

Der Eindruck der Lieder wird dem modernen Leser derselbe bleiben, ob er sich nun für die eine oder für die andere Annahme entscheidet. Sie gehören zu den kräftiger und frischer empfundenen ihrer Gattung, und so schwer es ist, die einzelnen Stimmen in dem übervollen Chor des Minnegesangs scharf voneinander zu unterscheiden, so vernimmt man doch aus ihnen einen ganz eigenartigen, charakteristischen Ton. Es ist etwas jugendlich Frisches, noch Unverbrauchtes, Hellklingendes darin, das nicht aus der Sprache und nicht aus dem Stoffe hervordringt, sondern aus der Brust des Sängers. Dabei tönt es kurz, schneidig, oft beinahe mit greller Herbe, fast wie die Volksweisen des Allgäus noch heute. Darin und nicht in der Besonderheit der Mundart mag man den Bodengeschmack dieses eigenthümlichen Gewächses suchen. Denn die Mundart versteckt ihre äußerlich greifbaren Ecken und Schnörkel unter dem strenggeordneten Faltenwurf des nicht höfischen Gewandes. Aber in der Tiefe hört man sie doch durch als den das Ohr des Dichters beherrschenden Rhythmus und Accord.

Niemand wird von Schrott verlangen, daß sein freundliches Büchelchen eine auf alle möglichen kritischen Fundamente gestützte neue Textesdurcharbeitung und Construction bringen solle. Er hat sich mit einem bloßen Wiederabdruck des Textes begnügt, den von der Hagen in seiner Ausgabe der „Minnesinger" (I, 280) hat drucken lassen. Es ist bekannt, daß vor einigermaßen wissenschaftlich geschärften Augen die Texte von der Hagen's, und vorzugsweise die seiner „Minnesinger", nicht viel Gnade finden. Hier ist nicht der Ort, auch nur die Hauptmängel derselben zu erörtern: es ist das ja ohnehin oft und schonungslos genug geschehen. Doch reicht ein solcher Hagen'scher Text immerhin noch aus, um den eigentlichen poetischen Kern eines Liedes zu erfassen und sicherzustellen. Mit der Schale, falls man bei einem Liede von einer solchen im Gegensatz zu dem Kern sprechen darf, sieht es freilich übel genug aus, und alle Feinfühligkeit für die Poesie im allgemeinen, die von der Hagen in viel höherm Grade besessen hat als alle seine Verächter, Lachmann selbst nicht ausgenommen, reicht doch nicht zu, die Lücken an systematischer und minutiöser Beobachtung und Kritik der Technik zu füllen. Hildebold's von Schwangau Text liegt sonach noch ganz im argen, die drei oder vier Lieder abgerechnet, die Bartsch in seinem schon erwähnten Werke mit gewohnter Sicherheit und sinnigem Fleiße wiederhergestellt hat.

Dem Texte ist eine metrische Uebersetzung gegenübergestellt, die sich recht gut liest, wenn sie auch die Klangfarbe des Originals nicht wiedergibt. Die Auffassung des Sinnes, die bei der oft verderbten Ueberlieferung mitunter nicht ohne Schwierigkeiten, sehr oft den mannichfaltigsten Bedenken unterworfen ist, kann im ganzen als eine richtige bezeichnet werden, so weit auch die Ansichten über vieles einzelne differiren mögen.

Emil Knorr's „Entstehung und Entwickelung der geistlichen Schauspiele in Deutschland und des Passionsspiels in Oberammergau" (Nr. 4) ist eigentlich nur, wie es scheint, ein etwas ausführlicherer Abdruck zweier Vorträge, die der als militärischer und historischer Schriftsteller bekannte Verfasser vor einem gebildeten Zuhörerkreise gehalten hat. Als solche erfüllen sie ihren Zweck ausreichend. Sie geben mit Benutzung der zugänglichen Hülfsmittel ein anschauliches, wenn auch nicht gleichförmiges, noch weniger in allen Einzelheiten über kritische Einwürfe erhabenes Bild der Entwickelung des geistlichen Dramas in der europäisch-christlichen Welt, mit besonderer Berücksichti-

gung Deutschlands. Passende Citate erläutern die historische Darstellung, und beide sind durch eine gewählte, oft vielleicht etwas gesuchte Diction zu einem gefälligen Ganzen verbunden. Die andere Hälfte des Buchs enthält eine, wie es scheint auf Selbstschau gegründete Schilderung der ammergauer Passionsspiele, worüber nunmehr, nachdem sich auf sie, als Weltberühmtheiten ersten Rangs, der ganze Schwall der modernen Literatur ergossen hat, wenig Neues zu sagen ist. Doch liest sich auch diese Schilderung recht gut und zeichnet sich vor manchen andern durch eine gewisse Einsicht in die theatralische Technik und die technisch-praktische Seite überhaupt aus, die den Mann der exacten Praxis verräth.

Die „Kleinern Schriften" von Wilhelm Wackernagel (Nr. 5), herausgegeben von seinem Amtsnachfolger Moritz Heyne, stellen sich in mehr als einer Hinsicht als ein würdiges Gegenstück zu Jakob Grimm's ähnlich bezeichneten Schriften. Auch an äußerm Umfang wird die jüngere Sammlung, wenn sie vollendet ist, den fünf stattlichen Bänden der ältern nicht viel weichen, denn Wilhelm Wackernagel's reiche Productivität hat sich ja bekanntlich mit Vorliebe in derartigen „kleinern" Compositionen ausgelebt, in denen sich sein angeborenes Talent für feingegliederte und zierlich gefeilte Darstellung behaglicher fühlte als in der erdrückenden Massenhaftigkeit dickleibiger Bücher gewöhnlichen gelehrten Schlags.

Man hat unter Jakob Grimm's „Kleinern Schriften" mit richtigem Takte eine weitere Sichtung vorgenommen und eine Anzahl von ihnen, die gerade einen Band füllen, für einen größern Leserkreis zusammengestellt, indem man voraussetzte, daß die andern doch nur bei den eigentlich gelehrten, und speciell bei den Fachgelehrten recht verstanden und genossen werden könnten. Denn auch die Mehrzahl dieser kleinern Schriften Grimm's ist wie seine großen Werke durch die unendliche Fülle des Materials und der wissenschaftlichen Gesichtspunkte für jeden, der entweder nicht das intensive Interesse desselben wissenschaftlichen Berufs oder einen guten Theil gelehrter Kenntnisse und methodischer Durchbildung an sie heranbringt, zu schwer belastet. Wer mit der einen oder der andern, und noch besser mit beiden Vorbedingungen ausgerüstet ist, wird sich nicht blos an der unaufhörlich strömenden Flut von Anregung und Belehrung, die hier aus unzähligen Quellen hervorbricht, gründlich laben, er wird auch die unvergleichliche Eigenart der Composition und des Stils als einen der größten geistigen Genüsse in seiner Seele empfinden. Aber für die andern, denen diese Vorbedingungen abgehen, kann weder das eine noch das andere zu einer reinlichen und gründlichen Wirkung gelangen: sie werden sich mehr verwirrt, gehindert, befangen als gefördert, belehrt und erfrischt fühlen.

Ganz anders stellen sich Wackernagel's „Kleinere Schriften" zu jeder Art von Lesern, wenn sie nur, wie selbstverständlich, mit Sinn und Neigung für unser älteres geschichtliches und volksthümliches Leben begabt sind. An gründlicher Gelehrsamkeit steht der Jünger nicht hinter seinem Meister zurück. Es möchte außer bei Jakob Grimm schwer sein, bei irgendeinem andern der zahlreichen und gelehrten Arbeiter auf diesem Felde einen solchen Reichthum an wissenschaftlichen Kenntnissen und nicht blos an Notizen zu finden, wie ihn Wilhelm Wackernagel besessen hat. Auch gleicht er darin dem Meister, daß seine Gelehrsamkeit nicht blos in die Tiefe, sondern auch in die Breite unabsehbar sich erstreckt. Er gehört damit noch in die Reihe jener mit universeller Genialität das Ganze umspannenden, eigentlich gründenden und bahnbrechenden Geister, wie wir sie im Beginne jeder neuen wissenschaftlichen Gestaltung oder Neugestaltung einer Wissenschaft finden werden, weil ohne sie eine solche Neuschöpfung undenkbar wäre. Den spätern, die der Zeit nach nicht immer um viele Decennien den ersten nachzufolgen brauchen, sondern häufig schon äußerlich mit ihnen auf demselben Boden stehen, fällt dann die Aufgabe zu, die Einzelarbeit je nach Maßgabe des Bedürfnisses der Wissenschaft und nach ihrer eigenen besondern Ausstattung zu fördern. Dies Los der Epigonen pflegt unsere gegenwärtige Auffassung nicht gerade für beneidenswerth zu halten, und doch bringt es die Natur der Sache in jeder Wissenschaft, und nicht blos in der Wissenschaft, sondern auch in dem tausendfältigen Schema der Realität des menschlichen Schaffens mit sich, daß die unendliche Mehrzahl aller Arbeitenden nur Epigonen sein können und die originale Virtuosität oder Genialität des Pfadfindens und Weisens nur sehr wenigen auserwählten Günstlingen des Geschicks vorbehalten ist, zu denen man in unserm Falle auch Wilhelm Wackernagel als einen wahren „mitforschenden Freund", wie ihn die Widmung des vierten Bandes von Jakob Grimm's „Deutscher Grammatik" nennt, zählen darf.

Vielseitigkeit des Wissens und der productiven Thätigkeit ist noch nicht Allseitigkeit, und schon deshalb decken sich die Sphären Jakob Grimm's und W. Wackernagel's keineswegs, obgleich sie sich allerorten berühren. Zum Unterschied von der Seelenconstruction des Meisters war der Schüler mit einem besonders entwickelten künstlerischen Formensinn begabt. Auch dem Meister hat dieser nicht gefehlt, aber doch nur als eine in der Tiefe des Gemüths gegründete liebevolle und gläubige Hingabe an eine Macht, die ihn selbst nur bestrahlte, aber nicht aus seiner eigenen Seele geboren wurde. Jakob Grimm war kein Dichter, wenn auch eine durch und durch poetische Natur. Wackernagel war, wie man weiß, ein fein und tiefempfindender und mit ungewöhnlicher Meisterschaft der Technik ausgestatteter Dichter. Daß er als solcher eine relativ nicht sehr mächtige Wirkung auf seine Zeitgenossen geübt hat, erklärt sich aus Ursachen, die mit dem Werthe seines Talents gar nichts zu schaffen haben. So ist es die Sphäre der Kunst im eigentlichsten Sinne, der gestaltenden Technik, der den Geist enthaltenden Form, die Wackernagel, den gelehrten Forscher, mit Vorliebe und ernstlichst beschäftigte, während Jakob Grimm nur gelegentlich oder von der Seite her an sie rückte. So bringt schon der erste Band dieser „Kleinern Schriften" vorzugsweise Derartiges: die Abhandlungen über die Spiegel im Mittelalter, die Farben und die Blumensprache des Mittelalters, über das Glücksrad und die Kugel des Glücks, über den Todtentanz, endlich über die goldene Altartafel von Basel. Einzig und nur bei Wackernagel zu finden ist dabei das für alle Gebilde aller Künste, der redenden wie der bildenden, gleich offene und geschärfte Auge des

Forschers und Darstellers, und es erhält demgemäß, wenn man die Ergebnisse dieser Art von Abhandlungen auf ihre praktische Verwendbarkeit in den verschiedenen Fächern der Wissenschaft ansieht, ebenso wol die Geschichte der Poesie wie die Geschichte aller übrigen Künste eine unendliche Menge der werthvollsten Bereicherungen. Doch nicht blos sie. Zu Wackernagel's Eigenart gehörte es auch, die Realität des menschlichen Lebens nach seiner eigentlich menschlichen Seite liebevoll und sinnig wie wenig andere aufzufassen und in seiner Seele künstlerisch zu verarbeiten. So ist denn auch jene weite Welt wissenschaftlicher Erkenntniß, die man Privatalterthümer, Alterthümer des häuslichen und geselligen Lebens u. dgl. nennt, die wahre Heimat dieses Forschers. Auch dafür bieten jene ihrem Kerne nach auf künstlerische Momente gerichteten Aufsätze den reichsten Stoff, sodaß man sie zugleich auch als hervorragende cultur- und sittengeschichtliche Bilder liebgewinnt. In die Mitte des Ganzen ist dieser Gesichtspunkt in der kleinern Hälfte der im ersten Bande gedruckten Abhandlungen gestellt: „Familienrecht und Familienleben der Germanen"; „Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen"; „Mete, Bier, Lutertrank"; „Das Schachspiel im Mittelalter" und „Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter", worin allerdings auch das eigentliche kunstgeschichtliche Moment in gleicher Stärke neben dem sittengeschichtlichen hervortritt.

Nr. 6: „Deutsche Dichtungen des Mittelalters", gehört zu einem Unternehmen, dessen Herausgeber Karl Bartsch ist und dessen Tendenz und Durchführung wol als bekannt vorausgesetzt werden darf. In dem vorliegenden zweiten Bande bietet Karl Schröder eine neue Ausgabe des bedeutendsten Erzeugnisses der ganzen plattdeutschen Literatur, des „Reinke de Vos". Neben den zwei Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben und Lübben, die auf dem Boden der modernen Germanistik stehen, darf diese als eine sehr anerkennenswerthe Leistung bezeichnet werden. Auch ein des niederdeutschen Idioms des 15. und 16. Jahrhunderts nicht kundiger Leser wird sich an der Hand der Anmerkungen und des relativ ausführlichen Glossars leicht zurechtfinden, und für die eigentlichen Fachgenossen findet sich überall ebenso viel Belehrendes wie Anregendes, sowol sachlichen wie formalen, sprachgeschichtlichen Inhalts. Die sonst in gedrungener Kürze gehaltene Einleitung geht doch mit einer gewissen Ausführlichkeit auf einige der subtilsten Streitfragen der niederdeutschen Grammatik oder speciell der Lautbezeichnung und des Lautwerths ein, die von den Kennern nach Gebühr gewürdigt werden sollte. Heinrich Rückert.

Freie Hefte für Philosophie.

Die neue Zeit. Freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft und des Lebens, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Im Geiste des Philosophencongresses unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von Hermann Freiherr von Leonhardi. Zwei Bände. Prag, Tempsky. 1869—72. Gr. 8. 3 Thlr. 23 Ngr.

Freiherr von Leonhardi, der unermüdliche Verbreiter der Philosophie Krause's, läßt seit der Abhaltung des ersten Philosophencongresses zu Prag (1868) von Zeit zu Zeit „Freie Hefte" erscheinen, die gerade so wie die Philosophencongresse den Zweck haben, den Krause'schen Ideen nicht nur in den denkenden Köpfen Eingang zu verschaffen, sondern ihnen auch auf die Gestaltung der socialen Verhältnisse Einfluß zu erwerben. Man braucht kein Anhänger Krause's zu sein und kann dennoch aus manchen Gründen dieser recht eigentlich philanthropischen, optimistisch-humanen Philosophie, deren tiefer Gehalt leider nur zu oft verkannt wird, die größte Verbreitung wünschen. Ob freilich die Philosophencongresse, denen auch in diesen Heften eine Reihe von Aufsätzen gewidmet ist, ihr Ansehen zu heben geeignet waren, ist mehr als zweifelhaft. Der Geist der Philosophencongresse krankt an einem lähmenden Widerspruche. Einerseits wird wiederholt nachdrücklich versichert, daß der Philosophencongreß zu einer Verständigung zwischen den verschiedenen philosophischen Schulen führen soll, daß demnach alle philosophischen Fragen offen gelassen seien und nur das Streben nach der gleichen, gemeinsam zu erkennenden Wahrheit von vornherein alle Theilnehmer des Congresses verbinde. Andererseits aber erklärt Freiherr von Leonhardi in seinem Programmaufsatz allein jene Wissenschaft für die rechte, die, zur Gotteserkenntniß führend, Hand in Hand mit dem rechten Glauben geht; und in der Eröffnungsrede des prager Congresses spricht er aus, daß das Ziel der Theilnehmer kein anderes sei, als den wahren Geist der Lehre Jesu mehr und mehr zum Durchbruch bringen zu helfen. Damit sind alle Schopenhauerianer, nichtorthodoxen Hegelianer, Materialisten u. s. w. als außerhalb des Geistes des Philosophencongresses stehend bezeichnet und von seinen Versammlungen ausgeschlossen. Wenn Leonhardi meint, daß, wer als Rechtsanwalt des Materialismus und Pantheismus im Congresse auftrete, darum nicht für einen Materialisten und Pantheisten angesehen werden dürfe, ebenso wenig wie der von Gerichts wegen zum advocatus diaboli Bestellte selbst für einen diabolus gehalten werden darf: so liegt das Schwächliche und Sophistische dieses Versuchs, jenen Widerspruch auszugleichen, doch allzu sehr auf der Hand. Immerhin aber wird man es rühmend hervorheben müssen, daß, ganz im Gegensatz zu dem zaghaften Herbart, welcher das Unternehmen philosophischer Denker, unmittelbar auf ihr Zeitalter einzuwirken, so lange eine Anmaßung nennt, als es noch verschiedene philosophische Systeme gibt, der Philosophencongreß und ebenso die „Neue Zeit" eine Gestaltung und Höherbildung des Lebens nach bewußten philosophischen Grundsätzen, die Fruchtbarmachung der Philosophie für das sociale und politische Leben anstreben. Gegenstände der Besprechung sollen darum vorzugsweise bilden die Lehr- und Bildungsfrage im weitesten Sinne, die Frage der religiösen Höherbildung und die an das sich neubildende Vereins- und Genossenschaftswesen sich knüpfenden Rechts- und socialen Fragen. Hand in Hand damit soll gehen ein unerschrockener Kampf gegen Selbst-

und Genußsucht, gegen Halbwisserei und Verflachung, gegen Parteiunredlichkeit, Knechtsinn, Menschen- und Rechtsverachtung, gegen Umsturzgelüste von oben und unten. Auch zu den geschichtlichen Ereignissen unserer Tage nimmt unsere Zeitschrift Stellung. An die Annexionen von 1866 wird der strenge Maßstab der privaten Moral angelegt und demgemäß geradezu die Herausgabe der annectirten Länder an ihre frühern Fürsten verlangt. Die Verranntheit Leonhardi's in diese Idee geht so weit, daß er erst von der Wiedereinsetzung der deutschen Fürsten die rechten Früchte des Siegs der Deutschen über die Franzosen hofft. Die Bedeutung der altkatholischen Bewegung wird von ihm bei weitem überschätzt, wie denn überhaupt die immer zunehmende antikirchliche und antireligiöse Tendenz unserer Zeit völlig verkannt wird. Durch alle Aufsätze der Zeitschrift weht der Geist einer echten, von dem unerschütterlichen Glauben an ihre Ideen erfüllten Humanität, eines hoffnungsfreudigen Strebens nach Frieden und Versöhnung. Doch hat dieser Standpunkt der ausschließlichen Humanität etwas Einseitiges und Schwächliches. Er hält die Menschen für viel zu edelsinnig, wenn er meint, daß die Menschenliebe, das fromme Gemüth u. s. w. der einzelnen die Ideen der Zukunft verwirklichen werde. Hätten die Ideen nicht selbst eine Macht, die, wenn ihre Zeit gekommen ist, mit unwiderstehlicher Gewalt, ja mit List, und ohne Rücksicht auf Gefühle und Herzensbedürfnisse, die Köpfe der Menschen ergreift und in ihren Dienst zwingt, so würde noch niemals ein Fortschritt von Bedeutung zu Stande gekommen sein. Die Idee hat keine solche Scheu vor Blut und Eisen wie das philanthropische Gemüth einiger allzu optimistisch Gesinnten.

Von den einzelnen Aufsätzen heben wir besonders die von Karl Röder, dem namhaften Rechtsphilosophen in Heidelberg, hervor. Wie sonst schon in Schriften und Aufsätzen, so tritt er auch hier für eine Reformirung des Strafrechts ein. Die Strafe soll nicht dazu da sein, um dem Verbrecher wehe zu thun oder um Abschreckung auszuüben, sondern allein dazu, um den verbrecherischen Willen, zu des Verbrechers eigenem und zum allgemeinen Besten, umzustimmen. Die Strafe als Besserung ist das Recht des Verbrechers. Das vorliegende einzelne Verbrechen soll nur als ein Symptom der innern Beschaffenheit des Verbrechers aufgefaßt werden. Die Strafe hat sich also allein nach dem Grade der innern Verdorbenheit zu richten, nicht aber danach, ob das Verbrechen gelungen oder mislungen ist, oder danach, wie das Verbrechen nach seiner äußern Größe und Beschaffenheit aussieht. Ist die Strafe ein solches Heilmittel, dann darf ihre Art und Größe nicht bei Fällung des Urtheils unwiderruflich festgestellt werden, vielmehr müssen, je nach den Wahrnehmungen der Strafanstaltbeamten, im Verlaufe der Strafe Abänderungen, Verkürzungen oder Verlängerungen eintreten dürfen. In einem andern Aufsatze tritt Röder in äußerst klarer und überzeugender Weise für die consequente Durchführung der Zellenhaft, des sogenannten pensylvanischen Systems, ein. Die sittenverderbenden, gesellschaftsmörderischen Nachtheile sowol der alten Gefängnisse, als auch des auf halbem Wege stehen gebliebenen Auburn'schen oder Schweigsystems, wonach die Einzelhaft nur während der Schlafzeit eingeführt ist, während am Tage unter absolutem Stillschweigen in gemeinschaftlichen Sälen gearbeitet wird, werden uns mit Evidenz vor Augen geführt. Aus einem andern Aufsatze Röder's erfahren wir, daß die Krause'sche Philosophie in Spanien einen fruchtbaren Boden gefunden hat. Der erste begeisterte Verkünder derselben war der Professor an der madrider Universität, Don Julian Sanz del Rio. Wie hoch das Ansehen des vielverfolgten, anspruchslosen, tief religiösen Philosophen in Madrid und ganz Spanien war, bezeugt das ihm zutheil gewordene äußerst ehrenvolle Begräbniß am 14. October 1869. Blos hinweisen können wir auf die zahlreichen, meist allgemeine Fragen der Geistesphilosophie behandelnden Aufsätze des nun verstorbenen Schliephake, auf die Kritiken des Baaderianers Hoffmann u. s. w. Auch die Frauen sind in unserer Zeitschrift durch Julie Hoff aus Basel vertreten. In edler Sprache feiert sie den Idealismus der Harmonie, den realen Idealismus, wie er im Hellenenthum zu finden war und jetzt durch Krause und seine Schüler verkündet werde. Zu solch einer Harmonie werde auch die vom Philosophencongreß angestrebte intellectuelle Vereinigung der Männer mit den Frauen beitragen.

Johannes Volkelt.

Feuilleton.

Zur Charakteristik der Rücksichtslosen.

Paul Lindau, der Erfinder des Princips der „Rücksichtslosigkeit", das jetzt seine Früchte in Ueberwucherung des literarischen Skandals und der pasquillartigen Kritik trägt, hat in seiner „Gegenwart" bereits mehrmals eine Lanze gegen den Herausgeber d. Bl. eingelegt. Da es sich hier im Grunde um ein Princip handelt, und da die „Blätter für literarische Unterhaltung" bei jenen Angriffen Lindau's mit ins Spiel kommen, so wollen wir die betreffenden Stellen aus einem Briefe mittheilen, welchen der Herausgeber aus einer mehr localen Veranlassung an den Redacteur des „Leipziger Tageblatt" über die Lindau'schen Anklagen gerichtet hat:

„Haben Sie, geehrter Herr, von unsern namhaften Autoren je gehört, daß sie fortwährend Antikritiken über Kritiken schreiben und ihre Kritiker mit einer wahren Gewissensangst controliren? Haben das selbst Journalisten wie Gutzkow und Laube gethan? Es ist dies indeß die neueste Mode! Paul Lindau läßt seinen Kritikern nicht das Geringste hingehen, er stellt sie augenblicklich zur Rede. Denn es ist doch klar, daß es ein nicht genug zu sühnendes Majestätsverbrechen ist, an einem Meisterwerke wie «Maria und Magdalena» herumzumäkeln, ja nur «kühl» über dasselbe zu sprechen. Junge Autoren, in jener schönen Zeit des ersten Ruhms, von dem nur zu wünschen ist, daß er ewig grünen bliebe, sind immer naiv; sie glauben, daß die ganze Welt sich nur um sie dreht! Dies erste Ruhmgefühl ist wie ein Champagnerrausch; man glaubt die Unsterblichkeit schon in der Tasche zu haben.

„Damit aber die Nation weiß, wen sie in ihr Pantheon aufzunehmen hat, stellt sich der junge Dichter auf allen deutschen Bühnen ihr vor. «Maria und Magdalena» wird in Wien gegeben, Paul Lindau ist dort und wird hervorgerufen; es wird in Weimar gegeben, auch hier verbeugt sich Paul Lindau vor

dem Publikum; das Stück wird in Hamburg, in Breslau, in Dresden, in Berlin, in Leipzig gegeben, der Dichter ist allgegenwärtig und wirkt überall in allen Zwischenacten mit. Zwar ist er meist incognito anwesend; aber der Enthusiasmus respectirt kein Incognito, das Publikum «ahnt» seine Anwesenheit und ruft ihn sieben- bis achtmal hervor, das erste mal mit schüchterner Ahnung, die andern male mit jubelnder Gewißheit. Die Zeitungen berichten dann, mit einer schönen neufranzösischen Wendung, von «sensationellen» Erfolgen!

„Dennoch wandelt den weltkundigen «Dichter» — man nennt das heutzutage alles Dichter — ein Gefühl der Unsicherheit an, ob die Zeit, die so viel im Kopfe hat, nicht Paul Lindau und seine «Maria und Magdalena» zu früh vergessen könne. Daher das krampfhafte Bestreben, durch Artikel jeder Art, durch Briefe, die für den Druck bestimmt sind, durch Angriffe auf die Kritiker die Theilnahme des Publikums wach zu halten.

„Schon einmal hat Paul Lindau in der «Gegenwart» wegen der «Maria und Magdalena» mir eine Epistel geschrieben, welche von edelster Entrüstung beseelt war; denn ich habe ihm die Milch der frommen Denkungsart in gärend Drachengift verwandelt. Wodurch? werden Sie fragen. Ich habe ein schweres Verbrechen begangen, das ich nie genug bereuen kann. Ich hatte zwei Notizen in den Theaterfeuilletons der «Blätter für literarische Unterhaltung" und von „Unsere Zeit" über sein Stück gebracht, und in diesen beiden Notizen vermißte Paul Lindau den vollen Einklang. Es waren, wohlbemerkt, keine Kritiken; ich gab nur ein Résumé aus den Zeitungen, wie dies auch für eine Revue vollkommen genügt; ich erwähnte ausdrücklich, daß dies Urtheil aus den Berichten der Blätter geschöpft sei. Nun denken Sie sich, welche haarsträubenden Widersprüche Paul Lindau in diesen beiden Mittheilungen entdeckte! In der ersten hatte ich das Stück den «Löwen der Saison» genannt; in der zweiten wagte ich, über diesen «Löwen» ungünstige Urtheile aus wiener Blättern mitzutheilen! Als ob ein «Löwe der Saison» unfehlbar sei, und bei manchem kann man noch, um im Bilde zu bleiben, unter der Löwenhaut die Eselsohren hervorgucken sehen! Ein «Löwe der Saison» ist ein Modestück, und das ist ein so geringes Lob, daß daneben der schärfste Tadel der Kritik wohl Platz findet. Dann stand in der ersten Mittheilung, das Stück sei witzig, in der zweiten wurde der Autor «ein kalauernder Dramaturg» genannt. Und auch das soll ein unsühnbarer Widerspruch sein. Das Stück hat gute und schlechte Witze, darunter ziemlich viele Kalauer.

„Sie werden ausrufen: tant de bruit pour une omelette! Es ist ja unglaublich, daß dem Publikum zugemuthet werden konnte, sich für solche nichtssagende Dinge zu interessiren! Sie haben ja gesehen, daß wie der Verfasser auf Grund des auffallenden innern Widerspruchs dieser beiden Notizen eine Epistel voll der größten Höflichkeiten zugeschleudert hat, ganz im Stil Emil Claar's, der sich freuen muß, einen so talentvollen Nachahmer gefunden zu haben. Die Hauptsache aber war, daß Lindau diesen für jeden andern Sterblichen vollkommen geheimnißvollen Widerspruch zu erklären versuchte durch eine Annahme, die, wie ich Sie versichern darf, so unbegründet ist wie möglich. In der Zwischenzeit zwischen jenen beiden Notizen soll ich die Kritik über meine «Nationalliteratur» in der «Gegenwart» gelesen haben und dadurch gegen ihn aufgebracht worden sein. Ich habe sie aber zufällig noch bis heutigen Tag nicht gelesen; ganz zufällig, denn alle andern Freundlichkeiten Lindau's sind mir zu Gesicht gekommen, nur diese Nummer ist mir entgangen, und ihr nachzulaufen fand ich keine Veranlassung. Sie wäre aber auch gar nicht nöthig gewesen, um mich von dem Wohlwollen des berliner Kritikers zu überzeugen, hatte er doch bei Besprechung des Laube'schen Werks über das norddeutsche Theater, welche jener ersten Mittheilung in den «Blättern für literarische Unterhaltung» lange vorausging, eine so große Menge von Verdächtigungen gegen mich ausgestreut, daß, wenn ich durch persönliche Gründe meine Kritik bestimmen ließe, ich schon damals Grund genug hatte, nur Ungünstiges über das Stück Lindau's zu berichten.

„Welch ein Standpunkt! werden Sie ausrufen. Ein Kritiker soll von heute bis morgen sein Urtheil ändern aus rein persönlichen Rücksichten! Und doch, so bedauerlich das ist, es gibt Beispiele hierfür, und eins der schlagendsten gibt uns Paul Lindau selbst an die Hand, er kann in der That mit der zerknirschten Eboli ausrufen: «Das Verbrechen, dessen ich Sie zeihte, ich beging es selbst.»

„Ich hatte in einem Artikel der «Blätter für literarische Unterhaltung» *) das Princip der Rücksichtslosigkeit verurtheilt, indem ich die Befürchtung aussprach, daß der ganze Ton der Literatur dadurch zum Rohen und Brutalen herabgedrückt werden könne. «Wem es sonst in keiner Weise gelingen kann, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, der wird rücksichtslos, der schließt sich den Literaturlümmeln an, die sich mit den Ellnbogen die Bahn brechen. Das ist denn doch auch eine Art und Weise, sich bemerkbar zu machen. Das Princip der Rücksichtslosigkeit verwerfen wir; denn es kommt nur kritischer Ueberhebung zugute. Die unfähigsten Köpfe sitzen oft über die besten mit einer Unfehlbarkeitsmiene zu Gericht, die schon an und für sich gerechtes Bedauern erwecken muß. Nehmen Sie dann noch das Vorrecht der Rücksichtslosigkeit für sich in Anspruch, so sind die Saturnalien der Literatur fertig, wo die Hohen und Niedern die Rollen vertauscht haben.» Ich beurtheilte indeß Lindau selbst wohlwollend und wies nur auf die Gefahren seines Princips hin. Gleichwol erhielt ich bald darauf von ihm einen Brief, in welchem er sich für «degagirt» erklärt, und den ich Ihnen zur Einsicht, zur Disposition stelle; er, der früher meine «Katharina Howard» in einer begeisterten Kritik anerkannt hatte, fühlte sich durch diesen Artikel beleidigt, und gleich darauf erschien in der «Gegenwart» der erste heftige Angriff gegen mich.

„Sie sehen, warum Paul Lindau geneigt ist, andere nach sich selbst zu beurtheilen.

„Paul Lindau, geehrter Herr, gilt für einen «gefährlichen Menschen»; alle Kritiker gehen ihm aus dem Wege, wie man einem Raufbold aus dem Wege geht, aus Furcht eine Schmarre ins Gesicht zu bekommen. Wir meinen, daß er dies ungünstige Renommée nicht verdient; wir denken besser von ihm; wir halten ihn für ungefährlich. Er mag in gehobenen Augenblicken der Ansicht sein, daß er nur drei Zeilen zu schreiben brauche, um einen andern Autor todtzuschlagen und ein durch lange Jahre erworbenes Renommée umzublasen wie ein Kartenhaus; wir zweifeln, daß diese gehobenen Augenblicke von langer Dauer sind. Lindau überzeugt sich zu früh, daß die Todten wieder lebendig werden und gelegentlich ihn selbst einmal beim Schopfe nehmen. Lindau mag manchem durch seine scharfe satirische Ader und auch seine Rücksichtslosigkeit imponiren; doch wen's gelüstet, ein Wort mit diesem Geist zu sprechen, der wird sich überzeugen, daß er gar nicht so gefährlich ist, und wenn er auch nicht mit dem Hahnenschrei in die Luft zerstiebt, so läßt er doch mit sich reden und gibt seine schreckhaften Geberden auf, wenn man ihm näher auf den Leib rückt."

*) Vgl. Nr. 8. d. Bl. f. 1872.

Bibliographie.

Die Bildungsfrage gegenüber der höheren Schule. Von einem Schulmann. II. Das Gesammtgymnasium, ein Vorschlag zur Begründung und Ausführung der Reform der höheren Schulen Deutschlands, nach den Anforderungen der modernen Bildung. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Billig, G., Nach der Schicht. Historisch-romantische Erzählungen aus dem Bergmanns-Leben. 1ste Lief. Görlitz, König. Gr. 4. 4 Ngr.

Brüll, A., Trachten der Juden im nachbiblischen Alterthume. Ein Beitrag zur allgemeinen Kostümkunde. 1ster Thl. Frankfurt a. M., J. St. Goar. 8. 1 Thlr.

Christen, Ada, Schatten. Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1872. 16. 15 Ngr.

Dücker, F. F. Freih. v., Die griechische Laurion-Angelegenheit. Cassel, Freyschmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Engelhardt, W., Bekenntnißzwang oder Bekenntnißlosigkeit? Eine Studie. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 10 Ngr.

Etlar, C., Erzählungen. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Paulsen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Frauenfrage und ihr Kern: Das Leben einer alten Jungfrau mit besonderer Berücksichtigung der Mädchenerziehung. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 24. April 1873.

Neue lyrische Gedichte.

1. Gedichte von Elfriede von Koburg. Einleitung von H. Merkens. Würzburg, Stuber. 1872. 16. 1 Thlr.
2. Gedichte von Meta Wellmer. Leipzig, Matthes. 1871. 16. 20 Ngr.
3. Die Volksharfe von Karl Weise. Erstes Bändchen: An die Töchter aus dem Volke. Freienwalde, Selbstverlag des Verfassers. 1872.
4. Blätter und Blüten. Gedichte von Heinrich Möchel. Reichenberg, Schöpfer. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Gedichte von Henrich von Ende. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 25 Ngr.
6. Zu Lied und Lehre. Gedichte von Karl Schmitt-Blank. Mannheim, Schneider. 1872. 16. 28 Ngr.
7. Bilder und Balladen von Hermann Hölty. Hannover, Meyer. 1872. 8. 20 Ngr.
8. Wilde Knospen. Gedichte von Julius Träumer. Leipzig, Frohberg. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.
9. Neue Dichtungen. Von Max Kalbeck. Breslau, Gosohorsky. 1872. 16. 1 Thlr.
10. Blätter im Winde. Gedichte von Heinrich Seidel. Berlin, Hoffmann. 1872. 16. 1 Thlr.
11. Durch Nacht zum Licht. Ausgewählte vaterländische Dichtungen von Gustav Weck. Ratibor, Thiele. 1872. Gr. 16. 18 Ngr.
12. Dem Kaisersohn ein Lorberblatt. Zeitgedichte von George Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Priebatsch. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.
13. „Anathema sit!" Zwölf Zeit- und Streitsonette von K. Woermann. München, Ackermann. 1871. 16. 3 Ngr.
14. Zeitklänge von Adelbert Herrmann. Nachtrag zu den Echoklängen aus Venusia und freien Klangspielen. Anhang. Lateinische Kaiserode und Heldenepigramme. Leipzig, Schultze. 1871. 16. 8 Ngr.
15. Lieder der Heimat. Blütenlese aus dem deutsch-böhmischen Dichtergarten von Heinrich von Lobsdorf. Prag, Hunger. 1871. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
16. Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von Julius Sturm. Jahrgang 1871 und 1872. Wiesbaden, Niedner. 1871—72. Lex.-8. Jeder Jahrgang 16 Ngr.

Wie auf den Straßen Griechenlands Diogenes mit seiner Lampe nach einem wahren Menschen suchte, der noch nicht angekränkelt war von den Gebrechen und Thorheiten der Zeit, so schaut der moderne Kritiker unter dem jungen lyrischen Nachwuchs mit selten befriedigter Sehnsucht nach einem Angesichte aus, das die echten Züge eines Dichters trägt. Die Lyrik von heute ergänzt sich mit Vorliebe aus den Reihen der dichtenden Frauen, die fast alle entweder Backfische oder Blaustrümpfe sind, aus der Mitte der akademischen Jugend und andern mehr oder weniger halbreifen Elementen der Gesellschaft. Daher begegnen wir auf unserm Parnaß Dichterlingen in Fülle, aber selten der vollreifen Gestalt eines wahren Dichters. Das gilt auch von den heute von uns zu beurtheilenden Poeten, unter deren Producten sich des Mittelmäßigen vieles, des Schlechten einiges und des Guten nur weniges findet. Zu den bessern Leistungen der diesmal Revue passirenden Musenjünger gehören die beiden zuerst genannten Sammlungen, welchen wir deswegen und aus schuldiger Galanterie — sie stammen von schöner Hand — den Ehrenplatz einräumen. Einiges gleich Gute findet sich allerdings auch unter den Gedichten der später zu berücksichtigenden Rekruten der Lyrik.

Also zuerst „Gedichte" von Elfriede von Koburg (Nr. 1) — natürlich ein Pseudonym. Es wäre uns leicht, die Maske Elfriede's zu lüften; aber auch Discretion ist eine Tugend des Kritikers. Die Sammlung wird durch ein sehr warm gehaltenes Vorwort von Heinrich Merkens in Würzburg eingeleitet. Merkens hat recht, wenn er die Weltanschauung der Dichterin als sich vorwiegend auf einem poetischen Pantheismus aufbauend bezeichnet. „Ohne das frische genußfreudige Gefühl für die Zauber der Natur auch nur im geringsten eingebüßt zu haben, versenkt sie sich betrachtend in die mannichfaltigen Gestalten und Wandlungen derselben: überall sieht sie in der lebendigen Fülle der Erscheinungen nur das Wirken und Weben der Weltseele. Die so von einem höhern Leben durchgeistigte Natur ist ihr der Tempel des Ewigen, aus dem sie für jede innerste Empfindung, für jeden schönen Gedanken ein treffendes Symbol zu finden weiß. Reine

Menschlichkeit, Liebe, Schönheit, Freundschaft, Freiheit sind es, die ihr Dichtergemüth ganz erfüllen."

Wir stimmen diesem Lobe der Vorrede in allen Punkten bei. Elfriede hat Geist und Empfindung und weiß beides in meist melodischen Versen zum Ausdruck zu bringen. Ihre Gedichte bekunden eine große Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form; Gedanke und Ausdruck decken sich in den meisten derselben, und ein tiefsittlicher Zug geht durch alle ihre Verse, „die ein vielbewegtes Seelenleben abspiegeln", wie es in der Vorrede richtig heißt. Ein charakteristisches Merkmal dieser Gedichte ist das, daß sie niemals in einen verhimmelten Idealismus verschweben, sondern stets auf der Basis des realen Lebens operiren, wie zum Theil gleich das Inhaltsverzeichniß beweist, welches folgende Rubriken zeigt, die sich scharf voneinander abgrenzen: „Aus dem Kindergarten" (Elfriede war längere Zeit Kindergärtnerin), „Aus dem Turnsaale", „Aus der Wandermappe", „Herzensfrühling", „Aufschwünge", „Freundschaftsgrüße", „Naturgenüsse" und „Quodlibet". Das am meisten Ansprechende dürfte der Abschnitt „Herzensfrühling" bieten, dessen zahlreiche Gedichte und Lieder sich fast ausschließlich an „L." adressiren. Dieser mit der überströmenden Liebe Elfriede's beglückte „L." ist, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, ein in weitern Kreisen bekannter thüringischer Dichter, welcher seit kurzem, zum zweiten mal verheirathet, mit Elfriede in glücklicher Ehe lebt. Wir glauben hier und da an Elfriede's Gedichten die verbessernde und feilende Feder L.'s zu erkennen. Hätte er doch auch die sehr zahlreichen falschen Reime seiner Dame getilgt, wie z. B.: „Gebiete" und „Liebe", „friedenreiche" und „Zweige", „bedrohten" und „Boden", „Freude" und „deute" u. s. w., von andern wie: „Höhen" und „wehen", „gelesen" und „Bösen" ganz zu schweigen! Sehr Hübsches, allerdings neben manchem Nüchternen, enthält die Rubrik: „Aus dem Kindergarten". So ist z. B. das nachstehend mitgetheilte Lied eine duftige Blüte echter Herzenspoesie, wie man ihr nicht alle Tage begegnet:

Christus der Kindergärtner.

Nachruf der Blume Franz S.

Herr, der du sprachst zu deinen Jüngern einst:
„O lasset doch die Kindlein zu mir kommen;
Das Himmelreich ist ihnen!" — Du vereinst,
Die du in deinen Garten aufgenommen.

Im Grabe suchte ihres Lebens Stern
Am frühen Tag Maria Magdalene.
„Sie haben weggenommen meinen Herrn!"
So klagt sie mit des Schmerzes heißer Thräne.

Sie sieht ihn selber und erkennt ihn nicht
Und hält ihn für den Gärtner. — Ihre Klagen
Um den Verschwundnen tönen, und sie spricht:
„Herr, sage, hast du ihn hinweggetragen?"

Er ist der Gärtner, der die Blumenau
Der Geister pflegt mit göttlichem Behagen
Und ihre Wurzeln tränkt mit Himmelsthau. —
„Herr, sage, hast du ihn hinweggetragen?"

Der hehre Kindergärtner ist er. — „Laßt
Die Kinder zu mir kommen!" hört ihn sagen! —
„Wir suchen heut' ein Kind. Herr, sage, hast
Du unser Blumenkind hinweggetragen?"

In meinem Kindergarten blüht' es schön
Dies Blumenherz voll reiner zarter Triebe,
Im Thau der Unschuld reizend anzusehn,
O eine Blumenseele voll von Liebe!

Der Herr des schönern Gartens doch gebot
Jüngst seinem Engel, und aus meinem Garten
Nahm sanft die Blume weg der Engel Tod,
Und ich darf ihrer ferner nicht mehr warten.

Mein süßer Liebling, treugepflegter Franz,
In seinen Garten hat er dich genommen
Und dich versetzt in seinen Blumenkranz.
„O lasset doch die Kinder zu mir kommen!"

Wenn dieses ansprechende Lied auch den einheitlichen Eindruck einer kunstgerechten Composition einigermaßen vermissen läßt, so wirkt es doch in seiner einfachen Innigkeit höchst ergreifend und rührend. Zu den übrigen bessern Stücken der Abtheilung „Aus dem Kindergarten" rechnen wir ferner noch zwei andere Todtenopfer: „Der Blume Emma von Z." und „Als die jüngste von vier Schwestern starb", sowie das Gedicht: „Bildet Kinder, werdet Kindern gleich!" In der Rubrik: „Aus dem Turnsaale", verdient lobend hervorgehoben zu werden das hübsche Lied: „Einem glücklich geheilten Kinde." Unter den Gedichten der übrigen Abtheilungen nennen wir noch als die bessern, abgesehen von den fast durchweg schönen Liedern der Kategorie „Herzensfrühling", die folgenden: „Meerfahrt", „Das Veilchen", „Frei und stolz", „Ein Mondnachtlied", und als einen Beweis dafür, daß die Dichterin auch patriotischer Empfindungen fähig und zu deren poetischer Wiedergabe berufen ist, das Lied: „Den heimkehrenden Siegern 1871." Störender Unebenheiten und prosaischer Ausdrücke, wie in dem Gedichte: „Naumburg an der Saale":

Und dich, o Fluß, in dessen Spiegel
Viel Städte, Dörfer, wald'ge Höhn,
Zerfallne Burgen, Rebenhügel
Und reiche Felder sich besehn! —

macht die Dichterin sich nur selten schuldig. So möge denn das empfehlenswerthe Büchlein zahlreiche Freunde finden! Jedenfalls legt es Zeugniß von einem reichen Frauenherzen ab.

Im ganzen lobenswerth sind auch die „Gedichte" von Meta Wellmer (Nr. 2). Es pulsirt in ihnen, wie in den eben besprochenen, eine warme Empfindung für alles Gute und Schöne. Dabei sind sie theilweise von einer Schärfe des Verstandes, welche fast männlich gemahnt und vergessen läßt, daß es eine Dame ist, die zu uns redet. Besonders treffend sind diejenigen Gedichte der Verfasserin, welche Beurtheilungen der Zeit und des Zeitgeistes enthalten, wie beispielsweise die Strophen, welche sich über moderne Musik vernehmen lassen. In der Form ist die Dichterin nicht immer correct; rhythmisch, metrisch, phonisch und grammatisch, in Bezug auf letzteres, namentlich nach der syntaktischen Seite hin, lassen die Strophen Meta Wellmer's manches zu wünschen übrig, wie auch falsche und unmögliche Reime mitunter auffallen. Aber über den oft sinnigen Inhalt der Gedichte, über die häufig höchst frappanten Wahrheiten, welche dieselben aussprechen, vergißt man leicht diese Mängel, so sehr ihre Vermeidung wünschenswerth gewesen wäre. Einigermaßen störend tritt diese prosodische Nachlässigkeit z. B. in dem

sehr sinnvollen Liede: „Auf dem Berge", auf. Viel poetische Kraft hat das Sonett: „An Platen", in welchem die in allen aufstrebenden jungen Talenten sich immer mehr zeigende Verehrung für diesen Dichter in angemessener Weise zum Austrag kommt. Von epigrammatischer Schlaghaftigkeit sind manche unter den kleinen Reimsprüchen der Sammlung, wie: „An die Materialisten", „Die Mädchen von sonst und jetzt", „Auf dem Ball" u. a. m. Als schönste Probe dieser Gedichte möchten wir neben dem elegischen Liede: „Mich liebe niemand, wie ich dich geliebt!" das nachstehende mittheilen:

Es gibt ein Glück, deß wenige sich freuen,
Weil sie den Kampf, es zu erringen, scheuen.

Das Losungswort in diesem Kampfe heißt:
Entsage dem, was du hier liebst zumeist!

Leb' nicht dir selbst und deinen kleinen Zwecken,
Ein höh'res Ziel mußt du dem Herzen stecken.

Im Herzen frei von dem, was irdisch nur,
Mach' es auch frei von jeder Creatur!

Nicht rechts, nicht links laß deine Wünsche schweifen,
Und müh' dich nicht, Verhülltes zu begreifen!

Erheb' den Blick! Der Himmel sei für uns
Das A und O, das Ziel all unsers Thuns.

Verborgen hier laß deine Zeit entschwinden,
Verborgen leb' in Gott! — Ihn dort zu finden.

Ein fremdes Land sei diese Erde dir,
Die Prüfungszeit. Bau' keine Hütten hier!

Blick' unverrückt durch dieses Vorhofs Pforten
Ins Heiligthum, zum Gottestempel dorten.

Leb' stets und wirk' in Gottes Gegenwart;
Freu' dich in ihm! Selig wer glaubt und harrt!

Halt frei dein Herz vom ekten Marktgetriebe
Der kalten Welt! Erfüll's mit Gottesliebe!

Der Ewigkeit vertraut mach' dich schon hier:
Denn jegliche Minute führt zu ihr.

Meta Wellmer bekundet in ihren „Gedichten" ein zwar das Niveau einer mittelmäßigen Begabung nirgends überschreitendes, aber immerhin achtbares und beachtenswerthes dichterisches Talent, welches bei etwas mehr Vertiefung, Concentration und formeller Bildung recht Hübsches leisten würde.

Die „Volksharfe" von Karl Weise (Nr. 3), dem bekannten märkischen Dichter und Drechsler, hat eine vorwiegend moralisirende Tendenz; ihr poetischer Werth tritt hinter ihrem volkspädagogischen wesentlich zurück. Es ist in diesem ersten Bändchen der „Volksharfe", welches sich „An die Töchter aus dem Volke" wendet und der Tochter des Dichters, Ida, gewidmet ist, eben alles so ausgesprochen didaktisch gehalten, daß von Poesie in feinerer Auffassung, im Sinne der Kunstdichtung nicht die Rede sein kann; die Gegenstände der Weise'schen Poesie wurzeln so ausschließlich im hausbackensten Alltagsleben und sind durchweg von einer so völlig alles höhern Aufschwungs entbehrenden Nüchternheit dictirt, daß sie sich dadurch eigentlich von vornherein außerhalb des Bereichs der Poesie stellen und sich der dichterischen Einkleidung nur deshalb zu bedienen scheinen, um ihren moralisirenden Inhalt in eine sich dem Ohre und dem Gedächtniß besser einprägende Form zu kleiden. Einen ästhetischen Maßstab an diese ihrem tiefsten Wesen nach lediglich auf praktische Zwecke der Volkserziehung abzielenden Dichtungen zu legen, wäre somit ein arger Misgriff der Kritik. Man soll an ein grobkörniges, derbes, aber gesundes und solides Schwarzbrot nicht die Ansprüche einer verfeinerten Bäckerei machen, die nur Zuckerbrot und Pasteten will. Betrachten wir die Gedichte der „Volksharfe" als das, was sie wirklich sind, als aus dem Volke hervorgegangene und für das Volk bestimmte Poesie, so können wir derselben nur Anerkennung und Lob zutheil werden lassen. Karl Weise hat ein Herz für das Wohl und Wehe des Volks; er kennt das Volk und seine Bedürfnisse; er kennt die großen Schätze, die im Volke verborgen liegen, und die mannichfachen Gefahren, die seiner sittlichen Gesundheit drohen. Er kennt es in allen seinen Schichten und redet zu ihm wie ein liebender Vater, wie ein verständiger Lehrer. Dieses erste Bändchen der „Volksharfe" gilt, wie bereits gesagt, den Töchtern aus dem Volke. Es wendet sich an die Waisenmädchen, an die Fabrikmädchen, an die Dienstmädchen, stellt ihnen Muster weiblicher Tugend vor Augen, begleitet sie auf dem Wege zur Einsegnung und lehrt sie, daß wahre Armuth die Armuth des Herzens, wahrer Reichthum der Reichthum der Tugend sei. Als Probe des Weise'schen Stils stehe hier eine Stelle aus dem Abschnitt: „Ehret das Dienstmädchen!"

Hervor, ihr edeln deutschen Frauen!
O laßt, an unserm Wohl zu bauen,
Euch Weg' und Mittel nicht entgehn;
Helft, solche Mädchen zu erziehen,
Die künftig nicht dem Dienst entfliehen,
Weil sie das Nöth'ge nicht verstehn!

Vor allem schafft uns nebst der Schule,
Drin man herab vom hohen Stuhle
So viel der frommen Sprüche lehrt,
Auch solche, wo die Lehrerinnen,
Das Werkzeug in der Hand, beginnen
Zu zeigen, was das Haus begehrt.

Ein Kind, das in der Armuth Klause
Erwuchs, soll bald im großen Hause
Für Ordnung stehn und Reinlichkeit?
Wo sind die Klugen denn auf Erden,
Die ohne Lehrzeit Meister werden? —
Schafft dürft'gen Mädchen Lernezeit.

Führt sie in dichtbestaubte Zimmer,
Laßt schaffen sie, bis Glanz und Schimmer
Als Erstlingswerk die Fleiß'gen lobt;
Und dann führt sie an Gegenstände,
Dran die Geschicklichkeit der Hände,
Doch auch die Vorsicht sich erprobt.

Ist nur erst mit den Anfangsgründen
Bekannt solch Mädchen, dann verbünden
Sich ihr auch Fleiß und Schaffenstrieb;
Und leichtern Herzens wird sie gehen,
Nach einem Dienst sich umzusehen,
Die sonst aus Furcht nur fern ihm blieb.

Doch wenn sie in den Dienst gezogen,
Sei auch die Herrschaft ihr gewogen
Und fessle sie durch milden Rath;
Zu streng mit ihr, erschwert ihr Mühen.
Soll euch ihr Herz in Dank erglühen,
So schmückt durch Sanftmuth ihr den Pfad.

Dann wird auch derer Haß verschwinden,
Die, bös behandelt, sich verbinden,
Zu rächen an der Herrschaft sich!

Manch' Herrschaft soll nach Besserm streben!
Dann wird's auch bessre Mädchen geben!
Laut ruf' ich's! Laut! Doch inniglich.

Schafft man Gesellen-Bildungsstätten,
Ans reinre Leben sie zu ketten,
Dann, Volk, zünd' an auch uns ein Licht:
Und höre, was von niedern Stufen
Empor die Tausende heut' rufen:
„Vergiß die ärmern Töchter nicht!"

Das ist allerdings keine Poesie, aber es ist die humane Propaganda eines echten Volksfreundes für das Wohl des leidenden Theils der Menschheit. Jedem Worte fühlt man an, daß es gut gemeint ist, und gewiß werden die edeln Tendenzen des Dichter-Drechslers, dessen einfache und schlichte Verse so gar nichts von seinem Handwerk haben, wenn sie richtig verstanden werden, überall offene Herzen finden.

In „Blätter und Blüten" von Heinrich Möchel (Nr. 4) herrschen die Blätter vor den Blüten bedenklich vor, und zwar die dürren Blätter. Diese Gedichte sind in ihrer Mehrzahl nichts als gereimte Trivialitäten. Nur hier und da, namentlich unter den Epigrammen taucht ein leidlich ansprechender Gedanke aus dem Meer von leeren Worten auf. Einzelne Gedichte sind von einer bluttriefenden Gräßlichkeit, welche sie als in das Gebiet der „Aesthetik des Häßlichen" gehörig kennzeichnet. Man höre z. B. das folgende:

Spielers Los.

(Nach einer alten Chronik.)

Seht ihr das schmucke Försterhaus
In ries'ger Tannen Schatten?
Ein thränend Antlitz blickt heraus,
Es weint, ach! um den Gatten.

Er, den so zärtlich sie geliebt,
Mehr als das eigne Leben,
Er hatte beider Glück getrübt
Und sich — dem Spiel ergeben.

Fortuna hat ihm nicht gelacht,
Sie fluchte seinem Streben —
Da nahm er in der Waldesnacht
Sich durch den Strang das Leben.

Hier, von acht Männern streng bewacht,
Hing er fünf Tag' und Nächte,
Ward dann zu seinem Haus gebracht,
Geschleppt vom Henkersknechte.

Vor ihren Blicken — armer Tropf,
Was muß dein Weib ertragen!
Ward von dem Leibe ihm der Kopf
Durchs Grabscheit abgeschlagen.

Dann ward auf des Gerichts Geheiß
Das Herz ihm ausgerissen
Aus kalter Brust und schnöder Weis'
Ihm „um das Maul geschmissen".

Sodann getheilt in Stücke drei
Und auf dem Rost gebraten —
Gerichtspersonen sind dabei
Und leiten all die Thaten.

Und an die Stelle, wo sein Herz
In Spieles trübem Wetter(!)
Geschlagen sonder Reu' und Schmerz,
Gibt man drei Kartenblätter.

Die sollen geben Zeugenschaft,
Wie er um Glück gebuhlet
Und seine Seel' in Leidenschaft
„So liederlich verspulet".

Wen „gruselt's" nicht bei solcher Poesie? Läßt sich eine höhere Potenz des Gräßlichen denken? Nur schade, daß solchen Gedichten gegenüber die Erschütterung des Zwerchfells so groß ist, daß man zur Würdigung des ästhetischen Genusses gar nicht kommt.

Nicht viel Erfreulicheres als die „Blätter und Blüten" bieten die „Gedichte" von Henrich von Ende (Nr. 5), sie sind dem Inhalte nach dürftig und in der Form nicht immer correct. Von einer krankhaften Koketterie mit der Melancholie ist das Sonett „Des Dichters Heimatland" erfüllt. Zu den bessern Gedichten der Sammlung gehört das Lied „Veilchen", obgleich es nichts weniger als originell ist. Es lautet:

Veilchen, süßes Veilchen,
Schmücke dich, um mich zu schmücken,
Dufte nur ein Weilchen,
Denn ich will ja ihn beglücken,
Und er liebt die Veilchen!

Veilchen, süßes Veilchen,
All mein Herz ist voll Entzücken,
Denn in einem Weilchen
Wird dein Duft ihn so berücken,
Mich zu lieben, Veilchen!

Unter den „Vermischten Gedichten" dieser Sammlung befinden sich einige lesbare.

Zu Möchel gesellt sich als Poet gleichen Schlags Karl Schmitt-Blank, dessen „Gedichte" (Nr. 6) sich fast ohne Ausnahme aus Schwulst und Wust zusammensetzen. Das Affectirt-Schaurige spielt in ihnen eine große Rolle. Dabei bedient sich der Dichter einer Terminologie, die ans Unverständliche grenzt. In dem Gedicht „Genesung" wird dem Helden derselben, Philopan, so „wellenhaft" und „allfühlig" zu Muthe, wenn der „Westen nächtelnd winkt". Völlig unklar ist das Eingangslied „Arm Blümlein". Von dunkler Phantastik sind die Gedichte: „Der Storch", „Armer Postillon" u. a., während „Mutterschmerz" und das Gedicht „Der Cymbelschläger" zu den bessern Stücken der Sammlung gehören.

Künstlerisch abgerundete Erzeugnisse einer mannichfach ausgiebigen Phantasie sind die „Bilder und Balladen" von Hermann Hölty (Nr. 7). Sie sind zu einem großen Theil von der Naturstimmung des Meers durchweht und in der Wiedergabe der Empfindungen und Gedanken, welche sich dem Küstenbewohner aufdrängen, meistens sehr glücklich. Das Märchen- und Balladenhafte wiegt in ihnen vor. Alle Spukgestalten und Geister des nassen Elements, die bösen und die blos neckischen, Meerfräulein und Nixen, Schwanjungfrauen und Willis u. s. w. macht der Dichter mobil und läßt alte Volkssagen und selbsterfundene Geschichten in buntem Wechsel um den Mittelpunkt solcher phantastischen Gestalten kreisen. Daneben findet das rein lyrische, sangbare Lied fleißige Bearbeitung. Mit Schmelz und Musik ausgestattet sind unter andern Beispielen „Die Ostsee bei Nacht", „Kunde von oben", „Ein Sonnenblick" und „Herbstlieder". Die Form der Hölty'schen Gedichte ist eine im ganzen reife und sich dem Ohre einschmeichelnde. Für die Ballade

großen Stils weiß unser Dichter den rechten Ton zu treffen. Hier ein Beispiel dafür:

Sanct.-Wolfram und Ratbot.

Sanct.-Wolfram zog im Dienst des Herrn durch Deutschlands Waldespfade;
Das Wort ihm aus der Seele quoll, das ew'ge Wort der Gnade.

Und als er wallt' ins Friesenland, der König kam zu hören,
Das Herz voll bebender Begier, die Macht der neuen Lehren.

Sanct.-Wolfram spricht: „Du siehst von Ost die Sonne segnend schweben,
So kam von Osten ew'ges Licht, von Osten ew'ges Leben.

„Es lebt ein Gott, der alle liebt, den Starken wie den Armen,
Der hat gesendet seinen Sohn in segnendem Erbarmen.

„Im fernen Ost, im heil'gen Land, hat er gelebt, geduldet
Für unser Heil und durch den Tod gesühnt, was wir verschuldet.

„Wer an ihn glaubt, der lebet fort auch nach des Leibes Sterben,
Und einen Leib voll Gotteskraft wird droben er erwerben.

„Dort blühn die Wälder schöner als am ersten Schöpfungstage,
Und all dein Wünschen ist gestillt, gestillet alle Klage.

„Dort führt dich segnend Gott von Freud' zu Freud' durch alle Zeiten,
Sein Lob erschallt aus sel'ger Brust durch alle Ewigkeiten."

Und sieh! Ratbot entsatzte sich, das Herz war ihm gehoben —
„Und find' ich denn", so fragt er, „auch die alten Väter droben?

„Im Sturme, der vom Himmel fährt, tönt oft ihr Ruf hernieder;
Und wenn verloren schon die Schlacht, ihr Ruf gewinnt sie wieder;

„Und an dem Himmel ziehen sie als mitternächt'ge Geister,
Da seh' ich ihren Beifallsgruß, wenn wir der Schlachten Meister." —

„Nein! Deine Väter haben nicht das Himmelreich erworben:
Sie glaubten nicht an Gott und sind in Sündenschuld gestorben." —

„So will ich nimmer euern Gott und euern Himmel suchen,
Und wer auf meine Väter flucht, den soll dies Schwert verfluchen."

Das ist Kraft und Natur! Unter den Balladen sind ferner als besonders gelungen hervorzuheben: „Herakles bei der Omphale" und „Das Geschenk der Meerfrau". Ein treffliches Gedicht ist auch „Sturm auf dem Seelentersee in Holstein".

Talent bekunden ferner die „Wilden Knospen" von **Julius Träumer** (Nr. 8). Eine düstere, mitunter etwas krankhaft gemahnende Färbung wiegt zwar in ihnen vor, allein es ist immerhin eine poetische, das Herz des Lesers treffende Stimmung in ihnen. Die besten Gedichte der Sammlung enthält wol die Abtheilung „Ost und West, Bilder und Geschichten", in welcher einzelne Stücke von tieftragischem Colorit, wie: „Zu spät", „Lebendige Waare" und „Carneval", sehr ergreifend wirken. Am schwächsten dürfte dagegen die erste Rubrik des Buchs „Lieben und Leiden" sein, in welcher uns nur ein einziges Lied aufgefallen ist, und auch das nur wegen seiner beispiellosen Leerheit und Unwürdigkeit, das Lied: „Ich bin ein schwaches Spielzeug." Sehr Hübsches enthält dagegen der Cyklus: „Aus der Kinderzeit." Als Probe stehe hier ein Lied der Abtheilung: „Aus der Steppe." Es lautet:

Der Abend.

Es glänzte die weite Steppe
Im abendlich-magischen Schein,
Von duftenden Blumen umgeben,
Saß trauernd das Mädchen allein.

Und leise spielten die Lüfte
Ums liebliche lockige Haar
Und küßten die rosige Wange
Und flüsterten wunderbar.

Und summten in weichen Klängen,
So träumerisch-süß und verhüllt,
Von schönen vergangenen Tagen,
Von Wünschen, die nimmer erfüllt.

Die Lüfte sind meine Gedanken,
Die eilten zum Mädchen geschwind
Und sangen: „O könnt' ich dir helfen,
Du armes, verzogenes Kind!

„Wie brächt' ich so gern dich von hinnen
Hinüber zum lockenden Glanz,
Zur Stadt und zum sprudelnden Leben,
Zum Schauspiel, zum Ball und zum Tanz.

„Wie wollt' ich mit Blüten und Perlen
Dir schmücken dein goldiges Haar;
Gern böt' ich dir, trauerndes Mädchen,
Die größte Glückseligkeit dar!"

Außerdem sind unter den Träumer'schen Gedichten „Sonst und jetzt", „Einem kleinen Mädchen", „Frühlingslied" und einige andere anerkennend zu erwähnen.

Höher als die zuletzt betrachteten Sammlungen stehen die „Neuen Dichtungen" von **Max Kalbeck** (Nr. 9). Reifer in Inhalt und Form, unmittelbarer, gedankenvoller, frischer und mannichfaltiger als jene, sind sie wirkliche Talentproben eines anmuthig begabten Dichters, wie auch dessen frühere Gedichte an dieser Stelle von uns freundlich willkommen geheißen wurden. Seine Herrschaft über die Form bekundet der Dichter in der vorliegenden Sammlung besonders in seinen klangvollen Terzinen: „Bekenntnisse eines Irrenden", welche, an bedeutenden Gedanken reich, einen gewissen großen Zug haben, zugleich aber auch in einzelnen Partien von echter Gemüthswärme durchhaucht sind. Man höre, um das zu empfinden, das folgende Gedicht in diesem Versmaße:

Du hast dich, gute Mutter, schnell besonnen
Und bist dem unheilvollen Jammerthal
Fast plötzlich, ohne Lebewohl entronnen!

Nicht schautest du die Thränen ohne Zahl,
Die deine Kinder dir zu Grabe brachten,
Nicht weißt du meinen Jammer, meine Qual.

Gut, daß du ihrer nicht mehr brauchst zu achten! —
Um deine Todesruhe wär's geschehen,
Sähst du dein eigen Fleisch und Blut verschmachten! —

Und doch, daß du entschlossen dich, zu gehen,
Ich möchte übers Grab drum mit dir rechten!
Wer sollte treu mir nun zur Seite stehen?

Wer Licht mir bringen in des Lebens Nächten?
Mir geben Freudigkeit und festen Muth
Im Kampfe mit dem Niedern und dem Schlechten?

In dir hatt' ich bei Stürmen oft geruht!
Du warst mein Leuchtthurm und mein Friedensport,
Und nahmst mich fest in deine treue Hut! —

Nun ist das Licht verlöscht, der Damm ist fort,
Der mich beschirmte vor der Brandung Wellen,
Und grimmig fällt mich an der rauhe Nord.

Das Schifflein muß ins Weite haltlos schnellen
Und lugt vergebens aus nach festem Lande, —
Früh oder spät wird's am Geklüft zerschellen;

Vielleicht im Scheitern kehrt es einst zum Strande.

Diese Tiefe und Innigkeit des Gefühls herrscht in vielen der Kalbeck'schen Gedichte. „Verbannte Götter", „Von Osten" sind sinnige Liederblüten, „An die Liebe" und „Ueber den Thälern" stilvolle Hymnen, welche dem Talente ihres Dichters ein ehrendes Zeugniß ausstellen und ihm die Anwartschaft auf eine allgemeine Beachtung des Publikums geben. Beachtung? Pia desideria! Wer liest heutzutage noch lyrische Gedichte? So wird denn auch wol Kalbeck, obgleich eines bessern Loses würdig, ungelesen bleiben.

Ernst Ziel.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neueste Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 16.)

Aus den ruhig behäbigen, gemüthlich humoristischen Kreisen wirft ein mächtiger Contrast uns in die Kreise des wildromantischen Lebens und der originell überraschenden Carrièren. Es sind da wieder zwei Stücke, das eine englisch, das andere deutsch, gerade wie vorhin. Es sind:

5. Tressilian Court oder der Verstoßene. Roman von Mrs. Harriet Lewis. Deutsch von August Kretzschmar. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1871. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

6. Die Jagd nach dem Glücke. Roman von Karl Schubert. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Verwickelung des ersten Stücks ist von vornherein eine sehr künstliche, die man originell nennen könnte, wenn mehr Naturwahrheit in ihr läge; die ganze Composition ruht nämlich auf dem wunderlichsten Diebseinfall, wodurch einem vornehmen Engländer nicht weniger als die eigene Person gestohlen wird, was schlimmer ist als der Handel um Peter Schlemihl's Schatten. Doch, reden wir klar: Bei furchtbarem Sturm auf dem Mittelmeer treffen sich in einer Barke zwei zum Verwechseln ähnliche Individuen; das eine ist der junge Baronet Georg Tressilian, der vom Sturm auf eine Klippe geworfen wird in einem Zustande, der auf unheilbare Zerrüttung des Gehirns schließen läßt; das andere ist sein ärmerer Reisebegleiter und vertrauter Freund Jasper Lowder, eine gaunerartig verschmitzte Individualität, die sich den seltsamen Zufall augenblicklich zurechtmacht, dem bewußtlos Hingestreckten die beweisenden Documente raubt, ihn selbst der Pflege einer Fischerfamilie übergibt, um ihn hier ein- für allemal als einen für die Welt Verstorbenen zurückzulassen und ihn auch als todt zurückgeblieben zu erklären, sich selbst aber einfach an die Stelle des begünstigten Glückskindes zu setzen und dessen Erbe an Glück, Reichthum und Ehre zu usurpiren — eine Idee von verwegenem Raffinement. Rechnen wir, um uns von vornherein zu orientiren, hinzu, daß erstlich der Verstoßene oder Betrogene in England einen sehr verständigen und charakterernsten Vater und außerdem eine schöne und reiche Jugendfreundin als destinirte Braut hinterlassen hat, in deren Herzen es gilt sich zu substituiren, daß zweitens der Betrüger in Deutschland Frau und Kind sitzen läßt, die immerhin auch nicht mit einem Coup als Nullen aus seinem künftigen Leben gestrichen werden können, so darf man mit mathematischer Sicherheit den Schluß ziehen: wir stehen, selbst die an sich schon undenkbare genaueste physische Uebereinstimmung und die durchdachteste, gedächtnißtreueste Orientirung, d. h. innerste Unmöglichkeit vorausgesetzt, vor einer zweiten psychologischen Unmöglichkeit, oder wenn man lieber will, vor einer seelischen Unwahrheit, die nichts, auch der consequenteste weitere Fortschritt nicht, uns annehmbar machen, mit der nichts uns aussöhnen kann. Dies nach negativer Richtung; nach affirmativer aber werden wir aus eben dieser unmöglichen Situation den weitern Schluß ziehen, daß wir mit Nothwendigkeit hineingeworfen werden in eine Folge von hochromantischen Scenen, mit deren innerer Wahrheit es um nicht vieles besser stehen mag als mit der Grundvoraussetzung. Man sollte meinen, es läge in diesen Verwickelungen des Romantischen und Romanhaften genug, um selbst einen der weitgesponnenen französischen oder englischen Schauerromane effectvollsten Schlags auszustatten; aber nein, unser weiblicher Autor, dessen Phantasie offenbar diesmal jede weibliche Zahmheit abgelegt hat, um mit dem Flügelroß eine eigene Kometenbahn zu durchmessen, flicht mit dieser ersten wunderlichen Situation eine zweite etwas weniger abnorme, aber immerhin höchst auffallende und befremdende zusammen, und auf diesen Doppelwellen müssen wir uns nun tragen lassen ins graue romantische Land. Mit diesem zweiten Elemente der Geschichte verhält es sich so: Eine junge Dame, Miß Olla Rymple, ist den bis in die ausgesuchteste Tyrannei gehenden Verfolgungen ihres herzlosen Vormundes, Mr. Devereux Gower, ausgesetzt, der sie auf diesem Wege zwingen will, seine Frau zu werden; wir treffen die Verfolgte auf der Flucht oder vielmehr von dem kaltblütig verwegenen Verfolger wieder eingeholt, sein machtloses Opfer. Das sind die vier handelnden Hauptpersonen, um die sich alle andern gruppiren. Bemerken wir, die weitere Entscheidung vorwegnehmend, daß dieser Mr. Devereux sich schließlich als der Vater jenes Jasper Lowder herausstellt, daß er seinen Sohn und dessen verführte Mutter ohne Hülfe verließ, daß ferner Miß Rymple die Retterin und in der Folge Gemahlin des von seinem Hirnleiden sich wieder erho-

lenden echten Guy Tressilian werden wird, wogegen die in England zurückgebliebene Jugendgenossin des letztern ihre Hand mit Glück und Neigung an Guy's noch nicht alten, nobeln und ansprechenden Vater vergibt, so sehen wir ab, wie die Fäden sich complicirt durcheinander weben und die zwar auseinanderlaufenden Geschichten in allerdings ganz organischem Bau in eine einzige zusammenschmelzen. Eins aber berührt wieder ganz unorganisch, ja fast abstoßend: nachdem einmal die abgeschlossenen Personenkreise in die Geschichte eingeführt sind, bewegt sich der Autor fast durchgängig derart, daß er uns in einem Kapitel nach England führt zu den Machinationen des unechten Guy, und im andern nach Italien zu den Wechselfällen und Schicksalen des echten und der interessanten Miß; es ist offenbar dieses Arrangement eine Art Künstelei, die das Interesse durch immer neue Scenen spannend erhalten will, als wäre auch bei einem etwas weniger springenden und mehr ruhig gesetzmäßig gehaltenen Ablaufe nicht schon ohnehin genug des gewaltsam Aufrüttelnden in dieser wilden Romantik. Wir begegnen also nach jenen Einleitungsscenen zunächst der jungen Miß als Gefangener ihres gewaltsamen Vormundes auf einer süditalienischen Villa in der Nähe des Fischerhauses, wo der geisteskranke Guy unter gutbezahlter Aufsicht lebt, und sofort knüpft sich zwischen den beiden das geheimnißvolle Band. Unterdeß schwimmt der falsche Guy auf dem Meere langsam und bedächtig England zu, und da treffen wir auf dem stolzen Ahnenschloß die seit Jahren ruhig Daheimgebliebenen: den Baronet Sir Arthur und seine Mündel Blanche in fein und edel aristokratischen Lebensformen, beide fast unwissentlich im Lauf der Zeiten durch ein tiefergehendes Gefühl aneinandergekettet. In Italien aber verwickelt sich die Sache noch weiter durch den Umstand, daß nach den ersten Begegnungen zwischen Olla und Guy der Vormund Gower seinen einst verlassenen Sohn Jasper vor sich zu haben meint. Der falsche Guy ist heimgekommen und hat die ersten Scenen nicht übel gespielt. Olla aber, immer härter durch die Verfolgungen des Vormundes in die Enge getrieben, entschließt sich zu einer verwegenen Flucht und führt sie mit Hülfe ihrer treuen Diener glücklich aus, den kranken Guy mitnehmend.

Lösen wir von da an die zwei verschlungenen Fäden auseinander: Jasper, auf Tressilian Court ganz heimisch geworden, bringt es zunächst bis zur förmlichen Verlobung mit der schönen Blanche. Da fährt, als der Verbrecher mitten im schönsten Zuge ist, plötzlich die Rache des Himmels heran in der Gestalt seines verlassenen Weibes Hester. Die Unglückliche hat Deutschland verlassen, um den vornehmen englischen Herrn, der ihr von dem Tode ihres Gatten an der sicilianischen Küste Nachricht gegeben, über dessen Ende zu befragen. Sie kommt in Tressilian Court an und findet — ihren Gatten, den Betrüger. Das würde nun mit Einem Schlage der ganzen interessanten Geschichte ein Ende machen, wenn es unserm Autor diente, sie nicht weiter fortzuspinnen. Aber die seltsame Begegnung der zwei geschieht unter vier Augen, und durch ein neues Lügengewebe sowie durch Einschüchterungen bringt der schlaue Verbrecher sein schüchternes unschuldiges Weib zur Abreise, sie begrabend in der Einsamkeit eines der Familie Tressilian gehörenden und hoch oben in den schottländischen Bergen gelegenen Jagdschlößchens. Es ist aber wieder einmal eine echt romantische Zufallsfügung, daß auch Miß Olla ein Landgütchen in der Nähe hat und auf demselben Unterkommen und Schutz zu suchen kommt; das ganze Geflecht wächst immer enger zusammen, bis es sich in einen unlösbaren Knoten verflicht, bis das Netz in seinen Maschen den Verbrecher erdrückt. Auf die eine abgeschüttelte Gefahr folgt nun die zweite noch drohendere: der geldgierige Jacopo Palestro, Bruder der Fischerin, bei welcher der echte Guy zurückgelassen worden, hat eine unklare Ahnung von dem ganzen faulen Handel zwischen den zwei Engländern gefaßt, will denselben im größten Maßstabe zu Füllung seiner Kasse verwerthen, ist ebenfalls nach England gekommen, hat da von dem Zusammenhang der Dinge genug für seine Zwecke ausgeforscht, und quält nun unter Androhung der Entdeckung den gepeinigten Jasper, eine gewaltige Bauschsumme beizubringen, mit welcher er zufrieden sein und wieder heimgehen wolle. Um sie zu beschaffen, wird Jasper an dem vorgeblichen Vater zum Dieb und — noch schlimmer! — in Ausübung des noblen Handwerks von seiner Verlobten Blanche beobachtet. Nun geht es rasch der Katastrophe zu, obgleich die dupirten Personen, die sich höchstens betrüben können über die auf den continentalen Reisen anerzogene Verderbniß in dem Charakter des einst so gut gewesenen vermeintlichen Sohnes und Verlobten, und sich verwundern über die unerklärlichen Widersprüche in seinem Handeln, bis zu Ende fern sind von jedem Zweifel an der Identität der Person; denn mit Gaunergewandtheit weiß der Verbrecher sich durch immer neue Märchen aus den schwierigsten Situationen herauszulügen. Aber endlich bricht die unvermeidliche Katastrophe herein, und bei ihr finden sich alle Betheiligte in der Halle auf Tressilian Court ein: der entlarvte Jasper Lowder, der ihm als Vater sich präsentirende Gower und sein unglückliches Weib Hester bilden die eine Gruppe, auf deren Seite viel gelitten, viel gesündigt ward und viel zu sühnen ist; die Leute von Tressilian Court machen die andere Gruppe aus, auf ihrer Seite Glück und Frieden. Man muß gestehen, die recht dramatisch arrangirte Schlußscene wäre ein ganz passender Stoff für lebende Bilder.

So der eine Faden der Geschichte; nehmen wir nun den zweiten auf. Die zweite Flucht von Miß Olla hat ihr und ihrem Begleiter zunächst wenig genützt, aus dem Regen sind sie in die Traufe gekommen. In der ausschließlichen Befürchtung, ihrem Quäler wieder in die Hände zu fallen, hat Olla von dem sie nach Neapel führenden Schiffer sich ein stilles Asyl daselbst angeben lassen; er bezeichnet ihr das außerhalb der Stadt gelegene Gasthaus Zum Besuv, und damit trifft es sich denn wie folgt: das Gasthaus gehört einer Signora Carvelli; diese ist die Frau des obengenannten pfiffigen Neapolitaners Jacopo Palestro und die Schwester eines berüchtigten Räuberhauptmanns, des rothen Carvelli. Mann und Weib betrachten die seltsame Doppelfamiliengeschichte als eine ja nicht aus der Hand zu lassende Einnahme- oder Aussaugequelle und wollen nun auch den Zufall gehörig ausnutzen. Die Reisenden, von Jacopo sofort erkannt, kommen den beiden wunderbar recht, und das saubere Pärchen liefert die

unerwartet erschienenen Gäste dem noch saubereren Bruder aus, und mit diesem Momente stehen wir in der Atmosphäre des urwüchsigsten italienischen Räuberlebens. Der wilde Hauptmann verliebt sich in die schöne Engländerin und will sie nach allerlei Auftritten, in denen diese etwas stark die Heldin spielt, durch einen gepreßten Pfarrer mit Gewalt sich antrauen lassen. Da kommt gerade wieder zur zwölften Stunde jene sonst so schläfrige Vorsehung, die italienische Polizei, hinter das Versteck, nimmt das Nest aus und befreit unsere geängsteten Engländer, die das Land, wo die Citronen blühen, ohne viele Herzbeklemmung hinter sich lassen und ihr kaltes Albion aufsuchen. Wir treffen die Verfolgten wieder in dem einsamen schottischen Bleak Top, der Kranke wird durch die Operation eines geschickten Wundarztes geheilt, der verfolgende Vormund gehörig abgetrumpft. Das Ende sind also zwei glückliche Heirathen: zwischen dem echten Guy und seiner Retterin Miß Olla; zwischen Guy's Vater und seiner Mündel Blanche, die sich, ohne es sich gestehen zu wollen, schon lange geliebt; Jasper kommt ungestraft davon und nimmt sein schmählich verrathenes, aber großmüthig verzeihendes Weib Hester wieder an, da er auch nicht wol anders kann; der alte Gower hat, ohne zu suchen, einen Sohn gefunden, und die Geschichte ist aus.

Für Leute von sehr starken oder sehr stumpfen Nerven, welche einer künstlichen Aufregung bedürfen und außergewöhnliche Dosen von Nervenreiz ertragen oder geradezu verlangen, mag eine Lektüre dieser Art nicht übel sein; sie spannt, das ist wahr. Wir halten die ganze psychologische Grundlage für verfehlt, alle Triebfedern für überspannt, um ein Effectstück gewaltsamer Art hervorzubringen; dieses Leben ist ungesund und unnatürlich. Man sagt: die rechte Kunst ist einfach; hier sind aber so viele und so complicirte Mittel ins Spiel gesetzt, daß die Kunst unter ihrer Masse erdrückt wird; wir kommen nicht zum Aufathmen; wir werden gejagt, gehetzt, in Gewaltacten herumgeworfen. Das Seelenleben selbst scheint im Grunde veräußerlicht; was Werth hätte, ist fast zur bloßen Folie der operneffectartigen Ausstattungsscenen herabgesetzt.

Bei weitem einfacher und natürlicher berührt der deutsche Roman: „Die Jagd nach dem Glücke" (Nr. 6). Wir wüßten nicht ganz genau, wie wir eigentlich specifisch das vorliegende Product nennen oder rubriciren sollten. Es wird in raschem Abschluß eine Reihe Lebensläufe durchgeführt, so zwar, daß die ganze Gruppe sich um zwei eben den Studentenjahren entwachsene, sehr begabte, befreundete und doch sehr ungleich geartete Jünglinge dreht. Beide, strebend und entschlossen, wollen Glück und Ehre suchen, gehen aber auf sehr verschiedenen Pfaden. Heinrich Wermuth, durch Armuth und Entbehrung früh mit dem Leben verfeindet, erzwingt auf krummen Wegen rasch eine blendende Scheingröße, um ebenso rasch von derselben herabzustürzen: nach schweren Wechseln und Gefahren verliert er durch den unerbittlichen Tod eine geliebte Braut, die sein Wesen hätte läutern können, und da er im gleichen Momente sich sagen muß, daß er nur durch unlautern Ehrgeiz, Lüge und Verrath Carrière gemacht, während etwas mehr edel wirkende Männlichkeit ihm die gleichen Auszeichnungen hätte schaffen mögen, hat er auch alle Selbstachtung verloren; der Werth des Lebens ist ihm zu gering geworden, und er endet durch Selbstmord auf dem Grabe der Geliebten. Karl Molling dagegen, ein fester und gerader Mann, erringt durch tüchtiges Arbeiten und Kämpfen das ruhig angestrebte Lebensglück, Liebe, Ehre und Reichthum, und sein Leben liegt wie ein sonnig heiterer Sommertag vor uns.

Die mannichfachsten Charaktere, meist aber solche von anziehender Bedeutung und wohlbegründeter Lebensrichtung, sind in die zwei so verschiedenen Lebensläufe verflochten. Zweierlei mag für den Fortschritt der Handlung fast als gleichgültig bezeichnet werden: erstens daß der Roman in der unmittelbaren Gegenwart spielt, deren Weltanschauung er allerdings wiedergibt. Im Grunde sind die hier geschilderten Lebens- und Geistesentwickelungen von jeder Zeitbeziehung unabhängig, da die geistigen Strebungen trotz ihrer millionenfachen Varianten in ihren innersten Grundlagen zu aller Zeit dieselben sind: der Mensch und sein Thun und Wollen, sein Verlangen und Jagen sind einmal immer und überall gleich. Tausende und aber Tausende sind von jeher so zu Grunde gegangen oder auch — der Fall ist freilich seltener, da er überhaupt Talente übers Mittelmaß fordert — ähnlich aufgestiegen. Noch viel gleichgültiger für den Kern der Geschichte scheint es aber, daß sie in einen süddeutschen Mittelstaat verlegt ist, dessen Königsfamilie in sehr erheblichem Maß in Mitleidenschaft gezogen wirde. Es ist in kürzester Zeit das dritte Beispiel, welches, in Verlegung der Scene genau denselben Weg gehend, durch unsere Hand läuft; fast scheint es, als ob eine besondere Liebhaberei, aus den modernsten Zeitereignissen abstrahirt, bei dieser Wahl den Ausschlag gäbe. Eins entscheidet allerdings in unserm Fall für diesen Boden: eine etwas künstlerisch-romantische Königsfamilie von seltsamem und nicht wenig genialem Anflug eignete sich am besten zu der phantastisch-geheimnißvollen Rolle, die halb als persönliches, halb als staatliches Moment mitwirkt. Im ganzen ist die historische Unterlage aus dem jüngsten österreichisch-preußischen Kriege als zu schwacher Faden hindurchgezogen und übt auch zu wenig Einfluß auf die hier durchgeführten Lebensläufe, als daß wir dieser geschichtlichen Zeitbeziehung Bedeutung beilegen könnten. Wenn hier ein allmächtiger, aber in verbrecherischer Laufbahn ergrauter Minister und neben ihm der alte und der junge Monarch eine höchst verwickelte, höchst geheimnißvolle und bis ans Ende durchaus spannende Familiengeschichte durchspielen, die in hochromantische und selbst tragische Verirrungen und Verwirrungen einführt und zuletzt einen grauenhaften Ausgang nimmt: so ist das ein durchs Ganze laufendes excentrisches Element von künstlich aufgezwungenem Reiz und jedenfalls auf ganz ungesunden Lebenslagen aufgebaut. Ohnehin ist es dabei in unsern Augen ein erheblicher Fehler, daß das ganze, auf einer Reihe von absichtlichen Personenverleugnungen und -Verwechselungen ruhende Geheimniß schließlich so complicirt wird, daß wir alle unsere logische Combination anstrengen müssen; es berührt uns fast wie eine algebraische Gleichung mit mehrern Unbekannten. Wahr, daß die Lösung uns geboten wird, aber so, daß wir eigentlich den

Rechnungsproceß mit diesen mysteriös auftauchenden, sich verwandelnden und untersinkenden Persönlichkeiten wenigstens zur Hälfte wieder frisch nachmachen müssen, wollen wir ganz ins Klare kommen. Das ist eine logische Forderung, die wir einem Roman gegenüber abweisen, und mit Recht abweisen, denn die Operation ist zu abstracter Natur, um noch poetisch zu berühren. Alles, was da von Hof- und Adelswelt eröffnet wird, ist nur angethan Abscheu und Grauen zu erwecken, und wenn der eben noch allmächtige blasirte Minister und seine unnatürliche Mutter in dem Augenblicke, da sie eine ohnehin dem Tode nahe schuldlose Verwandte durch Gift auf die Seite schaffen wollen, durch die wieder einmal wunderbar rechtzeitig einschlagende Gerechtigkeit zum Selbstmorde getrieben werden, so können wir nicht anders, als zu dieser ganzen Combination und ihren Schauern bedenklich den Kopf schütteln. Die Composition aber, sehr regelrecht und wohl abgezirkelt, macht uns in scharfem Gegensatze zu jenen hypergenialen Phantasiebildungen den Eindruck des versuchsweise Stilisirten, zu wenig originell und zu direct vorgehend, wir möchten sagen schulgemäß gerade auf das Ende lossteuernd, das exact wieder mit den Titelworten schließt. Wenn wir anderwärts Consequenz im Vorschreiten vermissen, so scheint uns hier umgekehrt zu viel von rechnungsmäßiger Folgerichtigkeit da zu sein, und das stört wieder in etwas den freien Genuß.

Wer genau wissen will, in was für Hofluft und Thronumgebung wir uns trotz der versteckten Namen bewegen, der lese einmal gleich zu Anfang die sehr bestimmten Beziehungen nach:

Graf Ultritz träufelte das Gift der Schmeichelei, dessen Süßigkeit der junge Fürst bisher noch nicht gekostet, in die unbefangene Seele; er fachte zuerst seinen edeln Stolz höher an und stachelte ihn, bis er die berechtigten Grenzen überschritt und sich in Hochmuth verwandelte. Alle misliebigen Persönlichkeiten wurden entfernt, die Presse gemaßregelt, der König vom Volke sorgfältig abgeschlossen, und der Monarch selbst, in der Meinung, daß von dem für alles sorgenden Grafen, der für alles die Mittel wußte, der über alles befriedigende Antwort geben konnte, das Nöthige geschehen sei, überließ sich nun im Vollgefühle der Freiheit seinen Lieblingsneigungen. Ein Freund der Natur und Poesie, eilte er, sobald der Minister es billigte, aus der Residenz auf seine Landgüter und genoß die harmlosen Freuden, nach denen sein unschuldiges Herz allein verlangte. Sein Volk war ja glücklich und betete ihn an. Er durfte sich sagen, daß er ein guter Fürst war, und gewissermaßen mit Recht — er war einer jener Könige, welche noch nichts Böses gethan.

Recht possirlich, wie immer wenn man das philisterhafte Thema mit dem rechten Humor auszunutzen versteht, nimmt sich der Blick in „Kleinstädtische Verhältnisse" aus, und die etwas theatralische und sehr dicke Dorfschöne Rosalinde ist trotz einiger altjüngferlich werdender Verbissenheit eine Figur von gutmüthig possirlicher Haltung, und ähnlicherweise gesellt sich zu ihr der kleinadliche Hans von Karsten, der das Pulver nicht erfunden hat; die Scene, wo er sich ungebeten feingebildeten Damen präsentirt in Stiefeln, welche auf die Hühneraugen auch gar zu arg drücken, ist mit weltmännischer Finesse durchgeführt.

Sehr einfache und doch tiefwahre Lebensweisheit liegt in folgender Exposition:

Ungeachtet seines Verstandes und seiner vielen Gaben theilte Karl den Fehler der meisten idealen Charaktere; er war empfindlich, sein Stolz manchmal krankhaft reizbar; er geizte nicht nach Ehren, nicht nach Erfolg, aber er konnte es nicht ertragen, wenn man seinem Thun unedle Motive unterschob. Die meisten edlern Jünglinge beseelt jener entzündbare Stolz, und ihr begeistertes Wollen erlahmt, ihr reines inneres Feuer erlischt, wenn die Wogen der Verleumdung und des Mistrauens gegen sie anstürmen. Erst der Mann, gestählt durch vielfache Täuschungen, vermag auch diesem schlimmsten Feinde Trotz zu bieten; fest hält er das Steuer in der Hand, so wild und tobend auch Lüge, Hohn und schändliche Verleumdung sein Lebensboot umkreisen; mit Verachtung läßt er die Nattern zischen, er greift Trost suchend in die Tiefen seiner eigenen Brust, und so lange er sich selbst noch retten kann, steht er fest und wartet, bis der dunkle Horizont der Alltäglichkeit und des Pöbelwahns sich aufhellt und der Stern der Wahrheit ihm wieder leuchtet, der ihm verkündet, er sei auf der rechten Fährte, auf dem einzigen Wege zum Glücke.

Eine der stimmungsvollen Naturscenen, von denen der unmittelbar durch seine Handlung fortgerissene Autor viel wenigere gibt, als die anmuthreiche Seegegend, in der er das Hauptstück der Geschichte spielen läßt, Aufforderung oder mindestens Antrieb darbot, mag seine Schilderungsmanier zeichnen:

Seit Wochen stürmte es; ein eisiger Wind fegte über den See, blies die letzten welken Blätter von den Bäumen und knickte die Aeste, welche seiner Herrschaft trotzen wollten. Schneegestöber und kalte Regenschauer prasselten an die Fensterscheiben; heulend fuhr der Orkan durch die Kamine, die Wetterfahnen auf dem Dache knarrten, die Wellen des Sees schäumten und schlugen rauschend ans Ufer. Mit dröhnender Stimme verkündigte der unerbittliche Winter seine Ankunft; die Natur erstarrte, als sie das Nahen des Schrecklichen vernahm, der seine Beute nun erbarmungslos mit dem kalten weißen Schneelinnen bedeckte und alles Leben darin begrub. Jetzt ward es still, der Kampf war zu Ende. Regungslos lag die Gegend in tiefem Frieden. Der See gefror am Rande zu und glich einem öden, unfruchtbaren, weiten Felde. So trüb und traurig die Gegend an den kurzen nebligen Tagen erschien, um so herrlicher war ihr Anblick bei Nacht, wenn der Mond über den Bergen emporstieg und in wunderbarer Klarheit sein reines Licht über das Thal ergoß. Da belebte sich das bleiche Antlitz der Natur, da glänzte und schimmerte das Eis, die Bäume prangten in Silberzier, die Glasscheiben der Fenster glühten wie blankes Gold, die Schatten der Mauern und Giebel zeichneten sich scharf am blendend weißen Boden ab; in tausend Abstufungen malte der Mondschein neue metallische Farben, die der Tag nicht kennt, in die Landschaft, und aus der blauen durchsichtigen Luft grüßten die Sterne leuchtender herab, als wären sie dem Menschenauge näher gerückt.

Das letztes Product, das wir für diesmal zu würdigen haben, ist der historische Roman

7. Die Rose von Heidelberg. Historischer Roman aus dem Pfälzerkrieg 1689—93 von L. von Robiano. Vier Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1872. 8. 5 Thlr.

In den jüngsten Jahren lag uns von der Verfasserin, die uns heute beschäftigt, ein historischer Roman aus dem englischen Leben vor, der uns durch natürliche Hoheit des Objects, Größe der Composition, Reinheit der Auffassung und zwanglos fesselnde Anziehung mit hoher Befriedigung erfüllte und wol unter die ausnahmsweisen Erscheinungen auf unserm neuesten belletristischen Wirkensfelde gerechnet werden muß. Nehmen wir in der Erinnerung an jenes Product unsern Standpunkt zum heutigen, so wird dieses verlieren, obgleich wir in keiner Weise bestreiten möchten, daß auch hier ein ganz tüchtig

und rein durchgeführter historischer Roman vorliegt, dem wir schwerlich viele kritische Einwürfe werden entgegenhalten dürfen. Die Auffassung ist auch hier klar und nett, das Maß des geschichtlichen und romanhaften Elements correct innegehalten, die Sprache einfach, ungekünstelt und klar, das Object würdig und fesselnd, die Composition folgerichtig, die Handlung zusammenhängend und motivirt. Dennoch hat uns dieser Roman bei weitem nicht den bewältigenden Eindruck hinterlassen, dessen wir uns in Erinnerung des obenerwähnten heute noch erfreuen; es fehlt etwas von jener intensiven Größe, die wir oft nur sehr schwer mit voller Deutlichkeit bezeichnen können, die uns aber sofort gewissen Werken gegenüber mit dem Bewußtsein packt, eine besonders begnadete, eine Ausnahmserscheinung vor uns zu haben. Fast möchten wir sagen: es liegt in dem neuen Werke mehr Arbeit und Studie als Genie.

Wir werden nach Trianon geführt und wohnen den ersten diplomatischen Machinationen zum bevorstehenden Kriege bei, wobei Louvois und die viel debattirte Anekdote von dem im unrichtigen Maße genommenen Schloßfenster ihre Rolle spielen; beiläufig wohnen wir auch dem trost- und hoffnungsarmen Leben der geistreichen Elisabeth Charlotte von Orléans bei, der Tochter des Pfalzgrafen Karl Ludwig. Bei weitem das Hauptinteresse an den sich in der Folge abwickelnden heidelberger Ereignissen concentrirt sich auf die Familie des reichen Hofjuweliers Carmer. Da sind Großvater, Vater und Sohn, diese beiden schwer geprüft, jener ein ehrwürdiger eisgrauer Alter, dem bei der ersten Zerstörung des prachtvollen Schloßbaues das Herz bricht. Der Sohn Johannes ist in Frankreich als Calvinist verfolgt, dann durch hohe Verwendung freigeworden und heimgekehrt, um alle Trauergeschicke der Vaterstadt treulich zu theilen.

Es ist ferner die mit etwas fremdartiger Schönheit und Feinheit ausgestattete, im Carmer'schen Hause als Pflegetochter auferzogene Jungfrau Elisabeth und ihre Schützerin Martha, die sich schließlich als Flüchtlinge aus vornehmem calvinistischem Adel Frankreichs entpuppen, was nicht hindert, daß Elisabeth des Johannes treues Gemahl wird. Es ist der Meistergeselle Franz, ein grundverdorbener Bube, welcher der Elisabeth nachstellt, deshalb seinen Freund Johannes an die pariser Polizei verkauft hat, daheim an der edeln Meistersfamilie die ärgsten Schurkenstreiche ausübt, einmal entlarvt, die Rache auf die ganze schuldlose Stadt wirft, ein Hauptspion der Franzosen wird, übrigens alle Formen annimmt und alle Parteien verräth, der Teufel in der Geschichte, bis er zuletzt räthselhaft stirbt. Käthchen Hammer, „die Rose", sammt ihrem wackern Bräutigam, dem Apothekerssohn Balthasar, tritt trotz des Titels nicht eben dominirend in den Vordergrund. Ein reicher Kreis von tüchtigen Bürgergestalten, von treukräftigen Männern des Raths und des Kriegs, von den mannichfachsten Trauergeschicken in dem vandalischen Barbarenkriege betroffen, vervollständigen den bunten Gesellschaftskreis jener wohlhabenden und angesehenen Stadt in dem herrlichen Pfälzerländchen. Als unliebsame Folie aber dienen ihnen die französischen Kriegshorden, ein entmenschtes Geschlecht unter dem blutdürstig wollüstigen Tiger Mélac, der unter anderm auch gern die „Rose" pflücken möchte, was zu einer Reihe romantischer Scenen führt, wobei ein junger französischer Offizier, Glaubensgenosse der so furchtbar Heimgesuchten, bald ihr rettender Schutzengel wird. Die verhängnißvollste, verdammens- und zugleich tief beklagenswerthe Hauptfigur im zweiten Acte des Trauerspiels ist der kaiserliche Marschall von Heydersdorff, Gouverneur der Stadt, der sich aus verletztem Ehrgeiz in verrätherische Conspirationen mit den Franzosen einläßt, alle von diesen gegebenen Versprechungen zur Schonung der Stadt gebrochen sieht, in Schimpf und Schande cassirt wird und mehr noch von Kämpfen des Herzens und Gewissens leidet, eine gesunkene Größe. Nicht übersehen dürfen wir den edeln Vater Bernhard, Astronomen des Gouverneurs, eine Figur von mysteriös alterthümlicher Seltsamkeit.

Die Rückkehr des so furchtbar geprüften Sohnes Johannes; Familienscenen zwischen dem Verbrecher Franz und seinem unglücklichen Weibe und hernach die ganze Entwickelung dieser empörenden Situation, wo jener sein Weib und Kind im Keller des Hauses als Gefangene hinsiechen und langsam Hungers sterben läßt; eine Reihe der allbekannten und genugsam von der Geschichte gebrandmarkten barbarischen Verwüstungs- und Brand- und Fluchtscenen, empörend und herzbewegend, so z. B. mehr noch als die auf größerm Terrain spielenden, jener innigst ans Herz sprechende Auftritt, wie die Flecken Handschuchsheim und Neuenheim mitten im Winter überfallen und abgebrannt und die armen Waisenkinder mit dem treuen Pflegevater in Wald und Winternacht hinausgejagt werden, deren Schrecken mehrere erliegen; das geheimnißvolle Ende des Hauptverbrechers; die Mahnungen der Sternensprache, deutlich, aber fruchtlos interpretirt durch den an seinem unglücklichen Zögling mit Vaterliebe hängenden Astronomen, und später der Tod dieses interessanten Mannes; die kriegsgerichtliche Degradation und die Herzenskämpfe des auf unheilvolle Abwege gerathenen Gouverneurs: das sind die beweglichsten Partien.

Was das Werk eigentlich will? So rein es sich hält von belästigenden Reflexionen und Interpretationen, die Tendenz liegt schon in der Wahl des Stoffs, der zu deutlich spricht und zu direct die Parallele mit der Gegenwart herausfordert. Es will eine erinnerungs- und trauerschwere Mahnung sein an Deutschland, so zwar, daß der Moment ihr eine hoffnungsreiche Deutung gibt. Es ist der ganz natürlich gebotene Seitenblick auf die Jahre 1870 und 1871, wenn es also abschließt:

Im Himmel und auf Erden herrschte Freude, denn das große deutsche Vaterland gleicht nicht mehr einem zerfetzten Purpurmantel; alle Stücke sind durch die Liebe zu Deutschland und ihrem greisen Kaiser zu einem festen Ganzen aneinandergefügt worden, zu einem Mantel, einem Schilde, der Deutschlands Rechte hinfort beschützen und vertheidigen wird. Möge es so bleiben! Denn wenn Fürsten und Volk einmüthig und freudig sich unter Ein Banner reihen, dürfen die Bürger ohne Furcht in die Zukunft blicken, wird eine feste Mauer sich zwischen Deutschland und seinen Feinden erheben.

J. J. Honegger.

Zur Ethnographie.

Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben von Gustav Fritsch. Mit zahlreichen Illustrationen, größtentheils nach Originalphotographien und Zeichnungen des Verfassers, 20 lithographischen Tafeln, nebst einem Atlas, enthaltend 60 in Kupfer radirte Porträtköpfe. Breslau, Hirt. 1872. Lex.-8. 25 Thlr.

Der Verfasser, Assistent am königlichen anatomischen Museum und Docent an der Universität in Berlin, hat drei Jahre in Südafrika zugebracht und die Resultate seiner vielseitigen und fleißigen Beobachtungen über die eingeborenen Völker in einem ebenso gründlich abgefaßten wie schön und reich ausgestatteten Werke niedergelegt. Je näher bereits auch die südafrikanischen Völker ihrem Untergange stehen, desto werthvoller sind treue und genaue Nachrichten über deren physische und geistige Beschaffenheit, damit ihr Andenken wenigstens der Wissenschaft erhalten bleibe, wenn der unerbittliche Proceß der historischen Entwickelung sie, wie so viele vorausgegangene, aus der Reihe der Lebendigen ausgetilgt hat.

Fritsch theilt die Eingeborenen Südafrikas in zwei große Gruppen, welche in allen Charakteren scharf voneinander gesondert sind, die A-bantu und die Hottentotten. Die erste, bei weitem vorherrschende Gruppe wird im Süden Kaffern genannt und reicht weit nordwärts, noch über den Aequator hinaus. Zu den A-bantu gehören die Ama-xosa, Ama-zulu, Be-chuana, Ova-herero, alles Stämme mit dunkler, schwärzlich pigmentirter Haut, dickem, festem, wolligem, nie schlichtem Haar. Die Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nuancen von Tiefsepia bis zum Blauschwarzen; fahle, matte oder röthliche Pigmentirungen sind abnorm, wenn auch ziemlich häufig. Der Körper ist meist kräftig, der Schädel dolichocephal und hoch, die Gesichtsbildung bei reiner Rasse nie wirklich europäisch, sondern von abweichendem Typus. Die Kaffern, besonders die Männer, sind schlank und schmal, die Frauen keineswegs schön, ohne Anmuth und Grazie, mit fast männlichen Zügen, ziemlich plump und früh verwelkend, wol wegen der harten ihnen aufgebürdeten Arbeit. Fritsch machte die Bemerkung, daß Feinheit und Anmuth dem Nigritier auch bei ziemlich regelmäßigen Zügen immer fehlen. Die Sprachen gehören zur Gruppe der sogenannten präfix-pronominalen, d. h. zu jenen, welche das Geschlecht im Fürwort bezeichnen. Die Hütten der Kaffern sind wie die der Hottentotten bienenkorbartig, und sie haben einige ziemlich bedeutende Städte. Die Kaffern, welche der Verfasser weniger günstig beurtheilt als frühere Reisende, sind bald hochmüthig, bald, wenn sie etwas gern haben möchten, Bettler und wie die meisten Wilden kaltblütig grausam, dabei ziemlich begabt, sodaß sie namentlich über Rechtsfragen scharfsinnig urtheilen. Eine Idee von einer persönlichen Gottheit haben sie, wie überhaupt alle A-bantu, nicht, wol aber verworrene Begriffe von überirdischen Dingen und daran sich knüpfenden Aberglauben. Von einer Fortdauer nach dem Tode besitzen sie unklare Vorstellungen und widmen den Geistern der verstorbenen Vorfahren einen Cultus. Die officiellen Verbreiter des Aberglaubens, die Isi-ntonga, Priester und Aerzte zugleich, dienen den Häuptlingen auch, ihre Gegner zu unterdrücken und zu verderben. Sie bilden eine besondere Kaste, in welche die Adepten nur nach Uebungen und Vorbereitung aufgenommen werden, und setzen sich durch wilde Tänze in Ekstase, wo sie dann hellsehend werden. Zauberei, wobei auch Gifte gebraucht werden, ist allgemein verbreitet, Verfolgung und greuliche Torturen angeblicher Hexen und Zauberer kommen häufig vor.

Zu den Be-chuana, welcher Name „Leute, die sich gleichen" bedeutet, gehören die Ba-tlapi, Ba-rolong, Makololo, Ba-kalahari, Basuto, die mächtigsten von allen, die Ba-tsetse, Ba-Chatla und viele andere kleine Völker oder Horden. Auch bei den Be-chuana findet man manche ansehnlichen Städte, d. h. große durch Dornhecken in Straßen abgetheilte Haufen bienenkorbartiger Hütten, mit einem Rathsplatz in der Mitte und etwas größern Gebäuden für die Häuptlinge. Die Alten werden bei den Basuto als eine überflüssige Last betrachtet, und man entledigt sich ihrer gern auf irgendeine Weise. Die Ovaherero sind ein nomadisches Hirtenvolk, welches hauptsächlich mit der Zucht des Rindes sich abgibt und wenig Ackerbau treibt, daher sie auch Vieh-Damara genannt werden. Später als andere Völker von Nordosten her eingewandert, verehren sie den Baum als ihren Urstammvater und haben statt einer eigentlichen Religion, wie es scheint, auch nur abergläubige Gebräuche.

Die zweite Hauptgruppe der Südafrikaner sind die Koi-koin oder, wie wir sie nennen, Hottentotten mit ihrer Abzweigung von zweifelhafter Verwandtschaft, den Sonqua oder Buschmännern; diese Gruppe ist von den A-bantu mit Ausnahme des krausen Haars, welches sie gemein haben, in allen Stücken verschieden. Allgemeine Charaktere der Koi-koin sind eine eigenthümlich fahle, gelbbraune Hautfarbe, sehr krauses, verfilztes Haar, schmale Stirn, stark nach der Seite vortretende Backenknochen, spitzes Kinn, mittelgroßer, wenig kräftiger, aber zäher Körper, kleine Hände und Füße, flacher und schmaler Schädel. Bei ihrer ebenfalls suffix-pronominalen Sprache unterscheidet man den Dialekt des Cap, der östlichen Provinz, den Kora- und Namadialekt. Ethnographisch fallen die erste und zweite Abtheilung zusammen, sodaß man drei Gruppen der Koi-koin annimmt, eigentliche oder Colonialhottentotten, Korana und Namaqua. Die Hautfarbe nähert sich der mongolischer, selbst europäischer Völker und ist beim weiblichen Geschlecht oft sehr hell; charakteristisch für dieses ist die Steatopygie, nämlich Fettansammlungen am Hintertheil, wodurch manchmal wirklich scheußliche Gestalten entstehen. Die Koi-koin, deren Hauptkleidungsstück der „Croß" oder Fellmantel ist, waren früher insgesammt ein nomadisches Hirtenvolk, von welchem noch viel weniger Ackerbau getrieben wird als von den Kaffern. Im Schießen mit dem Feuergewehr, im Reiten, in der Jagdkenntniß übertreffen die Hottentotten die A-bantu, in Gesichtsschärfe und Spürvermögen auch die Weißen, sie haben mehr Intelligenz und persönlichen Muth als die viel zahlreichern, mehr kriegerischen Kaffern. Die Gutmüthigkeit der Hottentotten ist groß, aber noch größer ihr Leichtsinn, der nicht wenig zu ihrem Verfall beigetragen

hat, auch ist bei ihnen Trunksucht, Sinnlichkeit, Lüge, Dieberei nur zu häufig. Die Hottentotten, welche von jeher patriarchalisch beherrscht wurden, nämlich unter Häuptlingen mit einem Beirath der Alten standen, sind nicht ohne religiöse Vorstellungen, obwol ihr höchster Gott nur ein vergöttlichter Häuptling zu sein scheint. Sie glauben an Fortdauer, fürchten das Wiederkommen der Geister und sind zu allerlei Aberglauben geneigt, sodaß sie sich auch nicht photographiren lassen wollten, weil dadurch, wie sie meinten, ein Theil ihres Lebens ihnen abgezaubert würde. Wie polynesische Völker verstümmeln sie, namentlich dem weiblichen Geschlecht, oft Finger, um hierdurch, nach ihrer Ansicht, die betreffenden Personen gegen schädliche Einflüsse aller Art zu feien. Auch bei den Nama oder Namaqua (die Silbe qua bedeutet den Plural des männlichen Geschlechts, also Nama-Männer) findet man nur ganz rohe Vorstellungen einer geistigen Welt, dafür ist aber die Zauberei sehr im Schwang. Die beiden „Jonker-Afrikaner", welche sich in den Kriegen der Hottentotten auszeichneten, waren Namaqua. Die gegenwärtigen Korana, welche den A-bantu und Buschmännern gleich feindlich gegenüberstehen, lassen zwei Typen erkennen, einen von mittlerm, selbst hohem Wuchs, kräftigem Bau, wesentlich hottentottischen Gesichtszügen, und einen zweiten, sehr kleinen, magern, misgestalteten, mit fast viereckigem Gesicht, dem Sonquatypus nahestehend. Röthliche Hautfarbe ist bei den Korana ziemlich häufig, ihr Augenschlitz ist schmal, geistig sind sie ziemlich stumpf, wenig regsam, still, sonst gutmüthig, geschickt in Behandlung des Viehes, im Reiten und Gebrauch der Büchse. Die Griqua (das Wort bedeutet „die am fernsten Wohnenden") haben sich vielfach mit andern Hottentotten, Buschmännern und Europäern vermischt.

Die Sonqua oder Buschmänner dürfen durchaus nicht mit den Hottentotten zusammengeworfen werden, sondern bilden eine eigene, wohl unterschiedene, obwol sich jenen anschließende Abtheilung. Sie sind von charakteristischer Kleinheit, gehören zu den kleinsten Völkern der Erde, die Männer im Durchschnitt nur 144 Centimeter groß, die Frauen hingegen kaum kleiner, während bei den Koi-koin die Frauen viel kleiner als die Männer sind. Die Haut der Sonqua, welche nordwärts bis zum 17° südl. Br. vorkommen, gleicht in Textur und Farbe roh gegerbtem Leder, und sie sind sehr unreinlich. Nach Fritsch beruhen die charakteristischen Merkmale ihrer physischen Beschaffenheit nicht, wie bisher angenommen wurde, in Verkommenheit, sondern sie sind ethnographisch begründet. Er bezeichnet den Buschmann als „das unglückselige Kind des Augenblicks", von unglaublichem Leichtsinn, gleichgültig gegen Besitz, daher auch das Eigenthum anderer nicht achtend, zu Gewaltthat und Mord geneigt, von unbändiger Freiheitsliebe, weswegen er sich an nichts binden will. In Schärfe der Sinne, in Schlauheit und Geschicklichkeit auf der Jagd übertreffen die Sonqua alle andern Südafrikaner weit, sie sind lebendig und intelligent und construiren ihre Giftpfeile ungemein sinnreich. Sie haben sich sogar an Zeichnen und Malen gemacht, ihre Bilder von Antilopen, vom Elefanten, Nashorn zeigen scharfe Auffassung, treues Gedächtniß, leichte sichere Hand; weder Hottentotten noch A-bantu können sich hierin mit ihnen messen; sie haben auch eine Art Maultrommel, die Gcurra. Die Sonqua leben in buschigen Gegenden oder Höhlen, immer ohne feste Wohnungen oder bleibende Sitze, und kennen außer Branntwein und Tabacк keinen Genuß. Das Wasser, von dem die ganze Familie leben muß, führen sie in Straußeneiern mit sich, die in einem Netze aus Mimosenfasern getragen werden, sie behandeln die geringen Wasservorräthe mit äußerster Vorsicht, da ihr Leben von ihnen abhängt, wissen auch Quellen geschickt zu verstecken, was die Annäherung der Feinde zu ihren Aufenthaltsorten hindert; die Knochen klopfen sie des Markes wegen auf, wie unsere Vorfahren in früher Zeit. Die Buschmänner wollen nicht Vieh züchten, sondern es rauben und tödten, daher haben ihnen die andern Völker den Tod geschworen, sie sind geächtet und vogelfrei und werden schonungslos vertilgt. Wenn Buschmänner manchmal in Dienst treten, so geschieht es oft nur, um Gelegenheit zu Räubereien auszuspähen. Staatliche Vereinigungen haben sie nie gebildet, sondern die meisten zogen stets vom Cap bis zum Zambesi und weiter nordwärts in Horden oder Familien umher. Ihre Frauen haben ein besseres Los als jene der Kaffern, welche nur Lastthiere sind, bei den Buschmännern aber sind sie die Lebensgefährtinnen.

Lichtenstein war nach dem Verfasser durch holländische Auffassung zu Ungunsten der Eingeborenen beeinflußt, bei Livingstone findet er viel religiöse Schwärmerei und gar zu rücksichtslose Parteinahme für sie, des vielverdächtigten Du Chaillu Angaben sind in der Hauptsache doch zuverlässig. Zum Verfall der Südafrikaner legte die Invasion der Holländer den Grund, sie wurden immer weiter nordwärts gedrängt und geriethen dadurch untereinander und mit den Europäern in Krieg; die Gold- und Diamantensucher der Gegenwart beschleunigen ihre Vernichtung. Bald nach der Gründung der Colonie kam es zu Streitigkeiten, zu Raub und Mord; dann fanden wieder Unterhandlungen statt, bei welchen sich die intelligenten Hottentotten Harry und Anthonius betheiligten. Letzterer stellte den Rechtsstandpunkt so klar dar, daß den Colonisten nichts übrigblieb, als ihre Ansprüche auf den Grund und Boden auf das Recht der Eroberung zu stützen; man endete mit der Aufforderung an die Eingeborenen, die Europäer mit Gewalt zu vertreiben, wenn sie es vermöchten. In den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts wurden die Koi-koin und Sonqua durch die Holländer zu vielen Tausenden hingemordet, es fielen durchschnittlich immer 500 gegen einen Boer, und jetzt sind sie mit Ausnahme der in der Colonie dienstbar gemachten größtentheils vernichtet. Bald nach der englischen Besitznahme entwickelten die beiden Jonker-Afrikaner, namentlich der ältere, viel Talent und Energie. Im 19. Jahrhundert kamen die Kaffern an die Reihe, und der Kaffernfürst Dingaan zeigte in den Kämpfen gegen die Boers wilde Kraft und große Schlauheit, bis in den letzten dreißiger Jahren die Boers unter Prätorius' Führung der Zulu Meister wurden und Dingaan seinen Untergang fand. In den Kriegen der funfziger Jahre mit den Kaffern fanden die Weißen an den europäisch disciplinirten Fingu eine werthvolle Hülfe und die Macht der Kaffern wurde dauernd gebrochen, weiter nach Norden ist jedoch auch jetzt noch keine Ruhe eingetreten. Meist kämpfen die zurückgedrängten

Eingeborenen unter sich selbst. Die Be-chuana wurden durch die Transvaal-Boers unterjocht, wobei wieder Scenen unmenschlicher Grausamkeit vorkamen.

Der Verfasser bildet Schädel, Becken, Füße der Eingeborenen ab; treffliche Holzschnitte im Text und eine Farbentabelle erläutern die Beschreibungen; eine Tafel enthält Copien von Buschmannszeichnungen, deren Originale auf Stein gemalt oder auf dunkel angelaufenen Steinen ausgekratzt sind. Die trefflichen Porträts in dem Atlas zeigen auch bei diesen tiefstehenden Völkern den unverkennbaren menschlichen Typus, welcher sich auch geistig in der psychischen Begabung und den Aeußerungen des Gemüths kundgibt. Die tiefe Kluft zwischen Mensch und Thier wird also durch die Südafrikaner nicht ausgefüllt, deren Kenntniß das besprochene vorzügliche Werk, welches dem Verfasser wie dem Verleger zur Ehre gereicht, ausnehmend fördern wird.

Maximilian Perty.

Vom Büchertisch.

1. Der Charakter. Von Samuel Smiles, Verfasser von „Hilf dir selbst". Deutsche autorisirte Ausgabe von F. Steger. Leipzig, Weber. 1872. 8. 2 Thlr.

Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sämmtliche akademische Lehrer, die auf unsern Universitäten Collegia über Psychologie lesen, zusammen in ihren stofflichen Daten über das Kapitel vom „Charakter" nicht einen solchen Notizenreichthum besitzen, als er mit diesem 600 Seiten umfassenden Bande eines englischen Forschers hier in der bequemen Uebermittelung einer correcten Uebersetzung ihnen dargeboten wird. Was wir in Deutschland unter philosophischer, d. h. speculativer, metaphysischer oder abstract systematischer Auffassung verstehen, das ist in dieser rein thatsächlichen, realistisch empirischen Abhandlung allerdings nicht zu finden. Aber freilich müssen wir uns, zumal bei den jährlich sich erweiternden Kreisen des internationalen Geistesaustausches, daran gewöhnen, wissenschaftliche Begriffe, insbesondere wenn sie unserm germanischen Sprachidiome gar nicht ursprünglich eigenthümlich sind, nicht immer nur in der einseitigen oder beschränkten Auffassung unserer sich selbst verwöhnenden, im Grunde doch sehr decentralisirten Exclusivität verstehen zu wollen. Wenn wir bei der Annahme verharren, daß Philosophie und Metaphysik (von denen namentlich letzterer Begriff dem Italienischen gegenüber, wo er ganz einfach Zauberei und Magie bedeutet *), sehr leicht Misverständnissen ausgesetzt ist) eigentlich erst seit Kant's „Kritik der reinen Vernunft" erfunden oder wenigstens wieder entdeckt seien, so würde das überschriebene sehr praktisch lehrreiche Buch einer Kategorie der wissenschaftlichen Psychologie freilich wenig ebenbürtig erklärt werden müssen. Aber auch andere Nationen als die Deutschen haben schon vor Kant von Philosophie gesprochen und haben dabei bisweilen sehr gebildete Ansichten zu Tage gefördert, selbst wenn sie in ganz ordinär verständiger und verständlicher Aufgeklärtheit unter Philosophie nichts Höheres, aber auch nichts Geringeres als — im Gegensatze zu theologischen und theosophischen Begriffen — Welt- und Lebensweisheit verstanden haben. Unter diesen zu keiner Zeit entbehrlich gewesenen und selbst in unserer Zeit nicht zu unterschätzenden Wissenschaftsbegriff gehört der Inhalt unsers neuen englischen Werks über den „Charakter". Bei aller Abwesenheit gekünstelter systematischer Dialektik in demselben besteht sein Inhalt in einer imponirenden Reihe zahlloser, durch sich selbst sprechender Thatsachen, von denen fast jede als ausdrucksvoller Lakonismus gleichsam wie eine Bibelstelle endloser Auslegungen und Deutungen fähig sein könnte. Im übrigen ist der „Charakter" eine Sache, die ebenso wenig wie die „Wahrheit" fertig tranchirt auf dem publicistischen Präsentirteller aufgetischt werden kann. Von der letztern sagte bekanntlich Lessing: „Wenn der Allmächtige in der einen Hand die Wahrheit und in der andern die Forschung nach der Wahrheit hielte und zu mir sagte: Wähle, so würde ich ihm antworten: Allmächtiger, behalte die Wahrheit für dich, und laß mir die Forschung, die mir besser ist." Also auch kann der größte Philosoph nicht bestimmte psychologische oder logische Formeln als Recept für Prüfung oder Aneignung des vollkommenen Charakters ausarbeiten; er kann nur, nach den verschiedenen Möglichkeiten humanistischer Entwickelungsfähigkeit, kennzeichnende Beispiele aufstellen und dadurch jeden einzelnen auf seinem individuellen Wege zum Streben nach der Vollendung durch ermuthigende Andeutungen sinnreich fördern.

*) Gutzkow's „Zauberer von Rom" z. B. wäre als „metafisico" zu übersetzen.

2. Sociale Briefe. Von Julius Duboc. Hamburg, Grüning. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Von dem Uebersetzer der Grant'schen „Geschichte der englischen Presse" ist abermals eine kleine Arbeit veröffentlicht worden und bereits in zweiter Auflage erschienen, nachdem seine frühere Broschüre: „Die öffentliche Sittenlosigkeit", zahlreiche Entgegnungen hervorgerufen hatte. Die Schrift beschäftigt sich zuerst mit dem eisenacher Congreß, dessen Bedeutung als Symptom einer Zersetzung der an die alte volkswirthschaftliche Schule angeschlossenen Partei gegenüber den namentlich von H. B. Oppenheim in der „Gegenwart" erhobenen Einwendungen der Verfasser aufrecht erhält. Auch das Verhältniß der Ethik zur Volkswirthschaft findet hierbei eine gebührende Würdigung. Im zweiten Theil behandelt der Verfasser die „Heißsporne des Mammonismus", das Gründerwesen u. s. w. Seine Ausführungen können hierbei als ein Seitenstück zu einer bekannten Auslassung Freytag's über dasselbe Kapitel und andern Stimmen ähnlicher Art gelten, aber sie sind doch von diesen sehr wesentlich unterschieden. Denn sie bleiben nicht wie diese bei der Thatsache des Gründerwesens, des Actienschwindels u. s. w. als Symptome der hoch oben beginnenden Entartung stehen, sondern legen das Hauptgewicht auf den Nachweis, daß das höhere Bürgerthum durch Genußsucht, welche ihm die Brücke zum Mammonismus schlage, bereits einer Entartung verfallen

sei, die seinen sittlichen Lebensgehalt aufs wesentlichste schädige, und daß namentlich auch diejenige Sphäre, „welche das geistige Schaffen und Wissen der Zeit vornehmlich verwaltet", bereits der Ansteckung verfalle. Die Art, wie dieser Nachweis im einzelnen sozusagen durch eine psychologische Section geführt ist, gehört jedenfalls zu dem Schärfsten und Rücksichtslosesten, was über diesen Gegenstand irgendwo gesagt ist, wie schon der Schlußsatz des zweiten Abschnitts genügend belegt, welcher in Betreff der Bourgeoisie sich der Worte bedient: „Ein Hauch der Feilheit lagert über diesen so vornehm blickenden und empfindlichen Kreisen, und der charakteristische Zug ihres Wesens ist die Preisgebung."

Im weitern Verlauf wirft der Verfasser Seitenblicke auf die pietistische Orthodoxie, „die Religion des Mammonismus", welche die laxen moralischen Anschauungen in den vornehmern Klassen fördere, weil sie die Heuchelei der Selbstbethörung nähre, und endlich kommt die Broschüre zu der Frage nach der wahrscheinlichen Aussicht unserer Zukunft. Es werden die schweren Aufgaben der Gegenwart, welche zu lösen hauptsächlich dem Bürgerthum obliege, der gleichzeitige Kampf mit der Reaction und der Socialdemokratie hervorgehoben und alsdann bemerkt:

Ob wir diesen Aufgaben gewachsen sind, ob wir eine steigende Belastung bei einer immer zunehmenden Zerbröckelung alles festen Kerns von sittlicher Gesinnung und Energie des Gewissens auf die Länge auszuhalten vermögen, das ist eben die Frage. Man wird sich bei einer so schweren Frage mit einem schnellfertigen Nein vorzusehen haben, aber wir behaupten, daß eine unverblendete Prüfung unserer Lage angesichts der vielfachen bedeutsamen Anzeichen eines tiefgreifenden Verfalls auch nicht mehr den Muth zu einem zuversichtlichen Ja finden wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Deutsche Schiller-Stiftung hat ihren dreizehnten Jahresbericht veröffentlicht; sie beklagt sich darüber, daß die Mittel der Stiftung im Verhältniß zu den Ansprüchen, die an sie gestellt werden, noch immer nicht genügen, und hofft, daß die Zweigstiftungen in ihren Kreisen auf Vermehrung der Mitglieder, sowie auf Wiederbelebung des Interesses der Nation für die Stiftung bedacht sein werden. Nur die Zweigstiftungen von Wien und Berlin haben innerhalb der letzten Jahre erheblichen Aufschwung genommen. Wien allein kann Schenkungen im Betrage von 7000 Gulden nachweisen. Ebenso hat Frankfurt einige namhafte Zuwendungen erhalten, jede von 300 Gulden. Von den Pensionären der Stiftung sind im verflossenen Jahre vier namhafte Autoren durch den Tod ausgeschieden: Dr. Ludwig Feuerbach, Dr. Moritz Hartmann, Professor Dr. Robert Prutz, Dr. E. M. Oettinger. Außerdem starb Frau Dr. Töpfer in Hamburg.

Lebenslängliche Pensionen, für welche die Schiller-Stiftung im Jahre 1872 die Summe von 3289 Thalern verausgabte, beziehen: Karl Beck in Wien; verwitwete Frau Bechstein in Meiningen; Dr. Karl Gutzkow in Berlin; Dr. Alexander Jung in Königsberg; verwitwete Frau Hauff in Stuttgart; Karl von Holtei in Breslau; Professor E. Mörike in Stuttgart; verwitwete Frau Baronin de la Motte Fouqué in Berlin; Professor Prutz und dessen Witwe in Stettin; L. Storch in Königwerthheim.

An transitirenden Pensionen für ein oder mehrere Jahre verwendete die Stiftung die Summe von 7250 Thalern; von 47 Bedachten gehört mehr als die Hälfte der Kategorie von Hinterbliebenen von Schriftstellern an; die übrigen 23 noch lebenden Schriftsteller, auf welche die kleinere Hälfte dieser Verwilligungen fällt, sind: Roderich Benedix in Leipzig, Dr. Conard in Berlin; Fräulein L. Dietz in Düsseldorf; F. W. Freiherr von Ditfurth in Nürnberg; Professor Donner in Stuttgart; Dr. Eitner in Weimar; L. Feldmann in Wien; Dr. Ludwig Feuerbach in Rechenberg; Professor J. G. Fischer in Stuttgart; Professor Klaus Groth in Kiel; Dr. Moritz Hartmann in Wien und dessen Witwe; Dr. Ignaz Hub in Würzburg; Dr. J. L. Klein in Berlin; Dr. E. Kossak in Berlin; Dr. Hermann Kurz in Tübingen; Dr. Hermann Lingg in München; Dr. Franz Nissel in Wien; Alexander Rost in Weimar; F. von Saar in Döbling bei Wien; Professor Vollmer in München; Dr. Ernst Willkomm in Hamburg; Professor Zeising in München und Frau Katharina Zitz in Mainz.

Nimmt man noch die 27 Schriftsteller hinzu, welche einmalige Bewilligungen im Gesammtbetrage von 2750 Thalern erhielten, und die 47 Empfänger, an welche 1987 Thaler der Zweigstiftungen vertheilt wurden, so erhält man eine Liste deutscher Autoren, auf welcher sich viele der namhaftesten Dichter und Schriftsteller, Literarhistoriker u. s. f. befinden, darunter nicht blos Lyriker wie Mörike, Lingg, Beck, Fischer, was nicht wundernehmen dürfte, da jedenfalls ein strikender Setzer mehr Einnahmen hat als ein Lyriker von Fach, sondern auch Schriftsteller von vielseitigster Thätigkeit und außerordentlicher Productionskraft wie Karl Gutzkow, ja was am schwersten ins Gewicht fällt, derjenige Dramatiker, der von allen im Durchschnitt die meisten Theaterabende an allen deutschen Bühnen Jahr für Jahr auf sein Conto setzen kann — Roderich Benedix, ein Autor, der in Frankreich sich ohne Frage ein Scribe'sches Palais zusammengeschrieben hätte. Unter solchen Umständen ist es nicht befremdlich, wenn die Schiller-Stiftung nicht durchgreifend wirken, auch nicht den dringlichsten Anforderungen genügen kann, und es muß mit Freuden begrüßt werden, daß schriftstellerische Associationen, wie die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, deren Mitgliederzahl von Monat zu Monat im Wachsen begriffen ist, das Uebel an der Wurzel zu fassen und hier zu heben suchen; denn nur durch die Mehrung der Erträgnisse schriftstellerischer Production kann die Hülfsbedürftigkeit der Schriftsteller so weit eingeschränkt werden, daß dann die Mittel der Schiller-Stiftung ausreichen, durch ihre Unterstützungen nicht nur vorhandene Noth zu heben, sondern auch einem edlern dichterischen Streben die Bahnen zu freierer Thätigkeit zu ebnen.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich: „Ovid's Metamorphosen, übersetzt von Wilhelm von Tippelskirch"; Lord John Russel: „Geschichte der englischen Regierung und Verfassung", übersetzt von Dr. Karl Lang; Theodor Weber: „Staat und Kirche nach der Zeichnung und Absicht des Ultramontanismus"; Baumgarten: „Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens in der Provinz"; Karl Simrock: „Faust, das Volksbuch und das Puppenspiel"; C. F. Wollschläger: „Handbuch der Urgeschichte"; Robert Schweichel: „Der Bildschnitzer vom Achensee", Roman; Paul Heyse: „Kinder der Welt", Roman.

Ausländische Literatur.

Das zweite Märzheft der „Revue des deux mondes" enthält einen längern Artikel von Albert Reville über das neue Werk von Strauß: „La nouvelle confession de foi du docteur Strauss." Dieser Aufsatz ist ein Beweis dafür, daß die Franzosen noch immer den geistigen Bestrebungen in Deutschland ihre Theilnahme zuwenden. Albert Reville citirt gleich am Anfang seines Aufsatzes Gladstone, welcher die jungen Engländer vor dem Werke von Strauß warnte, weil es verabscheuenswerth-

sei. Daraus schließt Reville, daß Buch und Autor besondere Beachtung verdienen. „In der That", sagt Reville, „dies Buch ist ein Ereigniß, und der Autor, Herr Strauß, nimmt einen zu hervorragenden Rang ein in der Geschichte der zeitgenössischen religiösen Ideen, als daß wir uns den Anschein geben könnten, sein Werk zu ignoriren. Wenn er uns verabscheut mit dem gründlichsten Haß, der je in der Brust eines Philosophen gekocht hat, so ist dies nur ein Grund mehr, ihm keine der Rücksichten zu versagen, auf die er ein Recht hat durch sein Wissen und seine seltenen Talente." Trotz dieser gewiß achtungswerthen Gesinnung eines französischen Autors zerpflückt derselbe das Werk nach den verschiedensten Seiten hin, ähnlich wie dies von mehrern deutschen Kritikern geschehen ist. Gelegentlich nennt er Strauß ein Opfer des letzten Kriegs und meint, daß er sich überlebt habe. Auch Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" ist ihm bekannt; er nennt das Werk sehr interessant und sehr lehrreich und den Verfasser einen der hervorragendsten Schüler Schopenhauer's.

„Die Revue des deux mondes" bringt in ihrem ersten Aprilheft einen Artikel: „La Presse allemande en 1873", in welchem sie die Aufsätze der hervorragendsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften über die gegenwärtige Lage Frankreichs, über Thiers und Napoleon III. Revue passiren läßt — ein Beweis dafür, daß man jenseit des Rheins jetzt der öffentlichen Meinung Deutschlands sorgfältiger als früher an den Puls zu fühlen sucht. Im allgemeinen hebt die „Revue" hervor, daß die meisten deutschen Journale für die Republik gegen die Monarchie, für Thiers gegen die Rechte der Versammlung und für die Linke gegen Thiers Partei ergreifen. Als Beweis dafür citirt sie Stellen aus der Politischen Revue von „Unsere Zeit", aus der „Spener'schen" und augsburger „Allgemeinen Zeitung". „Unsere Zeit" wird überhaupt zu wiederholten malen citirt und von dem Verfasser des Artikels, Albert Sorel, als eine „revue très-sérieuse" bezeichnet. Es ist erfreulich, daß „Unsere Zeit" auch als publicistisches Organ durch seine objectiv gehaltenen politischen Rundschauen eine wachsende Bedeutung gewinnt.

— Ein englisches Werk über „Rousseau" von John Morley (2 Bde.) führt die Engländer in das Studium eines Philosophen ein, der für das orthodoxe Engländerthum etwas Fremdartiges haben muß. John Morley gibt zahlreiche Auszüge aus den „Confessions" und andern Schriften Rousseau's, um seinen Landsleuten den Autor selbst vorzustellen. Der verbindende Text, den er selbst hinzufügt, ist mit Geschick verfaßt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der dramatische Schriftsteller Dr. Georg Köberle ist mit dem 3. April aus seiner Stellung als Director des karlsruher Hoftheaters wieder ausgetreten. Die so pomphaft verkündete „ethische Reform der deutschen Bühne", die an sich gewiß sehr wünschenswerth ist, schoß von Haus aus über das Ziel hinaus, welches an einer einzelnen deutschen Bühne erreichbar war. Und ob sich Köberle nicht in den Mitteln vergriff oder überhaupt praktische Bühnenkenntniß genug besaß, um nur die richtigen Wege zu einem in weiter Ferne aufgesteckten Ziel zu wandeln — darüber müßten erst nähere Aufklärungen aus Karlsruhe Aufschluß geben.

— Der dramatische Schriftsteller Arthur Müller endete in München am 11. April durch Selbstmord. Arthur Müller ist ein Schlesier, der ein frisches, etwas derbes, aber bewegliches Talent für dramatische Dichtung besaß, ohne indeß mit seinen Stücken durchgreifende Erfolge auf ersten Bühnen erringen zu können. Sein bestes Stück ist wol sein erstes: „Die Verschwörung der Frauen", welches in Breslau und namentlich am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin großen Erfolg hatte. Außerdem schrieb er mehrere geschichtliche, im Holzschnittstil gehaltene Lustspiele, wie: „Gute Nacht, Hänschen" u. a., welche an zweiten Bühnen Glück machten. Seine größern Dramen: „Galileo Galilei", am Victoriatheater in Berlin aufgeführt, die „Kaiserglocke von Speier", welches am Hoftheater in München zur Aufführung kam, zeugten von einer Begabung, die indeß bei dem jetzigen Zustande der deutschen Bühnen nicht zur Geltung kommen konnte. Viel machte auch seinerzeit das Preisstück des münchener Actientheaters: „Ein Haberfeldtreiben", von sich reden. Ob sein Selbstmord mit seiner literarischen Thätigkeit, mit einem gewissen Gefühl von Erfolglosigkeit gegenüber vielen überschätzten Bühnenephemeriden zusammenhing, ob er nur aus Gründen erfolgte, die mit dem literarischen Wirken nichts gemein haben, wissen wir nicht. Jedenfalls war Arthur Müller eine stark polemische Natur und namentlich mit deutschen Theaterdirectoren in vielfache Conflicte gerathen. Sein Auftreten gegen den breslauer Theaterdirector Schwemer hatte ihm einen Proceß und eine Verurtheilung zugezogen, und auch mit dem Director des Theaters an der Wien, Herrn Strampfer, dessen Dramaturg er längere Zeit war und für dessen Theater er einzelne wirksame Volksstücke geschrieben hatte, ist er in eine lebhafte literarische Polemik gerathen. Jedenfalls wäre nähere Aufklärung über die Veranlassung seines Selbstmordes wünschenswerth; im Staate unserer Literatur ist so vieles „faul", daß hier in alle Winkel geleuchtet werden sollte. Der Untergang eines begabten dramatischen Schriftstellers ist eine Thatsache, welche nicht todtgeschwiegen werden sollte.

Bibliographie.

Brackel, C. W., Fernere Erörterung der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage vom staatsrechtlichen Standpuncte; nebst Erörterung der Staatserbfolge in Lauenburg. Kopenhagen, Höst. 1872. Gr. 8. 1⅓ Ngr.

Friedlaender, L., Ueber die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 12 Ngr.

Grasberger, H., Sonette aus dem Orient. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 12 Ngr.

Held, A., Die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hillebrand, K., Frankreich und die Franzosen in der 2ten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eindrücke und Erfahrungen. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoppensack, L. A., Prinz Eugenius, der edle Ritter. Rhapsodische Genre- und Schlachtbilder. Mainz, Kupferberg. 16. 1 Thlr.

Korodi, L., Theologischer Schutt. Kronstadt, Frank und Dreßnandt. 8. 4 Ngr.

Der Krieg 1870—71. III. Die Kriegs-Operationen von der Schlacht bei Gravelotte bis inclusive der Schlacht bei Sedan. Kritisch beleuchtet von J. N. Wien, Prochaska. Gr. 8. 2 Thlr.

Lemcke, C., Populäre Aesthetik. 4te verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Lauretanische Litanei in Liedern von Elisabeth. Münster, Russell. 16. 15 Ngr.

Lommatzsch, A., Der Renegat. Eine Novelle aus Algier. Erfurt, Brodmann. 1872. 8. 10 Ngr.

Michelet, C. L., Hegel und der Empirismus. Zur Beurtheilung einer Rede Ed. Zellers. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 5 Ngr.

Müller, Christine, (Frau van Walree, geb. Gobée), Lieb' und Leid aus einer kleinen Welt. Holländischer Familien-Roman. Autorisirte Uebertragung von F. Schnettler. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 2 Thlr.

Nicolay, Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddeboe. Erzählung. Nach der 3ten Aufl. des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oppenheim, H. B., Der Katheder-Sozialismus. 2te Aufl. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Pasikan, Die Kaiserstein. Geschichte des Hauses. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Richter, J. W. O., Deutsche Dichter des Mittelalters im Kampfe für den Kaiser wider den Papst. Kassel, Kay. Gr. 8. 6 Ngr.

Schirmer, A., Die Sklavenbarone oder weiß und schwarz. Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

— — Der Waldmensch. Roman aus dem Salzkammergute. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 4 Thlr.

Schwarzkopf, A. v., Beiträge zur Geschichte der nationalökonomischen Studien in Italien im 17. und 18. Jahrhundert. Nach Pietro Custodi's „Scrittori classici italiani di economia politica" Mailand 1803—1805 bearbeitet. Strassburg, Seitz u. Miller. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Stöber, A., Gedichte. Neue, durchgesehene und vermehrte Aufl. Basel, Detloff. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Toepfers, C., gesammelte dramatische Werke. Herausgegeben von H. Uhde. 1ster Bd. Lustspiele. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vondel, J. van den, Gedichte. Deutsch von F. Grimmelt und A. Jansen. Münster, Russell. Gr. 16. 18 Ngr.

Weber, T., Staat und Kirche nach der Zeichnung und Absicht des Ultramontanismus. Urkundlich dargestellt. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zetter, C., Gesammelte Novellen und Erzählungen. Billige Volks-Ausgabe. Vollständig in 17 Heften. 1stes bis 6tes Heft. Graz, Moser. 8. à 4 Ngr.

Zimmermann, G. R., Johann Kaspar Lavater. Ein Vortrag. Zürich, Höhr. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 1. Mai 1873.

Inhalt: Schriften militärischen Inhalts. — Neue lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. (Beschluß.) — Musikalische Schriften. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schriften militärischen Inhalts.

„Blut floß von jeher, wenn die verjüngte Welt neukräftig aufwuchs!" sang einst Platen, der großen französischen Revolution gedenkend. Wie wahr diese Worte wol für alle Zeiten sind, hat die letzte Vergangenheit bewiesen.

Zwei Jahre sind verflossen, seitdem das verjüngte, neukräftig aufgewachsene Deutschland sein Dasein blutig begründen mußte. Zwei Jahre hindurch konnte Deutschland das blutig Errungene durch die Segnungen des Friedens zum Heile des Ganzen gedeihen machen. Während dieser Zeit hat denn auch gewiß kein Glied des Deutschen Reichs, kein Arm, kein Kopf gesäumt, um nach jeder Richtung hin die wohlerkannte Pflicht freudig zu erfüllen. Eine der vielen Pflichten dieses Friedens war es und bleibt es auch fernerhin, die Thaten des Heers, die Thaten des Volks, welches sich sein deutsches Reich gegründet hat, aere perennius, durch Wort und Bild darzustellen, den ruhmvoll Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Erinnerung, den Kommenden zur Nacheiferung. Es ist denn auch nach dieser Richtung hin bereits viel, vielleicht zu viel geschehen, und manche der vielen Schriften über den letzten Krieg haben nur Anspruch auf kurze Dauer.

Auf dem überreichen Gebiete der neuesten Militärliteratur Spreu und Körner voneinander zu scheiden und das herauszufinden, was den augenblicklichen Neigungen und Zwecken am besten entspricht, wird jedem gewiß sehr schwer werden, welcher sich nach vollbrachtem Tagewerk durch Werke der Literatur erholen und belehren will. Es scheint uns daher eine besondere Pflicht, bei Besprechung der vorliegenden Werke der Militärliteratur den Zweck und Charakter der einzelnen Schriften in kurzen Worten den Lesern d. Bl. mitzutheilen. Diese Werke glauben wir dem entsprechend in drei Kategorien theilen zu dürfen: 1) Werke über den deutsch-französischen Krieg mit vorwiegend militärwissenschaftlichem Charakter; 2) Werke über den deutsch-französischen Krieg mit populärem Charakter; 3) Werke verschiedenen militärischen Inhalts.

Unter den Werken der ersten Kategorie mögen diejenigen den Reigen eröffnen, welche auf Grund officieller Acten angefertigt sind und somit einen officiösen Charakter haben. Bekanntlich befaßt der deutsche Generalstab sich selbst damit, eine Geschichte des letzten Kriegs zu schreiben. Die Masse des vorliegenden Materials, die Menge von Widersprüchen und Zweifeln, welche noch aufgeklärt werden müssen, machen es leicht erklärlich, daß noch eine geraume Zeit darüber hingehen wird, ehe das Werk vollendet sein kann. Weder die vollberechtigte Neugierde des Publikums noch der Wissensdrang historischer oder kriegswissenschaftlicher Forscher dürfen indeß bis zu diesem Zeitpunkt unbefriedigt bleiben. Es ist daher gewiß ein sehr anerkennenswerthes Unternehmen, daß einzelnen, durch Stellung und Verhältnisse geeigneten Offizieren Einsicht in die officiellen Acten gestattet wird, um hiernach der harrenden Menge über die einzelnen Episoden des Kriegs einen wahrheitsgetreuen Aufschluß geben zu können.

Augenblicklich liegen uns von solchen officiösen Werken zur Besprechung vor:

1. Die Operationen der I. Armee unter General von Steinmetz. Vom Beginne des Kriegs bis zur Capitulation von Metz. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der I. Armee von A. von Schell. Mit einer Uebersichtskarte und zwei Plänen. Berlin, Mittler und Sohn. 1872. 8. 2 Thlr.
2. Die Operationen der I. Armee unter General von Manteuffel. Von der Capitulation von Metz bis zum Falle von Péronne. Dargestellt nach den Operationsacten des Obercommandos der I. Armee von Hermann Graf Wartensleben. Mit zwei Karten. Berlin, Mittler und Sohn. 1872. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
3. Die 17. Infanterie-Division im Feldzuge 1870—71. Nach officiellen Quellen von Fischer. Mit 11 Karten und Plänen. Zweite Auflage. Berlin, Schneider und Comp. 872. Gr. 8. 1 Thlr.

Was das Buch von A. von Schell anbelangt, so gibt es ein zusammenhängendes detaillirtes Bild von den Operationen der ersten Armee vom Beginne des Feldzugs bis zum 15. September. Sachgemäß ist diese Periode in zwei gesonderte Zeitabschnitte getheilt; der erste Abschnitt behandelt die Operationen bis zum 19. August, respective bis zur Cernirung von Metz, der zweite die Thätigkeit dieser Armee während der Cernirung von Metz bis zum Falle dieser Festung. Obwol General von Steinmetz bereits am 15. September das Obercommando der ersten Armee niederlegte, so glaubte der Verfasser doch sein Buch über diese Zeit hinaus bis zur Capitulation von Metz fortführen zu müssen, da ja durch letztere die Thaten der ersten Armee erst einen Abschluß für die ganze verflossene Zeit erhalten. Die erste Armee bestand während des ersten der erwähnten Abschnitte bekanntlich aus dem 1., 7. und 8. Armeecorps sowie der 1. und 3. Cavaleriedivision. Sie schlug theilweise allein, theilweise mit mehr oder weniger wesentlichem Antheile während dieser Zeit die Schlachten bei Spicheren, Colombey-Nouilly, Vionville, Mars-la-Tour und Gravelotte-St.-Privat. Während des zweiten Abschnitts trat noch die 3. Reservedivision (Kummer) sowie auf einige Zeit das Corps des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin (später 13. Armeecorps) in den Verband der ersten Armee. Die Schlacht bei Noisseville fällt in diesen Zeitabschnitt.

Das vorliegende Werk schildert außer den bezüglichen Operationen auch die genannten Kämpfe, namentlich soweit es die Betheiligung der ersten Armee betrifft, mit solcher Genauigkeit, daß man mit Hülfe der beigegebenen Karten wohl im Stande ist, sich ein allgemeines Bild von dem Verlauf derselben zu machen. Vergeblich wird der Leser dabei allerdings nach solchen Momenten suchen, welche sich dem Gedächtniß und der Phantasie leicht einprägen; vergeblich wird er Bataillone suchen, welche geschlossen zum Angriff vorgehen, oder ganze Brigaden, welche, begleitet von den begeisternden Klängen eines Kriegsmarsches, gegen den Feind avanciren, wie dies 1866 noch hier und da geschah. Gegen Chassepot und Mitrailleuse durfte man nur mit aufgelösten Compagnien kämpfen, jeden Baum, jede Terrainfalte, jede Baulichkeit beim Vorgehen benutzend. Die Schlachten des Kriegs 1870—71 lassen sich daher nicht so deutlich darstellen, wie wir es von denen des Siebenjährigen Kriegs und von denen der Napoleonischen Zeit gewohnt sind. Wer sich ein eingehendes Urtheil über den Verlauf der einzelnen Kämpfe, welche dies Buch schildert, bilden will, muß daher wol auch selbst Bleifeder und Papier zur Hand nehmen, um sich durch Aufzeichnungen in dem scheinbaren Wirrwarr zurechtfinden zu können.

In Betreff der Verluste in den stattgehabten Kämpfen muß ganz besonders hervorgehoben werden, daß die Zahlen vollständig mit denen übereinstimmen, welche in einer höchst interessanten und lehrreichen Zusammenstellung der Geheimerath Engel, Director des königlichen Statistischen Bureau, vor kurzem veröffentlicht hat. An Genauigkeit und Zuverlässigkeit sind diese Engel'schen Listen ganz unübertreffbar.

Den Führer der ersten Armee verfolgte in seiner hervorragenden Stellung während der genannten Periode ein ganz besonderes Misgeschick. Er, der infolge seiner Leistungen während des Feldzugs gegen Oesterreich unter den preußischen Generalen allein geeignet erschien, neben den beiden deutschen Prinzen als Heerführer aufzutreten, gerieth schon bei den ersten Operationen des deutsch-französischen Kriegs mit dem Chef des Generalstabes der Armee in unangenehme Differenzen; die Schlacht von Spicheren wurde dann ohne seine Absicht, ohne sein Zuthun, die Schlacht von Colombey-Nouilly gegen seine Absicht und Ansicht geschlagen; in die Schlacht bei Mars-la-Tour konnte er persönlich nicht eingreifen; bei Gravelotte und Noisseville hatte er leitende Vorgesetzte über sich; die Cernirung von Metz ließ schließlich das Nebeneinanderbestehen zweier Armeecommandos unzweckmäßig erscheinen. So mußte der General Steinmetz noch während des Kriegs ein anderes Commando in der Heimat übernehmen.

Soweit es für die Kriegswissenschaft von Werth ist, klärt das vorliegende Buch diese Verhältnisse auf, ohne jedoch in unnöthige Details oder kritische Bemerkungen in dieser Beziehung einzugehen. Der Verfasser scheint es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht zu haben, persönliche und kritische Betrachtungen möglichst zu vermeiden. Er tritt mit vorliegender Schrift, soviel wir wissen, zum ersten male als Schriftsteller vor die Oeffentlichkeit. Der Stil ist, sagt man, der Mensch; der des Verfassers ist nicht frei von Eigenheiten; diese sind aber nicht von der Art, daß man sich nicht bald an sie gewöhnen könnte.

Eine Menge Druckfehler stören leider oft nicht wenig das Verständniß. Es liegt uns außer dem Druckfehlerverzeichniß, welches in dem Buche enthalten ist, noch ein besonderes mit 89 Berichtigungen vor. Aber auch diese berichtigen noch nicht alles; es sind noch mehr sinnentstellende Fehler stehen geblieben, so z. B. wird in der ordre de bataille bei der 30. Infanteriebrigade statt des 67. Regiments das 77., bei der 6. Cavaleriebrigade statt des Ulanenregiments Nr. 7 das Ulanenregiment Nr. 6 aufgeführt. Auch die Uebersichtskarte entspricht nicht vollständig ihrem Zweck; sie ist viel zu klein und mit Namen überfüllt.

Das Werk des Grafen Wartensleben (Nr. 2) schließt sich in seiner Darstellung direct an das Buch des Majors von Schell an; es behandelt die Operationen der ersten Armee unter dem General von Manteuffel, d. i. von der Capitulation von Metz bis zum Falle der Festung Péronne, oder vom 27. October 1870 bis zum 9. Januar 1871. Wie ja allgemein bekannt, erhielten nach dem Falle von Metz die dort befindlichen deutschen Armeen den Befehl, zum Schutz der Cernirungsarmee von Paris vorzurücken. Der ersten Armee speciell wurde der Auftrag, den Schutz gegen die im Nordosten Frankreichs auftretenden Streitkräfte zu übernehmen und zu diesem Zwecke fürs erste in die Linie St.-Quentin-Compiègne zu rücken. Gleichzeitig sollte man Metz besetzen und die Festungen Thionville und Montmédy belagern. Zu dieser doppelten Aufgabe standen dem General von Manteuffel das 1., 7. und 8. Armeecorps, die 3. Reserve- und die 3. Cavaleriedivision zur Verfügung. Während das 7. Armeecorps zur Besatzung von Metz und zur Be-

lagerung der genannten Festungen, die 3. Reservedivision zur Bewachung und Abführung der französischen Gefangenen verwendet wurden, traten die übrigen Truppentheile am 7. November ihren Vormarsch gegen den Norden Frankreichs an. Besondere Abtheilungen waren bereits vorher gegen die Festungen Verdun und La Fère in Bewegung gesetzt worden. Verdun capitulirte, ohne daß ein Eingreifen der Truppen der ersten Armee nöthig war, schon am 8. November, während La Fère sich nach kurzer Beschießung am 27. November den Truppen der 4. Infanteriebrigade ergab.

Wir fürchten Bekanntes zu wiederholen, wenn wir hier die siegreichen Thaten der ersten Armee bei ihrem Zuge gegen den Nordosten Frankreichs näher aufführen. Es genügt gewiß, daran zu erinnern, daß am 27. November in der Schlacht bei Amiens, am 23. und 24. December in den Kämpfen an der Hallue, am 2. und 3. Januar in der Schlacht bei Bapaume die erste Armee glänzend die ihr zugetheilte Aufgabe erfüllte. Gleichzeitig war ein Theil der Armee bis über Rouen vorgerückt und hatte bei dieser Stadt selbst längere Zeit Stellung genommen, während andere Truppen der ersten Armee unterdessen Thionville am 24. November, Montmédy am 14. December, Mézières am 1. Januar, Rocroy am 6. Januar und Péronne am 9. Januar einnahmen.

Es war gewiß nicht leicht, diese vielseitigen und so sehr ausgedehnten Operationen der ersten Armee in sicher leitender Hand zu behalten. Mit welcher Geschicklichkeit der General Manteuffel die schwierigen Verhältnisse beherrschte, mit welchem Scharfblicke er die Situation erkannte, mit welcher Genialität er die Truppen führte, davon ist das vorliegende Buch ein beredtes Zeugniß. Der Autor dieses Buchs war fast während der ganzen fraglichen Periode der stellvertretende Generalstabschef bei der ersten Armee; er konnte daher wol am besten ein zusammenhängendes Bild von den durch Zeit und Ort so sehr getrennten Ereignissen geben. Seine Schilderungen sind nicht so ins Einzelne gehend, wie die des Schell'schen Buchs, aber doch eingehend genug, um ein recht klares Bild der ganzen Situation zu gewähren. Kurze, sehr charakteristische Terrainschilderungen, öftere ausführliche Betrachtungen über die Situation geben dem Buche einen ganz besondern Reiz und erhalten den Leser stets in angenehmer Spannung. Auch über die einzelnen Schlachten werden keine ermüdenden Details, sondern nur der allgemeine Verlauf derselben angegeben. Das Buch legt überhaupt mehr Werth darauf, Klarheit über die Operationen zu verschaffen, als die Kämpfe genau zu beschreiben.

Dem Verfasser ist seine Aufgabe zweifelsohne vortrefflich gelungen. Eine große Gewandtheit der Feder und eine nicht genugsam anzuerkennende Unparteilichkeit gegen Freund und Feind machen das Werk äußerlich und innerlich zu einem ganz besonders werthvollen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte.

Das dritte der oben bezeichneten Werke von Fischer bewegt sich in einem engern Rahmen, als die beiden besprochenen. Es soll hauptsächlich nur denjenigen, welche während des Kriegs der 17. Infanteriedivision angehört haben, eine zusammenhängende Darstellung der bezüglichen Operationen geben, objectiv und ohne Kritik, wie der Verfasser in der Vorrede sagt.

Die 17. Infanteriedivision traf während des Kriegs ein eigenthümliches Los. Sie war die einzige der ganzen norddeutschen Armee, welche bei Beginn des Kriegs im Vaterlande zurückblieb; sie war bestimmt, die Nord- und Ostseeküste vor feindlichen Unternehmungen zu schützen. Nachdem die siegreichen Einmarschkämpfe, dann die blutigen Schlachten bei Metz die kriegerischen Verhältnisse derartig gestaltet hatten, daß eine Landung feindlicher Truppen höchst unwahrscheinlich wurde, erhielt die Division am 25. August Befehl, mit der Eisenbahn zur Cernirungsarmee von Metz abzurücken. Sie wurde mit der 2. Landwehrdivision zu einem Armeecorps formirt, über welches der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin das Commando erhielt. Am 1. September haben in Ausführung obigen Befehls die Spitzen der 17. Division sich der Cernirungsarmee bereits so genähert, daß sie der Kanonendonner der Schlacht von Noisseville deutlich herbeiruft; man eilt, was man kann, um noch zum Kampfe zu kommen, aber umsonst — die Schlacht war beendigt, ehe die Division eintraf. Kaum ist die Division nun 8 Tage vor Metz, so muß sie von dort wieder fort, um Toul zu belagern. Diese Festung, schon mehrfach vergeblich angegriffen, capitulirt, nachdem unter dem Schutze von Truppen der 17. Infanteriedivision am 23. September eine Beschießung stattgefunden, am 24. September. Von Toul geht die Division nach Châlons; von dort wird sie zur Cernirungsarmee von Paris herangezogen. Dort übernimmt sie vom 10. October ab den ihr überwiesenen Cernirungsabschnitt, muß aber am 9. November wieder aufbrechen, um die bei Coulmiers geschlagenen Truppen des Generals von der Tann zu unterstützen. Gemeinschaftlich mit diesen Truppen operirt nun die Division gegen den westlich von Paris bei Dreux sich bemerkbar machenden Feind und zeigt diesem am 17., 21. und 22. November in kleinen Gefechten, daß es nicht rathsam sei, von dieser Seite gegen Paris vorzugehen. Von hier aus muß sich die Division mit den übrigen Theilen der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg nunmehr gegen Orléans wenden, um gemeinschaftlich mit der zweiten Armee gegen die dortigen bedeutenden feindlichen Streitkräfte zu operiren. Die Division nimmt theil an den ruhmreichen Kämpfen bei Orléans am 2., 3. und 4. December und hat bei der demnächstigen Verfolgung des Feindes fast täglich kleine Gefechte mit demselben zu bestehen. Bis zum 17. December währt die Verfolgung der französischen Loire-Armee, dann wird die Division mit der Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg gegen Chartres vorgeschickt. In und bei letzterm Orte erholten sich die Truppen ein wenig von den Strapazen der letzten Zeit. Am 5. Januar mußte die Division wieder zur Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen Le Mans abrücken. Sie lieferte, an den Feind gekommen, diesem mehrfache kleine Gefechte und betheiligte sich am 10., 11. und 12. Januar an der Schlacht bei Le Mans. Nach dieser Schlacht wurde der Feind nach Norden zu bis

Alençon verfolgt. Von dort erhielt das 13. Armeecorps, zu dem die 17. Division gehörte, die Aufgabe, gegen die bei Rouen sich sammelnden feindlichen Streitkräfte vorzugehen. Bei diesem Vorgehen fanden noch ein paar kleine Gefechte statt. Der Waffenstillstand traf dann endlich die Division an der Seine, zwischen Rouen und Havre.

Trotzdem also daß die 17. Division an den ersten großen Schlachten des Kriegs nicht theilgenommen hatte, hat sie doch in dem Kriege ganz Hervorragendes geleistet. Die Mecklenburger und Hanseaten, welche zum ersten male neben den altpreußischen Regimentern in gleicher Formation kämpften, hatten reichlich Gelegenheit, zu zeigen, daß nicht nur preußische Formen, sondern auch die andern Vorzüge dieser Armee auf sie mit übergegangen sein. Die Division hat bei den vielen Berührungen, welche sie mit dem Feinde hatte, verhältnißmäßig geringe Verluste gehabt; sie verlor während des ganzen Kriegs, bei einer Stärke von 13 Bataillonen, 12 Escadrons und 6 Batterien, nur 648 Todte und 1899 Verwundete. Dieser Umstand findet hauptsächlich durch die oft äußerst traurige Verfassung des Gegners seine Erklärung, da dieser es fast nie zu so blutigem Ringen kommen ließ, wie dies der regulären französischen Armee rühmlichst nachgesagt werden muß. Wie höchst mangelhaft z. B. die französischen Truppen waren, welche im December bei Orléans kämpften, möge folgende, dem vorliegenden Buche entlehnte Stelle beweisen. Der Verfasser erzählt das Eindringen der 17. Division während der Nacht zum 5. December in das nicht vertheidigte Orléans und sagt dann:

Die Stadt war dunkel und schien verödet. Die Häuser waren alle geschlossen; kein Licht an den Fenstern, kein Mensch ließ sich auf der Straße sehen. An einer Straßenbiegung ward es auf einmal überraschend hell. Es waren die Markthallen, unter denen mehrere Compagnien Franzosen mit den Waffen in der Hand um die hellen Biwakfeuer lagerten. Nach ihren Offizieren befragt, antworteten die Vordersten: die hätten sie verlassen. Aufgefordert darauf, die Waffen abzulegen und zu sammeln, beeilten sich die Leute, ihre Gewehre, Säbel, Patrontaschen auf der Straße auf einen Haufen zusammenzuwerfen, und erklärten sich glücklich, Kriegsgefangene und dadurch endlich von ihren Leiden erlöst zu sein.... Auf der Place Jeanne d'Arc näherte sich ein Zuave dem General von Tresckow und sagte aus, daß auf der „Promenade" der ehemaligen Umwallung der Stadt ein ganzes Zuavenregiment, von seinen Offizieren verlassen, biwakire. General von Tresckow ritt selbst nach dem angedeuteten Platz und ließ eine Compagnie zur Fortführung der gefangen zu nehmenden Leute folgen. Soweit sich die Promenade übersehen ließ, war ein Biwakfeuer neben dem andern, Gruppen von 12—20 Zuaven lagen um die Feuer herum — es war eine bitterkalte Nacht —, die Gewehre neben sich zusammengestellt. Auf die Erklärung, daß sie Kriegsgefangene seien, äußerten auch diese Leute sich erfreut über ihr Schicksal und baten nur um so viel Zeit, daß sie den Kaffee, mit dessen Zubereitung sie beschäftigt waren, trinken könnten.

Die Operationen der 17. Infanteriedivision sind in dem vorliegenden Buche in einfacher, ungeschminkter Weise dargestellt. Für diejenigen, welche dieser Division angehörten, enthält dasselbe gewiß alles Wesentliche und ist auch überall verständlich. Für die übrige Leserwelt wäre es vielleicht angebracht gewesen, ein wenig eingehender die verschiedenen bezüglichen Situation zu schildern und in die Darstellung einen etwas frischern Ton zu bringen. Das Buch liest sich nicht ganz leicht, und wenn auch die beigefügten Karten und Pläne das Verständniß erleichtern, so genügen sie doch nicht, um namentlich die Operationen verfolgen zu können, welche die Division ausführte, nachdem sie aus dem Cernirungsgürtel von Paris abgerückt war.

Von Werken über den deutsch-französischen Krieg, welche zwar einen militärwissenschaftlichen, aber keinen officiösen Charakter haben, liegen uns auch mehrere zur Besprechung vor. Ehe hier näher auf dieselben eingegangen wird, mögen ein paar Worte den Werth solcher Bücher klar legen.

Die officiösen Werke, welche uns über den deutsch-französischen Krieg in Aussicht gestellt sind, bezwecken, uns mehr mit dem Gang der Ereignisse als mit dem Detail der einzelnen kriegerischen Begebenheiten bekannt zu machen. Diese Details wird seinerzeit das Werk des preußischen Generalstabes bringen. Bis also dies Werk vollendet — und dies wird, wie schon oben angedeutet, noch eine geraume Zeit dauern —, ist militärischen Schriftstellern ein großes Feld der Thätigkeit offen gelassen, um dem deutschen Volke, dem deutschen Heere die Thaten des letzten Kriegs zu erzählen. Daß je nach den Mitteln und der Stellung des Betreffenden solche Werke einen sehr verschiedenen Werth und Charakter erhalten können, liegt auf der Hand; daß sie als Geschichtsquellen oft von zweifelhaftem Werthe sind, ist ebenso erklärlich. Sie können unmöglich alles wissen, alles richtig enthalten, sie können unmöglich die leitenden Motive, Ursache und Wirkung jeder Handlung richtig abschätzen. Dessenungeachtet wird jedes dieser Bücher gewiß nach irgendeiner Seite aufklären, und bei dem nachdenkenden Leser wird sich dann nach und nach durch Vergleich der verschiedenen Angaben ein ziemlich richtiges Bild der Thatsachen zusammensetzen.

Es kann nicht die Aufgabe d. Bl. sein, bei jedem solchen nicht officiösen Werke die Richtigkeit der einzelnen Angaben genau zu prüfen und abzuwägen, dazu sind militärische Zeitschriften berufen. Hier wird es genügen, das Charakteristische eines jeden hervorzuheben, damit so der Leser d. Bl. einen Anhalt hat, zu sehen, ob das genannte Werk seinen Zwecken dienen kann.

Die uns jetzt vorliegenden, in die bezeichnete Kategorie gehörigen Werke sind folgende:

4. Der deutsche Feldzug gegen Frankreich unter dem König Wilhelm. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Gegenwart von einem preußischen Stabsoffizier. Erster Theil: Die Ereignisse bis zum 8. August 1870. Mit 13 Beilagen und 4 Karten. Zweiter Theil: Die Ereignisse vom 8. August bis zur Einschließung von Metz. Mit 2 Beilagen und 3 Karten. Berlin, Janke. 1871—72. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

5. Der Krieg von 1870—71. Nach den besten Quellen vom militärischen Standpunkte dargestellt von M. A. Erste Abtheilung: Vom Beginne des Kriegs bis zur Capitulation von Sedan. Mit 7 Karten und Plänen. Zweite Abtheilung: Die Operationen nach der Capitulation von Sedan bis zum Friedensschluß. Mit Karten und Plänen. Mainz, von Zabern. 1871—72. Gr. 8. 3 Thlr.

Das erstgenannte dieser beiden Werke (Nr. 4) ist ein mit großer patriotischer Begeisterung und mit vieler Wärme

geschriebenes Buch, welches mit den Anfängen seiner Entstehung bis in den Januar 1871 zurückgeht. Solche kurz nach dem Kriege entstandene Publicationen haben heute nur noch einen beschränkten Werth. Was sie an Thatsachen bringen konnten, ist natürlich längst durch neu erschienene Werke überholt. So ist denn auch der beschreibende Theil dieses Buchs jetzt eigentlich nicht mehr zu benutzen. Die Schilderungen, welche der Verfasser von den Kämpfen bei Weißenburg, Wörth, Spicheren, Colombey, Mars-la-Tour und Gravelotte gibt, können wir leider nur als Phantasiebilder ansehen, deren Rahmen höchstens aus wirklichen Thatsachen besteht. Der Verfasser läßt in diesen Kämpfen sogar Truppen, welche gar nicht mitgekämpft haben, blutige Erfolge erringen, so unter anderm das preußische 68. Regiment bei Gravelotte.

Der betrachtende Theil des Buchs hingegen enthält manches, das auch heute noch Beachtung verdient. Doch auch hier dürfte die Begeisterung für die gerechte Sache den Verfasser ein wenig einseitig gemacht haben. Er findet alles vortrefflich, was die Deutschen, alles schlecht, was die Franzosen gethan haben. Solche Grundsätze können unmöglich uns Deutschen zum Heile gereichen. Der maßlos Gelobte muß übermüthig werden und sich für unübertrefflich halten. Dies war es ja gerade, was die französische Nation ins Verderben geführt hat, und vor nichts möchten wir mehr warnen als vor übertriebenen Lobeserhebungen nach dem Kriege. Es haben sich auch deutscherseits manche Mängel gezeigt, und wir haben keinen kleinen Theil unserer Erfolge nicht unsern Tugenden, sondern den Fehlern des Feindes zu verdanken. Als der Verfasser des vorliegenden Buchs seine Geschichte schrieb, lag dies allerdings nicht so klar zu Tage wie jetzt. Es liegt darin aber eine Mahnung, mit Werken, welche ein „Beitrag zur Kriegsgeschichte" sein wollen, nicht übereilt vorzugehen. Auch das vorliegende Werk ist wol jetzt mehr ein Beleg für die Ansichten gleich nach dem Kriege als ein eigentliches Geschichtswerk.

Das Werk von M. A. (Nr. 5), welches nach des Verfassers Vorwort nicht den Anspruch erhebt, eine Kriegsgeschichte zu sein, sondern nur eine Tagesgeschichte sein will, hatte zur Zeit seines Erscheinens, Anfang 1871—72, gewiß ein sehr großes Verdienst für sich. Es macht den Leser mit den sämmtlichen Operationen der deutschen und französischen Heere bekannt. Man ist recht gut im Stande, sich nach dem Gegebenen über alle Kriegsbegebenheiten eine richtige und klare Vorstellung zu machen. In die Details der Schlachten geht der Verfasser nicht zu sehr ein; er wußte, daß ihm nur mangelhaftes Material zur Verfügung stand, und beschränkte sich daher darauf, die Kämpfe möglichst nur in ihren Hauptmomenten zu schildern. Doch auch das Wenige in dieser Beziehung kann jetzt nur noch mit Vorsicht benutzt werden. Es sind zur Zeit namentlich über die erste Periode des Kriegs, bis zur Capitulation von Sedan, doch schon bessere, authentische Mittheilungen veröffentlicht worden, mit welchen die Angaben dieses Buchs nicht ganz übereinstimmen.

Für die zweite Periode des Kriegs — den Kampf mit der Republik — bleibt das vorliegende Werk aber auch heutigentags noch eine willkommene Gabe. Deutsche authentische Berichte aus dieser Zeit liegen wenige vor; was an französischen Berichten vorhanden, ist meistens von einem sehr einseitigen und parteiischen Standpunkte aufgefaßt. Unter diesen Umständen müssen die ruhigen und objectiven Ansichten, die klaren, unparteiischen Schilderungen des Verfassers ganz besondere Beachtung verdienen. Es dürfte augenblicklich kaum ein deutsches Werk gefunden werden, welches dem vorliegenden in dieser Beziehung vorzuziehen wäre. Die Karten und Pläne, welche der zweiten, 615 Seiten starken Abtheilung des Buchs beigegeben sind, genügen vollständig, um die Angaben des Textes verfolgen zu können.

Von nicht-officiösen militärischen Werken, welche nicht den ganzen Krieg von 1870—71, sondern nur einen Theil desselben behandeln, haben wir aufzuführen:

6. Die Vertheidigung von Metz im Jahre 1870 nebst einer Uebersicht der Operationen der französischen Rheinarmee. Von Freih. von Firks. Erstes und zweites Heft. Berlin, Bath. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
7. Der Krieg in den Provinzen während der Belagerung von Paris 1870—71. Geschichtliche Darstellung von Karl von Freycinet. Autorisirte Uebersetzung nach der siebenten Auflage des französischen Originals. Zweite unveränderte Auflage. Mit 2 Karten vom Kriegsschauplatz. Breslau, Mälzer. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Erinnerung an den 28. October 1870 wird noch lange Zeit in dem Herzen eines jeden Deutschen Stolz, in dem Herzen eines jeden Franzosen Schmerz hervorrufen. Ergab sich doch an diesem Tage den Deutschen Metz, das jungfräuliche, das noch nie vom Feinde betretene, das uneinnehmbare, und mit ihm eine französische Armee von 173000 Mann! Dies Ereigniß mußte die kühnsten Hoffnungen der Franzosen, dem Kriege durch Fortsetzung des Widerstandes eine günstige Wendung geben zu können, zunichte machen, wenn man nicht gerade zu den Exaltirtesten, wie Gambetta und dessen Organe, gehörte. Ereignisse, welche alle Hoffnungen auf die Gunst des Schicksals zerstörten, können unmöglich von den Betroffenen unter richtiger Würdigung aller Verhältnisse beurtheilt werden; die schmerzlich erregten Gefühle lassen nur Leidenschaften, aber nicht den ruhigen Verstand sprechen. So ist denn bald nach der Capitulation von Metz, namentlich von französischer Seite her, eine ganze Flut von Schriften zu Tage gefördert worden, welche in heftigster Weise von den verschiedensten Standpunkten aus die Person des Marschalls Bazaine als alleinigen Urheber alles Unglücks ansehen und angreifen. Hier bemühen sich Generale oder andere höhere Offiziere von militärischem Standpunkte aus, dort Einwohner von Metz vom Standpunkte der Interessen der Stadt aus, dort politische Parteimänner mit Parteizwecken den Marschall Bazaine zum Verräther zu stempeln. Diese Bemühungen haben denn auch das Resultat gehabt, daß die Menge in Frankreich sehr eingenommen gegen den Marschall wurde und die Regierung sich genöthigt sah, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der Abschluß dieses kriegsgerichtlichen Processes wird bekanntlich noch lange auf sich warten lassen, doch ist fast vorauszusehen, daß das betreffende Kriegsgericht den leidenschaftlichen Strömungen gegen den Marschall Bazaine kaum den Damm unerschütterlicher Unparteilichkeit wird entgegensetzen können. Es ist daher gewiß eine um so größere moralische Pflicht

des Siegers, sich des Besiegten insoweit anzunehmen, daß man immer, wo man nur kann, öffentlich und unumwunden ein unparteiisches Urtheil über den Angegriffenen ausspricht. So ist denn auch von deutscher Seite das Verhalten des Marschalls Bazaine, namentlich während der Cernirung von Metz, Gegenstand kritischer Betrachtungen geworden, und es sprechen sich die deutschen Urtheile durchweg viel weniger scharf und vorwurfsvoll über den Marschall aus als die französischen.

Unter den deutschen Schriften, welche diesen Gegenstand behandeln, verdient die vorliegende des Freiherrn von Firks (Nr. 6) eine besondere Beachtung. Der Verfasser hat es sich in seinem ungefähr 500 Seiten umfassenden und in zwei Hefte getheilten Werke zur Aufgabe gemacht, die Verhältnisse, welche bei der Vertheidigung von Metz obwalteten, nach jeder Richtung hin aufzuklären. Es ist ihm dies nach unserer Ansicht vortrefflich gelungen. Mit großem Fleiße hat der Verfasser alle Nachrichten, welche über die einschlagenden Verhältnisse in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, studirt, mit vielem Verständniß dieselben gesichtet und klar und einsichtsvoll wiedergegeben. Der Verfasser ist selbst mehrere Monate in Metz gewesen, und so weiß er über manche Verhältnisse und namentlich über den Zustand der Festung sehr interessante Aufschlüsse zu geben.

Das erste Heft führt uns die Kriegsereignisse und die Vertheidigungsmaßregeln in Metz von der Kriegserklärung bis zur Einschließung der Festung vor. Obgleich das meiste hierüber schon ziemlich bekannt ist, liest man die einfache, sachgemäße und klare Darstellung doch immer noch mit Interesse. Daß der Verfasser bei dieser Gelegenheit unumstößlich Richtiges bringt, darf nicht erwartet werden; selbst heutigentags, nachdem also schon fast ein Jahr seit dem Erscheinen des Buchs verstrichen, ist manches, namentlich was die französische Heerführung anbelangt, noch nicht vollständig aufgeklärt. Daß z. B. der Marschall Mac-Mahon am 31. Juli mit dem Marschall Leboeuf von Strasburg nach Metz gefahren sein soll, wie dies der Verfasser behauptet, um durch den Kaiser ihre abweichenden Ansichten über die nächsten Operationen ausgleichen zu lassen, ist uns ganz neu gewesen und bedarf wol noch einer weitern Bestätigung. Daß andererseits z. B. der Verfasser dem Ungehorsam des Generals de Failly den Verlust der Schlacht bei Wörth beimißt, wird die heutige Kritik auch nicht unbedingt zugeben. So können manche Kleinigkeiten dieses ersten Heftes wol zu Berichtigungen, manche Ansichten wol zum Widerspruch Anlaß geben, doch dies thut dem Werthe des Ganzen keinen wesentlichen Abbruch.

Unzweifelhaft noch werthvoller als das erste Heft scheint uns das zweite zu sein, welches die Ereignisse von der Einschließung der französischen Armee in Metz bis zur Capitulation sehr eingehend behandelt. In getrennten Abschnitten sind je nach den verschiedenen Zeitperioden die Ereignisse bei der im Lager eingeschlossenen Armee, die Ereignisse in der Stadt und Festung Metz, die Vorgänge bei der deutschen Cernirungsarmee und die übrigen Operationen im östlichen Frankreich geschildert. Die Angaben sind so erschöpfend und dabei von einem sowenig beengten Standpunkte aus geschrieben, daß jeder gebildete Leser sich leicht ein Urtheil über die ganze Situation und namentlich über die Stellung des Marschalls Bazaine bilden kann. Eins nur möchten wir erwähnen. Der Verfasser hätte vielleicht darüber weitere Angaben erhalten und mittheilen können, daß der Dictator und die Regierung, welche nach der Capitulation von Metz den Marschall Bazaine öffentlich einen Verräther, einen Verschwörer nannten, wie dies Gambetta ja gethan, während der Cernirung von Metz heimlich sich bemühten, die Offiziere und Soldaten der Bazaine'schen Armee zu Verschwörern gegen ihren Feldherrn zu machen. Diese Verschwörung hatte schon einigen Boden gewonnen, scheiterte aber zuletzt kläglich. Zwei Offiziere, von denen der eine der später bekannt gewordene Commune-General Rossel, damals Ingenieurhauptmann, wanderten wegen Theilnahme an diesen Complots als Arrestanten auf das Fort Plappeville.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf die Ansichten des Verfassers näher eingehen; möge nur die Wiedergabe einer Stelle des Buchs beweisen, wie vorurtheilsfrei und unparteiisch derselbe urtheilt. Er sagt, anknüpfend an den Umstand, daß der Marschall Bazaine am 16. September seinen Adjutanten, den Oberst Boyer, nach Corny in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl sendete und um Mittheilung zuverlässiger Nachrichten über die Vorgänge in Frankreich bat, sich somit also ohne Noth mit dem Feinde in Unterhandlungen einließ:

Der Marschall ist daher nicht frei von Schuld, doch liegt kein Anlaß vor, eine verrätherische Absicht als Beweggrund seiner Handlungsweise anzunehmen. Diese in Frankreich gegen den Marschall erhobene Anklage ist schon deshalb hinfällig, weil das preußische Obercommando augenscheinlich nicht in der Lage sein konnte, für die mala fides einen angemessenen Preis zu gewähren. Der außerordentliche Reichthum des Marschalls, sowie die Erwägung, daß keine Macht der Welt dem Ehrgeiz desselben als Lohn des Verraths eine Befriedigung gewähren konnte, wie sie die französische Nation aus freiem Antriebe dem Befreier und Sieger entgegengebracht hätte — entziehen den gegen den Marschall erhobenen Anklagen, soweit es sich um bewußte Schädigung der Interessen Frankreichs handelt, jegliche Wahrscheinlichkeit. Diese in Frankreich allgemein herrschende Neigung, die Verantwortlichkeit für die schmachvollen Niederlagen und die in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes herrschende Corruption ausschließlich den leitenden Personen der jeweiligen Regierung, den höhern Militärbefehlshabern und Chefs der Verwaltung zur Last zu legen, diese Männer anzuklagen, zu bestrafen, oder doch nach Möglichkeit zu beschimpfen und in ihrer persönlichen Ehre zu kränken, anstatt die wesentliche Ursache der Unglücksfälle in der tiefen moralischen und physischen Verkommenheit der ganzen Nation, in dem ausschließlichen Jagen nach materiellem Genuß und Glanz, sowie in dem Absterben jedes tiefern religiösen Gefühls zu erkennen: alle diese Verhältnisse müssen als natürliche Consequenz der seit fast einem Jahrhundert planmäßig der gesammten Bevölkerung anerzogenen nationalen Eitelkeit mit einiger Nachsicht beurtheilt werden, denn es sind krankhafte Erscheinungen.

Das Buch wird stets ein werthvoller Rathgeber zur Beurtheilung der Cernirung und Capitulation von Metz sein; dasselbe ist übrigens auch ins Französische übersetzt worden; mehrere französische Militärjournale brachten vor einiger Zeit Auszüge aus demselben. Hoffentlich wird das Buch auch in Frankreich ein wenig dazu beitragen, die leidenschaftlichen Gemüther zu beschwichtigen.

Im Eingange der vorgehenden Besprechung stellten wir die Behauptung auf, daß nach der Capitulation von

Metz nur Gambetta, sowie dessen Partei und Organe daran dachten, den Krieg mit Aussicht auf Erfolg fortsetzen zu können. Eins dieser Organe war der Verfasser des Buchs „Der Krieg in den Provinzen" (Nr 7), Karl von Freycinet. Als Gambetta am 9. October Paris vermittels Luftballons verlassen hatte und in Tours als Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung die Ministerien des Kriegs und des Innern übernahm, ernannte er den bisherigen Bergwerksingenieur von Freycinet zum Delegirten des Kriegsministeriums, eine Stellung, welche nach unsern Begriffen der eines Ministerialdirectors gleicht. Wenn Herr von Freycinet nun auch, wie er in seinem Buche öfters durchblicken läßt, von einer Fortsetzung des Kriegs sich nicht solche Erfolge versprach wie Gambetta, so gab er sich doch seinem neuen Berufe mit äußerstem Pflichteifer hin. Lächelnd und achselzuckend spricht die Mehrzahl der Berufssoldaten über die militärische Thätigkeit eines Civilingenieurs. Auffallend ist solche Verwendung ja gewiß, aber bei den außerordentlichen Verhältnissen, in denen sich Frankreich befand, hieß es, unter Rücksichtnahme darauf, daß es nur sehr wenig Offiziere von höherm Rang und genügender Erfahrung nach der Einschließung von Metz und der Capitulation von Sedan in Frankreich gab und daß die wenigen vorhandenen vor allem zum Führen der neuzubildenden Truppen nothwendig waren, aus der Noth eine Tugend machen und in das Militärverwaltungsfach Leute nehmen, welche durch Bildung, Kenntnisse und Geschäftsroutine Hoffnung gaben, in den außerordentlichen Verhältnissen Außerordentliches zu leisten. Und so ist der Bergwerksingenieur von Freycinet denn auch als Delegirter des Kriegsministeriums am Ende ebenso gut am Platze gewesen wie mancher junge Oberst, den man aus Noth zum Corpsführer stempelte.

Die kriegsministerielle Thätigkeit des Herrn von Freycinet ist namentlich in Frankreich vielfach angegriffen worden. Es steht ja fest, daß, trotz aller Anstrengungen Gambetta's und seiner Beamten, trotz aller Anstrengungen des Volks, Frankreich gänzlich unterlag. Aber es wäre höchst ungerecht, wollte man die Schuld hierfür allein der kriegsministeriellen Leitung in die Schuhe schieben. Herr von Freycinet gibt gern zu, daß er und die Verwaltung nicht ohne Fehler gehandelt haben, aber er glaubt auch, daß seine Thätigkeit nicht mehr das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen habe als die Handlungen des kaiserlichen Kriegsministeriums. Um nun der Welt ein Urtheil über die Handlungen des Kriegsministeriums zu ermöglichen, hat er in dem vorliegenden Buche über die Thätigkeit desselben während der Zeit vom 10. October bis zum Ende des Kriegs Bericht erstattet.

Ehe wir auf den Inhalt des äußerst interessanten Buchs näher eingehen, müssen wir bevorworten, daß wir mit einigem Vorurtheile an die Lektüre einer Schrift gingen, in welchem ein Franzose seine eigenen Handlungen und seine Thätigkeit während des letzten Kriegs schildert. Bei dem Lesen des Buchs streiften wir indeß bald dies Vorurtheil ab und es prägte sich die Ueberzeugung immer mehr aus, daß der Verfasser ohne Ueberhebung und mit Bescheidenheit von sich, mit Verständniß und ohne eigentliche Verblendung über die allgemeinen Verhältnisse spricht. Der Verfasser müßte kein patriotisch gesinnter Franzose sein, wenn er bei alledem die Verhältnisse nicht von der hoffnungsvollsten Seite angesehen hätte und in seiner Phantasie wol auch da glänzende Siege zu erblicken glaubte, wo in Wirklichkeit Niederlagen stattgefunden hatten. Doch ungeachtet dieser kleinen, nur zu natürlichen Schwächen müssen wir die Auslassungen des Verfassers nach jeder Richtung hin hochschätzen.

Im ganzen läßt sich das Buch, welches zwölf Kapitel enthält, in drei besondere Abschnitte eintheilen. Der eine enthält das Nähere über die Reorganisationsmaßregeln; der zweite schildert den geschichtlichen Verlauf der Ereignisse, der dritte bringt kritische Betrachtungen über die Lage sowie das Kriegsunglück Frankreichs.

In dem ersten Abschnitte theilt der Verfasser mit, welche ungeheuern Schwierigkeiten es bereitete, in Tours ein neues Kriegsministerium zu errichten, ein Kartenamt, ein Kundschaftsamt, die speciellen Militärdepartements für Infanterie, Artillerie und Genie das Intendantur-, Sanitäts- und Rechnungswesen herzustellen, welche Maßregeln nothwendig waren, ein Offiziercorps neu zu bilden, Waffen, Munition, Batterien herbeizuschaffen, Lager einzurichten u. s. w. Der Verfasser scheint bei dieser Gelegenheit die Vorarbeiten, welche die kaiserliche Regierung, namentlich in der letzten Zeit, bis zum 4. September der Kriegsminister Palikao nach mancher Richtung hin getroffen hat, nicht in ihrem ganzen Umfange zu würdigen und seinem Régime allein alles zuzuschreiben, was Frankreich nach der Einschließung von Paris an Menschen und Material aufgebracht hat. Daß dem nicht so sei, ist durch verschiedene andere Schriften bewiesen; aber doch blieb es Ungeheueres, was das Ministerium Gambetta und seine Organe in dieser Beziehung geleistet haben, und Frankreich darf gerade nach dieser Richtung hin stolz sein.

In recht geschickter und übersichtlicher Weise schildert der Verfasser dann in dem folgenden Abschnitte die Geschichte des Kriegs von Mitte October bis zu Ende desselben. Natürlich geschieht dies nur in großen allgemeinen Zügen, und namentlich von dem Standpunkte aus, auf welchem das Kriegsministerium zu den einzelnen Thatsachen stand. In Gemeinschaft mit dem ja wol allgemein bekannten Werke des Major Blume über die Operationen der Deutschen nach der Schlacht bei Sedan bietet dieser Theil des Freycinet'schen Werks wol das beste Mittel, um sich über die Kriegsgeschichte jener Zeit ein eingehendes Urtheil zu bilden. Das Buch läßt uns hierbei äußerst interessante Einblicke in die Verwaltungsmaschine des französischen Kriegswesens thun und wird bis in die spätesten Zeiten stets einen großen historischen Werth behalten. Einzelne Persönlichkeiten behandelt der Verfasser übrigens mit ganz besonderer Vorliebe, so vor allem den General Chanzy, dessen Eifer, Tüchtigkeit und unermüdliche Thätigkeit ja auch gern alle Welt anerkennt.

Das Verdienst des Buchs und seines Verfassers tritt vorzugsweise in dem dritten Abschnitte hervor. Mit einer Klarheit und Offenheit des Urtheils, wie wir sie bei wenigen Franzosen nach dem letzten Kriege finden, bespricht der Verfasser in diesem Abschnitte die Ursachen des Unglücks, welches Frankreich in dem letzten Kriege heim-

gesucht hat. Wir müssen hier dem Verfasser fast überall ganz unbedingt beistimmen und sind der Ueberzeugung, daß, wenn man seine Rathschläge befolgt, dies Frankreich zum großen Nutzen gereichen wird. Wollte man es z. B. jetzt nur beachten, was der Verfasser sehr richtig sagt:

Nicht dadurch wird man dem Grundfehler unserer Lage abhelfen, daß man mit mehr oder weniger Bitterkeit über die Handlungen einiger Männer aburtheilt und eine gewisse Anzahl von Generalen und Verwaltern absetzt. Man muß weiter und höher blicken und von Grund aus bis zum Gipfel das Heer reformiren.

Wer stimmt ihm nicht bei, wenn er ferner schreibt:

Die Nation selbst muß sich wieder erheben, wenn sie eines Tags ein Heer besitzen will, welches fähig ist, sie zu vertheidigen und den ihr in der Welt angewiesenen Rang ihr wiederzugeben! .... Der Grund der Wehrpflicht muß in einer Gesellschaft wie die unserige ein tieferer und sittlicherer sein. Lehren wir unsern Kindern, daß die Vertheidigung des Vaterlandes keine Last, sondern eine Pflicht sei, eine Pflicht wie die, seine Familie und seinen Herd zu vertheidigen, und folglich eine strenge, unmittelbare, persönliche, in deren Erfüllung niemand uns vertreten kann u. s. w.

Wir können somit nicht umhin, das vorliegende Buch als ein höchst lehrreiches und werthvolles anzusehen. Die Uebersetzung ist recht geschickt und fließend geschrieben.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue lyrische Gedichte.

(Beschluß aus Nr. 17.)

1. Gedichte von Elfriede von Koburg. Einleitung von H. Merkens. Würzburg, Stuber. 1872. 16. 1 Thlr.
2. Gedichte von Meta Wellmer. Leipzig, Matthes. 1871. 16. 20 Ngr.
3. Die Volksharfe von Karl Weise. Erstes Bändchen: An die Töchter aus dem Volke. Freienwalde, Selbstverlag des Verfassers. 1872.
4. Blätter und Blüten. Gedichte von Heinrich Möchel. Reichenberg, Schöpfer. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Gedichte von Henrich von Ende. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 25 Ngr.
6. Zu Lied und Lehre. Gedichte von Karl Schmitt-Blank. Manheim, Schneider. 1872. 16. 28 Ngr.
7. Bilder und Balladen von Hermann Hölty. Hannover, Meyer. 1872. 8. 20 Ngr.
8. Wilde Knospen. Gedichte von Julius Träumer. Leipzig, Frohberg. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.
9. Neue Dichtungen. Von Max Kalbeck. Breslau, Gosohorsky. 1872. 16. 1 Thlr.
10. Blätter im Winde. Gedichte von Heinrich Seidel. Berlin, Hoffmann. 1872. 16. 1 Thlr.
11. Durch Nacht zum Licht. Ausgewählte vaterländische Dichtungen von Gustav Weck. Ratibor, Thiele. 1872. Gr. 16. 18 Ngr.
12. Dem Kaisersohn ein Lorberblatt. Zeitgedichte von George Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Priebatsch. 1871. Gr. 16. 10 Ngr.
13. „Anathema sit!" Zwölf Zeit- und Streitsonette von K. Woermann. München, Ackermann. 1871. 16. 3 Ngr.
14. Zeitklänge von Adelbert Herrmann. Nachtrag zu den Echoklängen aus Venusia und freien Klangspielen. Anhang. Lateinische Kaiserode und Heldenepigramme. Leipzig, Schultze. 1871. 16. 8 Ngr.
15. Lieder der Heimat. Blütenlese aus dem deutsch-böhmischen Dichtergarten von Heinrich von Lobsdorf. Prag, Hunger. 1871. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
16. Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von Julius Sturm. Jahrgang 1871 und 1872. Wiesbaden, Niedner. 1871—72. Ler.-8. Jeder Jahrgang 16 Ngr.

Frische und Anmuth haben auch die „Blätter im Winde" von Heinrich Seidel (Nr. 10), welche dem kürzlich verstorbenen Professor Friedrich Eggers in Berlin gewidmet sind. Eine tiefere Bedeutung wohnt diesen Seidel'schen Gedichten freilich nicht inne, allein als Producte eines wohlmeinenden Dilettanten mögen sie immerhin freundlich begrüßt werden. Als eins der gelungensten Gedichte der Sammlung dürfte die Schlußidylle des Buchs „Aus sonnigen Tagen" zu bezeichnen sein, welche in correcten Trochäen einen anmuthigen Inhalt bietet.

Wir greifen aus diesen „Blättern im Winde" ein beliebiges Blatt zur Charakteristik der Seidel'schen Gedichte heraus. Hier ist eins, und zwar ein recht originelles:

Steinkohlenlied.

Es rauschten Wälder gewaltig
In urvorweltlicher Zeit,
Vielfältig und riesengestaltig
Aufragend weit und breit.
Sie mußten versinken, versanden,
Begraben von stürmender Flut! —
Sie haben in steinernen Banden
Viel tausend Jahre geruht!

Sie ruhten zu Grabe getragen —
Ein Riesenherbarium,
Und Schiefer und Sandstein lagen
Zum Schutze rings herum.
Eine Sammlung wunderprächtig
Von allergewaltigster Art,
Ein Wälder-Pompeji, mächtig,
Ward es der Nachwelt bewahrt.

Was längst versunkene Sonnen
Gezeitigt und genährt,
Des Lichtes versteinerter Bronnen
Ruht drunten unversehrt.
Es legte die Welt bei zeiten
Den Sonnenschatz beiseit',
Die Kosten zu bestreiten
Von einer ärmeren Zeit.

Nun wird aufs neue geboren
Der Vorweltssonnenschein —
Kein Funke soll verloren,
Kein Strahl vergebens sein!
Den Sonnenschatz zu heben
Ward unsre Zeit bestellt —
Es brauset als Licht und Leben
Wieder hinaus in die Welt!

Es lebt in diesem Gedichte ein glücklicher, uns weite Perspectiven in die Schöpfungsgeschichte eröffnender Humor, welcher etwas von Victor Scheffel's ähnlichen Dichtungen hat und seine Wirkung niemals verfehlt.

Dem Inhalte nach bedeutend und in der Form schön sind die schwungvollen vaterländischen Dichtungen von Gustav Weck: „Durch Nacht zum Licht" (Nr. 11). Männlich und groß empfunden, im Gedanken und in der Gesinnung würdig und edel, im Ausdrucke oft lapidarisch, gemahnen uns Weck's Poesien wie in Stahl und

Eisen einherschreitende, oft schlachtenumwetterte, oft festlich und siegreich geschmückte Kämpferscharen; sie führen die Entwickelungsphasen des politischen Lebens Deutschlands seit den schleswig-holsteinischen Wirren bis zum Jahre deutscher Größe 1871 in wechselnden Bildern an dem Leser vorüber und verherrlichen die Hauptmomente dieser Entwickelungsphasen in treffender, oft monumentaler Weise. Man höre das folgende Gedicht.

Sedan.

Das war der Herr! — Um unsre Stirnen braust
Die Glut der Himmel, die gewitterjähe,
Der Geistersturm, vor dem die Erde graust —
Wir fahren auf, und ahnen seine Nähe!
Das war der Herr! — das Schwert des Gideon,
Das Siegeslied im Munde der Deborah,
Die heil'ge Flamme, die vor alters schon
Im Felsenhauch begrub die Rotte Korah!

Und wieder Korah! — Wirbelnd hat die Flut
Verschlungen sie der weite Schos der Lande,
Und dem Propheten ihrer tollen Wuth
Sich aufgethan das tiefe Grab der Schande.
Im Rausche feiernd des Triumphes Tag,
Am Mantel zerrend dem verhaßten Gotte,
Und hingeschmettert nun von Einem Schlag —:
So fiel der Sünder, so des Sünders Rotte!

O Tag des Grauens, blutig und geweiht,
Wie blickst du düster auf der Welt Gewimmel!
O Tag des Glanzes und der Herrlichkeit,
Wie strahlst du leuchtend über Erd' und Himmel!
So weit das Auge der Geschlechter reicht,
So weit Gedanken ziehn auf rascher Sohle,
Im Sturm der Tage keiner, der dir gleicht,
Der Völkerfreiheit goldne Aureole!

Der bleiche Corse, der gekrönte Spott,
Der seinen Thron auf Lügen aufgemauert,
Um dessen Schuld der gnadenreiche Gott,
Um dessen Frevel das Jahrhundert trauert;
Der heimlich seine Mörderdolche schliff,
Der schakalgierig, mit der List der Schlangen
In der Nationen heil'ge Rechte griff —
Napoleon — geschlagen und gefangen!

Da geht ein Brausen durch die schwüle Luft,
Da steigen auf die Schatten des December,
Die von Cayenne und aus Pueblas Gruft,
Sie sammeln sich im Spätlicht des September.
Die seiner Gierde wilde Glut geschürt,
Die auf sein Herz die Rachegeisel schwangen,
Vom blut'gen Schemen jenes Max geführt,
Sie jauchzen dumpf: Napoleon gefangen!

Gefangen und — gesund! — Gefallen nicht,
Daß doch ein Zweig die falsche Stirne kröne,
Daß, schweigend vor dem blassen Angesicht,
Die Menschheit mit dem Todten sich versöhne;
Es wird der Heldentod, den er — gesucht,
Des Heldenlebens memmischer Verächter,
Und wie dem Mächtigen die Welt geflucht,
Folgt dem Gesunknen — schallendes Gelächter!

Und du, mein Volk? — Wie herrlich hast du nicht
In deines Herzens Treue dich erwiesen;
In deines Glaubens frommer Zuversicht
Hast du geschlagen einen Kampf der Riesen!
Wie dünne Reiser brach dein Arm entzwei
Den Pfeil des Hasses und des Drängers Bogen —
O bleibe treu — von würd'gen Händen sei
Der Zornesspruch des Ewigen vollzogen!

Du sollst der Richter eines Volkes sein,"
Das wie sein Cäsar ward zum Fluch der Erde,
Drum mußt du, wie des Schwertes Klinge rein
Und wie die Flammen sein am Opferherde;
Rein wie der Priester selber am Altar;
So gürte denn in Demuth deine Lenden
Und flicht die Binden um dein wallend Haar,
Dem Herrn zu bringen die gewollten Spenden!

Aehnlicher Proben voll von poetischer Kraft und plastischem Leben könnten wir aus der Sammlung „Durch Nacht zum Licht" noch mehrere anführen. Hier genüge ein Hinweis auf die Gedichte: „1866", „Der letzte Krieg", „Paris", und „Vogt und Vogt's Gelichter". Der Anhang „Im Sommer 1870" glänzt durch Schönheit der Diction und Fülle der Gedanken. Wir können von dieser Sammlung nicht scheiden, ohne dem Wunsche Ausdruck zu leihen, der Dichter möge nicht das Schicksal so mancher seiner Sangesgenossen theilen: dem Ohr und dem Herzen seiner Nation fern zu bleiben — denn hier ist wirklich Poesie.

An die Besprechung dieser Weck'schen Gedichte reihen wir diejenige dreier Sammlungen von ebenfalls patriotischem Charakter. Wir meinen „Dem Kaiserssohn ein Lorberblatt" von George Freiherrn von Dyherrn (Nr. 12), „Anathema sit!" von K. Woermann (Nr. 13) und „Zeitklänge" von Adelbert Herrmann (Nr. 14).

George Freiherr von Dyherrn, dessen frühere Leistungen wir an dieser Stelle bereits lobend gewürdigt haben, behauptet in den uns heute vorliegenden Zeitgedichten leider nicht die künstlerische Höhe, auf welcher seine Sammlung „In stiller Stund'", die wir in Nr. 17 des Jahrgangs 1871 d. Bl. besprochen, steht. Diese seine neuesten Gedichte verherrlichen, den Kronprinzen an der Spitze, die Helden des deutsch-französischen Kriegs von 1870 und 1871, ohne dabei den sich über das allgemeine Siegesjubelgeschrei erhebenden Ton einer des großen Gegenstandes würdigen Poesie zu finden. Sie machen weniger die großen Momente des Kriegs als vielmehr das kleine Leben desselben zu ihrem Gegenstande: sie widmen sich gewissermaßen den Privatangelegenheiten der Kämpfer; sie tönen die Klagen der Hinterbliebenen wieder und verherrlichen die Großthaten einzelner. Bei dieser Genremalerei fehlen ihnen natürlich jene großen Züge der patriotischen Dichtung, welche uns an Weck's Gedichten so wohlthuend und erhebend berühren. Zu den bessern Stücken der Sammlung rechnen wir „An das deutsche Volk" und

An den Grafen Taufkirchen,

den ersten gefallenen Offizier.

Von edlem Stamm, du junges Reis,
O Sohn des schönen Baierlands —
Um deine Stirn, die starr und weiß,
Schlingt sich der erste Lorberkranz!
Taufkirchen fiel, der junge Graf,
Durchbohrt vom feindlichen Geschoß:
Fürwahr, die fränk'sche Kugel traf
In schwarzer Stunde edlen Sproß.

Die Todtenklage angestimmt!
Auf! deutsches Volk, er ist es werth.
Und dann geschwungen heiß ergrimmt,
Zu rächen ihn, das scharfe Schwert.

Es fiel ein Held! Die Fahnen hoch!
Die Schlachtdrommete schmetternd klingt.
Fahr wohl! von deinen Brüdern noch
Gar manchem wol der Schlachtgott winkt.

Schon flammt dir lodernd überm Rhein
Die Todesfackel, blutroth jäh:
Weit wirft ins Land den goldnen Schein
Das Siegesfeu'r auf Gaisbergs Höh'! — — —
Von edlem Stamm, du junges Reis,
O Sohn des schönen Baierlands,
Taufkirchen's Stirn, die starr und weiß,
Schmückt grün der erste Lorberkranz.

Wie diese Todtenklage beweist, versteht es der Dichter aus dem großen Strome der kriegerischen Vorgänge die einzelnen rührenden und erhebenden Episoden herauszugreifen und die rein menschlichen Seiten derselben hervorzukehren. Darin besteht das Verdienst dieser Dyherrn'schen Gedichte.

Im ganzen bedeutender als die eben beurtheilten Poesien und mehr die nationale Bedeutung der kriegerischen Thaten betonend, bekunden die unter dem Titel „Anathema sit!" von K. Woermann veröffentlichten zwölf Zeit- und Streitsonette patriotisches Feuer. Dem Ideengehalte nach eigenartig und wuchtig, der Form nach klar gegliedert und fein geschliffen, gemahnen uns diese Sonette, wie ein in edeln Gefäßen fließender kräftiger Wein. Theilweise erinnern sie stark an Rückert's „Geharnischte Sonette", mit denen sie die gleiche vaterländische Begeisterung hauchen; aber wie jene sind sie häufig ein wenig gedrechselt und zeigen, daß die Ketten der Form dem Dichter noch Ketten des Gedankens sind, daß er noch nicht zur völligen Herrschaft über Reim und Rhythmus durchgedrungen ist. Ganz à la Rückert klingt dieses Sonett:

Arbeiter! schafft an euerm Tagwerk weiter!
Ob ihr Handwerker heißt in Holz und Leder,
Ob Ackerbauer, Schiffsvolk oder Rheder,
Ob Volksvertreter oder Jugendleiter.

Auch ihr, werft in die Flammen neue Scheiter,
Ihr Männer vom Katheder, von der Feder,
In seinem Kreis, an seinem Platz sei jeder
Ein Held des Friedens und ein Freiheitsstreiter!

Wer seinem Posten vorsteht treu und ehrlich,
Sei eng ihm oder weit der Kreis gezogen,
Der bricht ein Lorberblatt zum Siegeskranze.

Dem Lichtmeer ist kein Farbenstrahl entbehrlich,
Wenn auch der Tropfen aufgeht in den Wogen: —
Im vollen Glanze leuchtet nur das Ganze!

Diese Gesinnung ist brav zu nennen.

Die „Zeitklänge" von Adelbert Herrmann nennen sich einen „Nachtrag zu den Echoklängen aus Venusia und freien Klangspielen". Wer empfindet nicht gleich bei diesem Titel eine gewisse Geschraubtheit und Gemachtheit? Einigermaßen geschraubt und gemacht sind denn auch diese „Zeitklänge"; wenigstens sind sie zu einem großen Theile Rhetorik statt Poesie, schönrednerisches Phrasenthum statt schlicht ausgedrückter Begeisterung. Platen ist, in den Oden mindestens, das unverkennbare Vorbild Herrmann's; aber Herrmann ist kein Platen. Zu viel Schwulst, zu viel Worte! Diese endlosen, bandwurmartigen Satzconstructionen mit ihren unschönen Enjambements und Satzeinschachtelungen, mit ihren undeutschen Redefiguren und Perioden machen einen ermüdenden Eindruck. Die lateinischen Verse des Anhangs sind akademische Poesie in des Wortes ganzer Bedeutung, aber nichts weniger als lebensfähige Dichtung. Wir greifen unter den Herrmann'schen Poesien eine Probe heraus, die zu den bessern Gedichten der Sammlung gehört:

Kriegslied.

Die Fahnen flott, das Schwert zur Hand,
Der König rief ins Feld.
Der alte Feind droht Raub und Brand
Und höhnt das heil'ge Vaterland.
Jetzt, deutsches Volk, sei Held!

Laß fühlen jetzt die nerv'ge Faust
Und deinen festen Sinn.
So ungefüge jener braust,
Dürrknochig anprallt, lärmt und saust,
Ha, fass' und schmettr' ihn hin.

Bei Waterloo und Leipzig hat
Der Väter Sieg gelehrt,
Wie mit des Schwertes blut'ger Maht
Man niederwirft die üpp'ge Saat
Und rein den Boden kehrt.

So falle mit des Adlers Stoß
Du auf den fränk'schen Hahn
Und laß nicht eh'r die Krallen los,
Bis du gerupft ihn schmählich bloß
Und gründlich abgethan.

Dann strahlt das theure Vaterland
In neuem Siegesglanz,
Und, langen, reichen Friedens Pfand,
Wächst hoch das Scepter seiner Hand
Umwallt vom Lorberkranz.

Kehrt dann das tapfre Siegesheer
Zum lieben Heim zurück,
Löst Liebeshand die harte Wehr
Und Gruß und Kuß entzückt so sehr —
O schönes Kriegerglück!

Ach, weinend schaut manch' Auge auf
Nach dem, den es begehrt;
Die treuen Todten stehn nicht auf,
Doch ist so schön der Thränen Lauf,
Womit ihr Volk sie ehrt.

Wohlgemeint und nicht übel versificirt wie dieses Lied sind noch manche andere Gedichte dieser Sammlung, die trotz der oben gerügten gelehrten Marotten in die Kategorie eines achtbaren Dilettantismus gehört.

Wir schließen unsere heutige Revue mit einem Hinweis auf zwei Anthologien, welche freilich beide nicht mehr neuen Datums sind und mit deren verspäteter Erwähnung wir hier ein Versäumtes nachholen. Es sind dies die im Jahre 1871 erschienenen „Lieder der Heimat" und die Jahrgänge 1870 und 1871 des „Jahrbuch religiöser Poesien".

Die „Lieder der Heimat" von Heinrich von Lobsdorf (Nr. 15) sind eine mit Glück und Geschick zusammengestellte Anthologie aus den Werken deutsch-böhmischer Dichter. Das höchst elegant ausgestattete und allen Freunden deutscher Dichtung zugeeignete Buch erscheint zu Gunsten des deutschen Volkskindergartens in Prag, einer Anstalt, welche, wie der Verfasser bemerkt, die Grundlage für die künftige deutsche Freischule in Prag bilden soll, und ist schon wegen dieses humanen Zwecks werth, die all-

seitigste Beachtung in dem gesammten Deutschland zu finden. Die Sammlung zerfällt in die Abschnitte: „Aeltere Periode" (welche vom Jahre 1790 bis zum Jahre 1830 reicht) und „Jüngere Periode" (welche den Zeitraum von 1830 bis zu unsern Tagen umfaßt). Der erste Abschnitt enthält Gedichte von Wolfgang Adolf Gerle, August Wilhelm Griesel, Joseph Adolf Hanslik, L. O. Freiherr von Hennet, Johann Georg Meinert, Anton Müller, Johann Joseph Polt, Sebastian Willibald Schießler, Karl A. Schneider, A. Stanislaus Zauper und Alois Zettler, Dichter, von denen nur einzelne Gedichte in weitern Kreisen bekannt geworden sind, welche aber zum Theil einer allgemeinern Anerkennung werth sind. Um so verdienstlicher ist das Unternehmen Lobsdorf's, durch die „Lieder der Heimat" einige der schönsten Poesien dieser bis auf den Freiherrn von Hennet sämmtlich bereits verstorbenen Dichter der Vergessenheit zu entreißen. Das Eingangsgedicht dieser Abtheilung finde hier einen Platz:

Lyrische Grille
von Wolfgang Adolf Gerle.

Flocken schmelzen,
Blüten kehren
Hin zu den grünenden Auen,
Sträuche schmücken
Neu sich wieder:
Lieblicher sind sie zu schauen;
Blätter die Bäume umkosen,
Nimmer mit rauschendem Tosen
Stürzet der schäumende
Strom von des Felsens
Spitze herab.

Sonnenstrahlen
Hell erglänzen;
Phöbus versinket im Westen,
Tage schwinden,
Jahre rollen,
Kehren in ewigen Festen.
Alles gleich lieblichen Träumen
Kehrt in bemessenen Räumen;
Ach, nur der Mensch allein
Nimmer, ach nimmer
Kehrt er zurück.

Bunte Träume
Beut das Leben,
Drohet mit tödlichen Leiden;
Zu der Sterne
Reinen Höhen
Blicket das Auge mit Freuden,
Wie unter glühenden Thränen
Blicket der Wandrer mit Sehnen
Hin nach den freundlichen
Fluren des Landes,
Das ihn gebar.

Unter den Dichternamen des zweiten Abschnitts begegnen wir Braun von Braunthal, Karl Egon Ebert, Ludwig August Frankl, Moritz Hartmann, Karl Herloßsohn, Alfred Meißner, Adalbert Stifter, Joseph Weilen u. a. Daneben ist an unbedeutenden Namen Ueberfluß. Die Sammlung würde wol an Werth gewonnen haben, wenn bei der Auswahl etwas mehr kritische Strenge gewaltet hätte, d. h. wenn sie weniger umfangreich ausgefallen wäre; denn die einer Berücksichtigung gewürdigten Dichter dürften, was die „Zweite Periode" betrifft, nicht alle dieser Auszeichnung werth sein. Eine hübsche Zugabe des Buchs sind die im Inhaltsverzeichniß gegebenen biographischen Notizen zu den einzelnen Dichtern.

Den beiden Jahrgängen (1870 und 1871) des von Julius Sturm herausgegebenen „Jahrbuch religiöser Poesien" (Nr. 16), welche als Separatabdruck des „Blütenstraußes" aus der homiletischen Zeitschrift: „Mancherlei Gaben und Ein Geist", erscheinen, ist Unbefangenheit und Parteilosigkeit in den Glaubensstandpunkten sowie feines kritisches Gefühl und richtige Würdigung der Aufgabe der Sammlung nachzurühmen. Die beiden Jahrgänge enthalten neben einigen unbedeutenden Gedichten manches schöne Lied und legen, obgleich sie sich zu einem großen Theile aus Beiträgen unbekannter Dichter zusammensetzen, ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß unsern Poeten in dem nüchternen Gedränge dieses materiellen Jahrhunderts noch nicht aller Sinn für den idealen Gehalt der religiösen Dichtung abhanden gekommen ist. Sturm selbst nimmt mit seinen Liedern in dieser Anthologie eine hervorragende Stellung ein. Darum sei hier eins derselben mitgetheilt:

Getrost.

Stürmet Trübsal auf dich ein
Und verlangt dein Herz nach Ruh',
Such' dein stilles Kämmerlein
Und schließ' fest die Thüre zu;
Abgeschieden von der Welt
Sei dein Herz auf Gott gestellt.

Bist du nicht sein liebes Kind?
Ei, so blick' getrost empor!
Was auch deine Nöthe sind,
Offen steht für dich sein Ohr,
Und dein Seufzen und dein Flehn
Wird durch alle Wolken gehn.

Väterlich spricht Gott zu dir;
„Dulde, was zum Heil dir frommt,
Meine Hülfe kommt mit mir,
Wenn die rechte Stunde kommt,
Und mein Vaterauge wacht
Ueber dich bei Tag und Nacht."

Ward es still in deiner Brust,
Tritt aus deinem Kämmerlein;
Deines Gottes dir bewußt,
Wird kein Kreuz zu schwer dir sein;
Weißt du doch, daß der dich liebt,
Der es dir zu tragen gibt.

Unsere großen religiösen Dichter, ein Gellert, ein Paul Gerhardt, sind bisjetzt unübertroffen geblieben. Julius Sturm hat mitunter Anklänge an beide, und unsers Ermessens trifft er mit diesen Anklängen das Rechte; denn die moderne religiöse Dichtung, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, wird, was Tiefe und Innigkeit betrifft, in den Bahnen Gellert's und Gerhardt's wandeln müssen.

Ernst Ziel.

Musikalische Schriften.

1. Richard Wagner. Eine psychiatrische Studie von T. Puschmann. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Behr. 1873. 8. 12 Ngr.

Er hat es erreicht. Kein halbes Dutzend musikalischer Schriften kann man in die Hand nehmen, ohne etwas über Richard Wagner zu finden. Es könnte scheinen, als wenn das ganze Heil der Kunst blos auf Wagner beruhte. Durch den Wagner-Cultus ist das Laienthum in Musikdingen auf den Richterstuhl gehoben worden, und der Derwischtanz seiner verzückten Anbeter übt unbestreitbar eine ansteckende Wirkung, wie er andererseits diejenigen abstößt, welche, abhold aller Stagnation, jeder neuen Erscheinung im Kreise der Tonkunst gern ihre Aufmerksamkeit schenken und bereit sind, den Kern von der Schale zu trennen. Doch darauf kommt es Wagner nicht an; ihm kann an solcher Theilnahme nicht gelegen sein. Er, als Operncomponist (er ist es doch trotz aller seiner Proteste), braucht die Theilnahme der Massen (freilich nicht der untern), und diese Massen können nur durch unermüdliche Reclame, durch ununterbrochenes Zurschaustellen seiner Persönlichkeit gewonnen werden. Um dergleichen mit Erfolg in Scene zu setzen, dazu bedarf es wieder einer Menge von Händen, die nach Commando arbeiten, von Manipulationen aller Art, aus denen übrigens kein Hehl gemacht wird. Die Ovationen, welche Wagner auf solche Weise bereitet werden, haben eine Höhe erreicht, daß die Anerkennungen, welche andern Tonsetzern größter Bedeutung zutheil geworden, sich dagegen verhalten wie der Schein eines elenden Lichtstümpfchens gegen den Glanz elektrischen Lichts. Zu seinen Concerten drängt sich das Publikum, bezahlt die höchsten Preise, um ihn dirigiren zu sehen (die Koketterie mit den Beethoven-Sinfonien ist höchst unerquicklich), wenn es auch nichts zu hören bekommt, als was es schon längst kennt.

Wahrlich, ein Mensch, der eine solche von der Tarantel gestochene Menge ihr Wesen fortwährend um sich treiben sieht, kann zuletzt Gefahr laufen, selbst überspannt zu werden, und wenn Richard Wagner neulich in einer großen nordischen Handelsstadt dem ihm applaudirenden Publikum zurief, daß die Stadt sich selbst ehre, wenn sie sein baireuther Unternehmen fördere, so liefert das ein Zeichen des Selbstbewußtseins, das die Gegnerschaft förmlich herausfordert, aber durch die glänzende äußere Laufbahn, die dem Componisten zutheil geworden, leicht erklärlich ist.

Ziehen wir indeß die musikalischen Werke in Betracht, mit denen Richard Wagner die glanzvolle Höhe seiner äußern Erfolge erreicht hat, so muß sich unsere Bewunderung des Glücks des Mannes, welchen seine Anhänger gern mit der Märtyrerkrone schmücken möchten, noch vermehren. Den „Rienzi“ verleugnet er selbst; der „Fliegende Holländer“ bleibt bedeutend hinter den Marschner'schen Vorbildern zurück. „Tanhäuser“, „Lohengrin“ und die „Meistersinger“ sind diejenigen drei Opern, welche allgemein durchschlagenden Erfolg erreicht haben und auf die sich sein Ruf stützt. Die beiden erstern gibt ihr Urheber selbst aber blos als Vorstudien aus. „Tristan und Isolde“ und ein Theil der „Nibelungen“ sind außer in München nirgends aufgeführt worden, sie kommen also nicht in Betracht. Aber was wollen jene drei Opern besagen gegen die Schöpfungen anderer Tonsetzer im ganzen Bereiche der Kunst, nicht blos im Fache der Oper. Wie einseitig erscheint da Richard Wagner!

Doch Wagner stellt sich auf einen besondern Standpunkt als Dichtercomponist. Er macht Anspruch darauf, nicht mit gewöhnlichem Maßstabe gemessen zu werden. Er wirft die von ihm selbst verfertigten Texte mit in die Wagschale, um sie steigen zu machen. Uns scheint aber, daß erst die illustrirende Musik ihnen Leben eingehaucht, während sie als selbständige Dichtungen ihrer Natur nach nur einen untergeordneten, vielfach bestrittenen Werth in Anspruch nehmen können. Das hindert aber nicht, Wagner die vollständige Anerkennung eines Verfassers effectvoller Operntext zukommen zu lassen.

Die sogenannte „Reform der Oper“, welche an die Wagner'schen Schöpfungen geknüpft wird, ist uns unverständlich. Die Schwächen der alten Oper werden bei Wagner durch andere ersetzt, und gerade solche mit allem möglichen äußern Glanz, durch Maschinerien, Decorationen u. s. w. arbeitende Musikdramen, wie die Wagner'sche Nibelungentrilogie, erwecken noch mehr den Eindruck, daß es blos um ein täuschendes Spiel sich handelt. Es kann ja überhaupt nicht die Rede davon sein, daß blos die Wagner'sche Richtung auf der Bühne herrschen soll, daß alle deutschen Tonsetzer blos nach seinem Recept Opern (oder wie er es nennt) verfertigen sollen; namentlich die selbständigen Musiker, welche auch in der Instrumentalmusik schöpferisch zu wirken vermögen und denen die Melodieerfindung leichter fließt als Wagner, werden sich seiner Manier nie zuwenden, was auch durchaus nicht nothwendig ist, um die eingeschlichenen Misbräuche der Opernmusik zu vermeiden. Die ganze angebliche Wagner'sche Opernreform reducirt sich so auf eine individuelle Richtung, die in ihrer Art höchst wirksame Resultate erzielen mag, ohne aber zur Geltung als allgemeines Ideal berechtigt zu sein oder überhaupt nur die Aussicht zu haben, sie vorübergehend zu erlangen.

Obgleich wir also den Schöpfungen Wagner's kühl abwägend, aber mit voller Theilnahme und Anerkennung dessen, was er Eigenthümliches geleistet, gegenüberstehen, müssen wir doch andererseits in seinem Auftreten ein Gegengewicht erkennen gegen jene aufdringliche Kapellmeistermusik, die weiter nichts vermag, als hergebrachte Formen mit Routine auszufüllen. Ist es etwas Besseres als die Reclamen der fanatisirten Anhänger Wagner's, wenn wir Opern, die auf jeder Seite die deutlichsten Zeichen innerer Richtigkeit tragen, sobald sie nur von einer in musikalischen Dingen einflußreichen Persönlichkeit herrühren, von der befreundeten Claque bejubelt und in den Himmel gehoben, in den öffentlichen Blättern als Meisterwerke gepriesen sehen? In andern Fächern der Musik, wie viel schwache Producte, z. B. der Schumann'schen Nachtreter, werden als Triumphe der Kunst geltend gemacht von jenen Kreisen, die Wagner feindlich gegenüberstehen! Reclame überall. Ohne diese existirt das schöpfe-

rische musikalische Genie nicht für das Publikum, oder nur in ganz besonders glücklichen Fällen; keine Hand regt sich zum Beifall für den Componisten, wenn nicht die Claqueurs ihr Werk thun, wenn nicht so lange dem Publikum von der Presse zugeredet wird, bis es endlich daran glaubt.

Das Büchelchen Puschmann's hat großes Aufsehen gemacht und die Freunde Wagner's zum heftigsten Widerspruch erregt. Es ist freilich kein Spaß, wenn Puschmann unter anderm sagt:

Wir sind allmählich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Richard Wagner nicht mehr in der normalen Breite der geistigen Gesundheit wandelt, und werden unsere Ansicht durch eine Menge von Thatsachen zu begründen suchen. Herr Wagner leidet an einer alles Maß und Ziel überschreitenden Selbstüberschätzung, an einer wirklich krankhaften Eitelkeit und Selbstüberhebung, welche ihn blind macht gegen die Verdienste anderer und ihn sich als das allein verkörperte Ideal des höchsten Wissens und Könnens betrachten läßt. Nach ihm kann es eine weitere Fortentwickelung der Kunst nicht mehr geben, da er bereits das Höchste und Vollkommenste repräsentirt. In allen seinen Worten und Handlungen liegt ein so maßloser Dünkel, eine so beispiellose Arroganz, ein so zügelloses Ausschweifen des unbegrenzten Wollens, daß wir sie entschieden in das Gebiet des Krankhaften zu verweisen berechtigt sind. Wagner hatte das seltene Glück, schon zu seinen Lebenszeiten die Anerkennung und Verehrung zu ernten, welche sonst nur den Todten zutheil wird; es wurden ihm Ehren erwiesen wie nie einem andern Künstler vor ihm. Aber dies alles genügte seinem unersättlichen Ehrgeize nicht; die Welt sollte kniend und anbetend zu seinen Füßen liegen und ihm Weihrauch streuen wie einem Gott. Schriftlich und mündlich beklagt er sich, daß man seine Verdienste nicht gebührend anerkenne, daß man ihm ungerechte Zurücksetzungen und Kränkungen bereite, daß man ihn systematisch verfolge und zu vernichten strebe. In alle Welt posaunt er seinen Ruhm, jedem schreit er ins Ohr, daß er der größte Mann, das Genie des Jahrhunderts sei. In der brutalsten Weise greift er andere Componisten an, weil ihn der verächtlichste Neid auf den Ruhm anderer beseelt und ihn die Gesetze des Anstandes übertreten heißt. Bannflüche und Verwünschungen schleudert er auf die schlechte Presse, auf die Juden und auf alle diejenigen, welche nicht an seine Unfehlbarkeit glauben. Wer die Vorrede zu seinen „Gesammelten Werken" liest, erstaunt über das schrankenlose Selbstgefühl, mit dem sich Wagner selbst glorificirt. — [Der Verfasser führt Beispiele zum Belege an.] — Dadurch, daß er die Erklärung zu seinen Werken schreibt, geschieht, wie er wörtlich sich ausdrückt, eine Neugeburt der Kunst selbst, die jetzt nur als ein Schatten der eigentlichen Kunst vorhanden ist, welche dem Leben abhanden gekommen, und gibt dadurch seinen Lesern einen hoffnungsvollen Aufblick zu den dem deutschen Geiste vorbehaltenen Möglichkeiten. In dem Manifest, welches er vor der ersten Aufführung des „Tristan" erließ, welche nur für eine kleine Anzahl von Freunden und Eingeweihten stattfand, heißt es: „Dann erst wird sich zeigen, ob auch das große Publikum reif ist, das Beste und Edelste zu empfangen, was die Kunst je geschaffen." In seinen „Gesammelten Werken" hat er eine Menge unbedeutender Kleinigkeiten und schriftstellerischer Versuche aufgenommen, weil alles, was ihn betrifft, den phantasiereichen productiven Künstler, das sogenannte Genie, wie er sich selbst nennt, wichtig und bedeutend ist und die Unsterblichkeit verdient.

Puschmann führt nun weiter eine Menge Beispiele aus Richard Wagner's Leben und Schriften an, um seine Behauptung, daß derselbe nicht mehr psychisch normal, sondern an gewissen Symptomen der Geisteskrankheiten leide, zu begründen. Es kostet freilich keine große Mühe, um eine Masse von drastischen Widersprüchen in Wagner's Veröffentlichungen zu entdecken, in den Schriften eines Mannes, der einst schrieb: „Das Christenthum, welches von vornherein alle Lebensfreuden verwies und als verdammlich hinstellte, hat das wirkliche Leben zu einem unflätigen und lasterhaften gemacht." Es ist eine wahre Ironie, daß Wagner, der einst von Meyerbeer sagte: „Betrachten wir in diesem Opernmusikkönige nur die Züge des Wahnsinns, durch die er uns bedauernswürdig und abwesend, nicht aber verachtungswerth erscheint", der die moderne Oper als die offene Kundgebung des wirklich eingetretenen Wahnsinns, als bergendes Narrenhaus für allen Wahnsinn der Welt bezeichnet, nun selbst in den Verdacht geräth, geistig alienirt zu sein.

Es kann nicht unsere Absicht sein, Puschmann in den Einzelheiten seiner Ausführungen zu folgen. Seinen Aeußerungen nach müßten wir annehmen, daß derselbe das Object seiner psychiatrischen Untersuchung noch für vollständig geistig ungestört halten würde, wenn es keine „Meistersinger", keinen „Tristan", keine „Nibelungen" componirt hätte, trotzdem Wagner bereits früher einen großen Theil jener Schriften abfaßte, auf die Puschmann seine Behauptung von Wagner's geistigem Zustand begründet. Das scheint uns denn doch eine Art von Widerspruch. Die „Meistersinger" haben sich unbestritten den Beifall des Theaterpublikums erworben, und es wäre wahrlich seltsam, wenn bereits die Zeit gekommen wäre, wo Wahnsinn als Vernunft, Vernunft als Wahnsinn gilt. Wie viel Befremdliches und Abstoßendes auch in Wagner's Thun und Lassen vorkommen mag, es entspringt einem höchst gereizten Selbstbewußtsein, das vor keiner Aeußerung zurückschreckt, die einem mehr nach innen gekehrten Künstler unzugänglich wäre. Er spricht nur offen aus, was viele andere heimlich sich einbilden zu sein. Das ist der ganze Unterschied. Wir glauben aber, daß der ganz normal organisirte, nüchterne Verstandesmensch nicht im Stande wäre, musikalisch schöpferische Leistungen von wirklich originaler Bedeutung zu produciren. Es ist da immer etwas in der Individualität vorhanden, was sich in das Alltagsmaß nicht schickt und den Zeitgenossen aufstößt. Bei Wagner, der auch als polemischer Publicist für seine Interessen thätig war und ist, muß das noch mehr ins Auge fallen. Wir haben seinen Schriften, als Ausflüssen eines maßlosen Egoismus, nie eine Bedeutung beigelegt, sondern unser Urtheil nur auf den Componisten Wagner gegründet, abstrahirend von all den Schlacken, die sonst ihm anhingen.

Damit müssen wir von Puschmann's nicht uninteressantem und viel Wahres enthaltendem psychologischen Versuch scheiden. Wir haben weder Wagner's „Tristan" noch sein „Rheingold" aufführen hören, entbehren also jedes Urtheils über diese seine Ideale (die Berichte anderer haben für uns keine Geltung), und, wie wir oben gesagt, nur die Musik Wagner's ist bestimmend für unser Urtheil.

2. Berühmte Menschen. Musikalische Skizzen von W. Lackowitz. Mit 23 Illustrationen. Leipzig, Matthes. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Schrift enthält kurze Schilderungen von Persönlichkeiten, die, ohne in der Tonkunst gerade eine besonders hervorragende Rolle gespielt zu haben, welche sie in dem Gedächtniß des allgemeinen musikalischen Publikums erhal-

ten hätte, dennoch die Aufmerksamkeit durch Absonderlichkeit und Lebensschicksale auf sich lenkten. Alles ist blos in flüchtigen Umrissen gegeben, eine leichte Lektüre, leise weghuschend über so vieles, was das ernste Nachdenken hervorzurufen im Stande wäre. „Problematische Existenzen" heißt der erste Abschnitt, welcher Friedemann Bach und Ludwig Böhner vorführt, jene beiden dem Trunk ergebenen Musikanten, deren künstlerische Wirksamkeit an sich einen Einfluß schon darum nicht zu üben im Stande war, weil ihnen schöpferische Kraft abging. Des seinerzeit so viel Aufsehen machenden großen Orgelspielers Friedemann Bach hinterlassene unbedeutende Compositionen sind trocken, und auch Böhner's Compositionsleistungen können keinen Werth beanspruchen. In der vorliegenden kurzen Skizze wird viel zu viel aus Böhner gemacht und ihm auf Aussagen seiner thüringischen Landsleute, denen aber keine musikalischen Kenntnisse zu Gebote standen, ein phantastischer Schein zuertheilt, der eben nur Fiction ist. Wir selbst vermochten in Böhner's persönlichem Wesen nichts davon zu entdecken. Das zweite Kapitel: „Vergessene Namen", bringt verschiedene Tonsetzer der Palestrinischen Zeit. Das Kapitel „Verschiedene Bahnen" versetzt uns nach Berlin an den Hof Friedrich's II. und erzählt die Geschichte eines Castraten, der zu jener Zeit am dortigen Theater Furore machte. Dann kommt der französische Organist Machand daran, welcher bekanntlich vor dem Wettkampfe mit Sebastian Bach die Flucht aus Dresden ergriff; ferner der Violinspieler und Concertmeister Volumier. Unter dem Titel „Curiose Leute" präsentiren sich darauf der einseitige verbissene Theoretiker Kirnberger, ferner Hebenstreit, der Erfinder des Pantaleon, und Georg Benda, der Verfasser des Monodramas „Ariadne auf Naxos", dem zuletzt eine Blume lieber war als alle Musik.

Die spätern Abschnitte behandeln: Quanz, Graun, verschiedene berliner Sängerinnen, den Violinspieler Pisendel, den Tonsetzer der ersten deutschen Oper, Heinrich Schütz, und Fürst Anton Heinrich von Radziwill, den Verfasser der Faustmusik.

3. Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt. Von H. Ehrlich. Berlin, Guttentag. 1872. 8. 1 Thlr.

Eine Sammlung der in verschiedenen Zeitschriften vom Verfasser veröffentlichten Aufsätze. Ehrlich schreibt unterhaltend und weiß auch das eigentlich Musikalische hervorzuheben, was seinen Artikeln einen gewissen festern Grund, als sonst der Fall wäre, verleiht. Der erste Abschnitt: „Culturhistorisches", spricht vom Concertwesen, den Beziehungen des Musikers zur Gesellschaft, vom Geschmack des Publikums u. s. w. und zuletzt von Richard Wagner's „Meistersingern". Es ist wol blos eine Verwechselung, wenn er (S. 65) davon spricht, daß Spohr, trotz seiner geringen Meinung von Beethoven's ästhetischem Gefühl und Bildung, dessen erste Quartette gleich nach ihrem Erscheinen überall, den damaligen Musikfreunden in Berlin und Hamburg zum Trotz, welche für Romberg und vielleicht auch für — Onslow schwärmten, gespielt habe. Onslow und die ersten Quartette von Beethoven liegen der Zeit nach ziemlich weit auseinander. Die „Biographischen Studien" sprechen von Anton Rubinstein, Karl Tausig und den wiener Walzer-Straußen. Den Schluß bilden einige Artikel über die berliner Oper.

4. Aus meinem Leben. Erinnerungen von Heinrich Dorn. Dritte Sammlung. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Erinnerungen theilen den Uebelstand so vieler anderer Selbstbiographien, daß sie eine Masse Dinge enthalten, die für den Autor interessante Lebensmomente gebildet haben mögen, für Unbetheiligte aber gänzlich gleichgültig sind. Das vorliegende Heft hat stark den Charakter solcher Privatmemoiren, die ein allgemeines Interesse nicht in Anspruch nehmen können und denen daher die Kunstwelt meist fremd gegenübersteht. Das erste Kapitel bespricht mehrere Bekanntschaften, die nichts mit Musik überhaupt zu thun haben. Dann kommen Angelika Catalani, über die aber nichts Besonderes mitgetheilt wird, und Mendelssohn-Bartholdy an die Reihe, mit dem der Verfasser sowol in dessen väterlicher Behausung als Knabe wie später auf der Höhe des Rufs zusammentraf, wo zuletzt eine kleine Disharmonie eintrat. Die „Historie von den vier verwandelten Handwerksburschen" enthält die Erzählung von der Metamorphose derselben in Bühnensänger. Die letzten beiden Kapitel bringen Pauline Viardot-Garcia und den berliner Balletmeister Hoguet. Das Büchelchen ist mit leichter Feder geschrieben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Als empfehlenswerth haben wir schon früher das „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" von Ferdinand Seinecke hingestellt, besonders wegen maßvoller Kritik und verständiger Auswahl der besprochenen Autoren in der neuern Literaturepoche. Von dem Werke liegt jetzt eine zweite, von Hermann Dieckmann, nach dem Tode des Verfassers herausgegebene Auflage (Hannover, Schmorl und von Seefeld) vor, in welcher einzelne Veränderungen, Verbesserungen und Zusätze gemacht worden sind.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich: Leopold von Ranke: „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen"; Friedrich Mook: „Das Leben Jesu, für das Volk bearbeitet", erster Theil; Sir Henry Lytton Bulwer: „Geschichtliche Charaktere", übersetzt von Dr. Karl Lang; Adolf Strodtmann: „Das geistige Leben in Dänemark"; Karl Heinzen: „Der deutsche Editorencongreß in Cincinnati"; Friedrich Hecker: „Reden und Vorlesungen"; „Die Dioskuren, literarisches Jahrbuch, zweiter Jahrgang"; „Die natürliche Magie", Roman von Julius Grosse; „Kinder des Südens", Novellen von E. von Dincklage; E. Brachvogel's „Ausgewählte Werke", erste bis vierte Lieferung; E. Brachvogel: „Die Männer der neuen deutschen Zeit", achte und neunte Lieferung; Karl Töpfer's „Gesammelte dramatische Werke", herausgegeben von Hermann Uhde, erster Band; Otto Haggenmacher: „Dichtungen"; „Die Arbeiter", Roman von Ernst Wichert; H. C. Andersen: „Neue Märchen und Geschichten", deutsch von Wilhelm Reinhardt; Luise Ernesti: „Ein neues Jahr — ein neues Leben"; George Hesekiel: „Der Buchführer von Lemgo"; Joost van den

Vondel's „Gedichte, deutsch von Ferdinand Grimmelt und Andreas Jansen"; Heinrich Suter: „Geschichte der mathematischen Wissenschaften", erster Theil; Louis Schneider: „Der Krieg der Triplealliauz gegen die Regierung der Republik Paraguay", zweiter Theil.

Theater und Musik.

Grillparzer's Trauerspiel: „Ein Bruderzwist in Habsburg", hat jetzt zum ersten male die Grenzen Oesterreichs überschritten, indem es am breslauer Lobe-Theater, unter Mitwirkung des Herrn Lobe zur Aufführung kam, welcher bekanntlich ein vortrefflicher Darsteller des grillenfängerischen Kaisers Rudolf ist. Merkwürdig bei dieser Aufführung war nur, daß die bei den letzten Acte des Stücks umgestellt worden waren, indem der Kaiser nicht im vierten, sondern erst im fünften Acte starb. Daß eine solche Umstellung möglich war, ohne den ganzen dramatischen Organismus aus den Fugen gehen zu lassen, spricht gerade nicht für die künstlerische Haltung der Composition.

— Adolf Wilbrandt's Tragödie „Cajus Gracchus" ist, wie in Wien, München und Weimar, jetzt auch in Dresden zur Aufführung gelangt.

— Das grazer Stadttheater brachte das Schauspiel Sacher-Masoch's „Unsere Sklaven", sowie Murad Effendi's Trauerspiel: „Marino Falieri", mit Erfolg zur Aufführung. Die Initiative, welche die Stadttheater mit der Vorführung neuer dramatischer Erzeugnisse ergreifen, ist bei der Neigung vieler Hoftheater, nur ihre Kassenstücke herunterzuspielen, doppelt anerkennenswerth.

— „Jane", ein Drama von Touroude, das jüngst in Paris zur Aufführung kam, ist ein Nothzuchtdrama schlimmsten Stils, gegen welches das neueste Stück des jüngern Dumas noch als minder grell erscheint. Vor dem Aufgehen des Vorhangs wird an der Heldin ein stuprum violentum ausgeübt, und ihr erstes Erscheinen auf der Bühne zeigt sie uns in einer Ohnmacht und in dem desoluten Zustande nach dem Attentat. Das ist gewiß pikant und kann dadurch nicht überboten werden, daß Jane am Schluß des Stücks den Schänder ihrer Ehre, mit dem ihr Gatte sich schlagen will, mit einer Pistole niederschießt.

— Die Italiener zeigen sich jetzt sehr energisch in der Ablehnung künstlerischer Productionen, die ihrer nationalen Eigenheit widerstehen. Erfreulich ist es, daß die „Cameliendame" des jüngern Dumas in Bologna auf der Bühne so ausgezischt wurde, daß das Stück nicht zu Ende gespielt werden konnte. Daran könnte sich das deutsche Publikum ein Muster nehmen, das an „Cameliendamen" jeder Art, französischen oder französisch-deutschen Ursprungs, ein besonderes Gefallen findet. Wenn in Genua im Teatro Paganini Sardou's „Rabagas" ausgepfiffen wurde, so kommt dies auf Rechnung der Reactionspolitik, welcher dies Stück huldigt. In Italien war die Ablehnung dieser Komödie eine allgemeine.

— Gustav zu Putlitz ist an Köberle's Stelle zum Generaldirector des Hoftheaters von Karlsruhe ernannt worden. Die Wahl des liebenswürdigen Schriftstellers, der im Lustspiel wie im ernstern Drama Werthvolles geschaffen und durch seine schweriner Intendanz Theatererfahrungen gesammelt hat, ist jedenfalls eine glückliche zu nennen.

Bibliographie.

Babewitz, K., Altes und Neues über Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, L., Der deutschen Hochschulen Antheil am Kampfe gegen Frankreich. Mit Unterstützung der Universitätsbehörden herausgegeben. Leipzig, Hirth. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Graf Beust. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 6 Ngr.

Both's, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 282: Die Welt ist ehrlich! Lustspiel frei nach dem Französischen von A. Winter. Berlin, Hahn's Erben. Gr. 8. 10 Ngr.

Bünger, R., Die Erhebung Schleswig-Holsteins am 24. März 1848. Eine historisch-politische Denkschrift. Altona, Mentzel. Gr. 8. 12 Ngr.

Busse, O. v., Erinnerungen des ostfriesischen Infanterie-Regiments Nr. 78 aus den Jahren seiner Formation und des Feldzugs gegen Frankreich. 1ste Abthl. Emden, Haynel. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Damus, R., Die Slavenchronik Arnold's von Lübeck. Lübeck, Grautoff. Gr. 8. 10 Ngr.

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. 5te umgearbeitete Aufl. herausgegeben von K. Witte. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Dippel, J., Christliche Gesellschafts-Lehre. Oder: Principielle Erörterungen über die social-politischen Grundfragen der Gegenwart in populärer Darstellung. Regensburg, Pustet. 8. 1 Thlr.

Duncker, A., Der Freiherr von Stein und die deutsche Frage auf dem Wiener Congresse. Hanau, König. Gr. 8. 10 Ngr.

d'Elvert, C. Ritter, Beiträge zur Cultur-Geschichte Mährens und Oesterreich-Schlesien's. 5ter Bd. Geschichte der Musik in Mähren und Oesterreich-Schlesien mit Rücksicht auf die allgemeine, böhmische und österreichische Musik-Geschichte. Brünn, Winiker. Gr. 8. 2 Thlr.

Engel, G., Geschichte aus der niederen Volksklasse. Landsberg a. W., Schaeffer u. Comp. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 55stes bis 57stes Bdchn. 3te Abth. Erläuterungen zu Schillers Werken. 26stes bis 28stes Bdchn. Schillers Don Carlos. Erläutert von H. Düntzer. Leipzig, Wartig. Gr. 16. à 5 Ngr.

Fontane, T., Der Krieg gegen Frankreich 1870—1871. 1ster Bd. Der Krieg gegen das Kaiserreich. 1ster Halbbd.: Bis Gravelotte, 18. August 1870. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 2 Thlr.

Gruber, F., Eberhard I. Erzbischof von Salzburg. Biographische Abhandlung. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 15 Ngr.

Gustav vom See, Blätter im Winde. Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Gutzkow, K., Gesammelte Werke. 1ste vollständige Gesammt-Ausgabe. 1ste Serie. 1ste und 2te Lief. Jena, Costenoble. Gr. 16. à Lief. 6 Ngr.

Handelmann, H., Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt. 1870, 1871 und 1872. Kiel, Schwers. Gr. 8. 28 Ngr.

Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs herausgegeben von einem Mitglied der Familie. Gotha, F. A. Perthes. 8. 28 Ngr.

Hehn, V., Das Salz. Eine kulturhistorische Studie. Berlin, Borntraeger. 8. 12 Ngr.

Höfler, C., Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes Adrian's VI. 1522. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 15 Ngr.

Hoffmann, F., Lieder und Gedichte. Ballenstedt, Ackermann. 8. 18 Ngr.

Horawitz, A., Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit in den Jahren 1530—1547. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Josionek, H., Wie Studenten reisen oder eine Spritzfahrt in die sächsische Schweiz. Delitzsch, Pabst. 8. 5 Ngr.

Kohut, A., Die goldenen Worte der Bibel. Ein Lebensbuch für Jedermann. Zum ersten Male systematisch geordnet. Leipzig, A. Herrmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Kron, E., Reisebilder aus dem deutschen Norden. Basel, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Listing, J. B., Ueber unsere jetzige Kenntniss der Gestalt und Grösse der Erde. Göttingen, Dieterich. 1872. 8. 8 Ngr.

Müller, O., Der Majoratsherr. Ein Roman aus der Gegenwart in 3 Bdn. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Louis Napoleon ohne Schminke. Eine Studie unter Benutzung von offiziellen und von noch nicht veröffentlichten Papieren. München, Homolatsch. 8. 7½ Ngr.

Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. für das Jahr 1872: Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. Ein Beitrag zur äusseren Geschichte des Frankfurter Theaters 1751 — 1872. Nach den Acten bearbeitet von A. H. E. v. Oven. Frankfurt a. M., Alt. 1872. 2 Thlr.

Niendorf, M. A., Sociale Studien. 3tes und 4tes Heft: Wirthschaftliche Streifzüge durch die östlichen Provinzen. Berlin, Goldschmidt. 8. 15 Ngr.

Nau, H., Rast' ich, so rost' ich. Roman aus dem Leben in 3 Thln. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih. v., Die Insel Meinau. Geschichte einer Deutschordens-Commende vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Mit Urkundenbuch verfaßt und herausgegeben. Karlsruhe, Braun. Lex.-8. 4 Thlr.

Schlieben, E., Moderne Freier. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schönherr, D., Ueber Marx Treytz-Saurwein, Geheimschreiber K. Maximilians I., dessen Heimath und Familie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Storck, F., Liederbuch. Der „Gedichte" 2ter Bd. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sulzberger, A., Christliche Glaubenslehre vom methodistischen Standpunkt. 1ster Thl. Frankfurt a. M., Alt. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theele, W. B., Die Lehre von der Kirche. 1stes Heft. Hildesheim, Lax. Gr. 8. 6 Ngr.

Trapp, M., Der Spielberg in Brünn. Für Einheimische und Freunde historisch beschrieben. Brünn, Winiker. 8. 8 Ngr.

Trümpelmann, A., Die Aufhebung des Cölibates durch Staatsgesetz. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 3 Ngr.

Venzmer, C. G., Das Meer. Ein Cyclus von Gedichten. Rostock, Kuhn. 8. 6 Ngr.

Warneck, G., Christiane Kähler. Eine Diakonissin auf dem Missionsfelde. Barmen, Wiemann. 8. 20 Ngr.

Wilamowitz-Möllendorff, U. v., Zukunftsphilologie! 2tes Stück, eine erwiderung auf die rettungsversuche für Fr. Nietzsches „geburt der tragödie." Berlin, Borntraeger. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 8. Mai 1873.

Philosophische Schriften.

1. Physiologie des menschlichen Denkens. Von P. Jessen. Hannover, Cohen u. Risch. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei einem Ueberblicke über die verschiedenen Auffassungen des Seelenwesens finden wir, daß sich die tiefgreifendsten Unterschiede in der Beantwortung der Frage offenbaren, wie sich die Einheit der Seele mit der Vielheit und reichen Mannichfaltigkeit ihrer Aeußerungen vertragen könne. Herbart läßt sich durch seinen blinden Haß gegen alle „Seelenvermögen" dazu verleiten, überhaupt alle Gliederung, innere Abstufung und qualitative Entwickelung in seinem Seelenatom zu tilgen und nichts als eine fade Einerleiheit des Vorstellens übrigzulassen. Er bildet das Extrem zu der ältern Psychologie, welche sich die Seele wie ein Behältniß mit einer Menge von nebeneinander befindlichen Schubfächern dachte, denen jede einheitliche belebende Wurzel fehlte. Beide, die gliedlose Seele Herbart's und die jedes centralen Quellpunktes entbehrende Seele der ältern Psychologie, von welcher sich auch Kant noch nicht ganz freigemacht hat, haben das Gemeinsame, daß ihnen das Charakteristische des Organismus: die in der Mannichfaltigkeit sich lebendig erhaltende Einheit, abgeht. Krause und Hegel sind es nun, welche einerseits in der Seele eine durchgreifende Einheit anerkennen, andererseits aber auch wesentliche Abstufungen und Unterschiede in ihren Functionen finden. Hier ist die Seele ein wahres Abbild des Universums, in welchem „Ein Tritt tausend Fäden regt" und von dem Goethe anderswo sagt, daß in ihm das ewig Eine sich vielfach offenbart. Doch faßt Krause den Seelenorganismus mehr föderalistisch, Hegel mehr centralistisch auf.

Die Stellung, die der berühmte Irrenarzt Jessen in seiner neuesten Schrift zu dieser Frage einnimmt, liegt zwischen Krause und Hegel, doch mehr nach der Seite Hegel's hin. Mit Krause, den er übrigens nirgends nennt, hält er Denken und Fühlen für zwei besondere, für sich bestehende Seelenkräfte, wodurch die Seele in zwei nebeneinanderliegende, aber in innigster Verbindung stehende Reiche geschieden wird. Dem Willen läßt Jessen, nebenbei bemerkt, nicht die Ehre einer besondern, neben Denken und Fühlen bestehenden Seelenkraft zutheil werden. Wissen und Wollen sind nur „verschiedene Resultate des Denkens, nur nach Maßgabe der zu Grunde liegenden Zwecke bald mehr nach innen, bald mehr nach außen gerichtet". Wir sind im allgemeinen mit dieser Aufhebung des Wollens ins Denken einverstanden; natürlich darf man dann nicht, wie Schopenhauer und Hartmann, das Denken zu einer kraft- und saftlosen Schattenexistenz herabsetzen, sondern muß, solcher Entnervung des Denkens gegenüber, festhalten, daß das Denken selbst Energie, Trieb zur Verwirklichung seiner selbst und Interesse an sich selbst besitzt.

Mit Hegel, auf den unter allen Philosophen am meisten Rücksicht genommen wird, sieht Jessen in der Seele eine Entwickelung der niedern Bewußtseinsstufen zu höhern; und ebenfalls mit Hegel wird das Denken als das einheitliche Princip dieser Sphären angesehen. In dieser Abstufung der Seele liegt einer der Grundgedanken dieses Buchs. Jessen vergleicht die Organisation der menschlichen Seele mit einem dreistöckigen Gebäude: das unbewußte Seelenleben der Sinne bildet das Erdgeschoß, das bewußte Seelenleben des Verstandes das mittlere Stockwerk und die selbstbewußte Vernunft das obere. Die untere Sphäre ist das Fundament oder der Träger der mittlern, diese der Träger der obern. Aus den Sinneswahrnehmungen entwickelt sich der Verstand, dessen Haupteigenthümlichkeit in den Ideenassociationen besteht, und aus dem Verstande die Vernunft, mit der erst das selbstbewußte Ich, die Erkenntniß des Allgemeinen und Nothwendigen auftritt. Ohne die Annahme eines relativ selbständigen, über den Verstand hinausragenden Vernunftvermögens glaubt Jessen viele durch Beobachtung constatirte Thatsachen des Seelenlebens nicht erklären zu können.

In den Zuständen des Schlafredens, des Nachtwandelns, des Deliriums, des Somnambulismus erscheinen Bewußtsein und Verstand nicht selten völlig wach, während das Selbstbewußtsein in tiefen Schlaf versunken bleibt, sodaß beim Erwachen keine Spur einer Erinnerung an alles während eines solchen Zustandes Vorgefallene vorhanden ist.

Wir wollen gleich hier das Verhältniß Jessen's zu Hegel, dessen Erörterung zu dem Interessantesten im Buche gehört, etwas näher beleuchten. Von der Kühnheit und Großartigkeit des Plans der Hegel'schen Philosophie sowie von der Macht und Tiefe des Denkens bei der Ausführung desselben ist Jessen mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt. Wiederholt bekennt er sich zu dem Grundgedanken Hegel's, daß der Weltproceß nichts anderes als der Denkproceß des Absoluten ist, oder wie er sich mit Vorliebe ausdrückt, daß die göttlichen Gedanken das allein wahrhaft Lebendige in allen Dingen sind, und daß es Sache der Vernunft ist, diese göttlichen Gedanken nachzudenken. Doch unterscheidet er sich principiell von Hegel durch seine Stellung zur sinnlichen Wahrnehmung. Von einem speculativen Denken, das sich von den sinnlichen Formen emancipirt hat, will er nichts wissen. Die Sinne sind nicht nur die Quelle und das Fundament aller Wahrheit, sondern es ist auch alles, was wir mit gesunden Sinnen wahrnehmen, unbedingt wahr und gewiß. Zunächst haben wir zu bemerken, daß Hegel, wie es seine „Phänomenologie" augenscheinlich darthut, sich von der sinnlichen Gewißheit aus zu der Höhe des reinen absoluten Wissens sehr allmählich erhebt. Die Widersprüche in den Grundformen des sinnlichen Wahrnehmens sind es, die Hegel dazu nöthigen, den Standpunkt der Sinne zu verlassen. Nie und nimmer ist aber damit ein vollkommener Bruch mit dem Wissen der Sinne eingetreten; vielmehr ist es ein und dasselbe Denken, das sich auf der untersten Stufe, im anschauenden Erfassen der licht- und farbenreichen Außenwelt, und auf der höchsten, wo nur noch die Idee Licht und Glanz verbreitet, offenbart: nur daß es in jener niedern Sphäre, wo es in unbefangenem Genusse die bunte Welt wie etwas Fremdes und doch innig zu ihm Gehörendes einathmet, gleichsam aus sich herausgefallen ist und nicht weiß, was es in seinem eigenen schönen Thun vor sich hat, während der sich und die Welt als identisch erfassende Geist überall sich selbst transparent und in durchaus bewußtem Besitze seiner selbst ist. Die Philosophie ist auch nach Hegel, mag er oft auch hochmüthig gegen die Empirie losgefahren sein, nichts anderes als die Totalität der Empirie, freilich der geistig durchdrungenen, in ihren logischen Zusammenhängen enthüllten. Und hat Jessen denn wirklich Grund, sich gegen eine solche Behandlung der Erfahrung mit Händen und Füßen zu sträuben? Wir glauben nicht. Nur dann, wenn er dem crassen Sensualismus huldigen würde, wonach sich die Sinne alles, was ihnen der Stoff der Wahrnehmung anthut, in völliger Passivität gefallen lassen müssen und rein mechanisch ihr Geschäft verrichten, wäre jenes Sträuben begründet. Ganz im Gegentheile aber ist Jessen in einem großen Theile seines Buchs beständig darauf aus, den Nachweis zu führen, daß in den sinnlichen Wahrnehmungen ein unbewußtes Denken walte. Ohne einen übersinnlichen Gedankeninhalt würde keine sinnliche Wahrnehmung zu Stande kommen; unbewußt fungiren die Sinne mit logischen Kategorien. Jessen hat ein scharfes Auge und feines Verständniß für die Züge des unbewußten, sich an die Sinne knüpfenden Seelenlebens; er liefert eine nicht unwichtige Bestätigung für das Hartmann'sche Princip des unbewußt Logischen, da ihn einzig die unbefangene Beobachtung und die Sprache der Thatsachen zur Anerkennung desselben treibt. Indem aber in den Sinnen ein unbewußtes Denken fungirt, ist zugleich der Anhaltspunkt gegeben, von dem aus die sinnliche Wahrnehmung sich über sich selbst, zu höhern Stufen, erheben kann. Das in die Sinne hineinverwebte Denken kann an sich selbst kein Genüge finden und muß daher einen Läuterungsproceß antreten. Und wenn wir recht zusehen, finden wir diesen Läuterungsproceß bei Jessen selbst. Die sinnliche **Kenntniß** der Dinge soll zu einer **Einsicht** in ihre Beziehungen und Verhältnisse und zuhöchst zu einer **vernünftigen Erkenntniß** des Allgemeinen und Nothwendigen werden. Es tritt dadurch eine immer zunehmende Vergeistigung der sinnlichen Bilder ein. Muß da nicht auch Jessen zugeben, daß die sinnliche Kenntniß als solche nicht das wahre Abbild der Dinge liefert? Wäre dies der Fall, dann müßte er sich bei der sinnlichen Wahrnehmung beruhigen und diese für die höchste Wissensstufe erklären. Indem er aber erst der vernünftigen Erkenntniß die Fähigkeit zuschreibt, das wahrhaft Lebendige in allen Dingen zu erkennen, so macht er damit etwas, das ganz anders als die sinnliche Wahrnehmung aussieht, zum Abbild des Wesens der Dinge. Wir können Jessen ganz wohl zugeben, daß uns die Sinne, gleich den Photographien, naturgetreue Bilder von dem, was außer uns ist, liefern; allein es fragt sich, ob die Außenwelt, deren getreuer Spiegel die Sinne sind, nicht **selbst** ein nur oberflächliches, unwesenhaftes Sein, gleichsam nur ein das wahre Wesen verhüllender Schleier, ein objectiver Schein ist, dessen wesenhafter Grund weit tiefer liegt und nur, nach dem Verlassen des Sinnenstandpunktes, für die Augen des Geistes erreichbar ist.

Von dem vielen Schönen und Lehrreichen, was Jessen's Buch enthält, heben wir nur noch seine Bemühungen hervor, den Nachweis von der relativen Selbständigkeit einerseits der Gedanken- und andererseits der Wortbildung zu führen. Jessen verkennt durchaus nicht die ungeheuere Wichtigkeit, welche die Sprache für die Entwickelung des Denkens hat; dennoch fallen für ihn beide Thätigkeiten nicht zusammen. Oft überholt das Denken die Sprache, und zwar nicht nur dann, wenn wir zu einem Gedanken die gehörigen Worte nicht einfallen, sondern auch überall da, wo die Sprache für gewisse fein nuancirte, eigenartig angehauchte Begriffe, die nur das geschärfte Auge in ihrer Unterschiedenheit erkennt, das passende Wort nicht darbietet. Den stärksten Beweis aber findet Jessen in den Erscheinungen der sogenannten Aphasie, welche sich durch eine Störung und Verwirrung der innern Wortbildung, bei mehr oder weniger ungestörter Gedankenbildung, charakterisirt:

Die Kranken haben bestimmte, vernünftige Gedanken, sie können dieselben durch Zeichen verständlich ausdrücken, aber so oft sie versuchen, sie in Worten auszusprechen, kommen ganz

unpassende, verworrene, oft ganz sinnlose Worte zum Vorschein. Meistens, jedoch nicht immer, erkennt der Kranke die Verkehrtheit seiner Worte, aber jemehr er sich bemüht, die richtigen Worte an ihre Stelle zu setzen, desto sinnloser werden sie. Erräth man, was er sagen will, und sagt es ihm, so gibt er sogleich seine Zustimmung und Befriedigung zu erkennen. Manchmal kommen dabei Exacerbationen und Remissionen vor, sodaß der Kranke zu zeiten Gedanken richtig und zusammenhängend auszusprechen vermag.

Doch scheint uns der Schluß ungerechtfertigt, daß dem Kranken das Vermögen der innern Wortbildung gefehlt habe. Vielmehr scheint der Kranke, da er weiß, daß er sinnlos und unförmlich spricht, und da er, wenn andere das von ihm Beabsichtigte richtig aussprechen, dies sofort erkennt, die Vorstellung der seinen Gedanken entsprechenden Worte in sich zu tragen.

Auch wenn es uns Jessen nicht sagen würde, daß er in seinem Buche die Resultate einer mehr als funfzigjährigen Beobachtung niedergelegt habe, so wüßten wir doch, daß sein Buch aus einer reichhaltigen, mit ruhigem, denkendem Ernste gepflogenen langen Erfahrung hervorgewachsen ist. Ueberall tritt uns eine innige Vertrautheit mit den seelischen Vorgängen und eine wohlthuende Ruhe und Sicherheit in den Beobachtungen entgegen. Um so erfreulicher ist es, bei ihm so viel Berührungspunkte mit Hegel's speculativer Psychologie zu finden. Die Beispiele, die er in reichem Maße beibringt, sind fast immer gut gewählt, oft schlagend und frappant. Doch fehlt es an einer durchgreifenden Systematik, besonders die Ausdehnung der Seele nach der Breite hin ist nicht streng gegliedert. In Vergleichungen und gegenüberstellenden Beschreibungen ist Jessen reich an feinen, hübschen, artigen Bemerkungen. Die Sprache ist einfach und edel; eine gewisse heitere Ruhe des Gemüths scheint uns durch dieselbe zu wehen. Dabei spricht aus allen Bemerkungen und Erörterungen eine geistige Frische und Regsamkeit, eine liebende Hingebung an die Sache, die uns bei einem achtundsiebzigjährigen Greise in Erstaunen zu setzen geeignet ist.

2. Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde und Seelenlehre. Nebst einer Uebersicht der Geschichte der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Für Lehrerbildungsanstalten, sowie für das gebildete Publikum. Von M. A. Drbal. In drei Theilen. Erster Theil: Menschenkunde und Seelenlehre. Wien, Braumüller. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Herbartianer Drbal, der sich bereits durch seine „Logik" und „Empirische Psychologie" in weitern Kreisen bekannt gemacht hat, liefert uns hier, mit Rücksicht auf den österreichischen Lehrplan für Lehrerbildungsanstalten, eine Darstellung der Anthropologie, welcher in einem zweiten und dritten Theile die Logik und die Erziehungs- und Unterrichtslehre folgen sollen. Als eigentliche Aufgabe seiner Anthropologie bezeichnet Drbal eine „Verbindung der wichtigsten und wissenswerthesten anatomischen und physiologischen Thatsachen einerseits mit den wichtigsten und wissenswerthesten psychologischen Lehren andererseits". Inwieweit es ihm gelungen ist, das Bedürfniß der österreichischen Volksschullehrerseminare zu befriedigen, müssen wir der Beurtheilung der Fachmänner überlassen. Aufgefallen ist uns, daß bei der Darstellung des menschlichen Organismus das Fortpflanzungssystem völlig ignorirt wird. Diejenigen, für welche das Buch bestimmt ist, sind ohne Zweifel längst zu dem Bewußtsein des in der organischen Welt herrschenden geschlechtlichen Gegensatzes und der ungeheuern Bedeutung desselben gelangt. Nach unserer Meinung kann es nur höchst schädlich wirken, wenn solchen Leuten der Mensch wie geschlechtslos dargestellt wird. Gerade dadurch, daß sie alles, was sich auf geschlechtliche Verhältnisse bezieht, wie ein Unsagbares, ein in die Wissenschaft nicht Hineingehöriges behandelt sehen, muß ihnen diese Sphäre um so pikanter erscheinen und einen stichelnden Reiz für sie gewinnen. Eine ernste, würdige, offene Behandlung des Gegenstandes kann nur geeignet sein, die Schüler zu einem ruhigen, besonnenen Verhalten allem Geschlechtlichen gegenüber anzuleiten.

Drbal's Anthropologie zeichnet sich durch äußerst klare, übersichtliche Darstellung, durch leichtfaßlichen, präcisen Ausdruck und durch eine große Anschaulichkeit in der Beschreibung verwickelter Processe aus. So vergleicht er, nach dem Vorgange A. Bernstein's, die mechanische Einrichtung des Herzens nebst dem ganzen Blutgetriebe mit den Verrichtungen einer Wasserleitung, durch welche eine Stadt mittels unterirdischer Röhren von einem Punkte aus mit fließendem Wasser versorgt wird. Die sich aus solcher Vergleichung ergebenden Aehnlichkeiten und Unterschiede sind sicherlich trefflich geeignet, den Schülern ein anschauliches Bild von den Vorgängen der Blutcirculation zu geben. Dasselbe ist der Fall, wenn Drbal in einem ungemein reich getheilten Baume das Ebenbild der Luftwege in der Lunge und zugleich ihr Gegenstück sieht, oder wenn er die Lunge einem gewöhnlichen Ofen mit seinen Röhren und Essen vergleicht. Eingehende Untersuchungen und selbständige Forschungen darf man natürlich nicht erwarten. Doch hat Drbal sich die neuesten Resultate der Physiologie wohl zu Nutze gemacht. Sein Herbart'scher Standpunkt bringt es mit sich, daß im ersten Abschnitte, der vom körperlichen Leben des Menschen handelt, nirgends auf ein immaterielles, zweckmäßig organisirendes Princip, auf eine unbewußte Zweckthätigkeit im Organismus hingewiesen wird; alles scheint sich hier rein mechanisch abzuwickeln. Ganz unvermittelt tritt im zweiten Abschnitte das Seelending auf. Auf eine wissenschaftliche Bekämpfung dieses äußerlichen Dualismus können wir uns hier nicht einlassen. Bemerken wollen wir nur, daß gerade dadurch, daß die Lernenden, wenn auch aus ihnen selbst nicht völlig klaren Gründen, an einem solchen äußerlichen Zusammenhange von Leib und Seele ohne alle Vermittelungsglieder kein Genüge finden, und daß sie andererseits doch unvermögend sind, sich selbst zu einem idealistischen Monismus emporzuschwingen, sehr leicht ihr Uebergang zum materialistischen Standpunkte, der doch wenigstens eine innere Einheit von Leib und Seele lehrt, hervorgerufen werden kann.

Wir schließen an diese beiden Schriften die Besprechung eines Buchs an, das zwar hauptsächlich das Problem der Willensfreiheit behandelt, doch aber sich an jene beiden insofern anreiht, als die Psychologie darin für die Wissenschaft der Zukunft, für das Fundament aller Philosophie, mit allem Nachdruck erklärt wird:

3. Neues Fundamentalorganon der Philosophie und die thatsächliche Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit, für jedermann verständlich von Wilhelm Braubach. Neuwied, Heuser. 1872. Gr. 8. 18 Ngr.

Wenn Braubach in der Psychologie das Fundament aller Philosophie erblickt, so darf man nicht vergessen, daß er auch jene Geistesgestaltungen, die über das Individuum hinübergreifen, wie Sittlichkeit, Religion u. s. w., in die Psychologie hineinzieht. Wenigstens scheint uns dies aus einigen Andeutungen hervorzugehen. Es ist im Grunde ein Hegel'scher Gedanke, wenn er die Stellung, die er der Psychologie zuweist, damit begründet, daß alles Erkennen sich nur vom Menschen aus und durch Vermittelung seiner Natur vollzieht, daß also, wenn das Erkennen erweitert werden soll, die Menschennatur tiefer studirt werden müsse. Wenn Braubach hinzufügt: „Man kann nur sehen, was man auch in sich trägt", so erinnert uns dies an Feuerbach's anthropologischen Standpunkt. Den menschlichen Geist, wie überhaupt die ganze Welt, faßt er unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung auf. Wie bei Hegel, den er übrigens merkwürdigerweise nirgends nennt, vollzieht sich diese in Triaden. Die erste Stufe wird überall von der unmittelbaren, unbewußten Einheit gebildet; diese spaltet sich auf der zweiten Stufe in Einseitigkeiten und Gegensätze, welche sich bekämpfen. Dem unentwickelten Monismus der ersten Stufe folgt also der Dualismus, aus welchem wieder auf der dritten Stufe der in sich versöhnte, mit den Gegensätzen bereicherte Monismus siegreich hervorgeht. Hier ist jene erste unbewußte Einheit zur bewußten, vermittelten geworden. Die Entwickelung des Geistes ist auf diese Weise, gerade so wie vorhin bei Jessen, ein immer weiter fortschreitendes Sichherauskämpfen des Bewußtseins aus dem Unbewußten. Noch stärker wird die Aehnlichkeit mit Jessen dadurch, daß auch Braubach die drei wesentlichen Geistesstufen als Sinn, Verstand und Vernunft bezeichnet. Vom Verstande sagt er unter anderm:

> Der Verstand ist der redlichste Denker wie der verschmitzteste Sophist und Betrüger; er ist der ärgste Spitzbube und der redlichste Mann.... Er ist, mit seinem Beruf der Trennung des ersten rohen Materials, sinnbildlich zu reden, die Axt und der Keil, um das stämmige Holz zu spalten, damit es zur Verwendung im Feuer und Kampf handlicher werde.... Er ist der hinterlistige Moralist und Sophist, der dir, statt den Ausspruch des reinen Gewissens, die Wirrgänge der Casuistik hingibt und den Irrthum oder die Unreinheit bis zur Tugend hinaufschrauben oder beschönigen hilft.... Er ist aber auch der größte Vermittler zwischen Naturgesetz und Freiheit, wie Christus der größte Vermittler zwischen Gott und Menschheit: Vermittler zwischen Sein und Werden, Glauben und Wissen, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, Fühlen und Wollen, zwischen Trieb und Befriedigung.

Auch der Darwinismus ist von dem wahrhaft modernen Princip der Entwickelung durchdrungen; doch setzt sich hier die Entwickelung nur äußerlich zusammen, sodaß alle Unterschiede zu quantitativen herabgesetzt werden. Nicht so bei Braubach. Hier findet, ganz in Hegel's Sinne, ein stetes Verwandeln des qualitativ Niedern in Höheres statt. In dem Lichte dieses Standpunktes, der die qualitativen Unterschiede keineswegs verwischt, verliert auch die Ansicht von der Abstammung des Menschen von einem haarigen Vierfüßler alles Abschreckende. Mit Recht bemerkt Braubach, daß jene unrecht haben, die da meinen, Geist und Idee werden geschädigt, wenn man alles von unten an sich entwickeln lasse. Wie sollten Geist und Idee denn entstehen, wenn nicht schon ganz unten ihre Keime lägen? Wie innig Braubach's Denken in dem Hegel'schen Gedankenkreise lebt, geht auch daraus hervor, daß er die Philosophie als den Ausdruck der auf der jedesmaligen Culturstufe vorhandenen Vernünftigkeit ansieht. Den schärfsten Ausdruck gibt er seinem Standpunkte, wenn er sagt: „Der Mensch ist nur das, was er wird." Nur im Werden, im steten Entwickeln offenbart sich das Sein, nicht im ruhigen, flachen Daliegen eines Zustandes.

Braubach will in seinem Buche die Einheit von Nothwendigkeit und Freiheit nachweisen; wie überall, so will er auch in diesem Punkte den Dualismus beseitigen. Leider müssen wir bekennen, daß wir bei ihm auch nicht die Spur einer Lösung gefunden haben. Zunächst weiß man nicht recht, was Braubach unter Freiheit, diesem Worte von so vielgestaltigem Inhalte, versteht. Manchmal scheint es, als ob er damit die formelle Wahlfreiheit meine. Allein diese ist die totale und absolute Negation der Nothwendigkeit und wird sich nie mit ihr zusammenbringen lassen. Anderwärts wieder scheint Braubach die Freiheit in das bewußt-vernünftige, sich aus dem Kampfe mit den niedern Trieben herausarbeitende Wollen zu setzen. Sicherlich ist sein Standpunkt darauf hin angelegt, diese Freiheit gleichsam als höchste Blüte der Naturnothwendigkeit erscheinen zu lassen, im Sinne des Goethe'schen Ausspruchs, daß das Gesetz nur uns Freiheit zu geben vermag. Allein es fehlt an allen hierzu gehörigen Ausführungen. Aus dem sonderbaren, wunderlichen Wege, den Braubach zur Lösung seiner Aufgabe einschlägt, ergibt sich nicht einmal, wie er ungefähr sich dieselbe denkt, geschweige denn eine objective, stichhaltige Lösung selbst. Auch sonst hat seine Darstellung etwas Curioses, Wunderliches; er versteht weder den Faden des Begriffs längere Zeit fortzuführen, noch ihn herauszuheben. Sein Erörterungen haben etwas Hin- und Herspringendes; von vielen, übrigens oft geistvollen Bemerkungen sieht man nicht recht, wie sie plötzlich in diesem Zusammenhange auftauchen. Sein dreitheiliges Schema wendet er mit einer wahren Manie auf alle möglichen Gegenstände in wirrem Durcheinander an. Die Sprache, die juristische Lehre vom Beweis, die Darwin'sche Theorie, die Elektricität, die Tonkunst, die Liebe — alles dies und noch vieles andere muß es sich gefallen lassen, irgendwie in sein dreigliederiges Schema hineingezwängt zu werden. Dieses Schema enthält sicherlich ein durchgreifendes Weltgesetz, allein es darf nicht so äußerlich angewendet werden wie Braubach thut. Solche Willkür bringt sein Schema nur in Miscredit. Nirgends erörtert er seine fundamentale Bedeutung, nirgends läßt er die Sache selbst sich von innen heraus zu jener dreifachen Abstufung entwickeln. Vor lauter unausgeführten Andeutungen und hingeworfenen Gedankenbrocken kommt man gar nicht zu Athem und gewinnt nirgends einen freien Ausblick. Wollte der Verfasser ein, wie der Titel sagt, für jedermann verständliches Buch liefern, so durfte er nicht so ungenießbar schreiben. Dazu tritt noch die Person des Verfassers ganz ungebührlich in den Vordergrund. Jeden Augenblick kommt er auf seine frühern Schriften, auf ihre durch

die Kritik gesundene Anerkennung, auf die Fortschritte seiner innern Entwickelung u. s. w. zu sprechen.

Braubach gesteht, daß er früher dem Dualismus ergeben war und erst in späten Jahren sich zur Anerkennung der eng zusammenhängenden Principien der Entwickelung und des Unbewußten getrieben gefühlt habe. Indeß ist dieser Umwandlungsproceß bei ihm noch nicht über das Stadium der Gärung hinausgekommen. Immerhin aber kann seine Schrift, gerade so wie jene Jessen's, als ein erfreulicher Beweis gelten, daß das Princip des Unbewußten sich in den Köpfen immer mehr Bahn bricht, und daß gerade der Hegelianismus die Tendenz in sich trägt, dies Princip in seiner ganzen Fülle auszubilden und zur Anerkennung zu bringen.

Johannes Volkelt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schriften militärischen Inhalts.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Die Reihe der vorliegenden Werke über den deutsch-französischen Krieg mit vorherrschend militärwissenschaftlichem Charakter haben wir in voriger Nummer beendet, und wären nunmehr diejenigen aufzuführen, welche nicht lediglich vom militärwissenschaftlichen Standpunkt aus geschrieben sind.

Zunächst haben wir zwei Schriften zu nennen, welche gewissermaßen einen Uebergang von den militärwissenschaftlichen zu den populären Schriften herstellen, indem sie zwar noch mit militärischer Grundlage geschrieben sind, aber den ernstern Charakter des Militärwissenschaftlichen abgestreift haben:

8. Die preußische Garde im Feldzuge 1870—71 von Rudolf Lindau. Berlin, Mittler und Sohn. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.
9. Das zehnte Armeecorps im Kriege gegen Frankreich 1870—71. Von W. Lenz. Mit Erinnerungstafel, Verlustlisten und Karten. Bremen, Schünemann. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.

Beide Schriften schildern in ziemlich gleicher Weise in allgemeinen großen Zügen die rühmliche Theilnahme der genannten beiden Corps an dem Kriege. Wenn das Publikum auch ohne Zweifel darüber unterrichtet ist, wie tapfer das Gardecorps bei St.-Privat und Sedan gefochten hat, wie rühmlich dasselbe bei der Cernirung von Paris und den Kämpfen um Le Bourget betheiligt war; wenn das Auftreten des 10. Armeecorps in den Schlachten bei Mars-la-Tour, Beaune-la-Rolande und Le Mans gewiß ebenso allgemein bekannt ist: so wird doch mancher gern im Zusammenhang die Thaten dieser Corps lesen. Die Garde nimmt in ihre Reihen die Söhne aller Provinzen Preußens auf; beim 10. Armeecorps kämpften während des Kriegs Hannoveraner, Oldenburger, Braunschweiger brüderlich neben Westfalen und Rheinländern. Das Interesse für die Landeskinder ist bei beiden Corps also ein weitverzweigtes. Beide Verfasser haben zwar den Feldzug selbst mitgemacht, aber beide nicht als Soldaten (von Rudolf Lindau glauben wir dies wenigstens auch annehmen zu dürfen). Die Schriften enthalten demgemäß auch nur wenige militärische Details, doch gibt dasjenige, was sie bringen, manchen interessanten Einblick in die innern Zustände der Truppen und genügt vollständig, um dem größern Publikum ein Bild von der Thätigkeit dieser beiden Corps zu geben. Auch mancher tapfere Krieger, der in einem dieser Corps den Feldzug mitgemacht hat, wird durch diese Schriften eine angenehme Anregung zur Erinnerung an die durchlebte thatenreiche Zeit erhalten.

Einen ausgesprochenen nicht militärischen, vielmehr allgemein geschichtlichen volksthümlichen Charakter haben die nachstehenden Werke über den deutsch-französischen Krieg:

10. Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870—71 von Wilhelm Müller. Mit Originalillustrationen, Plänen und Karten. Stuttgart, E. Hallberger. 1873. 4. 4 Thlr.
11. Der Krieg Kaiser Wilhelm's 1870—71 von W. Kopp. Mit einer Umschlagsillustration von H. Lüders und 8 Specialkarten. Berlin, van Muyden. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.
12. Deutschlands Heldenkampf 1870 und 1871 in Bildern für das Volk, das Heer und die Jugend. Mit vielen Illustrationen, Initialen, Situationsplänen und einer Kriegskarte. Von Franz Poppe. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.
13. Der deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870 und 1871. Eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten in diesem Kriege von der Herausforderung zu Ems an bis zum Waffenstillstande und dem darauf abgeschlossenen Frieden stattgehabten Ereignisse. Herausgegeben von J. Großmann. Fulda, Maier. 1872. 8. 15 Ngr.

Wenn das Volk in Waffen solche Thaten ausgeführt hat, wie es in dem verflossenen Kriege der Fall war, so hat auch der Theil des Volks, welcher nicht berufen war, die Waffen zu führen, eine Berechtigung, sich möglichst bald von Schriftstellern, welche die Auffassungsweise des Volks und der Jugend kennen, erzählen zu lassen, was die Brüder und Söhne draußen im Felde gethan haben. Wenn das Verdienst solcher Darstellungen in Betreff des wissenschaftlichen Werthes nicht zu hoch angeschlagen werden darf, so ist das Verdienst um das Volk ein um so größeres. Wir müssen also Bücher, die mit solchen Zielen geschrieben sind, herzlich willkommen heißen und in ihnen eins der vielen Mittel erblicken, um die heranwachsende Generation in einer warmen Empfindung für die kürzlich verlebten großen Zeiten und zu einem Streben nach gleicher Tüchtigkeit zu erziehen.

Treten wir von diesem Standpunkt aus den vorgenannten einzelnen Werken näher, so empfiehlt sich das von Wilhelm Müller (Nr. 10) schon sehr durch sein reiches Aeußeres. Es ist ein wahres Prachtwerk, zu dessen glänzender Ausstattung die namhaftesten deutschen Künstler beigetragen haben. Dem Aeußern entspricht der Inhalt vollständig. Der Verfasser hat mit seltener Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit alles nur Erreichbare über den letzten Krieg nicht nur gesammelt, sondern auch mit so viel Einsicht und Geschick gesichtet und in seinem Buche wieder-

gegeben, daß uns eine vortreffliche Geschichte des Kriegs geliefert worden ist. Dieselbe ist würdig, in allen Kreisen unsers Vaterlandes heimisch zu werden. Gesonderte militärische Bemerkungen, Karten und vorzüglich die Ansichten der einzelnen Kampfesstätten aus der Vogelperspective erhöhen das Verständniß des Buchs wesentlich. Wenn einzelne Ungenauigkeiten oder Irrthümer in der Erzählung hier und da mit unterlaufen, so sind diese so unwesentlich und unbedeutend, daß nur einem genauen Forscher der Kriegsgeschichte einzelnes auffallen wird. Für diesen soll ja aber auch das Buch nicht geschrieben sein. Wir dürfen daher wol mit voller Berechtigung sagen, daß das Buch vortrefflich an seinem Platze ist. Es wird in der Gegenwart wie in der Zukunft für das deutsche Volk ein werthvoller Schatz sein und sich gewiß bald einer wohlverdienten großen Verbreitung erfreuen.

Auch das Werk von W. Kopp (Nr. 11) müssen wir als ein für seinen Zweck sehr geeignetes erachten. Der Verfasser hatte früher schon die Kriege König Wilhelm's von 1864 und 1866 dem deutschen Volk erzählt, und hat dies Büchlein eine zweite Auflage erlebt. Den Krieg von 1870—71 weiß der Verfasser auf 212 Seiten auch so zu schildern, daß namentlich der reifern Jugend die Lektüre des Buchs Vergnügen und Nutzen bereiten wird. Die Darstellung der Begebenheiten ist klar und faßlich und bleibt bei allem poetischen Schwunge und bei aller Begeisterung für die gute Sache doch in den geziemenden Grenzen. Nur zuweilen geht die Schrift in ihrem Hasse gegen die Franzosen vielleicht ein wenig zu weit und wird in den Ausdrücken zu derb. Wenn z. B. die Siege bei Weißenburg, Wörth und Spicheren „drei Faustschläge, den Franzosen in das Angesicht versetzt" genannt werden, so wird die Schönheit dieser Trope wol nicht viele Verehrer finden. Einen überwundenen Gegner muß man außerdem niemals verletzen.

Der Verfasser leitet sein Werk mit einem eigenen poetischen Erguß: „Der schwarze Adler", ein und widmet auch der Poesie auf den Krieg 1870—71 ein besonderes Kapitel. Außer dem Freiligrath'schen „Hurrah Germania" und der weltbekannten „Wacht am Rhein" sind die mitgetheilten Lieder nicht eben besonders dazu angethan, um der deutschen Jugend einen Beweis von der Begeisterung der Nation zu geben. Unsere Zeit hat allerdings eine höchst materielle und wenig poetische Richtung. Aber wollte der Verfasser dieses Buchs einmal von der Poesie der Zeit sprechen, so hätte er neben dem für den Soldatenhumor berechneten „Chassepot"-, „Kutschke"- und „Hat ihm schon"-Lied doch wol noch manche edlere Blüte deutscher Poesie anführen können, wenn wir auch im allgemeinen darin mit ihm gleicher Ansicht sind, daß die Poesie der Jahre 1870—71 nicht ganz mit der von 1813 zu vergleichen ist. Es waren allerdings 1813 und 1870 auch ganz grundverschiedene Zeiten. 1813 galt es, ein unterdrücktes und tiefgebeugtes Volk zu begeistern, um die Fesseln eines selbstsüchtigen fremden Tyrannen abzuwerfen, 1870 hatte ein seiner Größe bewußtes freies Volk nur die Angriffe eines neidischen Nachbars abzuweisen. Dieser Unterschied in den Verhältnissen begründet wol auch theilweise den Unterschied in der Poesie.

Recht geeignet um unserer Jugend und namentlich der weiblichen den Krieg mit seinen Schrecken und Nöthen vor Augen zu führen, ist das Buch von Franz Pöppe (Nr. 12). Die warmen, gefühlvollen Schilderungen des Verfassers werden gewiß bei dem Volke auf einen fruchtbaren Boden fallen. Sie werden die Erinnerung daran wach halten, welche Opfer es den Deutschen gekostet hat, das zu sein, was sie jetzt sind. Die kleinen poetischen Mottos, welche den einzelnen 36 Kapiteln vorgesetzt sind, die einzelnen kleinen poetischen Citate, welche hier und da in den Text eingeflochten, sind recht sorgfältig ausgewählt und recht geeignet, auf die Jugend anregend einzuwirken.

In der letzten der vier genannten Schriften (Nr. 13) dürfen wir einen besonders schlagenden Beweis erblicken, wie die große Zeit des Kriegs gegen Frankreich jung und alt zum Handeln begeisterte. Wir sehen in J. Grosmann dem Verfasser dieses Schriftchens, einen achtzigjährigen Greis, der die Zeiten der Befreiungskriege durchlebt hatte und den jetzt, nachdem er 60 Jahre seinem Vaterlande treu gedient hat, die Zeit des Kriegs gegen Frankreich noch einmal so freudig erregt hat, daß er es versuchte, mit zitternder Hand den Griffel der Klio zu führen und die Thaten der deutschen Heere niederzuschreiben. Hochachtung vor solchem Streben und Willen! Daß dies Streben das nicht erreicht hat, was es wollte und was man ihm gern gewünscht hätte, ein, wenn auch noch so bescheidenes Geschichtswerk zu werden, ist mehr Schuld der Zeit als des Verfassers. Denn „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls, und deshalb flötet oftmals tauberem Ohr der hohe lyrische Dichter". Es darf also der Prosaiker nicht grollen, wenn sein Werk, welches wol auch etwas mehr Dichtung als Wahrheit enthält, das Schicksal manches schönen lyrischen Gedichts theilt.

Den Schluß unserer diesmaligen Umschau auf militärischem Gebiete bilden die nachfolgenden drei Werke, welche nicht den deutsch-französischen Krieg behandeln:

14. Blätter der Erinnerung eines Kriegers aus dem Jahre 1850 von J. Johannsen. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1872. 8. 20 Ngr.

15. Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, Argentinische Conföderation und Republik Banda Oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. Von L. Schneider. Erster Band. Mit vier Karten und einem Plane. Berlin, Behr. 1872. Lex.-8. 3 Thlr.

16. Das französische Heerwesen von der großen Revolution bis zur Gegenwart. Eine culturhistorische Studie von Max Jähns. Leipzig, Grunow. 1873. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

„Schleswig-Holstein meerumschlungen" sangen vor 25 Jahren „des Nachts am Born die Mägde mit den Krügen" ebenso, wie sie ganz vor kurzem „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein" sangen. Die Leiden des „verlassenen Bruderstamms" fanden vor 25 Jahren in der deutschen Presse dieselbe Theilnahme, wie jetzt bei der französischen Presse die annectirten Elsaß-Lothringer! Es hat sich viel, sehr viel geändert bei uns seit dem letzten Vierteljahrhundert! Läßt man seine Gedanken einmal rückwärts schweifen und ruft die Erinnerung an die Zeiten des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" zurück, so wird der Unterschied zwischen der damaligen und der jetzigen Zeit gewiß recht lebhaft vor unsere Seele treten, und wir

werden mit Recht eine große Befriedigung über die stattgehabte Veränderung empfinden. Es ist nicht uninteressant und nutzlos, noch heutigentags Einblicke in die Verhältnisse zu thun, wie sie vor ungefähr 25 Jahren in Deutschland obwalteten, und sich davon zu überzeugen, wie wenig es damals „ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein", war. Manchen Aufschluß gibt uns in dieser Beziehung das kleine Büchlein von J. Johannsen (Nr. 14). Dasselbe enthält zwar nur Selbsterlebtes, geht auch im allgemeinen nicht über den Horizont hinaus, in welchem sich ein gebildeter junger Soldat bewegt. Der denkende und mit den damaligen Zeitverhältnissen ein wenig bekannte Leser wird aber aus dem Gegebenen doch manche weitern Schlüsse ziehen können. Der ansprechende, humoristische Ton, in welchem das Büchlein geschrieben ist, erleichtert den Entschluß, demselben ein Stündchen zu opfern. Seinen eigentlichen Leserkreis findet das kleine Werk aber unter denen, welche einst, wenn leider auch vergeblich, für die Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins in den Jahren 1848—50 das Schwert führten. Die Zahl dieser ist nicht unbedeutend. Als sich am 25. Juli 1869 die ehemaligen Kampfgenossen bei Idstedt versammelten, um an dem Jahrestage der dort stattgehabten unglücklichen Schlacht das den gefallenen Kameraden gesetzte Denkmal zu enthüllen, waren über 5000 anwesend. Bei allen diesen wird dies kleine anspruchslose Büchlein theuere Erinnerungen wach rufen.

Nichts Bessres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen! —

Wol mancher Laie in der Kriegskunst wendet das „sapienti sat" auf die nicht enden wollende Literatur über die Geschichte des letzten Kriegs an und sehnt sich ordentlich danach, einmal etwas anderes zu lesen als deutsche Heldenthaten. Solche Bücherfreunde mögen denn nun an „Sonn- und Feiertagen" aus dem Buche L. Schneider's (Nr. 15)*) ersehen, wie hinten fern in Südamerika die Völker vor wenigen Jahren auf eine ganz andere Weise aufeinander schlugen, als wir uns dies nach europäischen Begriffen vorstellen. Der Verfasser, längst durch seine literarische Thätigkeit rühmlichst bekannt, hatte seinerzeit durch seine Stellung ganz besonders Gelegenheit, sich über den genannten Krieg eingehende Kenntnisse zu verschaffen. Es wird vielleicht dem Gedächtniß mancher unserer Leser allerdings entschwunden sein, daß im Jahre 1864 sich in Südamerika ein Krieg entspann, welcher mehrere Jahre dauerte. Mit dem Namen „Lopez" rufen wir aber gewiß manche Erinnerung zurück. Die allmählich fast bis zum Wahnsinn sich steigernde Grausamkeit und Härte dieses Dictators der Republik Paraguay ist ja in Europa beinahe sprichwörtlich geworden. Dieser Lopez begann Ende 1864, eigentlich ohne jeden Grund, Krieg mit dem Kaiserthum Brasilien und machte infolge seines weitern Handelns bei dieser Gelegenheit auch die Argentinische Conföderation und die Republik Uruguay zu Verbündeten Brasiliens. Da der Dictator Lopez ein Einschreiten Brasiliens in Uruguay als Kriegsvorwand benutzte, so hielt es der Verfasser des vorliegenden Buchs für nothwendig, seine Leser über die Entstehung und die Verhältnisse dieses letztern Staats aufzuklären.

*) Der zweite Band des Werks ist eben erschienen. D. Red.

Uruguay, ursprünglich eine Provinz Brasiliens, verschaffte sich im Jahre 1829 nach langem Kämpfen die Anerkennung als unabhängige Republik. Fortwährende Parteikämpfe begleiten bis zum Jahre 1864 die Existenz der jungen Republik. Die recht anschauliche Schilderung dieser Zeitperiode ruft namentlich eine rege Theilnahme für den äußerst tapfern Vertheidiger der Festung Paysandu, Oberst Gomez, welcher der Partei der Blankos angehörte, sowie für den kühnen Parteigänger der andern Partei, der Colorados, General Flores, der tapfer im Kampfe, edel und mäßig als Sieger seinen politischen Gegnern gegenüber auftrat, bei dem Leser wach. Das Kaiserthum Brasilien hatte sich diesen innern Kämpfen Uruguays gegenüber ganz neutral verhalten, sah sich aber doch schließlich genöthigt, mit Rücksicht auf seine Grenzunterthanen und die in Uruguay angesessenen Brasilianer den Uebergriffen der in Uruguay herrschenden Blankos mit den Waffen entgegenzutreten und in Uruguay selbst einzurücken. Der Präsident Lopez von Paraguay, eigentlich gar nicht von diesen Händeln berührt, erklärte infolge dessen, wie schon angedeutet, plötzlich, daß das Einrücken Brasiliens in Uruguay ihn zum Kriege gegen ersteres zwinge, und ließ schnell dem Wort die That folgen. Ohne erheblichen Widerstand zu finden, occupirt er sofort durch seine trefflich geschulten Truppen einen großen Theil zweier angrenzenden brasilianischen Provinzen. Doch die nicht zusammenhängenden, gleichzeitig gegen die Argentinische Republik ausgedehnten Unternehmungen konnten nicht von langer Dauer sein, und am Schlusse des ersten Theils dieses Buchs sehen wir schon, wie im April 1866 die verbündeten Feinde in das Gebiet des Staats Paraguay eindringen.

Der Verfasser schildert bei diesem kaum zu erklärenden Auftreten des Dictators von Paraguay das höchst interessante Entstehen und Bestehen dieses Staats; derselbe hatte ebenso tüchtige wie eigenthümliche Männer an seiner Spitze gehabt. Man kann, folgt man den Angaben des Verfassers, dem Dictator Francia sowie dem Don Carlos Antonio Lopez, Vater und Vorgänger des berüchtigten Dictators, nur die höchste Achtung zollen. Das Heer, welches sich die beiden genannten Lenker des Staats geschaffen, hat als ganz besonders ausgezeichnet nach südamerikanischen Begriffen gegolten. Uns Europäern zwingt es allerdings ein Lächeln ab, wenn wir lesen, daß in dieser Armee bis zum Major hinauf das Tragen von Stiefeln oder Schuhen als unnöthiger Luxus galt, daß zu Ende des erwähnten Kriegs die meisten Subalternoffiziere in paradiesischem Costüm, nur mit Käppi und Degen ausgerüstet, umherstolzirten.

Wir können hier das Detail der einzelnen kriegerischen Unternehmungen und Kämpfe selbstredend nicht schildern und erwähnen nur, daß Miserfolg dem Führer einer Expedition bei den Paraguays ebenso sicher das Leben kostete, wie wir dies einst in Europa bei der französischen Revolutionsarmee erlebt haben. Auch in diesem südamerikanischen Kriege begegnet uns eine Capitulation à la Metz. Der Paraguay-Oberstlieutenant Estigarribia

mußte auf Befehl seines Dictators mit ungefähr 6000 Mann einen Eroberungszug in die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul unternehmen. Er drang mit Erfolg weit auf feindlichem Gebiete vor, bis in die Stadt Uruguayana. In dieser wurde er aber bald von 20000 Feinden eingeschlossen. Aufgefordert sich zu ergeben, schrieb der Oberstlieutenant Estigarribia, Bezug nehmend auf die Handlungsweise des Leonidas bei den Thermopylen, zurück: „Desto besser, so werden wir im Schatten des Dampfes Ihrer vielen Geschütze fechten.“ Bald besann er sich jedoch eines Bessern und dachte „Leben bleiben wie das Sterben für das Vaterland ist süß“, und übergab nach dreizehntägiger Einschließung seinen Degen, „n'ayant pas pu mourir“, an den Kaiser von Brasilien.

Die großen Handelsplätze Montevideo und Buenos-Ayres, die Heimat des Liebig'schen Fleischextracts, Fray Bentos, erregen auch in Europa ein weitverbreitetes Interesse. Es wird daher gewiß manchem recht willkommen sein, sich aus dem vorliegenden Buche auch über die politischen und socialen Verhältnisse jener Gegenden zu orientiren. Interessant ist die Thatsache, daß wie jetzt bei den Carlisten in Spanien die katholischen Priester in Paraguay einen bedeutenden und sehr nachtheiligen Einfluß ausübten und selbst, mit Pistole und Säbel bewaffnet, die fanatischsten Krieger waren.

Wenden wir uns nun dem von Max Jähns verfaßten Werke (Nr. 16) zu. Auch dieser Autor hat sich auf literarischem Gebiete bereits einen guten Namen erworben. In der gegenwärtigen Schrift gibt er uns eine Geschichte des französischen Heerwesens von der großen Revolution bis zur Gegenwart. Er nennt diese Arbeit eine culturhistorische Studie. Die Geschichte des Heerwesens einer Nation darf man mit vollem Rechte so Studie nennen. Die innere Geschichte eines Heeres ist ein Theil der Geschichte des Volks. Die Heereseinrichtungen hängen innigst mit den politischen und socialen Verhältnissen des Landes zusammen. In den großen modernen Staaten bestehen so tiefgreifende Wechselwirkungen zwischen Heer- und Volkswesen, daß man bei vielen Einrichtungen schwerlich die richtigen Ursachen erkennen wird, wenn man die Geschichte des Heers und die des Volks voneinander trennt.

Frankreich glaubte seit der großen Revolution oder gar seit den Zeiten des großen Ludwig, sein Heer das beste der Welt nennen zu dürfen; es bedurfte des jüngst verflossenen blutigen Kriegs, um die Ueberzeugung hervorzurufen, daß keine Berechtigung zu dieser Annahme vorhanden war. Um nun seiner Armee, seinem Volk, sich selbst die gebührende Stellung wieder zu verschaffen, hat Frankreich seit dem letzten Kriege unausgesetzt an seinem Heerwesen geändert und sich dabei namentlich deutsche Einrichtungen zum Muster genommen. Eine der am tiefsten eingreifenden neuen Bestimmungen in Frankreich ist die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Dies war es speciell, was den Verfasser veranlaßte, historisch zu untersuchen, inwieweit Frankreich befähigt ist, aus der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den Nutzen zu ziehen, welchen es erwartet. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die vorliegende Geschichte des französischen Heerwesens geschrieben. Auf den ersten 100 Seiten seines Buchs tritt der Verfasser unter allgemeiner Orientirung über die frühern Verhältnisse den Einrichtungen näher, welche unter der Republik getroffen wurden; ungefähr 150 Seiten behandeln die Zeit Napoleon's I., ziemlich gleichen Umfang nimmt der Zwischenraum ein, welcher zwischen dem ersten und zweiten Kaiserreich liegt. Diesem letztern sind dann auch 150 Seiten gewidmet, während die Gegenwart 250 Seiten ausfüllt. Es ist in dem somit 800 Seiten starken Buche sichtbar das Princip durchgeführt, die Verhältnisse je näher sie der Gegenwart, um so eingehender zu behandeln.

Was nur irgendwie Beachtenswerthes über die einzelnen Perioden der Geschichte des französischen Heerwesens geschrieben ist, hat der Verfasser in geistreicher und pikanter Weise zu seinem Zweck verwendet. So wirkt sein Buch einestheils recht belehrend, anderntheils darf man aber auch von ihm sagen: „Da wo ihr's packt, da ist's interessant!“

Aus den angeführten Thatsachen kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich keinen günstigen Boden finden werde, daß der militärische Geist Frankreichs in dauerndem Niedergang begriffen sei, und daß Frankreich sich auf dem Wege des staatlichen Selbstmords befinde. Der ersten Behauptung pflichten auch wir bei; die beiden andern weitern Folgerungen scheinen uns dagegen ein wenig zu weitgehend und zu schroff. Es däucht uns überhaupt, als ob der Verfasser sich von den hier als Schlußfolgerungen hingestellten Behauptungen schon bei Beanlagung des Werks zu sehr hat beherrschen lassen, daß das ganze Buch nur in der Absicht geschrieben ist, diese Behauptungen zu beweisen. Dies mag denn auch wol der Grund sein, daß er eigentlich nur die Mängel und Schäden des französischen Heers, die Zeiten des Unglücks besonders eingehend beleuchtet. Allerdings: „In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich recht!“, doch darf man hierin nicht zu weit gehen und lediglich aus den Zuständen der Noth und Verzweiflung allein auf die Eigenschaften eines Volks schließen wollen. Wer Preußen nur nach den Erscheinungen aus seiner Unglücksepoche beurtheilen will, wird der sich ein richtiges Bild verschaffen?

Auch das scheint uns der Verfasser in seinem geistreichen Werke zu sehr hervorzuheben, daß die besten Elemente der französischen Armee stets die Deutschen waren, daß der „deutsche Landsknecht“ der tapferste und pflichttreueste Soldat der Franzosen war. Er hat ja gewiß hierin recht; aber bei dem Bestreben, hieraus recht viel Kapital zu schlagen, regt er auch bei den Franzosen sehr leicht das Gefühl an, mit Stolz von sich sagen zu können, daß der Franzose niemals andern Herren diente, daß er niemals ein „Söldner“ war! Auch möchte sich wol manchem hierbei die Frage aufdrängen, wie man zugleich Söldnerheere und die allgemeine Wehrpflicht loben kann. Das Lob, welches der Verfasser nun den deutschen Söldner ertheilt, spendet er keineswegs den Führern von Söldnerheeren. Denn er will gewiß Napoleon I., Bazaine und Garibaldi wenig Schmeichelhaftes sagen, wenn er sie „Condottieren“ nennt, d. h. Führer von Söldnerheeren, Heerführer, welche nur des schnöden Gewinns halber, gleichviel für welche Sache, kämpfen. Bedarf es noch

eines Wortes, um Napoleon und Garibaldi von dem Vorwurf eines Condottierencharakters zu reinigen? Napoleon, welchen sein Streben nach Ruhm und Größe zum „Kaiserwahnsinn" führte; Garibaldi, welcher bei dem bloßen Wort „Republik" sofort in eine heilige Wuth geräth, wie der Stier, dem man einen rothen Lappen vorhält! In Betreff des Uebertritts des Marschalls Ney zu Napoleon, als dieser von Elba zurückkehrte, fällt der Verfasser wol auch ein zu hartes Urtheil. Die Convention von Tauroggen sollte uns Preußen doch gerade zu der Ansicht bringen, daß man alle Thatsachen niemals vom idealen Standpunkt, sondern stets nach den obwaltenden Umständen beurtheilen muß. Und die obwaltenden Umstände gestatten es wol zu sagen, daß der „Bravste der Braven" unrecht und strafbar, aber nicht „treulos und schamlos", wie der Verfasser sagt, gehandelt hat.

So könnten wir noch mehrere Punkte anführen, aus denen nach unserer Ansicht hervorgehen dürfte, daß der Verfasser zuweilen nicht ohne Einseitigkeit, nicht mit voller Objectivität geurtheilt hat. Die Ueberzeugungskraft des Buchs würde entschieden noch größer sein, wenn solche scharfe subjective Urtheile vermieden worden wären. Wenn man aus Thatsachen Beweise ableiten will, so lasse man die Thatsachen nach Möglichkeit allein sprechen. Trotz dieser kleinen Schwächen bleibt das höchst interessante Buch eine werthvolle Bereicherung der Literatur und wird für das Studium des französischen Heerwesens eine ganz vorzügliche Quelle sein.

Neue in- und ausländische Romane.

1. Robespierre. Geschichtlicher Roman von Karl Wartenburg. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Das Herrenhaus im Eschenwalde. Ein Roman von Friedrich Bodenstedt. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Fürstentochter. Von Armand. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
4. Selbst errungen. Roman von Alfred Graf Adelmann. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 2 Thlr.
5. Doctor Vampyr. Roman von Octave Féré. Aus dem Französischen übersetzt von Robert Springer. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
6. Der Guarany. Brasilianischer Roman von J. de Alencar. Aus dem Portugiesischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Der Kapitän des Vultur. Roman aus dem vorigen Jahrhundert von M. E. Braddon. Frei nach dem Englischen. Berlin, Janke. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Schwere Prüfungen. Roman von James Grant. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir beginnen unsere heutige Revue mit dem historischen Romane Karl Wartenburg's: „Robespierre" (Nr. 1), einer recht tüchtigen Arbeit, die wir deswegen an die Spitze stellen, weil sie uneingeschränktes Lob verdient. Die Haupterfordernisse eines guten Romans: treffliche, gesunde Charakteristik der handelnden Personen, eine rüstig fortschreitende, niemals im vollen Zuge einhaltende und erlahmende, bis an das Ende die Spannung erhöhende Erzählung, eine gewandte, knappe, nirgends von ihrem Hauptziel abirrende Darstellung — diese Vorzüge finden wir in dem vorliegenden Werke in seltener Weise vereinigt. Dazu kommt, daß uns der Verfasser nicht geschwätzig in die Rüstkammer seiner historischen Apparate einführt; wir erhalten keine geschichtlichen Excurse, in denen, wie es wol häufig geschieht, die für die eigentliche Fabel unbrauchbaren Studien verwerthet werden; wir finden weder in den Text gewaltsam hineingepfropfte historisch-kritische Anmerkungen, in denen sich eine mühsame Gelehrsamkeit nur zu gern mit Selbstgefälligkeit bespiegelt, noch weitschichtige Parenthesen einer aufdringlichen Vielwisserei; vielmehr geht das Historische ohne Rest in der Erzählung auf, ohne uns irgendwie die unerlaßliche geschichtliche Treue in den Hauptmomenten vermissen zu lassen.

Der uns von Wartenburg vorgeführte Robespierre ist nicht der düstere Held der großen Französischen Revolution, sondern Robespierre, der weltkluge, feingewandte, schneidige Advocat in Arras, der Gönner und Begünstigte des vom Adel tyrannisirten Volks. Mit psychologischer Schärfe und Feinheit entwickelt uns der Dichter die Vorgeschichte des künftigen blutigen Dictators; er zeichnet uns die innern, seelischen Vorbedingungen und die äußern Einwirkungen in der Entwickelung des Mannes, aus deren Zusammenwirken die spätern Handlungen und Schicksale des Revolutionshelden begreiflich werden. Es ist das Werden und Wachsen eines Ungewöhnlichen, Außerordentlichen und Dämonischen, was uns der Verfasser belauschen läßt; und wenn uns der Advocat von Arras durch die Unbestechlichkeit des Charakters, durch die Ueberzeugungstreue und die Energie seines Wollens Bewunderung abnöthigt, so sehen wir doch auf der andern Seite mit stillem Grausen sich die verhängnißvollen Keime jener gesetzlosen Ausschreitungen, jener selbstherrlichen, mit den unveräußerlichen sittlichen Gütern eines Volks spielenden Willkür entwickeln, die in der Schreckenszeit ihre schrankenlosen Triumphe feiern sollte. Nicht minder wahr und tief ist die Figur Joseph Lebon's, des Schülers und Freundes des Advocaten, gezeichnet. Im Gegensatz zu beiden hat der Dichter den in den Vorurtheilen seines Standes befangenen, auf die überlebten, oft grausamen Vorrechte des Adels eifersüchtigen Hector von Lancy scharf ausgeprägt. Die leidenschaftlich aufglühende, dann schmerzlich resignirende Liebe des Advocaten zu Victorinen, der edeln Schwester Hector's, bildet eine der schönsten Episoden der Dichtung. Die Schicksale des armen, von Hector bis zur Verzweiflung mishandelten Pierre Claudin und seiner Braut Margot erheben sich über das Niveau einer novellistischen Zuthat; sie werden zu wirksamen Hebeln der Handlung. Einen phantastisch gespenstigen Zug trägt die Schilderung des wahnsinnigen „Habakuk" in die Dichtung, und rückt so das

düstere Zeitcolorit des Romans in eine grelle, die Brandfackeln der Revolution andeutende Beleuchtung.

Nicht der geringste Vorzug des Buchs ist die ungemeine Lebendigkeit der Erzählung. Man lese nur die von vornherein packende Expositionsscene, die ohne Umschweife mitten in die Fabel einführt, um dieses Lob gerechtfertigt zu finden. Den Höhepunkt des Romans aber bildet des letzten Bandes Schluß, die hochinteressante, auf das äußerste spannende Darstellung der Gerichtsscene, in welcher Robespierre, der Advocat, durch die schneidige Vertheidigungsrede für den als Mordbrenner angeklagten Pierre Claudin und durch Vorführung des unseligen „Habakuk" und seiner Geschichte, über seine Feinde, die Adelsbarone, triumphirt und dem alten, unantastbaren Feudalthum sowie dem lügnerischen Glanz des Hofs in vernichtender Rede den Fehdehandschuh hinwirft. Dennoch ist nirgends das künstlerische Maß verletzt, nirgends das Aesthetische dem sensationserregenden Effecte geopfert.

Wenn wir an der besprochenen Dichtung Wartenburg's die schöne Durchsichtigkeit des Ganzen und die Einheit des Plans bei noch so verwickelten Ereignissen zu rühmen haben, so läßt sich dem Roman von Friedrich Bodenstedt: „Das Herrenhaus im Eschenwalde" (Nr. 2), eine gleiche Vorzüglichkeit der Composition, ein gleiches Ebenmaß der dichterischen Architektonik nicht zuerkennen. Wartenburg's „Robespierre" gleicht einer lapidaren Gewandstatue, deren reicher historischer Faltenwurf die klaren Umrisse des Bildwerks überall durchschimmern läßt, ohne sie bis zur Undurchsichtigkeit schwerfällig zu verhüllen; in Bodenstedt's Dichtung hingegen verschlingt die aufgebauschte Gewandung die Grundlinien der Composition, und nur mühsam schält sich die fundamentale Idee aus der Massenhaftigkeit der Hülle heraus.

Der Hauptschauplatz der Dichtung ist das Herrenhaus des Grafen Karlsburg, der einen reichen Kreis mannichfaltiger Gäste um seine Tafelrunde versammelt hat. Dieser war in erster Ehe mit einer Gräfin Eugenie vermählt, die indeß in einer Anstoß erregenden Beziehung zu einem russischen Fürsten Wussin stand. Dies Verhältniß führte endlich zur Scheidung. Leonore, das Kind des Fürsten und der Gattin Karlsburg's, befindet sich durch eine Verkettung von Umständen in dem Hause des Grafen. Durch einen Zufall werden der junge Heinrich Walter und sein Freund Dr. Melchior ebenfalls in den gastfreien Cirkel des Grafen eingeführt. Allerhand Kurzweil, Gesang, Musik, theatralische Aufführungen füllen die herrlichen Tage im Herrenhause aus. Die Exposition dieser Verhältnisse und die Schilderung der Gäste Karlsburg's und ihres Treibens gibt uns der Dichter in dem ersten, ziemlich umfangreichen Bande des Romans, während der Mangel an einer spannenden, die verschiedenen Persönlichkeiten in rechten Fluß bringenden Handlung empfindlich hervortritt. Der Figurenreichthum kann für diesen Mangel nicht entschädigen; die, wenn auch geistreichen Gespräche und Unterhaltungen der Gäste im Herrenhause ermüden zuletzt; es fehlt der frische Hauch der Erfindung, die Handlung flott zu machen.

Gegen den Schluß des Bandes endlich scheint Leben und Bewegung in die Erzählung zu kommen, eine Bewegung, die sich auch dem weitern Verlaufe der Dichtung mittheilt. Aber es ist mehr das leichte, vorübergehende Gekräusel des Windes auf der Oberfläche des epischen Stroms, als die Leidenschaft des die Tiefe aufrüttelnden Sturms. Fürst Wussin nämlich, im Banne eines hochfrommen, bekehrungssüchtigen Fräuleins von Münzer, die, von einem Schwarme bigoter Abenteurer umringt, ihre Netze auswirft, um verlorene Seelen in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, beschließt, mit Hülfe des im Herrenhause weilenden Barons Swineck seine Tochter Leonore gewaltsam aus dem Kreise des Grafen Karlsburg zu entführen, um sie, die im protestantischen Glauben unterwiesen ward, der katholischen Freundin in die Hände zu spielen. Mit dem gehörigen Aufwande aller üblichen Romanrequisiten wird diese Entführung ins Werk gesetzt. Walter, von dessen Oheim Leonore auf dem Lande erzogen worden war, erhält bei der Festnahme des Barons Swineck eine Wunde. Sein Freund Dr. Melchior indessen macht sich mit dem genialen Maler Urdietrich, ebenfalls einem Gaste des Herrenhauses, auf den Weg, die Entführte einzuholen und zurückzubringen. Die Beschlagnahme der Papiere Swineck's wirft Licht auf die Anstifter des Raubes. Urdietrich und Melchior, der schon früher gesellschaftlich mit Fräulein von Münzer in Verbindung gestanden hatte, suchen die letztere auf, in deren Hause Leonore auch wirklich von dem Fürsten Wussin in Sicherheit gebracht worden. Inzwischen gelingt es dem Grafen Karlsburg, sich der Person des Verführers seiner ersten Gattin, des Fürsten, zu bemächtigen. Auch der Oheim Walter's begibt sich zu dem Fräulein Münzer, wo er denn endlich gegen die Freilassung des Fürsten Wussin sein Mündel Leonore zurückerhält.

Warum, fragt man sich, der ganze abenteuerliche Pomp dieser Entführungsscene, der durch die gutwillige Auslieferung Leonorens, auf deren empfängliches Gemüth der Zauber der katholischen Umgebung bereits seine Reizungen auszuüben begann, die Spitze abgebrochen wird, ohne daß sich neue und spannende Verwickelungen daraus ergeben? Der Schluß des Bandes schildert alsdann den Verkehr Leonorens und des genesenen Walter, dessen Herz sich aber mehr und mehr der schönen Agnes, der gefeierten Zierde des Herrenhauses, zuzuneigen im Begriff ist.

Im dritten Bande erfahren wir, daß Walter dereinst in innigen Beziehungen zu der geschiedenen Gräfin Karlsburg gestanden, eine Erinnerung, die sich nun als drohender Schatten zwischen ihn und Leonore, die Tochter der einst von ihm Angebeteten, stellt. Eugenie holt die Tochter von dem Oheim Walter's ab, um sie wieder zu sich zu nehmen. Sie sieht Walter wieder, nicht ohne Leonorens Neigung zu dem einst von ihren eigenen Reizen gefesselten Jüngling zu bemerken. Auf der Reise trifft sie am Herrenhause mit ihrem ersten Gemahl, dem Grafen Karlsburg, zusammen, und gegenseitiges versöhnliches Aussprechen läßt beide ohne Groll voneinander scheiden. Auch hier, wie überall, sickert die Handlung nur tropfenweise und spärlich durch die spröden Lagerungsschichten geistvoller Dialoge und Reflexionen. Der weitere Ver-

lauf der Dichtung schildert Tage der Freude im Herrenhause. Dr. Melchior hat ein Lustspiel verfaßt, dessen Inhalt und Inscenesetzung breit ausgeführt wird, was an den Hoftheater-Intendanten Bodenstedt gemahnt. Aber Walter, um die Hand der schönen Agnes zu erringen, verläßt des Grafen Haus, um in Italien durch literarische Arbeiten sein Glück zu gründen. In Mailand beschäftigen ihn die politischen Bewegungen der vierziger Jahre. Der mitgetheilte Briefwechsel Walter's und seiner Verlobten gehört zu den schönsten, duftigsten und poesievollsten Partien des Werks. In Rom wird unser Held von dem seinem Tode entgegensiechenden Fürsten Wussin entdeckt; Wussin beichtet ihm reuig seine Lebensschicksale und dringt in ihn, ein letztes Wiedersehen mit seinem Kinde Leonore vermitteln zu wollen. Dies wird durchgesetzt. Leonore trifft in München mit dem schwer kranken Vater zusammen, pflegt ihn bis zur Stunde des Sterbens und nimmt dann, der unglücklichen Stellung in dem Hause ihrer noch immer die Welt genußsüchtig liebenden Mutter müde, aus freiem Entschlusse den Schleier. Walter auf seiner Rückkehr findet überall die Bewegungen und Kämpfe der Revolution von 1848. Wir werden nach Frankfurt geführt, wo wir den Sitzungen des deutschen Parlaments beiwohnen. Walter erringt Agnes, und auch die andern Paare der schönen Zeit im Herrenhause werden zur Befriedigung des Lesers in den Hafen der Ehe gesteuert.

Dies der äußere Rahmen des umfangreichen Werks, dessen großer Figurenreichthum denselben zu sprengen droht. Der Dichter schlingt nur mit Mühe das Band einer einheitlichen Bewegung um die Gruppen seiner Personen. Dazu kommt, daß zu den allzu retardirenden Momenten der überall üppig wuchernden Reflexion noch die Eigenheit der Composition hinzutritt, die zu dem Verständnisse der vorgeführten Persönlichkeiten nothwendige Vorgeschichte derselben in langen Kapiteln dann einzuschalten, wenn eben ein Anlauf zu lebendigerer Entwickelung genommen ist. Das heißt mit dem dritten Act beginnen und die Expositionsscenen nachfolgen lassen. Gewiß verträgt der epische Stil die Pausen der Reflexion und die Ruhepunkte der Episode; aber das Grundthema darf doch zuletzt durch die Nebenmotive nicht verdunkelt und übertönt, das Intermezzo der Betrachtung nicht zu dem Umfange einer Gedankensymphonie erweitert werden. Und welches ist dieses Grundthema? Sind es die Bestrebungen der Römlinge im Gegensatz zu der protestantischen Offenheit? Sind es die Stürme der Revolution von 1848 und die politischen Bewegungen dieser Zeit? Ist es die Schilderung der vormärzlichen Epoche des Bundestags? Oder haben wir das Grundthema in den Leiden und Freuden der Insassen des Herrenhauses zu suchen? Man kommt darüber zu keiner vollkommenen Klarheit.

Trotz dieser Schwächen der Composition indeß ist der Roman ein Werk hohen Ranges. Die Charakteristik der Figuren legt ein glänzendes Zeugniß von der welterfahrenen Beobachtung des Dichters ab. Wir empfinden für den Grafen Karlsburg ein reges Interesse, wie für Heinrich Walter und den trefflich gezeichneten Poeten Dr. Melchior, dessen tiefe Lebensauffassung und sinnige Reflexion den Verfasser selbst zu spiegeln scheinen. Aus der Fülle der Figuren heben wir noch den Fürsten Wussin und den Maler Urdietrich hervor, der das moderne Kraftgenie in derb-ergötzlicher Weise persiflirt. Sein Ringkampf mit dem Mimen Marillon gehört zu den gelungensten Episoden des Romans, ebenso sein Verhältniß zu der Amazone Hertha. Auch versäumt der Dichter nicht, durch Herbeiziehung interessanter historischer Persönlichkeiten, wie des Philosophen Schopenhauer, sein Epos zu beleben. Freilich ist die Vorführung des Weisen von Frankfurt ein wenig zu aphoristisch, um sie ganz zu rechtfertigen. Von besonderm Reiz sind die Frauengestalten Bodenstedt's, unter denen wir der lieblichen, deutsch-weiblichen Erscheinung der Agnes den Preis zuertheilen.

Die jedem Kapitel beigegebenen Mottos verrathen eine seltene Belesenheit und sind ebenso wie die eingestreuten Lieder ein reizvoller Schmuck des Werks. Höchst formvollendet und von edler, tiefer Empfindung beseelt, dem Andenken einer Verstorbenen gewidmet, ist das Eingangsgedicht. Dialog und Reflexion enthalten eine blendende Fülle von Aphorismen und Maximen, welche die hohe Begabung des Gnomikers in dem glänzendsten Lichte zeigen. Die Epoche der vierziger Jahre wird uns in allen Schattirungen vorgeführt; der Pulsschlag eines modernen, geläuterten, im Wirbel der politischen und künstlerischen Einwirkungen sich mit Sicherheit behauptenden Empfindens und Denkens tönt uns aus jedem Kapitel entgegen. Im ganzen erinnert Composition und Darstellungsweise dieses Romans vielfach an Meister Ludwig Tieck, namentlich was die Durchsetzung der Erzählung mit dem stets bereiten und schlagfertigen Raisonnement betrifft.

Der Sänger der „Lieder des Mirza-Schaffy" blickt uns oft versteckt aus der lyrischen oder gnomischen Färbung der Zeilen entgegen. Wie artig ist z. B. der Einfall am Schlusse des sechsten Kapitels des dritten Bandes: „Die Liebe macht uns alle katholisch, lieber Graf, denn sie ist die einzige alleinseligmachende Kirche!"

In Armand, dem Verfasser der „Fürstentochter" (Nr. 3), begegnen wir einem Schriftsteller (Fr. August Strubberg), der sich durch die in seinen Romanen niedergelegten Erlebnisse und Erfahrungen einer amerikanischen Reise Gunst und Theilnahme des Publikums erobert hat. Dahin gehören die Werke: „Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas", „Bis in die Wildniß", „Die Sklaverei in Nordamerika" u. a., in denen das ethnographische Material das eigentlich Poetische überwiegt. Auch die vorliegende Dichtung hat in ihrem zweiten Theile Amerika zum Schauplatz. Es bleibt indeß zu bedauern, daß über der Trennung des letztern in zwei Welttheilen die Einheit der Composition empfindlich leidet; dem Verfasser ist es nicht gelungen, die Fäden der Ereignisse auch aus der Ferne gehörig ineinanderzuweben; Alte und Neue Welt sind durch den Ocean auseinandergerissen, während doch das telegraphische Kabel der Erfindung die Gestalten der Dichtung auch über das Meer fort in größere und innigere Beziehung zu setzen vermocht hätte.

Der Fürst Alfried ist in Leidenschaft für Laura Olviani erglüht; eine heimliche Vermählung krönt den

Bund, in welchem der Prinz seine höchste Befriedigung findet. Auf Dringen des fürstlichen Aelternpaars, das die Neigung des Prinzen zu Laura ertödten will, unternimmt Alfried in Begleitung des intriguanten, heuchlerischen Barons Seifstein eine Reise nach Italien. Die Liebe des Prinzen wird durch die Sehnsucht in der Ferne genährt und vertieft; er kehrt endlich heim, um in den Armen Laura's, die ihm inzwischen ein Kind, Castalia, die Fürstentochter, geboren, die alte Zaubermacht der Liebe zu empfinden. Um so unbegreiflicher und psychologisch durchaus nicht genügend motivirt erscheint das plötzliche Erkalten Alfried's, der sich trotz des mit Laura geschlossenen Ehebundes in der Folge mit der Tochter eines regierenden Herrschers vermählt. Nach einem leidenschaftlichen Ausbruche der Entrüstung dem treulosen Gemahl gegenüber verläßt die Mutter mit Castalia die Heimat mit ihren schmerzlich quälenden Erinnerungen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Der entlarvte Seifstein, dessen ziemlich plumpen Intriguen gegenüber dem doch so geistvoll geschilderten Fürsten die Augen nur zu spät aufgehen, folgt der verstoßenen Laura. In Texas siedelt diese sich an. Die Scenerie des Landes, die Beschwerden der Ansiedelung, die Kämpfe mit den Rothhäuten werden von dem Verfasser lebendig und mit Sachkenntniß vorgetragen. Nur steht der allzu geleckte und salonmäßige Ton der Erzählung dem Naturwüchsigen des amerikanischen Urwaldgebiets etwas fremd gegenüber.

Der junge, aus Europa ausgewanderte Kuno Reuter wird der Retter der Ansiedler in dem Streite mit den Indianern. Die aus der Heimat herübergelangende Kunde von dem Unglück Alfried's erfüllt die Seele der anfangs so edel und liebreich gezeichneten Laura mit dem Wohlgefühl befriedigten Rachedurstes. Ein furchtbares Naturereigniß, dessen verheerende Gewalt mit markigen Zügen von dem Dichter geschildert wird, rafft den größten Theil der Ansiedler, mit ihnen Laura, als Opfer dahin. Seifstein und Castalia werden wie durch ein Wunder gerettet. Castalia findet in der Verbindung mit dem braven Kuno eine sichere Stütze für die Zukunft; dem Andenken ihrer unglücklichen Mutter getreu, weist sie die Anerbietungen des reuigen Fürsten Alfried, ihres Vaters, mit Stolz zurück. So die Fabel. Die Schilderung der Ereignisse in Texas bildet den gelungenern und bei weitem spannendern Theil des Werks. Als ein Zeugniß der zu größern Aufgaben gewiß befähigten Phantasie Armand's führen wir das Kapitel an, in welchem Seifstein im Kampfe mit dem tollen Billy, dessen vergrabenem Golde er nachspürt, ein schauriges Ende findet.

Der Roman von Alfred Graf Adelmann: „Selbst errungen" (Nr. 4), beweist ein tüchtiges und durchaus lobenswerthes Streben. Wie der Verfasser in der Vorrede mittheilt, ist seine Arbeit durch den großen französisch-deutschen Krieg unterbrochen worden, ein Umstand, der gerade nicht zum Vortheil der Composition des Werks ausgeschlagen ist. Denn das Interesse an der großen Zeit Deutschlands hat den Dichter verleitet, in seine Erzählung, deren Stoff und Gehalt schon an und für sich die größern Dimensionen des Romans nicht verträgt und mehr für den bescheidenen Umfang einer Novelle geeignet erscheint, persönliche Kriegserlebnisse gewaltsam hineinzuarbeiten, ohne daß es ihm recht gelungen wäre, die Kluft zwischen dem ursprünglichen Entwurf seiner Arbeit und der spätern, fremdartigen Zuthat zu überbrücken. So steht die Breite der Ausführung mit der spärlichen Handlung und der Einfachheit der Fabel in keinem harmonischen Verhältniß. Im übrigen aber hat sich der Dichter kein uninteressantes psychologisches Problem in seinem Helden zur Lösung gestellt. Dieser Held nämlich, ein Jüngling aus vornehmer und begüterter Familie, hat sich durch Leichtsinn und Spielverlust in bedrängte Lage gebracht. Ein Selbstmordversuch hat den Tod seines einzigen und geliebtesten Freundes, der jenen aus den Fluten zu retten unternimmt, zur Folge. Auch der Tod der Mutter des Helden wird durch des Sohnes Sünde verschuldet. Der unerbittliche Vater verstößt ihn. Er ist allein in der Welt und auf sich selbst angewiesen. Doch weit entfernt, dem Jammer seines Schicksals zu erliegen, bietet er diesem Trotz. Arbeit ist die Selbstheilung, die er an sich vollzieht. Mit eiserner Energie bildet er sich zu einem bald vielgenannten Maler aus, sodaß die Kunst ihm nicht allein eine Braut aus edler Familie, sondern auch die Versöhnung mit seinem Vater erringt. Freilich ist der Umwandlungsproceß in der Seele des Helden nicht genetisch genug dargestellt. Man glaubt an die Läuterung seines Wesens mehr in Rücksicht der Erfolge, die dem Streben des jungen, sich auf sich selbst besinnenden Mannes zutheil werden, als überzeugt durch die Schilderung der Kämpfe, die sich in seinem Innern vollziehen. Das Aeußere überwiegt hier zu sehr das Innerliche. Der Stil und die Darstellung des Verfassers verrathen Fleiß, Bildung und Geschmack. Nur eines Zuviels poetischer Schilderung sei noch Erwähnung gethan. Adelmann liebt es, leblose Gegenstände zu personificiren oder der Natur menschliches Empfinden zu leihen. Da horchen, lauschen, plaudern und verwundern sich Laube und Pavillon im Garten, da rufen sich Blumen und Büsche und Vögel ihre Beobachtungen über der Menschen Treiben zu, ein Springbrunnen wirft neidische Blicke u. s. w. Dies für das Märchen so geeignete Motiv ermüdet hier durch Wiederholung und gemahnt wie das harmlos-naive Geplauder eines Kindes zwischen den ernsten Unterhaltungen der Erwachsenen.

Es bleibt uns noch übrig, eine Reihe ausländischer Romantruppen Revue passiren zu lassen. „Doctor Vampyr" von Octave Féré (Nr. 5) ist nicht ohne culturhistorisches Interesse, ein grauenerregender Beitrag zur Geschichte der maßlosen Sittenverderbniß während des zweiten Kaiserreichs. Aber nur mit Mühe läßt sich das Buch zu Ende lesen. Man wendet sich zuletzt mit Abschen ab von jenem „Hause des Verbrechens", jener heimlichen Entbindungsanstalt, in welcher das Neugeborene ein sicherer Tod erwartet, man bebt zuletzt zurück vor jener Welt des Schwindels und vor der kein Mittel verschmähenden Gaunerei. Dabei ist nicht zu leugnen, daß die Darstellung des seinen zweifelhaften Stoff mit sicherer Hand gestaltenden Franzosen blitzt und funkelt; aber es ist das unheimliche Leuchten vermodernden Holzes am Rande eines verpesteten Sumpfes. Erträglich indeß werden diese mit schreckhafter Realität ausgemeißelten Ausgeburten des Romans durch das versöhnende Gegenbild,

das ihnen der Dichter gegenüberstellt. Der Charakter des Dr. Ludwig Mareschal erfüllt uns mit Hochachtung, und dem Schicksal und der seelischen Entwickelung des armen Taubstummen Paul Chevert können wir unsere sympathische Theilnahme nicht versagen.

Die portugiesische Literatur ist im großen und ganzen in Deutschland nur durch die Uebersetzungen der „Lusiaden" von Luis de Camões vertreten. Um so dankenswerther ist das Streben, uns die verborgenen Schätze auch jener Literatur zugänglich zu machen. Der brasilianische Roman „Der Guarany" von J. de Alenca (Nr. 6) verdient in der That die allseitigste Empfehlung. Die Composition der Dichtung ist vortrefflich; der Faden der Erzählung ist meisterhaft geschlungen und bis zum Schluß des Werks straff gespannt, so straff, daß er am Ende gewaltsam zerreißen muß. Denn alle in dem Werke uns vorgeführten Personen finden ihren tragischen Untergang, und die empfindsame deutsche Leserin schaut sich vergebens nach dem alle Thränen verscheuchenden Hochzeitsjubel um, der die Romane ihrer Lieblingsautoren zu beschließen pflegt. Doch für die Grausamkeit des Dichters, all seine Geschöpfe dem Tode zu weihen, wird auch die Leserin einen reichen Ersatz finden in dem üppigen Reichthum der Phantasie des Autors, in der Frische und dem ungemeinen Leben seiner Darstellung wie in dem lockenden Reize, den die Originalität und die Neuheit der von ihm entrollten Scenen, Situationen und Bilder gewährt. Der Uebersetzer selbst gibt in einer Vorrede einige Winke zum Verständniß des anziehenden Werks, aus denen wir das Folgende anführen:

Es erübrigt auch noch ein Wort der Erklärung in Bezug auf den Helden der Erzählung, den Indianer Pery vom Stamme der Guarany, der dem fremden Leser leicht als ein rein dichterisches Gebilde erscheinen könnte. Ganz ohne poetischen Schmuck ist die Gestalt Pery's freilich nicht. Aber die Wunder von Aufopferung, welche er für seine Herrin verrichtet, sind dem Grundzuge des Charakters der Kinder seines Stammes durchaus anpassend. Dieser Stamm ist zwar aus Brasilien fast gänzlich verschwunden, er lebt aber in den durch die Jesuitenmissionen halbcivilisirten Bewohnern der Republik Paraguay noch heute fort. Und wer dem Kampfe, den dieses Volk durch volle fünf Jahre gegen drei weit überlegene Mächte zu bestehen hatte, nur mit der geringsten Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird sicherlich den Heldenmuth, die Ausdauer und Hingebung bewundert haben, mit welcher es sich für einen Tyrannen hinschlachten ließ, nur um dem erwählten Gebieter getreu zu bleiben bis in den Tod.

Dies gänzliche Verleugnen des eigenen Selbst, diese Treue einer in aller Gefahr sich gleich bewährenden Anhänglichkeit, welche die innerste Natur dieses Indianerstammes bezeichnen, kommt in dem Guarany Pery zur poetisch verklärten Erscheinung. Nicht ohne tiefe Rührung wird man das Buch aus der Hand legen, und Pery und seine schöne Herrin Cecilie werden sicherlich als bleibende Gestalten auch in der Erinnerung des belesensten Romanfreundes haften.

Die Dichtung des äußerst fruchtbaren M. E. Braddon: „Der Kapitän des Vultur" (Nr. 7), und den doppelbändigen Roman: „Schwere Prüfungen" von James Grant (Nr. 8), begnügen wir uns kurz anzuführen. Beide Werke sind frisch und lebendig geschrieben, ohne indeß durch Eigenartigkeit der Behandlung oder Neuheit des Stoffs zu eingehenderer Besprechung herauszufordern.

Emil Taubert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der Kaiser von Deutschland hat dem Zweigverein der Berliner Schiller-Stiftung, deren Gedeihen er fortgesetzt den lebhaftesten Antheil schenkt, einen Beitrag von 1000 Mark, bei Entgegennahme des dreizehnten Jahresberichts, bewilligt.

— Bei der letzten Generalversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft, welche am 23. April stattfand, hielt Freiherr Georg von Vincke einen Vortrag über Shakspeare und Garrick. Er charakterisirte die künstlerische Bedeutung des berühmten Darstellers, und gab eine Entwickelung der Geschichte des englischen Theaters von Shakspeare bis Garrick. Die Mitgliederzahl der Gesellschaft beträgt etwa 180; die finanziellen Verhältnisse derselben scheinen so günstig, daß man einen, wenn auch bescheidenen Preis von 50 Thalern, der alle zwei Jahre am Geburtstage des Dichters vertheilt werden soll, für Zöglinge der berliner Akademie ausschreiben konnte, die eine von der Gesellschaft zu stellende Preisaufgabe lösen. Die Bibliothek der deutschen Shakspeare-Gesellschaft ist schon jetzt eine der reichhaltigsten in Europa und zählt mehr als 500 Nummern. Zu Ehrenmitgliedern hat der Vorstand die englischen Shakspeare-Forscher Staunton, Clark, Wright und die deutschen Shakspeare-Darsteller Döring in Berlin und La Roche in Wien ernannt.

— Die „Nachgelassenen Schriften" Ludwig Feuerbach's werden von Dr. Karl Grün herausgegeben werden, welchem die Familie des Verstorbenen den Nachlaß zu diesem Zweck übergeben hat. Unter diesen Schriften befindet sich die Doctordissertation, die Vorlesungen, welche Feuerbach als Privatdocent zu Erlangen hielt, biographische Aufzeichnungen und Briefe hervorragender Zeitgenossen. Der Nachlaß wird für die Charakteristik des geistreichen Philosophen ein wichtiger ergänzender Beitrag sein.

Ausländische Literatur.

Der schriftliche Nachlaß jener Freundin Byron's, welche mit seinen italienischen Fahrten in engem Zusammenhange stand und eine Zeit lang seine Neigung beherrschte, der jüngst verstorbenen Gräfin Teresa Guiccioli, soll ein interessantes Werk der Gräfin: „Byron's italienischer Aufenthalt", enthalten, mit ungedruckten Briefen und Aufzeichnungen und einer Zahl von Lord Byron's eigenhändigen Manuscripten. Die umfangreiche Correspondenz aus den Jahren 1820—23 soll freilich nicht für die Oeffentlichkeit geeignet sein.

— An die Gesammtausgaben der Werke von William Makepeace Thackeray, eine Ausgabe in zwölf Bänden und eine „illustrated Library edition" in zweiundzwanzig Bänden, knüpft die „Edinburgh Review" in ihrem Januarheft eine eingehende Würdigung des englischen Humoristen und eine Charakteristik seiner einzelnen Werke. Am Schlusse nimmt sie ihn gegen den Vorwurf der Manierirtheit in Schutz, indem sie meint, daß dieser Vorwurf gegen jeden Schriftsteller, der nicht auf der Höhe des Homer, Shakspeare und Goethe stehe, gerichtet werden könne. Alle hervorragenden lebenden Autoren, Tennyson, Browning und Carlyle, seien Manieristen. Der Kritiker glaubt, daß Thackeray's Werke auch nach einem Jahr-

hundert noch ihre Leser finden werden. Fielding habe diesen Zeitraum überlebt, und gewichtigere Gründe für Unsterblichkeit, als zu seinen Gunsten sprächen, könnten für Thackeray geltend gemacht werden. Wenn man aufhören würde, seine Werke als Gemälde der Gesellschaft und Charakterzeichnungen zu lesen, würden sie noch immer einen nicht unrühmlichen Platz in der englischen Literatur durch die hervorragende Reinheit und Schönheit ihres Stils behaupten.

— Das Februarheft der in Florenz erscheinenden „Nuova antologia di scienza, lettere ed arti" enthält eine interessante Studie über den Wahnsinn Torquato Tasso's. Der Verfasser, Filippo Cardona, kommt in Bezug auf den großen Dichter und Philosophen Torquato Tasso zu dem Resultat, daß er im wahren Sinne des Wortes geisteskrank war, daß seine Geisteskrankheit zum Ausbruch kam ein Jahr vor seiner Gefangenschaft, wahrscheinlich im Jahre 1575, und fortdauerte ein Jahr nachdem er die Freiheit wiedergewonnen hatte; daß seine Delirien von Visionen, Illusionen und Hallucinationen begleitet waren und mit dem Wahn zusammenhingen, daß er fortwährend von allen verfolgt werde; daß sein Wahn eine Monomanie gewesen, also mit einem Genie ersten Ranges und mit der Ungestörtheit der übrigen geistigen Fähigkeiten vereinbar; daß diese Form der Krankheit einen intermittirenden Gang annahm und von den glänzendsten Intervallen unterbrochen, daß sie aber von den Aerzten nicht erkannt, schlecht behandelt und dadurch verschlimmert worden sei.

Theater und Musik.

Ein neues Stück von L. Anzengruber, dem österreichischen Volksdramatiker, dessen „Pfarrer von Kirchfeld" auch an unsern norddeutschen Bühnen Erfolg hatte, „Elfriede", wurde von den Burgschauspielern am wiener Carltheater zum Besten des israelitischen Taubstummeninstituts, dann auch am Burgtheater aufgeführt. Die frühern Dramen Anzengruber's: „Der Meineidsbauer", „Der Kreuzelschreiber", hatten die Eigenthümlichkeit, daß die oft derbe, meistens frische dorfgeschichtliche Darstellung durch freikirchliche oder politische Tendenzen wirksam gehoben wurde. Das neue Stück ist ein Salonstück, ein Ehestandsdrama, von sehr dünner und dürftiger Handlung und, wie die wiener Kritik fast einstimmig betont, von einer sehr primitiven dramatischen Technik. Namentlich werden die Actschlüsse getadelt, die gar keinen Einschnitt der Handlung bilden. Das Ganze erscheint als ein einziger Act. Trotz der günstigen Aufnahme, die das Stück fand, will die Kritik in demselben nur einen Fehlgriff sehen, indem die Alltagsmisère uns in dem Stück in ihrer ganzen Geistlosigkeit entgegentritt. Der Volksdichter kann in dem Salon keinen rechten Boden finden.

— Im wiener Stadttheater ging ein bereits am berliner Residenztheater aufgeführtes Stück: „Junge Leiden" von A. Mels, mit Beifall in Scene. Der Held des Stücks ist der jugendliche Heinrich Heine; die Kritik macht dem Stück zum Vorwurf, daß die Geldfrage darin eine zu große Rolle spiele.

— Das zweiactige Lustspiel von Moritz Hartmann: „Gleich und Gleich", unsers Wissens der einzige Versuch des zu früh verstorbenen Dichters, die Bühne zu erobern, hat bei der Aufführung am berliner Hoftheater keinen Anklang gefunden.

— Gustav von Moser's neues Lustspiel: „Vorurtheile", welches neuerdings von ihm in „Graf Rakoczi" umgetauft worden ist, fand bei der Aufführung in Görlitz und München eine beifällige Aufnahme.

— Im Odéon wurde ein einactiges Lustspiel von Harier-Aubryet: „Le docteur Molière", aufgeführt; der eigentliche Held des Stücks ist der pariser Bürger, der sich dadurch einen Namen machte, daß er während der Aufführung des Lustspiels „Les précieuses ridicules" ausrief: „Courage, Molière, voilà de la bonne comédie." Dieser Bürger, der Arcagne in dem Stücke heißt und der Nebenbuhler seines Sohns um die Hand der jungen Lucile, wird durch Molière von seiner Schrulle geheilt. Das Stück erinnert an das bekannte Paradepferd deutscher Gastdarsteller: „Doctor Robin."

— Die neue englische Bühne greift häufig zu dem Lustspiel des 18. Jahrhunderts zurück. Die Sheridan'schen comedies sind noch immer Repertoirestücke. Neuerdings nahm das Theater von Charing Croß in London wieder Garrick's Lustspiel „The country girl" auf, welches eine Bearbeitung des Wycherley'schen Lustspiels „The country girl" ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wolfgang Menzel ist am 23. April im fünfundsiebzigsten Lebensjahre in Stuttgart gestorben. Er war in Schlesien, in der Bergstadt Waldenburg 1798 geboren, besuchte das Elisabethanum in Breslau und nahm 1815 an dem Feldzuge gegen Napoleon theil. Später auf der Universität zu Jena schloß er sich den burschenschaftlichen Bestrebungen an und war ein eifriger Jünger Jahn's. Diese Richtung seiner Jugend wurde bestimmend für sein literarisches Auftreten. Der deutschthümelnde Zug und die Franzosenfresserei der Jahn'schen Epoche, eine fromme, geistig und sittlich puristische Richtung zugleich mit einer handgreiflich derben Polemik, in welcher sich die kräftige Muskulatur des geistigen Turners zeigte, sind für seine frühern wie spätern Schriften charakteristisch geblieben. Hierzu kam sein schlesisches Naturell, mit welchem eine phantasievolle Beweglichkeit verbunden ist, und eine dichterische Ader, die selbst dem rauflustigen Kritiker nicht fehlte. Er dichtete Märchen, wie „Rübezahl" und „Narcissus", und schrieb einen Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege: „Furore". Seine Bedeutung liegt in seiner literarhistorischen Wirksamkeit, die indeß durchaus nicht als fruchtbringend bezeichnet werden kann. Er hat sich einzelnen Ausschreitungen der Literatur mit Tapferkeit entgegengeworfen; aber über die energische Handhabung der Sittenpolizei gehen seine Verdienste kaum hinaus, man müßte denn die warme Anerkennung Schiller's und Jean Paul's ihm zur Ehre anrechnen in einer Zeit, welche die Verdienste dieser großen Dichter anzweifelte. Desto einseitiger war seine Geringschätzung Goethe's. Sein Hauptwerk bleibt die stark polemische „Deutsche Literatur" (2 Bde., 1828; 2. Aufl., 4 Bde., 1836). Aehnlicher Polemik waren schon die „Europäischen Blätter" (1824—25) und später das „Literaturblatt" gewidmet, das er seit 1825 redigirte und in dem er seine hartnäckigen und unermüdlichen Fehden mit Börne, Heine und dem Jungen Deutschland führte. Längere Zeit hindurch konnte dasselbe indeß sich nicht als literarische Macht behaupten; die Strömung der Zeit, namentlich nach der Julirevolution, ging gegen die Richtung Menzel's, und seine Denunciation der jungdeutschen Autoren schadete seinem Ruf. Das Blatt ging 1848 ein, wurde aber im Jahre 1852 in sehr schüchterner Gestalt als reactionäres Parteiblättchen erneuert. Als Historiker ist Menzel sehr productiv gewesen und in der letzten Zeit in eine bedauerliche Vielschreiberei verfallen; er schrieb Geschichte nicht ohne Frische der Darstellung, doch ohne wissenschaftliche Bedeutung, für das größere Publikum. Sein Hauptwerk war seine „Geschichte der Deutschen" (3 Bde., 1824—25). Hieran schloß sich später seine „Geschichte Europas von 1789—1815" (2 Bde., 1853), „Geschichte der letzten 40 Jahre" (2 Bde., 1865), „Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte" (6 Bde., 1860), „Allgemeine Weltgeschichte" (12 Bde., 1862) u. s. f. Daneben erschienen in großer Zahl publicistische Schriften, in denen eine einseitig theologisirende Richtung vorherrschte, die aber oft den Nagel auf den Kopf traf. So erwarb sich Menzel in den letzten Jahren Verdienste durch seine Bekämpfung des süddeutschen Particularismus, sowie des hierarchischen Unfehlbarkeitsdogmas. Menzel lebte seit 1845 in Stuttgart und war zweimal Abgeordneter der würtembergischen Kammer, 1830—38 und 1848—49.

— Ueber den Tod Arthur Müller's gibt die „Nürnberger Presse" nähere Auskunft. Wir erfahren, daß unsere Vermuthung sich bestätigt: er war es müde, den Kampf mit Noth und Mangel, den er seit langen Jahren kämpfte, noch weiter fortzusetzen. Dieser Kampf, noch verschärft in der letzten Zeit durch Processe, welche einen fatalen Ausgang zu nehmen drohten, trieb ihn in den Tod. Gerade seine ernstern Werke hatten nicht den gehofften Erfolg; das geschichtliche Drama ist und bleibt das Stiefkind der deutschen Bühnen. Der Tod

Müller's ist eine neue Mahnung an die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, ihr Werk rüstig zu fördern, um die äußern Lebensbedingungen der Schriftsteller günstiger zu gestalten; aber auch an die deutschen Bühnen, den Talenten nicht ihre Pforten zu verschließen, sich nicht von dem Geschmack des Publikums bestimmen zu lassen, sondern bildend auf ihn einzuwirken. Arthur Müller war übrigens ein Verehrer Schopenhauer's und Hartmann's; des letztern „Philosophie des Unbewußten" lag aufgeschlagen auf dem Tisch vor seinem Sterbebette.

Bibliographie.

Amiet, J., Urs Graf. Ein Künstlerleben aus alter Zeit. Basel, Georg. 8. 12 Ngr.

Barth, C., Die einzige Möglichkeit des Fliegens für den Menschen. Eine naturgeschichtliche Studie. Eichstätt, Krüll. 8. 2½ Ngr.

Baethke, H., Der Lübecker Todtentanz. Ein Versuch zur Herstellung des alten niederdeutschen Textes. Berlin, Calvary u. Comp. 8. 10 Ngr.

Beyschlag, W., Ein antiker Spiegel für den „neuen Glauben" von D. Fr. Strauß. Vortrag. Berlin, Rauh. 16. 6 Ngr.

Bleibtreu, M., Pater Lacordaire's Leben und Wirken. Freiburg i. Br., Herder. 8. 18 Ngr.

Der Bund der Unsichtbaren oder Berliner Bauernfänger auf Reisen. Romantisches Sittenbild aus der Gegenwart. 1stes bis 8tes Heft. Görlitz, König. Gr. 8. à 3 Ngr.

Erbstein, J., u. A. Erbstein, Ein vergessenes Denkmal Peter des Grossen. Lösung eines numismatischen Räthsels. Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Erlebnisse einer Mannes-Seele. Herausgegeben von B. Auerbach. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 15 Ngr.

Ernesti, Luise, (M. v. Humbracht) Ein neues Jahr — ein neues Leben. Roman. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Felix, R., Saul und David. Biblisches Trauerspiel. Köln, Roemke u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Freimuth, B., Das moderne Recht und die Katholiken. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 20 Ngr.

Frenzel, K., Lucifer. Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit. 5 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich der Große, Die Kunst des Krieges. Ein Gedicht. Uebersetzt von Emilie Schröder. Berlin, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Geffcken, F. H., Das deutsche Reich und die Bankfrage. Hamburg, Nolte. 8. 12 Ngr.

Gierke, O., Das deutsche Genossenschaftsrecht. 2ter Bd.: Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffs. (1ster Abschnitt des über „die rechtliche Natur der deutschen Genossenschaft" handelnden 2ten Theils des deutschen Genossenschaftsrechts.) Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 Thlr.

Gittermann, C., Urkundliche Darstellung meiner Amtsentsetzung. Emden, Haynel. Gr. 8. 15 Ngr.

Grassmann, R., Die Weltwissenschaft oder Physik. 2ter Thl.: Die Erdgeschichte oder Geologie. Stettin, Grassmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grüning, E., Fürst und Lehrer. Ein Gespräch. Hamburg, Grüning. 8. 5 Ngr.

Hahn, J. G. v., Sagwissenschaftliche Studien. 4te Lief. Jena, Fr. Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Hahnke, W. v., Die Operationen der III. Armee. 1ster Thl. Bis zur Kapitulation von Sedan. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hansen, R., Die Aufgabe Deutschlands. Vortrag. Schleswig, Bergas. 8. 7½ Ngr.

Hasert, B., Kosmos. Ein didaktisches Gedicht. Berlin, Denicke. 8. 10 Ngr.

Hedberg, Die Hochzeit zu Ulfasa. Schauspiel. Aus dem Schwedischen von G. Hilder. Danzig, Kafemann. 16. 20 Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Maria Louise Erzherzogin von Oesterreich Kaiserin der Franzosen. Mit Benutzung von Briefen an ihre Aeltern und von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Heppe, H., Geschichte der theologischen Facultät zu Marburg. Marburg, Ehrhardt. Gr. 4. 15 Ngr.

Holtzmann, A., Germanische Alterthümer mit Text, Uebersetzung und Erklärung von Tacitus Germania. Herausgegeben von A. Holder. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hunnius, F., Das Leben Fénélons. Gotha, F. A. Perthes. 8. 22 Ngr.

Jansen, G., Rochus Friedrich Graf zu Lynar, königl. dänischer Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Zur Geschichte der nordischen Politik im 18. Jahrhundert. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 24 Ngr.

Jansen, K., Uwe Jens Lornsen. Herausgegeben zur Erinnerung an den 24. März 1848. Garding, Lühr u. Dircks. Gr. 8. 3 Ngr.

Kambli, C. W., Unser Glaube an ein ewiges Leben. Vortrag. Zürich, Schabelitz. 8. 6 Ngr.

Kreyssig, F., Die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert. 3 Vorträge. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr.

Die Kriegs-Poesie der Jahre 1870—1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hansing, F. Metzger, Münch rc. 1ster Bd. Mannheim, Schneider. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krüger, J., Die Romanheldinnen. Launige Erzählung. Altona, Verlagsbureau. 8. 25 Ngr.

Lehmann, E., Eine verhängnißvolle Nacht. Komödie. Leipzig, Mutze. 8. 1 Thlr.

August Lüben. Sein Leben und seine Schriften. Von ihm selbst beschrieben. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lübke, W., Württemberg und die Renaissance. Rede. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Marbach, O., Die Freimaurerei und der Streit der Parteien um Tagesfragen. Manuscript für Brr. Fr. Mrr. Leipzig, Fries. Gr. 8. 10 Ngr.

Mautner, E., Carl La Roche. Gedenkblätter zur Feier seiner vierzigjährigen ruhmreichen Wirksamkeit am k. k. Hofburgtheater zu Wien. Wien, Rosner. Gr. 16. 20 Ngr.

Mertens, T., Die Kerkerscene aus Goethe's Faust. Hannover, Helwing. 8. 5 Ngr.

Mühlfeld, J., Aus dem „tollen" Jahr. Federzeichnungen aus dem Jahre 1848. Zur 25jährigen Gedächtnißfeier. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Müller, O., Ausgewählte Schriften. 1ster Bd. Stuttgart, Kröner. Gr. 16. 13½ Ngr.

Neumann, F. X., Die Kunst in der Wissenschaft. Zwei Vorträge. Wien, Gerold's Sohn. 8. 16 Ngr.

Nippold, F., Richard Rothe Dr. und Prof. der Theologie und Großherzoglich badischer Geh. Kirchenrath zu Heidelberg. Ein christliches Lebensbild auf Grund der Briefe Rothe's entworfen. 1ster Bd. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Norrenberg, P., Kölnisches Literaturleben im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Mit Beilagen, enthaltend: Die hystorie von den hylgen dry konyngen. Sent Columben Legendt. Die historie van lansiot vnd van die schone Sandrijn. Viersen, Baedeker. Gr. 8. 20 Ngr.

Obermüller, W., Die Herkunft der Sekler und die atlantidisch-indische oder Zigeuner-Race. Wien, Brüder Winter. Hoch 4. 12 Ngr.

Oehme, F., Göttinger Erinnerungen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 28 Ngr.

Oesterreich — Ungarn betrachtet aus unparteiischem Standpunkte. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Pauli, C., Die Benennung des Loewen bei den Indogermanen. Ein Beitrag zur Lösung der streitfrage über die heimat des indogermanischen urvolkes. Münden, Augustin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Petrick, A., Ernst von Schwaben. Trauerspiel. Berlin, W. Müller. 8. 1 Thlr.

Ranke, L., Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr.

Reinhard, R., Diothrephes. Ein Lebensbild aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Kirche. Berlin, Heinersdorff. 1872. 8. 25 Ngr.

Reinhardt, L., Edward. Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 Thlr.

Reuter, R., Der hohe Hof des Parlements von Deutschland. Berlin, Stilke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Richter, A., Schule und Leben. Pädagogische Anregungen. Leipzig, Brandstetter. 8. 15 Ngr.

Richter, E., Ein Licht der Manchestristen. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 12 Ngr.

Richter, J., Ultramontankommunisten. Aus dem Griechischen verdeutscht und von einem Vorreiter eingeführt. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rühl, G., Die Barbelebens. Dorf- und Weltgeschichtliches aus jüngster Zeit. 2ter Thl. Berlin, Rauh. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schneider, L., Der Krieg der Triple-Allianz (Kaiserthum Brasilien, argentinische Conföderation und Republik Banda oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. 2ter Bd. Berlin, Bekr. Lex.-8. 3 Thlr.

Schweichel, R., Der Bildschnitzer vom Achensee. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Sport. Kleine Visites aus unsern Sphären. Prag, André. 8. 20 Ngr.

Strodtmann, A., Das geistige Leben in Dänemark. Streifzüge auf den Gebieten der Kunst, Literatur, Politik und Journalistik des skandinavischen Nordens. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagebuch eines Kriegsgefangenen auf „Dronning Marie" April bis September 1848. Herausgegeben zur Erinnerung an den 24. März 1848. Garding, Lühr u. Dircks. Gr. 8. 6 Ngr.

Tettau, B. J. A. Freih. v., Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker besonders die Kalewala. Ein Vortrag. Erfurt, Villaret. Br. 8. 20 Ngr.

Thomas, G. M., Die ältesten Verordnungen der Venezianer für auswärtige Angelegenheiten. Ein Beitrag zur Geschichte des völkerrechtlichen Verkehrs. Aus archivalischen Quellen. München, Franz. Gr. 4. 16 Ngr.

Ueber die Rechte der Regierungen beim Conclave. (Von Graf Greppi.) München, Ackermann. 8. 10 Ngr.

Von Sant Gregorio auf dem Stain und von Sant Gerdraut. Aus dem Wintertheile des Lebens der Heiligen. Herausgegeben von J. V. Zingerle. Innsbruck, Wagner. 16. 8 Ngr.

Vorberg, C., Das Heldenthum des Dampfes. Eisenbahn-Roman aus den Jahren 1870 bis 1871. 1stes Heft. Saarbrücken, Siebert. Gr. 8. 4 Ngr.

Werner, E., Am Altar. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 2 Thlr.

Wichert, E., Moritz von Sachsen. Trauerspiel. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Wirth, M., Grundzüge der National-Oekonomie. 4ter Bd. — A. u. d. T.: Beiträge zur socialen Frage. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Wolf, G., Zur Salzburger Chronik. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Der deutsche Seehandel und die französischen Prisen-Gerichte. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte von 1870/71 nebst einem offenen Schreiben an des Herrn Reichskanzlers fürstl. Durchlaucht. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 Thlr.

Wunderlich, G., Die Beschützer der Reformation. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 9 Ngr.

Zingerle, A., Zu späteren lateinischen Dichtern. Beiträge zur Geschichte der römischen Poesie. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 20. 15. Mai 1873.

Moritz von Sachsen als dramatischer Held.

1. Moritz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Moritz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Berlin, Janke. 1873. 8. 10 Ngr.
3. Kurfürst Moritz von Sachsen. Geschichtliche Tragödie von Robert Giseke. Zweite Auflage. Neue Bearbeitung. Breslau, Trewendt. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

In unserm Aufsatze: „Ueber das geschichtliche Trauerspiel der Neuzeit" in „Unsere Zeit" haben wir die ganz unzweifelhafte Ungunst hervorgehoben, mit welcher das Publikum historischen Stoffen heutigentags begegnet; wir könnten hinzufügen, daß diese Ungunst sich steigert bei Stoffen, welche der vaterländischen Geschichte entnommen sind. Dies scheinbare Paradoxon hat seinen guten Grund. Bei solchen Stoffen werden zu viele Interessen in Mitleidenschaft gezogen, das patriotische Gefühl ist andererseits so leicht verletzbar, daß schon eine ihm widersprechende Wendung der dramatischen Entwickelung, wenn sie auch durch die Geschichte gegeben ist, dasselbe, sobald sie in der vollen Lebenswirklichkeit der Bühne erscheint, zu Ungunsten des Stücks erregen kann.

Gleichwol ermüdet die Muse unserer Dramatiker nicht, auch der deutschen Geschichte Stoffe und Helden zu entnehmen, deren Bestrebungen etwas Verwandtes mit den politischen Tendenzen der Gegenwart haben. Solche Stoffe bietet namentlich die Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs; einer derjenigen Helden, welche stets die dramatische Muse herausgefordert haben, sich ihrer zu bemächtigen, ist Kurfürst Moritz von Sachsen.

Wir lasen vor kurzem in der „Constitutionellen Zeitung" (Nr. 2, 3, 4 des Jahrgangs 1873) eine Zusammenstellung der bisher erschienenen deutschen Dramen, welche diesen Stoff behandeln. Das älteste Drama über Moritz von Sachsen erschien 1622 in Leipzig und führt den Titel: „Clausensturm: das ist poetische Agirung der heroischen Heldenthaten Churfürst Mauritii des Großen, Herzogs zu Sachsen u. s. w., sonderlich aber in Einnehmung der Ehrenberger Clausen." Später hat Friedrich Schlenkert einen vierbändigen dialogisirten Roman geschrieben unter dem Titel: „Moritz, Kurfürst von Sachsen, ein historisches Gemälde" (1797—1800). Zwei Dramen, in denen Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen die Hauptrolle spielt, Moritz aber als mitwirkend auftritt, sind von Karl Gottlob Cramer (1792) und von einem anonymen Verfasser (1804) erschienen. Das letztere ist von Goethe recensirt worden.

Das bedeutendste der bisher erschienenen diesem Stoff gewidmeten Dramen ist „Moritz von Sachsen", von Robert Prutz, welches 1847 erschien und bei seiner Aufführung an der berliner Hofbühne großen Erfolg hatte, einen Erfolg, der allerdings mit Zeittendenzen zusammenhing, aber auch durch den schwunghaften Ausdruck politischer Begeisterung in diesem Drama hervorgerufen wurde. Andere Dramen, welche Moritz von Sachsen oder Karl V. und den Conflict zwischen diesen beiden geschichtlichen Persönlichkeiten behandeln und nur den Nachdruck bald mehr auf den einen oder den andern legen, sind: „Moritz Kurfürst von Sachsen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Herrmann" (1831); „Karl der Fünfte. Drama in fünf Acten von Arthalis Freese" (1857); „Kaiser Karl der Fünfte. Geschichtliches Trauerspiel von Otto Girndt" (1857); „Karl der Fünfte. Tragödie von Karl August Fetzer" (1861); „Karl der Fünfte. Drama von Theodor Schlemm" (1862). Auch das in neuer Bearbeitung vorliegende Drama von Robert Giseke ist in erster Gestalt bereits 1860 erschienen. Die beiden neuen Stücke von Kruse und Wichert schließen sich dieser stattlichen Reihe von Moritz-Dramen an.

Es ist immer interessant, die Varianten dramatischer Auffassung und Gestaltung eines geschichtlichen Stoffs bei verschiedenen Dichtern zu studiren; nichts ist lehrreicher und förderlicher für die dramaturgische Einsicht. Jeder Dramatiker sucht seinem Stoff eine andere Seite abzugewinnen, und

ebenso abweichend ist die Behandlungsweise. So ist z. B. das Drama „Karl der Fünfte" von August Fetzer, sogar in Trimetern geschrieben, mit Chören und Gegenchören ausgestattet und bewahrt die Einheit des Orts, indem es von Anfang bis zu Ende in einer weiten Säulenhalle vor der kaiserlichen Pfalz spielt. Wir wollen außer den obenangeführten drei Dramen noch dasjenige von Robert Prutz, mindestens was seine Grundanschauung betrifft, mit in den Kreis unserer dramaturgischen Parallele ziehen.

Die drei Dramen von Kruse, Wichert und Giseke haben das gemein, daß sie dem Charakter des Helden Lebenswahrheit, eine individuelle Bedeutung zu geben und unser Interesse für diese zu gewinnen suchen. Giseke stellt ihn als einen geborenen Diplomaten und Schüler des Machiavelli hin, Wichert macht das Motiv des politischen Ehrgeizes zur Springfeder seines Handelns; bei Kruse ist Moritz von Sachsen ein naiver, frischer, lebenslustiger Charakter, der in der Politik das Nächste mit richtigem Instinct ergreift, den Augenblick benutzt, wie er sich bietet, ein junger, freudiger Held, der auch für die Freiheit der Gewissen kämpft, als die Stunde geschlagen hat.

Ganz anders faßte Robert Prutz den Grundgedanken seines Dramas auf, als ein Idealist der Schiller'schen Schule; die drei neuen Dichter sind Realisten. Er suchte den Angelpunkt des Stoffs heraus, in welchem sich der Gegensatz zweier Principien bewegt, er suchte der Wendung und Wandlung von Moritz eine allgemein gültige Bedeutung zu geben, die auch für die Gegenwart fortdauert, namentlich aber in der Zeit, in welcher Prutz seinen „Moritz" schrieb, die Gemüther der Menschen und auch das Saitenspiel der politischen Lyrik bewegte: es war das der Gegensatz von deutscher Einheit und deutscher Freiheit. Moritz schließt sich anfangs an Kaiser Karl V. an, in welchem er die Macht der deutschen Einheit verkörpert sieht; er hilft diesem Princip den Sieg erringen, aber als der Vertreter desselben durch Treulosigkeit, Wortbruch und Uebergriffe jeder Art die verpfändete Ehre kränkt, als die Freiheit bedroht wird durch hispanische Vergewaltigung, da greift Moritz zu den Waffen gegen den Kaiser als Held deutscher Freiheit, und der Kaiser selbst wagt mit dieser „lockenden Sirene, die ihm die Herzen seines Volks verführt, den letzten ungeheuern Kampf um den alleinigen Besitz der Welt.

Wenn man das Hinundher der Fäden am Webstuhl der Geschichte, die fortwährend sich kreuzenden Interessen, die da herüber- und hinüberschießen, an der Hand eines hervorragenden Historikers der Reformationszeit, etwa Leopold von Ranke's, näher ins Auge faßt, so wird man eine dramatische Darstellung wie die von Robert Prutz der Verflüchtigung der geschichtlichen Elemente in einen Aether der Abstraction anklagen. Hier handelt es sich aber um die principielle Frage, inwieweit der Dramatiker zu solcher poetischen Verallgemeinerung berechtigt ist. Wollte er den ganzen historischen Pragmatismus auseinanderfasern, so würde sein Werk jedenfalls künstlerischer Einheit entbehren; die Abbreviatur ist das Geheimniß alles dramatischen Schaffens. Jener Grundgedanke, der Gegensatz deutscher Einheit und Freiheit, der hier in die Brust des Helden verlegt ist, widerspricht den geschichtlichen Vorgängen nicht; Prutz hat ihm nur eine zu moderne Färbung gegeben, aber er vermag mehr als jede andere Auffassung für den Helden unsere Sympathien zu erwecken; jene Wendung des Kurfürsten gegen den Kaiser bezeichnet selbst der am meisten pragmatische aller Geschichtschreiber, Leopold von Ranke, mit den Worten: „Noch einmal erhob sich die ungebändigte Freiheit des alten Germanien gegen die Ordnung und Gewalt, welche der Sieger gegründet hatte und zu gründen im Begriff war." Sollte es dem Dichter nicht erlaubt sein, mit Beiseitelassung aller hemmenden und unklaren Elemente der Bewegung, an diesen großen, allgemein verständlichen Motiven festzuhalten?

Einer der drei realistischen Dramatiker, Ernst Wichert, erklärt sich gleichmäßig dagegen, durch eine politische wie durch eine religiöse Tendenz das Interesse der Staatsaction zu verstärken:

> Wie es mit der deutschen Freiheit beschaffen ist, um die damals gekämpft wurde, ist schon angedeutet; auch die schwungvollsten Verse werden über das Bedenken nicht hinweghelfen, daß es sich um eine sophistische Unterstellung handele. Und was kümmert uns heute auf der Bühne die Politik von vor dreihundert Jahren? Die religiöse Tendenz erscheint aber noch viel bedenklicher: sie zerlegt das Auditorium in Protestanten und Katholiken, erzürnt die einen, um die andern zu einem Beifall zu reizen, der nicht mehr dem Stücke selbst gilt, und muß schließlich alle Theile verstimmen. Die Combination endlich ist am bedenklichsten, denn der Protestant Moritz erzwingt eine Spaltung des Reichs, deren unheilvolle Wirkungen durch Jahrhunderte nur zu bekannt sind.

Das Urtheil eines Historikers wie Ranke genügt wol, um Wichert's Ansichten zu widerlegen; wenn Ranke von der Freiheit des alten Germanien spricht, so wird wol hier nicht von einer Phrase oder sophistischen Unterstellung die Rede sein.

Die drei Realisten legen das Hauptgewicht auf den Charakter des Helden; Wichert auf seinen Ehrgeiz:

> Ist so weit der Charakter durch die Geschichte selbst schon gegeben, so hat das Drama ihn nur noch in dieser Richtung auszutiefen, um ihn für die Tragödie verwendbar zu gestalten, in der die Leidenschaft des politischen Ehrgeizes zur Darstellung gebracht werden soll. Alle historischen Motive mögen herangezogen und nach Zulässigkeit verstärkt werden, um seinem ehrgeizigen Streben Größe und Gewicht zu geben, aber das in seiner eigensten Natur liegende, ihm selbst völlig bewußte Grundmotiv seines Handelns, Ehrgeiz und dann gekränktes Ehrgefühl, darf sich nirgends verleugnen. Dieses Motiv selbst muß ihn endlich weiter treiben, als sein sittlicher Charakter es zu ertragen vermag, und so wird er dann seinem eigenen Uebermaße erliegen, also tragisch untergehen. Auch hierfür gibt die Geschichte den erforderlichen Anhalt: Agnes, die Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, gegen den er mit dem Kaiser zu Felde zieht und den er dann vor Gefangenschaft nicht schützen kann, ist seine Gemahlin, und er hat diesen Bund aus Liebe, gegen den Willen seiner Aeltern, geschlossen, ist also bei demselben mit seinem Herzen nahe betheiligt. Und weiter: Albrecht, der ihm die so gefährliche Convention mit Frankreich vermittelt und dann, in seinen Ansprüchen verletzt, gegen ihn zum Schwert greift, ist sein Freund. Diese Fäden weiter zu spinnen und sich zu dem Netz verschlingen zu lassen, das sich dem Ehrgeizigen im entscheidenden Moment in den Weg stellt und in dem sich seine Zweideutigkeit verfangen muß, ist mein Bemühen gewesen.

Wichert gibt zu, daß keine der Verhandlungen von Moritz frei von Zweideutigkeit sei, daß an allen seinen entscheidenden Thaten etwas wie Verrath hafte, daß seine

Zwecke selbstsüchtig, seine Mittel höchst bedenklich waren. Wir meinen indeß von vornherein, daß für eine Tragödie des Ehrgeizes dieser Jesuitismus einer widerspruchsvollen Politik keine wahrhaft große Grundlage gebe. Da ist der Mörderdolch Macbeth's dramatischer und tragischer! Die Tragödie braucht Fracturschrift, große Zwecke, große Mittel.

Wenn Wichert zwar den Charakter zur Grundlage macht, aber für diesen Charakter doch in einer bedeutenden Leidenschaft die innere Einheit sucht, so meint Kruse uns für einen Charakter interessiren zu können, bei dem nicht gerade eine oder die andere Leidenschaft vorherrscht. Offenbar schwebte diesem Autor das Charakterbild vor, welches Ranke gezeichnet hat: „Eine Natur, derengleichen wir in Deutschland nicht finden. So bedächtig und geheimnißvoll, so unternehmend und thatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache, und dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht, ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend."

Der Moritz Giseke's ist in erster Linie ein Diplomat; er sagt schon im ersten Act:

> Ja, wenn die Welt allein aus dem Reiche des Herrn und dem des Satans bestände! Aber da gibt es noch ein drittes größtes Reich, das weder ganz des einen, noch ganz des andern ist und das vermuthlich vor dem Sündenfalle herstammen muß, weil in ihm Gutes vom Bösen nicht gar viel unterschieden ist. Dieses Reich, in welchem die wahre Unschuld vielleicht keine Stätte findet, aber die Sünde ein Ende hat, in welchem die Tugend nicht immer Tugend ist und die Aufrichtigkeit zum Laster werden kann; dieses Reich, in welchem es gilt: traue nie dem Freunde ganz, rechne nimmer auf den Dank, den dir die Mitwelt schuldig ist, und wovon du fürchtest, daß man dir thun wolle, da füge zuerst dem Gegner zu.... Das ist das Reich der Macht und des Erfolgs, das Reich der Diplomatie. Zu Einem Cultus ist in ihm die Menschheit vereinigt, zum Cultus des eigenen Vortheils. Der Prophet, der ihm jüngst erst ein Offenbarungsbuch geschrieben, ist Nicolo Machiavelli von Florenz.

Wenn wir in dieser Grundstimmung der Charaktere zugleich die verschiedenartige Beleuchtung für die geschichtlichen Ereignisse sehen, so fragt es sich, welche Ereignisse die drei Dramatiker aus der reichen Haupt- und Staatsaction, deren Held Moritz von Sachsen ist, ausgewählt und in den Vordergrund gerückt haben. Alle drei beginnen mit dem Jahre 1546, wo Moritz das Bündniß mit dem Kaiser gegen seine Glaubensgenossen abschloß und sich den sächsischen Kurhut dafür versprechen ließ. Kruse führt uns diese Scene in seiner resoluten Weise selbst vor — und in der That ist sie die Geburtsstätte des Dramas. Moritz ist in dieser Scene nicht blöde und verlangt den Kurhut als Preis seiner Hülfe. Bei Giseke spielt der erste Act etwas später, in Torgau. Moritz beräth mit den Vettern, als der Kanzler mit einem kaiserlichen Schreiben erscheint, in welchem die Acht über Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen ausgesprochen und Moritz zum Executor der Acht ernannt wird. Im ersten Acte von Wichert's Drama unterschreibt Moritz den Vertrag mit dem Kaiser, das Bündniß gegen den geheimen Bund der Protestanten, der des Reiches Einheit zu lösen droht.

Die Geschichte führt uns jetzt zu dem Kriege von Moritz gegen seinen Vetter, zu der Entscheidungsschlacht von Mühlberg, welcher die Verhaftung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen Philipp folgt. Wichert unterschlägt uns die Schlacht von Mühlberg vollständig; er läßt uns dafür im zweiten Acte der Belagerung von Wittenberg beiwohnen, welche von Moritz als Executor der Reichsacht unternommen und abgebrochen wird, als der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen heranrückt. Die Verhaftung des Landgrafen Philipp auf der Moritzburg bildet bei ihm den effectvollen Abschluß der dritten Actes. Giseke läßt sich sowol die Schlacht bei Mühlberg wie die jedenfalls höchst dramatische Verhaftungsscene ganz entgehen; er führt uns im zweiten Acte gleich nach Augsburg, wo Moritz den gefangenen Landgrafen wiedersieht und Granvella über den Bruch des Vertrags zur Rede stellt; Kruse dagegen führt uns die Schlacht bei Mühlberg am Schluß des zweiten Acts und die Verhaftung des Landgrafen Philipp im dritten Acte vor. Die Wendung von Moritz gegen den Kaiser ist allen drei Autoren gemein: bei Wichert und Giseke ist sie zu sehr verwischt; bei Kruse bildet sie, wie bei Prutz, einen glänzenden Wendepunkt, das ganze gepreßte Wesen der Diplomatie des Helden wird auf einmal abgeschüttelt, eine frische, freudige Kampfeslust reißt uns in ihre fortdrängende Stimmung mit herein:

> In Tirol, zu Innsbruck;
> Wir müssen vor den Thoren Innsbrucks stehn,
> Eh' unsern Aufbruch Kaiser Karl erfährt.
> Ja, wie der wilde Jäger durch die Lüfte
> Im Hui dahinfährt über Berg und Thal,
> So wollen wir auf unsern guten Rossen
> Durch Deutschland jagen über Stock und Stein.
> Ob rechts, ob links auch stürzen Roß und Reiter,
> Was liegt daran? Nur weiter, immer weiter!
> Nur, wer sich noch im Sattel halten kann,
> Drauf los durch Korn und Dorn und drauf und dran!
> Nur vorwärts, immer vorwärts, Tag und Nacht:
> Wir reiten, Fürsten, auf die Kaiserjagd!

Die Scenen in Innsbruck nach Eroberung der ehrenberger Klause sind natürlich ebenfalls allen Dramatikern gemein, nur die Behandlungsweise ist gänzlich verschieden. Daß hier die Gegensätze aufeinanderplatzen, Moritz und der Kaiser sich begegnen müssen, mochte dies auch in der Geschichte nicht der Fall sein, erscheint uns durch das Grundgesetz des Dramas geboten. Darum verdienen hier die Scenen in Robert Giseke's Drama den Vorzug; sie stehen ganz auf der Höhe des geschichtlichen Gegensatzes, der hier in Innsbruck seine dramatische Spitze findet. Bei Wichert tritt Kaiser Karl V. überhaupt zurück, aber Kruse durfte sich diese, nach unserer Ansicht bedeutsamste Situation der Handlung nicht entgehen lassen.

Der fünfte Act führt uns in allen diesen Dramen den Kampf zwischen Moritz und Albrecht vor, in welchem der Held des Dramas seinen Untergang findet. Es ist dies der organische Fehler, mit welchem der Stoff gleichsam von Haus aus behaftet ist und der einen künstlerischen Abschluß schwer möglich macht. Die fortwährende kaleidoskopische Verschiebung der politischen Situation gefährdet die Einheit des Interesses. Uns scheint dieselbe nur in einer Art und Weise herzustellen, wenn nämlich die Dichter hervorheben, daß Moritz in seinem Kampfe gegen

Albrecht den Kampf gegen den Kaiser fortsetzt. Ranke weist darauf hin, daß der Kaiser den Markgrafen ganz offenbar begünstigte, daß, wenn Moritz siegte, das Ansehen des Kaisers vollkommen vernichtet worden wäre. Er gibt dem Kampfe eine weit größere Bedeutung, als dies in der Regel geschieht, indem Moritz nur als Wiederhersteller der Ordnung gegenüber den räuberischen Landverwüstungen des Markgrafen dargestellt wird. Merkwürdigerweise haben alle drei Dichter die weitere Ausführung dieser am meisten einheitlichen Combination verschmäht und jeder in seiner Art vorzugsweise durch freie Erfindung den geschichtlichen Begebenheiten einen dramatischen Zusammenhalt zu geben versucht.

Die Schwierigkeiten des dramatischen Abschlusses auf Grund der geschichtlichen Thatsachen hebt Ernst Wichert in der Einleitung hervor; er erklärt sich gegen die Betonung der religiösen und politischen Tendenz, wie wir oben sahen, und fährt dann fort:

> Zudem darf nicht unbemerkt bleiben, daß jeder Bearbeitung dieser Art der historische Ausgang des Helden ein Stein im Wege sein muß. Moritz siegt, sei es zu Gunsten der damaligen Reichsverfassung, sei es zu Gunsten der protestantischen Kirche, oder auch zu Gunsten beider; er siegt und damit ist diese Staatsaction erledigt und auch die Tendenz erschöpft. Das Stück müßte also durchaus mit dem vierten Acte als Schauspiel schließen. Es so schließen zu lassen, wäre eine Consequenz, die vielleicht den ausfallenden fünften Act des Trauerspiels reichlich auf andere Weise einbringen würde. Aber Moritz von Sachsen ist nun doch als historische Persönlichkeit zu sehr bekannt; man weiß, daß er im Kampfe gegen Albrecht gefallen ist, und sein früher Tod nach einem wunderbar thatenreichen Leben, gleichsam auf der Höhe seiner Erfolge, kann für erschütternd genug gelten, um ihn der Bühne nicht zu entziehen. Der Fehler ist in die Augen fallend: das Schauspiel bleibt ein Schauspiel und erhält nur einen letzten Act, gleichsam ein Nachspiel angehängt, in dem der historische Ausgang des Helden dargestellt wird. In einer Schlacht, in der Tausende fallen, trifft auch ihn eine Kugel tödlich, und darum muß er sterben — zu unserm größten Bedauern, denn in ihm selbst liegt nicht entfernt die Nothwendigkeit eines so jähen Abbruchs seiner Lebensthätigkeit, und Deutschland wird den kräftigen, bewährten Mann schwer vermissen. Wir gehen niedergeschlagen, aber nicht erhoben aus dem Theater nach Hause und sagen uns kopfschüttelnd: es ist doch eine närrische Welt, in der die Besten ein solches Ende nehmen.

Wie sucht nun Wichert dieser Mislichkeit zu entgehen? Dadurch, daß er den Stoff seiner eigentlich politischen Bedeutung entkleidet und den Conflict mehr in das Gemüth des Helden zu verlegen sucht. Er stellt Moritz als einen ehrgeizigen Helden hin, der seinem Ehrgeiz die Gattin und den Freund zu opfern bereit ist. Alle Motive des Gemüths treten bei Wichert in den Vordergrund; statt des Kurfürsten Johann Friedrich läßt er dessen Gemahlin Sibylle auftreten, in welcher er „eine Gegenspielerin zu gewinnen hofft, die viel eindringlicher auf Moritz wirken und zugleich leichter die Sympathie des Zuschauers gewinnen kann, da sie die Mutter der jungen Prinzen ist, die durch Moritz den Vater und die Herrschaft verloren haben". In der That hat dies Auftreten der Kurfürstin Sibylle etwas Ergreifendes, namentlich wo sie im dritten Act über Moritz das Verdammungsurtheil spricht:

> Mich entehren? Weil mein Schmerz machtlos wüthet, wenn ich diese armen Beraubten Euch gegenübersehe, der sie zu Waisen gemacht hat? Weil mein gemartertes Mutterherz aufschreit aus tausend offenen Wunden, die Ihr ihm geschlagen? Nimmt man dem Kurfürsten Land und Würden, was haben diese verbrochen, daß sie's büßen? Mich entehren, Herzog? Seht! Ich hebe mein Haupt hoch auf über Euch. Wie Ihr da vor mir steht, seid Ihr der Bescholtene, und ich bin Euer Richter. Und hört meinen Spruch, wie die Welt ihn hören mag durch dieses Zeugen Mund. Ihr träumtet einmal von einem Lorber als Lohn für unsterbliche Thaten; aber in ungeduldiger Hast strecktet Ihr die begehrliche Hand zu früh nach ihm aus, und die schöne Verheißung schwand auf ewig. Da reißt Ihr nun Kränze vergänglichen Ruhms an Euch, welk, noch ehe sie auf Eurer glühenden Stirn verdorren, bleich, noch ehe sie welken. Aber es wird die Zeit kommen, wo Euer besserer Ehrgeiz sich ekelt vor dem traurigen Schmuck, und Euer Mund der Stunde flucht, in der Ihr die Ewigkeit hinweggeworfen habt für glänzenden Schein. Dann werdet Ihr von Euch schleudern wollen, was Euch mit Grabesmoder anhaucht, dann werdet Ihr umkehren wollen, dann werdet Ihr die Hand derer fassen wollen, die Ihr erniedrigt habt — dann werdet Ihr die Welt erschrecken durch Thaten der Rache! Aber unfruchtbar wird Eure Reue sein und todt Euer Leben. Denn was Ihr auch erreicht, Euer Gewissen spricht das Urtheil der Nachwelt: schuldig! schuldig! schuldig!

Auch daß Moritz seiner geliebten Agnes, der Tochter des Landgrafen Philipp, das Herz bricht, indem er den Vater in die Gefangenschaft des Kaisers gibt, ist ein durchaus glückliches tragisches Motiv, dem die historische Grundlage nicht fehlt. Dagegen kann der Conflict zwischen dem Ehrgeiz und der Freundschaft, der in dem Kampfe zwischen Moritz und Albrecht liegen soll, keine tiefere Bedeutung in Anspruch nehmen. Nicht aus Ehrgeiz ergreift ja Moritz in dem Stück die Waffen gegen Albrecht, sondern aus einem allerdings sehr anachronistischen Gefühl patriotischer Begeisterung. Albrecht hat mit Moritz zusammen den Welschen ins Land gerufen; darüber fühlt er Reue und will im Kampfe mit Albrecht seinen eigenen Fehl sühnen. Der Ehrgeiz ist also nicht das Motiv zu diesem Streite — und damit fällt auch die innere Einheit, welche Wichert erstrebt. Was aber die Freundschaft betrifft, so schwebte es zwar anfangs dem Dichter lebhaft vor, auch durch sie einen tragischen Conflict vorzubereiten; wir sehen im ersten Act Moritz an der Seite des Freundes und der geliebten Gattin in schönem Bunde vereint; doch am Schluß kurz vor der Entscheidung läßt der Dichter dies Motiv wieder fallen. Moritz sagt von seinem Gegner: „Er war mir lieb — aber da ich ihn so verliere, fühlt's mein Herz kaum." Dann fühlen's aber auch die Herzen der Hörer nicht, der Conflict verhallt spurlos.

Heinrich Kruse erkannte ebenfalls die Nothwendigkeit, den Kampf zwischen Moritz und Albrecht nicht als ein Nachspiel an das Stück anzuschließen, sondern ihm eine selbständige, schon von Haus aus sich ankündigende Bedeutung zu geben; doch sind gerade die Scenen, die hierauf Bezug haben, die am wenigsten glücklichen des Stücks und verfallen dem Tadel einer überwuchernden Episodik; denn ein zufälliges Liebesabenteuer des Helden, das er mit einem Hoffräulein der Königin Maria von Ungarn hat, drängt sich in seinen Folgen doch etwas allzu breit in den Vordergrund des Stücks. Diese Laura ist die Braut Albrecht's — die Begegnung zwischen ihr und Moritz wird von diesem überrascht; er findet einen Handschuh, den sie in eiliger Flucht verloren hat. Inzwischen rollen

die deutschen Geschicke über die Schlacht von Mühlberg und die Gefangennehmung der deutschen Fürsten fort bis zur Flucht des Kaisers aus Innsbruck; Albrecht sucht immer noch den andern Handschuh; da, nach jener großen geschichtlichen Katastrophe hat er das Glück ihn zu finden. Bei der Flucht werden alle Schmucksachen des Hofs mit fortgeräumt, Laura kommt ebenfalls mit Kästchen bepackt und läßt dieselben fallen, als sie Albrecht erblickt. Dieser entdeckt den andern Handschuh, der bei dieser Gelegenheit aus einem Handschuhkasten herausfiel. Nun ist das Paar vollständig, die Schuld Laura's bewiesen und die Schlacht bei Sievershausen unvermeidlich.

Wir können diese Erfindung nicht glücklich finden; wenn aber derartige Scenen nach so großen geschichtlichen Haupt- und Staatsactionen spielen, und uns nach der Flucht des Kaisers vor dem siegreichen Moritz als Schlußscene in demselben Act dies Handschuhabenteuer vorgeführt wird, da fehlt doch jede dramatische Steigerung. Mag man selbst ein derartiges Motiv des Intriguenstücks in der historischen Tragödie zugestehen — es darf doch nie an eine Stelle gerückt sein, wo das historisch Bedeutende dadurch in seiner Wirkung beeinträchtigt wird. Moritz beichtet die Schuld jenes Abenteuers der Gattin, sie wird verziehen; weniger verzeiht es die tragische Muse, daß ein Held von großen Bestrebungen sich in so frivoler Weise einführt; das Tändeln mit Amoretten paßt doch nicht recht in den Ton und Gang des Trauerspiels. Gleich in den ersten Auftritten des Stücks geht der frivole Moritz von Sachsen, der hierin seinem spätern Namensvetter gleicht, auf Abenteuer aus; sein „sauberer Katechismus“ scheint derselbe zu sein wie derjenige seines wackern Stallmeisters Thilo Trotha:

Carlowitz.
Die, meint Ihr nun, die sucht der Herzog auf?

Trotha.
So kann doch wol nur ein Gelehrter fragen.

Carlowitz.
Ein Ehemann! Er sollte sich doch schämen.

Trotha.
Wenn er zu Hause einen Kirschbaum hat,
Soll hier er darum keine Kirschen essen?

Carlowitz.
Ihr habt da einen saubern Katechismus!

Daß Moritz selbst im Werben nicht blöde ist, beweist wol der folgende Dialog mit der holden Laura, die er in früherer Zeit geliebt hat:

Laura.
Ich habe jetzt auch einen Bräutigam
Und scheue jede Kleinigkeit, die ihm
Anstoß erregen könnte. Grenzenlos
Wie seine Lieb' ist seine Eifersucht.
Zwar ist er jetzt nicht hier.

Moritz.
Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß. (Er küßt ihre Hand.)
Heut Abend, Liebe, Süße!

Laura.
O, übe nicht den alten Zauber aus!

Moritz.
Wir wollen plaudern von dem alten Glück!
(Er küßt sie auf die Stirne.)

Laura.
Verlocke mich nicht von dem rechten Pfad!

Moritz.
Was ist's denn weiter? Nur ein Stelldichein.
(Er küßt sie auf den Mund.)

Laura.
So brannten, als er Heerden weidete,
Die Küsse des Apollo auf den Lippen
Des Hirtenmädchens aus Thessalien.
Wer kann dir widerstehn? Doch thu' es nicht!

Kruse sucht uns durch dies alles den Helden menschlich näher zu rücken; er drückt ihn aber unter sein geschichtliches Niveau herab. Der Dramatiker muß die bestimmten Zwecke seines Helden festhalten und fortwährend mit Fracturschrift dem Publikum vor Augen führen; denn ohne solche festen Ziele erlahmt die Theilnahme. Die Helden dürfen nicht spazieren gehen, nicht gelegentlich auf Abenteuer ausgehen — ohne stramme Handlung keine dramatische Einheit. Die Charaktere sind der Handlung wegen, nicht die Handlung der Charaktere wegen da. Müßige Charaktermalerei im Drama ist ein Fehler. Nun sollen zwar die Liebesscenen im ersten Act des Kruse'schen Dramas den spätern Bruch zwischen seinem Helden und Albrecht einleiten; doch dafür kommen sie wieder zu früh. Während der ganzen folgenden reichen Handlung kann der Rückblick auf dieselben keine Befriedigung gewähren, da sie noch immer als episodisch erscheinen, bis erst am Schluß des vierten Actes ihre Bedeutung für den Fortgang der Handlung einleuchtend wird.

Bei Giseke spielt die „freie Erfindung“ eine weit geringere Rolle. Das Verhältniß zwischen seinem Moritz und der Herzogin von Parma ist so oberflächlich skizzirt, daß man über den Fortgang desselben kaum ins Klare kommt; nur eine Eifersuchtsscene zwischen der Kurfürstin und ihrem Gatten ist die Folge davon. Im ganzen benutzt Moritz das Verhältniß wie Fiesco das seinige zur Gräfin Julie Imperiali, als politisches Spiel; dasselbe kommt aber nicht zum rechten Austrag. Ueberhaupt erinnert die Scene vor Magdeburg vollständig an die ähnliche im „Fiesco“, und wenn Moritz die Maske abwirft und die Pergamente der von ihm abgeschlossenen Verträge hervorholt, so glaubt man den genuesischen Verschwörer selbst sprechen zu hören:

Hier meine Bundesgenossenschaft mit Markgraf Hans von Brandenburg, dem glaubenseifrigen Bruder des Kurfürsten Joachim. Hier Freundschaft und Gesinnungsgleichheit des andern Hohenzollern, des geächteten Hochmeisters, des Herzogs Albrecht von Preußen. Hier der Vertrag mit Mecklenburg. Unterstützung auch von Dänemark. Dies die ermuthigenden Hülferufe des, mehr als wir, zerrissenen Italien. Und hier endlich gewichtige Versprechungen aus dem Vatican.

Von den übrigen Moritz-Dramen unterscheidet sich das von Giseke durch ein im Oratorienstil gehaltenes mönchisches Schlußtableau, welches uns den Kaiser Karl im Kloster von St.-Just zeigt; hier erfährt derselbe die Nachricht vom Tode des Moritz, ein Anachronismus, in welchem der einzige Zusammenhang dieses stimmungsvollen Schlußbildes mit der vorausgehenden Handlung besteht. Die weiten

Welt- und düstern Grabesperspectiven desselben können, bei aller historischen und menschheitlichen Bedeutung, doch nicht verhindern, daß die Anreihung dieser Schlußscenen als zu locker verknüpft erscheint, und daß sie nur als ein austönender Epilog des Ganzen von Interesse sind. Ganz anders würde ihre Berechtigung und ihr Eindruck sein, wenn nicht Moritz von Sachsen, sondern Karl V. der Held des Dramas wäre.

Alle drei Dramen sind schätzbare Werke tüchtiger Talente; jedes derselben hat seine eigenthümlichen Vorzüge. Bei Kruse herrscht Frische des Tons, Geist und Leben; eine köstliche humoristische Gestalt ist Thilo Trotha, der Stallmeister von Moritz; die Liebesscenen haben etwas Leichtblütiges. Wie naiv ist diese Rhein- und Wildgräfin Laura, die sich in ihrer Jugend mit den andern Kindern um die Wette „den Hügel hinunterrollte" und die jetzt Moritz bekennt, daß sie einen Bräutigam hat und jede Kleinigkeit scheut, die ihm Anstoß erregen könnte, und dann den kleinen Liebesgott eine Staffel nach der andern auf seiner Leiter im Sturm erklettern läßt. Moritz selbst hat etwas von Quellwasserfrische in seinem ganzen Wesen; er ist eine Natur, welcher freiwagender Heldenmuth im Blute liegt; er nimmt im ganzen die Dinge leicht und hat eine Ader von Egmont, wie der Moritz Gisele's von Fiesco. Kaiser Karl V. dagegen erscheint als ein gravitätischer Denker, der es liebt, seine Gedanken in weiten Allegorien auszuspinnen; er hat in seinem Denken etwas vom Pomp der Universalmonarchie. Zwei dieser breit ausgeführten Vergleichungen, die fast zu Gleichnissen werden, wollen wir hier mittheilen als Proben des geistreichen Kruse'schen Stils:

Nicht weit von Gent, sieh, liegt ein Wasserschlößchen,
Ein alt Gemäuer; doch es ist mir werth:
Ich wurde dort geboren. Auf dem Hof
Steht eine Linde, die ein Wetterschlag
In einer Herbstnacht ganz gespalten hatte.
Der prächt'ge Baum lag halb am Boden schon;
Man griff zur Axt und wollt' ihn vollends fällen.
Ich war ein Knabe noch, allein ich sprach:
„Nicht also! Retten wir den schönen Baum!"
Und Hebel ließ ich holen, Winden, Schrauben,
Bis jene Hälfte, die am Boden lag,
Vereinigt wieder war mit ihrer Schwester.
Die weisen Leute schüttelten den Kopf.
„Es ist nur Schein!" so sagten sie. Ich aber
Ließ Schmiede kommen, die den alten Baum
Mit Klammern und mit Reifen wieder fest
Zusammenschmieden mußten. Und er stand
Und steht noch heut, und kommende Geschlechter,
Sie werden unter seinem Schatten spielen.
Niemals besuch' ich Gent, daß ich nicht geh'
Und mich erfreue an dem schönen Baum.
Weißt du, wer diesem Baume gleicht?

Moritz.

Die Kirche.

Kaiser Karl.

Noch ist der Spalt zu heilen, heute noch,
Nie nachzuholen, was wir jetzt versäumen.

Im vierten Aufzug sagt der von Moritz überfallene, zur Flucht bereite Kaiser:

Einst speist' ich bei dem reichen Anton Fugger
Auf goldenem Geschirr. Da winkt' er, sieh,
Und einer seiner Pagen kam herbei,
Hielt in der Hand ein herrliches Gefäß,
Das Köstlichste von allen seinen Schätzen.
Es war ein Schiff mit Masten, Raaen, Tauen
Und Segeln aus dem feinsten Glas gesponnen,
Ein Meisterwerk, wie nie Venedigs Kunst
Es noch hervorgebracht. War auch das Schiff
Mit Gold und echten Perlen reich verziert,
Im Preise höher noch als Gold und Perlen,
Ward doch daran Murano's Kunst geschätzt,
Das Wunderwerk von Glas und edlem Schmelz.
Der Knabe trug die Last, so schwer und so
Zerbrechlich, nur mit Zagen durch den Saal.
Er wankte auf den glatten Marmorfliesen,
Glitt aus, und klirrend lag das Schiff zerschellt.
Die ganze Tafel fuhr erschrocken auf;
Der reiche Fugger nur beherrschte sich,
Und keine Wolke kam auf seine Stirn.
Er winkte wiederum dem Pagen und —
Der Knabe bringt ein anderes Gefäß,
Dasselbe Schiff, noch prächtiger zu schaun,
Daß größer als vorher das Staunen war.
Auch meines Glückes Schiff ist jetzt zerschellt;
Doch leider hab' ich, Freund, kein zweites mehr,
Und heute scheid' ich aus der Weltgeschichte.

Auch in Gisele's Drama, welches, wie das von Wichert, in Prosa geschrieben ist, tritt Kaiser Karl sehr bedeutend hervor; Giseke strebte am meisten nach historischer Treue, nach der Entfaltung aller in jener Zeit herrschenden Tendenzen in ihrem Spiel und Gegenspiel, nach Darlegung der geschichtlichen Combinationen, die in der Luft des Jahrhunderts lagen, und der weiten großen Perspectiven. Sein Stück war concipirt im Gegensatz zu demjenigen von Robert Prutz; dem vormärzlichen Idealismus, welcher dieses Drama durchwehte, stellte er die Anschauungen einer Realpolitik entgegen, welche den Helden aus den Bedingungen seiner Zeit zu erklären sucht. Sein Moritz ist ein Diplomat, der die Diplomaten der spanischen Weltherrschaft zu überlisten sucht, und dann im rechten Augenblick das Schwert der Gewalt in die Wagschale der deutschen Geschicke wirft; Kaiser Karl aber tritt ihm im Vollgefühl der Macht, mit allen großen Herrscherplanen, doch mit dem Bedürfniß einer gemüthvollen Anlehnung entgegen. Daß er gerade hierin getäuscht wird, darin liegt etwas wie tragische Ironie. Im zweiten Act sagt Karl:

Tief, tief fühle ich das Bedürfniß, mich auf dich zu stützen, Moritz! — Ha! Kaiser! Kaiser zu sein, wie hält man das so für ein reines Glück, ein einfach sicheres Geschenk! — O! Wenn ich hundert Millionen beherrsche, muß ich nicht gegen hundert Millionen gewaffnet und gepanzert stets auf der Lauer liegen? Tausend Fäden meiner Wahrnehmung und Sorge umspannen die Erde; wie die Nerven des Leibes reichen sie von allen fernsten Grenzen bis zum Mittelpunkte; zu Einem Gedanken wollen sie alle stets auf Einmal combinirt sein, und dieser eine Gedankenmittelpunkt der Welt ist dies mein Hirn, mein einsames, nur mit Menschenkraft begabtes Hirn. O Moritz, wärest du mein Sohn! Wenn ich dich in meinem Denken das Universum erschauen lassen könnte, wie es ist, und das auch, wie ich es gestalten möchte! —. Ich habe oft jenseit der Alpen und des Rheins in stillen Zweifelstunden an dich gedacht. Zwinge du mich durch Thaten endlich einmal Einem ganz zu trauen, all mein Sinnen und Wollen dir zu erschließen: und du solltest mir alles sein, alle deine geheimsten Wünsche in Erfüllung sehen durch mich!

Und im vierten Act, in der Begegnung in Innsbruck, welche Giseke uns mit richtigem Sinn für das historisch Bedeutende vorführt, in der Unterredung, welche der Kaiser mit dem Kurfürsten führt, ehe er weiß, daß

er in der Gewalt desselben und von ihm verrathen ist, heißt es:

Moritz.

Sind-List und Gewalt denn die einzigen Mittel, um Staaten zu befestigen? Wahrer Friede stammt von hoher Gerechtigkeit. Vertrauen der Völker sichert die Throne der Herrscher.

Kaiser Karl.

Ich bin ein zu alter Monarch, als daß du damit mir etwas Neues oder Herzerwärmendes sagen könntest. Ihr hier begreift es also noch nicht einmal, daß mein innerstes Herz in meiner ersten Regierungszeit auf Derartiges nur zu viel gegeben! Solche Empfindungen können in den Seelen großer Staatslenker wol durch Jahre, aber nicht durch ganze Menschenalter sich behaupten. Darum liebe ich das Vertrauen nicht, das dich solche Worte zu mir sprechen läßt. Du sprichst vom Vertrauen der Völker; ich habe vom Vertrauen des Herrschers zu sprechen. Soll ich volles Vertrauen haben zu dir, meine Plane gründen auf deine Plane von Glück und Macht, so sichere meiner spanischen Linie des Hauses Habsburg die Erblichkeit und Unbeschränktheit der römischen Kaiserkrone, wie sie ursprünglich die Schöpfung Karl's des Großen war.

Moritz.

Kein einzelner Kurfürst kann über die Verfassung des deutschen Wahlreichs hinweggehen, wie sie durch den Kurfürstenvertrag von Rense und die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. befestigt ist.

(Es wird voller Tag im Zimmer.)

Kaiser Karl.

Wenn du's nicht kannst, wenn ihr es nicht vermögt, dem ewigen fruchtlosen Meinungsstreite ein Ende durch unantastbare Einheit zu setzen, ich kann's und werd's nach meinem Sinn mit meiner Macht vollbringen, so wahr die Sonne sich dort am Firmament erhebt und zur Erleuchtung meines Reichs heute wieder den Kreislauf um den Erdball beginnt. Bringt meine Freundschaft zu dir und den Deinen mir solchen Segen, als ich heute ernte, nun denn, so will ich unverbrüchlich an der alten kanonischen Kirchenlehre halten — hörst du's, mein guter Cazalla? — und will mit ihr diesen meinen Schwur erfüllen, und müßte ich mit meinen eigenen Händen diese meine Erde bannen, daß sie bewegungslos still stehen sollte, so wie jene Alpen dort in ihren ewigen Fundamenten. (Von der Nähe des Fensters schreitet er nach links zu dem Tische vor seinem Lager.) Und also mögen denn in offner Gegnerschaft sich von nun an unsere Wege trennen.

Nach der Enthüllung des Verraths aber ruft der Kaiser aus:

Du aber, Kurfürst, vernimm: trotz allem andern Scheine, deines Kaisers Vertrauen war es, was dich bis zu diesem kühnsten Schritte hat steigen lassen. Du selbst hast mich nun der Dankbarkeit gegen dich erledigt, und von diesem Augenblicke wird Glück und Siegsgewißheit von dir scheiden: ich kenne die Welt, denn ich — ich beherrsche sie.

Den Höhenpunkt der geschichtlichen Situation hat Gisele am bedeutsamsten herausgearbeitet; im übrigen ist in dem Stücke zu vieles historienhaft skizzirt; es sind Fäden angeknüpft, die zu leicht wieder fallen gelassen werden, und das Genrehafte macht sich geltend bis zur Ueberwucherung der Volksdialekte in Stadt- und Lagerscenen. Der Dialog ist oft geistreich und mit dramatischer Schärfe pointirt.

Wenn man das Drama von Kruse ein historisches Charaktergemälde nennen kann, so darf man dasjenige von Wichert als ein historisches Familiengemälde bezeichnen. Wichert weiß die populäre Fiber in Mitleidenschaft zu ziehen; die schon erwähnten Familienconflicte, namentlich der bis zu dem Tode der schönen Agnes ausgeführte mit seinem Weibe wirken auf das Gemüth des Publikums; die Actschlüsse sind theatralischer arrangirt, auf wirksamere Pointen gestellt als bei den andern Dichtern, dafür fehlen die größern geschichtlichen Gesichtspunkte. Kaiser Karl ist ziemlich unbedeutend, besonders in der Scene in Innsbruck, dieser bedeutenden Katastrophe seiner Herrschaft. Moritz erhebt sich hin und wieder zu begeistertem Aufschwung, wie nach der Scene, wo er, um seine Plane nicht zu früh zu enthüllen, der Gattin gegenüber, die um Errettung ihres Volks fleht, den Unerbittlichen spielen muß:

Verdammniß der Hölle! Schweigen müssen mit tausend quälenden Zungen im Herzen! Innerlich verbluten; ersticken in Galle des Zorns, und schweigen müssen. Heilige! Heilige! Diese Stunde soll ihnen theuer werden. Schlangen sind sie, giftige Schlangen, die nach unsern Herzen züngeln. Wehe, daß nur Schlangenlist sie bändigen kann! Ich will mit euch ringen, Geister der Zerstörung! Noch geb' ich Deutschland nicht verloren. Die Fäulniß will ich abschneiden mit brennendem Schwerte, den Moder auskehren mit dem lebendigen Hauche eines kräftigen Glaubens. Fort mit Karl, dem Knechte Roms! Ein freier Mann muß Deutschlands Kaiser sein, frei im Handeln, frei im Glauben. Nur ein deutscher Mann kann Deutschland retten! Karl oder ich!

Unmittelbar nach diesen stürmischen Ergüssen des deutschen Patriotismus erfährt Moritz, daß das von ihm angebahnte Bündniß mit Frankreich wirklich zum Abschluß gekommen ist. An der Leiche seiner Gattin thut er Buße für dies Bündniß:

Höre meinen Schwur, du Reine, Bleiche, und trag' ihn durch die Himmel, in denen du wohnst. So wahr ich dich geliebt habe — ich will nicht Ruhe haben auf Erden, bis die Schmach getilgt ist, die ich über Deutschland brachte. Ob er schon mein Freund war, will ich mich auf Albrecht stürzen wie ein verwundeter Eber und den Friedensbrecher, den Kirchenschänder züchtigen mit der Schärfe des Schwerts. Höre mich, Gott im Himmel! Sei mein Schlaf ein Traum der Hölle, bis der letzte Franke die letzte Spanne deutscher Erde geräumt hat! Das sei meine Buße.

Der Wichert'sche „Moritz von Sachsen" ist wol das geschickteste Bühnenstück von den drei Dramen, die wir hier besprochen; aber sein Held hat auch am meisten vom Theaterhelden, seine Wandlungen sind sehr auf den Effect berechnet und nicht aus dem innern Quellpunkte einer eigenartigen Persönlichkeit oder aus der Nöthigung der geschichtlichen Zustände erklärt; doch auch dies Stück ist wegen seiner dramatischen Lebendigkeit und der packenden Gefühlsmomente, die es enthält, schätzenswerth.

Man will den Idealismus neuerdings zum alten Eisen werfen, man glaubt einen großen Fortschritt über ihn hinaus durch die Lebenswahrheit der Charakterzeichnungen und Motivirungen zu machen, doch man verliert darüber den großen Zug und Schwung, der in der historischen Tragödie durch nichts ersetzt werden kann und auf welchem Schiller's Bedeutung und Wirkung beruht. So können wir uns nach der eingehenden Analyse der Moritz-Dramen nicht des ketzerischen Bekenntnisses enthalten, daß gerade wegen dieses hinreißenden Zugs und Schwungs stilvoller Begeisterung der „Moritz von Sachsen" von Prutz uns den Vorzug vor diesen neuern Dramen zu verdienen scheint, so viel Schattenhaftes in jenem Stücke sein mag und so wenig wir das Geistvolle und charakteristisch Bedeutsame in den neuern Stücken verkennen.

Rudolf Gottschall.

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 19.)

4. Die Freiheit des Menschen, ihr Wesen und ihre Schranke. Eine philosophisch-theologische Untersuchung in vier Kapiteln von F. W. Otto. Gütersloh, Bertelsmann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser dieser mit großem Fleiße ausgearbeiteten Schrift gehört zwar nicht zu jenen polternden, geistesstumpfen Orthodoxen, die sich nicht einmal mit dem Studium der gegnerischen Literatur beschäftigen, die auf unsere verderbte Zeit Schwefel und Feuer herabzubeschwören nicht müde werden, die, wie ihnen der Mensch als ein verzerrtes Ebenbild Gottes, als ein schmuziger Sündenpfuhl gilt, so auch in ihrer Sprache sich mit wahrem Hochgenuß unschöner, gemeiner, niedriger Ausdrücke bedienen. Otto verfügt vielmehr über eine höchst ausgebreitete Kenntniß der gesammten theologischen und philosophischen Literatur alter und neuer Zeit. In den Kirchenvätern, Scholastikern und den Theologen des Reformationszeitalters ist er ebenso zu Hause wie in den griechischen Philosophen und in denen der Neuzeit. Leibniz, Kant, Fichte, Schelling, Krause, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer werden ebenso berücksichtigt wie Augustin, Thomas von Aquino und Luther. Ueberall, wo er eine Annäherung oder Unterstützung seiner Ansichten zu finden glaubt, hebt er dies freudig hervor, auch wenn er damit einem ungläubigen, unkirchlichen Denker Anerkennung zollen müßte. Allein gerade hierdurch zeigt sein Buch eine unerträgliche Verquickung eines beschränkten, in der Bibel und ihren Widersprüchen wie eingenisteten und sich damit zufrieden gebenden Glaubens und eines philosophischen, in kritischen Bemerkungen oft recht scharfsinnigen, in der geschichtlichen Entwickelung einzelner Lehren recht geschickten Denkens. Noch unerträglicher wird die Darstellung dadurch, daß die wissenschaftlichen Erörterungen öfters plötzlich mit frommen, erbaulichen Betrachtungen und Gebeten wechseln, sodaß man sehr oft eine den Glauben wach rüttelnde Predigt, aber keine an den Kopf appellirende wissenschaftliche Untersuchung zu lesen glaubt.

Otto ist in die christlichen Dogmen viel tiefer verstrickt und viel weniger fähig, ohne die Voraussetzungen derselben zu denken, als viele Scholastiker. Scotus Erigena glaubte, daß jeder Zweifel an der Religion sich durch Philosophie beseitigen lasse, und von eben solchem Glauben an die Macht der Vernunft war Abälard beseelt, der alle Ketzer durch Vernunft widerlegen zu können glaubte und der den Heiden wegen des Gebrauchs der Vernunft den Vorzug vor den Juden ertheilte. Otto vermag sich nicht einmal zu dieser Freiheit des Denkens zu erheben. Glaubenssachen, meint er, lassen sich nun einmal nicht beweisen, und versucht man solche Beweise, so „beweisen sie eben nur für den Gläubigen, der keiner Beweise bedarf, aber nicht für den Ungläubigen, der vielmehr aus der Unzulänglichkeit dieser Beweise ein Recht herleitet, der Sache zu mistrauen". Die Gewißheit der Glaubenssätze beruht lediglich auf Intuition, und diese wird nur dem gläubigen Gemüthe. Was soll dann aber, müssen wir fragen, die Ankündigung Otto's, daß er den Glaubensinhalt begrifflich erfassen, durch ein begriffliches Wissen klären wolle? Wenn etwas begriffen ist, dann ist es auf eine dem menschlichen Geiste und seinen logischen Kategorien völlig entsprechende Form gebracht, es ist ihm vollständig assimilirt, es hat sich nicht nur in das Eigenthum, sondern auch in die Substanz des Geistes selbst verwandelt; damit ist es aber im eminentesten Sinne „bewiesen".

Doch bringt es Otto nirgends zu solch einem begrifflichen Wissen. Die Dienste, die ihm die Philosophie leistet, beschränken sich darauf, die schon in der Bibel im Keime vorhandenen Widersprüche zwischen dem Freiheits- und Gottesbegriffe schärfer zu formuliren. Zwar kündigt Otto zu wiederholten malen an, es solle die bloße Scheinbarkeit solcher Widersprüche begrifflich dargethan werden. Allein dies gelingt ihm nirgends, und es liegt in der Natur der Sache, daß ihm dies nicht gelingen kann. Der religiöse Glaube nämlich birgt allerdings in sich einen Wahrheitsgehalt; allein die in der Wahrheit innerlich vermittelten Momente zerrt er auseinander, er bringt in das Innerliche rein äußerliche Beziehungen hinein, er setzt das ewige Geschehen zu einer sich in der Zeit abspielenden Geschichte herab, er verflüchtigt das Immanente und Diesseitige zum schattenhaft Transscendenten und Jenseitigen, er schafft da, wo die Sache flüssig und im lebendigen Werden begriffen ist, starre Grenzen, concentrirt das Unpersönliche sofort zu einer persönlichen Macht, sodaß überall Spaltungen, Auflehnungen der einzelnen Seiten gegeneinander, Reibungen und unentwirrbare Widersprüche entstehen. Was die Philosophie als innerlich versöhnt und harmonisch begreift, stellt sich in dem Spiegel des Glaubens in einer verzerrten Gestalt dar, deren einzelne Theile sich rebellisch gegeneinander kehren und das Ganze aus den Fugen zu bringen drohen. Das vom Strahl des Wissens noch nicht aufgescheuchte Gemüth befindet sich in diesem Gewimmel von Widersprüchen vollkommen wohl; wo jedoch, wie auch bei dem Verfasser, die Reflexion anfängt zum Bewußtsein jener harten Zusammenstöße im Glaubensinhalt zu gelangen, da martert und quält sich das gläubige Gemüth ab, die widerstreitenden Seiten in versöhnten Einklang zu setzen. Und all diese Marter und Angst richtet nichts aus, da der Grund der Zerrissenheit eben in dem Glauben als solchem liegt und nur das Ablassen von dem Glauben selbst in jenen Wirrwarr Klärung und Frieden bringen kann.

Vier Cardinalwidersprüche sind es, welche Otto begrifflich versöhnen will. Im ersten Kapitel wird der Widerspruch von Freiheit und Gnade, im zweiten der zwischen Freiheit und Allwissenheit, im dritten der damit eng zusammenhängende Widerspruch von Freiheit und Vorsehung, endlich im vierten Kapitel der von Freiheit und Vorherbestimmung abgehandelt. Betrachten wir, um die Kläglichkeit der „begrifflichen" Vermittelungsversuche Otto's zu charakterisiren, das zweite Problem etwas genauer. Indem für das theologische Bewußtsein die der

Welt immanente, unbewußte Zweckthätigkeit der Idee sich zu einem über der Welt thronenden, in bewußter Weise die Zwecke der Welt bestimmenden, allwissenden Gotte verwandelt, droht dem Menschen sein eigenes Centrum aus sich heraus, in Gott hinein, zu fallen. Dagegen sträubt sich die nicht ganz wegzuleugnende Selbstheit des Menschen und fordert für diesen das Vermögen, sich von sich aus zu bestimmen und in sich selbst seinen Mittelpunkt zu haben. Es handelt sich also darum, die Allwissenheit Gottes, die, indem sie alles weiß, zugleich es auch in die Wirklichkeit setzt, mit der Freiheit des Menschen zu vereinigen. Wie wenig dies Otto gelingt, springt am stärksten in die Augen, wenn wir hören, wie er die Allwissenheit Gottes mit dem Denken und Handeln jener Menschen, die unter der Macht des Bösen stehen, in Einklang zu setzen sucht. Indem Otto die Wahlfreiheit leugnet, wird natürlich das Böse zu etwas Nothwendigem und damit zu etwas von Gott ewig Gewußtem und folglich von ihm Gewolltem. So ist der Ursprung des Bösen in Gott hineinverlegt. Diesen Gedanken aber bezeichnet Otto in seiner antipantheistischen Gläubigkeit als Absurdität und Narrheit. Er sieht sich also gezwungen, in versteckter Weise die so arg verpönte Wahlfreiheit in seine Lehre wieder hineinzuschmuggeln. Adam hatte, so meint er, die Macht, dem ersten Keim der Sünde, dem ersten leisen Zweifel an Gott zu widerstehen. Der Sündenfall war also nicht nothwendig. Was ist aber damit anderes als die Wahlfreiheit ausgesprochen, also der alles determinirenden Allwissenheit Gottes Abbruch gethan? Angstvoll schwankt Otto zwischen der Scylla des von Gott geordneten Bösen und der Charybdis der Gottes Allmacht verletzenden Wahlfreiheit hin und her. Sobald er nach der einen Seite hin entschiedener auftritt, geräth er mit den der andern Seite gemachten Zugeständnissen in Conflict, und sieht sich nun wieder genöthigt, jenes entschiedene Auftreten unbemerkt zu revociren.

So viel auch Otto in seiner Herzensangst bald nach der einen, bald nach der andern Seite der zu versöhnenden Widersprüche greift und sie einander näher zu bringen sucht, die klaffenden Lücken werden nirgends enger. Otto freilich täuscht sich darüber und meint, wenn er sich schließlich auf die Bibel als die Schutz- und Trutzwehr frommer Herzen beruft, alle Zweifel besiegt zu haben. Aber ist etwa der Wissenschaft geholfen, wenn er, statt die flagranten Widersprüche zwischen der Vorsehung Gottes und dem Bösen in der Welt zu lösen, uns mit erbaulichen Betrachtungen und pastörlichen Ermahnungen, uns den Absichten Gottes ja nicht in den Weg zu stellen, beschenkt? Man muß wirklich darüber staunen, wie ein Kopf, der da, wo es gilt, die Schwächen des Gegners aufzudecken, oft recht scharfsinnig ist, und der das Zusammen- und Auseinanderlaufen der verschiedenen Fäden in der Entwickelung der Philosophie uns deutlich und in interessanter Weise vor Augen stellt, die unglaubliche Schwäche und Haltlosigkeit seiner eigenen Aufstellungen so ganz und gar übersehen kann.

Wie der Zeitgeist Vorkämpfer hat, so hat er auch Nachzügler. Und auch diese sind höchst nothwendig, denn indem sie den Weltlauf retardiren wollen, springt die Nothwendigkeit energischen Vorwärtsschreitens um so frappanter in die Augen. Wir wünschen, daß Otto's Buch in dieser Beziehung gute Früchte tragen möge.

5. Kant's Theorie der Erfahrung von Hermann Cohen. Berlin, Dümmler. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kant ist das eigentlich bahnbrechende Genie in der neuesten Philosophie. Er hat kein fertiges Lehrgebäude, kein festgefügtes, sicher in sich ruhendes System geschaffen, sondern nur den Ausgangspunkt alles Philosophirens neu begründet. Zum wahrhaften Abschluß hat Kant wol kaum Eine Frage gebracht; dagegen hat sein gewaltiger Geist, wenn auch oft ihm selber unbewußt, alle Hauptprobleme, welche die spätere Philosophie beschäftigen sollten, in mehr oder weniger deutlicher Weise gestellt und ihrer Lösung eine gewisse Richtung angewiesen. Keimartig, in der Form von Anläufen, ist in der Kant'schen Philosophie fast der ganze tiefe Reichthum der spätern Philosophie enthalten. In fast allen Punkten weist Kant's Lehre mit Macht über sich selbst hinaus, und zwar nach sehr entgegengesetzten Richtungen hin. Wie alles keimartig Eingehüllte und Unentwickelte nicht streng und entschieden nach Einer Richtung hinweist, sondern eine Mehrheit von Gegensätzen in sich bindet, die alle mehr oder weniger nach Entwickelung drängen, so sind auch in der Kant'schen Philosophie realistische und idealistische, dualistische und pantheistische Samenkörner, Keime für eine Willensphilosophie und ebenso für den Panlogismus in inniger Mischung enthalten. So können sich denn Fichte, Hegel, Herbart, Schopenhauer u. a. als Vollender des von Kant gelegten Anfangs betrachten. Ganz natürlich hält ein jeder von ihnen jene Seite an der Kant'schen Philosophie für die wesenhafte und Ausschlag gebende, die in ihrer Weiterentwickelung zu dem von ihm selbst eingenommenen Standpunkte hinleitet. Bedenken wir nun noch, daß gerade darum, weil Kant an allen Punkten seiner Lehre über die von ihm selbst gezogenen Grenzen hinausweist, selbst bei völliger Objectivität es äußerst schwierig sein muß, seine ursprüngliche Lehre in ihren so leicht verschiebbaren, von ihm selbst öfters übersprungenen Grenzen wiederzugeben, so ist es kein Wunder, daß ganz verschiedene Interpretationen der Kant'schen Lehre um den Vorzug des richtigen Verständnisses miteinander streiten. Die erste Schwierigkeit existirt für den Verfasser des vorliegenden Buchs in nur geringem Grade, da er in den wesentlichsten Lehren der „Kritik der reinen Vernunft", um die allein es sich hier hauptsächlich handelt, die definitive Lösung der erkenntnißtheoretischen Fragen erblickt. Cohen's Erklärung der Kant'schen Erkenntnißtheorie ist zugleich eine Vertheidigung derselben; seine Darlegung der Kant'schen Beweise ist zugleich eine Nachweisung ihrer Stichhaltigkeit und Unumstößlichkeit.

Wir haben die bis ins Minutiöse gehende Gewissenhaftigkeit Cohen's bei der Zergliederung Kant'scher Sätze, seine jeden Kant'schen Ausdruck haarscharf abgrenzende, ihn gleichsam unter die Lupe nehmende Genauigkeit nicht genug bewundern können. Es ist ihm dadurch gelungen, viele Sätze des großen Denkers in ihrem eigensten Verstande aufzudecken und ihren Sinn bis zur feinsten Nuance zu enthüllen. Besonders viel Kopfzerbrechens pflegt den

Anfängern in der Philosophie das Kapitel von der „transscendentalen Deduction der Kategorien" zu bereiten. Cohen's Darstellung dieser schwierigen Materie ist durchaus gelungen. Ueber das Verhältniß der beiden Bearbeitungen dieses Kapitels in der ersten und zweiten Auflage und die Gründe der Umarbeitung haben wir noch nichts so Einleuchtendes gelesen. Ebenso hat uns seine Darstellung der vier Kant'schen Beweise für die transscendentale Idealität des Raums einen wahren Genuß verschafft, indem uns dabei erst der eigentliche Fortgang in dem Denken Kant's, die von Beweis zu Beweis sich steigernde Präcisirung des Schlußsatzes recht deutlich wurde. Dagegen ist es ihm sicherlich nicht geglückt, nachzuweisen, daß die Kant'schen Beweise für die Apriorität der Raum- und Zeitanschauung ihre Aufgabe erfüllen. Einer ihrer Cardinalmängel liegt darin, daß Kant es kaum ahnt, wie es sich dabei zunächst um ganz unbewußte Seelenprocesse handelte. Auf diesen Mangel aber kommt Cohen gar nicht zu sprechen. Doch selbst wenn man Kant diese Einsicht unterschiebt und seine Beweise danach corrigirt, behalten sie immer noch etwas völlig Ungenügendes, wie denn auch die Philosophen und Physiologen, welche Kant im Resultate zustimmen, ganz andere Beweise an die Stelle der Kant'schen setzen.

Ebenso wenig scheint uns Cohen die Angriffe Trendelenburg's gegen den zweiten Hauptmangel der transscendentalen Aesthetik entkräftet zu haben. Kant hat, dies scheint uns unwidersprechlich festzustehen, aus der apriorischen Subjectivität von Raum und Zeit auf ihre ausschließliche Subjectivität geschlossen. Er hielt es für unmöglich, daß der Raum apriorisch vom Subjecte erzeugt werden und zugleich ebenso wol den äußern Dingen, unabhängig vom Subjecte, zukommen könne. Kant's Vertheidiger leiden in diesem Punkte an einer an Verblendung grenzenden Unzugänglichkeit für die sonnenklaren Einwendungen Trendelenburg's u. a. Subtilitäten, wie z. B. die von Cohen so eifrig betonte Unterscheidung von a priori und transscendental, verstopfen nimmermehr die weitklaffende Lücke in Kant's Beweisen. Auch die Schwierigkeiten, die in Kant's Lehre vom innern Sinn liegen, hat Cohen keineswegs beseitigt. Diese Lehre leidet an einem immanenten Widerspruche. Daß ich nicht so bin, wie ich mich anschaue, sondern mir nur so erscheine, hat wol auf allen Stufen des Erkennens, mit Ausnahme der höchsten, seine Richtigkeit. Allein der Schlüssel zur Lösung dieses Widerspruchs ist in Kant's Lehre nicht enthalten. Dieser liegt allein in der Ansicht, daß das Ich sich entwickele, vom Unbewußten sich immer mehr zum Bewußtsein herausarbeite und damit immer tiefere Regionen seiner selbst durchleuchte.

Höchst interessant sind Cohen's Bemerkungen über die psychologische Grundlage der Kant'schen Kritik. Mit Recht nimmt er Kant in Schutz gegen den gäng und geben Vorwurf, daß er ganz auf dem Boden der Theorie von den gesonderten Seelenvermögen stehe. Das erkennende Ich ist bei Kant mit einer Anzahl einander über- und untergeordneter Functionen ausgerüstet, die nur in ihrem geordneten Zusammenwirken das Erkennen hervorbringen. Für sich abgesondert ist jede Function eine leere Abstraction. Dennoch aber, dies müssen wir gegen Cohen hervorheben, bleibt die Vermittelung der verschiedenen Erkenntnißfunctionen bei Kant rein äußerlich. Es sind zwar Mittelglieder da zwischen der transscendentalen Apperception und der Form des äußern Sinns, als den zwei äußersten Endpunkten des Ich. Auch wird, unter Voraussetzung der gegebenen Erfahrung, nachgewiesen, wie die verschiedenen Abstufungen innerhalb des Ich einander durchaus nöthig haben, wie z. B. selbst die einfachste Raumesanschauung der Kategorien bedarf. Allein wie sich das Ich aus einer einheitlichen Wurzel innerlich zu dieser Organisation entwickeln könne, dies bleibt bei Kant unbegreiflich, ja Kant stellt die Einheit beider Erkenntnißstämme als etwas nur Problematisches hin.

Auf ein directes Misverständniß der Kant'schen Lehre müssen wir noch aufmerksam machen. Es betrifft das „Ding an sich". Ebenso wie Kuno Fischer sucht Cohen das Ding an sich jeder positiven Bedeutung zu entkleiden und die Sache so darzustellen, als ob Kant alle Realität in die Erscheinung nach ihrer apriorischen und aposteriorischen Seite verlegt und einen dunkeln, unabhängig vom Vorstellen bestehenden Hintergrund als Correlat und Ursache der Erscheinungen gar nicht angenommen habe. Eine lange Reihe Kant'scher Sätze ließe sich gegen diese Auffassung aufführen, die Kant weit idealistischer macht als er wirklich ist. Man muß geradezu mit Blindheit geschlagen sein, wenn man Kant in der positivsten Weise von einem Etwas reden hört, „welches den äußern Erscheinungen zum Grunde liegt und unsern Sinn so afficirt, daß er die Vorstellungen von Raum, Zeit, Materie u. s. w. bekommt", von einem Substrat der Materie, das „nicht ausgedehnt, nicht undurchdringlich, nicht zusammengesetzt" ist, und dem Kant an einer Stelle sogar „die Prädicate des innern Sinns: Vorstellungen und Denken" beizulegen nicht abgeneigt ist, und wenn man dennoch dies in der bestimmtesten Weise positive Ding an sich zu einem negativen Begriff verflüchtigt, den der von seinen Zügeln befreite Verstand erdacht hat. Ferner aber möchten wir Cohen fragen, woher denn dann das Mannichfaltige in Raum- und Zeitanschauung, der aposteriorische Bestandtheil der Erfahrung seinen Ursprung nehmen soll? Schopenhauer, der das Ding an sich noch viel positiver als Kant faßt, erklärt dies daraus, daß sich der Wille in dem Prisma des Bewußtseins bricht und hier das Verhältniß von Subject und Object mit seinen mannichfachen Beziehungen hervorbringt. Diese Erklärung hat sich Cohen durch sein Weginterpretiren des Dinges an sich abgeschnitten. Ebenso wenig aber leitet er mit Fichte das Empfindungsmaterial aus dem Subjecte her. Cohen unterscheidet vielmehr aufs bestimmteste die apriorischen Functionen des Subjects von dem „gegebenen" Empfindungsstoffe, und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen die spontane Erzeugung desselben von seiten des Subjects. Woher kommt es also, daß sich die apriorischen Formen des Subjects mit diesem bunten, reichen empirischen Inhalte füllen? Cohen hat die Brücke, die von dieser Mannichfaltigkeit zum Subjecte, und ebenso die, welche zum Objecte führt, abgebrochen; es wird daher zum reinen Wunder, daß eine Erfahrung entsteht, daß die Sinnlichkeit nicht ins Leere hinausschaut, und der Verstand, aus Mangel an Beschäftigung, nicht schon längst eingeschlafen ist.

Im ganzen hat Cohen's Beurtheilung der Kant'schen Lehre wenig keck Zugreifendes, der Sache direct auf den Leib Gehendes. Er hat sich viel zu sehr in die Kant'sche Terminologie hineingesponnen. Man erwartet, irgendeinen Kant'schen Satz in unzweideutiger Weise interpretirt zu sehen, und erhält zuweilen nach einem langen Hin und Her doch wieder nur Kant'sche termini, durch welche zwischen den möglichen Auslegungen keine entschiedene Stellung eingenommen wird. Dies ist z. B. der Fall bei Beantwortung der Frage, wie Kant die vorkritische Disjunction: ob angeborene oder erworbene Begriffe? überwunden habe. Außerdem hätte seine Darstellung viel an Deutlichkeit und Durchsichtigkeit gewonnen, wenn er jene Punkte, in denen er eine Fortbildung der Kant'schen Philosophie für nothwendig erachtet, genauer behandelt und zugleich die Art und Weise dieser Fortbildung klar und bündig dargelegt hätte. Es hätten sich dann die Grenzen, in die, nach Cohen's Auffassung, die Gedankengänge Kant's eingeschlossen sind, von selbst schärfer markirt. Cohen ist hierin viel zu discret; seine Pietät vor dem Heros in der Philosophie hätte ihn nicht abhalten sollen, ohne Rücksicht auf Kant'sche Terminologie an den betreffenden Stellen einen freiern, weitern Ausblick auf seine eigene Weltanschauung zu eröffnen.

In Cohen's gründlicher Schrift, die auf Trendelenburg, Schopenhauer, Herbart, Jürgen Bona Meyer u. a. sorgfältige Rücksicht nimmt, wird von den neuern Erklärern Kant's J. H. von Kirchmann ganz unerwähnt gelassen. Die Erläuterungen, welche dieser in der von ihm herausgegebenen „Philosophischen Bibliothek" der „Kritik der reinen Vernunft" in einem eigenen Heftchen folgen ließ, sind es, gegen welche sich folgende Schrift wendet, die mehr als den doppelten Umfang jener „Erläuterungen" hat:

6. Erklärung und Vertheidigung von Kant's Kritik der reinen Vernunft wider die „sogenannten" Erläuterungen des Herrn J. H. von Kirchmann. Eine Bekämpfung des modernen Realismus in der Philosophie von C. Grapengießer. Jena, F. Mauke. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir geben dem Verfasser vollkommen recht, wenn er sagt, daß bei Erläuterungen, die einem weitern Publikum das Verständniß des Schriftstellers erschließen sollen, das erste sein muß, „den Gedankenzusammenhang der zu erläuternden Schrift aufzusuchen, zu verfolgen und klar darzustellen, und im einzelnen dunkle Stellen eben aus und in diesem Zusammenhange zu erklären", daß jedoch in den Erklärungen Kirchmann's von der Befriedigung dieses vornehmlichen Bedürfnisses fast gar nichts zu merken ist, indem die Erläuterungen vielmehr zu einer völlig wegwerfenden Kritik geworden sind. Wir stimmen Grapengießer weiter bei, wenn er diese Kritik eine Mishandlung Kant's nennt. Denn von einem Eingehen auf den Geist der Kant'schen Lehre, von einer principiellen einheitlichen Kritik ist bei Kirchmann keine Spur vorhanden. Er tritt mit der armseligen Dürrheit und Trockenheit seines „realistischen" Standpunkts, mit seiner extremen Trennung von Sein und Denken, von seienden und wissenden Zuständen der Seele, mit seinem hyperdogmatischen Vertrauen auf die Wahrheit alles Wahrgenommenen und seiner immensen Scheu vor allen Einheitsbestrebungen des menschlichen Denkens an Kant heran und negirt auf Grund dieses seines realistischen Glaubensbekenntnisses mit bewundernswerther Ausdauer einen der Kant'schen Sätze nach dem andern.

Ist es nun aber gegenüber solch einer Kritik am Platze, jede einzelne ihrer Ausstellungen vorzunehmen, eines Langen und Breiten zu widerlegen und so eine lose, an Wiederholungen reiche, bald dahin bald dorthin sich wendende Antikritik zu liefern, wie dies Grapengießer thut? Das einzig Richtige wäre gewesen, eine zusammenfassende organische Kritik des realistischen Standpunktes selbst zu geben. So wäre Kant gerettet und zugleich Grapengießer's Schrift wirklich das geworden, was sie gemäß ihres Titels sein will: eine Bekämpfung des modernen Realismus. Weiter gereicht es unserer Schrift zu großem Nachtheile, daß sie überall eine starke Unterschätzung des Gegners verräth. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß Kirchmann öfters einen bedeutenden Scharfsinn entwickelt, und daß, so oft er auch den tiefen Sinn der Kant'schen Sätze verfehlt, er dennoch zuweilen die schwachen Seiten Kant's aufzudecken und ihnen gegenüber den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes geltend zu machen weiß. Grapengießer hingegen läßt kein gutes Haar an Kirchmann; nicht nur daß er ihm alle Augenblicke Mangel an jedwedem Verständnisse, Sinnlosigkeit seiner Behauptungen u. dgl. vorwirft: auch mit der Beschuldigung bewußter, absichtlicher Verdrehung Kant'scher Sätze geht er in wenig sparsamer Weise um. So ist denn sein Buch eine höchst unerquickliche Lektüre. Dieser Ton ist nicht am Platze, wo die Einwendungen gegen Kant in ruhiger, besonnener Weise vorgebracht werden wie in Kirchmann's Erläuterungen. Zudem bringt Grapengießer in seinen eigenen Erläuterungen nichts Bedeutendes, wirklich Aufklärendes. Schon die Zerrissenheit und Zusammenhangslosigkeit seiner Kritik steht dem im Wege. Selbst manchen unstichhaltigen Einwendungen Kirchmann's versteht er nicht in schlagender Weise zu antworten, was gegen die Gereiztheit seiner Kritik um so schlimmer auffällt. Ist Cohen's Buch auf dem Gebiete der Kant-Literatur sicherlich eine bedeutende Leistung, so läßt sich dies von Grapengießer's Schrift in keiner Beziehung behaupten.

7. Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Philosophie von Georg Freih. von Hertling. Bonn, Weber. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

In neuerer Zeit hat sich das philosophische Interesse mit besonderer Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Erklärung des Aristoteles und der Verwerthung seiner Principien zur Grundlegung der Philosophie überhaupt zugewendet. Trendelenburg bearbeitete in vorzüglicher Weise die Logik des Aristoteles für den Schulgebrauch, und sein Hauptwerk beweist, daß er in der organischen Weltanschauung des Aristoteles das Fundament der wahrhaften Philosophie sieht. Ebenso basirte in neuester Zeit Ueberweg sein System der Logik auf Aristotelische Principien. Seit einigen Jahren ist es besonders die Aristotelische Psychologie, die eine Anzahl gründlicher Schriften, zum Theil mit polemischer Tendenz, hervorgerufen hat. Besonders ist hier der katholische Geistliche Franz Brentano

zu nennen. Auch Freih. von Hertling beschäftigt sich in der uns vorliegenden, streng quellenmäßig gearbeiteten, alles subjective Beiwerk möglichst fern haltenden Schrift mit diesem Gegenstande. Der Zielpunkt seiner Untersuchungen besteht darin, den Aristotelischen Begriff der Seele genau zu bestimmen und besonders das Verhältniß klar zu legen, in welchem der denkende „göttliche" Theil der Seele, der νοῦς, zu den untern seelischen Thätigkeiten steht. Schon die Commentatoren des Aristoteles waren in letzterer Frage, die wegen des steigenden Ansehens, das seine Philosophie in der katholischen Kirche gewann, immer mehr an Wichtigkeit zunahm, uneins untereinander. Die Kürze und Dunkelheit in den betreffenden Stellen bei Aristoteles ließen es zweifelhaft, ob er dem vernünftigen Seelentheile ein eigenthümliches, individuelles Substrat zu Grunde gelegt und ihm so die individuelle Unsterblichkeit gesichert habe oder nicht. Das ganze Mittelalter hindurch bildete diese Frage den Mittelpunkt eines lebhaften Streits. Auf der einen Seite stand besonders der arabische Jurist, Mediciner und Philosoph Averroës, der bis in die Renaissancezeit hinein eine Menge mehr oder minder consequenter Anhänger zählte. Er behauptete, der denkende Verstand sei nur allgemeiner universaler Natur; an ihm nähmen alle Menschen theil; nach dem Tode existire der νοῦς des Individuums zwar fort, aber nur als Moment des universalen νοῦς. Gegen diese averroistische Unsterblichkeitsleugnung trat vor allem Thomas von Aquino in einem eigenen Tractate auf, worin er sogar die niedern seelischen Functionen zu der vom Leibe abtrennbaren unsterblichen Seele rechnet. Hertling bemüht sich, nachzuweisen, daß Aristoteles den νοῦς allerdings für ein immaterielles, ewiges, vom Leibe abtrennbares Vermögen gehalten habe. Dagegen gebe er auf die Frage nach seinem Ursprunge keine ausdrückliche Antwort. Weiter hält es Hertling für wahrscheinlich, daß Aristoteles sich den νοῦς durch einen unmittelbaren Act der Gottheit in den genügend entwickelten Organismus eintretend gedacht habe.

Der Erörterung dieser Frage läßt Hertling eingehende schwierige Untersuchungen über die höchsten, abstractesten Begriffe des Aristoteles: über Form und Materie, vorangehen. Und sicherlich aus gutem Grunde — denn diese fundamentalen Unterschiede reichen, wie dies bei dem systematischen Aristoteles ganz nothwendig ist, mit ihrer Geltung in alle wesentlichen Theile des Systems hinein. Wir können dem Verfasser in die mühevollen Untersuchungen nicht folgen. Hervorheben wollen wir nur, daß sein Nachweis besonders darauf abzielt, darzuthun, daß sowol „Form" wie „Materie" bei Aristoteles keineswegs stets in demselben Sinne festgehalten werden, daß sie vielmehr zunächst begriffliche Abstractionen sind, die sich immer mehr zu wirksamen Realitäten verdichten. Besonders klar entwickelt er an dem Begriffe der Materie die Stufen dieses Verdichtungsprocesses. Die erste Stelle nimmt die Materie im Sinne der bloßen leeren Möglichkeit, des passiven bestimmungslosen Substrats ein. In fortschreitender Determinirung wird endlich hieraus an letzter Stelle „der Stoff mit bestimmten Anlagen oder Dispositionen, welche sich unter dem Einflusse des wirkenden Princips selbstthätig entwickeln". Als wichtigste Ursache dieses Schwankens in den Fundamentalbegriffen führt Hertling an die „völlige Parallelität zwischen Denken und Sein, von der die gesammte Philosophie des Alterthums ausging", jenen unbefangenen Realismus der beginnenden Wissenschaft, welchem die Erzeugnisse des Denkens sofort zu selbständigen Realitäten werden. Uns scheint damit der Nagel nicht auf den Kopf getroffen. Den eigentlichen Schlüssel jener stufenweisen Begriffsverwandlungen bei Aristoteles möchten wir vielmehr in dem nur theilweise und halb überwundenen Dualismus von Materie und Form sehen. Die Einheit zwischen beiden ist nicht fest genug, und andererseits ist doch auch ihre Selbständigkeit gegeneinander keine starre und steife. So kann sich ihre Einheit nur darin bethätigen, daß der Accent der Realität bald mehr auf die eine, bald mehr auf die andere Seite hin fällt. Wird die Realität z. B. in überwiegendster Weise nach der Seite der Form verlegt, so droht die Materie zu völliger Bedeutungslosigkeit herabzusinken, wogegen sie sich, infolge des noch festgehaltenen Dualismus, sträuben und einen Theil der Realität reclamiren muß. Von diesem Gesichtspunkte aus ließen sich alle Verwandlungen jener Begriffe bei Aristoteles erklären. Schließlich bemerken wir noch, daß jeder, der sich für Aristotelische Studien interessirt, Hertling's Buch mit dem Gefühl weglegen wird, durch dasselbe wesentlich gefördert zu sein.

Johannes Volkelt.

Vom Büchertisch.

1. Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik von D. Chwolson. Berlin, F. Duncker. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser interessanten Studie, welcher als ordentlicher Professor in Petersburg lebt, hat dieselbe bruchstückweise in der öffentlichen Sitzung der dortigen Universität an deren Stiftungstage, den 8./20. Februar 1871, vorgetragen. In einer längern Einleitung spricht er sich über die allgemeinen Gesichtspunkte aus, welche zur Beurtheilung eines Volks nöthig sind. Religion, Klima u. s. w., meint er, bedingen nur die Form, wie der Charakter des Individuums sich äußert. Die Hauptsache sei der angeborene Charakter des Menschen, der zwar bis zu einem gewissen Grade gemildert und modificirt, aber durch nichts vernichtet werden könne. Im weitern Fortgange der Untersuchung heißt es:

> Wir sehen, daß die Handlungen der Menschen vorzugsweise von dem ihnen angeborenen Charakter und von den ihnen angeborenen Neigungen bestimmt werden, und daß alle andern Umstände entweder nur einen untergeordneten Einfluß auf sie ausüben oder nur auf die Art und Weise einwirken, wie der Charakter sich äußert und zum Vorschein kommt. Ein Volk besteht aber aus einzelnen Individuen, und wer wird es leugnen wollen, daß jedes Volk seinen eigenthümlichen, mehr oder minder scharf ausgeprägten Charakter hat. Ist doch jedes Volk

nur eine collective große Individualität. Jede Rasse besteht aber auch aus verschiedenen Völkerindividualitäten, und es kann niemand bestreiten, daß es gewisse Charakterzüge gibt, welche ganzen Völkergruppen und ganzen Rassen eigenthümlich sind. Daß nun das eine Volk so und das andere ganz anders gehandelt hat und aufgetreten ist, daß bei dem einen Volke sich eine ganz andere Geistesrichtung entwickelt als bei dem andern u. s. w., dieses alles rührt von dem angeborenen Charakter und den angeborenen Eigenschaften und Neigungen des Volks her. Es kommt darauf an, ob der Verstand bei ihm vorherrschend ist oder das Herz, oder ob sie beide sich gegenseitig im Gleichgewicht erhalten; ob es geistig begabt oder unbegabt, ob es besonnen oder leichtsinnig, ordnungsliebend oder nachlässig, ausdauernd und beharrlich oder wankelmüthig und unbeständig, unternehmend oder träg ist u. s. w. Diese guten oder schlechten Eigenschaften der Völker haben die geistigen und materiellen Thaten derselben und die hohe oder niedrige Stellung eines jeden Volks in der Geschichte bestimmt.

Indem der Verfasser dann zu seinem eigentlichen Thema übergeht, unternimmt er, nachdem er die arische und ural-altaische Rasse kurz charakterisirt hat, eine eingehende Analyse des Charakters der dritten Hauptrasse der Geschichte, der semitischen. Zunächst wendet er sich gegen Renan's Buch „Histoire générale et système comparé des langues Sémitiques", welches die Semiten eine „race inférieure" nennt. Chwolson widerlegt diese Behauptung mit Beweisen aus der Geschichte, welche meistens zutreffend sind. Alsdann entwirft er in folgender Weise eine Charakteristik der Semiten. Er meint, daß die Eigenthümlichkeiten eines Volks von vier Grundursachen herrühren: 1) von der Beschaffenheit seines Verstandes, 2) von der seines Herzens und Nervensystems, 3) von der Art und Weise, wie diese Eigenschaften sich bei ihm zueinander verhalten, 4) davon, wie die Geistesgaben bei ihm vertheilt sind, d. h. ob die geistige Begabung bei ihm auf eine kleine Anzahl von Individuen beschränkt oder reichlich auf die große Masse ausgebreitet ist.

Indem er dies auf die semitischen Völker anwendet, kommt er zu dem Schlusse: A. In Bezug auf den Verstand: der Semite besitzt keine solche Fülle und Mannichfaltigkeit der Ideen wie der Arier, aber er besitzt einen gesunden, praktischen Verstand, rasche Auffassungsgabe, Scharfsinn, ja Spitzfindigkeit. B. In Bezug auf das Gemüth: er hat ein tiefes Gemüth, ist leicht erregbar, leidenschaftlich u. s. w. C. In Bezug auf das Verhältniß der Beschaffenheit des Herzens und des Verstandes zueinander: es herrscht bei ihm ein gewisses Gleichgewicht zwischen Kopf und Herz. Daher scheint es, als ob der Semite sich in Gegensätzen bewege; „denn während bei dem Arier entweder der Verstand oder das Herz vorherrschend ist, findet man bei dem Semiten einen scharfen, schneidenden Verstand mit einem tiefen poetischen Gemüth und Reflexion mit Enthusiasmus gepaart". D. In Bezug auf die Vertheilung der Geistesgaben: die Semiten haben weniger Genies als andere Völker, dagegen ist das Gros des Volks begabter als bei andern Stämmen. Aus diesen Grundeigenthümlichkeiten der Semiten ergeben sich dem Verfasser als Cardinaleigenschaften dieser Rasse: 1) Nüchternheit des Gemüths und Mangel einer ausschweifenden Phantasie, 2) scharf ausgeprägte Individualität der einzelnen Persönlichkeit und 3) Neigung zum Idealismus.

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir in die weitern Entwickelungen eingehen, mittels welcher der Verfasser nachweist, wie infolge dieser drei Grundeigenschaften sich das geistige Leben der Semiten gerade so gestalten mußte, wie es sich in der That gestaltet hat. Nur einzelnes heben wir aus diesen Entwickelungen hervor. Aus der Nüchternheit des Gemüthslebens der Semiten resultirt, daß sie in der Religion leichtverständliche, einfache Anschauungen und Begriffe producirten, daß sie in der Wissenschaft, besonders der Philosophie, sich fast nur mit solchen Fragen beschäftigten, die eine unmittelbare praktische Bedeutung fürs Leben haben, und sich mit Vorliebe realen Wissenschaften zuwenden (Spinoza?), daß ihre Kunst nicht reich an Ideen, aber in der Detaildurchführung bewunderungswürdig ist, was namentlich in ihrem Baustil hervortritt, daß endlich ihre Poesie vorzugsweise lyrisch ist.

Mit der ausgeprägten Individualität der Semiten hängt Folgendes zusammen: Sie hatten niemals eine Geburtsaristokratie, nie ein Kastenwesen; sie lieben die Autonomie, dulden keine stehenden Heere, haben selten große Staaten gegründet, glauben an Propheten und individualisiren alles in Religion und Poesie; ihr Gott ist daher eine ausgeprägte Gestalt, und sie glauben an kein Fatum. Als Ausflüsse der Innerlichkeit des semitischen Gemüths betrachtet der Verfasser unter anderm: die Humanität der Semiten, sowie den Umstand, daß ihre Herrscher in der Regel keine Krieger, sondern Weise, Heilige oder deren Nachkommen waren, daß sie die Frömmigkeit hochschätzten und auf Bildung und Sitte viel gaben.

Wie dieses allerdings lückenhafte Résumé der Chwolson'schen Schrift zeigt, enthält dieselbe manches Interessante und einiges Neue. Ihre Argumentationen sind nicht immer haltbar, auch dürften die Lichtseiten im Charakter der Semiten gegenüber den Schattenseiten in demselben eine allzu große Berücksichtigung gefunden haben. Immerhin ist die Schrift das Werk großen Fleißes und verräth eine innige Hingebung des Verfassers an die Sache, sodaß sie der allgemeinen Beachtung hiermit empfohlen sein mag.

2. Aus den Papieren der Weidmannchen Buchhandlung. Von Karl Buchner. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung mit ihren Schriftstellern. Mit einem einleitenden Aufsatze: Schriftsteller und Verleger vor hundert Jahren. Berlin, Weidmann. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift ist eine dankenswerthe Bereicherung der Culturgeschichte. Sie stammt aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin und bringt eine Reihe von Arbeiten zum Abschluß, welche dieselbe Quelle und Entstehungsgeschichte haben. „Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung" war der Titel der ersten Arbeit. Darauf erschienen zwei Hefte, deren letztes das heute von uns zu würdigende ist. Es war bereits im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" abgedruckt und darf in dieser neuen Gestalt um so mehr willkommen geheißen werden, als es hier, wie es uns dünkt, in einigen Punkten in mehr übersichtlicher Form erscheint und als Buch allgemeiner zugänglich ist.

Was zuerst den einleitenden Aufsatz: „Schriftsteller

und Verleger vor hundert Jahren", betrifft, so ist das einem Briefe Herder's an Hartknoch entnommene Motto zur Bezeichnung des Ganzen sehr gut gewählt. Es lautet:

Euch Buchdrucker, Verleger und Buchhändler sollte überhaupt alle der leidige Teufel holen, wie er euern ersten Ahnherrn, Erfinder in Deutschland, weiland Dr. Faust, geholt hat. Die Autoren leben von den Brosamen, die von des reichen Herrn Tische fallen, wie die Hündlein, und dann wollen Sie noch knausern. Verbrennen sollte man euch, wie Sardanapal, auf euern Papierschätzen, mit Weib und Kindern.

Herder hatte recht, indem er so redete; denn — Gott sei's geklagt! — im Buchhandel von sonst und jetzt war und ist, namentlich in seinen Beziehungen zu den Autoren, „vieles faul", wie Hamlet vom Staate Dänemark sagt. In der That haben die Autoren nur zu oft „von den Brosamen, die von des reichen Herrn Tische fallen" gelebt. Das beweist aufs neue dieser kleine Aufsatz. Er zeigt uns, wie Lessing, Goethe, Schiller u. a. mit den unfertigen Zuständen des damaligen Buchhandels, besonders mit der Plage des Nachdrucks, rangen und kämpften. Ueber das Druckunternehmen, welches Lessing und Bode in Hamburg entrirten, über die ersten Verlagsleiden Goethe's, über Schiller's Selbstverlagscalamitäten, über die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau (gegründet 1781) und über manche andere interessante Einzelheiten aus dem buchhändlerischen Leben des vorigen Jahrhunderts macht der kleine Aufsatz lesenswerthe und eingehende Mittheilungen. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff mit Geist und Geschick. Die Arbeit schließt mit dem Satze:

Der Verleger ist der verkörperte Geschmack, das verkörperte literarische Streben seiner Zeit [wir setzen hinzu: wäre das doch immer der Fall!]. Er ist die dankbare Nachwelt, die einzelnes von dem wiederaufleben läßt, was frühere Geschlechter schriftstellerisch geleistet; wichtiger aber ist er als der, der dem Geschmack der Mitwelt Ausdruck gibt. Als solcher ist er ein gutes Correctiv für Leute, die von ihrer Autorfähigkeit allzu große Ansichten haben, als solcher normirt er das Honorar, das er glaubt für ein angebotenes Manuscript geben zu können. Und indem er das erkaufte Manuscript zum Gegenstand einer geschäftlichen Speculation macht, handelt er ja nur im gleichzeitigen Interesse des Autors. Denn der Absatz des Buchs, das er gekauft, konnte ihm gleichgültiger sein, sofern es sich nur um Commissionsverlag handelte. Wo er aber wirklicher Verleger ist, wo er durch aufgewandtes Kapital auf den Erfolg seiner Unternehmungen hingewiesen wird, und wünschen muß, daß seine Thätigkeit ihm nicht nur die gehabten Kosten, sondern auch Gewinn einbringe, da arbeitet er gleichzeitig für den Schriftsteller, der aus seinem Thun einen der muthmaßlichen Nachfrage entsprechenden Lohn zieht, ohne in die Gefahren zu kommen, die seinen Geschäftsfreund nicht selten bedrohen und schädigen.

Dieser Satz schmeckt allerdings stark nach einer einseitigen Auffassung zu Gunsten des Buchhändlers und nach einer Ueberschätzung der socialen Stellung desselben. Der Buchhändler „arbeitet gleichzeitig für den Schriftsteller", sagt der Verfasser, als wäre das ein besonderes Verdienst des erstern, während es doch eine ganz selbstverständliche Pflicht des Buchhändlers gegenüber dem Schriftsteller ist, der ja vorher, durch Abfassung seines Werks, zu Gunsten des Verlegers gearbeitet hat. So viel über die einleitende Arbeit „Schriftsteller und Verleger vor hundert Jahren".

Die Schrift selbst zerfällt in die Abschnitte: „Christian Gottlob Heyne und Johannes Müller", „Johann Kaspar Lavater und Johann Georg Zimmermann", „Karl Wilhelm Ramler", „Jean André de Luc", „August Hermann Niemeyer", „Gottlieb Christoph Harleß", „Christian Cay Lorenz Hirschfeld", „Christian Joseph Jagemann", „Heinrich Gottfried Scheidemantel". Die Quellen zu dem Werke sind die Briefe der einzelnen Schriftsteller und das Hauptbuch der Weidmann'schen Handlung. Das über Ramler und über Lavater Mitgetheilte möchte zum Interessantesten gehören, was das Buch enthält. Das Ganze bringt des Lehrreichen und Neuen vieles und ist, wenn auch einiger Ballast mit unterläuft, jedenfalls ein überaus fleißiges Werk. Den Schluß desselben bildet ein Anhang „Nachträge zum ersten Theil". Diese Nachträge bestehen in einem Briefe eines jungen Buchhändlers des vorigen Jahrhunderts, Namens Götz, über buchhändlerische Zustände, einem Artikel „Zur Geschichte des Nachdrucks" und einem Lehrvertrag. Alle drei Documente ergänzen das Werk durch manche interessante Mittheilung. Namentlich in buchhändlerischen Kreisen wird dasselbe willkommen sein.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Ludwig I., König von Baiern" von K. T. Heigel, sagt die „Saturday Review" vom 19. April: „König Ludwig I. von Baiern gehört kaum zu der Klasse von Herrschern, mit denen man es ganz ernst nimmt. Doch währte seine Regierung lange und war nicht nutzlos, in einer Hinsicht wenigstens hat sie sich sehr ausgezeichnet, und während es unmöglich ist, sich des eben erwähnten Eindrucks zu erwehren, ist es doch durchaus nicht leicht, ihn durch leidenschaftslose Beweisführung zu rechtfertigen. Das unauslöschliche Gelächter, welches sich mit des Königs letztem Verschwinden von der politischen Bühne unter dem Einflusse der Lola Montez verknüpft, hat seiner Laufbahn einen Stempel der Absurdität aufgedrückt, welche sie nicht gehabt hätte, wäre die Angelegenheit eine Episode anstatt einer Katastrophe gewesen. So wie er in Heigel's parteiischen, aber keineswegs schmeichlerischen Blättern geschildert ist, scheint Ludwig viele von den Eigenschaften eines Königs besessen zu haben. Er hatte gute Fähigkeiten, seine Absichten waren vortrefflich, die Verhältnisse unter seiner Regierung waren nicht ausnahmsweise schwierig, und wenn man von seinen zahlreichen Schwächen absieht, ist es immer noch gewiß, daß viele Herrscher mit weit schlechtern Geistes- und Gemüthsanlagen es ermöglicht haben, eine ehrenvolle Rolle zu spielen. Sein Hauptfehler scheint ein Mangel an Einsicht, eine Unfähigkeit, die Mittel den Zwecken anzupassen, die öffentliche Meinung zu würdigen oder die Charaktere seiner Umgebung zu durchdringen, gewesen zu sein. Nichts war vielleicht aufrichtiger in ihm als seine Mäßigung und Duldung in religiösen Dingen; gleichwol handelte er so, daß er die Beschuldigung der Unterwürfigkeit gegen die Jesuiten auf sich lud, was mittelbar den Verlust seiner Krone herbeiführte. Ohne, wie es scheint, irgendwelche Absicht, die religiöse Freiheit zu beeinträchtigen, ließ er sich doch von einem ultramontanen Minister zu einer unliebsamen Politik

verleiten, und als er endlich davon zurückzutreten wünschte, war das königliche Prestige zu sehr geschädigt, um wiederhergestellt zu werden. Allerdings war er nicht der Mann dazu, es wiederherzustellen, denn ohne gerade ein würdeloser Herrscher zu sein, war er doch stets ein unköniglicher gewesen. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments, das rein Aesthetische seines Geschmacks, seine Gemüthlichkeit, Aufrichtigkeit und Bonhommie wären sämmtlich vortreffliche Eigenschaften bei einem Privatmanne gewesen, bei einem Monarchen bedurften sie der Ergänzung durch andere, die ihm gänzlich abgingen. Indem sein Biograph ihm für alle seine Vorzüge volle Anerkennung werden läßt, scheint er einzuräumen, daß sie in keiner Weise mit der Erfüllung seiner königlichen Pflichten innig zusammenhingen, und daß er durch sein Herabsteigen ins Privatleben sowol an Würde als auch an Gemüthsruhe gewann. Wenn er irgendetwas dabei verloren hat, so war es das, daß er nicht mehr im Stande war, die öffentlichen Arbeiten zu fördern, welche seine Hauptstadt zu dem gemacht haben, was sie ist, und für welche sein Biograph ihm mit Recht die höchste Ehre zuerkennt. Gerühmt wird auch die Wärme seiner Vaterlandsliebe, die jedoch nur in den Grenzen des Gefühls geblieben zu sein scheint, welches für einen jungen Freiwilligen im Befreiungskriege natürlich war, und seine Regierung nicht von der jedes andern gewöhnlichen deutschen Herrschers unterschieden hat. In der That verhinderte sie ihn nicht, einige der vorlautern Verfechter der nationalen Idee mit Härte zu behandeln, wofür ihn der Verfasser mit Recht verurtheilt. Als eine politische Geschichte ist Heigel's Werk klar und fast unparteiisch; auch wird man es als ein Verzeichniß der denkwürdigern künstlerischen Leistungen der Regierung des Königs Ludwig werthvoll finden."

Ueber „Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—71" von K. Klüpfel heißt es ebendaselbst: „Diese Geschichte ist kaum befriedigender für den Nationalstolz als die Kämpfe der Welfen und Hohenstaufen. Es ist natürlich und sogar lobenswerth, diese lange Reihe trauriger Fehlgriffe über dem endlichen Triumph zu vergessen. Die Lehren der unfruchtbaren und verfehlten vor-Bismarck'schen Aera bleiben indessen zurück und können mit Vortheil selbst in einem so wenig einladenden Buche wie das, welches Klüpfel ihnen gewidmet hat, studirt werden. Wenn sie in einer Hinsicht demüthigend sind, so sind sie doch voll von Aufmunterung in einer andern; denn man kann nicht zweifeln, daß die politische Capacität der Deutschen seit dem frankfurter Parlament bedeutend gestiegen ist."

Ferner sind besprochen: „Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870" und „Die Freimaurerei in ihrem Wesen und Unwesen", aus dem Nachlasse von F. B. von Trentowski. Günstige Erwähnung findet auch das bei Engelmann erschienene Werk Schleiden's: „Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und culturhistorischer Beziehung."

Ueber „Gevatter Tod" von Otto Roquette heißt es: „Die malerische und bedeutungsvolle Legende liefert Stoff genug für ein phantastisches Drama. Roquette hat sie kaum genügend ausgebeutet; den Charakteren fehlt es an kräftigen Umrissen; der Tod besonders ist etwas gewöhnlich, und die allgemeine Auffassung seines Charakters als des Menschen misverstandener Wohlthäter — eine Idee, welche in geschickten Händen einer sehr feinen Behandlung fähig ist — bleibt hier nur dunkel angedeutet. Auch die Scenen sind nur locker aneinandergereiht, der Zusammenhang mehrerer derselben mit der Haupthandlung ist nicht ersichtlich, und nur eine Situation, die Versuchung des Helden durch die schöne und leidenschaftliche Herzogin, erregt tiefere Theilnahme. Die mächtige Katastrophe der alten Legende verliert ihre Eindruckskraft dadurch, daß sie vom Ende in die Mitte der Geschichte verlegt wird und zu nichts führt. Trotz aller dieser Mängel jedoch ist Roquette's Diction so fließend und melodisch, sind seine Gedanken so klar und ist der seine Verse durchwehende Geist der Poesie, wenn auch durchaus nicht gewaltig, doch so echt und erquickend, daß sein Werk mit wirklichem Vergnügen gelesen werden kann."

In der „Academy" vom 15. April bespricht H. Ethé Koberstein's „Geschichte der deutschen Literatur" und schließt mit folgenden Worten: „Wir beglückwünschen den Professor Bartsch [den jetzigen Herausgeber des Koberstein'schen Werks] zu diesem letzten Erzeugniß seines ununterbrochenen Fleißes und geben uns der Hoffnung hin, bald die noch drei übrigen Bände, welche die ruhmvollste Periode der deutschen Dichtung, ihr zweites classisches Zeitalter, enthalten werden, begrüßen zu können."

Außerdem sind in derselben Nummer von deutschen Werken besprochen: „Die physikalischen Einwirkungen des Waldes auf Luft und Boden" u. s. w. von Ernst Ebermayer und „Bibliothek der angelsächsischen Prosa" von G. W. M. Grein.

In „The Illustrated Review" vom 10. April befindet sich eine Besprechung des bedeutenden eben erschienenen Werks von A. Spir: „Denken und Wirklichkeit", und in der Nummer vom 17. desselben Monats Besprechungen der „Kindertodtenlieder" von Friedrich Rückert, der „Erlebnisse einer Mannesseele", herausgegeben von B. Auerbach, und des Vortrags über Napoleon III. von Heinrich von Sybel.

„The Contemporary Review" vom Februar d. J. enthält einen Aufsatz „Ueber das deutsche und französische Drama" von Lady Pollock, in welcher sich neben manchen richtigen Bemerkungen auch einige recht sonderbare Schnitzer finden. So heißt es unter anderm: „Die dramatische Organisation ist vollständig in Deutschland, und die dramatische Gesetzgebung umfassend und streng. Die wiederholte Vorstellung irgendeines Stücks, wie anziehend es auch sein mag, ist gänzlich verboten; ein Wechsel der Aufführung wird für jeden zweiten Abend verlangt, und auf diese Weise verbessern Schauspieler sowol wie Zuschauer fortwährend ihre dramatische Erziehung. (!)" Von der Frau Bayer in Dresden sprechend, sagt die Verfasserin, sie sei der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Achtung und nehme eine ganz ansehnliche Stellung in der deutschen Gesellschaft ein, welche sonst beschränkend, exclusiv und ceremoniell sei und dramatischen Künstlern selten persönliche Theilnahme schenke. Ersteres wollen wir nicht bestreiten; letzteres aber ist doch gewiß viel mehr auf die Engländer als auf die Deutschen anzuwenden. Dann sagt sie: „Die Kronprinzessin von Preußen habe indessen ein gutes Beispiel in dieser Richtung gegeben, indem sie die ausgezeichnete Tragödin, Frau Jachmann-Wagner, zu ihren Empfangsabenden eingeladen habe."

In den meisten Residenzstädten Deutschlands, heißt es weiter, gebe es zwei Theater ersten Ranges, ein Hof- und ein Stadttheater. Weiterhin verwechselt die Verfasserin den Regisseur mit dem Theaterdirector und sagt, der Dichter Laube habe diesen erstern Posten am münchener Hoftheater bekleidet. (!) „Ein neues Stück muß 52 Proben bestehen, ehe es zur Aufführung für fertig gehalten wird." Auch bei den ersten Hoftheatern genügen fünf oder sechs Proben! Ueber das Verhältniß der städtischen Behörden zum Stadttheater bringt sie ebenfalls manches Unrichtige. Von einer so respectabeln Monatsschrift, wie „The Contemporary Review" entschieden ist, muß man sich doch sehr wundern, daß sie solchen oberflächlichen Arbeiten Aufnahme gewährt.

Bibliographie.

Samarow, G., Um Szepter und Kronen. Zeitroman. 2te Abth. — A. u. d. T.: Europäische Minen und Gegenminen. 1ster Bd. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schaefer, A., Historische Aufsätze und Festreden. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Scheel, H. v., Die soziale Frage. Vortrag. Bern, Jent u. Reinert. 8. 6 Ngr.

Schönwasser, Rosalie, Der Krieg und die Künste. Kritische Federzeichnung. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 1½ Ngr.

Schorn, A., Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern zusammengestellt. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Warrens, Rosa, Gedichte. Berlin, Mitscher u. Röstell. 16. 1 Thlr.

Wurst, C., Feststehen. Erzählung. Straßburg, Seitz u. Miller. 8. 6 Ngr.

— — Der Goldklumpen. Dorfgeschichte. Straßburg, Seitz u. Miller. 1872. 16. 2 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 22. Mai 1873.

Zur Philosophie und Theologie.

1. Philosophische Schriften von Franz Hoffmann. Dritter Band. Erlangen, Deichert. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Das Papstthum im Widerspruch mit Vernunft, Moral und Christenthum nachgewiesen in seiner Geschichte von Antiromanus (J. J. Fetzer). Mit einer Einleitung: Die Geschichte der Verfassung der christlichen Kirche und mit verschiedenen kirchlichen und kirchenstaatsrechtlichen Erörterungen. Zweite verbesserte und ergänzte Auflage. Herausgegeben von Franz Hoffmann. Drei Bände. Stuttgart, Scheible. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen des dritten Bandes der „Philosophischen Schriften" von Franz Hoffmann (Nr. 1) begrüßten wir mit Freude und Spannung nach der reichen Mannichfaltigkeit, welche uns die beiden ersten Bände gebracht haben. Und sicher, der vorliegende Band reiht sich jenen aufs würdigste an, erregt und befriedigt das wissenschaftliche Interesse von der ersten bis zur letzten Seite. Wir halten dafür, daß diese Schriften in der Philosophie eine ganz neue Strömung, und zwar wegen ihrer populären Darstellung, in weitesten Kreisen hervorrufen, uns in ein ganz neues Fahrwasser geleiten werden, um so mehr, da ein frischer Lebensgeist in ihnen waltet und weht, dem es in jeder Hinsicht um ein Vorwärts zu thun ist und der auch sogleich den Leser, schon während der Lektüre, vorwärts bringt. Eine besondere Wirkung, die wir uns von diesen Schriften versprechen, ist unter anderm auch die, daß sie in der Geschichte der Philosophie aufräumen, orientiren werden, was in der Gegenwart ohne Zweifel im höchsten Grade noththut. Wir müssen, bevor wir des Nähern auf den Inhalt des vorliegenden Bandes eingehen, über das eben Angedeutete erst bestimmter uns aussprechen.

Der Schnee- und Lavinenfall der Geschichten der alten, der mittlern, der neuen Philosophie, ja der ganzen, in Massen, in dickleibigen Bänden, fängt nicht erst an gefährlich zu werden, sondern hat bereits Unglück auf Unglück gestiftet und bringt es noch alle Tage. Alle Passagen werden unwegsam, die Communication wird aufgehalten, die einflußreichsten Systeme alter und neuer Zeit werden um ihre Wirkung gebracht, die herrlichsten, großartigsten Bauwerke der Denker werden verschüttet, vergraben, an die Stelle von Plato, Aristoteles, Leibniz, Kant setzt sich der Schnee- und Eismann, der Geschichtschreiber selbst; wir erkennen nichts mehr wieder, wir erblicken in der ganzen Geschichte der Philosophie nur noch ein unfruchtbares, ödes, weites Polarland; dem Historiker ist es nur noch um sich selbst zu thun, er ist bemüht, sich in eigener Person ein Denkmal zu setzen und starrt in der unheimlichen Wildniß uns nur noch selbst entgegen, sodaß wir, von Frost geschüttelt, uns auf- und davonmachen und ihn im günstigsten Falle, wo die Kälte noch nicht zu groß ist, als Vogel- und Krähenscheuche betrachten und zurücklassen.

Wir sind aber weit davon entfernt, zu leugnen, daß, trotz aller Verfälschungen durch so viele, die eigentliche Kunst der Darstellung der Geschichte der Philosophie in neuer und neuester Zeit erhebliche Fortschritte gemacht hat. Einigen, aus der Masse Hervorragenden ist es gelungen, jene großartige Kunst der Alten, der Griechen und Römer, zu erreichen, den historischen Stoff so sehr zu beleben und zu gestalten, ohne ihn je um die Wahrheit zu bringen, daß sie uns die Lehren der großen Denker fast dramatisch vorführen, deren Inhalt mit aller Gründlichkeit und Prägnanz objectiviren, ohne sich auch nur einmal zu erlauben, ihr subjectives Dafürhalten geltend zu machen. Das ist jene historische Kunst, welche die Wahrheit nie veruntreut, wol aber sie uns vor die Anschauung rückt und uns dadurch um so mehr über jeden Zweifel erhebt. Wir fragen bei Thucydides, bei Livius nie: sind diese Verhandlungen wirklich so gepflogen, sind diese eingelegten Reden buchstäblich so gehalten worden? Was kümmert uns der Buchstabe? Wir haben es bei jenen mit dem

Geiste des historischen Verlaufs und damit um so mehr mit der wahrhaften Wirklichkeit zu thun.

Es ist jetzt Mode geworden, an dem alten, biedern Hegel zu zerren und zu mäkeln, bis man sich wieder eines andern besinnen wird; dennoch, sage man was man wolle, auch die Geschichte der Philosophie von Hegel ist imposant in jedem Betracht, zumal was die Plastik seiner Art zu charakterisiren betrifft. Man vergleiche, wie er uns Plato, Aristoteles vorführt, wie er uns in die Architektonik des Kant'schen Systems versetzt; er meißelt nicht lange erst hier und da, er holt aus mit sicherer Hand, er weiß, daß er trifft, und trifft auf den Punkt. Er wägt die Worte nicht ab, sie hören sich oft unerhört an, barock und stark trutzig, aber sie springen, Minerven des Augenblicks, aus seiner genialen Anschauung, nach vorausgegangenen tiefen Studien, lebendig hervor: dies ist sein Plato, sein Aristoteles, sein Kant; aber prüft nur näher, es wird euch gelingen, dies und das zu vermissen; dennoch drei lebendige Gestalten stehen vor euch; dies ist sein Werk, nicht aber sein Ebenbild, sondern durchaus Original, noch dazu und zumeist von geschichtlicher Wahrheit.

Und ferner, wer wollte die historische Kunst, die sinnige und tiefsinnige Ineinsbildung von objectivem Gehalt, geschichtlichem Charakter und Sachbestand in geschichtlichen Darstellungen der Philosophie nicht anerkennen, bewundern bei Karl Rosenkranz in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie", bei Erdmann, Kuno Fischer und nicht wenigen andern; hier sind wirkliche Fortschritte gemacht in der historischen Wissenschaft wie im Geschmack, aber zahllosen andern Bearbeitungen desselben Gegenstandes dürfen wir nicht dasselbe nachsagen. Sie verfälschen die Geschichte der Philosophie auf Schritt und Tritt und machen höchstens, wiefern sie noch einigen Geist hinzuzusetzen haben, aus derselben einen subjectiven historischen Roman.

Was vom echten Geschichtschreiber der Philosophie gefordert werden muß, gilt mehr oder weniger auch vom philosophischen Kritiker. Beide sollen im höchsten Grade Unparteilichkeit ausüben. Außerdem darf der Kritiker nicht meinen, es sei mit dem bloßen Referat, im Falle es auch richtig wäre, für den Leser gethan. Der Kritiker philosophischer Werke soll treu berichten, aber auch urtheilen und charakterisiren. Er soll dem Denker das Ideal vorhalten, nach dem er hätte arbeiten sollen, und wenn er ein solches gehabt, entscheiden, inwieweit er dasselbe erreicht hat, wo es dem Kritiker dann gestattet ist, daß er seine eigenen Gesichtspunkte beibringe, wiefern sie nur zur Sache gehören und den Gegenstand ins rechte Licht stellen. Beiden aber, dem Historiker wie dem Kritiker philosophischer Systeme wie Werke, drohen zwei Hauptklippen, die sie zu vermeiden haben: die Paradoxie und der Meister, zu dem sie sich halten, da sie doch in der Regel keinem eigenen System folgen.

Wir haben, mit späterer Anwendung auf das vorliegende Werk, was wir soeben gesagt, an einem Beispiele deutlich zu machen. Wer wollte nicht einräumen, daß das gesunde Paradoxon von außerordentlichem Werthe ist; es kann plötzlich vor uns eine neue überraschende Perspective aufreißen. Es kann indessen auch einem Einzelmoment eine zu kühne Tragweite zuschreiben, die ihm gar nicht zukommt oder doch wenigstens nicht in dem Grade, während es in anderer Beziehung vielleicht höchst interessant ist. Es hat uns überaus erfreulich berührt, daß ein so geistvoller Denker wie Kuno Fischer in letzter Zeit, in seiner „Geschichte der Philosophie", dem Schöpfer der Naturphilosophie, Schelling, so gerecht zu werden den Muth hat, denn auch über Schelling, besonders den spätern, ist es jetzt Mode und Manie geworden, durchweg den Stab zu brechen. Nicht blos die schlagende Nachweisung des außerordentlichen und bleibenden Einflusses Schelling's auf die ganze philosophische Wissenschaft, nicht blos die feine, scharfsinnige Unterscheidung des frühern und des spätern Schelling, sein Verhältniß zur theologischen Orthodoxie und zum Mythus, zum griechischen wie zum Völkermythus überhaupt, ist von obigem Geschichtschreiber vortrefflich und mit hochherziger Unparteilichkeit gewürdigt worden, sondern auch, wie Kuno Fischer die Biographie Schelling's darstellt und in sein Geschichtswerk aufnimmt, ist höchst dankenswerth und ein großes Verdienst desselben Mannes. Das einzige haben wir hierbei zu vorsichtiger Prüfung in Erinnerung zu bringen, ob es nicht ein zu kühnes Paradoxon und also zu gewagt ist, zu behaupten, Schelling's erste Frau, die jetzt ebenfalls berühmt gewordene Karoline von Schlegel, sei in Schelling's Leben nicht blos, sondern auch auf die weitere Ausgestaltung seiner Lehre dermaßen epochebildend gewesen, daß Schelling von ihr und zumeist von ihr den Anstoß erhalten habe zu seinen spätern Entwickelungen, mithin zu den Hauptergebnissen seines Forscherlebens, wenn nicht gar seiner ganzen Doctrin und also wahrscheinlich doch auch seiner positiven Philosophie, wenigstens dem Keime nach. Das ist unsers Ermessens ein Paradoxon, welches auf einem Irrthum beruht. Wir zweifeln nicht daran, daß Karoline als Gattin Schelling's ihre frühern Leichtfertigkeiten abgethan, bei dem Geiste, den sie besaß, einem größern Ernst sich zugewendet habe, daß sie auch die philosophischen Metamorphosen ihres Mannes mit tiefem Interesse begleitete, ihn mehrfach zu verstehen im Stande war, selbst mit ihren naturwissenschaftlichen Studien ihm anmuthig zu Hülfe kam. Sie konnte ihn zu Gedichten begeistern, schwerlich aber seinen Speculationen auch nur die Richtung ertheilen. Sie hätte dem tiefen Kenner Dante's eine zweite Beatrice sein müssen, wozu jedoch schwerlich ihr Naturell angelegt war, wenn sich ihr Einfluß auf Schelling, den Denker, so weit hätte erstrecken sollen, wie Kuno Fischer ihr zutraut, mindestens zuzutrauen scheint. Hier also dürfte die Paradoxie auch einen so ausgezeichneten Historiker zu weit geführt haben.

Die zweite Klippe, welche dem Verfasser einer Geschichte der Philosophie wie dem Kritiker gefährlich werden kann, ist also der Meister, zu dem er sich hält oder, in seltenern Fällen allerdings, auch das eigene System. Wie leicht kann es einem solchen begegnen, daß er die Philosopheme anderer Denker nur in dem Lichte sieht, welches sein Lehrer ihm einst in die Hand gegeben oder er sich selbst angezündet hat. Wie groß werden dann aber auch die unwillkürlichen Verfälschungen sein, wenn der Historiker an die Systeme der verschiedenen Geschichtsperioden den Maßstab legt, mit welchem sein Meister alles

zu messen pflegte, oder den, welchen er selbst als philosophischer Producent für Dinge und Denker sich angefertigt hat.

Wir dürfen die bis dahin von uns mehr angedeuteten als ausgeführten Momente nur in Anwendung bringen in der Abfolge, wie uns das Buch dazu Veranlassung gibt, und die Kritik obiger philosophischer Schriften von Franz Hoffmann ergibt sich uns wie folgt.

Es sind sechs Abtheilungen, nach welchen der Autor das Ganze übersichtlich und klar geordnet hat: „I. Franz von Baader"; „II. Zur Erkenntnißwissenschaft und Metaphysik"; „III. Zur Naturphilosophie"; „IV. Zur Anthropologie und Psychologie"; „V. Zur Religionsphilosophie"; „VI. Zur Geschichte der Philosophie".

Schon aus diesem Inhaltsverzeichniß wird der aufmerksame Leser ersehen, daß diese Darstellungen ohne Ausnahme von höchster Wichtigkeit sind, auch für die Geschichte der Philosophie, und, da der Autor in tiefeingehender Weise, mit außerordentlichem Scharfblick und seltener Unparteilichkeit Kritik ausübt, auch für die philosophische Kritik als solche. Schon die Vorrede ist von vielsagender Bedeutung, sie trägt viel dazu bei, die richtigen Gesichtspunkte für das Ganze zu nehmen, den Verfasser in seiner philosophischen Methode, in seiner gesammten Weltanschauung zu charakterisiren. Er bekennt sogleich, daß Franz von Baader derjenige Denker ist, dem er sich vor allen andern anschließt, dessen Lehre er in den weitesten Dimensionen verbreitet wissen will. Und wer wüßte nicht, welche großen Verdienste sich Franz Hoffmann um Baader's Philosophie erworben hat durch Abhandlungen, durch besondere Schriften über denselben, vor allem durch die Gesammtausgabe der Baader'schen Werke, in Verbindung mit den andern Anhängern Baader's, durch die klaren, jedem Gebildeten verständlichen, vortrefflichen Einleitungen zu den einzelnen Bänden, durch Anmerkungen unter dem Texte; wer wüßte nicht, daß Franz Hoffmann vorzugsweise das Baader'sche System, die Baader'sche Schule repräsentirt. Auch entnehmen wir alsbald der Vorrede, wie urban, freisinnig im edelsten Sinne sich unser Autor zu andern Denkern nicht blos der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart verhält.

So viel ist gewiß, über das Verhältniß Baader's zu Kant, zu Hegel und zumal zu Schelling, was deren Doctrinen betrifft, haben wenige so viel Gründliches, Erhellendes, Scharfblickendes beigesteuert als Franz Hoffmann. Ihm entging und entgeht nichts, was in den verschiedenen Disciplinen der Philosophie und Theologie, was im Protestantismus und Katholicismus, was in der Naturwissenschaft, in der Nationalökonomie und eigentlichen Societätswissenschaft, hinsichtlich der Kirche, des Staats und der Literatur in weitester Ausdehnung von Belang sich ereignete, und bis in die neuere und neueste Zeit hin haben wir ihm über den ältern Fichte, über Herbart, Schopenhauer, E. von Hartmann die fruchtbarsten Aufhellungen zu verdanken.

Da nun aber unser Denker sich offen für einen Anhänger Baader's erklärt, so werden nach dem Obigen einige für des wackern Mannes Unparteilichkeit fürchten, und sie werden meinen, daß derselbe in seiner Geschichtsbetrachtung der Philosophie wie in seiner philosophischen Kritik um so leichter an der oben namhaft gemachten Klippe scheitern könne, also gegen andere ungerecht werden, indem es bei ihm nun wirklich zutreffen werde, daß er alle Leistungen anderer Denker mit dem Maßstabe Baader's mißt. Wie dem nicht so ist, beweist Hoffmann in rühmlicher Weise durch die Art, wie er über Hartmann's so viel besprochene „Philosophie des Unbewußten" sich ausläßt, und woraus wir denn die Ueberzeugung gewinnen, die wir freilich längst schon hatten, von Hoffmann's Unabhängigkeit und edelm Freimuth. Es können philosophische Anschauungen nicht weiter auseinanderliegen als die des Verfassers der „Philosophie des Unbewußten" und die Baader-Hoffmann'sche. Gleichwol erkennt unser Autor das Tiefbedeutende des Hartmann'schen Standpunktes mit heiterer Unbefangenheit und in relativem Sinne an, indem er wol mit uns auch darin übereinstimmt, daß er erwartet, Herr von Hartmann werde bei seinem speculativen Geiste und Scharfblick auf demselben sich nicht zu halten vermögen, sondern sich zu einem höhern erheben. So weit geht aber Hoffmann's Freimüthigkeit, daß er ihn in der Vorrede in Schutz nimmt gegen einen seiner heftigsten Gegner und auch Hartmann's Vertheidiger vertheidigt.

Daß der Verfasser seinen Meister, Franz von Baader, sogleich am Anfang in nähern Betracht zieht, daß er dessen Standbild gleichsam an der Eingangspforte seiner folgenden, philosophischen Ausstellungen aufstellt, ist ebenso natürlich, wie es noch dazu sinnvoll ist. Leider ist Baader vielen, selbst Gebildeten, noch immer eine unbekannte Welt, und doch haben viele der bedeutendsten Geister sich über das Außerordentliche des Mannes rühmlich vernehmen lassen, seinen Genius in seiner vollen Ebenbürtigkeit mit den größten Denkern gefeiert. Man wird diese Stimmen in dem gegenwärtigen Buche unter wohlthuendem Eindruck vernehmen und die eigene Kenntniß der Entwickelung der neuern Philosophie um ein Wesentliches bereichern. So heißt es bei Weiße von Baader:

> Baader's Philosophie hat in der That einen Inhalt, von dem auch wir die Ueberzeugung theilen, daß er, von philosophischer Speculation in Besitz genommen und immer mehr zur wissenschaftlichen Erkenntniß verarbeitet, in der Zukunft nicht blos in dieser Speculation selbst, sondern mit ihr auch in der christlichen Theologie, und von der Theologie aus im allgemeinen religiösen Bewußtsein zu fortwährend steigender Geltung gelangen und eine Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen wird, deren Umfang sich noch gar nicht berechnen läßt.

Schade nur, daß der schätzenswerthe Weiße meistens, wie auch hier, die Feder so voll nimmt, daß ein Wort das andere drängt und so eine Ueberladenheit des Ausdrucks entsteht, daß der Gedanke, die Charakteristik, um die es sich handelt, in solchem Auflauf zu ersticken in Gefahr kommen. Die beiden Dichter Ludwig Tieck und der Schwede Atterbom verbreiten sich über Baader mit einer Feder, die schon mehr Seele und Lebendigkeit hat, wie sie auch besonders bei seiner Redegewalt verweilen. Unter anderm sagt Tieck:

> Selten mag jemand ein größeres Talent für die augenblickliche Rede besessen haben als Baader, und niemals trat es glänzender hervor, als wenn es Gegenstände tiefsinniger Wissenschaft, der Religion, der Philosophie betraf. Unaufhaltsam flossen dann seine Worte, jeden Einwurf brachte er zum Schweigen; die Gewalt seiner Unterredung riß mit sich fort. Das nächste Thema, was beiden am Herzen lag, war Jakob Böhme. In einem dreistündigen Monologe ergoß sich Baader; die Unterhaltung hörte auf.

Atterbom bemerkt:

Heute machte ich die Bekanntschaft des mirakulösesten (?) Mannes, den ich je gesehen und der vielleicht in der ganzen Welt existirt. Sowol in seinem Aeußern wie in der Art, sich zu geben und zu sprechen, bildet er einen vollkommenen Contrast mit Schelling. Er ist etwas länger und schmächtiger wie dieser, physisch viel agiler und lebhafter, hat ein mehr längliches und fröhlicheres Gesicht, ist in seiner Kleidung gewählter ... und spricht fast immer in Ekstase. Er spricht so schön, daß eine ähnliche Vormittagsunterhaltung wie diejenige, welche wir heute mit ihm hatten, ein ganz interessantes Buch abgäbe, ohne daß man auch nur ein Wort daran zu ändern brauchte.

Am klarsten äußert sich Varnhagen über ihn. Da heißt es außer anderm:

Ich kam mit Rahel in Teplitz an, und gleich machten wir Baader's Bekanntschaft. Im Curhause setzte sich ein Herr neben mich, der alsbald durch ebenso witzige als tiefsinnige Bemerkungen über die Gesellschaft meine Aufmerksamkeit erregte und sich auf mein Befragen als Franz von Baader zu erkennen gab. Wir sahen uns nun täglich und fast alle Stunden des Tags. Baader kam regelmäßig vormittags und gab uns Erläuterungen über seine damals erschienene Schrift: „Sätze zur Begründung der Bildungslehre des Lebens". Er war erstaunt, daß Rahel's Gedanken mit Leichtigkeit ihm in diese Tiefen folgen konnten. Mich entzückte er auf großen einsamen Spaziergängen durch seine beredte, heitere und gewaltige Darlegung der höchsten geistigen Erkenntnisse, es war ein außerordentlicher Genuß, ihm zuzuhören, er sprach in bequemer Umgangsweise, wurde durch nichts gestört, nahm jede zufällige Wendung auf und verlor nie seinen Faden, an welchen sich gewichtiger Ernst und witzige Laune wetteifernd anreihten. Im August 1822 kamen wir abermals nach Teplitz. Der Umgang mit Baader ging in alter Weise fort, ebenso vertraulich als geistig erhebend.... Inzwischen vermehrte sich die Badegesellschaft, der König von Preußen war angekommen, der Großherzog von Sachsen-Weimar. Der letztere bezeigte für Baader große Aufmerksamkeit und rühmte ihn gegen Rahel wegen der genialen Leichtigkeit, mit der er seine wunderbaren Ideen vortrüge.

Diese und verwandte Aussprüche in vorliegendem Bande unterschreiben wir ganz und gar, da wir ganz ähnliche Eindrücke von der Person und den Aeußerungen des außerordentlichen Denkers in München empfingen.

In dem ersten Abschnitte dieses Hoffmann'schen Buchs, der die Ueberschrift hat: „Franz von Baader", wird denn auch seines Verhältnisses zur damaligen Politik gedacht. Auch werden anderweitige Urtheile über ihn, außer den obenerwähnten, und zwar für und wider, einer genauen Prüfung unterzogen, anerkannt oder widerlegt. Fassen wir diese erste, sehr reichhaltige Gesammtschau über Baader mit den nächstfolgenden Abtheilungen des dritten Bandes in eins, so darf man nach unserm Dafürhalten schon manches über das Baader'sche Philosophem feststellen, was unsere Leser über dasselbe orientiren wird, und es werden ihnen die weitern Darstellungen Hoffmann's, ob metaphysischer, naturphilosophischer, ob anthropologisch-psychologischer, religionsphilosophischer oder geschichtsphilosophischer Natur, um so bedeutsamer, dankenswerther erscheinen. Doch erklären wir uns noch genauer.

Wir gewinnen die Einsicht, daß dasjenige, wodurch Baader sich von den meisten Denkern unterscheidet, die selbstbewußte Behauptung der Persönlichkeit Gottes ist, also entschiedenster, unbedingtester Theismus, und zwar vom Anfang bis zum Ende seines Philosophirens. Nicht als wenn diese Idee nicht auch in andern Systemen verfochten, ja zuletzt herrschend würde, aber bei Baader herrscht sie durchweg, sie wird nicht erst gewonnen auf dem Wege (durch die Methode) der Entwickelung. Baader besitzt sie als Gewißheit schon von vornherein. An der Hand des Verfassers des vorliegenden Buchs treten die Unterschiede Baader's von andern Philosophen immer deutlicher ans Licht, zumal sein Verhältniß zu Kant und zu Schelling. Baader fordert nicht erst Gott, sondern er **hat** ihn. Baader bedarf nicht erst einer negativen Philosophie, um zu einer positiven zu gelangen. Baader kennt keinen abstracten Monismus, der Natur und etwa hinterher auch Geist wäre. Er hat die Natur zugleich mit dem Geiste und umgekehrt, aber ohne Verschmelzung, Vermischung, ohne Identität der Ineinsbildung, ohne Indifferenz zwischen Idealem und Realem. Kurz, Baader geht nicht erst durch den Pantheismus hindurch, um zum Theismus zu gelangen, er hat in seiner Entwickelung, in seinem Weiterschreiten als Philosoph keine Periode des Pantheismus, sondern dieser ist für ihn selbst nie da. Aller Pantheismus ist für seine und in seiner Weltanschauung eine logische Unmöglichkeit.

Je weiter man sich in den dritten Band dieser „Philosophischen Schriften" Franz Hoffmann's hineinliest, in die geschichtsphilosophischen Partien, in die naturwissenschaftlichen, in die theologischen, in die Recensionen, desto mehr wird man sich von dem Gesagten überzeugen.

Man wird über die wichtigsten Fragen, namentlich über die Stellung der frühern philosophischen Systeme zum Theismus, wie sich diese aus einer scharfen Charakteristik derselben ergibt, in dem Buche selbst nähern Aufschluß finden, und so können wir immer von neuem das Studium dieser tiefgeschöpften Arbeiten zur Belehrung und Befestigung in einer Zeit, die so vielfach aus den Fugen gegangen ist, dringend empfehlen. Diese Hoffmann'schen Aufsätze, Abhandlungen, Recensionen werden also gründlich Licht verbreiten über so viele Erscheinungen auf dem Felde der neuesten Geschichte der Philosophie, was einzelne Schriften betrifft; sie werden dem Leser viel Zeitersparniß vermitteln, sodaß er nicht nöthig hat, sich auf die Ungeheuerlichkeiten und doch am Ende Verfälschungen der Philosophie in dickleibigen Geschichtsbüchern einzulassen. Auch können wir die Versicherung geben, daß unser Autor beide früher von uns bezeichneten Klippen, die Paradoxie und das Schwören auf des eigenen Meisters Worte, überall glücklich umschifft. Nur die kleine Ausstellung erlauben wir uns, wenigstens als Warnung für die Zukunft, daß unser Autor es zu vermeiden suche, die Originalität, Einzigkeit, die Ebenbürtigkeit, das Genie Baader's in überstarken Zügen aufzutragen, in zu ätzenden Farben zu malen, wie es bis dahin für die Stumpfen und Kurzsichtigen allerdings nöthig und wahrhaft verdienstlich war. Auf die Länge aber schadet es mehr als es nützt. Denn die Kleingeister, die unlautern Leser werden dadurch zu einem doppelten Neide erregt, sie beneiden den geistvollen Apologeten Baader's, den umsichtigen Beobachter, dem keine Falschheit, keine Misgunst, Gleichgültigkeit gegen alle Speculation entgeht, und beneiden den Gepriesenen selbst, der nun zu gleichen Ehren gelangen soll mit denen, deren Lob nach jenen auch nur ein einstweiliges und ein nothwendiges Uebel ist, in welches man sich schicken müsse. In beiden Fällen wird aber, gerade

durch die zu häufige, lobende Hinweisung auf den Gegenstand so großer Auszeichnung, Opposition oder gar das absichtliche Ignoriren desselben hervorgerufen.

Wir haben hinsichtlich des bleibenden Werths der „Philosophischen Schriften" Hoffmann's, in den frühern und in diesem dritten Bande, noch besonders rühmend hervorzuheben, daß sie mit Schärfe, aber auch mit Gerechtigkeit, mit solider, gründlicher Kenntniß, dabei mit eigenen Gedanken und fruchtbaren Gesichtspunkten auch dasjenige Gebiet unserer Gegenwart in Betracht ziehen, welches jetzt vorzugsweise angebaut, durch stets neue Erfindungen und Entdeckungen lebendig bewegt ist. Wir meinen die Naturwissenschaft. Auch hier leuchtet unser Autor den heutigen Philosophen voran, nicht minder den Naturkundigen selbst, auf daß jene wie diese sich umeinander bekümmern, bedenken, daß es, streng genommen, nur eine und dieselbe Wissenschaft gibt, und daß im Realen zurückbleiben sich ebenso sicher rächt, wie wenn man, wie heute so oft, das Ideale vernachlässigt. Es sind immer noch nicht so viele, welche beide Richtungen zugleich verfolgen und cultiviren. Hoffmann dagegen hat längere Zeit schon so mehrseitig und segensreich gewirkt, wie denn solches auch die reifsten Früchte bereits bringt und wie hervorragende Denker und Naturforscher es jetzt mehrfach erleben, die sich trefflich ergänzen und in die Hand arbeiten.

Eben weil hier brennende Tagesfragen vorliegen, die oft sehr abweichende, ja ausweichende Antwort erhalten, dann auch wieder solche, die von unendlichem Ertrage ist und also hoch erfreut und in jeder Beziehung fördert, heben wir aus dem dritten Abschnitte über Naturphilosophie einzelnes wörtlich hervor. Hatte schon in dem vorhergehenden Abschnitte über „Metaphysik" unser Autor höchst dankenswerth die „Neuern Formen des Pantheismus: Ruge, von Hartmann, Baltzer", in scharfsinnigen Betracht gezogen und z. B. die Ruge'sche Schroffheit eines Idealismus an Stelle der Religion zurückgewiesen, so werden wir im Wider und Für in Bezug auf Natur und was man heute bereits für Wissenschaft von der Natur leichtfertig genug ausgibt, mit reicher Ausbeute bedacht in so höchst gediegenen Kritiken wie: „Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland von Janet", „Stoff, Kraft und Gedanke von Westhoff", „Briefe gegen den Materialismus von Fabri", „Natur und Geschichte von Riel", „Bischoff's Beurtheilung der Darwin'schen Lehre", „Populärwissenschaftliche Vorträge von Helmholtz", „Der Theismus und die Verjüngungslehre des Lebens von Schultz-Schultzenstein", „Thierpsychologie von Carus".

Leider ist uns in d. Bl. kein Raum vergönnt, um auf diese gehaltvollen Aufsätze Hoffmann's im Detail einzugehen. Was den naturwissenschaftlichen Scharfblick unsers Autors besonders begünstigt, ist, daß er sich als Philosoph nicht künstlich und mit Zwang eine Natur erst muß gefallen lassen, daß er kein abstracter Idealist ist, sondern daß er in Uebereinstimmung mit Baader eine Natur kennt, die auf Gesetzen beruht, die dem Forscher zugänglich sind, wenn er sie auch noch lange nicht alle ergründet hat. Er weiß aber auch von einer Natur, die unmittelbar in Gott geborgen ist, deren verklärendes Licht sich sporadisch, dann und wann bereits in der Erdnatur offenbart, in der Kunst als Frühroth einer andern Welt zur Erscheinung kommt, sodaß der, welcher sich auf dergleichen Mysterien versteht, stets auch eine Natur vor dem innern Auge hat, welche von den drückenden Fesseln der Materie befreit ist und die künftige Herrlichkeit ihrer selbst völlig außer Zweifel setzt. Nur auf dem Wege solcher Anschauung wird sich allmählich dem Forscher auch das Geheimniß des Lebens eröffnen, wenn auch unter den obwaltenden Zeichen der Zeit und im Durcheinander so vieler Verwirrungen der Begriffe, der Ansichten, der bloßen Meinungen und Hypothesen noch wenig Aussicht zu einem solchen Tagwerden vorhanden ist.

Wie tief und durchdenkenswerth ist, was unser Autor in dem angezogenen Abschnitte bei Gelegenheit eines Aufsatzes von Schultz-Schultzenstein in Bezug auf dessen „Verjüngungslehre des Lebens" sagt:

Wenn Herr Schultz behauptet, die Verjüngung sei, wie das Schöpfungsprincip, so auch das Erhaltungsprincip des Lebens, und das Lebendige könne darum nicht untergehen, weil es dieses Princip in sich habe, so sind wir über den Ursprung und Anfang des Lebendigen nicht ins Klare gesetzt. Da das Lebendige irgendwann auf der Erde angefangen hat, so kann es nicht aus sich selbst entsprungen sein, und selbst wenn es von Anfang da gewesen wäre, würde es doch nicht aus sich begriffen werden können. Wie ich im allgemeinen die Fortdauer des Lebens im Weltall nicht bezweifle, ohne darum darüber entscheiden zu wollen, ob es zu aller Zeit auf allen Weltkörpern ununterbrochen walte, so bezweifle ich in Wahrheit die ewige Fortdauer des Lebens auf der Erde nicht, wenn ich auch andere (und zuletzt vollkommene) Formen des Lebens erwarte, ich begnüge mich nur nicht mit der Ansicht, daß es für immer nur auf die Fortdauer der Lebensformen überhaupt ankomme, wenn auch alle einzelnen Lebensformen immer wieder zu Grunde gehen. Am wenigsten kann ich Genüge darin finden, dieses angeblich ewige Entstehen und Vergehen der einzelnen Lebensformen auch auf die Menschheit angewendet zu sehen, sodaß es nur eine Gattungsunsterblichkeit, keine individuelle Unsterblichkeit des Menschen geben könnte und würde. Die atheistische Lebenslehre kann nicht individuelle Unsterblichkeit begründen, sinkt damit in den Naturalismus zurück und erwehrt sich nur krampfhaft des Materialismus, dem sie schließlich, wenn sie den Schritt von der Verjüngungslehre zum Theismus nicht machen will, dennoch zur Beute fallen muß.

Wir brauchen nicht erst zu suchen, um unter den Recensionen einige als Muster der Gediegenheit unsern Lesern zu empfehlen. Als Musterkritiken stellen sich in dem letzten Abschnitte „Zur Geschichte der Philosophie" sogleich glänzend heraus: „Geschichte der Philosophie von Dühring", „Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer" und „Geschichte des Materialismus von F. A. Lange".

Und damit kehren wir zu dem Anfang unserer Auslassungen über den dritten Band der „Philosophischen Schriften" Franz Hoffmann's, was die gerügten Verschüttungen durch Massenanwälzungen geschichtsphilosophischer Werke betrifft, zu voller Bestätigung zurück, aber auch zu der wohlthuenden Wahrnehmung des Fortschritts auf jenem Gebiete. Die Kritik Hoffmann's über das Dühring'sche Geschichtswerk ist ein Meisterstück, was Gerechtigkeit, Anerkennung, aber auch Schärfe der Polemik angeht. Wir selbst haben von Dühring einst große Erwartungen gehegt, wir wurden von einzelnen seiner Darstellungen im höchsten Grade für ihn eingenommen. Wir glaubten, er werde die Schopenhauer'schen Schranken durchbrechen; wir sehen ihn zu unserm aufrichtigen Bedauern ein Raub des Frankfurters geworden. Dagegen

freuen wir uns, daß in dem Urtheil über Kuno Fischer der Verfasser mit unserer warmen Anerkennung dieses Denkers übereinstimmt. Ein solches Werk wie das Fischer'sche eröffnet der Philosophie wieder die schönsten Aussichten, es wird Werdelust zu neuer Production unter den deutschen Denkern hervorrufen, wie es aus reicher Potenz und Werdelust eines vaterländischen Philosophen hervorgegangen ist.

Aus der Beurtheilung des, wie es scheint, so fleißig und tüchtig gearbeiteten Werks von F. A. Lange wird man ein für allemal ersehen, wie gewissenhaft, bereit anzuerkennen, was Anerkennung verdient, die Kritik Hoffmann's ist, die auch da, wo sie vermißt, wo sie abweicht, wo sie tadelt, stets in nobelster Weise es ausführt. Wir ersehen sogleich aus dem Beginne dieser Recension, daß dem Späherblicke unsers Autors auch nicht das Accidentelle, auch nicht das Kleinste entgeht; wer so im kleinen genau, gerecht, umsichtig ist, wird es im großen wahrlich sein, wie es denn in allen Schriften Hoffmann's ein Grundton ist, das Große, welcher Zeit, welcher Schule, welcher Confession es angehöre, mit Selbstentäußerung und reinster Theilnahme zu feiern.

Zum Schluß äußern wir noch den aufrichtigen Wunsch, der Verfasser möge nun auch selbst die gerechte Anerkennung vollauf erfahren, die er andern schon so oft hat angedeihen lassen. Uebrigens haben wir auch außerdem von Hoffmann's großartiger Gerechtigkeit, von seiner begeisterten Liebe zur Philosophie in ihren verschiedensten Gestalten einen so tiefen, bleibenden Eindruck gewonnen, daß wir dafür halten, dieser Mann hätte ganz besonders den Beruf, uns nicht blos das ganze System Franz von Baader's darzustellen, sondern ein Pantheon der Philosophie zu verfassen, in welchem er die großen Denker aller Zeiten versammelte.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schlagintweit's „Tibet".

Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und zoologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—58. Von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Dritter Band. Hochasien. II. Tibet; zwischen der Himálaja- und Karakorumkette. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Im zweiten Bande des großen Schlagintweit'schen Werks hatten wir die großen Gebirgsketten Hochasiens, den Himalaja, Karakorum und Künlün, sowie ihr Verhältniß zueinander kennen gelernt, waren dann speciell mit dem Himalaja vertraut geworden, sowie uns auch die zahlreiche Reihe der theils unabhängigen, theils den Briten gehörigen oder unter ihrem Schutze stehenden kleinen Staaten am Südfuße jenes mächtigen, durch die höchsten Gipfel unserer Erde ausgezeichneten Gebirgs vorgeführt wurden. Im vorliegenden Bande, dem noch ein vierter folgen wird, werden wir um einen Schritt weiter nördlich geführt, nach Tibet, „dem größten der hohen Längenthäler der Erde", das sich zwischen den beiden Ketten des Himalaja und Karakorum über eine Ausdehnung von etwa 20 Längengraden erstreckt und in seinem mittlern Theile eine Erhebung von mehr als 15000 Fuß zeigt. Das ist selbst an diesem höchsten Punkte noch eine Höhe, welche unter der mittlern Paßhöhe des Himalaja (17800 Fuß) und Karakorum (18700 Fuß) liegt, aber im allgemeinen erhebt sich die Thalsohle Tibets nur bis 2500 oder 3000 Fuß unter jenen mittlern Paßhöhen. Wir haben es also hier mit einem Lande zu thun, das im allgemeinen die Höhe des Montblancgipfels zeigt.

Einfach wie die orographische Gestaltung ist auch die hydrographische, denn nur zwei Flußsysteme, das des Indus mit dem Satlej und des Brahmaputra (durch den Dihong), kommen hier in Betracht. Der erstere beherrscht den Nordwesten, der letztere den Südosten des Landes, und die Wasserscheide zwischen beiden liegt in Gnari Khorsum, der centralen Erhebung des Landes. Politisch ist das Land vielfach getheilt.

Durch persönliche Anschauung wurde von diesem weiten Gebiete den Gebrüdern Schlagintweit nur ein Theil der Mitte und sehr ausgiebig der Nordwesten bekannt; nach dem östlichen Theile vorzudringen war ihnen jedoch nicht möglich gewesen. Indessen sie kamen ihm von Süden her, in Sikkim und Nepal, sehr nahe, und hier sowol als in Gnari Khorsum zogen sie Erkundigungen ein, die im Vereine mit demjenigen, was frühere nach Osttibet vorgedrungene Reisende geleistet, ihnen das Material an die Hand gaben, auch Bodyul (das ist die Bezeichnung für das östliche Tibet) in ihrem Werke mit berücksichtigen zu können. Denn das ist gerade einer der Vorzüge des Schlagintweit'schen Buchs, daß es nicht blos bei den persönlichen Erfahrungen der Reisenden stehen bleibt, sondern auch die Ergebnisse anderer Forscher kritisch mit verarbeitet, sodaß wir keineswegs in ihm eine einfache Reisebeschreibung besitzen, sondern eine zuverlässige, nach Möglichkeit erschöpfende Darstellung des ganzen Landes und seiner Bewohner. In dieser Beziehung steht es nun in unserer Literatur einzig und unerreicht da, wird es stets als eine der vorzüglichsten Quellen für Indien und Hochasien gelten.

Wir wollen jetzt versuchen, einen kurzen Ueberblick des Inhalts dieses dritten Bandes zu geben. Der Name Tibet, genauer Thubphod, so werden wir belehrt, gehört etwa dem 7. Jahrhundert an; er ist im Lande selbst nicht mehr gebräuchlich, da statt dessen die Bezeichnungen für die einzelnen Theile angewandt werden. Bodyul, das Bodland, ist der östliche, in verschiedene Provinzen zerfallende Theil, mit dem wir zuerst bekannt gemacht werden. Hier ist das weitberühmte Lasa der Hauptort, in welchem der Dalai-Lama, das Haupt der buddhistischen Hierarchie, thront, dessen weltliche Herrschaft aber schon seit dem vorigen Jahrhundert hinfällig geworden ist.

Bis 1792 war die Wahl desselben der Priesterschaft, die in möglichst großer Masse und aus weiter Ferne sich dazu vereinte, überlassen geblieben; aber seit dieser Zeit macht der Hof zu Peking auch hierin seinen Einfluß geltend, und es können jetzt nur solche als die neue Incarnation Buddha's zu Nachfolgern erklärt werden, die Familien angehören, welche als der chinesischen Herrschaft ergeben bekannt sind. Womöglich soll die Wahl zugleich auf einen Unmündigen fallen, der dann sicher nach keiner Richtung sehr widerstandsfähig sich zeigen kann. Dies wünscht nicht weniger die chinesische Regierung als die zahlreiche tibetische Priesterschaft.

Naheliegende Parallelen ergeben sich hier von selbst.

Was wir aus eigener Anschauung europäischer Reisenden über Osttibet wissen, verdanken wir den Missionaren, welche seit dem 17. Jahrhundert schon dorthin vordrangen. Der erste, welcher 1624 den Himalaja überstieg und das Land erreichte, war der Jesuit Antonio de Andrada; Lasa besuchte zuerst 1715 der Kapuziner Desideri. Ihnen folgte noch mancher andere, bis 1853 die Lazaristen Huc und Gabet ihre vielgelesenen Reiseschilderungen über Tibet veröffentlichten und damit vorderhand der Besuch Lasas durch Europäer abgeschlossen wurde. Von Wichtigkeit war die 1854 von französischen Glaubensboten errichtete, 1865 aber wieder zerstörte Missionsstation Bonga, der wir manche Nachrichten über das Land zu verdanken haben. Aber noch fehlt ein Naturforscher, der Osttibet durchzogen hätte, und dieses wird somit immer noch auf der langen Liste geographischer Desideraten stehen bleiben, bis es einem wissenschaftlich gebildeten Manne gelungen sein wird, hier Beobachtungen anzustellen, wie wir sie aus dem centralen und namentlich nordwestlichen Theile besitzen.

Centraltibet, Gnari Khorsum genannt, wurde von Robert und Adolf Schlagintweit besucht, die von Kamare und Garvhal aus wiederholt hierhin vordrangen. Es ist eine chinesische Provinz, die ganz im Gebiete des obern Satlej und Indus liegt. Den Kiuagarpaß hinabsteigend, nur von zehn bewaffneten Bhutias begleitet, trafen die Reisenden bald auf die chinesische Grenzwache, die ihnen nun längere Zeit auf den Fersen blieb und ihre Schritte überwachte. Trotz aller Hindernisse gelangten sie jedoch bis zu dem wichtigen Handelsorte Gártok, von dem Robert Schlagintweit eine lebhafte Schilderung entwirft:

Als Handelsplatz ist Gártok einer der interessantesten der Erde, jedenfalls der höchste Punkt, wo Menschen des Handels wegen sich zusammenfinden. Zur Zeit des Marktes, August und September, entsteht hier neben den wenigen festen Häusern aus ungebranntem Thon und den Zelten jener Tibeter, welche den ganzen Sommer hier regelmäßig verweilen, eine ganze Stadt aus Zelten, die einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Die rauhen aus schwarzen Yakshaaren verfertigten Zelte der Tibeter stechen grell ab gegen die blendend weißen Zelte der Hindus; die warmen, dicken Filzzelte der Turkistanis zeichnen sich vortheilhaft vor den übrigen aus, oft durch kunstvoll eingewebte Farben und Muster. Das bunte, bewegte Leben gleicht dem einer Seestadt. Da sieht man den wilden, fanatischen Muselman Centralasiens friedlich verkehren mit dem milden Hindu, mit dem gutmüthigen Tibeter, mit dem langzöpfigen Chinesen. So verschieden auch sonst die Lebensweise, die Religion, die Anschauungen der versammelten Völkerstämme sein mögen, hier treten sie in den Hintergrund, wo bei allen dieselbe Absicht herrscht, möglichst viel Waaren umzusetzen und auszutauschen.

Es ist wieder die alte Erfahrung: der Marktfrieden wird des Interesses wegen gewahrt; und verwandte Erscheinungen treffen wir bei den wildesten, barbarischsten Stämmen Innerafrikas oder den sonst kopflüsternen malayischen und Papuavölkern im ostasiatischen Archipel, die der friedenbringenden Macht des Handels sich ruhig unterwerfen.

Weiter als die Schlagintweit'schen Routen in Centraltibet reichen jene der indischen Pandits, welche vom Major Montgomery etwa zehn Jahre nach jenen ausgesandt wurden und das Land sorgfältig aufnahmen. Die bekannten Resultate ihrer Forschungen sind hier mit in die Schlagintweit'sche Darstellung verwebt.

Der einzige Theil Tibets, welcher den Briten unterthan ist, ist die Provinz Spiti, welche von Hermann von Schlagintweit erforscht wurde. Sie gehört dem Flußgebiet des obern Satlej an und wird auf drei Seiten von hohen Gebirgszügen begrenzt: im Süden und Westen erhebt sich der Kamm des Himalaja, der hier eine starke Krümmung macht; im Norden bildet ein secundärer Zug die Grenze. Einst bildete Spiti einen Theil Ladaks, es fiel dann an Kaschmir und kam vor 25 Jahren endlich an die Engländer, welche als Grund der Annexion in echt britischer Weise angaben: „es solle dadurch verhindert sein, daß fremdes Gebiet zwischen Rampur und den Shawlwolledistricten liege, was die Industrie des nordwestlichen Indien gefährden könne". Also hier Shawlwollepolitik wie anderwärts Baumwollenpolitik!

Hermann von Schlagintweit überstieg den nördlich Spiti begrenzenden Secundärarm des Himalaja; an ihm fand er noch bei 13607 Fuß Höhe ein permanent bewohntes Dorf, bei dem noch Gerste gebaut wird und die mittlere Jahrestemperatur + 1,2° C. beträgt. Weiter aufwärts liegt in 18500 Fuß Höhe der Parangpaß, und durch ihn gelangte er nach der Provinz Rupchu, die vom obern Lauf des Indus durchströmt wird, besonders aber durch den Salzsee Tsomoriri ausgezeichnet ist. Je mehr die kolossalen Gebirge Hochasiens des lieblichen Schmucks der Seen entbehren, welche unsere Alpen auszeichnen — der Südabhang des Himalaja kennt sie gar nicht —, desto interessanter ist ihr Vorkommen hier in Rupchu und dem nördlich davon gelegenen Pangkong. Merkwürdig erscheint auch, daß der Salzgehalt dieser Seen unabhängig von dem Vorhandensein kochsalzführender Gesteine ist, sie liegen vielmehr im krystallinischen Gebirge, und das Vorkommen der verschiedenen Salze wird in höchst instructiver Weise von Schlagintweit auf die topographischen Verhältnisse zurückgeführt. „Eine gegenwärtig mehr oder weniger isolirte Lage, wobei größere Trockenheit der Luft die Verdunstung fördert, sowie Größe des Quellengebiets der Zuflüsse im Verhältnisse zum Wasservolumen und zur Oberfläche, dies sind dabei die wichtigsten Momente."

Tsomoriri bedeutet „Bergsee", ein gewiß gut gewählter Name für einen 15130 Fuß hoch gelegenen See. Er hat etwa 12 englische Meilen Länge bei 3 Meilen Breite, würde etwa also dem Brienzer See an Größe gleichstehen. Die Niveauveränderung konnte Schlagintweit recht gut durch die alten Niveaulinien beurtheilen, und er fand sie zu 32 Fuß; in welcher Zeit aber diese in die historische Periode fallende Verminderung herbeigeführt wurde, kann nicht angegeben werden. Noch größer als der Tsomoriri ist der Tsomognalari in Pangkong, den

Schlagintweit erreichte, nachdem er den obern Indus überschritten hatte. Während er nun am Tsomoriri kein Boot zur Verfügung hatte — so gering ist hier das Verkehrsbedürfniß, daß die Anwohner sich nicht einmal bis zum Bau von Schiffen erheben —, construirte der Reisende sich auf dem Tsomognalari ein Floß aus aufgeblasenen Hammelschläuchen, mit dem er den See auslothete und seine größte Tiefe zu 170 Fuß fand. Die Höhe desselben über dem Meeresspiegel ist 14010 Fuß, die Eintrocknung war hier noch weit bedeutender als beim Tsomoriri, denn das alte Niveau lag 244 Fuß über dem gegenwärtigen. Der Name des Sees bedeutet „Süßer (trinkbarer) See in den Bergen", und man könnte, im Gegensatz zu der Ansicht des Verfassers, wol annehmen, daß die Sprache des Volks hiermit noch einen Anklang an jene Zeit bewahrt, als der See vor seinem Eintrocknen noch „süß" war und der Salzgehalt in ihm sich noch nicht bis zu dem Grade wie heute concentrirt hatte. Denn ist es auch im allgemeinen richtig, daß „geologische und physikalische Veränderungen meist langsamer vorschreiten, als jene in den Sprachen und Wohnsitzen der Völker", so haben wir doch auch Beweise für das Gegentheil. Wie wir aus einem Vortrage Oskar Peschel's uns erinnern, liegt in Schottland tief im Lande, von dem Loch Ewe genannten Fjord weit entfernt der Ort Kin Loch Ewe, das heißt Haupt des Loch Ewe, und dieser Name könnte nie gegeben worden sein, wenn der Ort nicht einst thatsächlich das obere Ende des Loch Ewe gebildet hätte. Jetzt ist die Verbindung zwischen beiden seit langer Zeit aufgehoben, aber der Name ist geblieben, und die geologische Veränderung ist hier schneller vorgeschritten.

Nachdem wir in sehr ausgiebiger Weise mit den gesammten physikalischen Verhältnissen der tibetanischen Seeregion bekannt geworden sind, wendet Schlagintweit sich der Zoologie zu. Reich ist die Fauna in diesen Höhen nicht zu nennen, aber unter ihren Vertretern kommen sehr interessante Thiere vor. Hier lebt noch wild der Yackochse, der gezähmt neben Schafen und Ziegen das wichtigste Lastthier der ganzen Gebirgsregion ist; das Argali (wilde Schaf), ein wildes Pferd (Equus Hemionus), das Bobacmurmelthier, der tibetische Hase sind die vornehmsten Vertreter der Säugethiere, die alle noch über 15000 Fuß Höhe leben, ja der Bobac kommt bis zu 18000 Fuß vor. Aehnliches gilt von den Vögeln, von denen Raben noch bei 22000 Fuß gefunden werden; auch Reptilien, von denen Schlagintweit mehrere neue Gattungen und Arten entdeckte, sind in der Salzseeregion vertreten, Fische selten.

Wir werden nun nach dem Nordwesten geführt, zunächst nach Ladak und später nach dessen Hauptstadt Le, wo die Brüder Hermann und Robert, die verschiedene Wege gewandelt waren, zusammentrafen. Hier ist jetzt wohlbekanntes Gebiet, das durch Cunningham und Robert Shaw bekannt wurde. Die Schlagintweits befanden sich aber vor nun 16 Jahren dort, und ihre zu jener Zeit in die Heimat gesandten Berichte waren noch mit dem Reiz der Neuheit umkleidet. Daß sie auch jetzt noch, nachdem viel über Ladak geschrieben worden, in physikalischer Beziehung das Beste über jenes Land liefern, ließ sich bei ihrer eminenten Befähigung gerade auf diesem Gebiete erwarten.

Bei der Schilderung von Le tritt auch die sonst im dritten Bande spärlicher bedachte Ethnographie wieder in den Vordergrund; die allgemeinen Verhältnisse der tibetanischen Rasse hatten wir schon im zweiten Bande kennen gelernt, und so braucht der Verfasser hier nur die Specialitäten nachzutragen. Wir machen aufmerksam auf den Abschnitt über die Krankheiten (S. 287 fg.), die sich im Zusammenhang mit der Lage und Gestaltung des Hochlandes ergeben. Die kräftigen arbeitsamen Tibetaner leiden an Verstopfungen, die sich bis zur Lebensgefahr steigern, was in erster Linie wol von der schwerverdaulichen Nahrung, dann „von dem permanenten Aufenthalt in einem Klima von geringem Barometerstand und extremer Trockenheit, wobei der Feuchtigkeitsverlust des Körpers durch Verdunstung ein sehr großer ist", abhängt. Auch Cretinismus, wie in unsern Alpen, kommt vor; dazu gesellen sich Augenleiden, eine Folge von Staubwinden im Sommer und Rauchluft der Häuser im Winter.

Nordwestlich an Ladak grenzt das von Adolf Schlagintweit erforschte Balti, ein von den früher geschilderten Ländern sehr verschiedenes, durchaus gebirgiges Land, mit hohen steilen Felswänden und außerordentlicher Kahlheit, in welchem die Vegetation noch mehr als in den schon geschilderten Regionen reducirt ist. Hier sind die Betrachtungen über die Gletscher von Wichtigkeit, die in ihrer riesigsten Entwickelung in Balti auftreten und an Ausdehnung jene der Alpen in einzelnen Fällen um das drei- und vierfache übertreffen. Unser größter Gletscher, der Aletschgletscher, ist 14 Kilometer, der Baltorogletscher in Balti aber 65 Kilometer lang.

Von besonderm Interesse für den Geographen sind endlich noch die Beschreibungen der kleinen Gebiete Zankhar, Dras und namentlich Hazora am linken Indusufer, ferner das was über Gilgit (rechtes Indusufer, nordwestlich von dessen Knie) gesagt ist. Nach Walker's Vorgang zieht Schlagintweit es mit in den Bereich britischer Schutzstaaten ein; wie gering aber hier der britische Einfluß ist, erkennen wir am besten daran, daß es den Engländern durchaus noch nicht gelungen ist, sich Genugthuung für die vor wenigen Jahren erfolgte Ermordung des ausgezeichneten Reisenden Hayward bei Yassin zu verschaffen.

Der vorliegende Band wieder, wie das ganze Werk, ist ein Zeugniß echt deutschen Fleißes; es steckt ein gewaltiges Stück Arbeit in diesem gründlichen Werke, das keineswegs als eine Reiselektüre betrachtet werden darf, das vielmehr studirt sein will und bei seinem Studium Vorkenntnisse mannichfaltiger Art erfordert. An der Hand Adolf Schlagintweit's wird der vierte Band uns nach Ostturkestan führen, dessen Routen auf der dem dritten Bande beigegebenen Karte eingetragen sind, natürlich unter Benutzung der neuen englischen Forschungen. Wie sehr aber unsere Kenntniß Hochasiens im Rollen und Vorschreiten begriffen ist, erkennen wir an dieser Karte, bei der wir übrigens sehr die Klarheit in der Schrift vermissen. Eben erschienen, ist der nordwestliche Winkel derselben, namentlich die Darstellung des Bolor Tagh, schon veraltet, indem er durch Fedtschenko's epochemachende Forschungen jetzt ein ganz anderes Ansehen gewinnt, und die hier nur punktirt angedeuteten Zuflüsse des Amu können nun ausgezogen werden. Richard Andree.

Zur deutschen biographischen Literatur.

1. Forschungen über die Quellen zur Geschichte der Jungfrau von Orleans von P. Beckmann. Paderborn, Junfermann. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Johann Heinrich Voß von Wilhelm Herbst. Erster Band. Leipzig, Teubner. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken von Rudolf Elvers. Erster Theil. Mit einem Porträt V. A. Huber's nach einer Zeichnung von Rugendas. Bremen, Müller. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wenn wir die französische Nationalheldin, die Beckmann in seinem Werk (Nr. 1) schildert, gleichsam auch zu unserm Eigenthum rechnen, so geschieht dies keineswegs, um ihr, der Lothringerin, durch die Mittel einer spitzfindigen gelehrten Deduction deutsche Herkunft und deutsches Blut anzudichten. Sie ist und bleibt französisch vom Wirbel bis zur Sohle in diesem Sinne; und doch gehört sie uns, seit Schiller sie unsern idealsten Besitzthümern zugesellt hat, ebenso sehr an wie ihren Landsleuten. Demgemäß hat auch die deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung sich bis auf diesen Tag, ohne sich von den Schranken des nationalen Gegensatzes gehindert zu fühlen, so häufig mit ihr beschäftigt wie nur mit irgendeiner der populärsten Gestalten aus der Mitte unsers eigenen Volks. Und wenn auch, wie begreiflich, die Franzosen besonders in neuerer Zeit uns darin den Rang ablaufen, so kann doch unsere deutsche Literatur wenigstens auf eine in ihrer Art vollendete Darstellung stolz sein, der sich auf französischer Seite nichts völlig Ebenbürtiges oder auch nur Vergleichbares entgegenstellen läßt. Daß wir damit K. Hase's meisterhafte Monographie meinen, bedarf wol keiner besondern Ausführung. Sie ist ebenso sehr als gewissenhafteste und scharfsinnigste Quellenkritik wie als feinste psychologische Zeichnung, in der, wie in sehr wenigen andern sogenannten Lebensbildern, wirklich die innersten Nervenfäden des Lebens berührt und empfunden sind, in mancher Hinsicht einzig in ihrer Art.

Unser deutscher Charakterzeichner hat sich, wie es sein Ziel mit sich brachte, vorzugsweise die Verarbeitung des Quellenmaterials angelegen sein lassen, welches der sogenannte Proceß der Jungfrau, d. h. die, soviel man sieht, vollständig und authentisch erhaltenen Acten ihrer Anklage, Vertheidigung und Verurtheilung vor dem aus geistlichen und weltlichen Beisitzern gemischten Tribunal zu Rouen gewähren. Ihm galt das Seelenbild der wunderbaren Erscheinung als das eigentlich zu lösende Problem. Die äußern Züge und Begebenheiten in ihrer geschichtlichen Wirksamkeit hat er nur insoweit beachtet, als sie diesem seinem Hauptzweck unentbehrlich waren. Er wollte und durfte keine Geschichte der Thaten der Jungfrau schreiben. Andere, namentlich die Franzosen, haben ohnehin diese Aufgabe oft genug und zwar theilweise mit einer gewissen Virtuosität gelöst. Indessen bleibt für die strengere Kritik, wie sie das deutsche historische Gewissen zu üben sich gedrungen fühlt, doch noch viel zu thun übrig. Wie herkömmlich, ist der Standpunkt, aus dem jene Franzosen und die von ihnen abhängigen Deutschen ihr Quellenmaterial behandeln, ein durchaus subjectiver, willkürlicher, hier, was sich von selbst versteht, durch die leidenschaftliche Erregung des patriotischen Ehrgefühls stark beeinträchtigt, auch wol, namentlich seitdem der moderne französische Klerus unter dem Banner des Msgr. Dupanloup die Sünden seiner mittelalterlichen Collegen durch fanatische Präconisirung der einst als Hexe verbrannten Nationalheiligen zu repariren beflissen ist, durch die Einmischung aller der bekannten, jeden Begriff von Wahrheit an sich vernichtenden jesuitischen und ultramontanen Tendenzlügen in majorem Dei gloriam. Nicht selten sind beide Ingredienzen zusammen, wenn auch in verschiedenen stöchiometrischen Verhältnißzahlen, verquickt, und dann hört wenigstens für einen ehrlichen deutschen Verstand jeder Begriff geschichtlicher Darstellung völlig auf.

Was die Franzosen bisher unterlassen haben und was ihnen namentlich in der Verfassung, in der sich heute der französische Nationalgeist befindet, überhaupt auch unmöglich sein würde, eine vorurtheilsfreie, blos von dem objectiven Interesse der Wissenschaft und den strengen Gesetzen des folgerichtigen Denkens geleitete Prüfung des vorhandenen Quellenmaterials, das leistet die oben nach ihrem Titel angeführte Schrift. Erst durch sie werden sich die künftigen deutschen Bearbeiter der Geschichte der Jungfrau, an denen es gewiß nicht fehlen dürfte, in dem verhältnißmäßig nicht leicht zu bewältigenden, überaus reichen Stoffe orientiren und sich von der bisher anerkannten und doch durchaus ungerechtfertigten Autorität der Franzosen zu Ehren der Wahrheit emancipiren können. K. Hase hat mit feinstem Takt überall, soweit er dessen bedurfte, auch in der Ermittelung des Thatsächlichen das Rechte getroffen, aber was einem einzelnen gleichsam durch Intuition gelungen ist, darf noch nicht als Maß für die andern gelten, die eines sichern Führers auf einem sehr unsichern Boden nicht wohl zu entrathen vermögen, und einen solchen gewährt diese fleißige und sorgsame kritische Untersuchung.

Von dieser Schrift bis zu der Biographie von „Johann Heinrich Voß“ von W. Herbst (Nr. 2) ist innerlich eine unendliche Entfernung, um durch die Schärfe des Contrastes zu wirken, doch mag letztere hier ihren Platz finden. Wenn man sich erinnert, mit welch bedenklichen Augen Voß die mittelalterlich katholisirende Schiller'sche „romantische Tragödie“ seinerzeit betrachtete, wenn man ihn überhaupt in seinem eigentlichen Wesen als poetischen Vorkämpfer der Aufklärung gegen alle Romantik und Restaurationsgelüste mittelalterlicher Verfinsterung faßt, lassen sich kaum zwei Naturen denken, die einander so antipathisch sein sollten wie diese beiden. Und doch verbindet sie eine starke Gemeinsamkeit ursprünglichster Seelensubstanz. Geschlecht, Zeitalter und Nationalität sind darüber in so mächtigen und fast undurchdringlichen Schichten gelagert, daß allerdings ein scharfes Bohrinstrument dazu gehört, um bis zu dieser letzten Tiefe zu gelangen. Aber dann wird man hier wie dort auf die rechte und wahrhafte Bauernart treffen, die bei der verzückten Schwärmerin und Visionärin des 15. Jahrhunderts gerade so wie bei dem für alles Wahre, Gute, Schöne begeisterten Uebersetzer Homer's doch immer die eigentliche Substanz des Denkens, der Empfindung und der Phantasie ausmacht. Eine

niederdeutsche, eine mecklenburgische Bauernseele ist freilich etwas anders construirt als eine französisch-lothringische, doch des Verwandten, was dem Stande und seiner socialen Sphäre angehört, ist trotzdem viel mehr als des Trennenden, was dem Ort oder der Nation eigen ist.

Diese Bauernart bedingt den engen Horizont des Geistes ebenso nothwendig wie die Enge der Stuben und der Kammern im Bauernhause. Aber in dieser Enge wird alles und jedes scharf, fest und insofern richtig gesehen, was die Augen von Leuten einer höhern Gesellschaftssphäre, oder die in der verwirrenden Mannichfaltigkeit des städtischen Lebens groß geworden sind, entweder gar nicht oder doch nur stumpf und wie hinter einem Nebelflor erblicken, weil ihnen bei der Vielseitigkeit ihrer Interessen die Sinne viel zu sehr nur auf das, was sie für bedeutend und merkwürdig halten, gerichtet sind, als daß ihre Organe des Leibes und der Seele gleichsam in der mechanischen Regelrichtigkeit eines Uhrwerks, wie es doch eigentlich sein sollte, ihre Dienstleistungen thun könnten. Denn nicht die sinnliche Schärfe der Organe ist es, auf der dieser Unterschied beruht, obgleich auch sie mit, aber nicht als Ursache sondern als Folge, im Spiel ist, sondern die Stimmung der Seele, der hier alles, was auf die Sinne wirkt, der Beachtung gleich werth ist, während sie dort erst nach bestimmten mitgebrachten Voraussetzungen durch einen Act unbewußter aber nichtsdestoweniger maßgebender Reflexion darüber entscheidet, ob ein Gegenstand werth oder nicht werth sei, von dem Sinne erfaßt zu werden.

Diese engbeschlossene und in ihrer Sphäre so völlig sichere und selbstgewisse Bauernart erklärt, soweit das überhaupt möglich ist, die räthselhafte Seelenconstruction der französischen Nationalheldin und des deutschen Dichters oder Verfassers. Alle jene von einem andern Standpunkte des Lebens, oder für solche, die das Leben von einem andern Standpunkt begonnen haben und davon nicht loskommen können, unerklärlichen Contraste zwischen der derbsten Nüchternheit des rationellsten Realismus im Handeln und in der Lebensauffassung und der sublimsten Erhebung der Seele über alles das, was den andern kraft ihrer Angewöhnungen als unübersteigliche Schranken des Gefühls und der Empfindung gilt, jene Gegensätze in dem einen Wesen, vermöge welcher man das Mädchen von Orléans, wenn man ihre Erscheinung mit dem sogenannten gesunden Menschenverstand analysiren will, entweder für eine raffinirte Betrügerin oder für eine arme betrogene Seele erklären muß, oder wenn man zu supernaturalistischen Opiaten flüchtet, in ihr ein inspirirtes, aus allen Maßen psychologischer Rechenkunst hinausgerücktes Phänomen erkennt, stammen nicht aus der Individualität, sondern aus dem Typus, und zu einer Individualität werden sie erst durch die eigenthümliche Verflechtung äußerer Situationen, in die der Zufall dieses echte Bauerngemüth hineingestoßen hat.

Unser mecklenburgischer Bauernsohn, unser Johann Heinrich Voß ist freilich auf eine ganz andere Bahn geführt worden. Aber um ihn zu verstehen, gibt es unsers Erachtens kein anderes Mittel, als ihn gleichfalls nicht sowol als Individium wie als Typus und Repräsentant seiner Art zu fassen. Ohne Zweifel verstößt diese Ansicht gegen alles psychologisch-literarhistorische Herkommen und alle bisherige Observanz, auch wird sie den meisten eine arge Verunglimpfung einer so ehrwürdigen und bedeutenden Persönlichkeit dünken, deren segensreiche und befreiende Geistesthaten noch jetzt uns allen zugute kommen. Da wir sie aber als Ergebniß möglichst eindringenden Nachdenkens gewonnen und insofern das Recht haben, sie der Wahrheit des Gegenstandes entsprechend zu halten, so lag kein Grund vor, sie zu verschweigen.

Der neueste Biograph, den der ausgezeichnete Mann gefunden hat, selbst ein Mann von ähnlicher Bildung und Geistesinteressen, versucht, wie es scheint, nicht das letzte Wort über die Construction der Individualität seines Helden auszusprechen, und auch deshalb kann ein Leser seines Buchs, gerade wenn er mit Freuden zugesteht, daß er demselben die reichste Belehrung und Förderung seines Wissens schuldet, eine solche ergänzende Zuthat um so eher wagen.

Da wir einstweilen nur einen ersten Band der umfangreichen Biographie vor uns haben, so begnügen wir uns für jetzt mit dem Allgemeinsten, um später, wenn die Vollendung des Ganzen auch ein vollständigeres Genießen und Beurtheilen ermöglicht, eingehender zu dem Einzelnen oder manchem Einzelnen uns zu wenden.

Dieser erste Band umfaßt die Jugendzeit des Dichters, die Jahre 1751—77, unmittelbar vor seiner Verheirathung mit Ernestine Boie, gewiß der natürlichste Abschnitt, der gefunden werden konnte, wenn man die Naturen der beiden Gatten erwägt. Voß ist seitdem in Gemüth und Geist ein anderer, nicht als ob die Individualität seiner Ernestine eine so mächtige oder auch nur bedeutende gewesen wäre, um den schwächern Mann umzuformen, sondern weil eine Individualität wie die seine erst durch das naturgemäße Band der Ehe, durch das Hinzutreten des Weibes, ihre wirkliche Abrundung und Festigung erhalten mußte. So hätte, wenn dies nicht zu parador klingt, Ernestine gar nicht einmal Ernestine sein dürfen und wäre doch Vossens Ernestine geworden.

Funfzig Jahre liegen zwischen Voß und dem Manne, dessen Lebensbild R. Evers in Nr. 3 darstellt: „Victor Aimé Huber"; allerdings sind die funfzig Jahre an innerm Gehalt und äußerer Bewegung die reichsten der deutschen Geschichte; dennoch erklärt sich die unendliche Verschiedenheit zwischen einem Voß und einem Huber nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich aus den Einflüssen der Zeitumgebung. Es ist auch nicht der relativ immer in undurchsichtiges Dunkel gehüllte Kern beider Individualitäten, der sie so weit voneinander abführt, sondern auch hier wieder scheint uns der Typus des socialen Kreises das eigentlich Entscheidende. Huber gehört von väterlicher und mütterlicher Seite der eigentlichen Elite der deutschen literarischen und wissenschaftlichen Coterien an. Vater und Großvater väterlicher Seite sind allbekannte Namen in dem glänzendsten Abschnitt unserer classischen Literaturperiode; seine Mutter ist die vielgenannte, vielgefeierte und vielgeschmähte Therese Huber, deren Vater der Vermittler des modernen Geschmacks mit der philologischen Zunftgelehrtheit, der große göttinger Heyne. Auf solchem Boden und in der Atmosphäre der ersten Decennien unsers Jahrhunderts erwuchs eine

Persönlichkeit, der man die Bezeichnung „bedeutend“ auch dann nicht wird absprechen dürfen, wenn man ihre thatsächlichen Einwirkungen auf das geistige Leben ihrer Nation nicht sehr hoch anschlägt oder überhaupt ableugnet. Bedeutend bleibt sie immer, weil sie, von einem tiefen und ernsten Streben erfüllt, alle Aeußerlichkeiten des Lebens diesem allein dienstbar machte, weil sie eben dadurch selbst den principiellen Gegnern, wenn sie nur gewissenhaft genug waren, mit eigenen Augen und nicht durch die gefärbte Parteibrille sehen zu wollen, entschiedene Achtung abnöthigte, und weil sich diesen moralischen Eigenschaften eine ansehnliche Fülle der mannichfaltigsten Talente und entschiedener intellectueller Begabung zugesellte, die, wenn sie mit dem Strome der Zeit hätte schwimmen wollen, ohne Frage des allgemeinsten Beifalls und der lebhaftesten Anerkennung hätte sicher sein können. Aber Huber zog es vor, seinem Gewissen zu folgen, und so wurde er in einer gewissen Periode seines Lebens durch die sonderbare Verwirrung der damaligen öffentlichen Meinung, deren Ursachen wir heute nach 30 Jahren deutlich erkennen, zu einem Vorkämpfer der Reaction gestempelt; und nicht blos das, selbst sein Charakter und Gewissen wurden verdächtigt, weil es den damaligen Wortführern des Liberalismus und des Fortschritts unbegreiflich war, wie ein gebildeter und gescheiter Mann, als den man ihn doch gelten lassen mußte, auf der Seite der Negation, des Zwanges, der Finsterniß stehen könne, wenn er es nicht aus bloßen Rücksichten des gemeinsten Vortheils oder Ehrgeizes that. Später, als sich die trüben Gewässer der damaligen Gärung durch die Märzstürme des Jahres 1848 etwas klärten, verschwand zwar diese ebenso leichtfertige wie gedankenlose Beurtheilung, aber nur, um den Mann und sein Wirken überhaupt in das Halbdunkel einer vergessenen Existenz versinken zu lassen, worin er dann auch bis an sein Ende geblieben ist, nur gekannt und geschätzt von wenigen ältern Freunden und einem kleinen Kreise von Gesinnungsgenossen, von denen einer ihm in dieser Lebensbeschreibung ein ebenso pietätvolles wie gediegenes Monument zu setzen begonnen hat, das, wenn es erst vollendet sein wird, uns noch einmal Gelegenheit geben soll, uns mit dem merkwürdigen Manne zu beschäftigen, um so mehr, da es auch uns durch Zufall vergönnt gewesen ist, ihm in einer der tragischsten Situationen seines daran reichen Lebensgangs nahe zu kommen und einen vollen Eindruck seines Wesens in uns aufzunehmen.

Heinrich Rückert.

Shakspeare-Uebersetzungen.

1. Shakspeare's König Lear. Uebersetzt von E. Tiessen. Stettin, von der Nahmer. 1871. 16. 15 Ngr.
2. Shakspeare's König Richard III. Uebersetzt von E. Tiessen. Stettin, von der Nahmer. 1871. 16. 15 Ngr.

In dem Nachworte Tieck's zu der Shakspeare-Uebersetzung, durch welche er im Verein mit seiner Tochter und dem Grafen Wolf Baudissin das große, von Wilhelm von Schlegel begonnene Werk vollendete, heißt es mit Bezug auf die Schwierigkeit solcher ersten Verdeutschungen:

> So ist es möglich, daß mancher, der den Text nicht so genau kennt, als wir ihn studirt zu haben glauben, hier und da den Vers leichter machen, oder eine freiere Wendung finden kann, ohne der Kraft zu schaden; denn derjenige, der einem gründlichen Vorarbeiter folgt, hat den Vortheil, daß er das Mühselige schon abgethan findet und er mit frischem, unermüdetem Geiste oft die Wendung findet, die die Anstrengung des Fleißes verfehlt.

Auf das Nämliche wurde in d. Bl. bei einer Würdigung der neuern Byron-Uebersetzer hingewiesen, und die Kritik wird bei allen solchen Nacharbeiten zu fragen haben: übertreffen sie wirklich die bereits vorhandenen Leistungen in solchem Grade, daß die verhältnißmäßig leichte Arbeit neuen Versificirens sich der Empfehlung werth macht? Wenn man in jenem Nachworte Tieck's liest, wie viele Stunden die drei zu dem Werke Verbundenen oft über einzelnen schweren oder vieldeutigen Stellen des Originals saßen, bis aus der gemeinsamen Berathung endlich das ihnen tauglich Dünkende hervorging, und wenn man in den unlängst veröffentlichten Studien über Schlegel's Shakspeare-Manuscripte sieht, wie der geniale, aber gewissenhafte Mann drei, vier, ja zuweilen sechs, sieben Satzformen niederschrieb, ehe er sich selbst genugthun konnte, so wird hier der Begriff des geistigen Eigenthums wol nicht leicht genommen werden dürfen und jeder auf demselben Acker Pflügende wird durch die Vorzüglichkeit seines Products zu beweisen haben, daß seine Liebhaberei für dieses eine, schon so gut gereinigte Feld etwas Besseres ist als Liebhaberei.

Wir glauben von den beiden vorliegenden Uebersetzungen nicht sagen zu können, daß sie diesen Anforderungen entsprechen. Man braucht nicht lange in ihnen zu blättern, um zu solchem Ergebniß zu gelangen. Und wenn damit auch über Einzelheiten dieser Verdeutschung nicht abgesprochen werden soll, in denen sie ihre Vorgänger übertreffen mag — denn jede kritische Vergleichung summarischer Art kann sich nur auf unparteiisch angestellte Stichproben stützen —, so ist doch ohne Mühe der Nachweis zahlreicher Wendungen zu führen, in denen jener von Tieck erwähnte Vortheil des Nachdichtens bereits gedichteter Dinge durchaus nicht zu Tage tritt. Sprachnothbehelfe, wie sie in ersten Uebersetzungen kaum zu vermeiden sind, sollten bei immer neu dem Gegenstande zugewendetem Uebersetzerfleiße wol endlich ganz vermieden werden können, und wem dies nicht gegeben ist, der bringt die Aufgabe eben nicht vorwärts.

So heißt es z. B. S. 27 in Tiessen's „König Richard III.“:

> Nicht Krieg, Erschöpfung tödten euern König,
> *Wir meinen*, Mord, *zum König ihn zu machen* —

eine nahezu unverständliche Stelle. S. 114 heißt es:

> Ely bei Richmond schneidet tiefer ein
> Als Buckingham's in Hast *geraffte* Scharen.

Das ist nichts weniger als sprachgemäß. Auf derselben Seite wird Schlegel's

> *Geh*, mustre Volk; mein Schild ist *jetzt* mein Rath —

variirt in:

Auf, mustre Volk; mein Schild ist nun mein Rath —

aber die einzige in dieser Zeile nöthige Verbesserung, die des go, muster men, unterbleibt. Warum überhaupt go hier mit auf übersetzt werden muß, ist schwer zu begreifen. Man kommt unwillkürlich auf die Vermuthung, daß der neue Uebersetzer sich verpflichtet hielt, von dem bereits Vorgefundenen möglichst wenig zu benutzen und lieber nicht ganz treu zu sein, als für einen bloßen Abschreiber zu gelten. Eine andere Erklärung ist auch für die Tieffen'sche Verdeutschung der berühmten ersten Zeile der Tragödie nicht zu finden. Bei Schlegel heißt es bekanntlich:

Nun ward der Winter unsers Misvergnügens (discontent) —

bei Tieffen:

Zerronnen ist der Winter unsrer Schmach —

Eins der bekanntesten Zwiegespräche aus dem ersten Acte mag hier in der Tieffen'schen und der Schlegel'schen Uebersetzung mit dem Original in Parallele gesetzt werden. Tieffen:

Gloster.

Ihr kennet nicht der Nächstenliebe Pflicht:
Vergilt mit Gutem Böses, Fluch mit Segen.

Anna.

Du kennst nicht göttliches, nicht menschlich Recht;
Kein reißend Thier ist ganz des Mitleids bar.

Gloster.

Ich aber bin's und drum kein reißend Thier.

Anna.

O wunderbar, wenn Teufel Wahrheit reden!

Gloster.

Und wunderbar, wenn Engel böse sind.
Verstatte mir, des weiblichen Geschlechts
Erlesne Zierde, günstiges Gehör,
Als Angeklagter zu vertheid'gen mich.

Anna.

Verstatte mir, des männlichen Geschlechts
Erlesner Auswurf, günstiges Gehör,
Als Ueberwiesner zu verfluchen dich.

Gloster.

O unaussprechlich Lieblichste, ich darf
Aus tausend Gründen dich um Gnade flehn.

Anna.

O unausdenklich Häßlichster, du darfst
Aus tausend Gründen — einen Strick dir drehn.

Bei A. W. von Schlegel lautet die Stelle:

Gloster.

Herrin, Ihr kennt der Liebe Vorschrift nicht,
Mit Gutem Böses, Fluch mit Segen lohnen.

Anna.

Bube, du kennst kein göttlich, menschlich Recht;
Das wild'ste Thier kennt doch des Mitleids Regung.

Gloster.

Ich kenne keins und bin daher kein Thier.

Anna.

O Wunder, wenn ein Teufel Wahrheit spricht.

Gloster.

Mehr Wunder, wenn ein Engel zornig ist!
Geruhe, göttlich Urbild eines Weibes,
Von der vermeinten Schuld mir zu erlauben
Gelegentlich bei dir mich zu befrein.

Anna.

Geruhe, gift'ger Abschaum eines Mannes,
Für die bekannte Schuld mir zu erlauben
Gelegentlich zu fluchen dir Verfluchtem.

Gloster.

Du, schöner als ein Mund dich nennen kann!
Verleih geduld'ge Frist, mich zu entschuld'gen.

Anna.

Du, schnöder als ein Herz dich denken kann!
Für dich gilt kein Entschuld'gen als dich hängen.

Das Original aber lautet wie folgt:

Gloster.

Lady, you know no rules of charity,
Which renders good for bad, blessings for curses.

Anne.

Villain, thou knowst no law of God nor man;
No beast so fierce, but knows some touch of pity.

Gloster.

But I know none and therefore am no beast.

Anne.

O wonderful, when devils tell the truth!

Gloster.

More wonderful, when angels are so angry.
Vouchsafe, divine perfection of a woman,
Of these supposed evils, to give me leave,
By circumstance but to acquit myself.

Anne.

Vouchsafe, diffused infection of a man,
For these known evils, but to give me leave,
By circumstance to curse thy cursed self.

Gloster.

Fairer than tongue can name thee, let me have
Some patient leisure to accuse myself.

Anne.

Fouler than heart can think thee, thou canst make
No excuse current, but to hang thyself.

Mit „König Lear" verhält es sich beim Anstellen einer Vergleichung ganz ähnlich wie oben bei der Uebersetzung des „König Richard III." Die vielen Uebersetzungen, welche „König Lear" über sich hat ergehen lassen müssen, können hier natürlich nicht sämmtlich confrontirt werden. In der ersten namhaften Verdeutschung, jener Schlegel-Tieck'schen, ist „König Lear" dem schon erwähnten bewährten Genossen Tieck's, dem Grafen Wolf Baudissin zugefallen. Wie sehr alle Vorbedingungen zu einem guten Uebersetzer sich in diesem feinen Sprachkenner vereinigen, ist bekannt; erst vor wenigen Jahren wieder hat Graf Wolf Baudissin durch seine treffliche Uebersetzung des Molière alle ihm so oft nachgerühmten Uebersetzervorzüge neu bestätigt, und man darf sagen, daß Tieck, indem er sich jenen jugendlich begeisterten Mitarbeiter zugesellte, vom Glück sehr begünstigt war. Auch hier hat der neue Uebersetzer also einen wohlgeebneten Weg vor sich gehabt. Verbesserungen aber von irgendwelchem Belang sind uns nicht beim Vergleichen der neuen mit der alten Uebersetzung aufgefallen, während in ersterer der Sprache wiederum oft genug Gewalt angethan wird. Schon das obige Reimen der im Original nicht gereimten Stelle

von dem „Hängen" ließ erkennen, daß der neue Uebersetzer es sich zur Aufgabe macht, Shakspeare nicht nur zu übertragen, sondern auch zu verschönern, wenn auch, wie jene Stelle ausweist, auf Kosten der Treue. Im „König Lear" verführt ihn dies bedenkliche Bestreben gleich auf der ersten Seite zu folgender freien Umschreibung des einfach und wörtlich von Graf Baudissin verdeutschten Textes, welcher wie folgt lautet: „Seine Erziehung ist mir zur Last gefallen (his breeding, Sir, has been at my charge); ich mußte so oft erröthen, ihn anzuerkennen (I have so often blush'd to acknowledge him), daß ich nun dagegen gestählt bin (that now I am brazed to it)."

Der neue Uebersetzer hat augenscheinlich aus dem Fortgange des Gesprächs zwischen Kent und Gloster den Schluß gezogen, daß Shakspeare hier einen Schnitzer begangen habe, indem er zuerst von Edmund's Erziehung und dann erst von seiner unehelichen Geburt redet. Er verdeutscht also die obigen Worte wie folgt: „Sein Dasein, Herr, kommt auf meine Rechnung."

Und weiter meint der neue Uebersetzer offenbar, Shakspeare habe sich die Erwähnung des Glühprocesses nicht entgehen lassen sollen, der doch dem „Gestählt" sich so leicht und ansprechend verbinde. Er fährt also fort: „Scham, mich zu ihm zu bekennen, hat mich so oft geglüht, daß ich nun dagegen gestählt bin."

An andern Stellen treibt der neue Uebersetzer die Wörtlichkeit wieder zu weit. So läßt er Cordelia sagen:

Ich kann mein Herz nicht heben
In meinen Mund.

Hier hat Graf Baudissin mit Recht die Worte „into my mouth" übersetzt: „auf meine Lippen."

Nicht minder ist die theilweise Wörtlichkeit bei der folgenden Stelle vom Uebel:

Lear.
Der Bogen ist gespannt, gib Raum dem Schaft.

Kent.
O laß ihn fallen, träf' er auch mein Herz.

Denn solcher Art soll der „Schaft" das Herz treffen, was nicht nur gegen die Construction eines Pfeils verstößt, sondern auch gegen den Text sündigt, denn jene zweite Zeile erwähnt ausdrücklich die Pfeilspitze:

Let it fall rather, though the fork invade
The region of my heart....

Weshalb auch hier die alte Uebersetzung im Rechte ist, wenn sie, den Schaft beseitigend, sich so faßt:

Lear.
Der Bogen ist gespannt, entflieh dem Pfeil.

Kent.
Er falle nur, ob auch die Spitze
Ins Herz mir bohrt.

Von undeutschen Wendungen sei hier nur eine angeführt:

Nun, beim Apoll! du (he?) schwörst
Vergebens deine Götter! —

während die alte Uebersetzung lautet:

Nun beim Apollo, König,
Du rufst vergebens deine Götter an....

Und so geht es fort, ohne daß es hier weiterer Citate bedürfen wird.

Des nicht immer correcten Metrums ist bei Besprechung des „König Richard III." keine Erwähnung geschehen. Hier sei auch in diesem Betreff darauf hingewiesen, daß Shakspeare-Uebersetzungen, nachdem ihrer bereits so viele existiren, doch wirklich diese Seite ihrer Aufgabe sich nicht zu leicht machen dürfen. Zeilen, welche für fünffüßige Jamben gelten wollen und dennoch den fünften Fuß nur durch das Schwernehmen einer leichten Silbe herstellen, sind durch die ganze Tieffen'sche Arbeit verstreut. Hier einige Proben aus „König Lear":

Kent.
Du thatest übel.

Lear.
Hör' mich, Elender.

Lear.
So ist's dein Tod. Hinweg! Bei Jupiter.

Kent.
Die Jüngste liebt dich nicht am wenigsten.

Lear.
Sie nehmen oder nicht?

Burgund.
Bedingungen.

Frankreich.
Daß sie, noch eben Euer Theuerstes.

Cordelia.
Ich werde nie sein Weib.

Frankreich.
O Lieblichste.

So weit Einzelheiten.

Diesen Ausstellungen gegenüber hat der Autor natürlich das Recht, einige größere Parallelstellen dem Urtheil des Lesers vorgeführt zu sehen. Hier folgt also die Uebersetzung des Liedes Edgar's:

Edgar.
Be thy mouth or black or white,
Tooth that poisons, if it bite;
Mastiff, grey-hound, mongrel grim,
Hound or spaniel, brach or lym;
Or bobtail tike, or trundle-tail;
Tom will make them weep and wail:
For, with throwing thus my head,
Dogs leap the hatch, and all are fled.

Tieffen:

Hunde, wie ihr alle heißt,
Ob ihr bellt und ob ihr beißt;
Plump wie Klötze, flink wie Blitz,
Bullenbeißer, Mops und Spitz,
Jagdhund, Windhund, Dachs und Pudel,
Ob ihr auch ein ganzes Rudel,
Ob ihr glatt und ob ihr kraus,
Jagt euch Tom zur Thür hinaus:
Wirft er so den Kopf nach euch,
Schert ihr euch zum Teufel gleich.

Graf Baudissin:

Sei dein Maul schwarz oder weiß,
Sei's von gift'gem Geifer heiß,
Windspiel, Bullenbeißer, Jagdhund,
Brake, Pudel, Dogg' und Schlachthund,
Lang- und Stumpfschwanz, all ihr Köter,
Hört ihr Thoms, so schreit ihr Zeter,

Denn werf' ich so den Kopf nach euch,
Rennt ihr und springt in Graben und Teich.

Ferner:

Fool.

Winter, 's not gone yet, if the wild geese fly that way.
Fathers, that wear rags,
Do make their children blind;
But fathers, that bear bags,
Shall see their children kind.
Fortune, that arrant whore,
Ne'r turns the key to the poor.

Tiessen:

Narr.

Fliegt die Wildgans dort hinaus,
Ist der Winter noch nicht aus.
Trägt Vater ein zerlumpt Gewand,
Dann sind die Kinder blind;
Hält auf den Geldsack er die Hand,
Dann liebt ihn jedes Kind.
Das Glück, die Metze, schließt sich ein,
Läßt keinen Armen nicht hinein.

Graf Baudissin:

Narr.

Der Winter ist noch nicht vorbei, wenn die wilden Gänse nach der Seite ziehn.
Gehn die Väter nackt,
So werden die Kinder blind;
Kommen sie geldbepackt,
Wie artig scheint das Kind.
Fortuna, die arge Hur',
Thut auf dem Reichen nur.

Endlich:

Cordelia.

Good my lord,
You have begot me, bred me, lov'd me: I
Return those duties back as are right fit,
Obey you, love you, and most honour you.
Why have my sisters husbands, if they say,
They love you, all? Haply, when I shall wed,
That lord, whose hand must take my plight, shall carry
Half my love with him, half my care and duty.

Tiessen:

Cordelia.

Mein lieber Herr,
Ihr zeugtet mich, erzogt mich, liebtet mich;
Die Pflichten, wie sich's ziemt, zurückerstattend,
Leist' ich Gehorsam, Lieb' und Ehrfurcht Euch.
Die Schwestern sind vermählt und sagen doch,
Sie lieben Euch allein? Vermähl' ich mich,
Wird nicht der Herr, deß Hand ich mich gelobt,
Halb meine Liebe, Pflicht und Sorge fordern?

Graf Baudissin:

Cordelia.

Mein theurer Herr,
Ihr zeugtet, pflegtet, liebtet mich; und ich
Erwidr' Euch diese Wohlthat, wie ich muß,
Gehorch' Euch, lieb' Euch und verehr' Euch hoch.
Wozu den Schwestern Männer, wenn sie sagen,
Sie lieben Euch nur? Würd' ich je vermählt,
So folgt dem Mann, der meinen Schwur empfing,
Halb meine Treu', halb meine Lieb' und Pflicht.

So viel aus den beiden Uebersetzungen. Die Tiessen'schen ist keineswegs ohne Fleiß gemacht, unterscheidet sich aber von den meisten Uebersetzungsversuchen der Shakspeare'schen Dramen in keiner irgend hervorragenden Weise, und die Aufgabe der Kritik ist es unter solchen Umständen wol, auf das geringe Bedürfniß für solche Arbeiten hinzuweisen, gleichzeitig aber auch dem Verdienste derer immer wieder das Wort zu reden, ohne deren mühevolle und sachkundige Vorgängerschaft alle diese Nachdichtungen doch schwerlich zu Stande kommen würden.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Alfred Meißner's „Gesammelte Schriften" (Leipzig, Grunow, 1872) liegen in 18 Bänden abgeschlossen vor uns — die Summe einer langjährigen und mit Recht erfolgreichen poetischen Thätigkeit. Die Mehrzahl der Bände nehmen die Romane in Anspruch; aber auch der „Ziska", die Gedichte und Dramen fehlen nicht. Der Dichter sagt sehr treffend am Schlusse der Vorrede: „Nicht ohne eine gewisse Rührung überschaut der Dichter den Rundsaal mit den farbigen Tapeten, die er darin aufgehangen. Er läßt sie in ihren ursprünglichen Farben und hat sich nirgendwo erlaubt, eine Umgestaltung des Inhalts oder der Form vorzunehmen. Nie ohne Bedacht war er seinerzeit an den Webstuhl gegangen, es schien auch unrecht, ein Colorit retouchiren zu wollen, das an Frische nichts verloren. Es ist überhaupt mit dem Verbessernwollen eine häkelige Sache: wie viele Autoren haben ihre Bücher verstümmelt, wenn sie darin herumfeilten! Immer wieder wird man an die Geschichte des Zeuxis mit den Trauben gemahnt. Diese waren so trefflich gerathen, daß sich die Vögel von ihnen täuschen ließen und herankamen, an ihnen zu picken. Aber diese Trauben wurden von einem Knaben in einem Korbe getragen, und die Kritiker sagten: wenn die Trauben vortrefflich seien, müßte doch der Junge gar nichts taugen, da sich die Vögel nicht vor ihm fürchteten. Sehr logisch und unfehlbar, doch muß man sagen: wenn die Vögel sich gescheut hätten, heranzukommen, wo hätten die Athenienser den Beweis für die Vortrefflichkeit der Trauben gehabt? Wahrlich, alles ist unsicher, und man muß sich oft fürchten, selbst seine Fehler zu verbessern, um nicht dem ganzen Erfolge des Werks nahezutreten. Und so stellt denn der Autor die ganze Reihe seiner Werke vertrauensvoll aus, ohne daran zu modeln. Irrt er nicht, so ist jetzt eine Zeit gekommen, in der die deutsche Welt freudigern und wohlwollendern Herzens als je ihre dichterischen Söhne um sich versammelt und deren Schöpfungen prüft. Von keinem Volk der Erde überragt steht das deutsche da: die Stunde seiner Erhöhung ist gekommen. Im Schein der neuen Zeit erscheint alles schöner und besser; selbst vom Antlitz derer, die in der Fremde wie in halber Verbannung lebten und schufen, sind die Linien des Kummers weggetilgt."

— Auf unserm Büchertisch befinden sich folgende neue Romane: Karl Zastrow: „Misverständnisse"; „Prismen", Novellen von Ida von Düringsfeld; Hermann Michael Richter: „Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1866—70".

Ausländische Literatur.

Der Roman „Um Scepter und Kronen" von Samarow erregt in Frankreich großes Interesse wegen seines Inhalts und der Charakteristik hervorragender deutscher Staatsmänner. So widmet ihm die „Revue des deux mondes" einen längern Artikel: „Un roman politique en Allemagne" von Th. Bentzon, in welchem mehrere Kapitel des Romans, die Begegnung zwischen Bismarck und Manteuffel, die diplomatischen Verhandlungen am wiener Hofe vor dem Ausbruche des Kriegs von 1866, die Audienz des Dänen Hansen bei Napoleon u. a. auszugsweise mitgetheilt werden. Die „Revue" rühmt dem Roman zwar eine gewisse Geschicklichkeit in der Anordnung der Ereignisse, eine gewisse Leichtigkeit des Stils nach, aber sie tadelt

den deutschen Chauvinismus, der sich in demselben ausspreche. Sie bezeichnet als die schönste, reinste und am meisten sympathische der deutschen Musen „la muse pastorale“, welche die Schönheiten der Natur und die Empfindungen des Familienlebens schildert und, unvergleichliche Typen hervorgebracht hat, die Luise von Voß, die Dorothea von Goethe; sie wendet sich gegen den neuen realistischen Roman, der so manche gefeierte Namen aufzuweisen habe, wie Fritz Reuter. Dem Werke von Samarow würden viele Werke ähnlicher Art folgen. Schon sei eine Fortsetzung desselben angekündigt: „Europäische Minen und Gegenminen“, und man beschäftige sich mit einem neuen Roman von G. Freytag, welcher der Kronprinzessin von Preußen gewidmet sei, und der unter dem Vorwande, die „Ahnen“ zu behandeln, politische Tendenzen zu verfolgen scheine.

Was indeß die „Revue“ nicht blos dem Roman von Samarow, sondern den deutschen Autoren überhaupt abspricht, das ist der „Esprit“, indem ein Aequivalent für den Esprit weder in den am besten organisirten deutschen Köpfen, noch in dem vollständigsten deutschen Wörterbuche zu finden sei. Was sagen zu dieser Bemerkung der „Revue“ unsere neuen französirenden Autoren, die ja auf ihren „Esprit“ allein ihren Ruf zu gründen suchen?

Theater und Musik.

Das Lustspiel: „Der Elefant“ von G. von Moser ist am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen und zwar mit einem in den letzten Acten günstigen Erfolg. Der anwesende Dichter wurde hervorgerufen. Die Kritik rühmt den Dialog als witzig, tadelt aber die Behandlung als breit und den Stoff, der auf französischen socialen Eigenheiten beruht, als wenig anziehend.

— Goethe's Lustspiel „Jery und Bätely“ ist von Frau Ingeborg von Bronsart componirt worden und in Weimar mit vielem Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Componistin wurde stürmisch hervorgerufen, sie verneigte sich aus der Loge des General-Intendanten gegen das Publikum.

— Ein neues Proverbe von Octave Feuillet: „L'acrobate“, welches am Théâtre français zur Aufführung kam, wird von der „Revue des deux mondes“, mit Ausnahme des ungenügenden Abschlusses, mit Wärme anerkannt. Es wird dem Autor nachgerühmt, daß er ein ganzes Familiendrama in den graziösen Rahmen eines Proverbe zusammengedrängt habe, sodaß die Moral des Stücks, frei von jeder nebensächlichen Peripetie, um so schlagender und eindringlicher hervortritt. Der feine und lebendige Dialog, die leichtgeschürzte und durchaus nicht schleppende Intrigue erhalten die Zuschauer bis zum Schluß in Spannung.

Aus der Schriftstellerwelt.

W. Lauser veröffentlicht im Feuilleton der „Presse“ interessante Erinnerungen an Wolfgang Menzel, denen wir einiges weniger Bekannte über die Persönlichkeit des jüngst verstorbenen Schriftstellers entnehmen: „In Stuttgart, in einer wenig besuchten Straße der «obern Stadt», die sich an die alte Stadtmauer anlehnt, stand rückwärts in einem Obstgarten ein freundliches Häuschen, die Hälfte des Jahres über kaum sichtbar vor den Blüten und Blättern der Bäume; von dem Garten hingen nach hinten in den ehemaligen Schießgraben hinab dichte Flieder- und Rosenbüsche. In dem Häuschen aber wohnte, länger als mein Gedächtniß zurückreicht, ein deutscher Mann, den sie in diesen Tagen begraben haben, ein jüngerer Zeitgenosse und treuer Mitkämpfer Arndt's und Jahn's, Wolfgang Menzel. Ehrerbietig pflegten wir Jungen die Mütze zu ziehen, wenn der stattliche Mann aus seiner Gartenthüre auf die Straße trat; sein mächtiger Kopf, mit in den Nacken reichendem Haar, saß auf breiten Schultern; unter buschigen Brauen blitzte sein durchdringender Blick hervor; jahraus jahrein war er in einen einfachen grauen Rock gekleidet; die Linke hielt ein dickes spanisches Rohr, unter dem rechten Arme trug er meist, wenn er denselben nicht um den Nacken eines seiner Söhne geschlungen hatte, einen Pack Schriften oder Bücher. Wir wußten, daß dieser Mann als sechzehnjähriger Jüngling Freiwilliger im Franzosenkriege gewesen und damals aus seiner Heimat Schlesien ausgezogen war, mit einer Ausgabe des Homer als einziger Habe in seinem Ränzchen; was wir von den Schriften hörten, in welchen er den Krieg mit Frankreich und die Rückeroberung von Elsaß und Lothringen verlangte, war so recht der Ausdruck des seit des Mordbrenners Mélac Zeiten in Schwaben vererbten und in unsern Knabenherzen lebendigen Franzosenhasses; daß er seine Frau ohne Hut, seine Söhne ohne Kappen ausgehen ließ und aus seiner Familie alle französische Mode verbannt hielt, all das erhöhte noch unsere Ehrfurcht. Wir hatten das Gefühl, das sei der rechte Mann nach dem Herzen unsers Lieblingshelden, Hermann's des Cheruskers.“

— Am 1. Mai wurde in Lauffen am Neckar am Geburtshause des Dichters Hölderlin die Gedenktafel feierlich enthüllt, welche bei dem hundertjährigen Jubelfeste des Dichters vor drei Jahren gestiftet wurde. Die Tafel ist aus Zinkguß und enthält ein Medaillonbildniß des Dichters, welches nach einem Jugendbild des damals ideal schönen Hölderlin vom Bildhauer Rau in Stuttgart modellirt wurde. Die Festrede hielt der Sohn des Dichters Gustav Schwab, Professor Schwab in Stuttgart, der auch Hölderlin's Biographie herausgegeben hat. Von den Festrednern des gemeinsamen Mittagmahls heben wir Fr. Vischer, den ausgezeichneten Aesthetiker, hervor, der, anknüpfend an die Frage, wie sich Hölderlin wol in der Jetztzeit zurechtfinden würde, viel Treffendes und Beherzigenswerthes sprach: „Ich weiß nicht, ob seine weiche Seele so viel Rauhes, das an jedem Kriege ist, ob sie so viel des Verdorbenen ausgehalten hätte, das wir nach dem Siege auf den verschiedensten Gebieten fortschreiten sehen. Vielleicht wäre er wieder in die Trostlosigkeit zurückgesunken. Er war eine der unbewaffneten Seelen; er war der Werther Griechenlands, ein hoffnungslos Verliebter; es war ein Leben voll Weichheit und Sehnsucht, aber auch Kraft und Inhalt war in seinem Willen, und Größe, Fülle und Leben in seinem Stil, der da und dort sogar an Aeschylus gemahnt. Nur hatte sein Geist zu wenig vom Harten; es fehlt ihm als Waffe der Humor; er konnte es nicht ertragen, daß man noch kein Barbar ist, wenn man ein Philister ist. Ich wollte Sie bitten, einen Tropfen zu weihen den tragischen Seelen, den armen Kranken, welche am Schönen erkranken, sie sind würdig einer heiligen Scheu; denn es ist nicht immer Willenskraft, sondern meist Schwachheit, was uns über die von den tragischen Seelen so tiefgefühlte Sehnsucht hinüberbringt.“

— Arthur Müller hat vor seinem Selbstmord folgendes Sonett auf das Papier geworfen, welches als ein Gelegenheitsgedicht in höherm Sinne betrachtet werden muß und den Stempel des innigsten Empfindens trägt, wie denn ein solcher Moment vor dem freigewählten Tode alles akademische Poetisiren ausschließt:

Allmutter Erde — deinen Sohn nimm auf!
Aus all dem Elend, der engherz'gen Kleinheit,
Der außen mich umkriechenden Gemeinheit,
Wie sehn' ich mich, zu enden meinen Lauf!

Allmächtig zieht es mich hinaus, hinauf,
Mein Ich will lösen sich in der Alleinheit,
Und für den frischen Odem der Allreinheit
Schlag' ich — wie gern! dies Dasein in den Kauf!

Ich that mein Tagewerk! Ich hab' gestritten
Für Schönheit, Wahrheit, Freiheit, und gelitten!
Was dieser wundenreiche Kampf mir läßt,

Ist einst'ger Kraft doch nur ein schaler Rest.
Allmutter Erde, gib dem Müden Ruh
Und laß ihn endlich wieder werden — Du!

— Karl Beyer in Eisenach, der verdienstliche Commentator Friedrich Rückert's, hat besonders für sein letztes Werk: „Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert“, vom König von Preußen den Kronenorden erhalten.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg**.

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Octav-Ausgabe in 20 Lieferungen zu je 6 Ngr.

Siebzehnte und achtzehnte Lieferung:

Hermann; Marianne (Die Geschwister); Antonio; Leonore von Este.

Als Seitenstück zur Octav-Ausgabe der „Schiller-Galerie" veranstaltet die Verlagshandlung auch von der gleichbeliebten „Goethe-Galerie" eine neue Ausgabe in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 6 Ngr. für jede Lieferung von 2—3 Stahlstichen mit erläuterndem Texte. Den Verehrern des Dichters ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, reichhaltige Illustration seiner Werke sich anzuschaffen.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an und haben das bisher Erschienene nebst ausführlichem Prospect vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Politische Skizzen

über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815—1867.)

Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß.

Von Georg Herbert Graf zu Münster.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese vom Grafen zu Münster, designirtem deutschen Gesandten in London, herausgegebenen vertraulichen Originaldepeschen seines Vaters enthalten viele für die Geschichte des Wiener Congresses wichtige Enthüllungen über Personen und Zustände. Vom Herausgeber selbst sind interessante Betrachtungen über die politische Lage Europas, besonders Rußlands und Deutschlands vorausgeschickt.

Soeben erschien:

Histoire de la poésie.

L'Allemagne dans sa littérature nationale

depuis les origines jusqu'aux temps modernes

par

Ferdinand Loise,

Docteur en philosophie, professeur de rhétorique à l'Athénée royal d'Anvers, membre correspondant de l'Académie d'Espagne.

Preis 1 Thlr. 2 Sgr.

Antwerpen.

Max Kornicker's Hofbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die göttliche Komödie

des

Dante Alighieri.

Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer.

Fünfte umgearbeitete Auflage,

herausgegeben von Karl Witte.

Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 25 Ngr.

Kannegießer's Uebersetzung der „Göttlichen Komödie", die erste, welche das Original mit allen seinen schwierigen Reimverschlingungen in deutscher Sprache wiedergab, hat sich von Auflage zu Auflage immer mehr in der Gunst des Publikums festgesetzt. Vorliegende fünfte Auflage ist von dem berühmten Dante-Forscher Professor Witte in Halle herausgegeben und durch die eingreifenden Umarbeitungen, welche sich in dem Nachlasse des inzwischen verstorbenen Uebersetzers vorfanden, wieder so wesentlich verbessert worden, daß sie auch für die Besitzer früherer Auflagen von großem Werthe sein wird.

In demselben Verlage erschienen folgende Uebersetzungen von Werken Dante's:

Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von Karl Förster. 10 Ngr.

Prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Zwei Theile. 20 Ngr.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Culturgeschichtliche Streifzüge

auf dem Gebiete des Islams.

Von

Alfred von Kremer.

8. Geh. 24 Ngr.

Der durch seine verdienstvollen Forschungen über den Orient bekannte Verfasser schildert in dieser neuen Schrift die religiösen, socialen und culturgeschichtlichen Umgestaltungen, welche der Islam zu den Zeiten des Khalifats unter der Einwirkung fremder Ideen erfahren hat. Eine Anzahl wichtiger Textstellen ist im arabischen Original beigefügt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Akademische Predigten

von

D. Heinrich Holtzmann,

Professor an der Universität Heidelberg.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Mit vorliegender Predigtsammlung bietet der bekannte heidelberger Theologe eine Reihe religiöser Betrachtungen, welche, an biblische Textstellen anknüpfend und besonders die Gemüthswelt umfassend, sich zu einem wirklichen Andachtsbuche gestalten, zugleich aber auch der praktischen Schrifterklärung dienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 22. —— 29. Mai 1873.

König Friedrich Wilhelm IV.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen. Von Leopold von Ranke. Leipzig, Duncker und Humblot. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Sehr spärlich fließen bisher die Beiträge zur Charakteristik des letzten Romantikers auf dem Throne der Hohenzollern, welchem einst David Strauß in dem „Letzten Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" ein sprechendes Spiegelbild entgegenhielt. Die Epoche, in welcher König Friedrich Wilhelm IV. als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten hervortrat, hat etwas Unklares und Verworrenes, weil sie eine Epoche der Anfänge, der Tendenzen, der Gärungen war, in der nichts zu einem ruhmvollen Abschluß kam. Der König selbst, welcher der Zeitrichtung widerstrebte, aber widerstrebend nachgab, besaß, neben einer Fülle edelster Antriebe, eine principielle Begeisterung, an deren schwunghaftem Ausdruck sich der Widerspruch um so lebhafter entzündete. Selbst ein Parteimann auf dem Thron, hartnäckiger Anhänger einer dogmatischen Weltanschauung, gegen welche sich die zersetzende Kritik der Zeitgenossen wandte, die gesinnungsvolle Opposition begünstigend, die gesinnungslose herausfordernd, so radical in seinen Anschauungen, wie die Gegner der äußersten Richtung in den ihrigen, kann dieser Monarch als der geistige Elektrophor der Epoche betrachtet werden, an dem sich die Bewegung nicht nur einmal, sondern stets von neuem entzündete. Den Schmähungen der Zeitgenossen ausgesetzt wie selten ein Fürst, bald von den Liberalen, bald von der entgegenstehenden Partei angegriffen, ja nach den Märztagen selbst von der grollenden Unzufriedenheit des eigenen Heeres nicht verschont, hat der König doch ein volles Recht auf die Pietät der folgenden Generation, für welche sich alles herrlich geklärt hat, was damals in chaotischen Wirren lag. Vieles von diesem hat er wollend gefördert, vieles unwillig zugelassen, noch mehr ist durch seinen consequenten Widerstand groß gezogen worden und fester gewurzelt. Doch der Charakter dieses Fürsten selbst ist noch immer nicht ganz aus dem Schutte herausgegraben, welchen die verwüstenden Kämpfe und die Anarchie seiner Zeit auf ihn gehäuft haben, und der im ganzen unerquickliche Rückblick auf jene zerklüftete Epoche erscheint zu unliebsam, als daß sich die Historiker des preußischen Königthums zu ihm hindrängen sollten.

Die erste bedeutende Veröffentlichung ist das obige Werk unsers hervorragendsten Geschichtschreibers, die Herausgabe der wichtigsten Briefe Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen, mit verknüpfenden Erläuterungen von Leopold Ranke, der seine feine van Dyk'sche Porträtmalerei mit ihrer behutsamen aber charakteristisch treffenden Manier auch hier bewährt. Die Freundschaft des Königs zu Bunsen, vermittelt und hervorgerufen durch die gleichen theologischen Neigungen, überdauerte selbst den Wechsel der Anschauungen in der Politik, und wenn irgendetwas uns König Friedrich Wilhelm IV. in das günstigste Licht zu rücken vermag, so ist es die Liberalität und Toleranz, mit welcher er die abweichenden Gesinnungen Bunsen's und ihren oft entschiedenen Ausdruck ertrug, die Anerkennung geistiger Eigenart, selbst wo sie seinen am festesten gewurzelten Ueberzeugungen widersprach. Auch Bunsen, der in dem politischen Klima Englands von vielen Einseitigkeiten geheilt worden war und eine freiere und gesundere Anschauung gewonnen hatte, gereicht es zur Ehre, daß er nie mit höfischer Unterwürfigkeit den Ansichten des Königs Beifall heuchelte, wo sie den seinigen widersprachen, sondern die letztern ohne Devotionsstrich offen und rückhaltlos aussprach. Das Vertrauen, welches der König Bunsen schenkte, war so groß, daß er ihn bei den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog, und daß so der Briefwechsel zwischen beiden eine für die Geschichte sehr wichtige Bedeutung gewinnt. Der Herausgeber sagt hierüber selbst in der Einleitung:

Von diesem Briefwechsel ist in jüngster Zeit öfter die Rede gewesen, namentlich in der ausführlichen Lebensbeschreibung

Bunsen's von vertrautester Hand. Eine umfassende und gleichmäßige Bearbeitung des gesammten schriftlichen Verkehrs, der zwischen ihnen stattfand, würde manche Schwierigkeit haben. Denn sehr umfangreich sind die Eingaben, Schreiben und Berichte Bunsen's, die unmittelbar an den König gingen: die meisten Jahrgänge machen ansehnliche Hefte aus; man würde sie mit der ministeriellen Correspondenz verbinden und dabei auf die einzelnen Geschäfte eingehen müssen. Dagegen bilden die Briefe des Königs an Bunsen, fast ohne Ausnahme eigenhändig und jeder charakteristisch, einen anziehenden und würdigen Stoff des Studiums und der Mittheilung. Daß diese nicht vollständig sein kann, versteht sich bei der Nähe der Zeiten von selbst, zumal da von den Persönlichkeiten, die darin berührt werden, noch so viele leben. Es sind nicht diplomatische Actenstücke, welche mit allseitiger Umsicht erwogen werden; es sind Briefe, d. h. momentane Ergüsse der Stimmungen und der Anschauungen, wie sie einem Freunde gegenüber aus vollem Herzen hervorquollen. Nicht jede Aeußerung würde man als definitives Urtheil betrachten dürfen: man darf das Wort, sozusagen, nicht allezeit beim Worte nehmen. Es wird kaum Briefe geben, welche unumwundener und beweglicher den innersten Gedanken ausdrücken als die vorliegenden Friedrich Wilhelm's IV.; allenthalben tragen sie das Gepräge seines Geistes, seiner Gesinnung und zugleich der Eindrücke des Momentes; sie verbinden Tiefe und Humor; sie zeugen von einer unvergleichlichen Gabe des Ausdrucks und der Sprache. Es würde ein Verlust für die Literatur sein, wenn sie unbekannt blieben; noch einen größern aber würde damit die Geschichte erleiden. Bei der ersten Lektüre der Briefe des Königs fühlt man sich durch den innern Zusammenhang seiner Gedanken und durch das Hervortreten von Ansichten und Tendenzen, die man bei ihm nicht voraussetzt, überrascht. Je mehr man sich in dieselben vertieft, um so deutlicher erhebt sich vor dem geistigen Auge die historische Gestalt dieses Fürsten; sie vergegenwärtigen die Ziele, die er verfolgte, die Gegensätze, mit denen er zu kämpfen hatte; das Eigenthümliche seiner Stellung in der Geschichte überhaupt; man lernt den Umfang seiner Ideen und die darauf gegründeten Intentionen kennen; er spricht sie in dem Momente der Handlung mit einer Wahrheitsliebe aus, die nichts verhehlt.

Der König hatte als Kronprinz Bunsen kennen gelernt, der nach einer reichen Heirath als Freund und Jünger Niebuhr's in Rom lebte und denselben bei seinen gesandtschaftlichen Geschäften unterstützte. Als König Friedrich Wilhelm III. mit seinen beiden Söhnen Wilhelm und Karl nach Rom kam, war Bunsen der nützliche und angenehme Cicerone der letztern, während er bei dem König durch seine liturgischen Kenntnisse und Ansichten Aufmerksamkeit erregte. Die erste Beziehung zu dem Kronprinzen wurde durch ein früheres Madonnenbild von Rafael, die Madonna Colonna, veranlaßt, welches der Kronprinz für das berliner Museum gewinnen wollte; Bunsen wollte das Bild selbst nach Berlin bringen, wohin ihn damals auch die Geschäfte der Gesandtschaft riefen. Am 15. October 1827 sah er den Kronprinzen zuerst auf seinem Landaufenthalte Paretz und in den folgenden Tagen in Berlin so oft wie möglich. Im Gespräch bildete sich ein Verhältniß des Vertrauens und der Hochachtung aus. Bunsen bewunderte, wie er sagte, die Genialität und Besonnenheit des Prinzen. Im Spätjahr 1828 machte auch der Kronprinz eine Reise nach Rom:

> Für seinen Aufenthalt daselbst war ihm Bunsen, der den für die bestimmte Zeit berechneten Plan der Besichtigungen ausgearbeitet hatte, unschätzbar. Wobei aber könnte man einander näher treten, als in diesen Regionen des geistigen Lebens, wo Anschauungen der Natur, die großartigsten Erinnerungen der Geschichte alter und neuer Zeit und der Genuß des Besten, was die bildende Kunst hervorgebracht hat, ineinandergreifen. Der Geist berührt den Geist in dem Eindruck, den ein jeder empfängt, und dem Urtheil, das in ihnen entspringt, unmittelbar. Und wie sehr wird man dem, der früher am Platze war, verpflichtet, wenn er die eigene Kenntnißnahme unterstützt und erleichtert.

Eine Correspondenz begann erst im Jahre 1830, wo auf mehrere Briefe Bunsen's der Kronprinz eine liebenswürdige Antwort ertheilte. In spätern Briefen nach der Julirevolution, in welcher der Kronprinz religiösen Abfall und göttliches Gericht sah, trat die damalige Uebereinstimmung beider in den politischen Anschauungen lebhaft hervor; außerdem widmete der Kronprinz den liturgischen Arbeiten Bunsen's lebhaften Antheil. „Liturgie und Kirche, Alterthum und Kunst bilden die Atmosphäre, in der sich das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Bunsen immer lebendig erhielt."

Einen sehr wichtigen Theil der Correspondenz bilden in der That kirchliche und religiöse Fragen. Der Kronprinz hatte mit seinem Vater das Interesse für Kirchensachen gemein; nur gewann es bei ihm eine weit lebhaftere romantische Färbung. Es war ihm in hohem Maße Ernst nicht nur mit seinen religiösen Ueberzeugungen, sondern auch mit neuen kirchlichen Organisationen, die er bis in das Detail ausarbeitete. Das wichtigste Schreiben, das hierauf Bezug nimmt, ist das höchst umfängliche, welches der Kronprinz kurz vor seiner Thronbesteigung an Bunsen sandte, sein Inhalt ein großartiger kirchlicher Organisationsplan, beruhend auf den ursprünglichen Formen der apostolischen Kirche. Er selbst nennt diesen Plan einen „Sommernachtstraum"; er war dies in der That eher als ein Programm der künftigen Regierung. Der König wollte die Kirche wenigstens zum Theil presbyterianisch organisiren und die Laien herbeiziehen; die Verschmelzung der Staats- und kirchlichen Gewalten, das Institut der königlichen Bischöfe, der bürgerlichen und adelichen Laienpfarrer — das ist alles sehr originell erdacht und ausgeführt. Dem Fürsten selbst räumte der Prinz keine Uebung der Kirchengewalt ein, wohl aber die Gewalt über die Kirche: „Er gehört der Kirche, ist ihr Sohn, aber alle Glieder derselben sind seine Unterthanen." Interessant und für eine Toleranz sprechend, welche während der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. keineswegs immer beobachtet worden ist, sind die Bestimmungen seines „kirchlichen Sommernachtstraums" zu Gunsten der ungläubigen und freien Gemeinden:

> Dabei fällt mir eine Hauptsache ein, ohne die die aufsprießende Saat wol sehr dem Ersticken durch Unkraut ausgesetzt sein dürfte; eine gesetzliche Bestimmung, die der Fürst nicht als Ordner der Kirche, sondern als Staatsoberhaupt zu erlassen hätte. Ein Gesetz also würde anordnen, daß ein jeder mündiger Unterthan, dessen Ueberzeugung es nicht gestatte, als Mitglied einer Kirche aufzutreten, aus welcher Nationalismus und Pantheismus feierlichst verbannt, volle Freiheit habe, ohne Kränkung seiner bürgerlichen Ehre und ohne Schaden für Amt, Aussichten und Auszeichnungen aus der Landeskirche auszutreten und mit Gleichgesinnten sich in Kirchengesellschaften zu vereinigen, wie das Allgemeine Landrecht solche schon erlaubt, und sich officiell Nationalisten, Pantheisten, Denkgläubige, Philister oder wie sie wollen zu nennen, und sich Statuten, Symbole, Gesetze zu geben, die der Bestätigung des Ministers des Innern unterliegen. Jedoch muß der Unterschied von andern

geduldeten Sekten festgehalten werden, daß ihre Kinder nicht eo ipso diesen Gesellschaften gehören, sondern erst mündig freieste Wahl haben. Zu dem Ende müssen die Kinder Taufe und Confirmationsunterricht in der Landeskirche nothwendig empfangen, was bescheinigt werden muß, wenn sie als Unterthanen gelten wollen. Unmittelbar vor der Confirmation wird ihnen demnach vom Katecheten die feierliche Frage vorgelegt, ob sie im Stande seien, ohne Gewissensbeschwerde Confirmation und heiliges Abendmahl zu empfangen. Nach ihrem: Nein, werden sie freundlich entlassen und dem Gebete der Gemeinde öffentlich und herzlich empfohlen.

Bei Gelegenheit der kölner Wirren gehörte der Kronprinz zu einer „Fronde“, die von der Abführung des Erzbischofs schmerzlich berührt war, weil er den Bruch zwischen Staat und Kirche für verderblich hielt; er war daher sehr für Bunsen's Bemühungen eingenommen, das gegenseitige Verständniß wiederherzustellen, Bemühungen, die allerdings in Rom keinen Erfolg hatten und Bunsen überdies bei der preußischen Bureaukratie in Miscredit brachten. Ein Lieblingsgedanke des Königs war auch das Bisthum zu Jerusalem, über welches er einen längern Briefwechsel mit Bunsen führte. Die theologischen Neigungen des Königs bestimmen selbst seine brieflichen Wendungen: „Der Herr sei mit all Ihrem Thun“, „Gott segne Ihre Schritte, Amen“, und ähnliche Schlußwendungen finden sich häufig in seinen Briefen.

Was man in dem Briefwechsel indeß vor allem andern suchen wird, das sind Aufschlüsse über die politischen Motive in der ereignißreichen Regierung des Königs. Bunsen stand nicht in der Mitte der Ereignisse; die Correspondenz zwischen dem Monarchen und ihm streifte die meisten nur; dennoch treten des Königs Anschauungen oft sehr schlagend in ihnen hervor. Seine politischen Ideale hatte er bekanntlich in dem Vereinigten Landtage annähernd zu verwirklichen gesucht; Bunsen äußerte Bedenken dagegen, und so sehr er der Demokratie abgeneigt war, so schwebte ihm doch mehr die englische Verfassung vor. In einem Schreiben vom 6. Juli 1844 entwarf er einen Plan, in welchem er Reichsstände als Abschluß der Verfassung verlangt, freilich durch und größtentheils aus den Provinzialständen gebildet, mit Verstärkung des conservativen Elements durch Bildung eines besondern Herrenhauses, ohne die Initiative für Gesetzesvorschläge, aber mit dem Recht, neue Steuern zu bewilligen, neue Schulden anzuerkennen und mitzuwirken bei den Gesetzen, welche Personen und Eigenthum betreffen. Diese Stände sollten alle vier Jahre einberufen werden. Das Ideal des Königs aber bestand nach seinen eigenen Worten:

1) In der großen, nicht periodischen Versammlung der Landtage mit einem kräftigen Herrenstande, ausgestattet mit den wichtigsten Vorrechten deutscher Stände, namentlich Bewilligung der directen Steuern (über den status quo hinaus) und neuer Anleihen u. s. w., und 2) in der periodisch gewissen Einberufung der Ausschußtage mit berathender Stimme und so, daß der Große Landtag nur die wichtigsten Epochen des Staatslebens bezeichnen soll, während die Ausschußtage ruhig ihres Wegs (alle zwei Jahre mit den Provinzial-Landtagen abwechselnd) gehen und sich mit den gewöhnlichen allgemeinen Gegenständen beschäftigen sollen, wozu speciell vierjährige Budgets gehören.

Wie die Februar- und Märzrevolution über diesen Plan des Königs zur Tagesordnung überging, ist bekannt; die principielle Abneigung desselben gegen alles, was an politischen Radicalismus erinnerte, nahm mit den Erfolgen dieser Richtung zu; er hatte den richtigen Instinct für die innern Zusammenhänge der Ereignisse; er sah voraus, daß wenn die schweizer Radicalen in dem Sonderbundskriege den Sieg davontragen würden, ihre Principien sich langsam, aber sicher über Deutschland ergießen müßten. Sein lebhaftes Interesse an den Vorgängen in der Schweiz war durch seine Liebe zu dem Fürstenthum Neuenburg bestimmt worden. Dies Fürstenthum als Canton der republikanischen schweizer Genossenschaft war eine Anomalie; aber gerade solche Anomalien hatten die lebendigsten Sympathien des Königs für sich. So unwichtig dieser Besitz für Preußen war, so angelegentlich und so in gleicher Linie mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigte den König die Neuenburger Frage. Wie begeistert er sich selbst für sein geliebtes heldenmüthig-treues und ehrenhaftes Neuenburg! Er erklärt, auf keine seiner Unterthanen so stolz zu sein als auf seine allertheuersten Neuenburger. Er wollte sein Fürstenthum über das herrliche treue Ländchen nicht „abdiciren“; das durch die Annahme unsers Hauses zu seinem Fürsten gestiftete Verhältniß erscheint ihm als das ältere, das wahrere und tiefere im Lande! Er that seine Pflicht, indem er der Welt bekannte, daß er ein Herz für seine gebundene Fürstenpflicht, für den Angst- und Hülferuf der „Seinigen“ hatte. Bunsen sollte Englands Vermittelung zu Gunsten des Cantons Neuenburg anrufen; aber Palmerston erkannte das Recht der Tagsatzung an, die nach dem errungenen Siege über den Sonderbund energisch gegen die Minorität der Cantone auftrat und auch Neuenburg zu einer Geldbuße verurtheilte. Die Bestrebungen des Königs blieben fruchtlos; er nennt sich selbst „compromittirt“, meint aber, daß seine Compromittirung seine Glorie sein würde. Bald sollte er den schweizer Radicalismus über denjenigen vergessen, der ihm in nächster Nähe entgegentrat, und dessen bedrohliches Heranrücken er so energisch prophezeit hatte in einem Brief an Bunsen vom 4. December 1847:

In der Schweiz handelt's sich für uns, für die Großmächte, ganz und gar nicht um Recht oder Unrecht in der Eidgenossenschaft, gar nicht um Jesuiten und Protestanten, gar nicht um die Frage, ob die Verfassung von 15 von diesen und jenen gefährdet oder falsch interpretirt wird, gar nicht um Verhütung des Bürgerkriegs an sich —, sondern allein darum: ob die Seuche des Radicalismus, das heißt einer Sekte, welche wissentlich vom Christenthum, von Gott, von jedem Rechte, das besteht, von göttlichen und menschlichen Gesetzen abgefallen, los und ledig ist, ob diese Sekte die Herrschaft in der Schweiz durch Mord, Blut und Thränen erringen und so ganz Europa gefährden soll oder nicht. Dieser mein Gedanke muß der Ihrige, der „aller meiner Organe bei den Großmächten“ sein, wenn Sie und diese wirksam sein sollen, für mich und nach meinem Willen handeln können. Für mich ist es jedes Beweises entbehrlich, daß der Sieg der gott- und rechtlosen Sekte, deren Anhang sich mit jedem Tage (wie der Koth auf der Gasse beim Regen) und namentlich in Deutschland und Deutschlands Städten mehrt, daß dieser Sieg — sag' ich — einen mächtigen Herd des Verderbens für Deutschland, Italien, Frankreich abgeben wird, einen Herd der Ansteckung, dessen Wirksamkeit unberechenbar und erschrecklich sein wird.

Die Auffassung Bunsen's wich in Bezug auf diese Frage von derjenigen des Königs ab, er stand auf dem Standpunkte der englischen Politik, er sah in dem schwei-

zer Radicalismus ein bei der Trägheit der Liberalen unentbehrliches Correctiv gegen die Uebergriffe des äußersten Katholicismus und der Jesuiten. Der Unterschied zwischen den Anschauungen des Königs und Bunsen's trat nach der Märzrevolution noch schärfer hervor. Bunsen glaubte nicht an Verschwörungen; der König hatte schon früher diesen Unglauben an Verschwörungen in Europa für das wahre und eigentliche Kriterium der Liberalen erklärt. Und in einem Brief vom 13. Mai 1848 gibt er Bunsen eine pathologische Erklärung des Liberalismus, den er mit der Tabes dorsalis vergleicht:

Der Liberalismus ist eine Krankheit, gerade wie die Rückenmarksdürre. Die bekannten Symptome der letztern aber sind z. B., daß der stark convex zu Daumen und Zeigefinger hervorragende Muskel concav wird bei der Pression; 2) daß ein Abführungsmittel verstopft; 3) daß ein Stopfmittel abführt, und in einem spätern Stadium 4) daß sich die Beine hochheben, ohne gehen zu können. Und dabei kann solch ein Kranker vor andern und sich selbst lange Zeit als gesund gelten. So wirkt der Liberalismus auf die Seele. Der Augenschein wird geleugnet, die Erfüllung von Consequenzen aus längst klar vorliegenden Ursachen wird als Aberglaube abgewiesen.

Dieser Brief ist auch insofern interessant, als er die Anschauungen des Königs über den Charakter des berliner Märzaufstandes darlegt, den er als eine vorbedachte Revolte hinstellt:

Zu Berlin war seit mehr denn 14 Tagen alles systematisch zur infamsten Revolte, die jemals eine Stadt entehrt hat, vorbereitet. Es waren Steine zum Steinigen meiner treuen Soldaten in allen Häusern vom eigentlichen Berlin, von Köln, von der Neu- und Friedrichsstadt u. s. w. gesammelt. Man hat dieselben lange anfahren sehen, wie auch Rasenstücke, um als Brustwehr gegen das Feuer der Truppen zu dienen, und hatte sich dies sonderbare Bedürfniß nach Stein und Rasen gar nicht erklären können. Ferner waren in den Hauptstraßen alle Böden in Verbindung gesetzt, um von den Dachfenstern aus die Vor- oder Rückbewegungen der Truppen mit Schüssen und Steinwürfen verfolgen zu können. Es war nachgewiesen über 10000 Mann und nicht nachgewiesen wol das Doppelte des allergräßlichsten Gesindels seit Wochen in die Stadt geströmt und — verborgen worden, sodaß die Polizei mit ihren schwachen Mitteln sie nicht auffinden konnte, darunter der Abschaum von Franzosen (galériens), Polen und Süddeutschen, namentlich Manheimern, aber auch sehr truppirte Leute, angeblich milaneser Grafen, Kaufherren u. s. w. Ein reicher manheimer Kaufherr hat seinen Tod in der Königsstraße gefunden, nachdem ihm Mannschaft von meinem göttlichen 1. Gardebataillon das Leben geschenkt und er sie rücklings mit einer Art wieder anfiel. Unter den zu bestattenden Verbrechern der „großen Tage" waren 30—50, von denen kein Mensch ein Wort, nicht Vaterland, nicht Namen u. s. w. wußte.

Bunsen, welcher nach der Ansicht des Königs am seelenaustrocknenden Liberalismus selbst erkrankt war, blieb eine freimüthige, von Anklagen keineswegs freie Antwort nicht schuldig; er wandte sich gegen die Haller'schen Jünger, gegen die Hofphilosophen, gegen die neue brandenburger Junkerweisheit; er warf dem König vor, daß er die Rathschläge der Reichssynode nicht befolgt habe, und die Kirche mit „Männern der allerbeschränktesten Kirchlichkeit" und mit längst unhaltbar gewordenen Formen und Formeln regieren wolle. In einem Schreiben vom 11. August 1848 spricht er sich überhaupt über die Stellung des Königs in der damaligen Weltlage aus, und zwar in einem Lapidarstil, der seinen Worten etwas von monumentaler Bedeutung gibt:

Ew. Majestät waren und sind noch zum Vermittler der alten und neuen Zeit berufen. Maß und Form bestimmt aber die göttliche Vorsehung. Das Vergangene gehört uns nicht mehr, das Zukünftige ist uns verborgen, an das Gegenwärtige sind wir alle gewiesen, am meisten die Könige dieser Zeit, vor allem Ew. Majestät. Das Alte ist untergegangen, weil manchen Formen die Wirklichkeit fehlte, und mancher Wirklichkeit die Form, nach welcher sie naturgemäß strebte. Keine Thränen und Klagen bringen es zurück. Eine Regierung muß sich in solchen Augenblicken der Krise an die Wirklichkeit halten. Wirklichkeit ist, wo politische Kraft lebt. Neuer Wein fordert neue Schläuche. Das Gute im Alten wird ausleben in neuer Form, weil das Gute in der göttlichen Weltordnung gegründet ist. Das halte ich für einen Theil des wahren fürstlichen Glaubens.

Ranke bestreitet die allgemeine Gültigkeit dieser Aeußerungen; man mag die „posthume Widerrede" in dem Werke selbst nachlesen.

Für die deutsche Frage hegte Bunsen ein lebhaftes Interesse; er nannte die deutsche Bewegung die größte seit Karl dem Großen; er wünschte, daß der König von Preußen an die Spitze von Deutschland treten sollte. Doch das politische Credo des Fürsten, seine Vorliebe für altdeutsche Reminiscenzen und die Schwierigkeiten der politischen Lage hielten ihn davon ab. Als Ideal schwebte ihm eine Wiedererweckung der Zustände des alten Römischen Reichs vor. Die Kaiserkrone dachte er sich stets bei dem Hause Oesterreich; sein Ehrgeiz wäre gewesen, diesem Kaiserthum als deutscher König zur Seite zu stehen, wobei ihm noch als mittelalterliche Arabeske die Krönung des Königs durch den Erzbischof zu Magdeburg, den er zu schaffen im Sinne hatte, vorschwebte. Er wollte überdies erblicher Reichserzfeldherr werden und die militärische Führung für alle deutschen Gebiete, mit Ausnahme der österreichischen, in Anspruch nehmen. Dieser Gedanke hat, wie fast alle Gedanken des Königs, etwas von jenen Silbererzstufen, welche erst der Bereitung bedurften, damit der Silberblick der Zukunft frei hervortrete. Ein erbliches Erzfeldherrenthum neben dem österreichischen Kaiserthum war eine Unmöglichkeit; aber Preußens militärische Führung für alle deutschen Gebiete war das Wort der Zukunft.

Der König sah in der frankfurter Versammlung, deren Souveränetätsschwindel ihm zuwider war, immer nur ein Unterhaus, dem er die nöthigen politischen Stockwerke aufsetzen wollte, ein Reichsprovisorium, das organisirt werden müsse:

Das Ding ist total unorganisch. Eine Versammlung von Sechshundert, die als Souverän sich eine ausübende Gewalt geschaffen hat, die bei der Verfassung, der absoluten Hauptsache, der wahren Lebensfrage Deutschlands, kraft Creationsacte mäuschenstill bleiben muß — c'est trop fort. Wir Könige sammt dem Kaiser müssen uns enge verbünden und mit der Höflichkeit und Herzlichkeit der Wahrheit und des Rechts und des guten Willens für den einzig vorhandenen Einheitspunkt des Vaterlandes der Paulskirche wissen lassen: „Wir hätten uns als Königscollegium constituirt, um bei der Verfassungsfrage die Rolle und das heilige Amt des legalen Souveräns von Deutschland zu üben. Wir rathen aber dringend, sich nicht zu zieren und uns ohne Dreinrede zu gestatten, nun auch der Paulskirche ihre zweite Instanz im Staatenhause zu geben, denn bis auf weiteres würden wir Könige und Fürsten allein das Staatenhaus mit Deputirten besetzen" — dann kann etwas Vernünftiges aus der Sache werden. Die Wahl des Hauptes

verbitten wir uns aber gleich alles Ernstes, als uns allein zustehend.

Den schwachen Punkt in allen Gedankengängen des Königs, die alterthümelnde Romantik der historischen Schule, berührte Bunsen mit schonungsloser Sonde:

Kommen wir erst zu einer neuen definitiven Reichseintheilung, so werde ich mir erlauben, Ew. Majestät daran zu erinnern, daß in 1848 und 1850 eine Einrichtung der Gegenwart empfohlen und eingepflanzt werden muß, nicht parceque, sondern malgré in Beziehung auf das Mittelalter. Namentlich haben sich Ew. Majestät zu hüten, nicht als ein Alterthumskünstler angesehen zu werden, statt als König und Gesetzgeber des Jahres 1848 oder 1850 aufzutreten und die Sprache des Jahrhunderts zu sprechen. Was uns beiden in Beziehung auf die Vorzeit im Herzen lebt, muß eben die Schatzkammer sein, aus welcher wir das Gold holen; allein ausprägen müssen wir es für den Umlauf nach Zeit und Sitte. Auch kann das wohl geschehen, ohne daß man es macht wie, nach Goethe, Bahrdt mit dem Evangelium. „Und mischt ein tücht'ges Kupfer drein" u. s. w. Dergleichen Zusatz findet sich auch und die schwere Menge im Mittelalter, und den muß man eben ausscheiden, wenn auch dabei schönes Gepräge (und der Prägschatz) in die Brüche geht. Die alten Schlacken müssen heraus, und die Münzfirma der „historischen Schule" muß aufgegeben werden, denn sie ist dem neuen Geschlecht (mit welchem man zu thun hat) nur als Metternich und Comp. bekannt.

Bunsen führte seine Agitation für die Annahme der deutschen Kaiserkrone in der wirksamsten Weise, indem er die Bedenken des Königs dadurch zu beseitigen suchte, daß er ihm die Zustimmung der deutschen Fürsten in sichere Aussicht stellte, auf Grund von Erklärungen des Königs von Würtemberg, des Herzogs von Koburg u. a., denen König Maximilian und Ernst August gewiß beistimmen würden. Der Ausschluß Oesterreichs war freilich die Grundbedingung, in welche der König eben nicht willigen wollte. Seiner Abneigung gegen die Revolution und eine von ihr dargebotene Krone gab er in einem Schreiben vom 13. December 1848 einen sehr kräftigen, fast cynischen Ausdruck:

Ich will weder der Fürsten Zustimmung zu der Wahl, noch die Krone. Verstehen Sie die markirten Worte? Ich will Ihnen das Licht darüber so kurz und hell als möglich schaffen. Die Krone ist erstlich keine Krone. Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird nach der heiligen Oelung, „von Gottes Gnaden" macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzollern tragen, sie ehrt ihn überschwenglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie — leider meinen, verunehrt überschwenglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten —, wenn auch, gottlob, nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die niemand gestohlen worden ist, zu tragen? . . .

Ich sage es Ihnen rund heraus: Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, die 42 Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt!

Als die Kaiserkrone ihm wirklich nach dem Beschluß vom 27. März 1849 angetragen wurde, konnte er seine Ablehnung kaum noch kräftiger rechtfertigen:

Wäre es der paulskirchlichen Majorität wirklich um die Sache zu thun gewesen, so gebot der gesunde Menschenverstand so gut als ein Quentchen Rechtsgefühl und ein Löthchen Glauben an die Ehrlichkeit meiner officiellen Aeußerungen diesen Patrioten, zuvor die Zustimmung der rechtmäßigen Obrigkeiten (en parenthèse der Obrigkeiten, denen sie selbst durch heilige Eide verpflichtet sind) einzuholen. Ich frage, warum nicht? Haben sie sich denn das nicht gefragt? Alles Ding hat eine Ursache. Also auch dieses Ding. Warum nicht? Die Antwort ist mir (und gottlob! allen Gesunden) nicht zweifelhaft. Weil diese Patrioten (!) die Revolution, die Souveränetät deutscher Nation unwiderruflich dadurch befestigen wollten, daß sie dem Narren, dem Preußenkönig, ein Hundehalsband umschnallten, das ihn unauflöslich an die Volkssouveränetät fesselte, der Revolution von 1848 leibeigen macht! Das, theuerster Freund, ist des Pudels Kern; dieses schnöden Pudels einzige Entschuldigung. Grâce à Dieu; c'était une finesse, cousue de fil d'archal. Ich und mein Ministerium brauchten so groben Machinationen gegenüber keinen Aufwand von Geist zu machen, um ihren Kern zu entdecken. Daher rührt mein Bescheid an die, geradezu inqualifiable Deputation der Paulskirche. Des Bescheides Sinn ist: „Ich kann euch weder ja, noch nein antworten. Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann — und ihr da, habt gar nichts zu bieten: das mache ich mit meinesgleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten; Adieu!"

Er kommt immer wieder darauf zurück, daß er die herrliche Schöpfung Gottes durch die Geschichte „Preußen" nicht unwiederbringlich auflösen wolle aus Gehorsam gegen eine der Revolution verfallene Versammlung; er weist auf die unbedeutende Majorität von 43 Mitgliedern bei einer Kaiserwahl hin, und schließlich auf die „schwarz-weiße Gesinnung der großen östlichen Abtheilung der Monarchie, welche Deutschland höchstens als Acquisition, aber „keineswegs als Gegenstand gelten läßt, in welchem sie aufgehen solle"; sein ganzer Ehrgeiz bestehe nur noch darin, durch die Könige und Fürsten gewählt, provisorischer Statthalter von Deutschland, dann aber Erzfeldherr Deutschlands zu werden, um Ordnung zu erhalten.

Die Correspondenz über die deutsche Kaiserfrage ist der interessanteste Kernpunkt des Werks. Wie der König sich über die preußische selbstgegebene Verfassung, die er für schlecht hielt und die ihm „Bauchkneipen verursachte", wie er sich über das Herrenhaus ausspricht, gegen Napoleon III. eine Quadrupleallianz ins Leben rufen will, wie seine Haltung in der orientalischen Frage, bei dem zweiten neuenburger Conflict, und welches seine evangelischen Gesichtspunkte in den letzten Jahren gewesen sind: das mag man in den folgenden Abschnitten des Werks nachlesen, auch sie enthalten viele wichtige Beiträge zur Geschichte jener Zeit; aber die Empfindung, daß Preußen immer mehr in den Schatten trat, während der König sich in seine theologischen Liebhabereien und politischen Projecte und Programme, die sich nicht verwirklichen ließen, immer tiefer einspann, ist die vorherrschende bei der Lektüre.

Leopold Ranke sucht in seinen Schlußbetrachtungen das Bild des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf eine feste geschichtliche Basis zu stellen. Der König erscheint ihm unter den weltbeherrschenden Gewalten in einer groß-

artig eigenthümlichen Haltung und Sinnesweise. Daß er sich den Anschauungen der frankfurter Versammlung nicht angeschlossen hat, kann nach Ranke's Ansicht als die vornehmste Handlung, wenigstens als die nachwirkendste seines Lebens bezeichnet werden:

In der Verfassung behauptete er den Nerv des monarchischen Princips; in Bezug auf das Deutsche Reich bezwang er seinen Ehrgeiz und ließ sich nicht durch den geheimen Wunsch seines Herzens dazu verführen, das Princip zu verleugnen, welches er bekannt und auf seine Fahne geschrieben hatte. Dazu gehörte ein Mann von der idealen und doch strengen, der im einzelnen biegsamen und im ganzen festen Gesinnung, von der geistvollen, aber in die Institutionen und das Leben alter Zeit versenkten Weltauffassung, die ihm eigen waren. Eine Ueberzeugung von einer Nachhaltigkeit und Tiefe, wie sie ihm innewohnte, war erforderlich, um die conservativen Grundsätze, die aus einer großen Vergangenheit stammten, nicht untergehen zu lassen für Zukunft und Welt.

Gegen die Anschauungen der Mitlebenden, daß der König die jeweiligen Zeitumstände nicht entschlossen genug benutze, daß er mit allen Mitteln, über die er verfügte, doch nichts ausrichte, daß seine auf Zustände der Vergangenheit begründete Doctrin ihn hindere, in die Fragen des Tags energisch einzugreifen, und daß sein stetes Schwanken jeden Erfolg unmöglich mache, nimmt Ranke den König in Schutz:

In der Mitte der miteinander ringenden Weltkräfte, die einander das Gleichgewicht hielten, war für den preußischen Staat eine neutrale Politik geboten, nicht eigentlich um das Gleichgewicht zu erhalten, sondern vor allem um sich selbst zu behaupten. Erwägungen von religiös-moralischem Inhalt über Recht und Unrecht der streitenden Parteien oder Staatsgewalten übten Einfluß auf die Entschließungen Friedrich Wilhelm's. Aber überdies hatte er jeden Augenblick das lebendigste Bewußtsein seiner eigenen Stellung, die ihm Rücksichten und selbst Nachgiebigkeiten auferlegte. Und immer schwebte ihm die Bedeutung des Moments für die Zukunft vor Augen. Die Welt sah in seinem Verhalten häufig charakterlose Oscillation und Unentschlossenheit, nicht die dabei doch immer vorwaltende einheitliche Direction. Heutzutage aber ist es möglich, den Blick über den momentanen Eindruck hinaus auf das Constante in der Politik des Königs zu richten. Dann treten doch, wenn wir uns nicht täuschen, die Wirkungen derselben für den preußischen Staat und Deutschland als überaus bedeutend hervor: der heutige Zustand beruht großentheils darauf.

Das Constante in der Politik Friedrich Wilhelm's sieht Ranke darin, daß er der neuen Verfassung die wesentlichen Bedingungen der Monarchie gerettet, die das finanzielle Bestehen des Staats von der Fluctuation der Personen unabhängig mache und dem Königthum den Oberbefehl über das Heerwesen gesichert habe:

Indem Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone unter den Bedingungen und Umständen, unter denen sie ihm angeboten wurde, ablehnte, hat er doch die Erwerbung derselben in andern Formen unter einer veränderten Weltlage möglich erhalten und selbst angebahnt. Sein Grundgedanke, einen Bundesstaat zu Stande zu bringen, unabhängig von Oesterreich, aber nicht feindselig gegen diese Macht, hat sich nach den großen Kämpfen, die seitdem ausgefochten worden sind, zuletzt realisirt. Er beherrscht gegenwärtig die Situation von Deutschland und Europa.

Daß aber diese Situation zur Herrschaft kam, dazu bedurfte es des Durchgangspunktes blutiger Kriege; die fortdauernde Regierung des Königs hätte sie nicht geschaffen. Friedrich Wilhelm war ein begabter, geistreicher Monarch von großen Perspectiven; aber die Reflexion war bei ihm überwiegend und hinderte die durchgreifende Thatkraft. Der Fortschritt Preußens hat sich nur zum Theil durch ihn und seine Initiative, meistens gegen ihn und seine Abwehr vollzogen. Er war zu sehr Parteimann auf dem Throne, zu sehr politischer und theologischer Doctrinär. Die Färbung seiner Gedankenwelt durch die romantische und historische Schule war eine zu intensive, um nicht in offensten Widerspruch mit der Zeitrichtung und ihren berechtigten Tendenzen zu gerathen; doch wie man einen Baum, den man entwurzeln will, durch Schütteln festwurzelt, so erging es dem König mit der politischen Bewegung. Ein Gegner des constitutionellen Wesens, gab er doch Preußen seine Verfassung.

Das von Ranke herausgegebene Werk ist der wichtigste bisher erschienene Beitrag zur Charakteristik dieses jedenfalls geistig hervorragenden Fürsten.

Rudolf Gottschall.

Romane und Novellen.

Wir beginnen unsere heutige Besprechung verschiedener Romane und Novellen mit der Recension zweier Uebersetzungen aus dem Englischen und lassen die fremden Juwelen zuerst leuchten. Die erste der beiden Uebersetzungen, die wir an die Spitze unsers Artikels stellen, ist die eines Werks der fleißigen und beliebten Romanschriftstellerin M. E. Braddon, dessen Titel lautet:

1. Zwei Freunde. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1872. 8. 4 Thlr.

Die Verfasserin glänzt auch in diesem Werke durch Vorzüge, wie sie in den meisten ihrer frühern Producte wahrzunehmen sind, indem sie den Leser durch Vorführung und Analysirung eigenthümlicher Charaktere, die sich über das Niveau des Alltäglichen erheben, zu fesseln versteht, Situationen und Handlungen schildert, die überraschender und packender Momente nicht entbehren, und Conflicte herbeiführt, die geeignet sind, das Interesse des Lesers nicht nur zu erregen, sondern vielmehr bis zur glücklichen Lösung aller Probleme wach zu halten.

Mit diesen Vorzügen, die wir dem Schriftstellertalent der Verfasserin nicht absprechen können, gehen jedoch auch Fehler Hand in Hand, von denen wir hier nur den hervorheben wollen, daß eine gewisse Breite des Stils und der Schilderung vielen an sich spannenden Momenten die eigentliche Wirkung raubt und weit mehr dazu angethan ist, die Theilnahme des Lesers zu ermüden als zu beleben. Ebenso berührt die oft triviale Darstellung solcher Situationen, in denen nicht nur die edelsten Gefühle der Helden und Heldinnen geschildert werden, sondern auch im Leser alle großen, erhebenden Gedanken und Empfindungen geweckt werden sollen, peinlich und verkümmert uns den Genuß, den wir ohne diese Trivialität der Darstellung gewiß bei der Lektüre des vorliegenden Romans empfinden würden.

Ein großer Theil der Schuld an den eben gerügten Fehlern fällt, unserer Meinung nach, dem Uebersetzer des Romans zur Last, da die Uebertragung desselben viel an Correctheit zu wünschen übrigläßt. Wir verzeihen es den Engländern und folglich auch ihren Schriftstellern, wenn sie in ihrer Ausdrucksweise etwas an Schwerfälligkeit und bei aller Gemüthstiefe doch auch an Langweiligkeit leiden; die Uebertragung eines Romans aber soll uns wol mit Geist und Gehalt desselben vertraut machen, uns das Stück Culturgeschichte, das sich darin wiederspiegelt, treu wiedergeben, nie aber sich eng und sklavisch an das Original anlehnen, sodaß die Schönheiten unserer Muttersprache nicht zur Geltung gelangen. Dann hat die Uebersetzung nur das Verdienst, uns mit einer neuen, nicht unbedeutenden Erscheinung auf dem Gebiete der englischen Romanliteratur bekannt zu machen; allein es bleibt auch bei diesem einzigen Verdienst und es fordert den Tadel der Kritik heraus, daß die Selbständigkeit der deutschen Feder der Unterordnung unter das Fremde gewichen ist, das gebieterisch sich geltend macht, das in seine Grenzen zurückzuweisen wir aber auch auf literarischem Gebiete lernen sollten, sobald es gilt, unsere Muttersprache in ihrer ganzen Lauterkeit, Fülle und Kraft zu entfalten.

Die Helden des Romans sind, wie ja der Titel deutlich genug verkündet, zwei Freunde, Gilbert Fenton und John Saltram, und die Schriftstellerin hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Freundschaft dieser beiden Männer alle nur erdenklichen Proben bestehen zu lassen und am Ende den Sieg der wahren Freundschaft, die gleichbedeutend mit Aufopferung und Selbstverleugnung ist, zu verherrlichen.

Der reiche Kaufmann Gilbert Fenton, der sich außer dem Interesse für sein Geschäft so manche edle Empfindung und Anschauung bewahrt und dessen Gemüth für die Schönheit der Natur ebenso empfänglich ist als für die Schätze der Kunst — dieser einfache, gebildete, liebenswürdige Gentleman bildet den lebhaftesten Contrast zu seinem Freunde John Saltram, einem begabten Schriftsteller, der in geistiger Beziehung seinem Freunde weit überlegen ist, dem es aber an äußern Gütern des Lebens ebenso fehlt wie an der schönen Ruhe eines harmonisch entwickelten Charakters; der heiß liebt und ebenso glühend haßt, heute den Kampf mit der ganzen Welt aufnimmt und morgen gebrochen zusammensinkt, der alle Ideale, die in der Menschenbrust leben und unser Dasein verklären, mit ruchloser Hand von ihrem Altar reißt und zu andern Zeiten in Ehrfurcht das Knie vor diesen Heiligthümern der Menschheit beugt; der sich in den Strudel der Freude stürzt, um sich nach genossener Wonne wochen- und monatelang von der menschlichen Gesellschaft abzusondern, sodaß man ihn für verschollen hält; der mit allen Fasern seines leidenschaftlichen Herzens an dem Freunde hängt und doch im Stande ist, sein höchstes Lebensglück zu zerstören.

John Saltram ist ein Feuergeist, der den verderblichen Brand in alle Seelen schleudert, die in seinen gefährlichen Bereich kommen, der in Bezug auf Talent und Begabung sich weit über die einfachen Gemüther seiner Umgebung erhebt, diesen aber an moralischer Größe weit nachsteht, da er wol dem dämonischen Zuge der Leidenschaft, nie aber dem Rufe der Pflicht, der Stimme des Gewissens zu folgen vermag. John Saltram birgt im Innern seiner gefolterten Feuerseele ein Stück Herz, das der weichsten Zärtlichkeit und hingebendsten Liebe fähig ist; aber jene klare Erkenntniß der Pflicht, jener entschlossene Muth, das als recht und gut Erkannte in jedem Falle und unter allen Verhältnissen auszuüben, selbst dann, wenn es uns Leid statt Freude bringt, die Selbstverleugnung eines edeln Charakters fehlen ihm, und so, von ungezähmter Leidenschaft überwunden, bereitet er sich und denen, die er liebt, den tiefsten Schmerz.

So geschieht es denn, daß, als er die Braut des Freundes, die schöne Marian Nowell, deren Gestalt von der Verfasserin nicht nur als durch äußere Reize glänzend, sondern durch edle Weiblichkeit anziehend und durch ein wunderbares Schicksal fesselnd geschildert wird, kennen lernt, er bei ihrem ersten Anblick im tiefsten Innern erschüttert wird und sie bald bis zum Wahnsinn liebt. Gilbert's Liebe zu Marian ist wohlthuende, sanfte Zärtlichkeit, gemischt mit einem Gefühl der Ehrfurcht vor dem holden Mädchen, das zaghaft schüchtern seine Werbung annimmt. Nie steigt in seiner ahnungslosen, vertrauenden Seele der Verdacht auf, daß John in ein anderes als freundschaftliches Verhältniß zu seiner Braut treten kann, daß Marian selbst für seinen Freund etwas anderes fühlt als Hochachtung und Freundschaft.

Lächelnd froh sieht Gilbert der Zukunft entgegen, die seine schönsten Träume verwirklichen soll. Da zwingen ihn geschäftliche Calamitäten zu einer Reise nach Australien, und so schwer es ihm fällt, gerade jetzt zu scheiden, so begreift er doch die Nothwendigkeit seiner Reise, von deren Erfolg die äußere Begründung seines Lebensglücks abhängt; er trennt sich von der Geliebten, sich und sie auf das Wiedersehen vertröstend. Wer aber beschreibt seine Verzweiflung, als er nach zehnmonatlicher Abwesenheit bei seinem Besuche in dem Wohnorte seiner Braut erfährt, daß Marian Nowell spurlos verschwunden ist! Er stellt die eifrigsten Nachforschungen an, allein er verschwendet Geld, Zeit und Kraft vergebens und erlangt endlich nichts als die furchtbare Gewißheit, daß Marian mit einem gewissen Mr. Holbrook vermählt, also für ihn verloren ist.

Den weitern Gang der spannenden Handlung dürfen wir hier nicht verrathen und fügen nur hinzu, daß die Verfasserin um die Gestalten Fenton's, Saltram's und der Heldin noch andere Charaktere gruppirt hat, die nicht nur in die Lebensschicksale der „Freunde" verflochten, sondern auch mit Zügen ausgestattet sind, die psychologischer Bedeutung nicht entbehren. So ist das böse Element in der Erscheinung des Betrügers Percival Nowell zur Geltung gebracht, während der Farmer Stephen Whitelaw, der Commis Tulliver und Consorten die Werkzeuge des Geistes repräsentiren, der stets das Böse schafft.

Nachdem die Helden und Heldinnen der Geschichte (außer Marian erwähnen wir hier noch die lebenslustige Mrs. Branston und die opferfreudige, entschlossene Ellen Carley) die verschiedensten Abenteuer bestanden und die ganze Bitterkeit menschlichen Elends gekostet haben, lösen sich in den Schlußscenen alle Conflicte in einen milden

Accord der Versöhnung auf. Der Sieger erhält den Lohn der Treue, und das Princip der Pflicht und des Rechts überwindet im Kampfe dasjenige der Leidenschaft, des Verraths und der Lüge.

Trotz der obengerügten Mängel legten wir nach beendigter Lektüre des eben in seiner Handlung wie in seinen Hauptcharakteren flüchtig skizzirten Romans denselben befriedigt aus der Hand und empfehlen ihn der Aufmerksamkeit solcher Leser, die ein Buch, das uns das innerste Wesen des Menschen zu schildern versucht, das vor den Folgen der ungebändigten Leidenschaft warnt, das zu vielen anregenden Gedanken und Betrachtungen über unser eigenes Seelenleben Veranlassung gibt, Werken vorziehen, die in prunkender Form keine Nahrung für Geist und Herz darbieten und uns an innerer Erkenntniß nicht reicher machen, Werke, wie sie leider in unserer Zeit den Büchermarkt überschwemmen.

2. Dorothe Fox. Roman von Luise Parr. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1872. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman kommt dem ebenbesprochenen: „Zwei Freunde", nicht an Großartigkeit der Anlage und Charaktere gleich und wird demnach mehr solchen Lesern zusagen, die eine harmlos behagliche Lektüre einer spannend-aufregenden vorziehen; er ist indeß ins Deutsche bei weitem gleichmäßiger, abgerundeter übertragen und ist folglich auch ansprechender, als dies bei den „Zwei Freunden" der Fall ist. Einige Unebenheiten im Stil, die zu deutlich an das Original erinnern, abgerechnet, ist die Uebersetzung durchaus gut, sie gibt uns ein recht anschauliches Bild von den Personen und Zuständen, die uns der Originalroman vorführen sollte, verschont uns aber soviel als möglich mit den breiten, ungraziösen Schilderungen, die wir in englischen Romanen mit in den Kauf nehmen müssen.

Was nun das Sujet des vorliegenden Romans betrifft, so erfahren wir schon durch den Titel, daß wir es darin mit einer Heldin zu thun haben, und diese Heldin ist eine niedliche, unschuldige, sanfte Quäkerin, die das Unglück hat, von einem unternehmungslustigen Kapitän, Karl Egerton Verschoyle, geliebt zu werden und sich ebenso leidenschaftlich wieder in ihn zu verlieben. Da nun ihr Vater, der reiche, strenge Nathanael Fox, eine starke Abneigung gegen jeden Nichtquäker hat, einem solchen nie die kleine Dorothe zur Frau geben will, am wenigsten aber einem Soldaten, da diese ihm ein Greuel sind, so hat die Heldin alle die Leiden zu erdulden, die eine gehorsame Tochter, eine treue Genossin der frommen Gesellschaft der „Freunde", eine sanfte Quäkerin ertragen muß, wenn sie es sich einfallen läßt, ein Liebesverhältniß mit einem „gottlosen, leichtsinnigen" Soldatenkinde anzuknüpfen und darauf zu bestehen, ihm allein Herz und Hand schenken zu wollen. Die Kämpfe, die von innen und außen auf Dorothe einstürmen, erhalten noch dadurch eine ganz besondere Bitterkeit und Tragik, daß ein äußerst achtbarer, aber einfacher, linkischer Bewerber, der reiche Quäker Josias Crewdson, Gnade vor den Augen des alten Fox findet und von diesem als zukünftiger Schwiegersohn willkommen geheißen wird, während sein gefährlicher Nebenbuhler, der lebensfrohe, gewandte, liebenswürdige Kapitän Verschoyle nur von Dorothe und deren verheiratheter Schwester, Mrs. Frieda Hanbury, die einer freiern Richtung huldigt, und der toleranten Mutter Dorothe's, der sanften Patienta Fox, freundlich aufgenommen wird.

Der Blick in die Zukunft ist für die kleine Dorothe durchaus nicht heiter und rosig, und sie weiß nicht, welches furchtbare Ende ihre Liebes- und Leidensgeschichte nehmen soll. Da tritt der bisher so unscheinbar und unbedeutend erscheinende Josias Crewdson als deus ex machina auf, und durch seine edle Resignation auf Dorothe's Besitz führt er eine Vereinigung zwischen den Liebenden herbei. Durch sein großherziges Benehmen, als er von Dorothe selbst von der Lage der Dinge unterrichtet worden ist, gewinnt Josias an Bedeutung. Es ist uns unmöglich, länger über seine Eigenthümlichkeiten zu lachen, wir verstehen die edle Seele, die in ihren großmüthigen Bewegungen das unschöne Gesicht verklärt, und schätzen den guten Menschen, in dessen Gemüth Kastenwesen und Buchstabenglaube nicht den Geist echter Menschenliebe haben ertödten können.

Um jedoch auch den andern Hauptpersonen des gemüthvollen Romans einen Blick zu schenken, nehmen wir jetzt von der frommen Gesellschaft der Freunde mit ihren liebenswürdigen und unliebenswürdigen Gliedern Abschied und mischen uns ein wenig in die bunten Cirkel des high life, um zu erlauschen, was dort die Herzen der Menschen bewegt. Natürlich begegnen wir auch hier der Liebe in ihren verschiedenen wunderbaren Gestalten, in denen sie von Anbeginn sich bei den Menschenkindern einschmeichelte. Die Liebe unter den Aristokraten, in deren Kreisen wir einen Besuch abstatten, die unser ganz besonderes Interesse erweckt, wird repräsentirt durch die stolze Abda Verschoyle, die Schwester des muntern Kapitäns, der die Quäkerin davonträgt, und den vornehmen, charaktervollen Gottfried Dynecourt, den Sprößling eines alten, aber verarmten Hauses, der es für würdiger hält, das verfallene und mit Schulden belastete Schloß seiner Väter zu verkaufen und aus eigener Kraft sich als Sachwalter einen Weg zu bahnen, anstatt als verarmter Landedelmann ein zweck- und freudeloses Dasein hinzubringen und endlich in dem Verfall seines Hauses begraben zu werden. Er liebt die schöne Abda Verschoyle, hat aber einen bittern Kampf mit den feindlichen Vorurtheilen zu bestehen, ehe er die Geliebte sein nennen darf, ehe er ihr Herz, diese bisher uneinnehmbare Festung, voll und ganz besitzt; und Abda ihrerseits muß erst durch Trübsal und Leid zur Erkenntniß ihrer vollen und wahren Liebe zu Gottfried gelangen. Schließlich siegt die Liebe über den Stolz, und ihr reiches, liebewarmes, nur durch eine falsche Erziehung gänzlich misleitetes Herz gehört dem Freunde, der trotz Bitterkeit und Ironie, mit der er sich gegen die Reize der Geliebten, die ihn schwer gekränkt, gewappnet hat, nur sie allein liebt und ihr beseligt Herz und Hand entgegenbringt, sobald er errathen, wie heiß er von Abda geliebt wird.

Unter den übrigen in die Handlung des Romans eingreifenden Personen, die auf dem Landsitze Dyne Court oder in den fashionabeln Kreisen Londons verkehren, erwähnen wir hier nur noch Lady Laura Verschoyle, die Mutter der schönen Abda und des flotten Kapitäns, das Urbild einer hochmüthigen, verwöhnten, nervösen Salon-

dame, deren einziger Lebenszweck es gewesen ist, ihre Kinder für die Welt erzogen und gleichsam dazu dressirt zu haben, glänzende Partien zu machen, und deren einzige Aufgabe es ist, ihre Kinder so zu überwachen, daß es keins je wagt, aus der ihm zuertheilten Rolle zu fallen. Natürlich bestraft sich ihr grenzenloser Egoismus dadurch, daß, trotz ihres Zorns und ihrer Nervenzufälle, Karl eine zwar reiche, aber doch ganz simple Quäkerin heimführt, und ihre Tochter sich mit einem vornehmen, aber mittellosen Manne vermählt, während eine Partie in Lady Verschoyle's Augen doch nur dann gut ist, wenn der oder die Erwählte ihrer Kinder vornehm und reich sind. Sie muß sich jedoch in das Unvermeidliche fügen, daß ihre „undankbaren, herzlosen Kinder, für die sie sich aufgeopfert", keine guten Partien nach ihrem Sinne machen, wenn sie selbst auch mit der getroffenen Wahl höchst zufrieden sind.

Neben dieser englischen Lady, die an Ohnmachten, Weinkrämpfen und Nervenzufällen ebenso leidet wie an Dünkel und Uebermuth, begegnen wir dem reichen Besitzer von Dyne Court, dem von ihr selbst mit höchster Huld auserkorenen Schwiegersohn, dem ehrlichen, biedern Mr. Richard Ford. Durch rastlose Arbeit in den Besitz der Schätze gelangt, um die er beneidet wird, Millionär geworden, nachdem er von der Pike auf gedient, hat sich dieser rechtschaffene Charakter doch nicht auf die Irrwege leiten lassen, auf welche der verführerische Glanz des Goldes schon so manche, selbst bessere Natur gelockt; er gedenkt nun das Ende seiner Tage zufrieden und glücklich zu beschließen, während bisweilen — und es ist dies ein feiner Zug in der Charakteristik dieses liebenswürdigen Parvenu — eine gewisse Sehnsucht nach jener schweren Zeit, in der er gerungen und gearbeitet hat und in dem Vollgefühl der Jugendkraft erst dann seines „Lebens froh genoß, wenn er es jeden Tag aufs neue erbeutet", durch sein ganzes Wesen geht. So leise dies Verlangen nach der bescheidenen Stellung, die er früher im Leben eingenommen, angedeutet ist, so schimmert sie doch durch die Vergoldung der Prachtzimmer auf Dyne Court und klingt wie eine sanfte Klage durch die harmlos gastfreundlichen Worte, mit denen Mr. Ford die zahllose Schar der Gäste empfängt, die von seiner Herzensgüte und seinem Reichthum den ausgedehntesten Gebrauch zu machen gesonnen sind.

Daß natürlich verschiedene Mütter diesen „in seinen besten Jahren stehenden, angenehmen, wenn nicht aristokratischen, doch sehr ehrenwerthen, unermeßlich reichen Witwer" für ihre Töchter kapern möchten, ist eine Thatsache, die dem Leser bei dem Ueberfluß an unversorgten, verwöhnten, alternden Töchtern, der in England so gut zu constatiren ist wie bei uns, nicht erst lange erläutert zu werden braucht. Die kräftigsten Anstrengungen auf dem Felde der Männereroberung aber macht entschieden Lady Laura Verschoyle, die sich so weit herabläßt, Mr. Ford's einfache Herkunft wegen seines fabelhaften Reichthums zu übersehen. Der sanftmüthige Millionär läßt sich nun zwar durch die Doppelzüngigkeit und Schmeichelei der berechnenden Lady nicht täuschen, kann aber nicht umhin, ihrer schönen Tochter seine Neigung zuzuwenden, und es hat daher ganz den Anschein, als ob Adda Herrin von Dyne Court werden sollte. Da entdeckt diese, daß sie ein Herz besitzt und daß es energisch den schuldigen Tribut fordert. Sie durchkreuzt alle stolzen Plane der eiteln Mutter und vermählt sich mit dem „elenden Gottfried Dynecourt", weil sie es vorzieht, der Stimme ihres Herzens zu folgen, anstatt ein erbärmliches Vorurtheil ihre bessere Natur bezwingen zu lassen und mit einer Lüge ein goldenes Sklavenleben an der Seite eines ehrenhaften, aber ungeliebten Mannes zu führen.

Mr. Ford aber ist nicht dazu verurtheilt, auf seine alten Tage die liebevolle Pflege einer freundlichen Lebensgefährtin entbehren zu müssen; nachdem die rauschenden Festlichkeiten vorüber, die Tage der Visiten und Einladungen zu Ende, die verschiedenen Herzen sich gefunden haben, die streitenden Parteien versöhnt, die obdachlosen Witwen und heirathslustigen Töchter an- und untergebracht sind, hat auch er die Gattin gefunden, die fähig und bereit ist, ihm den Abend seines Lebens zu erheitern.

So sind wir am Ende der Geschichte angelangt und legen sie nicht ohne Befriedigung aus der Hand, da sie trotz aller Einfachheit der Anlage und der Charaktere sich doch über das Niveau des Alltäglichen erhebt und zur Kategorie jener Unterhaltungsschriften gehört, welche neben dem ewigen Thema der Liebe auch die Lösung ernsterer sittlicher Fragen in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen.

3. Der verlorene Sohn. Roman von Adolf Streckfuß. Zwei Bände. Berlin, Brigl. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Der auf dem Felde der Criminalnovelle als fleißig und tüchtig bekannte Verfasser führt uns auch in diesem Roman in Kreise ein, in denen wir durch die Lektüre des „Sternkrugs", der ebenfalls in d. Bl. eine lobende Besprechung erfahren, schon bekannt sind. Allein während es dort sich um die Entdeckung eines schweren Verbrechens handelt und das Böse in seiner Größe lebensvoll zur Anschauung gebracht wird, ist die Stimmung des Gemäldes, das der Verfasser im „Verlorenen Sohne" vor uns entrollt, im allgemeinen eine weniger düstere, das böse Element kommt nur in einzelnen grellen Zügen zur Darstellung, die durch die Schilderung harmloser, ja bisweilen humoristischer Scenen und Situationen gemildert werden. Der verlorene Sohn ist nicht, wie der Leser vielleicht vermuthen wird, eins von jenen Kindern der Welt, die in Saus und Braus das väterliche Erbtheil, die Zeit und die Kräfte der Jugend verschwenden, um dann gebrochen an Leib und Seele, krank und arm, geschmäht und verstoßen, reumüthig in das Vaterhaus zurückzukehren, sondern eine geheimnißvolle Persönlichkeit, die durchaus gerade jener Fehler, die nothwendig zur Charakteristik verlorener Söhne gehören, sich nicht schuldig gemacht, ja vielmehr von einem feindlichen Geschick verfolgt, von den Stürmen des Lebens hin- und hergeworfen, allen Lockungen der Sünde preisgegeben, die Reinheit des Herzens sich bewahrt und am Ende aller Prüfungen den Lohn erntet, den die Tugend verdient. Wer dieser „verlorene Sohn" in Wirklichkeit ist, dürfen wir hier nicht ausplaudern. Wir heben unter den übrigen Charakteren der Novelle noch hervor den unter dem Namen Dr. Otto als

Naturforscher auf Entdeckungen ausgehenden edeln Freiherrn Otto von Rothfels, dessen Onkel, den Geheimrath von Rothfels, den Vetter Wallow als das Urbild eines Sonderlings, der bei allen bizarren Einfällen und Launen sich doch die wahre ursprüngliche Empfindung für das Gute und Schöne bewahrt hat, verschiedene männliche und weibliche, mehr oder minder anziehende Repräsentanten des zu scherzhaften wie ernsten Verwickelungen so leicht zu verwendenden Namens „Schulz", die resolute Waschfrau Wullow, den treuen Kammerdiener Friedrich und den Roué Grafen Wenkstein.

Die Handlung des Romans ist lebhaft und spannend, die Charaktere sind im ganzen lebenswahr und treffend gezeichnet, wenn sie auch nicht auf besondere Größe weder im Guten noch im Bösen Anspruch machen dürfen, da es nicht die Absicht des Verfassers war, uns in den Gang erschütternder Ereignisse einzuführen und uns Helden im eigentlichen Sinne des Wortes zu schildern. Der Stil kann ebenso nicht überall für graziös und elegant gelten, da die Sprache sehr oft etwas massiv und derb ist, wie dies in der Natur der Situationen und Verhältnisse liegt, in die wir eingeweiht werden, aber wir nehmen diese rauhe Außenseite gern hin, weil sie das Gewand ist, in welches ein gesunder Humor und eine frische Ursprünglichkeit sich gehüllt haben. Wie der „verlorene Sohn" der Dichtung durch Kampf zum Siege dringt, so besteht diese selbst ebenfalls vor dem Forum der Kritik, weshalb sie den Freunden der etwas robusten Muse des Verfassers — man gestatte uns diesen bezeichnenden, wenn auch weniger poetischen Ausdruck — empfohlen sei.

4. Die Kinder der Gauner. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Zwei Bände. Nürnberg, Richter und Kappler. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie uns die Lektüre vom „verlorenen Sohn" aus den Kreisen des englischen high life in etwas gemischtere Gesellschaft geführt hat, so steigen wir jetzt noch einige Stufen tiefer hinab und lassen in dem vorliegenden Roman des Freiherrn von Bibra Bilder und Scenen aus dem Leben jener geheimnißvollen Existenzen an uns vorübergleiten, die im Dunkeln ihr Wesen treiben und als Glieder weitverbreiteter Gaunergesellschaften den Frieden und die Ordnung der socialen Verhältnisse zu untergraben suchen, dem „Bösen" mit Leib und Seele verfallen.

Sowenig wir uns nun dieser traurigen Wahrheit verschließen können, so gewiß auch dieses dunkle Kapitel in der Geschichte der Menschheit mit erschreckender Geschwindigkeit die Zahl seiner inhaltschweren Blätter mehrt, so wollen wir doch nicht immer hierauf aufmerksam gemacht werden, und namentlich in den Stunden, in denen wir der rauhen Alltäglichkeit, der furchtbaren Wirklichkeit zu entfliehen suchen, in denen wir zu den Schöpfungen der Kunst — und wir haben hier natürlich die des Dichters und Schriftstellers besonders im Auge — unsere Zuflucht nehmen, werden wir nicht eben gern uns in die Betrachtung eines culturhistorischen Gemäldes vertiefen, das uns die „Kinder der Gauner" in den verschiedensten Phasen ihres elenden Daseins schildert.

Da jedoch andererseits der Roman uns ein Spiegelbild der Zeit und volle, wenn auch dichterisch ausgeschmückte Lebenswahrheit geben soll, da es ja auch eine Menge Leser gibt, die alle möglichen Erscheinungen der gegenwärtigen Novellenliteratur bereits durchgekostet haben, so dürfen „Die Kinder der Gauner" mit Recht einen Platz unter diesen Erscheinungen beanspruchen, und daß diese Stellung, so dunkel und geheimnißvoll sie im Leben sein mag, vom literarischem Standpunkte aus betrachtet eine ehrenvolle und würdige ist, dafür bürgt der wohlbekannte Name des Verfassers. Sein Talent neigt zur kecken Schilderung origineller, lebensfrischer, humoristischer Charaktere und Situationen, und auch in dem vorliegenden Romane hat er es verstanden, dem an sich düstern Gemälde solche Lichter aufzusetzen, die uns das Grelle und bisweilen Verletzende, das in der Wahl des behandelten Stoffs liegt, weniger peinlich empfinden, sondern weit mehr im Gewande einer originellen Satire auf moderne Culturzustände erscheinen lassen.

Aus dem bunten Gewirr von allerlei abenteuerlichen Gestalten des Romans, welche die Fäden der Handlung in den Händen halten und die uns zuerst der Mehrzahl nach in der „Gauerbschaft" vorgestellt werden, heben wir hervor das Liebespaar Käthchen Doldenfeld und Albrecht Werthof, die als unschuldig Verfolgte und Verkannte nach mancherlei Gefahren, Leiden und Abenteuern endlich in den Hafen einer glücklichen Ehe einlaufen, die originelle Tante Weilen, die liebesbedürftige, aber von dem raffinirten Gauner Radebutzki schnöde betrogene Frau von Schnaufer und das Ehepaar Pelzen, unter den Kindern der Gauner aber vor allen den verschlagenen, ränkesüchtigen, unter dem Schein der Tugend und Rechtschaffenheit auf bösem Wege wandelnden Simeon Hallinger, der in seinen Unternehmungen mit einer Zähigkeit zu Werke geht, die einer bessern Sache würdig wäre, den ewig zu neuen Heldenthaten aufgelegten, im edeln Gaunerhandwerk unermüdlich thätigen Vater Immertreu, in seiner Glanzperiode auch „der schöne Karl" genannt, u. s. w., und wir müssen anerkennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, diesen Galgenphysiognomien die erforderliche Verschmitztheit und jenen Galgenhumor zu verleihen, die nicht fehlen dürfen, wenn wir ein lebensvolles Bild von der Misère eines Gaunerdaseins und seines furchtbaren Endes erhalten sollen.

Stil und Sprache sind den Personen und Situationen angepaßt, die Entwickelung der so harmlos eingeleiteten, sich nach und nach aber ziemlich tragisch gestaltenden Handlung ist überraschend und originell, und wenn wir uns erst an den Ton, der bei den „Kindern der Gauner" gebräuchlich ist, gewöhnt haben, so wird der Roman besonders solchen Lesern, welche die Gebrechen unserer Zeit sowie das Laster überhaupt lieber in humoristisch-satirischer Weise gegeißelt, als in pedantisch-moralischem Tone verurtheilt sehen, willkommen sein.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Philosophie und Theologie.

(Beschluß aus Nr. 21.)

1. Philosophische Schriften von Franz Hoffmann. Dritter Band. Erlangen, Deichert. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Das Papstthum im Widerspruch mit Vernunft, Moral und Christenthum nachgewiesen in seiner Geschichte von Antiromanus (J. J. Fetzer). Mit einer Einleitung: Die Geschichte der Verfassung der christlichen Kirche und mit verschiedenen kirchlichen und kirchenstaatsrechtlichen Erörterungen. Zweite verbesserte und ergänzte Auflage. Herausgegeben von Franz Hoffmann. Drei Bände. Stuttgart, Scheible. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wir gehen jetzt zur zweiten der oben vorgelegten Schriften über: „Das Papstthum im Widerspruch mit Vernunft, Moral und Christenthum von Antiromanus. Mit einer Einleitung von Franz Hoffmann."

Vor nicht langer Zeit hat man gegen die Philosophen den Vorwurf erhoben, daß sie nur mit abstracten Dingen verkehrten, daß sie sich nur mit aschgrauen Theorien zu schaffen machten, sich um das Leben selbst gar nicht kümmerten; jetzt, da unsere tüchtigsten Denker auch im Leben zu Hause sind, die Angelegenheiten der Kirche und des Staats ebenfalls in Betracht ziehen, auch dazu nachweisbar den heilsamsten Einfluß auf den Lauf der Geschichte, auf Religion und Vaterland ausgeübt haben, ist es vielen wiederum nicht recht; sie verweisen die praktische Philosophie aufs neue zurück in die Theorie, und selbst das nicht einmal, sie möchten am liebsten alle Philosophie los werden. Was aber wesentlich ist, was vorzugsweise die Mission hat, das Wesen der Dinge, der Ereignisse zu ergründen, mit der Vernunft zu beleuchten, das läßt sich nicht ausmerzen; und wenn es verrufen, verfolgt, und wenn es noch so willkürlich und gewaltthätig eingezwängt wird, es wird immer wieder erstehen und sich Bahn brechen.

Hat es je einen Philosophen gegeben, der sich rührig, unternehmend, anstellig auch unmittelbar im Leben bewährte, so ist es Franz von Baader gewesen. Er machte sich nicht blos mit Ideen, Gedanken, Begriffen zu schaffen, er hantirte, experimentirte auch mit dem Greifbaren. Er vernachlässigte über der Metaphysik auch nicht die Physik, über der kirchlichen Dogmatik auch nicht die speculative, über dem Katholicismus auch nicht die protestantische und die griechische Kirche, über der Reformation des 16. Jahrhunderts auch nicht die Reformation des katholischen Kirchenregiments im 19. Jahrhundert. Er kümmerte sich nicht blos um die kirchlichen, sondern auch um die politischen Angelegenheiten, nicht allein um die Naturwissenschaft, sondern auch um Industrie, Technik, Mechanik. Wahrlich, wenn man ihn so im Bergbau, in der Glashütte, daheim und auf Reisen, unermüdet operiren, sogar neue Erfindungen machen sieht, er gemahnt einen wie ein Engländer, wie ein Amerikaner im größten Weltstil, und mancher gerühmte Metaphysiker erscheint im Vergleiche mit ihm, dem Weltgänger, dem außer dem immer zugänglichen, immer anregenden, anfeuernden, beredten Gesellschafter, wie ein linkischer, menschenscheuer Ofenhocker.

Auch in nicht wenigen der angedeuteten Beziehungen, namentlich was wichtige Tagesfragen, was Literatur, Theologie, Kirche, was gesunden, organischen Fortschritt nach allen Richtungen hin betrifft, stets aber auf dem felsenfesten Grunde des Christenthums, kennen und ehren wir schon seit einer langen Reihe von Jahren Franz Hoffmann, den Herausgeber des Antiromanus in zweiter Auflage. Er ist nicht blos der kundigste Hauptvertreter des Baader'schen Systems, er steht auch in Vielbeweglichkeit des Unternehmens und Ausführens, in Mannesmuth und Tapferkeit, im Kampfe gegen den Ungeist kirchlicher Anmaßung und Despotie, im vielseitigsten Wirken als Geistesverwandter in vorderster Reihe mit Franz von Baader.

Wie viel haben schon lange vor dem jetzt zu Tage gekommenen Zwiespalt in der katholischen Kirche beide Männer geleistet, auf daß die Krisis zur Reife gelange, die Scheidung vor sich gehe, die Läuterung von Grund aus sich vollziehe! Nachdem Baader schon damals seine heiligste Ueberzeugung in mehrern Schriften ausgesprochen und veröffentlicht, daß es so nicht bleiben dürfe wie bis dahin, daß christliche Religion, Theologie, die katholische Kirche hinfort nicht mehr bestehen können ohne Anerkennung der Vernunft, ohne Freiheit der Intelligenz, daß römisch-katholische Kirche und Papstthum keineswegs identisch seien, daß die päpstliche Gewalt schon von vorn herein nicht verliehen, sondern angemaßt sei, daß so viele der römischen Päpste die katholische Kirche in den Abgrund des Verderbens geführt, sich und andere mit Sünden bedeckt, mit himmelschreienden Verbrechen belastet haben, ist es Franz Hoffmann gewesen, der in all dem der gewissenstreue, consequente Nachfolger seines Lehrers und Meisters ward, außer in dem früher schon Angedeuteten durch Herausgabe einzelner Baader'scher Schriften, zu denen er ebenfalls die gewichtvollsten Vorreden, Einleitungen und Anmerkungen beisteuerte. Die feurigste, fulminanteste, Blitz und Donner mit einschlagender Himmelsgewalt in sich vereinigende Schrift Baader's: „Blitz wider Rom", hat denn auch eine Feuersbrunst entzündet, welche jetzt ganz Deutschland in Bewegung setzt, aber sicher auch über die Alpen, die Pyrenäen sich immer noch fortleitet und durchaus unberechenbar in dem Weltlaufe ist, den sie nehmen, in der Tragweite, die sie haben wird. Allerdings traten noch andere Ereignisse und gewitterschwangere Phänomene hinzu, aber es leidet keinen Zweifel, ohne Baader und Hoffmann, die gleichwol die tiefsten Kenner des Christenthums, die treuesten Söhne der katholischen Kirche sind, würde die gerechte, nothwendig gewordene Evolution, welche jetzt Priester und Laien, echte Jünger Jesu Christi und Finsterlinge bewegt, noch lange nicht zum Ausbruche gekommen sein. Baader war stets der entschiedenste Freund der Evolution, wie er stets der entschiedenste Feind aller Revolution war.

Die obige Schrift von Antiromanus, welche schon früher gewirkt hat, wird jetzt vollends, da es keine günstigere Periode für sie geben konnte als die Gegenwart, die Gemüther erfassen, aber auch in der Ausdauer, im

Glaubensmuth befestigen, zur Thatkraft begeistern. Dieser Antiromanus ist recht geeignet, gründlich darüber zu unterrichten, welches unveräußerliche Recht die haben, welche den Anmaßungen Roms ein Halt zurufen, um mit Rom und den Jesuiten hinfort in einen Kampf auf Tod und Leben zu gehen. Wer aber wahrhaft mit Erfolg kämpfen soll, muß wissen, um was es sich handelt, welchen Heiligthümern der Christenheit es gilt. Da nun die römische Curie, und vor allem wieder ein Mann, der sich über Kaiser und Könige, über Priester und Laien, ja über Gott erhebt, an der alleinigen Unfehlbarkeit Gottes einen Raub begeht, da beide, römische Curie und Papst, thun, als wäre alles seit dem ersten römischen Bischofe der frühesten Kirche in der schönsten Ordnung gewesen und geblieben, als beständen die ganze römische Klerisei und sämmtliche Päpste aller Jahrhunderte aus puren Heiligen, als wäre eben nichts geschehen, auch nicht eine kleinste Untugend aus menschlicher Schwäche und Uebereilung, geschweige denn je von einem Papste oder auch nur von einem Jesuiten ein Hauch von Verbrechen ausgeübt worden, so ist ein Werk wie „Das Papstthum" von Antiromanus eine Erscheinung, die wie gerufen kommt. Aus dieser Geschichte der Päpste überzeuge man sich, was vorgefallen ist, welche Unthaten, Verruchtheiten, teuflische Grausamkeiten von Männern ausgeübt und begünstigt worden sind, die sich für Stellvertreter Christi auszugeben und zu behaupten wagten, daß ihnen eine größere Vollmacht zukomme als dem Schöpfer Himmels und der Erde.

Schon die Einleitung des Herausgebers läßt uns klar alles überschauen, was nöthig ist, um in den gegenwärtigen Verlauf der kirchlichen Vorgänge einen gründlichen Einblick zu gewinnen und die nachfolgenden, ausführlichen Darstellungen des Papstthums mit Nutzen zu lesen. Der Verfasser des Buchs, der unter dem Namen Antiromanus schrieb (die erste Auflage erschien 1838), ist, wie uns dort mitgetheilt wird, der Rechtsconsulent Dr. J. J. Fetzer. Er lebte in Reutlingen. Er war Protestant, ein gewissenhafter, religiöser Mann von einem warmen, für Wahrheit und Menschenwohl aufrichtig schlagenden Herzen. Nach den Andeutungen, die wir erhalten, herrschte im übrigen ein gewisser rationalistischer Verstand in ihm vor. Er hat auch in dem Werke selbst, in der Art wie er erzählt, eine gewisse oft barsche aber kräftige Kürze. Er macht nie unnütze Worte, aber jedes seiner Worte überzeugt, denn es ist der Ausdruck braver Gesinnung. Er nimmt so wenig ein Blatt vor den Mund, daß er bisweilen sogar überstark in der Bezeichnung wird, doch nur da, wo seine Empörung über das, was ihm die Geschichte berichtet, fast den höchsten Grad erreicht. Der Herausgeber hat recht gethan, manche leidenschaftliche Auswüchse solchen persönlichen Grimms um etwas zu mildern, hier einen Ast zurückzubiegen, dort einen zu wilden, spitzen Schößling abzuschneiden. Vor allem muß es uns ganz und gar mit Vertrauen erfüllen, einem solchen Führer an den Sündenpfühlen der Päpste vorbei zu folgen, wenn (Antiromanus) selbst im Vorworte sagt:

Wahrheit ist das erste Gesetz, das ich mir setze. Durch nichts ehrt man die Menschheit würdiger und besser als durch Wahrheit. Ihre Unterdrückung ist eine Sünde gegen Gott, von dem sie kommt, und ein Hochverrath an der Menschheit. Hätte man dieses himmlische Geschenk den Völkern nicht absichtlich vorenthalten, dann hätte nie ein Papstthum entstehen können, dessen Grundlage Lüge und Betrug ist.

Der Herausgeber hat in der Einleitung mit großer Geschicklichkeit und Kunst, auch in Bezug auf historische Quellen mit einer erstaunenswerthen Belesenheit alles zusammengedrängt, was den Leser in den Stand setzt, das darauf folgende Werk mit unbefangenem Sinne, mit Anwendung auf des Lesers eigene Stellung und Entschließung in sich aufzunehmen. Das Vorwort rundet dann das individuelle Lebensbild des Verfassers, zumal was dessen Gesinnung betrifft, vor uns ab. Es ist, trotz alles Protestirens gegen Schändlichkeiten grellster Art, überraschend genug, daß das Datum unter dem Vorwort lautet: „Geschrieben auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Monat Mai 1837." Es ist ein schönes Symbol, und es gereicht dem, der es hinstellte, zur Ehre, so früh schon haben hoffen zu können.

Verweilen wir noch etwas bei dem nähern Inhalte, so treten uns als einige der Hauptmomente hervor: erster Band: „Geschichte der Verfassung der christlichen Kirche" und zwar: „Jesus und seine ersten Anhänger", wie „Die christliche Gemeindeverfassung in dem apostolischen Zeitalter". Auf diesem Fundament sich niederzulassen, um auf festem Grunde den weitern historischen Gang zu verfolgen, ein Studium daraus zu machen, ist von großer Wichtigkeit und gewiß nicht ohne segensreichen Ertrag. Dann leuchten uns besonders entgegen Partien wie: „Die Bildung einer Priesterkaste in der christlichen Kirche", „Die Rechte der Gemeinden im 3. Jahrhundert", „Synoden", „Metropolitanverfassung", „Kirche und Staat", „Patriarchalverfassung", „Das Papstthum". Und zwar so, daß nach Betrachtung der Geschichte der Bischöfe Roms vom 1. bis in das 11. Jahrhundert hinein nun die „Gründung des eigentlichen Papstthums" erfolgt.

Hier legen wir eine Probe aus dem ersten Bande ein, welche die schlichte, kräftige Darstellung des Antiromanus sogleich kundgibt. Sie betrifft den Primat Petri. Er sagt:

Die Idee von einer nothwendigen äußerlichen Repräsentation der Einheit der Kirche, die man an die Person des Petrus knüpfte, war anfangs noch sehr unklar und unbestimmt; aber nachdem einmal ein falscher Grundsatz festgestellt war, konnte in eine solche unbestimmte Vorstellung desto mehr hineingelegt und desto mehr daraus entwickelt werden. Nämlich, die Herrschaft der römischen Bischöfe hat sich schon frühzeitig in diese Vorstellung eingemischt und ihr vermittels einer groben Lüge eine festere und bestimmtere Gestalt zu geben gesucht. Sie erfanden nämlich das Märchen, daß der Apostel Petrus ihre Kirche gegründet habe und Bischof derselben gewesen sei, und behaupteten nun, daß das, was man von Petrus als dem Repräsentanten der kirchlichen Einheit sagte, auf sie als seine Nachfolger übergegangen sei, und daß ihnen daher als Nachfolgern des Apostels Petrus eine besondere, entscheidende Auctorität bei kirchlichen Streitigkeiten zukomme, und daß ihre Kirche vor allen übrigen apostolischen Kirchen als Quelle der apostolischen Ueberlieferung gelten müsse.

Dann fährt er nach dargelegter Unwahrheit jener Behauptungen fort: „Allein weder Petrus hat die römische Kirche gegründet, noch war er Bischof derselben; ja, Petrus hat nie Rom gesehen."

Der zweite Band führt uns „Die Päpste im 12. und

13. Jahrhundert oder das Reich des Antichrists in seiner höchsten Blüte" vor; ferner: „Die Antichristen des 14. und 15. bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts", sowie „Die babylonische Gefangenschaft, das große Schisma in der Kirche und die großen Concilien". Alles in demselben einfachen, aber eindringlichen Lapidarstil verfaßt wie das Frühere.

Da heißt es unter anderm:

Bisher hatten die Heiligen Väter das Recht der Eidbrüchigkeit nur für sich angesprochen; jetzt wurde angefangen es auch andern mitzutheilen. Clemens VI. erlaubte dem König von Frankreich und dessen Gemahlin und allen ihren Nachfolgern in einem eigenen Schreiben einen Beichtvater, den sie selbst wählen könnten, und der sie von allen Gelübden und von allen Eidschwüren, wenn sie es nicht bequem finden könnten, ihre Zusage zu halten, dispensiren dürfe" [Bullar. Rom. T. IX. p. 168].... Das Recht oder vielmehr den Frevel, von geleisteten Eiden zu entbinden, haben die Statthalter Christi, zur Verewigung ihrer eigenen Schande, ohne alle Scheu im kanonischen Rechte ausgesprochen [Cap. 34. X. de elect.].... Kein muselmanischer Khalife hat sich, wie die christlichen Oberpriester, durch die Lehre beschmutzt, daß er eidliche Verpflichtungen aufzuheben vermöge.

Der dritte Band des Antiromanus schildert uns „Die Antichristen des 16. Jahrhunderts", „Das päpstliche Lug- und Trugsystem" schließt sich daran, wie es in seinem tiefsten Grund „erschüttert" wird. Hierauf folgt: „Das Concilium von Trient", es folgen die „Antichrichristen des 17., des 18., des 19. Jahrhunderts", „Schlußwort" und „Nachtrag des Herausgebers".

Von Pius VII. heißt es im dritten Bande unter anderm:

Nach dem Sturze Napoleon's konnte der Papst wieder seinen Belialsthron besteigen. Aus purer Großmuth hatten die vereinigten Mächte, worunter nur eine katholische war, den gedemüthigten Oberpriester wieder in den Besitz des Kirchenstaats gesetzt, und doch wollte er sich nicht einmal die Abtretung eines kleinen Landstrichs nördlich am Po gefallen lassen, doch forderte er sogar Avignon und Venaissin zurück. Selbst den alten Tribut von Neapel und Parma begehrte der Schamlose wieder und die Erneuerung der drei geistlichen Kurfürstenthümer in Deutschland! So benahm sich der aus dem Stande der Erniedrigung wieder Emporgehobene gegen seine Erretter. Selbst das unvernünftige Thier gibt seine Dankbarkeit für genossene Wohlthaten seinem Herrn zu erkennen, nur nicht der angebliche Statthalter Gottes. Eine seiner ersten Unternehmungen war die Wiederherstellung der Jesuiten. Schon allein in dieser Beziehung hatte der sterbende Antichrist recht, dem Geistlichen, der ihn Ew. Heiligkeit anredete, weinend zu sagen: „Wie? Heiligkeit? Ich bin ein armer Sünder."

Wem durch dieses Geschichtswerk von Antiromanus nicht der Staar des Seelenauges über das verbrecherische Treiben so vieler Päpste endlich gestochen wird, der muß sich durch die Drehereien, die Hinterlist, die schlauen Ausweichungen, die liederlichste Casuistik haben blenden lassen, und dem ist dann weiter nicht beizukommen. Wir hoffen aber, daß es mit vielen, die bethört und mystificirt sind, nicht bis zu jenem Aeußersten wird vorgerückt sein, und daß die Operation, welche der Verfasser obigen Buchs mit ihnen vornimmt, sie wieder dem Lichte des Tags und der Vernunft zuführen wird. Und so möge das Werk viele gewissenhafte Leser finden!

Eine vortreffliche Zugabe zur geschichtlichen Darstellung des Papstthums ist der „Nachtrag des Herausgebers", welcher den historischen Faden des Antiromanus bis in die neueste Zeit, sozusagen bis auf den heutigen Tag fortleitet. Da ist nichts von großen, von wesentlichen Vorgängen in der gegenwärtigen, in dieser Weise noch nie dagewesenen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche, in welcher jede Stunde Außerordentliches, Unerhörtes bringen kann, ausgelassen, übersehen; auch glänzen die hochverdienten Männer, die Helden, die Märtyrer dieses Anlaufs und Sturms gegen den unechten, künstlich, wie eine falsche auf dem Wege des Betrugs eingeschmuggelte Reliquie, über Nacht aufgemauerten Petrusfelsen, nach Würden hervor, und ihre Schar wird wachsen mit jedem Augenblicke. Voran mit freudigem Muth zieht dieser heiligen Legion der Verfasser erwähnter Zugabe. Seine Gedanken und Worte leuchten wie flammende Schwerter. So sagt er:

Nur die päpstliche und jesuitische Sophistik, die mit unerhörter, unsinnigster Anmaßung die Lehrentscheidungen der Päpste, sogar trotz ihres Widerspruchs unter sich, den Urtheilen Gottes gleichstellt, kann sich so weit versteigen, Katholicismus und Papismus zu vereinerleien und daraus erweisen zu wollen, daß das Deutsche Reich, der Kaiser von Deutschland und sein Reichskanzler, Fürst Bismarck, Kampf und Verfolgung gegen die katholische Kirche eröffnet hätten, während sie nichts gethan haben und thun, als zur Sicherung des Deutschen Reichs die exorbitanten Ausschreitungen des Papstes, der Papisten und Jesuiten nach Möglichkeit unschädlich zu machen.

Und ganz in verwandtem Sinne der Entschiedenheit heißt es bei demselben Franz Hoffmann zum Schlusse:

In der That muß man behaupten, daß die Pflicht der Regierungen, dem päpstlichen Absolutismus zu widerstehen und ihn zu überwinden, um so größer ist, je größer ihre Versäumnisse in dieser Beziehung waren. Die Entschuldigung des Mangels der rechten und vollen Erkenntniß kann wenigstens seit dem vaticanischen Concil nicht weiter gelten, nachdem sich die Grundverderblichkeit des päpstlichen Absolutismus nur den geistig Blinden nicht evident offenbar gemacht hat.

So weit einer der rüstigsten, gewandtesten Vorkämpfer, Franz Hoffmann.

Ja, man wird sich in Rom überzeugen, daß der alte tapfere germanische Geist noch lebt, und daß auch im Kirchenkriege der Gegenwart, in welchem es sich um eine Kirche handelt, die ihrer Idee entspricht, aber doch nie der Vernunft widerspricht, Germanien über Rom noch glorreicher siegen wird, als im Teutoburgerwalde!

Alexander Jung.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Zeitschrift des historischen Vereins für das würtembergische Franken“ bringt einen interessanten Aufsatz des Herausgebers, Stadtpfarrers Hartmann, über den Abt Knittel von Schönthal, von dem man früher die „Knittelverse“ herzuleiten pflegte. Allerdings hat dieser Abt, der von 1683—1732 regierte, an allen Thüren, Wänden, Bildnissen und Säulen des Cisterzienserklosters Schönthal lateinische Hexameter und Distichen in der Form von Chronogrammen, deren Zahlbuchstaben auf seinen Namen deuten, angebracht. Auch soll er nach einer allerdings unverbürgten Angabe von Karl VI. zum Dichter gekrönt worden sein. Auch ein greiser Conventual der katholischen Abtei bestätigt, im seiner Jugend oft im Kloster gehört zu haben, daß Benedict Knittel durch seine Fertigkeit in zweizeiligen Reimen und die Unbesorgtheit, ob sie allen ästhetischen Forderungen gerade Genüge leisten oder nicht, Veranlassung gegeben habe, daß man von jener Zeit an alle holperigen und halbgereimten Verse dieser Art nach seinem Namen Verse von Knittel oder Knittelverse nenne. In seltenen Druckschriften und einer Handschrift, welche dem Verfasser der Abhandlung zugänglich war, finden sich derartige Knittel'sche Gedichte; ein versificirtes Gespräch zwischen Bacchus und einer Nymphe, in lateinischer und deutscher Sprache, gewährt eine Vergleichung der deutschen und lateinischen Verskunst des Klosterpoeten und Proben seiner allen Anforderungen entsprechenden Knittelverse. Gleichwol ist es falsch, wie Schönhuth in seiner „Chronik des Klosters Schönthal“ und schon früher, 1814, Gräter in seiner absonderlichen Zeitschrift „Hermode“, den Namen Knittelverse von diesem Abt herzuleiten; denn das Wort kommt schon in „Luther's Tischreden“ vor: „Vor zeiten hatte man diese Knittelverschen, die waren gut und hießen: Cum fex cum fimus, cum res turpissima simus, cur superbimus? Nescimus, quando perimus.“ Ebenso erwähnt Fischart in seiner „Geschichtsklitterung“ „Klippelverse für die Jugend“. Doch woher stammt der Name? Das Grimm'sche Wörterbuch sagt: „Der Grund des Namens ist nicht ganz sicher; man dachte später an ungehobelte, derbe Verskunst; immer wird an einem Knittel, Knüppel, Klippel gedacht sein; aber wie und warum?“ Hartmann meint — eine Ansicht, die auch Weigand's Wörterbuch vertritt —, daß weniger der Gedanke an das Knotige, Holperige, worauf allerdings das englische hobbling rhythmes führen könnte, als an die ursprüngliche Bestimmung dieser Prügelverse nahe liege: eingeprügelte, eingepaukte Schulverse, wie denn Grimm aus einem ältern Wörterbuch von 1702 übereinstimmend mit der Stelle aus Fischart anführt: „der alte Knittelhardus oder Schulvers“.

— Auf unserm „Büchertisch“ befinden sich folgende Schriften: „Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860—70“ von Hermann Michael Richter; James Bryce: „Das heilige Römische Reich“, übersetzt von Arthur Winckler; Varnhagen von Ense: „Ausgewählte Schriften“, zwölfter Band, welcher den sechsten Theil der „Biographischen Denkmäler“ bildet; der erste Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“, John Tyndall: „Das Wasser“; Johann Kayser: „Physik des Meers“; Ferdinand Loise: „Histoire de la poésie: L'Allemagne dans sa littérature nationale“; James Payn: „Gewonnen, nicht umworben“, nach dem Englischen von Elise Mirus; Karl Heigel: „Die Dame ohne Herz“; Balduin Möllhausen: „Westliche Fährten“.

Ausländische Literatur.

Es wird unsern Lesern interessant sein, das Gedicht hier mitgetheilt zu sehen, welches die Vorlage für Freiligrath's „Löwenritt“ gewesen ist. Es ist dies ein Gedicht des in der Capstadt lebenden englischen Dichters Thomas Pringle, dessen „Poetical works“ in London 1837 erschienen sind, und lautet:

The Lion and Giraffe.

Wouldst thou view the Lion's den?
Search afar from haunts of men,
Where the reed-encircled rill
Oozes from the rocky hill,
By its verdure far descried
'Mid the desert brown and wide.

Close beside the sedgy brim
Couchant lurks the Lion grim;
Watching till the close of day
Brings the death-devoted prey.
Heedless, at the ambushed brink
The tall Giraffe stoops down to drink:
Upon him straight the savage springs
With cruel joy. The desert rings
With clanging sound of desperate strife —
The prey is strong and he strives for life,
Plunging oft with frantic bound
To shake the tyrant to the ground.

He shrieks — he rushes through the waste,
With glaring eye and headlong haste:
In vain! — the spoiler on his prize
Rides proudly — tearing as he flies.

For life — the victim's utmost speed
Is mustered in this hour of need:
For life — for life — his giant might
He strains, and pours his soul in flight:
And, mad with terror, thirst and pain,
Spurns with wild hoof the thundering plain.

'Tis vain; the thirsty sands are drinking
His streaming blood, — his strength is sinking;
The victor's fangs are in his veins,
His flanks are streaked with sanguine stains
His panting breast in foam and gore
Is bathed, — he reels, — his race is o'er:
He falls — and with convulsive throe
Resigns his throat to the ravening foe!
And lo! ere quivering life has fled
The vultures, wheeling overhead,
Swoop down, to watch in gaunt array
Till the gorged tyrant quits his prey.

Vgl. auch ebendaselbst: „Afar in the Desert“, z. B.:

Afar in the Desert I love to ride
With the silent bush-boy alone by my side:
Away — away from the dwellings of men,
By the wild deer's haunt, by the buffalo's glen,
By valleys remote where the oribi plays,
Where the gnu, the gazelle, and the hartebeest graze,
And the kudu and eland unhunted recline
By the skirts of grey forests o'erhung with wild vine;
Where the elephant browses at peace in his wood,
And the river-horse gambols unscared in the flood,
And the mighty rhinoceros wallows at will
In the fen where the wild-ass is drinking his fill etc.

Obgleich Freiligrath die Anregung, gleichsam die dramatische Handlung seines Gedichts denjenigen von Thomas Pringle entnommen und selbst einzelne Verse ihm nachgebildet hat, so wird die Bedeutung seines Gedichts als einer eigenartigen dichterischen Schöpfung von künstlerischer Abgeschlossenheit durch die Kenntniß der von ihm benutzten Vorlage nicht gefährdet.

— Théodore de Banville hat „Camées Parisiens“ herausgegeben, welche die feine Satire seiner „Odes funambulesques“ athmen, in zierlicher, eleganter, oft poetisch duftiger Fassung. Das Werkchen ist eine Sammlung von Porträts der Berühmtheiten des Tages. Jules Favres erscheint hier neben der Ballettänzerin Mariquita, Henri Rochefort neben Christine Nilsson, Marschall Bazaine neben Frédéric Lemaître. Eine Art Nänie singt Banville der französischen Poesie, die er eine „Pariserin“ nennt, indem er sich auf den Witz des göttlichen Musset und merkwürdigerweise auch auf die „grausame Ironie des großen Heine“ beruft. Diese von unsern Deutsch-

franzosen so verherrlichte pariser Muse der Gegenwart „ist gewesen“, ruft Banville aus, „und wird sein, denn sie wird sich stets von neuem erheben, immer schöner und ruhmvoller. Doch jetzt hat ihr großes Herz aufgehört zu schlagen. Ich habe die todte Heldin betrachtet. Ihre Augenbrauen waren mit Koth beschmuzt und ihr Haar hing hinter ihr herunter.“ In dieser Gestalt wird die pariser Muse auf unsere deutschen Bühnen geschleppt und zur Bewunderung ausgestellt!

— Die „Femme de Claude“ von dem jüngern Alexandre Dumas ist nun auch im Druck erschienen (Paris, Levy), und mit einer Vorrede ausgerüstet, die länger ist als das Stück selbst. Dumas scheint auch der Ansicht zu sein, daß eine gute Vorrede eine böse Nachrede erspare.

— Ein merkwürdiges Gedicht mit einem sonderbaren Titel hat Robert Browning erscheinen lassen: „Red cotton night-cap country, or turf and towers.“ Ein französischer Erbschaftsproceß, dessen Held der Sohn eines pariser Juweliers, Mellevis, war, gab dem Dichter den Stoff, dessen Grundlage trotz aller poetischen Einkleidung immer durchsichtig bleibt. Mellevis liebte eine leichtsinnige Frau, Madame Debacker, und lebte mit ihr auf seinem Schloß in der Normandie glücklich und zufrieden, bis der Tod seiner Mutter in seinem nervös aufgeregten Wesen eine wunderbare Wandlung hervorrief. Er erklärte der Madame Debacker, daß sein Verhältniß mit ihr jetzt zu Ende sei, verbrannte seine Briefwechsel mit ihr und gleichzeitig seine beiden Hände. Madame Debacker gewann durch die treue Pflege des Kranken ihren Einfluß wieder, doch Mellevis, von religiösen Phantasien heimgesucht, stürzte sich vom Schloßthurm zu Tailleville herab, indem er ausrief: er fliege in den unendlichen Raum, sich mit den himmlischen Heerscharen zu vereinigen, die er vor sich sehe. Der Proceß der Familie des Verstorbenen gegen Madame Debacker, der er den größten Theil seines Vermögens vermacht hatte, drehte sich um seine geistige Zurechnungsfähigkeit; der oft humoristische Ton des Gedichts von Browning will zu diesem, immerhin bizarr-tragischen Stoff nicht passen.

— In Spanien ist bei allen innern Wirren das Interesse für deutsche Wissenschaft, Literatur und deutsche Zustände überhaupt im Zunehmen. Ein Beweis dafür ist wol, daß die siebzehnte Nummer dieses Jahrgangs der „Illustracion Española“ drei größere Aufsätze enthält, welche sich mit deutschen Persönlichkeiten und Sittenbildern beschäftigen; zunächst eine sehr ausführliche Biographie von Liebig, von einem seiner Schüler, die noch durch mehrere Nummern gehen wird, dann eine Biographie von Fastenrath, zugleich mit den Porträts beider Männer, und zuletzt „Reisebilder“ eines Caballero Español, der die wiener Ausstellung besucht. In der Biographie Fastenrath's werden mehrere Stellen aus spanischen Blättern angeführt, welche ein begeistertes Lob des „gran poeta“ enthalten. „Man muß näher mit ihm verkehrt haben“, heißt es dort, „um den Schatz von Talent, Gefühl, Adel, Bildung und glühender Phantasie zu würdigen, welche ihn charakterisiren. Alles Schöne, alles Große erregt seinen Enthusiasmus. Preuße von Geburt, ist er doch Spanier durch seine innige Liebe zu den Künsten, Wissenschaften und Helden unsers Vaterlandes. Fünf Bände seiner Dichtungen sind die Frucht seiner Liebe zu Spanien gewesen.“ Auch die „Revista de España“ hebt hervor, daß Fastenrath die ganze spanische Geschichte von der Ankunft des Hercules, dem Tode des Gerion und der Gründung der berühmten Säulen bis zum Kriege mit Marokko in Romanzen verherrlicht hat. Fastenrath faßt indeß seine internationale Mission nicht einseitig auf; er macht auch die Spanier mit den Herrlichkeiten Deutschlands bekannt und veröffentlicht in der „Revista de España“ ein geschichtliches, kunst- und literargeschichtliches Werk: „La Walhalla y las glorias de Alemania.“ Schon im vorigen Jahre hat er in Madrid, bei Rivadeneyra, ein Werkchen erscheinen lassen: „Pasionarias de un aleman español“, welches von dem oberammergauer Passionsspiel handelt. Die spanische Kritik rühmt die volle Beherrschung der spanischen Sprache in dieser Schrift eines Deutschen, und nennt namentlich die sehr schönen, dem Angedenken seines Vaters gewidmeten Einleitungsstrophen „würdig der Feder eines Luis de Leon, würdig zu dem Classischsten gezählt zu werden, was in spanischer Sprache geschrieben worden ist“.

Theater und Musik.

Durch seine Beeiferung, den Abhub der französischen Theater in Deutschland schleunigst auf die Bühne zu bringen, hat das wiener Stadttheater nach mehrern Halberfolgen auf diesem Gebiet es jetzt auch zu einem Fiasco gebracht. Ein neues, in Eile zurechtgemachtes pariser Drama: „Mann von hundert Jahren“ von A. Ennery und E. Bouvier, erlebte hier einen entschiedenen Miserfolg.

— Wie Gisbert von Vincke neuerdings versucht hat, Shakspeare's „Maß für Maß“ der deutschen Bühne anzueignen, so haben auch die französischen Dramatiker jetzt ihr Augenmerk auf dies Stück gerichtet, das einige pikante, in Frankreich stets willkommene geschlechtliche Verwickelungen bietet. Im Théâtre Français zu Rouen ist eine Bearbeitung von „Measure for measure“ unter dem Titel: „Sœur Isabelle“ zur Aufführung gekommen.

— Im Globe-Theater in London kam ein neues Sensationsstück Henry Byron's, dieses vielschreibenden Bühnenautors zur Aufführung, unter dem Titel: „Fine feathers“. Das „Athenaeum“ rühmt dem Stücke, welches theils in aristokratischen Kreisen, theils in denen des Circus spielt, Humor nach und schlagenden Witz. Doch ist die Fabel höchst unwahrscheinlich und beruht auf den verbrauchtesten Romanmotiven.

Bibliographie.

Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. Deutsch von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

Bastian, A., Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. 2ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bartsch, G., Ueber den naturwissenschaftlichen Unterricht. Tilsit, Loesch. 8. 7½ Ngr.

Berge, Elisabeth v., Christina von Schweden. Trauerspiel. Breslau, Gosohorsky. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biblia Sacra Latina Veteris Testamenti Hieronymo interprete ex antiquissima auctoritate in stichos descripta. Vulgatam lectionem ex editione Clementina principe anni MDXCII et Romana ultima anni MDCCCLXI repetitam testimonium comitatur codicis Amiatini Latinorum omnium antiquissimi. Editionem instituit suasore Christ. Carolo Iosia de Bunsen Theodorus Heyse ad finem perduxit Constantinus de Tischendorf. Cum tabula. Lipsiae, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Debenroth, E. H. v., Die Gouvernante. Erzählung. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Dincklage, E. v., Kinder des Südens. Novellen. 2 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Glinka, D. v., Die menschliche Gesellschaft in ihren Beziehungen zu Freiheit und Recht. Nach der vierten Auflage aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Goltz, Freih. T. v. der, Die sociale Bedeutung des Gesindewesens. Zwei Vorträge. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Grosse, J., Natürliche Magie. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hobbe's, T., Abhandlung Ueber den Bürger. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit sachlichen und kritischen Erläuterungen versehen von Julius Hermann von Kirchmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lüttke, M., Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und des Islam. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Söltl, J. M., Heldensagen. (Das Nibelungen-Lied. — Rostem und Surab. — Gudrun.) Für Jung und Alt bearbeitet insbesondere den deutschen Jungfrauen und Frauen gewidmet. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr.

Stängel, E., Feierstunden. Gedichte. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr.

Stegmann, R., Vendetta. Tragödie. Leipzig, Mutze. 8. 1 Thlr.

Veith, J. E., Stechpalmen. Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte. 2ter Bd. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Venetianer, M., Ueber Wesen und Wahl dramatischer Stoffe. Kritische Randglosse zu „David und Bathseba“ bei Alfrd. Meißner und E. v. Hartmann. Berlin, W. Müller. 4. 10 Ngr.

Waldstedt, G., Eduard Lasker. Biographische Skizze. Berlin, Prager. 8. 3 Ngr.

Waltl, Der Führer zum Wohlstande. Ellwangen, Schwäbische Buchhandlung. 8. 12 Ngr.

Werner, L., Die geschichtliche Person Jesu Christi, nach den modernen Darstellungen und nach den urkundlichen Quellen. Zwei Vorträge. Frankfurt a. M., Zimmer. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold.

3 Bände. 8. Geh. 9 Thlr. Geb. 10⅔ Thlr.

Bunsen's biographische Memoiren gelten mit Recht für eins der wichtigsten Quellenwerke zur Geschichte der politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands im zweiten Viertel unsers Jahrhunderts. Sehr lebendig und mit allen Einzelheiten tritt unter anderm der langjährige intime Verkehr darin hervor, der zwischen Bunsen und Friedrich Wilhelm IV. bestand, und insofern ist das Werk unentbehrlich für die Leser des neuesten, vielbesprochenen Buchs von Leopold von Ranke: „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Dritter Band: Lorelei. Rheinisches Sagenbuch.

Vierte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der „Lorelei", erscheint einer Sammlung von Rheinsagen in Balladenform, zeigt sich der Dichter auf das engste mit der Natur, dem Leben und der Geschichte seiner heimatlichen Gegenden verwachsen, sowie auch namentlich die sonnige Heiterkeit des Rheinlandes und seiner Bewohner darin zu mannichfachem entsprechenden Ausdruck gelangt.

Der erste und zweite Band dieser Sammlung von Wolfgang Müller's Dichtungen enthält:

Mein Herz ist am Rheine. Liederbuch. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Rheinfahrt. Ein Gedicht in neun Gesängen. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Zum Jubiläum Ludwig Tieck's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ludwig Tieck. Kritische Schriften. Zum ersten male gesammelt. Vier Bände. 8. Geh. 6 Thlr. (Der 3. und 4. Band enthalten die „Dramaturgischen Blätter.")

Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese. Herausgegeben von Rudolf Köpke. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr. (I. Dramaturgisches, II. Lyrisches, III. Novellistisches, IV. Kritisches.)

Köpke, Rudolf. Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aegyptens neue Zeit.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und des Islam.

Von

Moritz Lüttke.

Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

In diesem Werke gibt der Verfasser, der eine lange Reihe von Jahren und bis vor kurzem Geistlicher der evangelischen Gemeinde zu Alexandrien war, ein lebendiges Bild von dem gesammten Culturleben Aegyptens. Der erste Band behandelt: das Volk Aegyptens, das Volksleben, die Dynastie; der zweite Band: Staatswesen und Landesverwaltung, die Europäer in Aegypten, Islam und Christenthum. Bei dem hervorragenden Interesse, das den heutigen Zuständen Aegyptens gewidmet ist, werden des Verfassers vielseitige, aus eigener Beobachtung geschöpfte Schilderungen und Charakteristiken allgemeiner Theilnahme begegnen. Der Kronprinz des Deutschen Reichs hat die Widmung des Werks angenommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erster englischer Unterricht.

Praktische Anleitung zur schnellen Erlernung der englischen Sprache.

Von B. Lütgen.

8. Geh. 10 Ngr.

Vorliegendes Werkchen verfolgt besonders den Zweck, dem Schüler binnen kurzer Zeit eine Fertigkeit im Sprechen des Englischen beizubringen, und eignet sich sowol zum Unterricht im älterlichen Hause als auch zum Schulgebrauch und für Erwachsene.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die menschliche Gesellschaft

in ihren Beziehungen zu Freiheit und Recht.

Von

Demetrius von Glinka,

Kaiserlich russischer Gesandter in Lissabon.

Nach der vierten Auflage aus dem Französischen übersetzt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nachdem von dem französisch geschriebenen Original dieses Werks bereits vier Auflagen erschienen sind, legt der Verfasser dasselbe hiermit in deutscher Uebersetzung vor. Die socialen Verhältnisse, wie sie sich in der Vergangenheit und Gegenwart thatsächlich gebildet haben, werden darin von einem eigenthümlichen wissenschaftlichen Standpunkte aus zu erklären versucht; das Werk liefert somit einen neuen Beitrag zur Beleuchtung jener gesellschaftlichen Probleme, von denen unsere Zeit aufs tiefste bewegt wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 5. Juni 1873.

Reisen in Amerika.

1. Reisen und Abenteuer im Apachenlande. Von J. Roß Browne. Aus dem Englischen in deutscher Bearbeitung von H. Hertz. Mit 155 Illustrationen in Holzschnitt. Jena, Costenoble. 1871. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Californien, Nevada und Mexico. Wanderungen eines Polytechnikers. Von Hemmann Hoffmann. Basel, Schweighauser. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Reisen in Centralamerika. Von Arthur Morelet. In deutscher Bearbeitung von H. Hertz. Mit eingedruckten Holzschnitten, sieben Illustrationen in Tondruck und einer Karte. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.
4. Aus der Bai von Paranaguá. Von Julius Platzmann. Leipzig, Teubner. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Reisen in Amerika und der südamerikanische Krieg. Von Max von Versen. Mit einer Uebersichtskarte und den erforderlichen Specialkarten. Breslau, Mälzer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wem es in der Alten und in den dichtbesiedelten Räumen der Neuen Welt zu prosaisch geworden und wen es nach Abenteuern und Blutvergießen gelüstet, dem ist kein Erdenwinkel besser zu empfehlen als die Grenzgebiete zwischen der nordamerikanischen Union und Mexico, vor allem die edeln Gebiete Arizona und Sonora, wo alle Berge von kostbaren Metallen starren, Wald und Wasser aber zu den seltenen Dingen zählen. Das Land gehört den blutgierigen Apachen (Apatschen), die seit dem Verfall der spanischen Herrschaft Städte, Missionen und Klöster in kahle Brandstätten verwandelt haben. Eile thut indessen noth. Denn auch dort geht die Romantik auf die Neige, da in neuester Zeit die amerikanischen Garnisonen mit den rothen Räubern aufzuräumen beginnen. Seit Arizona zu den Vereinigten Staaten geschlagen worden war, hatte daselbst eine Anzahl Bergwerksgesellschaften Gruben eröffnet, die reiche Gewinne abwarfen. Alle diese Unternehmungen geriethen aber in die höchste Bedrängniß, als die Besatzungen während des Secessionskriegs nach dem Kriegsschauplatze im Osten abzogen und die Bergleute schutzlos den Apachen preisgaben. Gerade in jener Zeit, nämlich 1863, durchzog J. Roß Browne (Nr. 1) jenes Gebiet, von San-Francisco über Los Angeles und Fort Yuma den Gila aufwärts wandernd, und dann gegen Süden Tucson, Tubac, Santa-Cruz, Magdalena, Santa-Rita und die Heintzelmanngrube besuchend. Aus dem Munde der Eingeborenen sammelte er die verschiedenen Schaudergeschichten jener Zeit, eine haarsträubender als die andere. Nun regt sich wol billig die Frage, ob denn alles, was er berichtet, die reine Wahrheit enthalte. Für die Glaubwürdigkeit können wir uns in den meisten Fällen verbürgen. Um dieselbe Zeit nämlich hielt sich in Santa-Rita und bei den Heintzelmannwerken der berühmte Reisende und Geolog Professor Pumpelly auf, und was er mittheilt, stimmt oft wörtlich überein mit dem, was Browne erzählt. Dies gilt namentlich von dem Abenteuer Bill Rhodes', eines Landwirths in der Nähe von Tubac, welches letztere, beiläufig bemerkt, 1863 bereits in Schutt und Asche lag. Die Geschichte selbst kann als Muster und Beispiel der übrigen Erzählungen dienen:

Alles war dem Verwegenen (Bill Rhodes) bisher geglückt; doch als er eines Abends nach seinem Hause zurückkehrte, fand er seine Gefährten alle hingeschlachtet, und sich selbst sah er von einer Bande Apachen umzingelt. Es gelang ihm zwar, ihre Linie zu durchbrechen, doch sein Pferd war zu erschöpft, als daß er hoffen durfte zu entrinnen. Gerade als die verfolgenden Indianer ihm auf der Ferse waren, warf er sich in ein Weidengebüsch, wo er sie erwartete. Einen Kreis um ihn schlossen die blutdürstenden, wüthig schreienden Teufel, die mindestens dreißig Mann zählten. Er war aber zu keck und zu entschlossen, als daß diese höllischen Demonstrationen ihn hätten einschüchtern können. Drei Stunden lang hielt er sie mit seinem Revolver in Schach, obgleich sie fast beständig Salven von Flintenschüssen und Pfeilen in das Dickicht schossen. Endlich traf ihn eine Kugel in den linken Arm und zwar in der Nähe des Ellbogens, sodaß der Blutverlust ihn fast kampfunfähig machte. Er vergrub den verwundeten Arm in den Sand und führte den Kampf fort, bis die Indianer, voller Erbitterung über seinen hartnäckigen Widerstand, einen Gesammtangriff unternahmen, um ihm den Rest zu geben. Nur zwei Schüsse waren ihm noch geblieben — mit dem einen st cte er den

ersten Indianer nieder, der ihm nahte, worauf die übrigen auseinanderstoben und sich fern hielten. Da riefen sie ihm auf spanisch zu — seinen Namen rufend — „er wäre ein tapferer Mann und möge nur herauskommen, sie würden seines Lebens schonen!" — „Nein", rief er, „hole euch der T....., der letzte von euch soll fallen, ehe ihr mich gefangen nehmt." Er hatte solche Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben, daß sie zu Rathe gingen und am Ende fanden, daß er recht hatte! Sie zogen von dannen, und er war es, der Herr des Schlachtfeldes blieb.

In Santa-Cruz lernte Browne Doña Inez kennen, eine Dame, die durch Bartlett's Reisen berühmt geworden ist. Sie war mit ihrer Familie vor zwölf Jahren in der Cocosperaschlucht überfallen und von den Apachen in die Gefangenschaft geschleppt worden, aus der sie erst auf Bartlett's Drohungen entlassen wurde. Von Browne erfahren wir nun', wie es ihr weiter ergangen ist:

Sie wußte, daß Herr Bartlett die Geschichte ihrer Abenteuer veröffentlicht hatte, bisher war ihr aber sein Buch nicht zu Gesicht gekommen.* Ueber ihren Befreier sprach sie sich in der freundlichsten und dankbarsten Weise aus, doch über die Art und Weise, wie sie von den Apachen behandelt worden, war sie etwas zurückhaltend — ihr Gemahl dagegen war weit mittheilsamer. Doña Inez ist heute gegen siebenundzwanzig Jahre alt, obwol sie älter aussieht. Ihr Gesicht hat keine Fülle mehr, und ihre scharfen und sorgenvollen Züge verrathen, daß sie sich keiner guten Gesundheit erfreut. Möglich, daß sie in jüngern Jahren schön gewesen.

Der zweite Theil des Buchs führt uns von Californien nach dem silberreichen Nevada und nach der damals noch jugendlichen Virginiastadt. Wir wollen jedoch den Verfasser nicht weiter begleiten, weil auch Hemmann Hoffmann uns dorthin führen wird, können uns aber nicht versagen, zum Schluß eine drollige Gewerbsanzeige aus Virginia mitzutheilen, zumal die Einwohner dieser Silberstadt durch ihr Annoncirungsfieber selbst unter Amerikanern sich auszeichnen:

So kündigt der Besitzer eines kleinen Breterhauses mit Buchstaben an, die vor Staunen dich nicht zu dir kommen lassen: „Schaut auf! Für 50 Cents könnt ihr einen guten, aufrichtigen Bissen bekommen: Im Salon der heulenden Wildniß." Unter dem aufrichtigen Bissen ist ein kräftiges Essen von Schweinefleisch und Bohnen, Zwiebeln, Kohl und sonstigen Lebensmitteln zu verstehen, die den Magen eines Minenarbeiters zu füllen vermögen.

Unser nächster Schriftsteller, Hemmann Hoffmann (Nr. 2), ein Baseler, der in Zürich am Polytechnikum studirte, wurde im December 1863 von einem Vetter aus San-Francisco in Californien dorthin auf einen einträglichen Posten als Chemiker berufen. Jedem Vater eines amerikalüsternen Sohnes rathen wir, Hoffmann's Buch dem jungen Manne in die Hand zu geben, und wenn er nach dieser Lektüre noch immer auf dem Vorsatz besteht, sich die Neue Welt anzusehen, ihn ruhig ziehen zu lassen. Als der Polytechniker in San-Francisco ankam, merkte er bald, daß er von seinem Vetter hintergangen worden war. Diesem war nämlich zur Zeit der Einladung der Reese-River-Schwindel zu Kopf gestiegen gewesen, und er hatte beabsichtigt, als Bergwerksdirector nach Nevada sich zu begeben, seinem Vetter aber sein einträgliches Amt als Essayer in San-Francisco abzutreten. Es gibt nämlich dort große Geschäfte, die sich dem Ankaufe von rohen Goldbarren widmen. Die Barren, wie sie in den Handel kommen, müssen auf ihre Feinheit geprüft werden, und der Chemiker, dem dies obliegt, heißt ein Essayer. Der Vetter aus Basel war, während der Polytechniker nach Californien eilte, bereits von seinem Silberschwindel genesen und dachte seitdem auf seinem einträglichen Platze zu bleiben, den Ankömmling aber dafür nach Nevada zu schicken. So gelangte Hoffmann zuerst an den Reese-River, wo er auf Silber baute, ohne viel zu finden; dann wanderte er fort nach Virginia-City, wo er bei einem schweizer Bierfieder als Brauknecht und Kellner sich verdingte und verhältnißmäßig gut aufgehoben war. Etwas später schwang er sich zum Müller empor in Dayton am Carsonflusse, nur lieferte er kein Mehl, sondern stampfte goldhaltigen Quarz. Endlich nach vier Jahren trat er seinen Rückzug wieder an und zwar über Acapulco quer durch Mexico, unmittelbar nach dem Sturz des letzten dortigen Kaiserreichs. Der Weg nach der Küste oder nach Veracruz, von wo er sich nach der Heimat einschiffte, führte ihn auch durch die Stadt Jalapa. Es scheint dem wackern Polytechniker unbekannt gewesen zu sein, daß noch jeder Reisende Jalapa als den lieblichsten aller Erdenwinkel geschildert hat. Dort, wenn irgendwo, muß das Paradies gesucht werden. Damit stimmt nun auch unser Verfasser überein und beschreibt das oft Beschriebene von neuem, aber in der That so verlockend, daß wir hier diese Schilderung zur Probe abdrucken wollen:

Die Stadt lehnt sich amphitheatralisch an einen Hügel, sodaß die Querstraßen terrassenförmig übereinander zu stehen kommen, mitten in dunkeln Baumgruppen, in Gebüsch und Blumengehängen. Die buntfarbigen Häuser, die flachen Dächer, die reichdecorirten Balcone, die grünumrankten Verandas, verbunden mit der reichen Umgebung eines pittoresken Hügellandes, verleihen dem Orte eine unbeschreibliche Anmuth. Die aufsteigenden Straßen, welche von Terrasse zu Terrasse führen, sind zwar steil, aber sehr reinlich. Auf der obersten Stufe angelangt, erweitert sich das Panorama: die fernen blauen Berge, der ungeheuere Waldteppich, die näherliegenden Hügel, die zum Theil in schroffen Felsstufen abfallen, über welche schäumende Bäche in Hunderten von kleinen Cascaden zwischen Daturas und blühendem Jasmin herabstürzen, und zunächst Jalapa selbst mit seinen blühenden, überhängenden Semiramis-Gärten — alle diese Herrlichkeiten hat man vor sich ausgebreitet zu seinen Füßen. Man spricht und liest von venetianischen Nächten, die jalapischen Nächte sind nicht minder reizend; da fängt das gesellschaftliche Leben erst recht an sich zu entfalten. Die um die Häuser gelegenen Gärten beleben sich mit Gesellschaften, die Verandas sind beleuchtet, von überall her ertönt Gesang, Mandolinenklang, Flöten- und Harfenspiel. Man hört das Geklapper der Castagnetten, das Rauschen der Katschutscha und des Fandango, das heitere Lachen und das Geplauder vieler glücklichen Menschen. Die Frauen von Jalapa gelten für die schönsten und reizendsten Wesen der ganzen Republik. Ihr ausgebildeter Geschmack für Blumen, Musik und gesellschaftliches Leben ist zur Berühmtheit geworden.

Der eigenthümliche Werth des Buchs besteht in einer ganzen Reihe Erzählungen von Lebensschicksalen deutscher oder schweizerischer Auswanderer, an denen sich Europamüde erbauen oder ein Exempel nehmen können. Sonst zeichnet der Verfasser auch Merkwürdigkeiten aus dem amerikanischen Leben auf. Als er nach Sacramento kam, wurde diese Stadt nach dem Vorgange Chicagos um 18 Fuß gehoben, d. h. ein jedes Haus wurde auf einen Kranz von Balken gestellt und, während die Einwohner ruhig ihren Geschäften oblagen, durch Schrauben langsam aufgerichtet, eine neue Grundmauer aber unter den

Balken aufgeführt. Vielleicht ist auch manchen Lesern folgende Mittheilung eines echt amerikanischen Gelderwerbs noch neu:

Die Kirchen sind meist Privatgeschäfte; finden sich genug Leute zur Gründung einer Kirchengemeinde, seien es Protestanten, Presbyterianer, Episkopalen, Deutschkatholiken, irische Katholiken, Lutheraner, Methodisten, Juden u. s. w., so baut ein Privatmann oder eine Gesellschaft die Kirche, besoldet einen Pfarrer, einen Küster, einen Organisten und etliche gute Sänger und Sängerinnen. Bei der Wahl dieser Beamten trachtet man, das Unternehmen concurrenzfähig und so einträglich wie möglich zu machen. Dann nach erfolgten Anpreisungen und Proben werden die Sitze öffentlich zur Miethe versteigert, und je nachdem ein berühmter Redner angestellt ist, zu sehr hohen Preisen losgeschlagen. So wird auch in Religion Geschäft gemacht. An Sonntagen wird in der Regel zwischen 11 und 1 Uhr sogenannter Gottesdienst gehalten, ferner abends von 8—11 Uhr; diese Abendgottesdienste sind die besuchtern, man geht dahin anstatt ins Concert oder ins Theater.

Die Wanderungen des Franzosen Arthur Morelet (Nr. 3) fallen in das Jahr 1847. Aus übertriebener Bescheidenheit hatte nämlich der Verfasser sein Reisewerk als Manuscript erst kürzlich drucken lassen, und wir haben fast gleichzeitig mit dem französischen Original die deutsche Uebersetzung erhalten. Morelet landete bei Campesche in Yucatan und durchzog das Innere dieser Halbinsel, um schließlich auf einem wenig besuchten Wege südwärts bis nach Guatemala vorzudringen. Noch jetzt haben wir aus Morelet's Munde manche geographische Neuigkeit erfahren. So erhalten wir von seinem Besuche der Ruinen Palenques die hübsche Skizze einer Säulengalerie und zugleich eine Schilderung der Gemüthsstimmung des Reisenden bei eingebrochener Dunkelheit in jenen räthselhaften Tempeltrümmern:

In der Atmosphäre, die uns umgab, schwebten fort und fort winzig kleine, beflügelte Lichter: erst funkensprühend, dann wieder verschwindend und einen Lichtstreif hinter sich lassend; zugleich ließen sich unbestimmbare Töne aus allen Theilen des Waldes vernehmen — allerdings keinen so furchtbaren Eindruck machend, wie ich ihn an den Ufern des Usumasinta empfunden, denn die Töne waren milde und lieblich wie Vogelgezwitscher; geheimnißvoll klang es, wie die Laute einer unbekannten Sprache! Es däuchte mir dann, als hätte alles rings um mich Leben gewonnen; es kam mir vor, als hätten die Pflanzen und Bäume — als hätten selbst die alten Mauern Laute vernehmen lassen, denen ich entzückt lauschte, und ich gestehe: oft genug durchsuchte ich das Dunkel, um zu entdecken, welche Geschöpfe denn diese seltsamen, harmonischen Töne laut werden ließen! Mitunter hörte man den Silberklang einer kleinen Glocke, oder klagende Töne aus der Ferne — dann ein Rauschen oder gar Seufzer aus dem Innern der Ruine hervortönen. Auch schien es mir, als flüstere es von allen Seiten, und es dünkte mich, als wenn die ganze Natur die Pracht und die kühlende Frische der Nacht mitempfände! Einmal begegnete ich auf der Treppe des Palastes einem Riesenfrosche, dessen Stimme dem Hundegebell so ähnlich war, daß ich glaubte, unsere Fida hätte einen Gefährten hier gefunden, was sie selbst vermeinte, denn in der ersten Nacht hatte sie die Zurufe des Frosches auf die freundlichste Weise zu erwidern gesucht.

Den Glanzpunkt der Reise bildet aber unbedingt der Besuch des Itzasees, der ziemlich mitten in der Halbinsel selbst gelegen und schwer zugänglich von beinahe allen Richtungen ist. Es darf wol als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Yukateken oder Mayastämme vor der Entdeckung Amerikas eine Gesittungsstufe erreicht hatten, die fast so bedeutsam war wie die der Altmexicaner. Wir wissen ferner, daß auf der Halbinsel das mächtige Reich von Mayapan blühte, bis es 1420 n. Chr. durch innere Unruhen zerstört wurde. Damals nun wendeten sich die gestürzten Itzaes oder Feudalherren des Landes unter Anführung eines Canek oder Oberhauptes in das Innere der Halbinsel, bis sie den obenerwähnten See erreichten, auf dessen größter Insel Tayasal oder Peten-Itza (die Itzainsel) sie eine neue Stadt erbauten. Der See selbst führte damals den Namen Nohuken, was so viel bedeuten soll als: er hat viel Durst. Dort blieben die Ansiedler unbehelligt bis zum Jahre 1662, wo ein spanischer Abenteurer Don Martin de Ursua sie der Provinz Guatemala einverleibte. Lassen wir nun den Verfasser über seine erste Annäherung an diese merkwürdige Oertlichkeit berichten:

Wir schwelgten sozusagen im Blumendufte, und besonders unterschied ich den Duft der Vanille, den die reifen abgefallenen Bohnen, die auf dem Boden vermodern, aushauchen. Die Spanier lieben gerade nicht diesen Geruch, denn sie ziehen den Geruch der Myrtus Pimienta vor, deren Aroma sehr ähnlich dem des Zimmt ist. Erst als die letzten Waldungen hinter uns lagen, fanden wir uns am Ufer eines blauen Sees, dessen Oberfläche spiegelglatt uns entgegenschimmerte, in welchem in einer Entfernung von 500 Yards vom Ufer eine kleine Felseninsel in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne uns entgegenleuchtete. Vom Ufer der Insel aus erhebt sich eine Zahl kleiner Häuser, über welche eine Kirche und ein Hain von Cacaobüschen emporragten. Hier hatten wir nunmehr den See vor uns, dem die Geographen den Namen „Itza" oder „Peten" beigelegt, und die Insel, die wir vor uns sahen, war die Feste der kriegerischen Itzas, die Cortez geschildert. Die kleine Stadt, die an der Stelle der alten indianischen Stadt nunmehr liegt, ist die Stadt Flores, die zugleich die Hauptstadt des Bezirks bildet; das war das Ziel meiner Träume gewesen, und um ihretwillen war ich über das Meer hingezogen, um über die Sümpfe von Campesche weg und durch die Wildniß von Tabasco hinzugelangen.

Der Itzasee hat an der Stelle, wo die Insel Flores liegt, eine Länge von drei Stunden und eine Breite von dreiviertel Stunden, er bildet aber dort ein besonderes kleines Becken, das sich hinter einer nördlich und östlich vorliegenden Landzunge zu einem Wasserspiegel von zwölf Stunden in der Länge und fünfviertel Stunden in der Breite ausdehnt. Sowol östlich wie westlich treten andere, aber kleinere Seen auf, sodaß es sich eigentlich um eine Gruppe stehender Wasser handelt. Die Stadt Flores liegt auf dem Gipfel der gleichnamigen hohen Insel, und ehe wir vom Verfasser Abschied nehmen, wollen wir uns mit ihm noch auf den besten Aussichtspunkt begeben:

Was im ersten Momente meinen Blick fesseln mußte, war die Pracht der Landschaft, die man von der Höhe herab genoß, wo einstens die alten Tempel der Itzas gestanden und nunmehr eine Kirche sich erhebt. Als ich oben stand, war der Himmel wunderklar, die Wasser des Sees spiegelten sich lichtblau, und die Inseln und steilen Seeufer, durch kleine Buchten eingezackt, boten ein frischgrünes Bild, das dem Auge wohlthat. Nicht ist zu übersehen, daß man von diesem Punkte aus nur einen Theil des Sees beschauen kann, da von Osten her ein hohes Vorgebirge sich vorstreckt, das die Aussicht abschneidet.

Versetzen wir uns nun mit Julius Platzmann (Nr. 4) nach Südamerika und zwar an die atlantische Küste ein wenig jenseits vom 25. Breitengrade nach der Bai von Paranaguá, wo wir abends auf dem kleinen Eiland dos Pinheiros landen:

Erst am andern Morgen nach dem Kaffee erfuhr ich, daß wir zwei die einzigen menschlichen Wesen auf dieser Insel seien. „Nous voilà tout seuls sur une île", ohne Kahn, mit einer herrlichen Aussicht, rundum Wasser: im Osten der Atlantische Ocean, dessen Anblick uns blos eine Halbinsel, Superaguhy mit Namen, das Territorium eines Colonisationsversuchs, vorenthält, und im Westen das Kaiserreich Brasilien, zunächst vertreten durch eine größere Nachbarinsel, genannt das Peças. Aber die Insel war schön. Sie ist inmitten einer Bai gelegen, welche von hohen, duftig aufsteigenden Waldgebirgen eingeschlossen ist. Wald, wo man hinsieht, nicht von einem nackten Felsen, nicht von einem unbestandenen Abhange unterbrochen. Einen wunderbaren Frieden verbreitend, spiegelte sich im tiefen Blau des Wassers diese großartige Waldeinsamkeit, spiegelte sich so seit vielen hundert Jahren des Urwaldes tausendjähriges Wachsthum.

Der Verfasser beschäftigt sich hauptsächlich mit botanischer Malerei, läßt uns aber zur Erholung auch allen Arten von Jagden in Wald und Wasser beiwohnen. Während andere Reisende ihren Lesern die Fremdartigkeit neuer Welten fühlbar zu machen suchen, bemerkt unser Blumenmaler im Gegentheil:

Ich wette darauf, daß mir kein Mensch mit bloßen Augen bei zwei Meilen(!) Entfernung einen brasilianischen Wald von einem deutschen Waldbestande, oder bei vier Meilen Entfernung einen europäischen Gebirgszug von einem amerikanischen unterscheidet.

Neu ist unter den Naturbeobachtungen des Verfassers die eines Berg- oder vielmehr eines Waldrutsches während der Regenzeit, obgleich Platzmann wol schwerlich mit dieser Thatsache, wie er meint, den Vorgang der Braunkohlenbildung uns erklären dürfte. Aber man höre:

Die diesjährigen Regengüsse waren so stark, daß der Wald von vielen Bergen heruntergerutscht ist. Verschwunden ganze grüne Waldabhänge! Stellen, die in der Nähe sicherlich Hunderte von Klaftern breit und entsprechend hoch sind, auf denen gestern noch Tausende der kräftigsten Bäume standen, treten heute dem vom Canot getragenen Wanderer als nackte rothe Lehmerde entgegen. Wo sind aber die vielen mächtigen Stämme mit ihren Aesten hin? Verschwunden! Unsichtbar! Am Fuße der entblößten Böschung unter der nachrollenden Erde begraben!

An den tropischen Küsten finden wir fast allenthalben, wo ihnen die Existenzbedingungen gegeben werden, die Leuchter- oder Manglebäume, Rhizophoren im System genannt. Sie haben eine wichtige geographische Verrichtung, weil sie jung angeschwemmtes Gebiet rasch an das Land befestigen. Wie dies geschieht, schildert uns Platzmann sehr anschaulich:

Alte Stämme liegen ganz horizontal und gleichen hochbeinigen Böcken, wie sie Maurer bei Rüstungen brauchen. Die Beine des Bocks würden den Wurzeln entsprechen. Das eine dem Wasser zugewendete Ende des Stammes vegetirt kräftigst und schreitet fort, neue Wurzeln aus Wurzeln, Aesten und Früchten herabschickend. Das andere dem Lande zugewandte Stammende aber ist abgestorben. Ein solcher Baum ist eigentlich blos der sichtbare positive Rest eines wer weiß wie weit hergekommenen verschwundenen Stammbaums.

Hauptnahrung vor der Entdeckung war und ist seit der Entdeckung in dem tropischen Theile Südamerikas geblieben die Maniocwurzel (Iatropha Manihot). Der Saft muß vorsichtig aus der rohen Wurzel gepreßt werden, da er zu den jähesten Pflanzengiften gehört. Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, uns zuerst auf die Folgen dieser Cultur für den Hausstand aufmerksam gemacht zu haben:

Da tritt nun freilich zuweilen der ärgerliche Fall ein, daß, je nach dem Wohlstande des Hausherrn, eine schnobernde Kuh, ein gefräßiges Schwein, welche sich dem gefährlichen Filtrum näherten oder über den leichtsinnig weggeschütteten Ueberresten allzu lange verweilten, plötzlich verenden. Die Möglichkeit einer Vergiftung ist eine so große, daß sich mir Manioc-Anbau und Viehzucht nicht zu vertragen scheint. Die Wirklichkeit spricht für meine Ansicht. Die Manioc essenden Küstendistricte sind in der That vieharm. Die durch ihren Viehreichthum berühmten Hochländer nähren sich von Mais.

Der Verfasser erwarb schließlich noch Grundbesitz und wurde Colonist des brasilianischen Kaiserreichs, allein alle seine unbewegliche Habe ließ er gern im Stiche, als endlich der Tag der Heimreise gekommen war. Das Buch ist in Briefe eines dankbaren Sohnes an einen lieben Vater und eine liebe Mutter abgetheilt und recht lebendig geschrieben, bisweilen wird sogar das erstrebt, was gewöhnlich die guten Freunde einen „blühenden", neidische Kritiker einen „schwülstigen" Stil nennen. Auch möchten wir den „dankbaren Sohn" bei künftigen Publicationen vor allzu halsbrechenden Wortbildungen warnen.

Jetzt zum Schluß noch ein wenig südlicher in dem nämlichen Welttheile. Es gilt, mit Max von Versen (Nr. 5) in den La-Plata einzulaufen und verkleidet sowie unter falschem Namen uns durch die Vorposten der Alliirten, d. h. der Brasilianer und Argentiner durchzuschleichen, um die paraguitische Armee zu gewinnen und dem Untergange des ehrgeizigen Dictators Lopez beizuwohnen, vorher aber noch als kleinen Abstecher den Erdbebenschutt der Stadt Mendoza zu besichtigen und den Uspallatapaß bis zur Cumbre oder bis zu dem Cordillerenjoch, welches Chile von den Steppenländern des La-Plata trennt, zu ersteigen und zwar, was das Ding sehr waghalsig macht, mitten im Winter. Schon der Weg bis ans Gebirge führte über ein schwieriges Gebiet. Infolge des Kriegs nämlich waren die kleinen Garnisonen abgezogen, die sonst das Land gegen die Raubzüge patagonischer Indianerhorden schützen. Damals erschienen Reitergeschwader der letztern von 300—1500 Köpfen wöchentlich einmal, um zu morden, zu sengen und zu plündern. Doch entging ihnen unser preußischer Major, um sein großes Bravourstück auszuführen, nämlich den gefährlichen Ritt ins paraguitische Lager, den er uns selbst schildern soll:

Wieder gelang es mir, unbehelligt durch die erste Linie zu kommen, und setzte ich mich in den Trab, als ich die Wache der zweiten Linie passirte, deren Posten mich anrief und auf meinen einfachen Gruß mir nur mit großen Augen nachstierte. Wahrscheinlich hielt man mich mit dem umgeschnallten Revolver und dunkler Kleidung für einen Beamten. Vor mir lag ein abgeholztes Feld und auf ungefähr 2000 Schritte ein dichter Wald. Von 1500 zu 1500 Schritt standen in der Mitte dieses abgeholzten Streifens ungefähr 40 Fuß hohe Holzobservatorien, an deren Fuße Cavalerie-Feldwachen lagerten, die sonst weiter keinen Posten ausgesetzt hatten. Ich fiel, um keinen Verdacht zu erregen, wieder in den Schritt und nahm die Direction auf die Mitte zwischen zwei solchen sogenannten Mangrullos. Erst als ich angerufen wurde und sah, daß sich die Wachen in den Sattel schwangen, ließ ich mein Pferd laufen. Die Jagd ging los. Mit wildem Geschrei folgten die Gauchos und warfen mit ihren Bolas, doch ohne mich zu treffen. Als ich mich nach den Verfolgern umsah, riß mir der rechte Bügelriemen, dessen Nähte schlecht gewesen sein mußten. Unwillkürlich erhielt das Pferd dadurch eine Parade, und im Nu war der vorderste Gaucho mir so nahe gerückt, daß er seinen Lasso ergriff, um

mich zu lassiren.*) Ich hatte aber bald wieder mein Pferd fest am Zügel und gewann bei dem Rennen Vorsprung, der sich in dem bald erreichten Palmenwalde noch vergrößerte. Die Verfolgung wurde immer schwächer, da die paraguitischen Patrouillen denselben unsicher machten und vor ihnen die Gauchos besondern Respect hatten.

Der Hauptzweck des Buchs ist eine sachgemäße Schilderung des merkwürdigen Kriegs, die aber durch die mancherlei Erlebnisse und Drangsale des Verfassers gewürzt wird. Interessant ist es, was der Major über eine vielgenannte und vielfach beurtheilte Frau, nämlich die Maitresse des Dictators äußert:

Nur eine Dame bewegte sich in diesem allgemeinen Elend stets in ausgesuchter Toilette und umgeben von einem Hofstaate wie eine Landesmutter. Madame Lynch promenirte einige Tage nach meiner Ankunft durch das Hauptquartier, um eine gefangene brasilianische Wöchnerin zu besuchen, die diesen Tag eingebracht worden war. Kapitän Palacios fragte mich, ob ich Madame Lynch vorgestellt zu sein wünschte. Ich lehnte es mit der Bemerkung ab, daß ich noch nicht Sr. Excellenz vorgestellt wäre. Später hörte ich, daß dieser vielleicht unpolitische Schritt mir das Misfallen der Madame, wie sie im Volksmunde hieß, zugezogen. Engländerin von Geburt war sie oder ist sie noch an einen französischen Arzt verheirathet. Lopez lernte sie in Paris kennen und nahm sie mit nach Paraguay. Von ihren gemeinsamen Kindern war der älteste Sohn schon Offizier und Lopez' Adjutant. Sie war bei Lopez in allen Krisen, dabei sehr gescheit und, da Lopez nicht mit ihr brach, von großem — nach den verübten Mordthaten zu schließen — jedoch unheilvollem Einfluß. Einigen Engländern mag sie das Leben gerettet haben, doch theuer genug mußten sie es erkaufen, wie der kürzlich in England gespielte Stuart'sche Proceß bewiesen hat.

Das Buch ist sehr frisch, aber in einem martialischen Stil geschrieben, der bisweilen mit der kaiserlich deutschen Grammatik in Conflict geräth. Für die Geschichte des paraguitischen Kriegs aber und zur Beurtheilung des Dictators Lopez werden die Aufzeichnungen des ebenso standhaften als verwegenen Soldaten eine Quelle von höchstem Werthe bilden.

*) Der Lasso ist ein Lederriemen, der bisweilen am Ende mit Steinkugeln (Bolas) versehen ist und, über dem Kopf geschwungen, als Schlinge ausgeworfen wird.

Schriften über das deutsche Volk und Land.

1. Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke. Von Watterich. (Die Sigambern und die Anfänge der Franken.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß. Culturgeschichtliche Lebens- und Charakterbilder von H. Scheube. Berlin, Berggold. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die 12 Artikel. Von F. L. Baumann. Kempten, Kosel. 1871. Gr. 8. 14 Ngr.
4. Geschichte der Reichsstadt Nürnberg zur Zeit Kaiser Karl's IV. 1347—78. Von G. W. K. Lochner. Berlin, F. Lobeck. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Die Hussitenkriege der Schlesier 1420—35. Von Colmar Grünhagen. Breslau, F. Hirt. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
6. Niedersächsische Geschichten. Von W. Wachsmuth. Berlin, Henschel. Gr. 8. 1 Thlr.
7. Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens. Von G. Weber. Berlin, Henschel. Gr. 8. 20 Ngr.
8. Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. Herausgegeben von J. H. Müller. Neue Folge. Erster Jahrgang. 12 Hefte. Hannover, Meyer. 1872. Gr. 8. 6 Thlr.

Wir haben lange geschwankt, wie wir das deutlich vorhandene innere Verwandtschaftsverhältniß der hier zusammengestellten Schriften zur deutschen Geschichte auf seinen richtigsten Ausdruck bringen sollten. Nicht als ob das an sich so schwer wäre, sondern weil vermöge der vis inertiae, der leidigen Macht der Gewohnheit, der jeder seinen Tribut zu bringen pflegt, auch uns dabei fortwährend eine altgewohnte Phrase oder technischer Ausdruck in die Quere gekommen ist, mit dem die klare wissenschaftliche Erkenntniß ein für allemal sich auseinandersetzen, d. h. ihn in das Gebiet der abgethanen Formeln einer überwundenen Bildungsstufe verweisen sollte, ohne daß sie das bisher gewagt hätte. Wir meinen den Ausdruck „deutsche Stämme und Stammeseigenthümlichkeiten", mit dem wir selbst, ursprünglich wie viele andere bona fide, viel hantiert zu haben uns bewußt sind. Ja wir gestehen, daß es auch dann noch hier und da geschehen ist, nicht blos als uns allmählich die Augen über den ebenso albernen wie gemeinschädlichen Misbrauch aufgingen, der damit mala fide getrieben zu werden pflegt — dazu gehörte nur ein sehr geringes Maß wirklicher selbständiger Einsicht in die Entwickelungsgeschichte unserer Nation —, sondern auch als wir eben wegen dieses schmählichen Unfugs die wissenschaftliche Unbrauchbarkeit des Begriffs selbst, nicht nur seiner meist tendenziösen Verballhornung, zu einem Glaubensartikel unsers eigenen Bewußtseins gestaltet hatten. Um diese schwächliche Accommodation, die wir bei jedem andern ebenso tadelnswerth wie bei uns selbst finden würden, einigermaßen wieder gut zu machen, legen wir hiermit das Versprechen ab, künftig vollständig und reinlich und selbst auf die Gefahr hin, gelegentlich zu einer unbequemern, weil weniger gewohnheitsmäßigen Terminologie Zuflucht nehmen zu müssen, ihn aus unserm Bereiche zu eliminiren, und wünschen nur, daß unser Beispiel zahlreiche Folge finden möge.

Denn wie wenig die Begriffe: Stamm, Stammesart und all dergleichen, selbst für die relativ älteste Zeit unserer Geschichte eine scharf zutreffende Bedeutung haben, Nr. 1: „Die Germanen des Rheins", von Watterich darthut. Die Vorgeschichte der Franken, die Entstehung und Weiterbildung der ethnographischen Gestaltung, die seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung immer allgemeiner mit diesem einst unbekannten, oder wenigstens uns unbekannt gebliebenen Namen bezeichnet wird, ist ihr Inhalt. Aber handelt es sich hier um etwas, das man als „Stamm" bezeichnen dürfte? Wenn man einen vom Sprachgebrauch schon längst mit festem Stempel versehenen Ausdruck verwendet, so versteht es sich doch von selbst, daß es nur in diesem Sinne geschehe. „Stamm" bezeichnet eine ethnographische Verbindung, die ganz auf dem Boden und aus den Wurzeln der natürlichen, der

Blutszusammengehörigkeit erwachsen ist, oder doch dafür gilt, wenn auch thatsächlich andere nicht blutsverwandte Elemente sich damit amalgamirt haben sollten, was aber jedenfalls in so bescheidenen Dimensionen stattgefunden haben darf, daß dadurch jenes entscheidende Bewußtsein nicht berührt oder gestört werden könnte. Stamm ist also ein ethnographisches Naturgebilde, und hat mit allen politischen oder geschichtlichen Evolutionen und Experimenten nichts zu thun, ja es steht in principiellem Gegensatz dazu. Deshalb reden wir da mit Recht von Stämmen, wo es keine Geschichte mehr oder noch gibt. Z. B. bei den Negern, den Papuas, den amerikanischen Urbewohnern ist dieser Begriff einzig berechtigt und jede andere Bezeichnung verschöbe das wahre Sachverhältniß. Mit demselben Rechte sprechen wir aber auch bei den Semiten, den Juden des Alterthums wie den Arabern der Gegenwart von Stämmen. Denn auch diese Gebilde sind rein naturalistisch, vor oder gegen alle Geschichte, auf dem bloßen Boden der Familie erwachsen. Daß aber aus der „erweiterten Familie“ der Staat oder Staatsbegriff hervorgehen sollte, mochte wol ein verzeihlicher doctrinärer Irrthum der Vergangenheit sein: heute noch daran festzuhalten, würde weniger verzeihlich sein.

Ebendeshalb aber hat unser deutsches Volk, solange wir es kennen, d. h. solange es in den vollen Strom geschichtlichen Daseins und Handelns eingetreten ist, keine Stämme und kann keine haben. Denn jene elementaren Naturproducte, die so heißen dürften, sind, soweit unser Auge reicht, schon durch andere aus ganz andern Wurzeln keimende und von andern Lebenssäften durchströmte überwuchert und verdrängt, wie ja schon Tacitus mit völliger Schärfe gesehen hat, wenn er auch begreiflich in seiner lateinischen Terminologie weder für noch gegen die Berechtigung des deutschen Terminus „Stamm“ ein directes Zeugniß ablegen kann. Seine Dreitheilung der Germanen nach den drei Söhnen des Mannus würde dem Begriffe „Stammestheilung“ entsprechen, aber sie gilt ihm als eine vorgeschichtliche, die für die realen Völkerverhältnisse seiner Zeit keine andere als eine blos mythisch-traditionelle Bedeutung habe. Die einzelnen gentes oder nationes der Germanen — beider Ausdrücke bedient er sich als gleichwerthig — haben damit nichts zu schaffen; die Verbindungsfäden zwischen ihnen und jener vorgeschichtlichen Zeit sind zerrissen oder mindestens verwirrt. Die neuen Gebilde stehen auf dem Boden localer Zusammengehörigkeit, gleichviel wie ihre Genesis gewesen sein mag. Auch sie schließen sich zu einer gewissen naturalistischen Gemeinschaft und insofern zu etwas dem eigentlichen Stammesbegriff Verwandtem aber nicht Identischem zusammen. Was sie aber zusammenkittet, ist nicht dieses Moment, das nur die Folge, nicht die Ursache ihres Verbandes ist: es sind allerlei reale und ideale Interessen, die man alle zusammen unter den Begriff des gemeinsamen geschichtlichen Daseins fassen kann. Eine noch spätere Zeit, wie es scheint vorzugsweise das 2. und 3. Jahrhundert, hat aus den relativ vereinzelten Völkerschaften der Zeit des Tacitus neue größere Gruppen zusammengeschweißt, deren Namen und Gepräge sich fortan theilweise sogar bis auf die Gegenwart erhalten hat, Franken, Alemannen, Sachsen. Sie, die man neuerdings mit Vorliebe als die eigentlich geschichtlich berechtigten Träger des Stammesbegriffs aufzufassen pflegt, haben, wie die Geschichte ihrer Entstehung beweist, damit noch weniger zu schaffen als die einzelnen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzten. Aber auch sie mußten im Laufe ihres Daseins eben durch ihre gemeinsame geschichtliche Action eine Menge von gemeinsamen Zügen auch nach der naturalistischen Seite des Volksdaseins herausbilden, die theilweise vielleicht schon in den elementaren Keimen, aus denen sie sich entwickelten, eingeschlossen lagen. Nachdem die geschichtliche oder politische Bedeutung dieser Gebilde schon im frühen Mittelalter durch neue Mächte der Cultur und des Fortschritts erst gestört, dann gebrochen und völlig gelähmt worden ist, was schon zu Karl's des Großen Zeit geschehen war, wiewol nach ihm noch einmal eine Periode der Reaction dieser Elemente in der Form der wieder fälschlich sogenannten Stammesherzogthümer eintritt, behielten diese Massen, die ihren eigentlich politischen oder auf die geschichtliche Action bezüglichen Charakter abstreiften, selbstverständlich nur noch jenen mehr elementaren Typus übrig, der sie in Sprache und Sitte, freilich in fortwährender Collision mit den neuen verbindenden und trennenden Kräften der deutschen Entwickelung und allmählich immer mehr durch diese überwuchert und beeinträchtigt, als ehrwürdige Patina der Vorwelt und als sonst nichts weiter sich bis heute bewahrt haben.

Auch Nr. 2: „Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß“, von H. Schenbe, fußt auf ganz anderer Grundlage als der der Stammeseigenthümlichkeiten. Daß der Elsaß eine sehr ausgeprägte volksthümliche Eigenart noch jetzt besitzt, wie er eine solche, seitdem er einen Bestandtheil des deutschen Volks bildet, allen geschichtlichen Zeugnissen zufolge besessen hat, ist allbekannt. Aber woraus zieht dieselbe ihre Nahrung? Deutlich genug kündigt sich der elsasser ethnographische Typus als eine Mischung zwischen fränkischem und alemannischem Blute an, wobei andere, ältere deutsche und vielleicht auch vordeutsche Zuthaten noch in Rechnung gestellt werden müssen. Die Natur des Landes, die Einflüsse der politischen Verhältnisse, Verkehr und sociale Beziehungen, endlich auch die hier sehr frühe fühlbare Einwirkung der westlichen Nachbarn haben diesen „Mischstamm“ doch zu einem so festen und einheitlichen Gebilde geformt, wie es nicht viele innerhalb der Marken des deutschen Volks gibt. Will man dafür sich des Ausdrucks Stamm und Stammeseigenthümlichkeit bedienen, so thut man auch hier wieder dem feststehenden Sprachgebrauch die gröbste Gewalt an, und wenn man, wie gewöhnlich, jenen Begriff auf die großen territorialpolitischen Gebilde zugleich überträgt, aus deren Zertrümmerung und Verschmelzung der deutsche wie immer beschaffene Einheitsstaat des Mittelalters hervorging, so geräth man durch diese Unterordnung begrifflich ganz verschiedenartiger Gestaltungen unter einen und denselben Namen in die Gefahr einer argen Begriffsverwirrung, wie man auch andere dazu verleitet.

Unser Buch gehört zu der neuerdings schon stattlich angewachsenen Reihe von Versuchen zur idealen Ueberbrückung der häßlichen Kluft, die zwischen den Elsässern und den andern deutschen „Stämmen“ seit zwei Jahrhun-

derten gähnt. Wir haben uns schon früher in d. Bl. über die Berechtigung und Bedeutung derartiger Versuche genügend ausgesprochen und dürfen wol eine Wiederholung vermeiden. Neues läßt sich ja über diese Materie ohnehin nicht wol sagen, außer daß die Empfänglichkeit des Bodens im Elsaß für die Einwirkungen der deutschen Art und ihrer angeborenen Vorzüge vor dem dort künstlich oder gewaltthätig eingedrängten Franzosenthum sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit doch schon als recht gedeihlich erwiesen hat. Freilich fehlt noch sehr viel, daß die ganze Infection aus allen Adern und Nerven ausgetrieben wäre. Wahrscheinlich wird dies auch nie gelingen, weil dazu erforderlich wäre, daß der Kern der deutschen Nation selbst sich von dieser Infection zu befreien die Energie hätte. Solange das „eigentliche" Deutschland nicht ohne französische Moden, Putzmacherinnen, Köche, Bonnen u. dgl. auskommen kann, solange unsere Augen und unsere Phantasie, ja sogar unsere Empfindungsweise unter der Herrschaft der pariser Typen stehen, solange ist das deutsche Wesen nicht berechtigt und nicht befähigt, von dem Elsaß zu verlangen, was es selbst nicht vermag, seine völlige Reinigung von der Franzosenseuche.

Vom Elsaß ist der Weg nach Oberschwaben nicht weit; Nr. 3: „Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel", von F. L. Baumann, führt uns dorthin. Bekanntlich ist die Urheberschaft jenes weltberühmten revolutionären Manifestes, das einige Monate lang die ganze Physiognomie der europäischen Gesellschaft verändern zu sollen schien, noch immer streitig. Wir haben selbst vor einiger Zeit in d. Bl. die darauf bezüglichen Untersuchungen Stern's erwähnt und als scharfsinnig und in hohem Grade ergiebig bezeichnet. Seine Vermuthung ging auf den berühmten Apostel der radicalen evangelischen Freiheit, Hubmayer von Waldshut; dem entgegen hat Cornelius und ihm sich anschließend dieser neueste Forscher eine andere Spur verfolgt. Beide suchen den Entstehungsort da, wo die zwölf Artikel nachweislich zuerst durch den Druck verbreitet und als Programm einzelner Bauernverbindungen praktisch geworden sind, in der Gegend von Memmingen, also im eigentlichen Oberschwaben. Gewiß ist Memmingen damals der Herd der religiösen Bewegung im Sinne des Evangeliums oder Luther's gewesen, auch hat sich dort schon vor dem Jahre 1525 diesem rein idealistischen Streben ein bedeutsamer, auf das praktische Leben bezüglicher Beigeschmack zugesellt, von dem bekanntlich Luther, solange er ihm blos als theoretisches Postulat gegenübertrat, keineswegs abgestoßen wurde. Jene 12 Artikel gründen sich durchweg auf ein solches religiös-sociales Fundament und stellen die Forderung der Gewissensfreiheit, wie wir heute sagen würden, als das eigentliche Lebensprincip aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung oder Freiheit hin. Daß die deutsche Bauernschaft ursprünglich nicht an ein solches Programm gedacht hat, bedarf keiner besondern Beweisführung. Ihr ist eine solche idealistische Formulirung ihrer sehr materiellen Beschwerden und Wünsche ursprünglich ganz fremd, und nur ihre intelligentern Führer, die anfänglich durchweg dem geistlichen Stande angehörten, sind es gewesen, die es ihr octroyirt haben. Sobald es aber einmal in einem Kreise der Bauernschaft Wurzel gefaßt hatte, mußte es sich wegen der Gemeinsamkeit der Stimmung und Denkweise, die einheitlich durch die damalige deutsche Bauernschaft ging, blitzschnell durch das ganze Land verbreiten. Denn so wenig die Gemüther an sich dazu geeignet waren, ein solches Programm aus sich heraus selbständig zu gestalten: so völlig waren sie dazu vorbereitet, das fertige als die Erfüllung ihres in der Tiefe schlummernden Idealismus gläubig aufzunehmen.

Nr. 4: „Geschichte der Reichsstadt Nürnberg zur Zeit Karl's IV. 1347—78", von G. W. K. Lochner, führt uns nach Nürnberg, welches, auf einem ethnographischen Mischgebiete erwachsen, wo seit uralter Zeit, d. h. mindestens seit dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, ostfränkische und bairische Elemente zusammenflossen, doch während des eigentlichen Mittelalters mehr und mehr sich dem fränkischen Typus genähert hat, der auch jetzt noch entschieden vorwaltet, obwol die Mundart noch jetzt, wie von jeher, sich scharf von dem fränkischen Idiom scheidet und in allen wesentlichen Stücken bairisch ist, falls man diese Bezeichnung als einen linguistischen Gesammtbegriff festhält. Kaum irgendeine andere Periode der weniger durch äußere Großthaten und mächtige Geschicke als durch ihre unendlich vielseitige Culturmission ausgezeichneten Stadtgeschichte Nürnbergs dürfte inhaltreicher heißen, als die hier dargestellten 30 Jahre aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Der Verfasser genießt unbestritten den Ruhm, als der gründlichste und einsichtigste Kenner und Darsteller der Geschichte seiner Vaterstadt zu gelten, und diese darf stolz sein, daß ihre Geschichte und das urkundliche Material, aus welchem sie die moderne Wissenschaft aufbaut, solchen Händen anvertraut ist. Sein neuestes Werk ruht durchweg auf der solidesten Grundlage umfassend und mit gesunder Kritik verwertheter gleichzeitiger Documente, aber es ist dennoch ein wohlcomponirtes, sehr lesbares Stück echter Geschichtschreibung, keineswegs, wie so viele ähnlich fundamentirte Bücher, nur für den eigentlichen Forscher genießbar. Ein verständiger, gerechter, durchgebildeter Sinn, eine umfassende Kenntniß der gesammten deutschen Geschichte, erheben diese Localstudie zu dem Range eines allgemein deutschen Geschichtswerks, ganz so wie Nürnberg selbst neben oder in seinem localen Typus zugleich eine bestimmte Eigenart des gesammtdeutschen Wesens so classisch wie keine unserer großen Culturstätten der Vergangenheit darstellt. Die Intelligenz und universelle Kunstfertigkeit des deutschen Bürgerthums haben nirgends anders einen so reinlich durchgebildeten, in allen einzelnen Zügen vollendeten Ausdruck gefunden wie hier, und in diesem Sinne mag man sich die zwar schon vor der Zopfzeit entstandene, aber doch durch und durch zopfige Bezeichnung dieser Stadt als des deutschen Venedig wohl gefallen lassen, welche doch in jeder andern Beziehung so völlig unpassend und nicht blos geschmacklos ist. Denn das eigentlich Maßgebende für Venedig fehlt für Nürnberg gänzlich. Venedig hat einen universell politischen oder kosmopolitischen Charakter, soweit der Horizont des Mittelalters, in dem es allein lebte, einen solchen möglich werden ließ. Die Ausbeutung der ganzen Welt durch eine unendlich kluge

und weitsichtige Politik im größten Stil war die Seele des Daseins für diese Stadt, die Mittel dazu, je nach Maßgabe des einzelnen Falles, entweder die damals gewöhnlichen der Gewalt, oder die durch die Localität begünstigten, äußerlich friedfertigen des Handels und der Industrie. Nürnberg dagegen hat nie Welteroberungspolitik getrieben, und würde es auch nicht gethan haben, selbst wenn seine Lage dafür so günstig wie die von Venedig gewesen wäre. Der friedfertige und trotz aller rauhen äußern Ecken und Kanten echt humane Grundton der deutschen Volksseele konnte niemals an eine solche eisig egoistische und jedes Recht des andern grundsätzlich verleugnende Ausbeutung der Welt denken. Wo es galt, unverschämte Uebergriffe anderer zurückzuweisen und sich selbst eine sichere Position zu schaffen, da entfalteten die Nürnberger als echte Deutsche zwar auch eine Kraft und Tapferkeit, an denen alle ihre Feinde schließlich zersplitterten; aber es geschah nur zur Defensive, niemals in jenem durch und durch offensiven Sinne, mit dem Venedig allem, was es in der weiten Welt Werthvolles und Begehrungswerthes gab, gleichsam als seiner ihm rechtmäßig zukommenden Beute nachtrachtete. Dieser Charakterzug unterscheidet nicht blos Nürnberg von Venedig, sondern den Geist und Gehalt der gesammten deutschen Städtegeschichte von der italienischen. Jede italienische Stadt wollte im Grunde dasselbe, was Venedig glücklicher und geschickter wie alle für sich erlangte; in jeder deutschen städtischen Individualität kehrt jener schon bezeichnete Typus der humanen Selbstbeschränkung wieder, selbst da, wo die äußere Situation ähnliche Tendenzen wie die der italienischen Städte bestens begünstigte, wie es doch unzweifelhaft für die hansischen Städte und ihr Verhältniß zu dem Norden und Nordosten von Europa gilt.

Von Nürnberg bis nach Schlesien, wohin uns Nr. 5: „Die Hussitenkriege der Schlesier", von C. Grünhagen, versetzt, ist ein weiter Sprung, doch die innere Entfernung ist nicht so groß, wie man der Meilenzahl nach vermuthen sollte. Denn diese deutsche Colonie in der Mitte unserer langgestreckten Ostgrenze, von jeher das natürliche Mittel-, aber nicht Bindeglied zwischen den beiden mächtigen und streitbaren Vorkämpfern des Deutschthums gegen die Barbarei des Ostens, dem auf dem linken Flügel in Preußen und dem auf dem rechten Flügel in der Ostmark an der Donau, in Oesterreich und Steier, dieses deutsche Schlesien zeigt in seiner Volksart von Anfang an und noch bis heute, wenn auch heute durch so manche spätere Farbenüberzüge um vieles undeutlicher als im 14. und 15. Jahrhundert, die nächste verwandtschaftliche Zugehörigkeit zu der Mitte und den Kernlanden unsers Vaterlandes. Es ließe sich noch darüber streiten, ob unter diesen wieder entweder Thüringen oder Franken, d. h. das fränkische Land am Main und bis zum Thüringerwald, an welchem diese Bezeichnung seit dem Ende des Mittelalters allein haften geblieben ist, größere Ansprüche der nächsten Zugehörigkeit erheben können. Uns scheint ein solcher Streit überhaupt von geringer Erheblichkeit, wogegen die Thatsache selbst an sich und für alle eindringendere Betrachtung und Erkenntniß der schlesischen Eigenart, namentlich aber auch für die geschichtlichen Evolutionen, die sich hier in dem wieder verdeutschten Lande an der Oder vollzogen haben, als eigentlicher Mittel- und Kernpunkt gelten muß.

Keine Periode der schlesischen Geschichte des Mittelalters dürfte sich an innerer Bedeutung mit der in dem obengenannten Werke dargestellten vergleichen lassen. Sein Verfasser, der wie kein anderer berufen ist, die Localgeschichtschreibung mit den größern und weitern Gesichtspunkten der allgemein deutschen Entwickelung zu vermitteln und die einen durch die andern zu befruchten, hat diese eminente Bedeutung seines Stoffs völlig erkannt und auf ihren correctesten Ausdruck gebracht. Was wir von dem oben besprochenen Buche Lochner's rühmen konnten, die sorgfältigste urkundliche Forschung und Kritik als Grundlage einer durchaus ansprechenden, ebenso lebendig empfundenen wie sorgsam durchgebildeten Darstellung, gilt in noch höherm Maße von dieser neuesten Arbeit unsers Verfassers und, was bei uns so selten damit verbunden ist, des trefflichen Geschichtschreibers seines Heimatlandes.

Bekanntlich bietet der militärische Theil der sogenannten Hussitenkriege nicht gerade viel Ehrenvolles für unser sonst im Kriegshandwerk allen seinen Nachbarn weit überlegenes Volk. Das deutsche Kriegswesen befand sich damals in einem Uebergangszustand aus den Traditionen der verbrauchten ritterlichen Taktik und Strategie zu den noch nicht gefundenen, nur geahnten Principien der modernen Kriegskunst, die auf dem Uebergewicht des Fußvolks, dem Gebrauche der Schußwaffen und der Einführung handwerks- oder berufsmäßiger Truppen — der Söldner oder Soldaten nach dem eigentlichen A und O ihres Glaubensbekenntnisses genannt — fußte. Die hussitische Revolution zeitigte, wie begreiflich, auch diese militärische Revolution oder Reformation, und das böhmische Kriegswesen durfte wenigstens 30 Jahre lang für das erste und vollkommenste des damaligen Europa gelten. Wie immer fand die rechte Situation auch ihre rechten Männer. Die Heeresbildner und Führer der Hussiten, von Ziska bis auf die beiden Prokope, erwiesen sich ebenso sehr und ebenso naturnothwendig allen den Kriegsdilettanten überlegen, die ihnen auf deutscher Seite gegenüberstanden, wie die hussitische Wagenburg, das Exercitium des Fußvolks, die Bewaffnung und Ausbildung des einzelnen Mannes etwas in dem übrigen Deutschland damals noch Unbekanntes war. Auch ließ es sich nach der Art der Zeit nicht so leicht copiren, wie man etwa heute das Zündnadelgewehr copirt und dabei noch verbessert als Chassepot diesem seinem Original sofort entgegengestellt hat, oder wie im vorigen Jahrhundert alle europäischen Heere bis ins kleinste das Exercitium der Armee Friedrich's des Großen bei sich nachahmten. Dazu hätten die Hussiten keine Ketzer sein und die deutsche Heeresverfassung selbst schon auf der neuen Grundlage ruhen müssen, die sie erst 60 Jahre später durch und unter Max I. nothdürftig sich zu eigen machte. Die Schlesier theilen selbstverständlich das kriegerische Misgeschick ihrer deutschen Brüder, denn dieselben Zustände, die das eigentliche Reich sehr bald zu einer fast wehrlosen Beute dieser organisirten Horden von entmenschten oder richtiger von den natürlichen Instincten ihrer barbarischen und slawi-

schen Volksseele beherrschten Mordbrenner, Banditen und Kannibalen machten, waren auch im kleinen in Schlesien vorhanden. Das Land gehörte zwar staatsrechtlich nicht direct zum Deutschen Reiche, sondern stand nur, insofern es ein Nebenland des königlichen Kurlandes Böhmen war, mittelbar in politischer Beziehung dazu; dafür aber bot es den Anblick eines Mikrokosmus der deutschen Zustände, in welchem kein einziger wesentlicher Zug fehlte, und worin namentlich der rücksichtsloseste Particularismus aller, auch der kleinsten Individualitäten dieselben Orgien der Thorheit und Gewissenlosigkeit wie im Reiche selbst feierte. Auf diese Art hat das Buch freilich wenig Erfreuliches zu schildern, doch, wo es der Wahrheit gemäß geschehen muß, geht es auch den schmählichsten und jammervollsten Begegnissen nicht aus dem Wege, sondern stellt sie in ungeschminkter Treue dar. Nur ein deutscher Geschichtschreiber kann sich zu solcher durch das Gewissen gebotenen Selbstentäußerung erheben. Wie würde ein Fremder in gleichem Falle alles versuchen, um der Wahrheit, die seinem Begriff von nationaler Ehre so arg ins Gesicht schlägt, Gewalt anzuthun? Am nächsten liegt, an die wissentlichen und systematischen Verdrehungen und Lügen zu erinnern, mit denen auf czechischer Seite Palacky seine hussitischen Landsleute von all den grauenvollen Scheußlichkeiten des damaligen Rassenkampfes und Banditenkriegs weiß zu brennen sucht! Wir bemerkten, die Hussitenkriege seien die wichtigste Krisis in der mittelalterlich schlesischen Geschichte. Dies ist so zu verstehen, daß es sich zuletzt damals darum handelte, ob die blühende deutsche Colonie an der Oder von dem wild sich aufbäumenden Slawenthum zugleich von vorn und im Rücken gefaßt werden sollte, wo dann ihr Untergang unvermeidlich gewesen wäre. Denn ein Theil der hussitischen Führer that alles, um ihr eigenes Unternehmen zu einem panslawistischen, zu einem Rache- und Vertilgungskrieg aller Slawen gegen ihre angeblichen deutschen Todfeinde zu stempeln. Zunächst zählten sie dabei auf die Mithülfe der Polen, und wirklich gab es bei diesen eine mächtige und einflußreiche Partei, die zu solcher Cooperation die Hand bot. Aber an dem zähen Widerstand der polnischen geistlichen Aristokratie, die damals doch noch ehrlich genug war, die kirchlichen Interessen von den nationalen zu sondern, scheiterte dies für die Zukunft Schlesiens und Deutschlands verhängnißvollste aller slawischen Complote gegen uns.

Nr. 6: Wachsmuth's, eines der Veteranen unserer Historiographie „Niedersächsische Geschichten", sind der Wiederabdruck eines schon ältern Werks, das wenigstens durch seine locale Begrenzung auf eine der deutschen Hauptlandschaften auch in die bisherige Kategorie der Geschichtschreibung gehört. Doch berührt es eigentlich nur die politische Geschichte und zwar ausführlicher vom Beginn des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, d. h. von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden. Die Darstellung ist wie bei Wachsmuth stets eine sorgsam gefeilte und gewählte, im höchsten Grade lesbare, ohne daß sie jedoch etwas unmittelbar Fesselndes oder auch nur Anziehendes besäße. Es dünkt uns, als ginge ihr jene innere Wärme doch ab, die selbst bei geringerer stilistischer Vollendung sympathisch wirkt, weil sie aus der Tiefe des Gemüths stammt, das sich ganz in seinen Gegenstand versenkt hat.

Das Buch gehört zu einer, wie es scheint, ziemlich weit angelegten Sammlung allgemein verständlicher deutscher Geschichtswerke, wozu das von uns unter Nr. 7 gestellte von G. Weber „Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens" als Band 1 das Proömium bildet. Auch hier haben wir es mit einem Neuabdruck einer ältern Arbeit zu thun. Irren wir nicht, so bildet sie eigentlich einen Bestandtheil der bekannten größern Weltgeschichte des Verfassers. An sich ist sie für ihren Zweck, ein leichtfaßliches und anschauliches Gemälde der geschichtlichen Gestaltungen des deutschen Volkslebens in den Jahrhunderten seines Vertheidigungs- und Angriffskampfes gegen das römische Weltreich zu gewähren, recht geeignet, wenn auch das Bedürfniß der gelehrten Forschung darin keine Berücksichtigung finden kann.

Wir schließen unsere Betrachtungen mit einem Blicke auf die neu-, d. h. wiedererstandene „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", herausgegeben von J. H. Müller, (Nr. 8), die in zehn Monatsheften ihres ersten Jahrgangs 1872 vor uns liegt. Gewiß kann ein solches Unternehmen bei dem gegenwärtigen lebhaften Interesse für cultur- und sittengeschichtliche Forschungen auf deutschem Boden nur zeitgemäß heißen, wenn es ihm gelingt, ein centraler Vereinigungspunkt für dieselben zu werden. Was bisjetzt von der Zeitschrift geleistet ist, fesselt zum Theil durch gründliche und anziehende Darstellung, was vorzugsweise von Kriegk's „Deutscher Kaiserkrönung" und Liebrecht's „Zimmernscher Chronik" gilt, bringt auch zum Theil eine Fülle des wichtigsten sittengeschichtlichen Materials in gelungener Verarbeitung, wie Bodmann's „Volkswirthschaft des Herzog Heinrich Julius von Braunschweig", außerdem noch mehrere, die höhern Lebensinteressen des Volkslebens berührende Aufsätze von Weinhold, Falke und Biedermann. Rechnen wir dazu noch die in den meisten Heften vertretene Rubrik culturgeschichtlicher Notizen und Bemerkungen, die als Stoffsammlungen gelten können, sowie die übersichtlichen Besprechungen der bedeutendsten literarischen Novitäten auf diesem Gebiete, so leistet die Zeitschrift alles das, was man billigerweise von ihr fordern darf. Wir wünschen nur, daß die Theilnahme der Leserwelt ihr in dem Maße, wie es ihr Gehalt und das ernste Streben ihres verdienten Herausgebers erheischt, zutheil und damit ihr äußeres Bestehen gesichert werden möge.

Heinrich Rückert.

Romane und Novellen.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Wie im Leben Idealität und Realität sich oft als Contraste einander gegenüberstellen, so wollen wir auf die „Kinder der Gauner" die Besprechung eines Bandes Novellen folgen lassen, die den eigenthümlichsten Gegensatz zu dem Romane des Freiherrn von Bibra bilden; denn während die Feder dieses Schriftstellers uns in kühnen festen Strichen Gestalten zeichnet, die auf dem Boden der Wirklichkeit entsprungen sind, führt uns die Verfasserin der vorliegenden Novellen aus dem Reich der Wirklichkeit in das Land der Ideale. Sie hat den Kindern ihrer lieblichen Muse folgenden Titel gegeben:

5. Rheinklänge. Novellen von Villamaria. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir müssen die vorliegenden, in einem Bande zusammengefaßten drei Novellen, vom rein dichterischen Standpunkte aus betrachtet, als die besten Gaben bezeichnen, die wir unter der gegenwärtigen Sammlung gefunden, da die Verfasserin den an und für sich so einfachen Stoff so poetisch und anmuthig zu gestalten und mit dem Zauber einer nicht nur edel-weiblichen, sondern wirklich stilvollen eleganten Darstellung auszuschmücken gewußt hat, daß es ein Genuß für Herz und Gemüth ist, sich von den holden Gestalten ihrer Phantasie umschweben und in jenes Reich des Ideals locken zu lassen, aus dem Leid und Schmerz verbannt sind, wo das Glück und die Liebe wohnen. Nur eine Ausstellung müssen wir an dem sonst so trefflichen Werkchen machen, und diese besteht darin, daß unserer Ansicht nach manchem Charakter, mancher Situation die echte Lebenswahrheit fehlt, daß, so lieblich die Schilderungen eines idyllischen Glücks auf uns wirken, doch der kritisch verneinende Geist fragt, ob es wol dieses völlig ungetrübte Glück gibt, wenn es auch erst nach bangen Kämpfen und Zweifeln errungen ist, ob wol in unsere thatenkräftige Zeit jene zarten, hingebenden, in der Liebe zu einem einzigen Wesen so vollständig aufgehenden Naturen passen, wie z. B. die Hauptpersonen der ersten Novelle und der letzten sie uns veranschaulichen.

In der zweiten Geschichte des vorliegenden Bändchens, der preisgekrönten Novelle: „Im Cabinet meiner Tante", ist zwar auch das ewig neue Thema der Liebe behandelt, allein in der Heldin der fesselnden Erzählung, der edeln Tante Elise, tritt uns nicht nur das liebende Weib entgegen, sondern auch der edle Charakter, der durch den tiefsten Schmerz, der mit ihm durch das Leben geht, nicht verbittert wird, der, nachdem die „einzige Liebe" für ihn todt, der ganzen Menschheit seine Sympathie entgegenbringt und sich den freien Blick und das wärmste Interesse für die Allgemeinheit bewahrt hat, ein Muster edler weiblicher Entsagung.

Wenn nun auch die eben angedeutete, groß angelegte Natur der Heldin in dem engen Rahmen der Novelle nicht zur ausführlichen Analyse und Durchführung gelangt, so fühlen wir doch aus der ganzen Haltung und der Anlage des Hauptcharakters, aus der Sprache und dem Tone der Erzählung heraus, welches die Ideale und Grundsätze sein mögen, die eine Frau wie Tante Elise leiten und beglücken.

Die Novelle ist preisgekrönt und verdient diese Auszeichnung mit Recht und am ehesten unter den vier Erzählungen, die in dem vorliegenden Bande enthalten sind. Sie ist entschieden die bedeutendste unter ihren anziehenden, aber weniger stilvollen Schwestern.

Daß die Verfasserin aber nicht nur den richtigen Ausdruck für Heroismus und Selbstverleugnung, für Liebe und Poesie, sondern ebenso für die Darstellung des Humoristischen zu finden weiß, erkennen wir an der ergötzlichen Schilderung der „Pensionsstreiche", die sie uns in der dritten Novelle des Bandes gibt. Sie versteht es, jener Heiterkeit Rechnung zu tragen, wie wir sie in ihrer ursprünglichen, übersprudelnden Fülle nur einmal in der glücklichen Schulzeit besitzen. Doch auch über diesen schelmischen Mädchenintriguen schwebt der Zauber der Anmuth, welchen die Verfasserin allen ihren Schilderungen verleiht, und gern lassen wir uns durch dieselben erheitern und erfrischen.

Unter allen vier Novellen: „Grüß mir den Rhein", „Im Cabinet meiner Tante", „Pensionsstreiche" und „Waisengut", hat uns, wie schon oben bemerkt, die zweite, preisgekrönte, am meisten zugesagt, während die erste und letzte für unsere rastlos strebende Zeit etwas zu sentimental gehalten sind und die dritte uns nichts weiter als eine Humoreske aus der goldenen Backfischzeit geben will.

Uns fesselt die Lektüre der „Rheinklänge" deshalb fast unwiderstehlich, weil der schöne Duft einer edeln Weiblichkeit, einer keuschen Empfindung, einer idealen Anschauung darüber ausgebreitet liegt, der besonders auf gefühlvolle Frauenherzen wohlthuend wirken muß.

Einmal in dem Zauberkreise der Poesie gefangen, vermögen wir es nicht uns sofort daraus zu befreien, und nachdem wir den wunderbaren Klängen gelauscht, die der Rhein in seinen grünen Fluten uns zugetragen, wandern wir jetzt im Geiste zum hohen Norden und lassen uns erzählen, was die Föhren und Birken im weißen Sande Seelands sich geheimnißvoll zuflüstern und was die Wogen am Strande für eigenthümliche Weisen singen.

Schwermüthig und traurig klingen sie meist, diese Lieder und Sagen des Nordens, und auch das alte Lied von der Braut von Rörvig, das als Novelle bearbeitet vor uns liegt, trägt den melancholisch-düstern Zug, welcher der Natur des Nordens und seiner Bewohner aufgedrückt worden. Die spannende Erzählung ist unter dem Titel veröffentlicht:

6. Die Braut von Rörvig. Erzählung von Wilhelm Bergsöe. Nach dem dänischen Originalmanuscript frei bearbeitet von Adolf Strodtmann. Berlin, Janke. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser führt uns in der mehr gemüth- als geistvollen Novelle ein in das eigenthümliche Leben der dänischen Fischer, er bringt uns in Berührung mit jenen

festen, starren Charakteren, denen wir so oft bei den Strandbewohnern begegnen, die durch den täglichen Kampf mit den Elementen hart und unbeugsam geworden, und wie ihre äußere Erscheinung die Spuren dieses Kampfes mit der Natur und dem Leben auf das deutlichste zur Schau trägt, so ist auch der Kern ihres Wesens hart wie der Fels, an dem sich die Welle bricht. Nur langsam kann das Fremde wie der Fremdling sich Zugang bei diesen sturmfesten Naturen erobern; hat er aber die Zauberformel gefunden, durch welche er den Bann sprengen kann, der diese eigenthümlichen Charaktere umgibt, so wird er reich für alle Mühe belohnt, da die einmal eroberten Herzen um so fester an dem Freunde hängen, vor dem sie sich früher verschlossen.

Ein solcher ehrenfester, im Sturm erprobter Seemann mit dem harten Sinn und dem weichen Herzen ist Lars Hansen, der Vater der Braut von Rörvig, eine ihm ähnliche, nur mehr humoristisch aufgefaßte Gestalt der Zollkreuzer-Assistent Palle Ib, während der todtgeglaubte, von der liebenden Braut so lange und sehnsüchtig erwartete Halvor Johnsen uns denselben Typus in jugendfrischerer Färbung veranschaulicht. Doch nicht nur die einfach biedern, rechtschaffenen Seeleute zeichnet der Verfasser in anschaulicher Weise, sondern auch dunkle dämonische Leidenschaften überfluten, den Wogen des Meeres gleich, die Menschenseele und reißen ihr unglückseliges Opfer in den Abgrund des Verderbens. Eine solche Schreckensgestalt unter den Menschenkindern, die dazu auserſehen, überall Unheil anzustiften, um sich schließlich selbst zu Grunde zu richten, ist der unbändig trotzige Seemann Niels Ilde von Rörvig, der, um die holde Marie, die Braut Halvor's, zu besitzen, von blinder Wuth verführt, selbst nicht vor dem Mord zurückbebt und von Verbrechen zu Verbrechen schreitet, um in Verzweiflung zu enden.

Grausen erfaßt uns, wenn wir in dunkler Nacht, durch welche gespenstisch der weiße Sand der Dünen leuchtet, während der Wind unheimlich in den Föhren flüstert, dem rauflustigen Freier der sanften Marie zu dem gefährlichen Strudel des Kuhgrapens folgen und Niels Ilde's lichtscheues Thun und Treiben belauschen. Es ist dem Verfasser gelungen, diesem Charakter jenen dämonischen Zug zu verleihen, der uns abstößt und doch wieder anlockt, und über der Schilderung der Situationen wie der Landschaftsscenen, in denen er uns entgegentritt, liegt jene eigenthümliche bleigraue Beleuchtung, welche schweren Gewittern vorangeht, uns melancholisch und wehmüthig stimmt und in uns das Vorgefühl kommenden Unheils erweckt.

Ganz den Gegensatz zu dieser düstern Gestalt des Niels Ilde bildet die eigentliche Heldin der Novelle, die schöne Marie, Lars Hansen's Tochter. Sie ist eine jener merkwürdigen Frauengestalten, wie wir sie unter den einfachen Fischern und Seeleuten nicht zu finden erwarten, eins jener außerordentlich zartorganisirten Wesen, die mit prophetischem Blick, dem zweiten Gesicht begabt, ein so eigenthümliches Seelenleben führen, wie nur gleichgeartete Naturen es verstehen, und die sich mit ihrem Fühlen und Denken in eine eigene Welt des innern Beschauens zurückziehen. Aufgewachsen unter den melancholischen Föhren, großgezogen von den düstern Sagen des Strandes, eingewiegt von dem murmelnden Klagelied der Welle, ohne bestimmten Beruf, ohne wirklich anstrengende Thätigkeit, die den Menschen aus dem Traumleben herausschreckt und den Körper wie den Geist gesund erhält, das Kind ehrenwerther, tüchtiger, aber an feiner Empfindung wie auch an Bildung unter ihr stehender Aeltern, blüht Marie zur lieblichen Jungfrau heran, aber nicht zu ihrem Glück. Im Innersten ihres Wesens krankhaft erregt, für die Menschen und Verhältnisse, die sie umgeben, viel zu sensitiv, poetisch und zartfühlend, verschwendet sie die besten Gefühle ihres Herzens an ein Traumgebild und schmückt den Mann ihrer Liebe mit Vorzügen aus, die er in Wahrheit nicht besitzt, wenn er auch als ein ehrlicher, kühner Seefahrer, als ein rechtschaffener Charakter unsere Achtung verdient. Die arme Marie hofft und harrt von Tag zu Tag auf die Vereinigung mit dem Geliebten, und als nach bangen Leiden sie das höchste Glück ihres Daseins zu erfassen glaubt, zerknickt die Prosa des Lebens die Blüten ihres idealen Seelenlebens. Sie erliegt der fortwährenden Aufregung, in welche sie der große Zwiespalt zwischen der eigenen innern Welt und der äußern versetzt, und ihr ahnungsvolles Wort: „Wenige finden das Glück, aber alle finden den Tod", erfüllt sich an ihr selbst, denn vom Sturme gebrochen stirbt diese bleiche Blume des Strandes.

Der uns in d. Bl. gestattete Raum erlaubt nicht, auf eine weitere Detaillirung dieses duftigen Mädchencharakters einzugehen, ebenso wenig als auf die anderer fesselnder Charaktere, die sich um dieselbe gruppiren, wie z. B. den des naturforschenden Professors, der ausgewandert war, um am Strande von Rörvig Muscheln, Steine und Pflanzen zu sammeln und dabei die interessantesten Menschenstudien machte, die er in die vorliegende Novelle verwebte.

Da im allgemeinen auch Stil und Sprache der Novelle der Situation und den Charakteren in dem Maße entsprechend gehalten sind, daß das Bild der Seemannsbraut und der übrigen Bewohner von Rörvig uns anziehend und lebensvoll vor die Seele tritt, so constatiren wir gern, daß wir „Die Braut von Rörvig" als eine ungewöhnliche und fesselnde Erscheinung unter den oft so trivialen, geist- und gemüthlosen Erzeugnissen der modernen Belletristik mit warmer Theilnahme begrüßt haben.

Um jedoch aus dem Reiche der Poesie und Sage wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren, weisen wir in der Besprechung der nächstfolgenden Erzählung auf einen Charakter hin, der, so verschieden er gerade jetzt in unserer auch von religiösen Streitigkeiten bewegten Zeit beurtheilt werden mag, jedenfalls eine interessante Gestalt aus der Religionsgeschichte des Reformatorenjahrhunderts ist — wir meinen den genfer Reformator Johann Calvin. Sein Leben und Wirken wird uns in dem Büchlein geschildert, das als bescheidenes Mädchen- und Frauentagebuch unter folgenden Titel gefaßt ist:

7. Margot's Lebensbuch von Mathilde von Buddenbrock. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1872. 8. 20 Ngr.

Die Verfasserin gibt uns in den vorliegenden Blättern, welche, wie schon bemerkt, in Tagebuchform auftreten und

die als von einer jugendlichen Zeitgenossin Calvin's geschrieben gedacht werden, nicht nur ein anschauliches Bild von dem Stillleben der frommen Margot und den Ereignissen in ihrem Vaterhause und später in ihrem eigenen Ehestande, sondern weit mehr ist es ihr darum zu thun, den bedeutenden, strengen Mann, den man auch den Papst von Genf genannt, den eifrigen Diener seiner Kirche, den unerschrockenen Streiter für seinen Glauben, so lebensvoll als möglich uns vor die Seele zu führen. Und dadurch, daß die Schilderungen, die wir von seinem Leben und Wirken erhalten, nicht als vom Standpunkte unserer Zeit ausgehend zu betrachten sind, erhalten wir zugleich ein Stück Culturgeschichte aus jener großen bewegten Zeit, die dem Leser so vielseitige interessante Kapitel zu ernsten Betrachtungen liefert. Freilich müssen wir in dieser Culturstudie auch manche unklare und pedantische, unduldsame Ansicht, ganz besonders in Bezug auf Religion und Glauben, mit hinnehmen und dürfen Margot's Anschauungen über Calvin und seine Reformation nicht mit dem Maßstab unserer heutigen Ansicht darüber messen, sondern müssen uns im Geiste in jene Zeit des Kämpfens und Streitens zurückversetzen, deren Frucht erst die spätern Geschlechter geerntet, während die damals lebenden unter der Verfolgung und Zwietracht zu leiden hatten, aus welcher später der Friede hervorging.

Wir überlassen es dem Leser, seine eigenen Anschauungen über Calvin und seine Mission mit denen der Verfasserin in Einklang zu bringen, und fügen hinzu, daß das Bändchen als Studie nicht ohne Interesse ist, obgleich der sentimentale frömmelnde Ton die Lektüre desselben weniger angenehm macht, als es der jedenfalls bedeutende Gegenstand erwarten läßt.

Als nicht unbeachtenswerth auf dem literarischen Markte erwähnen wir noch:

8. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1872. Herausgegeben von Frater Hilarius (E. Fentsch). Siebenundfunfzigster Jahrgang. Darmstadt, G. G. Lange. 1872. Gr. 16. 2 Thlr.

Außer einer Zueignung und sieben anmuthigen Gedichten, die eine poetische Erklärung der dem Bande beigefügten Stahlstiche geben, enthält derselbe drei Novellen, von denen die erste: „Maria Anna von Baiern", historische Novelle von Julie von Zerzog, jedenfalls die bedeutendere ist, da schon der geschichtliche Hintergrund (der Bairische Erbfolgekrieg, der weniger ein Kampf der Waffen und Soldaten als der Diplomaten, Intriguanten und Federn war) der ganzen Handlung wie den einzelnen Charakteren, denen es nicht an interessanten Zügen fehlt, etwas Bedeutsameres gibt, als sonst Novellen dieser Art ihrer Anlage nach besitzen.

Die zweite Novelle: „Lorelei" von E. A. Dempwolff, schildert in frischer, anregender Weise Künstlerleben, -Lieben und -Leiden, und die dritte: „Die Schule des Lebens" von Frater Hilarius, weniger den Conflict der Liebe als den Kampf eines unverdorbenen Gemüths mit den Versuchungen der Welt, den Streit zwischen Pflicht und Ehrgeiz, und zeigt uns den tapfern Kämpfer nach siegreich gewonnener Schlacht, fern vom Getümmel der blendenden, aber argen Welt an der Schwelle eines behaglichen Glücks, das er sich selbst zu verdanken hat. Wir empfehlen diesen Jahrgang der „Cornelia" den denkenden Frauen, welche die Zeit der Erholung nicht in unnützen Tändeleien und Träumereien vergeuden, sondern Nahrung für Geist und Herz aus ihrer Lektüre zu schöpfen suchen.

Neben dem Großen und Ergreifenden hat aber auch das Zierliche und Anmuthige seine Berechtigung, und wir schließen die Reihe unserer heutigen Besprechungen mit der Empfehlung eines eleganten Bändchens, das durchzublättern uns ein Vergnügen gewesen. Es sind dies:

9. Träumereien an französischen Kaminen. Märchen von Richard Leander. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1871. Gr. 16. 1 Thlr.

Die zwanzig kurzen Märchen sind nicht nur sauber und edel im Stil gehalten, sondern offenbaren auch eine tiefe Innigkeit des Gefühls und sind in Wirklichkeit, wie der Verfasser selbst in seiner Vorrede bemerkte, „herausgewachsen aus der Liebe zu deutscher Art und deutschem Wesen". Obgleich sie an französischen Kaminen während des jüngsten glorreichen Kampfes geträumt sind, betrachten wir sie doch als Kinder der deutschen Heimat, die längstverklungene Töne wieder heraufbeschwören, dem wunderbaren Quell der deutschen Märchenpoesie entsprungen, und den Kämpfer in der Fremde freundlich umgaukelten. Auch wir lassen uns gern in traulichen Dämmerstunden am deutschen Herd durch die poetischen Märchen Leander's erfreuen und empfehlen sie wiederum besonders den Frauen als eine zierliche Gabe unter den Nippessachen auf ihrem Büchertische.

Eine anthropologische Schrift.

Die Einheit des Menschengeschlechts. Anthropologische Studien von F. M. Rauch. Augsburg, Butsch Sohn. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir finden im vorliegenden Buche eine Anzahl von Gymnasialprogrammen zu einem Ganzen vereinigt, welche der Verfasser seit 1865 unter dem Titel: „Anthropologische Studien", veröffentlicht hat. Sein Zweck hierbei war, die Einheit des Menschengeschlechts, dessen Abstammung von einem Paare und die principielle Verschiedenheit des Menschen von den Thieren zu erweisen, und er hat keine Anstrengung gescheut, aus der ungemein großen Literatur über diese Gegenstände alle Belege zu sammeln und sie in klarer und wohlgeordneter Fassung darzustellen. Selbstverständlich hat er auch die gegentheiligen Meinungen eingehend gewürdigt und die Gründe für und gegen sie an der Hand der Erfahrung und der vorzüglichsten Autoritäten erwogen. Da auch auf die fernerliegenden Beziehungen Rücksicht genommen wurde, so gewann das Werk einen universellern Charakter und darf, weil auf Quellenstudium gegründet, den jetzt zahlreichen Freunden der Anthropologie als sehr brauchbar empfohlen werden.

Der Verfasser sieht mit Recht eine Hauptstütze für die Annahme der Einheit des Menschengeschlechts in der fruchtbaren Fortpflanzung aller Rassen untereinander, immer noch dem sichersten Kriterium der Species in der organischen Natur. Dabei ist nicht zu verkennen, daß zwar alle Rassen der Kreuzung fähig und ihre Nachkommen fruchtbar sind, aber doch bei zu differenten Rassen die Fruchtbarkeit beschränkt zu sein scheint, wie z. B. Negerinnen, von Weißen befruchtet, nicht mehr von einem Neger empfangen, wie versichert wird, was auch Broca von indianischen und australischen Weibern behauptete, Thomson, Brown, Wallace aber in Bezug auf diese letztern beiden bestreiten. Broca hat auch die Ansicht ausgesprochen, daß Verbindungen der Europäer mit australischen Weibern in der Regel unfruchtbar seien; aber wenn solche Mischlinge allerdings nicht sehr zahlreich sind, so hat dieses nach Nixon, Quatrefages, Bendyshe in dem Schmuze und der Häßlichkeit jener Weiber seinen Grund und in der sofortigen Tödtung der Mischlinge gleich nach der Geburt bei manchen Stämmen. Halten wir, wie man auch nach meiner Ueberzeugung thun muß, an der Arteinheit fest, so läßt sich doch begreifen, daß durch das Auseinandergehen in Rassen in sehr früher Zeit, durch die Wanderungen in die verschiedensten Klimate, die Veränderung der Nahrung und Lebensweise, eine Differenz zwischen ihnen entstanden sein muß, die immerhin groß genug war, die Fruchtbarkeit bei der Vermischung sehr weit auseinanderliegender Völker herabzusetzen. Man hat auch die geistige Verschiedenheit der Rassen als Beweis gegen die Art-Identität angeführt und durch zahlreiche Beispiele der geringen Begabung und der Indolenz der farbigen Rassen ihre specifische Verschiedenheit zu erweisen gesucht. Abgesehen davon, daß einzelne Individuen auch dieser Rassen unter günstigen Umständen sich zu einer geistigen Kraft und Leistung erhoben haben, welche sie den meisten Weißen gleichstellt, so ist nicht zu vergessen, daß in den heißesten und kältesten Klimaten auch die geistige Kraft der Weißen erlahmt, daß in den heißen Gegenden, wo häufig die Natur das zum Leben Nöthige in verschwenderischer Fülle bietet, der Sporn zur Thätigkeit fehlt, ohne welche keine Entwickelung möglich ist, und daß in den Polarländern die Kargheit der Natur alle Kräfte des Menschen auf Erwerbung des täglichen Unterhaltes concentrirt, ohne daß ein Ueberschuß für geistige Erhebung bliebe.

Bekanntlich stimmen alle Völker bei aller Verschiedenheit im einzelnen in den Grundprincipien der menschlichen Natur überein; alle haben dieselben Gesetze der Logik und Mathematik, alle haben Sprache, und es gibt kein Volk, das nicht metaphysische Begriffe, nicht irgendeine Ahnung von übersinnlichen Dingen hätte, so roh und sinnlich diese auch ausgesprochen werden mag. Man kennt Betrachtungen über den Ursprung der Dinge, über Weltschöpfung, über Rechte und Pflichten des Menschen u. s. w. von Azteken, Polynesiern, Kaffern, die ganz auf der Höhe stehen, welche der Menschengeist von sich aus, ohne Unterricht und Bildung erreichen kann. Alle Rassen zeigen ferner die gleiche physische Organisation mit leichten Modificationen, wie sie bei jeder Thier- und Pflanzenart vorkommen, und selbst die differentesten, Neger und Weiße, sind durch unmerkliche Uebergänge verbunden. Auch das Lebensalter ist, abgesehen von besondern klimatischen und socialen Verhältnissen, nahezu das gleiche, und es sind von allen Rassen Individuen bekannt, welche weit über hundert Jahre alt wurden. Wie die Hautfarben und Haare, so gehen auch die Schädelformen ganz unmerklich ineinander über, und es finden sich bei allen Rassen Individuen mit dem größten und dem kleinsten Gesichtswinkel, obwol der größte in der weißen Rasse am häufigsten ist. Der Schädel zeigt ferner bei allen Rassen den charakteristisch menschlichen Typus, die bestimmten Bildungs- und Wachsthumsgesetze, welche ihn von den Schädeln auch der anthropoiden Affen durch eine tiefe Kluft trennen. Die ungemeine Vergrößerung des Gewölbes befähigt den menschlichen Schädel, ein Gehirn aufzunehmen, welches an Größe und Ausbildung, namentlich auch der Stirnlappen, weit über allen Affenhirnen steht.

Alle diese und manche andere Verhältnisse werden vom Verfasser ausführlich erörtert und mit Beweisstellen aus den Schriften der Reisenden und Anthropologen belegt. Wenn er aber aus der Arteinheit der Menschen den Schluß zieht, daß wenn deren Richtigkeit anerkannt sei, dann auch ihrer Abstammung von einem Paare nichts im Wege stehe, so scheint hier jede Vermittelung zu fehlen. Nicht daß die Unmöglichkeit vorhanden wäre, von einem einzigen Ursprungspaare binnen einigen Jahrtausenden eine Menschenzahl von mehr als tausend Millionen entspringen zu lassen, was die statistischen Untersuchungen als denkbar erweisen, aber andere Gesetze der Natur sprechen dagegen. Bei der Untersuchung über die Arteinheit ließ sich der Verfasser von der objectiven Anschauung der natürlichen Verhältnisse leiten, wie es die Regel der Wissenschaft ist; bei der behaupteten Abstammung von einem Paare stützt er sich auf die Offenbarung, d. h. auf die Mosaische Urkunde. Es ist freilich richtig, wenn er sagt, auch mehrere Urpaare hätten wie ein einziges vernichtet und damit das Erscheinen einer Menschheit unmöglich gemacht werden können, und wenn er gleich von vornherein wie durch alle Zeiten mit Ausschluß des Zufalls eine providentielle Macht annehmen will. Es ist aber ebenso richtig, daß die Pronoia in der sichtbaren Schöpfung durch Gesetze wirkt, welche unter allen Umständen und Conflicten den seinsollenden Erfolg herbeizuführen vermögen, und daß die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung des Menschengeschlechts mit der Zahl der Urpaare in directem Verhältniß steht. Wenn der Verfasser geltend macht, daß die Naturwissenschaft die Unmöglichkeit der Abstammung von Einem Paare nicht beweisen könne, so vergißt er doch wol, daß es Fälle gibt, wo man sich von der Wahrscheinlichkeit leiten lassen muß, und daß der Naturwissenschaft und den Naturgesetzen viel mehr die Annahme entspricht, daß wie von jeder organischen Species, so auch vom Menschen sogleich eine größere Individuenzahl sich gebildet hat. Den Verfasser veranlaßt sein Standpunkt, den Bericht über die Erschaffung des Menschen Genesis 1, 26—28 und den ganz anders lautenden 2, 18—23 für Offenbarung zu halten, statt für subjective, nach den damaligen Zeitbegriffen und Erkenntnissen geformte Anschauung. Nachdem im Kapitel 1 gesagt worden war, daß Gott nach seinem Bilde den Menschen, nach seinem

Bilde Mann und Weib geschaffen, bringt ein anderer Autor im Kapitel 2 die Erzählung von der Erschaffung des Weibes aus einer Rippe des in Schlaf versetzten Adam — ein denkbar größter Widerspruch. Welche Offenbarung ist nun die richtige? Entweder muß der Verfasser glauben, daß Gott Adam und Eva zugleich nach seinem Bilde, oder daß er Eva nachträglich, nicht nach seinem Bilde, sondern aus einer Rippe Adam's geschaffen habe. Im ersten Falle haben wir wenigstens eine ansprechende speculative Idee, im zweiten haben wir einen Mythus, wie unzählige verwandte sich bei allen polytheistischen Völkern finden; beide Vorstellungen sind unter sich unverträglich. Der Naturforscher darf in diesem wie in andern Fällen nicht von seinem Standpunkte auf den andern des Autoritätsglaubens übertreten.

Der Verfasser beseitigt die Einwürfe, welche man von der angeblichen Unveränderlichkeit der Rassen gegen die Arteinheit gemacht hat, und weist nach, daß auch jetzt noch die Rassen, in differente Klimate versetzt, sich ändern, wie z. B. Türken und Magyaren in Europa, und unter andern socialen Verhältnissen, wie der Neger in Nordamerika, wo sie kaukasische Züge annehmen, während die Europäer manches von den Indianern erhalten. Der Verfasser zeigt ferner, auf welchen Wegen Amerika bevölkert werden konnte, und daß es nicht nöthig sei, dort ein besonderes Schöpfungscentrum für den Menschen anzunehmen, wobei hervorgehoben wird die vielfache Uebereinstimmung der Amerikaner mit mongolischen Völkern in Körperbildung, Sitten und Einrichtungen, auch Sprachähnlichkeit; es ist dieses einer der reichsten, von ihm am fleißigsten bearbeiteten Abschnitte. Beschlossen wird das Buch mit einer Vergleichung des Menschen- und Affenkörpers, wobei die von den Zoologen und Anthropologen gemachten Untersuchungen sehr klar und vollständig sich zusammengestellt finden und eine Abbildung des Menschen- und Gorillaskelets die Anschauung fördert.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Heinrich Heine's Gedichte sind zum Theil jetzt auch ins Spanische übersetzt. Der Uebersetzer ist Manuel Maria Fernandez, ein Dichter, der sich durch sein Werk: „La lira dal Guadalete" bekannt gemacht hat und der glänzenden Plejade von Schriftstellern angehört, deren bedeutendes Talent und scharfsinniger Geist sich in den Spalten des „Imparcial" den Beifall des Publikums erringt. Fernandez hat seiner poetischen Uebersetzung des „Intermedio, regreso y nueva Primavera" (Madrid 1873), die er unter dem Titel „Joyas Prusianas" zusammenfaßt, eine eingehende Studie über Heinrich Heine vorausgeschickt, in welcher er auch deutsche Literarhistoriker wie Mundt, Scherr, Meißner und Strodtmann citirt. Heine, dem die Tiefe Klopstock's, die Leichtigkeit Wieland's, die Empfindung Schiller's und die Meisterschaft Goethe's zugesprochen wird, hat sich, nach der Ansicht des Fernandez, von den romantischen Nebelhaftigkeiten, von den classischen und gelehrten Regeln der ältern Literatur freigemacht. Sein ironischer Geist, seine aristophanische Satire werden hervorgehoben. Von der Uebersetzung des Fernandez selbst rühmt ein spanischer Kritiker, daß sie ein tiefes Studium des Dichters beweise und durch zahlreiche Noten den Text erläutere, daß sie in harmonischen, correcten und eleganten Versen abgefaßt sei, ein Lob, welches Zendrini's italienische Uebersetzung des „Buchs der Lieder" ebenfalls in hohem Maße verdient.

— X. Marmier's „Robert Bruce, comment on requiert un royaume" (Paris und London, Halbeke und Comp.) enthält eine nicht ungewandte Lebensbeschreibung Bruce's nach den englischen Quellen, beweist aber, daß auch die französischen Historiker von der fixen Idee der Revanche vollständig eingenommen sind. Schon bei dem Titel, „der Wiedereroberung eines Königreichs", schwebten ihm Parallelen vor, die er nicht unterläßt in der Vorrede zu ziehen. Perth und Edinburgh werden mit Metz und Strasburg verglichen und für die Wiedereroberung von Metz den Franzosen wohlmeinende Rathschläge ertheilt.

— Guizot behandelt in zwei Bänden: „La vie des quatre grands chrétiens français." Der erste Band bringt das Leben des heiligen Ludwig und Calvin's, der zweite wird den heiligen Vincenz von Paula und Duplessis-Mornay behandeln.

Theater und Musik.

Emanuel Geibel's „Brunhild" ist bei Gelegenheit des Gastspiels des Fräulein Ziegler am wiener Carltheater zur Aufführung gekommen. Die wiener Kritik nimmt Veranlassung zu Parallelen zwischen den „Nibelungen" Hebbel's, welche bisher durch die Aufführungen an der Burg den Vorrang behaupteten, und der Dichtung Geibel's.

— In Stuttgart ist Kreisdirector Häckel an Stelle des Herrn von Günzert Hoftheaterintendant geworden. Feodor Wehl behält auch unter der neuen Intendanz seine Stelle als artistischer Director.

Aus der Schriftstellerwelt.

Dr. Emanuel Deutsch ist am 13. Mai in Alexandria gestorben, wohin er sich begeben hatte, um in einem wärmern Klima Genesung zu finden. Ein geborener Ostpreuße, hatte er in London eine Anstellung am Britischen Museum gefunden. Seine glänzenden Abhandlungen über den Talmud und den Islam in der „Quarterly Review" haben ihm einen großen Ruf in England verschafft. Sehr vielen Deutschen, die nach London kamen, wird Dr. Deutsch als gefälliger Führer und Cicerone im British Museum in freundlicher Erinnerung bleiben.

— Am 14. Mai starb in Stuttgart Dr. Hermann Reuchlin, bekannt durch seine „Geschichte Italiens", deren erster Band im Jahre 1859 erschien, gerade zur Zeit, wo unter Cavour's energischer Leitung Italien die erste Staffel zu seiner Macht und Selbständigkeit betrat. Reuchlin, ein Abkomme des berühmten Humanisten, war im Jahre 1810 geboren, studirte Theologie, war längere Zeit Hauslehrer in der Sieveking'schen Familie in Hamburg und hielt sich mit seinem Zögling längere Zeit in Paris auf. Damals betrieb er theologische Studien, beschäftigte sich besonders mit der Geschichte des Jansenismus und schrieb eine „Geschichte von Port-Royal" und ein „Leben Pascal's". Später bereiste er mehrfach, von seiner ländlichen Pfarrstelle aus, Italien, dem er außer in seinem Geschichtswerk, dessen vierter Band nächstens erscheinen wird, noch in zahlreichen Aufsätzen eine eingehende Darstellung widmete.

— Am 22. Mai ist Alessandro Manzoni in dem hohen Alter von 89 Jahren in Mailand gestorben, wo er am

5. Mai 1784 geboren wurde. Seinen Geist und sein Talent hatte er von der Mutter, einer Tochter Beccaria's, geerbt. Ein Schüler Alfieri's und Monte's begann er mit Versuchen, welche den Stempel classischer Ueberlieferung allzu deutlich an der Stirn trugen. Erst mit dem „Inni sacri" (1810) schlug er originelle Töne an und riß sich von einseitigen Traditionen los. Eine hervorragende Stellung in der Literatur erwarb er sich durch seine Tragödie: „Il conte di Carmagnola" (1820), welcher 1823 die Tragödie „Adelchi" folgte, und durch seinen dreibändigen Roman: „I promessi sposi", eine mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert (1827). Jenes Trauerspiel sowol wie dieser Roman erregten die lebhafteste Aufmerksamkeit und Theilnahme Goethe's, der das Drama als das Werk eines wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden und gemüthlichen Dichters bezeichnete und nach der Lektüre des Romans sagte: „Der Eindruck ist derart, daß man immer aus Bewunderung in Rührung und aus Rührung in Bewunderung fällt und niemals aus einer dieser großen Wirkungen herauskommt." In der That ist es Manzoni gelungen, echt italienische Typen, die, dem Volkscharakter entnommen, sich wieder dem Volksbewußtsein einprägen, in diesem Roman zu gestalten, wie den Pfarrer Don Abbadio, der unter dem Pantoffel seiner Haushälterin steht, und den Seidenspinner Renzo aus Como, ein Bild der lombardischen Jugend. Der spätere historische Roman der Italiener, „Nicolo di Lapi" von Azeglio, dem Schwiegersohne Manzoni's, die Romane von Guerazzi, Grossi und Cesare Cantu sind wesentlich durch Manzoni's Werk bestimmt worden. Weniger günstig darf man, trotz Goethe's Lob, über das große geschichtliche Trauerspiel denken, dessen Held der 1432 enthauptete venetianische Feldherr Carmagnola ist. Obgleich auch dies Stück auf die nachfolgenden Dramatiker, namentlich Niccolini, großen Einfluß ausgeübt hat, so macht es im ganzen doch nur den Eindruck einer etwas trockenen Haupt- und Staatsaction, welche auch durch die eingelegten Reden der Chöre wenig poetischer wird. Manzoni war wie Goethe ein Bewunderer Napoleon's und feierte den Cäsar in dem Gedicht „Il cinque maggio", welches Goethe übersetzt hat. Manzoni war ein bigoter Katholik und gab sich in Brussado nahe bei Mailand oft strengen Bußübungen hin. Auch in der Politik huldigte er conservativen Anschauungen, die sich für Italien stets sehr unfruchtbar bewiesen. Jedenfalls hatte sich der greise Dichter überlebt, als er in hohem Alter vereinsamt starb, nachdem seine Frau und seine vier Kinder ihm im Tode vorausgegangen waren.

Bibliographie.

Arnd, E., Geschichte der Gegenwart. 4ter Bd.: Geschichte der Jahre 1867—1871. 2ter Bd. Geschichte der europäischen Staaten. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Aubert, H., Shakespeare als Mediciner. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Militärische Bibliothek für Offiziere aller Waffen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. à 20 Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 28: Nachtigall und Nichte. Posse von R. Hahn. Berlin, Lassar. 8. 20 Ngr.

Boehm, W., Hat Kaiser Maximilian I. im Jahre 1511 Papst werden wollen? Eine kritische Untersuchung. Berlin, Calvary u. Comp. 4. 10 Ngr.

Czerski, J., Offener Brief an den Erzbischof von Posen und Gnesen, Herrn Graf Ledochowski als Antwort auf seinen Hirtenbrief vom 17. September 1872. Schneidemühl. Gr. 8. 3 Ngr.

Delbrück, H., Ueber die Glaubwürdigkeit Lamberts von Hersfeld. Bonn, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Edwards, Amalie B., Debenham's Gelübde. Roman. Aus dem Englischen von Anna Wünn. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eckartshausen, v., Gott ist die reinste Liebe. Mein Gebet und meine Betrachtung. Leipzig, Honer. 32. 14 Ngr.

Elser, S., Wien im Jahre 1873. Festspiel zur Feier der Eröffnung der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873. München, Merhoff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Erbach-Erbach, E. Graf zu, Reisebriefe aus Amerika. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Erlach, F. v., Wiedergeburt des eidgenössischen Wehrwesens. Gotha, Schloessmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Ficker, J., Ueber das Eigenthum des Reichs am Reichskirchengute. Wien, Gerold's Sohn. Lex. 8. 28 Ngr.

Friedberg, E., Johannes Baptista Baltzer. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Preußen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr.

Friedmann, A., Savilia. Wien, Rosner. 16. 12 Ngr.

Größler, F., Gedichte. Schwäbisch Gmünd, Schmid. Gr. 8. 15 Ngr.

Helfferich, A., Geschichtliche Forschungen. II. Der geschichtliche Massbegriff. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Henke, O., Beiträge zur Geschichte der Lehre von der Sonntagsfeier. Stendal, Franzen und Grosse. 4. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Der Buchführer von Lemgo. Roman aus dem deutschen Leben im 17. Jahrhundert. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hutzelmann, C., Angriffe Frankreichs auf Elsass und Lothringen. Ein Beitrag zur Geschichte dieser beiden Reichslande. 2te durchgesehene Aufl. Nürnberg, J. L. Schmid. 8. 16 Ngr.

Jung, A., Darwin. Ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kamp, J., Karte zur Lecture von Schiller's Wilhelm Tell. Stuttgart, Liesching u. Comp. Fol. 5 Ngr.

Krabbe, O., Wider die gegenwärtige Richtung des Staatslebens im Verhältniß zur Kirche. Ein Zeugniß. Rostock, Stiller. Gr. 8. 25 Ngr.

Krones, F., Die oesterreichische Chronik Jakob Unrest's. Mit Bezug auf die einzige bisher bekannte Handschrift der k. Bibliothek zu Hannover kritisch erörtert. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Lewald, Fanny, Die Erlöserin. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Loudon's Briefe. Beiträge zur Charakteristik Loudon's und der Geschichte des 7jährigen Krieges. Herausgegeben von K. Buschberger. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Maassen, F., Eine Rede des Papstes Hadrian II. vom Jahre 869. Die erste umfassende Benutzung der falschen Decretalen zur Begründung der Machtfülle des römischen Stuhles. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Wilhelm und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 1ste Abth. 4 Bde. Berlin, Große. 8. 5 Thlr.

Niepmann, C., Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1862. Cöln, Roemke u. Comp. 8. 5 Ngr.

Nottebohm, G., Beethoven's Studien. 1ster Bd. Beethoven's Unterricht bei Jos. Haydn, Albrechtsberger und Salieri. Nach den Original-Manuscripten. Leipzig, Rieter-Biedermann. Gr. 8. 4 Thlr.

Ohorn, L. A., Der fliegende Holländer. Dichtung in 5 Gesängen. Mühlhausen in Th., Förster. Gr. 16. 12 Ngr.

Palacky, F., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges vom Jahre 1419 an. 1ster Bd. 2tes Heft. Von den Jahren 1424—1428. Prag, Tempsky. Lex.-8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Payn, J., Gewonnen — nicht umworben. Frei nach dem Englischen von Elise Mirus. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rathewitz, J. v., Die Opfer der Jesuiten. Roman aus dem Leben und Treiben der Gesellschaft Jesu. Nach den Originalpapieren eines Ausgewanderten. 1ste Lief. Hamburg, Richter. Gr. 8. 3 Ngr.

Reusch, F. H., Luis de Leon und die spanische Inquisition. Bonn, Weber. Gr. 8. 18 Ngr.

Ring, M., Carl Sand und seine Freunde. Roman aus der Zeit der alten Burschenschaft. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Deutsche Romanbibliothek zu „Ueber Land und Meer" herausgegeben von F. W. Hackländer. 1ster Jahrgang. 1873. 52 Nummern. Stuttgart, E. Hallberger. Hoch 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Romundt, H., Die menschliche Erkenntniß und das Wesen der Dinge. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Schottky, E., Trand. Ein Schauspiel. Breslau, Gosohorsky. 8. 25 Ngr.

Silberstein, A., Philosophische Briefe. An eine Frau. Pest, Zilahy. 8. 24 Ngr.

Spach, L., Moderne Culturzustände im Elsaß. 2 Bde. Straßburg, Trübner. 8. 3 Thlr.

Spindler, W., Allerlei Gereimtes und Ungereimtes. Berlin, Stande. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stein, F., Geschichte der Stadt Schweinfurt. 4 Vorträge. Schweinfurt, Stoer. Gr. 8. 11 Ngr.

Strack, K., Aus dem deutschen Frauenleben. 1ster Thl. Alterthum und Mittelalter. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sybel, H. v., Napoleon III. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 10 Ngr.

Tegnér's, E., Frithiofssage. Schwedische Urschrift mit gegenüberstehender Uebertragung in Prosa, sowie mit erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von G. v. Leinburg. 2te durchaus umgearbeitete und vermehrte Aufl. Nebst einer kurzgefassten schwedischen Grammatik und einem vollständigen Wörterbuch zur Frithiofssage von L. Silberstein. Frankfurt a. M., Winter. 8. 2 Thlr.

Unter'm Strich. Feuilleton-Correspondenz für Zeitungen und Zeitschriften. Unter Mitwirkung namhafter Autoren herausgegeben von Loewenstein's Bureau für Vermittelung literarischer Geschäfte in Berlin. 1ster Jahrgang. 1873. 52 Nummern. Berlin, Loewenstein's Bureau für Vermittelung literarischer Geschäfte. 4. Vierteljährlich 6 Thlr.

Ulrici, H., Der Philosoph Strauß. Kritik seiner Schrift: „Der alte und der neue Glaube" und Widerlegung seiner materialistischen Weltanschauung. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 8 Ngr.

Vámbéry, H., Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage. Gesammelte politische Schriften. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vernaleken, T., und F. Branky, Spiele und Reime der Kinder in Oesterreich. Wien, Sallmayer u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Welt-Geschichte in chronologischer Ordnung. München, Lentner. 16. 2 Ngr.

Werber, W. J. A., Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung. Mit einer Anleitung: Des Menschen Stellung in Natur und Geschichte. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Grundlegung der Philosophie des Schönen, (Aesthetik und Kalligonie) und der Philosophie des Wahren (Erkenntniss- und Wissenschaftslehre). Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Wichert, E., Die Arbeiter. Roman. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —⊰ Nr. 24. ⊱— 12. Juni 1873.

Neue Dramen.

Es ist ohne Zweifel ein erfreuliches Zeichen, daß sich die Schaffenslust auf dem Felde der Dramatik bei uns in Deutschland überaus rege erhält und nirgends der poetische Geist Spuren von Abspannung und Ermattung zu erkennen gibt. Auf der andern Seite freilich muß zugleich eingestanden werden, daß Albert Lindner einigermaßen im Recht geblieben ist, wenn er bedauerte, daß die deutsche Bühne nach den ruhmreichen Großthaten des letzten Kriegs, in dem sich alle germanischen Tugenden entfaltet, einen wahrhaften Aufschwung und höhern Ausdruck noch nicht gewonnen hat, sondern in den alten Gleisen alltäglicher Mittelmäßigkeit und französischer Nachbetung weiter wandelt.

Auch die dramatischen Arbeiten, die uns hier zunächst zur Besprechung vorliegen, lassen uns die Gewißheit einer bessern Zukunft auf den Bretern noch keineswegs wahrnehmen. Es sind einzelne höchst achtungswerthe Bestrebungen darunter, allein wie viel Begeisterung, Talent und Lust und Liebe zur Sache sich auch kundgeben mag, immer fast mangelt es an wahrhaft großartig und genial gestaltender Kraft sowie namentlich an Fertigkeit in der ganz äußerlichen Technik und Mache. Man verschmäht sehr bedauerlicherweise die Erlernung des Handwerks, und doch ist es dies allein, was bis zu einem gewissen Grade das mangelnde Genie ersetzen kann.

Möchten unsere Dramatiker in Zukunft nicht verschmähen, mehr zu lernen, ehe sie zu schaffen beginnen. Freilich, einen Lessing, Goethe, Schiller oder Shakspeare können die Regeln der Schule nicht erzeugen; aber auch ein Iffland und Raupach, sowie mancher minder Begabte, finden auf den Bretern ihre wohl zu achtende Stellung. Und dazu ist in gar mancher dramatisch dichtenden Befähigung wohl das Zeug, wie sich nachstehend zeigen wird.

1. Des Landstürmers Tochter. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Weiland. Dresden, Schulbuchhandlung. 1872. 8. 20 Ngr.

Das Stück gehört jedenfalls zu den bessern Erzeugnissen der dramatischen Muse in unsern Tagen. Es spielt in der Zeit des tiroler Aufstandes gegen die Franzosen, also 1809, als der Herzog von Danzig, Marschall Lefebvre, diese Gebirgsvölker seinem Kaiser zu unterwerfen trachtete.

Das Stück beginnt bei Brixen vor dem Gasthause des Martin Schenk, der zu den Häuptern des Landsturms gehört. Peter Mayer, der nach seines Weibes frühem Tode seine Tochter Anna in Innsbruck erziehen ließ, hat dieselbe vor kurzem heimgeholt und dem Peter Kemenater zugedacht. Das Mädchen ist diesem Plane indeß durchaus nicht günstig, denn sie liebt Max von Freising, den Sohn des Statthalters von Tirol, welchen sie in Innsbruck kennen gelernt hat. Zum Unglück für sie steht er sowol wie sein Vater auf seiten der Franzosen, während Mayer und Kemenater eifrige Patrioten sind und auf nichts anderes als die Abschüttelung des fremden Jochs sinnen. Von Joachim Haspinger, dem rothbärtigen Kapuziner, aufgestachelt, beschließen sie, den Doppeladler Oesterreichs aufzurichten und mit diesem an der Spitze gegen Frankreich in den Kampf zu gehen. Mayer ist es, der da ruft:

Du hohes Zeichen, werde wieder frei;
Reg' deine Fittiche! Flieg' uns voran!
Des Landes Leiden grub mit scharfem Stift
Der Herrgott tief in aller Herzen ein;
Drum stehe unser Blut für unser Recht!
Und soll'n wir fallen nach des Himmels Schluß,
So erb' der Kampf von Kind auf Kindeskind,
Der Säugling trink' ihn mit der Muttermilch,
Bis frei das Land, bis unser gutes Recht
Und unsers Kaisers Sache hergestellt.

Dies ist die rasche und knappe Exposition, zugleich der Inhalt des ersten Actes. Der zweite beginnt in der Wirthsstube Mayer's, wo Anna den mit naiver Herzlichkeit werbenden Kemenater abzuweisen versucht, ohne es recht zu können. Endlich fällt sie ihm mit Thränen um den Hals und sagt:

> Ich bitte Gott aus tiefstem Herzensgrund,
> Daß er dir lohnen mag — ich kann es nicht.

Und während nun Peter, die gute tapfere Seele, hinaus zu den Landstürmern tritt, eilt Anna auf die schneebedeckte Alpe hinauf, um dort ihrem Max das versprochene Stelldichein zu geben. Unter dem Alpenglühen bestrebt sich Anna zuerst, den Geliebten der Sache des Landes zu gewinnen; aber statt diesen Zweck zu erreichen, läßt sie sich vielmehr bewegen, aus dem Vaterhause zu fliehen und mit Max von Freising nach Innsbruck zurückzukehren.

Im dritten Acte stehen Franzosen und Tiroler sich gegenüber und der Dichter führt uns in das Lager von beiden. Wir hören zuerst die stolze Zuversicht Frankreichs, die von weiser Vorsicht und klugem Bedacht nichts hören will. Lefebvre ruft:

> Für Frankreichs Ehre und Napoleon!
> Eh' noch die Sonne sinkt, fügt dieser Tag
> Ein neues Blatt an unsern Lorberkranz.

Dagegen zeigen die Tiroler sich zwar keineswegs verzagt, aber doch besonnen und vorsichtig. Sie erwägen Umstände und Verhältnisse und schlagen endlich los, weil sie glauben, daß die Lage der Dinge ihnen günstig sei. Mayer und Kemenater haben die Flucht Anna's erfahren und suchen ihren Schmerz im Gewühl des Kampfes zu ersticken.

Bis hierher ist das Drama in Gang und Verwickelung zwar etwas dürftig und nüchtern, aber, man darf wol sagen, feinsinnig, geschmackvoll und poetisch gestaltet. Die Handlung schreitet in anmuthig gelassener Weise fort und fesselt durch den Ausdruck sowol eines naiven Wesens als einer warmen Empfindung. Vom vierten Acte an tritt indeß eine nicht gerade glückliche Veränderung ein. Es kommt eine Art von Unruhe in die Entwickelung, ohne daß diese dadurch besondern Schwung oder eine bedeutsame Hebung erhielte. Max von Freising bekennt seinem Vater seine Liebe und die Entführung des Mädchens, wodurch sich dieser in seinem vornehmen Stolze nicht wenig verletzt und beleidigt fühlt. „Welch ein Glück!" ruft er aufgebracht und spöttisch aus, „wenn der Bauer sich zufrieden gibt:

> Sein Kind dein Weib! Nur ein Sinnloser wähnt
> Die Kluft zu überspringen, die euch trennt!"

So zetert er eine Weile weiter; dann, weil er einsieht, daß mit Strenge und Gewalt nichts auszurichten sei, lenkt er ein und befiehlt, die Bauerntochter ihm vorzuführen. Mit dieser allein gelassen, benutzt er die Gelegenheit, Anna auf die Vermessenheit ihrer Liebe noch einmal aufmerksam zu machen und ihr vorzuschlagen: nie seines Sohnes Weib werden zu wollen, sondern stets dessen Geliebte zu bleiben.

In die Entrüstung, in welche das einfache tiroler Kind über diesen erniedrigenden Vorschlag geräth, platzt die Nachricht, daß die Franzosen fliehen und das siegreiche Bauernvolk in die Stadt zieht. Der alte Freising, dadurch außer sich gebracht, beordert, sein Haus zu verrammeln und zu verschanzen und Anna als Geisel zurückzubehalten.

Statt nun aber gleich hier die Vorgänge auf frischer That weiterzuleiten, läßt der Verfasser den Schauplatz wechseln und die Scene in eine große Halle im Hause des Statthalters versetzen, wo im Hintergrunde eine Flügelthüre und zwei Seitenthüren befindlich sind, zu denen eine Treppe in der Breite der Bühne hinaufführt. Er glaubt ohne Zweifel durch diesen Stufenaufbau den Schluß des Actes imposanter zu machen, und thut das äußerlich allerdings auch, ohne indeß damit zugleich in demselben Grade die Handlung zu gipfeln. Es gibt allerdings wol ein stattliches Bild, wenn der Statthalter Freising, nach ebenso tollkühner als nutzloser Vertheidigung, mit seinen Anhängern sich auf die Treppe zurückzieht und dort vor den eindringenden Bauern die Waffen streckt; allein das Pathos des Trauerspiels gewinnt nur wenig, indem nichts weiter geschieht, als daß Anna, wenn Kemenater auf Max das Gewehr anlegt, hervorstürzt und um dessen Leben fleht.

Unserer Ansicht nach mußte hier durch eine kühne Wendung Leben und Bedeutung in die Sache gebracht und dieser der nöthige Aufschwung verliehen werden. Wenn Max, durch das Verhalten seines Vaters empört, jetzt z. B. dazu veranlaßt wurde, sich offen gegen diesen zu erklären und zu den Gegnern überzutreten, so wäre damit eine große Bewegung erzielt und eine glückliche Peripetie der Tragödie gewonnen worden. Der Conflict, welchen der Verfasser bewerkstelligt, ist, unserm Ermessen nach, jedenfalls nicht tragisch genug, um dem Werk eine mächtige und durchschlagende Wirkung zu verschaffen.

Im fünften Acte sind die Landstürmer nämlich besiegt, Mayer und Kemenater gefangen. Ersterer will Gift nehmen, um sich der Gewalt seiner Feinde zu entziehen, aber in dem Augenblicke, in dem er den Becher an die Lippen setzen will, siegt in ihm der Muth des Patrioten, und er beschließt, von den Kugeln der Franzosen zu fallen. Nun erscheint Max und will ihn retten, indem er ihn bereden will, zu erklären, er habe bei Anzettelung des Aufstandes die Proclamation noch nicht gekannt, mit welcher Kaiser Franz Tirol an Frankreich abgetreten. Mayer jedoch lehnt dies Ansinnen ab und bleibt auch gegen Anna's Bitten sowie gegen die Befehle Freising's taub, der nur, wenn Anna auf die Hand seines Sohnes verzichtet, Gnade zu üben verspricht. Anna aber richtet sich stolz empor, und indem sie den Giftbecher trinkt, fordert sie den Vater und den tapfern Kemenater auf, heldenmüthig in den Tod zu gehen. An der Leiche des armen Kindes versöhnen sich Mayer, Kemenater und Max, während der letztere sich auf ewig von seinem Vater lossagt.

Dieser Ausgang ist immerhin ergreifend und traurig, aber, wie uns bedünkt, nicht klar, entschieden und einfach genug, um zur Exposition zu passen. Die Katastrophe ist gleichsam zu umwickelt, zu ausgepolstert, zu verschwommen in ihren Anlässen und Beweggründen, um dem schlanken und schlichten Aufbau der Entwickelung des Stücks entsprechend zu erscheinen. Das Stück wird dadurch in seiner Spitze zu breit, zu undeutlich und wenig

wirkungsreich. Es verpufft in ungenauer Motivirung. Um durchschlagenden Erfolg zu gewinnen, mußte es stärkere, der naiven Volksgröße mehr angemessene Züge und damit einen Auslauf von mehr tragischem Mark und Eindruck machender Gewalt erhalten.

2. Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Murad Effendi. Temesvar, Gebr. Magyar. 1871. 8. 15 Ngr.

Genanntes Drama behandelt den Untergang des venetianischen Dogen dieses Namens, und zwar wie uns bedünken will, in einer etwas frostigen und nicht allzu anziehenden Weise. Für keine der handelnden Personen läßt sich ein recht erwärmender Antheil gewinnen. Faliero, der eigentliche Held, nimmt zuweilen den Anlauf zu einer gewissen epigrammatischen Größe, allein es bleibt auch nur beim Anlauf, denn nirgends gelangt derselbe zu einer Entfaltung mächtiger Mittel und imponirender Erscheinung. Groß gesinnt, tapfer und voll Ehrgeiz wie er ist, erzürnt es ihn, daß die adelichen Geschlechter der Republik überall seine Entschlüsse und Maßregeln zu beeinträchtigen und zu beschränken wissen; und als nun vollends einer vom Rath der Vierzig, Michael Steno, seiner Gemahlin schnöde Anträge zu machen wagt und, deswegen von ihm angeklagt, kaum etwas wie einen Verweis dafür erhält, da reißt ihn sein erregter Jähzorn so weit hin, daß er sich in eine Verschwörung gegen die Republik einläßt und dadurch sein Leben verwirkt. Es ist der Gestalt des Dogen nicht günstig, daß eine Frau, die ihn heimlich liebt und von seiner Gattin zu trennen sucht, wesentlich dazu beiträgt, sein Feuer zu schüren. Sie ist es, die Steno anspornt zur Bewerbung bei der Dogaressa und welche, obschon ihr die ganze Erfolglosigkeit derselben bekannt ist, doch den Anschein benutzt, um Faliero gegen seine schuldlose Gattin zu verstimmen. Daß es über viel mehr als eine Verstimmung nicht hinauskommt, ist das Mangelhafte in der Sache, denn um den Dogen zu stacheln und zum Aeußersten zu bringen, hätte es dramatisch mehr als dieser Verstimmung bedurft, die nach dem Acte der Verschwörung kaum noch nöthig ist, um die Schuld des Dogen zu mehren. Die Gräfin Donna Clara Morosini ist eine Art weiblicher Jago, aber ohne alle Vertiefung im Charakter und ohne effectvollen Ausdruck im Wesen. Sie ist ebenso matt und kraftlos, Zeichnung und Farbe wie alle übrigen Figuren. Nur dann und wann flimmert etwas wie ein Zug der Macht und Bedeutung auf.

Der Verfasser, der entschieden nicht ohne Talent ist, hat dieses Talent noch nicht flügge zu machen gewußt. Es prüfte bisjetzt nur seine Flügel, hat aber noch keinen weiten und hohen Ausflug gewagt. „Selim III.“ sowol wie dieser „Marino Faliero“ sind dramatische Flügelschläge, aber noch keine dramatischen Flüge. Es fehlt diesen Stücken zwar keineswegs an Feuer, Schwung und hingebender Liebe, wol aber an Selbständigkeit, origineller Erfindung und kecker Gestaltungskraft; dann und wann auch an abgerundeten Versen. Wählt man doch einmal den Vers, so sollte man ihn besser handhaben als z. B. in nachfolgenden Stellen:

Meine Ehre liegt
Zu Tod verwundet in der Wage einer
Schale, und in der andern die Schmach,
Dem Manne, Gatten angethan, dem Fürst
Venedigs. Scheint die meine nicht beschwert
Genug, so werft ein einz'ges Blatt meiner
Vergangenheit — ja diese ganz hinein,
Und sie wird stracks so tief und schnelle sinken,
Daß ihr verlegen würdet, vor der nächsten
Minute euer Prüfen zu vertreten.

Oder:

Das hohe Tribunal der Vierzig sendet
Mit ehrerbiet'gem Gruß dem Dogen von
Venedig das Erkenntniß über die
Beschwerde, die er wider Steno, den
Patricier, beim Rathe vorgebracht.

3. Das Fest zu Bayonne. Trauerspiel in fünf Acten von Rudolf Bunge. Köthen, Schettler. 1872. 16. 6 Ngr.

Das Thema dieses Trauerspiels ist eine Jugendliebe Heinrich's IV. von Frankreich, des protestantischen Prinzen. Im Schlosse zu Neron lernt er bei einem ländlichen Feste Florette, die Tochter des Gärtners, kennen, und von ihrem anmuthigen Wesen gefesselt erweist er derselben die Aufmerksamkeiten eines Liebhabers. Florette, davon bestrickt und hingerissen, folgt ihm in der Verkleidung eines Savoyardenknaben und wird später, um als guter Genius über den Geliebten wachen zu können, Page im Dienste seiner Gegner, also der katholischen Partei am Hofe, deren Seele Leonore Gräfin von Toledo, eine natürliche Tochter des Herzogs Alba, ist. Sie in Verbindung mit ihrem Vater, dem Herzog von Guise und der Katharina von Medici sinnen auf den Untergang der Protestanten und deren Führer, Heinrich's von Béarn und des Admirals Coligny. Leonore liebt Heinrich ebenfalls und will ihn zur katholischen Partei durch ihre Liebe herüberziehen, da ihr dies aber misglückt, ihn erdolchen. Florette jedoch rettet den Prinzen und rettet auch Coligny; allein da sie gesehen, daß der Prinz gegen Leonorens Gunstbezeigungen nicht unempfindlich blieb, so stürzt sie sich schließlich in die Wellen der Garonne und ertrinkt. Heinrich erscheint zu spät, sich ihr zu Füßen zu werfen und ihr sein Herz zu weihen.

Das in leichtfließenden, oft sich reimenden Jamben geschriebene Stück ist nicht ohne Geschick gemacht. Es läßt sich auch wol denken, daß es bei einer guten Darstellung einige Wirkung erzielen könnte. Daß es indeß eine Dichtung von wirklich poetischem Werth und echt dramatischem Wurfe sei, läßt sich darum noch keineswegs behaupten. Die Ausführung erscheint etwas opernhaft und erinnert namentlich an Meyerbeer's „Hugenotten“, vorzugsweise in der Figur des Marcell und in dem allerdings nicht effectlosen Zweikampf zwischen Alba und Coligny am Schluß des dritten Actes. Auch sind weder Handlung noch Charakteristik wahrhaft vertieft. Daß die beiden Frauen, welche Heinrich lieben, beide durch Selbstmord enden, ist eine Einseitigkeit der Erfindung, welche der Schöpfung Abbruch thut. Ebenso ist es ein Mangel der Intrigue, daß die Frauen zu keinem eigentlichen Zusammenstoß in ihrer Liebe kommen, und daß diese Liebe überhaupt zu viel Raum gewinnt in Hinsicht des historischen Hintergrundes, auf dem sie sich abspielt.

4. Paris und Oenone. Ein dramatisches Gedicht von Bruno Wiß. Berlin, Bohne. 1872. 16. 15 Ngr.

Das Gedicht darf für eine sauber und mit poetischer

Sorgfalt ausgeführte Studie erklärt werden. Der Dichter hat, wie anzunehmen ist, die antiken Stoffe und Dramen mit Vorliebe und sinnigem Verständniß gelesen und geprüft und durch diese Prüfung und dies Lesen sich zu einer Ausführung in ähnlicher Art und Weise angeregt gefühlt. „Paris und Oenone" ist die Frucht dieser Anregung, ein classischer Nachklang, der nur den fünften Act, den Ausgang einer Tragödie liefert, die Tragödie selbst aber überschlägt. Oenone ist die Gattin des Paris, die er um Helena verließ, und die er nach der Erkennung seines Unrechts und seiner Thorheit wieder aufsucht, um dafür vor ihren Augen mit dem Tode zu büßen. Oenone liebt noch immer den ungetreuen Gemahl und würde unbezweifelt versöhnt in seine Arme sinken, wenn nicht Theano, die Amme des verstorbenen Sohnes der Oenone und des Paris, sie davon zurückhielte. Diese Zurückhaltung, welche Paris das Herz bricht, treibt Oenone an seiner Leiche in so heftige Verzweiflung, daß sie sich an ihr mit eigener Hand den Tod gibt.

Dies der Inhalt des Gedichts, das zwar weder bedeutend noch eigenartig, aber in Sinn und Vers doch fein und edel ausgeführt erscheint.

5. Meister Dürer's Erdenwallen. Ein Geburtstag aus seinem Leben. Dramatisches Charakterbild in einem Aufzuge von Julius Grosse. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 15 Ngr.

Dieses kleine, in gefälligen und einschmeichelnden Versen abgefaßte Gelegenheitsstück, das zur vierhundertjährigen Geburtsfeier Dürer's im weimarer Hoftheater gegeben wurde, bemüht sich nicht ganz ohne Erfolg, ein Bild des mittelalterlichen Bürger- und Künstlerlebens auf die Breter zu bringen. Es zeigt uns den berühmten deutschen Maler in seiner Häuslichkeit, d. h. in seiner Ehe mit der etwas zanksüchtigen und beschränkten Frau Agnes, im Verkehr mit seinen Schülern und Freunden, sowie endlich in seiner Stellung zu Kaiser Maximilian. Daß in letzterer Beziehung die bekannte Anekdote mit dem Edelmann nur erzählt und nicht, wie in einem später zu erwähnenden Stücke von Karoline Lyser-Pierson, thatsächlich in die Handlung verflochten wird, scheint uns ein Versäumniß, das zu beklagen ist. Denn gerade in der prallen, etwas derben und doch durchweg anmuthigen Ausführung Grosse's würde diese Anekdote sich doppelt hübsch und wirksam ausgenommen haben. Hat der Dichter in dem leisen Anklange an die Hans Sachs'schen Dramen, den er für sein Werk passend erachtet und gewählt hat, doch in der That die rechte Art und Weise gefunden. In ihr rollt sich die einfache, aber anziehende Handlung jedenfalls recht glücklich ab. Die böse Nachbarin, Frau Finkenei, die Unfrieden in die Dürer'sche Ehe zu bringen und Frau Agnes zur Untreue zu verleiten sucht, dafür aber am Ende recht gründlich abgetrumpft wird, ist eine zwar etwas widerwärtige, aber doch recht volksthümliche Figur jener Zeit. Der Auftritt, in welchem die sehr auf das Geld und den Erwerb sehende Frau Agnes dem von ihr nicht gekannten Kaiser auf den Leib rückt und ihm, sozusagen, die Leviten liest, macht sich in der Aufführung gewiß recht wirksam, ebenso wie der andere, in welchem Pirkheimer sie dadurch neckt, daß er sich für die der Muse ihres Gatten eifersüchtig nachspürende Malersfrau als leibhaftiges Conterfei in den Rahmen stellt. Dagegen bedünkt uns der Schluß sowie das ganze Wiederauftreten des Kaisers mit der bekannten Wappenverleihung ziemlich matt und austragslos. Hier hätte die Dichtung mehr poetischen Aufschwung und einen höhern Grad von dramatischer Gestaltungskraft vertragen.

6. Stephan Klinger. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Christian Deutsch. Erlangen, Deichert. 1872. 16. 10 Ngr.

Das Stück erscheint uns als eine gelungene der dramatischen Arbeiten, welche im deutsch-französischen Kriege von 1870—71 spielen. Es zeigt uns elsässische Bauern, die zu Anfang beinahe alle gut französisch gesinnt sind, aber nach und nach durch die Erfahrungen, die sie an Franzosen und Deutschen in diesem Kriege machen, zum Deutschthum bekehrt werden. Die Hauptpersonen dieses gesunden Volksstücks sind zwei deutsche Nachbarfamilien in einem Dorfe bei Hagenau, deren Kinder, Stephan Klinger und Elise Kaspar, sich von Jugend auf lieben. Unter allen ist nur eine Person, Margarethe Klinger, die Mutter von Stephan, welche von Haus aus Zug und Sympathie zu Deutschland zu erkennen gibt; die andern sind alle mehr oder weniger von einem wahren Taumel für Frankreich besessen, besonders Stephan, der, von einigen neidischen Nebenbuhlern bei Elise heimtückisch aufgestachelt, nicht eilig genug unter die Waffen kommen kann, um das barbarische Deutschland zu züchtigen. Bei Sedan verwundet und gefangen, auf dem Schlachtfelde von seinen französischen Landsleuten erbarmungslos verlassen, wird er von deutschen Rothkreuzen aufgelesen, sorgsam verpflegt und ausgeheilt. In seinen schweren Leiden lernt er die deutschen Herzen und Gemüther kennen und fühlt in sich den alten Heimatstrieb erwachen. Inzwischen verbreiten daheim seine gewissenlosen Mitbewerber um das Herz von Elise die Nachricht von seinem Tode und trachten die arme Heimgesuchte durch allerlei Vorspiegelungen zu täuschen und sich geneigt zu machen. Aber das gute Kind dauert standhaft aus, und von der Verwundung des Geliebten deutscherseits unterrichtet, eilt sie selbst auf die Verbandplätze und in die Lazarethe, um denselben aufzufinden und in ihre Pflege zu nehmen. Aber durch ein Misverständniß irregeführt, trifft sie mit Stephan doch erst wieder in der Heimat zusammen, und zwar gerade in dem Augenblicke, in welchem sein eigener Vater und einige Nachbarn, durch schändliche Lügen der Franzosen aufgestachelt und gereizt, seinen Lebensretter und Freund, den freiwilligen Krankenpfleger Friedlieb, ermorden wollen. Ihre Dazwischenkunft klärt alles auf und bringt einen warm ergreifenden, versöhnlichen und wirksamen Ausgang zu Wege. Das Stück schließt mit der Nachricht, daß Strasburg capitulirt habe und Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland gehöre.

Dies der kurze Inhalt des Dramas, das man im besten Sinne des Wortes ein Volksschauspiel nennen darf. Die Sprache ist schlicht, dabei natürlich und wahr. Der Gang der Handlung verschleppt sich zwar nicht selten ein wenig und wird hier und da zu episch breit, wie denn überhaupt das Stück vielfach der Erzählungsform nicht so sehr entwachsen ist, als es für den Erfolg auf der Bühne gewünscht werden muß. Das Ganze ist eine elsässische Dorfgeschichte im Kriege, die man dramatisirt

und zwar nicht genug dramatisirt hat, die aber dennoch so voll Frische, Leben und glücklicher Natürlichkeit ist, daß sie immerhin einer freundlichen Beachtung und Anerkennung würdig ist.

7. Johann Huß. Tragödie in fünf Aufzügen von Karl von Gerstenberg. Bern, Huber u. Comp. 1872. 8. 24 Ngr.

Im Beginn des Verlagsjahres ist dies Trauerspiel im Stadttheater zu Bern mit Beifall dargestellt worden; es ist auch in der That ein ganz bühnengerechtes, glatt und geschickt gearbeitetes Drama, das bei entsprechender Darstellung sich ohne Zweifel mit Antheil wird sehen lassen. Daß es jedoch einen großen und die Seele des Zuschauers gewaltig erschütternden Eindruck hervorzubringen im Stande sei, möchten wir bezweifeln, weil dafür dem Trauerspiel jedwede poetische Eigenthümlichkeit, kühner Wurf und Zug in der Handlung, Schärfe der Charakterausprägung, Fülle der Gedanken und endlich auch aller höhere Pomp und Schwung der gebundenen Sprache fehlt. Das Stück ist dramatisches Mittelgut, das durch nichts verletzt und abstößt, das aber auch durchaus weder hinreißen noch begeistern kann.

Es schildert in den ersten drei Acten das reformatorische Auftreten und Wirken des Johann Huß und seiner Anhänger in Prag, die Anfeindungen und Bekehrungsversuche seiner kirchlichen Gegner daselbst, und in den letzten beiden seine Verurtheilung und Hinrichtung zu Kostnitz. Das alles ist klar angelegt und strict durchgeführt; nur mangelt, um zündend zu wirken, dieser klaren Anlage und stricten Durchführung originelles dramatisches Leben und historisches Colorit. Johann Huß ist ein declamirender Held, wie wir sie zu Dutzenden unsere weltbedeutenden Breter betreten sehen, und der deutsche Kaiser Sigismund sowol wie seine Gemahlin und der König Wenzel von Böhmen bleiben in leisen Anläufen der Charakteristik stecken. Die Gegner des Huß, der Erzbischof Sbinek, Albikus und Andreas von Broda, sind die bekannten Bühnenbösewichte, wie die Freunde von Huß, Hieronymus, Kaspar Schlick und Johann von Chlum, die oft beobachteten Biedermänner des deutschen Theaters. Die jedenfalls gefällige und achtungswerthe Arbeit ermangelt leider der dichterischen Eigenart und irgendwie epochemachender dramatischer Bedeutnng.

8. Meister Albrecht Dürer. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Karoline Pierson (Leonhardt-Lyser). Zweite Auflage. Stuttgart, Grüninger. 1871. 16. 15 Ngr.

Eine freundliche und sinnig ansprechende Arbeit, in welcher das Kunst- und Volksleben Nürnbergs zu Anfang des 16. Jahrhunderts in zwar etwas blassen, aber immerhin wirksamen Zügen verwerthet erscheint. Dürer mit seinem echt deutschen, milden und versöhnlichen Wesen bildet zusammt seiner platonischen, frommen Liebe zu Klara Pirkheimer sowie mit seinen idealen artistischen Anschauungen selbstverständlich den eigentlichen Mittelpunkt. Er ist eben beschäftigt, sein berühmtes Bild, Maria, von Engeln umgeben, auf das zu ihren Füßen ruhende Jesuskind schauend, zu vollenden und vor Kaiser Maximilian I. zu stellen, welcher, um den Wetteifer der Künstler anzuspornen, verheißen hat: das beste Gemälde mit einem Preise zu krönen. Meister Guglielmo, ein italienischer Maler in der Umgebung Maximilian's, welcher, von Neid und Misgunst verzehrt, weil er Dürer's Sieg ahnt, erst dessen Bild, dann ihn selbst zu vernichten trachtet, wird durch den Edelmuth des deutschen Künstlers gerührt und bekehrt und gönnt ihm schließlich die feierliche Bekränzung durch den Kaiser. Die bekannte Anekdote, nach welcher Maximilian, als er einem Edelmanne befahl, Dürer eine Leiter zu halten, und dieser, dies als ungehörig erachtend, sich weigerte es zu thun, zugerufen: „Aus jedem Unterthan vermag ich einen Edelmann zu schaffen, aus hundert Edelleuten keinen Dürer“, ist mit vielem Geschick in die Handlung verflochten. Auch die Verleihung des bekannten Wappens an Dürer von seiten des Kaisers ist artig darin angebracht. Die eigentliche Intrigue des Stücks, die Feindschaft und Verfolgungssucht des welschen Meisters, ist dagegen die dramatische Schwäche des Ganzen. Hierin erweist sich die Verfasserin zu unsicher zutastend und weiblich ängstlich, und dadurch ist gerade dieser sehr wichtige Theil der Dichtung einer durchgreifenden Wirkung verlustig gegangen. Recht poetisch und ergreifend dagegen macht sich die Apotheose des Malers zum Schluß des Dramas, das als ein zwar etwas schwächliches, aber durchweg liebenswürdiges Werk zu bezeichnen ist.

Eine andere Dichterin, Henriette Strauß, ist gleichfalls mit einem dramatischen Gedicht aufgetreten:

9. Sewahi. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Henriette Strauß. Manheim, Schneider. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.

Es ist dies eine Arbeit, die von großem Fleiß und tüchtigen orientalischen Studien sowie entschieden auch von Talent zeugt, aber trotz aller dieser Vorzüge für die Bühne doch schon um deswegen unmöglich ist, weil sie ohne den beigedruckten Commentar nicht zu verstehen ist. Die Autorin hat sich in indische und mongolische Ausdrücke und Bezeichnungen geradezu verliebt und gebraucht sie so oft und so viel, daß dadurch für deutsche Ohren ein intimes und leichtes Verständniß in hohem Grade erschwert ist, um so mehr, als es an sich nicht leicht wird, sich in der verwickelten und fremdartigen Handlung zurechtzufinden.

Aureng-Zeb, Kaiser von Indien, ein orientalischer Napoleon I., droht Kaschmir zu erobern, das Sewahi segensreich beherrscht. Dieser junge Moha Raza (Großfürst), von seinem weisen Erzieher, dem Derwisch Chatun, angeleitet und unterstützt, beschließt, dem Angriffe zuvorzukommen und den Gegner zu überrumpeln. Er überrascht Aureng-Zeb zu Benares, wo derselbe eben Hof hält, und befreit Hädy Manriquez, die Tochter eines verstorbenen Vicekönigs, welche männlicherseits aus spanischem Blute stammt und die der Tyrann zwingen will, ihm anzugehören. Sie entgeht seiner Rache nur, indem sie sich gerade in dem Augenblicke in den Ganges stürzt, in dem Aureng-Zeb sie mit sich zur Flucht vor Sewahi zwingen will.

Sewahi rettet Hädy aus den Fluten des heiligen Stroms und bringt sie zu Wayzilly, einer alten Inderin, die ihr Leben in beschaulicher Einsamkeit und stillem Gebet verbringt; hier erfährt er, daß sie die Tochter Oremo's, des Vicekönigs von Indien ist, welcher von Aureng-Zeb besiegt und ermordet wurde. Natürlich liebt

er Hädy und wünscht, da der Tyrann todt gesagt wird, nichts mehr und inniger, als Gegenliebe zu finden. Er sagt:

Du Perle aus des Ganges heil'gem Schos,
Ich schloß ins Herze dich so schmerzlich tief,
Daß du ihm Wunden drückst, unschätzbar Kleinod!
Wenn jetzt der Träume Genius Blüten streut
Auf deine süßen, wundervollen Augen,
Dann zaubre er mit güt'ger Götterhand
Mein Bild dir vor die Seel'! Hädy, o könnt'
Es sich in himmlisch heiliger Umarmung
Vermählen mit der deinen! Ach, und schwebte,
Frei von dem eiteln niedern Weltgetriebe,
Mit dir vereint im Strahlenreich der Liebe!

Er sendet seinen Erzieher Chatun, damit er für Hädy sorge, und dieser bringt es durch seine Nachforschungen dahin, daß Wayzilly und Hädy sich als Mutter und Tochter erkennen. Erstere hatte den Spanier Manriquez geheirathet, der sie vor der Verfolgung einer giftigen Schlange gerettet und dadurch ihre Dankbarkeit und Liebe erworben. Als er mit der Gattin und einer Tochter in die Heimat wollte, hinderten die Brahmanen die erstere, dem Gemahl zu folgen. Tmar, den sie um Manriquez willen verschmäht, wußte sich auf diese Weise zu rächen. Der Spanier kehrte später mit seinem Kinde zurück und starb. Hädy aber gelangt auf so abenteuerliche Art zu ihrer Mutter zurück.

Nun folgt ein schönes, glückliches Liebeleben zwischen Sewahi und Hädy, in das aber plötzlich und unerwartet der todtgewähnte Aureng-Zeb einbricht, der Sewahi's List nachahmt und ihn nächtlich in den Armen Hädy's überrascht. Er ersticht seinen Feind und flieht dann, kommt aber im Getümmel des nächtlichen Kampfes um. Hädy gibt sich an der Leiche Sewahi's selbst den Tod. So schließt die Dichtung. Wir können nicht gerade sagen, befriedigend, denn wenn Gobid-Sing, der Befehlshaber der Seiks, auch die Freiheit Indiens verkündet und Sewahi in das Grab nachruft, daß erreicht sei, für was er gestritten, so erkennen wir doch die tragische Schuld nicht recht, die das Ende der Liebenden nothwendig macht, denn daß Sewahi gegen die starren Satzungen der Priesterkaste sich auflehnt und für die Toleranz eintritt, kann in unsern Augen doch wol nicht als Vergehen gelten. Unserm Ermessen nach hat die Autorin etwas zu wenig die Technik des Dramas beobachtet und sich allzu sehr einer gewissen Schwelgerei im Orientalismus hingegeben. Es kam ihr mehr darauf an, orientalische Sitte und orientalisches Culturleben zur Darstellung zu bringen, als ein regelrechtes und wirksames Trauerspiel zu schaffen.

Feodor Wehl.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Eine philosophische Schrift von Hugo Delff.

Welt und Weltzeiten. Eine Philosophie des Lebendigen und der That. Von Heinrich Karl Hugo Delff. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Die classische Zeit der Entwickelung der großen speculativen Systeme liegt hinter uns. Indem wir sie in ihrer Gesammtheit überblicken, entdecken wir trotz mancher einander fremden Glieder dennoch einen Zusammenhang, der so groß ist, daß sich dem überschauenden Blick das Ganze darstellt als eine majestätische Bergkette, anhebend in den drei Kant'schen Kritiken, hinansteigend zu der erhabenen Kuppe der Fichte'schen Wissenschaftslehre, von wo aus sich zwei breite Ausläufer in fruchtbare Felder herabsenken, der Schelling'sche in die Felder des Naturlebens, der Hegel'sche in die der Menschheitgeschichte. Was von außen sich anschaut als ein zusammenhängender Gliedbau, schaut sich von innen her an als ein logischer Calcul, welcher sich zwar auf mannichfaltige Art umrechnen, aber in seiner zu Grunde liegenden Methode nicht abändern läßt. Je mehr nun derselbe durch ein unermüdetes Nachrechnen an Schärfe und Geläufigkeit gewinnt, desto mehr wird er zu einer mit Virtuosität geübten Schulsache, gleich den Rechnungen der Astronomie und höhern Mechanik.

Hiermit ist aber dem Leben, welches die Philosophie ebenso wenig entbehren kann als die Schule, nicht viel gedient. Mit dem sinkenden Glauben an die Satzungen der Väter steigt das Bedürfniß nach einer für jedermann verständlichen Philosophie, was die Schulphilosophie ebenso wenig jemals werden kann wie die höhere Mechanik. Daher hat es auch zu keiner Zeit an Lebensphilosophen gefehlt, welche, abgestoßen von den Fesseln der Schule, lieber als dem abstracten Calcul ihren lebhaften unmittelbaren Lebensgefühlen vertrauten und hierdurch zuweilen auf die Kreise des praktischen Lebens einen stärkern Einfluß gewannen, als die Schulen ihn erringen konnten. Von dieser Art waren schon zu Kant's Zeit die in weiten Kreisen wirkenden philosophischen Versuche Hamann's, Lavater's, Lessing's, Herder's und Jacobi's; in späterer Zeit die geistreichen, aber unmethodischen und darum der Schulphilosophie ihrer Zeit verhaßten Philosopheme Baader's, Schopenhauer's und Feuerbach's, für deren Aufstellung ihre Unternehmer so viele Drangsale von seiten der damals unumschränkt herrschenden methodischen Schulsysteme zu erdulden hatten.

Dieser Druck ist jetzt fortgefallen. Die Schulsysteme gelten nicht mehr für populär, und um so ungehinderter kann sich das naturalistische Philosophiren Bahn brechen. Es ist wieder, ähnlich wie es zu Kant's Zeiten war, eine Art von philosophischer Sturm- und Drangperiode herangekommen. Ein in die Augen springendes Kennzeichen davon ist unter anderm die Raschheit, mit welcher sich die allbekannte „Philosophie des Unbewußten" Beifall und Anhang zu erwerben gewußt hat. Wir gehören nicht zu denen, welche das beklagen. Denn auch das unmethodische und abenteuernde Philosophiren hat seine relative Berechtigung. Haben wir doch auch sonst vortreffliche Arbeiten solcher wilden Männer, die keiner methodischen Schule angehören, wie Fechner's „Zend-Avesta", Alexander Jung's „Geheimniß der Lebenskunst" und manche andere, die wir in unserer Literatur nicht missen möchten. Zu ihnen gehört auch das obige originelle Buch. Was ihm den Charakter des Wilden aufdrückt, ist zunächst eine

gewisse ungestüme Leidenschaftlichkeit in der Verfechtung seines Standpunktes:

Die Wissenschaft muß dem Leben wiedergegeben werden, auf daß sie wieder eine Lebenskraft des Lebens werde. Sie muß zu dem Zwecke vom Katheder herab in die freie Bewegung des Menschen und der Gesellschaft. Aus der Versteinerung und Verstockung muß sie zurück in den lebendigen Fluß. Die Wissenschaft der Schule ist nur ein Petrefact. Es wird in der Wissenschaft nicht früher wieder gut werden, bis das Maß der wissenschaftlichen Autorität nicht mehr nach dem officiellen Stempel gemessen wird, bis die Philosophen von Beruf nicht mehr den Philosophen von Amt, von Staats wegen, von Geschäft weichen müssen. Auf den Universitäten macht sich in der Regel nur die Mittelmäßigkeit breit. Denn diese ist es eben, die der Staat gebrauchen kann, wenigstens der moderne Staat. Aber die Philosophie hat keine Gemeinschaft mit dem Staatsmechanismus, sie ist eine rein menschliche und persönliche Angelegenheit.

Und ferner:

Wenn wir einen Blick werfen auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie, so finden wir überall einen unfruchtbaren Scholasticismus, mag dieser nun ein empirisch-naturwissenschaftlich bestimmter oder vorwiegend metaphysischer sein, und daneben etwa nur eine unkrautartig wuchernde oberflächliche Schöngeisterei, die sich und ihr Publikum mit dem glitzernden Schaum des Gedankens ergötzt und deren allerdings leicht erklärliches Reussiren in den kritischen Organen als ein Triumph der Philosophie gefeiert wird. Von allen Seiten begegnet uns neben solchem leichten und leichtfertigen Witzspiel jene Sterilität und Impotenz, jene Unselbständigkeit, die nur nach der Schablone arbeitet und deren ganze Capacität in empirischen und logischen Constructionen besteht .... Daß ich nun überhaupt auch in der Wissenschaft so persönlich zu reden pflege, das kann ich eben einmal gar nicht ändern. Mir ist die Wissenschaft und die wissenschaftliche Wahrheit einmal eine Lebensangelegenheit, mit meinem innersten persönlichen Leben radical verknüpft; mögen andere sie denn wie irgendeine Kunst oder Geschicklichkeit nehmen. Ich glaube mit Hamann, daß die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke der Ausführung, die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke; — die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, im fruchtbaren Schos der Leidenschaften vergraben liegen.

Dieses leidenschaftliche Hervortreten seiner subjectiven Persönlichkeit würde für einen philosophischen Methodiker im Schulfach zwar ein schlechtes Prognostikon abgeben, nicht aber in gleicher Weise für einen warmen Lebensphilosophen, bei welchem starke Religionsgefühle, wofern sie nur rein sind, gern mitreden dürfen, weil es hier immer nur vorzüglich darauf ankommt, moralische Ueberzeugungen zu wecken und zu befestigen. Wir würden sogar wegen dieser Tendenz das vorliegende Buch fast noch lieber ein religiöses als ein philosophisches Product nennen, wenn man beim Worte „religiös" sich in der Unart des modernen Sprachgebrauchs nicht gar zu sehr gewöhnt hätte, an die Dogmen unserer orthodoxen Theologie zu denken, welche der Verfasser perhorrescirt.

Er nennt sich vielmehr einen Platoniker. Das ist freilich nur annäherungsweise zu verstehen und bezeichnet auch insofern nichts Bestimmtes, als man sich an Plato von verschiedenen Seiten her und in verschiedenem Sinne anschließen kann. Genauer ist sein Standpunkt als Pantheismus zu bezeichnen. Aber dieser ist nicht ein Naturalismus, welcher die Gottheit mit der Natur verwechselt, sondern ein Persönlichkeitspantheismus, welcher das Leben der Natur für eine untergeordnete Function im Leben der Gottheit ansieht, und zwar für die niedrigste. Höher steht das Leben der naturbeherrschenden Menschengeister, aber am höchsten das allumfassende und alldurchdringende Leben der göttlichen Person, welches einerseits der Natur als ihr tiefstes Fundament unterbaut ist, andererseits für die Menschengeister den allgemeinen Stamm bildet, dem sie als abgezweigte Aeste angehören. Das Verhältniß der Menschengeister zur Urperson ist das einer partiellen Einigung mit derselben, welche durch die Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Denn kein Geist erkennt die Wahrheit vereinzelt in sich selbst, sondern alle nur allein durch eine Erhebung in die alles erkennende Urperson. Das Verhältniß der Natur zur Urperson ist das einer partiellen Entartung einzelner Theile ihres Organismus, welche durch ein Unbewußtwerden, eine Beraubung ihrer Erkenntnißfähigkeit vor sich geht. Denn die physikalischen und chemischen Processe sind nicht die letzten Gründe der Natur, sondern der unendliche Weltraum und die unendliche Weltzeit, welche die unentbehrlichen Vorbedingungen von jenen ausmachen, sind integrirende Bestandtheile im geistigen Organismus der Urperson.

Solche Ansichten, welche dem echten Methodiker nach den Grundsätzen der Schule freilich überaus geläufig sind, wenn auch zum Theil unter andern Darstellungsformen und andern Ausdrucksweisen, dem allgemeinen populären Verständniß näher zu bringen oder, wo sie bereits in dasselbe eingedrungen sind, fortwährend wach zu erhalten durch warme, eindringliche und anschauliche Beredsamkeit, ist ein Verdienst um die Reinigung unserer literarischen Atmosphäre von allerlei ungesunden und das frische freie Athmen erschwerenden Dünsten, welche sich von Zeit zu Zeit in sie einzuschleichen pflegen. Warm und anschaulich aber wird die Sprache des Verfassers besonders durch den Umstand, daß er den Weltgeist denkt als das Allbewußtsein, welches in allen Dingen gegenwärtig vorhanden ist, und von dessen Klarheit alle inwendig durchdrungen sind. Denn so erscheint nun die Natur in einem gewissen veredelten und erhöhten Lichte. Das grünende und blühende Leben, die Beweglichkeit harmonischer Gestalten, die Melodie von Farben, Tönen und Wohlgerüchen, der klare Blick des Goldes, die lichte Form des Krystalls, das lebendige Licht, die stille befruchtende Wärme und Feuchtigkeit werden als unmittelbare Offenbarungen und Fußspuren göttlichen Wesens erkannt. Auch das Leblose zeigt sich von einem verborgenen Leben angehaucht, das wie helle magnetische Ströme das All durchzittert. Die mechanischen Kräfte der Physik erscheinen überall, wo Leben emporquillt, höhern Bildungs- und Gestaltungstrieben aus dem Urquell einer universell anordnenden Weltseele unterworfen, in einer ganz verwandten Weise wie dieses auch in der bekannten Philosophie des Unbewußten der Fall ist. Nur daß ein vollkommener Gegensatz besteht im Colorit der Gemälde. Denn während dort sich die unbewußt bildende Weltseele in undurchdringliches Dunkel einhüllt, zeigt sich hier dieselbe als ein unmittelbarer Ausfluß aus dem hellsten Lichte und daher selbst durch und durch hell und leuchtend. Ein nicht unpassender Name für dieses System würde daher ohne Zweifel sein, wenn man es gegenüber jenem eine Philosophie des Bewußten nennen wollte.

Der Verfasser selbst gibt Veranlassung zu solcher Vergleichung durch seine polemische Bezugnahme auf jenes System, zu welchem das seinige in einer Art von diametralem Gegensatze steht. Doch fällt ebenso sehr als der Gegensatz dem unbefangenen Leser auch eine gewisse große Aehnlichkeit beider ins Auge, welche darin besteht, daß beim beiderseitigen Mangel einer eigentlichen wissenschaftlichen Methodik beide Philosophen es in gleich hohem Grade verstehen, durch eine reiche Fülle naturwissenschaftlichen Materials, verbunden mit einer poetischen Auffassung und Durchdringung desselben, neben dem Denkvermögen auch vorzüglich die Einbildungskraft des Lesers so lebhaft zu beschäftigen, daß man sich wie auf einer anmuthigen Ideenreise befindet, wo die schönsten Gegenden in interessantem Wechsel und oft überraschender Folge vor dem wißbegierigen Blicke vorübergleiten. Es ist das derselbe Zauber, durch welchen auch die Schopenhauer'schen Schriften eine so einnehmende Gewalt auf den dafür empfänglichen Leser auszuüben pflegen. Es ist der Zauber, welcher überall dort hervortritt, wo philosophische Ideen das Gemüth des Menschen in seiner vollen Tiefe ergreifen. Dann fühlt sich immer der menschliche Geist in ungewöhnlicher Weise erhoben:

> Und die Psyche regt sich und will sich die ganze Wirklichkeit durchsichtig machen. Es soll nichts Hartes, Widerstrebendes noch zurückbleiben, alles soll ihr flüssig werden. Sie will alles sich eigen machen, indem sie allem den Namen gibt. Da ist denn nicht zu helfen. Denn es ist wie der Zustand eines Verliebten, den es nicht ruhen läßt, bis er sich nicht mit der Geliebten in der Hervorbringung eigenster Lebenswerke geeinigt hat. Auf diese Weise ist der philosophische Trieb auch eine Art verliebter Anziehung. Der Geist will sich mit der äußern Wirklichkeit vermählen, um mit ihr schöne Kinder zu erzeugen.

Es ist nun freilich kein Wunder, wenn der Verfasser sich bei so ungestümen und jugendlich warmen Lebensgefühlen von der philosophischen Literatur unserer Tage nur abgestoßen fühlt. Die Schulphilosophen sind ihm zu bleich und abstract, die Lebensphilosophen zu blasirt, grämlich und lebensmüde. Und so überrascht es uns denn auch nicht im mindesten, wenn ein guter und derber Einfall des Schusters Jakob Böhme, ein sinniger Gedanke griechischer oder hebräischer Mythologie, ein kräftiges Bibelwort ihm schwerer wiegt. Mit Jakob Böhme und dessen Interpreten Franz von Baader haben überhaupt seine philosophischen Studien begonnen, und erst hinterher haben sie manches andere, besonders aber Schelling's Philosophie der Mythologie und Offenbarung, mit in ihren Kreis gezogen. Auf den ersten Umstand legt er selbst großen Nachdruck, obwol er jene seine beiden ersten Lehrer hin und wieder mit auffallender Geringschätzung behandelt. Den zweiten Umstand erwähnt er zwar selbst nicht ausdrücklich, man ist aber auf ihn zu schließen darum berechtigt, weil er sich die Schelling'sche Ansicht von der Offenbarung als dem Erzeugnisse eines mythologischen Processes in ihren wesentlichen Punkten angeeignet hat. Seine Theorie der Weltzeiten beruht fast ganz auf derselben, und es ist auch dieses ein Umstand, wegen dessen das vorliegende Buch eine vorzügliche Beachtung verdient. Denn Schelling's Ansicht vom Wesen des Mythus, welche bisher in der Regel weder gehörig beachtet noch auch richtig verstanden worden ist, hat hier zum erstenmale ihren sinnigen Interpreten und beredten Vertheidiger gefunden.

Der mythische Standpunkt in der Bibelerklärung gehört zu denjenigen Bestrebungen unserer Philosophie, deren geistvolle Proben anfänglich das Höchste zu versprechen schienen, deren weitere Entwickelung aber theils ins Stocken gerathen, theils in schiefe Bahnen gelenkt worden ist. Herder's geistvolle Hypothese über die mythologische Bedeutung der sechs Schöpfungstage in der von ihm als „älteste Urkunde des Menschengeschlechts" bezeichneten Schöpfungsgeschichte der Genesis machte den glänzenden Anfang dieser Versuche; Kant's mythologische Auslegung der Versuchungsgeschichte des ersten Menschenpaares im Paradiese in seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" schloß sich demselben in ebenbürtiger Art an. Beide Hypothesen hat sich unser Verfasser aufs neue angeeignet. Hegel und Schelling erhoben darauf den mythologischen Standpunkt zum durchgreifenden Erklärungsprincip nicht nur in Beziehung auf das Alte, sondern auch auf das Neue Testament. So stand diese Sache, als David Strauß in den Fortgang derselben epochemachend eingriff, indem er bereits im Jahre 1835 beim ersten Erscheinen seines berühmten Werks ankündigte, das Leben Jesu vom Standpunkte des Mythus aus begreifen und erklären zu wollen. Der fast ungetheilte Beifall, mit welchem ihm damals die Hegel'sche Schule entgegenkam, bezog sich wesentlich auf diesen Punkt. Denn auch Hegel hielt, wie Schelling, nur in anderer Darstellungsform, die Dogmen der christlichen Glaubensbekenntnisse für echte und wahre speculative Mythen im erhabensten und lehrreichsten Sinne dieses Worts. Bei Strauß hingegen verflüchtigte sich der Begriff des Mythus schon während seiner ersten Arbeit immer mehr in den Begriff der bloßen entweder übertreibenden oder lügnerischen Volkslegende, und seine folgenden Arbeiten haben so wenig dazu beigetragen, diesen Begriff aufs neue zu vertiefen, daß in seinem „Neuen Glauben" kaum mehr von ihm die Rede ist. Weil nun ein großer Theil der Hegel'schen Schule (obwol beiweitem nicht die ganze) ebenfalls seinen Fußstapfen in dieser Richtung gefolgt ist, so darf im gegenwärtigen Augenblicke immer noch Schelling als der entschiedenste und reinste Repräsentant der philosophischen Offenbarungslehre auf dem mythologischen Standpunkte gelten, auf dessen Wegen weiter zu schreiten Delff im zweiten Theile seines Buchs anerkennenswerthe Anstrengungen gemacht hat. Wer diesen Weg consequent verfolgen will, der darf freilich nicht den wirklichen Mythus verwechseln mit der bloßen sagenhaften Ausschmückung historischer Begebenheiten, von welcher er seinem ganzen Wesen nach sich sehr unterscheidet. Wirkliche Mythen sind veranschaulichte echte Religionsgefühle, Erzeugnisse wirklicher Religionstriebe, sinnvolle und lehrreiche Symbole dessen, was darum ewige Wahrheit ist, weil es sich als ewiges Weltgesetz alle Tage, nur in unendlich wechselnden Formen und Einkleidungen wiederholt. In diesem Sinne hat schon Aristoteles den bekannten Ausspruch gethan, daß der Mythus wahrer sei als die Geschichte. Denn Aristoteles verstand bereits unter Mythen Darstellungen von Ereignissen und Zuständen, welche im

Menschenleben immer aufs neue, nur in immer veränderten Formen und Umgebungen wiederkehren, durch das Mittel anschaulicher und für alle gültiger allegorischer Bilder; wie z. B. die Arbeiten des Herakles ein allegorisches Bild sind für ein jedes in Kämpfen und Anstrengungen für das gemeine Wohl aufgeopferte Leben, welches, auf Erden mit dem Nessusgewande und Scheiterhaufen endigend, in den Olymp unsterblichen Ruhms erhoben wird; oder wie die Abenteuer des Odysseus ein allegorisches Bild sind für ein jedes kluge und beharrliche Streben zur Erreichung eines sittlichen Endzwecks, ohne sich durch unübersteiglich scheinende Hindernisse im mindesten beirren zu lassen. Jedem nun, welcher ein Liebhaber ist nicht von sagenhaften Mythen, welche das wirklich Geschehene nur entstellen, sondern von allegorischen Mythen, welche gültige und classische Formeln herstellen für moralische Weltgesetze, ist das Buch „Welt und Weltzeiten" anzuempfehlen als ein solches, welches eine Fülle von eigenen Gedanken über diese Gegenstände anzuregen im Stande ist. Anregung zum eigenen selbständigen Denken aber muß in den religiösen Gebieten immer als der höchste Zweck einer philosophischen Schrift gelten. Denn nur was ein jeder sich hier durch eigenes Nachsinnen, Nachempfinden, Nachdenken erwirbt, ist ihm von Nutzen. Ein armes Fünkchen selbstentzündeten Lichts bringt hier einen jeden weiter als der Sonnenglanz eines angelernten Systems. Aber der Anregung zum eigenen Denken kann nicht genug Material herbeigeschafft werden, und jede Arbeit, welche dieses in so reichem Maße thut wie die vorliegende, ist als ein willkommenes Zeichen nie rastender geistiger Entwickelung des Zeitalters zu begrüßen.

Karl Fortlage.

Der Deutsche Orden in Preußen.

Die Eroberung Preußens durch die Deutschen von Albert Ludwig Ewald. Erstes Buch: Berufung und Gründung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fast ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Johannes Voigt die preußischen Chroniken, wenn auch noch ohne besondern kritischen Apparat durchforschend und gestützt namentlich auf die Urkundenfülle des seiner Obhut anvertrauten königsberger Archivs, die Geschichte Preußens unter dem Deutschen Orden zu schreiben unternahm und den bis dahin so wenig bekannten und doch so außerordentlich interessanten Stoff in verschiedenen Bearbeitungen dem größern Publikum zugänglich machte. Auffallend lange hat es gedauert, ehe der hochverdiente königsberger Historiker einen Nachfolger gefunden hat, welcher, auf seines Vorgängers umfassendem Sammelfleiß weiter bauend, die Arbeit nach den Grundsätzen der modernen historischen Kritik weiter führte oder wiederholte. Denn so wenig ihre hohe Verdienstlichkeit in Frage gestellt werden kann, so sehr bedurften die Leistungen Voigt's doch einer erneuten Sichtung und Prüfung von den Gesichtspunkten aus, welche durch die Ranke'sche Schule für die historische Kritik maßgebend geworden sind. Dazu aber ist es erst verhältnißmäßig sehr spät gekommen; denn erst seit kurzer Zeit liegt das einschlagende Quellenmaterial in der von Th. Hirsch, E. Strehlke und M. Töppen veranstalteten Sammlung der Geschichtschreiber der Provinz Preußen in einer Gestalt vor, welche den heutigen Anforderungen der historischen Wissenschaft im wesentlichen entspricht. Trotzdem ist es eigentlich auffallend, daß die Geschichte Preußens unter dem Deutschen Orden so lange nur so wenig Anziehungskraft ausgeübt hat. Denn nach unserer Meinung bietet dieselbe einen ganz besonders bedeutenden und dankbaren Stoff. Ja, wer die Geschichte des preußischen Staats schreiben will, der sollte eigentlich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, von der Mark Brandenburg, sondern von dem alten Preußen anheben. Denn nicht blos äußerlich erscheint in dem brandenburgisch-preußischen Staate jene östliche Hälfte als das Hauptland; ihr Name ist der des ganzen Staats geworden; an sie eigentlich war die Königskrone gebunden; die Farben des Deutschen Ordens in Preußen sind die preußischen Landesfarben geworden; der Adler, den der Hochmeister im Wappen führte, begegnet uns wieder als preußischer Reichsadler; das eiserne Kreuz, welches die Brust der Helden von 1813—15 und 1870—71 schmückt, ist eine bewußte und absichtliche Nachbildung des Kreuzes, welches die Deutschen Ordensritter auf ihrem Mantel führten. Wichtiger aber als diese Aeußerlichkeiten ist ein anderes. Das Land der Hohenzollern ist ein Staat eigentlich erst geworden, als 1618 das Herzogthum Preußen demselben hinzugefügt wurde, und lange Zeiten hat der Schwerpunkt der brandenburgisch-preußischen Politik in jenem östlichen Lande gelegen, durch dessen Besitz die Hohenzollern in die wichtigen nordischen Verwickelungen, die schwedisch-polnischen Kriege, hineingezogen wurden; man denke nur an den Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dessen Theilnahme an jenen Händeln, und wie er aus denselben für sich die Souveränetät in Preußen zu gewinnen wußte. Man kann noch mehr sagen: Preußen ist weit früher als Brandenburg und in einem weit höhern Sinne als dieses ein Staat, ein dieses Namens wirklich würdiger, wohlgegliederter Organismus gewesen. Hierin vornehmlich liegt nach unserer Ansicht die große Bedeutung der ältern preußischen Geschichte. Zu einer Zeit, wo die auf dem Feudalwesen beruhende Staatsform des Mittelalters in Trümmern ging und namentlich Deutschland dadurch auf Jahrhunderte hinaus der Zersplitterung und Machtlosigkeit preisgegeben wurde, hat der Deutsche Orden, obgleich selbst aus dem durchaus mittelalterlichen Geiste der Kreuzzüge hervorgegangen, doch das für jene Zeit wirklich Bewundernswürdige zu leisten vermocht und eine Staatsordnung geschaffen, welche in der Form halb geistlich, halb weltlich, ein eigenthümliches Mittelding zwischen Aristokratie und Monarchie, doch in ungewöhnlicher Entwickelungsfähigkeit sich den verschiedenen, mit der Zeit wachsenden Bedürfnissen des von dem Orden beherrschten Landes anzupassen und denselben mit fast moderner

Staatsraison gerecht zu werden wußte. Der Kampf des Deutschen Ordens zur Eroberung Preußens ist räumlich und zeitlich der Abschluß gewesen des durch Jahrhunderte fortgehenden Ringens, in dem die Deutschen von der Elbe, Saale und Naab aus die große östliche Ebene bis an den Memel hin sich unterthänig und christliche und deutsche Cultur dort heimisch gemacht haben; es ist aber auch der in seinem Verlaufe großartigste und in seinen Wirkungen glänzendste.

So können wir es denn als ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, das eine lange schon empfundene Lücke in unserer historischen Literatur auszufüllen geeignet ist, bezeichnen, wenn Albert Ludwig Ewald, ein jüngerer Geschichtsforscher, wie dieses sein Erstlingswerk zeigt, von guter Schule und vertraut mit den Grundsätzen einer umsichtigen, sich vor jedem Uebereifer hütenden Kritik, eine ausführliche Geschichte der Eroberung Preußens durch die Deutschen zu schreiben begonnen hat: eine Arbeit, zu der er, wie die Vorrede zeigt, schon durch seine Abstammung aus Preußen selbst berufen war, und die er daher auch, in richtiger Erkenntniß des tief innigen Zusammenhangs zwischen jenen entlegenen Zeiten und der jüngsten Entwickelung seiner Heimatprovinz bis auf unsere Tage hin, als eine Festgabe zu dem im September 1872 in Marienburg begangenen hundertjährigen Gedenktage der Wiedererwerbung Preußens durch die Deutschen dargebracht hat. Was die Anlage der ganzen Arbeit betrifft, so beruht dieselbe durchweg auf streng wissenschaftlicher Grundlage, und in fortlaufenden, zum Theil umfangreichen Anmerkungen werden die Belege und namentlich die kritischen Untersuchungen mitgetheilt, welche den Verfasser zu den vielfach vorkommenden Abweichungen von den Ansichten Voigt's und der spätern Bearbeiter dieses Stoffs veranlaßt haben; in diesem eigentlich gelehrten Theile seiner Arbeit ist der Verfasser überall als ein Mann von vorurtheilsfreier Auffassung, scharfem Blick und eindringender Kritik zu erkennen, und es sind daher auch die von ihm für die Ordensgeschichte gewonnenen neuen Ergebnisse der Art, daß man ihnen fast ohne Ausnahme zustimmen kann und sie als einen Gewinn für unsere historische Kenntniß begrüßen muß. Was die eigentliche geschichtliche Darstellung angeht, so ist auch dieser alles Lob zu zollen, wenn wir derselben auch hier und da eine etwas reichere Fülle und eine größere Wärme gewünscht hätten.

Vortrefflich ist die Anordnung des gesammten Ganges der Darstellung; sie gibt Zeugniß von der richtigen Gesammtauffassung, die dem Werke zu Grunde liegt, und von dem klaren Einblick in die innere Zusammengehörigkeit scheinbar außer Verbindung stehender Ereignißgruppen. Von den acht Abschnitten, in welche der uns vorliegende erste Theil der Geschichte Preußens unter dem Deutschen Orden zerfällt, sind die beiden ersten allgemein einleitende. Die Christianisirung der Ostseelande wird als ein großes Ganzes aufgefaßt, um dann der Preußens hren besondern Platz anzuweisen. Denn nachdem bereits im 9. Jahrhundert von dem nördlichen Deutschland aus das Christenthum in Dänemark und in Schweden eingebürgert, die im 8. Jahrhundert begonnene Bekehrung der Obotriten und Wilzen im 12. Jahrhundert zu Ende geführt, Pommern aber durch den glänzenden Glaubensapostel Otto von Bamberg für die christliche Kirche und die deutsche Cultur gewonnen, und endlich durch die dänische Eroberung Rügens der letzte Hort des Heidenthums in jenem Theile der Ostseelande zu Fall gebracht worden war, während seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts in den Ländern östlich vom Baltischen Meere Deutsche und Dänen in der Bekehrung der Liven, Letten und Esten gewetteifert, und in dem zwischen den beiden Völkern sich entspinnenden Kampfe die Deutschen endlich durch des großen Albert von Buxhövden Verdienst den Sieg davongetragen hatten, „fehlte in dem Kranze, mit welchem das Christenthum das Baltische Meer umschlang, nur noch ein Blatt in der Kette, welche der deutsche Eroberer um die Ostseelande von Nordalbingien bis Estland gelegt, noch ein Glied, jene innere südöstliche Ecke zwischen Weichsel und Niemen, das Land der alten Preußen". So erscheint denn die mit dem dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts beginnende Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden als die nothwendige Consequenz, der organische Abschluß einer bereits durch Jahrhunderte gleichmäßig weitergeführten Entwickelung.

Der zweite einleitende Abschnitt beschäftigt sich mit der Geschichte des alten Preußens bis zur Ankunft des Deutschen Ordens. Der erste Versuch, die Preußen für das Christenthum zu gewinnen, ist bekanntlich gegen Ende des 10. Jahrhunderts durch Bischof Adalbert von Prag gemacht worden. Der Märtyrertod des Glaubenshelden, der kein Deutscher, sondern ein Slawe war, hat, ohne die zunächst zu lösende Aufgabe zu fördern, der Missions- und Culturarbeit der Deutschen auf lange Zeit hinderlich entgegengewirkt. Denn mit Recht bemerkt Ewald darüber:

> Bedeutungsvoller noch ist Adalbert von Prag geworden, weil er ein Slawe war. Denn daß ein solcher für den Christenglauben sein Blut vergossen, war bisher noch niemals dagewesen. Bisher hatte man nur von deutschen Missionen in Heidenländern Osteuropas gehört. Der böhmische Märtyrer ward der verehrteste Heilige der slawischen Lande, lieh diesen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit. Ueberall in den östlichen Landen, in Böhmen, Schlesien, Polen, Ungarn, Pommern, auch in Preußen erhoben sich Adalbert's Kirchen und Kapellen. Sein Grab in Gnesen ward das Ziel unendlicher Wallfahrtsscharen. So ist Adalbert's Martyrium lange Zeit dem kirchlichen und politischen Vordringen der Deutschen gen Osten zum wesentlichen Nachtheil geworden.

In klarer Uebersichtlichkeit werden dann die Angriffskriege dargestellt, welche von Dänen und Polen gegen die heidnischen und durch ihre Raublust den Nachbarn gefährlichen Preußen im Laufe des 12. Jahrhunderts geführt wurden, jedoch nur das eine Ergebniß hatten, daß die südwestlichste preußische Landschaft zwischen Ossa, Drewenz und Weichsel, das Culmerland, in polnischen Besitz überging. Ein neuer Anstoß, sich nachdrücklicher mit Preußen zu beschäftigen, wurde dann zu Beginn des 13. Jahrhunderts gegeben, als von dem pommerellischen Kloster Oliva aus der Mönch Christian als Glaubensapostel in Preußen erschien und, begünstigt durch den Umstand, daß er nicht aus dem mit den Preußen durch zahlreiche blutige Kriege tödlich verfeindeten Polen kam, einige Erfolge erlangte. Obgleich nun aber das Papstthum, das eben damals in Innocenz III. seinen größten und kühnsten

Vertreter gewonnen hatte, sich der Bestrebungen Christian's auf das nachdrücklichste annahm und demselben mit seiner ganzen schwer wiegenden Autorität Vorschub zu leisten eilte, so gebot doch schon nach wenigen Jahren eine einmüthige Reaction des Heidenthums der weitern Ausbreitung des Christenthums in Preußen nachdrücklich halt, und der Christian von dem Papste zum Lohn für seine Verdienste verliehene Titel eines Bischofs von Preußen drohte ein leerer Name zu bleiben, wenn der jungen Kirche nicht mit größerer Anstrengung als bisher beigesprungen würde. Das geschah denn auch ernstlich: der Papst ließ gegen die Preußen das Kreuz predigen, er suchte durch strenge Gebote den Misbrauch des Siegs zu hindern, damit nicht durch Bedrückung und Mishandlung der unterworfenen Preußen die Einbürgerung des Christenthums, wie es so oft geschehen war, erschwert oder gar ganz vereitelt würde. Von einem durchschlagenden Erfolge aber hören wir auch in jener Zeit noch nichts; vielmehr stieg der Widerstand der Angegriffenen und in ihrem väterlichen Glauben Bedrohten zu solcher Erbitterung, daß bald alles, was man erst erreicht hatte, wieder in Frage gestellt war:

Nur das Schwert konnte die dem Christenthume erschlossenen Gebiete schützen, nur das Schwert dem Glauben neue Gebiete erobern. Ausschließlich eine starke, stets kampfbereite Kriegerschar vermochte den Heiden einen Damm entgegenzusetzen, an dem die wilden Wogen ihrer Wuth sich brechen mußten. Es war der Deutsche Ritterorden, der zur Abwehr der Heiden nach der Weichsel gerufen wurde. Als das geschah, war ganz Preußen ein völlig unabhängiges, freies Land, über das bisher weder vom Kaiser noch vom Papste irgendwie verfügt worden war. Das beweisen die Erlasse der beiden Häupter der Christenheit aus den Jahren 1224 und 1225. Friedrich II. nahm alle jungen Christen in Preußen unter seine kaiserliche und des Römischen Reichs Schirmherrschaft und bestätigte ihnen ausdrücklich ihre alte persönliche Freiheit wie auch das völlige Freisein von Diensten und Lasten, das sie vordem im Heidenstaate genossen. Er spricht sie frei von der Dienstpflicht und der Gerichtsbarkeit der Könige, Fürsten und Großen und warnt, gegen diese Bestimmung zu fehlen.

Mit Recht betont Ewald, abweichend von seinen Vorgängern, gerade diesen letzten Umstand so nachdrücklich: in demselben liegt eigentlich der Schlüssel, der uns sowol die Berufung des Deutschen Ordens nach Preußen als auch die Begründung der Herrschaft desselben jenseit der Weichsel allein zu erklären im Stande ist.

Auch der dritte Abschnitt von Ewald's Buch ist wenigstens zum Theil noch einleitend: er behandelt zunächst die Geschichte des „Ordens der deutschen Herren zu St.-Marien" von der Gründung bis zur Berufung nach Preußen. Die Wiege dieser merkwürdigen, zu einer so glänzenden Zukunft berufenen Genossenschaft hat bekanntlich in dem „Deutschen Hause" zu Jerusalem gestanden, einem in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzuge gestifteten Hospital zur Pflege kranker deutscher Pilger; im Anschluß an diese ältere, eine Zeit lang dem Johanniterorden affiliirte Stiftung hatten dann während des dritten Kreuzzugs 1190 bei der Belagerung von Accon bremer und lübecker Kaufleute zur Pflege ihrer siechen Landsleute aus den Segeln eines Schiffs ein Feldspital hergestellt: dies und das Vorbild des Johanniter- und des Tempelherrnordens gab den Anlaß zur Stiftung des Deutschen Ritterordens, welcher sich in seiner innern Organisation im wesentlichen den Satzungen der beiden ältern Genossenschaften ähnlicher Art anschloß, und in dem wir daher das eigenthümliche und in seinen Consequenzen unvermeidlich zu einem innern Widerspruch führende Doppelwesen jener beiden wiederfinden. Schnell wuchs der Deutsche Orden an Ehren und Besitz; den für seine ganze Zukunft entscheidenden Schritt aber that derselbe unter dem Hochmeister Hermann von Salza: eine der glänzendsten und fesselndsten Erscheinungen, welche das an großen Männern so reiche Zeitalter Kaiser Friedrich's II. überhaupt hervorgebracht hat. Es ist nur in der Ordnung, daß Ewald dem Bilde dieses ungewöhnlichen Mannes, des einsichtigsten und einflußreichsten Staatsmannes seiner Zeit, der das volle Vertrauen Kaiser Friedrich's II. und nicht minder das des Papstes besaß und so zwischen den beiden streitenden Häuptern der Christenheit zu einer hochbedeutenden Vermittlerrolle aufstieg, einen breitern Raum gewährt und dasselbe mit vollern Farben ausmalt, als sie seine knappe und streng sachliche Darstellung sonst aufzutragen pflegt:

In dem sanglustigen Thüringen, das damals gerade das deutsche Minnelied am schönsten und reichsten erblühen ließ, war der „minnesame" Hermann groß geworden. Sein ritterlicher Sinn hatte ihn früh den Kämpfen an der Geburtsstätte des Christenthums zugesellt. Er war ein beredter, leutseliger, weiser, umsichtiger, vorbedächtiger und in allem Thun ruhmvoller Mann, wie ihn der Ordenschronist Peter von Duisburg schildert, mächtig in Wort und That, wie ihn Kaiser Friedrich II. selbst charakterisirt, fromm, gottesfürchtig und ehrsam, wie wir mit der großen Hochmeisterchronik wol hinzufügen können. Denn von frommem Wandel und von Reinheit der Sitten legt sein ganzes Leben Zeugniß ab. Daß ein solcher Mann an die Spitze des Ordens trat, war für diesen gerade damals von unendlichem Gewinn.

Im Morgenlande nämlich schwand mit dem unaufhaltsamen Zusammensturze der christlichen Herrschaft auch für den Deutschen Orden mehr und mehr die Möglichkeit zu einer seiner ursprünglichen Bestimmung entsprechenden Thätigkeit; einem Manne von dem weitreichenden Scharfblick Hermann's von Salza konnten die schweren Gefahren nicht entgehen, welche damit über den Orden hereinzubrechen drohten und einen vorzeitigen Verfall desselben fürchten ließen. So suchte der Hochmeister denn nach einem andern Felde ersprießlichen Schaffens für die seiner Obhut anvertraute Genossenschaft. Anfangs war dazu das wilde, den verwüstenden Einfällen der Kumanen ausgesetzte Burzenland in Siebenbürgen ausersehen, doch zerschlug sich dieses Vorhaben bald wieder, da König Andreas von Ungarn bald erkannte, daß die ihm zu Hülfe eilenden Ritter nach Gründung eines von ihm unabhängigen Staatswesens strebten. Da bot sich dem Orden eine andere glänzende Aussicht: 1226 erschien vor Hermann von Salza eine Gesandtschaft des polnischen Herzogs Konrad von Masovien und bat um Entsendung einer Ritterschar zur Unterstützung gegen die heidnischen Preußen, die aufzuhalten dem von Christian von Oliva gegründeten Ritterorden von Dobrin nicht gelingen wollte. Das war der erste Anstoß zur Entstehung des Ordensstaats in Preußen.

Auf das Detail der nun folgenden Entwickelung einzugehen müssen wir uns versagen, obgleich gerade in dem hier beginnenden Theile vornehmlich das wissenschaftliche

Verdienst der Ewald'schen Arbeit liegt. Abweichend von seinen Vorgängern thut Ewald nämlich im Anschluß an die große Menge uns erhaltener, immer mehr oder weniger dasselbe wiederholender Urkunden dar, daß der Deutsche Orden mit echt diplomatischer Vorsicht zu Werke ging und erst dann an die Eroberung Preußens Hand anlegte, als er von allen irgendwie Betheiligten, Kaiser, Papst, Konrad von Masovien u. s. w., den einstigen Besitz der zu erobernden Landschaften und seine völlig unabhängige fürstliche Stellung in denselben auf das feierlichste verbrieft und besiegelt erhalten hatte, daß demnach dem Zuge der Ordensritter an und über die Weichsel langwierige und immer wieder auf denselben Punkt zurückkommende diplomatische Verhandlungen voraufgegangen waren. Nach einem flüchtigen Blick auf die damaligen Zustände des preußischen Landes und Volks wird dann die Geschichte der Eroberung bis auf den Tod des Landmeisters Hermann Balke und die durch diesen vollendete Verschmelzung mit dem livländischen Schwertritterorden erzählt. Die sorgfältige Quellenforschung und die kritische Umsicht des Verfassers haben auch in diesem Abschnitt die frühern Darstellungen in vielen Punkten geklärt und berichtigt, sodaß unsere Kenntniß eine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Mit Verlangen sehen wir der Fortsetzung der verdienstlichen Arbeit entgegen und wünschen, daß der Verfasser sich nicht auf die Geschichte der Eroberung Preußens allein beschränken, sondern sein Thema erweitern und überhaupt die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen erzählen möge: nach der hier vorliegenden Probe ist er zur Lösung dieser besonders dankbaren Aufgabe in hohem Grade befähigt. **Hans Prutz.**

Ein Zeitroman.

Um Scepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Dritte Auflage. Vier Bände. Stuttgart, E. Hallberger. 1873. Gr. 8. 6 Thlr.

Der vorliegende Roman erschien zu Anfang des vorigen Jahres in der Zeitschrift „Ueber Land und Meer", und kurze Zeit darauf auch in Buchform. Er hat es in weniger als zwölf Monaten bereits bis zur dritten Auflage gebracht — ein Erfolg, der bei belletristischen Arbeiten zu den größten Seltenheiten gehört. Freilich würde man irren, wenn man denselben mit den künstlerischen Qualitäten des Buchs erklären wollte; der Stoff ist es, nicht die Form, was jenes lebhafte Interesse erregte. Es ging das auch mit ganz natürlichen Dingen zu. Gregor Samarow machte zuerst den Versuch, die großen Ereignisse des Jahres 1866 novellistisch zu verwerthen, und dabei kamen ihm alle die Vortheile zu statten, welche ihm seine amtliche Stellung im Ministerium des ehemaligen Königreichs Hannover gewährte. Es ist ja seit lange kein Geheimniß mehr, daß sich hinter dem Pseudonym Gregor Samarow der bekannte Regierungsrath Oskar Meding verbirgt, welcher das Vertrauen König Georg's in hohem Grade besaß. In dieser Position hatte er natürlich reichlich Gelegenheit, die geheimen Triebfedern der Politik des Jahres 1866 kennen zu lernen und mehr zu erfahren, als bis dahin in die Oeffentlichkeit gelangte. Die Herausgabe des vorliegenden Buchs war jedenfalls in mehr als einer Hinsicht ein Wagniß; der Erfolg jedoch hat dem Verfasser recht gegeben.

Der Roman „Um Scepter und Kronen" ist kein Kunstwerk, und er konnte es der Natur der Sache nach auch nicht werden. Dem Verfasser lag nicht daran, ein historisch-romantisches Werk von künstlerischer Abrundung zu schaffen, sondern ausschließlich daran, die bequeme Form novellistischer Darstellung für seine politischen Memoiren vortheilhaft zu verwerthen, Bilder aneinanderzureihen, welche zum Verständniß des Jahres 1866 beizutragen vermöchten. Er führt den Leser in die verschiedensten Ministercabinete, in die Salons der großen und der „halben" Welt, in die Einsamkeit des Dorfs wie in den Strudel der Hauptstädte. Es ist ein buntes Durcheinander von Gestalten und Situationen ohne tiefere Verbindung als die, welche der Faden der historischen Ereignisse gewährt. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt in der geschickten, scharfen Charakteristik derjenigen Persönlichkeiten, welche die politische Action dirigirten oder wider ihren Willen in sie verflochten wurden. Es ist keine Frage, daß die Fürsten und Staatsmänner, welche dem Leser hier entgegentreten, Porträtähnlichkeit besitzen. Ihre populär gewordenen charakteristischen Züge sind aufs glücklichste wiedergegeben, und dieser Umstand erweckt dem Laien das Vertrauen, daß auch die übrigen treu copirt sein werden. Auch wenn die Namen nicht genannt wären, würde man König Wilhelm und Napoleon, Bismarck und Mensdorff u. s. w. wiedererkennen.

Besondere Sorgfalt widmete Samarow seiner Darstellung der Vorgänge in Hannover wie des hannoverschen Hofs. Hiernach hätte König Georg von vornherein die Absicht gehabt, sich in keiner Weise am Kampfe zu betheiligen, und ausschließlich die Zauderpolitik des Ministeriums Platen wie später die Unfähigkeit der Generale den Fall Hannovers herbeigeführt. Das Buch will übrigens nach keiner Seite hin verletzen oder schmeicheln; der Verfasser schildert auf Grundlage seines Wissens mit deutlich zu erkennender Objectivität. Am unbegründetsten ist in jedem Fall der in verschiedenen Blättern gegen Samarow erhobene Vorwurf der Preußenfeindlichkeit.

Die freierfundenen Elemente des Romans sind den historischen gegenüber sehr schwach und werden von den letztern fast erdrückt. Was interessiren auch die Erlebnisse einzelner in einer Geschichtsepoche, welche die Gesammtheit in Action versetzt! Wenn dem Verfasser daran lag, die Einwirkung, den Reflex der politischen Ereignisse auf die bürgerliche Gesellschaft darzustellen, so mußte er den Leser mitten hinein ins Volksleben führen, vor allem in die Bürgerhäuser. Statt dessen bewegt er sich mit Vorliebe in der höhern Gesellschaft — und hier äußert sich das Wehen der Zeit nur in oberflächlichen Schwingungen. Zwei Liebesgeschichten werden n Scene gesetzt; aber sie

sind außerordentlich alltäglicher Art und stehen mit den kriegerischen Vorgängen nur dadurch in Verbindung, daß die beiden Liebhaber Soldaten, natürlich Offiziere sind. Der eine, ein Hannoveraner, erregt wenigstens insofern ein schwaches Interesse, als er bei Langensalza zum Tode verwundet wird, der andere jedoch, ein Mecklenburger in österreichischen Diensten, ist eine völlig unbedeutende Figur. Dabei sind diese romantisch sein sollenden Elemente nicht einmal geschickt in den Gang der äußern Handlung eingefügt. Man begegnet ihnen gewöhnlich da, wo sie der Concentration der Theilnahme am schädlichsten sind.

Zu den gelungensten Partien des ganzen Werks zählen wir die Darstellung der Schlacht bei Langensalza. Das ist ein lebensvolles Bild voll dramatischer Steigerung, dem auch ein gewisser Zug von Größe nicht fehlt. Der Leser glaubt das Kampfgewühl zu sehen, namentlich den Sturm auf die Mühle an der Unstrut — und auf der Höhe den blinden König, der sich, von seinem Gefolge umgeben, dem Geschütz- und Gewehrfeuer aussetzt, damit seine Truppen ihn sehen können.

Das Buch ist im übrigen elegant und flüssig und selbst für weniger Gebildete verständlich geschrieben.

Oskar Elsner.

Poetische Uebersetzungen.

1. Kalewipoeg oder die Abenteuer der Kalewiden. Eine estnische Sage, frei nach dem Estnischen bearbeitet von C. C. Israel. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1872. 16. 12 Ngr.

Die Gelehrte estnische Gesellschaft in Dorpat hat sich große Verdienste um die Wiederermittelung der alten Kalewisage erworben. Besonders sind aber Dr. Kreutzwald's unermüdliche Forschungen auf diesem Gebiete als sehr ersprießliche zu rühmen. Noch vor sieben Jahrzehnten war das Kalewipoeg-Lied in seiner Heimat wohl bekannt. Hat sich nun auch seit jener Zeit überhaupt die Volkssage mehr und mehr vor der um sich greifenden Cultur in abgelegenere Schlupfwinkel zurückgezogen, so ist das Interesse für diese uralten Reste der Volkspoesie doch um so lebendiger erwacht, und was sonst Gemeingut der großen, bildungsarmen Masse war, erfreut sich jetzt der liebenden Hut und Pflege ernster Forscher. Das oben angezeigte Büchlein unternimmt es, den reichen Stoff, welcher bisjetzt aus den zerstreuten Ueberbleibseln der Kalewipoeg-Sage zu Tage gefördert worden ist, in einer Reihe von 14 Abenteuern zusammenzustellen. Etwas Aehnliches versuchte Dr. Kreutzwald in seinem estnischen Gedicht „Kalewipoeg" (deutsch von Reinthal). Der Verfasser des neuen Büchleins glaubte indessen dem ursprünglichen Gedankengange der Sage noch etwas näher auf die Spur gekommen zu sein, und hofft durch seine Arbeit, welche in sehr gut gewählter, einfacher Prosa gehalten ist, einer abermaligen poetischen Behandlung den Weg zu weisen. Daß er sie mit auf den Zweck einer Lektüre für die Jugend berechnet hat, möchte allerdings die Freiheit seines Standpunkts nicht ganz günstig beeinflußt haben. Denn obschon des Helden Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählt wird, enthält dieselbe doch kein einziges wirkliches Liebesabenteuer. Im Original scheinen sich aber — die Analogie der Kullervosage weist wenigstens darauf hin, und Schott hat ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht — die sämmtlichen Wirrsale, durch welche der Held sich den Weg bahnen muß, gerade auf ein Liebesabenteuer zurückführen zu lassen. Die Jungfrau, welche sich vor Beschämung den Tod gibt, als ihr Vater sie früh morgens an Kalewipoeg's Seite trifft, hatte, wie in der „Kalevala", beim Hören seines Namens in dem Nachtgenossen ihren leiblichen Bruder erkannt. Da sie aber schon die Braut eines andern war, so wollte das Verhängniß sein fortzeugendes Recht nicht fahren lassen, und der Held mußte bald darauf auch noch dem Bräutigam den Garaus machen. Die verwischende Art, wie der wirkliche Charakter jener nächtlichen Genossenschaft erzählt wird, läßt den eigentlichen Grund aller dem Helden später widerfahrenden Anfechtungen über die Gebühr zurücktreten. Abgesehen von jener Blutsverwandtschaft, welche vielleicht nur der Kullervosage eigenthümlich war, ist es zum Verständniß der ganzen Erzählung doch nicht wohl zu entbehren, daß der Selbstmord des Mädchens wenigstens durch ihre Untreue motivirt wird und nicht dem Nixenstückchen eines bloßen Verschwindens im Wasser gleicht. Das Büchlein verdient im übrigen wegen seiner geschmackvollen Vortragsweise und des reichen poetischen Inhalts der Sage die beste Empfehlung.

2. Peiwash Parneh, die Sonnensöhne. Nach Bruchstücken einer epischen Volkssage aus Lappland, von Bertram. Helsingfors, Wasenius. 1872. 8. 10 Ngr.

In sieben metrischen Gesängen erzählt der Verfasser die Geschichte von Peiwar's Vermählung mit Kalla, der Tochter des blinden Kalew, und von der Meerfahrt des jungen Paars in die sonnige Heimat Peiwar's. Die Quelle für diese ansprechende Dichtung ist das epische Gedicht „Peiwash Parneh", welches Pastor Fjelder in Lappmarken 1850 aus mündlicher Volksüberlieferung aufzeichnete, eine Arbeit, welche Castrén verdeutschte. Der Verfasser der obengenannten sieben Gesänge thut übrigens im Verwenden der Alliteration des Guten zu viel. Wenn er in gereimten Versen noch folgendes Alliterationsübermaß bietet:

Eine Kunde ist in Kjölen erklungen
Eine Sage vom Süden gesungen
An Felsen und Fjorden gefunden
Beim Wehen des Westwinds gewunden —

so kann er nicht erwarten, daß ein solch spielerisches Herauskehren des rein Aeußerlichen noch Empfänglichkeit für den Inhalt übrigläßt.

3. Nymphidia. Dem Englischen des Michael Drayton nachgedichtet von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy und Albrecht Graf Wickenburg. Heidelberg, Weiß. 1872. 4. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Uebersetzung ist gewandt und fließend, und die

Ausstattung eine so glänzende, daß sich die muntere kleine Dichtung wol am besten für den Albumtisch eines Salons empfiehlt. Professor Eduard Ille hat Illustrationen dazu gespendet. Auch sie verdienen lobende Erwähnung, wennschon diese Scenerien eigentlich nur in bunten Farben wirkungsvoll dargestellt werden können und durch eine duftige Behandlung allein vor allzu realem Leben bewahrt bleiben.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 3. Mai widmet dem biographischen Werke: „Alexander von Humboldt" herausgegeben von K. Bruhns, welches kürzlich in englischer Uebersetzung erschienen ist, eine sehr ausführliche Besprechung, die noch fortgesetzt werden soll und aus der wir, da sie zum größern Theile aus einer zusammengedrängten Wiedergabe des Inhalts besteht, nur einige Stellen anführen:

„Das Hauptinteresse der gegenwärtigen Biographie dürfte in dem neuen und vermehrten Lichte liegen, welches sie auf den Anfang der Laufbahn Humboldt's, seine geistige Heranbildung und auf das erste Auftauchen seines besondern Genies oder Geschicks für naturwissenschaftliche Studien, das sich in seinem spätern Leben so glänzend entfaltete, wirft. Hierin eben waren frühere Umrisse seines Lebenslaufs so auffallend mangelhaft. Für die Leistungen und Entdeckungen seines Mannes- und Greisenalters besaßen wir in seinen veröffentlichten Reisen und unzähligen Werken längst einen Bericht der beredtesten und dauerndsten Art. Seine charakteristischsten Schriften gerade sind es, welche ihrem Wesen nach zum großen Theile die Gestalt der Autobiographie annehmen. Die Leser der «Ansichten der Natur» und des «Kosmos» werden empfinden, daß die Kenntniß oder die Schätzung des Mannes, der sie in seiner Gesellschaft über einen so großen Theil der Erde geführt und ihm seine innersten Erfahrungen aus der Natur mitgetheilt hat, nicht sehr bereichert oder erhöht werden könne. Er selbst that die Aeußerung, daß die Biographie eines Gelehrten in dessen Werken zu finden sei, und bei aller Hingebung an seine Aufgabe kann Bruhns nicht viel mehr am letztern Theil zu thun gefunden haben, als die staunenerregenden Erzeugnisse des vielleicht bändereichsten Schriftstellers, den man je gekannt, zusammenzudrängen und im Auszug wiederzugeben. . . . Für die ersten Jahre von Humboldt's Leben bekennt sich sein Biograph dem Dr. Julius Löwenberg verschuldet, der seit Jahren das Material zu diesem Zwecke gesammelt hatte."

Beiläufig bemerkt sei hier, daß die sonst so genaue englische Zeitschrift diesmal das Versehen sich hat zu Schulden kommen lassen, wiederholt „George Förster" statt Georg Forster zu schreiben.

In der Nummer desselben Blattes vom 17. Mai heißt es über „Um Scepter und Kronen", Zeitroman von Gregor Samarow: „Der europäische Ruf, welchen Samarow unzweifelhaft durch einen mittelmäßigen Roman zu erlangen gewußt hat, muß als ein nicht weniger schlagender Beweis dafür hingenommen werden, wie allgemein beliebt der Klatsch ist, als, sollte der Inhalt wirklich authentisch sein, für den vom Buche selbst gelieferten des alten Satzes: quantula sapientia regitur mundus. Die Vermuthung, daß der Verfasser ein Exsecretär des Königs von Hannover sei, hat den Angaben und Gesprächen seiner Dichtung, insofern sie nämlich auf den Sturz des Königreichs Hannover Bezug haben, natürlich bedeutende Aufmerksamkeit zugewandt. Möglicherweise enthalten sie authentische Auskunft über diesen Punkt; der Werth derselben ist jedoch durch die Form, welche der Verfasser ihnen gegeben hat, sehr beeinträchtigt worden. Bekanntschaft mit den Geheimnissen der hannoverschen Politik schließt deshalb keine entsprechende Vertrautheit mit den Geheimnissen der großen Cabinete von Europa in sich. Wir finden wenig, was Herr Meding nicht aus Zeitungen oder Staatsurkunden erfahren oder muthmaßen konnte; dabei ist eine Darstellung so schwerfällig, geschmack- und geistlos, daß nichts, außer der Erwartung, hinter ein Staatsgeheimniß zu kommen, einen gewöhnlichen Leser bestimmen könnte, sich der unerträglichen Langeweile auszusetzen, das Werk zu lesen. Die Unzartheit, welche in der Mittheilung vertraulicher Gespräche lebender Personen liegt, falls sie nämlich echt sind, bedarf ebenso wenig eines besondern Hinweises, wie die Albernheit eines solchen Verfahrens, falls sie es nicht sind. Wenn Herrscher und Staatsmänner auf die Bühne gebracht werden müssen, so sollte man ihnen wenigstens die Demüthigung ersparen, sie wie ebenso viele Herren Medings sprechen zu lassen. Wir würden dem Buche keinen Werth beimessen, glaubten wir nicht, daß es möglicherweise ein Licht auf das Verfahren des Exkönigs von Hannover werfe: ein Gegenstand freilich, der jetzt kaum mehr der Beleuchtung werth ist. Die Fortsetzung «Minen und Gegenminen» ist sogar noch schaler als das eigentliche Buch und macht auf uns einen noch viel stärkern Eindruck der Unwirklichkeit."

Paul Heyse's „Kinder der Welt", heißt es dann, „ist ein Roman ganz anderer Art und ganz so erfolgreich, als man es von einem Schriftsteller erwarten kann, dessen Stärke in der künstlerischen Verarbeitung einzelner Begebenheiten besteht. Bisher hat er sich damit befaßt, auf dem großen Schauplatz des menschlichen Lebens solche individualisirte Gruppen auszuwählen, welche sich leicht von den übrigen ausscheiden ließen; solche Begebenheiten und Miniaturgeschichten, welche, vollständig in sich selbst, dramatische Behandlung in beschränktem Maße zuließen. Die Darstellung einer größern Zahl zusammenwirkender Personen ist ihm etwas Neues, und wie man erwarten durfte, hat das Gemälde etwas von der Gestalt einer durch gewandte Aneinanderfügung ursprünglich getrennter Theile gebildeten Mosaik. Jeder Theil indessen ist in sich selbst vollkommen gut ausgeführt, und das Ganze ist wenigstens eine Reihenfolge sehr gefälliger Studien aus der gebildeten deutschen Gesellschaft. Nicht etwa, als ob die Handlung durchweg sich in den höchsten Kreisen bewege; allein Heyse, ein Schüler Goethe's, ist zu stark von der Cultur durchdrungen, als daß er sich der Urbanität auch nur auf einen Augenblick entledigen könnte, und selbst seine rohesten Charaktere tragen noch einen Schein äußerer Verfeinerung. Die verschiedenen Begebenheiten des Buchs reihen sich den Abenteuern eines jungen Professors an, der mehr Charakter besitzt als die Helden heutiger Romane im allgemeinen und der als sorgfältig studirter Typus seiner Klasse interessirt. Einige der Episoden haben den Anschein der Wirklichkeit; am Schlusse ist unverkennbar auf Strauß' neuestes Werk hingewiesen. Die untergeordneten Personen sind gut geschildert, und einige derselben können als typisch bezeichnet werden, wie z. B. der einfache alte Maler, die schöngeistige Fürstin und der scheinheilige Candidat der Theologie. Die hauptsächlichsten weiblichen Charaktere gewinnen, wie gewöhnlich bei Heyse, durch die Stärke ihrer Leidenschaften unsere Theilnahme und stellen verschiedene Phasen der Gefühlsregungen dar. Im ganzen fehlt es dem Romane an keiner guten Eigenschaft der Heyse'schen Novellen, außer an Einheit des Baues. Der Stil ist, wie gewöhnlich bei ihm, von vollendeter Kunst."

Die „Illustrated Review" vom 15. Mai enthält eine längere, sehr anerkennende Besprechung des Strodtmann'schen Werks über „Das geistige Leben in Dänemark".

In „The Academy" von demselben Datum bespricht Edward Caird die „Geschichte der deutschen Philosophie" von Eduard Zeller und findet, daß das Buch im ganzen ein Muster der besten Art volksthümlichen Stils, und bei der-

selben Genauigkeit wie Erdmann's Handbuch doch viel lesbarer sei als dieses. Die Schilderung der Philosophen zweiten Ranges, wie Hamann und Jacobi, wird besonders gerühmt. Die Darstellung Hegel's hält der Recensent für am wenigsten befriedigend. Die Schopenhauer's erklärt er trotz ihres beschränkten Umfangs für wunderbar vollständig und in ihrem Ergebniß für fast zermalmend (?); die Bemerkungen Zeller's hingegen über Fichte, Schelling und Hegel für etwas fragmentarisch und parteiisch, eher einzelne Schwierigkeiten und besondere Resultate betreffend, als die allgemeinen Grundsätze ihrer Philosophie.

In der „Quarterly Review" vom April d. J. begegnen wir in der Besprechung des Romans „Middlemarch" von George Eliot folgender, die deutsche novellistische Literatur betreffenden Stelle: „Wenn wir auf Deutschland blicken, welches in diesem Literaturzweige (der Novellistik) England und Frankreich bedeutend nachsteht, so bemerken wir die nämlichen Symptome. Dort sind die gelungensten Versuche in diesem Zweige kurze Erzählungen — Novellen — gewesen. Der Meister der deutschen Novelle ist Paul Heyse. Seine Leistungen tragen denselben Stempel wie die eines Cherbuliez oder Eliot. Es ist fast unmöglich, daß irgendein Nachfolger sie in Verwickelung, Präcision oder Schliff überträfe. Und hier haben wenige Jahre größere Veränderung hervorgebracht. Man vergleiche beispielsweise — wir wählen gerade diese beiden Erzählungen wegen einiger Aehnlichkeit, die sie im Plan und Bau miteinander haben — Grillparzer's «Der arme Spielmann», im Jahre 1848 veröffentlicht, und Heyse's «Lottka», im Jahre 1869 geschrieben. Dr. Strauß hat in seinem letzten Buche eine seiner Lieblingsbemerkungen wiederholt, daß nichts Goethe mehr erfreut haben würde, als wenn er bei seinen Lebzeiten Gelegenheit gehabt hätte, der Darlegung von Darwin's Ansichten zuzuhören. Wir unsererseits müssen uns erlauben zu bezweifeln, ob, wenn Darwin vor Goethe gelebt hätte, der berühmte Verfasser der «Wahlverwandtschaften» einen so hohen Rang unter den Romandichtern eingenommen haben würde."

An einer andern Stelle heißt es ebendaselbst: „Ehe sie (George Eliot) irgendeine ihrer eigenen Schriften veröffentlichte, hatte sie Strauß' «Leben Jesu» und Feuerbach's «Wesen des Christenthums» übersetzt. Für uns nun ist einer der merkwürdigsten Punkte in ihrem Gedanken und Tone die Art und Weise, in welcher dieselben Erinnerungen an Feuerbach erwecken; wir haben uns zuweilen eingebildet, daß, wäre Feuerbach von englischen Landschaften und englischen Ueberlieferungen umgeben gewesen, er «Silas Marner», und George Eliot, auf einer deutschen Universität erzogen, «Das Wesen der Religion» hätte schreiben können."

Deutsche Literatur.

Am 1. Juni wurde Ludwig Tieck's hundertjähriger Geburtstag in Dresden gefeiert. Der berühmte Romantiker ist der Nation so entfremdet, daß seine Feier eine mehr locale Bedeutung hatte und sich durchaus nicht auf weitere Kreise erstreckte. Wohl verlautet von Gedächtnißreden, die an einzelnen Orten zu Ehren Ludwig Tieck's gehalten wurden, wie z. B. in Karlsruhe, wo Prof. Sehring der Verdienste des früher so gefeierten Literators gedachte; doch weitere Wellenkreise wurden durch diese Anregungen nicht in Bewegung gesetzt. In Dresden bildete ein Festmahl den Kern der Feier. Die Wohnung Tieck's, Altmarkt- und Kreuzstraßenecke, sollte mit einer Gedenktafel geschmückt werden, mit der Inschrift: „Hier wohnte Ludwig Tieck"; der Gießer war aber mit der Platte nicht fertig geworden, und so blieb die Neugier derjenigen unbefriedigt, welche Dresdens neugeschaffene Berühmtheit, das Tieck-Haus, in nähern Augenschein nehmen wollten. Der Festtafel wohnten mehrere Staatsminister, der Oberbürgermeister Pfotenhauer und andere Notabilitäten Dresdens bei; den Vorsitz führte Oberhofmarschall von Friesen, welcher einen Trinkspruch ausbrachte auf die unvergängliche Erinnerung des Dichters im deutschen Vaterlande; dem Trinkspruch ging eine längere Rede voraus, welche die Verdienste und den Einfluß Tieck's auf die dresdener Verhältnisse während seines dreiundzwanzigjährigen Aufenthalts in dieser Stadt schilderte. Der Biograph des Dichters beherrschte vollkommen den reichen Stoff. Prof. Hettner gedachte der kritischen Thätigkeit Tieck's in schwunghafter Rede; er sagte von ihm, daß er nicht mit Ausdauer seine Plane verfolgt, aber fast auf allen Gebieten des Wissens anregend gewirkt habe. „Wir Menschen von 1873", äußerte der Redner, „sind schwerlich geneigt, mit den Menschen von 1773 zu tauschen." Er brachte dann ein Hoch auf den deutschen Geist und den deutschen Idealismus aus. Es folgte noch eine Reihe von Toasten, von denen wir diejenigen von Ulrici, Hofrath Pabst und Otto Banck hervorheben. Heinrich Brockhaus mahnte, an den dreiundneunzigjährigen Friedrich von Raumer, den Freund Tieck's, ein Begrüßungstelegramm zu richten.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich: „Spiritisch-philosophische Reflexionen über den menschlichen Geist" von J. Meurer; Arnold Schaefer: „Historische Aufsätze und Festreden"; Karl von Elgger: „Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jahrhundert"; William Spindler: „Allerlei, Gereimtes und Ungereimtes"; Eduard Arnd: „Geschichte der Jahre 1867—71", zweiter Band; Jakob Malý: „Gedanken über die Lösung der socialen Frage"; Wolfgang Müller von Königswinter: „Dichtungen eines rheinischen Poeten", dritter Band; Isac Oppenheim: „Lebensbilder eines fahrenden Sängers."

Bibliographie.

Aeger, C., Moralphilosophie nach christlichen Principien. Schaffhausen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Der Altkatholizismus. Ein Beitrag zum Verständniß der religiösen Bewegung der Gegenwart. Luzern, Gebr. Räber. 8. 3 Ngr.

Archiv für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung. Im Vereine mit Fachgelehrten und Literaturfreunden herausgegeben von J. M. Wagner. 1873. 12 Hefte. Wien, Kubasta u. Voigt. Gr. 8. 4 Thlr.

Bernstein, A., März-Tage. Geschichtliche Skizze. Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Braune, K., Die Reformation und die drei Reformatoren. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bryce, J., Das heilige römische Reich. Vom Verfasser durchgesehene und vermehrte deutsche Ausgabe von A. Winckler. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Dobbert, E., Ueber den Styl Niccolo Pisano's und dessen Ursprung. München, Ackermann. Gr. 8. 16 Ngr.

Dumreicher, A. Freih. v., Die Verwaltung der Universitäten seit dem letzten politischen Systemwechsel in Oesterreich. Wien, Beck. Gr. 8. 24 Ngr.

Dühring, E., Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 2te vermehrte Aufl. Berlin, L. Heimann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Prismen. Novellen. 2 Bde. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 Thlr.

Eichholtz, P., Uhland's schwäbische Balladen. Auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin, Weber. 4. 10 Ngr.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 79 und 80: Von Stufe zu Stufe. Criminal-Novelle von E. Fritze. Prinzeß Victoria. Novelle von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Behrend. 8. à 10 Ngr.

Freytag, J., Zu Petri's Gedächtniß. Kurze Mittheilungen aus dem Leben des Past. Dr. L. A. Petri. Hannover, Meyer. 8. 7½ Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 7te vermehrte Aufl. 2ter Bd. 2te Abth.: Aus dem Jahrhundert der Reformation. 4ter Bd.: Aus neuer Zeit. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Genthe, H., Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 4. 20 Ngr.

Glücklich, J. C., Die Geheimnisse des grünen Tisches. Wiesbaden, Nobrian. Gr. 8. 1 Thlr.

Gömöry, A. v., Gedichte. Wien, Dirnböck. Gr. 16. 20 Ngr.

Grün, D., Länder- und Völkerkunde. Wien, F. Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Haggenmacher, O., Dichtungen. Zürich, Schabelitz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heigel, K., Die Dame ohne Herz. Roman. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herrmann, F., Richard Wagner. Streiflichter auf Dr. Puschmann's psychiatrische Studie. München, Merhoff. Gr. 8. 15 Ngr.

Hintz, J., Natur- und Kultur-Bilder aus dem Burzenland (Siebenbürgen). 1ster Vortrag. Kronstadt, Frank u. Dressnandt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kayser, J., Physik des Meeres. Für gebildete Leser dargestellt. Paderborn, Schoeningh. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Kummer, P., Skizzen und Bilder aus allen Reichen der Natur. Berlin, Berggold. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. 7tes Heft. Geschichte eines patriotischen Kaufmannes. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 8 Ngr.

Stählin, L., Katholicismus und Protestantismus. Darstellung und Erläuterung der kirchengeschichtlichen Ansicht Schellings. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 25. —— 19. Juni 1873.

Neue Romane und Erzählungen.

1. **Aus eigener Kraft.** Roman in drei Bänden. Von **Wilhelmine von Hillern, geb. Birch.** Leipzig, Keil. 1872. 8. 3 Thlr.

In den Romanen der Frau von Hillern finden wir stets einen Grundgedanken, der ein ethisches Motiv enthält; sie sind nicht bloßes Leihbibliothekenfutter, es liegt in ihnen eine geistige Bedeutung, die sich bisweilen sogar auf Unkosten unsers eigentlichen Antheils an den romanhaften Verwickelungen geltend macht. Dies haben wir auch an dem vorliegenden Romane anzuerkennen, der im einzelnen zu mancherlei Bedenken Veranlassung gibt und wol gegen den vorausgehenden Roman der Verfasserin zurücksteht.

Der Held ist ein schwächlicher Knabe, der sich durch eigene Kraft zu einem tüchtigen Manne entwickelt und im Frieden und Krieg zum Besten der Menschheit wirkt. Gewiß, in solcher Entwickelung liegt eine vorbildliche Bedeutung, und an der sittlichen Trefflichkeit und Verdienstlichkeit eines solchen Vorbildes dürfte nicht zu zweifeln sein. Gleichwol hat es für das ästhetische Gefühl nichts Anmuthendes, der Leidensgeschichte eines körperlich verwahrlosten Kindes durch alle Stationen hindurch zu folgen: wir athmen dabei zu viel Lazareth- und Spitalluft ein, und da uns die chirurgischen Operationen auch nicht erlassen werden können, so machen wir in dem Romane einen Cursus in verschiedenen Kliniken durch. Alfred ist der Sohn eines alten Freiherrn und einer jungen, schönen, liebesbedürftigen Mutter. Die eine mit den Theorien der „Zuchtwahl“ nicht ganz unbekannte Tante gibt eine etwas darwinistische Erklärung für Alfred's Leibesschwäche, indem sie sagt: „Ja, das kommt dabei heraus, wenn so alte Männer noch heirathen. Dann kommen solche elende Krüppel zur Welt, die der altersschwache Herr Papa nicht einmal erziehen kann und die dem Stande nur zur Unehre gereichen.“

Alfred wird von der Mutter verzärtelt und erhält eine Menge überflüssiger diätetischer Vorschriften, die wir natürlich auch mit in den Kauf nehmen müssen. Diese Mutter ist eine „Schönheit“, die in ihrem eigenen Schönheitsgefühl schwelgt, wir belauschen den weiblichen Narciß vor dem Spiegel:

Sie begann sich zu entkleiden, um sich noch ein paar Stunden auf ihr Bett zu legen. Sie trat dabei zufällig vor den Spiegel, und wie oft sie auch das schöne Bild, das ihr daraus entgegenschaute, schon gesehen, heute in ihrer Aufregung berührte es sie doppelt lebhaft. Wie ein Strom geschmolzenen Goldes flossen ihre langen rothen Locken über ihre schneeigen Schultern nieder und blieben wie in eine schöne Form gegossen auf ihrer gewölbten Brust liegen. Sie hätte nie in ihrem Leben gelernt haben müssen, was die Schönheit eines Weibes ausmacht, um nicht von ihrem eigenen Anblicke entzückt zu sein. Und sie zog die ganze Fülle ihres Haares vom Hinterhaupte vor und wog seine Schwere in der Hand. Wie viele Millionen dieser weichen Fäden, kaum stärker als eine Faser ungesponnener Seide, gehörten dazu, um ein solches Gewicht zusammenzubringen? Um den Besitz dieser Haare würde eine Italienerin oder Französin jedes erdenkbare Opfer bringen, und was waren sie erst werth, da sie auf einem solchen Haupte wuchsen! Und diese großen und doch von den langen dichten Goldwimpern geheimnißvoll verschleierten Augen mit den üppigen leichtgeschwungenen Brauen, die in ihrer Fülle fast dunkel erschienen! Und die feine römische Linie des Profils! Sie drehte sich so weit seitwärts, als möglich war, um sich noch im Spiegel zu sehen; es genügte nicht, und sie nahm einen Handspiegel zu Hülfe, um sich damit im Profil zu betrachten. Warum sollte sie nicht, ganz allein, ganz unbelauscht, die eigene Schönheit bewundern, wie man wol manchmal einen kostbaren Schmuck betrachtet, den zu tragen die Gelegenheit fehlt, und ihn dann wieder wegschließt, zufrieden in dem Bewußtsein, daß man ihn hätte, wenn je die Gelegenheit käme, wo man ihn brauchte. Wenn sie in einer Gemäldegalerie einem Bilde wie das, was sie im Spiegel sah, begegnet, so wäre sie stehen geblieben und hätte es staunend betrachtet, und nun sollte sie sich nicht doppelt dessen freuen, da es ihr eigenes Antlitz war? Und sie berauschte sich mehr und mehr im Gedanken an alle die Triumphe, die sie feiern konnte, wenn sie gewollt hätte. Wäre sie in Paris geboren, sie hätte nicht nöthig gehabt, einen alten verwitterten Mann zu heirathen, um ihren Vater vor dem Verarmen zu retten,

sie hätte sicher eine große, glänzende Partie gemacht, sie wäre der Mittelpunkt eines Kreises von Menschen geworden, die sich an ihrem Reize bewundernd gelabt hätten, sie wäre als die schönste Frau Frankreichs anerkannt worden! Welch ein kaiserlicher Titel, die schönste Frau eines Landes zu heißen! Sie strich mit den zarten Fingern die Locken zurück und warf das Haupt nach hinten über, daß sich die weiße Stirn scharf auszeichnete. Ja, das war ein Kopf, bestimmt, ein Diadem zu tragen. Ach, sie besaß keines. Doch! Sie öffnete ihre Chatoulle und zog ein diamantenes Halsband hervor, ein altes Familienerbe der Salten. Sie band es statt um den Hals — ein solcher Hals bedurfte keines Schmucks, es wäre zu schade um jedes Grübchen, das er bedeckte — um den Kopf an Stelle eines Diadems. Die immer mächtiger vordringende Morgensonne, die sich hier noch nie anders als in flüssigen, schnell zerrinnenden Diamanten gespiegelt hatte, sah ihre Strahlen verwundert von dem unlöslichen Wasser dieser Steine abprallen und hundertfach zersplittert einen Regenbogenkranz um das stolze Haupt flechten, das sie nicht um ihren Glanz zu beneiden brauchte. Wie schön war dieses Haupt in dem geheimnißvollen Durcheinanderweben von Gold- und Juwelenschimmer! Alles leuchtete und flimmerte in dem grellen Morgenscheine, die Brillanten, die Haare, die Augen, eine Glorie hüllte Adelheid ein. O, wenn sie wollte, sie konnte noch jetzt alles bezaubern, die Freiin von Salten-Hermersdorff konnte noch jetzt eine Rolle an jedem Hofe der Welt spielen. Die Schönheit hatte doch auch ihr Recht! Wozu war sie schön, wozu diese strahlende Herrlichkeit? Sie wollte — nein, sie wollte nicht genießen; es jammerte sie nur, daß die Fülle von beglückender Kraft, die in dieser Schönheit lag, ungenossen untergehen sollte. Das Kunstwerk des Menschen darf bewundert werden in öffentlicher Schaustellung und Tausende von Augen entzücken, aber das Kunstwerk der Natur, das höchste aller Meisterwerke, das soll einem allein gehören, und wenn dieser es absperren will von der Welt, so muß es ungesehen verwelken und niemand darf sich dessen erfreuen. Solch ein todtes Bild von Leinwand oder Stahl fühlt es nicht, welch Entzücken es bereitet; aber das Menschenbild, das die Natur geschaffen, das lebendige, warme, sich selbst bewußte, würde es fühlen und die Wonne mit genießen, die andere bei seinem Anblicke empfinden. Ist denn das Sünde, ist es verwerflich?

Wir theilen diese Stelle mit, nicht nur als eine Probe der glänzenden Schilderungen und psychologischen Wahrheiten, welche der Roman enthält, denn in dieser Selbstentzündung des Liebesrausches an der eigenen Schönheit wird eine unheimliche Magie des Seelenlebens enthüllt — sondern auch, weil der Quellpunkt für die Haupt- und Nebenflüsse der Romanhandlung hier zu suchen ist. Diese liebesbedürftige Adelheid hat natürlich für den Gatten, den sie aus äußern Rücksichten geheirathet hat, nur das unumgänglich nöthige Pflichtgefühl; im übrigen schwankt ihr Herz zwischen dem eleganten und schönen Grafen Egon und dem in einem modernen Roman unvermeidlichen Hauslehrer, Feldheim, dessen Tugend aber stärker ist als ihre Reize. Um so heftiger liebt sie Egon, der zum Besuch auf die Villa am Zürichersee kommt, wo Adelheid mit ihrem Gatten lebt. Eine Liebesscene zwischen beiden belauscht der junge Alfred, ohne es zu wollen; außer sich über die Schmach seiner Mutter verräth er dem Vater, wenn auch nur durch seine Andeutungen, in höchster Aufregung, was vorgegangen ist; es kommt zu einem Duell zwischen dem jungen Grafen und dem alten Baron; der Baron fällt, und Feldheim, ein riesiger Candidat, seines Zeichens ebenfalls ein „Baron", der aber seinen Adel „verschluckt", mishandelt den Grafen aufs äußerste. Mitten herein in diesen Liebesroman fällt nun die Entwickelung des jungen Alfred, der ein robustes Schweizermädchen, eine Fabrikantentochter aus der benachbarten Villa, liebt, aber von ihr wegen seiner körperlichen Schwächlichkeit über die Achsel angesehen wird. Doch Alfred, der durch eine gewagte Operation sich von der Lahmheit curiren läßt, der selbst ein ausgezeichneter Arzt wird und durch gelungene Curen Aufsehen erregt, der dann in Ostpreußen auf seinem Gute tüchtig gegen Hungersnoth und Wassersgefahr eintritt, nachdem er sich auch im Kriege durch Opfermuth hervorgethan hat, trägt zuletzt den Sieg über seinen Nebenbuhler, den eleganten Lieutenant Victor, davon und führt sein Aennchen heim.

Die zweite Hälfte des Romans läßt indeß jeden spannenden Fortgang der Handlung vermissen; einzelne gewaltthätige Ueberraschungen, wie Egon's Tod, können den gleichmäßig wirkenden Reiz einer kunstvoll verschlungenen Composition nicht ersetzen. Auch liebt es Frau von Hillern zu sehr, die Elemente in Contribution zu setzen: die Feuersbrunst, welche die Fabrik verzehrt, in welcher der junge Hösli untergeht, während Aennchen durch den treuen Neger Frank aus höchster Lebensgefahr errettet wird; der Sturm, der den einsamen Kahn auf dem Zürichersee ereilt; die Ueberschwemmung in Ostpreußen, dazu die Hungersnoth, die sogar nach authentischen Quellen geschildert ist — dies ganze Aufgebot der Naturgewalten und des socialen Elends bewirkt eine Häufung elementarischer Ereignisse, die zwar in das Geschick der Helden mehr oder weniger eingreifen, aber doch für einen Roman nur das sind, was eine schmetternde Blechinstrumentation in der Oper ist. Die Gabe anschaulicher Schilderung bewährt die Verfasserin in den meisten Fällen, namentlich bei der Darstellung des Brandes in der Fabrik, in anerkennenswerther Weise.

Nicht immer gelingt es ihr indeß, die Leser in die Stimmung zu versetzen, welche sie hervorrufen will. Der Neger Frank ist gewiß eine treue, brave Seele; wenn die Verfasserin in der Episode, deren Held er ist, à la Beecher-Stowe das Rassenvorurtheil zu widerlegen sucht, so kann sie vielleicht manchen Zweifelnden zu Gunsten der schwarzen Rasse bekehren; aber wenn sie das Liebesverhältniß des Negers zu Fräulein Körner schildert, so sind wir kaum im Stande, dieser gouvernantenhaften Desdemona nachzuempfinden; ja wir fühlen etwas wie einen parodistischen Reiz, gerade wo Frau von Hillern den wärmsten und zartesten Farbenschmelz anwendet, um der Neigung der weißen Dame zu dem schwarzen Mann eine rührende Färbung zu geben.

Das zarte Fräulein pflegt den kranken Neger, der sich geopfert, um Aennchen zu retten; sie sagt ihm dabei viel Herzstärkendes:

„Wohl, wohl, haben Sie recht, der wahren Liebe wird auch das Häßliche schön und in der abschreckendsten Hülle kann eine edle Seele wohnen. Diese Seele, diese große Seele, ich habe sie in Ihnen erkannt, und — ich will es Ihnen nur sagen, Frank, ich glaube, den Zauber, der aus einem Bären einen schönen Prinzen machen kann, den trage ich im Herzen!" Frank faltete die Hände und starrte sie an, wie sie so vor ihm stand und ihn anschaute mit einem so lieblichen thränenfeuchten Lächeln. Da war es ihm auf einmal, als senke sich das ganze blaue Firmament auf ihn herab, und er warf sich zur Erde nieder, als erdrückte ihn die himmlische Last. Eine Weile lag er so still, tiefathmend, als sei er unter Wolken begraben. Endlich hob er den Kopf und wagte es, aufzublicken. Das Firmament stand

noch da oben fest, was war es denn, das ihn so plötzlich niedergeworfen? Eine Freude war's, eine Freude, zu groß, um ihrem ersten Andrange nicht zu erliegen: Fräulein Körner hatte eine Bewegung gemacht, als wollte sie ihm an die Brust sinken! Das war zu viel auf einmal — mehr als das arme bescheidene Herz erfassen konnte! War's denn möglich? Konnte es denn sein? Da kniete Fräulein Körner bei ihm am Boden und umfaßte mit ihren kleinen Händen seinen struppigen Kopf und sah ihn an, als fände sie ein ganz besonderes Wohlgefallen an ihm, und stützte ihn, als er sich mühsam erhob. „Frank, lieber Frank", sagte sie unter Weinen und Lachen, „habe ich dich erschreckt? Frank, lieber Frank, wirst du mir wieder umfallen, wenn ich mich an dein gutes Herz legen will?" Und sie schlang ihre Arme um den Neger und schmiegte ihr blondes Köpfchen an seine warme Brust. Hatte doch auch sie, die arme Kleine, seit der zartesten Jugend kein liebendes Umfangen mehr gekannt, unter Fremden herumgestoßen, nichts gehabt, was sie ihr eigen nennen durfte, und dieser Mann, dieser starke, edle Mann gehörte ihr mit Leib und Seele! Das war ein nie geahntes Glück, und die erkältende falsche Scham über die dunkle Hülle des Geliebten schmolz dahin an dem Feuer dieser ersten Umarmung.

Weiterhin sagt sie:

„Frank, wenn ich einen Augenblick klein genug war, mich dieser Liebe zu schämen, so vergib mir, ich mußte erst allmählich zu dir und deiner Größe heranwachsen." Sie küßte seine Hände und streichelte ihm die Wange. „O du liebes schwarzes Gesicht, du sollst dich nicht mehr häßlich schelten. Für mich bist du schön, wie für alle, die deine schöne Seele kennen, und ich weiß mir keinen Anblick auf der Welt, der mein Herz so erfreut als dich, du liebes schwarzes Gesicht!" Sie zog den dunkeln Kopf zu sich herab und — was that sie? Frank hatte keinen Schwindel empfunden, da er den tödlichen Pfad an der Mauer hinklomm, aber jetzt schwindelte ihm — Ida drückte einen langen innigen Kuß auf seine breiten Lippen. Er sank vor ihr nieder und umfaßte ihre Knie, dann sprang er auf, jauchzte seine Freude in einem grellen echten Negerschrei in alle Lüfte hinaus und hob das Mädchen wie einen Federball auf seine Schulter.

Wir können nicht umhin, in dieser sentimentalen Liebe der spätern Frau Frank, geb. Körner, zu dem Mohren etwas Verbildetes und Ungesundes zu sehen, und zwar liegt dies mehr in der Darstellung als in der Sache selbst.

Zu den Lichtseiten des Romans gehören die genrebildlichen Darstellungen, die Bilder aus dem schweizer und aus dem ostpreußischen Leben und episodische Figuren wie die beiden jungfräulichen Tanten Alfred's, der Jude Itzel u. a.; hier zeigt die Verfasserin ihr resolutes Talent, scharfe Profile mit Kreidestrichen hinzuwerfen.

2. Kinder der Welt. Roman in sechs Büchern von Paul Heyse. Drei Bände. Berlin, Hertz. 1873. 8. 5 Thlr.

Der elegante Novellist Paul Heyse betritt mit diesem Werke zum ersten mal das Gebiet des größern Zeitromans; die erste Frage, die sich ästhetischer Betrachtung aufdrängt, ist natürlich, inwieweit es dem Schriftsteller gelungen ist, seine novellistischen, durch langjährige Pflege ausgebildeten Neigungen zu überwinden und die Grenzsteine, welche das abgeschlossene Reich der Novelle von dem ins Weite sich verlaufenden Gebiete des Romans trennen, zu überspringen. Und gewiß wird es nicht an Stimmen fehlen, welche diesen Roman nur für eine lockere Verknüpfung mehrerer selbständiger Novellen erklären. Freilich, wird man sagen, es sind keine „Canterbury Tales", es ist kein „Decamerone"; die Helden dieser Geschichten finden sich nicht, durch irgendein gemeinsames Geschick verschlagen oder einem gemeinsamen Zwecke folgend, an einer Stelle zusammen, wo sie durch Erzählung des Erlebten oder Gehörten sich die Zeit vertreiben; es fehlt, mit einem Worte, die eigentliche Rahmenerzählung, die das Abendland von den orientalischen Märchen überkommen hat; doch wird hierin etwas Wesentliches geändert, wenn von ein paar Freunden jeder seine Novelle für sich erlebt und der Autor nur die kleine Mühe übernimmt, sie in seinem eigenen Namen zu erzählen? Sind nicht Edwin, Balder, Mohr, Franzelius, Christiane, und wie sie alle heißen mögen die Helden und Heldinnen dieses Romans, jeder gewissermaßen der Held einer besondern Geschichte, die sich selbständig von den andern loslösen ließe und deren Berührungspunkte nur zufällige und äußerliche sind?

Wenn das letztere ausschließlich der Fall wäre, so würden freilich die Gegner des Heyse'schen Romans recht behalten; aber nicht auf jene äußerlichen Berührungspunkte kommt es an, sondern darauf, ob ein gemeinsames geistiges Centrum die auseinanderlaufenden Ausstrahlungen des Romans zusammenhält. Die meisten größern Romane lassen sich in Novellen „aufdröseln", von „Wilhelm Meister" bis zu den „Rittern vom Geiste"; ja selbst die Romane von Eugène Sue, wie „Der Ewige Jude", bestehen im Grunde aus einer Zahl von Erzählungen, die aber alle um einen Mittelpunkt rotiren. Hierauf kommt es an — der Roman muß aus Einem Gedanken herausgeboren sein; dadurch unterscheidet er sich vom Novellencyklus; es muß gleichsam Ein Lichtstrahl sein, der sich in dem prismatischen Farbenspiel der Charaktere und Situationen bricht. Wo dies erreicht, aber auch wo es consequent erstrebt wird, da haben wir es mit einem Roman und nicht mit einem Conglomerat von Novellen zu thun.

Der Roman Paul Heyse's wird schon durch seinen Titel als ein von Einem Gedanken getragenes Werk bezeichnet. „Kinder der Welt" — es sind die Anhänger jenes von David Strauß proclamirten „neuen Glaubens", und der Autor schildert uns, wie sie in der Welt sich zurechtfinden. Es ist eine Zahl junger miteinander befreundeter Männer und die Mädchen, denen ihre Neigung sich zugewendet hat — alle bewegen sich in einer oft scharfen Luft philosophischer Freigeisterei, wie sie in Berlin als Erbtheil Hegel'scher Gedankenarbeit noch immer zu Hause ist. Doch das negativ zersetzende Element der „berliner Freien" ist einer mehr positiven Begeisterung gewichen; für die verflüchtigten Ideale des alten Glaubens bietet ein ernstes Streben Ersatz, der Menschheit aufopferungsfroh sich hinzugeben; ja daß die „Kinder der Welt" dabei nicht poesielosem Materialismus verfallen sind, beweist eine Gestalt wie diejenige des jungen Balder, eine der schönsten Seelen, welche deutsche Dichtkunst geschaffen hat, und doch nicht mit jenem Hintergrunde früherer Schönseligkeit, dem unerlaßlichen Himmelsglauben, sondern ein echtes „Kind der Welt". Der schwindsüchtige gelähmte Jüngling gehört ganz in das Reich jener Erscheinungen, welche der Roman des „alten Glaubens" auf das Conto der frommen, für die Erde verlorenen Seelen zu setzen pflegte, entweder mit Franz Hornisirender Verschwommenheit oder mit Jung-Stilling'schem Spiritismus, während Jean Paul solche hohen Seelen in siderischen Aetherträumen mit leisem Flügelschlag verschweben ließ. Frau

von Hillern freilich läßt ihren Invaliden, wie dem jungen Alfred, die Knochen einrenken und macht sie selbst noch für die Campagne tauglich; bei ihr ist weder von gläubiger, noch von atheistischer Schönseligkeit die Rede. Paul Heyse's Balder aber ist keine Natur, der sich äußere Thatkraft aufimpfen läßt; er ist ein verlorener, dem Tode geweihter Schwärmer, aber ein Held in seiner Art. Er stirbt, als er aus dem Krankenzimmer sich insgeheim herauswagt, um für seinen Bruder und dessen Liebe eine rettende That zu thun. Sein eigenes zart aufkeimendes Liebesgefühl wird noch im Keime erstickt; er glaubte sich geliebt und war es nicht; auch den Schmerz dieser Täuschung überwindet er, indem er ohne Rückhalt dem vorgezogenen Freunde die Geliebte und das Glück der ihm versagten Liebe gönnt. Dabei ist Balder nicht blos eine poetische Natur, er ist selbst ein Dichter, und die in dem Romane mitgetheilten Gedichte Balder's, deren sich Paul Heyse zu Gunsten seines Helden entäußert hat, gehören zu den schönsten Poesien des Dichters, so der goethisirende Sonnenhymnus:

Geliebte Sonne,
Allerbarmerin,
An deinem Busen
Hegst du dein Kind!

Schlafend lag ich
In Fiebertraum.
Du kommst gewandelt,
Mich zu heilen;

Schwebst lieblich groß
Mit goldnem Lächeln
In des Einsamen
Arme Zelle,

Daß der gefesselte
Sinn des Kranken
Wie Knospenhülle
Die Decke lüftet.

Ueber Thurmhöhen,
Steile Dächer,
Durch Baumeswipfel
Wagst du den Weg,

Und schmiegst dich kosend,
Gewaltige du,
Mir um die Kniee,
Mir an das Herz.

Nicht viel genoß ich
Irdischer Feste;
All meine Freuden
Reiftest mir du:

Die rothe Frucht hier,
Deren Saft mich kühlt,
Das weiße Brot hier,
Dessen Kraft mich nährt;

Ach, und des lieben
Einzigen Mädchens
Schlichtes Blondhaar,
Schimmernde Wangen —

Du ließest sie blühen,
Deinem Sonnenkinde,
Mir zum Segen,
Mir zur Freude.

Weile noch, weile,
Bis sie naht;
Ueberhauche mit Glanz
Die traute Gestalt.

Ach, wenn ich ewig
Sie sollt' entbehren,
Mir wäre besser,
Auch dich zu missen,

Daß nur dein Aug'
Auf meinem Hügel
Am schönen Mittag
Meinen Schlummer streifte!

Der Hauptheld des Romans ist Edwin, Balder's Bruder, in staatsbürgerlicher Hinsicht Privatdocent der Philosophie, später Lehrer der Mathematik an einem Gymnasium, also ein Denker von Profession, aber keineswegs ein Stubengelehrter, sondern mit so vieler Lebenslust und Liebesbedürftigkeit ausgerüstet, wie nur ein Spielhagen'scher Hauslehrer besitzen kann. Seine Laufbahn im Roman beginnt er mit einem Abenteuer, wie es die französischen Novellisten als Introduction zu benutzen pflegen; eine zufällige Begegnung mit einer geheimnißvollen Schönen im Theater eröffnet die Handlung, und wir haben allen Grund, uns diese Schöne mit Edwin genau anzusehen, denn sie ist die Heldin des Romans, deren Schicksale unsere Theilnahme besonders in Anspruch nehmen. Edwin beschreibt sie seinem Bruder:

Entsinnst du dich des Pastellbildchens von der dresdener Galerie, das ein Franzose gemalt hat, ich habe den Namen vergessen — warte, ich glaube, er hieß Liotard —, wir sahen eine Photographie davon in dem Schönheitenalbum des Medicinalraths, la belle Chocoladière stand darunter —? Nun, so ungefähr war das Profil, das da vor mir saß, und doch wieder himmelweit verschieden, viel zarter, schlanker, kindlicher; nicht das Prätentiöse und Kaltherzige, das jener Ladenmamsell durch ihre vielen Anbeter und die Routine im Herzenbrechen nach und nach das Gesicht zu reinem Alabaster gemacht hat. Aber der Schnitt des Näschens, die langen Wimpern, der stolze kleine Mund — basta, deine Phantasie wird schon nachhelfen. Nun, die erste Viertelstunde ging ganz leidlich vorüber. Nur daß ich vom ersten Augenblicke an nichts anderes mehr sah als meine Nachbarin, die mir von ihrem Gesicht nur ein schmales Viertel, reizend wie eine kleine Mondsichel, zu sehen gab. Dafür konnte ich mich desto mehr mit ihrem dunkelbraunen Haar beschäftigen, das ganz ohne besondern Aufputz in einem dicken Scheitel über die silberweiße glatte Stirne ging und hinten mit ein paar Korallennadeln einfach aufgesteckt war, förmlich italienisch. An dem blassen Hälschen darunter kamen einige krause Löckchen hervor, die mir da hinten einen sehr beneidenswerthen Platz zu haben schienen, obwol sie im Schatten blieben. Wie die Toilette war, ob nach der neuesten Mode und nach Frauenbegriffen untadelig, kann ich dir nicht berichten; mir fehlen die technischen Vorkenntnisse dazu. Aber ein gewisser Instinct sagte mir, daß es nichts Geschmackvolleres geben könne, nichts Vornehmeres in aller Einfachheit; und an der ganzen reizenden Person nicht das Geringste von Schmuck, nicht einmal Ohrringe, das Kleid oben am Halse mit einem kleinen Sammtschleifchen geschlossen, ohne Brosche. Die Hände, die das Opernglas hielten, ganz winzige Kinderhände, steckten in lichtgrauen Handschuhen.

Allmählich orientiren wir uns über die schöne Unbekannte näher, und die Art, wie Heyse uns nach und nach ihr Bild und ihre Vergangenheit entschleiert, hat etwas Anziehendes und Spannendes; wir empfinden mit seinem Helden den Reiz des Abenteuers. Nicht zur Demi-Monde gehört diese Schöne; aber ihre Verhältnisse bewegen sich im Lichte der Demi-Monde und sie selbst hat ein Etwas in ihrem Empfinden, was an das Empfinden der Demi-Monde erinnert: die Unfähigkeit, an das Gefühl zu glauben, und die Neigung, sich äußerm Glanze

hinzugeben. So ist sie von Haus aus wie ein Vogel in den goldenen Käfig des Grafen eingesperrt und wagt sich nicht heraus, ob auch die zur Leidenschaft sich steigernde Liebe des Privatdocenten ihr die Thür öffnet. Als dieser entschieden um ihre Hand anhält, weist sie ihn zurück mit den Worten:

„Sind Sie mir böse, lieber Freund, daß ich so stockstill und stumm mir das alles habe sagen lassen, all Ihre herzlich guten Worte — die ich nicht verdiene — für die ich nicht einmal so recht, wie ich sollte, danken kann? Denn Sie glauben nicht, wie mich das traurig macht, daß Sie so gut zu mir sind, und ich — ich bleibe wie ich bin! O Sie haben recht, mir selbst wird es zur Qual, daß ich nicht anders sein kann. Es ist wie ein Bann über mir. Ich habe von einer Scheintodten gelesen, die im Sarge lag und sah und hörte, wie alles um sie her sich in Trauer und Liebe erschöpfte, und sie konnte mit aller Gewalt sich nicht rühren, den Weinenden die Hand zu bieten und zu sagen: ich lebe ja und habe euch lieb und will bei euch bleiben. So ist es mir mit Ihnen. Nie hat mir etwas so weh gethan, als daß Sie jetzt von mir gehen wollen, weil Sie alles oder nichts verlangen. Und doch — ich würde glauben, eine Schuld gegen Sie zu begehen, wenn ich Sie zurückhielte. Jedem andern könnte ich zumuthen, mit mir fürliebzunehmen, mit dem, was ich geben kann, sei es wenig oder viel. Aber Sie — Ihnen gönne ich es, daß Sie alles haben, was Sie wünschen und brauchen; Sie sind etwas Besseres werth, als so ein unseliges Geschöpf durchs Leben zu schleppen. Sehen Sie, lieber Freund, wenn ich nicht ganz gewiß wüßte, daß Sie es bereuen würden, daß ich Sie dennoch unglücklich machen und selbst darüber zu Grunde gehen würde — glauben Sie mir, ich würde mich nicht besinnen; und wenn ich selbst dabei elend wäre, aber Sie glücklich sähe: Sie sind mir so werth geworden, daß ich mich gern ganz vergäße, um nur Ihnen zu helfen. Aber darüber wollen wir uns nicht täuschen: es ist unmöglich! Sie empfinden zu fein, um ein Glück auf Kosten eines andern ertragen zu können."

Eine Diversion des kranken Bruders bei der spröden Schönen scheitert, obgleich Toinette sich noch eine Bedenkzeit von drei Tagen ausmacht. Der Ueberbringer der Botschaft kehrt nicht lebend nach Hause; Aufregung infolge eines Rencontre mit dem Grafen und Erkältung geben ihm den Tod. Die Frist von drei Tagen verläuft — und Toinette wird die Frau des Grafen.

Edwin, der sich wie die Helden Goethe's auszutoben sucht, findet Trost in einer andern Liebe. Lea, seine Schülerin, eine tiefe Natur voll Glut, Innerlichkeit und geistigen Strebens, eine jener Gedankenheldinnen, wie sie die berliner Gesellschaft oft aufzuweisen hatte, wird seine Gattin. Doch mit diesen beiden Ehen fällt der Vorhang des Romans nicht, es beginnt erst die Tragödie.

Toinette Marchand findet sich in die aristokratische Herrlichkeit; aber sie fühlt sich nicht glücklich. Es ist nicht das Unglück, das in der Unfähigkeit besteht, an das Glück zu glauben; nein, sie empfindet jetzt, daß sie in Edwin's Armen hätte glücklich sein können; was in ihr war von sprödem jungfräulichen Trotz, das ist gebrochen; aber es ist gebrochen in einer Ehe ohne Liebe. So ist der Boden gelockert für den tragischen Fortgang der Handlung. Edwin erscheint auf dem Schlosse des Grafen; schon sein Anblick wirkt auf sie jetzt wie ein magisches Zeichen, welches auf einmal die Tiefen der eigenen Seele ihr enthüllt. Sie entbrennt in heißer Leidenschaft für ihn; aber das verhängnißvolle „zu spät" tritt zwischen sie. Nach kurzem Liebesrausche kehrt Edwin zurück zu seiner Lea; die Gräfin sucht das Weib des Gelehrten auf; sie findet es seiner würdig und gibt sich entsagend den Tod. Eine Frauengestalt von dämonischem Reiz und tragischem Geschick, gewiß die interessanteste unter den problematischen Schönheiten, welche die Titelkupfer vieler Heyse'schen Novellen sind! Die Melusine des Schwind'schen Bildercyklus mochte dem Dichter vorschweben; läßt er sie doch zur Nachtzeit in die kühlen Fluten tauchen, freilich nicht als Wasserungeheuer, und der Schreck, den die Badende dem lauschenden Ritter einflößt, war nur süßer Art; aber die Seele dieser ins Moderne übersetzten Melusine hatte das verwandte tief Tragische, und wie mit einem Schmerzensschrei verschwindet auch sie.

Der zweite der Genossen, Mohr, ist ein herculischer Kraft- und Gemüthsmensch, der sich auf den Neid verlegt hat, aber auf eine Art von edelm Neid, der mit der Bewunderung für alles Schöne und Große zusammenhängt. Seine Liebe weiht er einer Musiklehrerin, deren Herz anfangs, den Pflichtgeboten des Romans folgend, an Edwin als dem Haupthelden hängt, um dessen Unwiderstehlichkeit an den Tag zu legen, damit er so mit den Herzen aller Romanheldinnen auch die Herzen aller Romanleserinnen erobere. Ein Candidat der Theologie, einer der Frommen im Lande, den Paul Heyse allerdings in ungewohnter Weise mit etwas dicken Strichen hingepinselt hat als den bösen Unhold des Romans, sodaß selbst der Aufputz modern theologischer Geistreichigkeit von diesem Teufelsbild herunterbröckelt, hat auf jene Christiane ein Auge geworfen und ist in Leidenschaft für sie entbrannt. Sehen wir uns die Helden der Sensationsnovelle, die in den Roman eingeschachtelt ist, etwas näher an; zunächst die Klaviervirtuosin:

Die Züge waren unschön, streng und unjugendlich, die Brauen über den hellgrauen Augen fast zusammengewachsen, das Haar, stark aber nicht weich, hing wie ein schwerer Schatten über die blasse Stirn herein. Das einzig Reizende in diesem herben Bilde, der kräftig schwellende Mund mit seinen glänzend weißen Zähnen, hatte einen starken Anflug von Bart und schien sich durch den stehenden Ausdruck finstern Trotzes noch eigens dagegen zu verwahren, als ob dies Gesicht überhaupt zu gefallen wünsche. So war auch in der Kleidung alles Gefällige vermieden. Aber die ungeschickten Falten vermochten es doch nicht ganz zu verbergen, daß der männlich strenge, charaktervolle Kopf auf einem schöngebildeten Frauenkörper saß.

Dann den Candidaten Lorinser:

Wer diese starkausgeprägte Stirn, die breite Nase, den großen, beständig regsamen, zuckenden und schmeckenden Mund näher betrachtete, mußte das Gesicht bedeutend, in den seltenen Augenblicken der Ruhe sogar anziehend finden. Buschiges, ungepflegtes Haar hing um die gewölbten Schläfen, der Bart war sorgfältig rasirt und die Wangen bläulich davon gefärbt. Am abstoßendsten fiel es Edwin auf, daß der Candidat die Augen entweder fest an den Boden heftete oder gegenstandslos an der Zimmerdecke schweifen ließ, ohne die Menschen umher anders als mit kurzen Seitenblicken zu streifen. Dabei war ein stehendes bitteres Lächeln, wenn er schwieg, um die spielenden Mundwinkel zu sehen, das sofort verschwand, wenn er zu reden anfing. Dann lagerte sich ein fast schwärmerischer Ernst auf seine schwarzen Brauen, eine heftige Entschlossenheit und herrische Unerbittlichkeit, auch wenn er das Sanfteste und Menschenfreundlichste äußerte.

Offenbar interessirte sich der Candidat, von dem wir ein folgenreiches Liebesabenteuer aus dem Bereich der „gott-

seligen Heerde" der Frau Professorin erfahren, ohne auf die unschönen Züge Christianens besonderes Gewicht zu legen, für den schönen Frauenkörper; denn als seine Leidenschaft keine Erwiderung findet, schleicht er sich zur Nachtzeit in ihr Zimmer — und, obgleich Paul Heyse, sittsam von Natur, es bei Indicien bewenden läßt, dürfen wir doch nicht zweifeln, daß in dieser Nacht ein Crimen begangen wurde, welches das Criminalrecht als stuprum nec violentum nec voluntarium bezeichnet. Der Dichter thut hier etwas pikantes neufranzösisches Gewürz in seinen Roman. Auf das Stuprum folgt der Selbstmord; doch Christiane wird aus dem Wasser gezogen und ins Leben zurückgerufen. Jener tapfere Mohr, muthig hinwegschreitend über unliebsame Antecedentien, bei denen die Geliebte keine Schuld trifft, führt Christiane schließlich als Gattin heim. Aber der Candidat Lorinser, der Verbrecher, was geschieht mit ihm? Er nistet sich in verschiedene Familien ein als Verwalter häuslicher Andacht. Einmal wird er von Mohr gemaßregelt; das nächste mal, wo er auf dem Grafenschloß als Kaplan eines Prinzen erscheint, sagt ihm Edwin bei Tafel vor der corona aller Gäste die empörendsten Grobheiten; doch dies bleibt sans conséquence, Lorinser behält seinen Posten. Die Nemesis Paul Heyse's hat ein sehr freundliches Lächeln.

Für eine dritte Gruppe des Romans bildet das Schuhmacherstöchterlein Regine den Mittelpunkt. Hier bewegen wir uns in der Idyllik kleinbürgerlicher Verhältnisse; aber die Farbe der bleichen Reflexion hat auch diesen Hausstand angekränkelt. Der Vater hat in Schopenhauer gelesen und das Kapitel über die Weiber hat eine so große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt, daß er sich der Citate aus dem philosophischen Weiberfeind oft bedient seiner eigenen Gattin gegenüber. Reginchen selbst hat das Herz des kranken Balder gewonnen, der aber aus der Selbsttäuschung, von ihr wiedergeliebt zu werden, ziemlich unsanft aufgerüttelt wird. Der Socialist Franzelius, Gracchus zubenannt, ist der glücklichere Nebenbuhler; seine Liebe hat den Reiz des politischen Märtyrerthums voraus, das immer über ihm in der Luft schwebt und seinen Phantasien oft eine transatlantische Färbung gibt; das Schuhmacherstöchterlein wird zuletzt die Gattin des socialistischen Buchdruckers.

Noch greift in die Handlung eines Romans, der so manches Pathologische bietet, sodaß der Dichter einen Hausarzt für seine meisten Helden nöthig hat, ein junger Medicinalrath Marquard mit ein, ein frivoler Welt- und Lebemann mit einer Theaterliebschaft, welche sich leichtblütig in den Kreis der verschiedenen erhabenen und zarten Herzensverhältnisse mit einschiebt.

Der Roman Paul Heyse's ist gedankenreich; er ist mit zahlreichen philosophischen Digressionen durchsetzt, aber es sind meistens nicht selbständige Abhandlungen des Dichters, sondern es sind Aussprüche seiner Helden, die zugleich für ihr Denken und Wollen charakteristisch sind. Hin und wieder freilich erscheint namentlich Edwin zu sehr als Privatdocent, und das Tagebuch Lea's erinnert an jene Aufzeichnungen der berliner Salondenkerinnen; es ist etwas Rahel und etwas Fanny Lewald darin; es gemahnt wie ein selbständiges Gedankenalbum. Doch ein Roman, dessen Titel schon auf einen geistigen Gegensatz hinweist, muß sich doch vorzugsweise in einer geistigen Atmosphäre bewegen. Edwin stellt in seiner Unterhaltung mit der Frau Professorin diesen Gegensatz, in welchem wir den Grundgedanken des Romans suchen dürfen, ans Licht. Die fromme Dame sagt zu ihm:

Sie selbst sind edel und rein genug angelegt, um wenigstens ohne Gefahr für Ihre Menschenpflichten das leugnen zu dürfen, was wir Pflichten gegen Gott nennen. Aber die große Mehrheit, die nicht menschlich sein empfindet, der die Andacht, die unbewußte Hingabe an ein Unerforschliches, ja, wenn Sie wollen, die Gottes furcht ein nothwendiger Zügel ihres sittlichen Wesens ist, wollen Sie die so plötzlich auf sich selber stellen und die Verantwortung für alles übernehmen, was dann geschehen möchte? Oder den edlern, den tiefer empfindenden Seelen, die ein Bedürfniß nach Heiligung in sich tragen, was haben Sie denen zum Ersatz zu bieten für das zerstörte oder doch getrübte Vertrauen auf die Liebe Gottes? Mein theuerer Freund, wenn Sie je die hohe Wonne gekostet hätten, sich als ein Kind Gottes zu wissen, würden Sie das Unklare, das Kindlich-Beschränkte, das vielleicht für die reine Vernunft in dieser Vorstellung liegen mag, gern in den Kauf nehmen und es begreifen, daß man die als gefährliche Neuerer, wo nicht als Feinde der Menschheit meidet und selbst zu unterdrücken strebt, die ihre Brüder um diesen Trost zu bringen drohen.

Der Philosoph aber entgegnet:

Die Gefahr, die von den Kindern der Welt den Kindern Gottes drohen soll, ist eine erträumte. Das Aergerniß, das wir geben, ist heutzutage sehr unschädlich. Kein in Ihrem Sinne religiös angelegter Geist wird es ertragen, sich die Welt ohne einen persönlichen Schöpfer zu denken. Keine Verführung kann stattfinden, wo nicht der Keim zum Abfall vorhanden war. Und um diese Unzuverlässigen oder gar Frivolen kann es Ihnen doch nicht so sehr zu thun sein als um den allgemeinen Frieden und um ein billiges Geltenlassen. Ich vermag die Zukunft nicht zu durchschauen; aber soviel ich ahne, wird nie eine Zeit kommen, wo alle Menschen sich mündig erklären und dieser sie beglückenden Kindschaft entwachsen werden, sowenig die politische Freiheit jemals das Bedürfniß aller werden wird. Nur höre man endlich auf, Verschiedenheiten der Weltanschauung mit sittlichen Maßstäben zu messen, meine Fähigkeit und meine Bedürfnisse, mir Gott und Welt zurechtzulegen, mir ins Gewissen zu schieben, mich bürgerlich und menschlich zur Rechenschaft zu ziehen für Gedanken, die auf mein Handeln nur einen sehr mittelbaren Einfluß haben. Freilich, das, was selbst die Freidenker des vorigen Jahrhunderts noch als unveräußerlichen Besitz der Menschheit anerkannten: die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, auch das, wenigstens im populären Sinne, hat unsere rücksichtslos vordringende Forschung in Frage gestellt. Ich bin davon überzeugt wie von meinem Dasein, daß die Zeit kommen wird, wo man es ehrlichen Kindern der Welt ohne Verdächtigung erlauben wird, sich auch dieser Dreieinigkeit zu entschlagen. Und an dieser Zukunft mitgearbeitet zu haben, ist es nicht immerhin des Schweißes der Edeln werth?

Im Interesse des künstlerischen Gleichgewichts in dem Romane mag man es bedauern, daß die „Kinder Gottes" im ganzen eine so schwächliche Vertretung gefunden haben; der gutmüthige Maler, die in Wohlthätigkeitswerken unermüdliche Frau Professorin und der widerlich wollüstige Candidat — das sind denn doch wenig ausreichende Repräsentanten einer in unserer Zeit noch so mächtigen Weltanschauung.

Da Heyse's Helden und Heldinnen sich nicht in trocken didaktischer und langweiliger Weise aussprechen, sondern geistreich und lebensvoll; da alle Lichter seiner Ironie, aufgesetzt von einer kunstfertigen Hand und mit stilistischer Meisterschaft, die Darstellung des Dichters umspielen; da

nicht nur viele Genrebilder hübsch, artig, feinempfunden, mit anmuthendem Humor gezeichnet sind, sondern auch die Herzensereignisse stets in Spannung erhalten: so können wir dem Romane daraus, daß er ein Gedankenroman ist, keine Vorwürfe machen, um so weniger, als die Gedankenlosigkeit die Signatur des überwiegenden Theils unserer Romanproduction ist und wer sich im Seichten behagt, die größte Auswahl für seine Lektüre findet. Im Gegentheil freuen wir uns, daß Paul Heyse in diesem Romane geistig weit bedeutender erscheint als in seinen bisherigen Productionen, deren Formenschönheit uns oft nicht darüber täuschen konnte, daß der Inhalt das geistig Bedeutende nur streifte.

Wir sind nicht der Ansicht, daß der Roman das deutsche Volk bei seiner Arbeit suchen soll; er würde es überdies heutzutage oft nicht einmal dabei finden, sondern in irgendeinem Strike begriffen. Geistige Arbeit hat aber das Vorrecht; sonst müßte die Schuhmacherwerkstatt des Meisters Feyertag vor der Gedankenwerkstatt des Gelehrten Edwin in Bezug auf unsere Theilnahme den Vorsprung haben. Jede mechanische Arbeit isolirt und hat etwas geistig Beschränkendes; die Werke der Phantasie aber sollen etwas geistig Befreiendes haben. Das Handwerk hat seinen goldenen Boden, aber in der Poesie klingt derselbe oft dumpf und hohl.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Schriften über die sociale Frage.

1. Die Theorie der socialen Frage. Von H. von Scheel. Jena, F. Mauke. 1871. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Die kirchliche und sociale Frage in Deutschland von Albert Linel. Frankfurt a. M., Boselli. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Die Geschichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit. Vortrag gehalten in der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 15. November 1871 von E. Mach. Prag, Calve. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Die Erlösung der darbenden Menschheit. Der Rettungsweg in der socialen Frage unserer Zeit von August Theodor Stamm. Zürich, Schabelitz. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.
5. Arbeit und Christenthum. Eine zeitgeschichtliche Studie von F. W. Otto. Gütersloh, Bertelsmann. 1871. 8. 12 Ngr.
6. Geheime Geschichte der internationalen Arbeiterassociation von Onslow Yorke. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Duncker. 1872. 8. 20 Ngr.
7. Die Internationale. Ihr Wesen und ihre Bestrebungen. Von Oscar Testut. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Frohberg. 1872. Gr. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

„Der Ausdruck «sociale Frage» bekundet unzweideutig, daß man sich nicht auf die einseitige Betrachtung entweder der rein wirthschaftlichen oder der rein politischen Verhältnisse unsers Volkslebens beschränken darf (wenn man nämlich die Lösung der socialen Frage anstrebt), sondern daß der gegenwärtige Zustand der Gesellschaft das Problem oder die Reihe von Problemen liefert, welche sich an die Zweifel über seine Vollkommenheit knüpfen. Die Gesellschaft ist das politisch und wirthschaftlich gegliederte Volk; darum ist denn auch die Untersuchung dieser Gliederung die Grundbedingung für die Bestimmung und also auch für die Lösung der socialen Frage."

In diesen Worten, welche wir H. von Scheel's „Theorie der socialen Frage" (Nr. 1) entnehmen, scheint uns eine richtige Basis enthalten, auf welcher weiterbauend man die Lösung der von Tag zu Tage brennender werdenden socialen Frage zwar nicht unbedingt erreichen, wohl aber in nähere Aussicht bringen könnte. Der Verfasser hat die Frage vom unparteiischen rein wissenschaftlichen Standpunkte aus behandelt, und das mit unverkennbarer Sachkenntniß geschriebene Buch zeugt von tiefen Studien und einem warmen Interesse für die in Rede stehende Frage. Es ist in gefälliger Form gehalten und bietet mancherlei interessante Gesichtspunkte, sodaß wir glauben, es werde selbst jemand, der mit den Theorien Scheel's nicht übereinstimmt, die auf die Lektüre desselben verwandte Zeit nicht für verloren halten.

Erkenntniß seiner Fehler ist der erste Schritt zur Besserung. Diesem Grundsatze huldigend sucht Albert Linel in seinem Buche über „Die kirchliche und sociale Frage" (Nr. 2) die Schäden unsers Staats- und gesellschaftlichen Lebens darzulegen, aus welcher Untersuchung sich alsdann praktische Vorschläge von selbst ergeben. Wie der Titel schon besagt, zerfällt der Inhalt in zwei Theile; beide aber sind zusammengehörig, doch so, daß der zweite aus dem erstern resultirt. Die Uebergriffe des Klerus (des protestantischen wie des katholischen) auf das staatliche Gebiet tragen nicht geringe Schuld an den zerrütteten Verhältnissen der modernen Gesellschaft; daher ist vor allen Dingen nöthig, den hierarchischen Gelüsten einen festen Damm entgegenzustellen und alle Uebergriffe eines herrschsüchtigen Priesterthums zu verhindern. Die sociale Frage ist nach Linel: das Verhältniß der Besitzlosen zu den Besitzenden. Diese Frage ringt nach ihrer Lösung, sagt er, und wird sich von der Tagesordnung im europäischen Staatenleben nicht eher absetzen lassen als nach ihrer vollständigen Erledigung.

Wenn in dem ersten Theile des Büchleins die allgemeinern Ursachen des socialen Verfalls dargethan werden, so kommt der Verfasser im zweiten Theile auf specielle Fälle und nennt das Uebel beim rechten Namen „Pauperismus". Die Ursachen desselben will Linel durch Hebung der Volksbildung und durch wirthschaftliche Maßnahmen beseitigt wissen, und sofern das Uebel nicht ganz zu beseitigen ist, dasselbe zu lindern suchen. Wir können das Buch dem Leser empfehlen, zumal es trotz seines geringen Volumens einen überaus mannichfachen Stoff bietet. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen."

Der Satz von der Erhaltung der Arbeit ist in sehr gelehrter Weise von E. Mach in dem Buche „Die Ge-

schichte und die Wurzel des Satzes von der Erhaltung der Arbeit" (Nr. 3) behandelt; indeß ist die Abhandlung eigentlich nur für solche verständlich, welche eine Ausbildung in der höhern Mathematik genossen.

„Unter allen Zonen forscht' ich ... wann wird der Geist der Menschheit auferstehen, sich erlösen von der Armuths-, Kirchen- und Despotenseuche?!" So läßt sich A. T. Stamm in der Vorrede zu seinem Buche „Die Erlösung der darbenden Menschheit" (Nr. 4) vornehmen. Der, wie uns scheinen will, etwas exaltirte Verfasser hat vergessen, auch noch die von Gustav Rasch erfundene Preußenseuche aufzuzählen. Das Buch enthält vielerlei über die Art, wie die Ursachen des socialen Elends beseitigt werden könnten, eine Art Beglückungstheorie des Seuchenvertilgers Stamm. Es ist übrigens schwer, aus dem Buche etwas Positives zu lernen; wir glauben, daß ein unklarer Kopf durch die Lektüre desselben nur noch unklarer werden würde. Aus jeder Zeile sieht übrigens der Arzt heraus, aber mehr der theoretische als der praktische. Zum Ueberfluß findet sich auch noch das Vaterunser und ein großer Theil der Bergpredigt in dem Buche abgedruckt: charakteristisch für die pietistische Richtung dieser Art von Aerzten.

Was kann aus Gütersloh kommen, wenn nicht etwas Pietistisches! Eine zeitgeschichtliche Studie nennt Herr F. W. Otto sein Buch über „Arbeit und Christenthum" (Nr. 5), man könnte es richtiger als eine Art Predigt bezeichnen oder als eine neue Expectoration über das alte Thema: „Die Gottlosigkeit ist der Leute Verderben." Mit dieser Art von Raisonnement wird nichts geleistet, daher es auch besser ganz unterbliebe; wer durch Dogmenglauben die Zustände verbessern will, der unternimmt ein vergebliches Werk.

Zum Schluß haben wir noch zweier geschichtlicher Darstellungen der Entwickelung der Internationale Erwähnung zu thun. Das Buch von Onslow Yorke (Nr. 6) „Geheime Geschichte der internationalen Arbeiterassociation" ist gut geschrieben, und schon deshalb lesenswerth, weil dem Verfasser augenscheinlich amtliche Quellen zugänglich gewesen sind.

Das in siebenter Auflage bereits vorliegende Buch über „Die Internationale" von Testut (Nr. 7) bringt viele interessante Actenstücke. Es zeugt von gründlicher Arbeit und kann warm empfohlen werden, wie es denn auch in weitesten Kreisen bereits Anerkennung gefunden hat.

E. Neumann.

Neue Dramen.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Von einer dritten, inzwischen verstorbenen Dichterin liegt uns ein geistliches Drama vor:

10. Maria Magdalena. Ein geistliches Drama in fünf Aufzügen von Luise von Plönnies. Heidelberg, C. Winter. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Stück läßt ohne Zweifel sowol die meiste poetische Begabung als auch die hervorragendere Erfindungskraft erkennen. Die gereimten Verse, in denen das Stück gedichtet, sind leicht, anmuthig und wohllautend, und wenn auch weder besonders gedankenvoll noch tief, doch auch keineswegs inhaltsleer oder trivial. Sie bekunden immerhin ein inneres Leben und etwas wie einen warmen und linden Hauch der Seele, mit denen sie den Leser wohl anzuregen und zu fesseln vermögen. Dies um so mehr, als auch die Handlung einen tief und klar angelegten, nur nicht gerade überall glücklich und wirksam durchgeführten Plan erkennen läßt.

Magdalena, eine junge jüdische Witwe, soll ihren Schwager, den Rabbiner Levi heirathen, eine Heirath, gegen die sich alle ihre Empfindungen empören. Abgesehen davon, daß sie diesen „strengen, kalten, finstern Mann" nicht liebt, ist ihr im Grunde auch die Religion seines Volks zuwider. Sie sagt im Vertrauen zu ihrer Amme Deborah:

Du liebst dein Volk, du ehrest die Gesetze,
Die ich im Herzen immerdar verletze.
O, das Gesetz, das auf dem Felsensitze
Geschrieben ward im grellen Licht der Blitze,
Gegeben ist es, um das Herz zu spalten —
Wer unter allen Menschen kann es halten?
Mich treibt's, den engen Schranken zu entfliehn,
Mich zieht das Herz zu andern Göttern hin,
Drum sag' ich dir, zu euch gehör' ich nicht.
Jehovah, mir nicht gelte dein Gericht,
Ich hab' dir längst, o Grimmer, abgeschworen,
Und all dein Drohen geht an mir verloren.

In ihrer Seele lebt ein dunkler, geheimnißvoller Drang und Zug für Griechenland, den sie sich nicht zu erklären vermag, bis sie endlich von Deborah erfährt, daß ihre Mutter aus diesem Lande herstamme und jene Heimat noch sterbend „mit der Seele gesucht" habe. Die gute Alte erzählt:

Als sie mit dir gesegnet war,
Ward mir ihr Sehnen offenbar.
Dein Vater war verreist, und sinnend
Saß sie bei mir im Hofe spinnend.
Da trat im goldnen Abendschein
Ein Bilderhändler bei uns ein
Und bot sie zum Verkaufe dar.
Sie wehrt' ihn ab — doch seine Hand
Ergriff ein Bild und stellt es auf,
Ihr gegenüber an die Wand.
Das lockte sie gar wunderbar:
Die Venus war's mit goldnem Haar,
Wie aus dem Meer sie steigt herauf;
Das letzte rothe Abendlicht
Fiel auf ihr wunderschön Gesicht,
Ihr schöner Leib war marmorweiß.
Deiner Mutter ward's bald kalt, bald heiß.
Sie zahlt ihm drauf des Bildes Preis,
Und also blieb's bei ihr zurück.
Das war ein schmerzenreiches Glück;
Sie sah es vor sich Tag und Nacht,
Bis sie dich, Kind, zur Welt gebracht,
Dann überfiel sie Sterbensnoth,
Sie küßte dich, sie seufzte — und war todt.

Nun meint Magdalena, sich und das Räthsel ihres

Herzens zu verstehen: frei und muthig streift sie das Judenthum von sich ab und eilt, getrieben von den sieben Todsünden, die lockend in der Abenddämmerung zu ihr sprechen, nach Hellas, wo sie sich Helena nennt und sich dem schönen Ametys vermählt. Aber ihr schöner Gemahl füllt gar bald ihr Herz nicht aus, und als sie Porphyrio, einen berühmten griechischen Maler, kennen lernt, denselben, welcher jene Venus malte, in deren Betrachtung ihre Mutter sie ans Licht gebracht: da entzückt und begeistert sie dessen Genie in so hohem und entflammendem Grade, daß sie von Ametys sich lossagt und dem Künstler angelobt. Aber der erstere, von wilder Eifersucht aufgestachelt, tödtet Prophyrio in dem Augenblicke mit seinem Pfeile, in welchem dieser sie davonführen will.

Mitten in die Trauer, die sie über den unerwarteten Hingang des Geliebten empfindet, tritt Arist, ein griechischer Freigeist, der Helena zur Atheistin, zur Aspasia und Diotima machen will. Von seinen Lehren beunruhigt, verlangt sie zur Sibylle geführt zu werden, damit ihr diese ihr Schicksal verkündige. Die Sibylle ruft ihr zu:

> Du findest Ruhe zu des Königs Füßen,
> Der, rein von Schuld, wird für die deine büßen.

Und als Helena fragt:

> Wo find' ich ihn, der heilen soll mein Weh? —

lautet die Antwort:

> In deiner Heimat wallend auf dem See.

Aber noch läßt Arist sie nicht frei. Er sucht sie hinzuhalten, zu betäuben durch rauschende Feste, durch Tanz und Musik. Der eifersüchtige Ametys läßt indeß auch diesen Freier nicht frei gewähren. Er kommt und fordert ihn zum Kampfe. In diesem Kampfe erliegen beide.

Helena, aufs neue auf sich verwiesen und verwaist, uneins, schwankend, zerfallen mit sich und der Welt, denkt nun an die Weissagung der Sibylle, namentlich da sie vor einem Tempel, der die Inschrift trägt: „Dem unbekannten Gotte", einen feierlichen Psalm singen hört. Von einem Priester Saon begleitet, pilgert sie nun nach Palästina zurück und sucht hier den lehrenden Meister, Jesus Christus, auf. Von ihm unterrichtet, nimmt sie den Namen Maria Magdalena und das Christenthum an.

Die Dichtung ist nicht ohne Reiz und Interesse, aber um bedeutend und nachhaltig zu wirken, von zu geringer Plastik im dramatischen Ausdruck der Idee; dem Künstlergeiste fehlte die Künstlerhand. Das Wesen dieses geistlichen Dramas verschwimmt und verwischt sich in unsichern Umrissen und Farben: man trägt von dem dargebotenen Gemälde keinen rechten und bleibenden Eindruck, sondern nur eine dunkle Vorstellung davon.

11. Märchenkönig und sein Wunderreich. Weihnachtsmärchen mit Gesang, Tanz und Evolutionen in vier Acten von T. Gaßmann. Zweite Auflage. Hamburg, Richter. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dies ist die letzte dramatische Arbeit des inzwischen heimgegangenen Autors. Sie bekundet, wenn auch kein bedeutsames poetisches Talent, doch ein glückliches und wohl zu schätzendes Bühnengeschick. Die Art und Weise, wie hier die artigsten Volks- und Kindermärchen ineinander verwebt und geflochten erscheinen, um eine fortlaufende Handlung und eine wirksame Totalität zu ergeben, verdienen durchaus Lob und Anerkennung.

12. Des Kriegers Frau. Soloscene für eine Dame von Karl Heigel. Berlin, Lassar. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein dramatisches Gedicht, das die Empfindungen einer jungen Frau, die ihren Gatten im Felde allen Gefahren des Kriegs preisgegeben weiß, in sehr ergreifender und wirksamer Weise zum Ausdruck bringt. Es ward in der Zeit des letzten deutsch-französischen Kriegs, dem es seine Entstehung verdankt, oft und stets mit großem Beifall vorgeführt. Fräulein Klara Ziegler, Frau Eleonore Wahlmann, Frau Luise Erhartt und andere Heldinnen des tragischen Fachs haben darin geglänzt.

13. Riego. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von C. Nissel. Liegnitz. 1871. 8. 15 Ngr.

Der Vorwurf des Dramas ist der Aufstand in Spanien gegen Ferdinand VII., der Held das eigentliche Haupt der Aufständischen, Rafael Riego, der, nachdem er den erbärmlichen und hinterlistigen Fürsten großmüthig geschont, von diesem 1823 schändlich überlistet und zum Tode verurtheilt wird. Das Stück ist mit sichtlicher Liebe und anerkennenswerthem Eifer geschrieben, vermag aber doch für Zustände und Menschen jenes Landes und jener Epoche nicht wahrhaft zu interessiren. Es mangelt der Arbeit an poetischer Eigenartigkeit und an durchgreifender Gestaltungskraft. Es ist viel Drangabe und Begeisterung in ihr, aber nicht genug Befähigung, die Handlung zu entwickeln und mit sicherer Hand zu tragischer Wirkung zu gipfeln. Die Personen sowol wie die Intrigue, in der sie sich bewegen, bleiben in ihrer künstlerischen Behandlung und Austragung zu unsicher, schwankend und ausdruckslos, um wirklich tief zu fesseln und erschütternd zu wirken.

14. Der Rothbart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Helfenstein. Bonn, A. Marcus. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Stück behandelt den schon oft behandelten Zwiespalt zwischen dem hohenstaufischen Rothbarte und Heinrich dem Löwen. Durch die Arbeit geht ein nicht ganz gewöhnlicher Geist der Hoheit und Größe, ein sozusagen akademischer Hauch, durch den sie ein vornehmes und ungemein stattliches Ansehen gewinnt. Man erblickt sie damit gleichsam um gute Kopfeslänge über ähnliche Dramen hinausragen, ohne daß sie indeß hierdurch zugleich Werth und Wirkung für die Bühne erhielte. Für diese bleibt sie ohne Zweifel leider völlig bedeutungslos, weil sie zu wenig Wärme und Leben besitzt. Die Gestalten, die sie aufweist, sind wie Bildsäulen, hoch, schön und edel geformt, aber todt und bewegungslos. Es fehlt diesen dramatischen Figuren der volle menschliche Ausdruck, der lebendige Athem, der vibrirende Pulsschlag. Sie lassen alle kalt und ohne Antheil. Sie muthen uns wie Statuen an, die declamiren, nicht wie Menschen, mit denen wir leiden und fühlen können. Die gänzliche Seelen- und Leidenschaftslosigkeit ist es, die diesem Trauerspiel unsere Sympathie entzieht, denn was an Freude oder Schmerz, an Haß oder Liebe in seinen Personen zum Vorschein kommt: das ist zwar voll Adel im Gedanken, voll Feinheit in der Empfindung, voll Schönheit

in der Form, aber zugleich von erschreckender Starrheit und ohne alle Lebenswärme. Es ist eine Künstlerhand, die diese Tragödie schuf, aber bei ihrem Schaffen blieb das Herz ohne Antheil. Dies Schaffen ist infolge dessen klar, wohl berechnet, sicher und fest, wie unter dem Zirkel gehalten, aber darum auch wie auf Zahlen gestellt und mit dem Zollstab gemessen. So entstand ein Trauerspiel nach allen Regeln der Technik, aber leider nach jener Technik, die aus dem Buche, nicht aus dem Leben und Weben des echten Kunstbewußtseins geschöpft ist, — das „gute" Trauerspiel, wie es nicht sein soll; es könnte fehlerhafter sein, wenn es mit den Fehlern nur auch mehr Impuls und Hauch der Wahrheit erhalten hätte.

Die Exposition gibt der Herold, der beim Aufziehen des Vorhangs am Nordufer des Comersees das versammelte Publikum begrüßt. Er beginnt:

Landsleute,
Willkommen!
Mit ernstem Gruß empfang' ich dich,
Du frohe deutsche Volksversammlung!
Ich bin der Herold. Meines Amtes ist,
Euch zu entbieten. Stellt im regen Geist
Lebhaft euch vor, ihr wollt mir Folge leisten.
Wohl! Auf die Wanderschaft!
Im raschen Fluge der Gedanken werden
Die Alpen überstiegen; Freunde, seht:
Wir sind im Land Italien.
Doch hier ist unsers Bleibens nicht; ich raste
Nur ungern auf dem welschen Boden;
Heimwärts zur vaterländ'schen Erde bald
Lenkt Ihr die Schritte.
Denn nicht der Fremde rühmliche Thaten, nicht
Des Auslands ragende Helden sollt ihr schauen;
Nein, einem deutschen Manne werdet ihr
Heut' in das helle Auge blicken
Und durch das Auge tief ins treue Herz!

So spricht der Herold weiter von Friedrich Rothbart, der im Kyffhäuser wohnt und von des Reiches leuchtender Herrlichkeit träumt, die sich erneuen soll und jetzt auch wirklich erneut. Pathetisch fährt er fort:

Sei fröhlich, deutsche Volksversammlung,
Du hast ihn wieder!
Wie sich die hohe Zeit erneuen will,
So steigt empor aus sagenhafter Tiefe
Das Bild des Unvergeßlichen.
Mit unsers Reiches werdender Herrlichkeit
Erscheint der Alte wieder.

„So trete er euch denn von der Bühne her entgegen", schließt der Herold, indem er rasch noch die geschichtlichen Verhältnisse schildert, unter denen das Stück beginnt.

Man muß einräumen, daß dieser Eingang originell ist und ein wenig an den antiken Chor der griechischen Tragödie erinnert. Es offenbart sich eine edle Bildung darin, die aber etwas zu gelehrt erscheint, um von natürlicher und hinreißender Wirkung zu werden. Es ist zu viel Studirtes darin, ein Vorwurf, der, wie schon angedeutet, das Werk in seiner Ganzheit trifft. Die Bitte des Rothbart vor Heinrich dem Löwen um dessen Hülfe gegen die Lombarden, die Ablehnung des Welfen, der Heldenkampf des Kaisers, seine Niederlage vor Legnano, die Reichstagsverhandlungen in Speier, der Besuch des Kaisers bei dem Löwen in der Burg zu Haldensleben, die endliche Demüthigung des aufrührerischen Vasallen — das alles ist nicht ohne eine gewisse Größe, aber sozusagen ohne poetische und dramatische Naturlaute, ohne hinreißenden Schwung und sinnliche Kraft.

Eine Schöpfung von geringerer künstlerischer Structur, aber größerer Bühnenwirksamkeit ist:

14. Heinrich's des Ersten Söhne. Schauspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von Luise Pichler. Stuttgart, Risch. 1873. Gr. 16. 22½ Ngr.

Das Stück hat auf der königlichen Hofbühne in Stuttgart, wenn auch freilich in sehr verkürzter Weise, bereits die Lampenprobe bestanden und sich immerhin lebensfähig erwiesen. Sein Hauptinhalt gipfelt in der strengen Schule, welcher der Lieblingssohn König Heinrich's I., Herzog Heinrich von Lothringen, durch eigene Schuld veranlaßt, unter der ernsten Zucht seines Bruders Otto I. durchmachen muß. Lebhaften Geistes, ehrgeizig und thatendurstig wie er ist, verdrießt es ihn, daß er Otto als König anerkennen und huldigen soll, und aufgestachelt von widersetzlichen Elementen des Reichs, läßt er sich in eine Verschwörung ein, welche dem deutschen Staatsoberhaupte das Leben kosten soll. Im letzten Augenblick jedoch von Gewissensscrupeln befallen, hilft er selbst dazu, das schwarze Werk zu verrathen und sich als Theilnehmer desselben anzuklagen. Er wird darauf von Otto nach Ingelheim am Rhein in Haft geschickt und geht dort in der Einsamkeit des Gefängnisses, in der stillen Beschaulichkeit eines hinsiechenden Lebens so ernsthaft in sich selbst, daß er nach und nach all sein Unrecht, sein störriges Wesen und thörichtes Benehmen erkennen und selbst verwerfen lernt. Nach Jahr und Tag durch eine Jugendgeliebte, die Wendenfürstin Hedwig, befreit, um mit ihr vereint gegen Otto Krieg zu führen, entreißt er sich dieser mit dem Schwert in der Hand und wirft sich demüthig und bußfertig am Weihnachtsabend 941 zu Frankfurt a. M. dem deutschen Könige zu Füßen. Mit der unter heiligen Weihnachtsliedern sich vollziehenden Versöhnung der Brüder endigt das Stück, das in seiner Charakteristik der Hauptpersonen nicht scharf und fest genug, im Dialog zu wenig knapp, und in der Durchführung der Handlung viel zu umständlich und breit erscheint, um durchweg fesselnd und von wachsendem Interesse sein zu können, das aber im übrigen doch mit zu viel Liebe, verständigem Geschick und feinem historischen und poetischen Takt geschrieben ist, um nicht dennoch unsere Sympathie zu erwecken.

Jedenfalls ist die Arbeit eine derartige, daß sich Achtung ihr nicht versagen läßt, eine Achtung, die ihr, wie wir zu ersehen Gelegenheit hatten, auch Ludwig Uhland noch freudig gezollt hat. Die Sprache (in Jamben) ist warm und oft recht anmuthig, die Motivirung sorgsam und bedacht, die Tendenz eine wohlthuend erhebende. Daß die Verfasserin die Zeit, in welcher die Handlung ihres Dramas spielt, mit männlichem Ernst und umsichtigem Fleiße studirt hat, ließ sich von ihr, die als tüchtige Jugend- und historische Romanschriftstellerin mit glücklichem Erfolge gewirkt hat, mit Fug und Recht im voraus erwarten.

15. Hohenstein. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Ludwig Wesenfeld. Aachen, Benrath u. Vogelgesang. 1871. 8. 18 Ngr.

Ein abenteuerliches Stück, das nicht ohne eine Art von Geschick, aber so ziemlich ohne Geschmack sich darstellt. Es behandelt Gustav Adolf's Feldzug in Deutschland zu Gunsten der Protestanten und seinen Tod; doch ist, wie schon aus dem Titel ersichtlich, nicht er der eigentliche Held, sondern Graf Hohenstein, ein deutscher Edelmann, der, von Richelieu mit Geld ausgerüstet, den schwedischen König in sein Vaterland führt, um den blutigen Religionskrieg hier fortzusetzen. Nebenbei liebt er ein junges Edelfräulein, die Tochter des Herzogs Franz von Lauenburg, durch dessen Schuld Magdeburg verloren ging. Dieser im Bunde mit den Katholischen ist entrüstet darüber, daß sein Kind die Neigung des Protestanten erwidert, und hat es in ein Kloster gesteckt, um es zur Nonne zu machen. Das Kloster, in dem dies geschehen soll, liegt in der Nähe von Lützen, wo die Schweden und die Wallensteiner sich kampfbereit gegenüberliegen, Lauenburg kommt, um mit Seni, der hier ein Intriguant und Gaukler ist, heimlich Raths zu pflegen. Sie karten miteinander ab, daß Lauenburg zu Gustav Adolf übertreten, denselben zu voreiliger Schlacht bewegen und im Getümmel tödten soll, wenn der Ausgang für die Kaiserlichen ja etwa zweifelhaft werden sollte. Natürlich beschließt bei derselben Gelegenheit Lauenburg, auch Hohenstein aus dem Wege zu räumen.

Diese Abkartung belauscht Toni mit einer räthselhaften Freundin, Anna, die sich später als eine geraubte Schwester Hohenstein's entpuppt. Letztere wird von der erstern abgeschickt, um den Geliebten herbeizurufen, damit ihm die verrätherischen Absichten des eigenen schändlichen Vaters enthüllt werden können. Hohenstein warnt Gustav Adolf; dieser aber läßt sich von dem tückischen Lauenburg betrügen und fällt von seiner Hand in der Schlacht. Inzwischen dringt die Aebtissin in Toni, daß sie den Schleier nehme, und da sie sich widersetzt, sucht sie sie dadurch zu bestimmen, daß sie ihr einen gefälschten Brief von Hohenstein in die Hände spielt, in welchem dieser ihr entsagt. In der Verzweiflung ihres Herzens nimmt sie Gift und stirbt in den Armen des Geliebten, der herbeigestürzt kommt, um Toni auf seinen Armen aus dem in Brand geschossenen Kloster zu tragen, in das die satanische Aebtissin dieselbe eingeschlossen. Gleich darauf tödtet er Lauenburg.

Das Ganze ist eine tumultuarische und wild durcheinanderlaufende Dichtung, die hier und da nicht ohne rhetorischen Schwung und ein gewisses Pathos ist, aber doch zu wenig Feinheit und Takt in der Erfindung, Durchführung und Motivirung zeigt, um erhebend oder auf die Dauer auch nur anziehend wirken zu können. Gustav Adolf benimmt sich nahezu wie ein Dummkopf, Lauenburg ist der echte Theaterbösewicht, und Toni sowie die Aebtissin erscheinen in so plumper Art gestaltet und von so gemeinen Beweggründen bestimmt, daß es unmöglich ist, Theilnahme für sie zu gewinnen.

Der Verfasser, der nicht ohne Talent sein mag, muß, ehe er an neue Schöpfungen geht, daran denken, seinen Geschmack zu läutern und zu bilden. Ohne diese Bildung und Läuterung dürfte er schwerlich je etwas im Dramatischen und in der Literatur überhaupt erreichen.

16. Kaiser Heinrich IV. Tragödie in vier Acten von Karl Kutter. Biberach, Dorn. 1872. 16. 10 Ngr.

Ein ziemlich ohnmächtiger Versuch, ein Drama zu liefern, ein Versuch, der in den Anläufen dazu stecken bleibt und es nirgends bis zur voll ausgeprägten Form und Gestalt eines solchen bringt. Der Entwurf zu demselben irrt gleichsam in Nacht und Nebel des Scenariums umher und verliert, nachdem er nach allen Richtungen fehlgegangen, gegen das Ende hin so sehr allen Halt, daß er zuletzt ganz zweck- und ziellos zusammenbricht. Es ist ein beständiges Gehen und Kommen in dem Stück, ohne daß dadurch irgendwo ein wirklicher Auftritt zu Stande gebracht würde. Jede einzelne Person spricht ihren Part und geht dann ihres Wegs. An ein Aufeinanderplatzen der Gegensätze, an einen Conflict, an eine Katastrophe ist nicht im mindesten zu denken. Heinrich IV. kämpft mit dem Papst und pilgert nach Canossa, um dort im härenen Gewande vor demselben Buße zu thun, und doch erscheint der Papst gar nicht in dem Stücke. Zum Schluß wird der Kaiser von seinem eigenen Sohne angefochten, besiegt und eingekerkert, und doch tritt auch dieser Sohn leibhaftig gar nicht in die Handlung ein. Die ganze Handlung ist ein Sagen und Berichten, ein Anzeigen und Melden, nirgends ein dramatischer Vorgang und Act. Diese Tragödie ist gleichsam die Tragödie im Ei, die unausgebrütete dramatische That. Die Fabel hat keine Entwickelung, die Figuren keine Physiognomie, die Sprache keinen Ausdruck. Um von der letztern eine Probe zu geben, führen wir folgende Stellen an:

Die Kriegstrompete tönt, weh, wer zum Schalle,
In kriegerischem Frevelmuthe prahlend,
Das Zeichen gab, daß er dem Erz entfalle.
Die Schrecken, die er birgt — ein Pinsel malend
Vermag es nicht zu schildern als Hyänen
Die Menschen, wenn die Schild' und Schwerter dröhnen.

In freien Aether dringen Geister
Von ihrem Fittich aufgewiegt;
Es wird der Mensch der Stoffe Meister,
Gewöhnliches ihm nicht genügt.
In Tiefen steigt er wie in Höhen,
Umfasset ganz das weite All,
Ein Held — muß er für Wahrheit stehen,
Sein Stern erglänzet überall.
Begeistrung kann uns nie betrügen,
Führt auch im Kriege stets zu Siegen.

Kaiser Heinrich, Bertha seine Gemahlin Agnes seine Tochter, der Abt von Clugny, der Graf von Hohenstaufen — dies alles sind unklare, verschwommene Erscheinungen, die ohne Ueberschriften in ihrem Texte nicht zu unterscheiden wären. Sie alle wirren und wandeln planlos durcheinander, und eine nach der andern verschwindet vom Schauplatze ebenso fragwürdig, als sie auf demselben erschienen ist. Zuletzt bleibt nur das Grab des Kaisers und als Moral etwa der Schlußvers des Cardinals, der, nachdem er die Seele des Heimgegangenen vom Banne erlöst hat, sagt:

Wol fehlen kann der Papst als Erdensohn,
Doch unfehlbar ist nur der Kirche Lehre,
Wie Gott sie gab, der eine ewig Wahre,
Denn er allein ist auch der Unfehlbare.

17. Konrad I., König von Deutschland. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. F. Fürth. 1871. 8. 10 Ngr.

Das Stück gipfelt in dem bekannten historischen Umstande, daß Konrad I. sterbend seinem Bruder und dem Reich Heinrich I., mit dem er in blutigem Kampfe gelegen, als den Würdigsten zu seinem Nachfolger empfahl. Mit dieser Wendung endigt denn auch das Drama, das ein ganz freundlicher und wohlgemeinter, aber nur schwacher Versuch ist. Die Handlung erscheint breit angelegt und ausgesponnen, locker und schwankend, wie Sprache und dramatische Gestaltung. Nirgends ist in der ganzen Dichtung stricter Gang und feste Haltung. Sie zersplittert sich in Episoden und Einzelheiten, welche ebenso der sichern Wirkung wie des mächtigen Eindrucks entbehren. Von echt dramatischem Wurf und echt dramatischer Fassung ist das Trauerspiel noch weit entfernt.

18. Die Gräfin Lichtenau. Schauspiel in fünf Aufzügen von Albert Haeger. Leipzig, Klinkhardt. 1872. 16. 20 Ngr.

Eine Art culturhistorischer Essay in dramatischer Form. Das Buch läßt sich ganz angenehm und mit andauernder Theilnahme lesen. Für die Darstellung dagegen ist es kaum geeignet, weil es dafür der Handlung an spannender Intrigue, an durchgreifender Tendenz und einer eigentlich sympathischen Hauptperson fehlt. Die Titelheldin ist eine Gestalt, der jedes tragische Pathos, ja selbst jedes tragische Schicksal mangelt. Sie ist eine leichtfertige und gutmüthige Dame, die kaum dazu kommt, über ihre Stellung und ihr Leben nachzudenken. Dem König Friedrich Wilhelm II. aufrichtig zugethan, unterhält und erheitert sie ihn und kümmert sich im ganzen herzlich wenig um das, was seine Regierung betrifft. Der Tod des Monarchen reißt sie aus ihrem Wohlleben und macht sie zur Staatsgefangenen ohne allen Grund. Friedrich Wilhelm III. und sein Minister Beyme geben ihr eine Bedeutung, die sie gar nicht besitzt und selbst auch nie in Anspruch nahm. Dadurch verliert selbstverständlich die große Staatsaction, die gegen sie angesponnen wird und der sie zum Opfer fällt, allen dramatischen Werth. Der Kampf gegen sie ist wie ein Kampf gegen Windmühlen. Hinter der Gräfin Lichtenau steht nichts, was wie eine Idee, wie der Geist eines Jahrhunderts aussieht. Auch der Verfasser dieses Schauspiels hat sich nicht angelegen sein lassen, so etwas dahinterzustellen, und darum verläuft seine Arbeit ohne Kampf und ohne Katastrophe. Eine Wendung lag in der Sache, welche der Gräfin Lichtenau in diesem Schauspiel etwas von einem Theatereffect geben konnte; aber auch diese Wendung ließ der Autor außer Acht. Wenn man der Maitresse des verstorbenen Königs am Schluß den Proceß ankündigt, weil man sie allerlei Verbrechen anklagt, die sie nicht begangen, so erschrickt die Gräfin davor, jammert und sinkt in Ohnmacht. Wenn sie sich statt dessen hier stolz aufrichtete und, in dieser Beziehung sich schuldlos fühlend, sagte: „Das ist alles, was ich wünsche und verlange, weil ich glaube, auf den Gerechtigkeitssinn des jungen Monarchen vertrauen zu können", so wäre wenigstens der Titelfigur ein imponirender Abgang gewahrt. Daß auch dieser fehlt, läßt selbst den Auslauf des Dramas noch ohne dramatischen Aufschwung. Das Schauspiel ist, wie gesagt, eine geschichtliche Abhandlung in Form eines Theaterstücks — nichts weiter.

19. Apollina. Eine Tragödie von F. Fittica. Leipzig, Klinkhardt. 1872. Gr. 16. 25 Ngr.

Eine sehr curiose Schöpfung, eine Nachahmung von Goethe's „Faust", die sich ziemlich anspruchsvoll gibt, ohne indeß, unserm Ermessen nach, irgendetwas Besonderes zu bieten. Die Dichtung wirrt sich bunt und confus durcheinander, behandelt kleine und alltägliche Sachen mit breitspuriger Wichtigkeit, und andere, geheimnißvolle und sublime Gegenstände dagegen wieder so obenhin und leicht, daß zum rechten Verständniß zu gelangen für uns wenigstens ein Ding der Unmöglichkeit wurde. Da der Verfasser sich in seinem Vorwort als Stud. chem. bezeichnet, so muß man vielleicht Chemiker sein, um sein Werk zu begreifen. Uns ist nur klar geworden, daß seine Idee darin gipfelt, nachzuweisen, wie in einer „andern Sonnenregion" der im Gefilde unserer Sonne zweigetheilte Mensch: Mann und Frau, „unter lieblicher Lichterscheinung ineinander aufgehen kann". Das Ganze ist also eine Art Mysterium, ein Problem der Seelenfusion, das in dramatischer Fassung vor uns tritt. Aspirus und Apollina sind das glückliche Liebespaar, das sich durch seine Zuneigung so gänzlich ineinander einlebt, daß es endlich nach dem Vorgange von Jesus-Maria, Dante-Beatrice, Faust-Gretchen, ja von Adam-Eva zu einem Wesen zusammenströmt. Dies Mirakel, das bereits in der sogenannten romantischen Schule gespukt hat und in Friedrich von Schlegel's „Lucinde" eine seinerzeit so skandalöse Lösung schon in der grobsinnlichen Welt finden sollte, soll sie hier in dieser „Apollina" in ganz übersinnlicher Weise antreffen. Daß dies jedoch in irgendeiner wissenschaftlich interessanten oder poetisch anziehenden Art geschehe, können wir nicht sagen. Der Verfasser besitzt für die sonderbare und eigenthümliche Aufgabe, die er sich gestellt, weder Macht der Erfindungsgabe noch Kraft des Ausdrucks, am wenigsten aber den reichen Fonds von Poesie, der dazu erforderlich sein dürfte. Aus diesen Ursachen ist seine Schöpfung auch allzu sehr ohne Originalität, ohne fesselnden Reiz und hinreißenden Schwung geblieben. Sie ist ein Versuch, der zuweilen einen großartigen Anlauf nimmt, ohne indeß je auch nur ein einziges mal einen wahrhaft imposanten oder gewaltigen Eindruck in der That zu erzielen. Welche Stufe der Autor als Dichter zu behaupten im Stande ist, mögen nachstehende Proben belegen. In der „Zueignung" lautet ein Vers:

Was träumtest du von anmuthigen Wiesen,
Von Labsal, die des Herzens Drang begehrt?
Was irrtest du, von Schwärmerei zerrissen,
Des Nahen und des Guten nicht belehrt?
Es lag der richt'ge Weg zu deinen Füßen;
Du achtetest ihn nicht; selbst nicht gehört
Hast du das Läuten der berufenen Kirche,
Wozu der ebene Weg führt durchs Gebirge.

Um auf „ziehen" zu reimen, sagt er:

Du wirst im Fieberwahnsinn mich verbrühen.

„Folgen" wird gereimt auf „Strolchen", „Producte" auf „beruckte", „Boden" auf „Rotten", „Kinder" auf „Winter" u. s. w.

Der Vater der Apollina segnet sie sterbend so:

Lehne nun, du schlanke, grüne Rebe,
Lehne dich an deine mächt'ge Eiche!
Daß mit dieser in die Höhe strebe
Deiner Seele leichtumhülltes Weiche;
Grüne Eiche, von der Reb' umschlossen!
Wachse! manchen Wald zu überblicken,
Daß die Rebe, eins mit dir zerflossen,
Doch dein Haupt kann niemals übernicken.

In einem Auftritte zieht Ingenutes die Immagenta „an ihren Schenkeln immer weiter zu sich", um sie dann zu erfassen und „mit wollüstigem Blicke hinauszutragen". Später declamirt Immagenta:

Ach! sähest du, du grauer Morgen,
Zum letzten male meine Sorgen:
O! schlössest du dich, liebe Erde, auf,
Um zu begraben meinen Lebenslauf.

Apollina aber äußert:

Zwar fühl' ich deutlich meine Schwäche:
Wie oft kann ich mein Wollen nicht vollbringen;
Doch, mein Geliebter, daß von dir ich breche —
Ich wüßte nicht, wie mir es sollt' gelingen.

Von Minna meint Aspirus:

Sie hat Charakter, scheint's, in Mund und Hand.

Solcher und ähnlicher Wunderlichkeiten ist das Buch voll. Es versetzt seine Personen an die Spielbank zu Baden, läßt sie von Heine reden, von Hoff's Gesundheitsbier und andern ganz modernen Gegenständen, zugleich aber auch ertönt eine Stimme vom Monde und es singen Oxygenium, Carboneum, Hydrogenium und andere fabelhafte Dinge. Das Werk ist ein Stück Romantik, aber, obschon die „mondbeglänzte Zaubernacht" darin selbst in Scene tritt, doch ohne jenen poetischen Reiz und Duft, die sie einst in den Erzeugnissen der sogenannten romantischen Schule ausgeübt und geathmet hat.

19. Carranza, Erzbischof von Toledo. Ein dramatisirtes Zeitbild in fünf Acten von Robert Avé-Lallemant. Hamburg, Mentzel. 1872. 8. 1 Thlr.

Eine nicht uninteressante geschichtliche Abhandlung in dramatischer Form. Der Verfasser hat sich wenig um die Regeln gekümmert, welche die Theorie des Dramas dem Dramatiker vorschreibt, und Anlage, Entwickelung, Peripetie und Katastrophe ziemlich unbeachtet gelassen. Er rollt die Handlung einfach nach dem geschichtlichen Vorgange oder nach seiner Eingebung ab, was zuweilen sein Reizendes und Mächtiges hat, aber nicht dazu gelangt, ein Kunstwerk zu bieten. Es sind Momente und Reden in der Sache, die als anziehend und vortrefflich gelten, aber keinen Anspruch darauf machen können, als eigentlich dramatisch angesehen zu werden. Dazu ist alles zu unmotivirt, unvermittelt, nur äußerlich aneinandergereiht. Das Ganze ist die poetische Photographie eines historischen Vorgangs, ohne echt künstlerische Retouche. Der bigote, despotische Philipp II. mit seinem schamlosen zärtlichen Verhältniß zur Herzogin von Eboli, der hinkende, rothhaarige Don Carlos, der brutale Alba, der als Freigeist verketzerte Erzbischof von Toledo, der niederländische freimüthige Graf Egmont, der dem König allezeit gefügige Großinquisitor Ferdinand Valdez — sie alle und noch viele andere in dem Zeitbilde auftretende Personen tragen unleugbar geschichtliche Züge an sich, sind aber nur von geringer Bedeutung für die Aufgipfelung der dramatischen Intrigue und einen wahrhaft tragischen Ausgang.

Der Inhalt des mit Recht so genannten „dramatisirten Zeitbildes" ist der alte Kampf des Staats mit der Kirche, hier des absoluten spanischen Königthums mit der Macht des Papstes. Philipp von Spanien hat den Erzbischof Carranza, der verdächtig ist, ketzerische Gesinnungen zu hegen, einsperren und in einen langjährigen Proceß verwickeln lassen. Lange hat der Papst umsonst verlangt, daß man den Angeklagten nach Rom entlasse, damit er dort gerichtet werde. Da schickt er endlich den Cardinallegat Buoncompagno ab und droht mit Excommunication. Das schreckt, und Philipp gibt nach.

Der Verfasser hat augenscheinlich diesen Stoff bearbeitet, weil er ihn für zeitgemäß hielt und darin etwas von der Bewegung widergespiegelt fand, die heute aufs neue zwischen Staat und Kirche ausgebrochen. Das ist auch in der That der Fall; nur ist das Beispiel, wie uns dünkt, nicht eben glücklich gewählt. Man kann sich für keine der Parteien recht interessiren. Philipp II. vermag unmöglich Sympathie zu erwecken, und was Carranza, den eigentlichen Helden der Dichtung betrifft, so wird man zu wenig klar über sein Wirken und Streben, um große und tiefgreifende Theilnahme für ihn zu empfinden. Allerdings, da er die leidende und jedenfalls auch die würdigere Gestalt in dem ausgebrochenen Kampfe ist, wird man halbwegs für ihn und damit für die Kirche, d. h. für den für ihn eintretenden Papst gestimmt. Ob das die Absicht des Autors war, bleibe dahingestellt. In diesem Falle wäre das dramatisirte Zeitbild eine kirchliche Parteischrift und nichts anderes.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Jamben des Verfassers glatt und gefällig sind und viel Gewandtheit in der gebundenen Form erkennen lassen.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Theater und Musik.

Hermann Riotte in Leipzig kündigt die Errichtung eines dramatischen Vermittelungsbureau an, um dem Misstand abzuhelfen, daß bei Einsendung von Werken, besonders dramatischen und dramatisch-musikalischen Inhalts, an die Bühnen und Blätter der unmittelbare Erfolg, respective die bloße Beachtung und ausreichende Besprechung der eingesandten Arbeiten seitens der Bühnenvorstände und Redactionen dem willkürlichen Zufall überlassen bleibt. Die Einrichtung des Bureau soll derartig sein, daß Werke von den Autoren und Componisten, sei es gedruckt oder im Manuscript an die Agentur eingesandt, gegen ein festes Honorar von anerkannten Capacitäten mit eingehender Berücksichtigung der Bühnentechnik besprochen, diese Besprechungen den Autoren kostenfrei zugesandt werden und auf Wunsch des Autors in ihrer ursprünglichen Fassung und ohne weitere Vergütung in den „Kritisch-dramaturgischen Blättern", welche im Zusammenhange mit diesem Bureau erscheinen werden, Aufnahme finden. Wir wissen zwar nicht, wie hoch Autoren und Componisten eine objective Kritik ihrer Werke taxiren, glauben aber, daß es ihnen von Werth sein muß, wenn die Bühnenvorstände, die sich besonders gegen manuscriptliche Zusendungen sehr spröde verhalten und von sehr vielen gar keine Notiz nehmen, auszugsweise auf den Inhalt der Dramen und in kurzer Fassung auf ihren etwaigen Werth hingewiesen werden. Sehr wichtig ist das namentlich bei Partituren, deren zeitraubendes Studium die Annahme von neuen Opern wesentlich erschwert.

— Die Leipziger Theaterschule ist zu Ostern 1873 neu organisirt worden und hat die Bezeichnung Leipziger Theaterakademie erhalten. Der Zweck und die Aufgabe derselben ist, talentvolle junge Leute sowol für das Schauspiel als auch für die Oper theoretisch und praktisch so weit für die Bühne vorzubereiten, daß sie im Stande sind, Partien oder Rollen zu übernehmen und diese mit Verständniß und Selbständigkeit aufzufassen und durchzuführen. Zur Erreichung dieses Ziels dient ein Lehrplan, in den sämmtliche Unterrichtsgegenstände aufgenommen sind, welche dem Zwecke einer Theaterakademie entsprechen, und zwar hinsichtlich der technischen und praktischen Ausbildung, sowie auch der rein wissenschaftlichen, wie Geschichte des Theaters, Geschichte und Theorie der Oper und der Musik im allgemeinen, Darstellungskunst, Costümkunde, Dramaturgie und theatralische Literatur. Director der Anstalt ist Gotthard Hübner, der Opernvorstand Professor Zopff, der Schauspielvorstand Leopold Teller.

— Am berliner Hoftheater sind „König Heinrich V." und „König Heinrich VI." von Shakspeare in der Oechelhäuser'schen Bearbeitung mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Oechelhäuser hat aus „König Heinrich VI." ein einziges Stück gemacht, während Dingelstedt nur den ersten Theil fortließ, die beiden andern Theile aber als zwei selbständige Stücke, mit mancherlei poetischen und dramatischen Einlagen, auf die Bühne brachte.

— In Manheim ist eine Oper: „Dornröschen" von Langer, nicht zu verwechseln mit dem Märchendrama gleichen Namens, zu welchem Langert die Musik componirt hat und welches in Leipzig als Meßstück öfters gegeben wurde, mit günstigem Erfolg in Scene gegangen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 4. Juni hielt die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten ihre ordentliche Generalversammlung im Schützenhause ab, welche von dem Vorsitzenden, dem Herausgeber d. Bl., begrüßt wurde. Aus dem Rechenschaftsbericht desselben über die Thätigkeit des Vorstandes heben wir die folgenden Hauptpunkte hervor: „Eine der wichtigsten und grundlegenden Fragen für den Bestand und das Gedeihen der Genossenschaft, die Frage einer erschöpfenden Controle der Aufführungen, deren Lösung von der Generalversammlung und ihrer Commission in unsere Hand gelegt wurde, haben wir trotz aller Bemühungen nicht vollkommen zu lösen vermocht, sondern nur annäherungsweise eine etwas verbesserte Sachlage herbeigeführt. Wir haben unsere Bemühungen nach drei Seiten hin gerichtet und versucht, durch Staatshülfe, durch die Hülfe anderer Genossenschaften und durch Selbsthülfe unser Ziel zu erreichen.

„Am wenigsten Unterstützung fanden wir bei der Staatsgewalt. Am 2. September 1872 sandten wir eine vom Herrn Stadtgerichtsrath Wichert abgefaßte Petition an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck mit dem Ersuchen, er möge im hohen Bundesrath den Beschluß veranlassen, daß jede Landesregierung die derselben untergebenen Polizeiverwaltungen anzuweisen habe, die Zettel und Programme von dramatischen und musikalischen Aufführungen zu sammeln und in bestimmten Zeiträumen an den Vorstand der Genossenschaft einzusenden. Gleichzeitig wurde der Fürst gebeten, die Rechte der deutschen Schriftsteller und Componisten durch Staatsverträge mit den nordamerikanischen Bundesstaaten und andern Staaten, mit denen sie bisher noch nicht abgeschlossen seien, zu sichern, sowie die Gründung einer Theaterakademie aus Reichsmitteln in Erwägung zu ziehen. In der Antwort des Reichskanzleramts vom 5. September 1872 wurde uns anheimgegeben, uns in Bezug auf die Ablieferung der Zettel an die einzelnen Landesregierungen zu wenden, da die Verbindlichkeit zur Einlieferung von Zetteln auf landesgesetzlichen Vorschriften beruhe, von den einzelnen Bundesstaaten nicht gleichmäßig geregelt sei, und von Reichs wegen keine desfallsige Anordnung erlassen werden könne. Auch die Gründung einer deutschen Theaterakademie aus Reichsmitteln könne nicht in Aussicht genommen werden, da eine solche Maßnahme außerhalb des Bereichs der Angelegenheiten liege, welche der Reichsgewalt verfassungsmäßig zugewiesen sind. Dagegen versprach das Reichskanzleramt, auf den Abschluß von Verträgen zwischen dem Deutschen Reiche und den auswärtigen Staaten zum Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen Bedacht zu nehmen.

„Wir wandten uns infolge der Weisung des Reichskanzleramts sogleich an die wichtigste Landesregierung, an die preußische, mit einer Petition um Staatshülfe zur Controle der Aufführungen und polizeiliche Ablieferung der Zettel. Doch auch hier wurden wir von dem königl. Ministerium des Innern ablehnend beschieden, weil eine Verpflichtung zur Ablieferung von Theaterzetteln und Concertprogrammen an die Polizeibehörden in Preußen nicht existire. Auch hielt ein hohes Ministerium es für nöthig, hinzuzufügen, daß, selbst wenn eine solche Controle existirte, die Sache nicht wichtig genug sein würde, um preußische Beamte damit zu bemühen. Es war dies zwar nicht der Wortlaut, aber doch der Sinn des Erlasses.

„Nicht glücklicher als in den Bestrebungen, die Staatshülfe für uns zu gewinnen, waren wir in dem Bemühen, durch gleichstrebende Genossenschaften eine Controle der Aufführungen zu ermöglichen.

„So waren wir im wesentlichen auf eine umfassende Organisation der Selbsthülfe angewiesen; es geschah, was zunächst ohne zu großen Aufwand sich verwirklichen ließ. Die Aufforderungen an Genossenschaftsmitglieder um Einsendung der ihnen zugänglichen Repertoires sind erfolglos geblieben; dagegen hat der Austausch der «Neuen Zeit» mit den meisten Theaterblättern, sowie das Abonnement auf mehrere Zeitungen uns wenigstens eine umfängliche Controle über alle wichtigern Aufführungen ermöglicht. Auch ist versucht worden, durch das Abonnement auf Zettel und Localblätter und durch die Beschaffung des Repertoire auf buchhändlerischem Wege eine Controle über die untergeordneten Bühnen anzubahnen.

„Ein anderer Auftrag, der dem Vorstand von der Commission geworden war, betraf eine an das k. k. österreichische Staatsministerium zu richtende Petition um Einführung eines neuen Gesetzes über Urheberrechte, nach Maßgabe des deutschen Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870. Diese Petition, von Herrn Dr. Ger-

hard entworfen und mit einleuchtender Präcision die Vorzüge des deutschen Reichsgesetzes vor der in Oesterreich herrschenden Gesetzgebung auseinandersetzend, namentlich was die Interessen der Schriftsteller betrifft, wurde am 2. September abgeschickt, außerdem meinerseits ein Schreiben an Herrn von Bauernfeld mit der Bitte, durch seinen Einfluß die Petition zu unterstützen. Bisher ist uns auf unser Gesuch keine directe Antwort zutheil geworden, wohl aber brachten die Zeitungen neuerdings eine Mittheilung, aus welcher hervorgeht, daß dasselbe keineswegs erfolglos gewesen ist, sondern die Anregung zu einer wichtigen Umgestaltung der österreichischen Gesetzgebung gegeben hat. Das österreichische Justizministerium hat infolge unserer Petition unter Einsendung derselben an die königl. ungarische Regierung das Ansuchen gestellt, sich in dieser Angelegenheit vom Standpunkte der ungarischen Gesetze aus äußern zu wollen. Die hierauf erfolgte Antwort der ungarischen Regierung hält es ihrerseits ebenfalls für höchst wünschenswerth, daß in Betreff des Schutzes der Autorrechte an dramatischen und novellistischen Erzeugnissen in Oesterreich und in Ungarn möglichst gleichförmige Normen bestehen, und erklärt sich bereit, auch ihrerseits die Principien des von der Bundescommission in Frankfurt im Jahre 1861 ausgearbeiteten Gesetzentwurfs zum Schutze der Urheberrechte an literarischen Erzeugnissen und Kunstwerken als Grundlage anzunehmen. Die ungarische Regierung will diese Gesetzvorlage unverweilt in Angriff nehmen, sobald die gegenwärtig ihrem Abschlusse nahen Verhandlungen über andere dringende Gesetzvorlagen beendet sein werden. So hat in Oesterreich unsere Petition eine sehr weitreichende grundlegende Wirkung ausgeübt. Selbst der Vorsitzende der deutschen Buchhändler hat bei der letzten Versammlung derselben in Leipzig auf diese wichtigen Vorgänge anerkennend hingewiesen und nur vergessen, dabei zu erwähnen, daß sie der Initiative der deutschen Schriftsteller und Componisten zu verdanken sind. . . .

„Die erfreulichsten Resultate hatte unsere im September des vorigen Jahres erlassene Einladung an die Vorstände der Concertinstitute und der musikalischen Vereine gehabt, fortan jedem lebenden Componisten für jede öffentliche Aufführung seines Werks einen Ehrensold zu bewilligen, welchen das betreffende Concertinstitut, resp. der betreffende musikalische Verein nach eigenem Ermessen und seinen Kräften gemäß festzusetzen hätte. Es haben bisher auf diese Einladung bereits 26 Institute eine zustimmende Antwort ertheilt und die Honorarsätze, die sie zu bewilligen geneigt sind, angegeben; wir vermissen freilich noch einige der angesehensten auf dieser Liste, darunter leider auch das uns sonst so nahestehende leipziger Gewandhaus. . . .

„Auf Grund der durch §. 1 des Rev.-Statuts dem Vorstande zuertheilten Berechtigung, Ehrenmitgliedschaften namens der Gesellschaft zu verleihen, einer Berechtigung, in welcher wir gleichzeitig eine Verpflichtung sahen, haben wir Ihren königlichen Hoheiten dem Prinzen Georg von Preußen und dem Großherzog Alexander von Sachsen-Weimar die Ehrenmitgliedschaft der Genossenschaft angetragen, welche von beiden Fürsten huldreich angenommen worden ist.

„Da auch unsere Mitgliederzahl im Laufe des Jahres bedeutend zugenommen hat, so ersehen Sie, meine Herren, daß unsere Genossenschaft sich in jeder Hinsicht in aufsteigender Linie bewegt, daß sie manches erreicht, noch mehr erstrebt und für vieles gute Grundlagen gelegt hat. Allerdings ist sie, namentlich in Bezug auf ihre finanziellen Verhältnisse, noch als eine zarte Pflanze zu betrachten, welche sorgsamer und behutsamer Pflege bedarf. Jede Art von Ueberstürzung und Ueberbürdung könnte ihrem fröhlichen Wachsthum verhängnißvoll werden. Enger Zusammenschluß, einträchtiges Wirken kann unsere Genossenschaft mit der Zeit zu jener Höhe erheben, auf welcher sich die französische Genossenschaft befindet, als die maßgebende Macht, welche den Bühnen das Gesetz dictirt, so wie es der geistigen Production zukommt, welche das Schwungrad des ganzen theatralischen Räderwerks ist.“

Von den Beschlüssen der Versammlung selbst erwähnen wir den Erlaß eines Circulars an die österreichischen Bühnen, in welchem dieselben aufgefordert werden, die Grundsätze der Genossenschaft anzuerkennen, mit welchem indeß noch sechs Monate gewartet werden soll; die Absendung einer Petition an den Reichstag, in welcher die Staatshülfe zur Erzielung einer Controle der dramatischen und dramatisch-musikalischen Vorstellungen im Wege eines Vollzugsgesetzes zum Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 in Anspruch genommen werden soll; die Aufforderung zu fernern Zeichnungen für die Anleihe und die Verwendung des Kapitals nach dem Ermessen des Vorstandes für Controle, Bureau und Proceßkosten. Der Vertrag mit den Delegirten des Bühnenvereins wurde durchberathen und mit einigen Modificationen angenommen. Wie aus dem Geschäftsbericht der Direction zu ersehen ist, hat der geschäftliche Verkehr der Genossenschaftsagentur einen bedeutenden Aufschwung genommen; der Genossenschaft gehören jetzt 210 Mitglieder an, darunter fast alle hervorragenden dramatischen Autoren und Componisten und ihre Rechtsnachfolger.

Bibliographie.

Latendorf, F., L. von Passavant gegen Agricola's Sprichwörter in wortgetreuem Abdruck. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 15 Ngr.

Loesing, G. E., Die Strikes, ihre Erscheinung, Beurtheilung und Behandlung nach der heiligen Schrift. Barmen, Wiemann. 8. 5 Ngr.

Lohwag, E., Beim Donauweibchen. Lustspiel. Wien, F. Beck. Gr. 8. 12 Ngr.

Meyer, R., Die bedrohliche Entwickelung des Socialismus und die Lehre Lassalles. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Die neueste Literatur zur socialen Frage. 1ste Abth. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, F., Allgemeine Ethnographie. Wien, Beck. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Nehring, A., Die geologischen Anschauungen des Philosophen Seneca. Wolfenbüttel, Stichtenoth. 4. 8 Ngr.

Oppenheim, J., Lebensbilder eines fahrenden Sängers. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr.

Ratzenhofer, W. Ritter v., Eusebia. Episches Gedicht. Wien, Rosner. 8. 8 Ngr.

Regel, K., Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen. Gotha, Thienemann. 4. 20 Ngr.

Richter, H. M., Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860 bis 1870. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rodange, M., Renert, oder de Fuuß am Frack an a Ma'nsgrëßt. Op en Reis fotograféert. Luxemburg, Schamburger. 1872. 8. 12 Ngr.

Roth, A., Wilde Blumen aus Oesterreich. Wien, Dirnböck. Gr. 16. 20 Ngr.

Schlossers, K., neuester Geschichtskalender 1872. 4ter Jahrgang. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 1 Thlr.

Schwanert, H., Gesetz und Gewohnheit. Rede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 6 Ngr.

Schmeidler, J., Ultramontanismus, Orthodoxismus und religiöse Weltanschauung unserer Zeit. Ein Vortrag über die kirchliche Lage der Gegenwart nach ihrer geschichtlichen Entwickelung. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 6 Ngr.

Staudinger, W., Ein Beitrag zur Verständigung über Staat und Kirche. Darmstadt, Brill. Gr. 8. 5 Ngr.

Steinberg, Mein Leben. Selbstbiographie. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 15 Ngr.

Suchier, H., Ueber die Quelle Ulrichs von dem Türlin und die älteste Gestalt der prise d'Orenge. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 6 Ngr.

Teichmüller, G., Aristotelische Forschungen. III. Geschichte des Begriffs der Parusie. Halle, Barthel. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Thurnberg, Maria v., Die Rose von Granada. Romantisches Gedicht. Wien, Dirnböck. 8. 20 Ngr.

Venator, P., Konrad und Anna. Eine Schwarzwälder Geschichte aus dem Kriegsjahre. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Venzmer, C. G., Mecklenburg und der reproductive Industrialismus. Rostock, Kuhn. 8. 6 Ngr.

Viktorin, J., Visegrad einst und jetzt. Geschichte und Beschreibung der ehemaligen Königsburg und Residenzstadt mit besonderer Rücksicht auf die Erhaltung der Burgruinen. Pest, Lauffer. 8. 14 Ngr.

Villamaria, Manon. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joachim von Watt als Geschichtsschreiber. Von anfang, gelegenheit, regiment und handlung der weiterkannten frommen statt zu Sant Gallen. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 16 Ngr.

Weyl, L., Nicolaus Copernikus. Vortrag. Frankfurt a/O. Gr. 8. 4 Ngr.

Wichert, E., Dramatische Werke. 1ster Bd.: Ein Schritt vom Wege. Lustspiel. Der Narr des Glücks, Lustspiel. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie das Volk spricht. Sprichwörtliche Redensarten. 7te neu durchgesehene und vermehrte Aufl. Stuttgart, Kröner. 16. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupé. 6ter Bd. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Wilken, E., Die Ueberreste altdeutscher Dichtungen von Tyrol und Fridebrant. Gesammelt, herausgegeben und erläutert. Paderborn, Schöningh. 8. 10 Ngr.

Zastrow, C., Mißverständnisse. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 26. Juni 1873.

Neue Romane und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 25.)

3. Die Erlöserin. Roman von Fanny Lewald. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 5 Thlr.

In den Romanen der Fanny Lewald muß eine ruhige und verständige Betrachtung des Menschenlebens und eine gemessene Darstellung desselben Ersatz bieten für den Mangel glänzender Erfindung und reicher Phantasie. Wer gewöhnt ist, mit fieberhafter Hast eine Fülle von Ereignissen zu verschlingen, welche ihm ein gefälliger Romandichter vorsetzt, wird bei Fanny Lewald nicht seine Rechnung finden und sich vielleicht über die magere und dürftige Kost beklagen, die er an ihrem Kosttisch findet; wer aber empfänglich ist für eine Antheil erweckende Charakteristik, die uns allmählich mit den Gedankengängen und Herzensgeheimnissen der vorgeführten Gestalten vertraut macht und sie uns liebgewinnen lehrt, ohne daß sie uns aufdringlich in die Arme geschoben werden, wer für das Wohlmotivirte und sorgsam Ausgeführte innerer Wandlungen und Umstimmungen Sinn hat und für eine nicht gerade von Esprit funkelnde, aber doch immer auf das geistig Bedeutende gerichtete Darstellung: der wird in den Romanen der Fanny Lewald und auch in diesem neuesten Romane volle Befriedigung finden und das epische Behagen der Darstellung mit einer gewissen Sicherheit des Genusses nachempfinden, selbst da wo es sich in eine die Geduld der Ungeduldigen herausfordernde Breite verliert; denn wir bewegen uns immer in der Mitte eines geistigen Zusammenhangs, den herauszufühlen ein wohlthuendes Behagen gewährt. Fanny Lewald ist eine exacte Psychologin und beobachtet mit der Gewissenhaftigkeit eines Herbartianers, der seine mathematische Formel stets in Bereitschaft hat, die Vorstellungen, welche die Schwelle des Bewußtseins überschritten haben, die Verkettungen von Gedanken und Empfindungen bei ihren Helden und Heldinnen. Bisweilen handhabt sie ihre psychologischen Meßketten mit einer gewissen Trockenheit, aber stets mit jenem Gefühl der Sicherheit, das sie auch bei den Lesern hervorruft.

Die Heldin des Romans ist ein ostpreußisches Pfarrerskind, und eine Pfarridylle, der die specifischen Schrecken der „Nehrungen" in Ostpreußen nicht fehlen, indem die Frau Pfarrerin selbst im Triebsand zu Grunde geht, bildet die Introduction in einer traulich anheimelnden Ausführung. Die junge Hulda, die, mit dem Kornblumenkranz geschmückt, einem Verwandten ihrer Schloßherrschaft, dem Baron Emanuel, wie eine schöne Tochter der Ceres entgegentritt, wird dann auf das Amt und das Schloß herübergeholt, und die anfangs wachgerufene Sympathie zwischen dem Baron und dem Pfarrerskind findet immer neue Bewährung. In der That ist es diese Liebe, welche den Inhalt des Romans ausmacht und die durch allerlei wechselnde Schicksale zuletzt zum Ziele geführt wird. Der Baron, ein edler Charakter, glaubt nicht, daß ein weibliches Wesen ihn lieben könne; er ist etwas verwachsen, so seelenvoll seine Augen, so gewinnend sein Wesen ist, und dies hängt mit einem alten Geisterfluch zusammen, der noch immer auf seinem einsamen Schlosse lastet. In Hulda sieht er die Erlöserin; aber die Rücksichten der Familie, der Einfluß der gräflichen Schwester, des Vaters Wunsch und Abrathen bewirken, daß die schwer erkrankende Hulda resignirt, ein Verzicht, der den Baron selbst an der Liebe seiner Braut irre macht. Eine anmuthige Weltdame, Konradine, die durch eine kleine Hofaffaire, durch eine Neigung des Fürsten etwas ins Gerede gekommen ist, tröstet den Baron und gewinnt durch ihre Liebenswürdigkeit so viel Macht über ihn, daß er sich mit ihr verlobt; doch kurz vor der Hochzeit führt eine Begegnung mit dem Fürsten, der inzwischen seine Frau verloren hat, die Lösung des Ver-

hältnisses herbei, da die alte Liebe Konradinens mächtiger ist als ihre verständige Neigung zu dem Baron. Dieser sitzt wieder einsam auf seinem Schlosse und sinnt über den Fluch der kleinen Geister nach, dem er verfallen ist. Da wird das Bild Hulda's von neuem lebendig in seiner Seele. Aus dem verwaisten Pfarrhaus, aus dem Amthaus, welches ihr durch die gehässige Schwester des Amtmanns verleidet wurde, um so mehr, als sie einen Heirathsantrag des befreundeten Oberförsters zurückgewiesen hatte, ist Hulda in die weite Welt hinausgeflüchtet und hat sich mit schönem und wachsendem Erfolg der Bühne gewidmet. Der Baron holt sich mit raschem Entschluß von den weltbedeutenden Bretern seine Erlöserin.

Einfacher kann die Handlung eines Romans kaum verlaufen; gleichwol folgen wir derselben mit regem, im letzten Bande zunehmenden Antheil. Mit Wärme und Wahrheit sind die Charaktere geschildert; einzelne, wie der alte Amtmann und Konradinens Mutter, eine frei denkende Weltdame, sind von jenem Schrot und Korn, wie wir sie in Iffland's bessern Stücken finden. Das Leben im Schloß, im Pfarrhaus, in der Bühnenwelt ist mit stimmungsvoller Treue dargestellt, namentlich das letztere, ohne daß die Verfasserin in die Pikanterien eines Dempwolff und Sacher-Masoch verfiele. Wie der Aether einer ruhigen Contemplation gleichsam über dem ganzen Werke blaut mit einer Durchsichtigkeit, die sich auch dem stets maßvollen Stil mittheilt: so spiegelt er sich auch in einer Menge von klar ausgeprägten Sentenzen und Reflexionen. Wir heben zur Probe aus dem geistigen Schatzkästlein der weltgewandten, etwas skeptischen Frau von Wildenau und ihrer Tochter Konradine folgende Gedankenproben heraus:

Entweder man ist für die Ehe geboren, oder man ist es nicht. Ist man es, ist man leichtlebig und verträglich und beständig, so wird man in jeder Ehe glücklich. Ist man es nicht — sie lachte — nun, so wählen Sie die Venus von Milos mit den Eigenschaften einer Heiligen und dem Geiste einer Korinna, und Sie werden nach drei Jahren eine Fülle von Mängeln und Fehlern an der geliebten Vollkommenheit gefunden haben. Sie werden sich nach drei Jahren mit dem vollständigen Ideale langweilen und sich zur Abwechselung vielleicht mit der ersten besten Maritorne besser unterhalten als mit Ihrem einst heißgeliebten und begehrten Idol. Es gibt gar nichts, was so trügerisch, so vergänglich wäre als die sogenannte Liebe, und nichts, was weniger der Prüfung werth ist als die Person, mit der man sich verbindet. Ich wiederhole es Ihnen aus voller Ueberzeugung: nur sich selber muß man prüfen, ob man für die Ehe geschaffen ist oder nicht, und dann die Person erwählen, die uns die meisten Vortheile zu bieten hat. Wer anders handelt, bereitet sich Enttäuschungen. Die Zeit ist auch gewiß nicht fern, in der man über die sogenannten Liebesheirathen wie über Kinderspiele lachen und in der kein Mensch mehr glauben wird, daß man aus Liebeskummer sterben oder sich das Leben nehmen könne. —

Gerade die Phantastik, auf deren Boden des Mädchens Liebe erwachsen, ist die gefährlichste Mitgift für die Ehe. Wie soll ein Mann den Anforderungen entsprechen, welche eine solche geistergläubige Unschuld an ihn macht, die ihn in dem Lichte eines Feenprinzen betrachtet! Sie träumt von einem Paradiese mit ewigem Sonnenschein, sie hofft in demselben mit dem Geliebten in immer gleicher Jugendschöne und Heiterkeit zu wallen — und das Jahr setzt sich aus vier Jahreszeiten zusammen, mit dumpfer Schwüle, mit Sturm und Schnee und Regen. Es setzt sich zusammen aus finstern Nächten und aus all den Tagen voll Widerwart und Hinderniß, voll Unmuth und Mislingen; und jedes Jahr macht den Menschen älter und unliebenswürdiger, wie er sich auch dagegen sträubt. Da legt dann einer dem andern zur Last, was der ganz natürliche Lauf unsers höchst prosaischen Lebens ist. Da gibt es Thränen, wenn die Ereignisse dem Manne den goldenen Schimmer der Bräutigamslaune von den geknickten Flügeln streifen; da fühlt sich solch ein poetisches Frauengemüth in seinen idealen Erwartungen betrogen und enttäuscht, weil man nicht im Himmel, sondern auf der Erde lebt, deren Gottheit nicht die Liebe, sondern die Selbstsucht ist. —

Ein Mann und nicht selbstsüchtig! Freilich, er ist kein roher Egoist. Aber der feine Egoismus der Männer ist der gefährlichste, weil er sie und uns zugleich betrügt. Fühlen Sie es denn nicht, hören Sie es denn nicht aus jedem Worte, daß es nur das Gottgelüsten des Glücklichmachens ist, welches Emanuel zu diesem jungen Mädchen hinzieht? Es hebt ihn über die Schranken der gemeinen Wirklichkeit hinaus, ein Wesen vor sich zu sehen, das ihm alles dankt, das in ihm, wie es in der griechischen Kirche von dem heiligen Johannes heißt, seinen Erwecker und Erleuchter anbetet. Wer jedoch will es dem Baron verbürgen, daß dem immer so sein werde? daß er das Ideal des Mädchens bleiben wird, wenn es später in der Welt Männer kennen lernt, die schöner sind und glänzender als er? Und welcher Mann wäre geduldig genug, nicht ungeduldig zu werden und nicht empört darüber zu sein, wenn er denn doch einmal bemerken muß, daß die Opfer, die er gebracht, das große Glück, welches er zu bereiten geglaubt hat, nicht so glücklich machen, als er es erwartet hat? Sehen Sie — rief sie —, Menschen, die das Leben kennen, müßten einander vor dem Traualtare schwören, daß sie für sich und voneinander in der Ehe kein besonderes Glück erwarten, ja sie müßten eigentlich das Dante'sche: Laßt jede Hoffnung draußen! zu ihrem Wahlspruche machen, um mehr zu finden, als sie geträumt haben, um zufrieden und glücklich zu werden und glücklich zu machen. Aber zwei Idealisten in einer Ehe, da wird das Laßt jede Hoffnung draußen mit Naturnothwendigkeit zu einer unerbittlichen Wahrheit.

Dieser Freigeisterei der Weltdamen gegenüber hat die Liebe der schönen Hulda etwas Inniges, Duftiges, eine unverwüstliche Kraft; die Lebensanschauungen Emanuel's aber unterscheiden sich durch einen idealen Zug von den Gedankengängen der welterfahrenen Frauen.

4. Darwin. Ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. Von Alexander Jung. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

In einer leichten romanhaften Einkleidung, die über ein flüchtig übergeworfenes Obergewand nicht hinausgeht, erscheint hier eine geistfunkelnde Streitschrift. Alexander Jung sucht diese Ergüsse seiner lebhaften Polemik gegen Pessimismus und Materialismus, diese fulminanten Ausfälle auf verkehrte Richtungen unserer Literatur, diese satirischen Streiflichter auf Welt und Leben einem größern Publikum annehmbarer zu machen, indem er in diese Briefe eine romanhafte Verwickelung mit einlegt — das Verschwinden der schönen Cölestine, welche wie eine Dante'sche Beatrice eine Vertreterin jener esoterisch-mystischen Weisheit ist, die der Verfasser in bengalischer Apotheose aufstrahlen läßt. Freilich wird durch das geheimnißvolle Geschick dieser Cölestine, das wie ein ungelöstes Räthsel sich durch mehrere Bände zieht, keine wahrhafte Spannung hervorgerufen; dazu waren die Contouren dieser „erhabenen Frauengestalt“ doch zu verschwimmend, und man würde sich kaum wundern, wenn man erführe, daß sie in den Aether aufgeflogen wäre. So sehr die Lösung dieses Räthsels daher auch die Brief-

steller selbst beschäftigt, so häufig sie ihre Besorgnisse in exaltirtester Weise wiederholen: so wenig kann dies fieberhaft angstvolle Gebaren eine ähnliche Wirkung bei den Lesern erzeugen, welche durch solche wachsende Aufregung nur wenig in Mitleidenschaft gezogen werden.

In der That liegt auch der Schwerpunkt des Werks keineswegs auf seiner unhaltbaren Qualität als Roman, da die freiesten Phantasieschöpfungen Jean Paul's noch eher diesen Namen verdienen als die polemischen Briefe und Missionspredigten Alexander Jung's; sondern in der geistvollen, warmen, oft leidenschaftlichen Advocatur einer Weltanschauung, welche als theistisch und optimistisch der Lieblingsrichtung der Zeit widerstrebt. Der Autor schwärmt mit seiner Cölestine für ein Genie, welches wie das Gewitter gegen den Wind und den Zeitgeist geht. Es ist viel Geistreiches, Originelles, Jeanpaulisirendes, ja Drastisches in dem Werke; aber auch manche verschnörkelte Arabeske, wie sie Jean Paul in schwachen Stunden liebt. Die Hauptgegner, gegen welche Jung ankämpft, sind Schopenhauer und die Internationale; aber uns erscheinen diejenigen Partien des Werks gelungener und bedeutender, in denen er die Modethorheiten des heutigen Publikums, die Schattenseiten der Literatur und der Presse, viele Sitten und Gebräuche der tonangebenden Kreise mit scharfer Satire geiselt. Der Verfasser des „Geheimniß der Lebenskunst" entwirft uns dabei manches Genrebild von anmuthender Lebenswahrheit; denn er hat nicht nur den idealen Zug mit Jean Paul gemein, sondern auch den Sinn für das Detail. Wenn er uns z. B. die verschiedenen Arten der Leser und Leserinnen schildert, besonders die schmollenden in der Fensternische, so sind das ansprechende Lebensbilder, welche auch diejenigen anziehen werden, die für die höher gestimmten Phantasien des Autors, z. B. den kühnen Gedanken einer Spectralsynthese, keinen Antheil empfinden.

Daß in unsern literarischen Zuständen jetzt vieles „faul" ist, das muß auch der Freund der modernen Literatur zugeben, der die tüchtigen Werke derselben schätzt. Was Jung über die literarischen Steinklopfer und Bücherschneider schreibt, hat sein gutes Recht:

Jene sogenannten Autoren haben sich von keiner Begeisterung bestimmen, von keinem Berufsgefühl werben lassen. Sie stehen im Dienste des Zeitgeistes, des Buchhändlers, des Redacteurs. Ereignisse, nicht Gedanken sind es, in denen sie leben und weben, von denen sie leben, und die sie nach Angabe, Vorschrift zu verschiedenen Qualitäten verarbeiten. An die Stelle früherer Seligkeit im Schaffen tritt die moderne Behaglichkeit im Fabriciren. Der castalische Quell fließt heute aus dem Bierkeller, wird mit dem Seidel geschöpft, welches der Autor in der Fabrik stets zur Seite haben muß. Die Seele, so viel davon noch erübrigt ist, sitzt als Pythia auf dem Fauteuil und bläst sich selbst die nöthigen Dämpfe zu, mit der Cigarre. So entstehen Bände auf Bände als Futter zunächst für die Maschine, die Presse, dann für die Leihbibliothek. Je fader, je toller, desto besser. Nur keine idealische Phantasie, sondern recht derbe Wirklichkeit, jedoch schon von außen gewürzt durch pikante Insignien, Titel, doch auch durch obscönen Inhalt.

Noch treffender sind die Bemerkungen über das heutige Publikum:

Wie verhält es sich nun aber mit dem Publikum heutiger Tage? Das, was man unter diesem verhängnißvollen Worte versteht, ist ein weitschichtiges, schwer zu bestimmendes Etwas. Jeder, auch der Producent, ist unter Umständen ein integrirendes Moment jenes nebulosen Etwas. Er ist dann selbst eine Stimme aus dem Publikum. Es gibt ein feines, ein anständiges Publikum. Daher wird es auch ein grobes, ein unanständiges geben. Wir wollen mit dem letztern zuerst es versuchen. Das Publikum dieser Sorte ist Masse, noch lange nicht Nation, noch lange nicht Gemeinde. Das Massenpublikum heutiger Zeit ist wetterwendischer als je. Es ist ein Haufe von leiblichen Individuen, in dem jedes einzelne ohne geistige Individualität ist. Diese Masse ist ohne Charakter, ohne Geschmack, ohne Kennerblick. Dieses Publikum urtheilt, ja, aber entweder stets nur was andere ihm vorgeläut, oder es setzt etwas darein, gerade bis zum Gegentheil von dem abzuweichen, was andere geurtheilt haben. Es renommirt mit der Selbständigkeit. Meistens ist dieses Publikum eine zusammengelaufene Heerde, die einem erkorenen Leithammel folgt. Er blökt, sie blöken. Er ist bockig, stößt mit den Hörnern, sie sind bockig, stoßen mit den Hörnern. Dieses Publikum ist eine Windfahne, die sich regelmäßig, und doch regellos, nach dem Zeitwinde dreht, in einer halben Stunde oft zwanzigmal. Dasselbe Publikum treibt die Demonstration wie eine Liebhaberei. Es schießt sie an Freudenfesten aus der Pistole, oder auch nur aus der Schlüsselbüchse. Es schießt sie an Tagen des Grolls mit dem Pflastersteine aus der Hand, daß die Fenster klirren. Heute ruft es: Beethoven! morgen: Richard Wagner! Heute: Garibaldi! morgen: Pio Nono! — Auch gewisse Frauen sind stets mit dabei. Sie kleiden sich schwarz, wenn es dem Tode eines Tageshelden gilt. Sie schwingen ihre Taschentücher, wenn ein Jubel los ist. Dieses Publikum glaubt witzig zu sein, ebenbürtig dem Künstler, dem Dichter, wenn es Lärm macht, Beifall klatscht und brüllt. Dieses Publikum suche man nicht blos in der Hütte, im Kellergeschoß, auf der Galerie, es wohnt auch in der Bel-Etage, sitzt und steht auch im Parterre, im Sperrsitz, in den Logen, in Vorlesungen, im Concert, im Salon, nur daß es vorsichtig genug sein wird, nicht zu auffallende Functionen zu übernehmen, es müßte denn maskirt oder in der Nacht sein. Etwas höher hinauf kokettirt dasselbe Publikum echt deutsch mit der Ausländerei, mit fremden Sprachen, wenn auch nur bei Büchern aus dem Französischen, Englischen übersetzt, noch bescheidener mit dem Plattdeutschen, welches doch auch schon so eine kleine Ausländerei ist. Man liest Fritz Reuter nicht seiner herrlichen Idylle, seines köstlichen Humors wegen, sondern weil das Plattdeutsche wieder so ganz anders klingt, wie es vornehm ist, die Idylle einer Sommerwohnung zu beziehen oder ins Ausland zu reisen. Dieses Publikum ist schwachköpfig im Verständniß bis zum Unglaublichen.

Doch auch die Elite des Publikums hebt Alexander Jung hervor:

Dieses Publikum ist nicht Masse, sondern Durchschnittsintelligenz, und mehr als das: es ist Prototyp der Nachwelt. Es ist der stehende, reine Chor im Drama der Literatur, in der leider auch stehenden Tragödie des Unsittlichen, des Jammers, des Elendes, der Verzweiflung in unserm Erdendasein. Es ist die Nation im erhabensten Sinne des Worts. Es ist die Menschheit. In diesem Publikum, dessen Solostimmen in den gediegensten Kritiken bisweilen laut werden, und die das Märtyrerthum des Autors hienieden noch viel mehr erquicken als Lorbern und Monumente, selbst wenn er diese noch erlebte, hat der Unterschied aufgehört zwischen Profanem und Heiligem, zwischen Laien und Priestern. Wie der Apostel sagt: „Ihr alle seid ein priesterlich Volk", so ist auch von jenem Publikum aus Frauen und Männern zu sagen: Ihr alle seid ein priesterlich Volk in der Nation, ein priesterlich Volk in der Gemeinde. In diesem Publikum haben wir das feine und anständige Publikum par excellence. Daher tritt denn auch in diesem wirklich jene Ebenbürtigkeit zu Tage zwischen Lesern und Schriftstellern, zwischen dichterischen Naturen und Dichtern, eine Ebenbürtigkeit, welche, wie wir gesehen haben, im groben und unanständigen Publikum nur angemaßt und plump erlogen war.

Das Buch von Alexander Jung, das sich schwer rubriciren läßt und das man mit einem Goethe'schen Ausdruck einen „Tragelaphen“ nennen möchte, ist reich an geistvollen und tiefen Bemerkungen. Die Wärme und Aufrichtigkeit der Gesinnung des Autors wird auch denjenigen Respect einflößen, die seinen Standpunkt nicht theilen.

5. Der Bildschnitzer am Achensee. Roman von Robert Schweichel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 5 Thlr.

Wie Paul Heyse, so wagt sich auch Robert Schweichel, der sich durch seine lebendigen Erzählungen aus der Alpenwelt bekannt gemacht hat, zum ersten male mit einem mehrbändigen Roman hervor. Derselbe hat die Vorzüge seiner Erzählungen: frische Natur- und Sittenschilderungen, diesmal aus Tirol, nicht aus den schweizer Alpen, der Lieblingsdomäne der Schweichel'schen Muse. Es ist wahr, der Inhalt dieses Romans ließe sich auch in eine kurzathmige Novelle zusammenfassen, aber der Roman gibt denn doch Veranlassung zu Ausführungen mit breiterm Pinsel, und wenn das Breitspurige nicht immer vermieden und hier und dort das Alltägliche zu liebevoll ausgemalt ist, so entschädigt dafür wieder manches echt poetische Stimmungsgemälde und manches sauber ausgeführte Genrebild. Freilich, zu den idyllischen Werken darf dieser Roman so wenig gerechnet werden wie die meisten größern Dorfgeschichten Auerbach's; die Muse Theokrit's, Geßner's und selbst die eines Johann Heinrich Voß, die Muse, die das stille selbstgenügsame Glück des Landlebens uns schildert, „das Vollglück der Beschränkung“, hat an allen diesen Dorfgeschichten keinen Theil; es sind sehr gespannte Verhältnisse, in welche wir eingeführt werden, und Geld und Gut bildet den Mittelpunkt der Handlung. Eine bäuerliche Erbschaft, ein Testament, welches von einem Schreiber gestohlen wird und welches derselbe zu Erpressungen benutzt — das sind eigentlich die Angelpunkte für die Begebenheiten des Romans. Den Intriguen der Jesuiten, welche dabei im Trüben zu fischen suchen, ist ein weiter Raum gegönnt. Die Heldin des Romans ist eine widerwärtige Frauengestalt, Veronika, die von dem Autor allerdings mit vieler Lebenswahrheit gezeichnet ist; doch so wenig wir verlangen, daß die Helden und Heldinnen von Romanen, wenn man sie mit dem Katechismus zusammenbringt, „moralisch“ reagiren, so wenig kann ein Weib, das keinen andern Grundzug des Charakters hat als Gemeinheit der Gesinnung, wenn es mit seinen Interessen vorzugsweise im Vordergrunde des Romans steht, unsern Antheil erwecken. Veronika hat den reichen Bauer Aloys geheirathet; sie erfährt, daß sein Besitztitel infolge jenes von dem Schreiber gestohlenen und versteckten Testaments auf schwacher Grundlage ruht; sie sucht sich dieses Testaments zunächst durch buhlerische Künste zu bemächtigen, indem sie es dem verliebten Schreiber abzuschmeicheln sucht; als ihr dies mislingt, greift sie zum Gewehr und erschießt den Schreiber; aber das Testament, das in ihre Hände fällt, ist das rechte nicht, ist nur eine Abschrift; aus Verzweiflung gibt sie sich selbst mit ihrer Tochter, der buckeligen Benedicta, den Tod in den Wellen des Achensees. Ihren Stiefsohn aus erster Ehe hatte sie in Bezug auf die Wirkungen des Testaments dadurch unschädlich zu machen gesucht, daß sie ihn in die Hände der Jesuiten gab.

Wie Schweichel über seine unangenehme Heldin, die gegenüber den erbschleichenden Jesuiten allerdings sich bis zu jenem Heroismus der Gemeinheit versteigt, um Hab und Gut zur Mörderin zu werden, wenigstens die gerechte Nemesis heraufbeschwört, so läßt er auch den Bauer Aloys, der von dem Testamente weiß, das ihn zum unrechtmäßigen Besitzer seines Gutes stempelt, zuletzt als Wilddieb zu Grunde gehen — ebenfalls ein moralisches Gericht; denn er stirbt, weil er sich an fremdem Eigenthum vergriffen hat.

Die Tragödie des Eigennutzes, die sich vor uns auf dem Hintergrunde des Bauernlebens entrollt und aus privatrechtlichen Verhältnissen zu criminalrechtlichen Krisen fortschreitet, würde uns kalt lassen, wenn nicht unser Antheil durch den jungen Florian festgehalten würde, eine frische Natur, deren Herzenserlebnisse einen gewissen poetischen Reiz haben. Wie der Jesuitenzögling aus seiner geistlichen Haft entflieht, wie er von der reizenden Anna am Brunnen liegend gefunden wird, wie er, ohne seinen Namen zu sagen, ohne seine Verwandtschaft zu enthüllen, im Wirthshaus am See seine Besuche macht, wie ihn die wilde Eva, das Nixenkind, hoch oben auf den Bergen vor der Verfolgung der Gensdarmen rettet, wie er dort in wilder Bergeinsamkeit dem Zuge seiner Liebesleidenschaft folgt — das sind alles anmuthende Bilder, in denen die Naturpoesie der Gebirgslandschaft zu ihrem vollen Rechte kommt. Schilderungen wie die folgende sind zahlreich in diesen Kapiteln verstreut:

> Sie kamen höher und höher. Ein Stein, eine einzelne Tanne und die am Horizont mächtiger sich erhebenden Berggipfel waren Eva's Wegweiser. Sie schritten über eine Halde und tauchten wieder in ein gen Nordosten geöffnetes Thal, wo die Föhren am Boden sich hinwanden wie Schlangen und Krokodile. Graue Steinwände, in die eine Bresche gelegt schien, ragten südlich in die blaue Luft, das war das Spieljoch. Unterhalb dieser Mauern, auf schuttüberstreuter Halde und kaum zu unterscheiden von den wettergeschwärzten Blöcken, die überall herumlagen, zeigte sich ein Schindeldach, ein verfallenes Blockhaus. Auf diese Hütte, die aus glaslosem Fenster in den Abgrund starrte, zu dem etwa dreißig bis vierzig Schritte davor die abschüssige Halde plötzlich abbrach, schritt Eva zu. Bevor sie mit ihrem Begleiter die Hütte erreichte, war ein Wasser zu übersteigen, das aus einem Fels in eine kurze Rinne aus Baumrinde, die auf einigen Steinen lagerte, floß, und dann zwischen und unter dem Geröll dem Abgrunde in verschiedenen dünnen silbernen Strahlen zurann. Das Gurgeln des Wassers und sein leises Zischen an den Steinen des Abgrundes war der einzige Laut dieser Oede.

Wenn andere Romanschriftsteller ihren Helden zwischen zwei Schönheiten lange Zeit schwanken lassen, so beruhigen sie ihr gespanntes Lesepublikum am Schluß wenigstens dadurch, daß sie ihm eine dieser Schönheiten zur Lebensgefährtin geben. Schweichel ist grausamer; weder durch Eva noch Anna macht er seinen Helden glücklich; die erstere hat dies freilich schon auf eigene Faust gethan; ein Kind, bei dessen Geburt sie stirbt, ist die Folge der freien Liebe auf Bergeshöhen. Das Kind wird von Anna erzogen; Florian aber wird Bildschnitzer, wozu er in seiner Festungshaft auf Kufstein sich herangebildet hat.

Das Treiben der Jesuitenmission ist mit recht leben-

digen Zügen in dem Roman geschildert, das Ankämpfen gegen ihre Machinationen, durch welche sie besonders Frauen umstricken, wie die fromme, bigote Mörderin Veronika, bringt in das sonst zeitfremde Bild einen in die Zeitgeschichte hineinspielenden Zug. Das Eindringen derselben nicht nur in alle Privatverhältnisse, welche sie mit Lug und Trug zerrütten, sondern auch in die Justiz, das herrische Uebergewicht, welches sie über die Landpfarrer behaupten, die äußern prunkenden Schaustellungen bei ihren Missionspredigten — das gibt uns ein klares Bild von der Art des Einflusses, den sie ausüben, und von dessen unheimlichen Folgen. Am Schlusse seines Romans sagt Schweichel:

Wohl liegt der Schatten des spanischen Jesuitenhuts dick und schwarz auf dem herrlichen Alpenlande Tirol; aber die Zeit wird auch ihm kommen, wo der menschliche Geist mit freien Schwingen dahinschweben wird im sonnigen Lichte, wie der Adler, dessen Abbild den Kahn schmückt, der den Reisenden an schönen Tagen über den tiefblauen Achensee trägt. Florian schuf dies Gebilde, welches die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Fremden erregt, und in ihm erhob sich seine eigene Seele über alle Verworrenheit des Gemüths zur Sonnenhöhe des Lebens und der Kunst.

Der Roman macht den Eindruck gesunder Tüchtigkeit; seine Motivirung ist sorgfältig und gewissenhaft; die Schilderungen sind anschaulich; die Sprache trifft den volksthümlichen, oft derben Ton, ohne die Dialekteigenthümlichkeiten und Provinzialismen zu sehr herauszukehren, und weiß auch Saiten des Gemüths anzuschlagen und einen stimmungsvollen Hauch über die Schilderung zu verbreiten, wo die allerdings vorwiegenden prosaischen Interessen von poetischen Stimmungen abgelöst werden.

6. Am Hofe der nordischen Semiramis. Historischer Roman von Otfrid Mylius. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 2 Thlr.

Otfrid Mylius hat eine frische und resolute Darstellungsmanier; ohne übertriebene Vergeistigung oder gar Verkünstelung führt er uns ein Stück geschichtliches Leben vor, das uns durch sein lebhaftes Colorit fesselt, um so mehr, als er einen spannenden Faden der Handlung zu finden weiß, an den er seine Sittenbilder anreiht. Ein junger Deutscher, der um Carrière zu machen an den Hof der Kaiserin Katharina II. kommt, ist der Held des Romans; die Abenteuer, die er erlebt, lassen uns einen Blick auf die damaligen russischen Zustände werfen; sie führen uns die historisch merkwürdigen Persönlichkeiten des russischen Hofs und seiner von französischer Cultur übertünchten Barbarei vor. Auch die Kaiserin selbst erscheint, wenngleich ihr in dem Romane keine Hauptrolle zugewiesen ist; die Rache, die sie an der Prinzessin Auguste von Würtemberg nimmt, weil diese das Weib in ihr beleidigt hatte, kennzeichnet freilich zur Genüge die „Semiramis des Nordens".

Die Prinzessin Auguste steht im Mittelpunkte der Handlung; sie tritt uns anfangs als eine geistig feine, liebenswürdige Gestalt entgegen. Doch der Corruption der Hofkreise verfallen, wird sie leichtfertig und gibt sich frivolen Abenteuern hin; ihr Gemahl sagt sich von ihr los, und die fashionable Dame wird, als sie die Eifersucht der Kaiserin und dann durch ein beleidigendes Wort ihren Zorn erregt hatte, als Gefangene auf Schloß Lohde gebracht. Ihre vergeblichen Versuche zur Befreiung, ihre Beziehungen zu dem schändlichen Oberst Rosen, der sie grausam im Stiche läßt, obgleich er der Vater ihres todtgeborenen Kindes ist, ihr Scheintod infolge der Geburt, vor allem aber die Begrabung der Scheintodten in dem versiegelten Sarge — das sind ebenso viele Sensationsmotive, die sich zuletzt bis zum Grauenhaften steigern. Die Schildwachen, der Pastor, der in der Kapelle eine Katechisation vorgenommen hatte, hörten dumpfe Laute und Gepolter aus der Gruft; doch der Gruftschlüssel war zur Zarin nach Petersburg gewandert und kam erst nach vier Tagen:

Als man den Sargdeckel sprengte, fand man die Glasscheibe in demselben zerschlagen, die Leiche auf dem Rücken liegend, mit abgerissenen Fingernägeln, an Elnbogen, Handgelenken, Knien und auf den Schultern zerfleischt von den vergeblichen Bemühungen, den Sarg zu sprengen. Namenloses Entsetzen erfüllte die Zuschauer, und man verschloß den Sarg wieder. Ob die Kaiserin je erfahren hat, wie fürchterlich ihre arme Verwandte endete, möchten wir bezweifeln. Wahrscheinlich vertuschte man die ganze Sache, um allen Betheiligten eine Rüge und Strafe zu ersparen.

Eine der am schärfsten charakterisirten Gestalten des Romans ist Potemkin, der mächtige und übermüthige Günstling der Kaiserin, der aber durchaus keine Rolle für einen ersten deutschen Theaterliebhaber wäre. Wir treffen ihn zuerst bei dem Gelehrten Pallas, wo er mit seinem militärischen Gefolge erscheint, um ein großes Mikroskop und eine Elektrisirmaschine in Augenschein zu nehmen; er wird uns als ein riesenhafter stattlicher Mann von etwa 50 Jahren geschildert; etwas feist und corpulent, aber von strammem, militärischem Anstande und einer gewissen Grazie des Benehmens; Albrecht von Schwingger, der deutsche Held des Romans, empfängt ihn als ein Famulus von Pallas:

Albrecht hatte den militärischen Gästen in dem optischen Saale mancherlei Interessantes zu zeigen, was sie sehr unterhielt und in Staunen setzte; namentlich aber waren es die Mikroskope mit starker Vergrößerung, welche die Verwunderung dieser Herren erregten. Die höchste Ueberraschung war ihnen noch aufgespart, nämlich ein Lieberkühn'sches Sonnenmikroskop in einem ganz neuen prachtvollen Instrument von Vater in London. Die kolossale Vergrößerung der in einem Tropfen Essig oder Sumpfwasser enthaltenen Infusorien hatte das wortlose Erstaunen der Generale und des Feldmarschalls erregt, und als Herr von Schwingger ihnen begreiflich machte, daß sogar lebende Insekten darunter betrachtet werden könnten, und daß ein Floh unter dieser kolossalen Vergrößerung die Dimensionen eines Ochsen annehme, lächelte der Feldmarschall ungläubig, wie über eine Aufschneiderei, und sah Pallas fragend an. „In der That, Excellenz, der junge Mann sagt nur die Wahrheit", entgegnete ihm Herr von Pallas. „Nichts ist übrigens leichter als den Beweis dafür zu führen, wenn Excellenz mir nur erlauben wollen, nach einem der kleinen Insekten zu fahnden, welche die Schafpelze der «schwarzen Leute» bevölkern." — „Ah, Sie meinen eine Laus?" rief Potemkin, und als der Akademiker nickte, wandte er sich rasch an seine Adjutanten und rief: „He, ihr Herren, eine Laus! eine Laus!" Albrecht erwartete nichts anderes, als daß diese Herren nun sogleich fortrennen und eine solche etwa von dem schmuzigen Thürsteher oder den Taglöhnern im Hofe holen würden, aber statt dessen fuhren einige der Herren in den reichen, goldstarrenden Uniformen rasch mit den Nägeln ins Haar, und es währte nicht lange, so wurden dem allmächtigen Feldmarschall mehrere Prachtexemplare dieser Parasiten unter den langen Nägeln präsentirt. Potemkin verwies die Dienstfertigen an Herrn

von Schwingger, der mit einer Mischung von Staunen und Ekel diesen Auftritt mit angesehen hatte, mit seiner stählernen Pincette eins der Insekten ergriff und in die für das Object bestimmte Vorrichtung brachte, es den Eigenthümern der übrigen anheimgebend, ob sie ihr Haarwild wieder in den Park setzen oder unter ihren Stiefelsohlen zertreten wollten.

Ein köstlicher, geschichtlich beglaubigter Beweis der damaligen russischen Culturbarbarei! Potemkin macht Herrn von Schwingger zu seinem Adjutanten; er gibt ihm schmähliche Aufträge; er soll ihm die Prinzessin Auguste ins Netz treiben. Potemkin und sein Adjutant: das ist ein zweites asiatisches Genrebild, welches neben das Stillleben der Laus gehängt zu werden verdient:

„Excellenz, zu Befehl, ich melde mich laut Commando", sagte Albrecht von Schwingger am andern Morgen, als er aus dem Vorzimmer in den kleinen Salon des Fürsten Potemkin trat, worin er schon einmal mit dem Prinzen von Würtemberg gewesen. „Ah, du bist es, du deutscher Hundesohn?" rief der Feldmarschall, der im schmuzigen türkischen Schlafrock und Babuschen ohne Strümpfe und Beinkleider an seinem Tische saß und mit Pasteten und Cognac sein Frühstück hielt. „Setze dich dorthin und iß!" Albrecht gehorchte schweigend, obwol mit innerm Widerstreben. „Na, bist du fertig? dann komm und kleide mich an!" hieß es jetzt, und Herr von Schwingger mußte nun den Feldmarschall, der sich in eine Wanne voll kalten Wassers setzte, waschen und reinigen wie ein Kind, barbieren und strählen und kämmen, dann ihm die Haare in den Zopf zusammenflechten und endlich ihn vom Strumpf und hohen Reitstiefel bis zur Halsbinde und den Epauletten und Orden anziehen. Während dieser ganzen Zeit unterhielt Potemkin ein förmliches Verhör mit dem jungen Offizier, und Albrecht mußte den Feldmarschall in alle seine Verhältnisse einweihen.

Schwingger selbst wird durch die Liebe zu der Tochter eines deutschen Kaufmanns erster Gilde, eine Liebe, die allerdings etwas schablonenhaft geschildert ist, vor den gefährlichen Verlockungen des petersburger Parkets bewahrt, obschon namentlich eine kokette Schönheit, Frau von Bitkowski, dem deutschen Joseph hart zusetzt. Eine Culturstudie über die russische Leibeigenschaft ist ebenfalls in den Roman eingefügt: die Liebe Sergej's und seine Schicksale, die lebendigen Schilderungen der Sitten, des petersburger Salons, der Wohnung Potemkin's u. s. w. machen den Roman von Mylius, der eben als eine frische Culturstudie mit einigen frappanten Romanwendungen betrachtet werden muß, zu einer anziehenden Lektüre.

7. Novellen von Karl August Dempwolff. Zweite Sammlung. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben diese Erzählungen und Novellen mit Interesse gelesen; es geht ein frischer Zug durch dieselben, und die Schilderungen, namentlich die landschaftlichen, sind nicht ohne poetischen Hauch. Charakteristisch ist die Vorliebe des Verfassers für problematische weibliche Charaktere; dadurch erhalten die Erzählungen etwas Eigenthümliches, aber auch etwas Eintöniges, denn wir erhalten sehr häufig Varianten über dasselbe Thema. Dempwolff hat sich schon durch Erzählungen aus dem Coulissenleben bekannt gemacht, und etwas leichtlebige Coulissenmoral verleugnet sich auch in dieser Sammlung nicht. Da ist gleich die Heldin der ersten Erzählung: „Auf Helgoland", die schöne, wilde, fried- und freudlose Elsbeth, eine solche problematische Natur. Verheirathet an einen etwas hölzernen Landprediger Peter, der indeß seine Stelle aufgibt, hat sie einen kleinen ziemlich ungenirten Liebesroman mit dem Erzähler der Geschichte auf Helgoland, läßt schließlich aber diesen Freund wie ihren Gatten im Stich, um einer abenteuerlichen Jugendbekanntschaft, dem verführerischen Dr. Wessenberg, in die Ferne zu folgen. Peter ist so gutmüthig, sich aus stiller Verzweiflung das Leben zu nehmen, indem er sich von einem helgolander Felsen ins Meer stürzt. Schließlich spielt Elsbeth in einer modernen französischen Komödie in Berlin mit.

Auf Helgoland lernt auch in der Erzählung „Lorelei" der vornehme Maler die gefeierte Sängerin La Mara kennen, die ein Verhältniß mit seinem natürlichen Vater, dem Prinzen, hatte. Als er das erfährt, sagt er sich los von der bezaubernden Schönheit, die es ihm angethan hat; ihre Schwester, ebenfalls eine Sängerin, die er als romantische Lorelei des „Waldchensees" erblickt, ist denn berufen, jene Verheißung des Glücks zu erfüllen, welches die helgoländer Schönheit ihm versprach. Noch problematischer ist „Rosa Dulcis", die Maitresse eines ungarischen Fürsten, welche unter dem Namen einer Frau von Zech einen Offizier durch ihre Koketterie zu leidenschaftlicher Liebe entflammt, sodaß er sich mit ihr verlobt, dann spurlos verschwindet, bis der Bräutigam sie auf dem Schlosse des ungarischen Fürsten wiedertrifft. Es kommt zu einem Eclat; die Maitresse des Magnaten wird glänzend apanagirt, während der Offizier sich, wie Peter auf Helgoland, das seiner schönsten Illusionen beraubte Leben nimmt. Rosa's Lebenslauf bewegt sich dann in absteigender Linie; sie verspielt ihr Geld an der Börse und endet als Almée in Konstantinopel, wo sie bei einem sogenannten Bienentanz von dem Freunde jenes Offiziers erkannt wird. Die Schilderung dieses Bienentanzes mag zugleich eine Probe der lebendigen Darstellung Dempwolff's sein, allerdings lassen derartige üppige Schilderungen diese Novellen für eine jugendliche Phantasie gefährlich erscheinen:

Der uns versprochene Bienentanz schien gleichfalls eine mimisch-plastische Vorstellung werden zu wollen. Die beiden andern Tänzerinnen erhoben sich und standen mit über der Brust gekreuzten Armen vor der dritten wie Sklavinnen vor einer Sultane. Sie schien durch Geberden einen Befehl anzudeuten, denn beide eilten und schleppten aus den Ecken alle Polster, deren sie habhaft werden konnten, zusammen und bauten in der Mitte der Halle eine Art Lager auf. Die Sultane sank graziös in die Kissen und schien einschlafen zu wollen, denn die Musik ging in ein sanftes Piano über, und die beiden Sklavinnen kauerten an beiden Seiten und wehten mit großen Pfauenwedeln der Gebieterin Kühlung zu. Als diese entschlummert war, schlichen sie leise beiseite. Ein seltsames Schwirren der Guitarren deutete nun die Biene an, welche, die schöne Schläferin für eine Blume haltend, ihren Schlaf stört. Sie wird unruhig, wirft sich von einer Seite auf die andere, endlich erwacht sie und richtet sich auf, um das lästige Insekt zu fangen. Das Erwachen aus dem Schlafe, der Schrecken vor der Biene und das Fliehen vor derselben wurden reizend gemacht, voller Maß, Schönheit und Anmuth. Nur störte es uns, daß wir das Gesicht nicht sahen, welches noch immer der neidische Jaschmak umhüllte. Indessen rückt der Tanz vor, und die Hauptmomente, das eigentlich Interessante kommt erst. Die Biene wird immer unverschämter und greift die Sultane direct an, sie sticht sie in die Arme, in die nackten Füßchen, endlich glaubt sie sich gar in ihre wallenden Gewänder verkriechen zu müssen. Die Tänzerin bebt erschrocken zusammen, sie wirft

die Seidenstoffe, welche die wunderbar geformten Arme umhüllen, ab, sodaß diese in ihrer ganzen plastischen Schönheit hervortreten, das Insekt muß sich wo anders verkrochen haben, denn in seltsam schönen und gewagten Stellungen sucht das schöne Weib über die eigene Schulter zu schauen und beginnt dann mit Hast das Mieder sich vom Leibe zu reißen, der nackte herrliche Oberkörper windet sich nach allen Seiten, die Musik wird lebhafter, die Tänzerin immer wilder und glühender, ihre Bewegungen folgen sich blitzartig geschwind, wie krampfhaft, immer mehr reißt sie sich die Kleider vom Leibe, immer unheimlicher wird mir das Schauspiel, immer schwerer tönt der Athem meiner Gefährten neben mir. Da endlich fliegt der Yaschmak vom Kopfe weg, der volle Mondesstrahl fällt auf die erhitzten schönen Züge, um welche die Locken wie wilde sich bäumende Schlangen fliegen, der Mondesstrahl fällt in Augen, die wie grüne Flammen sich in die meinen bohren. Und ich kenne diese grünen Augen, meine Ahnung hat mich nicht betrogen, und ich stürze, jetzt selbst zum ersten male in das volle, grelle Mondlicht tretend, auf das wilde Frauenbild los mit dem Schrei: „Rosa! Rosa Dulcis!“ Und sie, sie bricht lautlos zusammen.

Doch auch an lebendigen Naturschilderungen ist die Sammlung reich; es sind namentlich drei Landschaften, für welche der Autor eine besondere Vorliebe hat und die wir immer wieder auf seiner Staffel finden: Helgoland und die Nordsee, die oberbairischen Gebirge und das zauberische Panorama von Konstantinopel. Die merkwürdige Felseninsel und das Badeleben auf derselben wird in den Erzählungen „Auf Helgoland“ und „Lorelei“, die prächtige oberbairische Gebirgsscenerie in der letztern und in der spannenden Criminalgeschichte „Im Hochgebirge“, die orientalische Landschaft und Volkssitte in „Sureth“ und „Rosa Dulcis“ geschildert. Jeder, der über den Kesselberg gewandert und den prächtigen Blick auf den Walchensee von der Paßhöhe aus genossen hat, wird die folgenden Schilderungen, die theils der Held der Erzählung, theils der Autor selbst von diesem prachtvollen Bergsee entwirft, ebenso wahrheitsgetreu wie anziehend finden:

„Der Walchensee ist kein sanft in die Berge sich einschmiegendes Wasserbecken, sondern ein ungeheuerer jäher Abgrund, dessen tiefste Thalsohle die Flut ausfüllt, und aus dem die Bergwände überall fünf-, sechstausend Fuß hoch schroff aufschießen. Nun ist das wunderbar, am Ufer, wo die wilde Welle abgewaschen hat und das Wasser vielleicht nur zwei, drei Fuß tief ist, findest du Farbenmischungen, an denen dein Pinsel schon verzweifeln muß, auf einmal bricht dies Ufer schroff ab und der düstere Abgrund beginnt, aus dem kein Lichtstrahl mehr heraufsteigt. Zwischen der schwarzen Tiefe nun und dem weißen, von der grünen Welle bedeckten Sandboden geht ein Schillern, ein Opalisiren, ein Farbenauftauchen und -Verschwinden hin und her, das dein durstiges Auge in einer Weise entzückt, die mit gar nichts vergleichbar ist. Stundenlang habe ich am Ufer gelegen und diesem Farbenspiele zugeschaut, das mir wie Offenbarungen einer andern, fernen Welt noch immerdar erschienen ist und meine Seele in unnennbare Träumerei versetzt. Warte nur, gleich wirst du selber sehen. Noch die Ecke, dann haben wir den See.“ Der höchste Gipfel des Passes war erreicht, noch eine kleine Weile zog sich die Straße durch den Hochwald, dann trat dieser plötzlich zurück und es öffnete sich eine Aussicht, wie sie deren unser an schönen Punkten so reiches Gebirge nur wenige bietet. Ein rundes tiefes Seebecken, riesige, schneetragende, wild zerrissene Bergwände dahinter sich aufthürmend, überall dunkle waldbewachsene Berge den See umrahmend — das läßt sich sagen und schreiben. Wer aber möchte sich unterfangen, Worte zu finden für den ungeheuern Ernst, für die tiefe Melancholie, die über dem gewaltigen Bilde lag; wer könnte den Glanz schildern, den die ungeheuere, jetzt glatt und eben daliegende Flut zurückstrahlte, für den Farbenzauber, der überall da spielte, wo Wasser und Land zusammentraf, und der den ganzen ungeheuern See umfing wie ein riesiger, fast unheimlich leuchtender Zauberring! Wer wollte die Einsamkeit malen, die auf der ganzen Landschaft ruhte, diesen weltvergessenen Frieden, der dich von unten auf anweht, wie wenn du nach einer unruhig durchschlafenen, fieberheißen Nacht dich früh von der frischen Morgenluft anwehen läßt.

Die moderne Sensationsnovelle mit problematischen Heldinnen, aber auf der gesunden Grundlage tüchtiger Natur- und Sittenschilderungen — so allein läßt sich das Genre der Dempwolff'schen Novellistik bezeichnen.

8. Geschichten aus dem Emslande. Von E. von Dincklage. Zweiter Band. Mit dem Porträt der Verfasserin. Leipzig, Schlicke. 1873. 8. 2 Thlr.
9. Kinder des Südens. Novellen von E. von Dincklage. Zwei Bände. Stuttgart, Simon. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Verfasserin hat in jüngster Zeit als Novellistin von sich sprechen gemacht, und in der That hat sie etwas Eigenartiges, keck Zugreifendes, dem aber die künstlerische Ausgestaltung, die Brutwärme einer gleichmäßigen liebevollen Pflege fehlt. Ihre Erzählungen haben etwas Abruptes, sie verlaufen oft im Sande, oft brechen sie jäh ab. Bizarre Erfindungen, die nicht recht erwärmen, lösen sich ab mit Herzensgeschichten, die bisweilen ins Triviale verlaufen. Dabei ist aber unverkennbar eine prägnante Darstellungsgabe, die oft mit einzelnen Zügen ein kräftig ausgeprägtes Bild hinstellt, eine Beobachtung des Volkslebens, das drastisch ohne Prüderie geschildert wird, und auch ein Empfinden für stimmungsvolle Naturbeleuchtung.

Die Emslande, in denen die Novellen der ersten Sammlung spielen, haben ihre landschaftlichen Eigenheiten, die sie zum Hintergrunde für Dorfgeschichten wohlgeeignet machen. Da sind die Sommerfluten, welche die Wiesen und Ländereien überschwemmen, die Deiche durchbrechen, wie in der Erzählung „Die zehnte Muse“ des Nähern zu lesen ist; da sind jene Knüppelwege an dem münsterländischen Emsufer; da ist jener holperige, elastische Moorboden, auf dem zu gehen seekrank macht; da ist die Unendlichkeit der schwarzen Moorfläche, nur durch Torfhaufen und den Anblick einer fernen holländischen Grenzfeste verschönt, wie dies in der Erzählung „Die Ohmsager von Poggendiek“ geschildert ist. Im übrigen ist diese letzte Geschichte mit ihren Prügeleien und Seiltänzergeschichten ziemlich barock und ungenießbar; auch „Die zehnte Muse“ ist nicht frei von Seltsamkeiten; doch die neun Musen sind sehr humoristisch geschildert. „Püntjer Dörken“, die als büßende Magdalena in der Dorfkirche gemalt wurde und die als Waschfrau ein seliges Ende nimmt, nachdem sie uns ihre Lebensgeschichte erzählt und dadurch eine bedrohliche Leidenschaft ihrer Kinder zur Geschwisterliebe ermäßigt hat, ist ebenfalls eine echt emsländische Heldin. Eine Magdalena als Waschfrau — das sind Contraste, wie sie die Verfasserin liebt. Die Geschichte: „Bauernadel“, ist wol die beste der Sammlung. Der alte Freiherr von Schlump erinnert an ähnliche Figuren in den Schücking'schen Novellen; die adelichen Bauern aber sind mit Humor gezeichnet, mit einem etwas barocken Humor, der an die Grenze der Caricatur streift, etwas an den altenglischen Stil Fielding's und Smollett's erinnert, aber doch durch drollige Einfälle für das Caricaturartige schadlos hält:

Twicker, der Schuldner des Freiherrn, war der Kleinste unter den Großen, er hatte blondes Haar, und jene überwiegend große Nase, die das Ansehen von tiefem Ernst gibt, weil jedes andere Mienenspiel durch dieselbe in Schatten gestellt wird. Tangen, der gern Spitznamen austheilte, nannte den geduldigen Mann „den Steifen"; alle Mühe, ihn aus seinem gewohnten Ideengang hinauszudrängen, war seit etwa achtzehn Jahren gescheitert. Wiebrink mußte in seiner Jugend, jetzt war er ein angehender Funfziger, auf dem Eise oder sonstwo einen furchtbaren Fall gethan haben, sonst hätte sein breites Gesicht mit den braunen glitzernden Augen nicht so flach sein können; freilich das Stümpfchen Nase hatte den großen, mit wulstigen Lippen gezierten Mund geschützt, derselbe war kräftig, ja mehr als kräftig entwickelt. Wiebrink hieß „der Pfifficus". Er begriff, was Tangen wollte, er widersprach ihm selten, aber nie that er etwas, das ihn aus dem vorgezeichneten Gleise seiner Lebensziele gebracht hätte. Er war der echte, vorsichtige, thätige und sparsame Bauer Norddeutschlands, aber der bewegliche, rechthaberische und wohlredende von Tangen hatte doch im Laufe der Zeit des Gefährten dickes Fell ein wenig geschmeidiger gemacht, das rostige und täppische Räderwerk seiner Intelligenz etwas geölt, sodaß er sich Tangen's Verbesserungen und Neuerungen stets mit Interesse ansah und nachmachte, was ihm zweckmäßig schien. Hatte es auch den Anschein: Tangen leite Wiebrink, so holte in der That der Großprahler und Besserwisser dem ruhigen und gemüthlichen Pfifficus die Kastanien aus der Asche. Von äußerm Ansehen war Tangen der Herr, Wiebrink der behäbige Bauer, Twicker eine hagere Gestalt mit dicken bäuerlichen Kleidern behangen. Tangen war der Kleinste und Corpulenteste, seine Nasenspitze schien der Endpunkt eines Dreiecks, von der Seite gesehen, zu sein, was ihm ein äußerst listiges, neugieriges und iltishaftes Aussehen gab; sein dunkles Haar war stark ergraut, aber nicht gleichmäßig, sondern so, daß weiße und dunkle Strähne durcheinanderlagen, als wären ihm weiße Flocken angeweht, seine dicken Augenbogen liefen zusammen über der Nase, sein stets rasirter Bart bildete ein bläuliches Feld um die schmalen Lippen des Mundes, der einem vornehmen Manne als Typus der Aristokratie gegolten haben würde, so gut und fein war er geschnitten — und des Bauers Hände waren weißer, als die eines Landwirths sein sollten. Twicker war der Größte und Dümmste.

Der erste Band dieser Geschichten ist schon früher in d. Bl. besprochen worden. Die „Kinder des Südens" sind mehr freierfundene Phantasiestücke; der locale Hintergrund fehlt ihnen. „Aza-Lea", dies exotische Geschwisterpaar, ist ganz anmuthig contrastirt, doch gegen den Schluß hin ist die Erzählung zu fragmentarisch. „Die Tochter des Magnaten" führt uns in der Papagaientante, Mamsell Schlump, ein seltsames Menscheninventarstück einer deutschen Handelsstadt vor. Jedenfalls ist diese komische Figur nicht geeignet zur Thürsteherin bei einer Herzenstragödie, deren Heldin eine stolze Magyarin ist. Die einzelnen Züge in dieser Geschichte sind trefflich; aber dem Ganzen fehlt die Einheit des Tons. Das Burleske und Tragische ist stillos durcheinandergewirrt. Besser ist „Se. Excellenz" mit den Blumenüberschriften à la Jean Paul und Stifter; wir gönnen der armen Liddy, daß sie in dem General einen Beschützer findet. Mit der Fälschung der Unterschrift nehmen wir es aber nicht so leicht wie Se. Excellenz und die Verfasserin; dergleichen ist und bleibt der Criminaljustiz verfallen; doch wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. „In dreifachen Banden" ist eine Sensationsnovelle von überraschender Lösung; nur hat sie etwas Tibetanisches in dieser wenn auch vielfach nuancirten Polyandrie.

Die Verfasserin hat ein herbes und schroffes, noch nicht hinlänglich geklärtes Erzählungstalent. Es fehlen ihren Geschichten die verschmelzenden Mitteltinten, oft die Einheit des Grundtons; sie sind vielfach barock und bizarr, oft gewaltsam in der Herbeiführung der Katastrophen; doch sie haben dabei etwas Kernhaftes, und wenn sie hier und dort ein wenig verschroben sind, so sind sie dies nicht nach der Seite der Sentimentalität hin. Diese Helden und Heldinnen sind oft grillenhaft, aber sie sind nicht nervös und überschwenglich. **Rudolf Gottschall.**

Ein neues Werk von Adolf Zeising.

Religion und Wissenschaft, Staat und Kirche. Eine Gott- und Weltanschauung auf erfahrungs- und zeitgemäßer Grundlage. Von Adolf Zeising. Wien, Braumüller. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wenn wir in dem vorstehenden Werke Religion und Wissenschaft einerseits, Staat und Kirche andererseits nebeneinandergestellt finden, so will uns diese Nebeneinanderstellung in dem ersten Falle sagen, daß wir es hier nicht mit unvereinbaren Gegensätzen zu thun haben, und in dem zweiten Fall, daß, wie auch das Verhältniß beider zueinander geordnet sein möge, zwischen den höchsten Zielen des Staatslebens und den heiligsten Aufgaben der Kirche gleichfalls kein absoluter Unterschied besteht. Wir haben also hier ein Werk von irenischem Charakter vor uns. Auseinandersetzung und Friedensschluß scheint dem Verfasser durch die Zeitlage geboten. Während nämlich bis vor kurzem zwei in ihrer Einseitigkeit gleich unhaltbare Extreme, nämlich der crasse Materialismus und der ultramontane Dogmatismus sich als dominirende Zeitrichtungen gegenüberstanden, hat sich — dank den Agitationen Roms — die Situation insofern geklärt und vereinfacht, als wir jetzt eine Coalition aller excessiven Elemente einerseits und die Repräsentanten der rechten Mitte andererseits sich gegenüberfinden. An die Stelle des crassen Materialismus ist die Wissenschaft getreten, die vorherrschend idealistische und die vorherrschend materialistische Richtung derselben haben sich enger und fester um die exacte Forschung geschart und bilden nun eine einzige geschlossene Phalanx. Als Altkatholik möchte der Verfasser denen, die noch Anstand nehmen, sich offen den cultur- und staatsfeindlichen Tendenzen Roms gegenüber der Bewegung des Altkatholicismus anzuschließen, sagen, daß eine entschiedene Parteiergreifung für Wissenschaft und Staat noch nicht eine Losreißung von Religion und Kirche bedeute. Wir können aus dem Vorangestellten schon errathen, daß bei der versuchten Aussöhnung zwischen Religion und Wissenschaft das Votum der letztern das entscheidende, und daß bei der Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche die ultima ratio bei dem Staate sein wird.

Haben wir so in kurzem des Verfassers Standpunkt und Aufgabe gekennzeichnet, so kommt es jetzt darauf an,

zu zeigen, wie er seine Aufgabe ... Zuerst also gilt es ihm, die Grundwahrheiten de... eligion und Wissenschaft in ihrer ursprünglichen ...heit zu erfassen. Da müssen wir vor allem einer ...rage, die er aufwirft und erledigt, unsere Aufmerks...eit schenken, nämlich der Frage: „Was ist Wahrheit? ...as hat Anspruch darauf als Wahrheit zu gelten?“ ...Der Verfasser weist zuerst nach, daß das Prädicat ... Wahrheit oder Unwahrheit nur auf einen Gedanke... ...wendbar und daß deshalb die erwähnte Frage so zu fo...uliren sei: „Wie muß ein Gedanke beschaffen sein, wenn ... ihm das Prädicat der Wahrheit beilegen dürfen?“ ... Antwort ist: Er muß, wie jeder Gedanke überhaup... ...ie Verbindung eines Prädicatbegriffs mit einem Subje...egriff durch eine Copula sein, die in allen möglichen ...edanken nur aus dem Begriff des Seins bestehen kann. ...Ein Beispiel soll uns, statt weiterer Explicationen, i... die Sache hineinführen. Denken wir uns den Begriff „Quadrat“, so ist dies der mehr oder minder unbekannte Subjectbegriff, der uns den Impuls gibt, zu einem mehr bekannten und uns befriedigenden Prädicatbegriff fortzugehen. Dies geschieht dadurch, daß wir zunächst sagen: „Das Quadrat ist“, d. h. es liegt im Bereich des überhaupt Seienden. Damit haben wir aber nur seine allgemeinste Qualität kennen gelernt, welche es mit allem andern, was sonst noch ist, theilt. Wollen wir noch mehr von ihm wissen, so müssen wir irgendwelche andere, uns bereits bekannte Begriffe, welche gleichfalls im allgemeinen Sein liegen, hinzufügen, und welche zusammengenommen einen jenen Subjectsbegriff enger umgrenzenden Kreis bilden. Dies thun wir, wenn wir sagen: „Das Quadrat ist eine Figur.“ Denn das Figursein ist ein enger umgrenztes Sein als das Sein überhaupt. Sind wir hiermit noch nicht zufrieden, so werden wir auch diesen Begriff wieder durch Hinzufügung noch anderer, uns bereits bekannter Begriffe noch enger umgrenzen müssen und damit so lange fortfahren, bis wir in dem Satz: „Das Quadrat ist eine geradlinige Figur von vier gleichen Seiten und vier rechten Winkeln“, einen Prädicatsbegriff gefunden haben, der nach Umfang und Inhalt dem Subjectsbegriff durchaus gleich und sich von demselben nur dadurch unterscheidet, daß er in Form eines Complexes von lauter bekannten Begriffen auftritt, während der Subjectsbegriff vor dem Abschluß dieses Gedankens ein mehr oder minder dunkler, der Erklärung bedürftiger Begriff war. Auf diese einfache Formel, nach der jeder wahre Gedanke auf einer mathematischen Gleichung beruht, sucht nun der Verfasser mit vielem Scharfsinn Wahrheiten aus den verschiedensten Gebieten, logische, historische, religiöse Wahrheiten zurückzuführen.

Werfen wir auf die abgegebene Erklärung einen kritischen Blick, so will es uns scheinen, als bleibe der Verfasser in der Feststellung darüber, was Wahrheit sei, zu sehr bei der Form stehen, als richte er seine Aufmerksamkeit weniger darauf, was sie selbst sei, als auf das Gewand, das sie trägt, und ob die Falten dieses Kleides auch wohlgeordnet seien. Sehen wir auf den Inhalt und beachten wir die Bemerkung des Verfassers, daß das Prädicat der Wahrheit nur einem Gedanken zukomme, so ergibt sich, daß sich in dieser Erklärung die Subjectivität in überwiegender Weise geltend machte, während es andererseits doch darauf ankommt, ob dem Gedanken eine Realität entspricht, wodurch er sich erst von einer Fiction unterscheidet, oder ob das denkende Subject auch sein Object erfaßt. Ihm ist die Wahrheit nicht eine unbekannte Größe, die erst gesucht sein will, ihm ist sie vielmehr eine gegebene Größe, die nun, klassificirt, in den höhern Begriff eingereiht, in dem Bereich des Seienden die rechte Stelle einzunehmen hat. Recht deutlich zeigt sich dies, wo er von den religiösen Wahrheiten redet. Er sagt nämlich:

> Sollten sich die religiösen Vorstellungen eines gleichen Grades von Gewißheit und überzeugender Kraft rühmen können, wie diejenigen, welche sich in den Grenzen der natürlichen Erscheinungen bewegen, so müßte sich vor allem darthun lassen, ob sie auch der getreue Reflex einer objectiv existirenden Thatsache seien.

Also: erst muß für eine Sache die objective Realität feststehen, und dann käme es darauf an, für diesen mehr oder minder dunkeln Subjectsbegriff den entsprechend klarern Prädicatsbegriff zu finden.

Nach Erledigung dieser Voruntersuchung geht er dann an seine eigentliche Aufgabe, ein gemeinsames Fundament für die wissenschaftlichen und religiösen Wahrheiten zu geben. Er findet es in dem höchsten aller Begriffe, in dem des Seins, dem Ausgangs- und Mittelpunkt aller Philosophie. Er erklärt von vornherein, daß seine Fassung und Darlegung desselben sich auf eine wesentlich neue und selbständige Untersuchung gründe, und daß die in dem Folgenden vorgetragene philosophische Weltanschauung die Frucht vieljähriger Studien sei. Fragen wir nun, worin wir das Neue in der Fassung dieses Begriffs zu suchen haben, so finden wir, daß er diesen Begriff des Seins identisch faßt mit dem Begriff der absoluten Bewegung, näher als den der absoluten Selbstbewegung, der Reflexion in sich; der Begriff des Allumfassenden ist als solcher zugleich der Begriff des Sichselbstbewegenden. Allerdings tritt der Verfasser mit diesem Ergebniß seines Denkens in einen nicht geringen Gegensatz zu den Vorstellungen alter und neuer Philosophen, die zwischen dem Bewegen, welches die Erfahrung zeigte, und dem Sein, welches die denkende Vernunft als einen Anhalt und Stützpunkt innerhalb des ewigen Wechsels forderte, einen nicht zu lösenden Widerspruch fanden. Wir können hier nur die Grundlinien des vorliegenden philosophischen Systems zeichnen; die bis ins Einzelne gehende Begründung und Durchführung auch nur annähernd wiederzugeben, ist bei dem der Besprechung zugemessenen Raum unmöglich. Nur auf einen Punkt in der Begründung des obenerwähnten Satzes möchten wir die Aufmerksamkeit hinlenken. Der Verfasser glaubt nämlich auch aus sprachlichen Beobachtungen erkennen zu sollen, daß Sein und Sichbewegen ursprünglich und im Wesen dasselbe bedeuten. Er weist aus dem Griechischen (bei Homer u. a.) und aus dem Altdeutschen nach, daß die Wörter, welche „sein“ und „sich bewegen“ bedeuten, aus verwandten Sprachwurzeln hervorgehen. Wie werthvoll solche Untersuchungen auch im philologischen Interesse sein mögen, was bedeuten sie für die Begründung einer neuen

philosophischen Weltanschauung? Der sprachbildende Geist hat in den angeführten Fällen seine Begriffe aus der unmittelbaren Anschauung geschöpft, und es fragt sich, ob diese Begriffe noch beweisende Kraft haben für Gebiete des Denkens, die durch Erhebung über die unmittelbare Anschauung gewonnen sind.

Nachdem der Verfasser seine philosophische Weltanschauung dargelegt und begründet, sucht er, eine Versöhnung mit der religiösen Weltanschauung anstrebend, nachzuweisen, daß in ihr alle die Grundwahrheiten und Ideen, welche den wesentlichen Gehalt der Religion überhaupt und des Christenthums insbesondere bilden, enthalten seien. Der Ausdruck „Sein" identificirt sich mit dem Namen „Gott", in dem weitern Gang seiner Darlegung werden die hauptsächlichsten Wahrheiten und Glaubenssätze des Christenthums, so die Trinität, die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele u. a., in das philosophische System herübergenommen oder ihre Identität nachzuweisen versucht. Freilich erhalten diese christlichen Ideen und Glaubenssätze eine vielfach veränderte Gestalt, sodaß man sich fragen möchte, ob es dem Verfasser in der That gelungen sei, aus zwei Welten eine zu machen.

Interessant ist die Stelle des Buchs, wo sich der Verfasser mit E. von Hartmann auseinandersetzt. Wir geben aus dieser Stelle einige Sätze wieder, die den Unterschied beider Systeme in das Licht stellen werden:

Hartmann betrachtet den Weltproceß als einen endlichen, als ein bloßes Stück im unendlichen Sein des All-Einen; ich sehe in ihm unmittelbar die Explication des unendlichen, alleinigen Seins, ebenso unendlich wie dieses selbst. Hartmann faßt daher das vor dem Anfang und nach dem Ende des Weltprocesses bestehende, absolut ruhige Sein als das Positive und den dazwischenliegenden Proceß selbst als das Negative, d. i. als eine sich selbst aufhebende Illusion. Ich dagegen betrachte gerade diesen Proceß als das allein Positive, indem er mir als die schlechthin anfangslose und unaufhörliche Position, Disposition und Composition des Seins gilt, und sehe daher umgekehrt die sich selbst aufhebende Illusion in der Vorstellung, daß etwas vor und nach diesem unendlichen Proceß sein kann, weil mir die Begriffe eines absoluten Anfangs und eines absoluten Endes, einer bewegungslosen Ursache und eines bewegungslosen Zwecks der universellen Bewegung nur als Begriffe erscheinen, die wir fälschlich von der Betrachtung des Endlichen auf das Unendliche übertragen. Welche von diesen beiden Ansichten die beglückendere und ermuthigendere, die der ästhetisch-religiösen und ethisch-religiösen Lebensauffassung heilsamere ist, überlassen wir der Geschmacks- und Willensrichtung jedes einzelnen zur Entscheidung; daß die unsrige die den Thatsachen der Erfahrung und den Gesetzen des Denkens entsprechendere ist, dürfte nur der bestreiten können, welcher sich vollständig auf den Standpunkt der Eleaten zurückversetzt und auch in Formveränderungen nur Vernichtung des Wesens zu erblicken vermag.

Das Ergebniß der vorstehenden Betrachtungen sollte sein, daß eine Aussöhnung zwischen Wissenschaft und Religion möglich sei. Bedeutender ist der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, denn hier stehen sich nicht blos zwei principiell verschiedene Anschauungen, sondern auch zwei thätlich einander widerstreitende Bestrebungen, zwei um die Superiorität kämpfende Lebensmächte gegenüber. Hier nun wendet sich der Verfasser dem zweiten, praktischen Theile seines Buchs zu, der im Vergleich zum ersten, theoretischen ein wenig kurz behandelt wird und fast das Ansehen eines Appendix hat, der ihm gelegentlich durch die Zeitereignisse aufgedrängt wird. Er zeigt zuerst in einem geschichtlichen Rückblick, daß zwar beide, Staat und Kirche, jahrhundertelang nebeneinander gelebt. Aber wie? Das Zusammenleben von Hund und Katze könne im Vergleich mit dem ihrigen ein friedliches genannt werden. Ein Compromiß, ein friedlicher modus vivendi sei nicht möglich. Aber wie denkt er sich nun das Verhältniß zwischen beiden? Der Vorschlag einer besonders von liberaler Seite befürworteten „Trennung der Kirche vom Staat" sei schon nach seinem Ausdruck schlecht gewählt, weil er die Vorstellung erweckt, als handle es sich um ein Verhältniß, in welchem beide als gleichberechtigte sich gegenüberstehen. Die Kirche sei nach einem Wort Arnold Ruge's entweder Staatsinstitut oder Staat im Staate. Allerdings sind die genannten beiden Positionen durchaus klar und raisonnabel, während die Gebilde, die in der Mitte stehen, doch nur Confundirungen aus beiden sind, die nicht selten eine Confusion geben. Was dabei herauskomme, wenn die Kirche Staat im Staate oder gar Patronin des Staats sei, das zeigen Länder wie Spanien, Neapel, Oesterreich u. a. Die oberste Leitung aller menschlichen Angelegenheiten sei vom rein religiösen Standpunkte aus nicht durchführbar; nur der Staat vermöge die höchste Aufgabe der Menschheit, die Verwirklichung des ethischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Ideals, die harmonische Pflege des Schönen, Wahren und Guten zu lösen, und diese Lösung sei sein eigentlicher Beruf, sein höchster Zweck, und deshalb gebühre ihm die Regelung und höchste Leitung auch der religiösen und kirchlichen Angelegenheiten. Für Deutschland findet der Verfasser die Wahrheit in einer Vereinigung aller vollberechtigten Confessionen zu einer Nationalkirche.

Das Buch, mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit geschrieben, in dem ersten Theile alle Gebiete des Wissens mit vollkommener Sicherheit beherrschend, erhebt sich im zweiten zu einer scharfen Polemik gegen die neukatholische Kirche des Unfehlbarkeitsdogmas und bietet sich in dem gegenwärtigen, von der Kirche Roms muthwillig veranlaßten, vom Staate aufgenommenen und mit Nachdruck geführten Kampfe als eine nicht zu unterschätzende Waffe dar.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 25.)

20. Attila. Trauerspiel in fünf Acten von Albert Romann. Halle, Reichardt. 1872. Gr. 16. 20 Ngr.

Dieses Stück beginnt damit, daß die Hunnen, von König Bleda, dem Bruder Attila's, geführt, dem Schwert der Gothen unter Hermanarich erliegen und Bleda in die ihm von dem Sieger gestellten Friedensbedingungen willigt, während Attila sie verwirft und auf Weiterführung des Krieges dringt. Darüber entzweit, trennen sich die Brüder im Zorn, und Attila beschließt, den Bruder zu ermorden und sich statt seiner auf den Thron zu setzen. Ein Geist in weiblicher Gestalt, der ihm erscheint, fordert ihn auf, mit seinem Schwert an einer bestimmten Stelle des Schlachtfeldes in die Erde zu stoßen. Da er es thut, trifft er auf eine Krone und ein Schwert. Dieser Fund dient ihm als ermunterndes Zeichen: er geht und tödtet Bleda in seinem Zelt; dann läßt er sich von den Hunnen huldigen und eröffnet aufs neue den Kampf:

Blast Sturm, ihr Winde! tobt, ihr Meeres Wellen!
Ihr müßt an mir zerbrechen und zerschellen!

Dies die Vorgänge des ersten Actes. Im zweiten Acte finden wir Attila, umgeben von besiegten Königen und Fürsten und lorbergekrönt, bei einem großartigen Siegesfeste. Die Griechen schicken Gesandte, um Tribut zu zahlen; Odoaker, der junge König der Rugier, kommt, um sich Attila als Kampfgenosse anzutragen; endlich erscheint Aetius, König der Gallier, der Feldherr Roms, um Rom mit Attila zu verständigen. Attila erklärt daß Rom dem Verfall zueile:

Die stolze Rom verwest und riecht schon so,
Daß sie nur auf den Todtengräber wartet.
Das Gold, die üppigen weichen Polsterkissen,
Und das bezahlte Sklavenheer, das Heer
Verbuhlter Dirnen und verbuhlter Frauen,
Sie haben Romas Größe eingesargt
Und Rom gemacht zu einer Würmerspeise.
Der Väter Tugend schwand, der Hochmuth blieb,
Die Lust, der Welt Gesetze vorzuschreiben,
Der Welt, die lange seiner Ketten spottet.
Der Hochmuth blieb als Gottes Strafgericht,
Um alle Völker wider Rom zu reizen,
An ihr, der tausendjähr'gen Frevlerin,
Gericht und Rache endlich zu vollstrecken.
Ich will's vollbringen, denn der Lohn ist groß.

Die deutsche Heldenkraft will er mit dem Flammengeist der Hunnen vereinen und ein Weltreich gründen. Er fordert Aetius auf, zu ihm überzutreten und ihm zu helfen, seine Absicht auszuführen. Aetius verlangt Bedenkzeit. Ihn lockt Irma, eine Tochter Bleda's, die mit ihrer Schwester Attila an seinem Hofe hält, und welche Attila's Blutthat ahnt, ja sogar ein Geständniß über dieselbe ihm abgepreßt hat. Sie fordert Aetius auf, ihren Vater zu rächen, was er ihr denn auch zusagt.

Im dritten Acte befindet sich Attila auf den catalaunischen Feldern, um mit den Römern zu kämpfen. Das Schicksal der Welt soll sich entscheiden. Attila fordert noch einmal Aetius zu einer Unterredung auf. Er wünscht zu wissen, was denselben ihm zum Feinde gemacht. Da schleudert Aetius ihm den Vorwurf zu, daß er ein Brudermörder sei, ein Vorwurf, den Attila nicht Lügen zu strafen vermag und dessen furchtbare Schwere entmuthigend auf die Anhänger des seitherigen Siegers drückt. Sie kämpfen lau und weichen, als die Römer andringen. Als diese vor dem letzten Walle stehen, zückt Attila sein Schwert auf Irma und schwört, sie zu ermorden, wenn Aetius weiter vordringe. Aber Irma selbst ruft „Vorwärts", und die Römer dringen ein, Attila vertreibend, der weichend ausruft:

Ade, du Welt! Ade, du Lorberkrone!
Und nur die Qual im Herzen mir zum Lohne.

Im vierten Act hat Attila ein verschanztes Lager bezogen und brütet über einem letzten, womöglich noch rettenden Schlage. Aetius kommt verkleidet, um Irma aus demselben zu entführen; da sie sich jedoch weigert, ihm zu folgen, nimmt er gewaltsamerweise die beiden Söhne Attila's mit sich, welche Irma zu kränken herbeigeeilt sind und die ihm als Geisel für Irma dienen sollen. Da sie sich befreien wollen, kommen sie im entstehenden Getümmel beide ums Leben.

Die Kunde von ihrem Tode entmuthigt im letzten Aufzuge den Vater so sehr, daß er an gar keinen Widerstand mehr denkt, sondern nur eilig die unglückliche Irma und dann sich selber niedersticht. Aetius erscheint trauernden Herzens, um siegend die Tragödie mit der ausgesprochenen Hoffnung zu schließen:

Daß bald heraufkommt eine andre Zeit,
Wo endlich enden wird das alte Klagen
Und rein und groß die Menschenherzen schlagen.

Diese dramatische Arbeit ist nicht ohne allen Werth. Sie zeigt eine gewisse Kraft und Wucht in der Sprache, Anlage zu Charakterzeichnung, Fülle an Handlung und in dieser auch eine sich gipfelnde Bewegung, welche Spannung verursacht und zu wirksamen Momenten führt. Allein zum rechten Kunstwerk fehlen dem Werke ein wahrhaft großartiger Austrag des Stoffs, Feinheit der Motivirung und geläuterter Geschmack in der Ausbeutung und Durchführung der tragischen Affecte. Der ganze Bau ist nicht schlank und imposant aufsteigend genug; es sind noch zu viel Unebenheiten, Knubben und Knoten darin, die den Eindruck und die reine Wirkung zum Theil unterbrechen, zum Theil sogar stören. Die Erscheinung des Geistes ist unvermittelt, der Umschlag im tragischen Geschick des Helden nicht dramatisch klar gestellt, und die Erscheinung Irma's für die Katastrophe nicht tief genug mit der Action verwoben. Aber wenn dieser „Attila" ein Erstlingswerk oder ein Jugendversuch ist, so läßt er für die Zukunft uns noch Bedeutendes erwarten.

21. Friedrich von der Trenk. Trauerspiel in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiel von Otto Rentsch. Hannover, Meyer. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.

Das Stück kann nur als ein wenig gelungener Versuch auf dem dramatischen Felde gelten. Obschon der Verfasser in seinem Vorwort von der Arbeit mit einer gewissen Zuversicht spricht und zu verstehen gibt, daß er meint dieselbe nach den Regeln der Kunst gestaltet, Entwurf, Handlung und Austrag weise geregelt, Charaktere und Sprache glücklichst behandelt zu haben, glauben wir hingegen nach reiflichster Prüfung doch erklären zu müssen, daß das Werk ziemlich unfertig und verfehlt erscheint. Die Art und Weise, wie Trenk und die Schwester Friedrich's des Großen sich kennen und lieben lernen, ist ohne allen poetischen Reiz und ohne jede dramatische Eigenthümlichkeit, sodaß also die Exposition völlig uninteressant und bedeutungslos wird. Die Intrigue, welche sich der Neigung der beiden Liebenden entgegensetzt und den tragischen Ausgang derselben herbeiführt, basirt auf einem armseligen Motiv, nämlich darauf, daß Hofmarschall von Pöllnitz, der Vertraute der Liebenden, von dem Freiherrn von der Trenk zweihundert Dukaten geliehen zu haben wünscht, die dieser ihm nicht geben kann, da er sie kurz vorher dem Rittmeister von Jaschinski geborgt. Da Pöllnitz diese Angabe für einen Vorwand hält, läßt sich Trenk bewegen, die Schuldverschreibung des Kameraden dem Hofmarschall von Pöllnitz zu zeigen. Obschon Trenk bei dieser Vorzeigung ausruft: „Ein Hundsfott, wer's verräth", hält Pöllnitz doch nicht reinen Mund, und Jaschinski wird infolge dieser Indiscretion der geschworene Feind Trenk's. Er ist es, der dem König das Verhältniß Trenk's zur Prinzessin Amalie mitttheilt und dadurch das Fatum des Paars heraufbeschwört. Trenk wird eingekerkert, bricht aber aus und kommt gerade in dem Augenblicke in das königliche Schloß, wo die Prinzessin gezwungen werden soll, sich mit dem Kronprinzen von Dänemark zu verloben, und statt dessen vorzieht, durch Gift zu sterben.

Diese Handlung spielt sich nur sehr ungelenk und kindisch ab. Ueberall fehlt es an Zügen der Größe, an Ausdruck des Charakters, an Macht und Pathos der Sprache. Die Freiheit der Rede, die der Verfasser eingeführt hat, indem er den üblichen fünffüßigen Jambus mit Anapästen abwechseln ließ, hat dem Verse nicht nur alle Ruhe und Sicherheit genommen, sondern ihm auch ein sehr dilettantisches und oft stümperhaft erscheinendes Gepräge verliehen. Nur ein Meister darf es wagen, in so kecker und verwegener Weise mit einer feststehenden Form umzuspringen. Und dieser Meister ist, wenigstens unserm Dafürhalten nach, Otto Rentsch noch nicht. Es hat daher auch nicht fehlen können, daß sein Trauerspiel „Friedrich von der Trenk" eine durchweg mehr unreife, unerfahrene, zutastende Schöpfung geblieben. Es wird uns freuen, wenn wir den Verfasser später einmal im Drama ausgebildeter und vollkommener geworden wiederfinden sollten.

Unter die Stücke Shakspeare's, die man schon zu verschiedenen malen der deutschen Bühne zu gewinnen suchte, ohne daß bisher einer dieser Versuche als nachhaltig geglückt zu betrachten war, gehört unter andern auch „Cymbelin". Neuerdings hat der schweriner Theaterintendant A. von Wolzogen einen solchen wiederholt:

22. Cymbelin. Drama in fünf Aufzügen von William Shakspeare. Mit freier Benutzung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung für die deutsche Bühne bearbeitet von A. von Wolzogen. Leipzig, Cnobloch. 1872. 8. 15 Ngr.

Daß dieser Versuch viel geschickter und günstiger für eine Darstellung ausgefallen als alle seither bekannt gewordenen, ist auch bei einer nur oberflächlichen Einsicht leicht zu erkennen. Der neue Bearbeiter hat mit gutem Takte die für unser sittliches Gefühl anstößigen Auftritte auszumerzen, die etwas zerfahrene und wirrige Handlung klug zu sichten und mit einem einigermaßen einheitlichen Zeitcharakter zu versehen gewußt. Im Verse hat A. von Wolzogen ebenso wol für einen angenehmen Wohlklang als für leichtere Verständlichkeit gesorgt, und in der Handlung richtete er besonderes Augenmerk auf bequeme Darstellbarkeit und theatralischen Effect. Es darf unter solchen Umständen nicht wundernehmen, wenn bereits Aufführungen stattgefunden, die nicht ohne Erfolg geblieben sind. Daß damit indeß das Stück dauernd dem deutschen Bühnenrepertoire gewonnen sei, können wir trotz alledem nicht glauben. Wir finden, daß der neue Bearbeiter noch immer nicht durchgreifend und umgestaltend genug zu Werke gegangen. Noch immer ist, unserm Dafürhalten nach, zu viel Wildes und Grausames, oder, um es ehrlich zu bekennen, zu viel Rohes an der Sache geblieben. Wir gehören nicht zu jenen empfindsamen und zimperlichen Naturen, die vor jedem Gewaltsamen und Crassen auf den Bretern, wenn es in der tragischen oder auch nur dramatischen Nothwendigkeit des stofflichen Austrags liegt, erschrecken und dasselbe hinweggetilgt sehen wollen. Aber hier im „Cymbelin", meinen wir doch, wäre immerhin angebracht und geboten gewesen, noch vieles abzumildern, einfacher und weniger dunkel und abschreckend einzurichten. Der alberne Cloten z. B. brauchte doch wol kaum auf eine so blutige Art ums Leben zu kommen als es hier geschieht, sondern könnte eine weniger schreckliche Strafe erhalten. Ueberhaupt, bedünkt uns, dürfte eine weniger düstere Färbung des Stoffs und der Handlung wesentlich beitragen, beide unserm heutigen Geschmacke zusagender und anmuthender zu machen. Das „Märchenhafte", „Wunderliche", „Uebernatürliche", das unser Dramaturg mit so viel Beflissenheit hinweggethan, meinen wir, hätte er weit eher beibehalten und für einen versöhnlichen Ausgang ausnutzen und verwenden sollen. Sicher würde die Dichtung dadurch mehr gefälliges Ansehen, mehr bestrickenden Reiz und einschmeichelndes Wesen für einen heutigen Zuschauerkreis erhalten haben.

23. Brand. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Henrik Ibsen. Aus dem Norwegischen ins Deutsche übertragen und bearbeitet von P. F. Siebold. Kassel, Kay. 1872. Gr. 8. 25 Ngr.

Ohne Vorwort, ohne Einleitung und ohne jede sonstige Verständigung, nimmt sich für deutsche Leser dieses Werk etwas befremdlich aus, nicht sowol weil Stoff und Handlung etwa schwer zu übersehen und zu fassen, als vielmehr weil es gut und wünschenswerth gewesen wäre, das Publikum über den Autor und seine Stellung in der

norwegischen Literatur derart zu unterrichten, daß man von vornherein einige Theilnahme für die Arbeit zu fassen vermocht hätte. Wollen wir ehrlich sein, so müssen wir bekennen, daß die Lektüre desselben uns nicht gerade sehr dafür begeistert hat.

Die ganze Schöpfung muthet uns in Form und Inhalt wie eine Nachahmung von Goethe's „Faust" an, nur daß es dieser Nachahmung gegenüber dem Original sowol an Tiefe und Bedeutung des Geistes wie an Schwung und Fülle des Verses gebricht. Brand, der Held des Gedichts, ist ein moderner nordischer Theolog, der das Wort Gottes rein nach seiner Ueberzeugung predigen und durchführen will, worüber er sich selbst folgendermaßen ausspricht:

> Was ich gelehrt, wie ich gehandelt,
> War, wie das eigne Innre selbst
> Und mein Begriff von Recht und Pflicht
> Es meinem Wege vorgezeichnet —
> Und ferner werde ich ihn gehen,
> Scheint er auch andern ungeeignet.
> Nicht will ich Hirt sein einer Heerde,
> Die mir nur folgt gedankenlos;
> Daß Licht und Freiheit Wahrheit werde,
> Daß nicht beim leeren Worte blos,
> Bei leeren Formen es verbleibe:
> Das ist's, wonach ich ernstlich ringe
> Und hoffe, daß das Werk gelinge.
> Es mögen andre anders handeln,
> Sie mögen, wie im Schlamm die Kröten,
> Mit Lust in diesem Bleichsuchtsleben,
> Wie ihr's verlangt, sich stets bewegen —
> Dem eignen Drange nur gehorchend
> Will meine Schwingen frei ich regen.

Natürlich geht er bei diesem freien Regen gegen die bestehenden Gesetze und Gebräuche elend zu Grunde — ein Schicksal, das unsere eigene dramatische Literatur schon in vielen geschichtlichen und erfundenen Heroen und, wir glauben wol sagen zu dürfen, viel ergreifender und wirkungsvoller dargestellt hat als es hier geschieht. Der Verlauf der in Rede stehenden Tragödie ist langsam, schwerfällig und nicht ohne eine gewisse Einförmigkeit. Es fehlen darin große, überraschend erfundene und erschütternd ausgebeutete Momente, wenn auch einzelne Züge recht ansprechend und sinnig erscheinen. Das Ganze ist mehr Epos als Drama. Was die Sprache betrifft, so wissen wir nicht, ob es die Schuld der Verdeutschung oder die des Originals ist, daß sie ungelenk und wenig einschmeichelnd sich ausnimmt. Daß diese Dichtung „Brand" den norwegischen Dichter Henrik Ibsen bei uns volksthümlich machen und einbürgern werde, glauben wir kaum. Für Liebhaber fremdländischer Literatur dürfte es indeß immerhin von Interesse sein.

24. Aida. Oper in vier Acten von G. Verdi. Mit Text von Antonio Ghislanzoni. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Julius Schanz. Mailand, Ricordi. 1872.

Diese Bearbeitung liegt mit dem italienischen Buche in einem Hefte zusammen vor. Den Inhalt bildet eine Liebestragödie wie „Hero und Leander", die in Theben und Memphis zur Zeit der Herrschaft der Pharaonen spielt. Das unglückliche Liebespaar wird in die unterirdischen Gewölbe des Vulcantempels eingemauert und stirbt dort. Decorative Ausstattung spielt eine große Rolle in diesem letzterschienenen Tonwerke des italienischen Meisters. Das Libretto ist nicht ohne allen Reiz und mit leidlichem Geschick gearbeitet. Echte und bestrickende Poesie freilich ist ebenso wenig wie in den meisten andern Operntexten vorhanden. Die Uebertragung von Schanz aber ist mit Takt und Geschmack gemacht. Wenn auch hier und da eine triviale Wendung oder ein ungeeignetes Wort sich eingeschlichen, wie etwa:

> Doch ich auch
> Ja lieb' ihn, bin deine Rivalin —

oder:

> O verwünscht! — u. s. w.

so sind im allgemeinen die zu singenden Verse doch gefeilter, anmuthiger und gefälliger, als man sie in Dichtungen dieser Gattung zu finden gewohnt ist.

Feodor Wehl.

Vom Büchertisch.

1. Der moderne Reichthum und das menschliche Lebensglück. Eine Zeitstudie von Albert Seldis. Berlin, Staude. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Gut gemeint, aber im ganzen verfehlt! Das Buch stellt einen wahren Hexenkessel der heterogensten Betrachtungen und Gedanken dar: praktische und metaphysische, ästhetische und religiöse Fragen, nationalökonomische und staatsphilosophische Theorien, allgemein menschliche Themata und persönliche Angelegenheiten und Meditationen de omnibus rebus et quibusdam aliis — alles das wird in diesem Werkchen zusammengeworfen, sodaß es neben einigem Lobenswerthen sehr viel Unklares, Wüstes und Dilettantenhaftes enthält. Es läßt alle Präcision vermissen. Wenn der Verfasser das Werk seinem Sohne widmet, so ist das gewiß ein freundlicher Zug seines Vaterherzens, der Anerkennung verdient. Allein es ist ein anderes Ding, zu seinem Sohne reden, ein anderes, seine Stimme auf dem Forum der Oeffentlichkeit erheben. Hätte der Verfasser doch lediglich das erste erwählt!

2. Neunundzwanzig Thesen des Materialismus. Nach dem Französischen des „Vrai Sens du Système de la Nature" von Claude Adrien Helvetius. Halle, Erlecke. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Vorwort dieses Buchs theilt mit:

> Das „Système de la Nature" war etwas zu dickleibig. Man suchte es daher kürzer und populärer zu machen. Als ersten solchen Versuch findet man in den bibliographischen Handbüchern „Le bon sens, ou idées naturelles opposées aux surnaturelles" (1772) angeführt. Allein dies ist jedenfalls eine Verwechselung mit dem zuerst 1762 erschienenen: „Le bon sens du curé Jean Meslier, suivi de son testament", welches Voltaire in einem (das Buch total verballhornenden) Auszuge herausgegeben und dadurch berühmt gemacht hat. Das Buch selbst, jedenfalls die kühnste und gründlichste Proclamirung des Atheismus, die je erschienen, ist bisher so gut wie ganz unbeachtet geblieben, obwol es in zahlreichen Abdrücken cursirt. Ich besitze es in einem zu Brüssel 1826 gedruckten Exemplar.

Es verdient in der Geschichte des Atheismus eine „große Erwähnung". Im Jahre 1774 erschien das popularisirte „Système de la Nature" unter dem Titel „Le vrai sens du système de la Nature. Ouvrage posthume de M. Helvetius".

Der Uebersetzer bezweifelt die Thatsache, daß der „Vrai sens" wirklich eine nachgelassene Schrift von Helvetius war. Das Buch könnte, wie er meint, sehr wohl von Holbach sein, der es bekanntlich liebte, seine Werke unter dem Namen von Verstorbenen herauszugeben. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf den Gedankengehalt dieses französischen Werks einzugehen. Die Literaturgeschichte hat dasselbe im Pro und Contra längst eingehend gewürdigt. Was aber diese deutsche Ausgabe des Werks betrifft, so können wir dem anonymen Uebersetzer nachrühmen, daß er es verstanden hat, ein Werk zu bieten, welches sich infolge seiner gewandten Sprache wie ein Original liest.

3. Die Kunst, mit 6 Pence = 5 Groschen täglich auskommen zu können! Von T. L. Nichols. Nach der dritten Auflage des englischen Originals bearbeitet von Ernst Normann. Halle, Erlecke. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Herr Engländer ist kühn! Fünf Groschen täglich — und auskömmlich damit leben? Das bringt keiner, mag er noch so kümmerlich leben, fertig. Gegenüber den übertriebenen Ansprüchen, welche die Jetztzeit an das materielle Leben stellt, sind Versuche, diese Ansprüche auf das Nothwendige zu reduciren, gewiß dankbar aufzunehmen. Aber fünf Groschen täglich! Das ist doch wol etwas zu niedrig gegriffen trotz der vegetarianischen Sympathien des Verfassers. Die Uebersetzung ist fließend.

4. Lebenstrost. Sprüche in Versen und in Prosa, von Dichtern und Schriftstellern, aus alter und neuer Zeit, aus Heimat und Fremde. Gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet von Friedrich Abl. Leipzig, Mendelssohn. 1872. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine fleißige und umsichtig arrangirte Sammlung, welche das Prädicat der Selbständigkeit gegenüber andern derartigen Anthologien mit Recht in Anspruch nehmen darf. Wie die Wahl der Sprüche innerhalb der einzelnen Rubriken und diese Rubriken selbst beweisen, verfuhr der Sammler nach festen, seinem moralischen Gefühl und seinem künstlerischen Takt Ehre machenden Principien. Die Sammlung bevorzugt die folgenden Rubriken: Religion, Gott, Natur, Mensch, Leben, Wahrheit, Charakter, Schicksal, Hoffnung, Herz, Liebe, Freundschaft, Freude und Arbeit. Alle diese Themata sind in dem „Lebenstrost" reich vertreten. Ebenso fern von Frömmelei und Muckerei, wie von Freigeisterei und Phantasterei, hält die Sammlung die glückliche Mitte einer gesunden Lebensanschauung inne und charakterisirt sich durch ruhige Beschaulichkeit.

5. Blüten für Geist und Herz. Erzählungen, Sagen und Skizzen für die reifere Jugend. Von Johann N. Enders, genannt Johann von Hradisch. Dritte, viel vermehrte Auflage. Neutitschein, Enders. 1872. 8. 16 Ngr.

Das kleine Buch enthält eine Reihe von durchweg volksthümlich geschriebenen, meistens kurzen Erzählungen und Anekdoten, die oft recht sinnvoll sind und sich namentlich dem reifern Jugendalter und der Frauenwelt zur Lektüre empfehlen. Das Lehrhafte wiegt in ihnen vor.

Feuilleton.

Friedrich von Raumer.

Es ist in dem literarischen Verkehr aller Länder von jeher nichts Seltenes gewesen, daß die nur scheinbar einander entgegentretenden Interessen der Schriftsteller und Verleger sich zu den vertrautesten und angenehmsten Beziehungen zwischen beiden ausgebildet haben.

Der Fall dürfte indeß nicht zu oft vorgekommen sein, daß in einer langen Reihe von Jahren so vertraute und so innige Beziehungen zwischen Schriftsteller und Verleger stattgefunden haben, wie zwischen Friedrich von Raumer und der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Verbindung meines seligen Vaters mit Raumer beginnt mit dem Jahre 1821, und das freundschaftliche Verhältniß, das sich alsbald zwischen den beiden Männern bildete, hat sich auf mich und meinen verstorbenen Bruder Friedrich, sowie später auf meine Söhne als Associés der Firma F. A. Brockhaus übertragen.

Seit dem Jahre 1821 hat unsere Firma wol so ziemlich alles verlegt, was aus der geistreichen und fruchtbaren Feder Raumer's hervorgegangen. Außer der berühmten „Geschichte der Hohenstaufen" haben wir alle seine historischen und politischen Werke, seine Reisen nach den verschiedensten Ländern und mancherlei kleinere Schriften verlegt; aber niemals ist irgendwelche Differenz zwischen Verfasser und Verleger zu Tage getreten. Der Verstorbene hat von unserer Handlung im Laufe der Jahre bedeutende Honorare empfangen, die sich mit dem wachsenden Absatze seiner Schriften steigerten. Niemals ist es zu irgendeiner Schwierigkeit gekommen, und die Honorarfragen waren stets gegenseitig in kurzen Briefen erledigt, indem er, wie unsere Handlung, dem Grundsatze des Leben und Lebenlassen huldigte. Dabei erhielten sich denn die innigsten und freundschaftlichsten Verhältnisse.

Es war dem Unterzeichneten Bedürfniß, seinem verstorbenen Freunde diesen kurzen Nachruf zu widmen. Ehre seinem Andenken!

Leipzig, 18. Juni 1873.

Heinrich Brockhaus,
für die Firma F. A. Brockhaus.

Friedrich von Raumer, der Veteran unter den Geschichtsforschern der Gegenwart, welchem Heinrich Brockhaus diesen Nachruf widmet, starb am 13. Juni in hohem Alter, im dreiundneunzigsten Lebensjahre, in Berlin. Raumer war ein ausnehmend vielseitiger und beweglicher Geist, kein bloßer Archivforscher und Schriftgelehrter, ein Reisender, gelegentlich ein Diplomat, vor allem aber von großem Wissensdurst beseelt, in allen Fächern, Philosophie, Literatur, Naturwissenschaften, mehr oder weniger heimisch. Das Maßvolle seiner Urtheile grenzte bisweilen an das Unsichere; der Eifer seiner Unparteilichkeit, welche jedem das Seine gewähren wollte, gefährdete oft die Bestimmtheit seiner zusammenfassenden Urtheile. Gleichwol war er, wie seine 1847 zu Ehren König Friedrich's II. gehaltene akademische Rede bewies, keineswegs geneigt, seine Gesinnungen irgendwelchen Richtungen zum Opfer zu bringen, und obgleich vielfach mit der romantischen Schule, mit Tieck und Steffens im Zusammenhang, wahrte er sich doch den offenen Blick für die Bedürfnisse der Zeit, und das politische Leben freier Nationen, wie das Nordamerikas, hatte für ihn eine große Anziehungskraft. Friedrich von Raumer war am 14. Mai 1781 in Wörlitz als Sohn des Kammerdirectors Georg Friedrich von Raumer geboren, stu-

dirte in Halle und Göttingen Jura, wurde 1801 Referendarius bei der kurmärkischen Kammer, 1806—8 Domainendirector zu Wusterhausen, 1809 Regierungsrath in Potsdam und trat 1810 in das Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg. Doch seinen eigentlichen Lebensberuf fand er, als er 1811 Professor der Geschichte in Breslau ward, von wo er 1819 nach Berlin berufen wurde. Sein Austritt aus dem Obercensurcollegium 1831 und aus der Akademie der Wissenschaften 1847 infolge seiner Lobrede auf Friedrich II. hingen mit seinen liberalen Gesinnungen zusammen. In der Nationalversammlung zu Frankfurt gehörte er zum rechten Centrum; auch war er eine Zeit lang deutscher Gesandter in Paris, später Mitglied der preußischen Ersten Kammer. Im Jahre 1853 wurde er emeritirt als Professor der Universität, doch hielt er noch bisweilen Vorlesungen. Die letzten Geburtstage des hochbejahrten Gelehrten wurden in Berlin festlich begangen. Seine Hauptwerke sind: „Die Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit" (1823—25, dritte Auflage 1871), und die „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts" (1832—50), beides Werke, die auf tüchtigen Studien beruhen und zu ihrer Zeit epochemachend waren. Eine klare Darstellung gehört zu ihren Vorzügen. Außerdem hat Raumer außerordentlich viel geschrieben; seine Reisewerke über Italien und Nordamerika, seine vermischten Schriften, seine Lebenserinnerungen u. a. genügt es, hier flüchtig zu erwähnen; alle enthalten viel Interessantes, wenn sie auch nicht genugsam gesichtet sind.

Aus der Schriftstellerwelt.

Eine sehr wichtige Entscheidung hat das leipziger Handelsgericht in dem Proceß der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten gegen den Director des leipziger Stadttheaters Friedrich Haase gefällt. Das Princip, welches die Deutsche Genossenschaft trotz des Widerspruchs der Bühnendirectoren und einzelner Juristen aufrecht erhalten hat, daß ein Theaterpächter ein Stück nur für sich, nicht für das Theater erwerben könne, und daß jeder neue Pächter sich von neuem mit den Schriftstellern in Einvernehmen setzen und ihre Werke von neuem für seine Bühne erwerben müsse, ist durch die Entscheidung des Handelsgerichts vollständig bestätigt worden. Nach §. 54 und 55 des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 ist Director Haase verurtheilt worden, die Bruttoeinahme von etwa 93 Vorstellungen ohne Abzug der Kosten an Roderich Benedix, Frau Wilhelmine von Hillern als Rechtsnachfolgerin der Charlotte Birch-Pfeiffer, Karl von Holtei, Dr. Wolfgang Müller von Königswinter, die Lortzing'schen Erben und Karl Voltz als den Rechtsnachfolger von Richard Wagner zu zahlen. Nur was die österreichischen Schriftsteller Mosenthal, Bauernfeld, Feldmann, Flotow und Freiherr von Redwitz betrifft, ist die Klage angebrachtermaßen zurückgewiesen worden, weil in derselben nicht darauf Bezug genommen worden sei, daß die Voraussetzung, unter der auch den Werken von Ausländern, die an einem früher zum Deutschen Bunde, nicht aber zum Norddeutschen gehörigen Orte erschienen sind, der Schutz des Gesetzes zugesichert werde, wirklich vorhanden ist. Die Genossenschaft wird in Betreff dieses Punktes appelliren; auch Director Haase hat noch die beiden Instanzen des königl. Appellationsgerichts in Leipzig und des Reichsoberhandelsgerichts.

— Am 2. Juni d. J. starb in Breslau Prof. J. Braniß in dem Alter von 81 Jahren; er war lange Jahre hindurch einer der anregendsten Docenten der breslauer Universität und für die Verbreitung einer allgemeinen Bildung über den Kreis der Fachwissenschaften hinaus in hervorragender Weise thätig. Am 18. September 1792 in Breslau geboren, studirte er 1810—16 in Berlin und Breslau Philosophie, habilitirte sich 1825 an der breslauer Universität, wurde 1826 außerordentlicher und 1833 ordentlicher Professor. Seine selbständigen metaphysischen Werke, namentlich sein „System der Metaphysik" (1834) und „Grundriß der Logik" (1830) gehören dem Kreis der sogenannten Pseudo-Hegelianer an und konnten eine durchgreifende Wirkung nicht ausüben. Auch seine „Geschichte der Philosophie seit Kant" (1842), von der nur der erste bis zu Kant reichende Band erschien, blieb ein Torso, die Hauptaufgabe des Werks ungelöst. Dagegen tragen seine Schriften: „Ueber die wissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart als leitende Idee im akademischen Studium" (1848) und „Ueber die Würde der Philosophie" (1854) das volle Gepräge dessen, was Braniß als Docent durch seine geistreiche Lebendigkeit, durch Weite geistiger Perspective und volle Beherrschung des Wortes zu leisten vermochte. Als Gegner Feuerbach's erlebte er in Breslau einmal, bei Gelegenheit einiger Ausfälle auf diesen Philosophen, im Jahre 1844 einen Studentenskandal, indem das Auditorium, von Junghegelianern bevölkert, den Lehrer austrommelte. Daran knüpften sich allerlei studentische Abenteuer, verbotene Studentenversammlungen, Ausweisung und Bestrafung der Hauptredner, zu denen auch Ferdinand Lassalle gehörte. Doch litt die Popularität und Beliebtheit von Braniß nicht unter diesen lebhaften Protesten einer philosophisch radicalen Richtung, die unter den Studenten eine weitverbreitete Anhängerschaft hatte.

Bibliographie.

Auerbach, J., Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend. Erstes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. 161stes und 162stes Heft: Erläuterungen zu Kant's Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können. Von J. H. v. Kirchmann. Berlin, Heimann. 8. à 5 Ngr.

Büdinger, M., Zur egyptischen Forschung Herodot's. Eine kritische Untersuchung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

— — Egyptische Einwirkungen auf hebräische Culte. Untersuchungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Janssen, J., Aus dem Leben eines katholischen Schulmannes und Gelehrten (Prof. Wedewer). Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 Ngr.

Krey, E., Zum Problem der Materie. Eine philosophische Untersuchung. Greifswald, Bamberg. 8. 8 Ngr.

Langwieser, C., Du Bois Reymond's Grenzen des Naturerkennens besprochen. Wien, Czermak. Gr. 8. 8 Ngr.

Leschke, J. W., Schöpfung. Erlösung. Heiligung. Christliche Gedichte und Lieder. Neusalz, Lange. 8. 20 Ngr.

Leuschner, C., Das Evangelium des St. Johannis und seine neuesten Widersacher. Vorwort von H. E. Schmieder. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lipnicki, E., Geschichte der polnischen National-Literatur übersichtlich dargestellt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Merkel, F., Deutschlands Ureinwohner. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Najmájer, Marie v., Gedichte. Neue Folge. Wien, Dirnböck. Gr. 16. 26 Ngr.

Neander's, M., Bericht vom Closter Ilfeldt. Ein Beitrag zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts. Nach den Handschriften des Stiftsarchivs zu Ilfeld, herausgegeben von K. Bouterwek. Göttingen, Peppmüller. 4. 18 Ngr.

Oettinger, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage. 2ter Thl. Die christliche Sittenlehre. Deductive Entwickelung der Gesetze christlichen Heilslebens im Organismus der Menschheit. 1ste Hälfte. Allgemeine Grundlegung. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Palacio, D. G. de, San Salvador und Honduras im J. 1576. Amtlicher Bericht an den König von Spanien über die centralamerikanischen Provinzen San Salvador und Honduras im Jahre 1576. Aus dem Spanischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen und einer Karte versehen von A. v. Frantzius. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneider, Der Lehrermangel, eine Gefahr für das deutsche Volksleben. Vortrag. Halle, Fricke. Gr. 8. 3 Ngr.

Spieß, B., Die fränkisch-hennebergische Mundart. Wien, Braumüller. 8. 24 Ngr.

Thiel, H., Ueber den alten und neuen Glauben des Herrn D. Wilh. Wald. Königsberg, Beyer. 8. 6 Ngr.

Walcker, C., Die sociale Frage mit besonderer Berücksichtigung landwirthschaftlicher Reformen und der Decentralisation der Bevölkerung. Ein Supplement zu den Lehrbüchern der Nationalökonomie. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Willkomm, M., Atlas der Botanik. 30 Tafeln in Holzschnitt und 1 Tafel in Lithographie und Farbendruck nebst erläuterndem Texte. Separat-Ausgabe aus der 2ten Aufl. des Bilder-Atlas. Leipzig, Brockhaus. Qu. Fol. 2 Thlr.

Des Grenadiers Wiskott Tagebuch 1870—1871. Glauchau, Burow. Gr. 8. 1 Thlr.

Wollschlaeger, C. S., Die Zeitreihe der Päpste bis auf die Gegenwart. Eine kurzgefasste chronologische Uebersicht der Geschichte der Päpste als historisches Hülfsbuch zum Nachschlagen. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 10 Ngr.

Wood, Mrs. Henry, Die Geheimnisse des Irrgartens. Roman aus dem Englischen übersetzt. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wosáblo, A. C., Vergilbte Papiere. Skizzen eines Schwärmers. Wien, F. Beck. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1873.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1873.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1873.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1873.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Komische Dichtungen.

1. Venus Urania. Satirisches Epos von Ernst Eckstein. Stuttgart, Kröner. 1872. Gr. 16. 20 Ngr.
2. König Pharao. Ein komisches Epos in vier Gesängen von Rudolf Gottschall. Mit vier Illustrationen von Füllhaas. Leipzig, Amelang. 1872. 16. 1 Thlr.
3. Der Kaiserbote. Cancan. Zwei politische Lustspiele von Adolf Friedrich von Schack. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr.

Zwei komische Epen und zwei politische Lustspiele im aristophanischen Stil — gewiß ein Zeichen, daß auch der Humor aus seiner Zersplitterung im Feuilleton zu mehr künstlerischer Gestaltung, zu festern Formen zurückzukehren sucht. Das komische Epos hat, seitdem der Unterzeichnete in seiner „Poetik" auf diese mit Unrecht vernachlässigte Gedichtgattung als ein der Erneuerung würdiges Erbe des vorigen Jahrhunderts hinwiesen, in Deutschland manche neue Blüten getrieben, und namentlich hat der Verfasser der „Venus Urania" verschiedene Varietäten desselben in seinen sauber gepflegten Kunstgärten gezogen. Mehr oder weniger gehören dieselben indeß der „Novelle in Versen" an; es sind mit satirischen Arabesken reichgeschmückte poetische Erzählungen, die zum Theil, wie auch Schack's „Durch alle Welten", an Byron's „Don Juan" anklingen. Die Erfindung ist noch immer die schwächste Seite unsers neuern komischen Epos; die Erfindung ist romantisch, novellistisch, aber sie ist nicht eigentlich komisch. Dies gilt auch von dem „König Pharao".

Die „Venus Urania" von Ernst Eckstein (Nr. 1) ist in regelmäßigen ottave rime geschrieben; der Autor hat es sich nicht bequem gemacht, er ist bestrebt, den strengsten Anforderungen der Kunst gerecht zu werden, und erreicht damit außerdem den Zweck, daß die Ausweichungen des Humors aus dem künstlerischen Gefüge, die choliambischen, sonderbaren, paradoxen Reime, durch den Contrast mit der sonst regelrecht gepflegten Kunstform um so schlagender hervortreten. Doch abgesehen von den humoristischen Strophen, in denen Reim und Rhythmus wie in einer unruhig flackernden Beleuchtung stehen, enthält das Gedicht auch Strophen von echt lyrischer Schönheit, wie z. B. der Schlußvers des Gedichts:

> Der Barde schweigt. Mit wandermüdem Zügel
> Geht Phöbus fern zur Schlummerstätte ein.
> Die Dämmrung senkt auf Thäler sich und Hügel,
> Sanft haucht der Wind sein Ave durch den Hain.
> Und wie sie kam, auf adlergleichem Flügel,
> Ums keusche Haupt den goldgewobnen Schein —
> So schwebt die Muse scheidend durch das Dunkel
> Empor, empor ins Sternenmeer-Gefunkel!

Die Heldin, Venus Urania, ist ein schwedisches Schulmeistertöchterlein Hedda; ihr Nachbar vom Schloß, der junge Max, ein Deutscher von Geburt, kehrt in die Heimat zurück, um sich dort den Studien zu widmen. Dabei geräth er in die kecksten Liebesabenteuer, deren Don Juan-Register uns der Dichter nicht vollständig entrollt; nur erfahren wir von der Kellnerin Lisettchen, von Meyerbeer's Lenore, deren Photographie uns der Dichter entwirft:

> Wie hob ihr Fuß sich elfengleich im Takte!
> Wie saß die Taille faltenlos und knapp!
> Wie floß ihr Haar in dunklem Katarakte
> Melodisch auf die Marmorbrust herab!
> Und ach, der Arm, der hüllenlose, nackte,
> Wie stach sein Schnee vom Prachtgewande ab,
> Das himmelblau und rauschend sie umschmiegte,
> Voll wie die Flut, die morgenwindgewiegte! —

von der kleinen Nähterin Frau Reißig's, von der drallen Schauspielerin Lina, vor allem von Laura:

Die letzte war's der wechselvollen Liste,
Ein Wesen, reich an Reizen und Verstand;
Sie trug ums Haar, ums üppig aufgehißte,
Der klarsten Perlen sonnenhelles Band;
Und wer den Schmelz der Unschuld nicht vermißte,
Der küßte gern bewundernd ihr die Hand:
Doch ach, vom Standpunkt sittenreiner Weiblichkeit
Litt Laura stark an heikler Unbeschreiblichkeit.

Natürlich vergißt Max seine Hedda, die inzwischen selbst auf kurze Zeit als Gouvernante nach Berlin kommt, und sein Abenteuer mit Laura, der Maitresse eines Grafen, bringt ihn schließlich auf die Hausvogtei, da der junge Graf ihn bei einem frommen Verehrer der gräflichen Schwester, einem Rath Müller, denuncirt hatte. Im Gefängniß trifft er mit einem jungen Dichter, Hans Hellborn, zusammen, der den Grafen mishandelt hatte, als er sich ihm und der von ihm geliebten Braut Irene in den Weg stellte. Durch Irene's Hülfe werden beide aus der Hausvogtei befreit. Max geht nach dieser letzten bedenklichen Wendung seiner Liebesabenteuer in sich und kehrt zu seiner Venus Urania zurück.

An der Erfindung möchten wir aussetzen, daß die Episode Irene-Hellborn, obgleich am weitesten ausgeführt, mit dem Grundgedanken am lockersten verknüpft ist, daß die Familienverhältnisse des Helden sowie überhaupt manche Zwischenglieder der Handlung sich nicht klar genug markiren und der Grundgedanke von episodischen Arabesken zu sehr überwuchert ist. Zwei Strophen nur sind der Tugend der Venus Urania gewidmet, mit welcher sie die Gelüste des Grafen von sich abwehrt; im übrigen erscheint sie nur als die ferne Schutzheilige des Helden. Die Prügelei im Thiergarten, die Befreiung aus der Hausvogtei, alle die breit ausgemalten Hauptscenen der Handlung sind nicht komisch, und auch die Satire beschränkt sich hier auf Nebensächliches in der Ausführung. Dagegen enthält das Gedicht einige wirklich komische Partien, wie den Kampf um die Gartenmauer des Schullehrers Ingemann von Björneborg zwischen den beiden Nachbarinnen, Ulrike der Schloßfrau, und Thilda der Schullehrersfrau. Jene will Epheu und Winden an die Scheunenmauer der letztern ziehen:

Gedacht, gethan! Mit aufgespannten Segeln
Sticht sie sofort piratengleich in See.
Sie naht mit Klammern, Eisendraht und Nägeln,
Und läuft und springt, elastisch wie ein Reh.
Sie eilt, geschickt das Lattenwerk zu regeln, —
Und leuchtend aus den Kapseln der Idee
Entpuppt sich die Verwirklichung der Vorstellung
In zierlich pyramidischer Emporstellung.
— — — — — — — — — — —
Und als des Sommers wolkenlose Hitze
Die blauen Blumen röstend schier versengt:
Da greift sie keck zur zinngegossnen Spritze,
Die sonst am Schrein im Schlafgemache hängt;
Im Naß der Butte sättigt sie die Spitze,
Und spritzt und kühlt und träufelt und besprengt,
Und Strahl um Strahl in hageldichtem Schauer
Entsendet sie der weißgetünchten Mauer.

Die Folgen dieser gewaltthätigen Blumenpflege lassen nicht auf sich warten:

Schon löst der Kalk in breitgerissnen Splittern
Sich weich und mehlig bröckelnd von der Wand,
Und stets zu stärkern Strudelungewittern
Hebt Rika kühn die zinnbewehrte Hand.
Noch immer scheint die Waffe nicht zu zittern,
Noch immer hält die Wassernymphe stand,
Und von des Abhangs grasbewachsner Fläche
Entrieseln hundert lehmgeschwollne Bäche.

Doch die Schulmeisterin erfährt durch ihre Tochter von dem Attentat:

Dann fliegt sie wild und stürmisch nach der Tenne,
Und klimmt zur Luke, racheдurstbelebt!
Breit schwabbelt, was ich schüchtern nicht benenne,
Die Leiter kracht, der Balkenbau erbebt.
Sie krallt sich fest mit angestrafftter Senne,
Wie Epheu, der am Burggemäuer klebt,
Und wettert dann mit gräßlichem Geschnatter hin:
„Ei sieh, das platscht ja herrlich, Frau Gevatterin!“

Ulrike hebt die himmelblauen Augen,
Um dann gerührt zum steingefügten Rund
Ein „Gott zum Gruß, Frau Nachbarin!“ zu hauchen;
„Wie geht's? Wie steht's? Ist Ingemann gesund?“
Dann läßt sie neu die Riesenröhre saugen;
„Ach Gott, man geht vor Hitze fast zu Grund!
Die Blümchen hängen trauernd schon die Köpfchen;
Da spend' ich denn zu zeiten so ein Tröpfchen ...“

„Halt!“ kreischt Frau Thilda, „fort mit Eurer Spritze!
Kamt Ihr total um Einsicht und Verstand?
Da schlag doch gleich ...! Wer lehrt Euch solche Witze?
Ist Euch das Hirn zu Kohlenstaub verbrannt?
Was faselt Ihr von Kühlung mir und Hitze
Und ruinirt mir hinterrücks die Wand?
Für Eurer Bosheit scheußliche Bethätigung
Erheb' ich dringend Anspruch auf Entschädigung!“

Ulrike hört's und ordnet sich erschrocken
Das quergezogne, schiefgeschürzte Kleid.
Der Athem scheint im Busen ihr zu stocken,
Die Zunge zuckt, die Nüstern werden weit ...
Dann aber fängt sie giftig an zu bocken;
Wild stampft sie auf, und schüttelt sich und schreit:
„Den Winden ist das Wasser doch von nöthen,
Du dummste aller unverschämten Kröten!“

Und als Frau Thilda ihr Schimpfregister aufzieht, spritzt ihr die Gegnerin die ganze Ladung ins Gesicht, daß jene von der Leiter herabfällt. Diese Scene ist mit kräftig-burleskem Holzschnitthumor ausgeführt.

Doch auch die reflectirenden Arabesken fehlen dem Gedichte nicht mit jener Byron'schen, in koketten oder merkwürdigen Reimen sich ergehenden Satire:

Ich liebe stets — in Schriftlichkeit und Mündlichkeit,
Im Leben wie im Reich der Poesie —
Die biedre, deutsche, angestammte Gründlichkeit,
So sehr auch Neid und Bosheit sie verschrie.
Des leichten Faselns frevelhafte Sündlichkeit
Ziemt einer Welschen flatterndem Genie:
Doch wirbst du um der deutschen Muse Bräutlichkeit,
So rede klar, in regelrechter Deutlichkeit!

Oder:

Der Aerger pflegt am Lebenskeim zu nagen:
Er legt des Daseins schönste Kräfte lahm.
Weil Fust gemein und schuftig sich betragen,
Starb Gutenberg vor Bitterkeit und Gram.
Und weil das Volk die Diener ihm erschlagen,
Das schnöde Volk, versumpft und ohne Scham,
Sank Wenzel mit dem Angstruf: „O Jehovah!“
Vom Schlag getroffen röchelnd auf das Sofa.

Doch wer von allen staubgebornen Wesen
Vom Euphrat bis zum sturmgepeitschten Belt,
Vom Jüngling, der die Nadel sich erlesen,
Bis zum Ulanen, der die Pike fällt,
Vom Dienstmann, der den kothbespritzten Besen,
Bis auf zum Papst, der Stab und Schlüssel hält:

Wer ist, von Bessarabien bis nach Spanien,
Gequälter, als ein Autor in Germanien?

Noch theilen wir als Probe echter Poesie, über welche der Dichter gebietet, die lyrischen Seufzer des Helden mit, als er sich nach seinen Erfahrungen bei der schaumgeborenen kyprischen Venus, gelegentlich auch bei der Venus vulgivaga, wieder seiner Venus Urania zuwendet:

Ach, als ich noch auf moosbewachsnem Steine
Mit ihr im dunklen Tannendome saß,
Und in der Augen himmelblauem Scheine
Der Zukunft heitre Feenträume las:
Wie lieblich schlug die Drossel da im Haine!
Wie floß der Thau ums maiengrüne Gras!
Wie drehte froh der Falter sich im Tanze!
Wie schwamm die Welt in rosenfarbnem Glanze!

O könnt' ich einmal, einmal ihr zu Füßen
Des Treubruchs ekle Missethat bereun!
Ach einmal ganz das Ungeheure büßen
Und Sinn und Seele gläubig mir erneun!
Wie stummgebeugt, mit sehnsuchtsvollen Grüßen,
Die Pilger sich des Gnadenbilds erfreun,
So möcht' ich bang den Thränenblick erheben,
Bis sie die Schuld vergessen und vergeben!

Man liebt heutzutage nur den formlosen Humor des Feuilleton, namentlich wenn er mit pikantem Skandal und boshafter Polemik zu wirken sucht. Der Sinn für die Bedeutung dichterischer Formen ist leider im Verschwinden. So haben auch diese humoristischen Epen dem Geschmack des Publikums gegenüber keinen leichten Stand. Das dichterische Talent wird überhaupt geringgeschätzt; es beginnt immer mehr das entgegenkommende Verständniß zu fehlen. Poetische Begabungen wie Eckstein mögen dennoch nicht ermüden, die künstlerische Form zu pflegen, die allein auch dem humoristischen Einfall Dauer verspricht. Auch der kleinste künstlerische Organismus hat Cohäsion und Widerstandskraft, während die witzige Makulatur von den Strömungen des Tags fortgeschwemmt wird.

Von „König Pharao" (Nr. 2) können wir hier selbstverständlich nur über Tendenz und Inhalt berichten und einige Proben mittheilen. Durch Erfindung einer komischen Göttermaschinerie en miniature schließt sich das Gedicht an die komischen Epen des vorigen Jahrhunderts an. Diese Götter und Götterchen gehören der Welt des Schwindels an; König Pharao, der König der alten Karte, der schielende Hazard, Puff mit der Posaune, die Reclame und der Tartar, sowie die idealen Frauen des Königs, Fortuna und Victoria, bilden diese Gruppe komischer Miniaturgötter, welche in das Geschick der Sterblichen eingreifen und in denen die Zeitmächte des Schwindels personificirt sind. Der Held der Erzählung selbst ist Arthur, der nach mancherlei Schicksalen und Experimenten einer sehr wechselvollen Laufbahn durch die Gunst des König Pharao zu Reichthum und Schätzen kommt, auf dessen Befehl seine Geliebte, die Schauspielerin Amanda, im Stiche läßt, welche durch einen reichen Bankier getröstet wird, und im Preisturnier des Schwindels um die Hand der häßlichen, unermeßlich reichen Melusine mit der Hülfe des Königs und seiner Schutzgötter den Sieg erringt. Diese Handlung trifft mit Recht der Vorwurf, daß es ihr an drastisch-komischen Situationen fehle; sie hat eben nur eine symbolische Bedeutung.

Gedichtet ist das komische Epos, das vielleicht besser als satirisches Epos bezeichnet worden wäre, obschon das Satirische nur eine Untergattung des Komischen ist, in der Oberonstanze, in welcher Schiller die Uebersetzung der Gesänge aus Virgil's „Aeneis" abgefaßt hat. Die strenge künstlerische Form und der komische Reiz einzelner kühner Ausweichungen, wie sie Eckstein's „Venus Urania" besitzt, entgehen ihr deshalb; aber ihre freie Beweglichkeit und der Wechsel der Versfüße und des Reims machen es dem Dichter möglich, oft den leichtesten conversationellen Ton anzuschlagen und überdies die dichterische Form dem Charakter der Gedankengänge genau anzuschmiegen.

Wir theilen hier als Probe den Anfang des zweiten Gesangs mit, welcher die Schilderung vom Schlosse des Königs Pharao enthält:

Es steht des Königs Schloß im „blauen Dunst",
Den immer neu erzeugt geschäft'ge Kunst.
Theaterkritiker und Börsenzeitungsschreiber,
Hofdichter, geniale Weiber,
Sie fächern Tag und Nacht mit ries'gen Blattformaten,
Bis daß die Mischung wohlgerathen;
Ganz undurchdringlich dicht, durchsichtig nur zum Schein —
So muß der „blaue Dunst" des großen Königs sein!

Auch helfen hier die Orthodoxen,
Aufwallt ein blauer Dunst, wenn sie sich weidlich boxen.
Und tausend Philosophen sind bestellt,
Alltäglich über Gott und Welt
Und andre minder wicht'ge Sachen
Ein nagelneu System zu machen —
Eins löst das andre auf in duft'ge Gasgestalten,
Die sich als blauster Dunst entfalten!

Auch sieht man diplomat'sche Fehden
Und demosthen'sche Kammerreden,
Polit'sche Schwüre jeder Art
Beim Kreuz und beim Prophetenbart,
Der Virtuosen Ruhm und Simsonsstärke
Und viele musikal'schen Meisterwerke,
Und das Programm, das ihren Werth behandelt,
Naturgemäß in blauen Dunst verwandelt.

Hell strahlt das Schloß von Gold und Edelstein,
Umgeben von des Parks Terrassen,
Wo prächt'ge Blumen Wurzel fassen,
Wie sie auf Erden selten nur gedeihn:
Hybriden hier mit Blumenblättergrün,
Dort hundertmal'ge Remontanten,
Georginen hier und die charmanten
Gloxinien, die in tausend Farben blühn.

Im ersten Schloßhof steht Gesindel nur auf Wacht:
Die Carreau-Sieben und Pik-Acht;
Und drinnen zanken in der Stube
Der Eichel- sich und Schippenbube.
Es herrscht ein lust'ger Ton, die Tische dröhnen
Vom Schlag der Fäuste und die Gläser klirren,
Daneben ist ein Raum, wo Treff- und Carreau-Schönen,
Die Kön'ge suchend, stets im Kreise irren.

Die Krieger treten ins Gewehr —
Es kommt der „Trumpf", der Offizier der Wacht,
Heran auf seinem Roß, in seiner Hand den Speer,
Womit er seine „Stiche" macht.
Heut ist's ein schwarzer Mohr, der L'Hombrefürst „Spadille",
Und morgen ist's die röthliche Manille,
Und dann vom Whist der launenhafte Trumpf,
Der vier Gesichter trägt auf einem Rumpf.

Im zweiten Hof gewalt'ge Räder kreisen
In ruhelosem Schwindelschwung —
Durchädert ist mit goldnen Gleisen
Der blaue Dunst ringsum! Und wie Begeisterung
Bei günst'gem Curs und überwundner Fläue
Durch ird'sche Börsentempel summt —
So schwirrt und summt es durch die dicke Bläue,
Bis bei des Königs Nahn der wüste Lärm verstummt!

Die Räder sprühen Nummern, Lose,
Papiere, ewig neu, aus schwarzer Urnen Schose —
Rechts kreist das Rad des Staats, mit goldgeschriebnem Motto:
„Von Gottes Gnaden ist dies Lotto!"
Links kreisen Eheräder feierlich —
Das eine sprudelt Herrn, das andre Damen;
Es steht die Ziffer hinter jedem Namen —
Die Herzen und die Nullen finden sich.

Und am Schluß des Gedichts, als Arthur Melusine's Hand erobert hat, heißt es:

Da tönt es wie ein Tusch chinesischer Musik
Und durch die Lüfte summendes Gebraus —
Das ist der Geisterschar Applaus!
Und Melusine reicht mit holdem Liebesblick
Die Hand dem wackersten von Pharaonis Söhnen,
Mit ihrem holden Selbst sein seltnes Glück zu krönen.
Er küßt sie, stolz auf seinen Siegesflug —
Die Lippen kräuselt nur ein sauersüßer Zug.

Doch durch die Luft jetzt wirbelt wilder Reigen!
Pikdame und Coeurdame tanzt den Cancan,
Indeß pagodenhaft die Kön'ge sich verneigen:
„O König Pharao, nimm unsern Dank an!
Die Ehen aus Vernunft sind zwar nicht selten
In der vernünftigsten von allen Welten,
Doch selten einte das Geschick
So glücklich Coeur und Carreau, Treff und Pick!"

Da schwebt um jeden Händedruck
Der flotten Geisterchen vergnügter Spuk;
Die niedlichen Coupons, ein muntres Völkchen,
Verschleiern dieses Glück gleich einem Nebelwölkchen;
Sie schweben rings umher in dichtem Mückenschwarme,
Schließt er sein herzig Weibchen in die Arme;
Bei jedem Kuß stößt Puff in die Posaune,
Daß alle Welt vor solcher Liebe staune!

Und König Pharao entfaltet den Talar
Und spricht den Segen über dieses Paar:
„O millionenfacher Segensgruß
Tönt meinem Neffen, meiner holden Base!
Der Zeiten Geist vermählt wie Spiritus
Sich mit der Misgeburt im Glase.
Zur Taufe lad' ich mich bei ihrem ersten Knaben —
Der wird die ganze Welt in blauen Dunst begraben!"

„Der Kaiserbote" und „Cancan" von **Adolf Friedrich von Schack** (Nr. 3) sind zwei politische Lustspiele im aristophanischen Stil. Das erste ist von dem Dichter schon im Spätherbst 1850 gedichtet worden, „nach dem Untergange der letzten Hoffnungen für deutsche Einheit, die sich an die Bewegungen des Jahres 1848 geknüpft hatten". Der Verfasser fügt in der Vorrede hinzu:

Bei seiner jetzigen Publication glaube ich nicht befürchten zu müssen, er werde das Schicksal der Literaturkomödien theilen, die schon nach wenigen Jahren dem Verständniß entrückt sind. Denn die Vorgänge, auf welche er sich bezieht, stehen noch frisch im Gedächtniß der Mitlebenden, zugleich aber greift das Stück mit einem Theil seines Inhalts in die Gegenwart herüber. Nachdem die Prophezeiung des letzten Actes, die hier ohne die mindeste Veränderung so gedruckt ist, wie sie ursprünglich gedichtet wurde, durch die glorreiche Erhebung Deutschlands unter Führung der Hohenzollern in Erfüllung gegangen ist, werden auch die Angriffe auf die Parteien und Zustände, welchen ich das Scheitern jener frühern Bewegung schuld gab, ihre Bitterkeit verloren haben. Denn die Deutschen aller Parteien, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, haben im vergangenen Jahre gesühnt, was sie früher gefehlt haben mögen; weggehaucht sind die trüben Nebel, die lange über unserm Horizonte gelagert, und lachend dürfen wir auf die Irrungen früherer Tage, selbst wenn wir an ihnen theilgenommen, zurückblicken.

Das zweite Lustspiel: „Cancan", entstand in neuester Zeit, unmittelbar nach dem herrlichen Siege der deutschen Sache, welcher darin freilich auf eine von den üblichen Festspielen sehr abweichende Weise gefeiert wird. Was beiden Lustspielen zum Ruhme gereicht, ist die Krystallklarheit dichterischer Form; beiden fehlt es, außer an satirisch-launischen Reden, auch nicht an jenen poetisch gehaltenen Parabasen, welche Aristophanes und Platen in so mustergültiger Weise gedichtet haben. Wenn der Dichter indeß an die Möglichkeit einer Aufführung dieser Stücke glaubt, obschon der Gattung, der diese Komödien angehören, die spannende Intrigue anderer Lustspiele fern liege, so übersieht er doch dabei, daß die übliche Bühnenform der Jetztzeit und die Gewöhnung des Publikums Lustspiele, deren Form eine aristophanische ist, von der Bühne ausschließen. Es bedürfte erst mannichfacher Vermittelungen und Uebergänge, um den idealen Stil des Lustspiels in Deutschland bühnenmöglich zu machen. Der Sprung von dem stoffartig Rohen der heute beliebten Posse bis zu Stücken von solcher künstlerischen Verfeinerung ist ein zu großer; überdies verlangt unser Publikum eine bestimmte, greifbare Handlung, der es seine Theilnahme zuwenden kann, wie sie ihm auch das feinere Lustspiel, das Conversationsstück, bietet. Eine dramatische Dichtung, welche wie die Göttin Iris auf dem schimmernden Regenbogen der Idee vorüberschwebt, ist für die breterne und pappene Welt unsers Theaters und die Stricke ihrer Maschinerie zu spiritistisch.

In der Komödie „Der Kaiserbote" werden wir in ein von steilen Bergen umschlossenes Thal geführt; in einem Wirthshaus „Zum Kyffhäuser" Arminius ist der Gastwirth und Thusnelda die Wirthin. Jener, ursprünglich Kaspar genannt und lippescher Beamter, wurde wegen eines Entwurfs, als Vorbereitung für die Einheit Deutschlands die beiden Lippe zu verschmelzen, seines Amtes entsetzt. Da nach einer alten Sage die Zeit für das Erwachen des Kaisers Barbarossa gekommen und sein Ahnherr den wandernden Flüchtling auf diese Gunst des Augenblicks aufmerksam gemacht hat, so baut Arminius am Kyffhäuser ein Gasthaus, in der sichern Ueberzeugung, wie sein Ahn es ihm verheißen, einst Küchenmeister des Kaisers zu werden. Vor dem Gasthaus sammeln sich dann die Studenten, die ein schwunghaftes und formenschönes Lied singen; es kommen andere Gäste, darunter Professoren, deren Lustspielmaske ziemlich durchsichtig ist; denn der eine sagt: „Wir müssen nichts als Politik treiben und die Literatur brach liegen lassen", während der zweite entgegnet:

Aber ich beschwöre Sie, Verehrtester, bedenken Sie eins! Während Sie beständig über die Schreiblust der Deutschen klagen und Thaten statt der Reden verlangen, schreiben gerade Sie so dickleibige, wortreiche und redselige Bücher, daß, wer sie lesen wollte, gar nicht zum Handeln kommen könnte.

Dann naht ein Amerikaner, Till, welcher die Raben des Kaisers fortschießen will, statt ihrer aber die Tauben der Wirthin Thusnelda trifft. Ein auf dem Felsblock schlafender Dichter verkündet in schöngeformten ottave rime eine Kyffhäuservision; der sich öffnende Berg macht sie zur Wahrheit; aus seinen Tiefen tönt ein durch kühne Reime bei ungezwungenem Wortbau und edelm Fluß ansprechendes Lied:

Immer noch, in Schlaf Gelullter,
Ruhst du auf der Marmorbank,
Wo das Haupt dir auf die Schulter
Herrschaftsmüde niedersank!

Um dich her, gewalt'ger Kaiser,
Von den Zacken von Granit
Tönt der Tropfenfall wie leiser
Wunderbarer Geistertritt.

Selten schaust du auf verwundert,
Wenn das Wasser stärker tropft
Oder wieder ein Jahrhundert
An die Felsenpforte klopft.

Dann die Halle, tausend Klafter
Tief in das Gestein gebohrt,
Siehst du rings von nebelhafter
Blasser Dämmerung umflort,

Siehst die Ritter dir zu Häupten,
Welche mit dir ausgeharrt,
Ob die Wüsten euch umstäubten,
Ob euch Eis und Schnee umstarrt;

Und durch die Gewölbe-Gurten
Hallt ein Klageruf im Chor;
Wehe, daß in Saleph's Furten
Deutschland seinen Hort verlor!

Ein Rabenquartett mahnt den Kaiser, fortzuschlafen. Till schießt indeß mehrere Raben fort, und der Kaiser erwacht, läßt seinen Klaus durch die Gnome wecken und ruft ihm zu:

Die hundert Jahre sind verflossen, Klaus!
Geh denn, wie du schon oft gethan, und bring'
Mir Kunde heim, wie es in Deutschland steht!

Damit ist der Grundgedanke der Dichtung gegeben, und wieder in marmorschönen Strophen tönt die Parabase der Kyffhäuserstimmen. Die letzten sechs Verse lauten:

Lade du, gleichwie die Väter,
So die Enkel vor Gericht;
Auf die Feigen und Verräther
Schleudre deines Zorns Gewicht!

Schon zu Goslar in dem vorigen
Glanze hebt sich dein Palast;
Tritt denn in den goldenthorigen,
Tritt hinein, ersehnter Gast!

Durch die Reihn gesenkter Lanzen,
Während Edelknechte schon
Neu der Staufen Banner pflanzen,
Steig hinan zu deinem Thron!

Und von droben ob den Deinigen
Von dem Südmeer bis zum Pol
Schwing das Banner, deines einigen
Volkes heiliges Symbol!

Dann, wie tagverscheuchte Schemen,
Fliehn die Feinde, Herr, vor dir,
Herrscher mit den Diademen,
Rotten mit dem Blutpanier,

Und mit Lagern, volk- und zeltreich,
Voll der wimmelnden Kriegerschar,
Dehnt sich neu dein deutsches Weltreich,
Mächtig wie das erste war.

Der Kaiserbote wandelt nun durch die Lande, um zu prüfen, ob das deutsche Volk die nöthige Reife habe, im Verein mit dem Amerikaner Till, der ebenfalls der Dinge Stand in Deutschland erkunden will; die Freiheits- und Gleichheitsbegeisterung der Schuljugend, die geheimräthlichen Strophen, Epistrophen und Antistrophen mit ihrer reactionären Begeisterung, die Wahlreden der Parlamentscandidaten, ja die Kaiserwahl selbst, bei welcher der Kaiser nur als eine geknebelte Majestät zu Tage kam, beweisen den Wanderern, daß in Deutschland die politische Bildung noch auf einer niedrigen Stufe steht. Beide greifen indeß in die politische Handlung meistens mit mephistophelischer Ironie selbst ein. Till spielt selber den Minister, nimmt die „fünfhundert Begehren" des Volks in Gnaden an:

Ist es den Herren genehm,
So acceptir' ich die Liste en bloc,
Doch füge zu den fünfhundert ein Schock
Von neuen Freiheitsgütern am Ende.
Da muß es noch heißen: Gleichheit der Stände,
Des Besitzes, des Alters und des Geschlechts,
Aufhebung alles und jedes Rechts,
Gleichmäß'ge Vertheilung der Talente,
Sowie Gemeinschaft der Güter und Weiber.
Berufen werd' ich sogleich den Schreiber,
Das Ganze in forma zu verfassen,
Um morgen es proclamiren zu lassen.
Nun, sind Sie zufrieden?

Er spielt überhaupt den Mephistopheles im Faustmantel. Dann hält er wieder Volksreden, in denen sich „maßvolle" Stellen finden wie die folgende:

Drum, um nicht durch allzu rasches Zerstören
Zaghafte Seelen zu bethören,
Sollte man beschließen einhellig,
Nur mit dem, was besonders augenfällig
Von alten Misbräuchen ist, zu beginnen;
So wird man für Weiteres Raum gewinnen
Und unter Schonung der menschlichen Schwächen
Die Bahn dem ferneren Fortschritt brechen. —
Zuerst ist denn — ich fasse mich kurz —
Nur nöthig sämmtlicher Fürsten Sturz;
Doch da unser Jahrhundert sich nicht mehr an kalter
Grausamkeit freut, wie das Mittelalter,
So möge man, anstatt sie zu köpfen,
Von jedem nur etwas Tyrannenblut schröpfen;
Und wenn man sie tüchtig mit Zangen gekneipt,
Mit Staupbesen sie am Pranger gestäupt,
Ziemt sich das Erlassen eines Befehls,
Sie zu verbannen nach Neu-Süd-Wales;
Ist das nicht — meine Herren, gesteht! —
Eine übermenschliche Humanität?

Der Eindruck ist der gewünschte, denn der erste Wähler sagt:

Das war ein Redner, der mir gefiel;
Er kennt doch in allem noch Maß und Ziel
Und schüttet nicht in Saus und Braus,
Wie die andern, das Kind mit dem Bade aus.

Klaus dagegen sagt den Wählern mit edler Entrüstung die Wahrheit. Die Parabase des vierten Actes bildet eine Kaiserrede, welche Klaus in Narrentracht vom Balcon herab dem versammelten Volke hält. Im fünften Acte kehrt der „Kaiserbote", welcher von der Reaction sogar polizeilich verfolgt worden war, zum Kaiser zurück und meldet ihm den Stand der Dinge. Barbarossa weiht den Grafen von Hohenzollern als den Sohn der Zukunft

in prophetischer Rede und versinkt wieder in Schlummer. Am Schluß aber verkündet der Dichter und die Stimme des Kyffhäuser die schöne Zukunft.

Was Schwung und Adel dichterischer Formen betrifft, so ist diese Komödie von Schack dem fünfhundertsonettigen Reichsgedicht von Redwitz, in welchem oft die gestotterte Phrase der Unkunst herrscht, weit überlegen. Die Satire gegen die frankfurter Bestrebungen und das Suspensiveto des Erbkaiserthums erscheint wol oft als zu scharf und zu weitgehend, während die Unklarheit der damaligen Zeit, die Uebertreibungen politischer Unbildung wie die schmachvolle Gesinnungslosigkeit der Reaction, welche sich nicht davor scheut, Deutschland von dem Willen eines fremden Machthabers abhängig zu machen, mit gebührender Entrüstung gegeiselt sind.

Die metrische Form ist sehr wechselnd, wie in den Platen'schen Lustspielen. Im gewöhnlichen Dialog wird der fünffüßige Jambus von dem Faustverse mit vier Hebungen, gelegentlich auch von der Prosa abgelöst. Die Chorgesänge der Geheimräthe und Deputirten sind in vierfüßigen Trochäen gedichtet; z. B.:

Wie in jener ruhevollen
Zeit, als ihr behaglich schlieft,
Deutsche, wird in Protokollen
Wieder euch das Glück verbrieft;
Denn von neuem höchst verträglich
An dem grünen Tische nun
Einigt man sich bundestäglich
Zum Beschlusse, nichts zu thun.

Das ist auch das Versmaß einiger schwunghaften Parabasen. Andere sind in achtfüßigen Trochäen gedichtet:

Dreimal schon vor aller Augen ließ die weiße Frau sich sehn,
Auf der Rampe vor dem Schlosse sah ich eben selbst sie stehn;
Ihre Rechte war erhoben und erhoben war ihr Blick,
Und es schien, an ihren Lippen hing das preußische Geschick,
Als sie ausrief: „Preußen! Preußen! deine Tage sind gezählt,
Aber glorreich wirst du sterben und, von neuem Hauch beseelt,
In dem Deutschland auferstehen, das, mit deinem Mark erneut,
Seine Kränze jungen Ruhmes über alle Länder streut.

Ferner finden sich Reden in achtfüßigen Jamben:

Geduld, ihr Deutschen, nur Geduld! Ihr könnt noch lange harren;
Anstatt des Kaisers, den ihr hofft, erblickt ihr seinen Narren;
Mit Pritsche und mit Kolben steht er da in bunten Lappen
Und pflanzt die Schellenkappe auf als eures Reiches Wappen.
Grüßt ihn mit Kindertrommeln denn, mit blechernen Trompeten,
Und tanzt im Kreise um ihn her, wie Puppen an den Drähten!
Für euern Imperator wart ihr selber die Modelle,
Gemessen ist er Zoll für Zoll nach eurer eignen Elle!

Oder in reimlosen Anapästen:

Erbkaiser, für den schon der Knabe geschwärmt, als er die Tabellen von Kohlrausch
Hersagte und ihm, wenn er stockte, die Faust des Präceptors den Rücken zerbläute:
Für den ich sodann mich in Tübingen oft mit den Landsmannschäftlern geschlagen,
Die kleinlichen Sinns, statt Söhne des Teut, sich Borussen benamsten und Schwaben.

Auch die gleitenden Reime Platen's fehlen nicht:

Kaiser, Ersehnter dem Blicke der Sterblichen,
Leuchtender Stern an dem deutschen Zenith!
Lohne die Treue, die von der verderblichen
Linkischen Rotte dir endlich die erblichen
Titel und Würden mit Mühe erstritt!
Zeige, du Erdebeherrschender, Mächtiger,
Zeige dich uns, wie die Sonne aus nächtiger
Wolkenumhüllung, die leuchtende, tritt!

Ebenso wenig die humoristischen Compositionsungeheuer Platen's:

Zu Frankfurt steht der Kessel auf dem Herd,
Die Diplomaten drängen sich mit Schürzen
Und Kellen um ihn her, und Misgestalt
An Misgestalt taucht aus der Brühe; bald
Ein kolossales, mammuthähnliches
Germanoslawischhungaromagyarisch-
Bulgaroczechisches Imperium,
Bald ein Gruppirungsstaatenungethüm,
Ein Rattenkönig, der sich selber frißt.

Diese plateniſirenden metrischen Formen und Wortbauten finden sich auch in „Cancan“ wieder. Der Held, der Abenteurer Cancan, welcher zugleich mit dem gallischen Hahn den Chorus der Komödie bildet, symbolisirt die französische Nation; er sagt von sich:

Seit mein großer Aeltervater den berühmten Tanz erfand,
Der in Frankreich jedes Alter hoch entzückt und jeden Stand,
Erbte sich in unserm Hause fort des Cancans Tradition,
Und umrauscht von seinen Klängen ward ich in der Wiege schon.
Wenn mir irgendwo die traute Melodie zum Ohre schallt,
Klopft das Herz mir hoch, ich trete in der Tänzer Reihn alsbald,
Und, so wie die Mode wechselt unsre herrliche Nation,
Ihr gemäß stets cancanir' ich, kriegrisch mit Napoleon,
Socialistisch mit St.-Simon, oder fromm mit Dupanloup.
Ja, mein Vaterland, mein Frankreich! Du bist ich, und ich bin du!
Dir am Busen lag ich lange, wie der Bräutigam der Braut,
Und dein Tiefgeheimstes hast du mir, wie keinem sonst, vertraut.

Er will nach Darwin's Zuchtwahllehre die Eine finden,

Die mit mir in freier Ehe, vom Geschick dazu geweiht,
Jene neue Menschheit zeuge, welche Fourier prophezeit.

Er schließt denn auch mit Therese eine freie Ehe.

Die Handlung in „Cancan“ ist nicht so allegorisch wie in „Der Kaiserbote“. Der Kaiser Napoleon, dem ein äußerst pathetischer Haß gewidmet ist, die Kaiserin, Lulu, ein alter pariser Bürger Bonhomme, ein Deutscher, der zuletzt mit dem siegreichen Heere in Paris einrückt und ein von ihm geliebtes deutsches Mädchen — das sind die Hauptpersonen einer Handlung, die sich am Faden der Geschichtschronik vor und unmittelbar nach der Erklärung des großen Kriegs abspielt und zu deren Chorgesängen außer den Turcos auch die Bestien des Jardin des Plantes mobil gemacht werden. So singt z. B. der Chor der Affen:

Laßt uns zeigen, Affenbrüder, daß wir Glieder sind der großen,
Edelsten Nation der Erde, und zu ihren Fahnen stoßen!
Nannte Voltaire einen Mischling sie von Tigern nicht und Affen,
Also wie, mit den Verwandten griffen wir nicht zu den Waffen?
Nach der Menschen eigner Einsicht sind wir ihre ersten Ahnen
Und den Turcos ebenbürtig so an Geist wie an Organen;
Drum beturbant und bekaftant, so wie sie, in Glied und Reihe
Treten wir; erhabner Kaiser! gib zum Kampf uns deine Weihe!
Für prestige, patrie und gloire klopfen, glaube, mit geschwindern,
Höhern Schlägen unsre Herzen noch als Frankreichs andern Kindern.

Als des nahen Krieges Kunde scholl in unsern Affenkasten,
Länger ließ uns nicht Begeistrung hinter unsern Gittern rasten;
Wir zerbrachen sie und ziehn nun mit dem Heer der Weltbezwinger
Wider die Barbarenvölker, als der Menschenbildung Bringer.
Sengen wollen wir und brennen, wahrhaft civilisatorisch;
Unsere Mission — ein jeder fühlt es tief — ist welthistorisch.

Die Fehler, Sünden und Laster der französischen Nation, der Regierenden und Regierten, sind in dieser Komödie mit juvenalischer Schärfe gegeißelt, und da es das Recht der Satire ist, nur die Schatten, nicht das Licht zu sehen, so darf man es auch dem Dichter nicht verdenken, daß Napoleon III. nur als Völkerwürger, Weltunhold, Henker Frankreichs, dabei nur als Charlatan, als Pfuscher in der Sünde erscheint.

Auch diese Komödie enthält eine politische Lyrik, deren geist- und schwungvoller, formenschöner Ausdruck unter den Zeitgedichten einen hohen Rang einnimmt. Die Visionen Anna's athmen Hymnenschwung, welcher die Schlachtbilder von Metz und Sedan in großen Umrissen zeichnet:

Horch! Brüllen ries'ger Kanonen,
Der Kartätschen krachendes Bersten,
Des Rottenfeuers Geknatter!
Dazwischen Donner von Hufen,
Niedergeworfner Schwadronen
Wehgeschrei und der Stürmenden Hurrah!
Auseinander wallt der Schwefeldampf,
Und hochauf ragt eine Feste
Mit mächt'gen Bastionen,
Drauf flatternd die Tricolore weht.
Um sie her, ein weiter Ringwall,
Die deutschen Bataillone!
Näher nun rückt die Riesenmauer,
Auseinanderbrechend,
Wie Wogen im Sturmwind brandend!
Vorwärts mit fliegenden Fahnen
Den krachenden Feuerschlünden entgegen,
Mann an Mann, wälzt sich der flutende Schwall.
Lücken reißt in die Reihen
Der Komet der Schlacht, die flatternde Granate;
Einen nach dem andern verschlingt das flammende Grab.
Bis zu den Helmen der Krieger empor spritzt das Blut.
Vorbei an fallenden Brüdern,
Die selig aufjauchzen im Tod,
Ueber leichengefüllte Gräben dahin
Die Schanzen erklimmen sie,
Rückwärts die schäumende Flut
Der Feinde jagend.
Und Victoria! schallt's
Und hunderttausendstimmiger Jubel.

Auch die prophetische Schilderung des Communistenaufstandes hat Adel und Größe:

Auf deutsche Erde leg' ich denn mein müdes Haupt zum Sterben;
Ich weiß, nicht wenden kann ich doch, o Frankreich, dein Verderben.
Schon röthet sich dein Horizont vom Schein der Feuersbrünste,
Und Blutqualm bald füllt deine Luft, wie herbstlich' Nebeldünste;
Das ist nicht Blut, im Kampf für Recht und Vaterland geflossen,
Nein Blut, von Wahn und toller Gier im Bürgerkrieg vergossen.
Für deiner Sünden Fülle braucht kein Fremdling dich zu strafen,
Du selber weckst die Tiger, die in deinem Volke schlafen.
Wie des Kometen Flammenschweif — ich künd' es dir als Seher —
Steigt über dir das Unheil auf und wälzt sich nah und näher.
Den Aufruhr hör' ich das Signal mit gellem Schmettern blasen
Und sehe wild den Wahnsinn hin durch deine Städte rasen.
O großes, herrliches Paris! von deinen zwei Millionen
Wer würde Deutschlands ärmstes Dorf nicht gern, statt dich, bewohnen,
Wenn hoch aus deiner Dächer First die lohen Flammen schlagen
Und Weiberfurien Oel herbei, um sie zu nähren, tragen,
Wenn nachts der Hausbewohner bang' beim Pochen an den Thüren
Die Häscher ahnt, die zum Schaffot des Argwohns Opfer führen,
Und morgens in der Dämmerung im langen, grausenvollen
Aufzuge durch die Straßen hin die Henkerkarren rollen.
Ja, Sünderin, aus deren Schos, dem nie erschöpften Bronnen,
Seit lange des Verderbens Strom in alle Welt geronnen,
An deren Brust die Völker sich mit Lastern vollgesogen,
Die allen Heil versprochen hat und alle sie betrogen,
Die jeden Frevel heimlich du an deiner Brust geborgen,
Bald auf die Orgien deiner Nacht tagt dir ein blut'ger Morgen!
Verwandelt wird der Cancan, den bei Girandolenglanze
In Garten und Palast du schlangst, zum grausen Todtentanze!

Wenn man heutigentags sieht, wie fade und flache Alltäglichkeit, wie der kalauernde Humor aus der Westentasche, wie holpernde und stolpernde, mit Gemeinplätzen überfrachtete Verse den Beifall der großen Menge nicht nur, sondern auch vieler Auserwählten erhalten: so muß man sich in der That fragen, ob das Gefühl für edle und schöne Kunstform nicht bei uns erstorben ist, und ob Dichter, welche solchen Zielen nachstreben, noch auf ein Publikum rechnen können? Wir gehören nicht zu der esoterischen stillen Gemeinde, welche einen übertriebenen Platen-Cultus feiert; aber es ist die Pflicht, in einer Zeit ästhetischer Verwahrlosung auf Platen und alle Gleichstrebenden hinzuweisen, welche den Adel der Dichtkunst und ihre höhere Weihe zu wahren suchen.

Rudolf Gottschall.

Zur Urgeschichte der Menschheit.

Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. Von Otto Caspari. Zwei Bände. Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Erweckt an sich schon in unserer Zeit die Culturgeschichte gegenüber der blos politischen Geschichte immer größeres Interesse, so muß dies in noch höherm Grade der Fall sein, wenn sie in Zeiten hinaufsteigt, welche weder in Urkunden, noch in Chroniken erwähnt und daher der directen Forschung verschlossen sind. Hier gewinnt die zu behandelnde Sache an Reiz, weil die Phantasie und die Combination ein weites Feld haben, aber doch zugleich, da es sich um Gegenstände der Wissenschaft handelt, an Thatsachen gebunden sind. Ueberdies ist die Urgeschichte der Menschheit der Punkt, in welchem sich die historische und die Naturwissenschaft berühren müssen, indem der Mensch nothwendig aus der Natur hervorgeht. Die Naturwissenschaft erfreut sich aber ohnehin einer stets zunehmenden Anzahl von Verehrern und von angehenden Jüngern, die nach Erschließung ihrer erhabenen Geheimnisse begierig sind. Daher kann es nicht anders sein, als daß ein Werk wie das angezeigte mit gespannter Erwartung begrüßt wird und daß die wissenschaftlich gebildete Lesewelt nach den Aufschlüssen, die dasselbe bringen wird, mit fieberhafter Hast greift.

Der Verfasser erklärt es als seinen Zweck, die Geschichte der menschlichen Vernunft an der Hand der Erfahrung zu erforschen. Dies kann nach seiner Ueberzeugung nur durch Anwendung der neuen Wissenschaft der Völkerpsychologie geschehen, in welcher er die Forschungen eines Geiger, Waitz u. a. ergänzen will. Den wirksamsten Anstoß in unserer Zeit hat dieselbe aber durch die Descendenztheorie Darwin's erhalten, welcher der Verfasser daher besondere Aufmerksamkeit widmet.

In seinem ersten Buche beleuchtet Caspari die Abstammung des Menschen vom psychologischen Gesichtspunkte. In poetischer Sprache schildert er die Mannichfaltigkeit des thierischen Lebens auf der Erde und geht gleich zur Stellung des Menschen in demselben über. Er bekennt sich zu der naturwissenschaftlichen Lehre Darwin's und Häckel's, daß die organischen Lebensformen sämmtlich untereinander durch Abstammung und Anpassung verwandt sind und daß die Menschen den Affen am nächsten stehen, ohne daß jedoch ihr Verhältniß genauer bezeichnet werden könnte; nur so viel sei gewiß, daß der Mensch von keiner der wirklich lebenden Affenarten stamme. Auch hier wird wie in Häckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" ein untergegangener Continent im jetzigen Indischen Ocean als die Urheimat des Menschengeschlechts angesehen.

Die Thiere, weist der Verfasser nach, stehen dem Menschen viel näher, als bisher geglaubt wurde; er verbreitet sich in populärer Darstellung über die Lehren Darwin's und seiner Schüler und über ihre Anwendung auf die Geschichte und auf die socialen Wissenschaften, und geißelt die Träumereien im Gebiete der letztern, welche von Unkenntniß der Natur herrühren. Er untersucht dann den psychischen Charakter der höher entwickelten Säugethierarten gegenüber dem Naturell des Menschen wie gegenüber den geringen Seelengaben der weniger hoch entwickelten Thiere: alles an interessanten Beispielen. Daraus folgert er die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen dem Seelenleben des Menschen und der ihm näherstehenden Thiere, wie der Affen, Raub- und Nagethiere u. s. w. Ja der Mensch, dessen Ueberreste im Neanderthale aufgefunden wurden, stand sogar den Raubthieren näher als den Affen und Nagethieren. Was nun aber die Frage nach den Stammältern der Menschen betrifft, so spricht sich der Verfasser in besonderer Untersuchung dafür aus, daß der Mensch, welcher in sich die charakteristischen Eigenschaften der verschiedenen höhern Säugethierarten vereinigt, von der Grundlage eines halbaffenartigen Urgeschlechts aus sich selbständig neben den Affen, Raubthieren u. s. w. entwickelt habe.

Nach dieser naturwissenschaftlichen Grundlegung unsers Werks geht dasselbe im zweiten Buche zu den Uranfängen der menschlichen Cultur über. Die Möglichkeit derselben wird nachgewiesen durch die glücklichen und siegreichen Charaktereigenschaften des Menschen gegenüber den verwandten höhern Thieren. Der Verfasser verfolgt die Erscheinungen der Arbeitstheilung im Familien- und staatsähnlichen Leben der verschiedenen Thierarten bis zum Menschen hinauf. Eine Abbildung des Hydromedusenstaats illustrirt die bezüglichen höchst interessanten Mittheilungen. Ebenso beschäftigt sich der Verfasser eingehend mit den Bienen- und Ameisenstaaten. Auch die Menschen bildeten nun ursprünglich einen Thierstaat, indem sie im Kampfe gegen die Raubthiere die Familienbande fester und enger knüpften und durch Arbeitstheilung zu größern Verbindungen entwickelten. Es waren dies zuerst Gemeinden von geringer Ausdehnung. Solche befähigtere Stämme unterwarfen sich in der Folge andere, deren Kräfte ihnen nicht gewachsen waren. In ihrem Innern aber bildete sich durch hervorragende persönliche Eigenschaften einzelner eine Führerschaft aus.

Der Verfasser wendet sich darauf zur „Urgeschichte der Sprache". An die Sprachbegabung der Thiere anknüpfend, verwirft er die Meinung von einer vollkommenen und später entarteten Ursprache. Am nächsten unter den Thieren kommen in der Sprache die Vögel dem Menschen, sie bringen es in dieser Beziehung viel weiter als die ungleich vollkommenern Säugethiere. Diese sonderbare Erscheinung erklärt der Verfasser dadurch, daß die Urmenschen sich im Kampfe mit den Raubthieren sowol als mit ihresgleichen, um die Arme frei zu haben, den aufrechten Gang angewöhnten, und daß dieser hinwieder, da er den Gebrauch der Lunge erleichterte, die Entstehung der Sprache durch das freiere Athmen begünstigte. So erhob sich der Mensch über die bloße Lock-, Warnungs- und Geberdensprache der Thiere und lernte verschiedene Arten der Ausstoßung von Tönen. Der Verfasser weist dieses bis zur Ausbildung der Sprache als Hülle der Gedanken des Nähern nach, während uns hier eine ausführlichere Wiedergabe seiner Darstellung zu weit führen würde.

In dem Kapitel „Die Wiege des Menschengeschlechts und die Rassenausbreitung" wird, auf Thatsachen gestützt, das Alter der Menschheit auf mehrere hunderttausend Jahre geschätzt und dann die Frage erörtert, ob dieselbe ihre Heimat in einem gemeinsamen Punkte oder in mehrern solchen habe. Der Verfasser spricht sich nicht etwa für die Abstammung von einem Paar, aber für diejenige aus einer gemeinsamen Urheimat aus, was allerdings eine Consequenz des Darwin'schen Systems ist und im Buche näher begründet wird. Wir haben den Ort dieser Wiege der Menschheit schon oben bezeichnet. Von dort aus breiteten sich die verschiedenen allmählich auseinandergehenden Menschenrassen über die Erdoberfläche aus, was eine dem ersten Bande beigegebene Karte veranschaulicht, welche die hypothetische Gestalt der Erdoberfläche während der beginnenden Nachtertiärzeit der jetzigen unterlegt und die Völkerwanderungen der Urzeit durch Linien andeutet. Auch hier können wir das interessante Bild, das der Verfasser von jenen grauen Urzeiten entwirft, nicht entrollen, sondern verweisen auf das Buch selbst.

Im folgenden Abschnitt wird „Ausbildung und Werth der Handgeschicklichkeit" in Betracht gezogen und werden in dieser Beziehung die Menschenrassen miteinander verglichen, und das zweite Buch schließt mit einer Schilderung des Menschen auf der Stufe der Steinzeit und der ältesten Pfahlbauten.

Das dritte Buch beschäftigt sich mit den „Uranfängen des religiösen Lebens". Der Verfasser ist der Ansicht, daß die spätern Objecte der Religion, die Naturerscheinungen und Naturgegenstände (Gestirne, Donner und Blitz, Thiere u. s. w.) anfangs auf den Menschen so wenig Eindruck machten wie auf die Thiere selbst. Er weist vielmehr nach, daß das Abhängigkeitsgefühl, aus welchem alle Religion entsteht, im Menschen dieselbe Wurzel hatte wie in den Thieren, nämlich im Familienleben. Die Aeltern waren den Kindern, die Kinder den Aeltern erste Gegenstände der Verehrung. In diesen Kreisen entstanden die religiösen Gefühle, die dann erst durch sie Bezug auf die Naturobjecte erhielten. Der Verfasser bekämpft daher mit Recht nach Kräften die Annahme eines dem Menschen angeborenen religiösen Gefühls. Aus der nämlichen Quelle entspringen dann auch die sittlichen Gefühle, bei Thieren wie bei Menschen. Die Familienbande lösen sich aber bei den Thieren schneller als beim Menschen und bleiben daher auch ohne weitere Folgen. Bei den Menschen dagegen ist durch die Vereinigung vieler Familien zur Gemeinde für die Dauer engern Zusammenlebens gesorgt, indem die Empfindung der Anhänglichkeit unter den zusammengehörigen Individuen bis über den Tod hinauswährt. Die Liebe der Familienglieder zum Vater trägt sich auf diejenige der Gemeindeglieder zum Führer des Stammes über. Derselbe wird zum „Tonangeber" aller noch halb unbewußt aufgenommenen Sitten und Gebräuche und dadurch auch zum Gegenstande der Verehrung, ja des Cultus, ohne jedoch damit noch die Stufe von Göttern, d. h. allmächtigen Wesen, zu erreichen. In diesem Stadium des religiösen Lebens kamen die Opfer als Abgaben an den Häuptling auf. Der Verfasser zeigt, daß damals der Begriff des Körperlosen und Unsichtbaren noch nicht gebildet werden konnte. Die Menschen begriffen den Tod noch nicht. Die Todten waren für ihre Vorstellung blos Schlafende, wie bei den Thieren, und wurden daher von ihnen gepflegt und verehrt.

Da es nun oft vorkam, daß Raubthiere Menschen zerrissen und verschlangen, so schützte man die verehrten Todten vor ihnen durch Gräber und Höhlen, und man balsamirte sie ein, damit der Körper unversehrt bliebe. Hier ist jedoch das sehr wesentliche Motiv der Verwesung und der durch dieselbe herbeigeführten Verpestung und der Schutz gegen diese außer Acht gelassen. An die Beobachtung des Verschlingens der Menschen durch Raubthiere, fährt der Verfasser fort, knüpft sich ferner die Vorstellung, daß die Eigenschaften der Verschlungenen in die Thiere übergingen, und hieraus leitet der Verfasser die Thierverehrung ab, welche Annahme uns ziemlich gewagt erscheint; ja er erklärt sogar hieraus die Entstehung der Vorstellungen von aus Thier und Mensch zusammengesetzten Wesen, wie z. B. den Sphinxen. Woher rührt denn die Verehrung der pflanzenfressenden Rinder und ähnlicher Thiere bei Indern und Aegyptern? So meint der Verfasser auch, der Genuß von Menschenfleisch verdanke seinen Ursprung theils dem Glauben, durch das Aufnehmen des Todten in sich dessen Kräfte zu erringen, theils der Furcht vor dem Wiedererwachen des erschlagenen Feindes, das hierdurch verhindert werden sollte. Wir halten dafür, die Urmenschen haben so wenig Verstorbene gespeist wie die jetzigen Menschenfresser, sondern blos Getödtete, und zwar einzig um des Wohlgeschmacks willen.

Im vierten Buche, mit welchem der zweite Band beginnt, behandelt Caspari die „Feuererfindung" und ihren Einfluß auf die Entwickelung der Religion. Er untersucht, wie der Urmensch auf den Gedanken gekommen, Feuer anzuzünden. Zunächst verwirft er die Hypothesen, daß hierzu die Erdölquellen und Vulkane oder die Entstehung von Waldbränden Anlaß geboten hätten, und spricht sich dafür aus, daß diese höchst wichtige Erfindung sich bei den Arbeiten der Urmenschen mit Holz und Stein und den dabei nothwendig vorkommenden Reibungen von selbst ergeben habe. Wir sind hiermit vollkommen einverstanden, nicht aber mit der hieran geknüpften Hypothese, daß zu solchen Arbeiten vorzugsweise die Lahmen und Krüppel verwendet worden und daß deshalb die Feuergötter (oft schon, aber durchaus nicht immer) als hinkend oder gelähmt dargestellt worden seien. Es ist dies wol zu weit hergeholt, und der angeführte Umstand dürfte andern, hier nicht näher zu erörternden Ursachen sein Dasein verdanken. Viel wahrscheinlicher kommt uns vor, daß die Feuererfinder zu den ersten Priestern, d. h. vorläufig zu Zauberern (Schamanen) geworden sind, ebenso auch zu den ersten Aerzten, Lehrern und Propheten. Natürlich wurde das Feuer als heilig betrachtet und verehrt; daß aber die Verehrung der Schlangen von ihrer Aehnlichkeit mit dem züngelnden Feuer und den sich windenden Flammen herrühre, scheint uns zweifelhaft. Der Verfasser leitet von der Feuererfindung auch die Verehrung von Stein und Holz, als den Materialien, welchen das Feuer seine Entstehung verdankt, her, d. h. die Verehrung von steinernen und hölzernen Fetischen. Es hat dies allerdings etwas für sich, ist aber nicht bewiesen. Stein und Holz sind die natürlichen Materialien zu Götzenbildern, die

auch einen mit dem Feuer nicht zusammenhängenden Ursprung, als Sinnbilder verschiedener Naturkräfte, gehabt haben können. Die Verehrung von Wind und Sturm ist ferner eher aus ihrer Macht und Gewalt an sich abzuleiten als aus ihrer Eigenschaft, das Feuer anzufachen.

Originell und nicht schlechthin zu verwerfen ist die Ansicht des Verfassers, daß auch der Begriff der Seele aus der Feuererfindung hervorgehe. Der Todte wurde kalt, also brannte im Lebenden ein Feuer, von dem der Athemdampf Zeugniß ablegte. Es mußte also im Körper etwas sein, das im Tode von ihm ging, bei der Zeugung aber in ihn hineingelangte. Der Verfasser leitet hieraus auch den Phallosdienst ab, und ferner die Leichenverbrennung aus dem Bestreben, den Leib durch Feuer seelenhaft verwandelt der Seele mit auf den Weg zu geben. Krankheit erschien demnach als eine Verunreinigung des im Leibe brennenden Feuers, die man Dämonen schuld gab.

Der Verfasser glaubt denn auch, die Verehrung der Gestirne erst aus der Vergleichung ihres Feuers mit dem irdischen folgern zu sollen. Aus ihr aber erklärt er die Entstehung des Gottesbegriffs, indem die Menschen die leuchtenden Himmelskörper für Hüllen überirdischer, allmächtiger Wesen hielten. Hieran knüpft er denn sehr interessante Vergleichungen zwischen den Religionsbegriffen vorgeschrittener und zurückgebliebener Völker, bei welchen letztern, wenn sie überhaupt solche haben, meist die abgeschiedenen Seelen an die Stelle der Götter traten (z. B. in Australien). Viele Stämme aber blieben thatsächlich ohne alle Religion bis auf den heutigen Tag, so namentlich in Südafrika (Hottentotten und Kaffern) und Brasilien.

Eine ziemlich kühne Hypothese stellt der Verfasser in Bezug auf die ältesten Priester auf. Aus ihren Anmaßungen, aus ihren Bemühungen, sich an die Spitze der Völker zu stellen, aus ihren daraus erfolgenden Kämpfen mit den herrschenden Häuptlingen erklärt er die bei vielen Völkern vorkommenden Sagen und Mythen von Riesen oder Urmenschen, welche sich übermüthig benahmen oder gar den Himmel stürmten und dafür gezüchtigt wurden. Wir sind durch seine Darstellung nicht überzeugt worden, daß diese Sagen in Ereignissen der Menschengeschichte, statt in solchen der äußern Natur ihren Ursprung haben. Offenbar sind die Sagen von Ueberhebung der Urmenschen und Riesen gegen die Gottheit, d. h. wol der gewaltigen Naturkräfte gegen den Himmel, älter als Kämpfe der Priester gegen die Häuptlinge. Die Priester waren es doch jedenfalls, welche diese Sagen dichteten und sich daher gewiß nicht selbst in ungünstigem Lichte darstellten. Die Sage von Prometheus liegt tiefer als der Verfasser meint; er ist nicht blos ein „Feuererfinder", sondern ein Sonnengott, welchem die Feuererfindung zugeschrieben wurde; denn wir halten es für wahrscheinlicher, daß das Feuer verehrt wurde, weil man es mit den Gestirnen verglich, als das Umgekehrte, was der Verfasser annimmt. Die Sonnen- und Mondgottheiten haben in allen Mythologien ein viel älteres Gepräge als die überall nur eine untergeordnete Stellung einnehmenden Feuergötter, wie Agni, Typhon, Hephästos und Loki.

Der Verfasser beschäftigt sich hierauf mit der Entstehung der Mythen überhaupt, wobei er sich vorzugsweise den bisherigen mythologischen Anschauungen gegenüber kritisch verhält.

Im fünften und letzten Buche wird endlich der „ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens" in elf Kapiteln behandelt. Das erste davon erzählt den Ursprung der prüfenden Weltbeobachtung und der daraus hervorgehenden Eintheilung von Raum und Zeit; das zweite die Entwickelung der Schrift; das dritte die der Zahlzeichen; das vierte den Einfluß der Schrift auf Mythus und Religion durch die Satzungen, Lehren und Erzählungen der Priester, mit Berücksichtigung der Mysterien; das fünfte die beginnende Himmelsspeculation in Form der Astrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung sich gründende klare Erkenntniß; das sechste den Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation; das siebente Kapitel spricht von den Fehlern, Mängeln und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen, namentlich von den Vorstellungen der Weltschöpfung und Weltzerstörung; das achte von der ursprünglichen Entwickelung der Künste und den sich ergebenden Nutzen einer mit den Gesetzen der Aesthetik und den Thatsachen der Geschichte übereinstimmenden Philosophie; das neunte von der Entstehung der Kunstidee und der geschichtlichen Thatsache der Aberration; das zehnte vom Wesen der religiösen Idee und den Religionsstiftern (bis auf Christus); das elfte vom Bunde der Pythagoräer, in welchem die Grundideen von Kunst, Wissenschaft und Religion ihre Verschmelzung fanden — lauter Ausführungen, welche ein neues tiefsinniges Licht auf die Culturgeschichte werfen, und uns die erfreulichste Anregung zum Studium bieten.

Otto Henne-Am Rhyn.

Ein Dorfnovellist.

1. In der Einöde. Eine Geschichte in zwei Büchern. Von P. K. Rosegger. Pest, Heckenast. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt. Von P. K. Rosegger. Pest, Heckenast. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Wanderleben. Skizzen von P. K. Rosegger. Pest, Heckenast. 1871. 8. 1 Thlr.

Der ästhetische „Realismus" hat das Schönthun mit seinem Schoskinde, der Dorfgeschichte, noch nicht verlernt. Mit der Neigung des Publikums findet er sich damit nur wenig mehr in Uebereinstimmung. Für die emphatische Aufnahme, welche die Dorfgeschichte auf dieser Seite fand, wird nur ein Krankheitsmoment, also etwas Vorübergehendes als erklärende Ursache beigebracht werden können. Der Patchoulidust des Salons, den die Romane der Hahn-Hahn, die Novellen Sternberg's, die kleinern

novellistischen Arbeiten Gutzkow's athmeten, hatte die Nerven genugsam überreizt; den Irr- und Tiefwegen eines hochgespannten Empfindungslebens war man bis zur Ermüdung nachgegangen. Nun drängte man aus dem Salon ins Freie; Natur, rief man mit Rousseau'scher Emphase, Menschen mit natürlichen Empfindungen, starken Leidenschaften, und zum Schlusse nicht blos gebrochene Herzen, sondern eine wirksame poetische Gerechtigkeit, wenn nicht anders, in Form der instructiven Criminaljustiz! So wurden die Childe Harold-Naturen und Faustinen exilirt; Hans und Grete traten die Erbschaft an. Auerbach kam dieser Gefühlsrichtung zuerst entgegen; er schuf die tendenziöse Dorfgeschichte. Seine philosophische Bildung, seine Neigung für die moderne Ideenströmung gab uns zwar etwas hochgestimmte, nicht selten in Spinozismen denkende Bauernnaturen, doch dafür bewahrte er uns auch vor den groben Realismen des Schweizers Bitzius (Jeremias Gotthelf), bei dem der Homer nicht selten dem landwirthschaftlichen Wanderlehrer weichen muß. An Dorfgeschichtenschreibern gebrach es nun nicht mehr; für „realistische" Stilübungen dieser Art bedurfte es ja weder eines concentrirten Empfindens noch eines kühnen Gedankengusses, wenn nur das Auge scharf genug und die Hand sicher genug war, eine geistverlassene Wirklichkeit oder Natur, wie man es zu nennen liebt, bis zum Tüpfelchen über dem i getreulich abzuconterfeien.

Doch trotz des wüsten Treibens dieser ästhetischen Hexenküchen mußte sich denn doch wieder eine vertieftere Auffassung von der Aufgabe der Dichtung Bahn brechen. Und indem man diese Aufgabe, in Uebereinstimmung mit den größten poetischen Schöpfungen aller Zeiten und Völker, darin fand, daß die Dichtung den höchsten Ideengehalt der Zeit in schöner Form zur Erscheinung zu bringen habe, waren Inhalt und Form der Dorfgeschichte in erster Linie angegriffen. Was man dem entgegenhielt, die Dichtung müsse auf das Volksthümliche, den ewigen Erfrischungsborn der Gesellschaft, zurückgreifen, konnte einem ernstern Nachdenken ebenfalls nicht stichhaltig erscheinen. Das Volksthümliche kann nur das einem Volke Gemeinsame sein, also nicht ein exclusives Denken und Fühlen, dem zu enteilen fortwährend Arbeit der Cultur ist. Und auch dann darf es noch bezweifelt werden, ob alles „Volksthümliche" zum Gegenstande poetischer Darstellung — die nie der idealen Verklärung entbehren darf — gemacht werden kann. Wollte die Dorfgeschichte also ihr Recht auf Existenz nicht ganz und gar aufgeben, so mußte sie mit der herrschenden vertieften ästhetischen Grundanschauung rechten. Sie that dies insofern, als der Inhalt der bedeutendern Productionen dieses Genre nun dahin geht, jenen Kampf darzustellen, durch welchen die Welt der Cultur in die starren, bildungsfeindlichen bäuerlichen Verhältnisse eindringt, sie überwindet und die vorgefundene Naturkraft nun für ihre Zwecke verwerthet. Dieser Kampf besitzt zugleich ein poetisches Moment. Der erblassende Schimmer einer sterbenden Welt liegt wie elegische Verklärung darüber, aber zugleich auch das Aufflammen einer neuen, durch den Geist wiedergeborenen. Da in solchem Kampfe auch die gewaltigsten Leidenschaften und damit auch alle Kräfte und Mächte der Seele im Tiefsten aufgeregt werden, so hinderte dieses zugleich, daß der Dorfnovellist Zeit und Ruhe gewinnt, seinem stallduftigen Realismus so weit nachzuhängen, daß er auch noch dem Dünger zum Homer wird, wie z. B. Jeremias Gotthelf.

Wir haben vor nicht allzu langer Zeit (in Nr. 51 d. Bl. f. 1870) auf einen steirischen Volksdichter hingewiesen, welcher nach durchlaufener lyrischer Periode der Dorfgeschichte sich zuneigte. Ein stattlicher Band von „Geschichten aus Steiermark" fand an dieser Stelle Erwähnung, und nun liegen uns mehrere Schriften von demselben Verfasser vor, welche die geistige und poetische Individualität desselben in schärfern Umrissen vortreten lassen.

Rosegger hat sich bisjetzt in seinem Schaffen von dem Boden, dem er entsprossen — dem steirischen Oberlande — noch nicht getrennt. Er mag es fühlen, daß die locale Grenze die Grenze seiner poetischen Schöpferkraft sei. Zwei Richtungen aber charakterisiren diese Production. Die eine ist die Versenkung in das Culturhistorische, welche das äußere und innere Sein dieses bestimmten, des obersteirischen Volksstammes zu erfassen und zu fixiren sucht; die andere ist ganz poetischer Natur, sie macht den spröden Stoff gefügig, formt ihn, haucht ihm frisches ursprüngliches Leben ein und steigert so durch die schöne Form die innere Wahrheit. Beide Richtungen sind in jedem von Rosegger's Werken merkbar; welche vorwiegt, das gibt dem betreffenden Werke den bestimmenden Charakter. Aber eben über die obersteirische Dorfgeschichte kommt er nicht hinaus, in den Beziehungen eines weitverzweigten Culturlebens findet er sich nicht zurecht, Charaktere, die in der modernen Gedankenbewegung stehen, vermag er schon gar nicht zu deuten, und wo er den Ansatz hierzu macht, da kommen nur Schattenbilder oder Papiermenschen zum Vorschein. Der Mangel einer systematischen, humanistischen Bildung macht sich hier fühlbar, wie bei allen, die mit dem Prädicate „Volksdichter" ausgezeichnet werden. Doch Rosegger ist nicht Volksdichter oder Volksschriftsteller im Sinne eines Jeremias Gotthelf oder Felder. Er hat, momentane Anwandlungen ausgenommen, ein warmes Herz für die Errungenschaften der Bildung und er möchte, daß diese seinen Volksgenossen zugeführt werden. Daher ist in seinen eigentlich novellistischen Productionen der Kampf einer Wahrheit der Cultur mit conservativen, bäuerlichen, geistlosen Lebensgewohnheiten die Achse der Handlung. Das entspricht auch seinem kräftigen Sinn für das Lebendige. Der Mensch im leidenschaftlichen Kampfe für Ideen und häufiger für Interessen hält ihn in steter Bewegung; dem geistigen Blutlauf dabei nachzuspüren reizt ihn. Allerdings, Balzac'sche Physiologie der Seele darf man nicht erwarten, aber starke Conflicte finden einen kräftigen Schilderer. Liegt einerseits Rosegger's Hauptkraft im Psychologischen, so liegt die zweite Hauptseite seines Talents in einer gezügelten Sinnlichkeit der Darstellung, und da vornehmlich der Naturschilderung. Er strebt dabei manchmal merkbar dem Miniaturmaler der Natur, Stifter, nach, aber in solcher minutiösen Detailmalerei bleibt er hinter seinem Vorbilde zurück. Dafür ist Rosegger's Natur-

betrachtung vertiefter, nicht selten vom pantheistischen Kernpunkte aus beseelt. Gehen wir nun zu dem Einzelnen über.

Die Geschichte „In der Einöde" (Nr. 1) ist das geistig Bedeutendste, was Rosegger bisher geschaffen; an künstlerischer Abrundung und Durchbildung steht sie allerdings seinen kleinern Arbeiten nach. Der Grundgedanke könnte dahin gefaßt werden: Die Einöde ist nicht in der Welt zu suchen, sie ist im Gemüthe; die Menschen verwüsten das blühende Leben des Herzens, indem sie die ethischen Mächte untergraben und die Gefühlsmächte zerstören. Und weil in der Einöde im Gemüthe die Unwissenheit und alle schlechten Leidenschaften den Geist verfinstern und das Herz veröden, darum ist dort auch die wirkliche Einöde. Wenn der Held der Geschichte dann am Schlusse, bereichert mit Wissen und Erfahrung, in das einsame Gebirgsthal zurückkehrt, um den Heimatgenossen, in edler Entsagung, die Botschaft der Erkenntniß und der Menschenliebe zu bringen, so wissen wir, daß die Einöde nun nicht mehr Einöde sein, sondern ein daseinsfreudiges Leben an deren Stelle treten werde. Um diesen Grundgedanken gruppirt sich die einfache Handlung. In Erfindung, Entwickelung und Gruppirung derselben zeigt sich nun aber einerseits der Mangel einer wirklich schöpferischen Phantasie und andererseits der Mangel künstlerischen Verstandes. Wo den Dichter die Erinnerung des Selbsterlebten verläßt, beginnt auch die Handlung zu stocken; er zeichnet einzelne Menschenexemplare trefflich, aber es gelingt ihm nicht, diese gegenseitig oder in Richtung zur Welt in Activität zu setzen und aus dem Aneinanderprallen ihrer Geschicke und ihrer Individualitäten eine kräftige Handlung abzuleiten. Für dies und jenes sollen die Belege nicht fehlen. Hedwig, das blinde Mädchen, das sein Dasein zum geringsten Theile der Selbsterfahrung des Dichters zu verdanken scheint, wird dem Dichter auch bald zu einem lästigen „zu viel", mit dem er schließlich nichts anderes anzufangen weiß, als daß er es vom Blitz erschlagen werden läßt. In der Wirklichkeit mag der Zufall so plump in das Leben fahren; die Kunst schreibt nicht das Leben ab, sie ist mangelloses Sein, also ein Sein, das aus dem scheinbaren Zufall herausgerettet ist, welches das Soll, das Gesetz, in reiner Form repräsentirt. Wollte Rosegger zur Rechtfertigung die Lianen und Mignons anrufen, so wäre dies wenig am Platze. Diese Charaktere erscheinen wie himmlische Fremdlinge in die Welt gestellt, sie ziehen wie Schatten über die Erde, der Todeskeim ist von Anbeginn in sie gelegt; das blinde Mädchen aber besitzt so viel Gewöhnlichkeit als zum Leben ausreicht, und das Schattenhafte ihrer Erscheinung liegt nur in der Dürftigkeit der Charakteristik. Charaktere, die der Dichter weder auf rechte Weise in den Organismus der Handlung zu verflechten weiß, noch welchen er den Pulsschlag echten Lebens zu geben vermag, sind weiter Professor Frei und Graf Alfred. Professor Frei ist eine ganz blut- und marklose Gestalt, und seine Reflexionen gehen nicht über die platte Phrase hinaus. Man höre z. B.:

Wenn Sie die Idee der Freiheit erfassen wollen, so fangen Sie einmal einen Skorpion. Dieses Thier wird sich auf alle mögliche Weise zu befreien suchen und wird, wenn ihm das nicht gelingt, sich durch seinen eigenen Stachel tödten.

Oder:

Wenn es keine Weltschöpfung und keinen Weltuntergang gäbe! Wenn wir die Stofftheile, aus denen heute unser Körper zusammengesetzt ist, in einigen Wochen in den Pflanzen des Waldes, in dem Staube der Straßen, in dem Lufthauch, in der hochschwebenden Lerche wiederfänden!

Und mit nicht kräftigern Zügen ist die Gestalt des Grafen Alfred entworfen; in ihm tritt uns keine Individualität entgegen, sondern nur Schablonenarbeit, eine papierene Silhouette, geschnitten vom Dachstübchen aus.

Der Poet aber und wir fühlen uns wohl, wenn er Menschen schildert, die er zu verstehen vermag, mit welchen er aufgewachsen, deren Denken und Fühlen, Gehaben und Sein ihm vertraut ist. Da ist gleich der Held der Erzählung, hinter welchem sich der Dichter selbst verbirgt. Da sind die Gestalten des Heidepeters und seiner Frau, da ist der Hahnenkampp, der alte und der junge Haberthurm, die Zapfenwirthsleute, der Davidel: durchweg wahre Cabinetsstücke lebensvoller Charakteristik. Da ist dann auch die Einschicht-Res', welche das Schicksal zur Atheistin gemacht; eine sonderbare Dorfphilosophin in Lumpen, nur hier und da etwas wirr in ihren Expectorationen; z. B.:

Es ist vielleicht alles nichts, und nichts als nichts; nur ein Fieber ist in dem Nichts, und das macht es so bunt und wüst und wirr, und es steigen Blasen auf wie im Seifenwasser, und das ist wie ein Funkeln und Flimmern und Zittern und Kitzeln — und wir sind mitten drin oder sind nicht drin — wir wissen uns nicht zu helfen.

Bei all dem wird uns doch manchmal recht drückend in dieser kleinen, nur von trivialen Trieben leidenschaftlich bestimmten Welt; der Ausblick in die Natur ist uns dann doppelt erwünscht und werth. Und hier bringt Rosegger auch wahrhaft Bedeutendes. Der stete Hinblick auf sein Vorbild Stifter ist darin allerdings merkbar; bleibt er aber hinter diesem an glänzender Detailschilderung zurück, so versteht er es um so mehr, die Natur von innen heraus zu beseelen:

Siehe, dort hinter dem schattigen Waldhang ist ein stiller dunkler Teich. Da ist kein Leben und Bewegen, er starrt hervor, seelenlos, wie das offene Auge eines Todten. Liegt in diesem Teiche wol ein Gottesgedicht? Kann dieses stille dunkle Gewässer ein Spiegel der Welt sein? Eine lustige Fliege hatte im Gesträuche eben Hochzeit; glückselig berauscht von diesem süßen, lichtvollen Leben kommt sie dahergetanzt und setzt sich auf die glatte dunkle Fläche des Teichs. Da wird ein Kreis um das Thier, und größer und größer dehnt er sich hin nach allen Seiten bis an das Ufer, und neue folgen ihm, als wollten sich hier Welten bilden. Und das ist der neunfache Kranz der Hochzeiterin, und das ist ihr Grab im schwarzen Grunde. Da fängt am Ufer ein Glöcklein zu läuten an, und jedes Kraut im Walde, das ein Blumenglöcklein hat, läutet den Sterbegesang. Und den Sterbegesang hört ein bunter Falter, und er flattert auf zu den hohen Wipfeln der Tannen und erzählt es der Meise, und die Meise sagt es der Lerche, und die Lerche schwingt sich empor zu den höchsten Wölklein mit purpurnem Saume und hinterbringt die Kunde. Und das Wölklein zieht hin und erzählt es den Himmeln, und in den Himmeln stand es wol geschrieben von Anbeginn: Die Fliege muß sterben im Teiche.

Aus all dem Gesagten geht hervor, daß die Erzählung „In der Einöde" nicht ein in allen Theilen ebenmäßiges, künstlerisch harmonisches Ganzes ist, sondern aus Partien verschiedenen poetischen und künstlerischen Werths besteht. Der Strom der Erzählung, im ganzen

träge sich fortschleichend, weitet sich bald, bald stockt er, bald rückt er sprungweise weiter. Es ist mehr die Form der Biographie als der Novelle, und wirklich spielt das subjectivistische Element eine allzu große Rolle; ja es bricht einmal gegen alle Gesetze epischen Stils — nur dem Humoristen ist diese Freiheit erlaubt — in Form einer Apostrophe völlig durch:

In der Einöde. Das ist jene dornengekrönte Geschichte, die ein Mann aufgeschrieben hat in trüben, einsamen Stunden. Die Poesie wendete ihr Antlitz von ihm ab, er war allein mit der Erde — sinnend starrte er in den dunkeln, geheimnißvollen Webstuhl des Schicksals, an welchem die Menschen sitzen und weben. Er tauchte seine Feder in Thränen und er malte die Rosen der Maien und die Tage der Jugend mit Herzblut.

Zusammenfassend können wir bemerken: So viel von dem ästhetischen Standpunkte gegen die Geschichte „In der Einöde" eingewendet werden konnte, weist sie doch gegenüber frühern Productionen in diesem Genre erhebliche Fortschritte auf. Der Verfasser ist geistig reifer geworden; das Leben wird tiefer gefaßt, die Natur wird mit alter Liebe, aber schärferm Auge gesehen. Der Stil zeigt zwar keine gleichmäßige Durchbildung; er ist von grammatikalischen und syntaktischen Härten nicht freizusprechen; doch finden sich auch wieder Partien von edler Schönheit.

In dem Buche „Gestalten aus dem Volke" (Nr. 2) überwiegt das culturhistorische Element das poetische; das letztere tritt als Mittel zur Verlebendigung des Stoffs, zur Erhöhung der innern Wahrheit auf. Das Buch ist ein Beitrag zur Naturgeschichte des Volks und darum weit höher zu schätzen als alle ausdrückliche Dorfgeschichtenschreibung. Die Menschen, die uns darin entgegentreten, sind echte Individualitäten, organisch aus dem Boden emporgewachsen, auf dem sie stehen. Sie leben sich vor uns aus in ungeschminkter Aufrichtigkeit mit ihren Neigungen, Hoffnungen und Leidenschaften, ihren Sünden und Tugenden, ihrer Genügsamkeit und Beschränktheit, den Irrthümern ihres Geistes und den Eruptionen eines unverfälschten starken Gemüthslebens. Der Rahmen, in welchen der Dichter seine Gestalten faßt, ist nicht selten der novellistische, sodaß wir dann manche anmuthige Dorf- und Waldidylle erhalten.

Was aber die in den Bereich der Schilderung aufgenommenen Charaktere betrifft, so sind neben den Durchschnittsmenschen auch die Sonderlinge berücksichtigt, welche auf diesem Boden zu gedeihen vermögen, dann auch einige solche, welche infolge socialer Veränderungen erlöschen oder im Erlöschen begriffen sind. Der Gebirgspfarrer, dem die Noth und die Einsamkeit das echte Priesterthum lehrten, eröffnet den Reigen der geschilderten Menschen. Es entrollt sich dann der ergreifende Lebensgang des Dorfschulmeisters von „Einst", woran sich als gewissermaßen letzte Ergänzung des Lehrstandes die launige Geschichte des „Kirchenwaschels" (Kirchendiener oder „Hausknecht Gottes", wie ihn Rosegger anderswo nennt) schließt. Wir lernen dann den schnellen Justizapparat des „Richters" bewundern und jene beiden Gestalten kennen, deren Walten das mit so viel anmaßendem Geräusch in Scene gesetzte Sein der Menschen begrenzt: die „Hebmutter" und den „Schaufelbub" (Todtengräber). Damit sind die öffentlichen Charaktere zum größten Theil erschöpft; wir treten in die Organisation der Familie. Da machen wir Bekanntschaft mit dem „Halterbub" und dem „Ziehtöchterlein". Das letztere ist zumeist das uneheliche Kind einer Magd, es ist das bäuerliche Aschenbrödel; diesmal aber kommt ihm der wohlhabende Freier, und die reiche hoffärtige Tochter des Hauses hat das Nachsehen und noch etwas Schlimmeres. Das Geschichtchen ist allerliebst erzählt.

Was der „Graßschnater" ist, werden die wenigsten wissen; „Graß" nennen sie in den österreichischen Alpen die grünen Aeste und Reiser der Nadelhölzer. Das Herabhacken und Schlagen dieser Aeste heißen sie „schnaten" oder „schnoatn". Nun porträtirt uns der Dichter den „Winkeldoctor", das „Bettelweib", den lustigen „Bratelgeiger", den „Pechölmann", den „Wurzelgraber" und den „Kohlenbrenner". Aus dieser Sphäre heraus treten wir dann in die „Waldhütten", wo uns ein zwar eng umfriedetes und beschränktes, aber zufriedenes und darum glückliches Dasein entgegentritt, bei dem wir nur mit Rührung verweilen können:

Wiesen und kleine Haferfelder liegen zwischen den Wäldern, und Hütten stehen dabei, und in und um die Hütten regen und bewegen sich Menschen, junge und alte, und sie weben und streben, klagen und johlen, lachen und weinen, heirathen und sterben endlich, und werden wieder — geboren. Das ist eine kleine Welt, fix und fertig für sich, und über den Schroffen und Höhen ziehen die Wolken hin, und die Sonnen- und Sternenwagen fördern Tage und Tage — Jahrhunderte und Jahrhunderte vorüber.

Das Kapitel „In den Sennhütten" zerstört unbarmherzig die landläufigen, poetisch gefärbten Anschauungen von einem sorglosen, seligen Almleben; glücklich macht auch hier nur die Kraft der — Entsagung. Es begegnen uns dann „Fuhrknechte und Postmeister", „Wallfahrer", „Beichtgeher", „Lichtmeßsammler" und endlich einige Sonderlinge, wie sie dieser Culturboden zu erzeugen vermag. Die novellistisch gehaltene Schilderung „Der Bibelreiter" gehört zu den schönsten Partien des Buchs. Der Inhalt ist, wie eine im religiösen Irrsinn und Aberglauben gefangene Seele sich zur Erkenntniß emporringt; nicht durch den starren öden Bibelbuchstaben, sondern im freudigen lichten Leben wird uns Gott offenbar:

Anstatt der Bibel schaffte sich der junge Schachinger eine liebe Hausfrau — mit schönen, großen, freundlichen Augen; diese Augen sind seine Bibel; in leidvollen Tagen und in freudvollen Stunden schaut er hinein und liest Trost und Zuversicht heraus und den Geist Gottes.

Daran schließt sich die „Gottesleugnerin", die dann in die Geschichte „In der Einöde" versetzt ward (Einschicht-Ref'). „Der Lottospieler" ist keine charakteristische Gestalt aus dem Volke; dazu ist die Einkleidung roh und ohne Interesse, man hätte dieses Kapitel deshalb gern im Buche vermißt. Den Schluß bildet „Ein Sterben im Walde". Der Dichter sagt, er erzähle uns dieses sanfte ergebene Leben und Sterben im Walde, damit wir nicht mehr die Menschen beklagen, „die da oben in den verlorenen Thälern des Gebirgs in glücklicher ungeahnter Armuth leben und sterben". Der günstige Totaleindruck dieses trefflich geschriebenen Buchs erleidet nur dadurch eine Einbuße, daß sich der Verfasser darin für berufen hält — gegen seine sonstige Manier —, den Segen der Bildung zu bezweifeln und die „Rückkehr zur Natur" als

das Arcanum für „die im Genußtaumel hinrasende und siechende Menschheit" mit großem Pathos zu proclamiren. Solche antiquirte Phrasen verdienen eigentlich keine Entgegnung. Nur dies möchten wir Rosegger zu bedenken geben: Abgesehen davon daß es in einem Entwickelungsgange nie eine unmittelbare Rückkehr gibt, so kann überhaupt jenen Uebeln, von denen Rosegger die Menschheit behaftet sieht, nur die Erkenntniß des Gesetzes steuern und dann die bewußte Unterwerfung unter das Gesetz, das eben die ideal gefaßte Natur ist. Der Weg dahin führt durch die Reflexion, die Entzweiung, daher ist auch der heutige Zustand der Menschheit ein nothwendig bedingter, und es gilt, nicht zu klagen, sondern rüstig zu arbeiten, dieses Uebergangsstadium rascher zu durchschreiten. Und nur wer sich ganz in das Gedankenleben der Zeit getaucht und aus seiner Tiefe heraus weiter schafft, wird die Menschheit einen Schritt zu ihrem Ziele zu fördern vermögen.

Schließlich sei noch in kurzem des Buchs von Rosegger „Wanderleben" (Nr. 3) gedacht. Man wird dasselbe von dem Vorwurfe der Flüchtigkeit und Beiläufigkeit nicht freisprechen können. So sind namentlich einige Urtheile über norddeutsches Wesen von einer Oberflächlichkeit der Auffassung, wie sie kaum von dem flachsten Feuilletontouristen überboten werden kann. Man lese z. B. die Charakteristik Berlins. Die werthvollen Theile des Buchs heben da an, wo die „Reise durch Mitteleuropa" überstanden und wir den Dichter wieder auf seinen „Wanderungen in den Alpen" begleiten. Natur und Menschen sind ihm da wieder vertraut, und da das Fremde überwunden, findet er sich bald im sichern Besitze seiner liebenswürdigen Vorzüge.

Alles in allem dürfen wir wol behaupten, daß Rosegger's Streben und Schaffen bisher sich in aufsteigender Linie bewegt. Er besitzt kräftige Gestaltungsfähigkeit, der Pulsschlag der Leidenschaft ist ihm nicht fremd, er hat ein scharfes Auge für die Schönheit der Natur und ein warmes Gemüth für die Feier derselben. Mag er sich nur nicht durch marktschreierische, aber hohle Schlagwörter davon abwendig machen lassen, den Segen der Cultur zu feiern, wie er es auch bisher in seinen besten Productionen gethan. So beschränkt der Boden sein mag, auf dem seine dichterische Individualität heimisch ist, er darf dann noch schöner Erfolge sicher sein.

Nicht im blumenhaften Stilleben, im energischen Ergreifen des Lebens, in der Hingabe an das Leid und die Lust der Gegenwart, in der Feier ihrer Ideen wächst die Dichtung zu jener Größe empor, die ihr statt eines Ephemeridendaseins die Zukunft verbürgt. Mag auch Rosegger mehr und mehr, soweit es seine Kraft erlaubt, in diesem Sinne arbeiten.

Hubert Janitschek.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eduard und **Otto Devrient** geben einen „**Deutschen Bühnen- und Familien-Shakspeare**" heraus (Leipzig, Weber) von welchem der erste Band vorliegt. Er soll einen Shakspeare-Text bringen, welcher für die Bedürfnisse des deutschen Theaters, für das unmittelbare Verständniß von der Bühne herab berechnet ist und außerdem berechtigten Anstoß für unsere Frauen und unsere Jugend beseitigt. „Die Aufgabe stößt", wie die Herausgeber in dem Prospect sagen, „auf große Bedenken. Bei dem Unterschied von Zeit und Sitte, bei der uns ganz fern gerückten Beschaffenheit der Bühne, in deren Zwang Shakspeare willig seine Dramen fügte, wird oft eine nicht unerhebliche Umgestaltung der Rede- und Scenenformen erforderlich, um den scenischen Verlauf den gereiftern, modernen Bühnenformen innerlich und äußerlich anzupassen.

„Wenn Schröder's erste Versuche sehr gewaltsam verfahren mußten, um den fremden Dichter auf der deutschen Bühne Fuß fassen zu lassen, so drohten Tieck's Bemühungen: die volle Integrität des Originals durchzusetzen, das Publikum dem großen Meister wiederum zu entfremden. Zwischen beiden Extremen das rechte Verfahren zu finden, ist nun seitdem das Bestreben manches eifrigen Literaten, manches wohlmeinenden Regisseurs gewesen, ohne daß solche vereinzelte Vorschläge zu dem angestrebten Ziele einer Uebereinstimmung geführt hätten. Die zumeist bekannt gewordenen Zurichtungen Shakspeare'scher Werke, durch den persönlichen Vortheil berühmter Gastspieler dictirt, haben Allgemeingültigkeit nicht erlangen können, und Shakspeare's deutsche Bühnengestalt ist immer noch ein zerflatterndes Phänomen. Kaum möchten sich zwei bis drei deutsche Bühnen finden lassen, deren Regiebücher Shakspeare'scher Dramen übereinstimmen.

„Wenn wir nun hier in unserm «Deutschen Bühnen- und Familien-Shakspeare» mit einer Reihe von Bühneneinrichtungen der bedeutendsten Stücke vor die Oeffentlichkeit treten, so geschieht dies keineswegs mit der anmaßenden Zuversicht, alle Fehler der frühern Einrichtungen vermieden und jeder Anforderung genügt zu haben, sondern weil Zeit und Umstände mit ihren praktischen Erfahrungen nicht so bald andere Einrichtungen begünstigen werden wie diese; weil unser Unternehmen Decennien hindurch studirt und praktisch durchgeprüft worden ist, und weil wir so der deutschen Theaterwelt eine ansehnliche Reihe von Scenirungen anbieten können, die sich in dauernder Bühnenwirkung von Jahren zu Jahren bewährt haben; in Uebersetzungen, welche — mit den neuesten Forschungen über den Urtext Schritt haltend — vornehmlich auf den dramatischen, unmittelbar verständlichen Ausdruck zielen; in Abkürzungen, wie irgend die Pietät für den Dichter sie zuläßt und die beabsichtigte Wirkung seines Geistes auf das moderne Publikum sie erfordert.

„Um den Zweck zu fördern: die Aufführungen Shakspeare's auf den deutschen Bühnen einer Uebereinstimmung zu nähern, verzichten die Herausgeber auf jede Honorarforderung für das Aufführungsrecht und ertheilen dasselbe jedem Besitzer des gedruckten Stücks.

„Auch der Familie verheißt diese Herausgabe des Bühnentextes den längst begehrten Nutzen. Der Text, welcher bei unserm so gemischten Theaterpublikum allen berechtigten Anstoß vermeidet, kann ungeprüft jedem Alter und Geschlechte zum Lesen überlassen werden: zum Gebrauch bei Vorlesungen, auch mit vertheilten Rollen, den Schulen, neben den deutschen Classikern; dazu werden die anschaulichen scenischen Angaben den Eindruck des Lesens um so lebendiger machen."

Das Werk soll 16 Stücke in freier Folge und in sechs Bänden enthalten; nicht mit aufgenommen werden viele Lustspiele des britischen Dichters.

— Von den „**Wissenschaftlichen Monatsblättern**", herausgegeben von Dr. **Karl Hopf** und Dr. **Oskar Schade**, Professoren der Universität Königsberg, liegen uns die drei ersten Nummern des ersten Jahrgangs vor (Königsberg, Akademische Buchhandlung, 1873). Die Herausgeber, welche auf dem

wissenschaftlichen Vorposten des deutschen Geistes im Osten sich befinden, sagen in ihrem „Prospect“:

„Der Zweck dieses Unternehmens ist, den wissenschaftlich Gebildeten Gelegenheit zu bieten, sich über die wichtigsten Erscheinungen der Literatur in und außerhalb Deutschlands auf eine gründliche und bequeme Art zu unterrichten. Die «Wissenschaftlichen Monatsblätter» sollen daher zunächst objectiv gehaltene Besprechungen hervorragender und interessanter Novitäten bringen, und ist es uns gelungen, eine Anzahl tüchtiger Fachgelehrter hier wie auswärts als Mitarbeiter zu gewinnen. Ferner sollen wissenschaftliche Zeitfragen erörtert und Ereignisse aus der Gelehrtenwelt mitgetheilt werden.

„Die «Wissenschaftlichen Monatsblätter» wollen andern derartigen Unternehmungen, die, zum Theil viel umfangreicher, seit Jahren aufs segensreichste wirken, durchaus keine Concurrenz machen oder dieselben gar verdrängen. Nichts liegt ihnen ferner als eine solche Absicht.

„Es hat sich längst hier am Orte und in dieser an der äußersten Peripherie germanischer Cultur liegenden Gegend das Bedürfniß fühlbar gemacht, die hier vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte mehr zu vereinigen, in Bewegung zu setzen und mit auswärtigen Kräften in Berührung zu bringen, als es bis jetzt geschehen ist; es wird dies in einer durchaus unparteiischen Weise geschehen. Cliquenwirthschaft ist den Herausgebern tödlich verhaßt; sie wird hier nicht gepflegt werden.“

Die vorliegenden Nummern beweisen die Vielseitigkeit der Zeitschrift, indem sie den verschiedensten wissenschaftlichen Bestrebungen kritisch gerecht zu werden sucht; die Besprechung der schönen Literatur ist ausgeschlossen.

— Einer neuen, in erster Linie den Interessen des Handels dienenden Zeitschrift müssen wir hier deshalb gedenken, weil sie auch ein der schönen Literatur gewidmetes Feuilleton besitzt. Es ist das der „Westdeutsche Merkur“, der in Minden erscheint und von Wilibald Sfett redigirt wird. In ihrem fachwissenschaftlichen Theil tritt dies Blatt für die vier Cardinalpunkte des internationalen Verkehrs und der Staatsökonomie ein, für die Entwickelung des Handelsrechts, den freien Handel, die freie Bewegung des Kapitals und den richtigen Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit; Wilibald Sfett ist Verfasser des Romans „Jedem das Seine“ und einiger, während des letzten Kriegs erschienener Gedichte, welche im Verein mit Gedichten von Geibel, Redwitz, Hesekiel und Willy Böhm für die große Siegscantate in der Aula des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Berlin am 20. März 1871 benutzt wurden. So ist der Zusammenhang zwischen dem neuen Blatt und der Literatur ein frischer und lebhafter.

— Auf unserm Büchertisch befinden sich: Walter Rogge: „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart“, dritter Band; Albert Linel: „Das neue deutsche Kaiserreich, seine Entwickelung, Ziele und Culturbedeutung“, Bd. 1; Heinrich Maurus: „Ueber die Freiheit in der Volkswirthschaft“; Karl Marx: „Das Kapital“, zweite Auflage, fünfte bis neunte Lieferung; „Heinrich IV. und Philipp III.“ von Martin Philippson, zweiter Theil; W. H. Riehl: „Culturstudien aus drei Jahrhunderten“, vierte Ausgabe; Emil Friedberg: „Johannes Baptista Baltzer“; Theodor Keim: „Geschichte Jesu“, dritte Bearbeitung; Karl Frenzel: „Lucifer, Roman aus der Napoleonischen Zeit“; Dranmor's „Gesammelte Dichtungen“; Wilhelm Jensen: „Die Namenlosen“; Franz von Remmersdorf: „Ritter unserer Zeit“; „Nordische Nachtstücke“, drei Novellen aus dem Russischen von H. von Lankenau; „Deutscher Novellenschatz“ von Paul Heyse und Heinrich Kurz, zweite Serie, sechster Band; H. C. Andersen: „Der Improvisator“, Volksausgabe; H. C. Andersen: „Nur ein Geiger“, vierte Auflage; Wilhelm Jensen: „Lieder aus Frankreich“, zweite Auflage; Karl Oskar Teuber: „Ulrich von Hutten, ein dramatisches Gemälde“; Villamaria: „Manon“; „Gedichte“ von Felix Dahn, zweite Sammlung, erste Abtheilung; Rosa Warrens: „Gedichte.

Ausländische Literatur.

M. A. Mézières hat frühern Veröffentlichungen über Goethe eine neue Schrift: „W. Goethe, les œuvres expliquées par la vie, dernières années“ (Paris, Didier) folgen lassen, den Abschluß seiner Goethe-Studien, in welchem er seiner frühern Methode treu bleibt, jede Dichtung Goethe's aus seinem Leben zu erklären. Diese kritisch-psychologischen Studien führt Mézières bis zum Tode des Dichters fort.

— Madame Valentine de Lamartine hat „Poésies inédites de *Lamartine*“ herausgegeben (Paris, Hachette, mit einer Vorrede von Laplade und mit einem Porträt des Verfassers). Die Sammlung enthält zwei Tragödienversuche von 1813, eine „Médée“ und ein „Zoraide“, den Plan zu einer großen religiösen Epopöe „Les visions“, welche den ganzen Kreis der menschlichen Entwickelung umfassen sollte und von welcher die veröffentlichten Dichtungen „Jocelyn“ und „La chute d'un ange“ zwei Episoden sind. Ein Fragment des Cyklus „Le Chevalier“ ist reich an beschreibenden Schönheiten.

— Hepworth Dixon begibt sich nach Amerika, um dort Vorlesungen über die spanische Republik und das neue Deutsche Reich zu halten.

— Eine der interessantesten Correspondenzen, welche der verstorbene John Stuart Mill führte, war ein Briefwechsel in französischer Sprache mit Comte über die Frauen, von deren Begabung Mill bekanntlich eine sehr hohe Meinung hatte, während Comte ihnen nur einen raschen Scharfblick als höchste Leistungsfähigkeit zugestehen wollte.

— Ernest Renan hat seiner „Histoire des origines du christianisme“ einen neuen Band hinzugefügt: „L'Antechrist“ (Paris, Michel Levy), welcher ein Gemälde der letzten zwölf Jahre zwischen der Ankunft des heiligen Paulus in Rom und dem Ausbruch der jüdischen Revolution (61—73) und eine höchst lebendige Schilderung der schrecklichen Neronischen Zeit enthält. Wie von den frühern Bänden, erscheint auch hiervon eine autorisirte deutsche Uebersetzung bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliographie.

In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches in Liedern. 6te Aufl. Berlin, Guttentag. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pejacsevich, G. J. N., Das Papstthum und der Rechtsstaat. Aus civilisatorischem Gesichtspunkte beurtheilt. Pest, Lampel. Hoch 4. 1 Thlr.

Pitawall, E., Rozsa Sándor. Roman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 4 Ngr.

Praetorius, F., Neue Beiträge zur Erklärung der himjarischen Inschriften. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Ranke, F., Die großen Jahre 1870 und 1871 dem deutschen Volke und seiner Jugend ins Gedächtniß gerufen. Gekrönte Preisschrift. Nördlingen, Beck. 8. 2½ Ngr.

Richter, G., Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter von der Begründung des fränkischen Reichs bis zum Untergang der Hohenstaufen. Mit fortlaufenden Quellenauszügen und Literaturangaben. Ein Hülfsbuch für Geschichtslehrer an höheren Unterrichtsanstalten und Studirende. 1ste Abth. Annalen des fränkischen Reichs im Zeitalter der Merovinger. Vom ersten Auftreten der Franken bis zur Krönung Pippins. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Rosberg, M., Ein Blick auf die weltgeschichtliche Bedeutung Rußlands. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 4 Ngr.

Scriba, J. v., Die Operationen der Hannoveraner und Preußen und die Schlacht bei Langensalza im Juni 1866. Vorträge. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwarz, W., Aus Sommertagen. Gesammelte Novellen. 4ter Bd. Breslau, Hoffmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schenk, A., Stellung und Pflicht des Klerus gegenüber der Kirchenmusik. Bozen, Promberger. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Stoehr, H. A., Allgemeines deutsches Vereins-Handbuch. Statistisches Repertorium der gelehrten Gesellschaften und wissenschaftlich-gemeinnützigen Vereine der Staaten des dermaligen deutschen Reiches, des oesterreichisch-ungarischen Reiches und der Schweiz. Herausgegeben vom freien deutschen Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a/M. 1ster Thl. Dermaliges deutsches Reich. Frankfurt a/M. Lex.-8. 3 Thlr.

Swoboda, J., Historisch-dogmatische Erörterungen praktischer Rechtsfälle aus allen Gebieten der Justizpflege. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Uhlich, L., Land und Leute. Letzte Winter-Abendvorträge mit eingelegten Dichtungen, als Manuscript hinterlassen. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 20 Ngr.

Wilken, E., Ueber die kritische Behandlung der geistlichen Spiele. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 10. Juli 1873.

E. Reich's Schriften zur Gesundheitslehre.

Der Berichterstatter ist nur selten in der Lage und berechtigt, neu erschienene Bücher dem Publikum als Arbeitsleistungen vorzustellen, die eines Forschers gesammtes Denken und Fühlen, seinen ganzen geistigen und körperlichen Menschen vollkommen in sich repräsentiren. Die Poeten sagen es gern von sich und manche vielleicht mit gerechtem Anspruch auf Glaubwürdigkeit, daß durch ihre Poesien ihr Herzblut rinne und daß sie das Beste, was an und in ihnen sei, in ihren Versen dem Leser darböten. Der Anthropologe und Philanthrop, auf den wir heute die Aufmerksamkeit lenken wollen, liefert uns den Beweis, daß aus demselben Grunde wie der Poet auch Schriftsteller in kühler Prosa, Arbeiter in sogenannten unpoetischen Stoffen die Theilnahme, die Hingabe und den Dank der Lesewelt verdienen.

Seit schon anderthalb Decennien ist Reich wiederholt mit größern und kleinern selbständigen Werken aus dem Gebiete der Anthropologie und Hygieine hervorgetreten, und dieselben haben stets nicht blos durch das unverkennbare Gepräge einer originellen und universellen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, sondern auch durch die Wärme, die Unmittelbarkeit, mit der die betreffenden Themata recht wie Herzensangelegenheiten besprochen werden, den Beifall der deutschen und der ausländischen Fachkritik errungen. Auch in d. Bl. haben seinerzeit unsere Berichte über Reich'sche Werke („Ueber Unsittlichkeit. Hygieinische und moralisch-politische Studien", Neuwied 1866; „Die Ursachen der moralischen und physischen Krankheiten", zweite Auflage, Leipzig 1867; „Medicinische Abhandlungen", Würzburg 1871), wie wir mit Freude erfahren haben, dankbare Leser gefunden, dankbar, weil sie in den angezeigten Werken unser Urtheil bestätigt und ihr Bedürfniß befriedigt fanden.

Aus den letzten Jahren liegen zwei neue Werke Reich's dem Berichterstatter vor:

1. System der Hygieine. Zwei Bände. Leipzig, Fr. Fleischer. 1870—71. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Der Mensch und die Seele. Studien zur physiologischen und philosophischen Anthropologie und zur Physik des täglichen Lebens. Berlin, Nicolai. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Beide Werke sind nicht blos für den Fachgelehrten geschrieben, sondern für den edeldenkenden und edelstrebenden Theil der gebildeten Welt, hoffentlich also für einen sehr ausgedehnten Leserkreis! Im Vorwort zu dem „System der Hygieine" charakterisirt der Verfasser das Publikum, auf das er rechnete, selbst mit folgenden Worten, die wir zur Beherzigung aller hier wörtlich wiedergeben:

> Für wen schreibe ich? Für Aerzte? Für Erzieher? Für Anthropologen? Oder ausschließlich für Hygieiniker? — Für alle, die Lust haben, meine Schriften zu lesen; die ehrlich sind und das allgemeine Beste wollen; die Verständniß genug für die Wissenschaft und die höchsten Interessen des Lebens haben; deren Herz des Aufschwungs und deren Kopf eines correcten Gedankens fähig ist. Ob sie Hygieiniker, Aerzte, Erzieher, Anthropologen, Moralisten oder was immer sind, gilt mir gleich, da ich durch die von dem beschränkten Fachmenschenthum gezogenen Grenzen und Rubriken nicht mich beirren lasse.

Reich hätte noch an einen ganz speciellen Theil unsers und jedes Culturvolks sich mit seiner Apostrophe wenden, ihm seine Werke vorzugsweise ans Herz und an das Gewissen legen sollen. Er hat es nicht gethan, vielleicht aus Bescheidenheit. An seiner Statt wollen wir seine obengenannten fünf Bücher den Staatsmännern und allen Abgeordneten zu unsern Land- und Reichstagen zur Lektüre und dann auch zu gelegentlichem Nachschlagen und Nachlesen, zum Aufstellen in der Reichstagsbibliothek dringend empfohlen haben. Denn daß auch Reich an dieses Contingent des gebildeten Publikums, auf dem zumal eine Verantwortung allerschwerster Art lastet, gedacht

habe, wird durch die nachfolgende Stelle desselben Vorworts bewiesen:

Der Aufenthalt in Republiken und Monarchien, umfassendes Studium der Socialwissenschaft, der Anthropologie und Geschichte und genaue Beobachtung des Lebens aller Schichten der Gesellschaft haben allmählich Ueberzeugungen in mir ausgebildet, welche das Heil der Menschen nicht in dieser oder jener Staatsform, sondern nur in der Harmonie von Tugend und Glückseligkeit mich erkennen lassen. Diese Harmonie ist in jedem Staate möglich, an dessen Spitze ehrliche Männer stehen, dessen Bürger ehrliche Leute sind. Keine Staatsform ist an sich widernatürlich; eine jede entspricht dem augenblicklichen Zustande des Volks, von dem sie angenommen wurde. Und unter den Staatsformen ist keine, die nicht mit der Hygieine sich vereinbaren ließe, wenn die Regierenden und die Regierten nicht lediglich aus Lumpengesindel bestehen. Mir gilt das Menschenwohl höher als das Interesse irgendeiner Partei; darum verwerfe ich für die Förderung dieses Wohls alle Parteiumtriebe, ja ich betrachte dieselben geradezu als ein Hemmniß der Tugend und Glückseligkeit.

In dem Vorwort zum zweiten Bande der „Hygieine" kommt Reich auch auf anderweitige Hemmnisse dieser Disciplin, von deren Ausbildung und Anwendung er die Begründung menschlicher Tugend und Glückseligkeit erwartet, zu sprechen: er erwähnt die untergeordnete, oft traurige Stellung der Gelehrten, das Martyrium der Philosophen, die Herrschaft des blasirten Geckenthums, der Herz- und Gemüthlosigkeit in der Gegenwart, und fährt fort:

In der Hygieine, wie anderswo auch, geht nicht Probiren über Studiren, sondern es darf nicht allein probirt, es muß auch sehr viel studirt werden. Diese Wahrheit mögen besonders die ungelehrten Hygieiniker beherzigen, damit sie der Meinung sich entschlagen, als könne man nur durch die chemische Analyse oder durch Erfindung einer neuen Schulbank die Hygieine fördern. Die Hygieine wird gefördert durch Studium und durch Forschung; jenes ist aber gerade so unauslässlich als diese. An der Mehrzahl der medicinischen Facultäten Deutschlands scheint alles und jedes Verständniß für die Gesammthygieine, ja überhaupt für die Hygieine zu fehlen, auch jedes Interesse für Dinge, die außerhalb des Bereichs der Erhaschung von Thatsachen liegen. In medicinischen Gesellschaften, physiologischen Vereinen u. s. w. dreht sich die Unterhaltung meistens nur um Thatsachen, oft der unbedeutendsten und nebensächlichsten Art; geniale Erfassung des Ganzen, fruchtbare Gelehrsamkeit, wahrhaft philosophische Betrachtung des Einzelnen, sie sind wie durch einen Fluch gebannt; man treibt die Einseitigkeit, Kleinlichkeit und Gedankenlosigkeit, die nutzlose Spielerei und das Schwatzen in das Blaue zuweilen bis zum Aeußersten. Sie verachten die Gelehrsamkeit, weil sie selbst keine besitzen; sie verachten die Philosophie, den einzig wahren Leitstern im Wirrsale der Zeit, weil sie kein Verständniß derselben haben; sie verachten die Hygieine, weil sie deren Inhalt nicht kennen.

In Deutschland wird alles zum Handwerk; der Chemiker glaubt, er habe die Chemie, der Philosophieprofessor glaubt, er habe die Philosophie ausschließlich gepachtet. Diesem Unwesen trete ich überall mit schweren Kanonen entgegen, und ich strebe danach, daß das heilige Band der Eintracht alle Weisen umschlinge und daß die Einheit der Wissenschaft überall erkannt werde. Leider kommt Gelehrsamkeit in der edeln Wortbedeutung immer mehr aus der Mode und macht der Routine Platz. Dies ist ein schlimmes Zeichen des Verfalls, und spornt zu doppeltem Aufgebote aller Kräfte an. Die Routine ist die geschworene Feindin aller Wissenschaft, aller Philosophie, aller Wohlfahrt; sie arbeitet der Herrschaft des Soldaten und des Kaufmanns in die Hände; sie muß bekämpft werden unablässig, sie muß besiegt werden durch die Erhebung des Geistes und durch Aufschwung des Herzens. Da sie mit dem blasirten Geckenthume ursächlich zusammenhängt und mit diesem Scheusal lebt und stirbt, so müssen alle wahren Priester der Minerva und Hygieine auch dem Geckenthum den Krieg erklären und durch das erhabene Beispiel eines philosophischen Lebens die Welt neu gestalten.

Erschöpft hat der Verfasser damit das Kapitel von den Schwierigkeiten der öffentlichen Hygieine nicht, aber er kommt an verschiedenen Stellen seiner Werke auf dieselbe zurück und beleuchtet sie stets mit demselben Ernste und derselben hohen sittlichen Entrüstung, nicht verschlossen der Ansicht, daß in sehr vielen Fällen weniger die Institute und Instructionen als deren Verwaltung und Handhabung anzuklagen sind. Wir haben Reich aber gern selbst länger das Wort gegönnt, um einmal auch unsere Leser die Schneide und den Schwung seines Schwertes, welches eben das „Wort" ist, erkennen zu lassen. Reich ist ein für die Heiligkeit seiner Sache aufrichtig erglühter und kampf- und opferbereiter Recke, kein Coulissenheld in Pappstiefeln, dem vor allen andern Dingen die traditionellen Modefloskeln und tausenderlei Rücksichten heilig sind.

In verschiedenen seiner Werke hat Reich neue Thatsachen niedergelegt, und in dem „System der Hygieine" findet der Leser deren nicht in kleinster Zahl. Wichtiger für uns und charakteristisch für ihn ist die sich stets gleichbleibende Erhabenheit seines Standpunktes, auf den er nicht als Versucher, sondern als freundlicher Mentor auch seine Hörer zu führen liebt, um ihnen die Dinge dieser Welt und besonders die bisherigen Menschenwerke in ungewohnter und mächtiger Perspective zu zeigen und um auch den bisher Gleichgültigen die Aufgaben ahnen zu lassen, welche die Menschheit sich zu stellen hat und stellt, ja mit deren Lösung schon die jetzt lebende Generation sich beschäftigt.

Wer Reich Vorwürfe machen will — und er hat alles Zeug dazu, um unter den Personen, deren gleißnerische Maske ihr eigenes schlechtes Gewissen doch nicht täuscht, sich Gegner zu schaffen —, wer ihn, den Lästigen, beiseite decretiren will, nennt ihn einfach einen Idealisten, einen Schwärmer, und er sagt selbst, daß er den Götzendienern des Mammon gern als unheilbarer Schwärmer gelten will. Greifen wir ohne viel Wahl ein verfängliches Kapitel heraus, um selbst aufzuzeigen, in welchem Grade er diesen Vorwurf verdient. Ueber die Moral („Der Mensch und die Seele", §. 311) spricht er sich folgendermaßen aus:

Jede Politik, welche der Menschheit wahren Nutzen bringen soll, muß auf die Identität der Staats- und Privatmoral sich gründen, andererseits Gesundheit, Wohlfahrt und Glückseligkeit der Menschen bezwecken. Ist die Staatsmoral von der Privatmoral verschieden und nehmen die Leiter der Politik anstatt jener höhern gemeine und selbstsüchtige Interessen wahr, dann ist die ganze Politik abscheulich, für die Menschheit eine Schädlichkeit, ein Gift. Unter dem Einflusse einer solchen falschen Politik gerathen die Menschen auf unheilvolle Abwege, die gesellschaftlichen Zustände gestalten sich krankhaft, die wahren gemeinsamen Interessen werden nicht erkannt, und es erblickt ein System der Niederträchtigkeit, der gegenseitigen Zerfleischung das Licht des Tags. Es kann nur Eine Moral geben: die Moral des Staats darf keine andere sein als die Moral des einzelnen.

Das Gesagte möge zur Charakteristik unsers Autors und seiner bahnbrechenden Arbeiten im allgemeinen genügen. Begeben wir uns auf das Gebiet der Details, so begegnen wir einer formalen Eigenthümlichkeit, die ihn

vor der Mehrzahl seiner Collegen wahrhaft auszeichnet. Wir wollen nicht seine seltene gelehrte Belesenheit in erster Stelle rühmen, durch die er sich zum Miteigenthümer der edelsten Schätze unserer großen Bibliotheken gemacht und für alle die Plätze der Welt sein Heimatrecht documentirt hat, an denen Wissen und Humanität ihre Wohnstätten aufgeschlagen haben. Er mag in dieser Hinsicht unter den unproductiven Maulwürfen der Gelehrsamkeit seine Nebenbuhler haben. Aber unter den producirenden Gelehrten thun es ihm wenige in der Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit gleich, mit denen er bei allen Aussprüchen, die nicht die Kinder seines eigenen Forschens und Fühlens sind, auf die ersten Quellen zurückgeht und mit philologisch ängstlicher Genauigkeit Autor für Autor und Stelle für Stelle citirt, die er zur Aufrechthaltung seiner Thesen ausfindig gemacht, geprüft und als probehaltiges Edelmetall erkannt hat. Keine Literatur irgendeines Culturvolks alter und neuer Zeit ist ihm fremd oder gleichgültig; überall sehen wir ihn, als gäbe es auf Erden keine persönlichen Zwecke, mit dem Grubenlichte seines Geistes, mit wahrhaft frommem Herzen und mit nimmer müden Augen suchen, mit nimmer müden Händen schaffen und fördern und an das Licht stellen, und allezeit so, daß es für das behandelte Thema zur vollsten Wirkung gelangt und dem Leser den doppelten Vortheil gewährt, die ipsissima verba der berühmtesten Autoritäten zur richtigen Zeit zu vernehmen und doch mit deren mühseligem Aufsuchen keine Zeit zu verlieren. Je mehr die Neuzeit die Hygieine in ihr altes, von Hippokrates ihr schon angewiesenes Recht, das ein eigentliches und unbestreitbares Naturrecht ist, wiedereinsetzt, um so mehr muß ein Autor wie Reich willkommen sein, der das freie Forschen mit den so vielfach verborgenen Schätzen der Wissenschaft vermittelt und dem aufrichtig und nicht in einseitiger Verbissenheit Arbeitenden nachweist, wo er auf taubes Gestein schürft, wo andererseits seiner Mühe sicherer Lohn versprochen wird.

Dankbar müssen wir deshalb dem Verfasser sein, daß er außer dem sachlichen auch dem historischen Interesse gerecht werden will und nunmehr mit einer „Geschichte und Literatur der Hygieine" sich beschäftigt. Ein solches Werk bezeichnet er mit Fug und Recht als eine Nothwendigkeit, weil die hygieinische Geschichte und Literatur, wie schon ein flüchtiger Blick in die betreffenden neuesten Erscheinungen lehrt, selbst den Geschichtsforschern der Philosophie, Medicin und Socialwissenschaft zu großem Theile unbekannt ist, geschweige denn den Professoren und Praktikern der Gesundheitspolizei und Staatsarzneikunde. Die Professoren der Medicin pflegen die Literatur der Hygieine nur ganz ausnahmsweise und selbst da nur theilweise zu kennen; darum verachten sie auch die Hygieine.

Irren wir nicht, so wird Reich seine eifrigsten und dankbarsten Leser nicht unter den Professoren, sondern unter den Praktikern der Staatsarzneikunde, also unter den jüngern Physikern und denjenigen Aerzten finden, die sich weniger die praktische Routine am Krankenbette und die Lorbern zweifelhaften Werthes auf der Jagd nach Praxis zum Ziele setzen, als Prophylaxis, die Kunst, Krankheiten zu verhüten. Für diese Herren, aus denen die Offiziere der Gesundheitsämter des neuen Deutschen Reichs sich rekrutiren werden, hat Reich geschrieben und ihnen seine Werke optima fide empfohlen.

Die Vorreden und Einleitungen der beiden Bände des Systems bilden gewissermaßen ein vielfach polemisches Werk für sich, eine Apostrophe an die Gegenwart, auf die wir nicht von neuem zurückzukommen brauchen. Wir wollen dagegen den Inhalt des Werks selbst kurz skizziren, um anzudeuten, was der Leser zu erwarten hat. Erörterungen der Einzelheiten würden uns an dieser Stelle zu weit führen und ein neues eigenes Buch fordern.

Das gesammte Material bringt Reich in vier große Gruppen, die an sich schon erkennen lassen, wie sehr er sich von der Mehrzahl unserer modernen Hygieiniker entfernt, die nur Einzelheiten herauszugreifen und ihnen das ganze Gewicht beizulegen, auf die wichtigen höhern Gesichtspunkte aber nur mit einer unverzeihlichen, aber erklärlichen Scheu hinzuweisen pflegen. Reich behandelt in dem ersten Bande die moralische und die sociale, in dem zweiten die diätetische und polizeiliche Hygieine; er verbreitet sich in dem ersten Hauptkapitel ebenso eingehend und klarlegend über die moralischen Handlungen, die Leidenschaften, das geistige Leben, Erziehung, Religion und Sittlichkeit, wie in dem Kapitel der socialen Hygieine über Bevölkerung, Ehe, Arbeit und Elend, indem er überall mit gründlicher Gewissenhaftigkeit sein Thema von allen Seiten betrachtet, die besten Schriftsteller und Gesetzgeber sprechen läßt und in den letzten Paragraphen nicht blos die Quellen und Wirkungen des Elends, sondern auch seine Formen entwickelt und die Lehre von den Aufgaben anknüpft, die sich die Barmherzigkeit stellt und stellen soll. Aus diesen Betrachtungen heben wir den für Reich's Gesammtstreben charakteristischen Schlußpassus hervor:

Wir betrachten neben der Barmherzigkeit die Association als das Mittel zur Tilgung des Elends und zur Erhaltung der socialen Gesundheit. Association leitet zur Selbsthülfe; aber ohne daß der Elende durch Barmherzigkeit dem unheilvollen Kreise entriffen wird, ist Association nicht möglich. Die Gegenwart hat das Wort Association auf ihre Fahne geschrieben; aber sie verschließt sich der Barmherzigkeit. Darum ist sie einseitig und ihre Bemühungen haben nicht den erwünschten Erfolg. Von der Barmherzigkeit zur Association; von der Association zur Selbsthülfe; von der Selbsthülfe zur Gesundheit und Glückseligkeit; von der Gesundheit und Glückseligkeit zur Tugend — dies ist der Weg, den wir betreten müssen, um die letzten und höchsten Ziele des gesitteten Daseins zu erreichen.

Im zweiten Bande werden in der diätetischen Hygieine nacheinander behandelt die Nahrung, die Hautpflege, die Gymnastik, die Sinne (Schlaf und Fortpflanzung), die Wohnung, das Klima; dann in der polizeilichen Hygieine das Amt der Gesundheit und das Gesetz der Gesundheit.

Zum Schluß des Ganzen wendet sich Reich nochmals an unser aller Gewissen und ruft die nachfolgenden Worte uns zu, die nur für jene Minderzahl ohne Bedeutung sind, welche eben ihrer Gewissenlosigkeit sich sogar rühmen:

Die Hygieine erfordert Gemeingeist, freiwillige Erfüllung der Pflicht, Selbstverleugnung, also Tugend; sie erfordert Erkenntniß des ursächlichen Zusammenhangs, also Vernunft; sie

erfordert Liebe des Nächsten, Barmherzigkeit. Den Besitz erkennt die Hygieine an, jedoch nur in organischer Verbindung mit der Barmherzigkeit; sie will, daß ein jeder sein Haus habe, sorglos, sittlich, mäßig, naturentsprechend lebe, glückselig sei, und dem Mitbruder thätig helfe ein Haus zu haben, sorglos, sittlich, mäßig, naturentsprechend zu leben, glückselig zu sein. Die Hygieine erfordert Tugend und bringt Glückseligkeit; sie macht darum sittlich, weil Sittlichkeit das Product ist aus den Factoren der Tugend und Glückseligkeit. Es ist der Wunsch der Hygieine, daß die Welt des Geldes abgelöst werde durch die Welt der Liebe, daß künftig nicht Eigennutz der Handlungen Triebfeder sei, sondern nur Liebe. Es ist das Ziel der Hygieine, Krankheiten unmöglich, die Medicin überflüssig zu machen; sie feiert das Fest der Verklärung, wenn die Leiden geschwunden sind. Es ist der Inhalt der Hygieine das Reich des normalen Lebens, welches von dem Lichte der Vernunft erleuchtet, vom Feuer der Liebe erwärmt wird. Und dieses Reiches sollen alle theilhaftig werden, und keiner soll davon ausgeschlossen sein, keiner verloren gehen, keiner verachtet, in den Staub getreten, geknechtet sein.

Indem wir uns weiter zu dem zweiten größern Werke Reich's wenden: „Der Mensch und die Seele", bemerken wir vorweg, daß wir mit einer kürzlich erschienenen Kritik im „Literarischen Centralblatt" wenig einverstanden sind, nicht sowol weil sie über den Inhalt des Werks nur obenhin urtheilt, aber nicht berichtet, sondern weil sie das tadelt, was wir im großen und ganzen willkommen heißen und loben. Wir meinen den Reichthum sorgfältig verbürgter Citate aus den besten, wenigstens namhaftesten Autoren. Andere Schriftsteller lieben es, alles, was sie vorbringen, als ihre eigene Weisheit, als das Ergebniß ausschließlich ihres Forschens und Denkens, ihrer Erfahrung auszugeben. Beim besten Willen ist es da dem Leser nicht möglich, sich über den Entwickelungsgang der betreffenden Autoren eine richtige Vorstellung zu bilden, er lernt nur den einen Autor kennen und muß bon gré mal gré bald mit ihm einverstanden sein, bald mag er zweifeln und nach andern Büchern die Hand ausstrecken. Anders bei Reich. Bei ihm, dem überaus fleißigen und gewissenhaften Lehrer, erkennen wir sofort, wie er stets und überall die Schriftsteller gründlich studirt hat und sie selbst sprechen läßt. Jedem verbleibt sein geistiges Eigenthum rein und ganz, nicht umgestaltet und verquickt mit den Ideen eines oft genug unreifen Reproducenten. Wollte Reich auch so schreiben, er würde sich die Arbeit sicher erleichtern, denn wer einmal ein Buch oder nur einen Aufsatz geschrieben hat, weiß, daß nichts mehr belästigt und hemmt, als einen Autor genau zu citiren und stellenweise zu copiren.

Der andere Vorwurf, der Reich a. a. O. gemacht wird, ist ein sogenannter Ausfall auf einen „verdienten deutschen Gelehrten", auf Professor Kolbe. Weshalb den Namen nicht nennen? Verstehen wir diesen Ausfall aber richtig. Kolbe veröffentlichte 1870 eine Schrift über den Zustand der Chemie in Frankreich und wirft bei dieser Gelegenheit den westlichen Nachbarn Mangel an allgemeiner Bildung und wol auch ein wenig sogenannte Aufgeblasenheit vor. Ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht untersuchen. Wir Deutschen haben die Franzosen im Kriege glänzend besiegt, uns steht es deshalb nicht wohl an über den moralischen und intellectuellen Werth unserer frühern Gegner zu Gericht zu sitzen. Eduard Reich, der von Geburt kein Deutscher ist und international empfindet, setzt sich auf den freien Richterstuhl und — sympathisirt mit den Franzosen. Er nimmt die geschmähten französischen Chemiker in Schutz, ergeht sich dabei aber in Angriffen auf den hervorragenden deutschen Chemiker, die wir weder in Betreff ihres Inhalts noch ihrer Form billigen können. Wer richten will, schließt Reich seinen Ausfall, muß das Zeug dazu haben und selbst frei sein! Das ist richtig, nur fragt es sich, ob bei der Charakter- und Temperamentsbeurtheilung der Nationen der „cholerische, nachdenkliche" Czeche vollständig frei gewesen ist. Wie wir die betreffenden Paragraphen lesen, gilt Reich's Ausfall mehr dem deutschen Volke als dem einzelnen deutschen Professor. Sagt er doch geradezu:

> Unter allen Völkern der Gegenwart hat der Deutsche die höchste Meinung von sich selbst, die Titel und Ordenssucht der Deutschen ist weit größer als die anderer Völker, und nirgends wird der Mensch so sehr nach seinem äußern Range beurtheilt als in Deutschland; wo Barbarei in Deutschland vorkommt, nimmt sie entweder feine Formen an wie im Norden, oder sie nimmt rüpelhafte Formen an wie im Süden; in Nachahmung, Verleumdung, Neid, Verkleinerung leistet der Deutsche Großes, dürfte aber diese Eigenschaften in dem Maße ablegen, in welchem die Einigung und Borussificirung seines Vaterlandes vorwärts schreitet; die Deutschen haben fast gar keinen Gemeinsinn und sind nicht im Stande, für gemeinnützige Dinge im Geheimen Opfer zu bringen, große Ideen und Unternehmungen zu protegiren; sie überlassen dies ihren Herren, und diese — schicken das Geld in die Bank von England und lassen die Gelehrten, Künstler u. s. w. verhungern.

Obgleich oder vielmehr weil Stellen wie diese in allen Büchern Reich's sich sehr oft wiederholen, haben wir sie an diesem Platze wörtlich eingeschaltet und den Verfasser dadurch in die Lage gebracht, sich und seine Sympathien selbst zu kennzeichnen. Kann man gerechter sein? Wir sind Deutsche und deshalb vielleicht — parteiische Richter, aber wir gestehen offen, daß wir mit dem Urtheile Reich's nicht einverstanden sind. Aber wir wollen in eigener Sache nicht auftreten, wir ziehen es vor, abzuwarten und vielleicht zu sehen, daß Reich sein Urtheil selbst modificirt und präcisirt.

Daß Reich keineswegs, wie man ihm vorzuhalten Neigung gezeigt hat, wissenschaftlicher Champion der rothen Internationale ist, erkennen wir an vielfachen Herzensergüssen, welche zwischen philosophischen Untersuchungen eingeflochten sich finden:

> Der Begriff normalen menschlichen Bestehens — sagt er — ist organisch an den Begriff des Eigenthums geknüpft, der Mensch bedarf des Eigenthums, so wie die Schnecke ihres Hauses bedarf; darum muß das Eigenthum in der civilisirten Gesellschaft rechtlich geschützt sein. Unter dieser Voraussetzung befindet sich der Mensch im ungestörten Besitze seiner Güter, und nun sollen Erziehung und Bildung den richtigen Gebrauch des Besitzes ihm übermitteln, und die Autorität der Gesellschaft oder des Staats muß den Misbrauch des Genusses ebenso wie das Unrecht in der Erwerbung verhüten. Der richtige Gebrauch eigenen Gutes entwickelt erst die physischen und moralischen Besonderheiten der Menschen in einer der Wohlfahrt der Gesellschaft angemessenen Weise u. s. w.

Ueberall sind es die großen Probleme menschlicher Wohlfahrt, denen der Verfasser in seinen Untersuchungen sich ganz besonders und oft mit tief eingehender Ausführlichkeit zuwendet; überall läßt er die Autoren selbst

auftreten; überall beschäftigt er sich mit der Klage über die Schuld der Regierungen an den vorhandenen Misständen und beschuldigt in höherm Grade die Masse selbst. Wenn der Kritiker im „Literarischen Centralblatt" das Kapitel „Zur Psychologie" für zu kurz abgethan erklärt, so hat er wol nur die Einleitung angesehen und übersehen, daß auf das grundlegende Kapitel „Das Gehirn und das Nervensystem" sehr specielle Abhandlungen über das Bewußtsein, den Instinct, die Gefühle, Triebe, Leidenschaften, Gedanken, Vernunft und Genie, Sprache, Willen u. s. w. noch folgen und daß Rügen in Bezug auf Lückenhaftigkeit in der Besprechung dieser Materien unbegründet sind.

Wir unsererseits schätzen uns im Besitze dieses Werks recht glücklich und behaupten, daß es unter den Denkern und Forschern aller Nationen noch viele Freunde finden wird. Ebenso haben wir mit Befriedigung die ersten Bogen des sich diesem Werke eng anschließenden Schriftchens: „Die Kirche der Menschheit" (Neuwied, Heuser) gelesen; wir finden überall den Verfasser als Priester der höchsten, religiösen Ideen wieder, wie denn auch wol niemand seine Moral wird anfechten wollen; aber wir waren in unangenehmster Weise überrascht, als wir dann Details eines Cultus der Vernunftreligion lasen, die uns unwillkürlich an gewisse Vorgänge während der Französischen Revolution erinnerten, und vollends zum Schluß den Klingelbeutelparagraphen 119, der denn doch ganz dazuangethan ist, den Spott der Gegenwart heraus zufordern. Die ideale Kirche bedarf unsers Erachtens so wenig der Almosen wie der Embleme.

Hermann Schauenburg.

Neue Romane und Novellen des In- und Auslandes.

1. Verschmähte Liebe. Roman von T. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1872. 8. 2 Thlr.
2. Novellen von Ludwig Ziemssen. Berlin, Liebheit u. Thiesen. 1872. 8. 20 Ngr.
3. Erlebnisse und Gestaltungen. Novellen von Hans Koester. Zwei Bände. Berlin, Hoffmann. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Ein König Lear des Dorfes. Frühlingsfluten. Zwei Novellen von Iwan Turgénjew. Autorisirte Ausgabe. Mitau, Behre. 1873. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Neue Erzählungen nach Erckmann-Chatrian. Mit Vor- und Nachwort von Karl Braun (Wiesbaden). Berlin, Janke. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Der Seeoffizier. Historische Erzählung aus der Zeit Gustav III. Von H. von Trolle. Aus dem Schwedischen übersetzt und bearbeitet von Jenny Hirsch. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 3 Thlr.

Eine schwierige Aufgabe ist es für den kritisirenden Lootsen, die auf der hohen See endloser Production treibenden, mit immer neuen Romanen- und Novellengütern befrachteten literarischen Segler an den drohenden Untiefen des Miserfolgs vorbei in den windstillen Hafen einer zustimmenden Kritik zu steuern. Da wimmelt es auf der Rhede von den Flaggen aller Nationen; in dem ewig neutralen Fahrwasser der Kritik flattern die deutschen Farben neben den französischen, diese neben den englischen, diese neben den russischen oder schwedischen. Wir begeben uns an Bord der einzelnen Fahrzeuge, gewissenhaft das Amt des Lootsen auszuüben. Aber wie oft die vergeblichste Mühe! Die leichtern Segler vermögen der scharfen, schneidenden Brise kühler Beurtheilung nicht zu trotzen; die Ankertaue reißen und die Schiffe werden wiederum ins Ungewisse hinausgetrieben, um in dem öden, grauen Einerlei der flutenden Massenproduction unterschiedlos zu verschwinden. Die schweren, mehrbändigen Dreidecker dagegen haben oft einen zu großen Tiefgang, um sich in dem leichtern ästhetischen Strome, der sie aus der duldsam tragenden See in des Landes Mitte führen soll, ohne Fährlichkeit vorwärts bewegen zu können. Wie viel schwerwiegender Ballast müßte da erst über Bord fliegen, um in das Süßwasser kritischen Lobes ungehindert hineinzusteuern! Und wie viele Segler endlich, die in dem Hafen der öffentlichen Presse glücklich Anker geworfen, mit Freuden salutirt ihre glänzende Ladung gelöscht haben, vermögen darum doch nicht einen geeigneten Ankergrund in der launischen Theilnahme des Publikums zu finden! Und dennoch, trotz aller Gefahren herrscht die emsigste Thätigkeit auf den Werften der berufenen und unberufenen Autoren, von denen die meisten eine ganze Flotte vom Stapel laufen lassen. Unsere heutige Revue indeß darf im großen und ganzen viel Interessantes und Anmuthendes verzeichnen.

Der Roman von T. S. Braun: „Verschmähte Liebe" (Nr. 1) variirt aufs neue ein Lieblingsthema zeitgenössischer Autoren. Wie der Däne Lange in seiner Dichtung „Meer und Au", wie der Brite Russell in seinem Roman „Aus drei Welttheilen", so versucht auch Braun die seelischen Kämpfe, Leiden und Erregungen eines Jünglings zergliedernd zu schildern, dessen Kindheit schon durch die Sünde seiner des Vaters Lebensglück zerstörenden Mutter getrübt und vergiftet ward, der herangereift sich schmerzlich gezwungen sieht, den Stab über diejenige zu brechen, die ihm die erwärmende Sonne seiner Jugend hätte sein sollen, und der sich nun doch in selbstquälerischer Sehnsucht nach der Verschollenen verzehrt, in der vorahnenden Gewißheit, daß allein ein wenn noch so kurzes, alle Leiden der Vergangenheit hinwegtäuschendes Ruhen an der Brust der durch die unerbittliche Nemesis des Lebens geläuterten Mutter ihm den verlorenen Frieden der Seele zurückrufen könne. Wie bei Lange und Russell, so findet auch bei Braun der junge, reichbegabte, an des Daseins Lust verzweifelnde Steinfeld die Mutter wieder, freilich nur um aus dem letzten, versöhnenden Gruß der Sterbenden die tröstliche Hoffnung eines neuen Lebenslenzes zu schöpfen. Als edle, uneigennützige Vermittlerin zwischen Mutter und Sohn führt der Dichter die gedankenklare Erwina ein, die einst dem Vater Steinfeld's mit stiller, unerwiderter Liebe angehangen. Der Heiligenschein aller Tugend und alles aufopfernden Edelmuths, den die Dichtung um Erwina's Schläfe zieht, erhebt diese freilich auf ein hohes Piedestal leuchtender Idealität, von

dem sie als ein Wunder, an das man eben glauben muß, in die Wirklichkeit der Erzählung hinabsteigt, um in die verworrene Trübe des gemeinen Lebens ihren überirdischen Glanz hineinzutragen. Im Gegensatz zu Erwina ist ihr Schützling, die kluge, muntere und naive Lisbeth, mit um so realern Farben gezeichnet. Und als Gegenbild des zerrütteten Steinfeld ist der klare, besonnene Armin, der glückliche Nebenbuhler des Misanthropen, der die Hand der schönen Lisbeth gewinnt, eine lebensvolle, wohlthuend erquickliche Erscheinung.

Handlung und Ausdruck des Romans sind gleich schlicht und einfach. Ohne besondere, die Tiefen der Phantasie aufwühlende Verwickelungen fließen die Ereignisse in klarem Strome an dem Leser vorüber. Als anmuthige, lachende Inseln in diesem Strome, auf denen unser Auge gern verweilend ruht, sind die Kapitel zu bezeichnen, die den ebenso warm empfundenen wie in seinem Ausdruck klaren und sonnigen Briefwechsel Erwina's, Steinfeld's und Armin's enthalten. Auf diesen Inseln duften und blühen die Blumen des Gedankens am schönsten und reinsten. Es ist nichts in diesem Buche, was unsere Empfindung irgendwie verletzen könnte, aber immerhin auch nichts, was den Puls derselben zu begeistert erhöhtem Schlage zu erregen vermöchte.

Die Emanuel Geibel gewidmeten zwei Novellen von Ludwig Ziemssen (Nr. 2) sind sehr zu loben. Es ist das Gebiet der historischen Novelle, das der Dichter mit entschiedenem Glück betritt. Zwei Vorzüge der Darstellung mögen hier besonders betont werden. Einmal ist es dem Verfasser gelungen, die Sprödigkeit des geschichtlichen Materials in einer Weise zu bewältigen, daß nicht die „Geschichte" die Dichtung veranlaßt, sondern vielmehr der Dichter die „Geschichte" erfunden zu haben scheint: so einheitlich und abgerundet tritt uns die durchsichtige Composition dieser Novellen entgegen; sodann ist das historische Colorit durch eine anmuthige Schlichtheit und Anspruchslosigkeit des Ausdrucks, namentlich im Dialoge, gewahrt, eine Schlichtheit, die unser modernes Deutsch zu Gunsten der Charakteristik nicht gewaltsam verrenkt oder phantastisch aufbauscht, wie es z. B. in Gustav Freytag's „Ingo und Ingraban" bis zum Ueberdruß geschieht, sondern in Wortstellung, Satzbau und Wahl des Ausdrucks eine gewisse Geradheit und treue Offenherzigkeit der Rede zeigt, die in ihrer maßvollen Breite dem epischen Stil höchst angemessen erscheint. Ja wir haben bei der Lektüre, besonders der ersten Novelle das bestimmte Gefühl gehabt, daß es nur des leichten Umgusses der Prosa in eine epische Versform bedürfte, um diese Dichtung in ein wahrhaft künstlerisches Epos zu verwandeln.

In der ersten Erzählung „Bartolomäus von Brusehaver" entrollt uns Ziemssen ein Bild eines alten tüchtigen pommerschen Adelsgeschlechts aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Bartolomäus von Brusehaver hängt in treuer Liebe und Hingebung an dem Herzog Wartislav, seinem Herrn, den er am Hofe zu Wolgast persönlich kennen gelernt. Nach drei Jahren trifft er auf einer großen Wolfsjagd, die von dem Dichter meisterlich geschildert wird und sich zu dramatischem Leben entfaltet, im greifenhagener Revier wieder mit dem Herzoge zusammen. Wartislav wird indeß von Jasper von Appenborch, der sich einst vergebens um die schöne Katharina von Huxhol, Brusehaver's hochgesinnte Gemahlin, beworben, aus Haß und Rache feindselig bethört und in dem Wahne bestärkt, daß Bartolomäus verrätherischerweise die Festung Garz den Feinden des Herzogs in die Hände gespielt habe und es mit den märkisch Gesinnten und den Sendlingen des Kurfürsten Albrecht halte. So läßt sich denn Wartislaw auf der Wolfsjagd zu offenbaren Schmähworten gegen Brusehaver hinreißen, die den Sohn des letztern, den hochherzigen Dietmar, dergestalt erbittern, daß er seine Armbrust zum Angriff gegen den Fürsten erhebt. Der Vater verhindert diesen Meuchelmord. Ein tiefes, unheilbares Zerwürfniß entspringt daraus zwischen Vater und Sohn. Der weitere Verlauf der Erzählung schildert nun in spannend ergreifender Weise, wie Bartolomäus im stillen sinnt und schafft, den Herzog von seiner wahrhaftigen Treue zu überzeugen. Der langgehegte Plan, die Festung Garz den Märkern durch kühne Ueberrumpelung zu entreißen und so dem pommerschen Fürsten zurückzuerobern, wird siegreich ins Werk gesetzt. Dietmar findet den Heldentod und versöhnt durch diesen den unbeugsamen Vater. Wartislaw steht beschämt vor dem treuen, braven, so ungerecht verleumdeten Helden, der den gefallenen Sohn vor sich auf das Roß nimmt, den Reitermantel um dessen erstarrte Glieder schlägt und mit stummem Schmerze seine traurige Bürde der Gattin zuführt.

Nicht minder interessant und spannend ist die zweite Novelle des Buchs: „Muss ma Cussalin (Cöslin)". Sie schildert uns den Kampf (1480) der Stadt Cussalin wider den Herzog Bogislaw, den Widerstand der zuletzt freilich gedemüthigten Rathsherren, die sich den misliebigen und übel berüchtigten Bischof Marinus nicht wollen aufzwingen lassen. Diese Erzählung ist um so wirksamer, als die in ihr dargestellten Verfassungskämpfe vielfach an die kirchlichen Wirren auch unserer Tage gemahnen.

Die „Erlebnisse und Gestaltungen" von Hans Koester (Nr. 3) beschenken uns mit fünf Novellen von ziemlich ungleichem Werth. Der Verfasser, auf dramatischem Gebiete lange und nicht ohne Erfolg thätig, scheint sich in den vorliegenden Erzählungen an verschiedene Muster angelehnt zu haben. Vornehmlich ist es Paul Heyse, dessen Darstellungsweise in den Novellen Koester's vielfach anklingt. Gleich Heyse gefällt sich auch Koester gleichsam im psychologischen Experimentiren, in der Ausbeutung und Zergliederung einer seelischen Caprice, im Betonen des Absonderlichen und bizarr Eigenartigen. Nicht minder tritt bei beiden Autoren die gleiche Neigung zur Erfindung bedenklicher, die Grenzen des Erlaubten hart streifender Situationen hervor, Situationen, die weniger ein Ausfluß freigestaltender Phantasie als ein Resultat erklügelnder Berechnung zu sein scheinen. Dem Reiz des ungewöhnlich Pikanten wird oft das Gewöhnliche, aber doch immer Natürlichere und Wahrscheinlichere geopfert.

Am befremdlichsten offenbart sich diese Vorliebe für das prickelnd Pikante in der zweiten Erzählung des ersten Bandes: „Circe an der Spree". Diese Circe gewinnt trotz aller psychologischen Kleinmalerei, trotz alles geistreichen Raffinements kein rechtes Wesen und Leben. Es ist gewiß des Dichters gutes Vorrecht, Personen zu schil-

dern, die eine Ausnahme von der Regel hergebrachter Charaktere darstellen; aber es ist bedenklich, eine Ausnahme zu malen, für die sich keine Regel, von welcher sie abweichen könnte, mehr auffinden läßt. Das blos Exceptionelle, losgelöst von dem Grunde der Realität, verflüchtigt sich zu einem Luftgebilde der dichterischen Phantasie, das wol zu schillern und zu glänzen vermag, aber nimmer zu erwärmen. Dazu kommen die seltsamen Hebel der Erfindung, um das ohne alle Noth bis aufs Aeußerste sich entgegenstrebende Liebespaar endlich zusammenzubringen. Diese Erfindung steigert sich bis zum Cynischen. Dem Pegasus des Dichters fallen die Flügel ab, er wird zu einem gewöhnlichen Pferde von Fleisch und Blut in des Wortes eigenster Bedeutung. Gab es wirklich denn kein anderes Mittel, die eigensinnigen Liebenden zu ihrem Ziele zu bringen, als die geile Brunst eines Hengstes, den „Circe" reitet und der im tollen Ritt der Stute des im Grolle von dannen jagenden Kurt unsinnig nachstürzt? Die Brunst des Rosses wird zu einem eigenthümlichen, vom Dichter gewiß nicht beabsichtigten Symbol der „brünstigen" Neigung der Liebenden. Gern lassen wir es uns von dem Autor gefallen, wenn er uns in dieser Erzählung bei Gelegenheit mit seinen landwirthschaftlichen Kenntnissen unterhält; aber braucht er darum seine Gäste in den Stall zu führen?

Weit einheitlicher, anmuthiger und poetischer ist die erste Novelle: „Der Kurier", die in ihrem ersten Theile einen feinen Humor entfaltet, der uns erfrischt und zu dem die ernstere Lösung der Fabel einen wirksam wohlthuenden Contrast bildet. Das Psychologische ist hier ungesuchter und lebensvoller. Auch das Landschaftsbild erscheint in sinniger, zu dem Seelischen stimmender Verwerthung. Die dritte Novelle des ersten Bandes: „Eine deutsche Frau", zeichnet sich durch Knappheit der Form, Adel der Sprache und Gesundheit der Charaktere aus, während die Erfindung der Fabel einigermaßen an Paul Heyse's „Helene Morten" erinnert.

In dem zweiten Bande der „Erlebnisse und Gestaltungen" unternimmt es Koester, in der umfangreichen Novelle „Die drei Herren Vettern" mit keinem Geringern als Fritz Reuter zu wetteifern. In des letztern literarische Domäne, Mecklenburg, versetzt uns der Verfasser, und man kann ihm das ehrende Lob nicht versagen, daß es ihm in der That gelungen ist, eine Fülle hochkomischer, von Reuter'schem Humor zeugender Situationen zu erfinden. Auch versteht es Koester, seine drei mecklenburgischen Rittergutsbesitzer plastisch greifbar abzuschildern, und erinnert auch hierin im besten Sinne an sein unleugbares Vorbild. Seine Tante Saba und der unter ihrer Tyrannei seufzende Herr von Quengsten sind zwei dem Leben entnommene, ungemein wahr und sprechend durchgeführte Gestalten. Was aber den Ausdruck betrifft, in den sich Koester's Humor zu kleiden liebt, so fehlt ihm die unnachahmliche Frische Reuter's und die Naivetät seines Stils; Koester's Bilder und Gleichnisse tragen nicht das Gepräge ungesucht sich darbietender Eingebungen einer verschwenderischen Phantasie, sondern seine Perioden gemahnen in ihrer Ueberfülle und ihrem halb gelehrten, halb flügelnd gekünstelten Bilderschmuck oft an jene vollgepfropften, seltsam verschnörkelten Satzwindungen, wie sie die Muse Jean Paul's zu bilden liebt. Als Beispiel mögen folgende Stellen aus „Die drei Herren Vettern" dienen:

Besaß unser Freund auch die Gabe des Sich-Aergerns durchaus in dem Maße, wie sie ein praktischer Landmann fürs tägliche Leben gebraucht, so hatte er doch nach Thümmler's sehr richtiger Bemerkung eine überaus streitbare Frau Mutter gehabt, die ihn mehr in der Kunst des stillen Herunterwürgens großgezogen hatte, als in der löblichen Gewohnheit, auf jeden Schelm anderthalbe wieder herauszugeben; denn wennschon kein Aerger dadurch genießbarer wird, daß man ihn, gleichwie bei den Wiederkäuern, auf der Seelenwanderung durch die vorbereitenden Mägen dreimal zwischen die Zähne nimmt, so sorgte hier zum Ueberfluß noch Tante Saba mit unvergleichlicher Geschicklichkeit dafür, daß er ihn gegen die mitleidige Ordnung der Natur selbst noch im vierten, dem Labmagen, unentsäuert weiter verarbeiten mußte. . . . Tante Saba's schwarzes Käppchen schwebte wie der schwarze Punkt unter dem Circumflex von Thümmler's verfänglichen Redensarten, und beide tanzten, zu einem selbstquälerischen Fragezeichen copulirt, unaufhörlich vor den umdüsterten Blicken des auf der Fährte seiner eigenen Jahre umherrevierenden Sechsunddreißigenders. Und mochte er alle Segel gehobenern Selbstgefühls und seiner geschonten Jugendkraft beisetzen, um sein Fahrzeug ungefährdet durch die rings um ihn her auftauchenden sechsunddreißig Klippenjahre hindurchzupeilen, argwöhnische Vorstellungen setzten sich heimtückischen Bohrwürmern gleich an Kiel und Planken fest und rumorten mit schadenfrohem Nagen unter seinen Füßen fort. Entsetzt vor diesen beunruhigenden Vorstellungen, die sich wie die Hollundermarkmännchen immer wieder an dem Bleiknopf seiner schwermüthigen Gedanken emporrichteten, fuhr er vom Sofa auf, ließ sich kaum Zeit u. s. w.

Aehnliche geschraubte und gekünstelte Wendungen begegnen uns allenthalben in der genannten Novelle. Die zweite Erzählung des Bandes: „Katharina", versucht das psychologische Problem zu lösen, daß die Heldin sich auf das bestimmteste und hartnäckigste weigert, dem Heißgeliebten, ihrem Verführer, die Hand zum Ehebunde zu reichen, in der Ueberzeugung, sie sei nur dazu ausersehen, ein Blümchen am Wege des Angebeteten zu sein, das er pflücken und genießen möge, um es dann welkend fortzuwerfen; sie dürfe die Zukunft des talentvollen außerordentlichen Mannes nicht beeinflussen, dürfe ihm kein Hinderniß sein auf der freien Bahn zu den höchsten Zielen. Trotz aller Kunst der Motivirung will es indeß dem Verfasser nicht recht gelingen, diese anscheinende Aufopferung Katharina's für mehr als eine fixe Idee gelten zu lassen.

Wir kommen nunmehr zu einigen ausländischen Werken. Von Iwan Turgénjew, dessen Schriften sich von Jahr zu Jahr immer mehr in Deutschland einzubürgern scheinen, liegen uns zwei neue Novellen (Nr. 4) vor. Die erste derselben: „Ein König Lear des Dorfs", ist ein interessanter und wohlgelungener Versuch, die Charaktere der Tragödie des großen Briten in das Bäuerische zu übertragen. Die Malerei des Russen entbehrt und darf ihrem Zwecke nach der feinen seelischen Details des Briten entbehren; sie ist mehr al fresco ausgeführt, in großen markigen Zügen, die imponiren, ohne irgendwie in die Caricatur zu verfallen. Die Charakteristik des alten Martin Petrowitsch, seiner Töchter und Schwiegersöhne ist vorzüglich; durch die gröbern Falten des Bauernkittels schimmern die großartigen Contouren der englischen Tragödie hindurch. Die ganze Erzählung ist dramatisch bewegt, voll ungemeinen Lebens; das Ende dieses Lear des

Dorfs, der mit eigener Faust sein leichtsinnig verschenktes Eigenthum zerstört, ist von ergreifender Wirkung.

Weniger freilich können wir uns mit der zweiten Erzählung Turgénjew's: „Frühlingsfluten", befreunden. Der Held der Dichtung kann uns unmöglich Interesse abgewinnen. Mit aller Glut verzehrender Leidenschaft wirbt er um die reizende Gemma, deren Gegenliebe ihn tief beseligt, um sich dennoch wenige Stunden nach der Verlobung durch die ziemlich plumpen, ja an das Obscöne streifenden Verführungskünste einer vornehmen Buhlerin fangen und bethören zu lassen. Bis zu diesem Moment liest sich die Erzählung allerliebst und ist von einem zarten poetischen Hauche durchweht; aber diese „Frühlingsstürme" der Leidenschaft, die den Duft der Blüten und Büsche mit sich führen, wirbeln zugleich den gemeinen Staub der Heerstraße auf und überziehen Blatt und Zweig am Wege mit häßlichem, glanzlosem Grau.

Unter den nach Erckmann-Chatrian von Karl Braun bearbeiteten „Neuen Erzählungen" (Nr. 5) nimmt die „Geschichte eines Lehrgehülfen" den ersten Rang ein. Mit wachsendem Eifer verfolgen wir den beschwerlichen Lebenspfad dieses Lehrgehülfen, dessen Berufsschicksale unsere lebhafteste Theilnahme in Anspruch nehmen. Dabei ist es von hervorragendem Interesse, die Winke und Vorschläge der französischen Verfasser kennen zu lernen, wie die Volksbildung in ihrer Heimat zu kräftigen, fruchtbarer zu machen und auszubreiten sei. Freilich verdienen hierbei auch die Schlußsätze von des Bearbeiters Nachwort volle Berücksichtigung: „«Die französischen Bauern müssen lernen!» sagt Erckmann-Chatrian. Gewiß ist das richtig. Aber die Gegenfrage lautet: Wer soll sie denn lehren in Frankreich? Wo sind die Lehrer? Sollen es etwa die Revolutionsgötzendiener sein?"

Im übrigen ist die Charakteristik der Personen in der „Geschichte eines Lehrgehülfen" ganz trefflich; die hier uns vorgeführten Schulmeister, Pfarrer und Dorfbewohner erscheinen wie eine Galerie ausgesuchter Porträts, die so ausdrucks- und eindrucksvoll gemalt sind, daß wir uns mit ihnen wie mit leibhaftigen Persönlichkeiten zu unterhalten glauben. Auch die Schilderung der landschaftlichen Scenerie in dieser Erzählung nimmt einen hohen Rang ein. Namentlich ist die Natur der „Felsen" in ihrer abgeschiedenen Einsamkeit vortrefflich zu ebenso klarem wie phantasievollem Ausdruck gebracht.

Mit besonderm Interesse und nicht ohne mannichfaltige Anregung und Belehrung wird man Braun's Vorwort: „Etwas über Dorfgeschichten", lesen. Die Gegenüberstellung Franz Ziegler's und der Herren Erckmann und Chatrian gibt dem Verfasser Gelegenheit, französische und deutsche Art mit feinem Verständniß vergleichend zu analysiren. So lesen wir am Schlusse des Vorworts:

Vergleichen wir die Bilder von Erckmann-Chatrian (der Conscribirte von 1813) mit dem, das uns Ziegler (Landwehrmann Krille) gemalt hat, so müssen wir zugeben, daß dort vielleicht mehr Licht, mehr Glanz, mehr Farbe und mehr Figuren sind; aber hier mehr Charakter, mehr Wahrheit, mehr Kraft, mehr Energie und correctere Zeichnung. Wir sehen hier, wie das bei Jena niedergeworfene Preußen in sich geht, sich sammelt, sich von innen heraus reformirt und dann zu den Waffen eilt, jeder arme Teufel ein Held nicht nur voll Mannesmuth, sondern auch voll Manneszucht. Wir sehen dort in Frankreich eine ältere Cultur, ein reicheres Land und gebildetere Leute; Gulden philosophirt, Grethel politisirt und raisonnirt, Joseph thut alles zusammen. Aber das Unglück, unter dessen Einfluß sich Preußen zusammenrafft, bessert jene nicht, sondern vermehrt nur die Zerfahrenheit und den Zwiespalt der Parteien. Der arme Landwehrmann Krille raisonnirt nicht, politisirt nicht, philosophirt nicht. Er erfüllt seine Pflicht und schlägt darauf; und damit hat er Deutschland gerettet.

Zum Abschluß unserer Revue empfehlen wir die schwedische Erzählung „Der Seeoffizier" von H. von Trolle (Nr. 6) der Lesewelt. Der Verfasser versetzt uns hier in die Glanzzeiten Gustav's III., des „Zauberkönigs". Zwar mangelt es dem Werke, das in buntester Folge von Ereigniß zu Ereigniß, von Abenteuer zu Abenteuer eilt, an Oekonomie und Einheitlichkeit der Composition; aber dafür entschädigt uns in hohem Grade die ungemeine Lebendigkeit und Frische des Vortrags, die Fülle markig charakterisirter historischer Persönlichkeiten, und vor allem die Tüchtigkeit und männliche Geradheit des Helden, des Seeoffiziers Graf Walden, dessen Schicksale uns mit allen Freuden und Leiden, allen Entbehrungen und außerordentlichen Gefahren des Seemannslebens bekannt machen. Einige Partien des interessanten Werks werden den Leser in athemlose Spannung versetzen, wie im zweiten Bande die Scene der Belagerung Gibraltars.

Besonders anzuerkennen ist, daß die Uebersetzerin sich der schwierigen nautischen Terminologie mit umsichtiger Gewandtheit zu bemächtigen gewußt hat; gleich einem gelernten Matrosen ist sie auf dem segeltüchtigen Fahrzeug der schwedischen Erzählung heimisch, auch im verwickeltsten Wogenschlag der Perioden Ruhe und Sicherheit bewahrend und im Sturm seemännischer technischer Bezeichnungen ihr überlegenes Wissen behauptend.

Emil Taubert.

Philosophische Schriften.

1. Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Ein Vortrag in der zweiten öffentlichen Sitzung der 45. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Leipzig am 14. August 1872 gehalten von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig, Veit u. Comp. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Der berühmte Verfasser bewegt sich in diesem Vortrage auf einem Gebiete, welchem die neuere Philosophie vornehmlich ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat. Denn sie erwartet von der Theorie des Erkennens nichts Geringeres, als daß es durch sie gelingen werde, die Philosophie endlich in den „sichern Gang einer Wissenschaft" zu bringen. So läßt es die hohe Bedeutung des behandelten Gegenstandes ebenso wie das wohlbegründete Ansehen des Verfassers als Naturforschers gerechtfertigt erscheinen, wenn der vorliegenden Schrift eine über ihren äußern Umfang hinausgehende ausführliche Besprechung gewidmet wird.

Du Bois-Reymond definirt im Einklang mit der modernen Naturwissenschaft das Naturerkennen als die Zurückführung der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegung von Atomen, oder Auflösung der Naturvorgänge in die Mechanik der Atome. Wo diese Auflösung gelungen, ist unser „Causalitätsbedürfniß“ befriedigt; mit Recht, denn wenn einmal alle Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen zurückgeführt wären, so wäre damit das Weltall naturwissenschaftlich erklärt, so könnte eine mathematische „Weltformel“ aufgestellt werden, vermittels deren sich Vergangenheit und Zukunft den Blicken des Menschen erschließen würden. Aber die Natur der Dinge stellt diesem idealen Ziele des naturwissenschaftlichen Erkennens zwei unüberwindliche Hindernisse entgegen, weshalb unser Causalitätsbedürfniß in Wahrheit nie befriedigt werden kann. Denn dieses verlangt, was von Du Bois-Reymond zwar nicht ausdrücklich erwähnt, was aber von der Naturwissenschaft als natürliche Anlage des menschlichen Intellects vorausgesetzt wird, die Zurückführung alles Geschehens auf unterschieds- und darum qualitätslose Atome; nach Du Bois-Reymond wird aber der Stein der Weisen eher gefunden werden, als es möglich ist, Vermuthungen über die Entstehung scheinbar verschiedenartiger aus in Wirklichkeit unterschiedsloser Materie aufzustellen. Dies ist die eine Schranke des Naturerkennens.

Die zweite ist das Bewußtsein und zwar schon auf seiner niedrigsten Stufe als Sinnesempfindung. Natürlich verwirft Du Bois-Reymond die von Cartesius, den Occasionalisten und Leibniz gegebenen Erklärungen des Bewußtseins oder des Zusammenhangs zwischen Leib und Seele, weil sie, als halbtheologischen Ursprungs, für die vorurtheilsfreie Naturforschung überhaupt unbrauchbar seien. Nicht minder unzulänglich findet er die Hypothesen des gewöhnlichen Materialismus, welcher das Bewußtsein aus der Bewegung der Körperatome zu erklären versucht. Mit Recht sagt er, daß selbst die genaueste Kenntniß aller das Phänomen des Bewußtseins begleitenden materiellen Vorgänge uns der Erklärung des Bewußtseins principiell keinen Schritt näher bringen würde. Doch behauptet er nur die Unbegreiflichkeit geistiger Vorgänge aus materiellen Bedingungen, ist aber geneigt, sie als ein Erzeugniß derselben anzusehen, und vertheidigt den bekannten „cynischen“ Vergleich Karl Vogt's gegen die „unwissenschaftlichen ästhetischen“ Rücksichten der Laien. Sodann erwähnt er noch die Möglichkeit, daß die zwei Schranken des Erkennens auf eine reducirt werden könnten, indem mit einer Erkenntniß des Wesens der Materie und Kraft vielleicht auch das Bewußtsein erkannt sei, und sagt zum Schluß, daß der Naturforscher, welcher den Räthseln der Körperwelt gegenüber längst mit männlicher Entsagung sein Ignoramus auszusprechen gewohnt war, in Bezug auf das Wesen von Materie, Kraft und Bewußtsein sich ein für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruch entschließen müsse: Ignorabimus.

Der ausgezeichnete Physiker und Astronom Zöllner hat in seinem mit Recht zu einer schnellen Berühmtheit gelangten Buche: „Ueber die Natur der Kometen“, darauf hingewiesen, daß die wichtigen Entdeckungen der modernen physiologischen Optik bereits ein halbes Jahrhundert früher von philosophischer Seite (Schopenhauer) gemacht worden waren. In gleichem Falle befinden wir uns gegenüber der vorliegenden Schrift. Vor fast hundert Jahren (1781) erschien Kant's „Kritik der reinen Vernunft“, welche bestimmt war, der natürlichen Neigung des menschlichen Verstandes zu transscendenten Speculationen ein Ziel zu setzen. Nach mancherlei Rückfällen in das von Kant sogenannte „dogmatische Geschwätz“ hat die Philosophie, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, endlich mit aller transscendenten Speculation gebrochen und ist zu dem Kriticismus zurückgekehrt. Dieser Standpunkt verzichtet auf jede Erklärung des Bewußtseins; denn er weiß, daß jede Erklärung ein Bekannteres voraussetzt als das ist, was erklärt werden soll; was kann es aber für uns Bekannteres geben als das Bewußtsein, das einzige Unmittelbare unserer Erkenntniß, das uns erst mittelbar Kunde von äußern Objecten gibt? Wer den Satz verstanden hat, daß alle Objecte für uns nur Erscheinung oder nach Schopenhauer's präciserm Ausdruck nur unsere Vorstellung sind, der wird vielleicht nach den Bedingungen des Bewußtseins forschen können, nimmermehr aber das Wesen desselben ergründen wollen. Denn hierbei könnte er nur auf Unbekannteres stoßen, als er an seinem Bewußtsein bereits hat, und würde also von der geträumten Erklärung sich immer weiter entfernen.

Etwas anders als mit dieser Grenze unserer Erkenntniß verhält es sich mit der von Du Bois-Reymond zuerst angeführten. In unserm Bewußtsein finden wir die Vorstellung von äußern Objecten und betrachten dieselbe als die Wirkung einer von unserm Denken verschiedenen, unabhängig von ihm existirenden Ursache. Dieses „Ding an sich“ bleibt seinem Wesen nach das für uns und für jedes Bewußtsein überhaupt schlechthin Unerklärbare, da nie mehr als seine Wirkungen in das Bewußtsein gelangt. Da nun die Wahrnehmung jeder Wirkung daran gebunden ist, daß eine Veränderung in unsern Vorstellungen eintritt, so kann subjectiv die Erklärung so weit fortgesetzt werden, als noch Veränderungen percipirt werden: das Bedürfniß der Erklärung hört da auf, wo keine Veränderung mehr stattfindet. Die Naturwissenschaft suchte bis an diese Grenze aller Erklärung vorzudringen, indem sie unterschieds- und qualitätslose Atome oder „einfache Kräfte“ annahm als die letzten Elemente des Seins und Geschehens. Wir werden aber Du Bois-Reymond darin beistimmen müssen, daß aus solchen Atomen die gegebene Mannichfaltigkeit der Erscheinungen niemals widerspruchsfrei erklärt werden kann, und folgern hieraus, daß die Grenze unsers Wissens früher gesetzt ist, als der blinde Wissenstrieb meint. Denn die Wissenschaft darf in ihrer Erklärung der Erscheinungen nur bis zu Ursachen von solcher Beschaffenheit zurückgehen, welche eine widerspruchsfreie Ableitung der Wirkungen ermöglichen.

Diese von der Philosophie auf deductivem Wege gefundenen Sätze erhalten eine willkommene Bestätigung durch den besprochenen Vortrag Du Bois-Reymond's, des der Philosophie abholden Empiristen, welcher auf andere Weise zu denselben Resultaten gelangt.

2. Kritik der Psychologie von Beneke, verfaßt von Adalbert Weber. Weimar, Böhlau. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Abhandlung besteht zum großen Theil aus einer Zusammenstellung der Gründe, mit welchen von der Herbart'schen Schule die psychologische Theorie Beneke's bekämpft wird. Wir finden da, was Herbart, Drobisch, Waitz, Nahlowsky, Lindner, Ballauf, Flügel, Vogt gesagt haben. Hieran schließen sich einige sehr scharfe, aber im ganzen begründete Urtheile des Verfassers über Beneke und seine Lehren. Bei der gegenwärtig sehr verbreiteten Neigung, das Heil der Philosophie im psychologischen Empirismus zu suchen, wodurch die Beneke'sche Philosophie in vielen Kreisen zu einem unverdienten Ansehen gelangt ist, erscheint die kleine Schrift sehr geeignet, durch den Nachweis der Unhaltbarkeit der Beneke'schen Psychologie die Anhänger derselben zur Selbstkritik zu veranlassen.

3. Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde und Seelenlehre. Als Grundlage der Erziehungslehre. Für Lehrerbildungsanstalten, sowie für die Gebildeten jeglichen Standes. Von M. A. Drbal. Mit 28 Holzschnitten. Wien, Braumüller. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

4. Praktische Logik oder Denklehre. Für Lehrerbildungsanstalten und Mittelschulen, sowie für die Gebildeten jeglichen Standes. Mit praktischen Beispielen. Von M. A. Drbal. Mit 11 Holzschnitten. Wien, Braumüller. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Wie der in philosophischen Kreisen wohlbekannte Verfasser in der Vorrede zur ersten Schrift sagt, will er „eine leichtverständliche Darstellung der wichtigsten Lehren der Menschenkunde, Seelen- und Denklehre für die Volksschullehrer geben, damit sie auf diesen schwierigen Gebieten um so leichter sich zurechtfinden lernen". Diese Aufgabe hat er in vorzüglicher Weise gelöst; die Hauptlehren der Anthropologie, Psychologie und Logik werden von ihm in übersichtlicher Darstellung und klarer, leichtfaßlicher Form behandelt. Daß im psychologischen Theile der „Menschenkunde" die Herbart'sche Doctrin über die Seelenvermögen und ihr Verhältniß zueinander als unbestrittene Wahrheit vorgetragen wird, dürfte mit Rücksicht auf den rein pädagogischen Zweck des Buchs, welcher alle Controversen ausschließt, kaum zu tadeln sein.

Eine auffallende Ansicht von der „Einheit des Bewußtseins" offenbart der Verfasser, wenn er in der „Menschenkunde" sagt: „Eigenthümlich ist endlich dem Traumleben, daß darin die Einheit des Bewußtseins zerrissen ist; denn bekanntlich kehrt sich das Vorstellen im Schlafe nicht an Ort und Zeit; es springt vielmehr regellos herum und bringt Personen und Sachen aus den verschiedensten Räumen und Zeiten zusammen." Gewöhnlich versteht man unter „Einheit des Bewußtseins" die Eigenschaft, vermöge deren das Bewußtsein alles aus verschiedenen Räumen und Zeiten stammende Wissen als demselben Einen Subject angehörig weiß.

Eine Construction wie die auf S. 148 desselben Werks: „Im lebhaften Gespräche begriffen, kann mich ein leises Geflüster ... ablenken", sollte ein k. k. Gymnasialdirector sich nicht entschlüpfen lassen.

5. Gott und der Mensch. Von Hermann Ulrici. II. — A. u. d. T.: Grundzüge der praktischen Philosophie, Naturrecht, Ethik und Aesthetik. Erster Band: Allgemeine grundlegende Einleitung. Das Naturrecht. Leipzig, T. O. Weigel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Das vorliegende Werk verdankt, wie in der Vorrede gesagt wird, seine Entstehung zumeist der Ueberzeugung des Verfassers, „daß es den Vertretern des idealistischen Standpunktes, welche die praktische Philosophie auf die allein haltbare Basis der Ideen des Rechts, des Wahren, Guten und Schönen stellen, bisher noch nicht gelungen ist, Einwände und Mängel zu beseitigen, die der allgemeinen öffentlichen Anerkennung ihrer Auffassung im Wege stehen".

Indem der Verfasser auf der Grundlage seiner ganzen Weltanschauung diese Lücke ausfüllen will, bittet er alle diejenigen, welche ihn angreifen möchten, dies nicht an einzelnen Punkten zu thun, sondern mit seiner Logik zu beginnen. Da er indessen für die Ethik insbesondere seine psychologische Theorie heranzieht, so ist es der Kritik gestattet, dieses Fundament der Ethik für sich allein in Anspruch zu nehmen, da sie mit demselben steht und fällt.

Nachdem Ulrici für die conditio sine qua non aller Ethik die Annahme der Willensfreiheit im Sinne der Selbstbestimmung des Subjects erklärt und die entgegenstehenden Lehren abgewiesen hat, untersucht er „Grund und Ursprung unserer ethischen Begriffe". Die bisherigen Theorien, die „eudämonistische", die von der „Sympathie" und vom „sittlichen Geschmack" verwirft er, ebenso die Versuche, aus der Erfahrung abzuleiten, was recht und unrecht, gut und böse sei, weil unsere ethischen Begriffe, weit entfernt, aus der Erfahrung zu stammen, vielmehr die „Voraussetzung aller ethischen Erfahrung, die Bedingung aller ethischen Urtheile sind". Diese Behauptung ist der Kern- und Mittelpunkt der ethischen Theorie Ulrici's. Er sucht sie folgendermaßen so „streng wie möglich" zu erweisen: Der Begriff der Vollkommenheit, welchen die Naturforscher auf den verschiedensten Gebieten anwenden, beruht in letzter Instanz auf einem Sollen; ein Exemplar irgendwelcher Gattung ist nämlich um so vollkommener, je mehr es seinem Typus entspricht; nun findet sich die Vollkommenheit nirgends in der Erfahrung, oder könnte, selbst wenn sie sich fände, als solche nur erkannt werden, wenn wir ihren Begriff schon als Norm unserer Beurtheilung hinzubrächten. Wenn nun schon die natürliche Vollkommenheit nicht aus der Erfahrung fließt, so werden wir aus dieser Quelle um so weniger unsere ethischen Urtheile herleiten können.

Dieses Raisonnement Ulrici's erinnert lebhaft an die Lehren Augustin's und noch mehr an die des Cartesius. Augustin meinte, jedes Urtheil setze einen höhern Maßstab der Beurtheilung voraus; daher finde die menschliche Vernunft etwas Höheres über sich, weil sie, die wandelbare, doch nach der unwandelbaren Wahrheit strebe. Cartesius aber sagt in den „Medit. de prima phil." (übersetzt von v. Kirchmann, S. 62): „Wie wollte ich wissen, daß ich nicht ganz vollkommen bin, wenn keine Vorstellung eines vollkommenen Wesens in mir wäre, an dessen Vergleichung ich meine Mängel erkennte?" Der Begriff der Vollkommenheit, mit welchem von jeher viel Misbrauch getrieben worden ist, darf vor allem nicht absolut gefaßt werden. Vollkommen heißt, wenn das

Wort überhaupt einen vernünftigen Sinn haben soll, dasjenige, was seinem Zwecke entspricht; jeder Zweck weist aber auf ein Wollen, nicht auf ein Sollen, und hieraus erklärt sich auch der absolute Gebrauch des Wortes „vollkommen". Weil nämlich das natürliche, nicht vom Verstande beherrschte Wollen stets auf absolute Befriedigung gerichtet ist, diese aber, wie jeder allmählich einsehen lernt, nie und nirgends erreicht wird: deshalb malt die im Dienste des Willens stehende Phantasie sich Begriffsgebilde aus, welche schon dadurch, daß sie auf nichts Wirklichem basiren, den aller Wirklichkeit anhaftenden Charakter des Relativen abstreifen und als absolut geltend betrachtet werden. Zu diesen Phantasiegebilden gehört auch das Wort „vollkommen" in der populären Auffassung und kann somit nicht als Beweis für ein „ursprüngliches Sollen" gebraucht werden. Ulrici selbst verwirft die Annahme ursprünglicher, angeborener Ideen in jeder Form; sowol die Behauptung Kant's, daß das Sittengesetz ein nicht weiter abzuleitendes Factum sei, als auch die Jacobi'sche Zurückführung der Moral auf die „Gefühle" erklärt er mit Recht für unhaltbar. Aber er stellt eine sehr ähnliche Lehre auf, indem er behauptet, daß in jedem Menschen ein ursprüngliches Gefühl oder (?) Bewußtsein des Sollens wohne; ohne dieses Gefühl würde das Kind den Befehl der Aeltern gar nicht verstehen, der Erwachsene dem Gesetz zwar äußerlich gehorchen, aber nicht innerlich zustimmen. Hiergegen lehrt die Erfahrung, daß das Kind die ersten Befehle der Aeltern allerdings nicht versteht, und daß die Erwachsenen zumeist das Gesetz als eine drückende Fessel ihrer Triebe und Neigungen ansehen und nur „der Noth gehorchen, nicht dem eigenen Triebe". Staat und Gesellschaft werden nicht, wie Ulrici meint, durch „innerliche, freie Zustimmung" in ihrem Bestande gesichert, sondern durch den Antagonismus der verschiedenen egoistischen Motive, welcher eine Zeit lang das Gleichgewicht erhält, bis die egoistischen, staatsfeindlichen Interessen der Mehrzahl sich in dem Einen Punkte der Negation des Bestehenden vereinigen und dadurch den Umsturz herbeiführen: für alle, welche sehen wollen, ein Beweis, daß das „ethische Gefühl des Sollens" zu der Gewalt des natürlichen Wollens sich verhält wie menschliche Kraft zum Toben der entfesselten Elemente.

Auch psychologische Erscheinungen führt Ulrici an, welche das Gefühl des Sollens als ein „ursprüngliches, allgemeines Element" der Seele erweisen sollen: Die Reue würde nicht eintreten, wenn uns nicht das Bewußtsein käme, daß wir anders handeln nicht nur konnten, sondern auch sollten. Nun ist aber die Reue keineswegs ethischen Ursprungs, sondern sie ist durchaus vom Willen abhängig; der Habsüchtige empfindet lebhafte Reue, wenn er sich einen, obwol unmoralischen Gewinn entgehen ließ, der Vergnügungssüchtige, wenn er eine Lustbarkeit versäumte u. s. w. Allerdings fühlt auch der moralische Mensch Reue über unmoralische Handlungen, aber eben weil er das Gute will.

Das Pflichtgefühl kommt zwar „heutzutage nicht allen Menschen mehr zum Bewußtsein"; trotzdem haben sie dieses Gefühl, da nach Ulrici es überhaupt Gefühle gibt, welche nicht zum Bewußtsein kommen, d. h. nicht gefühlt werden. Weil es außerdem viele Menschen mit entschiedenem Pflichtgefühl gibt, deshalb muß es auch bei denjenigen vorhanden sein, die es nicht fühlen! Hierauf kommt ein Satz, mit welchem wir uns einverstanden erklären: Das Gefühl des Sollens stammt aus dem „ethischen Ziel" des Menschen. Dies erklärt vollkommen, warum so wenige Menschen dieses Gefühl haben. Nur wer überhaupt ethische Zwecke verfolgt, d. h. wer als den obersten Zweck des Lebens die ethische Bildung setzt, nur der hat das Gefühl des ethischen Sollens. Andere haben in Beziehung auf ihre besondern Zwecke auch Gefühle des Sollens, die aber meist mit der Moral sehr wenig zu schaffen haben. Hiermit stimmt sehr gut die weitere Behauptung Ulrici's überein, daß das Gefühl des Sollens sich mit dem natürlichen Triebe zur möglichsten leiblichen und geistigen Vervollkommnung vereinige. Denn der Mensch sucht, wie die Erfahrung täglich lehrt, sich zunächst alle „Vollkommenheiten" anzueignen, welche ihm zur Befriedigung seines Willens dienen; nur die wenigsten, nämlich solche, welche mit ihrem natürlichen Wollen bereits gebrochen haben, suchen sich in ethischer Hinsicht zu vervollkommnen.

Indessen genügt nach Ulrici das Gefühl des Sollens nicht, um den Ursprung der ethischen Begriffe zu erklären, sondern diese bilden sich nach den logischen Gesetzen der Identität und des Widerspruchs, sowie durch Unterscheidung der in ihren Bereich fallenden Objecte nach den ethischen Kategorien. Unter diesem Gesichtspunkte wird nun zuerst der „ethische Begriff" der Wahrheit betrachtet. Die ethische Natur dieses Begriffs findet Ulrici durch das Streben nach objectiver Erkenntniß der Dinge an sich (!) begründet. Woher dieses Streben, da es uns doch keinen materiellen Vortheil bringt? Ulrici beantwortet sich selbst diese Frage indirect vollkommen genügend, indem er sagt:

> An und für sich hat der Intellect auch gar kein Interesse für das sogenannte Ding an sich. Nicht nur das Kind und der gemeine Mann, sondern Tausende von gebildeten, intelligenten Menschen kümmern sich gar nicht um den Grund und Ursprung unserer Vorstellungen und ihr Verhältniß zu den Dingen. ... Nur wenn der Intellect von dem erwachten Streben nach Erkenntniß der Wahrheit ergriffen wird, stellt er sich die Frage, was das Sein an sich sei und ob unsere Vorstellungen und Begriffe ihm entsprechen. Aber daß er von diesem Streben ergriffen wird, hat seinen Grund nicht in ihm selbst u. s. w.

Eine unbefangene Auffassung wird daraus, daß nur wenige Menschen nach dem Ding an sich forschen, eine ganz andere Schlußfolgerung ziehen, nämlich die, daß der Mensch erst vom Unterschiede seiner Vorstellungen und der Dinge an sich wissen muß, ehe er die letztern erkennen will; dies ist die einfache und ausreichende Erklärung. Ferner behauptet Ulrici, kein Mensch liebe es, zu irren, getäuscht und betrogen zu werden, auch wenn dies nicht den geringsten Nachtheil bringe, da es im Wesen unserer Seele liege, von der Wahrheit „harmonisch afficirt" zu werden. Hier dürfen wir Ulrici wol das Beispiel Goethe's entgegenhalten, eines „harmonischen" Geistes, welcher es bekanntlich durchaus nicht liebte, seine innere Harmonie durch Aufdeckung von Illusionen und den Nachweis der unliebsamen Wahrheit gestört zu sehen. Wie Goethe, so lebt die Mehrzahl der Menschen bewußt oder unbewußt nach dem Spruche: „Ein Wahn, der mich

beglückt, wiegt eine Wahrheit auf, die mich zu Boden drückt."

Ferner zieht Ulrici das Streben nach Erkenntniß von Gesetz, Regel, Ordnung herbei; diese Gedanken „müssen wir bereits haben, ehe wir ihre Realität in der uns umgebenden Welt erkennen können". Nun lehrt aber die Erfahrung, daß die subjective Gewißheit der Allgemeingültigkeit aller Erkenntnisse um so größer ist, je weniger der Intellect ausgebildet; der „unbefugte Hang zum Generalisiren" ist eine natürliche Neigung unsers Intellects, daher der Schluß von einem oder einigen auf alle die populäre Form der Induction ist. Aus dieser Eigenschaft des natürlichen Verstandes wird durch logische Schulung das wissenschaftliche Streben nach allgemeingültigen Erkenntnissen von Gesetzeskraft entwickelt.

Der Begriff des Guten faßt nach Ulrici alles das unter sich, was einen Werth für uns hat; das Ethisch-Gute hat aber nur Werth für den ethisch-guten Menschen. Dies ist insofern richtig, als nur der das Gute wollende Mensch dem (Ethisch-)Guten Werth beimißt; in Ulrici's Sinne aber, daß das Gute zugleich das wahre Wohl des Menschen sei, ist es falsch. Das Wohl und sein Gegentheil sind lediglich subjective Zustände des Menschen, weshalb der Begriff wahr, sofern er etwas Objectives ausdrückt, überhaupt auf das „Wohl" nicht angewandt werden kann. Denn dieses beruht nicht auf allgemeinen Gesetzen (und nur nach solchen kann man über die subjectiven Verhältnisse eines andern urtheilen), sondern auf der Befriedigung eines rein individuellen Willens. Sowenig dieser wahr oder unwahr genannt werden kann, ebenso wenig seine Befriedigung, das „Wohl".

Auch der Begriff des Schönen soll ein ethischer sein; denn nicht in der Affection der Sinnesorgane, sondern in den Vorstellungen und Gefühlen, die durch jene hervorgerufen werden, liege das Schöne und die Wirkung, die es auf unsere Seele übt, womit zugleich die thatsächlich so große Verschiedenheit des Geschmacks erklärt sei: „dieser schwere Stein des Anstoßes für die Aesthetiker von Profession". Ganz richtig lehrt Ulrici, daß das Wohlgefühl am Schönen in einem Verlangen und Streben seinen Grund habe; nur ist es verlorene Mühe, die Natur dieses Strebens ergründen zu wollen. Schon Augustin sagte: „Man kann über den Willen als Ursache des Willens nicht hinausgehen." Ferner würde im Zusammenhange der Ansichten Ulrici's aus seiner Definition: „Schön ist, was die menschliche Vollkommenheit zur Anschauung bringt", gerade folgen, daß allen dasselbe als schön erscheinen müßte. Denn wenn der Mensch als ein ethisches Wesen seiner Natur gemäß nach „Vollkommenheit" strebt, so muß das Bild der Vollkommenheit ein Lustgefühl in ihm erregen.

Nach dem Gesagten können wir nicht umhin, die gegebene Ableitung der ethischen Begriffe für verfehlt zu erklären, und finden in diesem mislungenen Versuch des ausgezeichneten Denkers eine neue Bestätigung des Schopenhauer'schen Ausspruchs: „Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer." Diese Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit einer exacten Begründung der Moral ist es, welcher wir vornehmlich die dargelegten Widersprüche zuschreiben.

In dem folgenden Theile des Werks, welcher „I. Den Begriff des Rechts", „II. Die unmittelbaren Rechte und Pflichten", „III. Die mittelbaren Rechte und Pflichten", „IV. Das Staatsrecht und den Rechtsstaat" behandelt, bewährt der Verfasser aufs neue seinen wohlbegründeten Ruf eines scharfsinnigen Kritikers und Forschers von gründlicher und allseitiger Gelehrsamkeit. Auch die brennenden Fragen der Gegenwart: Communismus, Socialismus, das Verhältniß des Staats zur Kirche u. a. werden mit großer Umsicht und Sachkenntniß einer eingehenden Prüfung unterzogen, wodurch das Werk die in der Vorrede bezeichnete Aufgabe des Naturrechts erfüllt, „das Rechtsbewußtsein des Volks aufzuhellen, zu festigen, zu berichtigen und so zur Fortbildung des Rechts beizutragen".

Vom Büchertisch.

1. Immortellen. Gedanken und Aussprüche von Mutter Jolberg. Nebst Ansicht ihrer Ruhestätte. Barmen, Klein. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Die am 5. März 1870 verstorbene Mutter Jolberg ist als Gründerin und Vorsteherin des „Mutterhauses für Kinderpflege" zu Nonnenweier bei Dinglingen in pädagogischen Kreisen rühmlich bekannt. Ihr Leben und ihr Wirken ist neuerdings in einer kleinen Schrift von M. G. W. Brandt (Barmen, Klein) dargestellt worden. Die uns heute vorliegenden „Immortellen" stammen aus derselben Feder und wollen eine Beigabe zu jener Schrift sein. Sie enthalten in chronologischer Folge Gedanken aus Tagebüchern, Briefen, Berichten und mündlichen Aeußerungen der Mutter Jolberg und sind vom Geiste echter und werkthätiger Frömmigkeit erfüllt. Unter den meistens einseitigen und alles gesunde Denken in der unnatürlichen Schwüle orthodoxer Strenggläubigkeit erstickenden Schriften, welche aus den kirchlich bevormundeten Volksschulen und verwandten Instituten hervorgehen, nimmt dieses kleine Buch eine rühmliche Ausnahmsstellung ein. Denn obwol es ebenfalls einer solchen Schule entstammt, läßt es in seinen Darstellungen doch nirgends das Licht der Vernunft durch die Nebel des Pietismus verdunkeln. Wir theilen im Folgenden einige Proben aus dem kleinen Buche mit, welche es als ein tüchtiges und beachtenswerthes kennzeichnen:

> Mitten in dem Reiche des Seins steht eine Sonne, welche alles trägt und hält, alles belebt und bewegt, und ein Auge, selber von Sonnennatur, ist für jene Sonne gemacht. Die Sonne ist Gott, das Auge ist die Seele. Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn sie auf dem Fittiche des Ungewitters, oder im Donner der stürzenden und flammenden Berge vorüberzogen, haben es dem Menschen gesagt, daß ein Gott sei; er hat dies nicht erst in der Sternenschrift der Werke gelesen. Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugeborenen Kinde nach der noch ungekannten Mutter schreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genossenen Futter;

mächtig und still, wie das eben aus dem Dunkel geborene Auge, oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht suchen, wird in meinem Wesen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seins, aus welcher ich bin. —

Wo ist dein Vaterland, wo deine Heimat, unendliche Liebe? Du Seele, die das Höchste fühlen kann, ja begeistert schwinge nur zum hohen Fluge deine Flügel. Wo ist das Morgenroth des Lichts, und wo glänzen die Gestirne der Wahrheit? Im Sterben, im Abwerfen des Staubes der Erde und in der unendlichen Liebe nähert sich uns das Licht der hohen Gestirne. Es zerfällt ja alles in tiefes Nichts, was nicht himmlischer Herkunft ist; warum die irdischen Güter so festhalten?

Neben derartigen Aphorismen in Prosa enthält die Sammlung auch einige Verse der Mutter Jolberg, welche von gleichem Geiste erfüllt sind. Dem Buche ist eine Ansicht der Ruhestätte der frommen Mutter beigegeben.

2. Wahrheit aus Ruinen oder das ewige Evangelium der Humanität. Originalaussprüche aus den ältesten vorchristlichen Schriftwerken der Chinesen, Inder, Perser, Griechen, Römer und Germanen. Gesammelt und übersichtlich geordnet von Karl Scholl. Frankfurt a. M., Auffarth. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein auf umfassender Kenntniß des Alterthums beruhendes und in jeder Beziehung gediegenes Werk, dessen Hauptzweck, wie der Verfasser sagt, es ist, mit dem Wichtigsten des heidnischen Alterthums, mit seinem Geist, vertraut zu machen und durch Mittheilungen von Originalaussprüchen nachzuweisen, daß weder das Judenthum noch das Christenthum auch nur im entferntesten ein Recht auf den Anspruch haben, allein im Besitz der Wahrheit und zwar namentlich der sittlich-religiösen Wahrheiten zu sein, vielmehr nachzuweisen, daß, was wir unter dem Wust von Wahn und Aberglauben Wahres und Schönes in diesen beiden Religionen finden, alles, und zwar ohne Ausnahme, im heidnischen Alterthum schon in den Grundgedanken seiner gefeiertsten Denker, Dichter und Religionslehrer und in den ältesten Schriftwerken derselben uns entgegentritt, ja, daß wir in diesen Schriftwerken vielem Schönen begegnen, das wir in sämmtlichen biblischen Urkunden des Judenthums und Christenthums vergeblich suchen.

Die Auswahl von Aussprüchen des Alterthums, welche Scholl uns in diesem Werke gibt, setzt sich ausschließlich aus solchen Citaten zusammen, welche er Werken entnehmen konnte, die von der Wissenschaft als echte Quellen anerkannt wurden. Er gibt die Citate theils in eigenen Uebersetzungen — die griechischen und römischen und indirect einige chinesische — theils in Uebersetzungen anderer — die chinesischen, persischen und indischen — wieder. Bei der Anordnung derselben ist das Bestreben unverkennbar, nicht schematisch zu verfahren, vielmehr durch den Gedankengehalt der Citate selbst die Rubriken zu bestimmen. Der Eindruck, den das Buch macht, ist ein wahrhaft großartiger. Eine Belesenheit, eine Uebersicht über den Stoff, eine geistige Gewalt und Souveränetät über denselben und eine Gewandtheit in der Anordnung, kurz die glänzendsten Eigenschaften des Gelehrten und Denkers treten uns in dem Werke entgegen. Die Tendenz dieser „Wahrheit aus Ruinen" können wir nicht treffender aus drücken, als der Verfasser es selbst in der Vorrede seines Werks gethan hat, indem er sagt:

Es handelt sich in allen reformatorischen Bestrebungen und Kämpfen der Gegenwart um nichts anderes, als, im Gegensatz zu einer auf Verkennung, Verkümmerung und Verstümmelung des wahren Menschenwesens beruhenden Gott- und Weltanschauung, und im Gegensatz zu Einrichtungen, Bräuchen, Sitten und Gesetzen, welche dieser verkehrten Anschauung ihren Ursprung verdanken, derjenigen Weltanschauung mit ihren praktischen Folgerungen Bahn zu brechen, welche von der wahren Erkenntniß und Würdigung des Menschenwesens ausgeht, das heißt der humanen, im Gegensatz zu der kirchlich- oder confessionell-beschränkten. In diesem Riesenkampfe ersteht für alle diejenigen, welche ums Banner der Humanität sich geschart, ein gewaltiger, von den wenigsten geahnter Bundesgenosse in jenem Geist des Alterthums, wie er sich in den hier versammelten Aussprüchen, wenigstens weitaus in den meisten derselben kundgibt.

Ohne Rückhalt stimmen wir in den Wunsch Scholl's ein: es möge sein Sammelwerk, das in jeder Hinsicht ein vortreffliches ist, dazu beitragen, daß die Kämpfer für Licht und Wahrheit, welche die Gegenwart ins Feld ruft, sich stählen am Geist des Alterthums, daß dadurch der Geist der Humanität dem endlichen Ziele, dem Siege, immer näher rücken und daß unser trotz aller Siege an Charakter mattgewordenes Geschlecht wieder erringe, was es verloren: einfachen, gesunden, natürlichen Sinn, Bewußtsein unserer gleichen Menschenwürde, Gerechtigkeit, Wahrheitsmuth und Freiheitsbegeisterung, hingebende Liebe, und durch das alles: Friede und Versöhnung!

Der dem Werke beigegebene „Wegweiser zu den Quellen" ist eine dankenswerthe und lehrreiche Zugabe und beweist aufs klarste die hohe Bedeutung dieser „Wahrheit aus Ruinen".

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Breslauer Dichterschule (früher Verein für Poesie) beabsichtigt im Laufe dieses Jahres die siebente Folge ihrer, in gewissen Zeiträumen bisher erschienenen poetischen Jahrbücher herauszugeben. Diese neue Folge soll sich zunächst von den bisherigen Jahrgängen dadurch unterscheiden, daß die Betheiligung an derselben nicht nur den gegenwärtigen Mitgliedern des Vereins, sondern auch allen innerhalb Schlesiens weilenden und außerhalb der Provinz thätigen schlesischen Dichtern freisteht. Nach einer uns zugegangenen Mittheilung ist der Vorsitzende des Vereins, Herr A. Freyhan in Breslau, Berlinerplatz Nr. 5, bereit, etwaige Einsendungen entgegenzunehmen.

— In der von Franz Pfeiffer begründeten Sammlung der „Deutschen Classiker des Mittelalters" (Leipzig, Brockhaus) enthalten die Bände 4—6 die Werke Hartmann's von Aue, herausgegeben von Fedor Bech. Nachdem zunächst der erste Theil, den „Erec" enthaltend, eine zweite Auflage erlebt hatte, ist auch vor kurzem vom zweiten Theile eine neue Auflage ausgegeben worden. Dieser zweite Theil ist inhaltlich der mannichfaltigste.

Während der erste und der dritte Theil die Romane Hartmann's, den „Erec" und den „Iwein" darbieten, sind in dem zweiten seine kleinern Dichtungen vereinigt, die „Lieder", die beiden Novellen („Gregor" und „Der arme Heinrich") sowie die beiden „Büchlein", von denen aber das zweite vielleicht nicht von Hartmann herrührt. Die populärste der Schöpfungen Hartmann's ist ohne Zweifel „Der arme Heinrich". Diesem Gedichte wurden früher zahlreiche Studien, Ausgaben, Untersuchungen und Uebertragungen gewidmet. Neuerdings erfreut sich auch die zweite der kleinern Erzählungen, der „Gregor", einer größern Aufmerksamkeit. Außer verschiedenen im Anschluß an Bech's Ausgabe die Kritik und Erklärung bezweckenden Einzelarbeiten, die zumeist in Pfeiffer's „Germania" (fortgesetzt von Bartsch) niedergelegt sind und von Höfer und Bartsch herrühren, erwähnen wir hier eine kleine Schrift, ursprünglich ein Gymnasialprogramm vom Jahre 1872, betitelt: „Beiträge zur Kritik und Erklärung des Gregorius Hartmann's von Aue von Joseph Egger" (Graz), welche in höchst sorgfältiger Weise sich für die Textherstellung und Texterklärung bemüht. Ist der Verfasser auch öfter in der Lage, in kritischer wie in hermeneutischer Beziehung den Auffassungen Fedor Bech's (in der ersten Auflage) entgegenzutreten, so hat er andererseits nicht nur die Gesammtleistung dieses Herausgebers und Erklärers mit Entschiedenheit und Wärme anerkannt und gepriesen, sondern auch im einzelnen gezeigt, wie viel in Bech's Ausgabe für den Genuß und das Verständniß Hartmann's von Aue geleistet ist.

— Mit der jüngst ausgegebenen zwölften Lieferung des fünften Bandes von Grimm's „Deutschem Wörterbuch" ist der von Rudolf Hildebrand bearbeitete fünfte Band (Leipzig, Hirzel), den Buchstaben K umfassend, beendet. Hildebrand gibt zu diesem Bande ein sehr lesenswerthes, lehrreiches, dabei warm geschriebenes Vorwort. Zuerst spricht er Herzensfreude und Herzensdank aus, daß den Männern, welche die Fortsetzung des mühevollen Werks auf sich genommen haben — außer Prof. Hildebrand in Leipzig, Prof. Heyne in Basel und Prof. Weigand in Gießen —, öffentliche Hülfe zutheil geworden sei. „Auch den Anregern dieser Hülfe ist hier öffentlich zu danken", fährt Hildebrand fort, „der deutsch-romanischen Abtheilung der Philologenversammlung in Halle im Jahre 1867 und vor allem ihrem Vorsitzenden Zacher, der die eigentliche Anregung gab, wie sie vorher schon Franz Pfeiffer gegeben hatte zu einer wesentlichen Erleichterung, die mir durch meine Vaterstadt und dann auch Weigand durch sein engeres Vaterland wurde. Damals aber, im Jahre 1868, nahm der neue deutsche Staat das Nationalwerk sozusagen auf seinen Schos." Wenn das deutsche Volk in diesen Dank freudig einstimmen wird, so gebührt doch der erste Dank den wackern Gelehrten, welche dem Werke ihre Lebenskraft weihen wollen, und vor allen Rudolf Hildebrand, dem ältesten Mitarbeiter und Nachfolger der Gebrüder Grimm, der nun zuerst einen ganzen Band glücklich vollendet und abgeschlossen hat.

Ausländische Literatur.

Mrs. Harriet Beecher-Stowe hat eine neue Schrift erscheinen lassen. Ihre „Palmetto leaves" (Boston, Osgood u. Comp.) sind Reisebilder aus Florida mit anmuthigen und lebendigen Schilderungen.

— Professor Teuffel's „Geschichte der romanischen Literatur" ist von Dr. Wagner in das Englische übersetzt worden; doch erscheint die Uebersetzung den Engländern als schwerfällig und dunkel.

— „Saul" und „Ahasver", die Lieblingsstoffe deutscher Dichter, üben ihre Anziehungskraft auch auf englische Dramatiker. In England gibt es eine „Buchdramatik" so gut wie in Deutschland; die im „Athenaeum" oft mit vieler Anerkennung gewürdigten Dramen kommen nie auf die Breter, welche von den Nachahmern der französischen Sensationsstücke beherrscht werden. George Francis Armstrong hat den König Saul zum Helden eines Dramas gemacht, welches das erste einer Trilogie: „The tragedy of Israel" (London, Longmans u. Comp.) bildet. Die Dichtung erinnert an Shakspeare und Milton. Ahasver ist der Held einer andern dramatischen Dichtung: „The curse of immortality" von A. Eubule-Evans (Macmillan u. Comp.). Die Charaktere dieses Gedichts bewahren ein gewisses Gleichmaß; die Scenen sind verständig arrangirt, der Dialog ist oft von dramatischer Kraft. Nur scheint der philosophische Gehalt dieses Dichtwerks nicht besonders tief zu sein.

— Felix M. Whitehurst hat seine pariser Correspondenzen für den „Daily Telegraph" und den „Pioneer" unter dem Titel: „Court and social life in France under Napoleon III." (2 Bde., Tuisley Brothers) herausgegeben. Whitehurst war mit dem Kaiser persönlich bekannt; er hatte sehr häufig vertrauliche Gespräche mit ihm, und theilt, was er da bei Hofe gehört und gesehen, in sehr ungenirter Weise mit.

— Eine englische Dame theilt ihren Freundinnen mit, wie man sich für 15 Pfund des Jahres „like a lady" kleiden und putzen kann: „How to dress on 15 l. a year, as a lady" (Warrel u. Comp.). Gewiß verdiente die Schrift auch ins Deutsche übersetzt zu werden. Die Kunst, für bescheidene Summen die Dame zu spielen, droht auch hier etwas abhanden zu kommen.

Theater und Musik.

Die wiener Hofschauspielerin Auguste Baudius hat den dramatischen Dichter Adolf Wilbrandt geheirathet. Die dramatische Literatur und Kunst kann zu dieser Ehe nur gratuliren. Die Repräsentantin des Salons Auguste Baudius mit ihrem Esprit und ihren geistvollen Augen repräsentirt die dramatische Muse Wilbrandt's vollständig schon in ihrer Persönlichkeit; der feine und funkelnde Salondialog der Wilbrandt'schen Lustspiele kann auf der Bühne keine bessere Vertreterin finden. Wir halten das Lustspiel für Wilbrandt's eigentliche Domäne und zweifeln nicht, der Einfluß des Frl. Baudius werde dazu beitragen, daß der Dichter über der Melpomene nicht der Thalia untreu wird.

— Die italienische Schauspielerin Ristori tritt an dem Drury-lane-Theater in London als Medea in Legouvé's Trauerspiel und als Maria Stuart in der Schiller'schen Tragödie auf. Das „Athenaeum" ergeht sich bei der Besprechung dieser Leistung in einer Zergliederung des Schiller'schen Dramas, welche namentlich der Charakteristik der Hauptpersonen warme Anerkennung spendet. Der Ristori selbst wird nachgerühmt, daß sie eine unvergleichliche Künstlerin sei, die königliche Würde unübertrefflich darstelle und daß ihr Mienenspiel stets ebenso harmonisch wie ausdrucksvoll sei. Außer in diesen Trauerspielen trat die Ristori auch in dem Schauspiel „Marie Antoinette" des italienischen Dramatikers Paolo Giacometti auf. Das Stück ist eine Historie, welche in einer Folge von Scenen und Tableaux mit ermüdender fünfstündiger Dauer das Leben der Königin von der sorglosen Idylle in Petit Trianon im Jahre 1786 bis zu den Vorbereitungen zur Hinrichtung 1793 darstellt.

— Mosenthal's Schauspiel: „Madeleine Morel", ist in englischer Uebersetzung in Neuyork zur Aufführung gekommen und hat eine beifällige Aufnahme gefunden. Die pariser Prostitution oder, wenn man will, der sociale Geist des second empire hat sein Publikum in allen Welttheilen.

— Von Gounod soll eine neue Oper „Jeanne d'Arc" am Gaité-Theater zur Aufführung kommen. Kundige rühmen einen Trauermarsch und ein Gebet im dritten Act, einen Ritterchor und den Chor der vor den Engländern fliehenden Bauern.

— In Paris sind jetzt die einactigen Ephemeriden Mode. Am Vaudeville gab man „Panazol" von M. E. Godinet, am Théâtre français „L'absent" von Eugène Manuel, ein einactiges Rührdrama. „Dianah", ein zweiactiges Stück von Theodor Barrès, ebenfalls am Vaudeville gegeben, hat zum Thema die spleenartige Liebe eines Baronets zu seiner Tochter, der sie keinem andern gönnt, aber schließlich bekehrt wird.

— Heinrich Laube hatte für die Lustspiele, die sich am wiener Stadttheater bewährten am 1. Januar 1872 Preise

ausgesetzt. Diese Preise sollten am 1. Juli 1873 zur Vertheilung kommen. Unter Hinzuziehung von Adolf Wilbrandt und Joseph Oppenheim hat Laube jetzt einen Preis von 100 Dukaten dem Lustspiel: „Das Stiftungsfest", von G. von Moser und einen Preis von 20 Dukaten dem einactigen Lustspiel: „In diplomatischer Sendung", von Paul Lindau zuertheilt.

Bibliographie.

Abicht, K., Geschichte des deutsch-französischen Krieges und der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Actenstücke zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche im 19. Jahrhundert. Mit Anmerkungen herausgegeben von H. v. Kremer-Auenrode. 1stes Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Affen-Religion. Ein in Arizona darüber gehaltenes Gespräch in zierliche Reime gebracht von einem Menschen. Manville. Gr. 16. 7½ Ngr.

Auger, R., Vorlesungen über die Geschichte der messianischen Idee. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von M. Krenkel. Berlin, Henschel. Gr. 8. 20 Ngr.

Augspurg, G. D., Die Entwerthung des Geldes, die Steigerung der Preise und die Mittel zur Abhülfe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 5 Ngr.

Bamberger, L., Die fünf Milliarden. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Ngr.

Baer, K. E. v., Zum Streit über den Darwinismus. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 4 Ngr.

Baer, W., Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechtes. Für Gebildete aller Stände. Nach dessen Tode unter Mitwirkung von H. Schaffhausen, vollendet und herausgegeben von F. v. Hellwald. In 2 Abtheilungen. 1ste Abtheilung. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beer, A., Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Bicking, F., Philosophie des Bewusstseins in Bezug auf das Böse und das Uebel. Hinterlassenes Manuscript. Berlin, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Biegon v. Czudnochowski, O., Steuerreform, Finanzpolitik und Staatsrechnungslegung in Preussen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die philosophische Bildung und ihre Förderung durch die deutschen Universitäten. Eine Anregung von Th. C. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 6 Ngr.

Bratuschek, E., Die Bedeutung der platonischen Philosophie für die religiösen Fragen der Gegenwart. Vortrag. Berlin, Henschel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Braun, F., Die Tage von Canossa unter Heinrich IV. 1ste Abth. Marburg, Braun. 4. 9 Ngr.

Bret Harte, Die Argonauten-Geschichten, spanischen und amerikanischen Sagen und Stadt- und Charakterskizzen. 1ster Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunonia. Wochenschrift zur Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten des Herzogthums und der Stadt Braunschweig, sowie für Wissenschaft, Kunst, Literatur und sociales Leben. Red.: R. Otto. 52 Nrn. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 4. Vierteljährlich 15 Ngr.

Byr, R., Wrak. 2 Erzählungen. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Chanzy, Feldzug von 1870—1871. Die 2te Loire-Armee. Einzigste autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt von O. v. Busse. 1ste Lief. Hannover, Helwing. Gr. 8. 10 Ngr.

Chlebik, F., Kraft und Stoff oder der Dynamismus der Atome aus Hegel'schen Praemissen abgeleitet. Berlin, Staude. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Christ, A., Felix Neff, der Verkündiger des Evangeliums in den französischen Hochalpen. Basel, Bahnmaier. 8. 3½ Ngr.

Cremer, A., Reiseskizzen aus Italien. Nach seinen Tagebüchern herausgegeben. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Czerny, A., Die Klosterschule von St. Florian. Entstehung, Verlauf, Ende. 1071—1783. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 20 Ngr.

Dahn, F., Gedichte. 2te Sammlung. 1ste Abth. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Daniel, H. A., Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert. 4te vielfach verbesserte Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Fues. Gr. 8. 12 Ngr.

Dedenroth, E. H. v., Die Baronin. Criminalgeschichte. 2 Bde. Berlin, Brigl. 8. 20 Ngr.

Dieren, B., Die Meistersinger von Nürnberg als Drama betrachtet. Leipzig, Klein. Gr. 8. 5 Ngr.

Diezel, C. A., Ungedruckte Briefe Goethe's. Nach der Zeitfolge geordnet. Leipzig, Wartig. 4. 20 Ngr.

Dorner, A., Augustinus. Sein theologisches System und seine religionsphilosophische Anschauung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Egli, E., Die Schlacht von Cappel 1531. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 20 Ngr.

Elgger, C. v., Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Luzern, Doleschal. Gr. 8. 2 Thlr.

Förster, T., Der Jesuiten-Orden. Zum Gedächtniß des 21. Juli 1773. Ein Vortrag. Berlin, Rauh. 16. 6 Ngr.

Frohschammer, J., Das neue Wissen und der neue Glaube. Mit besonderer Berücksichtigung von D. F. Strauß' neuester Schrift: „Der alte und der neue Glaube." Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Gedanken über die Verhältnisse Oesterreichs. Von einem Oesterreicher. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Oppenheim, H. B., Benedikt Franz Leo Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie (1848—1870). Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Philippson, M., Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichtes in Europa 1598—1610. 2ter Thl. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Reformbewegung in der deutschen Studentenschaft. Vom Verfasser der Broschüren: „Die deutsche Studentenschaft, eine academische Zeitstudie" und „Die Regeneration der deutschen Studentenschaft." Würzburg, Stuber. Gr. 8. 6 Ngr.

Riedel, A., Mein Gottes-Beweis auf kosmologischer und anthropologischer Grundlage. Augsburg, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Riehl, W. H., Freie Vorträge. 1ste Sammlung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Robinson, F. W., Das Lösegeld einer Frau. Roman. Aus dem Englischen von Helene Hardt. Einzige autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rolfus, K., Die Salpetrer. Geschichts- und Lebensbilder aus dem Hauensteinischen. Den Unterhaltungen eines Zipfelkappen-Museums nacherzählt. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Rosen, J., Am Vermählungstage. Festgedicht. Wien, Rosner. 16. 3 Ngr.

Roßbach, J. J., Geschichte der Gesellschaft. 6ter Thl. Der vierte Stand und die Armen. 2te Abth. Würzburg, Stuber. 8. 1 Thlr.

Saar, F. v., Marianne. Eine Novelle. Heidelberg, Weiß. Gr. 16. 20 Ngr.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Erfahrungen und Bemerkungen. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 10 Ngr.

Samarow, G., Um Scepter und Kronen. Zeitroman. 2te Abth. Europäische Minen und Gegenminen. 1ster Bd. 2te Hälfte und 2ter Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, E. Hallberger. 8. à Hälfte 22½ Ngr.

Schmidt, L., Macbeth. Eine poetische Shakespearestudie. Oschatz, Oldecop's Erben. 16. 12 Ngr.

Schneider, L., Roger Bacon Ord. min. Eine Monographie als Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 13. Jahrhunderts. Aus den Quellen bearbeitet. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schrader, A., Moderne Glücksjäger. Roman. 1ste und 2te Lief. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 3 Ngr.

Schwab, E., Die Arbeitschule als organischer Bestandtheil der Volksschule. Ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe unserer Volkserziehung. Wien, Hölzel. Gr. 8. 8 Ngr.

Simani, J., Gedenkblätter an Friedrich Halm (Eligius Freiherr von Münch-Bellinghausen). Aus: „Oesterreichs Lyriker der Gegenwart in Wort und Bild." Prag, Bartel. Gr. 8. 7 Ngr.

— — Oesterreichs Lyriker der Gegenwart in Wort und Bild. Illustrirtes literarhistorisches Sammelwerk in 3 Bdn. 1stes Heft. Prag, Bartel. Gr. 8. 7 Ngr.

Spitta, P., Johann Sebastian Bach. 1ster Bd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Springer, R., Devrient und Hoffmann oder Schauspieler und Serapionsbrüder. Künstler-Roman und romantisches Zeitbild. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Steub, L., Kleinere Schriften. 1ster Bd. Reiseschilderungen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Streckfuß, A., Ein Familiengeheimniß. Novelle. Berlin, Brigl. 8. 10 Ngr.

— — Der verlorene Sohn. Roman. 2 Bde. Berlin, Brigl. 8. 20 Ngr.

Teuber, E. O., Ulrich von Hutten. Ein dramatisches Gemälde deutscher Vergangenheit. Prag, Calve. 8. 1 Thlr.

Tradition und Urkunde vom Fürstenhause Anhalt in der Grafschaft Askanien. Dessau, Barth. 16. 10 Ngr.

Venetianer, M., Schopenhauer als Scholastiker. Eine Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie mit Rücksicht auf die gesammte Kantische Neoscholastik. Berlin, C. Duncker. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege 1790—1801. Urkunden, Staatsschriften, diplomatische und militärische Actenstücke ausgewählt und herausgegeben nach bisher ungedruckten Originaldocumenten der k. k. österreichischen Archive. 1ster Bd. Die Politik des oesterreichischen Staatskanzlers Fürsten Kaunitz-Rietberg unter Kaiser Leopold II. bis zur französischen Kriegserklärung. Jänner 1790 bis April 1792. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Voget, C. O., Ermunternde Wallfahrtsklänge aus dem Pfarrhause zu Hinta für die, so ein besseres Vaterland suchen. Emden, Haynel. 16. 10 Ngr.

Waitz, G., Die Formeln der deutschen Königs- und der römischen Kaiser-Krönung vom 10. bis zum 12. Jahrhundert. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wellmann, T., Geschworene oder Schöffen? Berlin, Springer. Gr. 8. 28 Ngr.

Werther, J., Das Grabdenkmal. Schauspiel. Manuscript für Bühnen. Stuttgart, Werther. 8. 12 Ngr.

Wetzel, P., Der Zweckbegriff bei Spinoza. Eine philosophische Abhandlung. Leipzig, Lorentz. Gr. 8. 15 Ngr.

Wiese, L., Haben und Sein. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 7½ Ngr.

Windelband, W., Ueber die Gewissheit der Erkenntniss. Eine psychologisch-erkenntnisstheoretische Studie. Berlin, Henschel. Gr. 8. 18 Ngr.

Wildenbruch, E. v., Die Söhne der Sibyllen und der Nornen. Berlin, Stilke. 8. 20 Ngr.

Wildenburg, O., Philippine Welser, die schöne Augsburgerin oder die eiserne Garderobe des Mittelalters. Historische Erzählung. 3 Bde. Nürnberg, Hoffmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zetter, E., Gesammelte Novellen und Erzählungen. 7tes bis 10tes Heft: Die Tartaren in Ungarn. Historische Novelle. Graz, Moser. 8. à 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 17. Juli 1873.

Zur Literatur über den Krieg von 1870—71.

Wir führen heute unsern Lesern wieder eine bunte Mosaik von Schriften über den deutsch-französischen Krieg vor:

1. Im Lande der Gallier. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870. Von Otto Scherzer. Hamburg, Kittler. 1872. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser ging am 7. August 1870 als Specialcorrespondent der „Hamburger Nachrichten" von Hamburg nach dem Kriegsschauplatze und hat sich bis zum Schluß des Kriegs in Frankreich aufgehalten. Er benutzte seine Stellung gleichzeitig, um an den Verwundeten Samariterdienste auszuüben. Da er gleich nach der Schlacht bei Noisseville vor Metz eintraf, so hatte er sofort Gelegenheit, nach letzter Richtung hin besonders wirken zu können. Von Metz aus begab sich der Verfasser für einige Zeit zu den Belagerungstruppen vor Toul, und von dort im October nach Versailles, wo er bis zur Rückkehr in die Heimat blieb.

In einfacher, schlichter Weise theilt der Verfasser in der vorliegenden Schrift seine Erlebnisse während des Krieges mit. Obgleich dieselben nicht derartig waren, daß sie sich neben den vielen großen Thaten dieser Zeit einiges Relief verschaffen konnten, obgleich der Verfasser auch wol nicht Zeit und Gelegenheit gehabt hat, Land und Leute, von denen er berichtet, eingehender zu beobachten, so bietet sein anspruchsloses Buch doch eine angenehme Lektüre. Von den vielen kleinen Anekdoten und Soldatenwitzen, welche in den Text des Buchs eingeflochten sind, hat freilich manche den Namen „Meidinger" auf unsere Lippen gebracht, manche unsere Neugierde auf die Pointe unbefriedigt gelassen.

Den freiwilligen Krankenträgern, Krankenpflegerinnen, barmherzigen Brüdern und Schwestern, den freiwilligen Aerzten, Begleitern der Liebesgaben, den kleinen Speculanten, Armeelieferanten, Marketendern und Marketenderinnen, Marodeurs oder Hyänen des Schlachtfeldes, den Spionen, freiwilligen Dolmetschern, Regimentsjungen, Schlachtenmalern, Zeichnern und Kriegstouristen — allen diesen nöthigen und unnöthigen Anhängseln einer Armee hat der Verfasser ein besonderes Kapitel gewidmet, in welchem er die einzelnen Kategorien nach seinen gemachten Erfahrungen zu charakterisiren versucht. Dem Kriegscorrespondenten C. F. Hoff, welcher infolge eines unvorsichtigen Briefes und dadurch entstandener Weiterungen sich in seinem Ehrgefühl auf das tiefste verletzt fühlte und bekanntlich Hand an sich selbst legte, weiht der Verfasser in seinem Büchlein eine ganz besonders warme Erinnerung.

Eine andere Monographie, welche uns vorliegt, ist betitelt:

2. Aus den Tagen der Belagerung Strasburgs, August und September 1870. Von Max Reichard. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1873. 8. 22½ Ngr.

Während das vorherbesprochene Buch in jeder Zeile uns den Berichterstatter einer Zeitung mit allen seinen Vorzügen und Mängeln zeigt, tritt in diesem Büchlein ein evangelischer Prediger vor uns, welcher die Schrecken des Kriegs schwer empfinden sollte. Der Verfasser befand sich während der Belagerung Strasburgs in dieser unglücklichen Stadt. Er hatte in den Jahren 1855—56 als evangelischer Feldprediger im französischen Lager vor Sewastopol gesehen, wie es bei dem Belagerungsheere zugeht; durch den letzten Krieg sollte er kennen lernen, wie es um die Belagerten steht. Ein evangelischer Geistlicher in einer größtentheils katholischen Stadt, durch seinen Namen und manche andere Bande Deutscher, durch seine Pflichten und amtlichen Verbindungen an Frankreich gefesselt — wahrlich, Umstände genug, um die Lage des Verfassers in so schweren Zeiten zu einer besonders schwierigen zu machen. Daß ein braver, tüchtiger Mann aber auch große Schwierigkeiten, ohne zu straucheln, überwinden kann, zeigt das vorliegende Büchlein, welches die Erlebnisse des Verfassers während der Belagerung Strasburgs in Form eines Tagebuchs schildert. Er, der den Krieg, seine Gebote und

seine Rücksichtslosigkeiten kennt, klagt niemals über die harten Maßregeln des Feindes; er, halb Deutscher, halb Franzose, lobt weder den einen, noch tadelt er den andern. Sein Buch ist ein Beweis, daß die Religion der Liebe keine confessionellen Grenzen kennt, daß diese Religion auch in den Tagen des größten Unglücks noch Trost und Hoffnung spenden kann. Ueberall, wo er es nur irgend vermag, sucht der unermüdliche Geistliche die Leiden der hartgetroffenen Einwohner Strasburgs zu mildern. Er läßt uns dabei bis in die verborgenen Räume der Wohnungen, bis in die tiefsten Falten des menschlichen Herzens blicken. Es weht uns aus diesen Schilderungen ein Hauch entgegen, wie er Immermann'schen und Auerbach'schen Erzählungen eigen ist. Mag das Büchlein für die Weltgeschichte am Ende nicht von sehr großem Werthe sein, für die Geschichte des menschlichen Herzens bleibt es ein Schatz!

Neben den beiden vorgenannten Schriften, die Selbsterlebtes enthalten, liegen uns auch zwei vor, welche über die Thaten und Erlebnisse einzelner Truppentheile während des Kriegs 1870—71 berichten:

3. Braune Husaren in Frankreich. Dem 1. schlesischen Husarenregiment Nr. 4 gewidmet von B. Poten. Breslau, Mälzer. 1872. 8. 10 Ngr.
4. Erinnerungen des ostfriesischen Infanterieregiments Nr. 78 aus den Jahren seiner Formation und des Feldzugs gegen Frankreich von O. von Busse. Erste Abtheilung. Mit zwei Karten. Emden, Haynel. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Stets munter und schneidig! So steht der Husar vor unserer Phantasie. Munter und schneidig ist das Büchlein von B. Poten: „Braune Husaren in Frankreich" (Nr. 3); es lebt in demselben der richtige Husarengeist. In kurzen, markigen Zügen schildert der Verfasser, selbst ein brauner Husar, auf 74 Seiten die Theilnahme des 1. schlesischen Husarenregiments Nr. 4 an den großen Ereignissen des Feldzugs 1870—71.

Als nach der Schlacht bei Sedan König Wilhelm den Commandeur des Regiments frug, ob das Regiment schon zur Action gekommen sei, konnte dieser nur antworten: „Leider nicht!" Der königliche Kriegsherr entgegnete: „Wer weiß, was noch kommt!" Und es kam noch sehr viel für die braunen Husaren. Auf dem Vormarsche gegen Paris und namentlich in den zahlreichen Kämpfen gegen die Loire-Armee hatte das Regiment reichlich Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu zeigen.

Das Büchlein überschreitet die Grenzen, welche es sich gezogen hat, nicht; es ist nur zur Erinnerung für das Regiment geschrieben. Demjenigen, welcher specielles Interesse für dies Regiment hat, wird das Buch manches bieten. Die Geschichte des Kriegs selbst kennen zu lernen, ist es allerdings nicht geeignet, doch wird der Forscher manche verwendbare Aufzeichnung darin finden. Eins vermissen wir an dem sonst so gefälligen Büchlein. Sollten die braunen Husaren nicht hier und da Gelegenheit gehabt habeg, einen echten Husarenstreich auszuführen? Wäre es nicht am Platze gewesen, solche Einzelheiten durch ausführliche Wiedergabe dem Gedächtniß aufzubewahren?

Was die „Erinnerungen des ostfriesischen Infanterieregiments Nr. 78" von O. von Busse (Nr. 4) anlangt, so führt uns die vorliegende erste Abtheilung des Buchs von der Stiftung des Regiments im Jahre 1866 bis zur Capitulation von Metz.

Die Ostfriesen hatten bekanntlich größtentheils schon ein Stück ruhmreicher Geschichte Preußens — die Zeiten Friedrich's des Großen — als preußische Unterthanen durchlebt, waren aber seit den traurigen Jahren 1806 und 1807 an Holland, resp. Hannover abgetreten; erst durch die Erfolge des Jahres 1866 wurden sie wieder Preußen. Sie haben gleich in der ersten Periode des Kriegs, auf den blutigen Gefilden von Rezonville und Flavigny, neben den vielbewährten Söhnen der Mark Beweise echt preußischer Tapferkeit und Hingebung, bei dem oft sehr anstrengenden Cernirungsdienst vor Metz Proben norddeutscher Zähigkeit und Ausdauer an den Tag gelegt. Sie haben gezeigt, daß sie gern ihr Herzblut für Preußens, für Deutschlands Ehre hingeben.

In dem Verfasser der „Erinnerungen", welcher selbst dem ostfriesischen Regimente angehört und am 16. August eine ehrenvolle Wunde davontrug, hat das 78. Regiment einen gewandten Berichterstatter seiner Thaten gefunden. Mit vielem Geschick und großer Klarheit ist namentlich die Theilnahme des Regiments an der Schlacht bei Mars-la-Tour geschildert, eine Beschreibung, welche den wesentlichsten Inhalt der vorliegenden ersten Abtheilung bildet. Vielen Tapfern, welche in schöner Soldatenweise zu sterben wußten, hat der Verfasser ein würdiges Denkmal gesetzt.

Natürlicherweise berührt auch dieses Buch die allgemeine Kriegslage so wenig wie das vorhergehende, hat also für das Studium der Kriegsgeschichte ebenfalls nur einen beschränkten Werth. Eine derartige Anforderung darf man aber auch nicht an Regimentsgeschichten stellen. Als eine solche entspricht das Buch seinem Zwecke so vollkommen, daß die angekündigte zweite Abtheilung desselben gewiß sehr viel Theilnahme finden wird.

An kritischen Schriften über den verflossenen Krieg liegt uns vor:

5. Betrachtungen über die Thätigkeit und Leistungen der Cavalerie im Kriege 1871 von D. H. Walter. Leipzig, Luckhardt. 1872. 8. 20 Ngr.

Bis zum Kriege 1870 ist es bei Fachmännern und Laien eine allgemein verbreitete Ansicht gewesen, daß die ungemeine Verbesserung der Feuerwaffen die Thaten der Cavalerie in den Kriegen der Neuzeit sehr beschränkte und dieser Waffe nur noch eine bescheidene Nebenrolle gestatte. Erst der Krieg von 1870 hat diese Ansichten umgestoßen und die große Wichtigkeit der Cavalerie auch für die Kriege der Neuzeit so überzeugend dargethan, daß heute selbst der leiseste Widerspruch eine Thorheit zu nennen wäre.

Es ist hier nicht der Ort, über das Wesen und die Verwendung der Cavalerie nach den neuesten Erfahrungen eingehend zu berichten. Wer sich ein Urtheil darüber bilden will, dem wird die genannte Schrift eine willkommene Anleitung sein. Der Verfasser, ein österreichischer Offizier, scheint uns ganz besonders geeignet, die Thaten der deutschen und französischen Cavalerie ohne Vorurtheil kritisch zu beleuchten. Er gründet sein Urtheil

auf die Thatsachen, soweit ihm solche zur Zeit bekannt sein konnten. Die angeführten Thatsachen sind allerdings nicht immer ganz der Wirklichkeit entsprechend. Doch thut dies dem Werthe des Buchs wenig Abbruch, da der Verfasser nicht an Kleinigkeiten hängt, vielmehr die Gesammtverhältnisse mit freiem Blicke beurtheilt. Die Ansichten, welche er dabei ausspricht, sind maßvoll gehalten und verrathen eine große Sach- und Fachkenntniß. Mancher mag in vieler Beziehung abweichende Ansichten haben, aber im ganzen, glauben wir, vertritt das Büchlein eine Richtung, welcher der größte Theil der denkenden Cavaleristen angehört. Dasselbe ist für den betreffenden Gegenstand ganz ohne Zweifel belehrend und anregend.

Unsere Besprechung wendet sich nunmehr einem Tagebuche eigener Art zu:

6. Tagebuch des deutsch-französischen Kriegs 1870—71. Eine Sammlung der wichtigsten Quellen mit Karten und Plänen. Dem siegreichen heimkehrenden deutschen Heere und seinen Führern gewidmet von Georg Hirth und Julius von Gosen. Leipzig, Hirth. 1872. 4. In Heften zu 10 Ngr.

Wir nennen das vorliegende Werk ein Tagebuch eigener Art, weil wir mit dem Worte „Tagebuch" den Begriff einer tageweisen Aufzeichnung von Selbsterlebtem u. s. w. während einer gewissen Periode verbinden. Dies Buch hat es sich aber zur Aufgabe gestellt, nachträglich auf das sorgfältigste alles das zusammenzustellen, was während der Zeit des deutsch-französischen Kriegs an jedem einzelnen Tage Bemerkenswerthes zu verzeichnen war. Ein solches Sammelwerk „Tagebuch" zu nennen, ist zwar noch nicht allgemein gebräuchlich, aber unserer Ansicht nach doch vollständig gerechtfertigt.

Es liegen uns augenblicklich nur das vierzehnte bis fünfundzwanzigste Heft des umfangreichen Werks vor; wir glauben unsere Besprechung aber trotzdem dem Gesammtwerke zuwenden zu müssen.

Die Idee, ein Buch zu schreiben, welches kurz nach den stattgehabten Ereignissen auf das genaueste darüber berichtet, was an jedem einzelnen Tage des verflossenen Kriegs Bemerkenswerthes hervorgetreten ist — sei es an Thaten auf dem Kampfplatze, sei es an Kriegsberichten, sei es an Verhandlungen von Staatskörpern, sei es an charakteristischen Schilderungen des Lebens im Kriege, an politischen Acten u. s. w. — oder müssen wir als eine ebenso neue wie glückliche bezeichnen. Ein Buch, aus solcher Idee entstanden, muß denen, welche die Kriegszeit selbst durchlebt haben, stets die Möglichkeit gestatten, diese große Zeit Tag für Tag noch einmal zu durchleben, sich noch einmal zu erwärmen an der Glut, welche zu jener Zeit alle Schichten der deutschen Bevölkerung durchdrang. Ein solches Werk wird aber auch für alle Zeiten, für alle Stände von dauerndem Werthe bleiben; obschon weniger als ein streng historisches Denkmal zu betrachten, wird es stets getreue Bilder einer bewegten, ewig denkwürdigen Zeit hervorzurufen im Stande sein.

Die originelle, glückliche Idee ist von den Verfassern, deren einer ja schon als Herausgeber mehrerer tüchtigen Sammelwerke rühmlichst bekannt ist, vortrefflich ausgeführt worden. Sie haben aus dem massenhaft vorhandenen Material mit vieler Einsicht das Werthvolle herausgefunden, sie haben über alles das Beste, wol nirgends zu wenig, nirgends zu viel gebracht. Dabei ist die Menge des Stoffs anschaulich gruppirt, übersichtlich geordnet, sodaß jeder, der irgendetwas auf den deutsch-französischen Krieg Bezügliches sucht, es in diesem Buche gewiß leicht und an der richtigen Stelle finden wird. Nehmen wir zum Beweise des Gesagten aus den uns vorliegenden Heften 14—25 irgendeinen Tag heraus. Sei es der 13. October, ein Tag, über den wol selbst der Kundige wenig Thatsachen berichten könnte. Vierzehn Druckseiten, voll der interessantesten Angaben, bringt das vorliegende Buch über diesen Tag und theilt die Angaben in folgende Kapitel: Vor Paris. a) Ausfall gegen Clamart und Bagneux. α) Deutsche Berichte. β) Französische Berichte. b) Aus dem deutschen Hauptquartier. An der Loire — Soissons — Verdun — Metz — Im Osten — Zur See — Deutschland — Frankreich — Die Neutralen.

Welche bedeutende Ausdehnung und welche Menge von Stoff das Werk bietet, möge daraus hervorgehen, daß Heft 25 erst bis zum 4. December reicht und das Werk bereits 3695 Seiten umfaßt. Die Schilderung der zahlreichen Kämpfe, welche im Laufe des December und in den zwei ersten Dritteln des Januar stattgefunden haben, wird gewiß noch mehrere hundert Seiten den bisherigen hinzufügen. Trotz dieses ganz außerordentlichen Umfangs bringt das Werk, wir wiederholen es nochmals, nichts Ueberflüssiges; es ist niemals unnöthig, weitläufig oder breit. Der große Umfang ist also zugleich ein Beweis der reichen Menge des Dargebotenen. Die Verfasser begnügen sich übrigens nicht damit, aus allem, was ihnen zur Zeit der Abfassung der betreffenden Artikel zu Gebote stand, das Beste gebracht zu haben; ein Nachtrag wird auch noch dasjenige bringen, was aus später erschienenen Werken u. s. w. erwähnenswerth ist.

So glauben wir denn das „Tagebuch" Hirth's und von Gosen's als ein in seiner Art ausgezeichnetes Werk bezeichnen zu dürfen, welches seinen Zweck: „neben dem großen Generalstabsberichte eine kritische Sammlung aller wichtigern während der Kriegführung selbst flüssig gewordenen Quellen zu bilden", in der vortrefflichsten Weise erfüllt. Das Buch wird der Mit- und Nachwelt ein ebenso interessanter wie unentbehrlicher Freund werden.

Wir ziehen nun in den Kreis unserer Betrachtung:

7. Die Verluste der deutschen Armeen an Offizieren und Mannschaften im Kriege gegen Frankreich 1870 und 1871. Von Dr. Engel. Mit sieben geographischen Darstellungen. Berlin, Königl. Statistisches Bureau. 1872. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bereits in einer der frühern Nummern d. Bl. (Nr. 18) hatten wir bei Besprechung des von Schell'schen Buchs über die Operationen der Ersten Armee Gelegenheit genommen, mit kurzen Worten das äußerst verdienstvolle Werk von Engel, dem Director des berliner Statistischen Bureaus, zu erwähnen. Heute beabsichtigen wir etwas näher auf dasselbe einzugehen.

Solange es Kriege gibt, ist man auch bestrebt gewesen, das Andenken an die im Kriege Gefallenen hoch

zu halten, den durch den Krieg Verstümmelten Ehre zu erweisen. Und trotz aller darauf verwendeten Sorgfalt und Sorge gelang es bis zur jüngsten Neuzeit doch niemals, auch nur annähernd richtig die Opfer eines Kriegs festzustellen. Ungeachtet dieser vergeblichen Vorgänge hat es der Director Engel, als Statistiker schon längst über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt, gewagt, gleich beim Beginne des deutsch-französischen Kriegs den Versuch zu machen, eine möglichst umfassende Statistik dieses Kriegs herzustellen, in der selbstverständlich die Verluste an Menschen den wesentlichsten Theil bilden mußten. Die Resultate dieses Versuchs liegen uns in einem umfangreichen stattlichen Bande nunmehr vor Augen. Zwang uns schon die Kühnheit des Versuchs Achtung ab, so steigert sich diese angesichts der erreichten Resultate zur Bewunderung. Der Meister hat sich selbst übertroffen. Wer nur einigermaßen mit den militärischen Verhältnissen im Kriege bekannt ist, der wird es begreiflich finden, daß der erste Eindruck dieses Werks auf uns ein überwältigender war. Eine solche Menge des reichhaltigsten Materials kann man nur allmählich in seinem vollen Werthe erkennen und schätzen lernen. Der oberflächliche Beschauer findet in diesem Buche eine unendliche Menge von Zahlen und wird sich in einem Labyrinthe wähnen; der Forscher aber sieht bald alle diese Zahlen Leben und Wesen gewinnen und ihm ein weites Feld der Thätigkeit eröffnen. Und jede Zahl des Buchs bezeichnet wirklich auch ebenso viele Menschenleben und über jedes einzelne Menschenleben sind vorher wenigstens ein Dutzend verschiedener Angaben gemacht worden, ehe der Namen einer Aufnahme in die vorliegenden Tabellen gewürdigt wurde.

Mit welcher Gewissenhaftigkeit alle Angaben gemacht sind, möge daraus erhellen, daß z. B. die Verluste der Truppen in sechs untereinander ganz verschiedenen Tabellen von verschiedenen Gesichtspunkten aus zusammengestellt wurden und stets zu demselben Gesammtresultat führen. Mit welcher Gründlichkeit diese Angaben gemacht sind, möge daraus hervorgehen, daß allein 1600 mit Verlust verbundene Affairen unter Bezeichnung der Zeit, des Orts, der betheiligten Truppen und des Verlustes aufgeführt werden.

Eine ganz besondere Anziehungskraft ist dem Werke noch durch die Beifügung vortrefflicher graphischer Darstellungen verliehen worden. Diese veranschaulichen, ohne die geringsten Vorkenntnisse vorauszusetzen, sofort die Verluste der einzelnen Corps, der einzelnen Truppentheile, der einzelnen Waffen und Contingente, die Verluste an den einzelnen Tagen. Sie lassen mit einem Blicke die Verluste der deutschen und französischen Heere in jeder bedeutenden Affaire u. s. w. vergleichen; sie zeigen uns, wie sich die einzelnen deutschen Armeen in Frankreich ausgedehnt haben; sie erzählen uns ohne Worte, mit wenigen Strichen die Occupation der französischen Departements, den Widerstand der Festungen, den Verlauf der Belagerungen, die Art und Zahl der in jedem Departement stattgehabten Gefechte und Schlachten.

Sapienti sat! Wir enthalten uns absichtlich der Wiedergabe einzelner Zahlen aus diesem Werke. Dem Publikum sind solche durch die Zeitungen zur Genüge vor die Augen geführt worden; dem Forscher kann mit solcher Wiedergabe nicht gedient sein.

Doch nun auch ein wenig Pfeffer in all das Süße! Ohne solchen kann ja ein richtiger Honigkuchen nicht sein, meint Fritz Reuter. Wir hören von mehrern Seiten, daß die so äußerst gewissenhaft und gründlich zusammengestellten Zahlenangaben dieses Buchs Anspruch auf ganz unbedingte Richtigkeit doch nicht machen können, und fanden auch bereits in dem „Militärwochenblatt" einen Hinweis auf eine kleine Ungenauigkeit und Abweichung von dem Thatbestand. Soll all diese Arbeit, all die unendliche Mühe doch das gesteckte Ziel nicht erreicht haben? Nun, dann ist der Verfasser sicherlich nicht schuld daran, und sein Werk bleibt dennoch das vorzüglichste, nicht nur von denen, die jemals in dieser Richtung geschaffen worden sind, sondern auch von denen, die überhaupt geschaffen werden konnten. Die leitenden preußischen Behörden nehmen aber vielleicht aus diesem Umstande Veranlassung, einerseits einzusehen, wie man Vorzügliches auf diesem Gebiete schaffen kann, andererseits, daß es nothwendig ist, solche Arbeiten in militärische Hände zu legen und Männern anzuvertrauen, die im Frieden schon zu solchen Zwecken ausgebildet werden können. Sollte das vortreffliche Engel'sche Werk selbst dies nur erreicht haben, auch so schuldete ihm die Militärwissenschaft schon dafür großen Dank.

Schließlich hätten wir noch zu erwähnen:

8. Specialkarte der deutsch-französischen Reichsgrenze, bearbeitet in der geographisch-statistischen Abtheilung des Großen Generalstabes nach den von der Grenzregulirungs-Commission zu Metz mitgetheilten Materialien. 1:80,000. Nebst den deutsch-französischen Verträgen im Wortlaut. Berlin, Mittler und Sohn. 1873. Qu. gr. Folio. 20 Ngr.

Auf einer Uebersichtskarte und vierzehn detaillirten Skizzen bringt uns dies kleine Werk den allgemeinen Lauf der neuen deutsch-französischen Grenze. Der Maßstab von 80000 gestattete wol nicht, das Terrain und alle Oertlichkeiten auf das Blatt zu bringen, und so dürfte das von ihm gebotene Material auch nur genügen, um allgemeine Karten hiernach zu verbessern. Uebrigens hat die dargestellte Grenzlinie nach dem Erscheinen dieser Karte in der Gegend von Avricourt bereits eine Aenderung erhalten, was beim Gebrauche derselben nicht außer Acht zu lassen ist. Man hat das Interesse für das kleine Werk dadurch zu erhöhen gesucht, daß man einen Theil der Karte, welche bei Unterzeichnung der Friedenspräliminarien am 25. Februar 1871 dem Fürsten Bismarck und Jules Favre vorlag und von diesen mit Unterschrift und Bemerkungen versehen worden ist, in getreuem Facsimile beigefügt hat.

Können wir der lithographischen Ausführung der Karte nur unsere vollste Anerkennung zusprechen, so scheint uns die Mitbenutzung des pappenen Umschlags, um auf demselben den Wortlaut der Verträge abzudrucken, doch die Ausstattung des kleinen Werks sehr beeinträchtigt zu haben und keineswegs empfehlenswerth.

Alfred de Musset.

Gedichte von Alfred de Musset. Aus dem Französischen. Berlin, A. Duncker. 1871. Gr. 16. 25 Ngr.

Das Buch ist ohne den Namen des Uebersetzers erschienen. Derselbe hat Musset persönlich gekannt und sich augenscheinlich mit der französischen romantischen Schule sehr eingehend beschäftigt. Er bezeichnet seine Arbeit als eine „artistische Spielerei", veranlaßt durch heftige Nervenleiden und den damit zusammenhängenden Wunsch, sich selber „gegen solche Leiden angenehmer abzustumpfen und sie momentan mehr vergessen zu machen, als dies durch materielle Narkotismen möglich und rathsam ist". Die nun bald funfzig Jahre eines leidlich gesunden Daseins, fährt er fort, habe er in emsigster geistiger Thätigkeit verbracht, bis er eben auch das Opfer derselben geworden sei.

In Betreff seiner Uebersetzung sagt er:

Ich ging hierbei von den — trotzdem die deutsche Literatur überhaupt von Uebertragungen aus fremden Sprachen nur zu sehr wimmelt — in ihr nicht landläufigen Uebersetzungsprincipien aus: daß ein fremdes Gedicht nur dann auch in der Uebersetzung noch voll wirken könne, wenn diese mit dem Prestige auftritt, als sei die Imitation ein deutsches Original, welcher Erfolg nur durch reinste Formvollendung erreichbar erscheint.

Inwieweit die Aufgabe, welche sich der Herausgeber stellte, durch ihn gelöst worden ist, wird nach Besprechung der literarhistorischen Einleitung, die er den Uebersetzungen vorausschickt, zu untersuchen sein. Sie umfaßt etwa ein Drittheil des ganzen Buchs und lüftet einmal wieder den Schleier von mancher jetzt vergessenen Begebenheit jener literarischen Periode. Es empfiehlt sich wohl, mit einigen Worten dabei zu verweilen. Vor einigen Jahrzehnten nahmen, wie man weiß, die modernen Lyriker vor allem in Frankreich das Interesse weiter Kreise in Anspruch. Die persönlichen Erlebnisse einiger derselben haben eine ganze Literatur zu Tage gefördert. Nachhalle dieser, freilich mit Neugier und Skandalsucht stark durchwobenen Theilnahme drangen über den Rhein zu uns herüber, unter anderm damals, als die Bücher „Lui" und „Elle et Lui" und endlich „Lui et Elle" geschrieben wurden. Der Uebersetzer der Musset'schen Gedichte widmet diesen Büchern, welche bekanntlich Alfred de Musset's mysteriöse Liebesbeziehungen zu George Sand behandeln, eine nachträgliche unparteiische Analyse, wie er denn überhaupt sich zu seinem Gegenstande möglichst objectiv zu verhalten bestrebt ist. In welcher Weise ihm dies gelingt, wird am besten aus einigen Citaten erhellen, die zugleich das Bekanntschaftsverhältniß des Verfassers zu Heinrich Heine mit berühren. Er schreibt:

Ich saß in jungen Tagen persönlich sowol am Schmerzenslager Heinrich Heine's, wie am Folterbette Alfred de Musset's. Das eine stand damals (1847) in der Rue de la Poissonnière, das andere auf der Place Vendôme. Erst 1858 sah ich Paris wieder, aber nicht mehr die beiden großen Dichter und Märtyrer. Der deutsche ruhte bereits seit dem 17. Februar 1856 auf dem Friedhofe Montmartre, der französische seit dem 2. Mai 1857 auf dem Père Lachaise.

Bei Heine verkehrte ich seinerzeit wie ein Hausfreund, mit dem man schon ersten Tags so intim geworden, daß nicht viel gefehlt hätte, um „als Mädchen für alles" angesehen zu werden, wozu Heine stark Neigung gegenüber jenen jungen Leuten hatte, die er, auch in übelster Laune, gern um sich duldete, sicher, mit ihnen zugleich von andern, ja den alltäglichsten Dingen plaudern zu können und nicht ewig nur von Literatur: dabei aber auch sicher, daß, wenn er einmal literarische Negligégespräche führen wollte, er durch uns um so animirender secundirt wurde. Bei Musset dagegen war eine solche behagliche Vertraulichkeit schon deshalb nicht möglich, weil sich der aristokratisch gehätschelte Elegant, was er bis zum letzten Augenblicke blieb, auch bei den heftigsten Nervenzuständen nie sozusagen natürlich gab, sondern bei ausgesuchtester Höflichkeit mit stets kalter Zurückhaltung. Der Franzose hatte Herz, der Deutsche Gemüth....

Heine heulte oft stundenlang unter den heftigsten physischen Schmerzen, konnte aber trotzdem unversehens über sie spötteln, und nicht minder über die geringste Bagatelle kindische Freude empfinden, von einem schönen Gedanken poetisch inflammirt werden, bei einer Malice schadenfroh hell auflachen. Diese Freiheit der Seele hatte Musset nicht im entferntesten. Er litt zwar stillschweigend, man könnte sagen „als Gentleman", und das noch dazu unsaglich; er war aber auch bis zur Affectirtheit empfindlich für jedes Wort, das irgend sein Herz verletzte, sei es durch Berührung weher Erinnerungen, oder durch Behauptungen, die seinen Gefühlen von Liebe, Ehre, Glauben, Geist, Gesellschaftszweck u. dgl. — wie er nun einmal diese Dinge anschaute und empfand — widersprachen, oder aber durch Umgangsformen, die ihm nicht behagten. Die eigenen Schmerzen machten ihn nicht milder im Urtheile, vielmehr noch weit herber; er ertrug sie nicht fluchend oder schreiend, sondern knirschend, und suchte dem Zustande wenigstens zeitweilig durch Betäubung und Abstumpfung zu entkommen. Nicht Ironiker, sondern skeptisch bitterer Satiriker, war er doch zu edel, um nicht poetisch zu fühlen. Da er aber keinerlei Gegenstände mehr hatte, an denen sich sein Herz hätte erfreuen können, auch alle positiven Religionen längst für verzerrte Fratzen erkannte, um so mehr aber das Bedürfniß nach irgendeinem Gott fühlte, nach dem er agonistisch rang, so verfiel er in eine Ideenwelt, die weniger Nebel und Schwebel war als decorative Fiction, welche die Franzosen als besonders „sublim" anmuthet, uns Nichtfranzosen oft als sentimentale Phrase erscheint, können wir auch deren Glanz nicht leugnen.

Also bei aller Sympathie für den Sänger glänzender Rhythmen war der Umgang mit dem krankhaft empfindsamen Dichter persönlich nicht nur kein angenehmer, sondern oft ein direct peinlicher; man konnte noch weniger von ihm Gegensympathie bis zu dem Grade erwarten, um gemüthlich intimer Mittheilungen gewärtig zu sein, am allerwenigsten als Nichtfranzose. Dagegen improvisirte er manchmal cynische Aperçus wie Heine; aber auch hierin welcher Unterschied im Vergleiche mit dem Deutschen! Kam Heine, und nur zu gern, auf derlei Themata, so ward er zum Faun, der eigentlich zumeist mit artistischem Behagen schlechte Witze machte. Musset dagegen warf plötzlich derlei Bemerkungen dazwischen mit dem Ausdruck der Verachtung, wie solche ein Uebersättigter fühlt. Es war dies die Reaction der gesunden Sinnlichkeit seiner ersten Periode, angekränkelt durch philosophische Reflexion, während Heine gar nie den eigentlichen Ton des Hasses und der Verachtung gefunden — wozu es ihm an Charakter fehlte —, jedoch von jeher die gemüthsreiche Doppelnatur hatte, daß ihm die reinsten Laute der Adoration und die unflätigsten des Hohns gleichmäßig zu Gebote standen, beides Gemüthsfactoren.

Und auf die Persönlichkeit de Musset's im Gegensatz zu derjenigen Heine's noch näher zurückkommend, sagt der Verfasser an einer andern Stelle:

Alfred de Musset, der Tradition nach ein auffallend schöner Junge, aber noch mehr durch seinen Vater als durch seine Mutter — die er frühzeitig verloren zu haben scheint — verzärtelt, überhaupt in all den Exclusivitäten und Miauderien des französischen Adelsbegriffs erzogen, war zwar ein äußerst fein-

glieberiger, aber im ganzen Habitus doch stärker angelegt gewesener junger Herr als Heine jemals auch in den blühendsten Jugendtagen. Seinem ganzen Wesen nach aristokratischer Gamin, der schon mit 18 Jahren den Nimbus als brillantfranzösischer Dichter hatte und in den Salons als Mirliflore und Blasé in Einer Person erschien, dürfte Musset, bevor er nach Venedig ging, sich vollster Gesundheit erfreut haben, die wol sogar für Orgien vorhielt. . . .

Als ich Musset 1847 kennen lernte, war von Stutzerhaftigkeit keine Spur mehr an ihm zu bemerken, wenngleich die alte, sehr feine Sorgfalt, verwendet auf äußere Erscheinung, aber in wahrhaft distinguirter Form, fast gesucht. Von seines Haares ehemaligem Goldblond bemerkte ich nichts mehr; es war kurz geschoren und machte mehr den Eindruck des Fahlbraunen, während die schwarzen Augen der wachsweißen Physiognomie den charakterisirenden Ausdruck verliehen. Er sah krank aus, glich eigentlich schon einem Todten, wie dies gewöhnlich bei Herzleiden vorkommt, obgleich ich nicht weiß, woran Musset schließlich starb — ja dies wahrscheinlich niemand weiß. Genug, Heine sah aus wie von durchsichtigem, mattem Glase, Musset wie aus milchweißem Wachse. So machte er es noch zehn Jahre lang fort, lag tagelang starrblickend und allein auf den Divans in seinen Stuben umher, trank fortwährend Absynth, ohne direct betrunken zu werden, blos um sich abzustumpfen und nicht denken zu müssen, weinte manchmal stundenlang vor sich hin, hatte dazwischen aber wieder die grausamsten, menschenfeindlichsten Launen, oder war so weich, daß er andere zu Thränen rührte.

Der Verfasser berührt dann Musset's späteste Dichtungen und sagt:

Vom Jahre 1856 blieb nur ein einziges, siebenzeiliges Gedichtchen übrig, das aber von fast Nikolaus Lenau'scher Tiefsinnigkeit ist. Es lautet deutsch:

Spaziergang.

Den Wald hier, den die Wolke hüllt in Gold,
Den schläfern Schatten ein, so langsam, laß!
Das ist der Abend nicht, das Frühroth hold
Scheint heiter zu entfliehn — da wir ja, daß
Es wiederkommt, bewußt uns sind im Innern:
So im Gemüth strahlt Hoffnung oft noch blaß,
Und nur allmählich stirbt das süße Rückerinnern!

Der Verfasser fährt fort:

Also machte der Kranke wol noch im vorletzten Lebensjahre Spaziergänge im Freien. Plötzlich scheint aber die eigentliche Agonie eingetreten zu sein und fast zwei Jahre gedauert zu haben. Denn das Schwanenlied des so räthselhaft und so jung dahinsterbenden französischen Dichters (1857), wenige Tage vor seinem endlichen Tode niedergeschrieben, lautet:

Letztes Gedicht.

Die Stunde meines Tods, seit achtzehn Monden, ach!
Ertönt allseitig mir ins Ohr, bald laut, bald schwach.
Seit achtzehn Monden — voll von Langweil, Wachen, Schauern —
Fühl' Tod ich überall und seh' ihn ringsum lauern!
Je mehr ich gegen dies mein Elend kämpf' voll Scheu,
Je mehr erwacht in mir Instinct fürs Unglück neu!
Die Kraft des Widerstands nützt ab sich, wird verschwendet —
Sogar mein Schlaf ist Kampf, bei dem ich's Opfer bin!
Und wie ein Renner müd' zusammenbricht und endet;
So wankt mein Muth und bricht ins Knie und stirbt dahin!

So erlosch Alfred de Musset mit 47 Jahren, dem Körper nach anscheinend eigentlich gar nicht krank, aber um so kränker in der Seele, bis ihr zuletzt der Körper auch in physischer Auflösung verfiel!

So weit die hier zur Vorführung geeigneten Auslassungen über de Musset. Daß der Verfasser dieser Vorbemerkungen zu der Charakteristik de Musset's den romanischen Geist kurzweg als „von jeher zu nüchtern" bezeichnet, „um sich in Abstractionen und Transscendentismen zu versteigen", und zu „phantasielos", um „weltbewegende Gedanken zu schaffen", mag nur erwähnt werden, um seinen ästhetischen Standpunkt zu präcisiren. In Betreff der von ihm hervorgehobenen vielseitigen Sprachkenntnisse der Begründer der französischen Romantik (V. Hugo u. s. w.), gleich denen auch Musset „frühzeitig geläufig englisch, spanisch, italienisch und wahrscheinlich auch deutsch" gesprochen haben soll, erlauben wir uns doch zu bemerken, daß für alle jene Sprachkenntnisse der Beweis noch erst zu erbringen sein dürfte. Auch die französischen Romantiker kannten und kennen wahrscheinlich englische und deutsche Dichterwerke zumeist nur aus Uebersetzungen, was freilich nicht verhinderte, daß sie hin und wieder ein Goethe'sches Gedicht, wenn auch nur nach einer solchen fremden Uebersetzung, geschmackvoll in französische Verse gebracht haben. Wie wenig die Franzosen unsere Sprache verstehen, dafür hat der letzte Krieg wieder zahlreiche Beweise geliefert. Selbst längerer, ja langer Aufenthalt in der Fremde genügt nicht, um sie zum wirklichen Erlernen der fremden Sprache zu veranlassen. So bekannte mir Victor Hugo auf Guernsey im Jahre 1867: er habe, obschon fast seit zwei Jahrzehnten unter Engländern lebend, bis dato nicht nöthig gehabt, die englische Sprache zu lernen, da alle Welt französisch spreche; und als ich ihn fragte, wie es denn mit seiner Kenntniß des Deutschen stehe, da er doch so manches Urtheil über die deutsche Literatur abgegeben habe, meinte er: deutsch könne er zwar ebenso wenig wie englisch, aber auch deutsch zu sprechen habe er bei der allgemeinen Verbreitung des Französischen nie gebraucht, und was die deutsche Literatur betreffe, so sei Frankreich ja reich an Uebersetzern.

Zum Schluß einige Worte über den Werth der Uebersetzungen des mehr citirten anonymen Autors. Leider kann man demselben nicht rathen, den zur Probe herausgegebenen 22 Musset'schen Gedichten weitere folgen zu lassen, wie er solches in Aussicht stellt, denn seine Begabung für diese Aufgabe reicht für ihre Lösung wol nicht aus. Das ist zwar ein Tadel, in gewissem Sinne aber auch ein Lob. Musset ist ein echter Pariser, selbst dann noch, wenn er seinen Liebesabenteuern einen spanischen oder italienischen Mantel umhängt. Mit bezaubernder Eleganz weiß er alles, auch die frechsten Dinge zu sagen und die Glut seiner Sinnlichkeit täuscht über das Faunische seiner Schilderungen selbst dann hinweg, wenn man sich von ihnen abgestoßen fühlt. Wie will man dergleichen in unser ehrliches Deutsch — „in mein geliebtes Deutsch", um mit Faust's Worten zu reden — hinüberzwängen! Es ist wol ein Glück, daß jeder solcher Versuch mislingen muß. Daß dies Mislingen um so gründlicher ausfallen wird, je strenger man sich auch noch an die Form des Originals bindet, liegt auf der Hand. Und gewiß ist dieses ängstliche Festhalten der Form in allen den Fällen ein Irrthum, wo der Inhalt darunter leiden muß. Inwieweit auch dies letztere hier noch zutrifft, wird sich am besten durch das Gegenüberstellen von Original und Uebersetzung beurtheilen lassen. „Mimi Pinson" sei dazu gewählt. Die hier gesperrten Stellen sind insofern besonders zu rügen, als sie freie Zuthaten des Uebersetzers sind:

Mimi Pinson.

Chanson.

Mimi Pinson est une blonde,
Une blonde que l'on connaît,
Elle n'a qu'une robe au monde,
  Landerirette!
  Et qu'un bonnet,
Le grand Turc a davantage,
Dieu voulut de cette façon
  La rendre sage.
On ne peut pas la mettre en gage
La robe de Mimi Pinson.

Mimi Pinson porte une rose,
Une rose blanche au côté.
Cette fleur dans son cœur éclose
  Landerirette!
  C'est la gaîté.
Quand un bon souper la réveille,
Elle fait sortir la chanson
  De la bouteille.
Parfois il penche sur l'oreille
Le bonnet de Mimi Pinson.

Elle a les yeux et les mains prestes.
Les carabins, matin et soir,
Usent les manches de leurs vestes,
  Landerirette
  A son comptoir.
Quoique sans maltraiter personne,
Mimi leur fait mieux la leçon
  Qu'à la Sorbonne.
Il ne faut pas qu'on la chiffonne,
La robe de Mimi Pinson.

Mimi Pinson peut rester fille,
Si Dieu le veut, c'est dans son droit,
Elle aura toujours son aiguille
  Landerirette!
  Au bout du doigt.
Pour entreprendre sa conquête,
Ce n'est pas tout d'un beau garçon;
  Faut être honnête,
Car il n'est pas loin de sa tête
Le bonnet de Mimi Pinson.

D'un gros bouquet de fleurs d'orange
Si l'amour veut la couronner,
Elle a quelque chose en échange,
  Landerirette!
  A lui donner.
Ce n'est pas, on se l'imagine,
Un manteau sur un écusson
  Fourré d'hermine;
C'est l'étui d'une perle fine,
La robe de Mimi Pinson.

Mimi n'a pas l'âme vulgaire,
Mais son cœur est républicain;
Aux trois jours elle a fait la guerre
  Landerirette!
  En casaquin.
A défaut d'une hallebarde,
On l'a vue avec son poinçon
  Monter la garde.
Heureux qui mettra la cocarde
Au bonnet de Mimi Pinson!

Mimi Pinson.

Chanson.

Mimi Pinson ist eine Blonde,
  Das Blondchen kennt man überall;
Ein Kleidchen, gleich dem Demi-Monde,
  Landerirette!
  Ein Häubchen nur zum Ball!
Der Großtürk hat wol mehr solch Plunder;
  Doch Gott, er wollt's nach der Façon,
Die frommt zum Wunder:
Denn nicht versetzen kann jetzunder
  Das eine Kleid Mimi Pinson!

Mimi Pinson trägt eine Rose,
  Die ihr am Herzen weiß erglüht,
Denn seht, ihr Frohsinn ist's, der lose
  Landerirette!
  Ihr aus dem Herzen blüht.
Und beim Souper aus fremder Tasche
  Läßt sie heraus gleich manch Chanson
Aus voller Flasche,
Und dann zerkrülpst sich leicht die Wäsche
  Am Häubchen von Mimi Pinson!

Aug' geht und Hand ihr hurtig, feste;
  Heilschüler nützen früh und spat
Sich ab die Aermel ihrer Weste,
  Landerirette,
  Wo sie zu nähen hat.
Nicht schlägt den Reif sie von der Tonne,
  Sagt besser doch die Lection,
  Als die Sorbonne,
Dem, der nicht schont, was ihre Wonne:
  Das Röcklein von Mimi Pinson.

Mimi Pinson kann bleiben Mädchen,
  Wenn's Gott bestimmt, das ist sein Recht;
Doch hat sie Nadel stets und Fädchen
  Landerirette,
  Die führt sie gar nicht schlecht.
Sie zu erobern, da's noch Zeit ist,
  Genügt's, daß käme ein Garçon,
Der so gescheit ist,
Zu wissen, daß vom Kopf nicht weit ist
  Das Häubchen von Mimi Pinson.

Will von Orangenblüten eben
  Ihr Liebe flechten einen Kranz,
So kann manch Ding dafür sie geben,
  Landerirette!
  Das auch voll Duft und Glanz.
Ihr Wappen ist nicht Holz der Erle,
  Von Hermelin wird ihr kein Thron;
Sie gleicht der Merle, —
Und's Kästchen für die feine Perle
  Ist's Röcklein von Mimi Pinson!

Die Seele sucht zwar hoch zu ragen,
  Republikanisch doch ist's Herz!
Sie focht auch in den Kampfestagen,
  Landerirette!
  So wie ein Held von Erz!
Sie nahm anstatt der Hellebarde
  Die Schere mit, an griff sie schon
Beinah die Garde —
Drum Heil, steckt einer die Cocarde
  Aufs Häubchen von Mimi Pinson!

Es ist fast unglaublich, wie der Uebersetzer mit dem Dichter umspringt; ob aus Unkenntniß, oder aus Mangel an Reimtalent, oder aber aus Neigung zum Verbessern des Originals, läßt sich schwer entscheiden. Im letzten Verse zwingt ihn z. B. niemand dazu, Mimi mit einer Schere zu bewaffnen, während Musset ihr doch nur einen Pfriemen in die Hand gibt; ebenso läßt Musset sie nur auf Wache ziehen (monter la garde), aber der Uebersetzer läßt sie „schon beinah die Garde angreifen". Im selben Verse läßt der Uebersetzer Mimi „in den Kampfestagen wie ein Held von Erz fechten", und vergißt über dieser kühnen Ausschmückung ganz, daß immer ihr Röckchen (ihr Casaquin) im Original die Hauptsache ist. Die Zusätze im vorletzten Verse hat offenbar das Wort Perle zu verantworten; um für dieses Wort noch zwei Reime aufzutreiben, wird Mimi frischweg mit der Merle verglichen und ihr Wappen gegen den Verdacht gesichert, es sei aus „Holz der Erle" gefertigt; das soll wol heißen: ihr Wappen sei nicht luxuriös, denn gleich in der folgenden Zeile wird auch gesagt: „Von Hermelin wird ihr kein Thron." Aber zum Unglück ist jene Holzart nichts weniger als kostbar, und hätte Mimi überhaupt ein Wappen, so würde nichts passender sein, als daß es aus simpelm Erlenholz geschnitzt wäre. Sie hat jedoch nach Musset überhaupt kein Wappen. Also auch hier verwirrt der Uebersetzer den Sinn des Originals.

Im vorhergehenden Verse warnt Musset vor Mimi's Temperament; es brenne bei ihr leicht zum Dache hinaus:

Car il n'est pas loin de sa tête
Le bonnet de Mimi Pinson —

eine bekannte französische Redensart. Im Deutschen hat sie keinen Sinn, und hier, wo die Uebersetzung einmal wörtlich ist, wird sie daher erst recht ungenau. Uebrigens „genügt es" auch keineswegs, „um Mimi zu erobern, daß ein Garçon komme, der gescheit genug sei" u. s. w., sondern Musset sagt ausdrücklich: „Schönheit allein thut's nicht (ce n'est pas tout d'un beau garçon), nur ein ordentlicher Kerl macht bei ihr Glück (faut être honnête). Davon weiß der Uebersetzer wieder nichts.

Noch einen Vers früher verführt ihn das Reimbedürfniß für das Wort Sorbonne zu zwei Einschiebseln, die wieder ganz ungeeignet sind. Nirgends verräth uns Musset, daß Mimi's Kleid „ihre Wonne" ist; sie will nur nicht, daß man's zerdrücke (qu'on la chiffonne); natürlich, denn sie hat nur das eine Kleid; und wenn die Studenten mit aufgestützten Elnbogen früh und spät an ihrem „Comptoir" herumstehen (sie hat vermuthlich in einer Kneipe des Quartier Latin ihren Platz hinter der Zahlbank und läßt sich, während sie dabei fleißig näht, von den Studenten unterhalten), so verbittet sie sich Handgreiflichkeiten. Wie soll man das unter den mystischen Worten ahnen:

Nicht schlägt den Reif sie von der Tonne?

Aber das ganze deutsche Gedicht wimmelt so sehr von Misverständnissen oder Ungeschicklichkeiten, daß auf alles einzugehen hier zu weit führen würde. Auch genügt das oben Besprochene und Gerügte wol, um von neuem darzuthun, wie leichtfertig und obenhin auch bei uns ernsthaften Deutschen das Geschäft des Uebersetzens getrieben wird. *)

Wir müssen uns zu zeiten die Mühe, solche Proben zu analysiren, nicht verdrießen lassen. Es wird sonst auf diesem Gebiete nur immer mehr Unkraut aufgehen, und doch ist zu viel Tüchtiges gerade auf dem Felde des Uebersetzens durch deutschen Fleiß zu Tage gefördert worden, als daß wir Ursache hätten, es dem Unkraute preiszugeben. Jedenfalls sollte niemand, wie der Verfasser des vorliegenden Buchs sich selbst bezichtigt, das Uebersetzen als „artistische Spielerei" betrachten. Wer mit letzterm sich über trübe Stimmungen weghelfen will, verfährt gewiß nur nach dem Maße, wie er selbst behandelt sein möchte, wenn er sich nicht an andern zu solchem Zeitvertreibe vergreift, sondern vielmehr sich auf eigene Productionen beschränkt. Deutschland kann einer nähern Kenntniß Musset's zur Noth entbehren; er bietet nicht die gesündeste Geisteskost und gerade von den Miasmen, welche Musset aufrührt, weht schon ohnehin genug von der Seine zu uns herüber. Aber seinem Genie gebührt Achtung, und man rühre nicht an seinen Poesien, wenn man sie nur in verunglimpfender Weise wiedergeben kann.

Robert Waldmüller.

*) Hier zu vollständigerer Begründung des auf die ganze Arbeit sich beziehenden Tadels noch einige Proben; einzelne glücklicher gefundene Wendungen entschädigen für solche Verstöße nicht. Das Gedicht „Sur la naissance du Comte de Paris" beginnt wie folgt:

De tant de jours de deuil, de crainte et d'espérance,
De tant d'efforts perdus, de tant de maux soufferts,
En es-tu lasse enfin etc.

Die Uebersetzung lautet:

Nach so viel Trauerzeit, so reich an Bangen, Hoffen,
An eitler Müh, an viel erduldetem Geschund ꝛc.

In dem Gedicht „Venise" heißt es:

Laissons la vieille horloge,
Au palais du vieux doge,
Lui compter de ses nuits
Les longs ennuis.

Die Uebersetzung lautet:

Die Schlaguhr zähl' der Doge
Der Altersmonologe
Sich hält und jede Nacht
Aus Langweil wacht.

Und in demselben Gedicht heißt es weiter, dem Sinne nach: statt die Schläge der Uhr zu zählen:

Comptons plutôt tes charmes,
Comptons les douces larmes
Qu'à nos yeux a coûté
La volupté!

Was wie folgt übersetzt wird:

Ich zähle deine Reize,
Berechne wie im Geize,
Was werth uns Kuß für Kuß
Der Lieb' Genußl u. s. w.

Schlesische Fürstenbilder.

Schlesische Fürstenbilder des Mittelalters von Hermann Luchs Namens der Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau nach Originalaufnahmen von T. Blätterbauer, K. Bräuer, A. Bräuer u. a. Mit 47 Bildtafeln. Breslau, Trewendt. 1872. Gr. 4. 8 Thlr.

Das großartige Werk liegt nunmehr zu dauernder Ehre des Herausgebers abgeschlossen vor uns, und wir säumen nicht, die Aufmerksamkeit der zahlreichen Freunde deutscher Geschichte und Kunst darauf hinzulenken. Denn von einem blos localen Interesse kann einer solchen Publication gegenüber doch weniger die Rede sein als bei den historischen Vereinsschriften gewöhnlicher Art, welche Urkunden, Actenstücke und Abhandlungen zunächst aus dem Rayon ihrer Provinz oder ihres Bezirks zu geben pflegen. Die deutsche Kunst des Mittelalters besitzt bisjetzt, trotz einer sichtbar erhöhten Regsamkeit der Forschung während des letzten Jahrzehnts, einen so unzureichenden Vorrath an bildlichen Darstellungen und darauf gegründeten wissenschaftlichen Beschreibungen ihrer Denkmäler, daß jedes Unternehmen, wenn es auch nur eine bestimmte Oertlichkeit oder eine bestimmte Klasse von Kunstwerken berücksichtigt, doch als eine wesentliche Förderung der allgemein deutschen Kunstgeschichte dankbar zu begrüßen ist.

Selbstverständlich ist aber der künstlerische Gesichtspunkt bei der Herausgabe dieser „Schlesischen Fürstenbilder" nicht so in den Vordergrund gerückt, daß er die eigentliche Norm für ihre Auswahl gegeben hätte; vielmehr hat der Herausgeber sich bemüht, zunächst alle ihm erreichbaren plastischen Darstellungen von Angehörigen des schlesischen Fürstenhauses polnischen Stammes, dessen männliche Linie 1675 erlosch, zusammenzubringen. Auf diese Art erhält man ohne alle Einmischung des doch immer subjectiven Urtheils über künstlerischen Werth oder Unwerth eine Folge von Proben der hierzulande wirklich vorhandenen künstlerischen Leistungsfähigkeit in allen ihren Abstufungen und zwar für einen relativ ziemlich ausgedehnten Zeitraum. Wenn das älteste Denkmal vielleicht schon bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein mag — der Grabstein der heiligen Hedwig in Trebnitz —, so datirt das letzte von 1595. Freilich ist damit die auf dem Titel bezeichnete Grenze des Mittelalters beträchtlich überschritten, indeß wird man dem Herausgeber mit Recht dafür Dank wissen und nur bedauern, daß er nicht noch weiter herab, bis zu der natürlich gegebenen Grenze von 1675, deren Bedeutung eben erwähnt wurde, gegangen ist. Denn war einmal die Kunst der Renaissance zugelassen, so hätte man auch gegen den Barockstil, dem jene spätern Denkmäler angehören, nichts einwenden dürfen, zumal da sie auch künstlerisch in ihrer Art zu den bessern Erzeugnissen der Zeit gehören. Außer den Bildern der weltlichen Fürsten Schlesiens sind auch die der geistlichen aufgenommen, der Bischöfe von Breslau wenigstens bis zum Durchbruch der Reformation in der Hauptstadt des Landes.

Die Kenntniß der ältern Trachten, Waffen und Geräthschaften, die Heraldik und Epigraphik und manche andere geschichtliche und culturgeschichtliche Disciplinen, denen man neuerdings wieder eine erhöhte Beachtung zuwendet, erhalten, wie begreiflich, aus einer so umfassenden Reihenfolge von Bildwerken, worin doch soviel als möglich immer die höchste Eleganz und Pracht des jedesmaligen Costüms und der zeitgenössischen Sitte zur Ehre der Dargestellten angebracht werden sollte, nach allen Seiten hin lehrreiche Ergänzungen und Bereicherungen. Vieles und das Wesentliche davon hat der Herausgeber mit anerkennenswerther Sorgfalt in den biographischen Charakteristiken zusammengestellt, womit er die Tafeln seines Werks erst wirklich belebt. Für diejenigen, die der schlesischen Fürsten- und Bisthumsgeschichte des Mittelalters bisher noch nicht so nahe getreten sind, wie dieselbe es doch immerhin auch wegen ihrer Beziehung zu der allgemein deutschen Geschichte verdient, läßt sich keine bequemere, anmuthigere und lehrreichere Führung denken, als sie hier gleichsam wie ein fortlaufender catalogue raisonné einer nach einem streng wissenschaftlichen Plane geordneten Porträtgalerie geboten wird.

Vorzugsweise dürfte man aber doch nach der eigentlichen kunstgeschichtlichen Bedeutung derselben zu fragen veranlaßt sein. Eine Art von Antwort ist schon oben darauf gegeben, aber freilich keine erschöpfende. Im allgemeinen wird man nun wol nicht im Stande sein, nach diesen, wenn auch zahlreichen, so doch immerhin nur einseitigen Proben die schlesische Kunstentwickelung während des Mittelalters auch nur im Bereiche der Plastik erschöpfend zu beurtheilen. Aber wenn man erwägt, daß sie doch gewissermaßen das Vorzüglichste, was die Kunst hier zu leisten vermochte, zu bieten bestimmt waren, daß die Besteller ganz natürlich die besten ihnen erreichbaren Kräfte heranzuziehen bemüht gewesen sein werden, darf man voraussetzen, daß wir gerade hier die Blüte der localen Plastik vor uns haben. Ein Vergleich mit den andern Erzeugnissen dieser Kunst auf hiesigem Boden bestätigt jedoch diesen Schluß nicht ganz. Die kirchliche Sculptur des Mittelalters hat hier denn doch, namentlich in der Holzschnitzerei, eine Reihe von Leistungen aufzuweisen, die im Durchschnitt weit höher stehen als der Durchschnitt dieser Porträtfiguren, und die einzige dieser letztern, die alles andere weit übertrifft, was sich in Schlesien überhaupt findet, die messingene Grabplatte mit der Figur des Bischofs Johannes Roth, ist nicht hier, sondern in der Gießhütte Peter Vischer's zu Nürnberg 1497 entstanden. Vielleicht erklärt sich der relativ niedrige Kunstwerth unserer Porträtplastik eben aus ihrer Eigenschaft als Porträt, wie ja auch anderwärts in den verschiedensten Perioden der mittelalterlichen Kunstgeschichte der Durchschnitt der Porträtplastik immer ein etwas niederer als der der übrigen zu sein pflegt, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Erzeugnisse der ersten auf derselben Höhe wie das vorzüglichste der letztern stehen — wir erinnern z. B. an die zwölf Porträt(?)statuen im Westchor des naumburger Doms, an die Landgrafengräber in der Elisabethkirche in Marburg, an eine Reihe weltlicher und geistlicher Porträtstatuen und Tumben im bamberger Dome vom Beginn des 12. bis zum Ende des

15. Jahrhunderts und anderer, die in der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte schon nach Gebühr gewürdigt sind.

Wie man es erklären wolle, bleibe jetzt unerörtert; die Thatsache selbst wird man nicht in Abrede stellen können, daß gerade die geschichtlich bedeutendsten Persönlichkeiten unter den schlesischen Fürsten — und nicht weniger unter den Bischöfen —, soweit sich überhaupt ihre Porträtdenkmäler erhalten haben, auch in künstlerischer Beziehung hervorragen. Dies gilt gleich von dem ältesten von allen, dem Grabsteine der heiligen Hedwig. Wie sie selbst ohne Frage die bedeutendste Gestalt der ganzen schlesischen Geschichte des Mittelalters ist, so ist auch ihr Grabstein die vorzüglichste Leistung der weltlichen schlesischen Plastik des Mittelalters. Wie gewöhnlich ist der Meister unbekannt, und es ist daher natürlich, daß die kunstgeschichtliche Conjecturalkritik diese Lücke auszufüllen bestrebt ist. Doch scheint es uns, als wenn sich die Vermuthungen des Herausgebers und Erklärers auf einer falschen Fährte befänden. Er denkt an „slawisch-byzantinische" Schule, und wenn sich auch eine solche Autorität wie Schnaase für diese Hypothese erklärt hat, so müssen wir ihr doch aufs entschiedenste widersprechen. Die ganze Annahme gründet sich auf die Tracht, die allerdings nicht die deutsche Fürstentracht des 13. Jahrhunderts ist, sondern vielleicht, aber auch nur vielleicht, die noch aus der slawischen Vorzeit herstammende des schon längst umgedeutschten Herrscherhauses in Schlesien. Soweit wir die Kunstübung der damaligen Byzantiner übersehen, sollte es doch selbst der ausgebreiteten Kennerschaft Schnaase's schwer fallen, irgendein Erzeugniß zu nennen, das sich in der Auffassung und Stilisirung des menschlichen Körpers mit der in unserm schlesischen Hedwigsporträt auch nur annähernd vergleichen ließe. Beide Kunstarten sind so verschieden voneinander wie Tag und Nacht, Leben und Tod. „Slawische" Kunst und Künstler, die so etwas hätten machen können, sind uns wenigstens bisher nicht bekannt geworden, überhaupt nichts von slawischer Kunst des 13. Jahrhunderts oder, setzen wir gleich hinzu, von slawischer Kunst des Mittelalters überhaupt. Es gibt einfach gar keine solche, denn was unter den russischen Kunstdenkmälern allenfalls der Zeit des Mittelalters angehören dürfte — es wird sehr wenig noch jetzt davon vorhanden sein und das wenige ist der ehrlichen und wissenschaftlich genügend ausgerüsteten Forschung bisher entrückt —, ist doch nur immer die mehr oder minder handfertige geistlose Wiederholung selbst schon längst abgestorbener und zu Mumien gewordener byzantinischer Typen; was im 14. und 15. Jahrhundert sich an Kunstthätigkeit in Böhmen entfaltete, ist, wie jedermann, außer den Czechen von heute, weiß, deutsch und nur gelegentlich und zwar stets zu seiner Verballhornung durch Einflüsse der barbarischen Umgebung und der wol für anderes Zugreifen, aber absolut nicht für die Kunst organisirten czechischen Hände berührt. Auf polnischem Boden ist Krakau seit dem 14. bis in das 16. Jahrhundert ein großes Kunstcentrum: Krakau aber war, wie wiederum jeder, außer den Polen, weiß, eine deutsche Stadt, so deutsch wie Danzig, Prag vor der Hussitenzeit, oder Breslau. Es gehört die für uns Deutsche unfaßliche freche Verlogenheit der modernen sogenannten slawischen Geschichts-, Alterthums- und Kunstforschung dazu, um z. B. einem Veit Stoß, weil er ein krakauer Bürger, d. h. also nothwendig kein Pole ist, zu einem Sarmaten zu stempeln, dieselbe freche und zugleich, wenn man will, kindisch lächerliche Verlogenheit, die den deutschen Kopernicus auch für den Ruhm der Slawen in Anspruch nimmt, weil seine Wiege in einer deutschen Stadt stand, die den König von Polen ihren Schutzherrn nannte, sonst aber so wenig mit dem Polenthum wie etwa mit dem Mongolenthum zu thun hatte.

Unserer Ansicht nach steht der fragliche Grabstein in deutlicher Verwandtschaft mit einer Reihe von bamberger Sculpturen, die früher wol noch dem 12. oder gar dem 11. Jahrhundert zugesprochen wurden, während man sie jetzt mit Recht dem 13. Jahrhundert zuweist. Die Tumbe des Bischofs Günther sowie die des Papstes Clemens II. sind die hervorragendsten davon, und in beiden erkennen wir denselben Stil und dieselbe Schule wie in der trebnitzer Hedwigsfigur. Ob sie in der fränkischen Heimat der Heiligen, oder ob sie von einem fränkischen Meister an ihrem Todesorte gearbeitet wurde, lassen wir dahingestellt, hoffen aber, daß unsere Berichtigung alle jene extravaganten Anmaßungen, welche die unschuldige Hypothese eines ehrlichen deutschen Forschers nothwendig auf slawischer Seite erzeugen muß, im Keime erstickt.

Neben der heiligen Hedwig sind ihr Sohn Heinrich II., der 1241 durch seinen Heldentod bei Wahlstatt Deutschland vor den Mongolen rettete, und dessen Enkel Heinrich IV., der treffliche Minnesinger und, was mehr ist, der tapfere Kämpfer gegen hierarchische Tücke und Anmaßung die bedeutendsten, ja die im guten Sinne allein bedeutenden Gestalten unter den schlesischen Piasten und ihre Denkmäler kunstgeschichtlich die hervorragendsten. Das Heinrich's II. ist, wie allgemein mit Recht angenommen, zwar um etwa hundert Jahre jünger und insofern von zweifelhafter Authenticität, was sich aus vielem andern, am einfachsten schon aus der zu seinen Füßen liegenden Gestalt ergibt, die einen Mongolen darstellen soll, in der That aber die russische Tracht, besonders Heertracht und Bart, und die russische Nationalphysiognomie jener und auch unserer Zeit mit überraschendem Naturalismus gibt, während ein gleichzeitiger Künstler doch wol noch mehr Kenntniß von dem echt mongolischen Typus gehabt haben müßte. Dennoch ist die Arbeit gut und hoch interessant.

Die Tumbe Heinrich's IV. ist das bekannteste Werk der schlesischen Sculptur des Mittelalters, und schon öfters, aber freilich niemals correct veröffentlicht worden. Sie ist zugleich das Vorbild für eine ganze Reihe späterer Fürstendenkmäler, von denen aber keins das Urbild an künstlerischem Verdienste erreicht.

Schließlich weisen wir noch auf eine merkwürdige und culturgeschichtlich sehr fruchtbare Beobachtung hin, von deren unumstößlicher Richtigkeit sich jedes Auge leicht überzeugen kann. Boleslaw der Lange, gest. 1201, der Stammvater der Hauptlinie der schlesischen Piasten, trägt in seinen Zügen und in seiner Figur durchaus den sarmatischen Typus, obgleich auch er schon eine deutsche Mutter hatte; wie sein Sohn Heinrich I. aussah, wissen wir nicht, doch hatte auch er eine deutsche Mutter; Heinrich II., der Sohn der heiligen Hedwig, hat, wenn sein

Porträt nach dem oben Gesagten irgendeine Beweiskraft besitzt, schon überwiegend deutsche Züge, jedoch nicht die seiner Mutter; Gleiches gilt von Heinrich IV. und den meisten seiner Nachfolger, doch findet hier und da das ganz sichtlich statt, was man in dem jetzt modernen pseudo-naturphilosophischen — angeblich naturwissenschaftlichen — Jargon Atavismus zu nennen pflegt, nämlich ein plötzliches, unvermitteltes Wiederauftauchen des alten slawischen Typus in Kopfbildung, Zügen und Statur. Was aber für das fürstliche Haus gilt, wird auch für das gewöhnliche Menschenvolk gegolten haben.

Heinrich Rückert.

Neueste Novellistik.

1. Ferdinand Lassalle. Roman al fresco. Von Isidor Gaiger. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1873. 8. 2 Thlr.

Von der hier aufzuführenden Novellistik ist dieses Buch ohne Frage die interessanteste und originellste Specialität, eine Combination von Skandal und Tragik, von persönlicher Indiscretion und poetischer Verklärung, von übermüthiger Erfindung und von zeitgeschichtlicher Memoirenwahrheit, von boshaftem Verrathe und vorsichtiger Verschleierung, von Zeitverachtung und Fortschrittsliebe, von ironischem Hokuspokus und charaktervoll vertiefter Lebensanschauung. Dieser realistisch praktische, weltmännisch gewandte, salonfähig „moderne Titane" der Socialwissenschaft und der Gesellschaftsintrigue aus dem intelligenten breslauer Bankierthume, als welchen Rudolf Gottschall jüngst erst den mosaischen „Ulrich von Hutten" unter seinen „literarischen Charakterköpfen" wissenschaftlich zum Theil aus den Erfahrungen gemeinsamer Erlebnisse porträtirt hatte, wird im Haupttheile dieser Erzählung zunächst eigentlich als burleske Caricatur vorgeführt. Dennoch hat das Buch Aussicht, bei allen Gymnasiasten des Deutschen Reichs eine Lieblingslektüre zu werden, denn durch eine ganze Reihe der ersten Kapitel hindurch spielt der Held bereits eine sehr interessante Rolle als Liebhaber und Duellant, während er kaum Primaner ist. Sicher kann man, zumal in so jugendlichem Alter, keinen ereignißreichern Tag erleben, als für Ferdinand jener Sonntag war, an dem er am Morgen ein Duell überstanden hatte und am Nachmittage, nur um nochmals seinen Muth zu beweisen, kurz entschlossen mit einem Luftschiffer aufstieg. Eine allerdings kühne Phantastik liegt in der Situation, wie Hr. Monfort über den Wolken seinem neuen Bekannten eine Schilderung seines Lebens und Charakters gibt, und wie dann nach glücklichem Wiedererreichen des festen Bodens Ferdinand sofort mit ihm in eine Prügelei geräth. Wir würden nach diesen Partien glauben müssen, daß die Pikanterie des Buchs direct gegen Lassalle gerichtet sei, wenn nicht fernere Kapitel, namentlich je mehr die Handlung dem Schlusse zueilt, ihn, zumal im Angedenken an das tragische Ende, das seine letzten romanhaften Lebensbeziehungen gefunden haben, in einem günstigern Lichte erscheinen ließen; sodaß wir fast annehmen möchten, der Nonsens von allerhand Hokuspokus sei hier erfunden und herbeigezogen, nur um memoirenhafte Reminiscenzen an ernste Elemente dieses vielbewegten Lebens möglich zu machen.

2. Der Dämon des Hauses. Roman von Karl von Kessel. Wien, Hartleben. 1873. 8. 28 Ngr.

Der Begriff Dämon ist kein ganz einfacher und kann misverstanden werden. Dieses Buch trägt durchaus nichts zu seiner Verdeutlichung oder Vertiefung bei. Am leichtesten ist Dämon mit Genius übersetzt, und ein Genius kann sowol ein guter als ein böser sein, wie solches Hr. Präsident Thiers erst kürzlich über sich selbst in der Assemblée nationale sich mußte sagen lassen. Dieser Dämon hier, für andere auch ein böser, ist ein Baron, der seine Stiefmutter gegen das Interesse ihrer Tochter beherrscht. Die Stiefmutter wird am Ende, um von diesem Dämon befreit zu werden, vor das Geschworenengericht berufen, wo es sich herausstellt, daß sie ihren Gatten nicht durch Arsenik hat vergiften lassen. Wie übrigens ein Baron Bartenstein der Stiefsohn einer Gräfin Plankenburg sein könne, ist nicht erklärt, und hat der Verfasser eine solche Familiencombination vielleicht erfunden, um die Unaufmerksamkeit der Leser zu prüfen.

3. Der Rächer. Roman von Alfred Steffens. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1872. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Rächer ist ein Pole, ein Graf Sobieski aus der preußischen Provinz Posen, der die Revolution von 1848 mitmacht und dafür in das Zuchthaus kommt. Hier ist er eben im Begriffe, sich in die reizvolle Tochter eines Anstaltsbeamten zu verlieben, als ein preußischer Lieutenant an diesen Platz commandirt wird, die Liebe des Mädchens für sich gewinnt und sich mit ihr verlobt. Dieser Lieutenant ist aber ein sehr schlechter Mensch, verläßt das Mädchen Alma, und sie stirbt eines natürlichen Todes am gebrochenen Herzen, worauf der Pole an ihrer Leiche schwört, sie zu rächen. Es ist nun höchst interessant zu lesen, wie dieser edle Mensch, um solchen nobeln Passionsschwur zu erfüllen, die Unermeßlichkeiten Nordamerikas durchsucht, um endlich den durchgegangenen Lieutenant als verächtlichen Sklavenbändiger wieder zu entdecken. Aber leider entwischt dieser nochmals, und der charakterfeste Nationalpole muß ihm bis in die Bäder Deutschlands nacheilen, um ihn der Bigamie zu überführen und der Verachtung einer zweiten Gattin preiszugeben. — Unglaubliche Ironie! — Aber in alle dem ist Methode!

4. Frühlingsfluten. Roman von Iwan Turgénjew. Deutsch von W. A. Polowinoff. Wien, Hartleben. 1872. 8. 28 Ngr.

Ein wohlhabender Russe kehrt aus Italien zurück und

lernt in Frankfurt a. M. eine reizende Italienerin kennen, eine Conditormamsell, in die er sich alsbald so energisch verliebt, daß er sie — nicht nur um ihrer Confituren willen — heirathen und nach Rußland führen will. Aber die Bekanntschaft mit der Frau eines gleichfalls auf Reisen befindlichen russischen Landsmannes tritt dazwischen und der nordische Sanin verläßt seine südländische Gemma. Nach vielen Jahren aber erwacht die Erinnerung an das frankfurter Abenteuer so lebendig in ihm, daß er eine neue Reise nach dem Schauplatze desselben unternimmt, jedoch ohne die frühern Bekanntschaften wieder zu treffen, und nur mit Mühe erfährt er, daß Gemma in Amerika glücklich verheirathet ist. Um sie wiederzusehen, ist er willens, seine Güter zu verkaufen und über den Ocean zu gehen, und mit dieser poesievollen Absicht schließt diese Erzählung als eine der elegantesten Reisenovellen.

5. Die Schwarzensteiner. Eine Erinnerung an den Aufgang des neuen Reichs. Von Bernhard Lohmann. Gotha, F. A. Perthes. 1873. 8. 28 Ngr.

Eine Memoirennovelle über Ereignisse und Zustände aus der Zeit des deutsch-französischen Kriegs von 1870 und 1871 liegt hier vor uns. Die Schicksale der vier Söhne eines Eisernen-Kreuzritters von 1813, des Freiherrn von Schwarzenstein auf Schwarzenstein in Westfalen, bieten den Stoff dieser Erzählung, die in zum Theil ausführlichen Briefen offenbar thatsächliche Schilderungen von den jüngsten Ruhmesfeldern darbietet, als beachtenswerthe Ergänzungen zu den so beliebt gewordenen Feuilletonskizzen des berliner Malers Ludwig Pietsch. Es ist sehr dankenswerth, jene großen Geschichtsereignisse hier aus dem unmittelbaren Gesichtspunkte einer von Standes wegen mit Leben und Sterben dabei betheiligten Ehrenfamilie betrachtet zu sehen. Die Auffassungsweise des Verfassers ist in keiner Weise eine einseitige oder beschränkte, und er hat es sehr wohl verstanden, die mit der Gründung des modernen Deutschen Reichs eingetretenen, zum Theil tragischen Parteisituationen beziehungsvoll anzudeuten. Dieses durchweg auf der Höhe der Zeitbildung stehende Buch ist nach allen Seiten hin als lesenswerth zu empfehlen.

6. Wilde Fahrten. Erinnerungsblätter aus dem amerikanischen Bürgerkriege. Von R. Elcho. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 5 Thlr.

Auch moderne Kriegsereignisse, die nordamerikanischen von 1862 und 1863, werden hier vorgeführt. Ich erinnere mich kaum ein Buch gelesen zu haben, das, selbst wo es sich um idyllische Friedensverhältnisse handelt, amerikanisches Leben verlockender geschildert hätte, als diese „Wilden Fahrten"! Wenn ein Commerzienrath oder ein Prinz mit aller Bequemlichkeit des modernen Luxuslebens eine Genußreise etwa nach Italien macht, so kann sie kaum erquicklicher und abenteuerreicher ausfallen, als hier die Streifzüge eines gemeinen deutschen Landsknechts im Dienste der republikanischen Union sich darstellen. Welche Wohlhabenheit, welche Bildung, welchen Luxus, welchen Kunstgeschmack, welchen Comfort sehen wir hier selbst über entlegene Landschaften des neuen England verbreitet! Vor allem aber wie ist die echte praktische Humanität zu bewundern, die in Begeisterung für die Befreiung des schwarzen Menschenbruders dem einfachen Krieger aus fremder Nation überall Thüren und Kasten, Küche und Keller, Geldbeutel und Herzen so bereitwillig erschließt! Offenbar liegt dieser Schilderung ein wirkliches Tagebuch aus betreffenden Ereignissen zu Grunde; die schriftstellerische Ausführung zeugt durchweg von poetischer Bildung und feinem Geiste.

7. Elisabeth oder eine deutsche Jane Eyre. Roman von Amely Bölte. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1873. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Jane Eyre, eine englische Gouvernannte, spielt bekanntlich die Hauptrolle in dem Drama „Die Waise von Lowood", das Charlotte Birch-Pfeiffer nach einem Roman der Engländerin Currer Bell bearbeitet hat. Der Titel, den Amely Bölte ihrem Roman gegeben, will nur sagen, daß auch Elisabeth eine Gouvernante ist. Elisabeth, die Tochter eines höhern Offiziers, erlebt als Waise und als Schönheit in abhängigen Verhältnissen manche Widerwärtigkeiten, kommt aber endlich in Rumänien durch Verheirathung mit einem Russen in eine sie befriedigende Stellung. Alles, was Amely Bölte schreibt, zeugt von einer nicht ganz oberflächlichen Kenntniß des Lebens und seiner mannichfachen ständischen Verwickelungen; doch macht sie es sich mit der Darstellung freilich etwas bequem, und wenn ein literarischer Liebhaber die höchsten Preise auf jede in ihren Schriften aufzufindende wirklich geistreiche Stelle aussetzen wollte, so würde er dadurch in keinem Falle zu verarmen Gefahr laufen.

8. Hieronymus Scottus. Ein Zeitbild aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Roman von Ernst Freiherrn von Bibra. Zwei Bände. Wien, Hartleben. 1873. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Ueber Hieronymus Scottus, nicht zu verwechseln mit Duns Scotus, wird man vergeblich in unsern Universalencyklopädien nachschlagen; dieser Name gehört der apokryphischen Wissenschaft der magikologischen Literatur und der Faustmystik an, sodaß man in Scheible's Curiositätensammlung „Das Kloster" (Stuttgart 1847 fg.) und in Horst's „Zauberbibliothek" (Mainz 1821 fg.) Auskunft darüber suchen muß. Hieronymus Scottus gilt für eins der nächstliegenden Urbilder zur Faustsage, die bekanntlich 1587 in der ersten Ausgabe des Faustbuchs gedruckt worden ist. Unser obiger Novellist läßt seinen Adepten zuerst 1579 am Hofe des Kurfürsten von Köln, und dann 1584 im Hause des Bürgermeisters von Danzig mit Sensation auftreten. Der zweite Band der Novelle spielt 1589 und in den folgenden Jahren in Koburg und läßt Scottus in jene unglückseligen historischen Vorgänge eingreifen, durch welche die damalige Herzogin Anna, jüngste Tochter des Kurfürsten August in Dresden, des unerlaubten Umgangs mit einem Herrn von Lichtenstein beschuldigt und ebenso wie dieser zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt wurde: noch heute wird in Koburg der Thurm gezeigt, in welchem Lichtenstein gestorben ist. Der Verfasser, Freiherr von Bibra, bemerkt gelegentlich, daß seine Familie zu den „Grumbachischen Händeln" von 1567 in naher verwandtschaftlicher Beziehung gestanden habe, worüber

man Gutzkow's historischen Roman „Hohenschwangau, 1536 bis 1567" nachlesen möge. Auch Wilhelm von Grumbach, der politische Verführer des Herzogs Johann Friedrich des Mittlern, wird von den Chroniken als ein „alter Zauberer" bezeichnet.

9. Bilder aus Preußens Vorzeit. Von William Pierson. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 1 Thlr.

William Pierson hat bekanntlich vor einigen Jahren eine mit Beifall aufgenommene populäre Geschichte des preußischen Staats herausgegeben. Diese „Bilder aus Preußens Vorzeit" beziehen sich nicht auf den Staat, sondern auf die jetzige Provinz Preußen, Herzogthum seit 1525 und vordem Ordensland der Deutschen Ritter, und zwar weisen sie zum Theil auf die Urbevölkerung die Borussen hin, die schon vor der Herrschaft der Ordensritter und vor der der Polen das Land bewohnten. Auf Anklänge an Ossian treffen wir in den ersten dieser poetischen Culturbilder. Ganz interessant sind die Proben, die Pierson uns über die heute noch grammatikalisch existirende Ursprache von der Niederweichsel mittheilt, und wir können das Bedauern nicht unterdrücken, daß der Verfasser bei dieser Gelegenheit dem großen Lesepublikum über die literarischen Quellen und wissenschaftlichen Denkmale jener verschollenen Cultur nicht ausführlichere Aufschlüsse gewährt hat. Zur Erweiterung allgemeiner Geschichtskenntnisse ist namentlich die vorletzte dieser fünf Novellen „Bartholomäus Blume" zu empfehlen, in welcher das ergreifende Schicksal des Bürgermeisters von Marienburg geschildert wird, der 1460 wegen standhafter Vertheidigung seiner Stadt von den sie erobernden Polen hingerichtet wurde.

Eine italienische Tragödie.

Aristodemos. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Vincenzo Monti. Aus dem Italienischen verdeutscht. Wien, Wallishauser. 1872. 8. 20 Ngr.

Die Uebersetzung versucht den italienischen Elfsilber in fünffüßigen Jamben wiederzugeben und zwar mit sehr gutem Gelingen. Das Stück liest sich in dieser Form fast wie eine Originaldichtung. Im übrigen ist es wol fraglich, ob so viel Fleiß und Geschick nicht auf eine lohnendere Arbeit hätte verwandt werden können. Monti war eben nur ein Talent von mäßiger Bedeutung, und seine großen Erfolge müssen durch den Zeitgeschmack und den Mangel an hervorragenden Mitbewerbern erklärt werden. Bekanntlich datirt das Stück aus der Zeit der ersten italienischen Reise Goethe's. In seinem Bericht über eine Vorlesung, zu welcher ihn ein Freund Monti's gewann, gibt Goethe zu verstehen, er habe, als sein Lob nicht beredt genug befunden worden, sich mit der Entschuldigung ausgeredet, die Vorstellungsart und der Geschmack des Landes seien ihm noch nicht hinreichend bekannt. Daß er bei der Vorlesung sehr gelitten haben wird, läßt sich nicht wohl in Zweifel ziehen, da gerade seiner Natur die Behandlung des bekannten Gegenstandes höchst antipathisch sein mußte. Monti ist in der That mit der Umdichtung des Pausanias in einer wahrhaft gräßlichen Weise verfahren. Nicht die Vaterlandsliebe, sondern der Wunsch, zum Lohn vom Volke die Krone zu erhalten, bestimmt Monti's Aristodemos, seine Tochter freiwillig zur Opferung anzubieten. Die völlig unpoetische Episode mit dem nachträglichen Aufschlitzen der Unglücklichen, um die ihr nachgeredete Schwangerschaft ins Klare zu bringen, hat der italienische Dichter auch noch hineinzuziehen für nöthig erachtet, und seine Schonungslosigkeit gegen die einfachsten Gesetze des Geschmacks läßt ihn nicht vor Stellen wie die folgende zurückschrecken (es handelt sich um das ihn verfolgende Gespenst jener von ihm geopferten Tochter):

Ohne Laut
Und unbeweglich blickt es starr mich an.
Dann sich die Haare, die von Blute triefen,
Vom Angesichte streichend, öffnet es
Das Kleid und zeigt, ha, welch ein Anblick, mir
Den aufgerissnen Schos, von Jauche schwarz,
Die ihm enttränft.

Uebrigens entbehrt das Stück auch aller Entwickelung. Die Schuld des Aristodemos ist eine alte, und während der fünf Acte wird im wesentlichen nur vorgeführt, wie der von Gewissensbissen Gemarterte allmählich den Verstand verliert und sich schließlich umbringt. Diese großen Mängel werden durch die schönern Partien des Stücks — die Friedensconferenz zwischen Aristodemos und Lysander, die Rolle der jugendlichen Cäsaria und andere unleugbare Reize der Dichtung — nur höchst unvollständig ins Gleichgewicht gestellt, und die Gesammtwirkung bleibt eine verstimmende.

Wie bekannt schrieb Monti auch eine Tragödie „Cajo Gracco" sowie eine Namens „Galeotto Manfredi". Ein Vorgang mit zweien seiner Gedichte („Musogania" und „Feroniade") gibt einiges Licht über seine politische Wandelbarkeit. Er unterdrückte nämlich die erste, antifranzösische Auflage jener zwei Gedichte, als die Franzosen nach Rom kamen, und wendete die darin enthaltenen und solcherart zurückgenommenen Schmähungen der ersten Auflage in der zweiten gegen die verbündeten Fürsten. Er wurde denn auch Secretär des Directoriums der Cisalpinischen Republik. Später erhob ihn Napoleon zum Beisitzer im Ministerium des Innern sowie zum Hofpoeten und Geschichtschreiber des Königreichs. Der Umschwung des Jahres 1815 begeisterte seine Muse dann wieder zu einer Cantate auf den Kaiser Franz, was ihm die Fortgewährung seiner Einkünfte eintrug.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Es liegen uns mehrere Nummern der „La-Plata-Monatsschrift" vor, welche von Richard Napp herausgegeben wird (Buenos-Ayres, Nolte'sche Buch- und Kunsthandlung). Diese deutsche Zeitschrift im fernen Südamerika verdient wegen ihrer interessanten geographischen und statistischen Mittheilungen Beachtung in Deutschland. Die Feuilletons aus Corrientes haben wenigstens den Reiz der Neuheit. Für deutsche Auswanderer aber sind Artikel wie „Aus dem Chaco" und „Aus der Provinz Entre-Rios", welche genaue Beschreibungen des Landes und seiner Producte geben, von besonderm Interesse.

— Die „Deutsche Schaubühne, Organ für Theater, Musik, Kunst, Literatur und sociales Leben", herausgegeben und redigirt von Martin Perels (Leipzig, Leiner), hat es bereits bis zum dreizehnten Jahrgang gebracht, von welchem das erste und zweite (Doppel-)Heft vorliegt. Außer zwei einactigen Stücken von Heinrich Hersch „Toni", einem Sololustspiel in Alexandrinern, und einem Genrebild: „Mozart in Neapel", bringt das Heft eine Beurtheilung des „Richard III." von Friedrich Haase, „Erinnerungen an Karoline Bauer", einen Lustspielstoff: „Die Mitgift Adrias", welchen Alfred Meißner diesmal nicht seinen „stillen Miethsmännern", sondern jedermann zu freier Benutzung mittheilt. Nach einigen Gedichten folgen: Tagebuchblätter von Martin Perels: „Fünf Monate in Wien", jene Art überschwenglicher und drolliger Causeries, in denen sich der Herausgeber zu ergehen liebt. Wir würden an dieser Stelle den regelmäßigen Revuen über die verschiedenen deutschen Theater, wie sie früher die „Schaubühne" brachte, den Vorzug ertheilen, vorausgesetzt — daß sie nicht allzu kunterbunt durcheinandergehen, nicht zu sehr Reclame athmen, sondern mit objectiver Kritik die theatralischen Leistungen des Monats bei den einzelnen Theatern beleuchten. Martin Perels selbst hält gegenwärtig in sehr vielen deutschen Städten, meistens vor einem ärztlichen Publikum Vorträge über selbsterlebte Hallucinationen und allerlei Mysterien des Seelenlebens, Vorträge, welche Antheil und Beifall finden.

— Von Wolfram's von Eschenbach Hauptwerke, von seinem „Parzival" wurden zwei Uebersetzungen geliefert; die eine von San-Marte (A. Schulz) sucht das Gedicht in einer freiern, beinahe an die Nachdichtung streifenden Weise dem größern Publikum zugänglich zu machen, die andere von Simrock hält sich treuer an das Original. Simrock hat auch den „Titurel", das strophische Jugendwerk Wolfram's, übersetzt. Von des Dichters drittem Epos, von seinem „Wilhelm", besaßen wir bisjetzt keine Uebertragung. Erst jetzt ist eine solche geboten worden von demselben Manne, der zuerst den „Parzival" in das neue Deutsch brachte und sich überhaupt um die Erforschung und Erklärung Wolfram's ein hohes Verdienst erworben hat. Dieses jüngste Werk des greisen Gelehrten liegt vor unter dem Titel: „Wilhelm von Orange. Heldengedicht von Wolfram von Eschenbach. Zum ersten male aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von San-Marte (A. Schulz)" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1873). Der Uebersetzer sendet einen kurzen „Vorbericht" voraus und verweist auf seine früher erschienene Schrift „Ueber Wolfram's von Eschenbach Rittergedicht Wilhelm von Orange und sein Verhältniß zu den altfranzösischen Dichtungen gleiches Inhalts" (Quedlinburg, Basse, 1871), welche er überhaupt als ein belehrendes Supplement zu seiner neuen Uebersetzung angesehen wünscht. Nach dem Vorbericht folgt eine kurzgefaßte Inhaltsangabe. Erwähnt sei hier auch eine kleine Schrift, welche sich mit einem Dichter beschäftigt, der Wolfram's unvollendeten „Wilhelm" zu ergänzen suchte: „Ueber die Quelle Ulrich's von dem Türlin und die älteste Gestalt der prise d'Orenge von Hermann Suchier" (Paderborn, Schöningh, 1873) (marburger Habilitationsschrift). Dem Gedicht Ulrich's von dem Türlin (verschieden von Ulrich von Türheim) ist es in den Literaturgeschichten bisjetzt sehr übel ergangen. Suchier's Urtheil lautet günstiger und erregt den Wunsch nach einer neuen kritischen Ausgabe.

Ausländische Literatur.

Max Müller hat ein neues religions-philosophisches Werk herausgegeben: „Introduction to the science of religion", welches aus vier Vorlesungen besteht, die er an der Royal Academy gehalten hat, und zwei Essays über „Falsche Analogien in der vergleichenden Theologie" und „Die Philosophie der Mythologie". In der ersten Vorlesung erklärt sich Max Müller für eine Wissenschaft der Religion; in der zweiten skizzirt er die verschiedenen Religionen; in der dritten weist er den Zusammenhang zwischen Sprache und Religion nach; in der vierten spricht er sich über den rechten Geist aus, in welchem ältere Religionen studirt und ausgelegt werden sollten. Max Müller bietet hierin den Engländern, bei denen Philosophie und besonders Religionsphilosophie keine starke Seite ist, viel Neues. Für Deutschland werden diese Vorträge nur ein geringeres Interesse haben, trotz ihrer geistreichen Fassung; denn die Riesenarbeit deutscher Theologie, Philosophie und Kritik bildet ihre Grundlage.

— Die Schrift von Felix Graf d'Hézecques: „Souvenirs d'un page à la cour de Louis XVI", von Charlotte Yonge auch ins Englische übersetzt, gibt eine pikante Schilderung aus der letzten Zeit des ancien régime, in welche bereits alle Schrecken der Revolution hereinbrechen.

— Der dritte Band des von Professor Scarabelli herausgegebenen Dante: „Il paradiso", ist in Bologna erschienen — ein starker Band mit ebenso zahlreichen wie langen Noten.

— Ein Engländer, der bereits mehrere Reiseschriften verfaßt, hat auch unsern Harz zum Gegenstande einer kleinen Schrift gemacht: „*Henry Blackburn*, The Harz mountains, a Tour in the toy country" (London, Low u. Comp.) Blackburn beantwortet zwar die Frage, ob der Harz einen Sommerausflug verlohne, mit Nein, weiß indeß doch viel von den romantischen Schönheiten des Harzes, von Felspartien, welche wilder und grotesker sind als alle Phantasien Doré's, zu erzählen.

— Das „Athenaeum" hebt in einer kurzen Notiz über den jüngst verstorbenen Friedrich von Raumer als dessen besonderes Verdienst hervor, daß er das „Historische Taschenbuch" herausgegeben und der erste gewesen sei, welcher das Studium der Geschichte in Deutschland populär gemacht habe, sodaß es nicht mehr eine Specialität der Professoren geblieben sei. Ohne Raumer's Verdiensten zunahe zu treten, dürfte doch Schiller mit seinen Geschichtswerken in Bezug hierauf die Priorität zuzuschreiben sein.

Theater und Musik.

Am Burgtheater ist ein vieractiges Schauspiel von E. von Bauernfeld: „Der Alte vom Berge", mit Beifall zur Aufführung gekommen. Die wiener Kritik fühlt sich durch das Stück an den Raimund'schen Rappelkopf erinnert. Der Held ist ein Pessimist im Stile Schopenhauer's, der dadurch belehrt wird, daß er seine Tochter wiederfindet. Man rühmt den geistreichen Lapidarstil der Bauernfeld'schen Muse, der sich in einer Menge von Aperçus ausspricht, findet aber den Rahmen zu eng und das Motiv nicht bedeutend genug für eine so totale innere Umwandlung. Der geistreiche Recensent der „Presse" kommt auf die aus dem Häuschen gebrachte wiener Gemüthlichkeit zu sprechen, die sich zu einem Universalärger an Welt und Menschheit steigert. Er meint sogar, daß Grillparzer, dem solche Stimmungen sehr geläufig waren, in seinem „Rudolf II." den historisch durchgearbeiteten Rappelkopftypus auf den Thron erhoben habe; weniger polternd, wie dies dem Dichter selbst fernlag, aber ganz entschieden „raunzend". Auch der liebens-

würdige, geistvoll heitere Veteran des Burgtheaterlustspiels, der wie niemand sonst als Diagnostiker der feinen Komik der Gesellschaft an den Puls zu fühlen verstehe, habe nun einmal in seinem „Alten vom Berge“ ein klein wenig „geraunzt“ und uns einen äußerst ungeselligen, sonst wackern Sonderling vorgeführt, den er mit seinen eigenen Stuben- und Sonderlingsgrillen ausstaffirt zu haben scheine.

— Ein neues Lustspiel von **Gustav zu Putlitz**: „Doctor Raymond“, ist am Hoftheater zu Hannover mit Beifall zur Aufführung gekommen.

— **Bruch's** „Odysseus“ ist in Schwerin mit vielem Erfolg zur Darstellung gekommen.

— In Barcelona hat sich eine „Sociedad Wagner“ gebildet, welche die Aufführung der Werke des deutschen Componisten zum Zweck hat. Die Opern Wagner's haben dort vielen Beifall gefunden; Barcelona entschädigt ihn für das Fiasco des „Lohengrin“ in Mailand.

— **Shakspeare's** „Heinrich V.“ ist jetzt in Birmingham, Manchester und andern englischen Städten das beliebteste Saisonstück; es wird natürlich in glänzender Ausstattung gegeben.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wolfgang Müller von Königswinter ist am 29. Juni in Neuenahr gestorben, wo er Genesung für ein schweres Leberleiden suchte. Er war der echte Poet der Rheinlande; seine Dichtung hatte etwas Naives, frisch Hervorquellendes, nichts tiefsinnig Brütendes, seine Muse hielt in einer rebenumrankten Laube den Becher in der Hand. Selbst die düstere dantesk e Sage des „Merlin“ wurde in seiner Bearbeitung zu einer heitern Liebesidylle. Das Dramolet: „Sie hat ihr Herz entdeckt“, dessen Heldin ein kindlich naives Mädchen ist, machte durch Frische und Unbefangenheit großes Glück auf den Bretern. Mit seinen größern Dramen, deren Besprechung wir nächstens bringen, hatte er geringern Erfolg, obschon sein Lustspiel „Ueber den Parteien“ den zweiten Preis erhielt, der von der wiener Burgtheaterdirection für das beste Lustspiel ausgesetzt worden ist. Unerschöpflich war seine Rheinpoesie: „Loreley, rheinische Sagen“ (1851), „Die Maikönigin, eine rheinländische Idylle“, die „Dichtungen eines rheinischen Poeten“, deren zweiter Band „Die Rheinfahrt“, ein poetisches Rheinpanorama enthält (1871—73), dichterischen Erzeugnisse, denen sich in Prosa die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten“ u. a. anschlossen. Außerdem erwähnen wir noch: „Gedichte“ (1857), „Johann vom Werth“ (1858), „Prinz Minnewin, ein Mittsommerabendmärchen“ u. a. Das gesellig Heitere, anmuthig Plaudernde war die eigentliche Domäne seiner Muse.

Wolfgang Müller war am 15. März 1816 zu Königswinter geboren, wo sein Vater praktischer Arzt war, studirte 1835 in Bonn in regem Verkehr mit Kinkel, Freiligrath, Simrock u. a. Medicin, machte 1840 sein Staatsexamen, diente dann als Chirurg in Düsseldorf, wo er, in Malerkreisen heimisch, den Stoff zu seinem „Rheinischen Chronisten“ sammelte. Nach kurzer Abwesenheit in Paris ließ sich Müller 1842 als Arzt in Düsseldorf nieder, von wo er nach Köln übersiedelte, nachdem er eine reiche Patriciertochter geheirathet hatte. Sein ritterburgartiges Haus an der Apostelkirche mit seinem glänzenden Comfort, seiner schönen Gemäldegalerie wurde nun Mittelpunkt geistiger Geselligkeit für Einheimische und Durchreisende. Von hier setzte sich am 3. Juli der Leichenzug in Bewegung, der Wagen war reich mit Lorberkränzen geschmückt; eine unabsehbare Reihe von Leidtragenden folgte ihm. Der Pastor der altkatholischen Gemeinde, Dr. Tangermann, hielt die Grabrede.

Bibliographie.

Amalie, Prinzessin, Herzogin zu Sachsen, Dramatische Werke. Im Auftrage Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen aus dem Nachlasse vervollständigt und herausgegeben von **R. Waldmüller** (Ed. Duboc). 1ter Bd. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 2 Thlr.

Aufrecht, T., Blüthen aus Hindustan. Bonn, A. Marcus. 16. 12 Ngr.

Blanche, A., Abenteuer eines Schauspielers. Aus dem Schwedischen übersetzt von **E. Duncker**. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Böcker, E., Periander. Tragödie. Brandenburg, Wiesike. 8. 15 Ngr.

Brentano, L., Die wissenschaftliche Leistung des Herrn Ludwig Bamberger. Ein Nachspiel zu meinen „Arbeitergilden der Gegenwart“. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Bruges, R. Graf v., Reiseskizzen aus West-Indien, Mexiko und Nord-Amerika gesammelt im Jahre 1872. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Devrient, E., u. O. **Devrient**, Deutscher Bühnen- und Familien-Shakespeare. Auswahl der bedeutendsten Dramen William Shakespeares mit Benutzung der gangbarsten Uebersetzungen. 1ster Bd. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.

Die weltgeschichtlichen Ereignisse in den letzten Zeiten und was sie im Gefolge haben, im Spiegelbilde der Johanneischen Offenbarung betrachtet. Ein Versuch zu ihrer Deutung nach dem in der Offenbarung selbst dargebotenen Schlüssel zu deren Verständniß. Von Th. P. Stuttgart, Ulrich. Gr. 8. 10 Ngr.

Erdmann, Lustreisen und Reiselust. Vortrag. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Eschenbach, Wolfram v., Wilhelm von Orange. Heldengedicht. Zum 1sten Male aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von **San-Marte** (A. Schulz.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Falke, E., Stoff, Leben, Gefühl, Selbstgefühl. Zwei populäre Vorträge. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 6 Ngr.

Friedrich, F., Nur ein Diener. Erzählung. Berlin, Brigl. 8. 10 Ngr.

— — Wider das Gesetz. Erzählungen. Berlin, Brigl. 8. 10 Ngr.

Galluhn, E., Muff der Criminal-Gefangene. Humoreske. Berlin, A. Schindler. 8. 6 Ngr.

Gauvain, H. v., Christus als Staatsgefangener. Ein Brief. Marburg, Elwert. Gr. 8. 16 Ngr.

Ungarische Gedichte. Aus dem Ungarischen übersetzt von J. **Nordheim**. Pest, Zilahy. 8. 14 Ngr.

Giehne, H., Felix Mendelssohn-Bartholdy's verdienstvolles Wirken als deutscher Tondichter. Eine Gedächtnißrede. Karlsruhe, Müller. 8. 6 Ngr.

Gregor VII. Ein Geschichtsbild. Zur 800jährigen Gedächtnißfeier. Von einem Laien. Aachen, Tepe. Gr. 8. 3 Ngr.

Grimm, M., Kleine Münze. Gedichte. Potsdam, Cabos. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Haebler, C. G., Herakles. Ein griechisches Heldenbild in deutscher Dichtung widergespiegelt. Leipzig, Mutze. 8. 12 Ngr.

Hamann, A., Cola Rienzi, dramatisches Gemälde. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 12½ Ngr.

Heer, O., Arnold Escher von der Linth. Lebensbild eines Naturforschers. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Helbig, W., Untersuchungen über die Campanische Wandmalerei. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Helbig, F., Babel. Tragödie. Arnstadt, Faßheber. Gr. 8. 15 Ngr.

Helmuth, A., Die Schlacht von Vionville und Mars la Tour. — Die preußischen Garden am 18. August 1870. 2 Vorträge. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Hepp, C., Die Tochter des Diaios. Dramatisches Gedicht. Berlin, W. Müller. 8. 20 Ngr.

Hillern, W. v., Guten Abend. Dramatischer Scherz. Berlin, Lassar. Gr. 8. 20 Ngr.

Hirth, G., Ueber Volksbildung und Rechtsgleichheit. Zur Lösung der socialen Frage. Vorträge. Leipzig, Hirth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoppe, J. J., Das stereoskopische Sehen. Erklärung der Erscheinungen und Vorgänge im Stereoskop. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 16 Ngr

Horn, M., In der Veranda. Erzählungen. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hosäus, W., Die Wörlitzer Antiken. Dessau, Barth. 16. 6 Ngr.

Jahn, H., Erinnerungs-Blätter aus eiserner Zeit nebst einem Anhang: „Lieder vermischten Inhalts“. Spandau, Jürgens. 8. 20 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. **Elze**. 8ter Jahrgang. Weimar, Huschke. Lex. 8. 3 Thlr.

Jensen, W., Lieder aus Frankreich (aus dem Jahr 1870). 2te vermehrte Aufl. Berlin, Gebr. Paetel. 16. 20 Ngr.

Jókai, M., Tollhäuslerwirthschaft. Humoristischer Roman. Nach der 2ten Ausgabe des Originals aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Ising, W. v., Gedichte. Cassel, Kay. Gr. 16. 15 Ngr.

Kavanagh, Julia, Bessy. Roman in 6 Bdn. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 5 Thlr.

Keck, K. H., Sedan. Ein deutsches Heldengedicht. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 10 Ngr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Die moderne Tendenz-Wissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn E. Friedberg. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Kiesler, B., Balladen und lyrische Gedichte. Frankfurt a. M., Hamacher. 8. 15 Ngr.

Kiessling, F. G., Moritz Ludwig Seiffert. Ein Lebensbild. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Knauer, G., Das Facit aus E. von Hartmanns Philosophie des Unbewussten gezogen. Berlin, L. Heimann. Gr. 8. 10 Ngr.

Der stille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar. Aus Dokumenten. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 22½ Ngr.

Landsteiner, K., Hans Makart und Robert Hamerling. Zwei Repräsentanten moderner Kunst. Eine Studie. Wien, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Löwenstein, A., Humoristische Originale. Vorträge. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 16. 10 Ngr.

Meyer, B., Aus der ästhetischen Pädagogik. 6 Vorträge. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 24. Juli 1873.

Honegger's Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. Von J. J. Honegger. Zweiter bis vierter Band. Leipzig, Weber. 1869—71. Gr. 8. 9 Thlr.

Wir haben dem ersten Bande dieses Werks bereits eine eingehende Besprechung gewidmet (vgl. Nr. 36 d. Bl. f. 1868) und können bei der Kritik der drei vorliegenden Bände im wesentlichen auf unser damaliges Urtheil zurückkommen; obschon in ihnen die Verschmelzung der einzelnen Partien der Culturgeschichte mehr als in jenem ersten Bande angestrebt wird, so bleibt doch auch hier das unvermischte Nebeneinandergehen der einzelnen culturhistorischen Strömungen vorwiegend, und während diejenigen Abschnitte, die von den exacten Wissenschaften handeln, mit einer oft registerhaften Trockenheit ausgeführt sind, funkelt die Darstellung der Literatur und Kunst in geistvoller Beleuchtung, sind die Charakterköpfe der Dichter, Schriftsteller und Künstler mit rühmenswerther Pinselführung, mit liebevoller Sorgfalt und oft treffender Prägnanz ausgemalt, sodaß der Schwerpunkt des Werks nach wie vor auf der Darstellung der Literatur- und Kunstgeschichte ruht.

Die Eintheilung der vorliegenden drei Bände ist die folgende: der zweite Band behandelt die Zeit der Restauration und zwar in zwei Abtheilungen: „Die Restauration in ihrem politischen Schwanken" und „Die Restauration auf ihrer reactionären Höhe". Jede dieser Abtheilungen zerfällt in mehrere Abschnitte, von denen die ersten eine verhältnißmäßig kurze politische und sociale Revue geben, während die spätern Wissenschaft und gelehrte Forschung, bildende Künste, Theater und Musik, und Literatur behandeln.

Der dritte und vierte Band stellen „Das Julikönigthum und die Bourgeoisie" dar, und zwar beschäftigt sich der vierte Band ausschließlich mit der Literaturgeschichte dieser Epoche, der dritte Band mit politischen Gängen, socialen Sondererscheinungen, mit Wissenschaft und gelehrter Forschung, Theater und Musik und mit den bildenden Künsten.

Durch diese ganze Eintheilung ist ein ineinandergreifender Pragmatismus der Darstellung ausgeschlossen. Die Darstellung der politischen Entwickelung ist kaum mehr als ein Präludium zu nennen; es wird gleichsam nur der äußere geschichtliche Rahmen hingestellt, innerhalb dessen sich die übrige geistige Entwickelung bewegt. Wir vermissen den Nachweis des innern Zusammenhangs zwischen den hervorragenden Geister, den literarischen und künstlerischen Erscheinungen auf der einen, den politischen Bewegungen auf der andern Seite. Wir wissen wohl, daß man auch in solchem Nachweis zu weit gehen und sich in haltlose Constructionen verlieren kann; die Art und Weise wie Julian Schmidt, wenigstens in der neuesten Auflage seines Werks, Literaturgeschichte schreibt, diese vollkommene Zerfaserung der einzelnen dichterischen Größen, dieser Doctrinarismus, welcher mit seinen „Nachtmützen und Schlafrockfetzen" überall die Lücken seiner „Geschichtsklitterung" ausstopft, kann in vieler Hinsicht als warnendes Beispiel dienen; denn ein dichterischer Genius ist immer nur als Totalität zu erfassen und hat überdies seine eigene Chronologie.

Außerdem gibt es in Kunst und Wissenschaft einen ganz neutralen Boden; es gibt Leistungen, welche kaum von der Zeitatmosphäre, am wenigsten von dem Gange der Zeitereignisse berührt werden. Doch etwas anderes ist es, Literaturgeschichte, etwas anderes, Culturgeschichte schreiben. Die Cultur ist das Product aller zusammenwirkenden geistigen Factoren, der politischen und socialen Bestrebungen, der wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Leistungen — und der Culturhistoriker muß nicht nur die einzelnen chemischen Stoffe darstellen, aus denen dies Product sich bildet; er muß als aufmerksamer

Beobachter an der Retorte stehen und gerade den Proceß der chemischen Mischung selbst belauschen, den Werdeproceß der Cultur, mag er nun mit oder ohne Explosionen vor sich gehen. Er darf uns nicht in der einen Hand die bildenden Stoffe, in der andern das fertig Gebildete zeigen, sondern der Nachweis, wie eins zum andern wird, muß den Mittelpunkt seiner Darstellung ausmachen. Honegger ist diesem Ziel weit näher gekommen in seinem frühern Werke „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts"; hier ist alles fester zusammengehalten, einheitlicher verschmolzen. Die breitere Ausführung in seinem neuen Werke hat die einzelnen Theile zu selbständig vom Ganzen losgelöst.

Gerade die zwei Bände umfassende Hauptabtheilung des Werks: „Das Julikönigthum und die Bourgeoisie", gab zu pragmatischer Darstellung verlockende Veranlassung. Ohne uns in das fragwürdige Gebiet productiver Kritik zu verlieren, wollen wir doch mit kurzen Umrissen andeuten, wie wir uns eine culturgeschichtliche Darstellung dieser Epoche gedacht hätten. Zunächst wäre eine Theilung derselben in zwei Abschnitte wünschenswerth gewesen; denn mit dem Jahre 1840, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., tritt in Deutschland eine selbständige Bewegung ein: der Kampf zwischen der Neuromantik und ihrer Philosophie und den von Frankreich herüberwirkenden liberalen Tendenzen. In dieser zweiten Epoche, 1840—48, mußte Deutschland von dem Culturhistoriker in den Vordergrund gestellt werden, während Frankreich bis dahin die führende Macht war.

Eine Darstellung der Julirevolution, der sie bestimmenden und leitenden Mächte und Parteien wäre die geeignetste Ouverture gewesen; als Held der Epoche hätte dann der Bürgerkönig mit dem Regenschirm, Ludwig Philipp, ein sauber ausgeführtes Porträt verdient. Dann erst wäre die Reihe an Thiers und Guizot gekommen, welche Honegger schon in seiner Culturgeschichte der Restauration behandelt; denn wenn sie auch als Historiker sich bereits früher einen Namen machten, so würde doch auch ihre Charakteristik nach dieser Seite hin am besten mit der Darstellung ihres politischen Wirkens als leitende Staatsmänner verschmolzen, welches der ganzen Epoche das Gepräge aufdrückte. Der Gegensatz zwischen der herrschenden Bourgeoisie und den socialistischen Parteien würde dann zu einer Charakteristik der tonangebenden Denker und Systematiker geführt haben; ein großer Theil der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs, wie George Sand, Eugène Sue, hätte sich ungezwungen hier im Anschluß schildern lassen. Das Leben und Treiben der Börse, als des Allerheiligsten der Bourgeoisie, die finanziellen und industriellen Verhältnisse, der Pauperismus und die Prostitution in Frankreich würden sich so dem Griffel des Culturhistorikers zu sorgsamer Darstellung dargeboten haben. Hier stoßen wir überhaupt auf eine sehr fühlbare Lücke in Honegger's Werk; es fehlen gänzlich die eigentlichen Sittenschilderungen. Das high-life in England, der Salon des Julikönigthums in Frankreich, die Herrschaft der Mode, die Volkssitten und Volksfeste — welch ein reicher Stoff lag hier vor, der durch die aufgesetzten Lichter pikanter Anekdoten aus einem ungemein ausgiebigen Literaturmaterial glänzend illustrirt werden konnte. Gerade der oft unbestimmte Emancipationsdrang der Epoche, dessen Ausläufer sich in die ganze Literatur herein verfolgen lassen, verdiente in seinen Ursachen und Aeußerungen eingehende Darstellung. Eine Charakteristik der pariser Akademie unter Ludwig Philipp hätte in ihren Rahmen auch viele der neutralen Unsterblichen aufnehmen können. Die Einwirkung der Julirevolution auf Deutschland, die politischen Unruhen, die Bewegung in den Kammern, der Kampf mit den herrschenden Restaurationstheorien, die Entwickelung der Publicistik und Journalistik müßten, im Zusammenhang dargestellt, ein lebendiges Bild der damaligen Entwickelung Deutschlands geben. Hier waren auch die jungdeutschen Autoren einzufügen und der Einfluß nachzuweisen, welchen die französischen Schriftsteller und ihre Gedankengänge auf unsere damalige deutsche Literatur ausgeübt haben. Die deutsch-französischen Dioskuren Börne-Heine hätten sich am wirksamsten um die Julirevolution gruppirt.

Für den zweiten Theil der Epoche wäre die Persönlichkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV., zu dessen Charakteristik Bunsen neuerdings einen so wichtigen Beitrag geliefert hat, dasselbe gewesen, was für den ersten diejenige Ludwig Philipp's: der Mittelpunkt der ganzen geistigen Gruppirung. Die Romantiker Tieck, Schelling, Eichhorn, die Männer der königsberger Opposition, die Entwickelung der Landtage, vom Huldigungslandtag bis zum Vereinigten Landtag, und der Märzrevolution, das Junghegelthum: Strauß, Feuerbach, Ruge in ihrer Stellung zum neuromantischen Christenthum Preußens, die politische Lyrik von Herwegh, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, die tendenziöse Dramatik der Jungdeutschen, die Kritik der Junghegelianer: welche Fülle culturhistorischer Entwickelungen, die sich ungezwungen aus solcher Anordnung ergeben hätte. Hierzu wäre dann eine Schilderung des berliner Lebens, der Hofkreise, zum Theil nach Varnhagen's Mittheilungen, der „Berliner Frauen", der schöngeistigen Salons wie das der Gräfin Ahlefeldt, der ostpreußischen und schlesischen Studenten- und Volksbewegungen gekommen, um den großen Kampf der Zeit auch im Spiegel des gesellschaftlichen und des Volkslebens aufzufangen.

Dann waren jene Nationalitäten und jene Kreise selbständigen wissenschaftlichen Schaffens abzuzweigen, welche in dieser ganzen Bewegung mehr oder weniger neutral blieben und bleiben mußten. Die exacten Wissenschaften z. B. konnten der Zeitbewegung gegenüber mit Recht ausrufen: Noli turbare circulos meos. Und auch die Entwickelung einzelner Nationen rotirte um ihren eigenen Schwerpunkt, obgleich gewisse Störungen und Schwankungen des Umlaufs durch die Attractivkraft der pariser Ereignisse hervorgerufen wurden.

Honegger hat indeß eine von unserm Phantasieentwurf abweichende Darstellungsweise befolgt; er hat die einzelnen Kreise geistigen Wirkens und innerhalb derselben wiederum die einzelnen Persönlichkeiten selbständig behandelt und es dem Leser übriggelassen, aus dem Zusammenschieben dieser einzelnen Versatzstücke sich die weltgeschichtliche Scene im großen und ganzen aufzubauen. Was sein Werk dadurch an innerm Zusammenhang und an genetischer Entwickelung einbüßt, das gewinnt es

allerdings auf der andern Seite durch die liebevolle Ausführung der Charakterköpfe, und als eine Porträtgalerie bedeutender Männer aus allen Kreisen des Schaffens und Wirkens nimmt es einen hervorragenden Werth in Anspruch. Die Pinselführung Honegger's ist frisch und markig; sie hat hin und wieder etwas Naturwüchsiges, Schroffes, Sprödes; aber gerade dies derb Originelle, welches sich scharf von dem modisch Geleckten abhebt, gibt ihr einen hervorstechenden Reiz; es weht eine rauhe, aber kräftig gesunde Alpenluft in seinem Werke.

Der zweite Band, der die Restauration behandelt, bietet gleich nach den „Politischen Gängen" einen interessanten Abschnitt: „Sociale Sondererscheinungen und Speculationen", in welchem besonders Fourier's System in anziehender Weise entwickelt und kritisirt wird. Die Reihe der Zeithistoriker und Journalisten eröffnet der vor kurzem gestorbene Comte de Ségur; ihm, dem Verherrlicher Napoleon's, der in seiner „Geschichte Napoleon's und der großen Armee während des Jahres 1812" eine Art von Epos geschaffen hat, das den Versepopöen von Méry und Barthélemy den Preis streitig macht, schließt sich in bunter Reihe einer der heftigsten Gegner des Kaisers, Ernst Moritz Arndt an, mit Jahn, dem merkwürdigen Publicisten Guido Görres und den Restaurationsphilosophen Haller, de Maistre und Bonald. Sehr treffend wird der Pamphletist Paul Louis Courier charakterisirt:

Er hat seine eigene Sprache, originell wie der ganze Kopf. Die Eigenheit, mit all seiner Sympathie auf das ältere Französisch eines Amyot u. s. w. zurückzugehen, eine Schreibart, die er jedenfalls von Grund aus studirt hat, verschmilzt sich so sehr mit seinem Wesen, daß diese Sprache, kurz, rund, alterthümlich, altgallischen Humors und frei in ihren allures, frappirend durch das Ungewöhnliche, ihm zur andern Natur wird, und vom Angelernten ist wenigstens in seinen letzten Broschüren keine Spur mehr. Das hängt unzweifelhaft mit der ganzen Denkweise des Mannes zusammen; diese alte und natürliche Sprache ist seinem Geiste verwandt, hat etwas Keckes, Demokratisches. Courier liebt die episodische Anekdote, überhaupt das anschauliche Exempel; er weiß, was beim Volke verfängt. Der Mann hat mitten in der erbitterten Opposition eine feste Ruhe im Geist und schreibt auch so, und darin liegt etwas Dominirendes, wie in Moore's Spott. Man sieht ihn nie leidenschaftlich erregt; mit runder und selbstverständlicher Sicherheit schleudert er dem Regimente, das er angreift, die untergrabendsten Wahrheiten entgegen, erdrückend und so sorglos hingeworfen, daß seine Ironie unwillkürlich bewältigt. Der vornehme und gemeine Bedientengeist ist ihm das Verderbende in einer Nation. Ein System hat Courier keineswegs, ja schwerlich einen einzigen positiven Glaubenssatz in seiner ganzen Politik; aber er macht sich geltend als Widerstandskraft überall, wo eine bestimmte Schwäche oder Ungerechtigkeit ihn herausfordert, und ist darum der bitterste Gegner der Restaurationspolitik und ihrer pfäffischen Zuthaten. Indem er so keine Partei vertritt, überhaupt von Natur weder Politiker noch auch nur Geschichtsfreund ist, und sein Hauptaugenmerk in der Weise eines delicaten Kunstkenners auf die kunstgemäße und mit bleibender Vorliebe durchstudirte Handhabung dessen richtet, was er das gute alte Französisch nennt, ist seine Stellung in der Literatur einzig: er ist wirklich nur einerseits Pamphletist, andererseits nach Geschmack wählerischer gelehrter Belletrist, aber mit so meisterhafter Sprachbeherrschung und so durchdringender Sicherheit des Blicks, daß er eben dieser exceptionellen Stellung in und mit sich einen besondern Rang verliehen hat.

Auch Benjamin Constant ist als politischer Parteimann und unsicherer Kopf scharf geschildert. Der Abschnitt über Erfindungen und Technik aber ist ein Kalender mit trocken aneinandergereihten Daten, unverarbeitetes Rohmaterial, wie es in allen ähnlichen Abschnitten des Werks, und auch in denjenigen, die von den neuesten Reisen und Entdeckungen handeln, vorgeführt wird. Auch der nächste Abschnitt, über „Bildende Künste", ist etwas encyklopädisch behandelt; dagegen bringt „Theater und Musik" scharf umrissene Charakterköpfe von Ludwig Devrient, Eßlair, Spohr und Rossini. Der Abschnitt „Wissenschaft und gelehrte Forschung" erhebt sich erst über das Encyklopädische, wo er die Geschichtsforscher Niebuhr, Böckh, Rotteck, Sismondi, Daunou, Daru charakterisirt. Der entsprechende Abschnitt der zweiten Abtheilung bringt eine Charakteristik der französischen Geschichtschreibung im 19. Jahrhundert, in welcher Honegger auf Sismondi als Vertreter der schriftstellerischen, Daru als denjenigen der ausgeprägt pragmatischen Schule zurückkommt. Honegger unterscheidet außerdem eine journalistisch-memoirenartige Schule (Röderer, Bignon), eine descriptive (Michaud, Barante, Mignet und Thiers), eine künstlerische (Augustin Thierry), eine doctrinär-parlamentarische (Guizot, Salvandy), eine philosophische (Michelet, Graf Tocqueville, Louis Blanc), eine declamatorische oder rhetorisch-poetische (Lamartine). Sehr warmes Lob erhält Mignet's Revolutionsgeschichte wegen der energischen Feststellung der allgemeinen Gedanken, der geschickten Gruppirung und strengen Ordnung, der seltenen Klarheit und Präcision des Stils und des philosophischen Geistes, welcher der unbeugsamen Logik der Thatsachen gerecht wird. Das Urtheil über Thiers ist sehr treffend; es wirft auch auf seine Präsidentschaft in Frankreich manches Schlaglicht:

Thiers ist der praktische Geschichtschreiber der Interessen, der am meisten praktische, am wenigsten träumerische Kopf, umfassend, mit Leichtigkeit und lebhafter Frische in alles sich werfend, ein „esprit prompt, alerte et vigoureux". In der Praxis wie in der Theorie grundsatzlos zu allen Parteien übergehend, erkennt er nur das Detail und würdigt nur den Moment, begreift blos die momentane Zweckmäßigkeit und legt ausschließlich ihren Maßstab an, auch darin der vollständigste Repräsentant des politischen bon sens der Bourgeoisie. Die Kraft ist sein Ideal, der Erfolg sein Götze. Von der leichtfertigen Bildung und Gesinnung der Encyklopädisten und Spötter mit Voltaire'schem Witz, wird er ebenso leicht Lobredner des demagogischen Schreckensregiments wie des militärischen Despotismus. Der Action zugewandt, besteht er streng darauf, daß der Mensch die Einflüsse, denen er nachgibt, aus dem Leben hole und wieder dieses beeinflusse. Die militärische Größe vor allen lockt ihn, und diese Vorliebe hat jedenfalls mit zu seiner Neigung für Napoleon beigetragen. Ja in seiner Bevorzugung der springenden Action kehrt er immer nur die Thatsache hervor, und zwar die momentane, ohne die Idee nur zu suchen. Er greift durchweg das Einfache heraus bis zum Alltäglichen, hebt es aber durch das Zutreffende seiner Aperçus. Er besitzt lebendigen geschichtlichen Sinn, aber kein moralisches Urtheil; Reflexion und Philosophie gehen ihm ab; die Hindernisse, Elend und Verbrechen bringt er nicht genug in Rechnung. Die ihm angepriesene Unparteilichkeit ist nichts weiter als Gesinnungslosigkeit. Technisch durchstudirt, jagt er doch zugleich dem dramatischen Effect nach. Auf sein zweites Hauptwerk konnte er eine jedem andern unzugängliche Fülle von Specialkenntniß aus den Archiven sowol als der ganzen Regierungspraxis verwenden, und doch befriedigt er nicht und ist nicht einmal nach dieser seiner starken Seite hin treu. Klare und glänzende Darstellung, lebendige Erzählung, kunstvolle Porträtirung und ein seltenes Redactionstalent, bestimmte Zeichnung und deutliche Farbengebung, frische Anschauung und große

Fähigkeit in klarer Darlegung selbst der verwickeltsten Verhältnisse geben seiner Manier etwas Festes und Sicheres, der Erzählung oft ein förmlich dramatisches Interesse, den Gemälden da, wo die großen und mit Liebe erfaßten Gegenstände ihn erfreuen und mitreißen, einen bestechenden Glanz. So sind besonders seine Schlachtenbilder mit vollständig dramatischer Kunst und hoher Lebhaftigkeit auseinandergelegt, aber immer mit mehr Phantasie als Wahrheit.

Thierry wird als der größte der neuern Historiker Frankreichs hingestellt, epochemachend durch seine künstlerische Auffassung und Darstellung. Von Guizot heißt es:

Ein bedeutendes Talent und systematischer Kopf, ein vorzüglicher analytischer Verstand, der das Dunkelste secirend durchdringt, der reine Dogmatiker, streng gewissenhaft, im Grunde immer conservativ, selbst in der Opposition, vertritt er den doctrinären Rigorismus, hält als Geschichtschreiber wie als Staatsmann mit einer bis zur Beschränktheit gehenden Zähigkeit fest an dem überkommenen Rechtsboden und kehrt in seiner ganzen Weltanschauung deutlich den ernst und streng geschulten Protestanten heraus. Er besitzt weit gründlichere Kenntnisse als Thiers, hat einen starken Anflug von deutscher Bildung, und hat sich nach Seiten des Eindringens in die neuern Sprachen und ihre Literaturen eine bei den Franzosen höchst seltene Vielseitigkeit angeeignet. Auf allgemeinen Ideen bestehend, läßt er den Thatsachen nur Werth, sofern sich solche aus ihnen ableiten lassen, schiebt in einer übermäßigen Neigung zu generalisiren den einzelnen Facten willkürliche Gesetze unter, oder auch diese für jene ein, und gibt anschauungslose Reflexion, die sicher mit großen Massen agirt, aber das Detail nicht zu behandeln versteht. Wie Thiers zu viel Erzähler, bloßer Erzähler, so ist es Guizot zu wenig; er gibt nichts als die farblosen Abstractionen, die Anschauung geht ihm selber nicht auf, und seine Geschichtsdarstellung ist ohne alle Farbe.

Auch die deutschen Historiker, Rotteck, Schlosser, Raumer, sind gut charakterisirt. Letzterer wird als pflichtgetreuer Forscher und Anhänger eines erleuchteten Liberalismus gerühmt; doch das Wasserhelle, Dürre, Flache seiner Darstellung, der Mangel an Erhebung und Wärme getadelt. Von den Humboldts, den Grimms, von Ritter und andern wissenschaftlichen Größen erhalten wir nur Büsten mit correcten Profilen.

Was deutsche Dichter aus dieser Epoche betrifft, so werden die Porträts von Eichendorff und Chamisso mit besonderer Vorliebe ausgemalt; weniger eingehend ist die Charakteristik Heine's, der überhaupt, wenn auch seine ersten Schriften und Gedichte vor 1830 erschienen sind, doch im Zusammenhang mit der Julirevolution besprochen werden müßte und hier nicht an der rechten Stelle steht. Desto eingehender beschäftigt sich Honegger mit Platen; hier verliert er sich sogar in eine ästhetische Kritik, welche sich mit den Aufgaben einer Culturgeschichte schwer vereinigen läßt und selbst für eine Literaturgeschichte zu sehr ins Detail gehen würde. Er protestirt gegen die allgemein verbreitete Auffassung, welche in Platen den höchsten Bildner der Form, den vollkommen sichern und gewandten Lenker der Sprache erblickt, und meint, daß kaum die Neuern mit ihrer vielverklagten Formauflösung mehr Unregelmäßigkeiten, Abweichungen, Harmonieverstöße und Sprachunrichtigkeiten zeigten als gerade Platen mit seinen künstlichen Formen. Um dies nachzuweisen, führt er auf mehrern Seiten einzelne Stellen aus Platen's Gedichten an, die er kritisch durchnimmt und verurtheilt. Sein Gesammturtheil über den Dichter lautet:

Ernst und Studium; große Würde des Charakters; tief entsprungenes und unverdrossenes Streben nach Vollendung; im allgemeinen das Gepräge innerer Ruhe und Heiterkeit, die aus dem reinen Dienste der Kunst erwärmend hervorleuchten; Aufnahme der Bildung unsers Welttheils und eines Theils dessen, was der Orient geschaffen: das sind von den reinsten Grundzügen aus Platen's Wesen. Ein scharf bestimmter Charakter, ein fester Wille, der nur das Höchste anerkennt und anstrebt, unentwegt und ganz, und unerbittlich alles geißelt, was ihm niedrig erscheint und sich breit macht; so ist Platen eine scharfe Einheit, und darin ruht seine Bedeutung. Der Sprache mit steigender Vollkommenheit Meister, zwingt er sie in seinen Dienst. Und dennoch: im ganzen und großen ist er nicht berechtigt, einer unserer ersten Dichter zu heißen. Dagegen stemmen sich beide, Form und Geist. Sein Feuer ist oft ein kaltes, selten anders als an seinem Haß entzündet; es scheint etwas Marmornes auf seiner Seele und darum auch auf seinen Gebilden zu liegen, Statuen, denen kein Gott Leben einhauchte. Seine Phantasie ist eng und einförmig, in kurzen und hastigen Flügen erschöpft. Die Gedanken sind wahr und von hochstrebendem Adel; aber weder neu noch ungewöhnlich tief, auch nicht gedrängt reich, ersetzen sie im Dichter da, wo es mangelt, kaum das Gefühl.

Mit Recht protestirt Honegger gegen die geistschmälernde Nachahmung antiker Formen und die Erzeugung scheinlebendiger Gestalten, die Platen hervorrief. Was Honegger über die antiken Odenstrophen und die mit der Nachahmung antiker Versmaße so leicht sich verbindende Verschränkung der Vers- und Satzenden sagt, ist wohlbegründet, und gerade das hat den Verfasser dieser Zeilen zu dem Versuch bestimmt, durch den Reim der antiken Strophe mehr Abschluß, Klarheit und Leichtigkeit zu geben. Ob die antike Strophe ihre Eigenheit dabei einbüßt, ist nebensächlich, es kommt darauf an, den deutschen Formenschatz mit Strophen zu bereichern, die eine künstlerisch durchgebildete Rhythmik mit dem Reim vereinigen.

Wenn Honegger indeß meint, daß Platen's polemische Stücke heute schon vergessen seien, so ist dies nicht zuzugeben. Die Parabasen dieser Komödien gehören zu dem Formschönsten, was in neuerer Zeit gedichtet worden ist.

Die französische Literatur ist wol als die Specialität Honegger's zu betrachten; die Charakteristiken Lamartine's, Béranger's, Delavigne's, Alfred de Vigny's u. a. beweisen, wie sehr er auf diesem Gebiete heimisch ist. Gegenüber der Charakteristik Byron's, welche Gervinus entwirft und welche durch ihre poesielose Auffassung für die deutsche Kritik geradezu beschämend ist, wird man der liebevollen Vertiefung Honegger's in die Dichtungen des britischen Sängers mit Freuden folgen und seinem Urtheile beistimmen:

Byron's Wesen führt auf den uralt tiefsinnigen, unheilvollen und verlockenden Mythus von Faust und Don Juan. Der vornehme Engländer war ganz dazu geboren, das Leben, ob real oder ideal, ob gesund oder verzerrt, aus den großen englischen Gesichtspunkten zu betrachten und zu behandeln. Was in ihm erschütternd wirkt, das würde in der Misère deutscher Kleinstaaterei zur Erbärmlichkeit zusammenschrumpfen; es ist nicht Zufall, daß einer der ersten Söhne des meerbeherrschenden Inselstaats der concentrirteste und genialste Ausdruck einer mächtigen und abgrundreichen Seite unserer modernen Bildung geworden ist. Weltverachtung, sein starker Träger, läßt sich groß auch nur in großem Stile durchführen. Weltbewegend, in tausend Adern des großen geschichtlichen Lebens pulsirend, braucht dieser Geist auch ein höheres Maß als das Alltagsgesetz unsers Kleinlebens, von dem aus selbst manche unberufene

Kritiker urtheilen, um ein bornirtes Verdammungsurtheil auf die weit über ihren Horizont hinausreichende Gestalt zu werfen. Seine Wirkung ist unberechenbar gewaltig und erstreckt sich über den ganzen Continent, wofür es kaum einen andern Beweis braucht als den, daß sie selbst in der polnischen und russischen Dichterschule mächtig war; um sie zu constatiren, müßten nicht einzelne Schriftsteller, sondern ganze Reihen, zum Theil ersten Ranges, ganze Richtungen der modernsten Literatur (so die romantische Schule in Frankreich), einschneidende Seiten im Denken der Zeit begleitet werden.

Auch die Vorzüge Walter Scott's sind mit Wärme anerkannt, ohne daß seine Schattenseiten verschwiegen werden. Für die vorzüglichsten seiner Romane erklärt Honegger „Quentin Durward" und „Guy Mannering".

Der dritte und vierte Band des Werks enthalten wiederum, neben der allgemeinen politischen Revue, eine große Menge von Porträts, in denen sich allerdings wichtige culturgeschichtliche Richtungen des Jahrhunderts spiegeln. Von den Journalisten werden in etwas bunter Reihe Veuillot, das enfant terrible der Ultramontanen, Gioberti, der Anwalt des unter päpstlicher Herrschaft conföderirten liberalen Italiens, Ludwig Börne, Varnhagen von Ense und Henrich Steffens als tendenziöser Tagesschriftsteller uns vorgeführt. Treffend ist die Charakteristik der socialistischen oder wenigstens in den Socialismus hereinspielenden Autoren Cabet, Dézamy, Lamennais, Leroux und Proudhon. In Cabet's „Ikarischem Staat" sieht Honegger mit Recht den furchtbarsten polizeistaatlichen Absolutismus, und in der vermeintlich allgemeinen Glückseligkeit, der jedes individuelle Leben unterliegt, die geisttödtendste Langeweile und Einseitigkeit. Von Proudhon heißt es:

Proudhon ist ein verwegener Kopf, der ohne alles Bedenken die äußersten Consequenzen zieht, constant und von vornherein in sich abgeschlossen, scharfsinnig und von vielem Wissen, von glänzenden Naturgaben und interesselos aufrichtiger Begeisterung für das Wohl der Menschheit, die socialistische Republik der Traum seines Lebens, an dem er in allen Wechselfällen mit jener unzerstörbaren Hoffnung hängt, die seinem Geiste die Frische der Jugend erhält. Wo die Logik der Thatsachen ihn verläßt, da reißt ihn eine ungezügelte Vehemenz hin zu wilden Wahngebilden, an denen nichts Leben hat als die Negation oder die Blasphemie. Die Trivialität mischt sich bunt mit seinen originellen Gedanken und pikanten Wendungen. Und wo immer er ins Metaphysische hineinstreift, da umspinnt ihn eine verwirrende Phantasmagorie, und der scharfe Denker verwandelt sich gleichsam in den Mystiker der Negation. Präcision der Gedanken, Methode und geordnetes Wissen fehlen ihm immer.

Mit Recht wird hervorgehoben, daß Proudhon in der Kritik der Socialsysteme und im Nachweise der socialen Antinomien über eine schneidende, oft wahrhaft überlegene Schlußfolgerung gebietet. Wo er positiv wird, schafft er neue Utopien; dennoch hat er die größten Wahrheiten ausgesprochen. Von dem kühnen Socialphilosophen wendet sich Honegger freigemeindlichen Bestrebungen und dann statistischen Mittheilungen über wichtige industrielle und handelspolitische Daten der Epoche zu.

Der Abschnitt „Wissenschaft und gelehrte Forschung" beginnt mit einer pragmatischen Darstellung der Entwickelung der Chemie und Physik, geht dann aber mehr und mehr in das Registerhafte über, wo es sich um neue technologische Erfindungen und geographische Entdeckungen handelt. Alle diese Abschnitte sind außerordentlich reichhaltig an Namen und Daten; es ist eine Fülle von Material in ihnen aufgespeichert, aber nur einzelne Partien, wie auch die Darstellung der Geologie und Botanik, weisen einen organischen Zusammenhang auf. Abgerundete Porträts gibt Honegger erst wieder, wo er sich der Geschichtschreibung zuwendet wie diejenigen von Michelet und Louis Blanc. Lamartine's „Histoire des Girondins" erhält volles Lob, während seine andern Geschichtswerke abfällig besprochen werden:

Das höchste und einzig bleibende Geschichtswerk, das in seiner Art immer einen bedeutenden Rang bewahren wird, ist seine „Histoire des Girondins", die freilich der strenge Geschichtschreiber als solcher weit weniger anerkennen wird als der Aesthetiker und Literaturfreund, welcher sich dem hinreißenden Eindrucke des glänzenden und großsinnigen Werks hingeben darf, wo jener seine unerfüllten geschichtlichen Forderungen entgegenhalten muß. Im dichterisch angehauchten Memoirenstil abgefaßt und in Memoirenart angelegt, ist die „Histoire des Girondins" ein in seiner Art kaum mehr erreichtes Porträtzeichnen der Geschichte mit ihrer Moral als Resultat; ein psychologisch-philosophisches Beschauen, das nach den Ideen der Geschichtsphasen und ihrer Träger greift und die Zeitperioden herausstellt, nicht eben mit unbestreitbarer Sicherheit, doch glänzend stets und sinnreich, das Gefühl erfassend und das Denken herausfordernd. Leuchtende Kernpunkte sind die als Porträts in überraschender Vollkommenheit aufgebauten Charakter- und Situationsbilder, die auf einem durchdringenden innerlichen Schauen ruhen und vom Dichter entworfen sind; seine Einblicke gestalten sich, man möchte sagen unwillkürlich, zu Seelengemälden mit einem Anstrich des Tiefsinnigen, Feierlichen, fast Prophetischen; aus den feinen und bezeichnenden Zügen einer sinnreichen Beobachtung und malerisch prächtigen Schilderungsgewalt entsprossen, geben sie sich als Schöpfungen, die gleichsam aus der Physiognomie der Geister inspirirt zusammengegossen den Eindruck einheitlicher und bedeutungsschwerer Organismen machen, deren Wahrheit freilich, auf diesem delicaten Felde zehnfach schwer zu erfassen, immer auf der Spitze des Nagels steht. Ihnen sind auch die mit besonderm Gewicht eingestreuten Reden dienstbar. So legt denn diese Art der Geschichtschreibung mehr Durchforschung der Annalen des Herzens offen als der Archive, und diese verdeckt sich unter der luxuriös eingekleideten Seelenkunde der Individuen und Schicksalslagen. Daran knüpft ein gemäldeartiges Ausmalen auch der äußern Erscheinungen, der Personen, Thaten und Lagen, erinnernd an den englischen Roman, von dem die Weise herdatirt. Bezeichnend sind für diese Art Geschichtschreibung nachfolgende Grundzüge: ein poetisch blühendes Erfassen und ans Herz sprechendes Darstellen; Allgemeinheit des nach Eindrücken und Erscheinungen bestimmten und vom Gefühl regierten Urtheils; eine Wärme für alles Bedeutende, die zur hochherzigen Begeisterung werden und in der Darstellung bis zum Tragischen gehen kann (siehe das berühmte Ende der Gironde!); ein gleichsam kunstbegeistertes Umfassen der entscheidenden Momente; reiche und glänzende Phantasie, gewichtig als combinirende Kraft. Die hingerissene, weit ausgreifende Schreibweise fesselt wie an einen bedeutungsschweren, sinntiefen und schicksalsgewaltigen Roman aus der Geschichte, der Cultur und dem Geschick der neuern Zeiten. Die Parallelen sind groß und weit, die Bilder glänzend und bewältigend. Der Eindringlichkeit vereint sich die Ueberschaulichkeit eines in dramatisirten Scenerien fortschreitenden Entfaltens. Der Sinn ist wie immer hoch und rein; aber politisch wenig kühn, kommt auch der Revolutionär in ihm nicht über eine Art doctrinärer Staatsweisheit hinaus.

Heinrich Leo wird mit Recht heruntergekanzelt, soweit es sich um seinen Mangel an Verständniß für die Neuzeit, um seine kritiklosen Sympathien und Antipathien, um den oft pöbelhaften Ausdruck seiner vom Haß dictirten Polemik handelt. Der Sinn für eigentliche Erzäh-

lung der Thatsachen wird ihm abgesprochen, hierfür fehle es ihm an Ueberblick und Combination; dagegen werden seine großen culturgeschichtlichen Entfaltungen gerühmt, sein nach dem innern Kern der Erscheinungen forschender Blick, der etwas psychologisch Tiefgehendes hat, seine geschichtsphilosophischen Combinationen, niedergelegt in einer Sprache, die poetisch berührt, ohne darum weniger historisch zu sein, sein aus dem Großen arbeitender und durchdringender Geist:

Leo ist eine gewaltsame Natur mit entschieden mittelalterlich katholisirenden Hängen und den Schlagwörtern der convertirten Romantiker, eine hohe Naturkraft und lebendige Phantasie, der er aber mit Leidenschaft die Zügel schießen läßt. Was ihm bei allen verkehrten Neigungen immer eine gewisse Anziehung wahrt, das ist die unzerstörbar naturwüchsige, die That schätzende Kraft, die ihn allem abgeblaßten Doctrinarismus fernhält.

Dahlmann erscheint uns von Honegger richtiger gewürdigt als von seinen Apologeten. „Er macht überhaupt eher den Eindruck eines politisch-diplomatischen Kopfes von etwas steifjuristischer Schulung, als den des Geschichtschreibers; Thaten und Lehren der Politik, die geordnete Darlegung der Triebräder und Gewalten eines Staats, anschaulich und fein auseinandergewickelte Verfassungsbilder sind seine natürliche Stärke." Ebenso treffend ist das Urtheil über Ranke, dessen Stil eine gehaltvoll fesselnde Pracht zugeschrieben, dessen Sprache die echt historische genannt wird, die manches von Sculptur und Architektonik an sich hat:

Leopold Ranke liefert uns überwiegend Scenerie, Personal- und Völkercharakteristiken; er schaut mehr das ruhende Sein, das Zuständliche, an dem die Thatsachen ablaufen, darin wie sonst in manchen Zügen der directe Gegensatz zu Schlosser, dem Geschichtschreiber der ausgesprochenen That. Es ist in ihm psychologisch reflectirende und abstrahirende Manier, elegant, immer glänzend und stets geistreich; tief durchdachte Combination, um- und einsichtig, abwägend, diplomatisch fein und doch, weil vor jeder kühnern Selbständigkeit der Ansicht zurückschreckend, den Kernpunkt der Dinge selten treffend. ...

Die ängstlich angestrebte Haltung dieses Geschichtschreibers ist die rein objective, die sich in ihrem kühlen Verhalten zu den Dingen oft zu weit, bis zum urtheilslosen Indifferentismus verliert. Die Thaten und Zustände sprechen; vor ihnen treten der Schriftsteller und seine Reflexion ganz zurück. Nur selten stellen einige scharfe Striche an den Wendepunkten kurz und eingreifend ein allgemein geistiges Princip hin, dessen Wogungen gerade in den jeweiligen Zeitereignissen mit Macht auftauchen. Die Kritik ist ziemlich offen, aber nicht frei genug, zu gebunden, zurücktretend, oft schwankend, gleichsam aus Scheu oder abgezogenem Gleichmuth. Die Ideen treiben ihn; er wagt nicht mit ihrem vollen Zuge zu segeln, er lavirt. Manche der von ihm berührten Fragen behandelt die jetzige Wissenschaft viel kühner, frei von jenem schwankenden Zagen. Das bis ins Urtheilslose gehende Abwägen, Hin- und Herwenden tritt namentlich bei Darstellung der Dogmen und bewegenden Ideen sowie in Entwickelung der handelnden Charaktere heraus. Ranke ist delicat, furchtsam, und trotz alles objectiven Strebens ist es nichts anderes als seine Subjectivität, die sich in jener Unentschiedenheit ausspricht. Man möchte sagen: Ranke ist der einzige deutsche Historiker, der ein lebendiges Bewußtsein hat von künstlerischer Geschichtschreibung; wenn vollendet, sind seine Werke aus vollkommen reinem und hellem Schönheitsgefühl entsprungene Kunstproductionen; er ist nach dieser Seite der deutsche Augustin Thierry. Natürlich, daß er hierbei auch die Vorstudien machen mußte, welche jene Pracht der scharfen Abrundung und eleganten Schönheit erst durchblicken lassen.

Was die nun folgenden Abschnitte über Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft, Philosophie, Theologie, Jurisprudenz betrifft, so geht die Darstellung, obwol sie einzelne Lichtpunkte besitzt, wol doch für die Culturgeschichte zu sehr ins Detail; das Gedächtniß wird mit Namen überfrachtet, welche für die Geschichte der einzelnen Fachwissenschaften von Werth und Interesse sind, während für die allgemeinen Richtungen des Culturlebens wol die Charakteristik der einzelnen tonangebenden Vertreter genügte. Durch die oft encyklopädische Ausführung erhält die Darstellung etwas Unruhiges, Zersplittertes; die Aufmerksamkeit wird den diis minorum und minimarum gentium zugewendet, deren Medaillonbilder zu sehr aus dem Arabeskenrahmen in das Bild selbst hereintreten.

Die Abschnitte „Theater und Musik" und „Bildende Kunst" enthalten einige wohlgetroffen, wenn auch nur skizzirte Charakterköpfe; auch hier erscheint die Liberalität gegen Größen zweiten Ranges zu groß. Dann aber muß die Gerechtigkeitsliebe auf manche Lücken hinweisen: Schauspieler wie Rott in Berlin, der Träger der Raupach'schen Kaiserdramen, wie Baison in Hamburg, verdienten ebenso Berücksichtigung wie Grunert, Löwe, Genast. In dem Abschnitte über bildende Kunst ist die französische Malerei mit Liebe ausgeführt, von deutschen Malern besonders Kaulbach hervorgehoben, aber doch nicht eingehend genug in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt.

Der vierte Band des Werks von Honegger ist jedenfalls der trefflichste; er ist ausschließlich der Literatur gewidmet und enthält Charakteristiken des französischen Romans und der ihm analogen Producte in Drama und Lyrik, des Jungen Deutschland und der deutschen Romanliteratur, des englischen Romans, des deutschen Dramas, der Lyrik, der belletristischen Schriftsteller zweiten Ranges und der Nationalliteraturen. In diesen Abschnitten handelt es sich nicht um vage philosophische Schablonen, nicht um die beliebte Zeichnung eines abstracten Netzes von Gedanken und Richtungen, in welchem die Talente nur für die Punktirung der rechts und links gezogenen Linien dienen, sondern um lebensvolle Porträts, die mit markigem Pinselstrich ausgeführt sind, und wenn das Urtheil auch über die Bevorzugung dieses oder jenes Dichters, wie dies bei zeitgenössischer Kritik unvermeidlich ist, auseinandergehen mag, so wird die Unbefangenheit und Wärme der Darstellung gewiß allgemeine Anerkennung finden.

Die Epoche von 1830—48, welche Honegger schildert, erscheint ihm durch außerordentliche Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Eine allgemeine Zeitneigung kam dieser Production anerkennend und anfeuernd entgegen; eine ganze Generation legte ihr Denken und Wollen in ihr nieder. Vorzugsweise sind es die deutsche und französische Literatur, welche in der Massenhaftigkeit des Producirens, und auch was Gewicht und Gehalt des zurückbleibenden Kerns betrifft, Schritt halten. Von den Gattungen beherrscht eine einzige dies Literaturgebiet: der Roman in allen seinen Erscheinungsformen, von den ungeheuerlichen, künstlich aufgeschichteten und ins Endlose ausgesponnenen Constructionen der Franzosen und Deutschen bis herab aufs einfach schlichte Genrebildchen.

Die Charakteristik des französischen Romans ist vortrefflich, sowol was seine Grundzüge als auch was seine Hauptträger betrifft. Sehr dürftig und dürr erscheint

dagegen, was Julian Schmidt und Kreyßig über denselben geschrieben haben. Honegger sagt:

Der französische Roman ist wie selten eine Literaturerscheinung ein Ganzes geworden, der Ausdruck der gesammten Weltanschauung einer Epoche und Generation. Die Wesenheit fast aller dieser Schriftsteller geht fast durchweg in den scharf ausgeprägten Grundzügen der ganzen Klasse auf, und die stark ausgesprochenen persönlichen sind bei weitem seltener zu finden. Das innerste Wesen dieser mächtigen Production liegt in ihrer Psychologie, und diese ist unheimlich-wunderlich. Ihre Hauptgestalten sind unerklärliche Wesen, halb Mensch, halb Dämon, halb Gott, halb Teufel, wie von einem erdrückenden Fatalismus regiert. Diese quälenden Phantasien, die einem langsamen, furchtbaren, geheimnißvollen Absterben gleichsam mit der Lupe nachgehen und mit grausamer Lust darin wühlen, verletzen und schneiden ins Herz. Sie zaubern bis in die Welt des Irrsinns und der zerstörenden Wunderkräfte hinein, die uns wehe macht und doch unerbittlich packt.

Mit genauer Kenntniß führt uns Honegger einige Hauptgestalten der französischen Romane aus jener Epoche vor: die blasirten Helden Eugène Sue's, einen Baudrey und de Szaffie und ähnliche geheimnißvolle und dämonische Naturen, welche gleich fatalistischen Gewalten handeln; die Mylady und den Grafen von Monte Christo von Dumas; die Lelia und andere Helden und Heldinnen der George Sand; den Père Goriot von Balzac; die bizarren grauenhaften Gestalten Victor Hugo's. Einen üppigen Aufwand der gewaltsamsten Seelenbewegungen verschwenden die Autoren an alle diese Gestalten; dabei bewähren sie in den labyrinthischen Seelengängen eine ungewöhnliche Tiefe des Blicks; viele Romane, besonders die von Balzac, sind durchaus psychologisch. Neben überspannten Greuelgestalten treten ebenso schattenhaft maßlose Lichtgestalten auf. Eine exclusive, das Leben verzehrende Leidenschaft beherrscht die meisten dieser Charaktere. Neben die Psychologie tritt die zumeist trübe und bittere Lebensanschauung der Gegenwart und der Gesellschaft, wozu die pariser Sitten- und Unsittengeschichte in ihrer Nacktheit und Verdorbenheit das hauptsächlichste Material bot. Das Verbrechen ist meistens die allgemeine Norm; das Laster siegend und die Tugend erdrückt darzustellen, eine Manie, von der besonders Eugène Sue ergriffen ist. Sociale Stichwörter, Organisation der Arbeit und Emancipation der Frauen, spielen ebenfalls eine große Rolle; die socialistischen Träumereien, namentlich Eugène Sue's, treten oft in pretiöser Weise auf. Der Verfasser fährt fort:

Die Mehrzahl dieser Romane bewegen sich vom ersten Schritt an oder verfallen doch im Verlauf in jene finstern Suppositionen, die in eine Atmosphäre schwüler Dünste und brennender Phantasien versetzen; man wird in eine von Stickgas schwere Luft hineingezaubert, die das klare Bewußtsein nicht aufkommen läßt. Uebrigens werden die Züge in ihrer schon aus Tendenz einförmigen Gestaltung ermüdend, und oft geht über dem abstumpfenden Zuviel die Wirkung verloren. Der Grundzug dieser gesammten Literatur ist das Streben, in Spannung halten zu wollen, es sind gewaltsam nervenreizende Dosen. Daher springt man von einer erschütternden, natur- und wahrheitswidrigen Situation zur andern; die Unwahrscheinlichkeiten, mysteriösen Wege und überspannten Acte steigen im gleichen Verhältniß wie das Verbrechen.

Kunst und Geist sind vergeudet an diesen grauenerregenden Bauten; keine einzige Frage ist gelöst, am Schluß nichts abgeschlossen. Ton und Sprache nehmen in Enthüllung der Gemeinheiten der großen Welt, in Aufdeckung der geheimen Begierden und taumelnden Lüste, hüllenlos, hart ausgesprochen, etwas materialistisch Rauhes an, eine gewisse Effronterie, die auch aufs Weib übertragen wird. Der Gang dieser Romane ist oft ein wunderlicher, es sind kolossale Rohbauten, gewaltige Compositionen und Situationshäufungen oft auf schwacher Basis:

In allem, was er an Gedanken und Strebungen Großes hat, ist der französische Roman der geistige Ausfluß der beiden Revolutionen; was an ihm klein und blos für den Tag gemacht, das ist die Rückwirkung des verdorben halbliberalen bürgerköniglichen Regiments, und diese Seite überwiegt. Weniges wird bleiben, denn weniges hat innern Werth; der Rest hat nur die Bedeutung eines psychologischen Phänomens. Es ist eine schreckende Gewalt in diesen Secirern der Gesellschaft und der Seele, wenn sie das bemeisternde Talent der Sprache haben, wenn sie die innersten Fasern des öffentlichen und des stillen Geisteslebens vor den Augen der profanen Menge ausbreiten, die heiligsten Tiefen der Gedanken und Gefühle mit kalter Hand aufwühlen, den Egoismus zum Triebrade der Welt, das zufällige Ich zu ihrem Gotte machen, die frechsten Leidenschaften als berechtigte Gewalten hinstellen, das reine und wahre Gefühl im Taumel des Genusses und des Verlangens nach Gold ersticken, den Schmuz der verdorbenen Gesellschaft aufwühlen, alle Nacktheit des innersten Verderbens kalt enthüllen, die Mittel der lockenden Verführung und des verbrecherischen Glanzes mit der Ekstase der eigenen Erschütterung vor uns ausschütten und endlich der Gesellschaft die Worte ins Gesicht schleudern: Das bist du!

Die meisterhafte Schilderung des französischen Romans wird ergänzt durch die Porträts von Victor Hugo, George Sand, Musset, Balzac, Dumas, Sue, Soulié, Janin, Karr, Kock, Mérimée u. a. Namentlich ist die Würdigung Victor Hugo's, den zu unterschätzen gegenwärtig zum guten Ton in Deutschland gehört, eine sehr unparteiische, welche den Vorzügen einer großen und genialen Dichternatur vollkommen gerecht wird. Seine Romane, Gedichtsammlungen und Dramen werden genau analysirt. Von „Notre-Dame“ heißt es:

Die Krone dieser Richtung, alle bedeutenden Züge des Romancier in ihrer höchsten Ausbildung repräsentirend, ist „Notre-Dame de Paris“, dieses in Walter Scott's Weise, aber weit über ihn hinausschreitende kolossale Werk, ähnlich dem alten gewaltigen, halbgothischen Baudenkmal, von kühnstem Stil, geisterhaft mächtigem Interesse, erstaunlicher Studie; Charaktere, Lebensbilder, Situationen, Entwickelung und Katastrophe, alles mit dem Typus des Ungeheuern, Fremdartigen, Dämonisch-Finstern. Die Architektonik ist arabisch-gothische Riesenbaukunst, die Beleuchtung Fackelschein; die Züge thürmen sich übereinander, endlos, unruhvoll, nachtschwer, unheimlich. Noch trägt es zwei besondere Kennzeichen: die üppigste, geistig durchdrungene Fülle von sinnschweren architektonischen Studien; dann die eindringlichsten, springenden, in heftige Scenerien ausgelebten Gemälde der Sitten, Zustände und Thaten der Zeiten, in denen es sich bewegt. So wird der gestaltenschwere Roman zugleich vergeistigtes Kunst- und Culturbild.

Das zusammenfassende Urtheil über den Dichter lautet:

Victor Hugo ist der geborene Lyriker; die höchsten und reinsten Blüten seines Geistes, das, was an ihm ewig sein wird, hat er in seine Verse ausgegossen, sie stellen die wenigst getrübte Harmonie dar zwischen dem Talent und dem Charakter, dem Menschen und dem Künstler, dem Leben im Gemüth und dem in der Welt; sie sind das Duften seiner Seele. Danach folgt in ihm der Romanschriftsteller, der cyklopische Architekt; doch nehmen seine Bauten eben so riesige Dimensionen, daß die Ecken des unbehauenen Steins nur in der nächsten Nähe heraustreten, während der Blick mit bewunderndem Staunen an ihnen emporklettert. Die letzte Stufe nimmt der Dramatiker

ein: da und nur da ist die neuernde Kühnheit selber wieder zur Künstelei, das Langen ans Unmögliche zum unnatürlichen Zwange, die Präsentation zur Ostentation geworden; da und nur da mag man ihn angesteckt nennen von der hochmüthigen Effecthascherei eines verbildeten Zeitalters; da und nur da leidet der Künstler an einer zeitweisen Lostrennung vom ewig Wahren und Allgemeinen in der eigenen Natur.

Ebenso getroffen ist das Porträt der George Sand, welche ein Talent, ja Genie von außerordentlich nachhaltiger Kraft genannt wird; unerschöpflich gießt der Springquell ihres Herzens und ihrer Phantasie seine bezaubernden Schöpfungen aus:

Freies Verständniß der Leidenschaft in ihren anwachsenden Stufen, mächtige Phantasie, die eine Masse ineinandergreifender Personen und Scenen spielend beherrscht und zu wechselreich anziehenden Lebensbildern gestaltet, reine und wohllautende, glänzende und kräftige, sorgsam durchgebildete und doch individuell freie Sprache sind die natürlichen Träger eines Talents, an dem sich nicht zweifeln und nicht mäkeln läßt, wenn auch die philosophische Speculation und die sociale Träumerei, beide von mystischem Anflug, bisweilen allzu sehr den klaren Fluß ihrer poetischen Gestaltung durchbrechen und ihre Helden oft zu bloßen abstracten Gedankenwesen zugeschnitten haben, verkörperte Ideen, denen es denn auch an der Unmittelbarkeit des Lebens gebricht.

Alfred de Musset wird das Talent der Verzweiflung genannt; er entlockte einer nun rein und klar und seelenvoll, nun schillernd und trüb und rauh abklingenden Leier jene zauberreichen Töne, die etwas vom Gesang der Lorelei an sich zu haben scheinen. Vor allem geistreich ist Balzac geschildert mit seiner kolossalen Zersetzung, seiner psychologischen Symbolik, seiner bis ins Gespensterhafte verfolgten Poesie des Contrastes, springend, zerrissen, zum Bangen führend, voller Abgründe und verlassener Tiefen.

Etwas zurück steht in Honegger's Werk die Charakteristik der deutschen Literatur, namentlich fällt es auf, daß sich hier der Anachronismus fast in Permanenz erklärt, was nicht blos ein äußerlicher Fehler ist, sondern auf das Innere zurückfällt; denn die Nachbilder werden oft vor den Urbildern behandelt. Fürst Pückler-Muskau und Immermann z. B. waren Typen, welche vor dem Jungen Deutschland behandelt werden mußten, indem dies letztere sich mit ihnen wesentlich beschäftigte und der Fürst ein Vorbild der jungdeutschen Weltfahrer war; Grabbe muß unbedingt vor Hebbel behandelt werden, das verlangt nicht nur die Chronologie, sondern auch die genetische Entwickelung, Raupach vor Halm u. dgl. m. Die Umstellung wirkt ungünstig auf den innern Zusammenhang. Wenn als ein Hauptwerk des Jungen Deutschland Gutzkow's „Ritter vom Geiste" bezeichnet werden, so ist doch zu bemerken, daß dasselbe in eine spätere, eigentlich über den Rahmen des Werks hinausliegende Epoche fällt. Das Junge Deutschland als solches, als diese Vereinigung tendenziös pikanter Schriftsteller voll prickelnden Emancipationsdranges, gehört aber den dreißiger Jahren an. Was diese Schriftsteller in späterer Zeit geleistet haben, das wurzelt zwar auf dem Boden ihrer jugendlichen Sturm- und Drangperiode, kann aber derselben nicht mehr zugerechnet werden. Ueberhaupt scheint uns Honegger diese Autoren, namentlich Karl Gutzkow, zu unterschätzen und zu sehr gegen die Franzosen, die allerdings in vieler Hinsicht ihre Vorbilder waren, zurückzustellen. Die Gesammtcharakteristik des Jungen Deutschland enthält manches Zutreffende, aber die Beleuchtung, in welche diese literarische Schule gerückt wird, ist zu ungünstig; es wird ihr allerdings mit Recht das Fragmentarische, Zerfallende und Widersprechende, mit geringerm Recht die Uneinigkeit und Unabgeschlossenheit zum Vorwurf gemacht, die halben, unklaren, weder der Welt noch ihrer selbst bewußten Persönlichkeiten, die Lebensanschauungen, die es mit dem Ernst des Lebens sehr leicht nehmen, die Thatenarmuth der Helden, der auf einen gesucht geistreichen Ton gespannte Stil mit seinen springenden und barocken Eigenheiten. Gutzkow's glänzendes publicistisches Talent wird nach Verdienst gewürdigt, dagegen heißt es von ihm als Dramatiker:

Noch weniger Harmonie zeigt seine Dramatik, welche die verschiedensten Saiten und Töne angeschlagen hat. Darin aber stimmen alle seine Dramen zusammen, daß zu viel Zurüstung und Coulissenbewegung, Experimentiren und Probiren und Raffiniren an ihnen ist, ängstliches Berechnen des Effects, Haschen nach dramatischen Wirkungen, Zusammenraffen und Aufspeichern aller möglichen Materien, Situationen und Katastrophen, Zusammenspielen alles möglichen Apparats: lebende Bilder, Komödie in der Komödie. Es ist kein springender Funke, darum auch keine mögliche Totalwirkung; überall Zusammenhangslosigkeit. Das dramatische Kleid ist ihm oft weiter nichts als die zufällige Einkleidung der dialogisirten Gedankengänge.

Dies Urtheil ist ungerecht gegenüber Gutzkow's bessern Stücken, zu welchen Honegger übrigens den „Pugatschew" rechnet, den er eine der werthvollsten Arbeiten „von spannendem Interesse, lebensvoller Entwickelung, ernster Größe der Auffassung" nennt. Bei Heinrich Laube wird „leichte Eleganz, feiner Formsinn, heißes schwarz-roth-goldnes Leben, reiche Scenerie, keckes Formbewußtsein und drastische Gestaltenbildung" hervorgehoben, ebenso seine „natürliche Frische und Keckheit". Die Urtheile über die andern Schriftsteller dieser Richtung sowie über Immermann u. a., bieten wenig Neues. Wenn die Beurtheilung von Fanny Lewald mit den Worten beginnt: „Fanny Lewald entwickelt vielen und blendenden Esprit", so möchten wir dagegen Protest erheben. Was man Esprit nennt, das besitzt Fanny Lewald gar nicht; dazu ist sie zu ernst, zu gediegen. Auch ist dieser prickelnde Esprit nur ein zweifelhafter Vorzug. Sealsfield und Gerstäcker, Spindler und Wilibald Alexis, welcher sehr hoch gestellt wird, Auerbach und Jeremias Gotthelf, dessen „Verbauerung" Honegger nicht verschweigt, werden im ganzen treffend charakterisirt, ebenso das Kleeblatt, welches den englischen Roman dieser Epoche repräsentirt, Bulwer, Boz und Cooper. Von Bulwer heißt es mit Recht:

In der Vereinigung folgender hervorragender Eigenschaften: philosophische Durcharbeitung des Stoffs, Größe der Reflexion, Reinheit und Harmonie der Diction, Adel des Gedankens und Geist des Ausdrucks, Reichthum der Erfindung, Freiheit und Feinheit der Beobachtung, tiefe Wahrheit des psychologischen Blicks, vor allem aber Einheit und Großartigkeit der Compositionen, die als volle und runde Ganze ihren Stoff erschöpfen, kommt kein zweiter unter den englischen Romanschriftstellern ihm gleich. Wahr allerdings, daß die meisten dieser Eigenschaften mehr einen reflectirten und durchstudirten Grundzug als den der ursprünglich quellenden Eingebung haben, unrichtig aber, daß sie darum weniger ergreifen. Die einfache Wahrheit des realen Lebens darzustellen war ihm nicht so wohl gegeben.

Von den deutschen Dramatikern werden Hebbel, Grabbe, Halm, Raupach, Benedix und Bauernfeld porträtirt, von den Lyrikernmit besonderer Vorliebe Nikolaus Lenau und Freiligrath. Von Außerdeutschen treten in die Gruppe deutscher Lyrik Giusti und Tennyson mit ein. Reich an Inhalt und Namen ist der Abschnitt: „Die belletristischen Schriftsteller zweiten Ranges und die Nationalliteraturen", aber etwas kunterbunt gemischt, und in wenig systematischer Folge führen sich hier die Autoren uns vor. So folgt z. B. auf Georg Büchner Karl von Holtei, als „der Bedeutendste nach ihm". Beide Schriftsteller haben nicht die allergeringste Verwandtschaft und gehören den heterogensten Richtungen an; unter den Lyrikern folgen in bunter Reihe Strachwitz, Gaudy, Seidl, Vogl. Eine sehr vielseitige Kenntniß beweist die Darstellung der mehr entlegenen Nationalliteraturen.

Das Werk von Honegger ist in hohem Grade inhaltreich, und wenn wir auch mit der Anordnung und Gruppirung uns in vieler Hinsicht nicht einverstanden erklären konnten, so müssen wir doch die zahlreichen, höchst geistvollen Porträts, die es enthält, die scharfe und markige Charakteristik anerkennen und wiederholt hervorheben, daß die in dem Werke enthaltene Darstellung der neuern französischen Literatur bei weitem das Beste ist, was bisher von deutschen Autoren über dies Thema geschrieben wurde.

Rudolf Gottschall.

Aus Italien und Griechenland.

1. Italienische Blätter. Von Hermann Riegel. Hannover, Rümpler. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß dieses Werk eine schätzbare Bereicherung der Literatur über Leben und Kunst Italiens bietet und in einem bedeutsamen Gegensatz steht zu jenen Schilderungen italienischer Reisen, denen jedes Jahr ein neues Dutzend hinzufügt und die ebenso schnell geschrieben als vergessen werden. Hermann Riegel ist ernster Studien halber über die Alpen gegangen und, um Italiens Antheil an der Entwickelung der bildenden Künste im Mittelalter und in der Renaissancezeit zu verfolgen, auch andere Straßen gezogen als die größte Anzahl der Touristen, welche die Eisenbahn auf der Westseite der Apenninen benutzen, um möglichst schnell von Bologna über Florenz und Rom nach Neapel zu gelangen. Wohl übten auch die ewig neuen Reize der italienischen Natur, die Landschaftsbilder, welche Meer, Gebirge und Thäler vor seinen Augen entrollten, auf seine Seele den bannenden Zauber aus, der jeden umfängt, welcher von den Alpenrosen zu den Cypressen und Lorberbäumen hinabsteigt, und das warm pulsirende Leben des italienischen Volks fand in ihm verständnißvolle Theilnahme; doch suchte er nicht die Natur, sondern die Kunst, und aus dem Lärm der Straße flüchtete er in die stillen Hallen der Kirchen und in die weiten Säle der Kunstsammlungen, um zu erkennen, wie hoch in diesem altclassischen Lande die Cultur der Vergangenheit über der Gegenwart stehe. Riegel's „Italienische Blätter" sind eine Geschichte der italienischen Malerei in der zwanglosen Form eines Reisetagebuchs; obgleich die Form in dem größten Theile des Werks von jener eleganten Schönheit ist, die auch andere Bücher des Verfassers ziert, und die Darstellung sich ebenso weit von pedantischer Schulmeisterei und gelehrtem Citatenkram, wie von oberflächlichem und unbegründetem Urtheile fern hält, der Verfasser auch hin und wieder seine Blicke von den Heiligen in den Kirchen abwendet und erzählt, was er auf den Straßen und Märkten, in dem Eisenbahnwagen und Gasthofe gesehen, gehört und beobachtet hat — so wendet sich doch das Buch nicht sowol an die große Masse der sogenannten Gebildeten, sondern vorzüglich an jene, welche den Sinn für die Kunst mit dem Verständniß ihrer Geschichte zu vereinigen wissen.

Der Verfasser führt uns über den Langensee und Turin nach Genua, dessen Lage, Reichthum, Verkehr und Bauart auf ihn einen großen Eindruck gemacht haben:

> In den Palästen des alten Adels, wo heute noch die Bildnisse berühmter Ahnen von der Hand eines Rubens, eines van Dyck an derselben Stelle hängen wie vor zwei und einem halben Jahrhundert, empfängt man nicht nur eine Ahnung von der einstigen Blüte der mächtigen Republik, sondern man muß sich auch sagen, daß hier vielleicht die schwierigsten Aufgaben des Palastbaues mustergültig gelöst sind. Auf den ungünstigsten Baustellen, durch Straßen und Felsen beengt, sind jene marmornen Prachthäuser jedesmal der verschiedensten Oertlichkeit mit künstlerischer Sicherheit auf glanzvolle Weise angepaßt. Da ist denn von einem Schema keine Rede mehr, jeder dieser Paläste ist ein Original, und jeder, man darf es behaupten, ist sinnreich und schön, sodaß wir denn hier einen lebendigen und erfinderischen, baukünstlerischen Geist entfaltet sehen. Ich habe in keiner andern italienischen Stadt Paläste gesehen, die an Mannichfaltigkeit der Anlage, malerischer Gruppirung des Innern, Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit durchweg so hoch ständen wie die genuesischen. Ueberall, wo man durch die offenen Thore hineinblickt in einen dieser vielen Paläste, sieht man reiche und schöne Perspectiven von Säulenhallen, Höfen und Prachttreppen. Doch auch jene Behaglichkeit der innern Einrichtung ist nicht zu unterschätzen. Freilich sind manche dieser Besitzungen aus den Händen der alten Familien in das Eigenthum neu heraufgekommener Kaufleute übergegangen und dann zu Läden und Geschäftsräumen eingerichtet. Andere aber stehen in tadellosester Wohlerhaltenheit da, bewohnt und gepflegt von den Enkeln derer, die sie gründeten.

Bei Pavia liegt die herrliche Certosa, das Kloster der schweigsamen Söhne des heiligen Bruno, mit einer Kirche, welche, kurze Zeit nach dem mailänder Dom gegründet, die Geschichte der norditalienischen Baukunst von der Gothik bis zum Barockstil repräsentirt und eine fast überwältigende Fülle von bedeutenden Kunstwerken birgt. Der Verfasser widmet diesem Gebäude, welches Kloster und Museum zugleich zu sein scheint, das zweite Kapitel und führt uns im dritten nach Mailand und Bergamo. Das Abendmahl Leonardo's, die Werke des Luini in der Brera, die Vermählung der Maria von Rafael, der Dom — das waren die Schätze der Kunst, welche Riegel an eine Stadt fesselten, deren Lärm, Prunk und Rück-

ternheit im übrigen auf ihn abstoßend wirkten. Mantua verehrt er als Stadt des Giulio Romano, welcher dort im herzoglichen Palaste und im Palazzo del Te bedeutende Frescoarbeiten hinterlassen und in dem sogenannten trojanischen Saale sein Hauptwerk geschaffen hat:

Man weiß, daß Giulio Romano auf Cornelius, als dieser die Glyptothek entwarf, von erheblichem Einfluß war, allein ich war der Meinung gewesen, daß dieser Einfluß vornehmlich durch jene beiden unschätzbaren Entwürfe für den Palazzo del Te in der Villa Albani zu Rom vermittelt worden sei. Von überraschendem Interesse war es deshalb für mich, zu sehen, daß Cornelius auch die Sala di Troia genau gekannt, ja daß er mehrere Motive ohne weiteres dort entlehnt hat. Unter den letztern fiel mir Aias mit der Leiche des Patroklos und Paris, von der Venus beschützt, besonders auf; das Lächeln der Minerva bei der Verwundung der Venus in der Glyptothek hat seinen Ursprung in dem arglistigen Lächeln der Juno bei derselben Gelegenheit in der Sala di Troia. Aber was hat Cornelius aus diesen Motiven gemacht! Man sehe, vergleiche und urtheile. Daß hier von Plagiaten nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst; auch hat man in frühern Zeiten nie ein Hehl aus solchen Beziehungen gemacht, selbst wenn dieselben bis zu einer völligen Benutzung älterer Vorbilder gingen.

Verona und seine antiken Bauwerke sind oft beschrieben, und der Verfasser zieht schnell an dieser Stadt und an dem nicht minder schön gelegenen Vicenza vorüber, um länger in Padua verweilen zu können, der Stadt des heiligen Antonius, welcher dort der Heilige schlechthin, il Santo, heißt. Padua hat zugleich den Ruhm, die Wiege der italienischen Malerei zu sein und in engem Bezirke die Kunstentwickelung von 150 Jahren zu veranschaulichen, von jenem entscheidenden Zeitraum, wo die Kunst vom Conventionellen zur Natur und Seele zurückkehrte und dann von der Antike Stil erwarb. Giotto's Fresken der Madonna dell' Arena (1304—6), jene wunderbar einfachen und naiven und doch so künstlerisch componirten Darstellungen aus der biblischen Geschichte, in denen der Maler „wol die Gesetze des classischen Stils vollkommen geahnt hat, aber zu schüchtern gewesen, zu ihren Gunsten von der unmittelbaren Wahrheit des Lebens abzugehen", die Fresken des Jacopo d'Aranzo und Aldighieri da Zerio in der Capella S.-Giorgio (1377), jene im Baptisterium des Doms, sodann die Wandgemälde des Andrea Mantegna in der Augustinerkirche (1453—59) sind zu wichtige Denkmale der norditalienischen Malerei vor und während der Renaissancezeit, als daß sie nicht das eingehendste Interesse des Verfassers erweckt haben sollten.

Padua und Venedig sind räumlich durch eine Entfernung von nur wenigen Meilen geschieden und ihre Kunstepochen liegen um fast anderthalb Jahrhunderte auseinander; dort noch Anfang, hier Vollendung; dort noch die Herrschaft typischer Formen, hier die Freiheit der Individualität in den Schranken der Schönheitsgesetze; dort Mittelalter, hier Neuzeit:

Die Pracht und Eigenthümlichkeit der venetianischen Malerei ist aus den natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen der Oertlichkeit hervorgewachsen. Landschaft und Staatsordnung haben in gleicher Stärke, wenn auch von verschiedenen Seiten dazu beigetragen, der Kunst in der Lagunenrepublik ihren Charakter zu geben. Und wenn die Staatsordnung auch dahingesunken ist, so ist die Natur dieselbe geblieben und so haben wir doch Kenntniß der Geschichte Venedigs behalten. In Venedig tritt einem zum ersten male, wenn man aus Deutschland kommt, die Erscheinung entgegen, daß die Kunst in ganz hervorragender Weise öffentlich ist. Aber diese Oeffentlichkeit trägt den Stempel venetianischer Staatsordnung, sie ist aristokratisch. Möglichste Gleichheit des Adels unter sich, aber als herrschender Stand streng geschieden von den Unterthanen. Es läßt sich nicht sagen, daß im eigentlichsten architektonischen Sinne trotz des vielfach höchst vollendeten Ornaments und der oft sehr glücklichen Gruppirung der Massen, die Bauwerke Venedigs groß seien, vielmehr liegt ihr vornehmlicher Reiz in ihrer malerischen Wirkung. Diese wird durch die Lage an den Plätzen, Ufern und Kanälen erstaunlich gefördert, da sich auf solche Weise leicht und überall reiche und schnell wechselnde Perspectiven bilden. Dazu das Licht mit seinen stets neuen Stimmungen, die in den engen Gassen und Kanälen, wie durch das viele Wasser begünstigt, sich in unglaublicher Mannichfaltigkeit entwickeln.

Bologna vertritt die Malerei der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; in dieser Stadt, welche so entzückend schön auf der Grenze zwischen Ebene und Gebirge liegt, hatte Caracci eine Akademie gegründet, welche, einem methodischen Eklekticismus huldigend, wie ein Sonett des Agostino sagt, „von der römischen Schule die Zeichnung, von Venedig die Schattengebung, von der Lombardei die Färbung, von Michel Angelo die Kühnheit, von Tizian die Naturwahrheit, von Correggio den reinen und hohen Stil und von Rafael die Anordnung gelernt" und dem katholisch-kirchlichen Elemente mehr Raum gegeben hat als die Meister der Renaissanceperiode. Die Krone aller Kunstwerke in Bologna bleibt aber Rafael's heilige Cäcilia; ihr widmet Riegel eine eingehende Besprechung, welche sich besonders mit den vier Nebenfiguren des Bildes beschäftigt und den Meister vor den tadelnden Urtheilen neuerer Kunsthistoriker in Schutz zu nehmen bestrebt ist.

Um ein Jahrtausend zurück führt uns ein Gang durch die Straßen Ravennas; aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts stammt die Taufkirche, die Kapelle des erzbischöflichen Palastes, die Kirche S.-Giovanni Evangelista und jenes unscheinbare Häuschen in einem einsamen Winkel der Stadt, welches, als Grabkirche S.-Nazario e Celso benannt, die Gebeine der Kaiserin Galla Placidia umschließt. Die Zeit des Theodorich bezeichnet die Einwirkung des Gothenthums und des Arianismus auf Ravennas Baukunst. Von den sechs großen arianischen Kirchen sind nur noch zwei vorhanden und in der schönsten, der Hofkirche, jetzt S.-Apollinare Nuova, jene 24 herrlichen Säulen aus grauem griechischen Marmor, welche Theodorich in Byzanz hat fertigen lassen und die bezeugen, wie lange die unmittelbare griechische Kunsttradition im Orient sich lebendig erhielt:

So hatte Theodorich für seine Religion und für den Glanz seines königlichen Hauses gesorgt; aber auch sein eigenes Grabmal errichtete er sich noch zu seinen Lebzeiten. Vor den Thoren von Ravenna, gegenüber der nordöstlichen Ecke der Stadt liegt das Heldengrab, und wenn heute der wißbegierige Fremdling auf den eisernen Schienen in Ravenna einfährt, ist der erste Gruß, den ihm dieser merkwürdige Ort entgegenbringt, der Anblick von Theodorich's Grab; denn hart zwischen der Stadtmauer und dem Grabmale läuft die Eisenbahn hindurch. Auf einem breiten Rasenwege, der von Pappeln und Akazien eingefaßt ist, nähert man sich ihm und erblickt, in schöner Perspective sich darstellend, das würdige Denkmal, das voll und feierlich daliegt, groß im Geiste gedacht und gewaltig kühn in der Arbeit. Zwar hat seine alte Herrlichkeit gelitten. Das untere Stockwerk des zehneckigen Baues steckt jetzt im Wasser, dem obern sind die architektonischen und bildnerischen Zierrathen ge-

raubt, das Innere alles Inhalts und Schmucks entkleidet. Zwei schmale Flügeltreppen führen seit dem Jahre 1780 auf den Umgang des obern Stockwerks, das man dem römischen Cultus unter dem Namen Sta.-Maria della Rotonda geweiht hat. Der Charakter dieses in der Kunstgeschichte einzigen Denkmals ist der einer Aneignung künstlerischer Gedanken aus der Glanzzeit des römischen Cäsarenthums durch den selbständigen deutschen Geist. Die große Seele des Theodorich mußte zu Rom die Mausoleen des Augustus, des Hadrian und die unzähligen Grabmäler der Appischen Straße bewundern und sich zugleich auch der alten Gewohnheit des eigenen Volks lebendig erinnern. Römische Cultur, Bildung und Kunst schätzte und schützte der Gothe; aber er wollte vor allem auch seine Kraft und Gesundheit sich bewahren. Und dieser Zug des Gothenthums, der in so vielen Verordnungen und Handlungen Theodorich's und seines Volks beglaubigt wird, hat einen entsprechenden künstlerischen Ausdruck in diesem Grabmale gefunden.

Eine erwünschte Erholung von den kunsthistorischen Studien, zu welchen Ravenna angeregt hatte, bot der mehrtägige Aufenthalt in Urbino, einer italienischen Kleinstadt, der Rafael und Bramante Unsterblichkeit verliehen haben. An dem Geiste aber, welcher aus deren Werken spricht, ist Urbino unschuldig, und der Verfasser begrüßte freudig die Wogen des Meers, als er die hohe Apenninenstadt verlassen hatte, um in weitem nördlichen Bogen seine Reise nach Lucca fortzusetzen. Hier und später in Pisa und Florenz ergriff den Verfasser „in vollem Maße das Gefühl, nun auch ganz im alten echten Italien zu sein, wo die herrliche Natur, üppigste Fruchtbarkeit, hohes denkwürdiges Alter und große Denkmäler der Kunst sich vereinigen zu jenem köstlichen Ganzen, nach dem unsere Sehnsucht steht und das in Rom seinen erhabensten Ausdruck findet". Lucca besitzt die Meisterwerke des Fra Bartolommeo, Pisa die kühnen und großartigen Schöpfungen des Niccolo Pisano an der nordwestlichen Ecke der Stadt, wo der schiefe Thurm, der Prachtbau des Doms und die herrliche Taufkirche ein architektonisches Bild zeigen, das in seiner Monumentalität und Schönheit, seiner geschichtlichen Denkwürdigkeit und kunstgeschichtlichen Bedeutung seinesgleichen nicht hat. In der Entwickelung der toscanischen Kunst steht Pisa zeitlich vor Florenz: dort herrscht das Mittelalter in Baukunst und Malerei, in der Architektur der Kirchen wie in den Wandgemälden des Campo Santo; in Florenz weht der Geist der Renaissancezeit. Der Verfasser schildert in geistreicher Weise, wie letztere Stadt auf der Höhe ihrer Macht und Blüte das vollkommenste Bild der innersten Vereinigung kirchlichen und bürgerlichen Lebens darbietet; er bleibt mit Vorliebe bei den Monumenten der ältesten Zeit florentinischer Kunstentwickelung stehen und bespricht eingehend einzelne Bilder, welche sich in den überreichen Sammlungen der toscanischen Hauptstadt finden, zumeist nach ihrer historischen Bedeutung, ohne es zu versuchen, die überwältigende Fülle von Kunstwerken in kunstgeschichtliche Kategorien zu bringen. Der Grabkirche der Medici und Michel Angelo ist ein besonderes Kapitel gewidmet. In Betreff der vielbesprochenen und oft getadelten Grabdenkmäler des großen Bildhauers stellt sich Riegel auf einen durchaus historischen Standpunkt, indem er sie aus dem eigensten Wesen der Individualität des Meisters erklärt und in Schutz nimmt, dabei aber auch zugesteht, daß Werke, die innerlich nicht auf allgemeinen Gesetzen beruhen, auch nicht Vorbilder von allgemeiner Gültigkeit sein können.

Zur Reise vom Arno zum Tiber wählte der Verfasser den Weg durch Umbrien, der über Arezzo und Cortona, dann am Trasimenischen See vorbei zunächst nach Perugia und über Foligno und Terni nach Rom führt. Mehr als in den frühern Abschnitten läßt der Verfasser in demjenigen, welcher von der Ewigen Stadt handelt, die Einzelheiten der Künste aus den Augen, um vom Gesammteindruck zu sprechen, von der malerischen Wirkung des Anblicks der antiken Ruinen, von der Verständnißlosigkeit der römischen Bevölkerung in Betreff der Aesthetik und Geschichte, von dem Verfall der Kunst, der sich in fast allen Werken der neuern Meister Roms, insbesondere aber in jenen zeigt, welche kirchlichen Zwecken dienen, und von der Stille eines geistigen Todes, die noch im Jahre 1867 über der jetzigen Hauptstadt Italiens lag. An den Vesuv führt uns das Schlußkapitel des Buchs, nach Neapel und Pompeji.

In jedem Abschnitte des Werks zeigt sich der Verfasser als gründlicher Kunsthistoriker, als besonnener, selbständiger Kritiker, als feinfühlender Beobachter und gewandter Darsteller; er hat uns in seinen „Italienischen Blättern" ein Werk gegeben, das die Wissenschaft nicht unbeachtet lassen kann und das den Kunstfreunden, welche Italien bereisen, ein ebenso angenehmer als belehrender Reisebegleiter sein wird.

2. Kunst und Leben. Reisebriefe aus Griechenland, dem Orient und Italien. Von Karl Friederichs. Düsseldorf, Buddeus. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der verstorbene Professor Friederichs hatte im Jahre 1869 im Auftrage des königlichen Museums zu Berlin eine Reise nach Cypern zum Ankauf von Alterthümern unternommen. Die Briefe, welche er von den wichtigsten Stationen dieser Reise an seine Gattin gerichtet hat, liegen in diesem Buche gesammelt vor und zwar in voller Integrität, nur mit Auslassung dessen, was allein dem Hause und der Familie angehört. Pesth und die Reise nach Konstantinopel schildern die beiden ersten Briefe. Dem Archäologen, welcher auf der Eisenbahn die weiten Puszten Ungarns durchfliegt und auf dem Dampfboot die Donau abwärts fährt, wird wenig Bemerkenswerthes erscheinen außer den Heuschobern, mit denen das walachische Land wie übersäet erscheint und die schon auf der Trajanssäule abgebildet, gewöhnlich aber als dacische Hütten angesehen worden sind. Der Aufenthalt in Konstantinopel war von kurzer Dauer und wurde nur zum Studium des Volkslebens benutzt; in Cypern bot sich mehr Gelegenheit zu archäologischen Studien, besonders in dem Gräberfelde von Dali, dem alten Idalion, welches eine Hauptstätte des Venus-Cultus gewesen, und in Altpaphos. Nachdem Friederichs auf Cypern den Zweck seiner Reise erfüllt und die Antiken für das berliner Museum erworben hat, über die an anderer Stelle Bericht erstattet ist, reist er, einer Einladung des Vicekönigs von Aegypten folgend, über Jerusalem nach Suez, um den Einweihungsfeierlichkeiten am Kanal beizuwohnen, von da nach Aegypten. Der Nil wird bis Assuan befahren und in Kairo das Weihnachtsfest gefeiert. Nicht ohne Werth ist folgen-

des kunsthistorische Urtheil über die Moscheen der ägyptischen Hauptstadt:

Die Moscheen Kairos sind sehr verschieden von denen Konstantinopels, sie sind nicht, wie letztere, Nachahmungen altchristlicher Bauten oder vielmehr eines altchristlichen Baues, nämlich der Sophienkirche, sondern ganz eigenartig. Das Ganze ist nämlich ein offener, säulenumstellter Hof, in dessen Mitte der Brunnen steht, an dem die Waschungen vorgenommen werden. Die Zahl der Säulenreihen scheint nicht an allen Seiten des Hofs dieselbe zu sein, sondern die Hauptseite, die dem Eingange gegenüberliegt, ist durch reichere Säulenstellungen ausgezeichnet. In der ältesten Moschee Kairos, die in Altkairo liegt und noch im 7. Jahrhundert oder bald nachher gebaut sein soll, hat die Hauptseite, wenn ich nicht irre, sieben Säulenreihen hintereinander, sodaß man sich ähnlich wie in Karnak in einen wahren Säulenwald versetzt glaubt, denn die Dimensionen des Ganzen sind auch so kolossal wie dort. In der Mitte des Säulenwaldes ist die hölzerne Kanzel, schön geschnitzt und mit eingelegter Arbeit, und daneben die Nische, welche die Richtung nach Mekka anzeigt. Dies ist der Typus aller ältern Moscheen Kairos, ganz übereinstimmend mit dem Plane der Kaaba zu Mekka; woher er stammt, ist mir noch nicht klar, aber ich kann mir nicht helfen, wenn ich an die säulenumstellten Höfe der ägytischen Tempel als das Vorbild der arabischen Architektur denke. Denn sicher hat ein Einfluß der ägyptischen Architektur auf die arabische stattgefunden, wie man am deutlichsten aus der Geschichte des Spitzbogens sieht. Die Araber sind die ersten, die den Spitzbogen in die moderne Architektur eingeführt, und gerade Kairo weist die ältesten Beispiele auf.

Am schwungvollsten werden jene Briefe, welche von Athen erzählen, von der Akropolis und den Tempelruinen der Stadt, von den antiken Kirchhöfen und der ewigen Pracht der Natur. Durch alle Begeisterung für das Alterthum und seine Kunst bricht aber des Verfassers tiefes christliches Gefühl; der Gedanke an Paulus, welcher drüben auf dem Areopag gepredigt, wird nicht durch die Erinnerung an die Zeiten des Perikles und Phidias verdrängt. Ueber Korinth, Mycen und Nauplia führte der Rückweg nach Korfu und Neapel. Von hier wurde ein Abstecher nach Sardinien gemacht um der phönizischen Gräber willen, Palermo, Syrakus und Messina besucht und dann die Rückreise über Neapel, Rom, Südfrankreich, Paris und London fortgesetzt. Acht Monate ist Friederichs unterwegs gewesen, und die bedeutendsten Orte Südeuropas haben sich seinen Blicken gezeigt; der Wissenschaft würde diese ausgedehnte Reise sicher noch größern Vortheil gebracht haben, wenn dem berliner Archäologen länger an den einzelnen Hauptstätten der Kunst zu verweilen vergönnt gewesen wäre und wenn ihn nicht so bald nach seiner Heimkehr der Tod ereilt hätte. Denen, welche dem trefflichen Gelehrten im Leben nahe gestanden, und allen, die gewöhnt sind, an den Werken eines Gelehrten auch ein persönliches Interesse zu nehmen, wird die vorliegende Briefsammlung von Werth sein. Friederichs hat sicher nie daran gedacht, daß diese Briefe, welche er einst in fernen Landen in jener erregten Stimmung, welche der Anblick großartiger Kunstwerke in ihrem eigenen Vaterlande und inmitten einer fremdartigen und großartig schönen Natur, verbunden mit der gemüthvollen Erinnerung an die Familie, die Freunde und die Heimat, erzeugt, an seine Frau geschrieben und in denen er fast nur die unmittelbaren Eindrücke schildert, selten von gelehrten Reflexionen berichtet, daß diese Familienbriefe einst zur Erinnerung an den dahingeschiedenen Verfasser veröffentlicht werden könnten; er würde sonst mancherlei geändert, gefeilt, verbessert oder gekürzt haben. Wir aber dürfen deshalb nicht von ihnen einen wissenschaftlichen Charakter fordern, sondern ihren Werth bestimmen nach dem, was sie ursprünglich gewesen; dann tritt aus ihnen eine scharfmarkirte Persönlichkeit hervor, welche dem frischen Leben der Gegenwart ein gleiches Interesse wie der Kunst der Vergangenheit zuwandte.

3. Im Sabinergebirge. Briefe aus Gennazzano von Wilhelm Bergsöe. Aus dem Dänischen von A. W. Peters. Zwei Theile. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Was ein dänischer Maler in dem hoch im Sabinergebirge gelegenen Städtchen Gennazzano gesehen und erlebt hat, erzählt dies Buch in Briefen, die launig und spannend gehalten sind, wenn auch ihre Form nicht immer zum Inhalt passen will. Der Verfasser besitzt unleugbares Geschick für humoristische Darstellung, er weiß die Charaktere scharf aufzufassen und ihr Bild mit wenigen Strichen zu zeichnen, und seine Schilderungen des Volkslebens haben ein gewisses culturhistorisches Verdienst, da sie aus jenen Tagen stammen, in denen der Kirchenstaat noch dem Papste unterthan war und seine Bevölkerung doch wußte oder wenigstens fühlte, daß die Tage dieser Herrschaft gezählt wären. Bergsöe macht kein Hehl aus seinem Hasse gegen katholisches Pfaffenthum und hält es für angebracht, in der Vorrede zu versichern, daß seine Darstellung des Einflusses der Priesterherrschaft auf das Volk auf Thatsachen beruhe:

Dieses hervorzuheben schien mir Pflicht, da man in unserm protestantischen Norden schwerlich glaubt, daß die geistlichen Dunkelmänner in Wirklichkeit so craß sind wie ich sie schildere. Ich betone deshalb den klerikalen Obscurantismus, und zwar um so stärker und ernster, als man gegenwärtig sich bestrebt, bei uns zu Lande (d. i. in Dänemark) Propaganda zu machen und Familien, welche durch Stellung und Namen die letzten sein sollten, im Vordertreffen einer Lehre huldigen, die seit Jahrhunderten sich selbst verurtheilt hat.

Die Tendenz dieses Buchs wird hieraus klar, und eine Tendenz, die den Genuß beeinträchtigt, da das Licht grell und unvermittelt dem Schatten folgt. Der Verfasser bezeichnet sein Werk als einen Roman; wollten wir aber nur den ästhetischen Maßstab an dasselbe legen, so würde das Urtheil zu herbe ausfallen, denn es fehlt die Einheit des Stoffs, die strenge Logik der Entwickelung und eine einfache, ungesuchte Lösung. An dem ganzen Drama, das sich vor uns in dem italienischen Bergstädtchen abspielt, fesselt weit mehr die Decoration und eine geringe Anzahl von Charakteren als der Stoff und seine Behandlung. Besonders sind die Landschaftsbilder meist in kräftigen Zügen gehalten:

Den ersten Mai früh war ich Gewohnheitsmensch in die Berge geklettert und hatte eine ungemein schöne Schlucht entdeckt, deren üppiger Pflanzenwuchs mich bis zum Mittag fesselte, ehe ich mich losreißen konnte, um auf einem Reichtsteige durch Felder und über Aecker heimzukehren. Bei dem Steigen hatte ich mich erhitzt. Ich ruhte von meinen Anstrengungen auf einem vorspringenden Felsblocke aus und genoß die Aussicht in die Kluft, wo feinstes Jungfernhaar, seltene Laren und Farrn aus einem Netzwerk von Rosen, Ephen, Brombeeren und Geißblatt guckten. Unvermuthet klingt aus dem Abgrunde Gesang, ein ernster, ergreifender Psalm: schwächer bald, bald stärker. Es schallt unter meinen Füßen wie das Gebet der unsichtbaren

Kirche. Ich schrecke auf aus meinen Träumen vom jungen Buchenlaub in Charlottenlund und von den Frauen, die mit zarten Zweigen und weißen Anemonen am Strande Almosen heischen. Mühsam besann ich mich: „Du bist in Italien!" und horchte gespannter auf die Noten. Jetzt erkannte ich dieselbe Melodie, welche mich auf Adelens Lippen so himmlisch däuchte. Hier nun tönte das Lied sicher und taktfest von alten und jungen, Männer- und Frauenstimmen. Von dem Texte enträthselte ich blos den Refrain: „Sancta Maria, mater amata, intemerata, ora pro nobis!" Schwieg der rhythmische Fall, so begann er rasch abermals, gedämpft, sanft klagend, anschwellend dann; als schwaches Echo verlor er sich am Schluß zwischen den Felsen. Kurz hernach klang ein Chor von andern Stimmen, aber dieselbe Melodie, und in Bälde von einer dritten Schar aus weiter Ferne thalab. Näher und näher schritten die Beter und gelangten in Sicht. An der Spitze erschien ein sonnenverbrannter Hirt, barfuß und barhaupt, den braunen Mantel über die Schultern geschlagen, in Hosen von Ziegenleder, die Fahne mit der eingestickten Muttergottes in der einen und den Muschelhut in der andern Hand. Hinter ihm die Kinder: erst die kleinen, denen die Beinchen den Dienst versagten, dann die großen; barbeinig waren sie alle. Die Dirnen hatten schneeweiße leinene Stirnbinden, die Burschen breitkrämpige Strohhüte. Auf sie folgten mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen die Frauen; hinter denselben Greise, geleitet und gestützt von den Söhnen, d. h. von den Männern in der Kraft ihrer Jahre. Die Procession hatte ein so ernstes Gepräge, daß ich mich unwillkürlich erhob und sie in bloßem Kopfe passiren ließ. Obgleich ich als Ausländer zu mancherlei Bemerkungen hätte Veranlassung bieten müssen, so wandte sich doch niemand nach mir um oder betrachtete mich nur während des Vorüberziehens. Stille gingen sie ihrer Straßen; ernst sangen sie ihr Lied. Ich geleitete sie aus einiger Entfernung nach Gennazzano hinein.

Die Uebersetzung läßt mancherlei zu wünschen übrig; sonderbare Wortbildungen, welche wol dem Dänischen nachgebildet, der deutschen Sprache aber unbekannt sind, finden sich nicht selten, der Stil ist oft uneben, manchmal sogar unklar. Doch ist nicht zu verkennen, daß der Uebersetzer manche Fehler zu vermeiden gewußt hat, die an seinen frühern Uebertragungen auch in d. Bl. getadelt worden sind.

4. Erinnerungen aus Griechenland vom Jahre 1822. Von dem ehemaligen Philhellenen A. Müller. Mit dem Porträt des Admirals Miaulis in Hydra. Aarau, Sauerländer. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Das kleine Buch enthält nichts Thatsächliches von größerer Bedeutung, nichts Neues für die Geschichte des griechischen Aufstandes; es ist die Erzählung eines schweizerischen Offiziers, der sich mehrere Monate in Griechenland während des Jahres 1822 aufgehalten, dort an einzelnen kleinern Gefechten in Morea und auf verschiedenen Inseln theilgenommen hat und endlich geheilt von seinem Philhellenismus zurückgekehrt ist. Der Stil ist schmucklos, und die einfache Darstellung trägt den Charakter der Glaubwürdigkeit.

Unterhaltungslektüre.

1. Deutscher Mondschein. Vier Erzählungen von Wilhelm Raabe. Stuttgart, E. Hallberger. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte von Wilhelm Raabe. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Erzählungen von Carit Etlar. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Paulsen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Frauenherzen. Historische Novellen von Luise Mühlbach. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 3 Thlr.

Im Mondschein plaudert sich's gut, und man hört dem Plauderer, falls er nur überhaupt zu plaudern versteht, selbst dann gern zu, wenn seine Geschichten auch etwas sehr ins Breite gehen und schließlich in allerlei Detailmalerei sich verlieren. Wer die Geschichte andern Morgens bei nüchterner Stimmung wieder erzählen wollte, brächte oft nur eine einfache, vielleicht sogar erschreckend magere Anekdote zusammen, und jeder wäre voll neuen Staunens, daß man dieser unbedeutenden Sache gestern Abend so viel Zeit und Andacht habe schenken können. Mit der Kunst des Erzählens ist es eben eine eigene Sache, und Goethe erfuhr es, als er den alten Stoff der schönen Melusina seinen sesenheimer Zuhörerinnen vortrug, von vornherein sie bezaubernd und sie bis zu dem immer wieder sich entfernenden Schlusse festhaltend und ganz ihr Gemüth beherrschend. Raabe (Nr. 1) ist ein guter Erzähler, und wie er uns von den beiden schwedischen Kriegsknechten erzählt, die 1647 am Bodensee verwundet, versprengt, gefangen und gefangen gehalten wurden, der eine als Hafenvogt, der andere als Hausinventar für alles, wie sie 1675 aber flüchtig werden, die schwedischen Truppen in Pasewalk finden, kurz bevor der Große Kurfürst dem Fremdling die Wege wies, wieder in Dienst treten, an dem Tage von Fehrbellin und an der Retraite theilnehmen, wie einiges Glück den Flüchtigen lächelt, doch aber nur der eine als „alter Schwede" nach seiner zweiten Heimatstätte in der Rheinthalebene zwischen den Bergen des Bregenzerwaldes und den Bergen von St.-Gallen und Appenzell zurückgelangt — das alles ist so großmuttermärchenhaft geplaudert und ausgemalt, es muß überraschen. Woher stehen dem Verfasser diese Formen und Farben zu Gebote? möchten wir fragen. Freilich dürfte er mit diesen Aeußerlichkeiten in „des Reiches Krone" stellenweise fast zu verschwenderisch gewesen sein, sodaß der anekdotische Inhalt oft zu wenig aus dem Arabeskenschmuck hervorragt.

Ebenso nennen wir seine „internationale Liebesgeschichte" (Nr. 2) einen originalen und glücklichen Griff in die banale Wirklichkeit und rühmen hier besonders die correcte, klare Zeichnung der Figuren und von den mannichfaltigen Situationsbildern die ganz vorzügliche Abend- und Nachtscene auf und unter der Staufenburg. Das sind meisterhafte Linien, mit denen hier die Vertreter Albions und die modernen Germanen gezeichnet sind, und alles zeugt zugleich von sorgfältiger und umfassender Beobachtung.

Wir treten vor andere Genrebilder, aber ebenfalls nicht langweilige, nicht geist- und gemüthlose, indem wir dem Theile unserer heutigen Ausstellung uns zuwenden,

in dem Carit Etlar (Nr 3) mit acht kleinen Werken vertreten ist. Auch diesem bescheidenen dänischen Erzähler bezeugen wir unsern dankbaren Respect. Er greift aus der Gegenwart und der Geschichte kleine, oft an sich unbedeutende Stoffe heraus, aber er weiß sie so in das Licht zu stellen und ihnen eine so charakteristische Fassung zu geben, daß alles bedeutend erscheint und wenigstens vollauf den Eindruck des poetisch Schönen macht. Es würde schwer zu entscheiden sein, welcher von den acht anspruchslosen Erzählungen der Preis zu ertheilen wäre.

Anspruchsvoll tritt alles auf, was Frau Luise Mühlbach schreibt, schon in den Titeln, die unbestreitbar hin- und wieder das Beste von ihren Werken sind. Die „Drei Kaiserinnen" der ersten dieser historischen Novellen (Nr. 4) sind Maria Theresia, Katharina und die Sängerin Gabrieli, diese letztere ein Gesangsgenie, eine Schönheit und ein Ausbund an liebenswürdiger Impertinenz, der es denn auch gelingt oder wenigstens gelingen soll, unser Interesse und unsern Glauben an ihre höhere moralische Berechtigung zu gewinnen. Die Verfasserin weiß immer die Karten so zu ergreifen, daß sie Fürsten, Minister und Grafen ausspielen kann, so viel sie will. Cobenzl und Orlow ringen vergeblich um die Gunst der Sängerin, die schließlich ihren Secretär heirathet; dieser aber entpuppt sich noch zur rechten Zeit als Graf Orsini, und so geht die stolze Schönheit als Fürstin ab:

Leise war sie am Arme ihres Gemahls aus dem Thronsaale hinausgegangen. Langsam und bedächtig, hier und dort noch in den andern Sälen mit einigen Bekannten plaudernd, zogen sie sich zurück, nachdem Graf Cobenzl sich zu ihnen gesellt und dem Fürsten zugeflüstert hatte, daß alles bereit sei. Nun schloß sich hinter ihnen die Thür des letzten Saals. Jetzt die Treppe hinunter und hinein in den bereitstehenden Wagen des österreichischen Gesandten. Der Kutscher hatte seine Ordre schon empfangen, und in vollem Jagen ging es durch die Stadt dahin, zum Hafen. Am Ufer lag eine kleine Jolle bereit, und erst als das junge fürstliche Paar in derselben Platz genommen, verabschiedete sich Graf Cobenzl von ihnen. „Sie gehen nach Rom?" fragte er. — „Ja, nach Rom, nach meiner geliebten Vaterstadt", rief die Gabrieli froh, „nach Rom, das jetzt mein theurer Gemahl mir aufs neue zur Heimat macht."

So hat jede Kaiserin ihre eigene Residenz: Wien, Petersburg, Rom. Man darf nicht klagen.

In der zweiten historischen Novelle: „Ein Glas Wasser", wird von der tugendhaften Heldin angeblich gestohlen. Es ist nicht schön, wenn auch nur angeblich von einer Liebhaberin gestohlen wird, und daran hätte die geehrte Verfasserin denken sollen. Von der lasterhaften Heldin wird — Gift gemischt oder vielmehr Gift verabreicht, denn gemischt ist es schon, dieses Gift, und sie erhält es von ihrem Anbeter, dem sie auch schließlich die Hand zum Ehebündniß reicht:

Sie hob langsam ihre Hand empor, und kalt und starr war diese Hand, als sie sie in die heiße, glühende Hand des Sir John Hood legte. Er stieß einen Freudenschrei aus, schlang seine Arme um sie und küßte ihre Lippen. Und sie mußte es dulden und durfte ihn nicht ahnen lassen, daß ihr Herz sich aufbäumte in Zorn und Schmerz! Sie schloß die Augen, um das triumphirende Antlitz, das so nahe dem ihren war, nicht zu sehen.

Indem der reiche Indier John Hood der Lady das Gift in die Hände spielt, erhält er Gewalt über sie. Dann als sie es, und zwar ungeschickt, gebraucht und einen andern getödtet hat, als sie beabsichtigt, ist sie sein. Sie konnte das Spielen mit Gift nicht unterlassen; Damen haben oft verderbten Geschmack in solchen Dingen, und sind vielleicht deshalb neuerdings wieder von der pharmaceutischen Prüfung ausgeschlossen. Se. Excellenz der Cultusminister reservirt die toxikologischen Studien mit Recht dem starken Geschlechte, denn welchen Phantasien gibt sich unter Umständen eine Frau hin, jetzt, wo die Naturphantasterei doch aus der Mode ist. Hören wir z. B. Frau Mühlbach:

Ich wiederhole, der — Tod wohnt in jedem dieser Fläschchen! Sehen Sie dort in der Schale mit den Smaragden diese kleinen Stückchen, die wie Pfeile geschnitzt sind und an deren Spitze ein schwarzer Streifen sich befindet? Ein leises Streichen mit dieser Spitze über die schönste Sammethaut, ein einziger Ritz damit in diese Haut genügt, um sofort den Tod herbeizurufen. — In diesem Fläschchen mit Rubinen befindet sich ein anderer Fürst der Unterwelt. Mit dem Safte, der in diesem Fläschchen enthalten ist, hat man nur nöthig, sich den Nagel des Daumens zu bestreichen, und dann, indem man seinem lieben Freunde die Hand drückt, braucht man nur mit dem Nagel so tief in die Haut sich einzubohren, daß ein kleines Ritzchen entsteht und — der Tod ist da! Aber auch dies ist ein gewaltsamer Tod. Schauen Sie aber hier, das ist das Kostbarste, das Herrlichste, das Wundersamste von allen meinen Schätzen. Bewundern Sie die Brillanten auf diesem Fläschchen und seine auserlesene Arbeit! Es ist mit dem Hauche Gottes oder des Teufels gefüllt.

Aber wir müssen aufhören und wollen alles, was uns das Herz beschwert, in die Worte fassen, mit denen die Gebrüder Grimm das Märchen 91 beschließen: „Un da tret ik en Paar gläserne Schohe an, un da stott ik an en Stein, da segd et «klink!», da wören se caput."

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Eine neue Biographie von Erasmus hat R. R. Drummond herausgegeben: „Erasmus, his life and character as shown in his correspondence and works" (2 Bde., Smith, Elder u. Comp.). Dies Werk ist eine gerade nicht geistreiche und philosophisch tiefe, aber doch fleißig und redlich gearbeitete Monographie, deren Verdienst besonders darin besteht, daß Erasmus in seinen eigenen Briefen und Werken uns vorgeführt wird.

— Der vielgenannte spanische Republikaner und Idealist des Auswärtigen, Emilio Castelar, hatte „Ricuerdos de Italia" herausgegeben, welche von Mrs. A. Arnold unter dem Titel: „Old Rome and new Italy" (Tinsley Brothers) ins Englische übersetzt sind. Es sind mehr rhetorische Essays als Schilderungen. Castelar wendet sich mit besonderer Schärfe gegen das Schaugepränge des Papstthums und will eine Annäherung an Heliogabalus darin finden.

— In einem Artikel des „Athenaeum" über Cervantes wird der Nachweis geführt, daß der spanische Dichter Shakspeare gekannt habe, ja daß Reminiscenzen an Shakspeare sich im „Don Quixote" finden. Niemand Geringeres als Sancho Pansa soll nämlich eine Anleihe bei Macbeth gemacht haben. Wie dieser sagt: „Sleep that knits up the ravelled sleave of care",

so sagt Sancho: „Y bien haya el que inventó il sueño, capa che cubre todos los humanos pensamientos." Muß deshalb Cervantes Shakspeare gekannt haben? Heißt es doch: „Les beaux esprits se rencontrent."

— Eine Studie zur Culturgeschichte des second empire hat ein junger französischer Autor Zola in einem Sensationswerk: „Die Rougon Maquart", gegeben. Das Bedürfniß nach einer solchen „aparten" Studie war eigentlich nicht vorhanden; denn die ganze französische Romanliteratur der letzten zwanzig Jahre hatte ja kaum einen andern Zweck, als der Corruption von Paris mit Grazie den Spiegel vorzuhalten. Freilich brachte man früher nicht wie Zola die Präfecten mit ins Spiel, die sich mit dem Arrangement von Ballets beschäftigen, die Gründer, die von Staats wegen über Wasser gehalten werden, die Minister und Bureauchefs, welche die Bitten schöner Frauen erfüllen; aber die Sensationsmotive, die etwas inceftuöse Atmosphäre des Zola'schen Romans haben kaum noch den Reiz der Neuheit. Wenn die Stiefmutter den Stiefsohn bei einem petit souper verführt oder sich von ihm verführen läßt, was bei der Eigenthümlichkeit des jungen petit crevé Maxime und seiner nervösen Stiefmama sich schwer entscheiden läßt, und wenn dann der Vater des glücklichen Nebenbuhlers die Kunde dieser Liebesgeschichte nur benutzt, um seine Frau zu plündern: so ist solche Gemeinheit der Gesinnung ebenso wie jene Naivetät des Lasters bereits in zahlreichen Romanen, welche nicht gerade mit der Tendenz auftreten, das zweite Kaiserreich in seiner Sittenfäulniß darzustellen, zur Genüge vertreten.

Theater und Musik.

„Die neue Magdalena" von Wilkie Collins, zugleich Sensationsdrama und Sensationsroman, nach dem Brauch der westmächtlichen Dramatiker, welche zugleich Auerbach und Birch-Pfeiffer sind und deshalb nur gegen sich selbst processiren können, wird auch an deutschen Bühnen ihr Glück versuchen. Eine Bearbeitung des Stücks ist am berliner Belle-Alliance-Theater und am wiener Carltheater zur Aufführung angenommen. Bisher hatte Wilkie Collins kein Glück auf deutschen Bühnen; denn seine doppelgängerische „Lady in Weiß", obschon sie von Frau Birch dramatisirt worden war, konnte keinen Fuß auf ihnen fassen.

— Zur Charakteristik der geistlosen Coterie, welche jetzt in Frankreich zur Herrschaft gelangt ist und die Republik zur Polizeisergeantin eines höchst engherzigen Royalismus macht, mag die Thatsache dienen, daß die Aufführung von Victor Hugo's Drama: „Le roi s'amuse", an dem neu erbauten Theater der Porte Saint-Martin verboten wurde, weil das Drama unzüchtig sei und die Majestät des weiland Königs Franz I. beleidige. An Stelle des Dramas „Le roi s'amuse" wird nun Victor Hugo's „Maria Tudor" gegeben werden als Einweihungsstück eines Theaters, das sich so als ein Theater der romantischen Dramatik einführt.

— Am Châtelet-Theater, welches die Direction schließen mußte wegen schlechter Geschäfte, ist ein Drama von Paul Féval: „Des Teufels Sohn", zur Aufführung gekommen, ein Sensationsstück, das, obgleich mit dem Effecte mittelalterlicher Romantik ausgestattet, doch in der Neuzeit spielt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 14. Juli ward das Uhland-Denkmal in Tübingen enthüllt. Der Uhland-Platz war mit einem ganzen Wald von Flaggenmasten geziert; ebenso festlich geschmückt war die gegenüberstehende Tribüne, welche 1500 Personen faßte. Die Festcantate, von Faißt componirt und von 330 Sängern vorgetragen, eröffnete die Feier. Die Festrede hielt Professor Köstlin; er gab eine warme Charakteristik des Dichters und des Menschen, aus der wir die folgende Stelle entnehmen:

„Ein Wunder ist es immer, wenn ein Dichter ersteht von solcher Art und Kraft, daß er selber und sein Wort einem ganzen Volke also sich ins Herz prägt, daß er unbezwinglich darin feststeht. So war's hier. Aber auch dieser reiche Geist, wie unbeschreiblich gediegen war er zugleich! Ein Mann des hellsten, nüchternsten, durch nichts zu trübenden, durch nichts zu bestechenden Verstandes; ein Mann des feinsten besonnensten Urtheils, bei dem von vornherein nichts Un- und Halbwahres, Gesuchtes, Schimmerndgleißendes Anklang fand; ein geduldiger, gründlicher, bedachtsamer, der Grenzen des Menschenwissens sich bewußter, keiner Schwärmerei zugänglicher Forscher; ein Mann der Gewissenhaftigkeit und Ordnung, «der nichts halb thun konnte, dem alles unpünktliche Wesen zuwider war»; ein Mann streng gegen sich selber, abgehärtet, rüstig, der Weichlichkeit und Bequemlichkeit feind; ein Mann des Ernstes, der nur das Echte, Reine, Tüchtige gelten ließ; ein Mann, der sich seine Ansichten und Grundsätze über Dinge und Menschen in freier Selbständigkeit bildete, der aber dabei fern von aller Willkür stets nach dem Rechten und Probehaltigen griff und unbeirrt daran festhielt; ein Mann, der seine Ueberzeugungen «nie verleugnet, aber sie auch nicht zur Schau trug», da ihm nichts mehr zuwider war als hohler Prunk und Schein; ein Mann der Ehre durch und durch, aber fast allzu sehr ohne Ehrgeiz und vollends ohne alle Eitelkeit; ein Mann von still sinnigem Wesen, ruhig und schweigsam nach außen, sich nicht gern stören lassend in den Kreisen der Gedanken und Gefühle, die ihm durch die Seele zogen; ein Mann, der kraft seiner ernsten Natur alles, was sein Herz in Bewegung setzte, aufnahm mit voller Innigkeit und Wärme des Gefühls, das Freudige, das Schöne, das Erhebende mit hoher Begeisterung, das Ergreifende mit tiefer Rührung, das Traurige, Schwere und Düstere mit herbem Schmerze, das Widrige mit innerlichster Entrüstung und Geringschätzung; dabei aber ein Mann, dem nichts ferner lag, als schwächliche Wehleidigkeit, «eitler Thränendurst, hohler Sehnsucht Qual», und nichts ferner als feindselige Bitterkeit und Gehässigkeit, dessen Seelenadel vielmehr gegen all solche Unmännlichkeit sich sträubte; ein Mann des Gleichmuthes, der würdigen Haltung in allem; ein Mann, stets bereit, mit heiterer Laune über dasjenige Unangenehme zu scherzen, das nicht werth ist, sich drob zu ängstigen und sich damit zu plagen; desgleichen ein Mann, der bei allem Ernste seine hohe Freude hatte an allem gesund, kräftig, frisch, feurig, jugendlich muthig sich regenden und rührenden Leben."

Unter Kanonendonner und Glockengeläute wurde das eherne Standbild enthüllt, welches die einfache Umschrift trägt: „Ludwig Uhland, dem Dichter, dem Forscher, dem deutschen Mann das dankbare Vaterland." Der Schöpfer des Denkmals, Gustav Kietz aus Dresden, war unter den Festgästen anwesend. Nach der Enthüllung des Denkmals brachte Dr. Otto Elben im Namen des schwäbischen und deutschen Sängerbundes dem unvergeßlichen Dichter den Dank und die Huldigung Deutschlands dar. Die Festjungfrauen legten einen Kranz am Denkmal nieder, welches dann der Stadt übergeben wurde.

— Dem humoristischen Schriftsteller Fritz Reuter hat seine Vaterstadt Stavenhagen in Mecklenburg ein kleines Erinnerungszeichen gestiftet. An der Vorderfronte des rechten Flügels des Rathhauses ist eine einfache Marmortafel angebracht worden mit einer Inschrift in goldenen Lettern: „Der Dichter Dr. Fritz Reuter ist am 17. November 1810 in diesem Hause geboren. Auf Beschluß von Rath und Bürgerschaft am Geburtszimmer angebracht 1873."

Bibliographie.

Aus der Petersburger Gesellschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Söndermann, A., Der Freiknecht Johannes Böhme oder die Geheimnisse der Wiener Spiel- und Gaunerhöhlen. Historischer Roman. 1stes und 2tes Heft. Dresden, C. G. Lohse. Gr. 8. à 4 Ngr.

Toepfer's, C., gesammelte dramatische Werke. Herausgegeben von H. Uhde. 3ter Bd. Schauspiele. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walter, J., Querfeldein. Lebens- und Reisebilder. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Weinhold, K., Die deutsche geistige Bewegung vor 100 Jahren. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 4. 8 Ngr.

Zum Andenken an Robert Liebert. Ein Erinnerungsblatt. Dorpat, Gläser. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 31. Juli 1873.

Zur Literaturgeschichte.

1. Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß, herausgegeben von Hermann Kletke. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn Büchertitel nach der alltäglichen Auffassung die Aufgabe haben, den Inhalt eines Buchs in kürzester Form mitzutheilen, so ist der Titel des vorliegenden Bandes nicht eben bezeichnend zu nennen, und „Aus Friedrich Förster's Nachlaß" würde vollkommen ausreichend sein. Betrachten wir also zunächst, was sich hinter dem Titel versteckt.

Der Leser kennt, wenn nicht aus seinen Schriften, doch dem Namen nach Friedrich Förster, den alten Lützower, den Freund Theodor Körner's, den volksthümlichen Darsteller der preußischen Geschichte und der Preußenhelden alter und neuer Zeit. Ueber sein vielbewegtes Leben hat er nichts veröffentlicht, wohl aber Aufzeichnungen hinterlassen, welche in dem vorliegenden Buche gesammelt sind. An eine längere Darstellung des Jugendlebens reihen sich Erinnerungen an Goethe, mit welchem Förster zu wiederholten malen in nähere Beziehung trat.

Der Aufsatz „Aus der Jugendzeit" ist in mancher Hinsicht werthvoll. Von seinen Kinder- und Knabenjahren berichtet der Verfasser nicht eben viel mehr, als daß er am 24. September 1791 zu Münchengosserstädt im untern Saalthale geboren ward. Er geht sofort über zu seiner Schulzeit, welche er in Altenburg verlebte, und die ihm Gelegenheit gibt, einige jener Lehreroriginale zu zeichnen, die jetzt, glücklicherweise oder leider, ausgestorben sind. Eine der Geschichten erinnert in lebendigster Weise an Fritz Reuter's „Dörchläuchting". Börner, der Director des altenburger Gymnasiums, fürchtete sich vor dem Gewitter, und die liebe Schuljugend wußte davon an heißen Sommernachmittagen guten Vortheil zu ziehen. Einer der Schüler verstand es vortrefflich, mit nassem Finger an der Thür den rollenden Donner nachzumachen; blieb dies noch ohne Erfolg, so wurde ein Schwefelfaden angezündet, und kaum daß der Geruch desselben bis zum Katheder gedrungen war, rief der geängstete Director: „Kinder! Ein Gewitter ist im Anzuge, es schwefelt schon! Primus, bete Er das Paternoster!" Die Stunde wurde geschlossen, und die Klasse rückte lustig aus zu Bad oder Ballspiel.

Durch den Verkehr mit den Familien junger adelicher Schüler der Anstalt gewann Förster frühzeitig geselliges Geschick und werthvolle Beziehungen, unter anderm zu dem Hofe der verwitweten Herzogin von Kurland in dem nahen Löbichau, an welchem manche merkwürdige Gäste erschienen, Kaiser Alexander I. von Rußland, der wunderliche Herzog Emil August von Gotha u. a. m. Bei diesen und andern Gelegenheiten konnte Förster die völlig undeutsche Gesinnung fast des gesammten sächsischen Adels beobachten, während er selbst durch die väterliche Erziehung vor jeder Neigung zur Französelei behütet blieb.

Nachdem er seine Abgangsprüfung glücklich bestanden, macht Förster, wie es scheint im Frühling 1809, einen Ausflug nach Dresden, wo er bei einer freundlichen alten Tante Wohnung nimmt. Die Erinnerungen an diesen dresdener Aufenthalt bilden den anziehendsten Theil der vorliegenden Aufzeichnungen. Förster besitzt eine Empfehlung an Hofrath Böttiger, welcher früher in Weimar gewesen und jetzt als Director der Antikensammlung nach Dresden übergesiedelt war; durch ihn hat er das Glück, die damals fast einzige Mengs'sche Sammlung bei Fackelschein zu sehen und zum ersten male der Herrlichkeit antiker Kunst inne zu werden. Werthvoller aber noch war es ihm, daß er durch seinen Freund Theodor Körner eine Empfehlung an dessen Aeltern empfangen hatte. Er wandert alsbald hinaus nach Loschwitz, wo er den Vater Körner mit den Seinigen im Garten findet. Die Einzelheiten aus dem Leben unserer großen Dichter waren

damals noch nicht so allgemein bekannt, wie es jetzt der Fall ist, auch galt die Beschäftigung mit der deutschen Dichtung auf den lediglich dem Griechischen und Lateinischen ihre Zeit widmenden Gymnasien für ungeziemend. So ist es erklärlich, daß der Student der Theologie sehr überrascht ist zu vernehmen, Schiller habe vor zeiten an demselben Tische gesessen und sei zwei Jahre lang Körner's Gast gewesen. Voll schwärmender Begeisterung für den Dichter, dessen Vornamen er durch den nicht minder schillerfreundlichen Vater in der Taufe empfangen, weiß er seine Thränen nicht zurückzuhalten.

Die Mutter gab jetzt Emma einen Wink, worauf diese vier kleine silberne Becher, welche auf einem Gestell von Ebenholz mitten auf dem Tische standen, mit Wein füllte. „Mit diesen Bechern", erzählte nun Frau Körner, „hat es eine eigene Bewandtniß. Als Schiller mit uns am ersten Morgen hier in Loschwitz unter dem Nußbaum an unserm Frühstückstische saß, brachte er eine Gesundheit auf ein frohes Zusammenleben aus; die Gläser klangen hell, aber Schiller stieß in seiner enthusiastischen Stimmung so heftig mit mir an, daß mein Glas in Stücke sprang. Der Rothwein floß über das zum ersten mal aufgelegte Damasttuch, zu meinem Schreck. Schiller rief: Eine Libation für die Götter! Gießen wir unsere Gläser aus! Körner und Doris folgten Schiller's Beispiel; darauf nahm dieser die geleerten Gläser und warf sie, daß sie sämmtlich in Stücke sprangen, über die Gartenmauer auf das Steinpflaster mit dem leidenschaftlichen Ausrufe: Keine Trennung! keiner allein! sei uns ein gemeinsamer Untergang beschieden! Er hielt meinen Schreckensruf über die unvertilgbaren Rothweinflecke im Tischtuche für einen Angstschrei wegen böser Vorbedeutung des zerbrochenen Glases. Nach dem Frühstück fuhr ich mit Körner nach der Stadt; während er sich in seine Sitzung begab, ging ich in einen Goldschmiedladen und kaufte vier kleine silberne Becher, und ließ sie durch die Buchstaben S. K. M. D. für uns vier, Schiller, Körner, Minna, Doris bezeichnen. Am nächsten Morgen standen an Stelle der vier Gläser die vier Becher, und so war dafür gesorgt, daß bei dem Gesundheittrinken kein Unglück mehr geschah. Schiller hat seinen Becher damals zurückgelassen, damit er bei seiner Wiederkehr mit uns anstoßen könne, ohne Schaden anzurichten."

Aus diesem Becher Schiller's trank tiefbewegten Herzens Förster; diesen Becher schenkte ihm lange Jahre später, der Kinder und des Gatten durch den Tod beraubt, Minna Körner zum Andenken.

Die „Gustel von Blasewitz", zur Zeit Dienstmädchen in Körner's Hause, zeigt Förster den Weg zum Weinbergshäuschen, in welchem Schiller den „Don Carlos" gedichtet. Bei wiederholtem Besuche im Körner'schen Hause allezeit gleich herzlich aufgenommen, benutzt Förster die Gelegenheit, von Theodor Körner's Mutter eine Fülle von Mittheilungen über Goethe und Schiller zu erhalten; diese Mittheilungen sind hier, ohne Zweifel nach gleichzeitigen Aufzeichnungen zusammengestellt, und wenn sie heutzutage auch über Schiller's Verhältniß zu Körner und Fräulein von Arnim, über Schiller's Verlobungen u. s. w. nicht allezeit Neues, wol auch im einzelnen nicht einmal Zuverlässiges bringen, so lesen sie sich doch durchaus anmuthig und geben eine Menge bezeichnender Einzelzüge zu der Lebensgeschichte Goethe's wie Schiller's. So seien hier zunächst einige meines Wissens bisher noch nicht bekannte Züge aus Goethe's leipziger Studienzeit aufgezeichnet.

Es war, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1764, als mein Vater Nürnberg verließ und, seiner Nadel vertrauend — glauben Sie aber nicht, daß er ein Schneider gewesen, er war Kupferstecher — nach Leipzig zog. Frau und Kinder wurden in Nürnberg zurückgelassen. Wir waren drei Schwestern im Alter von sieben, fünf und drei Jahren; einer vierten Entbindung sah die Mutter entgegen. Mein Vater hatte als ein junger Mann von 19 Jahren meine Mutter, welche Witwe und fünf Jahre älter war, in übereilter Leidenschaft geheirathet; die Sorge für den Hausstand in Nürnberg mag sich mit seiner künstlerischen Beschäftigung nicht zum besten vertragen haben, und so mußte ihm seine Junggesellenwirthschaft in Leipzig und der bessere Verdienst mehr behagen als sein abhängiges Leben mit Frau und Kindern. Er hatte versprochen, uns bald abzuholen, allein Briefe und Geld kamen immer spärlicher. Da faßte unsere gute Mutter, sobald sie von ihrem Wochenbette genesen war, ohne weitere Anmeldung einen raschen Entschluß, miethete sich auf einem großen Frachtwagen, welcher mit Spielzeug beladen zur Messe nach Leipzig fuhr, Plätze für uns und für allerhand Hausgeräth den nöthigen Raum. Von dieser Reise, auf welcher wir 12—14 Tage lang ganz jämmerlich zerrüttelt und zerschüttelt wurden, habe ich in spätern Jahren die Mutter noch oft erzählen hören. Obschon die Ueberraschung dem Vater wol nicht besonders angenehm gewesen sein mag, so wurden wir doch von ihm geherzt und geküßt, und er soll nur die Mutter im Scherz darüber gescholten haben, daß sie so viel nürnberger Tand — darunter waren wir vier Schwestern und der Bruder gemeint — mitgebracht habe.

Unsere ganze Wohnung bestand in einer geräumigen Dachstube drei Treppen hoch, zwei Schlafkammern und der Küche. Den Tag über waren wir sämmtlich in der Wohnstube, in welcher auch der Vater seine Werkstatt an dem einzigen hellen Fenster aufgeschlagen hatte. Die Mutter war, da wir keine Köchin hatten, fast den ganzen Tag in der Küche beschäftigt; wir Kinder suchten, wenn es das Wetter erlaubte, das Freie, denn mit unsern Arbeiten und Spielsachen waren wir auf einen sehr engen Raum angewiesen.

Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in seiner Kunst hatte er Verdienst. Von seinen Schülern der eifrigste, zugleich aber auch zu allerhand muntern Streichen der aufgelegteste, war der später so berühmt gewordene Goethe, damals Student der Rechte, 16 Jahre alt. Unserer guten Mutter machte diese Bekanntschaft mancherlei Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagsstunde noch fleißig bei der Arbeit saß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen und beschwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der feinen Radirnadel im Zwielicht die Augen zu sehr angreife, zumal er dabei durch das Glas sehe. Wenn nun auch die Mutter erwiderte, durch das Glas sehen greife die Augen nicht so sehr an wie in das Glas und zwar manchmal zu tief sehen, so ließ doch der muntere Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopf oder nach Auerbach's Keller, wo in lustiger Gesellschaft die Studien zu den Studentenscenen des „Faust" entstanden sind. Diese Bekanntschaft hat unserer guten Mutter manche Thräne gekostet. Wenn aber am andern Morgen Mosje Goethe — denn vornehme junge Herren wurden Mosje titulirt — sich wieder bei uns einfand und ihn die Mutter tüchtig ausschalt, daß er den Vater in solche ausbündige Studentengesellschaft führe, in welche ein verheiratheter Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße sie wieder freundlich zu stimmen, sodaß sie ihn den frankfurter Strubbelpeter nannte und ihn zwang, sich das Haar auskämmen zu lassen, welches so voller Federn sei, als ob Spatzen darin genistet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schwestern unsere Kämme, und es währte lange Zeit, bis die Frisur wieder in Ordnung gebracht war. Goethe hatte das schönste braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der Alte Fritz als steifen Zopf, sondern so daß es in dichtem Gelock frei herabwallte. Wenn ich in spätern Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, sondern versicherte, es hätte sich die Mutter ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen,

sodaß sie sein wohlfrisirtes Haar erst in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln.

Am meisten verdarb es der lustige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windspiele des Vaters — es war ein niedliches Thierchen und hieß Joli — als mit uns spielte, und ihm allerhand Unarten gestattete und es verzog, während er gegen uns den gestrengen Erzieher spielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naschen mit; wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Muthwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rothwollenes Kamisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pathe aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unverständiges, ja, ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß er für die von uns unter unserm Bäumchen aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respect hatte, alles beschnoperte und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerflossen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren, so blieben sie verschont.

Einer tragikomischen Scene muß ich auch noch gedenken. Unser Unterricht war auf sehr wenige Gegenstände beschränkt. Um 11 Uhr vormittags fand sich ein eingetrockneter leipziger Magister, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Correcturen beschäftigt wurde, bei uns ein, der sich durch seine schwarze Kleidung und weiße Halskrause das Ansehen eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Lesen, Schreiben und Rechnen, und erhielt für die Stunde einen guten Groschen. Was seinem Anzuge im eigentlichsten Sinne die Krone aufsetzte, war seine von haarfeinem Draht geflochtene, in vielen Locken herabwallende Perrüke. Beim Eintreten rief er uns schon von der Thüre her entgegen: „Ihr Kinder, das Gebet!" Wir sagten nun unisono einen Vers aus einem Gesangbuchsliede her, worauf eine Stunde in der Bibel gelesen wurde. Wie ich schon erwähnte, wir allesammt waren auf eine einzige Stube angewiesen, und so geschah es öfter, daß Goethe während unserer Lection eintrat und sich an den Arbeitstisch des Vaters setzte. Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen umpassend scheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: „Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche H....geschichten lesen lassen?" Unser Magister zitterte und bebte, denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischentrat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von „alles sei Gottes Wort" heraus, worauf ihn Goethe bedeutete, „Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet!" Dann schlug er das Neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, gefunden hatte: „Hier, Dorchen", sagte er zu meiner Schwester, „das ist die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu." Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserm Magister niemals gehört hatten. Dieser faßte nun auch wieder Muth und fragte bescheidentlich: „Der Herr sind wol studiosus theologiae, werden mit Gottes Hülfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirte der Heerde werden." — „Zuverlässig", fügte der Vater scherzend hinzu, „wird er sein Fäßchen in den Keller und sein Schäfchen ins Trockene bringen; an frommen Beichtkindern wird es ihm nicht fehlen." So schloß die Lection ganz heiter, alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich ohne zu wissen warum.

Schiller's Verhältniß zu dem Körner'schen Hause begann bekanntlich damit, daß im Jahre 1784 Körner mit seiner Braut Minna Stock, deren Schwester Doris mit ihrem Bräutigam Huber, dem nachmaligen Gatten der Therese Forster, dem Dichter eine zierliche Brieftasche mit den Bildnissen der vier unbekannten Freunde übersandten. Diese Gabe traf Schiller in tiefster Herzensbedrängniß; er sehnte sich von Manheim hinweg und ergriff mit lebhaftestem Danke Körner's Einladung nach Leipzig. Minna Körner berichtet hiervon:

Es war eines Sonntags Abend, den 17. April 1785, als Schiller mit der ordinären Post in Leipzig ankam. Huber empfing ihn in dem ihm bezeichneten Gasthofe zur Goldenen Krone; Körner war bereits der Berufung nach Dresden gefolgt. Am nächsten Tage war Huber in aller Frühe zu dem Freunde geeilt und kündigte uns seinen Besuch im Laufe des Vormittags an. Wir wohnten noch in der Dachwohnung bei Breitkopf als verwaiste Kinder; Vater und Mutter und auch zwei Schwestern waren gestorben; der Stiefbruder führte das Geschäft des Vaters fort und, da er unverheirathet war, besorgten wir ihm die Wirthschaft. Wir waren fast mehr von Furcht als von Freude bewegt, als Huber uns den Besuch Schiller's ankündigte, denn wir konnten uns den Dichter der „Räuber" trotz seiner „Entzückung an Laura" gar nicht anders als im Wesen und Anzug wie einen Karl Moor oder wie einen von dessen Gefährten aus den böhmischen Wäldern vorstellen, mit Kanonenstiefeln und Pfundsporen, den rasselnden Schleppsäbel an der Seite. Wie sehr waren wir überrascht, als uns Huber einen blonden, blauäugigen, schüchternen jungen Mann vorstellte, dem die Thränen in den Augen standen, und der kaum wagte uns anzureden. Doch schon bei diesem ersten Besuche legte sich die Befangenheit, und er konnte uns nicht oft genug wiederholen, wie dankbar er es anerkenne, daß wir ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne gemacht hätten. Da Körner vor unserer Hochzeit wegen seiner Anstellung im Consistorium nach Dresden zu reisen genöthigt war, mußte er die Sorge für Schiller Huber und dem Buchhändler Göschen überlassen, welcher letztere für eine Sommerwohnung in dem nahe gelegenen Dörfchen Gohlis sorgte, da Schiller wegen seines „Don Carlos" und der Arbeiten für die Thalia die Stille eines ländlichen Aufenthalts dem Geräusch des Meßverkehrs der Stadt vorzog. Vergebens hatte Körner seinen Vater um Erlaubniß gebeten, ihm seinen Freund vorzustellen; der gestrenge Herr Superintendent blieb unerbittlich; Schiller durfte niemals die Schwelle seines Hauses betreten, und was uns das Schmerzlichste war, wir durften ihn nicht zu unserer Hochzeit einladen.

Die weitern Mittheilungen über Schiller mögen hier um so mehr übergangen werden, als sie nicht immer ganz zuverlässig erscheinen. Jedenfalls kehrte der Studiosus Förster mit reicher Ausbeute künstlerischer und dichterischer Anregungen in das Vaterhaus zurück, von wo er bald danach die Wanderung nach dem benachbarten Musensitze Jena antrat. Jena war zu damaliger Zeit eine heruntergekommene Hochschule; die berühmtesten Größen der Wissenschaft waren hinweggezogen, die reichen Studenten durch die Kriegsereignisse verscheucht; die Zahl der Studirenden war von über 1000 auf 400 herabgeschmolzen, Wohnung und Unterhalt über alle maßen billig. Zum flotten Burschenleben trug Förster keine Neigung; die Mittel eines armen Pfarrerssohns hätten ihm solches nicht erlaubt, auch wenn er nicht lebenslang eine tiefe Abneigung gegen alles andere Getränk als Wasser und Milch empfunden hätte. Das hindert nicht, daß wir über den Fürsten von Thoren und die Papstwahl zu Lichtenhain und andere für den jenaer Biercomment nützliche und wissenswerthe Dinge eines Eingehenden belehrt

werden. Als bei einer Kneiperei Förster wie üblich sich mit einem Glase Zuckerwasser begnügt, wird ihm dieses mit den Worten „Wassersuchs, ich taufe dich!“ von einem Thüringer über den Kopf geschüttet. Als derselbe diese Wassertaufe durch eine weitere mit einem Glase Bier vervollständigt, antwortet Förster mit einer derben Ohrfeige. Davon ist die selbstverständliche Wirkung ein Zweikampf auf Stoßschläger, bei welchem Förster dem Gegner mit Einem Stoße den rechten Arm zweimal durchbohrt. Und damit brechen die Jugenderinnerungen ab.

Der zweite, kürzere Theil des Buchs beschäftigt sich mit Goethe. Ein Vortrag über Goethe's geheimnißvolles Gedicht „Weltseele“ gibt dem Verfasser Veranlassung, über seine wiederholten Berührungen mit dem Dichterfürsten zu berichten. Nur kurz erwähnt er, daß er zuerst 1811 als Freund von Goethe's Sohn August das Haus betreten habe, worauf er ihn dann öfter zu Jena sah und mehr und mehr von der frühern einseitigen Schiller-Verehrung abkam:

So galt es uns denn als eine glückliche Vorbedeutung, daß wir zu Ende April 1813, als wir am frühen Morgen zur Schlacht von Lützen aufbrachen, vor dem Gasthause in Meißen Goethe begegneten. Obschon er, in einen russischen Offiziermantel gehüllt, sich tief in die Ecke des Wagens zurückgezogen hatte, so erkannte ich ihn und bot ihm einen „schönen guten Morgen“, welchen Gruß er freundlichst erwiderte. Kaum daß die Kameraden — es war eine Compagnie freiwilliger Jäger von „Lützow's wilder verwegener Jagd“, zum größten Theil aus Studenten bestehend — hörten, Goethe sitze in dem Wagen, umringten wir ihn und ich hielt eine kurze Anrede, in welcher ich ihn um seinen Waffensegen bat. Alle streckten ihm die Büchsen und Säbel entgegen, und mit daraufgelegter Hand rief er: „Zieht mit Gott!“ was mit donnerndem Hurrah erwidert wurde.

Es traf sich glücklich, daß Förster bei dem siegreichen Heimzuge aus Frankreich 1815 zu Heidelberg Rasttag hatte. Auch Goethe war gerade anwesend, um die Boisserée'sche Sammlung altdeutscher und altniederländischer Bilder zu betrachten; Förster, mit dem Eisernen Kreuz geziert, tritt dem alten Herrn abermals entgegen. Und wieder wahrscheinlich fünf Jahre später — denn Herbst 1832, wie hier steht, war Goethe todt — führte Förster seine junge Frau nach Weimar; Goethe nahm die Gäste herzlich auf und übersandte danach ein zierliches in den „Gesammelten Werken“ mit der Jahreszahl 1820 bezeichnetes Gedicht. In den nächsten Jahren besuchte Förster noch mehrfach Weimar und Goethe.

Was Förster über Goethe's „Weltseele“ mittheilt, ist nicht bedeutend; ansprechend sind dagegen einige Aufzeichnungen über Gespräche mit Goethe aus den Jahren 1825, 1827, 1829, 1830, wenn anders die beigefügten Zahlen zuverlässig sind. Manche dieser Aufzeichnungen lassen den alten Herrn in voller Deutlichkeit erkennen, so z. B. die Aeußerungen Goethe's, die er 1825 über eine Jugendarbeit unsers Malers Lessing that:

„Da hat mir ein junger Maler aus Berlin, dessen Name ihn schon zu Anstrengungen für eine bedeutende Zukunft auffordert — er unterzeichnet sich Lessing —, eine Landschaft mit einer Staffage zugesandt, welche ein entschiedenes Talent verräth für poetische Erfindung wie für Composition und Ausführung, und dennoch befinde ich mich mit dem Künstler ebenso wenig wie mit seinem Gemälde in Uebereinstimmung. Weshalb verlassen wir unsere enge Studirzelle oder den lärmenden Gesellschaftssaal und eilen aus dem dumpfen Gewühle der Stadt vor das Thor hinaus ins Freie? Wir suchen Erholung, Erheiterung, wollen einen frischen Athemzug thun. Wohin führt uns nun aber Ihr berliner Maler? In eine Winterlandschaft, und nicht etwa in eine jener heitern holländischen, wo wir Damen und Herren sich lustig auf spiegelglatter Eisfläche Schlittschuh laufend umhertummeln sehen — o ich selbst war zu meiner Zeit ein tüchtiger Schlittschuhläufer! — nein, hier führt uns der Maler in eine Winterlandschaft, in welcher ihm Eis und Schnee noch nicht genug zu sein scheint; er überbietet, oder wir können sagen er überwintert den Winter noch durch die widerwärtigsten Zugaben. Da sehen Sie: einen in warmen Tagen uns mit einem kühlen Labetrunk versorgenden Brunnen, an dessen Löwen- oder Drachenrachen das festgefrorene Wasser wie eine Zunge von Eis heraushängt, fest an den Boden angefroren. Dann weiter dunkle Tannen, deren Zweige unter der Last des Schnees brechen; ich sehe sie lieber auf dem Weihnachtstische mit hellen Lichtern besteckt, von frohen Kindergesichtern umgeben. Und nun die Staffage: ein Zug von Mönchen, noch dazu Barfüßer, im Schnee, gibt einem abgeschiedenen Bruder, der im Sarge liegend auf schwarzbehangener Bahre nach der Gruft in einem verfallenen Kloster getragen wird, das Geleit. Das sind ja lauter Negationen des Lebens und der «freundlichen Gewohnheit des Daseins», um mich meiner eigenen Worte zu bedienen. Zuerst also die erstorbene Natur, Winterlandschaft; den Winter statuire ich nicht; dann Mönche, Flüchtlinge aus dem Leben, lebendig Begrabene, Mönche statuire ich nicht; dann ein Kloster, zwar ein zerfallenes, allein Klöster statuire ich nicht; und nun zuletzt, nun vollends noch ein Todter, eine Leiche; den Tod aber statuire ich nicht.“ Als ich mir erlaubte, an den berühmten Friedhof Ruysdael's in der dresdener Galerie zu erinnern und bescheidentlich fragte, ob nicht auch die elegische Stimmung in der Landschaftsmalerei eine Berechtigung habe, entgegnete Goethe: „Zuverlässig, allein dann laßt die Marmortafeln der Gräber durch den Zauber der Mondbeleuchtung uns in eine wohlthuend rührende Stimmung versetzen, und die grünbelaubten Bäume und Gras und Blumen vergessen machen, daß wir uns auf einem Todtenacker befinden.“

Andere Unterhaltungen handeln von dem „Faust“ und dessen Aufführungen zu Berlin, von Goethe's sehr kühlen Beziehungen zum berliner Hofe, von den Trieben der Thiere und Eckermann's Vogelstudien; findet man auch nicht immer Neues, so wird der Leser doch durch lebendige Theilnahme an dem Buche festgehalten, und die mitgetheilten Bruchstücke werden wol den Beweis liefern, daß diese nachgelassenen Aufzeichnungen Friedrich Förster's in ihrer frischen jugendlichen Auffassung und Darstellung gar viel des Anziehenden darbieten.

Diesem Lebensberichte Förster's, dessen Hauptbedeutung in den Mittheilungen aus dem Goethe-Schiller'schen Kreise beruht, werden wir in nächster Nummer eine Anzahl von Abhandlungen folgen lassen, welche, abgesehen von einer entschieden wissenschaftlich gehaltenen Arbeit, sich die Aufgabe setzen, einen enger begrenzten Stoff in scharfer Umrahmung und künstlerischer Verarbeitung hinzustellen.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neueste Roman- und Novellenliteratur.

Lebensbilder aus den Gesellschaftskreisen der Gegenwart; Lebensbilder groß und klein, das eine mal mehr äußerlich gehalten, das andere mal tiefer ins Innere der Menschenseele greifend; Lebensbilder „aus allen Kreisen", wie sich das eine unserer Werke förmlich zum Titel gibt: darin besteht unsere diesmalige Vorlage. In der Art der Auffassung überwiegt bei weitem das Forschen und Suchen nach dem Seelenleben; seelische Entwickelung, wie sie fortschreitet mit den äußern Lebensgängen und durch sie, ist das mit Vorliebe und Geschick behandelte Object, seiner Natur nach schon von tieferliegender Anziehung, ohne daß es noth hat zu den Raffinirtheiten und Grübeleien in der Seelenmalerei des französischen Romans Zuflucht zu nehmen. Die Entwickelung einer Seele ist unter allen Umständen ein Gegenstand von Bedeutung und innerlich gegründetem Reiz, und dieses psychologische Suchen und Zeichnen ist entschieden ein immer noch lebendiger Zug der Zeit ja — die Ausartungen vorbehalten — einer ihrer reinsten und besten, ein Gegengewicht gegen mehr äußerliche und rohere Elemente. Das Eigene dabei ist auch die Erscheinung, daß dieser Zug sich aus der strengen Wissenschaft wesentlich übertragen hat in die leichtere Belletristik, wo eben seine Kundgebungen Poesie werden können und es werden sollen.

Stimmen so im Objectsfeld unsere Vorlagen zusammen, so ist das aber alles; im übrigen differiren sie im höchsten Grade und einzelne prägen sogar überraschend markante Grundzüge ganz individueller Art aus, die nur dem Autor angehören und ihn als eine Besonderheit abheben.

1. Sonne und Schatten. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wenn wir, wie uns das unzweifelhaft scheint, ein besonderes kritisches Recht haben, uns von vornherein mit gespanntem Interesse zu Productionen zu stellen, die in origineller Weise von der gewohnten Anschauungs- und Darstellungsart der Romanschriftsteller abweichen; wenn wir ferner ohne Gefahr großer Täuschung geneigt sein mögen, solchen eigenartigen Productionen einfach schon deshalb, weil sie es wagen und verstehen, die ausgetretenen Gleise zu verlassen und originell zu sein, auch größere Tiefe des Gehalts, als der Alltagsschwarm ihn bringt, zuzutrauen: so wird der obengenannte Roman auf den ersten Blick alle unsere Sympathie gewinnen.

Die Geschichte ist im Grunde ziemlich einfach. Ihre eigentlichen Helden sind zwei Kinder: Anna Bolten, die durch eine bis zur ausgesprochensten Bösartigkeit unnatürliche und hochmüthige Mutter systematisch verzogene und verderbte Senatorstochter und der arme Handwerkssohn Geerdt Winkelmann, der mit Hülfe eines kleinen Kapitals, das sein an der Tischlerbank schwindsüchtig gewordener Vater für den talentvollen Knaben zusammengespart, und mehr noch durch Aufwendung großer Geistesenergie ein sehr geschickter und geachteter Arzt wird. Wie Anna's glückliche Natur aus aller anerzogener Verderbtheit sich herausentwickelt zu einer menschlich schönen Lebensanschauung, und wie die zwei füreinander bestimmten jungen Seelen nach erschütternden Kämpfen für immer sich zusammenfinden, das ist ein Seelenproceß von ebenso viel Wahrheit als Tiefe. Und wollen wir nur moralisiren, so wird kaum irgendwo an lebensvollern Exempeln in eindringlichern, bald ernsten, bald von überschauender Ironie getragenen Worten die Lehre zu holen sein von dem Verderben einer in purer Unnatur, Affectirtheit, Hohlheit und Ziererei ohne Gemüth und Geist aufgepfropften Welterziehung, und im directen Gegensatz von dem herzerquickenden Segen einer natürlichen Auferziehung zum rechten Menschen und Bürger. In der letztern Art gibt es kaum etwas Ansprechenderes als die Weise wie der ganz anders angelegte Bruder der Senatorin, der etwas als Sonderling erscheinende edle Dr. Biesewig, an den beiden ihm gleich nahe am Herzen liegenden Kindern die Probe macht.

Der übrige Theil der Geschichte ist dieser: Der Senator, ein an Leib und Seele gebrochener und früh sterbender Mann, hat in der Jugend die arme schöne Schwester von Geerdt's Vater geliebt, verführt, dann aber mit ihrem Kinde sitzen lassen, um die stolze und glänzend schöne Biesewig zu heirathen. Dadurch sind sie alle unglücklich geworden, auch der Dr. Biesewig, der dasselbe unglückliche Mädchen in tiefster Stille liebhatte, ohne eine Erklärung zu wagen. Die Senatorin hat kein Herz, läßt sich von einem Baron Ulquist verführen und verläßt den bereits dem Sterben nahen Gemahl; nachher heirathet sie des Titels halber den bettelhaften Baron, einen echt weltmännischen Schwindler und Geck, der ihr das eigene Gebaren rückzahlt. Aus diesen Verhältnissen entspringen eine Reihe hochbedeutsamer Lebensscenen, die von wesentlichstem Interesse sind.

Unser Roman hat auch das Eigene, daß ganz von selbst und ohne jede Künstelei Bilder herauswachsen, die ergreifend zu unserm Herzen reden und es mit unwiderstehlichem Zauber berühren.

Das erste Begegnen der beiden Kinder hat bei aller Natürlichkeit einen so zarten poetischen Zug in sich, daß es uns warm und duftig anweht, wie beseelt von dem längst entschwundenen Glück des Kindersinns und von dem Duften eines Frühlingssonntagabends. Das Sterben des schwindsüchtigen Tischlers in Gegenwart des Knaben, für den er sich geopfert, und des Doctors, der beiden gemüthlich so nahe steht, hat etwas unendlich Rührendes und doch zugleich so Besänftigendes, daß man daraus einfach ein Genrebildchen herstellen könnte mit der Ueberschrift: Der Tod des Gerechten. Etwas Aehnliches ist es um die Typhuskrankheit der jungen Anna, die nur durch Geerdt's liebevolles Wachen gerettet wird; es ist als gingen durch diese Lebensprüfung die Spuren von den Fußstapfen eines Kinderengels. Ganz anders berühren folgende Auftritte: wie mit seinem gelassen überlegenen Humor und unmerklichen Spotte der Onkel Biesewig seiner stolzen Schwester, die vor Aerger gelb anläuft, in ihrem eigenen Salon erklärt, daß er ihr ein liebes Familienglied geschenkt habe, indem er den armen Geerdt als

Adoptivsohn und Erben angenommen; oder wie die auf verbrecherischer Bahn wandelnde Senatorin den ihr begegnenden Knaben in einen Brunnen hinabstürzt, und wie dieser, gerettet, an der Hand eines höchst schlauen und launigen Polizeibeamten als unbewußter detective-man eine große Reise macht, um die Verbrecherin einzuholen. Diese Bilder sprudeln von Leben. Der eigenste, längste, bedeutsamste und tiefstgreifende Proceß ist jedenfalls der überraschende Wechsel, der sich in dem so widersprechend herumgeworfenen Herzen Anna's vollzieht. Eine besondere Illustration zu unserer modernen Gesellschaft bildet der geldstolze, prunkende und doch so plebejische Commerzienrath Heilmann mit seiner Gans von Tochter.

Die Lebensbilder, die uns da vorgeführt werden, sind tief und streng, und — das ist der Kernpunkt — sie sind wahr, furchtbar wahr. Es liegt etwas diabolisch Schneidendes darin, wenn (um unter Dutzenden ein Exempel herauszugreifen) der Autor die blasirte Senatorin beim Anlaß vom Tode des alten Winkelmann zu ihrem Töchterchen sprechen läßt wie folgt:

> Wie kommst du dazu, zweimal zu fragen, ob der Knabe wol betrübt sei? Solche Leute haben nicht Empfindungen wie wir, ma petite; sie fühlen den Schmerz nicht, der uns erfüllt, wenn der Tod uns eine unersetzliche Lücke reißt, und denken nur, daß einer weniger ist, der sonst von ihrem Hab und Gut gegessen hat.... Das sind nur affectirte Thränen, Annette, die sie uns absehen und nachmachen, weil sie glauben, daß es ihnen gut steht und fein und vornehm ist; oder auch, sie wollen Mitleid damit erwecken und uns veranlassen, sie durch ein Geldgeschenk oder sonstige Unterstützung zu trösten. Man muß in solchem Falle unerbittlich sein; die sogenannte Privatwohlthätigkeit untergräbt nur die Moralität des Volks.

Wir notiren eine große Zahl feinster Beobachtungen. Ein einziges Beispiel als Probe:

> Das Gefühl hat mich immer begleitet, daß ich mich nie im Finstern, wohl aber in jenen Hochsommernächten gefürchtet, wo es eine Stunde nach Mitternacht schon zu tagen beginnt und es mir stets den Anschein hat, als ob das Licht eigenthümlich anders als später, ich möchte fast sagen gespenstisch, auf allen Dingen liegt. So sehr sind wir unbewußterweise doch solidarisch mit der Menschheit verbunden, daß den Selbständigsten ein unwillkürlicher Schauer überläuft, wenn er empfindet, daß alle die Wesen, zu denen er gehört, willenlos in den Armen des Schlafs, des Bruders des Todes, begraben liegen, daß er einen Augenblick dem Aether und der klar beglänzten Welt so gegenübersteht, als ob er der einzige, als ob alle um ihn her gestorben und er der letzte wäre, der durch Wald und Feld, wo noch die Aehren reifen, der über Straßen und Brücken, der durch verödete Städte und Häuser ginge, daß alles keinen Zweck und Sinn mehr hätte und ihn geisterhaft wie inhaltlose Larven, deren Form noch erhalten geblieben, mit gläsernen Augen lautlos im scharfen, schweigsamen, ewig gleichgültigen Licht anstarrte.

Ebenso prächtige pädagogische Betrachtungen liegen da ausgestreut. Das Ganze blickt uns tiefsinnig an, als sei ein Stück vom Räthsel des Lebens klar erschaut und offenbar geworden.

2. Das schwache Geschlecht. Ein moralischer Roman von L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion). Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1873. Br. 8. 3 Thlr.

Der ganze Kern dieses Romans ruht auf einer echt weiblichen Intrigue unschuldiger Art, wodurch das schwache Geschlecht schließlich als das starke zum Vorschein kommt. Es ist ein Rütlibund modernsten Stils, indem drei Töchter der höhern Stände sich feierlich untereinander verbinden, es nicht zu dulden, daß ihren Herzen Zwang angethan werde; sie wollen nicht blos ihren Erwählten treu bleiben und fest aushalten gegen alle von seiten ihrer Familien drohenden Widersprüche und Gefahren, sondern sie wollen es unter gegenseitiger Unterstützung auch durchsetzen, die glücklichen Frauen ihrer Geliebten zu werden. Und so geschieht's, die weibliche List und Energie bleibt Meister, und die Lehre des Stücks gibt uns der Autor zu Ende in seiner halb ernsten, halb leicht humoristischen Weise mit folgenden Worten:

> Ich will nicht unfreundlich gegen meine werthen Geschlechtsgenossen sein, aber wenn man unsere heutigen schlauen und energischen, ja sogar sehr emancipationslüsternen Frauen betrachtet und dagegen unsere heutige blasirte und entnervte vornehme Männerwelt mit den Traditionen der ehemaligen Ritter und Herren vergleicht, so kommt mir die Bezeichnung „das schwache Geschlecht", die wol von den einstmalig blondgescheitelten, blauäugigen, flachsspinnenden, Minnelieder summenden Kemenate-Bewohnerinnen herstammt, nur wie ein — modernes Märchen vor, das recht schön klingt, wenn man es von längst entschwundenen Zeiten erzählt, von dem aber heutzutage kein Wort mehr zutrifft.

Uebrigens sind, um frischen Wechsel in die Geschichte zu bringen, die Fälle sehr ungleich, zwei davon sind ganz aus dem gewöhnlichen Leben genommen.

Faustina von Hohenstein, eine reiche und vornehme Adeliche, erkämpft sich den Herrn von Holm, dem das seines Herzens noch nicht recht kundige Mädchen zuerst einen förmlichen Haß entgegengetragen, unter welchem sich eine immer glühender aufsteigende Liebe verbirgt. Aus diesem Verhalten erwächst denn folgende verwickelte Combination: der Herr von Holm macht Faustina's noch junger und schöner Mutter, der verwitweten Konstanze die Cour, und die beiden verloben sich wirklich. Zunächst ist also dieses Band zu lösen, und nachdem dies geschehen, werden die jungen Leute, die zusammengehören, ein Paar, Konstanze aber tröstet sich mit der Hand des Kammerherrn Quirinus, des Onkels von Holm. Insoweit ist alles richtig und glatt abgelaufen. Die eigentliche Intriguantenrolle aber im Spiel, mit Energie und zum Glück verwendet, fällt wieder auf ein Weib, eine resolute, kurz entschlossene, Welt und Leben kühl anschauende und fest anfassende alte Tante.

Das zweite Paar. Klara Snepzak, eine arme Gräfin im Geleit einer ebenso armen Tante, soll von dieser der standesgemäßen Versorgung halber absolut zu einer reichen Heirath gebracht werden, angle man wen immer, einen Holm oder Quirinus. Klara aber liebt den armen Freiherrn Walter, welcher nach dem Sinne der gegenseitigen Aeltern, ebenfalls um standesgemäß unterzukommen, bereits einer andern jungen Dame zugesagt scheint, deren Herz aber auch schon anders vergeben ist. Klara und Walter setzen es durch, das Paar ist versorgt.

Das wären nun ganz einfache und natürliche Lebensläufe. Viel verwickelter und ins Phantastische hineinspielend erscheint der dritte Fall. Renate ist die Tochter des reichen Kaufmanns und Gutsbesitzers Justus Wendelin auf Höhenruhe. Mit ihr ist ein Jüngling Namens Ottmar erzogen worden, von dem außer dem alten Paar Wendelin und ihrem Rechtsanwalt kein Mensch,

der junge Mann selber nicht, weiß, woher er eigentlich stammt. Die beiden jungen Herzen haben sich gefunden, ehe irgendjemand eine Ahnung davon hat; als aber Ottmar um Renaten wirbt, setzt der Vater hocherschreckt ein kategorisches Nein entgegen und schickt den jungen Mann, der aus ihm über seine Herkunft nichts hat herausbringen können, auf Reisen. Die Sache ist aber diese: Ottmar ist der Sohn von Wendelin's armer Schwester, die in unserer Geschichte als Frau Fels eingeführt wird; sie hatte jung einen armen Edelmann geheirathet und war mit ihm aus dem Lande gegangen; der Mann ließ Frau und Kind sitzen; mit schöner Stimme begabt, ging sie unter dem Namen Frau Fels zum Theater; der unterdeß reich gewordene Wendelin unterstützte die Schwester, erzog den Knaben in seinem Hause mit allen Vortheilen des reichen Standes, aber unter der grausamen Bedingung, daß die unglückliche Mutter für jedermann aus der Familie, selbst für den eigenen Sohn todt sein solle; denn der trotz aller Gutmüthigkeit in dem vollen Eigensinn des Bürgerfamilienhochmuths und den Beschränktheiten der Lebensanschauung eines Parvenu befangene Mann schämte sich der Schauspielerin und ihres Schicksals und will das Geheimniß für ewige Zeit begraben wissen. Daher der jähe Schreck bei Ottmar's Werbung, die ja seine Abkunft an den Tag bringen müßte.

An diesem Punkte nun setzt die unmotivirte Phantastik des Stücks an. Der hoffnungslos aus dem bisherigen Vaterhause weggewiesene junge Mann streift halb verzweifelt in der Welt herum und will die Mutter suchen, von der er doch weiter nichts hat erfahren dürfen, als daß sie noch lebt. Eines Abends kommt er in ein kleines Städtchen, das sofort allerlei verworrene Erinnerungen in ihm aufweckt, als wären es die fast erloschenen Spuren der ersten Jugendeindrücke. In der Nacht brennt es; der brave junge Mann rettet ein krankes Weib, und siehe da — es ist die eigene Mutter, die vor kurzem mit einer Schauspielergesellschaft in dieses selbe Städtchen zurückkam, indem sie während Ottmar's ersten Jugendjahren gelebt und wo sie jetzt erschöpft zurückbleiben mußte. Nun geht es rasch zu Ende, nicht aber ohne allerlei recht romantische Abenteuer, bis Mutter und Sohn als solche sich erkannt haben. Alle söhnen sich aus; auch Wendelin, von seinen adelichen Gutsnachbarn belehrt, daß in der Geschichte seiner Schwester gar kein so abscheulicher Familienflecken liege, gibt sich zufrieden, und die jungen Leutchen heirathen sich, womit sie natürlich auch zufrieden sind.

Wir gestehen, daß uns das logisch nicht motivirbare und stark phantastische Schlußstück nicht zusagen will; grelle Unwahrscheinlichkeiten jagen sich, und der Einbildung ist wieder einmal viel zu viel zugemuthet. Auch verhält sich die Spaltung nach Stoff und Ton ganz eigenthümlich; es sind zwei scharf unterschiedene Partien: die erste schöpft durchaus rationell aus dem Leben, es ist wahrer und voller Realismus, und auf dieses Stück hat der Autor volle fünf Sechstel des ganzen Werks verlegt; dann folgt die gänzlich andere Partie, eben jene Erkennungsromantik mit dem Schluß, kaum mehr als ein letztes Sechstel. Es ist als ob die Phantasie, die sich vorher ohne alle Ueberstürzung gemächlich erging, nun auf einmal, in ein ganz neues Gesichtsfeld eingetreten, kolossale Eile hätte und, die ganze noch bleibende Entwickelung ungebührlich zusammendrängend, mit Siebenmeilenstiefeln dem Ende zuschritte. Dieses ungleiche Verhalten von der Peripetie im Geschicke des eigentlichen Helden an — denn das ist im ganzen doch der Ottmar — erscheint wie unorganisch angefügt, ist ein künstlerischer Fehler.

Umgekehrt aber mag eine Seite berührt sein, in der unzweifelhaft das Gelungenste am ganzen Werke zu finden ist, wir meinen die sichere Zeichnung der höhern Stände in unserer buntgewürfelten modernen Gesellschaft. Tritt uns gleich zu Anfang ein oberster Gegensatz entgegen in dem altgeschichtlich ausgelebten Land- und Aemteradel und der von heute auf morgen emporgeschnellten industriell-commerziellen Bourgeoisie, so sind später die verschiedenen Nuancen mit specifischen Strichen mehr ins Feine ausgearbeitet. Jenes alte Herrenschloß Hohenstein mit den in ererbt stolzem Comfort lebenden weiblichen Insassen, die ganze Einrichtung massiv, groß, schwer und etwas düster, und daneben die leichte, glänzende, ganz neuzeitliche Villa Höhenruhe mit den eben auch neuen Leuten: das alles scheidet sich so scharf und bestimmt ab. Es ist eigenthümlich: in den Gebäuden und Möbeln, den Gärten und Wegen, den Lebensformen und Manieren, kurz in allen Einzelheiten findet sich der Standesunterschied fein ausgeprägt; ja der Verfasser malt uns denselben Unterschied in der ganz verschiedenen Auffahrt zu den beiden Gebäuden aus: dort hohlwegartig, gewunden, steil, steinig und holperig, an hohen dunkeln Hecken hinlaufend, hier breit und eben und licht, ganz in der leichten Eleganz der Bauart selbst gehalten; und endlich hängt das altadeliche Schloßgepräge gar den etwas schlingelhaft müßiggängerischen Bedienten und ihren Gesprächen auf Hohenstein an. Specialitäten ebenso nett gezeichnet liegen vor: in dem armen, aber herzensguten und liebenswürdigen Freiherrn, der überall repräsentiren muß; dann in der gleichfalls armen, fortwährend intriguirenden, speculirenden und spionirenden Reichsgräfin ziemlich boshafter Rasse, die mit ihren Intriguen überall abfährt. Gut und wahr erfunden ist es umgekehrt, daß in der mitspielenden Jugend die Differenzen noch nicht so ausgeprägt sind, ausgleichend breitet sich über sie noch der Hauch des jugendlichen Lebens.

Der Roman liest sich leicht und glatt, ohne eigentlich tiefgreifend zu sein; wir können uns nicht versucht finden, ihm eine besonders markante Stelle zuzuweisen.

Weit auffälliger hebt sich dagegen wieder das nächste Product heraus:

3. Aus allen Kreisen. Erzählungen und Novellen von Sophie Verena. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Auf den ersten Blick zeigt sich an den Erzählungen der Verfasserin eine fast ausnahmslos durch alle hindurchlaufende Besonderheit, so auffallend, so ausgeprägt und regelmäßig wiederkehrend, daß sie allein schon genügen würde, diesen Autor nach seinen eigen gerichteten Geistesgrundlagen zu würdigen. Das Merkmal, das wir meinen, liegt in der Charakterauffassung und Charakterzeichnung. Durchweg — und in den drei Bänden ist nur eine Erzählung abweichender Natur zu finden, und gerade sie ist von minderm Gehalt — wird eine Frau

als die Heldin ins Centrum des Getriebes gestellt; sie fällt verwickelten, zum schweren Ringen und Kämpfen herausfordernden Lebensgeschicken anheim, macht die schwersten Herzensprobleme durch, die bis ins Räthselhafte, Ueberraschende und Nächtliche gehen, und tritt so oder so — siegend oder untergehend — als eine Erscheinung von unverkennbarer Größe hervor, weit über das Mittelmaß hinausragend, ein besonderes und bedeutsames Wesen.

Nehmen wir einmal alle diese Kämpferinnen und Dulderinnen vor, die Reihenfolge frei bildend, je nach innerer Wesensverwandtschaft in den einzelnen Compositionen.

Weitaus die tiefst gefaßte und bedeutendste aller dieser Gestalten mit einem ebenso rührenden und erschütternden als großartigen Grundzug ist „Marie Anne", die den Mittelpunkt eines wahrhaft herrlichen Lebensbildes bildet. Einst das Opfer eines feigen Vornehmen, der sie zwar liebte, aber aus Familienrücksichten nicht zur Gräfin zu erheben wagte, lebt das innerlich und äußerlich hoch bevorzugte, von ihrer gemeinen Philisterumgebung als ausnahmsweise Erscheinung gehaßte und verfolgte Weib nur noch dem einen Gefühl, einer unendlichen Liebe zu ihrem Knaben, dem Pfande jener Jugendliebe. Da tritt ihr zart und ernst ein edler Mann und Künstler entgegen, der sie zu seinem Weibe nehmen will; sie fühlt mit und — versagt sich ihm, weil sie sich, als nicht mehr rein und unberührt, des vorzüglichen Mannes nicht würdig erachtet, und um jeden Kampf mit dem eigenen Herzen und demjenigen des Geliebten abzuschneiden, entweicht sie heimlich in die Ferne und wird Barmherzige Schwester in einem Krankenhause, von wo aus erst ihr Ende zur Kunde der Heimat dringt. Der Knabe ist gestorben. Eine Reihe von Situationen, so unter anderm die letzten Tage des Grafen, der sich selber furchtbar unglücklich gemacht und umsonst eine Aussöhnung mit der einst Hintergangenen versucht hat, sind mit erschütternder Kraft gemalt. Man nehme das trauernde Leichengeleite des geliebten Kleinen: die bis zur Vernichtung getroffene Mutter, der herrliche Freund, der Todtengräber und — der treue Hund, das sind sie alle, die einsam, schweigend im tiefen Winterschnee hinauswandeln auf den stillen, stillen Bergkirchhof; es ist ein Genrebildchen, das eine Sprache redet wie wenige. Marie Anne ist eine prachtvolle Gestalt; das Weib ist bewundernswerth, am größten in seinem Opfermuth und der fest bewußten Entsagung; wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, in dem ganzen reichen Lebensbilde liegt eine herzbewegende Gewalt.

Als Besonderheit in anderer Art tritt heraus die Erzählung „Eine dunkle That", nach zwei Seiten, einmal als die verwickeltste aller der Compositionen mit seltsam verflochtenen Lebensgängen, und zweitens als eins der Zeugnisse für die unzweifelhafte Neigung des Autors zur Darstellung tragisch düsterer Geschicke. Eine ausnahmsweise Lebensverwickelung wird hier abgesponnen: Der durch den Zwang eines unwillig übernommenen Lebensberufs und durch Unglück heruntergekommene Bauer Anton geht nach Amerika, sein geliebtes Weib Martha mit den Kindern zurücklassend, um sie, wenn er Glück hat, sobald als möglich nachzuholen. Jahre der Prüfung gehen hin, bis er durch Vermittelung Geld zur Ueberfahrt schicken kann. Der arme Landpfarrer, der es übermitteln soll, hat einen misrathenen, eben wegen Kassendiebstahls verfolgten Sohn; um ihm und sich die Schande zu decken, vergreift er sich an dem anvertrauten Gelde, und da Martha eben in denselben Tagen todtkrank und vollständig aufgegeben war, läßt er dem in Amerika Weilenden melden, sein Weib sei todt. Anton heirathet eine reiche Fabrikantentochter, mit welcher er einmal wieder das alte Vaterland besuchen will; er kommt nach Hamburg und trifft hier — sein erstes Weib, das nach langen Jahren des Duldens und Leidens sich in verzweifeltem Wagen aufgemacht, den nie Vergessenen über dem Meere aufzusuchen. Der harte Lebenskampf endet in Frieden: Martha, von den innern und äußern Leiden erschöpft, stirbt; die zweite Gattin nimmt die Kinder der ersten liebend als die ihren an; Anton selbst, anfangs Gedanken der Rache nachhängend, verzeiht und handelt an der Familie des Pfarrers, den das lastende Gewissen in frühen Tod jagte, als Mensch und Christ. Liegt wirklich, wie der Titel sagt, eine wahre Begebenheit zu Grunde, so muß man gestehen, es ist eine der seltsamsten, die das vielgestaltige Leben bringen kann, ein Verhängniß, das wir fast als Schicksalstücke bezeichnen möchten.

Mit unglücklich abschließenden Kämpfen liegen noch zwei Erzählungen vor: „Ein stolzes Herz" und „Am Meer".

Die erste führt uns zwei Stiefschwestern, Gloria und Paula vor, ebenso verschieden nach dem innern Wesen wie nach der äußern Erscheinung, gemischten Blutes, die eine mit spanischen, die andere mit deutschen Grundzügen, aber von leichtlebigem Sinn. Paula ist die Gattin eines bedeutenden Mannes, der zu spät ihre Leere erkennt und nun mit aufreibender Leidenschaft in die Liebe zur „sternenäugigen" Gloria verfällt. Sicher ist, daß auch sie von demselben Gefühl sich getroffen fühlt; aber mit um so stolzerer Kälte weist sie jede Regung ab, nur der Pflicht sich opfernd. Wol um sich und ihn aus dem Conflicte gewaltsam herauszuziehen, gibt sie sich einem andern hin; am Hochzeitsabend fordern sich die beiden Männer, in einen Streit übers Vaterland ausbrechend, und beide fallen tödlich verwundet. Paula — hat bald vergessen und flattert in zweiter Ehe strahlend durchs Leben; Gloria lebt tiefliegender Erinnerung und bildet den an sich gezogenen Knaben des Unglücklichen zum tüchtigen Manne. Es ist eine furchtbar geschraubte Situation; der Hauptcharakter ist mit schärfster Consequenz gezeichnet, auch nicht Ein unrichtiger Zug, und doch — die Spannung ist zu groß; es berührt uns wie gewagtes Virtuosenspiel, bei dem eine Saite springen muß.

Die zweite Erzählung, ebenfalls finster, entfaltet doch mehr von menschlich still fesselnder Anziehung. Ein junges Mädchen wird von einem Fürsten geliebt, der sie nicht heimführen darf; Sturm des Meeres und der Leidenschaft werfen ihn in den Tod; als ernste bleiche Jungfrau kehrt das früher lebensmuntere Mädchen heim, sie trägt ihr tief verborgenes Leid, bis einst ein großer Sänger mit dem Schubert'schen Liede „Am Meer" alle

Tiefe desselben weckt; sie fällt in Fieberkrankheit, stirbt, und der von plötzlicher Liebe für die interessante Erscheinung erfaßte Sänger, am Sterbebette weilend, trägt ihr läuterndes Bild mit sich ins klippenvolle Leben hinaus. Es ist fast zu viel in engem Rahmen gegeben, zu viel auf den Einen trüben Ton!

Beruhigenden Ausgangs sind fünf Stücke, denen übrigens ganz ähnliche Conflicte und Herzenskämpfe zu Grunde liegen: „Frau Elisabeth", „Herzenswechsel", „Kunst und Liebe", „Nach Italien", „Zu spät".

Das erste stellt uns, ganz wie das letztbehandelte Stück, eine durchaus hoffnungslose jugendliche Fürstenliebe dar; aber die beiden jungen Herzen überwinden und überdauern sie; er wird ein tüchtiger Landesvater, sie eine vorzügliche Familienmutter; diese Elisabeth hat am meisten von dem Wesen der Marie Anne an sich, nur ruhiger, Charakter und Schicksal mehr der Lichtseite des Lebens zugewendet. „Herzenswechsel" gibt die innere Geschichte eines Künstlers, der eine ältere und nicht schöne Frau geheirathet hat, ihrer überdrüssig wird, die Ehe lösen will, nach Italien geht, hier ein vorübergehendes Liebesspiel durchmacht, endlich geläutert und versöhnt zu seinem Weibe wiederkehrt. Auch hier ist Dulderin Dora die Hauptperson, mit reichen, von ihrem verblendeten Gatten nicht erkannten und nicht geweckten Herzensgaben, die erst der rechten Pflege bedurften, um aufzublühen, und diese unter Leitung eines edeln väterlichen Freundes fanden; es ist ein Weib, wie es als Familienmutter sein soll und den Mann, der den Schatz zu heben versteht, glücklich machen kann. „Kunst und Liebe": Die Grafentochter Isabelle wird durch unüberwindliche Neigung und das Gefühl, zur Künstlerin geboren zu sein, auf die Bühne getrieben; sie opfert ihren Rang und die Familie, die sie ausstößt; sie weist zweimal die Liebe ab, die ihr überschwenglich, glühend entgegengetragen wird und in ihrem eigenen Herzen gezündet hat; sie steht mit einem Geistesgehalte voll tiefsten Gefühls und edelsten Strebens in einsamer, fast kalter Höhe, und — sie ringt sich zur Klarheit durch als Weib und Künstlerin, denn sie hat ihre Bestimmung gefunden und erfüllt sie; beruhigt lassen wir die Gefeierte und Ungeblendete die ungewöhnliche Bahn ziehen. „Nach Italien" ist eine der weitest gesponnenen Compositionen. Ein russischer Künstler gewinnt auf dem Wege nach Italien das Herz einer deutschen Jungfrau; in Rom fällt er in gefährliche Weiberschlingen, aber die eben dahin gekommene erste Geliebte rettet ihn daraus und auch vor dem Tode, den Weiberintrigue durch italienischen Dolch ihm zugedacht; sie werden ein hochbeglücktes Paar, doch löst nach kurzer Zeit der Tod das glückliche Band; die Frau bleibt auch im schweren Schmerze fest und ruhig, um den Knaben seines Vaters würdig zu erziehen. Wieder eine Art stiller Heldin, die anspruchslose, wenig Aufsehen machende, aber in ihrem Innern gefestete deutsche Jungfrau und Frau, die gemessen Glück und Unglück trägt.

Fast etwas Aehnliches, nur unter ganz verschiedenen Formen, gibt die Bauerngeschichte „Zu spät" Zwei, die sich lieben, dürfen sich nicht heirathen, weil Bauerntrotz und mangelnde Einsicht es verwehren. Der Jüngling geht nach Amerika, kehrt bei Ausbruch des deutschen Kriegs zurück, zieht als Freiwilliger mit und — fällt; da erst gehen dem alten Vater die Augen auf über seinen unverständigen Irrthum. Auch hier hält das Weib stand; sie bleibt der Schutzgeist der gestörten Familie und söhnt sich sogar mit dem aus, der ihr das Lebensglück raubte.

Die durch den freiesten Humor vor den andern sich auszeichnende Novelle ist „Onkel Albrecht". Die Pensionärin Valeska, die in ihres Onkels Haus zurückkehrt und da allerlei Herzensprüfungen durchmacht, bis sie sich ganz klar geworden, daß der vortreffliche Onkel, der sie mit mehr Liebe als der eines väterlichen Vormundes hegt und pflegt, der rechte Mann für sie sei, und ihn heirathet. Auch sie ist eine kleine Heldin, insofern wenigstens, als sie sich in einem förmlichen und nicht kurzen Gemüthsprocesse zur Klarheit durchringen muß über das Gefühl, das sie dem ernsten, gesetzten und nicht wenig ältern Mann gegenüber erfaßt hat; das ist um so nothwendiger, als ihr von anderer Seite und unter größerer Altersübereinstimmung eine Liebe entgegengebracht wird, welche die glücklichste Ehe versprechen durfte.

Der Ton des ganzen mit Humor gewürzten Stücks ist in hohem Grade gemüthlich, anmuthend, natürlich und einfach, wozu die Briefform paßt; es liegt etwas Kindliches in der Entwickelung dieser unverdorbenen Mädchennatur, die erst jetzt fürs Leben erwacht und doch schon ganz Weib ist, nicht ohne eine gewisse gutmüthige Malice; ein allerliebst neckischer Zug, der ganz das Weib kennzeichnet, ist ihre Manie, alle ihre Freundinnen unter die Haube zu bringen. Ein paar Porträts aus der nicht übel zerzausten Gesellschaft sind allerliebst boshaft und trefflich wahr; wir empfehlen „die alte Gottselige" mit der giftigen Zunge — allen Frommen und Gerechten.

„Die echten Veilchen" — eine Jugendliebe in später Erinnerung.

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" — Episode aus dem Leben der berühmten Henriette Sontag; wie die große Sängerin einen sangeskundigen Dorfschulmeister bezaubert und auch wieder heilt.

„Es ist nicht richtig" — eine Art politischer Intriguengeschichte aus dem Leben des Kronprinzen Friedrich, des nachherigen großen Preußenkönigs.

Die unbedeutendern Stücke abgerechnet, haben diese Erzählungen und Novellen nicht geringen, durchaus nicht oberflächlichen psychologischen Gehalt.

J. J. Honegger.

Geschichte der Philosophie.

Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz von Eduard Zeller. München, Oldenbourg. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Referent steht wol nicht allein, wenn er die Uebertragung des Fachs der Philosophie für das große münchener Sammelwerk gerade an den gelehrten und gewissenhaften Zeller mit aufrichtiger Freude begrüßt hat. Die oratio pro domo, zu der sich Dorner in der Bearbeitung der protestantischen Theologie, und die monologische Haltung, zu der sich Lotze in der Bearbeitung der Aesthetik für das genannte Unternehmen, beide neben mancher anerkennenswerthen Seite ihrer Leistung, haben verleiten lassen, mochten es höchst willkommen erscheinen machen, daß die Philosophie in eine so gründlich erprobte, zuverlässige Hand gelegt worden ist. Diese Hand hat auch wirklich den gehegten Erwartungen entsprochen. Der Verfasser der „Philosophie der Griechen", der Mann, der wegen seiner wirksamen Vertretung einer Sphäre der positiven Wissenschaft mit der Ernennung zum Mitglied der französischen Akademie beehrt worden ist, hat innerhalb der ihm durch sein Mandat aufgedrungenen Beschränkungen in Ausführung seiner Aufgabe (er hat in der Ueberschreitung des ursprünglich ihm vorgeschriebenen Umfangs seiner Arbeit um ein Drittheil dieselbe in einem Bande von 924 Seiten zu Wege gebracht), in Beibringung des gelehrten Materials, in literarischer Vollständigkeit, in Verfolgung der Bildungs- und Gelehrtenlaufbahn der philosophischen Chorführer, zumal Kant's, in gelegentlicher Detailkritik oder auch Detailuntersuchung bei weniger bekannten und streitigen Punkten das Mögliche geleistet. Nicht minder als die vollzählige Aufführung der Männer des Gedankens und ihrer Erzeugnisse, die das Werk zu einem schätzbaren Repertorium auch der Denker zweiten und dritten Ranges macht, ist die Sichtung des massenhaft vorliegenden Stoffs dem Herrn Verfasser angelegen gewesen. Getreu der Aufgabe der Geschichte, nicht alles was geschehen ist, sondern nur das für Mit- und Nachwelt Denkwürdige zu berichten, hat er die culturgeschichtliche Tragweite zu seinem Maßstab des Erwähnenswerthen gemacht. Von diesem Gesichtspunkt hat er z. B. seine Darstellung des Neuschellingianismus und der Herbart'schen Physik gewiß mit Recht beschränkt. Gegen die Vertheilung des Raums, wonach auf die vor-Kantische Philosophie zwei, auf die Kantische und nach-Kantische drei Fünftheile kommen, dürfte mit Fug nichts eingewendet werden. Wolf bedurfte einer großen Ausdehnung, da er sonst in den Darstellungen gewöhnlich kurz wegkommt, während freilich Lessing's Theologie einen übergroßen Raum einnimmt.

Es sind keine neuen Gleise, in denen heutzutage eine Geschichte der deutschen Philosophie läuft. Wo so erschöpfende Vorarbeiten, wie es die ausführlichen und eingehenden Arbeiten Eduard Erdmann's und Kuno Fischer's sind, bestehen, da bewegt sich der später Kommende auf einem gründlich beackerten und durchpflügten Terrain. Darum findet sich auch der Verfasser gedrungen, in seinem Vorwort diesen beiden Männern den Dank, zu dem er sich ihnen gegenüber verpflichtet fühlte, auszusprechen. Dennoch dürfen wir in seinem Werk nicht blos eine zweckentsprechende und zugleich die Höhe der Sache nie verleugnende Popularisirung des Verlaufs einer Hauptseite der deutschen Geistesentwickelung begrüßen, wir dürfen uns auch über die mannichfache Förderung der Wissenschaft selber durch Wiederaufnahme der Erdmann-Fischer'schen Arbeit erfreuen. Es ist gewiß für die Einführung des größern Publikums in die Geschichte der Philosophie die mehr nüchtern verständige als intuitive, in der Kritik mehr praktisch schlagfertige als theoretisch erörternde Geistesart Zeller's förderlicher, als es eine immer auf die Principien zurückgehende Hegel'sche Geschichtschreibung wäre. Der gewöhnliche Leser kommt gewiß ganz gut nach, wenn ihn Zeller zuerst zu einer lückenlosen Verfolgung des Lehrgangs des Philosophen mitnimmt und ihn erst hintennach zum leitenden Agens und zur persönlichen Anschauungs- und Gemüthsweise desselben hinführt. Er hat viel mehr Verständniß dafür, wenn der Verfasser gegen Hobbes die empirische Instanz geltend macht, ob denn das Eine Staatsoberhaupt allein nicht selbstsüchtig sein werde, wenn es doch die Individuen im Krieg aller gegen alle seien, als wenn ein anderer die Hobbes'sche Staatstheorie aus der noch rein materiellen Auffassung des Bedürfnisses der Gesellschaft, Ruhe zu haben, erklärt. Das Löbliche unsers Buchs ist, daß es das eine thut und das andere nicht läßt, d. h. daß es auch den engern Kreis der Kenner um die Ansprüche, die er machen zu dürfen glaubt, nicht bringt. Es ist im Stande, bei seiner Art vom Concreten zum Abstracten, von der Einzelheit zur Totalität fortzuschreiten, dem Mann von Fach ganze 106 Seiten hindurch die mit Einem Schlage Kant's Standpunkt illustrirende Selbstvergleichung mit Kopernikus vorzuenthalten; darum vergißt es aber nicht, ihm das, was es ihm schuldig ist, zukommen zu lassen. Es entwickelt höchst lichtvoll, wie Kant's geschichtliche Bedeutung in der theoretischen Philosophie darin bestehe, daß er von der Thatsache unserer Vorstellungen auf ihren allgemeinsten Grund zurückgeht, daß er in dem menschlichen Geist oder dem Selbstbewußtsein die Quelle, aus der sie herzuleiten sind, aufsucht und dieselbe speciell in der geistigen Thätigkeit entdeckt. Es schließt den Ueberblick über den ganzen Kant mit den Worten ab: „Als Idealismus ist sein System ganz allgemein und in allen seinen Theilen zu bezeichnen, weil es sowol den Grund der Erscheinungen, als die Norm des Handelns in dem menschlichen Geiste und seinen angeborenen, von der Erfahrung unabhängigen Gesetzen sucht." Verdient bei Kant die Gesammtauffassung alles Lob, so bei Fichte die ganze, hier besonders durchsichtige Darstellung, die das durch J. H. Fichte und durch Löwe's Monographie genährte Vorurtheil von den in seinen zwei Perioden sich gleich gebliebenen Philosophen durch die Aufzeigung der von der Alleinherrschaft des Ich zu dem absoluten Sein hinüberführenden Fäden berichtigt und, con amore entworfen, nur noch mehr den ganz eigenthümlichen Reiz betonen dürfte, der in dem daselbst keimartigen, knospen- und blütenreichen Heranwachsen der

geist- und ideebefruchteten Wirklichkeit gelegen ist. Auch bei Schelling ist das zu seinen verschiedenen Entwickelungsphasen treibende Motiv, zuerst das Hindrängen seines Genius auf die Proclamirung der Selbständigkeit des Naturgebiets, und dann der verstandesseitig gebotene Auseinandersetzungsversuch zwischen der absoluten Indifferenz und den sich differentiirenden Sphären der Endlichkeit richtig erkannt. Nur vermissen wir die nähere Aufzeigung des schließlich Schelling bei seiner Aufstellung der Gleichwerthigkeit der Geistes- und der Naturseite ereilenden Fatums, daß ihm nämlich die ganze Weltordnung zuletzt in dem unheilbaren Dualismus einer logisch und einer empirisch bestimmten Seinsweise der Dinge auseinanderklafft, dank seinem Sichsperren gegen den die Kluft überbrückenden, die Welt organisirenden Hegel'schen Logos. Ob nicht Schopenhauer, statt daß er, vielleicht nach einem Vorgang Erdmann's, antithetisch mit Herbart hinter Hegel zusammengestellt wird, besser mit Krause hinter Schelling zu stellen und sein Welthaß aus der ihm mit Schelling gemeinsamen Leugnung einer selbständig bildenden Thätigkeit des Geistes zu erklären wäre, möchten wir dem Verfasser zu geneigter Erwägung anheimgeben.

Es kann nicht ausbleiben, daß die Geschichtschreibung, was die einzelnen philosophischen Fächer betrifft, nach individueller Neigung und Leistungsfähigkeit Gunst und Abgunst übt, bevorzugt und zurücksetzt. So ist in unserm Werk überall die theoretische Seite der Systeme nach Gebühr berücksichtigt und der entsprechende Raum den natur- und staatsrechtlichen Theorien der Philosophen wie ihren naturphilosophischen Bestrebungen eingeräumt; aber der Stellung derselben zu den religiösen Fragen ist unsers Bedünkens oft eine zu weit gehende Aufmerksamkeit geschenkt, sodaß z. B. das Frohschammer'sche Desiderium einer nähern Würdigung der Günther'schen Philosophie und überhaupt der Kämpfe des freisinnigen Katholicismus fast einigen Anhalt im Buche hat. In jedem Fall ist aber die Moral etwas stiefmütterlich behandelt worden. Nun, diese Disciplin ist es gewohnt, sich in den geschichtlichen Darstellungen als Stiefkind fühlen zu müssen, wie denn auch die münchener Commission für ihr Sammelwerk die Geschichte der deutschen Sittenlehre übergangen hat. Von ihren anscheinend trockenen Abstractionen kehrt die den exacten Studien zugewandte Gegenwart sich noch mehr ab, als es die Vergangenheit gethan, die doch nur die Einwendung gegen die Beschäftigung mit der Sittenlehre gehabt hatte, daß im Grunde jeder mit seinem bon sens wisse, wie er mit ihr daran sei. Aber die Rücksicht darauf, daß, wo es von wesentlichen Geistesbemühungen sich handelt, der Sinn dafür bei dem größern Publikum, dem man über Geschichte der Philosophie zu referiren hat, geweckt werden muß, und daß zu einem Gesammteinblick in die Gedankenwerkstätte eines Denkers eine genauere Beachtung seiner ethischen Leistungen gehört, hätte in unserm Fall zwar nicht bei den gebührend gewürdigten Kant, Jacobi und Fichte, aber bei mehrern andern ein gründlicheres Eingehen auf ihre Stellung zum moralischen Problem wünschenswerth gemacht. Wenn nämlich auch der unethische Habitus Schelling's durch völliges Schweigen über seine diesfallsigen Aeußerungen genugsam gekennzeichnet sein mag, so war doch bei Schleiermacher eine Berücksichtigung seiner ethisch so fruchtbaren „Grundlinien“ und seiner Verdienste um Erneuerung der objectiven Lebenskreise, dieser Darstellungs- und Förderungsmittel des sittlichen Seins, in seinen construirenden Werken, bei Hegel eine Erörterung der von ihm dem Subject gestellten Lebensaufgabe und seiner Entwerthung des Gewissens, bei Herbart die Wiedererweckung des von Hegel geleugneten Verhaltens des Wollens zu sich selber, bei Krause die Richtung auf abstracte, durch freimaurerische Bünde zu fördernde Selbstbildung, bei Schopenhauer noch mehr als blos die Aufweisung seiner Moral in dem lockern Gefüge seiner Welteinrichtung geboten.

Wir haben bisher die Behandlung, welche die erste Periode von Leibniz bis auf Kant gefunden hat, noch wenig berührt. So gut geordnet, verläßlich, vollständig auch in diesem Zeitraume, welcher Leibniz, Wolf und die Aufklärungsphilosophie umfaßt, der Bericht ist, so zeigt sich gerade für diese vor-Kantische Zeit das Bedürfniß eines ausdrücklich dem Leser zu leistenden Vorschubs für das Vertrautwerden mit dem Stoffe und die Erwärmung für seinen Inhalt. Von Kant an ist es mit der üblichen, übrigens vom Verfasser selbständig gelieferten Uebersicht über die von ihm eingeschlagene und von seinen Nachfolgern eingehaltene Bahn geschehen. Der Gedanke schreitet hier in einem leicht zu verfolgenden Gange mit logischer Nothwendigkeit weiter. Aber vor Kant ist die methodische Weiterentwickelung nicht in dieser Weise in dem Verlaufe des philosophischen Processes markirt, es sind hier keine solchen Schüler vorhanden, die so ausgesprochenermaßen von den Fußstapfen des vorangehenden Meisters aus weiter können. Da bedarf deswegen der Leser, besonders in die Sache eingeleitet zu werden. Der Verfasser verkennt diese Aufgabe nicht ganz; aber von Haus aus mehr Gelehrter als Philosoph, mehr Mann des positiven Wissens als der Speculation, sucht er deren Lösung noch zu sehr in der äußerlichen Vorführung der Bedingungen einer neuen Aera, ohne nachzuweisen, was für ein innerlicher Zusammenhang zwischen dem, was bedingend wirken, und zwischen dem, was bedingt werden soll, obwalte. So wird Leibniz durch eine historische Einleitung, die bis auf die Betheiligung der Deutschen an der mittelalterlichen Philosophie zurückgeht, Kant durch eine solche, die über die englisch-französische Philosophie vor ihm einfach berichtet, eingeführt. Die gallo-anglische Entwickelung hat nur darum ungleich befruchtender auf Kant wirken können, als alle ihm vorangegangenen Denkbestrebungen in Deutschland, weil die letztern immer etwas Verschwommenes behalten, und nur jene ein, wenn auch nur empiristisches oder raisonnirendes (wie Rousseau), so doch durchgreifendes Verfahren darbot, das dem durchgreifenden Verfahren Kant's, die menschlichen Erkenntnißfunctionen auf ihre Leistungsfähigkeit anzusehen, locken mußte. Diese Seite der Sache hätte nothwendig hervorgehoben werden sollen. Damit es aber nicht erscheine, als ob wir für die Verdeutlichung von Leibniz und der von ihm eröffneten Periode deutscher Philosophie zu viel verlangten, erinnern wir daran, daß der Verfasser uns zwar die allgemeine Zeichnung der Kantischen und nach-Kantischen Zeit geliefert, aber uns dieselbe bei der vor-Kantischen schuldig geblie-

ben, und daß solches von nachtheiligem Einfluß auf die Beleuchtung der Leibniz'schen Mission geworden ist.

So methodisch nach einer Seite hin die Darstellung des Systems von Leibniz ist, dessen Bau vor unsern Augen von der Grundlage der Monadenlehre aus bis zu dem alles überwölbenden Dach seiner Gottes- und Weltordnung aufgeführt wird, so lückenlos die Auseinandersetzung aller Momente ist, so geht es andern Lesern doch vielleicht wie dem Referenten, daß auch für sie hier zu wenig markirt, punktirt, zusammengefaßt wird, daß zu wenig Wegweiser ausgesteckt, zu wenig Lichter aufgestellt erscheinen. Es mag sein, daß der Verfasser mit Fleiß in dieser Beziehung nicht wieder thun will, was andere schon gethan haben, da Feuerbach, Erdmann, K. Fischer mit Pointirungen nicht sparsam gewesen sind. Aber durchaus unerlaßlich war der Nachweis des innern Zusammenhangs der Monadologie mit der Arbeit des Gedankens im Geiste der Vorgänger, auch wenn dieselben Deutschland nicht angehört haben; die vom Verfasser angestellte Untersuchung der Privatstellung des Philosophen gegen frühere kann diese Leistung nicht ersetzen. Und unerlaßlich war, wie bemerkt, ohnedem die Charakterisirung der beiden Perioden gegeneinander zu Begründung des Einschnitts bei Kant, unerlaßlich auch, wie wir hinzufügen müssen, eine Erklärung der Erscheinung Wolf's hinter Leibniz. Da diese Anzeige keine erschöpfende Behandlung der Sache liefern kann, aber verpflichtet ist, das Geforderte anzudeuten, so bemerken wir Folgendes: Die erste Periode ist Dogmatismus, die zweite Idealismus; Kriticismus besagt erst die Contradiction gegen den Dogmatismus, auf welche sofort der Gegensatz in seinen reellen Positionen folgt. In der Aera des Dogmatismus herrscht der Substanzbegriff, in der des Idealismus das Subject, dieser Rector aller menschlichen Erkenntniß. Eine Unterscheidung, womit wir das zuerst unbefangene, kindlich objective Verhalten des neuerwachten philosophischen Bewußtseins zum Räthsel der Weltordnung, dann aber dessen Selbstbewußtheit, Selbstthätigkeit, völlige Mündigkeit, schließlich schöpferische Arbeit gegenüber dem Object bezeichnen. Der Dogmatismus setzt einen unverbrüchlichen Bestand der Welt voraus; der Kriticismus prüft die Hebel und Instrumente zu dessen Erfassung; er läßt noch äußerlich als Ding an sich das Gesammtobject stehen, um, zum consequenten Idealismus geworden, sei es in subjectiver, sei es in objectiver Weise, dasselbe zu erzeugen. Es sieht freilich so aus, als ob schon der unbestrittene Vater des Dogmatismus, schon Cartesius mit seinem de omnibus dubitandum und seinem cogito ergo sum kein Object anerkennen, idealistisch verfahren wollte, aber das Ziel des angefangenen Wegs ist bei ihm nur Sicherung der Objectivität, die durch Gottesgewißheit formell vermittelte Selbst- und Weltgewißheit. Es stellt sich ihm Selbst und Welt, Gedanke und Ausdehnung, Natur und Geist je unter der Kategorie der Substanz, d. h. einer ureigenen, selbständigen, an nichts anderes sich anlehnenden Position dar. Diesem Dualismus der Substanz substituirt Spinoza den Monismus, Leibniz die Vervielfältigung der Substanz, Wolf die äußerliche Rubricirung, Aneinander- oder Untereinanderreihung der Gegenstände, auf welche der Substanzbegriff anwendbar ist. Spinoza, mit dem Organ des zusammenfassenden Denkens ausgerüstet, will dafür sorgen, daß unter dem Concreten das Abstracte, unter den beiden Erscheinungsweisen der Substanz diese selbst und ihr Begriff nicht nothleide; er bestimmt deshalb sie zur Geburtsstätte, zum Schos der einander parallel laufenden Reihen des Gedankens und der Ausdehnung. Die gewaltsame Einzwängung des Denk- und des Raumgebiets in den Einen Rahmen der Substanz konnte der deutsche Denker, in dem eine lebhafte Phantasie und ein klarer Verstand, ein realistisches Auge und geistige Contemplation, sinnige Beobachtung und Schärfe der Abstraction sich die Wage hielten, nicht ertragen. Vor Leibniz' Auge liegt das Chaos der unendlich vielen Dinge; sein Geist sieht in ihnen allen jedesmal die Kategorie der Substanz wiederkehren; er ernennt also alle Dinge zu selbständigen und selbstthätigen Wesenheiten, zu Modis einer ihnen inwohnenden Kraft oder zu sogenannten Monaden, einheitlichen Größen. Es droht ihm aber bei den vielen einzelnen Einheiten die Gesammteinheit, die Cartesius je in seinen beiden voneinander gesonderten Weltgebieten, Spinoza in seiner ohnedem einheitlichen Weltordnung gehabt hatte, zu verschwinden. Er hilft sich durch das Bindemittel der von Gott prästabilirten Harmonie der Monaden untereinander und durch Abschwächung des vermeintlichen Artunterschiedes unter den Dingen zu einem Stufenunterschied, womit er die Consubstantialität seiner Monaden außer Zweifel setzt. Wie man sieht, ein Versuch, Einheit und Vielheit im Complex des Daseins vom Standpunkte eines Bewußtseins, dem sich das Universum nach allen Dimensionen hin erschlossen hat, zu combiniren. Dem Auseinanderfallen der Realitäten in der Welt begegnet Wolf durch deren äußerliche Coordinirung, da nicht umsonst gerade er auf eine geordnete Eintheilung des philosophischen Materials, insbesondere auf die drei materiellen Disciplinen der Theologie, Kosmologie, Psychologie gekommen ist. Gleich äußerlich setzt er über die Dinge das verstandesmäßige Gegenbild der Spinoza'schen Substanz, Gott, das allerrealste Wesen, den Inbegriff aller Realität.

Es mag subjectiv klingen, wenn wir in Anknüpfung an das Bisherige von unserm Buche noch eine kräftigere Betonung des unvergänglichen Culturwerths der Entwickelung der deutschen Philosophie seit Kant, insbesondere eine lebhafte Anerkennung der Verdienste Hegel's um die Einsicht in die objectiven Bestände und deren Fundamente gewünscht hätten. Unverkennbar ist in den Erwartungen von der Zukunft, die auf Grund der nach-Hegel'schen Höhe der Erfahrungswissenschaften und besonders der Naturwissenschaft, sowie der steigenden Befreundung der Naturforschung mit der Philosophie die Pflege eines gesunden Realismus in Aussicht stellen, Maß und Ziel gehalten; auch soll die Forderung einer eingehenden Wiederaufnahme der Untersuchung über den Ursprung unserer Vorstellungen, die Bedingungen und die Methode des wissenschaftlichen Erkennens angesichts der Verstöße Hegel's gegen Logik und Psychologie von uns nicht bestritten werden. Solange aber der Verfasser, ungeachtet er die Zertrümmerung des architektonischen Baues des Systems constatirt, das denkende Anschauen und das anschauende Denken, besonders der Hegel'schen Logik, nicht in Anspruch

zu nehmen gesonnen ist, solange dürfte der gegen Hegel erhobene Vorwurf „einer apriorischen Construction des Universums" nicht gänzlich sich erweisen lassen, vielmehr der Verfasser einzuladen sein, mit uns sich an dem nicht ohne Erfolg gebliebenen Bestreben dieses letzten großen Philosophen, je den verschiedenen Lebensgebieten in den von ihm in die Hand genommenen Disciplinen gerecht zu werden, zu erlaben und zunächst zur Pflege dieses Gebiets aufzuforderu.

Emil Feuerlein.

Vom Büchertisch.

1. Bilder aus meiner Knabenzeit von Ludwig Kalisch. Leipzig, Keil. 1872. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wenn es schon an sich interessant ist, Mittheilungen aus dem Leben eines durch Talente und Schicksale ausgezeichneten Mannes zu empfangen, so gewinnen solche Mittheilungen noch an Interesse, wenn sich dieses Leben auf dem Hintergrunde ungewöhnlicher, nicht jedem Auge zugänglicher Verhältnisse abspielt. Ungewöhnlich und nicht jedem Auge zugänglich sind aber die Verhältnisse, unter denen die Jugendjahre Ludwig Kalisch's verflossen, insofern sie namentlich durch jüdische Gebräuche und Sitten ihr eigenartiges Gepräge erhielten. Kalisch wurde im Jahre 1814 in Polnisch-Lissa im Großherzogthum Posen von jüdischen Aeltern geboren. In den „Bildern aus meiner Knabenzeit" schildert der durch seine frühern literarischen Leistungen, namentlich seine Beiträge zur „Gartenlaube", rühmlich bekannte Autor mit Geist und Geschick nicht nur die Anfänge, aus denen sich sein so mannichfach bewegtes Leben entwickelte, sondern auch die sehr charakteristischen Zustände seiner Heimat und die Eigenthümlichkeiten seiner dort domicilirten Glaubensgenossen. Gleich das Eingangskapitel „Mein Urgroßvater" bietet des Interessanten vieles und fesselt namentlich durch die meisterhafte Schilderung des würdigen Alten, dem Kalisch in dritter Abstammung das Leben und dieser Abschnitt den Titel verdankt. Aehnliche Beweise für die Gabe, eigenartige Charaktere zu schildern, gibt Kalisch in noch mehrern andern Abschnitten seines ebenso unterhaltenden wie instructiven Buchs, so unter anderm in dem Kapitel „Verschiedene Typen". Außerdem enthält das Buch schätzenswerthe Mittheilungen über einzelne Institute der israelitischen Gesellschaft, wie über die Schule, die Synagoge und andere Lebensäußerungen des jüdischen Gesammtgeistes. Zwei in das Buch aufgenommene Gedichte: „Die Geschichte von dem Jolem" und „Die Wiedergeburt", sind ebenfalls dem jüdischen Leben entnommen und beweisen, daß der Verfasser auch über ein namentlich nach der epischen Seite hin anzuerkennendes poetisches Talent verfügt. Manches Neue enthält das Kapitel „Die Frauen", wozu wir allerdings das über die Sitte der strengen Sonderung der mehrartigen Küchentöpfe u. s. w. Gesagte nicht rechnen zu dürfen glauben, da diese Sitte wol überall bekannt ist, wohl aber das im Nachstehenden Mitgetheilte:

> Außer den Rabbinern erschwerten auch noch die Kabbalisten den jüdischen Frauen das Dasein durch tausend Vorschriften, über deren Grund man sich oft umsonst den Kopf zerbrach. Eine dieser Vorschriften, die ich meine Großmutter gewissenhaft erfüllen sah, ist mysteriös genug und hat meine Neugierde nicht wenig gefoltert. Alle drei Monate, und zwar zur Zeit der Nachtgleichen und Sonnenwenden, öffnete die fromme Matrone sämmtliche Speiseschränke und legte auf die mit rohen feuchten Speisen oder Flüssigkeiten gefüllten Töpfe, Flaschen und sonstigen Geschirre verrostete Nägel, alte Schlüssel und was sie an unbrauchbarem Eisen zur Hand hatte. Als ich sie nach der Ursache dieses Gebrauchs fragte, antwortete sie, dies geschehe, damit kein Blutstropfen auf die Nahrungsmittel falle. Weiter ging ihre Gelehrsamkeit nicht, und ich war so klug wie zuvor. Viele Jahre später erfuhr ich erst, daß diese kabbalistische Vorschrift zuvörderst auf dem Aberglauben beruhe, daß bei dem Beginne jeder der vier Jahreszeiten aus den obern Luftschichten ein die Gesundheit bedrohender Blutstropfen falle, das Eisen aber die Kraft besitze, denselben unschädlich zu machen. Aber auch die Blutplage in Aegypten, das Geschick der Tochter Jephtha's und sogar der Adonis-Mythus spielen eine Rolle in diesem Aberglauben, den die Kabbalisten durch allerlei etymologische und meteorologische Firlefanzereien unter die zu beobachtenden Gebräuche eingeschwärzt und den Judenfeinden einst einen bequemen Grund zu neuen Verdächtigungen gegeben.

In dem „Sitten und Gebräuche" überschriebenen Kapitel findet sich eine Fülle ähnlicher interessanter Mittheilungen aus dem Leben der Juden, wie denn überhaupt das ganze Buch, welches einer allseitigen Beachtung warm empfohlen werden darf, reich ist an geist- und gemüthvollen Schilderungen, an scharfen Charakteristiken und anmuthigen Bildern. In einzelnen Stücken macht es den poetischen Eindruck einer Idylle, und das kleinstädtische Leben in dem weltabgeschiedenen Städtchen Lissa ist in ihm in äußerst fesselnder Weise zur Erscheinung gebracht worden. In stilistischer Beziehung macht das hübsche Buch, welches wol namentlich in den Kreisen aufgeklärter Israeliten zahlreiche Freunde finden wird, einen ebenfalls durchaus befriedigenden Eindruck.

2. Schwind's Sieben Raben und die treue Schwester. Vortrag, gehalten von Hermann Dalton. Petersburg, Röttger. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Verfasser dieses in Petersburg gehaltenen Vortrags macht mit Glück den Versuch, auf Grund des herrlichen Bildercyklus „Die sieben Raben und die treue Schwester" eine Charakteristik Moritz Schwind's zu entwerfen. Gleich im Eingang heißt es zutreffend:

> Der Deutschesten einer unter den Künstlern der Gegenwart war unser Moritz Schwind. Nicht in zudringlicher Weise hat er in seinen Werken einen äußerlichen Patriotismus gepredigt; sein ganzes Gemüth war tief untergetaucht in des deutschen Volkes eigengeartetes Sinnen und Treiben. Das flutete in mächtigen Strömen durch seine Seele in ursprünglicher Kraft hindurch, und Gott hatte ihm die holde Gabe verliehen, das, was so sein Innerstes bewegte, in der Linie und Farbe mit sicherster, genialer Hand festzuhalten, die Gestalten, die vor seinem Auge standen, mit schöpferischer Kraft in das Gebiet seiner geliebten Kunst einzuführen als schöne und beredte Zeugen dessen, was er im Innern durchlebte. Die ganze

Fülle tiefsinnigen und tiefsinnigen deutschen Gemüthslebens; ein frommer, gottesfürchtiger Ernst im schönen Bunde mit einem heitern, urkräftigen Humor; die ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Heiligen Hand in Hand mit der liebenswerthesten, harmlosen Lust am Leben und dem bunten fröhlichen Spiel seiner Erscheinungen; ein voller, warmer Familiensinn mit all dem köstlichen Wohlbehagen am trauten Heim, am innigen Zusammenleben mit den Insassen des Hauses: — wie in einem fein geschliffenen Spiegel hat Schwind diese Züge aufgefangen und ihnen vollendet schönen Ausdruck verliehen in einer so herzlichen, gesunden und dabei doch idealen Weise, daß sie wie wenige andere Leistungen auf gleichem Gebiete für lange Zeit zur Erbauung vaterländischen Sinnes dienen und vielen Hunderten und Tausenden ihren erfrischenden Labetrunk der Erhebung im Gewühl des Alltagslebens darreichen werden.

Das kleine Buch zeichnet sich durch Klarheit und Liebenswürdigkeit der Darstellung aus und verdient beachtet zu werden.

3. Bilder aus Deutschland von Eduard Paulus. Stuttgart, Neff. 1873. 8. 27 Ngr.

Leicht hingeworfene Federzeichnungen eines Touristen, unterhaltend und frisch, lebhaft und anspruchslos, oft plastisch und höchst anschaulich. Das Büchlein enthält meistens deutsche Städtebilder und zeichnet namentlich die äußere Physiognomie der einzelnen Städte mit Geschick. In den Text sind hübsche Gedichte vielfach eingestreut. Wir nennen unter den mit besonderm Glück geschilderten Städten Worms, Lüneburg, Lübeck, Braunschweig, Dresden, Erfurt, Kehlheim, Marburg und Hildesheim, und wünschen dem Buche eine weite Verbreitung. Ein dem Kriege von 1870 und 1871 gewidmeter Anhang bringt in Versen und Prosa manches Ansprechende, in dem sich Persönliches und Allgemeines zu einem Ganzen vereint.

Feuilleton.

Die englische Kritik über Romane von Paul Heyse und Alexander Jung.

„Paul Heyse's «Kinder der Welt»", sagt „The Illustrated Review" vom 29. Mai, „ist in der That ein Kunstwerk, ein meisterhaftes Gemälde des deutschen, oder specieller des berliner Lebens, in welchem die lebensvollen Gestalten mit großem plastischen Geschick ausgearbeitet sind, als hätte sie die kundige Hand des Bildhauers geschaffen, in welchem die Farben mit so viel Geschmack vertheilt sind, daß sie dem Gemälde weder ein zu düsteres noch ein zu buntes und blendendes Aussehen geben, und dabei mit jenem Zauber übergossen, den allein der Genius im Stande ist seinen Schöpfungen zu verleihen. Unglücklicherweise jedoch hat Heyse an einigen Stellen, nach meiner Ansicht, die richtigen Grenzen der Kunst überschritten und Situationen geschildert, welche es unpassend erscheinen lassen, das Werk dem englischen Publikum zu empfehlen. Gewiß hat die Kunst nicht nöthig den Anstand zu berücksichtigen, sie braucht ihn aber auch nicht gewaltsam zu verletzen. Ich gebe zu, ein Roman ist nicht für Backfische oder siebzehnjährige Jünglinge geschrieben; aber selbst Erwachsene, es sei denn daß sie sehr lüsterner Art sind oder einen verderbten Geschmack haben, bedauern es, den Anstand verletzt zu sehen, wenn sie sich zu einem Autor wenden, bei dem sie reinen Genuß und gesunde Erholung zu finden hoffen. In der That, der Ton im ganzen würde in England nicht rein genannt werden. Die weiblichen Gestalten sind fast alle Ausnahmecharaktere, wenn auch keineswegs unnatürlich, und allerdings sind sie alle mehr oder weniger schön gezeichnet; ihre Beziehungen zu den männlichen Charakteren jedoch sind in einigen Fällen anstößig und haben mehr von der Natur des Abenteuerlichen als von unserer civilisirten Lebensweise. Als ein solches jedoch ist das Gemälde vollkommen und entspricht seinem Titel. Die Heldin Toinette ist eine bewundernswürdige Schöpfung, an welcher vom künstlerischen Standpunkt aus kein Makel ist.... Der Held Edwin, der Philosoph, ist ohne Zweifel außerordentlich gut geschildert, doch würde man ihn lieber etwas weniger fehlerfrei sehen. Seine auf einen Augenblick wieder erwachende Liebe zu Toinette, während er bereits mit Lea sich vermählt hat, kann ihm kaum als Fehler angerechnet werden, um so weniger, als der Autor sie als ein so bestrickendes Wesen und als von solch unwiderstehlichem Zauber geschildert hat, daß sogar Edwin's Gattin Lea sich auf den ersten Blick in sie verliebt. Die Scenen zwischen den beiden Frauen und zwischen Lea und Franzelius sind der wundervollen Scene zwischen Rosamunde und Dorothea in «Middlemarch» nicht unähnlich. Einige Kritiker haben dem Roman Mangel an Einheit des Plans vorgeworfen. Insofern als darin mehrere Liebespaare vorkommen, von denen jedes der Reihe nach unsere Theilnahme erweckt und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, kann man den Mangel der Einheit, wobei man doch wol meint, daß unsere Aufmerksamkeit auf ein einziges Paar gerichtet bleiben müsse, welchem alle andern Personen untergeordnet sein sollten, nicht leugnen. Weshalb aber sollte dem Dichter nicht die Freiheit zustehen, ein Bild zu malen, in welchem verschiedene Gruppen sind, welche die hervorragendste und den Mittelpunkt bildende umgeben, wenn sie auch nur lose mit ihr zusammenhängen, wie es hier der Fall ist? Man beurtheile jeden nach seiner Absicht, und wenn er diese nur vollkommen ausgeführt hat, wer darf dann sagen, er habe unrecht. Ein Genius zumal gibt sich selbst sein Gesetz und läßt sich's nicht von andern vorschreiben. Sei dem übrigens wie ihm wolle, ist Heyse's Gemälde nicht lebenswahr, und sagt uns der Titel seines Werks nicht deutlich genug, er wolle «Kinder der Welt», nicht aber einen einzelnen Helden oder eine einzelne Heldin schildern?

„Wenn wir nun auf die eigentliche Tendenz des Buchs eingehen, so werden wir finden, daß sie das Gegentheil von Bulwer's nachgelassenem Roman «Kenelm Chillingly» und das poetische Seitenstück zu Strauß' «Der alte und der neue Glaube» sei. Der Dichter hat sich offenbar die Aufgabe gestellt, zu zeigen, daß Skepticismus und Unglaube nicht unvereinbar mit einem streng moralischen Leben, und religiöse Heuchelei oft der Deckmantel für die abscheulichsten Laster sei. Diese Annahmen sind gewöhnlich genug, allein Heyse hat sie mit meisterhaftem Geschick verarbeitet. Seine Ansichten sind so kunstvoll mit seinen Charakteren verwoben, entwickeln sich so natürlich aus denselben heraus, daß er nie den lehrhaften Ton anzunehmen scheint. Und doch ist das ganze Werk wie ein Schrei der von dem engherzigen Dogma sich gedrückt fühlenden Seele, die gleichsam mit Pope ausruft:

Let not this weak, unknowing hand
Presume thy bolts to throw,
And deal damnation round the land,
On each I judge thy foe.

Es ist nichts Neues in dieser Freigeisterei, wir wissen, daß die eben angeführten Verse denselben Geist athmen, den Geist Bolingbroke's nämlich; später finden wir ihn in der englischen Literatur bei Byron und Shelley, und weiter zurückgehend können wir überall seine Spur verfolgen, nicht allein bei den Alten, sondern sogar viel früher, wahrscheinlich selbst bei Kain, da ja sonst die Verwerfung seines Opfers unerklärlich wäre, ja sogar bis hinauf zum Satan, dem eigentlichen Urbild der «Kinder der Welt», insofern als es seine Empörung gegen den Beherrscher des Weltalls betrifft. Heyse's Roman jedoch ver-

räth nirgends einen ehrfurchtslosen Geist; er ist nicht leichtfertig oder spöttisch, sodaß trotz einiger tadelnswerthen Stellen der im Geist zurückbleibende Eindruck im ganzen ein erhebender und befriedigender ist und jeder unparteiische Leser mit Bewunderung für des Dichters Genius und hohe künstlerische Begabung erfüllt sein muß."

„Das Gegentheil in jeder Beziehung", heißt es dann ebendaselbst weiter, „ist ein seltsames Werk, betitelt: «Darwin, ein komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten» von Alexander Jung. Der Name Darwin's wird nur als Köder oder Blendwerk, man weiß kaum welches von beiden, benutzt, denn in Wahrheit ist fast das ganze Werk, mit Ausnahme eines Theils des dritten Bandes, der von der Affentheorie handelt, d. h. sie lächerlich macht und verspottet, eine langweilige Tirade gegen Schopenhauer. Das Werk kann nicht den geringsten Anspruch darauf machen, für einen Roman angesehen zu werden, und was den Stil betrifft, so kann man ihn nur als «toll gewordene Prosa», oder vielleicht noch besser, als eine höhere Art «Billingsgate»-Sprache bezeichnen. Durch alle drei Bände hindurch ereifert sich der Verfasser gegen Schopenhauer's Pessimismus, und bemüht und zerarbeitet sich, seinen Optimismus zu beweisen; und doch sollte gerade sein Werk, das den Zeitgeist anklagt und voll von Schmähungen der Anhänger Schopenhauer's und Darwin's ist, welche doch nach seinem Dafürhalten die Mehrzahl bilden müssen, da er sonst nicht so viel Lärm von ihnen machen und nicht so leidenschaftlich gegen sie eingenommen sein würde, in seinen eigenen Augen ein Beweis zu Gunsten des Pessimismus sein. Sowie das deutsche Kaiserreich seinen Jung, so hatte das römische seinen Juvenal, und sogar das jüdische Reich seinen feuerzüngigen Jesaias, welcher über die Laster seiner Zeit klagte. Ist nicht die Neigung des menschlichen Herzens, nach der höchsten Autorität, «böse von Jugend auf»? Warum also so entrüstet sein, wenn ein armer Sterblicher den Text der Heiligen Schrift nur etwas erweitert wiederholt? Er zeiht Schopenhauer wiederholt der Widersprüche, und doch ist sein eigenes Werk voll davon. Er muß, wohl oder übel, hier und da Schopenhauer's Genius anerkennen; kaum aber hat er dies gethan, als er auch schon seine Anerkennung wieder zurückzieht und weiter nichts sieht als dessen Mängel, und Schmähung folgt dicht auf Lob. Dann wieder möchte er all den Pessimismus und den niedrigen Materialismus der Zeit dem armen Schopenhauer zur Last legen, doch sagt er an einer andern Stelle, daß die, die auf ihn schwören, ihn nicht einmal gelesen haben! Möge er das Zeitalter so sehr anklagen wie er wolle, und er wird viele finden, die mit ihm übereinstimmen, obgleich es ohne Zweifel ebenso schlimme und noch schlimmere Zeiten gegeben hat als unsere, nur soll er Schopenhauer nicht für ihre Schlechtigkeit verantwortlich machen. So sehr ich den Autor seiner guten Absicht wegen achte — und er hat schon Verdienstvolles geleistet und sich einen Namen in der Literatur erworben —, so kann ich ihm doch die bittere Pille nicht sparen, ihm zu sagen, daß sein neuestes Werk allerdings auf den Geist des Lesers einen komisch-tragischen Eindruck macht, wenn auch nicht in der Weise, wie er es beabsichtigt hat, als er seinen Roman durch diese Beiwörter kennzeichnete. Doch sein seinen Autorskizzen entnommenes Motto soll für ihn entschuldigen. Es lautet: «Den Fehdehandschuh hinzuwerfen hat nur der eine sittliche Berechtigung, welcher dieselbe Hand, die solchen wirft, zugleich zur Versöhnung bietet; nur derjenige, welcher mit allem Streite den Frieden will.»"

Bibliographie.

Ackermann, E., Das Ehrgefühl im Dienste der Erziehung. Eisenach, Bacmeister. 8. 4 Ngr.

Allerheiligen. Fremdenbuchserinnerungen. Frankfurt a/M., Zimmer. 16. 25 Ngr.

Andresen, K. G., Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen. Mainz, Kunze's Nachf. 8. 15 Ngr.

Ein Ausflug nach Kärnten und Krain. Von einem Naturfreunde. Wien, Beck. 16. 6 Ngr.

Bockenheimer, K. G., Die Mainzer Patrioten in den Jahren 1793—1798. Historische Skizze. Mainz, Diemer. Gr. 8. 9 Ngr.

Bret Harte, Californische Novellen. Uebersetzt von W. Hertzberg. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 16. 24 Ngr.

Buchmann, J., Die unfreie und die freie Kirche in ihren Beziehungen zur Sclaverei, zur Glaubens- und Gewissenstyrannei und zum Dämonismus. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Thlr. 28 Ngr.

Droysen, J. G., Zur Schlacht von Chotusitz. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eichwald, K., Johann Smidt, Bürgermeister von Bremen. Kurze Schilderungen seines Lebens und Wirkens, dem Volke dargeboten zu Schmidt's 100jährigem Geburtstage. Bremen, Tannen. 16. 6 Ngr.

Ernesti, Luise, Die Eremitin von St. Cloud. Roman. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedberg, H., Ueber die Geltendmachung der öffentlichen Gesundheitspflege. Ein Beitrag zu der Frage: wie soll die Verwaltung der öffentlichen Gesundheitspflege in Deutschland organisirt werden? Erlangen, Enke. Gr. 8. 10 Ngr.

Ginzel, J. A., Bischof Hurdalek. Ein Charakterbild aus der Geschichte der böhmischen Kirche. Prag, Verlag der Bohemia. Gr. 8. 18 Ngr.

Graue, G., Die kirchliche Lehrfreiheit. Ein Beitrag zur Klärung und Lösung der kirchlichen Streitfragen der Gegenwart. Jena, C. Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Harnack, A., Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 18 Ngr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Herausgegeben und erläutert von E. Götzinger. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Herrlich, T., Geschichte der Stadt Rostock bis zum Jahre 1300. Rostock, Kuhn. Gr. 8. 12 Ngr.

Herrmann, E., Prinzipien der Wirthschaft. Wien, Lehmann u. Wentzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Hiltl, G., Der Hochverräther. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Das Roggenhaus-Complott. Historischer Roman. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hipler, F., Die Biographen des Nikolaus Kopernikus. Ein Gedenkblatt zur 4ten Säcularfeier seines Geburtstages. Leipzig, Peter. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoheisel, C., Goethes dramatische und epische Hauptwerke kurz erläutert und beurtheilt. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 24 Ngr.

Huber, J., Der Jesuiten-Orden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 3 Thlr.

Jensen, W., Die Namenlosen. Roman. 3 Bde. Schwerin, Hilbebrand. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Keim, T., Celsus' wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum vom Jahre 178 n. Chr. Wiederhergestellt, aus dem Griechischen übersetzt, untersucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kestner, E., Der Kreuzzug Friederichs II. Inaugural-Dissertation. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 15 Ngr.

Klencke, H., Diätetik der Seele. 2te neu durchgearbeitete und vermehrte Aufl. des Buches: „Die menschlichen Leidenschaften." Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Knies, C., Geld und Credit. 1ste Abth. Das Geld. Darlegung der Grundlehren von dem Gelde mit einer Vorerörterung über das Kapital und die Uebertragung der Nutzungen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—1871. Redigirt von der Kriegsgeschichtlichen Abth. des Großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. 3tes Heft. Die Schlacht bei Wörth und die Schlacht bei Spicheren. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krieken, A. T. v., Ueber die sogenannte organische Staatstheorie. Ein Beitrag zur Geschichte des Staatsbegriffs. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 28 Ngr.

Kürschner, F., Die Urkunden Herzog Rudolfs IV. von Oesterreich (1358—1365.) Ein Beitrag zur speciellen Diplomatik. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 14 Ngr.

Kustodieff, C. L., Peter der Große in Carlsbad im Jahre 1711—1712. Pest. Gr. 8. 10 Ngr.

Laino, E. G., Das Leben Jesu auf Grundlage des vornehmsten Gebots. 1ster Thl. und 2ter Thl. 1ste Abth. Leipzig, Lorentz. Gr. 8. à 20 Ngr.

Wiener Licht- und Schattenbilder. Wien, Beck. 8. 15 Ngr.

Lang, H., Zur kirchlichen Situation der Gegenwart. Zwei Vorträge. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Linel, A., Das neue deutsche Kaiserreich, seine Entwickelung, Ziele und Culturbedeutung. 1ster Bd. Die Entwickelung. Frankfurt a/M., Boselli. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mármol, J., Amalia. Ein Bild aus den Schreckenstagen von Buenos Aires. Dem Spanischen nacherzählt von H. Breitinger. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mohrbacher, J., Gedichte. Kübelberg. Gr. 16. 14 Ngr.

Mökesch, M. S., Haideblümchen. Zigeunerische Dichtungen und Sprichwörter ins Deutsche übersetzt. Bukarest. 16. 7½ Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Wilhelm und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 1ste Abth. 4 Bde. Berlin, Grosse. 8. 5 Thlr.

Müller, F., Gedichte. Eine Nachlese zu dessen Werken. Herausgegeben von H. Graf York. Jena, F. Mauke. 16. 15 Ngr.

Nemmersdorf, F. v., Ritter unserer Zeit. Roman in 6 Büchern. 3 Thle. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 3 Thlr.

Norrenberg, P., Deutschland's katholische Dichtung der Gegenwart. (1847—1873.) Kritisch dargestellt. Supplementheft zu den neueren Bearbeitungen der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Münster, Brunn. Gr. 8. 15 Ngr.

Novellen-Pastete. Eine Sammlung ernster und heiterer Erzählungen. 1ster Bd. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 20 Ngr.

Obermüller, W., Amazonen, Sarmaten, Jazygen und Polen. Forschungen. Berlin, Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Octav-Ausgabe.

In 20 Lieferungen 4 Thlr. In elegantem Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.

Die beliebte und bereits vielverbreitete Octav-Ausgabe der „Goethe-Gallerie" von Pecht und Ramberg, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quart-Ausgabe, in verkleinertem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst dem vollständigen erläuternden Texte enthält, liegt nun abgeschlossen vor und ist zu obigen außerordentlich wohlfeilen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In demselben Verlage erschien:

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Octav-Ausgabe. In 20 Lieferungen 4 Thlr. In elegantem Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fünfter Band.

Gedichte von Georg Rodolf Weckherlin.

Herausgegeben von Karl Goedeke.

Die Gedichte Weckherlin's zeichnen sich durch Wahrheit des Gefühls und Kraft des Ausdrucks besonders auf dem Gebiete der historisch-politischen Poesie vor denen aller seiner Zeitgenossen vortheilhaft aus; aber auch seine Liebes-, Trink- und Kriegslieder haben hohen Werth. Mit vorliegender neuen, nach den Originaldrucken von 1648 sorgfältig hergestellten Ausgabe hat Karl Goedeke den verdienstvollen deutschen Dichter dem Literaturschatze der Gegenwart wieder zugeführt.

Inhalt des 1.—4. Bandes:

Martin Opitz, Dichtungen. Von J. Tittmann.

Paul Fleming, Gedichte. Von J. Tittmann.

Friedrich von Logau, Sinngedichte. Von G. Eitner.

Andreas Gryphius, Dramatische Dichtungen. Von J. Tittmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das neue Wissen und der neue Glaube.

Mit besonderer Berücksichtigung von

D. F. Strauß' neuester Schrift: „Der alte und der neue Glaube."

Von **J. Frohschammer.**

8. Geh. 1 Thlr.

Der bekannte Verfasser bekämpft in dieser Schrift, mit Bezugnahme auf das vielgenannte Werk von Strauß, einerseits die mechanische Auffassung der Welt, andererseits die päpstliche Hierarchie und die confessionelle Beschränktheit; er empfiehlt dagegen als eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit die wahre Wiederbelebung und Erneuerung des religiösen Glaubens auf dem Boden des ursprünglichen Christenthums.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer. Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs von Orleans. Zweite, mit einem neuen Vorwort vermehrte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Von

Friedrich von Raumer.

Vierte Auflage. 6 Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

(Auch in 24 Lieferungen zu je 7½ Ngr. zu beziehen.)

Die vierte Auflage dieses Hauptwerks des eben verstorbenen berühmten Geschichtsforschers, deren Widmung der Deutsche Kaiser angenommen hat, liegt vollständig vor.

Wenn je, so darf gegenwärtig Raumer's classische Darstellung der Hohenstaufenzeit die lebendigste Theilnahme der Nation in Anspruch nehmen. Der wohlfeile Preis dieser Volksausgabe des Werks begünstigt überdies dessen Verbreitung in immer weitern Kreisen.

In demselben Verlage erschien:

Kupfer und Karten zu Friedrich von Raumer's Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erster englischer Unterricht.

Praktische Anleitung zur schnellen Erlernung der englischen Sprache.

Von **B. Lütgen.**

8. Geh. 10 Ngr.

Vorliegendes Werkchen verfolgt besonders den Zweck, dem Schüler binnen kurzer Zeit eine Fertigkeit im Sprechen des Englischen beizubringen, und eignet sich sowol zum Unterricht im älterlichen Hause als auch zum Schulgebrauch und für Erwachsene.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 7. August 1873.

Winckelmann in Italien.

Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen. Zweiter Band: Winckelmann in Italien. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Nach gedruckten und handschriftlichen Quellen dargestellt von Karl Justi. Erste und zweite Abtheilung. Mit dem Porträt des Cardinals Albani. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1872. Lex.-8. 6 Thlr.

Nachdem schon der erste Band des Justi'schen Werks über unsern großen Archäologen sich lebhafter Anerkennung zu erfreuen gehabt, darf dieser zweite Band mit um so mehr Recht auf eine gleich warme Aufnahme rechnen, als derselbe den ungleich wichtigern und reichhaltigern Theil von Winckelmann's Leben und Wirken, nämlich die dreizehn Jahre seines Aufenthalts in Italien (1755—68), in welche die eigentliche Blüte- und Fruchtzeit seines wissenschaftlichen Lebenswerks fällt, behandelt. Zwischen dem Erscheinen des ersten und dieses zweiten Bandes liegen nicht weniger als sechs Jahre; aber dieser längern Pause verdankt das Werk eine nicht geringe Bereicherung seines Inhalts und Erhöhung seines Werths; denn durch sie ist es dem Autor möglich gemacht, seinen schon vor zehn Jahren begonnenen Studien, welche vorzugsweise die Analyse der Winckelmann'schen Schriften und Lehren zum Gegenstande hatten, in den Jahren 1867—71 neue Studien hinzuzufügen, welche sich hauptsächlich auf Schauplatz und Nebenpersonen, Denkmäler und Zeitgenossen beziehen, und alles in dieser Hinsicht Wichtige auf italienischem Boden selbst zu sammeln. Das war, wie der Verfasser selbst sagt, der bei weitem mühsamere, aber dankenswertheste Theil der Arbeit. Die Zustände eines Orts, den Stand eines Alterthumsfeldes, eines Museums in einem bestimmten Jahre anschaulich festzustellen, die originellen Menschen, unter welche uns der Verfolg dieser Lebensgeschichte versetzt und die selbst in ihrem Vaterlande heute kaum mehr gekannt sind, der Gegenwart wieder lebendig zu machen, forderte das beharrlichste Suchen, und hierzu war durchaus ein längerer Aufenthalt an zahlreichen großen und kleinen Orten und eine gründliche Durchforschung der bibliothekarischen und archivalischen Schätze nothwendig. Der Autor hat es hieran nicht fehlen lassen, und eine reiche Beute hat ihn belohnt. In hohem Grade ist ihm hierbei die Gefälligkeit und das Interesse zu Hülfe gekommen, womit ihm die an der Spitze der Bibliotheken und Archive stehenden italienischen Gelehrten die Benutzung dieser Quellen und Hülfsmittel gestattet haben. Er kann sich hierüber nicht rühmend genug aussprechen. Fast die einzige Ausnahme habe Rom gemacht, nämlich die noch in päpstlichen Händen befindlichen Institute. Er erklärt es daher für einen nicht genug zu beklagenden Schaden der Wissenschaft, daß die Schätze der vaticanischen Bibliothek und des Archivs nicht im September 1870, wo es wol ohne Consequenzen mitgegangen wäre, von den edeln Rittern, die damals die Stadt Rom befreiten, den Krallen jener Drachen entzogen worden seien, ehe so manche der päpstlich-jesuitischen Geschichtsfälschung unbequeme Documente beseitigt werden konnten.

Wie sehr sich Justi eine möglichst vollständige Beschaffung und Verwerthung des für eine wahrheitsgetreue Würdigung Winckelmann's bedeutsamen Materials hat angelegen sein lassen, läßt sich schon aus der Stärke dieses zweiten Bandes erkennen. Derselbe besteht nämlich aus zwei Abtheilungen, deren jede selbst einen Band von durchschnittlich 26—27 Bogen füllt, von denen der erste die „Römischen Lehrjahre" (1755—63), der zweite die „Römischen Meisterjahre" (1763—68) zum Inhalt hat. Alles, was uns der Verfasser hier vorführt, steht natürlich zu Winckelmann in mehr oder minder naher Beziehung; jedoch wird es vom Autor nicht blos von seiten dieser Beziehung, sondern so behandelt, daß man auch an seinem sonstigen Sein und Wesen ein lebhaftes Interesse zu nehmen vermag. Hier und da ist dies vielleicht so sehr der

Fall, daß Winckelmann daneben fast kaum noch als die eigentliche Hauptperson erscheint; dies ist jedoch schon insofern nicht als völlig unberechtigte Willkür zu betrachten, als ja der Autor von vornherein sein Werk nicht blos Winckelmann selbst, sondern auch seinen Zeitgenossen gewidmet hat. Noch mehr aber wird es dadurch gerechtfertigt, als gerade auf Winckelmann's Entwickelung und Leistungen auch Einflüsse von außen in einem solchen Grade mitgewirkt haben, daß es zu einer richtigen Erfassung und Beurtheilung seines Wesens und seiner Bedeutung fast mehr als bei den meisten andern epochemachenden Geistern einer genauen Kenntniß seiner Zeit und Umgebung bedarf.

Besonders schlagend erhellt dies aus dem Inhalt der ersten Abtheilung. In der That erscheint er hier den von allen Seiten auf ihn einwirkenden Dingen und Personen gegenüber mehr wie ein Aufnehmender und Lernender als wie ein Austheilender und Lehrender. Wohl brachte er aus Deutschland einen Schatz von Kenntnissen und Gelehrsamkeit mit, wie ihn außer ihm kaum jemand besaß; aber die unmittelbare Anschauung des Stoffs, auf den sich dieses Wissen bezog, hatte ihm bisher gefehlt; diese mußte erst hier theils an den Kunstwerken selbst, theils unter dem Einfluß von Künstlern und Kennern, die ihm in dieser Hinsicht ursprünglich überlegen waren, nach und nach erlernt werden. Wie dies geschah, wie er sich anfangs durch fremde Urtheile bestimmen ließ, wie er z. B. in seiner ersten römischen Arbeit, einem vom Verfasser in Florenz aufgefundenen Manuscript über die Statuen des Belvedere, nur die Eindrücke wieder an die Oberfläche gebracht hat, die er bei Künstlergesprächen in sich aufgenommen, und wie er erst nach und nach diesen Einflüssen sich wieder entwindet: über alles dies, sowie über die verschiedenen Persönlichkeiten, die für seine Entwickelung und sein Leben von Bedeutung waren, über seine Studien der verschiedenen Sammlungen in Rom, Neapel und Florenz, über seine Benutzung verschiedener Bibliotheken, über die ersten Pläne, Entwürfe und Vorarbeiten zu seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums", empfangen wir hier in einem Umfange wie nie vorher, ebenso interessante wie belehrende Aufschlüsse. Von besonderm Interesse im ersten der sieben Kapitel, welche den „Römischen Lehrjahren" gewidmet sind, ist die Darstellung des Verhältnisses, in welchem Winckelmann zu Rafael Mengs gestanden hat. Justi weist hier auf eine ganze Reihe von Urtheilen in jenem von ihm aufgefundenen Manuscript oder in Briefen Winckelmann's hin, die unzweifelhaft nur Widerklänge Mengs'scher Urtheile sind und deutlich die geistige Abhängigkeit verrathen, in welcher sich Winckelmann damals dem Künstler gegenüber noch befand. Aber schon im Jahre 1756 suchte er sich von diesem Einfluß zu emancipiren:

> Er empfand das bisherige Verhältniß zu eines ganz andern Geistes Kind als Zwang. Mengs war ein nüchterner Zergliederer, Winckelmann ein Enthusiast; jener ein nachahmender Eklektiker, dieser strebte wie alle Schwärmer nach Einheit. Er mag ihm in vielen Dingen nützlich gewesen sein, d. h. Materialien für seine Baupläne geliefert haben, aber er will nicht mehr der Herold sein, der Mengs' Weisheit in die Welt trompetet.

Mit dieser Wendung habe Winckelmann einen ganz andern Begriff der Kunstbeschreibung gewonnen. Es habe ihm geschienen, als müsse dieselbe aus einem des schaffenden Künstlers verwandten Geisteszustand hervorgehen und zum Kunstwerk eine gewisse Analogie haben, gleichsam dasselbe als ein Kunstwerk der Sprache reproduciren. Daher wären ihm alle solche Untersuchungen, die, um den Gegenstand herumgehend, bald hier bald dort die Sonde ansetzen, der Höhe des Gegenstandes nicht würdig erschienen, und nur die Schilderung habe ihm genügt, welche das unmittelbare Erzeugniß einer Inspiration durch das Kunstwerk gewesen sei. Daher der poetische, hymnusartige Charakter seiner Beschreibungen des Apollo, des Torso u. s. w., wie er sie später in seine „Geschichte der Kunst des Alterthums" aufgenommen habe. Daß Justi dieser enthusiastischen Auffassung und Darstellung nicht unbedingt zustimmen kann, folgt mit Nothwendigkeit aus den Fortschritten, welche seitdem die Kenntniß des Alterthums und die ästhetische Kunstbetrachtung gemacht haben. Vermögen wir doch, seitdem uns die Sculpturen des Parthenon und andere Reste aus der classischen Zeit der griechischen Kunst bekannt geworden sind, die von Winckelmann am höchsten geschätzten Werke unmöglich noch mit derselben überschwenglichen Begeisterung wie er zu betrachten, sondern müssen ihnen gegenüber, wie Justi richtig sagt, sofort empfinden, daß sie etwas in sich haben, was den griechischen Statuen der besten Zeit fremd ist, und ihnen etwas fehlt, was wir erst an jenen kennen gelernt haben. Es ist daher vollkommen selbstverständlich, wenn sich unser Autor mit Beziehung auf den hochgehenden Flug der Winckelmann'schen Beschreibungen dahin ausspricht, man könne, selbst wenn man weit entfernt sei, alles, was Michel Angelo, Lessing, Mengs, Goethe an den belvederischen Statuen gesehen hätten, für Vision erklären zu wollen, gleichwol nicht umhin, einen herabstimmenden Epilog dazu zu machen. Demgemäß stellt er sich dem Enthusiasmus Winckelmann's gegenüber durchaus auf den Standpunkt einer Anerkennung und Misbilligung ruhig abwägenden Kritik. Er erkennt an, daß sich wirklich in seinen Schilderungen die Intentionen der Künstler, um deren Werke es sich handelt, treu abspiegeln:

> Die Beschreibung des Apollo ist ein Hymnus, der Reflex einer höhern Intuition, deren überirdischer Reiz das Empfindungsvermögen in Flammen gesetzt hat. Beim Torso zaubert er uns einen Wechsel reicher Bilder vor, die Summe eines epischen Cyklus, den die Kunst gleichsam in Eine Gestalt contrahirt hatte und den die Betrachtung wieder freimachte. Beim Laokoon verläuft die Rede in einer Kette scharfformulirter, streng abgewogener Entgegensetzungen.

Dann fügt er aber hinzu:

> Werke von so stark ausgeprägter Eigenthümlichkeit, wie diese Beschreibungen, pflegen die Fehler ihrer Tugenden zu haben. Der Zug nachschaffender dichterischer Einheit hat die Mannichfaltigkeit der Erwägungen nicht aufkommen lassen, die zur Erkenntniß eines solchen Werks zusammengenommen werden müssen, und die im ersten Entwurf [unter dem Einfluß von Mengs] sorgsamer berücksichtigt waren. Eine anschauliche Vorstellung der plastisch räumlichen Erscheinung der Statuen wird man sich aus Winckelmann's Worten schwerlich bilden können. Das Hermeneutische ist zu kurz gekommen: was über die fehlenden Theile und ihr Verhältniß zur Action gesagt wird, ist so dürftig, daß in dieser Hinsicht Winckelmann unverhältnißmäßig wenig in den Fortgang archäologischer Einsicht eingreift. Ja bisweilen verliert sich seine Charakteristik ins Vage: im Apollo sieht er die Stirn und die Brauen des Jupiter, die Augen der

Juno; im Hercules einen gesetzten großen Geist, im Gott der Ringschule ein Bild der Grazie holder Jugend u. s. w.

Obschon daher Justi anerkennt, daß Winckelmann, um ganz das zu werden, was er geworden und seinem eigensten Wesen das Entsprechendste war, von Mengs sich freimachen mußte, so muß er doch gleichzeitig einräumen, daß er damit auch manches, was dem Alterthumsforscher und Kunsthistoriker unerlaßlich ist, eingebüßt hat. Schließlich faßt er sein Urtheil über das Verhältniß beider zueinander also zusammen:

Winckelmann's enthusiastischer Sinn drängte hin auf Einheit; Farbe, Beleuchtung, Composition, Ausdruck, Charakter war ihm gleichgültig, nur die menschliche, ja männliche Schönheit interessirte ihn, und hier suchte er nach einer Form, die alle Vollkommenheiten vereinigen sollte, indem sie sich zugleich über die Natur, über alle Begriffe menschlicher Schönheit erhob. Mengs behielt stets die Besonnenheit des Künstlers, der seiner Abhängigkeit von der Natur eingedenk ist, deren Vollkommenheit ein Mannichfaltiges ist, ein Kosmos, wo Verschiedenes an Art und Rang seinen Platz hat, und jedes berufen ist, an der Harmonie des Ganzen mitzuhelfen.

Hatte sich Winckelmann im ersten Jahre seines römischen Aufenthalts vorzugsweise unter den fremden Künstlern und Kunstfreunden des Monte Pincio bewegt, so finden wir ihn später in besonders lebhaftem Verkehr mit der römischen Gelehrtenrepublik. Der Darstellung dieser Beziehungen ist das zweite Kapitel gewidmet, welches sich besonders durch die Neuzeit und das culturgeschichtliche Interesse seines Inhalts auszeichnet. Zunächst begegnet uns hier der von Winckelmann als größter Gelehrter angestaunte Prälat Giacomelli, gründlichster Kenner des Griechenthums, geheimer Verehrer und Uebersetzer des Aristophanes, stiller Anbeter von Weib, Wein und Gesang, einst sogar Bewunderer und Anhänger Newton'scher Principien und nichtsdestoweniger zugleich ein Werkzeug in den Händen des Cardinals Fabroni, des fanatischen Verfolgers der Jansenisten, für den er als ausgezeichneter Latinist die von Papst Clemens XIII. gegen diese Ketzer geschleuderten Breven verfassen mußte; sodann der nicht minder gelehrte, aber gesinnungsvollere, minder geschmeidige, ja von allem Formen- und Meinungszwang sich möglichst emancipirende Cardinal Passionei, Gründer und Besitzer einer überaus reichhaltigen und werthvollen Bibliothek, die er Winckelmann zu freiester Benutzung überläßt, Feind der Jesuiten, Freund der Jansenisten, kurz einer der nicht mehr „papabeln" Cardinäle, die sich die ausgedehntesten Dispense gestatten und selbst sich nicht scheuen, über den Papst und ihre Collegen zu lästern; ferner der Cardinal Archinto, früher Nuntius am polnischen Hofe, jetzt erster Minister und Staatssecretär bei Papst Benedict XIV., bei dem Winckelmann nach längerm Sträuben in die Stellung eines Bibliothekars eintrat, anfangs ohne für seine mühsamen Dienstleistungen einen festen Gehalt zu beziehen, bald aber um so mehr anderweitige Annehmlichkeiten und Vortheile diesem Verhältniß verdankend; ferner die gelehrten Jesuiten Contucci und Baldani, der als Polyhistor und Besitzer eines großen Münzcabinets ihm interessante Franciscaner Bianchi, die bedeutenden Alterthumsforscher Paciaudi und Corsini, und schließlich, außer manchen andern, auch der damalige Papst, Benedict XIV., selbst. Neben den vielen lehrreichen Mittheilungen über Gegenstände der Kunst und Alterthumskunde, über die römischen Conversationen, über das gesellige Leben, über das Verhältniß der rein wissenschaftlichen zur literarischen Thätigkeit u. s. w. enthält dieser Abschnitt insbesondere auch manche pikante Auslassungen über die damaligen kirchlichen Verhältnisse. So hören wir z. B. aus Winckelmann's Munde die Aeußerung, die einzig richtige Taktik dem römischen Hofe gegenüber sei, sich nicht wegzuwerfen, und Justi bemerkt dazu, allerdings habe dieser Hof zu allen Zeiten die Maxime gehabt, herrisch, insolent und verweigernd gegen die Demüthigen, nachgiebig und kriechend gegen die Gebieterischen und Trotzigen zu sein — eine Wahrheit, welche die Regierungen hoffentlich jetzt mehr als bisher beherzigen werden. Ueber den Cardinal Passionei liest man:

Als Winckelmann einst mit ihm ausfuhr, begegnete ihnen ein Cardinal im Wagen. „Kennen Sie den Mann?" fragte er mich. — „Ja, von Gesicht", antwortete ich. — „Mein Herr", fuhr er fort, „Sie müssen die Leute ganz kennen lernen. Dieser Cardinal ist ein Unwürdiger ... u. s. f. Nicht wahr, das befremdet Sie? Herr, so spricht man in Rom", sagte er, „dem einzigen Ort in der Welt, wo man so frei reden kann, da ich in allen freien Republiken Europas einige Zeit gelebt habe." — „Eminentissimo!" war meine Antwort, „Sie denken jetzo nicht an die heilige Inquisition." — „Schämen Sie sich", sagte er, „mir dieselbe vorzuhalten. Sie müssen wissen", fährt er fort, „wenn jemand nicht auf dem Spanischen Platz in Rom eine Kanzel aufbaut und öffentlich lehrt, der Papst sei der Antichrist, so hat man hier gar nichts zu befürchten. Denn die Zeiten von Pius V. sind jetzo nicht mehr, und der Geist der christlichen Duldsamkeit wird auch hier allgemeiner."

Der also sprechende Cardinal war derselbe, welcher durch sein berühmtes Votum die zum fünften mal aufs Tapet gebrachte Kanonisation des Jesuiten Bellarmin vereitelte. Daß dergleichen damals in Rom möglich war, hatte vorzugsweise im staatsklugen Verhalten des Cardinals Archinto seinen Grund, der selbst ein Gegner der Jesuiten war, und in dem friedliebenden Charakter des Papstes, der sich freute, unter dessen Staatsleitung eine „so schöne Windstille" genießen zu können, der gern dem Cäsar geben wollte, was des Cäsars ist, der die Donnerkeile des Vatican ruhen und rasten zu lassen wünschte und einst klagte: „Sie machen mich todt mit ihren Lobhudeleien; ewig muß ich mich wehren gegen die Lügen, die sie mir vormachen wollen, gegen die Hoffart, mit der sie mich benebeln möchten!" In Rom war man jedoch mit solchem Papst wenig zufrieden. Während, wie ein Zeitgenosse schreibt, die Christenheit Gelübde that für seine Erhaltung, verdroß die Römer die Länge seiner Regierung. Sie warteten auf die große Lotterie des Conclave, wo jeder einen Treffer zu erhalten hoffte, sodaß sich Grosley zu der Bemerkung veranlaßt fühlte: „Sie werden ihn zu ihren besten Päpsten zählen, wenn sie ihm verziehen haben, daß er achtzehn Jahre regiert." Von fast erheiternder Wirkung ist die Schilderung der Spannung, mit der man bei einer Erkrankung desselben auf seinen Tod hoffte, weil sie uns auf das lebhafteste an eben erlebte Vorgänge der Gegenwart erinnert:

Ende 1756 — heißt es — glaubte man, im Frühjahr auf das ersehnte Conclave bestimmt hoffen zu dürfen, die Römer freuten sich auf die vielen Forestieri, und die schon dort waren, verschoben ihre Abreise. ... Der Papst hat sich zwar etwas gebessert, aber er kann es nicht lange mehr treiben. Man baut schon an dem Conclave für die Cardinäle; und der Papst wünscht,

daß er die Anstalten zu dem zukünftigen Conclave sehen möge.... Es war um toll zu werden. Der Carneval rückte an.... Letzte Woche — schreibt ein Franzose — empfing er die Sterbesacramente, man traf die Voranstalten zur Leichenfeier und zum Conclave. Morgens danach war er wieder (con uno de' miracoli soliti dell' ottima sua constitutione) munter, und man rüstete die Theater für den Carneval. Montags Fieber: man fährt fort am Conclav; gestern Ende des Fiebers: man repetirt die Oper. Heute, wo die Nachrichten schwanken, arbeitet man an beiden Spectakeln zugleich.

Klingt das nicht ganz wie die jüngsten Aprildepeschen der „Agencia Stefani", „Fanfulla", „Voce della verità" u. s. w. Damals mußte sich die heilige Stadt noch dreiviertel Jahr gedulden. In dieser Beziehung wenigstens scheint sich Pio nono den vierzehnten Benedict zum Vorbild nehmen zu wollen, so sehr er auch sonst, wie Justi sagt, ein anderer Mann als dieser ist.

In den folgenden Kapiteln der ersten Abtheilung bilden nach und nach die „Erste Reise nach Neapel", „Florenz und das Stosch'sche Cabinet", „Der Cardinal Albani", „Kunst und Künstler" und „Zwei Reisen nach Neapel" die Themata der Besprechung. Die Fülle des darin niedergelegten, zu nicht geringem Theil vom Verfasser zuerst an das Licht gezogenen Stoffs, durch den wir über die weitere Entwickelung Winckelmann's, besonders über die in hohem Grade fördernden Einflüsse, welche die freundschaftliche Beziehung zu seinem Landsmann Stosch, dem Nestor der Archäologie, und dessen Neffen, sowie sein intimes Verhältniß zum Cardinal Albani, seinem spätern Protector, auf ihn übten, und über die an die herculanensischen Entdeckungen sich knüpfenden Studien belehrt werden, ist eine so große, daß wir selbst durch eine bloße Reproduction der vom Autor gegebenen Inhaltsübersicht den uns hier zugemessenen Raum überschreiten würden.

Noch weniger sind wir im Stande, auf den ungemein reichen Inhalt der zweiten Abtheilung näher einzugehen, und wir können hier um so eher auf eine Darlegung des Detail verzichten, als der weitaus größte Theil desselben einer ausführlichen Reproduction und kritischen Würdigung der Winckelmann'schen Werke, namentlich seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums", seiner „Monumenti" und seiner „Neuen Ausgabe der Kunstgeschichte" gewidmet ist. Der Autor steht hier den Ideen und Leistungen Winckelmann's gegenüber durchaus auf dem Standpunkte, zu welchem sich seitdem die Kunst- und Alterthumswissenschaft emporgearbeitet hat. Er muß sich daher gegen vieles und selbst solches, was seinerzeit Gegenstand der höchsten Bewunderung gewesen ist und ganz besonders zum Ruhme Winckelmann's beigetragen hat, polemisch und ablehnend verhalten; dies hindert ihn aber nicht, andererseits seine unsterblichen Verdienste um die von ihm zuerst zur Wissenschaft erhobene Kunstkennerschaft und Alterthumskunde, seine hohe Begabung für Erkenntniß und Bestimmung des Schönen, seine umfassende Gelehrsamkeit, hingebungsvolle Begeisterung und nie rastende Thätigkeit in vollem Maße anzuerkennen und ihm hierdurch in diesem seinem Buche ein seiner Bedeutung entsprechendes Ehrendenkmal zu setzen. Mit einzelnen der hier über Winckelmann gefällten Urtheile läßt sich rechten, besonders wo es sich um allgemeine ästhetische Principien, z. B. um die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Einheit und Mannichfaltigkeit, Freiheit und Gesetzmäßigkeit im Schönen, um die Bedeutung der Proportionen, um den Werth gewisser Schönheitslinien, um die Berechtigung des Idealismus und Realismus, des Naturalismus und Eklekticismus u. s. w. handelt. Nicht selten begegnet man hier Aeußerungen, welche vermuthen lassen, daß sich der Autor von der gerade jetzt herrschenden antiphilosophischen Zeitrichtung stärker beeinflussen läßt, als für eine befriedigende Lösung ästhetischer Probleme ersprießlich ist; daneben aber kommen andererseits auch Bemerkungen vor, welche dem Subjectivismus einen zu hohen Werth beimessen, oder solche, aus denen sich seine eigene Meinung nicht mit voller Sicherheit erkennen läßt. Im allgemeinen jedoch ist seine Kritik eine umsichtige und vorurtheilsfreie, und gibt von den Vorzügen wie von den Unzulänglichkeiten der Winckelmann'schen Kunstbetrachtung ein der Wahrheit entsprechendes Bild, obschon man ihm darin nicht unbedingt zustimmen kann, wenn er die letztern ausschließlich aus den Einflüsterungen des Systemgeistes, die erstern lediglich aus seiner Beobachtungsgabe und Anschauungsweise abzuleiten sucht. Die dem Systemgeist entsprungene Kunsttheorie Winckelmann's läßt sich nach Justi auf folgende Vorstellungen zurückführen:

Die Natur strebt in der Bildung des Menschen nach einer vollkommenen Form, die in dem Intellect des Schöpfers vorgezeichnet ist. Aber sie sieht sich durch eine widerstrebende Materie gehemmt; sie kommt ihrem plastischen Urbild nur stückweise nahe. Ihr Werk nimmt auf und vollendet der Menschengeist, der in der Kunst die Mängel der Natur ergänzt, indem er vermittels Geschmack und Wahl die in der Natur zerstreuten schönsten Theile sammelt und ein vollkommenes Schönes daraus bildet, das Ideal. Die Kunst schaltet dabei mit der Natur vollkommen frei, in Trennen und Zusammensetzen, Entziehen und Hinzufügen, Dämpfen und Betonen. Sie componirt aus Stücken der Individuen ein neues Wesen. Sie erlaubt sich mancherlei Theile der Oberfläche zu beseitigen. Ihr Thun erscheint weniger als Schaffen, denn als Wegnehmen; keine lebengebende Kraft ist es, sondern eine formende, begrenzende. Sie folgt in der Zeichnung dem abstracten Gesetz einer Linie, die in derselben Weise und aus demselben Grunde für menschliche Glieder und für Vasen gültig ist. Sie vermischt Eigenschaften verschiedener Lebensalter und Geschlechter, sie verwerthet Formen, die Folgen einer Verstümmelung sind, selbst thierische Erinnerungen fügt sie der menschlichen Form hinzu u. s. w.

Können aber nicht Vorstellungen dieser Art ebenso gut der Erfahrung wie dem Systemgeist ihren Ursprung verdanken? Ist es nicht Thatsache, daß Künstler sehr häufig in so eklektischer Weise verfahren sind? Würde Winckelmann auf die zuletzt angeführten dieser Ideen a priori gekommen sein, wenn er nicht durch wirklich vorhandene Kunstschöpfungen des Alterthums, wie die der Satyre, Sphinxe, Centauren, Hermaphroditen u. s. w., zu ihnen hingeführt wäre? Mit mehr Recht bezeichnet er es als Ausfluß der Systemmacherei, wenn Winckelmann lehre, Ausdruck und Charakter seien in der Kunst nur berechtigt, soweit sie sich mit der Schönheit vertragen; Schönheit stehe aber über der Wahrheit des Charakters, über der Aehnlichkeit des Bildnisses, über der Lebendigkeit der Action. Die Schönheit sei auch ihrer Form nach nur Einfachheit und Einheit, nur Auflösung des Contours in einen Linienfluß, zwischen dessen Curven sich keine Grenzen angeben lassen; diese Linie sei geometrisch unbestimmbar, aber doch sehr bestimmt, jede Abweichung von ihr würde das reine Licht

der Schönheit trüben; daher seine Individualität, Charakter, Affect und was sonst zur gemeinen Natur gehöre, Uebel, welche der Künstler soviel als möglich unschädlich zu machen habe, weil sie jene Schönheitslinie nur verwirren könnten u. s. w.

Diese und ähnliche irrthümliche Anschauungen Winckelmann's wurzeln allerdings hauptsächlich in der Einseitigkeit seiner Grundansicht, nach welcher er trotzdem, daß er das Wesen der Schönheit als Harmonie und diese als Uebereinstimmung der Einheit und Mannichfaltigkeit bezeichnet, der Mannichfaltigkeit im Vergleich mit der Einheit nur eine untergeordnete Bedeutung beilegt und demgemäß überall dem Gleichartigen, Generellen, Ruhigen vor dem Verschiedenartigen, Individuellen, Bewegten den Vorzug geben zu müssen glaubt; aber zum Theil hatten sie doch auch in der richtigen Beobachtung ihren Grund, daß wirklich die griechische Plastik — wenigstens im Vergleich mit den plastischen Leistungen späterer Künstler — auf Darstellung der Einheit, Gesetzmäßigkeit, Ruhe ein merklich größeres Gewicht gelegt hatte, als auf die Darstellung der Mannichfaltigkeit, Freiheit und dramatischen Lebendigkeit, und daß gerade hierin die größere Schönheit ihrer Schöpfungen bestand. Der Irrthum Winckelmann's läßt sich also fast ebenso gut als eine Anpassung des Systems an die Ergebnisse der Beobachtung, wie als eine Modification der Thatsachen zu Gunsten des Systems betrachten. Jedenfalls hat aber der Verfasser darin recht, wenn er in Winckelmann's Kunsttheorie den Dualismus zweier einander entgegengesetzten Richtungen erblickt, ihn selbst zu jenen Köpfen rechnet, die jeden Punkt, den sie ergreifen, so lebhaft ergreifen, daß sie zur Zeit die übrigen verloren zu haben scheinen, und daß man daher aus seinen Werken auch ganz andere Vorstellungen als die oben angedeuteten herauslesen könne, z. B. Sätze wie folgende: Action sei das erste, das zweite und das dritte Erforderniß der Kunst. Schönheit ohne Ausdruck sei unbedeutend. Die Köpfe der Götter seien nicht weniger kenntlich charakterisirt, als Bildnisse historischer Personen sein würden. Das Geheimniß der Schönheit liege in der Linie. Ihr Werdeproceß sei eine Kette von Wechseln der Linien. Sie falle nicht unter Zahl und Maß, und doch seien Proportionen das unerschütterliche Grundgesetz des Ideals und die Ursache des Gemeinsamen in der alten Kunst. Die Natur sei im einzelnen über die Kunst und im ganzen, wenn auch selten, ihr gleich; die Kunst nähere sich der Vollkommenheit, indem sie sich der Natur, ihrem Quell und Ursprung, nähere u. s. w.

Im wesentlichen sehr anerkennend spricht sich der Verfasser über die „Monumenti" aus, in denen ein merklicher Fortschritt zu realistischer Auffassungsweise zu erkennen ist. Als die bedeutendste Leistung bezeichnet er hier die Aufstellung der Maxime, daß die Alten in ihren Werken, sonderlich in Reliefs von mehrern Figuren, keine müßigen oder blos idealistischen Figuren entworfen haben, sondern daß die Sujets solcher Bildwerke — obschon es an Erfindungen, Spielen der Laune nicht ganz fehle — vielmehr im mythischen Cyklus von der Theogonie an bis zum Ende der Odyssee zu suchen seien, und er fügt hinzu, daß diese Maxime für die damalige Archäologie, besonders die italienische, eine förmliche Revolution bedeutet habe. Gleichwol kann er nicht umhin, auch hier dieser Anerkennung ein ziemlich langes Register von „Fehlern in der Methode" folgen zu lassen.

In Bezug auf die neue Ausgabe der „Kunstgeschichte" (1776) gibt der Autor zunächst einen ausführlichen Bericht über die Motive zu dieser Arbeit, sowie über Umfang und Bedeutung der sachlichen Zusätze und Veränderungen. Ueber ihren allgemeinen ideellen Gehalt sagt er sodann, eine innere Weiterbildung der ästhetischen und historischen Sätze habe kaum stattgefunden; die Abschnitte über Schönheit und Grazie, die Charakteristik der Stilnuancen sei wörtlich stehen geblieben, die Beschreibungen der Meisterwerke seien nicht vermehrt worden; auch sei das Werk seiner Form nach kein Kunstwerk aus Einem Guß, vielmehr in seinen Theilen nach Quantität und Qualität ungleich. Was indeß das Buch an Ebenmäßigkeit und Rundung verloren habe, habe es an Reichthum und Vollständigkeit, sowie an Lebendigkeit gewonnen. Neben dem schöpferischen Hauch, der durch den stehengebliebenen alten Kern gehe, habe man in den Zusätzen die Frische und Freude der neuen Entdeckungen; man begleite den ruhelosen Forscher in den letzten Jahren seines Lebens durch Rom und seine Campagna, durch Neapel und Pompeji, bis zur letzten Reise; ja man finde darin selbst die letzten Zeilen, welche er schrieb, als ihn schon der Mörder umschlich.

Der möglichst ausführlichen Erzählung dieser letzten Reise und dem traurigen Ende des noch auf der Höhe des Lebens und Strebens stehenden Geistes sind die letzten Kapitel des Buchs gewidmet. Der Autor schließt seine einfache und ergreifende Darstellung dieser Katastrophe mit den Trostworten Goethe's, welche daran erinnern, wie glücklich man ihn preisen müsse, daß er vom Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen sei und daß ihn ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz von den Lebendigen hinweggenommen habe, ehe er die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte habe empfinden, die Zerstreuung der Kunstschätze, in denen er gelebt und gewebt, mit Augen habe sehen müssen, und fügt dann selbst hinzu: „Winckelmann glaubte an eine Freundschaft, die aus dem Schose der ewigen Liebe stammte. Dieses Gefühl, das er so oft, und oft ohne Erfolg, auf Sterbliche übertrug, ist ihm auch nach seinem Tode gewidmet worden; seiner ist mehr gedacht worden als vieler, die gleichen und mehr Anspruch auf das Andenken der Nachwelt hatten. Er lebt in Gott, dem Urquell des Schönen, dessen Abglanz er hier gesucht und geahnt hat."

Adolf Zeising.

Zur Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 31.)

2. Ueber Schiller's Beziehungen zum Alterthume. Von Ludwig Hirzel. Aarau, Sauerländer. 1872. Gr. 4. 10 Ngr.
3. Goethe's Stellung zu Weimars Fürstenhause. Eine Vorlesung von Edmund Hoefer. Stuttgart, Kröner. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.
4. Ueber ein Goethe'sches Lied. Vortrag von Woldemar Masing. Leipzig, Bidder. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Gellert's Leben und Wirken. Vortrag zur Feier des hundertjährigen Todestags Gellert's gehalten am 15. December 1869 von J. Ritter. Glarus, Senn und Stricker. 1870. 8. 7 Ngr.
6. Julius Hammer als Mensch und als Dichter. Ein Vortrag in Dresden gehalten von C. G. Ernst am Ende. Nürnberg, Korn. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.
7. Ein elementarer Lyriker (Martin Greif). Aesthetische Betrachtungen von Adolf Bayersdorfer. Wien, Rosner. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
8. Die Sittendramen des jüngern Dumas besprochen von Siegfried Samosch. Berlin, Königsmann. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Unter den vorstehend verzeichneten Abhandlungen über literargeschichtliche Einzelfragen lassen wir die Arbeit von L. Hirzel (Nr. 1) die Reihe eröffnen, weil dieselbe die gediegenste, die einzig quellenmäßige ist, während die andern mehr bemüht sind, bereits vorhandene Materialien in handlicher Form darzubieten; ruhend auf eingehenden Studien in Schiller's Briefwechsel wie in den Schriften über den Dichter, ist diese Abhandlung Hirzel's der Aufmerksamkeit aller derjenigen würdig, welche, durch wissenschaftliche Beschäftigung oder allgemeines Interesse veranlaßt, Auskunft wünschen über Schiller's Beziehungen zum griechischen und römischen Alterthum. Daß die Abhandlung, nach dem etwas unhandlichen Quartformat zu schließen, Sonderabdruck einer Schulschrift ist, schadet dabei gar nichts, sondern gibt um so größere Gewähr gediegener Vorstudien. So lohnt es sich auch der Mühe, aus den hier zusammengetragenen Materialien die leitenden Thatsachen hervorzuheben und dadurch jeden, welcher diesen Fragen näher treten will, zu eingehender Betrachtung der Abhandlung selbst zu veranlassen.

Hettner sagt in seiner Literaturgeschichte bei Betrachtung von Goethe's und Schiller's Dichtungen: „Wie bei den Bauwerken, Statuen und Gemälden der großen Italiener des 16. Jahrhunderts, so ist auch hier die einfache Reinheit und Großheit der alten Kunst höchstes Muster und wird, weil die Gesinnung und Denkart mit der Gesinnung und Denkart des Alterthums im tiefsten Grunde verwandt ist, mit glücklichster Genialität nachgebildet und erreicht; aber hier wie dort bleibt das Heimische und Eigenartige, das Recht und der lebendige Herzschlag der Gegenwart gewahrt und führt zu den reizvollsten Erfindungen. Es ist Renaissance im höchsten und schönsten Sinn." An diese Worte anknüpfend, meint Hirzel, dieselben, so richtig sie seien, würden für viele von denjenigen auf den ersten Blick etwas Befremdendes haben, welche über Schiller's Beschäftigung mit dem Alterthum nicht mehr vernommen haben, als was die meisten Lebensbeschreibungen des Dichters ihnen gegeben, ein landläufiges Urtheil über seine, wie der eine dem andern nachsagt, nicht eben allzu engen Beziehungen zu den alten Sprachen und Literaturen. Daß diese nähere Beziehung zum Alterthum bei Goethe vorhanden gewesen, sei man wohl geneigt zuzugestehen, nicht aber für Schiller. Nun müsse man dem dichterischen Genius allerdings die Befähigung zugestehen, auch aus einer mehr oberflächlichen Kenntniß der Alten, z. B. aus Uebersetzungen, vermöge tieferer künstlerischer Anschauungen das Wesen des classischen Kunstwerks zu erfassen; eine solche gleichsam intuitive Erkenntniß sei dennoch ohne irgendwelche Grundlage wirklicher Kenntniß nicht möglich. Und so stellt er sich die Aufgabe, zu erweisen, daß diese Kenntniß wirklich vorhanden, ja sogar weit bedeutender war, als man aus den landläufigen Darstellungen von Schiller's Leben ersieht, in denen sich überall nur bei Gelegenheit seiner Euripides- und Virgil-Uebersetzungen ein paar dürftige Worte über seine Beschäftigung mit dem Alterthume finden. Daß er ein besonders gelehrter Kenner des Alterthums gewesen, soll darum nicht erwiesen werden: „Ich habe lediglich die Absicht, einmal alles das zusammenzustellen, was in seinem Leben, seinen Werken, Briefen und sonstigen Aeußerungen zunächst von seiner Kenntniß der alten Schriftsteller in Original oder Uebersetzung und der Art seiner Beschäftigung mit denselben Zeugniß gibt."

Schiller begann schon sehr frühzeitig Latein zu lernen, schon im sechsten Lebensjahre, und zwar bei seinem ersten Lehrer, dem Pfarrer Moser zu Lorch, welcher sogar dem Knaben bereits einige griechische Wörter beizubringen bemüht war. Auf der lateinischen Schule zu Ludwigsburg, welche Schiller seit 1768 besuchte, wurde fast ausschließlich Latein betrieben; Schiller las hier Ovid, Virgil und Horaz, bewies ein besonderes Geschick, lateinische Verse zu machen und gewann sich durch Fleiß und Begabung gute Zeugnisse. Auch die Anfangsgründe des Griechischen wurden hier gelernt und so weit gefördert, daß Schiller als Schüler der Oberklasse das Neue Testament in der Ursprache las.

Eingang 1773 trat Schiller dann in die Militär- und Ritterakademie auf der Solitude über, welche 1781 den Namen „Karl's-Hohe-Schule" empfing. Im Lateinischen fühlte er sich damals beinahe als Meister; im Griechischen gewann er schon Ende 1773 den ersten Preis. Daß er bei dem Professor Nast den Homer im Originale gelesen, wie Conz behauptet, möchte man gegenüber der eigenen Behauptung des Dichters, er habe „die griechische Literatur, soweit sie sich über das Neue Testament erstreckt, verabsäumt", und gegenüber den mannichfachen spätern Klagen über unzureichende sprachliche Vorbildung zu bezweifeln geneigt sein. Dagegen finden wir in seinen Schriften mannichfache Zeugnisse dafür, daß er die Alten gelesen. Einen Theil des ersten Gesangs der Aeneide übersetzte er 1780 in Hexametern; daß er Ovid, Horaz, Sallust, Seneca mit Eifer las erhellt aus zahlreichen Aeußerungen oder Stammbuch

blättern; Plutarch las er mit besonderer Vorliebe und erwärmte sich an den Heldenbildern großer Männer, wobei man übrigens meines Erachtens sehr die Frage aufwerfen darf, ob er ihn nicht aus Uebersetzungen kennen gelernt habe. Immerhin war Schiller's sprachliche Vorbildung derart, daß er bei der Flucht nach Manheim seinem Freunde Streicher sagen konnte, „er wolle sich in Leipzig in der Jurisprudenz den Doctortitel erwerben, das Lateinische stehe ihm dabei nicht im Wege, das habe er inne wie seine Muttersprache". Ein sittigender mäßigender Einfluß übrigens dieser Studien auf die Jugendwerke des Dichters ist nicht zu beobachten; auch bemerkt man leicht, daß Schiller besonders für diejenigen Dichter und Schriftsteller eine wärmere Theilnahme besaß, bei welchen er die seinem Wesen entsprechenden Eigenschaften des Pathetischen und Ethischen fand; für die einfache ungesuchte Schönheit eines Homer hatte er noch kein Verständniß.

Mit dem Jahre 1785 beginnt ein neuer Zeitraum in Schiller's Leben, welcher ihm nach den stürmischen Noth- und Wanderjahren zum ersten male in Körner's Umgang, zu Rudolstadt, Weimar und Jena das Genügen behaglichen Verkehrs, angestrengter aber doch nicht athemlos unter dem Drange der Noth keuchender Arbeit darbot. Hirzel sagt:

Man pflegt als die Factoren, welche die in dieser Periode vor sich gehende Läuterung von Schiller's Genius bewirkten, gewöhnlich und nicht mit Unrecht das Studium der Philosophie und der Geschichte in den Vordergrund zu stellen. Dagegen ist von seinen Alterthumsstudien auch in diesem Zeitraum sehr wenig die Rede, und doch will es mir scheinen, als ob gerade diese unter den Factoren, welche aus dem Dichter der „Räuber" den Dichter des „Wallenstein" machen konnten, eine ganz hervorragende Stelle einnähmen. Denn aus diesem Zeitraum läßt sich eine so große Menge von Zeugnissen einerseits für die Sehnsucht Schiller's nach dem innern Besitz der classischen Welt und Weltanschauung, andererseits auch dafür beibringen, daß er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln diese Sehnsucht zu befriedigen strebte, daß darüber nur leicht hinwegzugehen, wie gewöhnlich geschieht, mir eine Unmöglichkeit scheint. Schiller hatte in seinem bisherigen Leben genug vom Alterthum kennen gelernt, um nunmehr mit Hülfe dieser Kenntniß den formenbildenden Einfluß desselben, die läuternde und reinigende Kraft der alten Dichtkunst, oder sagen wir vielmehr der alten Kunst überhaupt zu fühlen.

Daß Schiller den Geist des Alterthums bereits damals überaus lebhaft in sich aufgenommen hatte, geht hervor aus den vielfach angegriffenen „Göttern Griechenlands", welche im Frühling 1788 erschienen. Besonders aber der Aufenthalt zu Rudolstadt in jenem Sommer war reich an Anregungen, die er aus dem Alterthume gewann, und es gab ihm der Verkehr mit den beiden Schwestern Lengefeld dazu die erwünschte Gelegenheit. Im August 1788 schrieb er an Körner: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer. In den nächsten zwei Jahren, hab' ich mir vorgenommen, les' ich keine modernen Schriftsteller mehr; nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei fast von der wahren Simplicität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun, vielleicht Classicität geben wird." Im Spätjahr verdeutscht er, unterstützt durch eine lateinische Uebersetzung, des Euripides „Iphigenie in Aulis" und einen Theil der Phönissee. Dann wandte er sich dem Aeschylus zu, dessen „Agamemnon" er zu übersetzen gedachte; er strebte, seinen eigenen Worten zufolge, „durch diese Uebersetzungen der tragischen Dichter nach dem tragischen Stil"; er trug sich sogar im Eingang der neunziger Jahre mit der Absicht, gemeinschaftlich mit einigen würtembergischen Freunden ein „Griechisches Theater" in sechs bis sieben Bänden erscheinen zu lassen; das Unternehmen zerschlug sich indeß.

Neben diesen Studien in den griechischen Tragikern geht gleichzeitig her die erneuerte Beschäftigung mit den Römern; als Professor der Geschichte mußte er einen geschichtlichen Stil zu gewinnen streben und las im Herbst 1789 mit großem Vergnügen den Livius zum ersten male. Einen dichterischen Wettkampf mit Bürger auszufechten, übersetzte er im Jahre 1791 einen ansehnlichen Theil des Virgil in freien Stanzen und stellte so den durch Blumauer's platten Witz herabgewürdigten großen Römer in gleicher Weise in allen Ehren her, wie später die Jungfrau von Orleans. Dazwischen Studien in Lucian, Plutarch, Properz, alles freilich in Uebersetzungen, aber doch mit jener Klarheit des Verständnisses, wie sie nur der genialen Natur verliehen ist und wie sie sich in den zahlreichen Urtheilen der 1795 erschienenen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung ausspricht.

Es erhellt daraus, daß in dem Läuterungsprocesse, welchen Schiller im Beginn der neunziger Jahre durchmachte, neben der Philosophie und Geschichte das Studium der Alten eine sehr ansehnliche Rolle spielt. „Ehe ich der griechischen Tragiker durchaus mächtig bin und meine dunkeln Ahnungen von Regeln und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein", schreibt er Ende 1790, und das Werk, mit welchem er nach mehrjährigem Feiern die dramatische Arbeit wieder aufnahm, der „Wallenstein", gibt Zeugniß, wie sehr dieser Durchgang durch die Wissenschaft, das nähere Bekanntwerden mit dem edeln Maß der Alten dem Dichter genützt haben. Und auch im Drange dieser schöpferischen Thätigkeit hörte die Beschäftigung mit den Römern und Griechen nicht auf. Im Jahre 1795 und den nächstfolgenden liest er nicht blos eifrig, und zwar um größerer Raschheit willen abermals in Verdeutschungen, Juvenal, Martial, Terenz, Properz, Ovid; Ausgang 1795 entschließt er sich ernstlich, das Griechische aufs neue wissenschaftlich zu treiben, „denn was ich von demselben weiß, besteht mehr in Kenntniß von Wörtern als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe". Der „Wallenstein" ließ ihn wol nicht dazu kommen; dagegen finden wir ihn 1796 und 1797 eifrig mit Sophokles beschäftigt; 1798 liest er die „Phädra" des Euripides und nimmt um dieselbe Zeit mit unendlichem Vergnügen seine Homerstudien wieder auf; wie die Anklänge an Homer, die griechische und römische Welt durch die Balladen, Xenien, das „Lied von der Glocke", den „Spaziergang" und andere Elegien gehen, dieses mag nur angedeutet werden. 1797 liest Schiller des Aristoteles „Poetik", selbstverständlich verdeutscht, mit außerordentlicher

Befriedigung; im Herbst 1800 spricht er gegen Goethe abermals die Absicht aus, Griechisch zu lernen, und läßt den Plan abermals im Drange der dichterischen Arbeit fallen.

Wenn diese Studien der Alten unzweifelhaft zur Reifung des Dichters mächtig beitrugen, so ist deutlich nachzuweisen, wie dieselben ihn vorübergehend auch auf einen Irrweg führten, welchen er selbst allerdings rasch genug als einen solchen erkannte, ohne doch hindern zu können, daß nach ihm eine ganze Schar von Romantikern denselben Pfad betrat und darauf in immer dunklere, schreckbarere Nacht der Romantik sich verlief. Alsbald nach Vollendung des „Wallenstein" greift Schiller wieder zu Aeschylus, und es ist offenbar, daß er unter dem Einfluß des antiken Schicksals „Die Jungfrau von Orleans" und „Die Braut von Messina" schuf, welche wenigstens der Berichterstatter allezeit für die schwächsten unter Schiller's spätern dramatischen Arbeiten gehalten hat; in dem ganzen Aufbau der „Braut von Messina", in den Chören derselben und ihrer Sprache, und vor allen Dingen in der das ganze Stück beherrschenden Idee eines unvermeidlichen Schicksals würden wir die Nachwirkungen dieser Aeschylus-Studien deutlich erkennen, wenn es Schiller nicht selbst in seinen Briefen ausspräche. Wie viel romantisches Unheil nachmals erwachsen ist aus diesem Versuche, den Geist der griechischen Tragödie auf die deutsche Bühne zu führen, das ist bekannt genug; Schiller selbst sah hinreichend klar, um den eingeschlagenen Weg als einen Irrweg zu erkennen und lenkte mit dem „Tell" wieder in hellere Bahnen zurück. Es war sein letztes abgeschlossenes Werk.

Allerdings zu der hohen Vollendung seiner letzten Werke gelangte Schiller ebenso wenig allein durch die Alten, als er ohne die Alten dazu gekommen wäre. Die allgemeine Entwickelung seines Geistes im Laufe der Jahre, die philosophischen Studien, welche freilich mit dem Studium der alten Dichter zum Theil in enger Verbindung stehen, die geschichtlichen Studien u. s. w., dies alles hat seinen Antheil an dieser Vollendung. Vorzüglich aber der Umgang mit Goethe. Und dies besonders darf da nicht außer Acht gelassen werden, wo von Schiller's Beziehung zum Alterthum die Rede ist, daß eben dieser Umgang mit Goethe für Schiller vor allem auch eine neue Beziehung zum Alterthum war, eine Art von Ergänzung seines Umgangs mit den Alten. In Goethe's antiker Dichternatur trat ihm ein Stück lebendigen Griechenthums vor Augen. Dasselbe Schicksal also, das den jugendlichen Schiller von den Quellen der Bildung, durch die allein er nachher ein classischer Dichter zu werden hoffte, immerhin noch weit genug verstoßen hatte, es söhnte in spätern Jahren die Unbill und ließ den gereiften Mann die volle Freundschaft dessen finden, in dem er verkörpert und ganz das alles schauen konnte, was todte Denkmäler ihm immer nur unvollkommen zu überliefern vermochten. In der richtigen Erkenntniß dieser Gunst des Schicksals, die er wohl zu benutzen verstand, hatte Schiller schon am 2. Juli 1796 an Goethe geschrieben: „Mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist!"

Die Abhandlung schien uns bedeutsam und anregend genug, um den wesentlichen Inhalt derselben hier im Auszuge mitzutheilen. Es wird daraus erhellen, daß dieselbe über Schiller's geistige Entwickelung, sofern sie auf dem Grunde von Studien des Alterthums ruht, ungemein reichhaltige Beiträge darbietet und eingehender Beachtung von seiten der literargeschichtlichen Wissenschaft werth erscheint.

Die Vorlesung von Edmund Hoefer (Nr. 3) hat sich die Aufgabe gestellt, das Verhältniß Goethe's zu dem alten, jungen und jüngsten Hofe zu betrachten, alles freilich nur kurz umrissen und doch klar die Hauptsache hervorhebend, diese eigenartigen Menschen in völliger Lebenswahrheit vor uns stellend. Goethe selbst auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen, Anna Amalia, Karl August und die Herzogin Luise, dann wieder deren Kinder und Enkelkinder, sie werden uns mit einer auf sicherer Kenntniß ruhenden Anschaulichkeit geschildert, ihre gegenseitigen Beziehungen ins rechte Licht gerückt, und Goethe, von welcher Seite man ihn betrachten mag, erscheint, von der ersten Sturm- und Drangzeit abgesehen, als der allezeit überlegende, vermittelnde, große und gute Mensch. So wird der minder Kundige hier viel Neues und Treffliches finden, und auch der Kundige sich an der schönen und klaren, zu immer höherer Verehrung auch des Menschen Goethe anregenden Zusammenstellung dieser mannichfaltigen Wechselbeziehungen erfreuen.

Die kleine Arbeit von W. Masing (Nr. 4) bringt uns eine hübsche Abhandlung über Goethe's „Ueber allen Gipfeln ist Ruh". Es ist ganz richtig, wenn der Verfasser meint, das wunderbare kleine Gedicht sei von den Erklärern bisher nur in Hinsicht auf seine Entstehung erläutert worden, weil es zu sehr sich selbst erkläre, um einer weitern Erklärung zu bedürfen. Die daran geknüpfte Betrachtung des Gedichts nach Inhalt und Form bringt nun wirklich manches Sinn- und Gedankenreiche und in dieser Hinsicht Neue; auch die Deutung der Reim- und Lautverhältnisse des Gedichts ist eigenthümlich, mögen dieselben auch nicht vom Dichter in dieser Weise empfunden und beabsichtigt worden sein.

„Gellert's Leben und Wirken" von J. Ritter (Nr. 5) ist ursprünglich ein zur Feier des hundertjährigen Todestags Gellert's, am 15. December 1869, gehaltener Vortrag; er schildert im Anschluß an ältere Quellenwerke des Dichters einfachen Lebensgang, anspruchslos und ansprechend. Besonders erfreulich ist es, daß der Verfasser, obwol Geistlicher, nicht in die pharisäische Verurtheilung des frommen Dichters einstimmt, sondern seine Bedeutung in der Geschichte unsers deutschen Kirchenliedes herzlich anerkennt, und dabei die edle menschliche Seite an dem seltenen Manne in das gebührende Licht stellt.

Das Büchlein über Julius Hammer von C. G. Ernst am Ende (Nr. 6) bietet außer einem wirklichen Lichtbilde des Dichters auch ein Lichtbild seiner Thätigkeit und Persönlichkeit. Der äußern Ereignisse in Hammer's Leben — er war geboren 1810 zu Dresden und starb 1862 — sind nicht viele zu berichten; mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, wohnte er in seiner Vaterstadt, während des Sommers in dem nahen Pillnitz. Die dramatischen Arbeiten seiner frühern Zeit hatten bescheidenen Erfolg, um so glänzendern die zierlichen Bändchen lyrischer Dichtungen, welche er seit 1851 erscheinen ließ und die seiner sinnigen beschaulichen Art in bester Weise Ausdruck geben. So war Hammer auch in seinem persönlichen Verkehr von gewinnender Liebenswürdigkeit; unter dem Ein-

drucke derselben ist das Büchlein abgefaßt und wird den Freunden des Gestorbenen eine willkommene Erinnerung sein.

Der Berichterstatter muß bekennen, daß der „elementare Lyriker" M. Greif ihm erst durch das Schriftchen von A. Bayersdorfer (Nr. 7) bekannt geworden ist. Nach den hier mitgetheilten lyrischen Musterstücken zu schließen, ist Greif allerdings eine ganz eigenartige Erscheinung, ein Dichter, welchem die Gabe der Objectivität, der Hervorhebung des Wesentlichen und Typischen in hervorragender Weise eigen ist, dabei eine überraschende Einfalt und zugleich Besonderheit der Gedankendarstellung und der dichterischen Form. Insofern demnach das vorliegende Heftchen auf einen bisher nicht sonderlich beachteten Dichter hinweist, ist ihm ein Verdienst nicht abzusprechen; die Darstellungsweise des Schriftchens dagegen ist, wenigstens für die beschränkte Fassungskraft des Berichterstatters, von einer kaum überwindlichen Undurchsichtigkeit. Zum Beweis nur eine Stelle:

Freilich kann bei diesem Intuitionsprocesse der Prioritätsstreit zwischen der passiven Form und der activen Empfindung, die sich zueinander verhalten wie Veranlassung in der Zeit und Ursache in der Idee, nicht entschieden werden, da sie zur Entstehung der künstlerischen Formel sich gegenseitig Ursache und Wirkung, demnach als Einzelbegriffe undenkbar sind und eine doppellösige Antinomie construiren lassen. Ebenso wenig kann eine aufrichtige Metaphysik entscheiden, ob die Eigenschaftsbegriffe, mit denen der intuitive Intellect arbeitet, transcendentale Auffassungsformen (a priori), unter denen er die Erscheinungen verstehen lernt, oder ob sie nicht vielmehr (a posteriori) Producte der Empirie und unbewußten Uebereinkommens, also durch den Mechanismus der Sinne concret bestimmte Formen der allgemeinen Urtheilskraft seien, sodaß die Gleichartigkeit der Wirkung auf die Individuen nur auf der Gleichartigkeit der Ursachen, nicht auf einer generellen Intellectanlage beruhen würde.

Ist das noch deutsch? Muß man so schreiben, um zu beweisen, daß ein Dichter aus jedem Vorgang, welchen er darstellt, aus jeder Empfindung, der er Worte gibt, den Kern und innersten Gehalt herauszulösen im Stande ist?

Vor kurzem ist in d. Bl. (Nr. 14) die Schrift von Rutenberg über das französische Drama der Gegenwart zur Besprechung gelangt; das Heftchen von S. Samosch (Nr. 8) hat sich dieselbe Aufgabe gestellt, das moderne französische Sitten- oder richtiger Liederlichkeitsdrama in seiner künstlerischen und sittlichen Bedeutung, d. h. in seiner gründlichen Verkommenheit darzustellen. Als Hauptvertreter desselben hat Samosch sich den jüngern Dumas auserwählt, dessen Stücke, soweit sie das Maitressenthum, die Halbwelt, den Ehebruch und andere Lieblingsvorwürfe des modernen französischen Dramas darstellen, nach ihrem Gange kurz entwickelt und beurtheilt werden. Daß dieses Urtheil nicht eben schmeichelhaft ausfällt, ist nicht zu verwundern gegenüber sogenannten Kunstwerken, welche, vom deutschen Standpunkt betrachtet, etwa den Anblick der in einem Tropfen faulen Wassers zuckenden Thierwelt darbieten; je fauler das Wasser, desto ungeheuerlicher sind die im Grunde verzweifelt nichtigen Bestien, die uns das Vergrößerungsglas zeigt. Daß der Weltwassertropfen Paris sehr faul ist, das ist bekannt genug. Wenn es wirklich deutsche Städte oder doch Bühnen gibt, die sich von diesem Stoffe nähren, welches den Duft sittlicher Verwesung weithin verbreitet, so wäre es an der Zeit, diese Bühnen, wie den Verkauf von anderm Gift, unter die Aufsicht des Staats zu stellen; solchen Werken gegenüber wäre eine theilweise Erneuerung der alten Theatercensur eine Wohlthat. Das Büchlein bringt gerade nicht viel Neues, auch wenig Eigenes; mit dem aber, was es bringt, kann man nur einverstanden sein.

9. Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von F. X. Wegele. Erster Band: Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. (Von Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten an.) — Geschichte meiner Zeit. Würzburg, Stuber. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist erklärlich, wenn über ein Uebersetzungswerk an dieser Stelle rascher hinweggegangen wird. So gewaltig auch die Bedeutung Friedrich's des Großen in der Geschichte der deutschen Politik wie der deutschen Wissenschaft ist, so geschickt die Verdeutschung seiner Werke auch ausfallen mag, diese Werke sind und bleiben, wenigstens der Sprache nach, Fremdlinge auf unserm Boden, und das ist höchlich zu bedauern; denn der darin lebende Geist ist durchaus deutsch. Schon aus diesem Grunde ist dem Unternehmen, dessen Band hier vorliegt, der beste Erfolg zu wünschen, um so mehr, da die geschichtliche Einleitung des Professor Wegele in schönster und treffendster Weise ausgeführt ist. Von den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg", welche den ersten Halbband bilden, ist alles, was vor der Zeit des Großen Kurfürsten liegt, weggelassen, was nur zweckmäßig genannt werden kann; ein Blick auf das Werk läßt den in französischer Schule gebildeten Verfasser erkennen, zugleich wie sehr es, in deutscher Sprache ausgeführt, sich vor den übrigen gleichzeitigen Geschichtswerken ausgezeichnet haben würde. Die Uebersetzung ist fertig und kundig gemacht; nur fällt S. 65 das „Fort von Schenk" statt der Schenkenschanz auf.

10. Goethe's Hermann und Dorothea, in gemeinfaßlicher Darstellung erläutert von W. R. Hoffmann. Mit einem Vorwort von K. Rosenkranz. Breslau, Max u. Comp. 1872. 8. 10 Ngr.

11. Schiller's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt nebst Variantensammlung. Von Heinrich Viehoff. Vierte Auflage. Stuttgart, Conradi. 1872. 8. 2 Thlr.

12. Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Lessing's Minna von Barnhelm und Schiller's Don Carlos erläutert von Heinrich Düntzer. Leipzig, Wartig. 1873. 16. 10 Ngr.

In einer frühern Nummer (Nr. 10) haben d. Bl. eine Besprechung gebracht von Hoffmann's Schriftchen „Orthodoxe Angriffe auf Goethe". Die darin verheißene Arbeit über „Hermann und Dorothea" liegt nun vollendet vor (Nr. 10); Karl Rosenkranz hat ihr einige Worte der Empfehlung mitgegeben. Die Einleitung verzeichnet und bespricht zunächst in aller Kürze die zahlreichen frühern Arbeiten über die Dichtung; daran reiht sich eine dem Gange derselben folgende Skizze des Inhalts mit eingestreuten Bemerkungen. Das alles ist kurz und knapp gehalten, und wenn derjenige, welcher das Gedicht genau

kennt und durchdacht hat, nicht eben Neues oder Glänzendes findet, so kann diese Erläuterung doch ein schätzenswerther Führer sein für den minder Kundigen. Dagegen wäre es zu wünschen, daß ein Büchlein, welches sich mit Goethe beschäftigt, des Dichters Namen auch richtig, und nicht Göthe schriebe.

Ueber eine Arbeit, welche bereits in vierter Auflage erscheint, wie diejenige von Viehoff (Nr. 11) ist im Grunde nicht viel zu sagen; Viehoff ist als gründlicher und kenntnißreicher Erläuterer bereits bekannt genug, um einer erneuerten Empfehlung nicht zu bedürfen. Das dem Berichterstatter vorliegende zweite bis fünfte Heft behandelt die Dichtungen der ersten und zweiten Periode mit der dem Verfasser eigenen Gewissenhaftigkeit und Umsicht.

Die „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" (Nr. 12) haben bereits in Nr. 10 d. Bl. eine kurze Besprechung gefunden; es liegen hier abermals zwei Lieferungen vor, die eine bereits in zweiter Auflage. Wir wüßten der frühern Besprechung nichts beizufügen. H. Düntzer ist als Erläuterer unserer Classiker ausreichend bekannt; ist auch manches von dem Gebotenen entbehrlich, so wird man andererseits das zum geschichtlichen und sachlichen Verständniß der Stücke Erforderliche hier vereinigt finden. Zur Benutzung bei anderer Gelegenheit fügt der Berichterstatter eine von Düntzer noch nicht benutzbare Notiz aus Pröhle's „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" (1872, S. 201) bei. Danach wird in einer 1846 erschienenen „Geschichte der Kreisstadt Lübben" (von Neumann) erzählt, „daß das ständische Landhaus Lübben binnen drei Tagen eine Contribution von 20000 Thalern habe eintreiben oder in Brand gesteckt werden sollen. Das Landhaus sei der Einäscherung nur dadurch entgangen, daß der Dragonermajor Anton Rudolf Marschall von Bieberstein den Ständen eine Quittung über den Empfang der Summe ausgestellt habe, bevor dieselbe gezahlt werden konnte." Es wird die Vermuthung ausgesprochen, daß Lessing diesen Vorgang in der „Minna" benutzt habe, und die Bemerkung beigefügt: „Wie mir einer seiner Nachkommen mittheilte, war Marschall von Bieberstein ein trefflicher Pistolenschütze, und hatte von seinen Kameraden den Spitznamen «der Tell» bekommen. Sollte hiermit vielleicht selbst Tellheim zusammenhängen?"

13. Vorschule der deutschen Literaturgeschichte für Mittelschulen von C. W. G. E. Schwarz. Amsterdam, Gebr. Binger. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein Büchlein, welches auf etwa 100 Seiten eine Verslehre, die Lehre von den Redefiguren und Dichtungsarten, einen Abriß der Geschichte der deutschen Literatur von Ulfila bis Hackländer, sowie schließlich eine kurze Geschichte der deutschen Sprache vereinigt; die Literatur ist dabei mit etwa 60 Seiten am reichsten bedacht. Da kann für jedes Einzelne nicht viel übrigbleiben. Das Büchlein ist für Mittelschulen bestimmt; daß es für solche Anstalten, ja daß es überhaupt für Schulen durchweg geeignet sei, bezweifle ich sehr. Die Lehre von den Redefiguren zunächst mit ihren ausschließlich lateinischen und griechischen Namen ist völlig unnütz; die Verslehre ist mit einer wahrhaft erstaunlichen Leichtfertigkeit gearbeitet. Sie hält z. B. noch immer die hochtonigen Silben für lang, das hat schon vor 250 Jahren Martin Opitz besser gewußt, dessen Ansicht S. 37 ohne alles Verständniß mitgetheilt ist. Daß Mittelschüler in der deutschen Sprache gar nicht vorhandene Ungethüme von Versfüßen, wie Pyrrhichius, Amphibrachys u. s. w. lernen, ist gänzlich überflüssig. Von der Zuverlässigkeit der Begriffsbestimmungen einige Beispiele: „Ein merkliches Zusammentreffen vom Schlusse des Wort- und Versfußes nennt man Cäsur. — Vereinigt man im Hexameter die Längen des dritten und sechsten Fußes zu einer Länge, so entsteht der Pentameter. — Die Terzine, aus drei Versen in fünffüßigen Jamben bestehend. — Der «Getreue Eckhart» ist eine Legende" u. s. w. Das sind einige Beispiele für die Gründlichkeit dieser Arbeit. Die Literatur ist besser gearbeitet, doch sehr ungleichmäßig; umfassende Inhaltsangaben von Wieland's „Agathon", Jean Paul's „Siebenkäs" und Mosen's „Ahasver" gehören nicht in einen Leitfaden; ebenso wenig in ein solches Büchlein ein Abriß der Geschichte unserer Sprache.

Wilhelm Buchner.

Naturwissenschaftliche Umschau.

1. Geschichte der Himmelskunde nach ihrem gesammten Umfange von J. H. von Mädler. Erster Band. Braunschweig, Westermann. 1871—72. Gr. 8. In Lieferungen zu 10 Ngr.

Wir freuen uns, unsere Leser auf diese ausgezeichnete literarische Arbeit aufmerksam machen zu können. Der Verfasser hat dazu seit vielen Jahren das reiche Material gesammelt und mit andauerndem Fleiße verarbeitet. Er sah in der Vollendung dieser schriftstellerischen Thätigkeit einen längst gehegten Lieblingswunsch erfüllt. Von einem so allgemein bewährten tüchtigen Astronomen ließ sich nichts anderes als ein gediegenes Werk erwarten, ein Werk, das allen Anforderungen vollkommen genügen konnte. Dasselbe schreitet rüstig fort und wird ebenso gut von den gelehrten Fachgenossen wie von allen gebildeten Denkern mit ungetheiltem Beifall begrüßt werden, da es sich ganz gleich durch gründliche Tiefe und Ausführlichkeit wie durch leicht faßliche Behandlung auszeichnet. Diese Geschichte der Sternkunde ist ein würdiges Seitenstück zu des Verfassers „Selenographie".

Eine Geschichte der Himmelskunde, welche allen gerechten Anforderungen genügen will, ist eine schwer zu lösende Aufgabe, aber auch ein schon lange und besonders in unsern Tagen lebhaft gefühltes Bedürfniß. Die ältern Werke dieser Art von Montucla und de Lalande, von Goguet, Bailly und Delambre sind ausgezeichnet, aber veraltet, die gewaltigen Fortschritte der Wissenschaft haben jetzt ganz andere Ansprüche ins Leben gerufen. Und selbst die meisterhaft angelegte „Geschichte der Astronomie" von G. A. Jahn konnte das Verjüngen doch nur unvollstän-

dig bewirken, da sie nur bis in die Mitte unsers Jahrhunderts reicht. Von den großen epochemachenden Fortschritten der letzten 20, 30 Jahre konnte darin noch gar keine Rede sein. Die neuesten größern Lehr- und Wörterbücher der Astronomie, Mathematik und Physik haben allerdings das historische Interesse der Himmelskunde durchaus nicht unberücksichtigt gelassen, allein sie konnten unmöglich allen Anforderungen gerecht werden, dazu war ihnen der Raum zu eng bemessen und die Verpflichtung für den Hauptzweck überall hinderlich. Auch vermißte man dabei die genetische Verknüpfung zu einem innig zusammengehörigen Ganzen. Es fehlte uns also noch ein in sich abgeschlossenes, die ganze Geschichte der Himmelskunde umfassendes Werk, wie es Mädler geliefert hat. Der Verfasser kannte die ganze Schwierigkeit der Lösung seiner großen Aufgabe, aber er fühlte dazu Beruf und Kraft und hat mit ganzer Hingebung und Freudigkeit Hand ans Werk gelegt. Er will ein gleichmäßiges chronologisches Fortschreiten so viel nur immer möglich innehalten:

Aber im Anfange, wo die einzelnen Culturvölker einander so gut als unbekannt waren, überdies die Epochen selten festgestellt werden konnten, war eine ethnographische Anordnung geboten, die erst mit der Gründung des Alexandrinischen Museums, das eine allgemeine Beachtung fand, in eine mehr chronologische übergehen konnte. Denn erst von diesem Zeitpunkte an läßt sich eine Wissenschaft datiren, die sämmtliche Culturvölker angeht und aus der sie alle schöpfen. Gegenwärtig ist aus einem ganz andern, ja gewissermaßen entgegengesetzten Grunde eine streng chronologische Anordnung des Ganzen nicht möglich, denn je länger desto mehr theilt sich die Wissenschaft in einzelne Zweige, die eine gesonderte Behandlung beanspruchen.

Beispielsweise macht Mädler aufmerksam auf die Optik, welche nur in gesonderter Darstellung astronomisch befriedigen könne. Daß aber in diesen besondern Theilen das chronologische Element wieder vorherrschen müsse, sei natürlich. Die astronomische Geschichte des 19. Jahrhunderts nähme dann wieder einen ganz andern Charakter an; sie könne sich nicht auf die Koryphäen beziehen, welche die ganze Wissenschaft in sich beherrschten und weiter geführt hätten, sondern nur auf solche, welche Neues entdeckt, Neues erfunden. Das Biographische der einzelnen Gelehrten nähme eine untergeordnete Bedeutung an, es dürfe nicht fehlen, könne aber nur insoweit Berücksichtigung finden, als es zum Verständniß der Sache nöthig sei. Das ist ein klar durchdachter Plan, aus welchem offenbar hervorgeht, daß auch die allerneuesten astronomischen Forschungen auf dem Gebiete der Spectralanalyse eine sorgfältige historische Beachtung erhalten werden. Auch ist es bekannt, daß gerade der Verfasser sich für diese hochwichtige Methode der Erforschung der physischen Natur der Himmelskörper auf das lebhafteste interessirt hat, wenn auch die Zeit zu einer selbständigen Thätigkeit in dieser Beobachtungsart nicht mehr vorhanden war. Der geschichtliche Einblick in den Geist des allerneuesten Fortschritts der Himmelskunde fehlt ihm wahrlich nicht, und dies ist es doch hauptsächlich, was man hier von dem Historiker der Astronomie der Gegenwart erwarten darf. Wir wissen auch, wie der Verfasser in jeder Hinsicht bemüht gewesen ist, seitdem Werke nicht blos eine umfassende Vollständigkeit, sondern auch eine praktische Tüchtigkeit zu verleihen. So wird dasselbe mit einem vollständigen Doppelregister ausgerüstet werden, welches sich sowol auf die Gegenstände als auf die Namen der Personen beziehen wird, von denen im Buche die Rede ist, sodaß es sich vortrefflich zum Nachschlagen gebrauchen läßt und die Stelle eines historischen astronomischen Wörterbuchs vertreten kann.

Die uns vorliegenden Lieferungen des ersten Bandes sind schon ausreichend dazu, uns ein Charakterbild vom Ganzen zu entwerfen. Nach der Besprechung der Periode vor Kopernicus geht der Autor über zum zweiten Kapitel, zu dem Zeitalter des Kopernicus, woran sich das dritte Kapitel, das Zeitalter Tycho de Brahe's schließt. Von beiden großen Männern werden die Grundzüge ihres Lebens und Wirkens gegeben und überall darauf hingewiesen, welche Personen und Zeitumstände zu ihrer Entwickelung mitgeholfen haben und welchen wichtigen Einfluß sie auf die Begründung einer ganz neuen Astronomie, einer ganz neuen Zeitepoche gehabt haben. Obgleich dies längst bekannt und wiederholt gründlich behandelt worden ist, so versteht es der Verfasser doch meisterhaft, dem Gegenstande neuen Reiz, neue Lebensfrische einzuhauchen, sodaß sich der Leser stets lebhaft dafür interessirt und ihm mit Freuden folgt. Nirgends wird versäumt, auf die wichtigsten Punkte mit Nachdruck hinzuweisen und von den berührten Personen eine kurze biographische Notiz in Form von Anmerkungen hinzuzufügen, damit der Zusammenhang der Hauptdarstellung dadurch nicht gestört werde. Wir freuen uns, daß der Verfasser gerade diesen Weg gewählt hat, der alles in übersichtlicher Kürze beisammen läßt, und das jetzt vielfach beliebte Nachtragen durch Zusätze und Anhängsel verschmäht. Mit ergreifender Begeisterung spricht der Verfasser von Kopernicus, der in der Astronomie stets eine göttliche Wissenschaft erkannt habe, eine Wissenschaft, die Gottes Ruhm und Ehre verkünde, und daß man die große Schöpfung des Mannes nie anders als mit seinem eigenen Ausspruche: „Nicht mein System, sondern Gottes Ordnung!" bemessen dürfe. Der Verfasser ruft aus:

Wie unwürdig erscheint diesen schlichten und doch so ergreifenden Worten gegenüber die Vorrede Osiander's, der in allem nichts erblickt als eine bequeme Berechnungsregel und den es gar nicht kümmert, ob es wahr sei oder nicht, dem es nur darum zu thun ist, es mit keiner Partei zu verderben, auch mit der nicht, mit welcher nie ein Friede zu schließen ist, da sie eine selbständige auf eigenen Füßen stehende Naturforschung gar nicht anerkennen will. Möchten doch unsere neuern Zeloten, die mit ingrimmig verbissenem Groll auf alles blicken, was Fortschritt in der Naturwissenschaft heißt; die den schon mit einem Fuße im Grabe stehenden Humboldt ganz geschwind noch als Seelenmörder verketzerten, damit er ja nicht ungeschmäht von hinnen scheide; die vom Katheder einer großen Hochschule herab eine Umkehr der Wissenschaft forderten, möchten sie sich an diesem Manne spiegeln, in dem alles Wahrheit ist, dem alles aus innerster Seele quillt, dessen Leben nur gewidmet war dem Wissen, das ihm als ein göttliches erschien, und stiller, geräuschloser Wohlthätigkeit, nur dem offenbar, der ins Verborgene sieht!

In dem hierauf folgenden Zeitabschnitte stellt der Verfasser Tycho de Brahe als den Centralpunkt ebenso würdig und unparteiisch wie vorher Kopernicus auf. Es wird gezeigt, worin dieser Mann groß und unsterblich geworden sei, mit welchem Feuereifer derselbe nach Wahrheit gerungen habe. Und wenn der Verfasser ihn mit Kepler und Gassendi den Hipparch der neuern Zeit nennt, so

möchte wol schwerlich jemand gefunden werden, der seine Ansicht nicht theilte. Die Kunst der astronomischen Beobachtung erhielt durch ihn erst eine sichere Basis. Dazu wußte er neue zweckmäßige Instrumente zu erfinden und Methoden festzustellen, durch welche die Beobachtungen Werth behielten für alle nachfolgenden Zeiten. Ohne ihn hätten uns Kepler und Newton gefehlt und ohne ihn wäre auch selbst Kopernicus nie zu der Geltung gekommen, in welcher wir ihn jetzt bewundern, obgleich er eigentlich der bedeutungsvollste Gegner desselben war, der je gelebt hat. Tycho's Einwürfe gegen das Kopernicanische System weiß Mädler kurz und treffend zu widerlegen, nur enthält er sich, ihm in das Gebiet der Schriftwidrigkeit zu folgen. Er hält das Kopernicanische System nicht mehr und nicht weniger für schriftwidrig wie die geologischen Perioden, wie die Blitzableiter, die Blatternimpfung, das Chloroform und die elektrischen Telegraphen. Wie kann überhaupt in einer Wissenschaft davon die Rede sein, ob ihre Resultate den Aussprüchen der Bibel entsprechen oder nicht; sie hat es ja stets nur mit Menschenwerk, mit Menschenwissen in und über Gottesschöpfung zu thun.

Hat Tycho durch diese Zweifel anfangs manchen wankend gemacht, so hat er dagegen durch die Trefflichkeit und Schärfe seiner zahlreichen Mars-Beobachtungen mehr als irgendein anderer dazu beigetragen, das Kopernicanische System von allen ihm noch anklebenden Mängeln zu reinigen. Denn jenes unschätzbare und unvergleichliche Material in Kepler's Händen hat diesem die Mittel gewährt, seine berühmten drei Gesetze und namentlich die elliptische Gestalt der Planetenbahnen nachzuweisen, wie dies weiterhin gezeigt werden soll.

Er war eigentlich gar kein entschiedener Gegner des Kopernicanischen Systems und wäre bei längerer Lebensdauer am Ende noch ganz dafür gewonnen worden, wie Kepler sein bedeutendster Assistent und Nachfolger. Von einem besondern Tycho de Brahe'schen System will übrigens der Verfasser gar nichts wissen; was dafür gewöhnlich ausgegeben wird, theilt auch er mit, hält es aber für unwahr und untergeschoben, für ein nach dem Tode des großen Mannes veröffentlichtes Machwerk, welches seiner ganz unwürdig sei:

Daß mit diesem System gar nichts anzufangen ist, daß eine Berechnung nach demselben zu den Unmöglichkeiten gehört, weiß jeder Astronom, und der so scharfsinnige Tycho wußte dies ohne Zweifel auch. Sollen wir unsere Meinung frei heraussagen, so halten wir es für einen freilich höchst unverständigen und ungeschickten Versuch jener Partei, die alles in Bewegung setzt, um die ihnen verhaßten Naturwissenschaften zu stürzen.

In dieselbe Zeit, wo Tycho de Brahe lebte, fällt auch die Verbesserung des Kalenders durch Papst Gregor XIII. Tycho nahm aber daran keinen Theil. Der Verfasser wirft, nachdem er das Wesentlichste der Sache zur Mittheilung gebracht hat, die Frage auf, ob ein Kalender mit einfacher Einrichtung wol möglich sei, der für alle Zeiten den Lauf der Himmelsbewegungen genau angeben könne, und meint, daß diese Frage streng genommen mit Nein beantwortet werden müßte. Denn die absolute Unveränderlichkeit des siderischen Jahres lasse sich immer nur annäherungsweise mit der Veränderlichkeit des tropischen oder Kalenderjahres in Uebereinstimmung bringen:

Die veränderliche Präcession bewirkt, daß das tropische Jahr um sein Mittel (365 t 5 h 48′ 44,8″) Schwankungen macht, die bis zu 38 Secunden gehen können, und große Perioden von mehrern Jahrtausenden haben. Eine absolute Fixirung des Frühlingsanfangs auf den 21. März kann also nicht erreicht, wol aber bewirkt werden, daß die Schwankungen nie einen vollen Tag übersteigen, wenn man innerhalb 128 Jahren nicht 32, sondern nur 31 zu Schaltjahren macht, was einem mittlern tropischen Jahre von 365 t 5 h 48′ 45″ entspricht. Erst nach mehrern Hunderttausenden von Jahren würde man dann einen Tag zu viel gezählt haben.

Der Verfasser erklärt übrigens, daß es auch in unsern Tagen noch nicht überflüssig sei, die Aenderungen der Präcession aufs neue astronomisch genau zu bestimmen, sobald man zuverlässigere Werthe für die Massen der Planeten und zuverlässigere Elemente der Mondbahn dabei zu Grunde legen könne. Dies habe auch J. H. W. Lehmann schon ausgesprochen.

Das vierte Kapitel, welches sich auf das Zeitalter Kepler's und Galilei's bezieht, reicht bis tief in die fünfte Lieferung hinein. Durch beide ist das Kopernicanische System erst zur richtigen Erkenntniß und Geltung gebracht. Ihnen kam aber die Erfindung des Fernrohrs zu Hülfe, welche Kopernicus und Tycho noch fehlte. Zuerst wird Kepler's Leben und Wirken beschrieben, nicht wegen seiner frühern Geburt, sondern wegen seiner frühern großen Leistungen auf dem Felde der Astronomie. Die Geschichte der Auffindung der drei Kepler'schen Gesetze, die Vollendung der Rudolfinischen astronomischen Tafeln und die wissenschaftliche Begründung der Katoptrik werden als die Hauptthaten der Unsterblichkeit des großen Mannes bezeichnet und ausführlich besprochen:

Man hat Kepler mehrfach einer gewissen Geheimnißkrämerei beschuldigt. Sie lag allerdings im Charakter jener Zeit, und es muß hinzugefügt werden, sie fand auch ihre Entschuldigung eben darin. Wir haben schon mehrfach Veranlassung gehabt, der Verdächtigung und Verfolgung hochverdienter Männer, die selbst das Leben der Forscher bedrohten, zu gedenken, und wir werden noch weiterhin dazu Gelegenheit finden. Darf man es unter solchen Umständen dem im stillen forschenden Weisen verargen, wenn er den auf der Lauer stehenden Spähern nicht sofort alles offenbart? Sie wollen ja gar nicht von ihm belehrt sein, sondern Anklagen gegen ihn schmieden; sie wollen die neue Wahrheit nicht wissenschaftlich prüfen, sondern aufs eifrigste in der Bibel irgendeine Phrase auftreiben, die sich so oder so gedeutet gegen die Entdecker brauchen läßt. Neper hatte die von ihm erfundenen Logarithmen anfangs auch geheim zu halten versucht. Zu Kepler dringt ein unbestimmtes Gerücht; er forscht nach, wie Galilei dem holländischen Fernrohr nachforschte, ist glücklich wie dieser, und veröffentlicht 1624 eine „Chilias Logarithmorum". Sieht dies aus wie Geheimnißkrämerei?

Hierauf wird die Aufmerksamkeit ebenso ausführlich auf Galilei gelenkt. Seine Erfindung des Fernrohrs und die Anwendung desselben auf den Himmel bilden die ersten Grundlagen seiner astronomischen hohen Bedeutung. Besonders waren es die mit dem Fernrohr gesehenen Venusphasen, welche Galilei für das Kopernicanische System Partei ergreifen ließen. Noch mehr wurde er für dies System bestimmt durch die Entdeckung der vier Jupiterstrabanten, welche in ihrer Bewegung um den Hauptplaneten ein himmlisches Bild von Kopernicus' Ansicht zur Schau stellten. Sein „Nuntius Sidereus" verkündet in begeisterten Worten alle diese und noch viele andere astronomischen Entdeckungen. Damit gab er aber auch

dem Ingrimm seiner Aristotelischen Feinde gewaltige Nahrung, sie hielten das durch das Fernrohr neu Erspähte für teuflisches Blendwerk und warnten vor der Sünde, sich desselben zu bedienen. Die weitern Folgen führten zu der schrecklichen Verfolgung des großen Mannes durch die Jesuiten und ihre Inquisition. Wir dürfen diese Vorgänge der damaligen Zeit als bekannt voraussetzen und empfehlen sie besonders deshalb zum Nachlesen, weil der Verfasser sie trefflich beschrieben hat. Ebenso können wir hier das fünfte Kapitel übergehen, das sich auf die Zwischenzeit der vorher besprochenen beiden großen Gelehrten bis Newton bezieht.

Die sechste und siebente Lieferung enthält das höchst interessante sechste Kapitel über Newton und seine Zeit. Zunächst wird ein Lebensabriß in kurzen Charakterzügen gegeben und in Vergleich mit der Gesammtgeschichte jener Zeit gebracht. Wir erwähnen nur, daß Newton sich schon früh durch seine genialen Forschungen auf den Gebieten der Mathematik, der Optik und astronomischen Mechanik so ausgezeichnet hat, daß man ihn in seinem neunundzwanzigsten Lebensjahre einstimmig zum Mitglied der Royal Society erwählte. Zweiunddreißig Jahre wirkte er als Professor an der Universität zu Cambridge, legte dann sein Lehramt nieder und lebte nun als Gelehrter und königlicher Münzmeister in London. Die französische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1699 zum auswärtigen Mitgliede. Präsident der Royal Society war er von 1701 bis zu seinem Tode, und zum Sir ward er 1705 erhoben:

Wohl hat England ein Recht, sich seines Newton zu rühmen, und wir wünschten, Deutschland hätte ein ebenso gutes Recht auf seinen Kepler, Dänemark auf seinen Tycho, und Italien auf seinen Galilei stolz zu sein. Wol war er würdig der allgemeinen Achtung und Verehrung, die er sein ganzes Leben hindurch genoß; er war es sowol durch seine großen wissenschaftlichen Verdienste als durch seine Gewissenhaftigkeit, Leutseligkeit und wahre ungeheuchelte Frömmigkeit. Als er sich später nicht blos eines genügenden, sondern glänzenden Einkommens erfreute, konnte er seinem natürlichen Hange zur Wohlthätigkeit freiern Lauf lassen. Er übte sie besonders gegen seine nähern Verwandten, jedoch auch gegen viele andere. So verbesserte er das zu dürftige Jahrgehalt MacLaurin's, eines edinburgher Professors der Mathematik, aus seinen eigenen Mitteln um jährlich 20 Pfd. St. An wenig Bedürfnisse gewöhnt, hatte er in Cambridge ein ziemlich zurückgezogenes Leben geführt. In London gab er allerdings gelegentlich auch splendide Gastmähler, blieb jedoch für seine Person bei der altgewohnten einfachen Diät und Lebensweise. Newton war nie verheirathet, und ein Fräulein Storey, Schwester des Dr. Storey zu Grantham und drei Jahre jünger als er, war das einzige weibliche Wesen, zu dem er einige Neigung empfunden, die wol vorzugsweise sich darauf gründete, daß sie geistig hochbegabt war und er sich mit ihr über seine Lieblingsbeschäftigungen unterhalten konnte. Seine Freundschaft für sie währte lebenslänglich. Sie war zweimal verheirathet und hat ihn noch überlebt. Den bereitwilligen Mittheilungen der hochbejahrten Greisin verdankt Dr. Stukely, ein Biograph Newton's, viele Einzelheiten, die er seiner Lebensbeschreibung einverleibte.

Dem berühmtesten Werke Newton's: „Philosophiae naturalis principia mathematica", wird mit Recht eine ausführliche Aufmerksamkeit geschenkt, da dasselbe der eigentliche Lebensquell für alle spätern Untersuchungen der himmlischen Mechanik geworden ist. Das darin zur Geltung gebrachte allgemeine Gesetz der Gravitation, wonach jedes Theilchen der Materie von jedem andern Theilchen derselben mit einer dem Quadrat ihrer gegenseitigen Entfernung umgekehrt proportionalen Kraft angezogen wird, hat die drei Kepler'schen Regeln als einfache Schlußfolgen erkennen lassen und damit die Wahrheit der Kopernicanischen Weltordnung ganz außer Zweifel gestellt. Und wenn der Verfasser mit hoher Begeisterung ausruft, daß die gesammte Wissenschaft nichts aufzuweisen habe, was diesem Werke an Größe und Bedeutung gleichgesetzt werden könne, so spricht er damit die feste Ueberzeugung der größten astronomischen Denker wie Laplace, Gauß, Bessel aus. Newton starb am 20. März 1729, morgens $1^1/_2$ Uhr im fünfundachtzigsten Lebensjahre:

Durch die Verfügung, daß er mit königlichen Ehren bestattet werden und daß die Gruft zu Westminster-Abbey, wo Englands Beherrscher ruhen, für diesen Todten sich öffnen solle, hat Georg I. nicht Newton allein, sondern ebenso sehr sich selbst geehrt. Denn im Reiche der Wissenschaften war Newton ein König, wenn es nicht richtiger ist, zu sagen: der König. Es geschah, wie sich gebührte.

Den Schluß dieses Kapitels bildet die würdige Besprechung aller Zeitgenossen des großen Newton, insofern sie auf dem Gebiete der Astronomie von Bedeutung gewesen sind.

Auch die folgenden Lieferungen, auf deren Einzelheiten wir hier nicht näher eingehen können, führen in lebendiger Darstellung und Entwickelung uns den Fortgang der astronomischen Studien und die Bedeutung ihrer einzelnen Träger vor.

2. Die Sonne. Die wichtigern neuen Entdeckungen über ihren Bau, ihre Strahlungen, ihre Stellung im Weltall und ihr Verhältniß zu den übrigen Himmelskörpern. Von P. A. Secchi. Autorisirte deutsche Ausgabe und Originalwerk bezüglich der neuesten von dem Verfasser für die deutsche Ausgabe hinzugefügten Beobachtungen und Entdeckungen der Jahre 1870 und 1871. Herausgegeben durch H. Schellen. Mit zahlreichen Photographien, Holzschnitten und farbigen Tafeln. Braunschweig, Westermann. 1872. Gr. 8. 7 Thlr.

Die erste Abtheilung dieses ausgezeichneten Werks ist bereits in Nr. 37 d. Bl. f. 1872 besprochen worden; indem wir darauf verweisen, fügen wir nur noch kurz hinzu, was sich speciell auf die nun vorliegende zweite und dritte Abtheilung bezieht. Die Verlagshandlung macht darauf aufmerksam, daß der Verfasser während des Drucks wiederholt neue Beobachtungen und Zusätze zur Bearbeitung eingesandt habe, welche eine Ueberschreitung des ursprünglich wahrscheinlichen Umfangs von 40 Bogen auf 53 Bogen nothwendig gemacht. Dem Werke selbst kann diese Erweiterung nur zum Gewinn dienen. Es bringt uns nun in möglichster Vollständigkeit das Neueste, was die Spectralanalyse über die physische Natur der Sonne erforscht hat und welche Mittel und Methoden zu dieser Erforschung in Anwendung gebracht worden sind. Die drei Kapitel der zweiten Abtheilung beziehen sich auf die spectralanalytischen Untersuchungen der Protuberanzen durch Beobachtungen bei offener Sonne; auf die Verbreitung der Protuberanzen auf der ganzen Oberfläche der Sonne und ihre Beziehungen zu Sonnenflecken und Fackeln; auf die Temperatur der Sonne und auf den Ursprung und die Erhaltung der Wärme. Die dritte Abtheilung bringt ein Kapitel über die Strahlung der Sonne; ein zweites über die Sonne als Centralpunkt unsers Planetensystems; ein drittes über die verschiedenen Sonnensysteme, über ihre

Natur und ihre Vertheilung im Weltraume; dazu ist noch ein Anhang gegeben, der die spectralanalytische Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß vom 12. December 1871 zur Darstellung bringt und die Literatur über die Sonne aufführt. Dies Inhaltsverzeichniß reicht schon aus, um zu der Ueberzeugung zu führen, daß das Werk in seinem Streben, ein möglichst vollständiges Bild über den wissenschaftlichen Stand der neuesten Forschungen der Natur der Sonne zu geben, energisch vorgeschritten und zu einem befriedigenden Abschluß gelangt ist. Da aber die ganze Untersuchung noch stets im Werden begriffen ist, so versteht es sich von selbst, daß man auf eine Fortsetzung mit Sicherheit rechnen kann, und unser Werk übernimmt dann die wichtige Vermittelung zwischen dem richtigen Verständniß der Gegenwart und Zukunft in diesem folgenreichen Gebiete der Himmelskunde. Der Verfasser sagt in einer höchst interessanten Schlußbetrachtung:

Die Sonne, gegenwärtig die Quelle alles Lebens und die Herrscherin in dem ganzen Gebiete des Planetensystems, war einst eine ungeheuere Nebelmasse, ähnlich den Tausenden von Nebelflecken, welche noch heute die Tiefe des Weltraums ausfüllen. Infolge ihrer Rotation um eine Achse mußte sie bei ihrer allmählichen Erkaltung und Zusammenziehung nach und nach die Planeten und die Begleiter derselben absetzen; aber eben diese Verdichtung ihrer Masse ist die Quelle ihrer Wärme; die lebendige Kraft ihrer einzelnen Massentheilchen, welche, wenn auch langsam, doch unaufhaltsam dem Gravitationsgesetze folgend, nach dem Mittelpunkte hinfallen, liefert für die ungeheuere Quantität Wärme, die durch ihre Ausstrahlung in den Weltraum verloren geht, den nöthigen Ersatz. Wenn die gewaltige Masse alle Phasen der Erkaltung, welche die Planeten schon durchlaufen haben, wird durchgemacht haben, so wird sie aufhören zu leuchten und zu erwärmen; viele Millionen Jahre werden zwar vergehen, bevor dieser Zustand eintreten wird, allein die Zeit muß kommen, wo die Sonne ihren Glanz verliert und wo sie unfähig wird, das Leben auf den sie umkreisenden Planeten zu unterhalten. Wenn dann in dem ganzen Gebiete des Sonnensystems alles Leben erstorben und alle Glieder desselben in finstere Nacht versunken sind, wird dann dieser Zustand der Erstarrung für immer andauern, oder sind Kräfte in der Natur vorhanden, welche das todte System in den anfänglichen Zustand des glühenden Nebels zurückversetzen und es zu neuem Leben wiedererwecken können? Wir wissen es nicht. Die Welt ist nicht von Ewigkeit her, und nichts beweist, daß sie eine ewige Dauer haben müsse.

Man sieht, wie sehr sich unsere Ansicht über die Sonne hat ändern müssen. Ihre Atmosphäre besitzt eine ungeheuere Ausdehnung, von der nur zur Zeit einer totalen Sonnenfinsterniß ein Theil als Corona sichtbar ist, sodaß sich ihre Höhe auf ein Viertel des scheinbaren Sonnendurchmessers erstreckt. Man weiß noch nicht genau, ob sie elliptisch oder kreisförmig ist, sie scheint aber an den Polen abgeplattet zu sein. Das Spectroskop belehrt uns, daß die Stoffe der Sonne größtentheils dieselben sind, wie sie auf der Erde vorkommen, jedoch fehlt es nicht an Andeutungen von Stoffen, die uns bisjetzt noch ganz unbekannt sind. Das Werk will uns nur zunächst Aufschluß über die physische Natur des Sonnenkörpers geben; wie viel wäre noch hinzuzufügen gewesen, wenn dasselbe auch den Einfluß hätte angeben wollen, den die Sonne auf das Leben der Menschen, Thiere und Pflanzen auszuüben im Stande ist: „Es liegt hier noch ein weites Feld wissenschaftlicher Arbeit vor uns und wir werden uns glücklich schätzen, wenn es uns vergönnt sein wird, auch auf diesem die Lebenserscheinungen berührenden Gebiete noch einmal eingehender uns mit der Sonne zu beschäftigen."

Heinrich Birnbaum.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der auf die letzten Tage des kommenden Monats August für Hamburg anberaumte achte deutsche Journalistentag ist nun in der Gestalt großer Inserate in die Oeffentlichkeit getreten. Neben einem ziemlich ausgedehnten Festprogramm ist als Tagesordnung angegeben: 1) Jahresbericht des Vorortes München; 2) die Zeitungen und das Telegraphenwesen; 3) die Tagespresse und die Annoncenbureaux; 4) Anträge der Mitglieder in Sachen der Rechte und Interessen der periodischen Presse.

— A. Birlinger, Professor in Bonn, hat es unternommen, eine neue, revidirte und in mancher Beziehung verbesserte Ausgabe von Arnim-Brentano's „Des Knaben Wunderhorn" (Wiesbaden, Killing u. Comp.) zu veranstalten. Es zeigt sich überhaupt ein reges Leben auf dem Gebiete der urdeutschen Dichtung und das ist ein gutes Zeichen. So hat Storck ein „Buch der Lieder aus der Minnezeit" (Münster, Russell) herausgegeben, und noch mehreres Aehnliches wäre zu verzeichnen. Im deutschen Mittelalter liegt der Quell, aus aus dem die neue deutsche Literaturepoche schöpfen wird.

Ausländische Literatur.

— In Orebro erscheint eine neue Ausgabe von Olaf von Dalin's Werken unter dem Titel: „Valde skrifter" (Orebro, Ohlin). Dieser schwedische Dichter, der erst lange nach seinem Tode Anerkennung fand, wird täglich populärer in seinem Vaterlande, wie er es auch wol verdient.

— In England macht das „Leben Milton's" von Masson (London, Macmillan) vieles Aufsehen. Des Dichters tadellose und energische Stellung besonders der Landespolitik gegenüber ist darin mit Liebe behandelt; es wird wol auch einen Ueberfetzer finden, der dem deutschen Publikum den großen englischen Epiker näher bringt.

Theater und Musik.

In Klosters in der Schweiz starb am 19. Juli Ferdinand David, geboren 1810 in Hamburg. Er wurde am 22. Juli unter allgemeiner Theilnahme des Publikums in Leipzig beerdigt. Als Violinist sowol wie als Theoretiker verdient er einen hervorragenden Platz unter den Musikern Deutschlands und hat seit Mendelssohn's Tod in den bedeutendsten musikalischen Fragen mitgesprochen. Leipzig verliert an ihm in diesem Jahrzehnt seine zweite musikalische Größe.

— „Galloschen des Glücks", Posse von Jakobson und Comp. nach dem Andersen'schen Märchen bearbeitet ging mit geringem Erfolge am leipziger Stadttheater in Scene. Es fehlt der Arbeit sowol an Composition als an deren Ausführung, die beide der Frische und oft auch der Originalität entbehren. Die Autoren werden mit diesen „Galloschen des Glücks" kein Glück haben.

— Anknüpfend an unsere Bemerkung über die Vermählung Adolf Wilbrandt's mit der hervorragenden Salondarstellerin Frl. Auguste Baudius führen wir ein Impromptu

der letztern hier an, das im Augenblick gewiß Interesse für unsere Leser haben dürfte; wir entnehmen dasselbe der „Didaskalia“:

Ohne Lieben, ohne Streben —
Wozu leben?
Ohne Liebe rastlos Streben —
Halbes Leben
Liebend streben —
Selig Leben!

— Seit die „Leipziger Theaterchronik“ nun seit einigen Monaten fast gänzlich aufgehört hat zu erscheinen, besitzt die Metropole der Kunst- und Schriftstellerwelt kein Theaterblatt. Diesem Bedürfniß soll jedoch bald durch ein in großem Maßstabe von dem bisherigen Inspector am leipziger Stadttheater, Hoffmann, geplantes Concert- und Theaterunternehmen abgeholfen werden.

— Eine Nichte des größten deutschen Componisten, Karoline von Beethoven in Wien, lebt in so ärmlichen Verhältnissen, daß sie die Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger in Anspruch nehmen muß. Einer frühern an die Hofopernintendanz gerichteten Bitte um Tantièmebewilligung für die Fidelio-Aufführungen wurde nicht entsprochen, dagegen ihr eine jährliche Pension von 100 Gulden (!) bewilligt, die jedoch unter den neuern Intendanzen wieder aufhörte. Sie ist ihr nun vom Kaiser wieder zugestanden worden. Sage und schreibe einhundert Gulden: — ob in Staats- oder Bankpapieren oder Silber, darüber schweigt die Geschichte.

— Der berliner Lucca-Skandal hat in Neuyork in einer Ehescheidungsmisère seine endliche Auflösung gefunden; Pauline Lucca wird amerikanische Bürgerin. Die Bestimmung des amerikanischen Gerichts, die ihren Gemahl zum Cölibat verurtheilt, klingt wie Mittelalter.

— Der Besuch des Schahs von Persien in Europa hat die europäische Tagespresse auf einige Monate mit willkommenem Stoff versorgt, sodaß auf seiner Tour schon im voraus die xylographischen Institute und alle Literaten in Nahrung gesetzt wurden, um bei seiner Ankunft sofort „losschießen“ zu können. Auch die Bühnen und Poeten, besonders in England, haben sich für den geschmälerten Besuch der Theater zu rächen gesucht durch verschiedenartiges „Auf die Bühne bringen“ der ersten persischen Majestät, die seit Xerxes den Bosporus überschritten. So sind mehrere ein- und mehractige Novitäten betitelt: „Nassereddin“ oder „Der Schah überlistet“ entstanden. Das Nennenswertheste darunter dürfte jedoch eine drollige Komödie „Kissi-Kissi“ sein, die an der londoner komischen Oper täglich gegeben wird. Die Handlung dreht sich um die Verwechselung einiger Kinder des Schah, einem Knaben und einem Mädchen, von denen ein jedes als dem Geschlecht des andern angehörend erzogen wurde. Die Verwickelung löst sich erst bei Rückkehr des Perserkönigs, der auf drollige Weise seine europäische Reise beschreibt. Statt seiner Juwelen, die er als „bei der Tante“ geblieben angibt, trägt er nun die englischen Pfandscheine zur Schau. Das Machwerk kennzeichnet ein gesunder Volkshumor. Es ist in Deutschland an zweiten und dritten Theatern eine beliebte Gewohnheit, aus Aehnlichem, namentlich aus Skandalgeschichten Kapital zu schlagen, schade nur, daß dabei nie auch nur etwas Mittelmäßiges geliefert wird.

— Nachdem erst kürzlich die Nachricht verbreitet worden war, daß Hr. Ullman den Fürsten Poniatowski als Dirigent und Kapellmeister für seine nächste amerikanische Opern- und Concerttour in den Vereinigten Staaten gewonnen habe, wird des letztern plötzlicher Tod aus London gemeldet, wo er noch am 27. Juni ein Concert dirigirte, das, wie üblich, auch in diesem Jahre in Covent-Garden zu seinen Gunsten veranstaltet worden war. Der Fürst Joseph Poniatowski stand im siebenundfunfzigsten Lebensjahre und hatte ein bewegtes Leben. Als Freiwilliger unter den Chasseurs d'Afrique, dann als italienisches Parlamentsmitglied, endlich als Componist mehrerer Opern, Messen, Liedern und Conversationsstücke hatte er sich vortheilhaft ausgezeichnet. Seine letzte Oper „Gelenina“, für Adeline Patti geschrieben, ging in diesem Jahre mit großem Beifall in Covent-Garden in Scene.

— Die Direction des Herminia-Theaters in Dresden ist Hugo Müller, dem bekannten Schriftsteller, Schauspieler und Regisseur des Wallner-Theaters, übertragen worden. Sein Directionsantritt im Herbst collidirt sozusagen mit dem des Albert-Theaters in der Neustadt, das nun ebenfalls vollendet ist und seiner Eröffnung entgegengeht.

— Von Richard Wagner ist eine neue Schrift über die Festaufführungen in Baireuth erschienen: „Ueber die Aufführung des Bühnenspiels: Der Ring des Nibelungen“, die im wesentlichen früher von ihm Gesagtes wiederholt. Es soll eine Zusammenkunft der an dem Festbau Betheiligten stattfinden, sobald der Bühnenraum unter Dach ist, was demnächst der Fall sein wird.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die feierliche Enthüllung des Uhland-Denkmals in Tübingen am 14. Juli fand, wie schon in Nr. 30 d. Bl. erwähnt, ungemein freudige Theilnahme seitens des Publikums, und rief in allen Herzen den noch nicht allzu lange entschlafenen Liebling der Jugend wach. Dem Bildhauer Gustav Kietz in Dresden, der das Denkmal künstlerisch ausführte, ist von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen dafür der Ehrendoctortitel verliehen worden.

— In Venedig starb Philarète Chasles, ein bekannter französischer Kritiker und Kenner der englischen Literatur.

— Die „Illustrirte Zeitung“ bringt ein Bild der Schilling'schen Schiller-Statue für Wien bestimmt. Dieselbe gehört zu den bessern Schiller-Statuen. Leider will das noch nicht sehr viel sagen.

Bibliographie.

Arnoldt, E., Metaphysik die Schutzwehr der Religion. Rede. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Buch der Bücher. Ste.... vom Denker- und Dichter-Himmel aller Zeiten und Völker. In Aphorismen der Welt-Literatur gesammelt und geordnet von E. Berg. 1ste und 2te Lief. Teschen, Prochaska. Gr. 16. à 6 Ngr.

Collmann, A., Mein Disciplinarproceß oder Büreaukratie und Kirchenordnung. Ein Beitrag zur Kenntniß der Gegenwart. Cleve, Knipping. Hoch 4. 7½ Ngr.

Coronel, S. S., Baruch Spinoza im Rahmen seiner Zeit. Aus dem Holländischen. Basel, Richter. Gr. 8. 15 Ngr.

Daniel. Drama von einem Weltpriester. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 8 Ngr.

Donin, L., Der heilige Stefan und die Stefaner. Wien, Kirsch. Gr. 16. 1 Thlr.

Düsterdieck, F., Die weltliche Bildung der Geistlichen. Conferenz-Vortrag. Hannover, Meyer. 8. 7½ Ngr.

Erdinger, A., Der oesterreichische Vianney. Ein Lebensbild. Wien, Kirsch. 8. 16 Ngr.

Otto-Walster, A., Am Webstuhl der Zeit. Social-politischer Roman in drei Büchern. 1ste bis 4te Lief. Braunschweig, Bracke jun. 8. à 3 Ngr.

Pank, O., Der Glaube an eine unsichtbare Welt. Ein Vortrag. Berlin, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Philippson, M., Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa 1598—1610. 2ter Thl. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Runeberg, J. L., Nordische Blüthen. Aus dem Schwedischen von A. Kluge. Dessau, Barth. 32. 12½ Ngr.

Schaufert, H. A., Dorothea. Eine Novelle. Regensburg, Pustet. 8. 18 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Adelsstolz. Roman. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, J., Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. (Der ganzen Folge 3ter Bd.) Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schramm, H., Die Anziehungskraft betrachtet als eine Wirkung der Bewegung. Graz, Ferstl. Gr. 4. 5 Ngr.

Schücking, L., Die Heiligen und die Ritter. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der Staat und das allgemeine Concil. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Stein, L., Alpenrosen. Stuttgart, Cotta. 16. 24 Ngr.

Thompson, J. P., Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, Simion. 8. 24 Ngr.

Tucher, G. Freih. v., Glaube und Reflexion. Ein Versuch zur Ausgleichung von Gegensätzen und Mißverständnissen für gebildeten Laien. Leipzig, Hinrichs. 8. 6 Ngr.

Vely, E., Am Strand der Adria. Novellen. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 14. August 1873.

Pädagogische Literatur.

Ueber nationale Erziehung. Vom Verfasser der „Briefe über berliner Erziehung“. Leipzig, Teubner. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn es dem Schwerte vorbehalten war, Deutschland sich selbst wieder zurückzugeben und die längstersehnte und gewünschte Einheit herzustellen, so ist es die Aufgabe des friedlichen Waltens und Wirkens der Schule, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu pflegen und zu kräftigen, das Band der Einheit stets enger und fester zu knüpfen, damit es nicht immer erst der Stöße von außen bedarf, um Deutschland zu erinnern, daß es sei Ein Volk von Brüdern.

Es ist dies eine wichtige und hohe Aufgabe, welche der Schule gestellt ist, und ist daher die Regsamkeit der Pädagogen, die mit Rathschlägen und Winken, wie eine nationale Erziehung ins Werk zu setzen sei, hervortreten, erfreulich und von größter Bedeutung. Ob vorliegendes Werk die Erwartungen erfüllt, die man an ein Buch stellt, das nter dem Titel „Ueber nationale Erziehung“ vor das eutsche Publikum tritt, möge eine kurze Beleuchtung desselben zeigen. Der Verfasser wendet sich an „die gesammten gebildeten Kreise der Nation zu einer eingehenden Betrachtung unsers Erziehungswesens“, ohne gerade neue und ganz besondere Gedanken vorlegen zu wollen, er will nur den Versuch machen, „die überallhin verstreuten Gedanken zu sammeln und zu verbinden“.

Merken wir uns wohl: der Verfasser betitelt sein Buch „Ueber nationale Erziehung“ und verspricht eine „eingehende Betrachtung unsers Erziehungswesens“; wären wir da nicht berechtigt, sowol Betrachtungen über das gesammte Erziehungswesen als auch Rathschläge, wie das Volk national zu bilden sei, zu erwarten? Da muß es aber doch als eine gewaltige Enttäuschung wirken, wenn wir zwei Seiten weiter lesen: „Aber auch die öffentliche Erziehung will ich nicht in ihrem ganzen Umfange in den Kreis der folgenden Erörterungen ziehen, sondern nur die höhern und mittlern Stufen.“ Haben wir aber das Buch durchgelesen, so sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß unter diesen höhern und mittlern Stufen nur das Contingent der Universitäten, Gymnasien und Realschulen verstanden sein kann, höchstens also ein Drittel unserer zu bildenden Jugend; was kann aber von Bestrebungen für eine nationale Bildung erwartet werden, wenn die Erziehung des größten Theils der Nation vornehm ignorirt wird? Der Verfasser gibt zwar Gründe für sein Stillschweigen an: einmal besitze er von den „niedern Stufen“ nur eine geringe eigene Anschauung, und er wolle nicht noch einmal sagen, was andere schon ebenso oder besser gesagt haben, oder er wolle auch nicht aus abstracten Principien heraus reale Verhältnisse construiren, da dies der Sache wenig förderlich sein würde. Andererseits hänge aber auch die neue Organisation des „niedern Unterrichts“ bisjetzt noch von so vielen andern staatlichen und kirchlichen Reformen ab, daß mit Vorschlägen und Entwürfen „vorderhand“ noch nichts ausgerichtet werden könne.

Wir haben dagegen zu bemerken, daß, wer das Schulwesen so reformiren will, daß von da aus die „nationale Erziehung“ angestrebt werden soll, eben in die „niedern Stufen“ hinabsteigen muß, um dort sein Reformwerk zu beginnen; man reformirt von unten auf, nicht von oben her! Wollte der Verfasser das nicht, so hätte er über Gymnasialreform oder über Reform der höhern Schulen, nicht aber „über nationale Erziehung“ schreiben sollen, denn die Nation besteht nicht blos aus den höhern Schichten der Gesellschaft, die ja ohne die breite Basis des Volks einem Kopfe ohne Rumpf und Füße gleichen würde. Was Pestalozzi groß und unsterblich gemacht hat, war gerade sein Hinabsteigen zum „niedern“ Volke, und was Pestalozzi für die Volksschule gethan, ist dann auch den höhern Schulen zugute gekommen. Bei der Volksschule muß die Reform anfangen, soll unser ganzes Schulwesen in den Dienst der nationalen Erziehung gestellt werden. Der

Grund, der Verfasser habe zu wenig eigene Anschauung von dem Unterricht der „niedern Stufen", dürfte wol mehr dazu dienen, ihn vor dem mislichen Verdachte, als habe er sich je in solchen Regionen bewegt, zu schützen, als daß sein Uebergehen derselben dadurch entschuldigt werden könnte. Der andere Grund, der Verfasser habe die „niedern Stufen" übergangen, weil „vorderhand" mit Vorschlägen noch nichts auszurichten sei, da die neue Organisation des niedern Unterrichts von andern staatlichen und kirchlichen Reformen abhänge, wirkt geradezu komisch, wenn man das an anderer Stelle ausgesprochene eigene Zugeständniß des Verfassers dagegenhält, daß die Reform, die er für die höhern Stufen des Unterrichts anstrebe, erst in 25 Jahren durchgeführt sein könne.

Warum berücksichtigt aber der Verfasser in Wirklichkeit wol nur die höhern Schichten der menschlichen Gesellschaft? Der Geist, der das ganze Buch durchweht, gibt uns die Antwort auf diese Frage; denn das Buch ist von einem durch und durch aristokratisch-exclusiven Geiste getragen. Auch in der pädagogischen Welt gibt es eine Aristokratie, die einerseits als der „wissenschaftlich gebildete" Theil mit vornehmem Achselzucken auf die „seminaristisch Gebildeten" herabsieht, und anderntheils sich nur in solchen Kreisen heimisch fühlt und nur für solche Kreise erziehlich zu wirken sich berufen wähnt, wo man nur im Frack und in weißer Cravatte besuchsfähig ist. Daß der Verfasser von solchen Anschauungen nicht frei ist, sollen einige Beispiele beweisen.

Daß der Wille des Kindes nur da zu beschränken sei, wo derselbe sich gegen das Sittengesetz und die berechtigten Anordnungen der Aeltern richtet, wird jeder Pädagog mit dem Verfasser als das Richtige anerkennen. Das Ehrgefühl kann nur richtig gepflegt, das Selbstbewußtsein geweckt werden, wo man die Individualität des Kindes so frei, als es die Umstände gestatten, sich entfalten läßt. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser als Beweis und erfreulichen Beleg, wie schon bei kleinen Kindern das Selbstbewußtsein entwickelt werden könne, uns ein Histörchen auftischt, das er von einem preußischen Diplomaten im Auslande sich hat erzählen lassen, nach welchem ein achtjähriges Söhnchen mit der Schulmappe auf dem Rücken, unbekümmert um die Anwesenheit eben jenes fremden Herrn, des Diplomaten, zu seinem Vater ins Zimmer tritt und in großer Erregung ausruft: „Vater, in die Schule gehe ich nicht mehr, da lerne ich nicht genug!" Nach kurzer Conferenz mit dem Söhnchen ist vom Vater der Beschluß gefaßt, das Kind in eine andere Schule zu geben. Der Vater (die Geschichte spielt in Baltimore) setzt nachher seinem Besuche auseinander, daß er selbst nicht recht zufrieden mit den Leistungen der Schule sei, er habe aber dem Urtheile seines Kindes nicht vorgreifen wollen und darum gewartet, bis der Kleine selbst das Richtige herausgefunden habe. Wahrhaftig, ein herrliches Muster von Erziehung zum Selbstbewußtsein! Ich glaube, daß mit mir alle deutschen Pädagogen diese amerikanische Ungezogenheit nicht nach Deutschland verpflanzt sehen möchten und sie alle mit mir für solche selbstbewußte Schülern sich bedanken würden.

Ein anderes eclatantes Beispiel des Geistes, welcher in dem vorliegenden Buch herrscht, spricht sich in dem aus, was der Verfasser im Anhange über Mädchenschulen sa[illegible]. „Ich halte für den Hauptfehler der höhern Töchterschu[illegible] ihre Existenz", lautet das Bekenntniß des Verfassers. D[illegible] Zusammenströmen und der gemeinschaftliche Unterricht [illegible] Mädchen sei vom Uebel; je größer die Anzahl der zu unterrichtenden Schüler, um so weniger sei ein der weiblichen Natur angemessener Unterricht einzurichten möglich, wolle man nicht in den Fehler verfallen, den Schülerinnen eine möglichst große Menge gedächtnißmäßiger Kenntnisse beizubringen. Wie ist aber nun da zu helfen? Wenn die höhern Töchterschulen, wie man sie gewöhnlich nennt, eine gediegene Erziehung des weiblichen Geschlechts unmöglich machen, was soll denn nun Besseres an deren Stelle gesetzt werden? Hören wir die weise Lehre: das Beste wäre, daß der Staat „soviel wie möglich unmittelbar und durch die Directoren darauf hinarbeitete, daß alle Aeltern, welche einigermaßen die Mittel dazu besitzen, ihre Töchter im Hause erzögen und unterrichten ließen". Es könnten sich, sollte dem einzelnen diese Art zu kostspielig sein, einige befreundete Familien verbinden, doch nur so viel, daß die Zahl der Mädchen fünf bis sechs nicht überstiege, um einen gediegenen Mann zu gewinnen, „der die Frauennatur wirklich begreift und das Geschick, sie in ihrem eigenen Wesen zu entwickeln, besitzt."

Nun ist das alles recht empfehlenswerth für Aeltern, die über beträchtliche Summen verfügen können. Was ist aber der Mädchenerziehung überhaupt, wenn die Existenz der Mädchenschulen der größte Fehler derselben ist, mit einem Rathe geholfen, der sich an die reiche Minderzahl wendet, der höchstens das vornehme Töchterchen vor einer Annäherung an minder vornehme schützt und demselben die fragliche Annehmlichkeit einer „gewählten" Gesellschaft sichert? Der Verfasser fühlt das wol selbst heraus und muß daher bekennen, daß er für alle diejenigen, „welche in solcher glücklichen Lage nicht sind", keinen andern Rath weiß, „als daß sie die ihren Töchtern zu gebenden Kenntnisse auf das allernothwendigste Maß beschränken, daß sie diese auf die rechte Weise im Verein mit andern Aeltern in gleicher Lage ihren Töchtern zu verschaffen suchen, daß Väter und Mütter, soweit sie können, selbst helfen.... Mädchenschulen aber, höhere Töchterschulen wird es darum zu geben nicht aufhören: mögen diese zu ihrer Verbesserung aus dem Obigen nehmen, was sie etwa Brauchbares darin finden!" Schöne Reformvorschläge das! Wenn sich die Aeltern des Mittelstandes der großen Kosten wegen, die der Privatunterricht verursacht, etwa zu zwanzig oder dreißig vereinigen müssen, haben wir ja wieder die Mädchenschulen; und alle übrigen mögen sehen, wie sie sich reformiren! Also Standesschulen, und zwar Standesschulen von solch prägnanter Färbung, daß sie mit fast mathematischer Genauigkeit der Schätzungscommission die Höhe der Steuerquote für die Aeltern der Schülerinnen angeben könnten, ist das Einzige, was uns zu einer gediegenen nationalen Erziehung der Mädchen führen könnte. Wir überlassen dem Leser das Urtheil hierüber.

Aus dem nämlichen aristokratisch exclusiven Geiste fließen wol auch die Bemerkungen, die der Verfasser über die Anstellungsfähigkeit der Juden an den höhern Schulen macht; es sind dieselben Anschauungen, welche in gewissen aristokratischen Kreisen herrschend sind, die

den Juden als einen Eindringling in das christlich-germanische Staatsleben betrachten, darum dessen öffentliche Thätigkeit soviel wie möglich beschränken möchten und den geselligen Umgang mit ihm möglichst zu vermeiden suchen.

Der national-deutsche Standpunkt sei, so meint der Verfasser, ein christlicher; da nun die Schule national erziehen solle, der Lehrer aber seine ganze Persönlichkeit bei seiner Lehrthätigkeit einzusetzen habe, so könne ein Glied „jüdischer Nationalität", das mit den übrigen Gliedern der deutschen Nation infolge seiner confessionellen Eigenthümlichkeit doch nicht „auf ganz gleichem Boden der Cultur" stehe, nicht als Lehrer in den höhern Schulen wirken. Wenn man auch den „Genossen jüdischer Nationalität" den Besuch der Gymnasien gestatten müsse, so dürfe man doch „den fremden Anschauungen in keiner Weise" Eingang in die deutschen Lehranstalten gewähren. Es sei durchaus nicht einerlei, ob Latein und Geschichte von einem so oder anders Denkenden gelehrt werde; wer aber dennoch den religiösen Standpunkt für irrelevant hält, der werde der vom Verfasser entwickelten neuen Methode gegenüber seine Sprache ändern, oder er hat die Methode noch gar nicht begriffen, oder er gehöre zu denen, welche der Religion einen rein persönlichen Charakter zuerkennen.

Von diesen letztern wird es ohne Zweifel auch unter den Genossen jüdischer Nationalität geben, und diese dürften vielleicht glauben, eher für die Zulassung als Lehrer an unsern Gymnasien geeignet zu sein. Diesen muß allerdings mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß sie, ob jüdisch oder christlich, protestantisch oder katholisch, gleichviel, als vielleicht scharfsinnige und geistreiche, dennoch aber unverbesserlich flache Köpfe von unsern Schulen am weitesten fern zu halten, eine heilige Pflicht der Schulen ist.

„Ich wundere mich über nichts mehr!" muß man mit Börne ausrufen, wenn man solche Expectorationen liest, die nicht etwa aus dem Lande der Religionseinheit oder dem pietistischen Kreise stammen, sondern von einem Manne, welcher den Religionsunterricht aus dem Lehrplan der höhern Schulen gestrichen wissen will. Es ist traurig, wenn nach dem Jahre 1870 man in Deutschland noch Stimmen hört, die alle diejenigen für außerhalb der Nation stehend erklären, welche, obwol thatsächlich die Zwecke der Nation fördernd, in ihren religiösen Anschauungen von denen der Majorität abweichen. Dürfen wir da noch über die Czechen und Polen uns wundern oder sie gar schmähen, wenn sie in ihrem Nationalitätenkampfe sich zugleich gegen confessionell Andersdenkende wenden? Doch der Verfasser meint ja nicht allein die Juden, sondern alle, „ob jüdisch oder christlich, protestantisch oder katholisch", die der Religion einen persönlichen Charakter zuerkennen, seien als flache Köpfe von unsern Schulen am weitesten fern zu halten!

Sollte es ihm wirklich Ernst damit sein, sollten seine Aeußerungen nicht nur einzig und allein den Juden gelten? Da müßten wir ja mit einem hohen Inquisitionstribunal beglückt werden, vor welchem der aufzunehmende Lehrer eine Gewissensprüfung zu bestehen hätte, ob er nicht etwa zu den „unverbesserlichen flachen Köpfen" gehöre, die der Religion einen persönlichen Charakter beilegen, und somit vom Jugendunterricht fern zu halten sei. Der Verfasser will den Juden aber auch gerecht werden, er will, daß der Staat oder die Stadt für den Fall des Bedürfnisses Gymnasien errichte, „in denen die gesammte oben dargelegte Bildung der Schüler auf national-jüdischer Grundlage und von Genossen der jüdischen Nationalität durchgeführt wird". Die Mitwelt wird nicht ermangeln, dem Erfinder der Geistesghetti ihre ungetheilte Bewunderung zu zollen.

Wir glauben, den Geist des Buchs hinlänglich gekennzeichnet zu haben. Daß der Verfasser besonderes Gewicht auf die Entwickelung des Denkvermögens legt, und daß daher weniger angelehrt, von außen an den Schüler herangebracht, als vielmehr der Schüler zum Selbstfinden angeleitet werden soll, ist vollständig berechtigt, und ist ihm der Nachweis, wie diese Methode in den verschiedenen Disciplinen durchzuführen sei, recht gut gelungen, sodaß seine Winke die Beherzigung der Pädagogen verdienen.

Sehen wir uns aber nach dem Nationalen um, so finden wir höchstens einige Befriedigung in dem, was über Geographie und Geschichte gesagt ist, während gerade das, was die Wurzel unsers ganzen deutsch-nationalen Wesens bildet, auffallend stiefmütterlich behandelt ist. Gibt es ein besseres Mittel, den nationalen Sinn zu beleben, als ein eingehender Unterricht in deutscher Sprache und Literatur, und doch soll „Deutsch" in den Gymnasien mit 3, resp. 2 Stunden abgethan sein, während in Gymnasien auf Lateinisch und Griechisch 10, resp. 14 Stunden verwendet werden sollen und der Schwerpunkt des Unterrichts in den Mittelschulen nicht in Deutsch, das sich mit 3, resp. 4 Stunden begnügen muß, sondern in die Naturwissenschaften gelegt wird, für die 6, resp. 8 Stunden in Anspruch genommen werden. Wir verkennen den Werth eines gediegenen Unterrichts in den Naturwissenschaften nicht und freuen uns des Aufschwungs, den derselbe genommen hat, doch muß immer der Unterricht im Deutschen die Hauptsache bleiben und als Schwerpunkt unserer Schulen, sollen sie wahrhaft national bilden, angesehen werden. Was soll denn wol in Sexta und Quinta mit 3 Stunden für Orthographie und Lesen zusammen zu erreichen sein, wo das Sprachgefühl noch so schwach ist, daß nur häufige Uebung dasselbe sowol für Schrift als auch für mündlichen Ausdruck erst kräftigen kann? Mögen die Schüler auch Sextaner oder Quintaner heißen, Kinder sind es immer noch!

Mehr aber noch als über das kurze Zeitmaß, das der Verfasser dem Unterricht im Deutschen zugesteht, muß man sich über das wundern, was er über die Lektüre unserer deutschen Classiker in den höhern Schulen sagt, wenn man sich überhaupt noch über etwas bei ihm wunderte. In einer wortreichen Auseinandersetzung will der Verfasser darthun, daß die „Lektüre der Literaturwerke des vorigen Jahrhunderts" selbst nicht in die höhern Unterrichtsanstalten hineingehöre. Die poetischen Erzeugnisse der Literatur seien Kunstwerke und dürfen nur mit dem ästhetischen Maßstabe gemessen werden. Das Verstehen der Worte lasse noch nicht das begreifen, was der Dichter in tiefinnerer Seele geschaut hat; in die Sphären des unmittelbaren Mitanschauens dringe nur der ein, dem die Vorsehung selbst ein Stück Künstlernatur geschenkt habe; ja

zum vollen Erfassen des Zusammenhangs, in welchem jene Schöpfungen mit dem innersten, geheimsten Leben deutschen Geistes stehen, genüge nicht einmal Erfahrung in der einen Kunst, „und Schiller und Goethe wird in jenem Zusammenhang niemand begreifen, der die deutschen Musiker, vor allen Beethoven, nicht begriffen hat". Die Voraussetzung für das Verständniß jener Dichter fehle aber auch den Schülern der obersten Klassen, zudem würden jene Meisterwerke oft nur als Tummelplätze logischer Secirexperimente benutzt und in den Schülern die Anmaßung eines Urtheils über die Werke erzeugt. Auf jene Werke solle vielmehr nur als auf eine kostbare Frucht hingewiesen werden, die nur durch bescheidenste Hingabe, wenn der Geist gereift ist, gewonnen werden kann. Jene Werke seien unsere Kleinodien, Kleinodien gebe man aber nicht den Kindern zum Spielen. Endlich erzeuge man in den Kindern das für sie schädliche Bewußtsein, die Classiker bereits mit 17 Jahren hinreichend gelesen zu haben, und raube man ihnen für ihre Zukunft den schönsten Genuß. Welchen Nutzen verspreche man sich also von der Lektüre der Classiker? Sie in ihrer Totalität als Kunstwerk zu begreifen, dazu fehle dem Schüler die Fähigkeit; ebenso wenig vermöge er den Gedankengehalt in seiner Tiefe zu fassen; im günstigsten Falle würde nur ein nebelhaftes Schwärmen für Goethe, Schiller und Lessing erzeugt, „das nicht zum geringsten Theil an dem Mangel eines gesammelten klaren Bewußtseins und energischen Willens schuld ist" und auch dem Gemüthsleben gefährlich werden kann.

Wir folgen dem Verfasser in seinen Auseinandersetzungen, daß und wieso dem für das Verständniß unserer deutschen Classiker durchaus unfähigen Schüler das eines griechischen Kunstwerks möglich sei, nicht weiter, wir wollen nur das, was er gegen die Lektüre unserer Dichter vorbringt, einer kurzen Betrachtung unterwerfen. In zwei Punkte lassen sich die Argumente des Verfassers zusammenziehen: erstens seien die Schüler für das Verständniß nicht reif, zweitens sei die bisherige Art und Weise des Unterrichts oft die unrichtige. Es muß doch wol mit der formalen Bildungskraft, die der Unterricht im Griechischen und Lateinischen verleihen soll, nicht so weit her sein, wenn Secundaner und Primaner eines Gymnasiums den Gedankengang eines Goethe'schen oder Schiller'schen Dramas zu fassen nicht im Stande sein sollten. Wir glauben dieses aber eben nicht, wir erkühnen uns sogar, die Ueberzeugung auszusprechen, daß unter vernünftiger Anleitung ein Secundaner einer Realschule, der nicht nur noch niemals den Honig der attischen Biene gekostet, sondern sogar nicht einmal mensa decliniren kann, Verständniß für die weltbewegenden Gedanken unserer Dichterfürsten zeigen wird. Nicht die Kunstform ist die Hauptsache, nicht in dieser liegt der Hauptwerth jener Werke; die Form, die so ohne weiteres anspricht, auch den, der nicht im Stande ist, den ästhetischen Maßstab an dieselbe zu legen, vermittelt, und das ist für unsere Schüler die Hauptsache, die höchsten und heiligsten Gedanken, die edelste Welt- und Menschenerkenntniß, wie der trockene Lehrstil es nicht vermöchte, und darum zünden jene Worte, gehen in Fleisch und Blut über und haften für das ganze Leben im Herzen und Geiste der Lesenden und Hörenden. Mag den Schülern das Kunstwerk als solches noch unerfaßlich, mag ihnen der Zusammenhang, in welchem jene poetischen Schöpfungen mit dem „innersten, geheimsten Leben deutschen Geistes" stehen, noch dunkel bleiben — haben wir auf den Schulen doch keine Literarhistoriker zu bilden —, wenn nur das Wort zündet und belebt, wenn die herrliche Gedankenwelt, die sich dem Schüler eröffnet, dessen Geist bereichert und erweitert, sein Herz veredelt und seinen Sinn läutert. Und das wird gewiß der Fall sein: ein erwachsener Schüler wird die markige Persönlichkeit eines Götz begreifen lernen, wird die Freiheitsgedanken eines Posa verstehen, wird das liebliche Bild des Friedens, wie Max Piccolomini es entwirft, nicht schwer erfassen.

War aber die Lehrweise bisher eine verkehrte, wie der Verfasser als zweiten Grund hervorhebt, nun so jage man deshalb nicht die Classiker zur Schule hinaus, sondern sorge für tüchtige Lehrer, die den rechten Sinn zu wecken verstehen und die Schüler anleiten, mit Ehrfurcht an unsere großen Meisterwerke hinanzutreten; dann werden unsere Schüler solche Liebe zu jenen Dichtungen gewinnen, daß sie im Leben immer wieder und wieder zu ihnen greifen, an ihnen sich geistig zu stärken und sittlich zu heben, und je reifer der Verstand wird, je tiefer die Einsicht, desto mehr Hochgenuß wird ihnen die oft wiederholte Lektüre gewähren, wenn sie wahrnehmen, wie sie immer tiefer und tiefer in den Sinn der Dichtungen eindringen und sich mit immer größern Geistesschätzen aus der unerschöpflichen Fundgrube bereichern.

Was aber der Verfasser weiter sagt von dem unmittelbaren Mitanschauen, von dem Verständniß, das unaussprechlich ist, und daß man, um Schiller und Goethe wirklich zu verstehen, erst Beethoven begriffen haben müsse — das sind doch wahrhaftig nichts anderes als nebelhafte Phrasen. Sollten Schiller und Goethe nur für eine ganz kleine Minorität des deutschen Volks gewirkt und gelebt haben?

Wenn also viel Griechisch und Lateinisch und wenig Deutsch auf unsern Gymnasien, resp. unsern höhern Schulen gelehrt und die Lektüre unserer deutschen Classiker ausgeschlossen werden soll, wo bleibt da das Nationale? Etwa doch nicht in dem Ausschluß der fremden modernen Sprachen auf den Gymnasien, die der Verfasser befürwortet? Es ist ein etwas wohlfeiler Patriotismus, an allem, was französisch ist, kein gutes Haar zu lassen und von der französischen Sprache zu sagen, daß sie sich in der historischen und schönen Literatur (auch in Racine und Corneille?) uns in der „uns so ganz und gar antipathischen und für uns durchaus nicht zu cultivirenden Flachheit" darstellt, um sie so von unsern Gymnasien fern zu halten, damit dieselben nicht durch sie der Gefahr der Verflachung verfallen. Merkwürdig nur, daß derselbe Verfasser für die „mittlern Schulen" verschiedene Bücher für die französische Lektüre vorzuschlagen weiß; dürften diese Schulen vielleicht der Gefahr der Verflachung anheimgegeben werden? Wenn zwar der Verfasser den Gymnasialschülern, welche die Kenntniß der modernen Sprachen für nöthig halten, den Rath gibt, dieselben privatim zu erlernen, so ist das wieder für die Leute mit gefülltem Säckel recht schön; was machen aber die, welche die betreffende Kenntniß für nöthig halten, die aber nicht

so vorsichtig waren, sich reiche Aeltern ausgewählt zu haben?

Wir meinen, daß bei unsern modernen Culturverhältnissen die Kenntniß moderner Sprachen weder im Leben noch in der Wissenschaft zu entbehren, und daß es daher Aufgabe unserer Gymnasien ist, die doch die Vorschule für unsere höhern und höchstgestellten Beamten sind, diesen Anforderungen des Lebens durch Aufnahme dieser Sprachen in den Lectionsplan gerecht zu werden. Freilich wird diese Behauptung uns in den Augen des Verfassers als einen höchst „banausischen" Menschen erscheinen lassen. Wenn wir uns aber auch mit dem Buche im großen und ganzen nicht befreunden können, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß der Verfasser manches Beherzigenswerthe uns vorführt. So sind wir ihm zu Dank für den Vorschlag verpflichtet, bei allen Unterrichtsgegenständen eine kurze Biographie derjenigen Männer zu geben, die sich um die betreffende Wissenschaft besonders verdient gemacht und Großes und Epochemachendes in ihr geleistet haben.

Ferner ist der Passus über die Universitäten lesenswerth: es soll an diesen weniger gelesen als vielmehr gelehrt, die Schüler sollen zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten angeleitet werden. Darum sei der Schwerpunkt des Unterrichts in die Seminarien zu legen, und seien solche für diejenigen Facultäten zu errichten, wo sie bisher noch nicht bestanden haben, wenn nicht die Fächer durch ihr ihnen eigenthümliches Wesen ein Seminar nicht nöthig machen, wie die medicinischen und mathematischen Wissenschaften.

Naturwissenschaftliche Umschau.

(Beschluß aus Nr. 32.)

3. Klar und Wahr. Neue Reihe populärer Vorträge über Geologie von F. A. Quenstedt. Mit zahlreichen Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Tübingen, Laupp. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Dieser Cyklus von Vorträgen ist als eine Fortsetzung von denen in „Sonst und Jetzt" zu betrachten. Es waltet darin ganz derselbe wissenschaftliche Geist wie in diesen, dieselbe leichtfaßliche Darstellung geologischer Gegenstände, für die sich jeder gebildete Denker lebhaft interessirt; auch fehlen die Beziehungen aufs praktische Leben nicht. Und wenn diese letztern vielfach eine satirische Färbung annehmen, so ist doch auch dafür gesorgt, daß sie nie in persönliche Verletzungen ausarten. Eine heitere schwäbische Gemüthlichkeit herrscht überall vor, und wo es nur irgend sein kann, ist ein treffender Witz eingeschaltet, der ungesucht und ungekünstelt freimüthig in die Welt sprudelt.

Das Büchlein enthält elf Vorträge und Reden, welche der Verfasser in einem Zeitraume von 16 Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat, um den Sinn für geologische Studien anzuregen oder wach zu erhalten. Ueberall sind Schlußbemerkungen hinzugefügt, die dazu dienen, manches noch specieller ins Licht zu stellen, als der Text der Rede es gestatten wollte. Machen wir uns zunächst mit dem Inhalte bekannt: „I. Edle Metalle", Tübingen, Januar 1856; „II. Urfauna-Schwabens", Tübingen, Februar 1865; „III. Diamanten", Tübingen, Januar 1866; „IV. Das schwäbische Urland", Tübingen 1855; „V. Bitumen", Tübingen, Januar 1863; „VI. Ueber das Alter des Menschengeschlechts", Rede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Karl von Würtemberg, 6. März 1867; „VII. Ueber den heutigen Standpunkt der Geologie (in Schwaben)", Stuttgart, Königsbau, März 1866; „VIII. Würtembergische Medusenhäupter", Stuttgart, Königsbau, Februar 1868; „IX. Das Salz", Tübingen, März 1860; „X. Ueber Erdbeben", Tübingen, Februar 1870; „XI. Meteorsteine", Stuttgart, Königsbau, Februar 1870.

Wir wählen nun zu einer mehr eingehenden Besprechung den Vortrag über das Salz. Der Verfasser macht zunächst darauf aufmerksam, daß der Sachse in Schwaben, in dem gelobten Lande scharfer Speisen, viel Essig aber wenig Salz findet, und stets genöthigt ist, nachzusalzen, daß dagegen der Schwabe in Sachsen neben einer Fülle von Süßigkeiten fast immer eine versalzene Suppe antrifft, welche natürlich unverbesserlich ist:

> O Land voller Widersprüche! denkt er. Aber was Widersprüche! — Hunger ist der Koch, die Suppe muß verschluckt sein, und wenn es Thran der Eskimos wäre. Wer salzt nun recht? — Die dort unten, oder wir hier oben? — Nicht wahr, meine jungen Fräulein, Kochkünstlerinnen der Zukunft, könnte ich Ihnen darauf antworten, und ein Schärflein zur deutschen Einigkeit beitragen, könnte ich gewissermaßen für Geist und Magen zugleich sorgen, dann müßten Sie zugeben: es ist doch nicht übel, zuweilen eine populäre Vorlesung mit anzuhören, zumal wenn man so nebenbei noch den Finanzen des Museums damit aufhilft.

Dann geht er über auf die geistige Bedeutung des „Salzes" bei allen gebildeten Völkern des Alterthums und befindet sich hier in eimem ihm durchaus behaglichen Elemente. Er macht ferner darauf aufmerksam, daß schon Herodot seinen Landsleuten berichtet habe, wie längs des Atlas süße kühle Wasser aus Salzbergen hervorbrächen, und daß man hier sogar aus Salz große Wohnungen baue:

> Da horchten die wißbegierigen Griechen auf, gleich Kindern, denen wir vom zuckerigen Häusle erzählen. In Indien nennt uns Plinius einen Berg Oromenus, worin das Salz wie in Steinbrüchen wachse und gewonnen würde. Die dortigen Könige hätten aber auch davon mehr Zoll als aus Gold und Perlen. Aber nur wenige solcher bevorzugten Punkte gibt es auf Erden, und rohe Völker haben große Mühe, sich diesen Genuß auch nur nothdürftig zu verschaffen. Natur weiß dann aber auch durch solchen Mangel das Bedürfniß wieder zu zähmen: so sollen die brasilianischen Wilden vom Genuß des Salzes geradezu Bauchgrimmen bekommen, und ein Reisender erzählt uns von einem neuseeländischen Kannibalenhäuptling, der auf die Frage, ob man es wagen dürfe, vorzudringen, ohne gespeist zu werden, antwortete: „Gebildete Weiße können es schon wagen, die schmeckten zu salzig." Auch unsere Urahnen, die Germanen und Gallier, waren im Salzsieden sehr zurück, man überließ es eben den Frauen. Statt die Sole

in einem Hafen (Topfe) abzukochen, zündeten sie große Stöße von Eichenholz an, gossen Salzwasser darauf, und was in der Asche zurückblieb, wurde gesammelt. Alles Salz war daher schwarz und absonderlich beißend, weil sich die Lauge der Asche damit verband. Daher beißender Witz sal niger bei Horatius. Und doch erzählt uns schon Tacitus (Ann., XIII, 57) von großen Schlachten, welche Katten und Hermunduren 59 ante Chr. um den Besitz solch ärmlicher Producte führten. Hala Hermundurorum, Halle an der Saale könnte damit gemeint sein.

Die alten Culturpunkte Saale, Salze, Sulze, Sulz, Halle, Hallein, Hallstadt, Reichenhall u. s. w. hätten sehr wahrscheinlich ihre erste Begründungsursache von den nahegelegenen Salzquellen erhalten. Nach unserm Autor zeigten die Thiere den Menschen den Weg durch das Auswittern der Salzlecken, wie dies die Culturgeschichte Amerikas bewiesen habe; ebenso hätten die Thiere an diesen sumpfigen Salzbrüchen gewaltige Lager von Mist zurückgelassen, der sich steinartig verhärtet habe:

In der big bone lick (große Knochenlecke) von Kentucky am Ohio unterhalb Cincinnati gräbt man ganze Skelete von Mammuthen aus, zwischen den Rippen noch mit erkennbarem Mageninhalt. Sie versanken bei dem gierigen Gedränge im Schlamm, wie später ihre lebenden Nachfolger. Cultur hat das jetzt alles verwischt, nur das Auge des Kundigen bemerkt die Spuren. So verliert auch die Mutter Erde im Laufe der Jahrhunderte an ihren jugendlichen Reizen. Salz beizt und conservirt zugleich, sonst wäre Lot's Weib nicht zur Salzsäule geworden.

Der Verfasser erzählt dann auch die bekannte Geschichte von dem schwedischen Bergknappen Stor Mats, welcher 1670 in einen 600 Fuß tiefen Schacht gefahren und erst 49 Jahre später ganz versteinert wieder aufgefunden sei. Nur seine Geliebte, welche zu einem alten krummen Mütterchen geworden, habe ihn wiedererkannt. Natürlich benutzt der Verfasser diese hübsche Geschichte zu einem Scherz über alte nicht rostende Liebe, meint aber, daß dies schöne Sprichwort besonders in unsern Tagen gar viel Ausnahmen erlebe. Die Bergleute hätten den versteinerten Jüngling 30 Jahre in einem Glaskasten aufbewahrt, bis die verwitternde Natur das Gefüge zerbröckelt habe und die Bergleute es für nöthig befunden hätten, den Verunglückten zu seiner ewigen Ruhe zu befördern. Dann zeigt der Verfasser seinen Zuhörern verschiedene Stücke Steinsalz:

Es stecken freilich keine jungen Bergleute darin, aber Millionen kleine Thierchen mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Blut, die sich einst in den Salzpfützen des Meeres ergötzten, und ehe sie sich umsahen, wie Lot's Weib zur Salzsäule wurden. Unter dem Mikroskop kann man diese Wesen noch erkennen, ja wenn die Arbeiter von Berchtesgaden ihr rothes Salz aufgelöst haben, so werfen sie die unlöslichen Rückstände sogleich weg, denn die fangen an zu gären, zu faulen und zu dunsten, daß selbst der Unkundige merkt, da steckt noch Urfleisch, was jetzt erst seiner Verwesung entgegeneilt. In Wieliczka gibt es eine 12 Fuß mächtige Bank, die Knistersalz heißt; löst man größere Mengen davon auf, so fängt es plötzlich an zu knittern und zu knattern, etwa wie auf letztem Balle, wo die jungen Herren den Schluß des Cotillon mit Knallerbsen belebten. Es sind gepreßte Schieferölgase (Kohlenwasserstoff), welche durch die Lösung im Wasser Luft bekommen und die dünnen Wände mit Detonation zersprengen: Ueberbleibsel organischer Wesen.

Nach der naturgeschichtlichen Beschreibung des Küchensalzes läßt der Verfasser auch die chemische und physikalische Untersuchung desselben folgen; auch die technologischen, geographischen und merkantilischen Beziehungen finden die gehörigen Erwägungen.

In ganz ähnlicher Weise sind alle übrigen Vorträge als Resultate gründlicher Forschungen zu betrachten, welche ansprechend für das gebildete große Publikum bearbeitet worden sind. Das ganze Büchelchen bildet also durchweg eine belehrende, amusante Lektüre und erweckt in jedem Leser den lebhaften Wunsch nach baldiger Fortsetzung.

4. Naturwissenschaftliche Vorträge von J. R. Mayer. Stuttgart, Cotta. 1871. Gr. 8. 14 Ngr.

Auch dies sind wirklich gehaltene Gelegenheitsreden, wie die vorher besprochenen, und stammen ebenso wie jene von einem längst berühmten Verfasser. Beide verfolgen einen populären Zweck, doch ist ihr Standpunkt ein ebenso verschiedener wie der behandelte Stoff. Wenn jene beim Leser gar kein eigentliches Fachwissen voraussetzen, so wird hier meistens schon viel als bekannt zu Grunde gelegt; wenn dort Spaß und Witz den Vortrag würzen, so herrscht hier der wissenschaftliche Ernst, der Scharfsinn des Denkens vor. Beide Verfasser sind Selbstforscher ersten Ranges, unterscheiden sich aber auch wesentlich dadurch, daß der eine das allgemeine Gebiet seiner Wissenschaft verfolgt, während der andere sich ganz speciell auf seine mechanische Wärmetheorie beschränkt. Der Verfasser des vorliegenden Werks spricht es auch in einem kurzen Vorwort aus, daß seine Vorträge eigentlich nur Zugaben zu der bald erscheinenden zweiten Auflage seiner „Mechanik der Wärme" bilden sollten, und nur um dieselben den Besitzern der ersten Auflage leicht zugänglich zu machen, habe sich die Verlagshandlung entschlossen, sie vorläufig in einem besondern Abdrucke erscheinen zu lassen.

Das Werk enthält vier Reden: „1. Ueber nothwendige Consequenzen und Inconsequenzen der Wärmemechanik, Vortrag, gehalten in der allgemeinen Versammlung der Naturforscher zu Innsbruck, am 18. September 1869"; „2. Ueber Erdbeben, Vortrag, gehalten in Neckarsulm, in einem kleinen Kreise, im Juni 1870"; „3. Ueber die Bedeutung unveränderlicher Größen, Vortrag, gehalten im Kaufmännischen Verein in Heilbronn, am 3. November 1870"; „4. Ueber die Ernährung, Vortrag, gehalten zum Besten der Invalidenstiftung, in Heilbronn, 13. April 1871".

In der ersten Rede lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die Meteoriten-Theorie, nach welcher bekanntlich die Sonne durch den Sturz planetarisch-kosmischer Massen geheizt werden soll, und bespricht dann in geistvoller Erwägung die möglicherweise aufzustellende Consequenz, daß es am Ende auch an Einsturzstoff fehlen könne und das ganze System zum Stillstand kommen müsse:

Die Lehre von der Wärmeentwickelung durch den Zusammensturz räumlich getrennter Massen ist überhaupt erst in ihrer Entstehung begriffen und deshalb noch wenig ausgebildet, und es möchte dieselbe somit wol noch nicht das geeignete Fundament für so weitgehende Consequenzen darbieten. Was sich aber jetzt schon über die Erhaltung der Welt sagen läßt, will ich, von meinem Standpunkte aus betrachtet, in Kürze zusammenfassen. Von vornherein sei bemerkt, daß die vorhin gegebene Regel von dem relativen Werthe der verschiedenen Kraft-

formen nur für unsere irdischen ökonomischen Verhältnisse gilt, hingegen auf die Oekonomie des Makrokosmus keinerlei Anwendung zuläßt. Der endliche Stillstand der Welt, oder die befürchtete Entropie, würde eintreten, wenn einmal alle ponderable Substanz des Universums zu einer Masse vereinigt wäre. Man könnte sich dann einen Augenblick vorstellen, daß auch die ganze Summe der existirenden lebendigen Kraft in Form von Wärme in diese Masse gleichförmig vertheilt und so ein Zustand von ewigem Gleichgewicht zu Stande gekommen wäre. Wie soll aber eine solche Massenvereinigung möglich werden?

Dann geht der Verfasser zum Carnot'schen mechanischen Wärmegesetz über, wonach die Wärme nur dann zur Hervorbringung von Bewegung benutzt werden kann, wenn dieselbe von einem wärmern zu einem kältern Körper übergeht, und zeigt, daß auch trotz dieser Regel jene Massenvereinigung nie möglich sei. Es fehle also nicht an triftigem Grunde anzunehmen, daß im Laufe der unendlichen Zeit und im unendlichen Raume Weltzertrümmerungen oder theilweise Weltuntergänge wirklich vorgekommen sind und noch ferner vorkommen werden:

Einen sprechenden Beweis hierfür besitzen wir in der Beobachtung von Meteoren mit hyperbolischer Laufbahn. Ich beziehe mich in dieser Hinsicht auf die wichtige Abhandlung von Professor Heis in Münster: „Die große Feuerkugel, welche am Abend des 4. März 1863 in Holland, Deutschland, Belgien und England gesehen worden ist" (Halle 1863); eine Schrift, welche ich der Güte des Hrn. Verfassers verdanke. Die wahre, heliocentrische Bewegung dieses Meteors betrug $9_{,145}$ geographische Meilen für die Secunde; die Bahn war somit hyperbolisch. Am Schlusse seiner gediegenen Arbeit erwähnt Heis noch einer andern von Vaillant und Le Verrier in Paris und von Abbé Paumard in Precigné am 29. October 1857 gesehenen und vom Director der Sternwarte in Toulouse Hrn. Petit berechneten Feuerkugel, welche ebenfalls eine hyperbolische Bahn hatte.

Die von Heis berechnete Feuerkugel mußte also in der Nähe der Erdbahn bei dem Eintritt in die Sonnenanziehung eine Wurfgeschwindigkeit von 7 geographischen Meilen gehabt haben, und es fragt sich, woher sie diese Geschwindigkeitsvergrößerung erhalten habe. Man könnte die Antwort in der fortschreitenden Bewegung des ganzen Sonnensystems oder in der Bewegung um eine sogenannte Centralsonne suchen:

Allein es läßt sich keine Massenanhäufung denken, die groß genug wäre, um unserer Sonne eine irgend merkliche Geschwindigkeit zu ertheilen. Außerdem müßte, wenn unsere Erde neben ihrer Centralbewegung um die Sonne mit dieser letztern noch eine weitere Bewegung im Weltenraume besäße, das von den Fixsternen auf die Erde treffende Licht andere Aberrationserscheinungen, als die wirklich beobachteten, darbieten. Mithin haben wir allen Grund, unsere Sonne buchstäblich als einen Fixstern anzusehen und an eine Bewegung derselben durch den Weltraum nicht zu glauben. Dieses einmal festgestellt, sind nun Meteore mit hyperbolischen Bahnen —, sie sind, sage ich, feurige Kuriere, die sprechendes Zeugniß geben von einem irgendeinmal und irgendwo stattgefundenen Massenconflict, stark genug, daß bei demselben die betreffenden Molecule in alle Welt hinaus explodirt sind. Wenn also auch angenommen werden muß, daß der strahlende Effect unsers Sonnenkörpers, wie der aller übrigen Fixsterne, an einen Verbrauch von Sturzmasse geknüpft ist, so ist durch einen solchen Verbrauch doch deshalb noch keine endliche Erschöpfung bedingt, weil durch den Conflict sehr großer Massen jedesmal wieder der Welt hinreichendes Sturzmaterial geliefert wird.

Diese kleine Probe specieller Mittheilung aus den Vorträgen mag schon genügen, um uns die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, daß dieselben ein reiches Material zum Nachdenken in sich schließen. Wer sich daher nur irgendwie für die neue Mayer'sche Wärmetheorie interessirt, wird diese Beiträge gewiß nicht ungelesen lassen. Und wir fügen schließlich nur noch den aufrichtig gemeinten Wunsch hinzu, daß es der Gesundheitszustand des berühmten Verfassers gestatten möge, seine geistreichen Forschungen noch lange ungestört fortsetzen zu können. Er steht jetzt schon längst nicht mehr allein auf diesem schwierigen Gebiete der Naturforschung, es stehen ihm die hervorragendsten Meister thatkräftig zur Seite, allein es wäre sehr zu beklagen, wenn sein anregender Einfluß schon fehlen sollte.

5. Geistesleben. Betrachtungen über die geistige Thätigkeit des menschlichen Gehirns und ihre Entwickelung von Gottfried Ritter von Rittershain. Mit 2 Holzschnitten. Wien, Braumüller. 1871. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser war von dem Schuldirector Heinrich in Prag dafür gewonnen, den angehenden Lehrerinnen populäre Vorträge über Anthropologie zu halten. Damit war der erste Grund zu dem vorliegenden Buche gelegt, welches dann in seiner weitern Verarbeitung einem allgemeinern Zwecke dienen konnte. Wir haben dasselbe mit großem Interesse gelesen und können nur wünschen, daß es allgemein bekannt und recht beherzigt werde. Für Erzieher und Erzieherinnen der Jugend, für Aeltern und Familien enthält es einen reichen Schatz von Winken und Folgerungen, welche nur segenbringend wirken können. Die Darstellung desselben ist einfach und leichtverständlich und entspricht genau dem Zwecke, ein richtiges Verständniß der Wechselbeziehung zwischen Geist und Körper bei jedem gebildeten Leser herbeizuführen. Der Verfasser unterläßt es nicht, mit gerechter Würdigung auf die Werke von Reclam, Giebel, Stiebel u. a. hinzuweisen, welche ihm bei seiner Ausarbeitung wesentlich Hülfe geleistet haben. Wenn er dann aber fast zu der Meinung gekommen wäre, als bringe sein Buch nicht viel Neues, so ist dies offenbar zu bescheiden. Sein populärer Standpunkt ist im Vergleich zu jenen gelehrten Werken schon etwas Neues, und daß er auch selbst zu forschen versteht, erkennt der sachverständige Leser auf jeder Seite des Buchs. Die erforschten Wahrheiten der Wissenschaften können nie oft genug wiederholt werden und wirken um so mehr, wenn sie wie hier in einem unscheinbaren schlichten Gewande und in einer jedem Gebildeten leicht zugänglichen Sprache auftreten. Das Werk erinnert lebhaft an die „Anthropologie" von Kant, ist aber jugendfrisch und beherrscht seinen Gegenstand auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Anschauung, nach welcher alle Seelenthätigkeit von dem Gehirn ausgeht, daher ihre Erklärung nur in der physiologischen Erforschung dieses Organs gegeben werden kann.

Das Werk zerfällt in neun Kapitel: „I. Nerventhätigkeit, Gehirn, Rückenmark"; „II. Die Sinneseindrücke als Grundlage des Gedankens, ihr Verhältniß zur innern Entwickelung des Gehirns; bestimmte und unbestimmte Empfindungen, Stimmung, Gemüth"; „III. Erinnerung und Gedächtniß, Widerstandsfähigkeit, Begehrungsvermögen, seine Ausschreitungen und Bekämpfung derselben"; „IV. Wachen und Schlafen, Traum des Schlafenden,

Wachetraum des Irrsinnigen, Fieberkranken oder Trunkenen"; „V. Combination, Distinction, Urtheil, Denken, Gedanke; bewußtes Denken, Vorstellung; die Symbole des Gedankens und der Stimmung"; „VI. Selbstbewußtsein, natürlicher Egoismus, Selbstsucht, Dankbarkeit und Liebe, das Streben nach persönlicher Freiheit"; „VII. Persönlicher Wille, Willenskraft, Phantasie und ihr Verhältniß zum Denkvermögen"; „VIII. Gedächtniß, Vernunft, Verstand"; „IX. Seele und Gott, das höchste Ziel des Menschen".

Zur wörtlichen Mittheilung wählen wir zunächst eine Stelle aus dem ersten Kapitel:

Wenn wir gesund sind, haben wir keine directe Wahrnehmung von dem Zustande unsers Innern, und Krankheit wie Wohlsein geben sich uns als solche meist nur in allgemeinen Wirkungen kund. Wir verfügen über den Bissen in unserer Mundhöhle nur, solange er in derselben weilt; einmal durch das Schlingen außer den Bereich des Rachens gebracht, macht er seine weitern Wege und erfüllt seine weitere Bestimmung ohne unser Mitwissen und ohne willkürliche Beeinflussung von unserer Seite. Ebenso empfinden wir von dem Geschmacke des in die Mundhöhle gebrachten Stoffs nur so lange etwas, als es in diesem Eingangsraume des Verdauungskanals weilt; so empfindlich unsere Haut gegen Kälte, gegen Kitzel, gegen Reize aller Art ist, sowenig haben wir eine Empfindung davon, wenn ähnliche Reize die Magen- oder Darmschleimhaut treffen; wir fühlen dann das Brennen des Pfeffers nicht, nicht die Bewegungen von Eingeweidewürmern, wenn sie nicht wieder an oder über den Ausgang des Darmkanals vorrücken. Wir können das im Kurzen so ausdrücken: Bewußte Bewegung und Empfindung herrschen vorzugsweise an der Außenseite des Körpers, die innern Vorgänge jedoch stehen unter der Vermittelung eines Nervensystems, welches durch kleinere Centralpunkte zum Theil von der Leitung zum Sitze des Bewußtseins isolirt wird. Das ist das sympathische Nervengeflecht, dessen Ursprung nichtsdestoweniger im Gehirn zu suchen ist.

Das Rückenmark kann als die Fortsetzung des Gehirns angesehen und es kann unter Umständen dieses durch jenes ersetzt werden. Es ist bekannt, wie viele interessante Versuche gerade hierüber angestellt worden sind. Der Verfasser theilt mehrere davon mit. Eine hungernde Henne läuft nach dem vor ihrem Auge ausgestreuten Futter, wenn ihr auch plötzlich vorher der Kopf abgehauen sein sollte. Von dem römischen Kaiser Heliogabalus erzählt man, daß es ihn ergötzt habe, zu sehen, wie Strauße, welche auf der Rennbahn während ihres Laufs von ihm geköpft wurden, ihren Lauf auch kopflos noch fortgesetzt hätten.

Wird einer Taube, oder einer Henne, oder einem Kaninchen unter gewissen Vorsichtsmaßregeln das Gehirn ausgeschnitten, ein Experiment, welches auch Reclam selbst durchgeführt hat, so kann das Thier am Leben bleiben und sich erholen; doch sind die Veränderungen, welche durch diese Operation hervorgebracht worden, ganz außerordentlich. Alle Sinnesempfindungen bis auf ein schwaches Zeichen des Gefühls mangeln. In den ersten Tagen sitzt das Thier bewegungslos auf einer Stelle und reagirt auf Reize fast gar nicht. Nachdem die Wunde geschlossen ist, erfolgen Bewegungen nur nach erfolgter Anregung von außen. Stößt man das Thier, so geht es ein paar Schritte, setzt man es auf die Hand und senkt diese rasch, so macht es einige Flügelschläge, als ob es fliegen wollte. Das nöthige Futter sowol als Getränke muß ihm durch den geöffneten Schnabel eingeflößt werden. Später machen solche Thiere sogar mitunter einige Bewegungen, wie das Picken am Boden, als ob sie Futter auflesen wollten, wahrscheinlich zusammenhängend mit dem leeren Zustande des Magens, wenn sie hungern.

Stellt man solche enthirnte Tauben mit den Füßen in kaltes Wasser, so fangen sie sogar an, allein zu saufen, was mit der Natur der Taube im Einklang steht, da sie jedesmal mit den Füßen im Wasser zu stehen pflegt, wenn sie saufen will. Doch beruht dies nur in dem Gefühl der kalten Flüssigkeit an den Füßen. Das Thier säuft, wenn die kalte Flüssigkeit auch Branntwein, Schwefelsäure, Quecksilber u. s. w. ist, es fehlt ihm das Mittel zur Unterscheidung, es fühlt nur das Naßkalte an den Füßen und mit diesem Gefühl stehen die Bewegungen zum Saufen in unwillkürlicher Verbindung.

6. Populäre kosmogonische Vorträge von Karl Völker. Mit neun lithographirten Tafeln. Schaffhausen, Brodtmann. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser hatte in Altstätten des Cantons St.-Gallen zur Humboldt-Feier einen Vortrag über die Bedeutung des großen Gelehrten gehalten und unterstützte seine Worte mit einigen Auszügen aus den „Ansichten der Natur". Die Zuhörer und Zuhörerinnen, welche mehrere Hunderte zählten, waren darüber ganz entzückt und baten den Verfasser um einen fernern Cyklus von Winterabendvorlesungen, in denen ihnen auch ebenso Mittheilungen aus dem „Kosmos" gemacht werden möchten, wie in der Festrede aus den „Ansichten der Natur". Die vorliegende Schrift erfüllt diesen Wunsch. Sie enthält neben der Festrede noch sechs Vorträge, wobei der „Kosmos" Humboldt's die Hauptgrundlage bildet, aber auch zugleich der astronomischen Spectralanalyse als Fortsetzung dazu gehörig Rechnung getragen wird. Diese Vorträge unterscheiden sich nun von allen vorher besprochenen durch eine schwunghafte Sprache, durch kühne Bilder, ja der gewiß noch jugendliche Verfasser thut hierin des Guten fast zu viel. Abgesehen von dieser nicht genugsam gezügelten Ueberschwenglichkeit enthält das Werk einen reichen Stoff der angenehmsten Unterhaltungslektüre, welche zugleich zur naturwissenschaftlichen Belehrung dienen kann. Wir begrüßen übrigens die Arbeit mit Freuden, weil sie uns die Ueberzeugung von einer tief innerlichen Verehrung für den großen Verstorbenen verschafft hat.

Heinrich Birnbaum.

Biographisches.

1. Privatgeschichten der Weltgeschichte. Herausgegeben von Luise Otto. Sechster Band: Seltene Charaktere aus deutschen Adelsgeschlechtern. Leipzig, Matthes. 1872. 8. 1 Thlr.
2. Deutsche Frauen. Skizzen von Angelika von Lagerström. Erste und zweite Lieferung. Königsberg, Akademische Buchhandlung. 1873. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.
3. Mütter berühmter Männer. Von F. Arndt. Erstes bis viertes Heft. Berlin, Staude. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
4. Die Männer der neuen deutschen Zeit. Biographien deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden, von A. E. Brachvogel. Erste bis siebente Lieferung. Hannover, Rümpler. 1872—73. Gr. 8. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Die auffallende Menge von neuerdings erschienenen Biographien, welche wir in Nr. 14 d. Bl. anzeigten und welchen nun eine weitere Zahl und zwar nicht mehr einzelner, sondern gleich ganzer Sammlungen von solchen nachfolgt, gibt zu denken. Ist gerade gegenwärtig ein dringendes Bedürfniß zur Bearbeitung und Sammlung von Biographien vorhanden, oder ist diese Erscheinung eine Sache der Mode? Schon die Titel der oben genannten Bücher führen auf den letztern Gedanken. „Privatgeschichten der Weltgeschichte"! Wie geheimnißvoll, wie effectreich! Man hofft unwillkürlich, lauter Enthüllungen von Geheimnissen zu vernehmen. „Deutsche Frauen"! „Mütter berühmter Männer"! Wie geeignet zur Verbreitung historischer Kenntnisse am Nähtische! „Deutsche Fürsten, Staatsmänner und Helden"! Zwar nicht neu, aber immer imponirend und säbelrasselnd! Doch, sehen wir uns die einzelnen Neuigkeiten des biographischen Büchermarktes etwas genauer an.

Nr. 1 ist ein Werk der fruchtbaren Romanschriftstellerin Luise Otto. Ihre „Privatgeschichten der Weltgeschichte" sind eine sonderbare Zusammenstellung von historischen Merkwürdigkeiten. Der erste Band enthielt die Geschichte mediatisirter deutscher Fürstenhäuser; der zweite: merkwürdige und geheimnißvolle(!) Frauen; der dritte: die geistlichen Fürsten und Herren in Deutschland bis zur Säcularisation 1803; der vierte: einflußreiche Frauen aus dem Volke; der fünfte: Neufranzösisches und Altdeutsches (?). Man sieht, es mußte mit Gewalt biographischer Stoff hergeschafft und nöthigenfalls an den Haaren herbeigezogen werden. Dem entspricht denn auch der vorliegende sechste Band: „Seltene Charaktere aus deutschen Adelsgeschlechtern"! Was in aller Welt unterscheidet denn heutzutage noch die Adelsgeschlechter von andern Geschlechtern? Darüber ist unsere Zeit hinaus. Berühmte Männer von Adel, namentlich von neuem Adel, der in dem einzigen Wörtchen „von" besteht, haben an sich nichts, das sie von bürgerlichen berühmten Männern unterscheidet. Wer denkt z. B. bei einem Albertus Magnus, einem Leibniz, Haller, Raumer, welche der vorliegende Band enthält, daran, daß sie dem Adel angehörten? So würde die Verfasserin wahrscheinlich unter ihre „seltenen Charaktere aus deutschen Adelsgeschlechtern" auch Schiller und Goethe aufnehmen, weil sie geadelt worden sind! Nein, solche Unterscheidungen gehen über die Popularisirung der Wissenschaft hinaus — es sind Effecthaschereien. Der vorliegende Band enthält: Albert von Bollstädt (Albertus Magnus), Heinrich von Geroldseck, Gregor von Heimburg, Christoph von Scheurl, Achatius von Willinger, Eugen von Sonnenfeld, G. W. von Leibniz, Albrecht von Haller, Adam von Itzstein, Friedrich von Raumer: zehn Männer auf 200 Seiten abgemacht! Bei Albertus, der nur sieben Seiten in Anspruch nimmt, reproducirt die Verfasserin unverstandene Nachrichten über die Anwendung des Pythagoräischen Lehrsatzes auf die gothische Baukunst, ohne sich selbst klar zu sein, was sie sagen will, daher auch ihre Darstellung höchst dunkel bleibt. Ueber das Verhältniß des Albertus zu den „freien Maurern" wäre viel mehr und Interessanteres zu sagen gewesen, als man hier erfährt. Die gelungensten Aufsätze des Buchs sind jene über Christoph von Scheurl und Achatius von Willinger, welche die Gegensätze der Reformationsperiode in freisinnigem und unparteiischem Geiste lebendig schildern. Schwächer und eine Reproduction längst bekannter Dinge sind die Geschichten von Leibniz und Haller, wie auch von Itzstein und Raumer. Wir wollen indeß damit nicht sagen, daß nicht manches für weniger mit den Wissenschaften vertraute Kreise Lehrreiche in dem Buche zu finden sei; doch stören das Lesen stilistische Unbeholfenheiten und viele Schreib- und Druckfehler. So sollte man z. B. heutzutage nicht mehr „Churfürst" sehen müssen statt „Kurfürst".

Nr. 2: „Deutsche Frauen", ist von Angelika von Lagerström, der Verfasserin des von uns schon früher angezeigten, höchst schwachen „Biographischen Gedenkbuchs". Es soll enthalten: „Charlotte Schiller", „Johanna Fichte", „Eva Lessing", „Josefa Hoffinger", „Meta Klopstock", „Charitas Pirkheimer" und „Karoline Perthes", also doch wenigstens lauter Frauen von Dichtern und Gelehrten, was die Sammlung einigermaßen rechtfertigt (weniger aber den Titel). Nach unserer unmaßgeblichen Meinung haben zwar die Biographien der Gattinnen großer Schriftsteller, wenn dieselben nicht selbst Schriftstellerinnen sind, nur in Verbindung mit denjenigen ihrer Männer Bedeutung und Interesse und verlieren durch ihre abgesonderte Behandlung viel an Reiz und Farbe; doch muß zugestanden werden, daß das vorliegende Buch weit über dem skizzenhaften „Biographischen Gedenkbuch" steht. Der Stil ist lebendig, aber etwas überschwenglich und sentimental. Auch sind die Darstellungen viel zu ausführlich und minutiös und enthalten zu viel Nebensächliches und Unwesentliches. Vollständig liegen erst die Lebensgeschichten der Gattinnen Schiller's und Fichte's vor, welche im Leben Freundinnen waren, und von denen der erstern stilles Leben als Witwe des zu früh Hingerafften manche anziehende Punkte enthält.

Was wir von den Gattinnen großer Männer sagten, gilt nach unserer Ansicht auch von ihren Müttern: sie haben als solche für sich allein kein historisches Interesse, und eine Sammlung ihrer Lebensschilderungen kann keinen wissenschaftlichen Werth haben, sondern nur einer empfindsamen Gemüthsrichtung entsprechen. Es sind von F. Arndt's „Mütter berühmter Männer" (Nr. 3) in den ersten vier Heften erschienen: die Mutter des Großen Kurfürsten, Peter's des Großen, Karl August's von Sach-

sen-Weimar und Goethe's. Diese Biographien bestätigen denn auch unsere Ansicht vollkommen. Es geht aus dem Texte nicht hervor, daß man es mit der Mutter eines berühmten Mannes zu thun hat, sondern es ist eben die Geschichte einer Frau, beziehungsweise ihrer Zeit, und der Grund, warum gerade die Geschichten dieser Frauen zusammengestellt sind, ein ganz äußerlicher, der nicht mit Nothwendigkeit aus dem Inhalte des Buchs selbst erhellt. Das Beste an der vorliegenden Sammlung sind die in die Biographien eingewebten interessanten Beiträge zur Culturgeschichte. Was die Diction betrifft, so steht darin Arndt's Sammlung den andern von uns angezeigten voran.

In Nr. 4: „Die Männer der neuen deutschen Zeit" gedenkt der Dramatiker A. E. Brachvogel, dem Programm gemäß, nacheinander in so vielen Lebensgeschichten, als das Jahr Wochen zählt, die sämmtlichen hervorragenden politischen und militärischen Leiter des letzten deutsch-französischen Kriegs zu schildern. Wol stehen sich diese Männer weit näher als die Mütter oder Gattinnen berühmter Persönlichkeiten oder gar als zufällig zusammengebrachte Adeliche; aber hier scheint von einem Extrem zum andern übergesprungen zu sein. Gerade weil diese 52 Fürsten, Minister und Generale zusammengehören, ist ihre abgesonderte biographische Behandlung ein Misgriff; denn es läßt sich dabei nicht vermeiden, daß dieselben Ereignisse, nämlich die Thaten des in Frage stehenden unsterblichen Kriegs so oft wiederholt werden müssen, als die behandelten Männer mit ihnen in Berührung kamen. Eine solche weltgeschichtliche Katastrophe, wie die Niederwerfung der französischen Hegemonie in Europa und ihre Ersetzung durch die deutsche, muß einheitlich geschildert werden, und es fehlt auch nicht an Werken dieser Art. Natürlich haben die Lebensumstände der betheiligten Personen hohes Interesse, aber es läßt sich demselben durch Anbringen von Notizen genügen, wo sie zum ersten male erwähnt werden; eine gesonderte Behandlung aller einzelnen muß im höchsten Grade ermüdend wirken. Ohnehin sind die Lebensgeschichten der Bedeutendsten unter ihnen zugleich Geschichten ihrer Zeit; eine Geschichte der Zeit hat aber nur im Zusammenhange Werth und verliert durch Zersplitterung an Verständniß und Bedeutung.

Bisher erschienen von dem Werke die Lebensgeschichten des Deutschen Kaisers, der beiden Prinzen-Feldmarschälle, des Königs von Baiern, Bismarck's, Roon's und Moltke's, und in diesen tritt gleich auffallend hervor, was wir eben sagten: in den sechs Aufsätzen, und dies war nicht zu umgehen, hören wir sechsmal nacheinander die Geschichte des deutsch-dänischen, des preußisch-österreichischen und des deutsch-französischen Kriegs, dieser drei größten Kämpfe der letzten zehn Jahre. Also auch abgesehen davon, daß es an Lebensgeschichten dieser verdienstvollen Fürsten und Helden keineswegs mangelt, haben wir es mit Wiederholung nicht nur längst bekannter Thatsachen, sondern, was ganz unverzeihlich, mit Wiederholung des im Buche selbst schon Enthaltenen, und zwar voraussichtlich mit zweiundfunfzigfacher zu thun.

Brachvogel ist schon darum kein Historiker, weil er die eben ausgeführte Unzulässigkeit nicht eingesehen hat; er ist es aber auch darum nicht, weil er die Ereignisse der Vergangenheit nicht aus ihnen selbst würdigt, sondern nach dem Maßstabe der Gegenwart beurtheilt. So nennt er z. B. gleich auf der ersten Seite das Jahr 1848 das Jahr der großen „Völkernarrheit". Mögen die Ereignisse dieses welthistorischen Jahres jetzt auch noch so thöricht erscheinen; damals erschienen sie nicht so, sondern dem einen höchst willkommen, dem andern höchst bedenklich. Die Bestrebungen jenes Jahres waren ernst gemeint und tief durchdacht; daß sie zum größten Theile mislangen, lag in der zwingenden Macht der Verhältnisse, die sich nicht übers Knie abbrechen ließen, und in der Uneinigkeit der Bewegungspartei. Immerhin aber ist niemals zu vergessen, daß Deutschland jenem Jahre zwei große freiheitliche Güter, die Preßfreiheit und die Schwurgerichte, zu verdanken hat, welche doch gewiß nichts weniger als Narrheiten sind.

Brachvogel ist aber auch kein Historiker dem Stile nach. Sein Buch ist in dem abgebrochenen, schwunghaften, an Ausrufs- und Fragezeichen und Gedankenstrichen reichen Tone der Belletristik geschrieben. Es gleicht einem Romane und ist doch keiner, es will Geschichte sein und ist doch keine, weil ihm die Gerechtigkeit, Unbefangenheit und Unbestechlichkeit fehlt. Brachvogel ist eben durch die Persönlichkeiten, welche er schildert, d. h. durch den Eindruck, den sie auf ihn und auf viele hervorbringen, durch ihre Stellung und Verdienste bestochen; seine Darstellung ist im höchsten Grade subjectiv.

Es ist nicht historisch, wenn Brachvogel sagt: „Wer ließ unser Volk so werden? Welcher Gigantenkraft wurde das möglich? — Gottes! Er hat es so gewollt. Licht wie Schatten!" Und so fort in gleichem Tone. Es wird als Thatsache ausgegeben, daß Gott die deutsche Einheit hergestellt habe. Das geht im Roman und in der — Predigt an, aber nicht in der Geschichte. Letztere darf nur als Thatsache annehmen, was Urkunden und unbefangene Berichte von Zeitgenossen enthalten. In solchen aber möchte die Betheiligung Gottes an den neuesten Ereignissen schwerlich nachzuweisen sein. So spricht denn überall Brachvogel's persönliche, aus Loyalität, Frömmigkeit und Patriotismus zusammengesetzte Ansicht in erster Linie. Er läßt den Leser zu keinem eigenen Urtheil kommen, sondern schreibt ihm solches selbst vor. Vor allem stört uns seine förmliche Kriecherei vor hochstehenden Persönlichkeiten, welche weit hinter den Standpunkt der Gegenwart zurückgeht. Letzterer ist dahin gelangt, daß man die Männer der Zeit, stehen sie auf Thronen, Rednerbühnen, Kathedern, oder sitzen sie mit dem Marschallstabe hoch zu Roß, nicht nach ihrer Stellung, sondern nach ihren Verdiensten beurtheilt. Der deutsche Kaiser, sein Sohn und Neffe haben hohe persönliche Verdienste um die Einheit Deutschlands und seine Rettung vor fremder Invasion erworben; nach diesen Verdiensten sind sie gebührend zu würdigen und zu erheben. Brachvogel's Sprache in Bezug auf sie ist aber servil und bombastisch; er behandelt sie, wie die Römer zur Zeit ihrer Entartung ihre Cäsaren, als Halbgötter und beweihräuchert sie auf eine Weise, die ihnen selbst höchst unangenehm und widerlich sein muß.

Man darf sich demnach gar nicht verwundern, wenn Brachvogel, der auch in der Geschichte Dichter bleibt, in Bezug

auf die historische Wahrheit nicht allzu scrupulös ist. Ein Beispiel hiervon. Er spricht vom Neuenburger Handel. Wir wissen nicht, ob wir es kanzelmäßig oder dichterisch nennen sollen, wenn er damit beginnt, zu erzählen, der „Teufel" (!) habe ein neues Ei in „unser Nest" gelegt. (Wo Brachvogel „wir" oder „uns" sagt, da meint er immer Preußen; dies zur Erklärung.) König Friedrich Wilhelm IV. habe, behauptet Brachvogel, Neuenburg der Schweiz überlassen. Dies ist nicht wahr. Neuenburg, welches sich bereits im 15. Jahrhundert mit schweizerischen Cantonen verbündet, hatte im Jahre 1707, als sein Fürstenhaus ausgestorben, den König von Preußen zum Fürsten gewählt. Im Jahre 1806 trat Preußen Neuenburg an Napoleon I. ab, der es seinem Marschall Berthier als Lehnsfürstenthum übergab, nahm es aber nach Napoleon's Sturz wieder in Besitz. Nachdem die Republikaner von Neuenburg schon 1831 in einem Aufstandsversuche gescheitert, siegten sie 1848, indem sie die preußische Herrschaft aufhoben. Friedrich Wilhelm IV. wurde durch die revolutionären Ereignisse der nächsten Jahre und durch die Verwickelungen mit Oesterreich verhindert, in Bezug auf Neuenburg Schritte zu thun, aber aufgegeben hatte er es nie. Im Jahre 1856 versuchten die Royalisten in Neuenburg einen Aufstand und besetzten das Schloß, den Sitz der Regierung, deren Mitglieder sie gefangen nahmen. Sie wurden aber von den Republikanern, die sich sofort sammelten, entwaffnet und nun selbst gefangen gesetzt. Daß man ihnen in der Schweiz den Proceß machen wollte, konnte niemand im Ernste misbilligen, es hätte dies jeder Staat gethan. Brachvogel sagt aber:

> Die edle Schweiz hätte sich füglich mit unserer (Preußens) Misbilligung der Sache (die aber nicht erfolgte) begnügen und die Wallungen eines alten Patriotismus wol übersehen können. Es (sic! Wer?) wollte die Rädelsführer jedoch mit allem Pomp beleidigter republikanischer Majestät processiren — Geschlechter — u. s. w. — sollten entehrt und ruinirt werden.

Kurz, die ganze Geschichte ist entstellt. Oesterreich hat keineswegs, wie Brachvogel behauptet, die Schweiz protegirt, und nicht Frankreich hat, wie Napoleon III. zwar prahlte, den Frieden zu Stande gebracht, sondern der damalige nordamerikanische Gesandte in der Schweiz, Mr. Fay, welcher von seinem frühern Posten in Berlin her dem König von Preußen sehr nahe stand. Es ist dies freilich noch wenig bekannt, dürfte aber vielleicht bald einmal durch Actenstücke bewiesen werden.

Ein Seitenstück zu oben angedeutetem Fehler mit „sie" und „es" bieten folgende Sätze, welche sich auf die Einverleibung von Frankfurt a. M. in Preußen beziehen: „Für **seinen** bis zur Koketterie getriebenen Preußenhaß mußte **die** Stadt nun eben herhalten. Wegen dieser Folge hatte **sie** sich ganz besonders bei **seiner** mosaischen Literatendemokratie zu bedanken!!" Das geht weit über Druck- und Schreibfehler.

Ob es passend ist, jetzt noch mit so viel Behagen bei den durch Unkenntniß der Sache 1866 hervorgerufenen Aeußerungen von Preußenhaß in Süddeutschland zu verweilen, wollen wir dem Zartgefühl der Leser zur Entscheidung überlassen.

Was an dem Buche Brachvogel's gut ist, das sind mehrere Charakteristiken seiner Helden, ein Vorzug, der übrigens bei einem Dramatiker ganz begreiflich ist. So hat uns namentlich die Schilderung der glücklichen Vermählung des preußischen Kronprinzen und künftigen Kaisers angesprochen. Auch die Biographie Prinz Friedrich Karl's enthält recht hübsche Aufschlüsse über diesen zu wenig gekannten, ja verkannten Charakter. Neues bietet auch in Moltke's Geschichte die Darstellung seines Wirkens im türkischen Asien. Die Schilderungen des Königs Ludwig von Baiern und Bismarck's, welche letztere indessen noch nicht ganz vollendet ist, bringen dagegen nichts wesentlich Neues.

Otto Henne-Am Rhyn.

Dialektdichtungen aus Süd und Nord.

1. Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Gesammelt von V. **Pogatschnigg** und E. **Herrmann**. Zweiter Band. Lieder vermischten Inhalts. Graz, Pock. 1870. 16. 1 Thlr.
2. Volkslieder aus Steiermark mit Melodien. Gesammelt und bearbeitet von **P. K. Rosegger** und **Richard Heuberger**. Pest, Heckenast. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Niu luftert mol! Plattdeutsche Erzählungen und Anekdoten im paderborner Dialekt. Aus dem Leben gegriffen und niedergeschrieben von einem Sohne rother Erde. Nebst einer Zugabe von plattdeutschen Gedichten. Celle, Schulze. 1871. 8. 12 Ngr.
4. Lütj Anna oder En Stückschen von „Em" un „Ehr", plattdütsch un eegenmakt. Geschrieben in höherm Auftrage von **Joachim Möhl**. Nebst Glossar. Hamburg, O. Meißner. 1871. 8. 15 Ngr.
5. Ut auler un neier Tied. Erzählungen in niederdeutscher Mundart von **H. K. vam Hingberg**. Erster Band: Meister Beekwahter. Leipzig, Bänsch. 1872. 8. 1 Thlr.
6. Ostfriesland wie es denkt und spricht. Eine Sammlung der gangbarsten ostfriesischen Sprichwörter und Redensarten. Erklärt und herausgegeben von **W. G. Kern** und **W. Willms**. Mit einem Vorworte von W. J. Jütting. Zweite Auflage. Bremen, Kühtmann und Comp. 1871. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Dialektdichtung blüht in unserer Literatur lustig fort, und zwar reichen sich Süd und Nord in derselben die Hand. Vor allem ist es das sangeslustige österreichische Volk in Steiermark und Kärnten, das sein Volkslied treu bewahrt, ja noch in der Jetztzeit erweitert, während im Norden das Volk plattdeutsch spricht und hochdeutsch singt, daher die Dialektdichtung hier vorzugsweise in der Kunstpoesie eine Rolle spielt und die plattdeutsche Sprache in Erzählungen und Anekdoten sowie in sprichwörtlichen Redensarten ihr Recht behauptet. Lassen wir dem Süden den Vortritt.

Die Sammlung „Deutscher Volkslieder aus Kärnten" von V. **Pogatschnigg** und E. **Herrmann** (Nr. 1) ist sehr reichhaltig und macht den Eindruck, als ob sie nicht aus abgeleiteten Quellen, sondern aus dem Volksmunde geschöpft wäre. Der vorliegende Band enthält: 1) „Kin-

derlieder", 2) „Bilder aus dem Leben und Treiben der Jugend", 3) „Aus der Ehe", 4) „Aus dem Alter", 5) „Charakterbilder aus dem Volke" 6) „Land und Leute", 7) „Ständelieder", 8) Vaterlands- und historische Volkslieder", 9) „Gesellschaftslieder, Sinnsprüche und Balladen", und in einem Nachtrage zu den genannten Rubriken: „Sprüche und Häuserinschriften". Da das Volk nicht immer Werthvolles singt, so ist, weil die Sammler nicht nach dem poetischen Werthe sichteten, Bedeutendes und Unbedeutendes, wie schon die Ueberschriften zeigen, ohne strenge Ordnung beisammen. Wie der Kärntner über die Fasten denkt, sagt der Spruch aus Mittelkärnten:

Sunst iß i sechs Knödl,
Fallt a Fasttag aber ein,
So iß i nur fünfe,
Aber größer müßns sein.

Daß das süddeutsche Volkslied der ehelichen Liebe oft ebenso wenig hold ist wie einst der Minnegesang, zeigt „Das treulose Weib":

Weib, du sollst ham gean
Dei Mann, der is krank. —
Is er krank,
Lob und Dank!
Noch an Tanz,
Nachher wer i ham gean.

Weib, du sollst ham gean
Dei Mann, der liegt in Zügen. —
Liegt er in Zügen,
Laßt's ihn liegen.
Noch an Tanz,
Nachher wer i ham gean.
— — — — — —
Weib, du sollst ham gean
Dei Schöner, der is dort. —
Is er dort,
Geh i fort,
Nix mehr tanzen,
Jetzt müeß i ham gean.

Die „Charakterbilder aus dem Volke" bringen über jeden Stand und Beruf einige kernige, ja zuweilen recht derbe Schnadahüpfl, wobei besonders der Pfaff und Kaplan eine Rolle spielen. Die Abtheilung „Land und Leute" weiß über Ober- und Unterkärnten sowie über die Nachbarländer Launiges zu berichten:

Tirol und Salzburg.

Lienz is a schöne Stadt,
De hat mer g'fall'n,
Da sein mir die Madlen
Af die Knie nieder'g'fall'n.

Bin auf und ab gangen
Durchs ganze Tirol,
Hab ka Kirch'n nit g'fund'n,
Aber d' Wirthshäuser voll.

Die achte Abtheilung „Ländliche Vergnügungen", welche manches aufgenommen hat, was unter die in der folgenden Abtheilung aufgezeichneten „Ständelieder" gehört, zeigt uns, daß die Hauptvergnügungen des Kärntners das Jagen und Wilderern, das Trinken und Raufen und natürlich Musik sind. Eins der bessern Lieder ist das launige:

Ein guter Trunk.

W'rum sollt i denn Durst leid'n
Da wer i a Narr,
Bin i lustig, so trink i,
Bin i traurig, schon gar.

Hab zweierlei Flasch'n,
Is a jede von Glas,
Für Freud ane, für Leid ane,
Haltet jede a Maß.

Steh i mit mei Diandl
Bald a so, bald a so,
So bleibt mir nix übrig,
Als i trink alle zwo.

Unter den „Ständeliedern" finden sich einige allgemein bekannte, die wol nicht auf kärntner Boden gewachsen sind; dagegen bietet die Abtheilung „Vaterlands- und historische Volkslieder" manches culturhistorisch interessante Lied, das wohl verdient, in die größern Sammlungen historischer Volkslieder aufgenommen zu werden, wenn auch der eigentlich poetische Werth nur gering ist.

Die zweite der oben verzeichneten Sammlungen: „Die Volkslieder aus Steiermark" von P. K. Rosegger und R. Heuberger sind werthvoll durch die beigefügten Melodien. Besondere Schätze der Musik haben wir freilich unter den sechsundzwanzig Nummern des vorliegenden Heftes nicht zu entdecken vermocht.

Die unter Nr. 3 aufgeführte Sammlung: „Niu lustert mol!" bringt Erzählungen und Anekdoten im paderborner Dialekt. Die Sprache selbst ist die im ehemaligen Fürstenthum Paderborn herrschende, sie ist mit der sauerländischen und den übrigen westfälischen Mundarten nahe verwandt. Die Erzählungen sind heitern, mehr komischen als humoristischen Inhalts und haben, wie dies in der Natur der Sache liegt, fast alle einen banalen Charakter. Die im Anhang „Tingel-Tangel" angefügten Volkslieder sind platt und trivial.

Dem Verfasser von Nr. 4: „Lütj Anna oder En Stückschen von Em und Ehr", sind die Leser schon mehrmals in d. Bl. begegnet. Das beste der Werke von Joachim Möhl ist entschieden sein „Jean, ein lütj Denkmal". Wir haben bei Besprechung desselben eingehender seine Vorzüge hervorgehoben und können uns deshalb hier kürzer fassen. Die vorliegende Erzählung tritt ohne Prätensionen auf, und der Verfasser gibt uns in derselben in seiner gemüthvollen Weise die Liebesgeschichte von Kindern zweier feindlicher Häuser, die zuweilen an das letzte größere Werk von Fritz Reuter, „Reise nach Konstantinopel", erinnert, ohne jedoch dieselbe nachzuahmen.

Der eine der Väter heißt Müller „so'n Art Herrn, so'n niemodschen, latinschen Buern, as man seggt, un en gebildeten Mann, tom wenigsten en rieken Klauert (Matador), nämlich dör sien Fru, un will weten, dat he dor is, aewer wat de Ander is, so is dat man en richtigen plattdütschen un oldmodschen Buern un hett grad sien Brot von een Backels to de ander, un hett nu de Grot an grote Hoffsteh, dör sien Fru, von twölf Peer un en Stücker dörtig Köh un en groten Bullen, mit en isern Ring dör de Snut." Dieser zweite heißt Möller und hat zwei Söhne, Wilhelm und Friedrich, während der andere eine hübsche Tochter Anna hat. „Dor is also en bandigen Affstand twüschen de Beiden un se sünd sick langen nich ebenbürtig, wenn se ok Nabers an'n Tuun sünd un ehr beiden Hüser ok dicht bohopen staht, blot dat dor en Stück von de Beiden ehr Gardens twüschen liggt, de dor tohopen stöt."

Ansprechend wird die Verschiedenheit der Charaktere und des Hauswesens des hochdeutschen Müller und des niederdeutschen Möller geschildert. Die Feindschaft zwischen den beiden Häusern entsteht darüber, daß „Möller" dem „Müller", der gern sein Besitzthum verschönern möchte, seinen kleinen „Kathen" nicht verkaufen will. Die beiden Frauen suchen immer wieder die Sache ins Gleiche zu bringen, aber eine Liebschaft zwischen dem jüngern Sohn Möller's und der Tochter des Nachbars erbittern Müller nur noch mehr, bis endlich sich doch noch alles zum Guten wendet. Durch den Kampf in Schleswig-Holstein bekommt die Erzählung einen historischen Hintergrund, der jedoch nie so hervortritt, daß er den einheitlichen Charakter der Erzählung beeinträchtigt. Auch diese Erzählung Möhl's ist eine niederdeutsche nicht nur der Sprache nach, sondern nach der ganzen Anlage, nach der Localfärbung und der Sinnes- und Ausdrucksweise der darin auftretenden Personen.

In den unter Nr. 5 angeführten Erzählungen: „Ut auler un neier Tied", tritt uns ein Pseudonymus H. K. vam Hingberg (Heinrich Kühne) mit einem Erstlingswerk entgegen. Die hier uns begegnende Mundart ist die an der niedern Ruhr herrschende, reich an eigenthümlichen Lautverbindungen. Eigenthümlich ist ihr, daß oft dem Vocal des Hochdeutschen noch ein zweiter beigefügt, und daß oft von einem Diphthong des Hochdeutschen nur der erste Vocal verändert wird, daß gedehnte Vocale vorwiegen, daß Mitlaute zurücktreten, um sprachliche Härten zu vermeiden, daß die Tenues verwandelt, Endconsonanten ausgelassen werden u. s. w. Wer sich für die in diesem Werke hervortretenden sprachlichen Eigenthümlichkeiten interessirt, der findet das Nähere über die nordrheinfränkische Mundart in dem dieselbe behandelnden Programm von Wahlenberg (Köln 1871).

Der vorliegende Band, dem noch drei andere folgen sollen, enthält eine Schulmeistergeschichte, deren Anziehendes gerade in der Einzelschilderung besteht, auf deren Analyse wir darum verzichten. Wer an einer wirklichen Dorfgeschichte ohne vielen Aufputz Gefallen findet, dem können wir den „Meister Beekwahter" empfehlen. Die Beigabe eines Glossars möchten wir dem Verfasser um so mehr anrathen, da selbst dem des Niederdeutschen Kundigen manche seltenere Wörter aufstoßen.

Eine sehr dankenswerthe Gabe ist die von W. G. Kern und W. Willms herausgebene Sammlung ostfriesischer Sprichwörter und Redensarten: „Ostfriesland wie es denkt und spricht" (Nr. 6).

Wir haben schon in einem frühern Jahrgange d. Bl. Gelegenheit gehabt, auf den ältern Sprachschatz der Friesen hinzuweisen; hier tritt uns eine sehr reichhaltige Sammlung noch jetzt in Ostfriesland fortlebender Redensarten entgegen. Eingeführt wird dieselbe durch ein Vorwort des Dr. W. Jütting in Einbeck, welches die Anregung dazu auf Jakob Grimm zurückführt. Die Vorrede weist darauf hin, wie unser Schrifthochdeutsch nur vermittels der ältern und neuern Dialekte gründlich verstanden werden kann, ja wie dieselben der lebendige Quell sind, aus dem sich die Schriftsprache immer wieder anfrischt und verjüngt. Für die Erkenntniß des Volks in seinen Sitten und Gebräuchen, wie für stete Belebung des Hochdeutschen sind in den Mundarten vor allem die Sprichwörter geeignet. „Wie das echte Volkslied zuerst aus dem reichen Gemüth eines Einzelnen entsprungen, dann von Nahestehenden aufgefaßt, angeeignet und zum Gemeingut des Volks gemacht wurde, so ist das Sprichwort die Frucht der scharfen Beobachtung und des Nachdenkens eines Einzelnen; wegen seines gewichtigen allgemein ansprechenden Inhalts und seiner volksthümlichen, leicht behältlichen Form findet es rasch Anklang und wandert der Scheidemünze gleich unter allem Volk derselben Zunge umher." Das Vorwort weist ferner hin auf die Vorliebe des Sprichworts für ein sinnliches Gewand: Stabreim, Endreim, Wortspiel und andere Redefiguren. Was den Inhalt des Sprichworts betrifft, so ist es „seltener der Ausdruck einer ernsten und noch weniger einer düstern, als vielmehr einer heitern, frohen, scherzenden und doch sittlichen Lebensanschauung". Schließlich wird von Jütting auf die Berechtigung einer Sammlung plattdeutscher Sprichwörter wie die vorliegende hingewiesen, der er Sammlerfleiß, Belesenheit und feinen Takt in Deutung und Anwendung des Sprichworts nachrühmt, ein Urtheil, dem wir uns im allgemeinen anschließen können.

Die Sammlung selbst umfaßt die Abtheilungen: 1) „Land und Leute im Sprichwort", 2) „Der Mensch", 3) „Das Thier", 4) „Der Tod", 5) „Speise und Trank", 6) „Kleidungsstücke", 7) „Haus und Hausgeräthe", 8) „Das Geld", 9) „Monate, Tage, Sonne, Mond und Sterne", 10) „Das Wetter", 11) „Zahlen und Buchstaben", 12) „Die Trunksucht", 13) „Beschränkter Verstand", 14) „Der Teufel", 15) „Verbale Sprichwörter im Sprichwort", 16) „Sprichwörter, deren Träger abstracte oder früher nicht rubricirte Substantiva sind", 17) „Alliterirende Substantivpaare", 18) „Reimende Substantivpaare", 19) „Adjectivische und adverbiale Sprichwörter"; den Beschluß bildet ein Nachtrag zu den verschiedenen Abtheilungen. Beweis dafür, wie oft das plattdeutsche Sprichwort einen auch im hochdeutschen Sprichwort vorkommenden Gedanken in ganz abweichender Fassung wiedergibt, liefern folgende Redensarten: De Wurst is to krumm, sä de Voß, do hung se hum to hoch. Im Hochdeutschen ist dafür das Sprichwort vom Fuchs und den sauern Weintrauben gebräuchlich, welches sich übrigens auch in Ostfriesland findet in der Fassung: De Beëen sünt sur, sä de Voß, do hungen se hum to hoog. Was wir im Hochdeutschen vom Heller sagen, der nie zum Thaler wird, heißt hier: De to'n Knust backen is, word sien Lefent keen Brod. Wenn wir sagen: Er spricht wie ein Buch, sagt der Ostfriese: He proot (spricht) as'n Mettwurst, de an beide Ennen apen is. Das hochdeutsche Sprichwort, mit der Wurst nach der Speckseite werfen, heißt hier: He smitt mit de Pink (kleine Wurst) na de Schink. Für: Er kommt einen Posttag zu spät: He kummt mit de Mustert (Senf) na de Mahltied. Mit der Thür ins Haus fallen heißt: Mit Klumpen (Holzschuhen) in't Gelag (Gesellschaft) kommen. Mögen diese wenigen Proben zeigen, wie die fleißige Sammlung einen dankenswerthen Beitrag zur vergleichenden Sprichwörterliteratur liefert, die wir darum der Beachtung der Fachmänner ebenso wie der Gebildeten im allgemeinen empfehlen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der Nummer vom 21. Juni bespricht die „Saturday Review" das Werk von Moritz Lüttke: „Aegyptens neue Zeit" und rühmt besonders die Kapitel, welche das Religions- und Erziehungswesen des Landes behandeln.

Die Uebersetzung einer Schrift von Hobbes bespricht das Blatt mit den Worten: „Mit Ausnahme einer alten Uebersetzung des «Leviathan» ist die vorliegende von Hobbes' Abhandlung «Ueber den Bürger» von J. H. von Kirchmann die erste Uebertragung einer seiner Schriften ins Deutsche. Das unserm Landsmann hiermit gemachte Compliment wird dadurch etwas beeinträchtigt, daß, bei aller Anerkennung seines Scharfsinns und seiner Stellung als Vertreter einer leitenden Schule philosophischen Gedankens, er dennoch augenscheinlich als ein Beispiel dessen, was sein Uebersetzer für eine falsche Methode in der Philosophie hält, dargestellt wird. Seine Ethik, Politik und Rechtsphilosophie soll nicht hinreichend inductiv sein; er schenke der thatsächlichen Erfahrung von der menschlichen Natur zu wenig Aufmerksamkeit. Das Soll, wie er es ausdrückt, liegt schon in dem Sein und sollte daraus hergeleitet werden, statt umgekehrt zu verfahren. Dies scheint nicht so sehr verschieden von Hobbes' eigenen praktischen Schlüssen, widerspricht aber der Lehre, auf welche sie gegründet sind, von einem gesellschaftlichen Vertrag, der hiernach überflüssig wird. Dieser und andere streitige Punkte werden mit vielem Geschick in einem reichhaltigen, doch nicht weitschweifigen Commentar, der zugleich nützliche Texterklärungen enthält, erörtert, die Uebersetzung ist sehr klar und lesbar. Der Uebersetzer ist in politischen Dingen ebenso conservativ wie der Verfasser, und sein Werk darf als ein indirecter Beitrag zur Unterstützung der bestehenden Verhältnisse in Deutschland betrachtet werden. Er trägt dasselbe Gefühl in die Religion und legt Hobbes einen weit höhern Grad von Rechtgläubigkeit bei, als ihm gewöhnlich eingeräumt wird."

Ueber „Denken und Wirklichkeit, Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie" von A. Spir sagt dasselbe Blatt: „Dies ist ein bemerkenswerthes Werk, seines Scharfsinns und (in Erwägung des dunkeln Gegenstandes, den es behandelt) seiner Klarheit sowol als auch der ausnahmsweisen Lage des Verfassers und der geistigen Stellung wegen, die er einnimmt. Er ist nämlich, wie wir glauben, ein Russe, und daher rührt es vielleicht, daß die englische Schule der empirischen Philosophie seinerseits viel mehr Beachtung gefunden hat, als ihr in Deutschland gewöhnlich zutheil wird. Gleichwol ist Spir durchaus kein Anhänger jener Schule, soweit wenigsten ihr Sensualismus betheiligt ist; obschon er sich ihr darin nähert, daß er behauptet, unsere Wahrnehmung (cognizance), welche nie eine Erkenntniß (cognition) des Absoluten werden könne, müsse auf die wirkliche Beobachtung von Thatsachen gegründet sein. Ein System der Metaphysik ist folglich unmöglich, und er widmet einer ätzenden Kritik der Widersprüche, in welche der Metaphysiker sich nach seinem Dafürhalten verwickelt habe, ziemlich viel Raum. Zugleich ist er ein kräftiger Vertheidiger des wirklichen Vorhandenseins der Causalität als unterschieden von der bloßen Beobachtung der Aufeinanderfolge der Erscheinungen, und im allgemeinen scheinen seine Schlüsse nur wenig von denen abzuweichen, zu welchen der gesunde Menschenverstand ohne die Hülfe eines philosophischen Raisonnements gelangt. Entlehnt er nun auch den verschiedenen philosophischen Schulen so manches, so sichert ihn seine kräftige Individualität dennoch vor bloßem Eklekticismus, und die Eigenschaft seines Werks als eine selbständige Kritik unserer nationalen Philosophenschulen und deren Hauptgegner sollte demselben in hohem Maße Beachtung verschaffen."

In ähnlicher Weise sprach sich, wie bereits früher mitgetheilt, die „Illustrated Review" über dies jedenfalls bedeutende Werk aus.

Theater und Musik.

Vor einem Jahre machte ein Lustspiel: „Deutscher Krieg" von X. Y. Z., unter den zahlreichen Novitäten, über welche die deutsche Bühne verfügte, entschiedenes Glück. Hervorragend war darin besonders ein Zug echt germanischen Wesens im Ton des Dialogs, der jedoch öfters noch daran vorüberstreifte, hausbacken zu werden. Man vermuthete unter dem Pseudonym verschiedene literarische Notabilitäten, unter andern auch die Verfasserin des später erschienenen „Advocaten seiner Ehre", die Gemahlin des Intendanten von Hülsen in Berlin. Neuerdings soll sich aber als solcher Julius Rosen entpuppt haben, der somit augenscheinlich sich einen noch durchschlagendern Erfolg von dem Lustspiel versprach, als es in der That aufzuweisen hatte.

— Zu den productivsten Dramatikern der Gegenwart gehört Adolf Wilbrandt; es ist eine Freude, ein Talent so aus dem Vollen schöpfen zu sehen; gleichwol können wir ein Bedenken über die Reife und Durchgeistigung der einzelnen Dramen nicht unterdrücken, wenn wir in den Zeitungen lesen, daß Adolf Wilbrandt gleichzeitig fünf neue dramatische Schöpfungen vom Stapel laufen läßt: eine Römertragödie: „Arion und Messalina"; ein vieractiges Lustspiel: „Nach der Hochzeit"; ein einactiges: „Suchet, so werdet ihr finden", welche Stücke alle am Burgtheater zur Aufführung angenommen sind, und außerdem noch ein Lustspiel und ein Schauspiel, die am wiener Stadttheater zur Aufführung kommen werden.

— In Baireuth hat die Hebefeier des Wagner-Theaters stattgefunden; der Meister selbst hielt eine Ansprache in meistersängerischen Knüttelversen. Wir entnehmen derselben folgende charakteristische Verse:

Betrachtet's genau, das war eine Kunst,
Solch' Werk wächst nicht aus Nebel und Dunst.
Ich glaub', daß keine deutsche Stadt
Solch' kühnen Zimmerbau aufzuweisen hat.
Der kam vom Papier auf das tiefe Loch,
Meint man, es wär' draus herausgewachsen doch!
Wie kamen wir herauf aus Lehmen und Koth?
'S half einer dem andern und allen die Noth;
Und war's nicht ein Helfer, so war es ein Hölfel,
Dem Zimmermeister Weiß half der Maurermeister Wölfel.
Deshalb ist es klar und jedermann weiß es,
Doch bedarf es noch immer eines Beweises,
Wie das alles mit rechten Dingen zuging,
Daß man hier sich solchen Baues unterfing.
Die Sache hat einen dunklen Grund,
Gleich dem, auf dem dies Gerüst entstund;
Nun ihr es aus dem Grund heraufgebracht,
So sag' ich euch auch, wer den Plan gemacht,
Mag, wer will, Teufelswerk drin erschauen,
Ich sag's — den Plan entwarf das Vertrauen,
Ein tief unergründlich deutsches Verlangen
Sollt' wieder einmal zum Vertrauen gelangen;
Es vertraute Einer auf deutsches Wesen,
Nun hört, ob er damit unglücklich gewesen.

Aus der Künstlerwelt.

In Frankfurt starb am 8. Juli der Maler Franz Winterhalter, besonders bekannt durch seine Porträts, von denen er namentlich für den englischen Hof eine beträchtliche Anzahl lieferte, die sehr geschätzt werden. Hervorragend sind seine Frauenköpfe, ein Beweis, daß seine Productivität eine lyrische Grundlage hatte. Seinen Männerköpfen fehlt öfters die Kraft des instinctiven Erkennens, sie sind nicht männlich charakteristisch genug, eine Eigenthümlichkeit, die der Maler mit dem bekannten und originellen Oeser, dem Lehrer Goethe's, gemein hatte. Deutschland betrauert an seinem Grabe den Verlust einer schönen, kräftigen Stütze seiner künstlerischen Bestrebungen.

Bibliographie.

About, E., Madelon. Ins Deutsche übertragen von W. Reinhard. 5 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 4 Ngr.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773. Veranlaßt durch eine in Aussicht gestellte „Jubelfeier der Aufhebung des Jesuitenordens." Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 5 Ngr.

Baerthold, A., Sören Kierkegaard. Eine Verfasser-Existenz eigner Art. Aus seinen Mittheilungen zusammengestellt. Halberstadt, Frantz. 8. 16 Ngr.

Beneke, O., Der große Neumarkt in Hamburg. Mittheilungen aus vergangenen Tagen. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 16. 15 Ngr.

Beyer, C., Leben und Geist Ludwig Feuerbachs. Festrede. 2te Aufl. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Die neun Stationen des Herrn von Scherenberg. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bonnet, A., Schwertlinien. St. Johann-Saarbrücken, Bock u. Seip. Gr. 8. 15 Ngr.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen gehalten an der Kopenhagener Universität. Uebersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. 2ter Bd. Die romantische Schule in Deutschland. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bronner, B., Herr von Syllabus. Criminal-Novelle aus dem 19. Jahrhundert. Mainz, Kirchheim. 8. 24 Ngr.

Brunier, L., Elisa von der Recke. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Busch, W., Der Geburtstag oder die Partikularisten. Schwank in 100 Bildern. 1ste und 2te Aufl. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Dranmor's gesammelte Dichtungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Egenter, F. J., Geheime Trauerspiele. Mit einem Nachspiel: Der Unfehlbare. Leipzig, Findel. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Engel, H., Christenthum oder Heidenthum? Das ist jetzt die Frage. Ein Wort an's deutsche Volk über den großen Ernst der gegenwärtigen Zeitlage. Vortrag. Frankfurt a/M., Zimmer. 8. 5 Ngr.

Erlebnisse eines Mannesbusens. Ausgeplaudert von Pater Filucius. Berlin, Radetzki. 16. 5 Ngr.

Der europäische Filolog oder das doppelte Alfabet. Eine Anatomie der Wahrheit und der Lüge zur Belehrung für wahre Lichtfreunde von einem alten Bürger des 19. Jahrhunderts. 2 Thle. Wien, Kirsch. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Flex, O., Pflanzerleben in Indien. Kulturgeschichtliche Bilder aus Assám. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Franko, J. J., Die kluge und die thörichte Jungfrau. Ein Zeitbild aus unseren Jahrhunderten. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von F. X. Schumacher. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Freund, J., Rübezahl. Sagen und Erzählungen von dem alten Berggeiste. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und poetisch bearbeitet. Warmbrunn, Liedl. 16. 5 Ngr.

Friedrich, Ueber kirchliche Reformen. Rede. Leipzig, Mayer. Gr. 6. 3 Ngr.

Frölich, H., Das Kloster Bebenhausen nach seiner Vergangenheit und Gegenwart geschildert. Tübingen, Fues. Gr. 8. 12½ Ngr.

Funkhänel, K. H., Vergleichung der Schriften Ciceros und Jakob Grimms über das Alter. Vortrag. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 4 Ngr.

Gettke, E., Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. 1ster Jahrgang. 1873. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Glümer, Claire, v., Frau Domina. Novelle. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Görlach, W., Fürst Bismarck. Eine biographische Skizze. 1stes Bdchn. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 14 Ngr.

Grieben, H., Durch Wald und Wasser. Wanderbuch zum Geleit durch die Seenlandschaft des Schwentine-Thals, insbesonders zwischen Eutin, Gremsmühlen und Plön. Eutin, Struve. Gr. 8. 5 Ngr.

Griesinger, T., Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von New-York. Nach dem Leben erzählt. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Gülker u. Comp. 8. à 4 Ngr.

Grotthuß, Baronin Elisabeth, Die gemischten Ehen. Socialer Roman. Wien, Kirsch. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Hahn, E., Die falsche Gräfin. Novelle. Leipzig, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Heinrichs, Emilie, Im Irrenhause. Roman. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

Hesekiel, Ludovika, Von Brandenburg zu Bismarck. Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Heuglin, M. T. v., Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871. In 2 Thln. und einem wissenschaftlichen Anhang. Vorwort von A. Petermann. 2ter Thl. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hirschel, J. J., Geschichte der Civilehe in Frankreich. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoffmann, M., Das Weib und seine Erziehung. Leipzig, Poenicke. 8. 22½ Ngr.

Hopf, A., Frühlingsklang und Rosensang. Danzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Jókai, M., Ein Goldmensch. Roman. Aus dem Ungarischen. Autorisirte Uebersetzung. Deutsch herausgegeben von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. 5 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Kern, H., Grundriss der Pädagogik. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Koerner, Grundzüge und Beiträge zur systematischen Behandlung der Religionspolitik im deutschen Staate. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 Thlr.

Kohlmünzer, E., Auf Kreuz- und Querzügen. Novellen und Erzählungen. Wien, Klemm. 8. 20 Ngr.

— — Bunte Steine. Gedichte. Wien, Klemm. 8. 20 Ngr.

Krane, F. v., Aus der Säbeltasche eines alten Kavalleristen. Breslau, Trewendt. 8. 2 Thlr.

— Unser Krieg mit Ludwig XIV. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 9 Ngr.

Lexer, M., Ueber Walther von der Vogelweide. Ein Vortrag. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Literatur. Wochenschrift für das nationale Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber: H. Riotte und P. Wislicenus. Redacteur: H. Riotte. 1ster Jahrgang. 52 Nrn. Leipzig, Richter u. Harassowitz. Gr. 4. Vierteljährlich 1 Thlr. 15 Ngr.

Maassen, Die Stellung der Staaten gegenüber dem vatikanischen Dogma. Rede. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 3 Ngr.

Melek-Hanum, Frau des Kibrizli-Mehemet-Pascha. 30 Jahre im Harem. Autobiographie. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen von Marie Saphir. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyer, J. B., Der alte und der neue Glaube. Betrachtungen über David Frdr. Strauß' Bekenntniß. Bonn, A. Marcus. 8. 15 Ngr.

Michelis, Zur Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes. Vortrag. Nebst einem Anhang: Hergenröther und die Logik. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 6 Ngr.

Moser, O., Leipziger Marksteine. Wanderung durch Geschichte und Erinnerungen Leipzigs. Leipzig, C. H. Reclam sen. 16. 6 Ngr.

Mühlfeld, J., Der Herzog von Reichstadt. Drama. 2te neu bearbeitete Aufl. Königsberg, Beyer. Gr. 5. 15 Ngr.

Deutsche National-Bibliothek. Volksthümliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. 2te Reihe. 1ster Bd. Der große Kurfürst von W. Pierson. Berlin, Henschel. Gr. 8. 1 Thlr.

Paul, H., und W. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 1ster Bd. 1stes Heft. Halle, Lippert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Puschkin, A., Gedichte. In deutscher Nachbildung von H. L. Schmitt. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 16. 12 Ngr.

Rasch, G., London bei Nacht. Culturbilder. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 20 Ngr.

Reich, E., Die Kirche der Menschheit. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 24 Ngr.

Rein, W., Herbart's Regierung, Unterricht und Zucht dargestellt und in ihrem Verhältniß zu einander besprochen. Eisenach, Bacmeister. 8. 10 Ngr.

Reinhardt-Album. Allen Freunden des Humors gewidmet von C. Reinhardt. Leipzig, Keil. Gr. 4. 1 Thlr.

Reinkens, Ueber die Hindernisse und Hoffnungen der altkatholischen Bewegung. Rede. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 3 Ngr.

Ring, M., Der Kleinstädter in Berlin. Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 3 Thlr.

Rosenkranz, K., Von Magdeburg und Königsberg. Berlin, L. Heimann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rottels, F. J., Die Rechte der Altkatholiken. Rede. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr.

Sammlung historischer Bildnisse. 2te Serie. 1stes Bdchn. Daniel O'Connell von R. Baumstark. Freiburg i. B., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.

Sammlung von Abhandlungen und Aufsätzen für deutsche Volksschullehrer. I. Leipzig, Mentzel. 1874. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schaufuss, L. W., Correggio's träumende Madonna. Besprochen. Dresden, Weiske. Gr. 4. 18 Ngr.

Scheve, G., Die Ungöttlichkeit des Papstthums und die Kirche der Zukunft. Stuttgart, Heitz. Gr. 8. 8 Ngr.

Schlaraffiade oder treuer Bericht Meister Urians über seine Reise in's Schlaraffenland, allwo er Ursprung und Endziel der Welt, besonders der Menschen, erforschen wollte. In poetische Form gebracht von Hilarius Anthropos. Reading, Pa., Pilger-Buchhandlung. 8. 9 Ngr.

Scherr, J., Novellenbuch. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schmeidler, W. F. C., Die kirchlichen Wirren der Gegenwart. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Schmued, L., Maria Theresia 1740–1780. Zur feierlichen Enthüllung ihres neuen Denkmales zu Klagenfurt im Juli 1872. Mit Festgedicht von J. Weiten. Klagenfurt, Bertschinger u. Heym. Gr. 8. 8 Ngr.

Seydel, R., Widerlegung des Materialismus und der mechanischen Weltansicht. Ein Vortrag. Berlin, Henschel. 8. 6 Ngr.

Sinclair, J. G. T., Der deutsch-französische Krieg. Seine Ursachen, Geschichte und Wirkungen. Eine Vertheidigung der deutschen Sache wie sie in England im Jahre 1870, hauptsächlich nach eigenen Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatze veröffentlicht worden ist; nebst einer Auswahl von in der Times und anderen Zeitungen während des Krieges erschienenen Briefen und einem ergänzenden Kapitel über die thatsächlichen und wahrscheinlichen Folgen des Krieges sowie Citaten aus etwa 150 englischen, französischen und deutschen Schriftstellern über diesen Gegenstand und Beweisen für die fortwährenden Sympathien Englands für Deutschland und seine loyale Handhabung der Neutralität. Ferner eine Auseinandersetzung der Vortheile, welche die Annexion von Elsaß und Lothringen hat, und ein Verzeichniß der französischen Niederlagen und Siege seit dem Jahre 1000 n. Chr. bis auf die neueste Zeit. Zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlichte Original-Materialien, die bereits zum Theil vergriffen sind, nebst Briefen vom Fürsten Bismarck und Feldmarschall Grafen Moltke und Karten des französischen und deutschen Gebietes in den Jahren 1526, 1812 und der Gegenwart. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Snell, C., Nicolaus Copernicus. Rede. Jena, E. Frommann. Gr. 8. 8 Ngr.

Stöpel, F., Die 5 Milliarden. Gegen Ludwig Bamberger. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 5 Ngr.

Tietz, F., Wien 1873 bei Tag und Nacht. Culturbilder. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 20 Ngr.

Vacano, E. M., Die Kirchenräuber. Roman. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walther, P. A. F., Die „große Landgräfin" Landgräfin Caroline von Hessen. Ein Lebensbild. Bearbeitet nach den im Hausarchiv zu Darmstadt befindlichen Papieren. Darmstadt, Brill. Gr. 8. 9 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 21. August 1873.

Zur Shakspeare-Literatur.

Erster Artikel.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Siebenter und achter Jahrgang. 1872 und 1873. Weimar, Huschke. 1872—73. Gr. 8. Jeder Jahrgang 3 Thlr.

Wie die frühern Jahrgänge dieses Jahrbuchs enthalten auch die vorliegenden manche gediegenen Artikel; aber das Bestreben, die Theilnahme für das Jahrbuch über dessen engern Leserkreis hinaus zu erwecken, stößt noch immer auf Schwierigkeiten. Den Shakspeare-Gelehrten der stricten Observanz fehlt einmal das Organ für dasjenige, was die Beziehungen Shakspeare's zum unmittelbaren Bühnenleben der Gegenwart betrifft, und so ist nach dieser Seite hin eine empfindliche Lücke vorhanden, deren Ausfüllung nur dann in Aussicht steht, wenn die Redaction einige profane Kräfte, welche nicht das Shakspeare-Rigorosum in Bezug auf Shakspeare-Philologie, altbritisches Theater, Lesarten und Controversen zu bestehen vermögen, ausnahmsweise zu Mitarbeitern promovirt. Das „Shakspeare-Jahrbuch" bleibt hierin nicht etwa blos hinter den thörichten Wünschen des profanum vulgus zurück, sondern auch hinter seinem eigenen Programm, welches im ersten Jahrgang abgedruckt ist und also lautete: „Neben der philologischen Interpretation wird das Jahrbuch den scenischen Darstellungen der Dramen des Dichters eingehende Aufmerksamkeit widmen. Keine würdige Aufführung eines Shakspeare'schen Stücks soll unberücksichtigt bleiben, und es wird dabei Gelegenheit genommen werden, die hervorragendsten und schwierigsten Charaktere zu beleuchten, sowie ihre Auffassung durch begabte Künstler der Gegenwart mit derjenigen älterer berühmter Schauspieler zu vergleichen, soweit unsere Kunde zurückreicht."

Diese Ankündigung ist allmählich in Vergessenheit gerathen; wenigstens enthalten die beiden neuen Jahrgänge nichts, was auf die Bühne der Gegenwart Bezug hat. Doch halt, wir wollen nicht ungerecht sein! Wir finden eine Statistik der leipziger Shakspeare-Aufführungen von 1817—71 von Otto Gericke, eine Statistik der karlsruher Shakspeare-Aufführungen von Otto Devrient und Beiträge zur Statistik der Shakspeare-Aufführungen deutscher Bühnen von R. Gericke — alles sehr fleißige, sehr verdienstliche Arbeiten; aber die Statistik ist bekanntlich eine trockene Wissenschaft, und zur Lektüre eignen sich solche statistische Tabellen nicht. Wir wünschen sie keineswegs fort; wir meinen nur, daß sie jenes Programm zu erfüllen nicht geeignet sind. Johannes Meißner, der über die berliner Shakspeare-Aufführungen schreibt, schickt seiner Statistik wenigstens eine kritische Skizze voraus, er wirft Streiflichter auf Lehfeld, Karlowa, Johanna Wagner; doch diese kleinen dramaturgischen Näschereien lassen den Leser um so mehr empfinden, was dem Jahrbuche fehlt. Dergleichen soll ein nahrhafter Gang der Tafel sein, nicht zum Dessert kommen, wohin die Knackmandeln der Shakspeare-Philologie gehören.

Die Aufsätze von H. Freiherrn von Friesen: „Wie soll man Shakspeare spielen?", von denen der dritte und vierte „Romeo und Julie" und den „Kaufmann von Venedig" besprechen, halten sich zu sehr im Aether allgemeiner ästhetischer Auffassung, so geistvoll diese auch sein mag; die Schauspieler werden manche Gesichtspunkte von geistiger Tragweite in ihnen finden, aber keine praktischen Weisungen und Handhaben für die Darstellung der einzelnen Situationen. Vor allem aber fehlt die Erläuterung durch Hinweise auf die hervorragenden Darsteller der Gegenwart und Vergangenheit. Für das schauspielerische Genie werden Andeutungen, wie sie die Friesen'schen Aufsätze bieten, nicht verloren sein; die Durchschnittsdarsteller bedürfen einer bei weitem speciellern Führung, wenn sie nicht irre gehen sollen, und werden zuletzt diesen Aufsätzen gegenüber sich in der Lage von Lancelot Gobbo dem Vater befinden,

welchem Lanzelot Gobbo der Sohn den Weg zum Juden beschrieben hat. Und doch ist gerade der Weg zum Juden, d. h. zu seiner Darstellung, von dem Dramaturgen am schärfsten vorgezeichnet; er geht hier am meisten auch auf das Detail der Rolle, auf einzelne Wendungen ein und weist sogar auf einzelne Darsteller hin:

Ich habe es schon früher und, wenn ich nicht irre, wiederholt bemerkt, daß die meisten Rollen in Shakspeare'schen Stücken auf der äußersten Grenze des natürlich Wahren stehen. Von keiner gilt das mehr als von dieser. Der Schauspieler, der nicht die Resignation kennt, in dieser Rolle, nur dem Dichter folgend, völlig aufzugehen, dem es vielleicht mehr darum zu thun ist, seinen Scharfsinn durch das gewaltsame Hervorheben aller scheinbaren Abnormitäten und Bizarrerien an den Tag zu legen, mehr zum Lehrer des Publikums sich aufzuwerfen, als ihm Genuß an dem Ganzen zu gewähren, der wird freilich vor einer verblendeten Menge auch durch eine komische Darstellung des Shylock einen momentanen Triumph erringen können. Aber auch das Pathos, welches der Tragödie ziemt, ist bei dieser Rolle von Uebel. Aus Shylock einen Lear, Macbeth, Richard III. machen zu wollen, kann ebenso zur Caricatur führen. Er ist ebenso wenig dazu bestimmt, die Narrenkappe zu tragen, als auf dem Kothurn einherzuschreiten. Unter vielen Schauspielern habe ich in dieser Rolle nur Einen gesehen, der meiner Anschauung vollkommen genügte. Er ist, wie Sie leicht denken können, schon lange von uns geschieden, da er sich noch zu den Schülern von Ludwig Schröder zählen konnte. Dem Hofschauspieler Werdy in Dresden gelang es, mit ungewöhnlicher Ruhe der Meisterschaft ohne allen Beigeschmack einer scurrilen Färbung und ohne Anwendung eines unpassenden Pathos die Illusion einer lebendigen Erscheinung hervorzurufen. Er war von Anfang an der heimlich lauernde tückische Jude ohne den Anspruch auf eine ihm nicht zukommende Würde, aber doch ernst genug, um hinter seinem äußern Wesen etwas Furchtbares ahnen zu lassen. In der Scene mit Antonio wußte er bei der Darstellung der gefährlichen Verschreibung als einen Scherz die Mitte zu halten zwischen erkünstelter Treuherzigkeit und verborgener Hinterlist. Seine Verzweiflung über die Flucht der Tochter und den Verlust eines Theils seiner Schätze war ergreifend, und ich wüßte nicht, daß ein Schein von Komik darin gelegen hätte. In der Gerichtsscene war er furchtbar und verfehlte nicht den erschütternden Eindruck, der, wie ich glaube, in der Absicht des Dichters liegt. Am furchtbarsten war er, als er mit dem Gefühle eines befriedigten Grimms die Worte aussprach: „Spruch war's", und wie ein nach Blut lechzender Tiger auf Antonio mit gezücktem Messer zutrat. Um so natürlicher war auch der Abfall von seiner grimmigen Stimmung bei dem Haltrufe Portia's und der Erklärung der ihm feindlichen Bedeutung des Scheins. Seine Kraft, von der Begierde nach Rache völlig erschöpft, war gebrochen, da diese keine Befriedigung mehr fand, und der Gedanke konnte nicht aufkommen, daß er noch im Stande gewesen wäre, in der Verzweiflung Antonio das Messer ins Herz zu stoßen. Ich erinnere mich noch der lautlosen Stille während seines Spiels, bis er nach der Thür wankte und an derselben kraftlos beinahe zusammenbrach.

Wir bedauern, daß nicht auch die andern Rollen des „Kaufmann von Venedig" und von „Romeo und Julie" in gleicher Weise den Darstellern, wir möchten sagen mehr ad oculos demonstrirt sind. Ueber die Rolle der Julie macht H. von Friesen sehr treffende Bemerkungen; er meint, daß zu ihrer Darstellung die höchste Virtuosität erforderlich sei:

Es scheint mir nicht wunderbar, wiederholt die Erfahrung gemacht zu haben, daß eine junge Künstlerin, solange sie sich noch in den Grenzen eines wenn auch noch so anmuthsvollen und talentreichen Naturalismus bewegte, der Aufgabe von der Rolle Julie's kaum gewachsen war; wogegen bei einer ausgebildeten Künstlerin trotz der äußern Erscheinung an vorgeschrittener Reife sich weit leichter der Mangel an zarter Jugendfrische und blendender Schönheit, als in jenem Falle das Ungenügende in der Erhabenheit der Darstellung übersehen ließ. Allerdings herrscht in den ersten Scenen eine so bezaubernde Naivetät vor, daß man kaum begreifen sollte, wie diese ohne den blendenden Reiz der frischesten Jugend von ungetrübter Wirkung sein sollte. Dessenungeachtet habe ich es erlebt, daß Schauspielerinnen von vorgeschrittenem Alter auch in diesen Scenen den vollen Glanz dieser natürlichen Gefühlsausströmungen ungetrübt wiederzugeben verstanden und das Publikum so vollständig in die Illusion des Erlebten zu versetzen wußten, daß alle andern Wünsche schwiegen.

Obgleich Friesen über den süßesten Vortrag im Ton der Stimme, über das erhabene Pathos der spätern Scene, über den Monolog, wo Julie den Schlaftrunk nimmt, und ihre Gemüthsbewegung, die sich Schritt vor Schritt bis zu der schwindelnden Höhe eines leidenschaftlichen Taumels steigert, durchaus treffende Bemerkungen macht, so verweist er in der Hauptsache die darstellende Künstlerin doch an ihre Inspiration und meint, daß sie nicht das Werkzeug des Dichters sein, sondern sich selbst zur schaffenden Dichterin erheben müsse. Damit ist aber den Darstellerinnen wenig gedient; wie überhaupt Friesen's Artikel für die Shakspeare-Freunde wegen ihrer geistreichen Gesichtspunkte von großem Interesse sind, aber als dramaturgische gradus ad parnassum für die praktische Schauspielkunst höchstens anregend, aber nicht führend wirken können. Wahr, daß es traurig, und traurig, daß es wahr ist, wie Polonius sagt — die praktische Schauspielkunst braucht Eselsbrücken für ihre Inspirationen.

Man wird uns, wenn wir eine bei weitem lebhaftere Beziehung des „Shakspeare-Jahrbuch" zu der Bühne der Gegenwart verlangen, vielleicht entgegnen, daß auf dieser Bühne gar nichts vorgehe, was der Beachtung von seiten eines so vornehm angelegten Jahrbuchs werth sei. Einmal aber, wäre der Verfall unsers Theaters auch in Bezug auf Shakspeare-Vorstellungen wirklich constatirt, so würde es gerade Pflicht des Jahrbuchs sein, die aus den Fugen gegangene Bühne wieder einrenken zu helfen, den Gründen jenes Verfalls, den Mitteln zur Abhülfe nachzuspüren und dem deutschen Theater das Gemälde seiner Sünden eindringlich vorzuhalten. Doch es begibt sich auf deutschen Bühnen noch immer viel Interessantes; es finden Aufführungen statt, welche in allen Journalen, selbst in den Feuilletons der politischen Blätter vielfach besprochen werden, wegen ihrer principiellen Bedeutung sogar eine lebhafte Polemik erwecken, während sie von den Gelehrten, die im stillen Kämmerlein zu Shakspeare beten, nicht einmal bemerkt werden. Aufführungen wie die von Friedrich Haase mit glänzendem scenischen Aufwande nach londoner Vorbildern in Leipzig veranstalteten des „Kaufmann von Venedig" und „Richard's III." verdienten in der That eine selbständige Abhandlung in dem „Shakspeare-Jahrbuch"; sie haben in der Presse Staub genug nach allen Seiten hin aufgewirbelt, sind heftig angegriffen und mit Wärme vertheidigt worden. Hier war die öffentliche Meinung gewiß geneigt, an die Männer der Shakspeare-Gesellschaft als die höchste Instanz zu appelliren, als das kritische Obertribunal, welches den von den profanen Feuilletons geführten Proceß endgültig entscheiden sollte; doch das Obertribunal schwieg

und schweigt. Wir würden der Redaction noch eine nicht unbeträchtliche Zahl solcher Stoffe nachzuweisen im Stande sein, durch deren Behandlung das Shakspeare-Jahrbuch sich „populärer" machen, soweit sich dies mit seiner Würde verträgt, und in die Entwickelung der Bühnenverhältnisse der Gegenwart eingreifen könnte; so z. B. wäre eine eingehende Parallele zwischen den Dingelstedt'schen und Oechelhäuser'schen Bearbeitungen der Shakspeare-Historien unter Berücksichtigung des Eindrucks, den sie bei den Aufführungen in Weimar, Berlin und auf andern Bühnen gemacht haben, gewiß am Platze; doch es scheint in der That, als ob es dem Shakspeare-Jahrbuch an Mitarbeitern fehle, welche sich gerade für die Bearbeitung solcher Themata eignen.

Warum haben ferner die trefflichen Artikel von Hense, welche Shakspeare's Einfluß auf neuere deutsche Dramatiker charakterisiren, keinen Fortgang gefunden? Das ist ein Berührungspunkt der Shakspeare-Kritik mit der dramatischen Production der Gegenwart, der durchaus von Bedeutung für die letztere ist. Wie Immermann, Grabbe, Hebbel, Otto Lindner, Otto Ludwig, von denen die beiden letzten sogar einen enthusiastischen Shakspeare-Cultus zur Schau tragen, sich in ihren Dichtungen zu dem britischen Dichter verhalten, worin derselbe fördernd oder störend auf sie eingewirkt — das sind Untersuchungen, welche eine lebendige Vermittelung zwischen dem altenglischen Vorbild und der Production der Gegenwart anstreben und, vom richtigen Standpunkte aus durchgeführt, das heißt von einem Standpunkte, der nicht einen mit Haut und Haar verschluckten Shakspeare für einen genialen Dichter der Neuzeit als unerlaßlich erklärt, sicher ausnehmend lehrreich, bildend und anregend sein müßten.

Wir wenigstens sind engherzig genug, derartigen Aufsätzen den Vorzug vor den Publicationen einer gelehrten Conjecturalkritik zu geben, mit denen man doch, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, keinen Hund vom Ofen lockt. So untersucht z. B. Karl Elze Shakspeare's muthmaßliche Reisen und muthmaßt möglichst beweiskräftig, daß Shakspeare in Italien gewesen ist. Den Einwand, den wir gegen diese Beweisführung machen möchten, nimmt uns Elze zwar vorweg:

> Man kann entgegnen, daß eben dies das charakteristische Merkmal des Genies sei, daß es sich und uns in fremde Länder, Menschen und Herzen hineinzuzaubern weiß. Soll Shakspeare darin unserm Schiller nachgestanden haben, dem das Wunder gelungen ist, das naturwahrste und farbenfrischeste Bild der Schweiz vor unsern erstaunten Augen aufzurollen, ohne daß er sie je gesehen hat? Oder unserm Jean Paul, der im „Titan" ein prachtvolles Gemälde der Borromäischen Inseln geliefert hat? Freilich hält sich dies Gemälde in abstractester Allgemeinheit und war deshalb ohne Schwierigkeit herzustellen, während Schiller's eingehende Kenntniß der Schweiz durch mühsames Studium wie durch mündliche Mittheilungen Goethe's erworben ist. Sollte Shakspeare in Bezug auf Italien entsprechende Studien gemacht und ähnliche Mittheilungen empfangen haben?

Ein Hauptgrund, daß Shakspeare in Italien gewesen sein muß, soll darin liegen, daß er den venetianischen Traghetto kennt, in seinen Angaben des Rialto sehr genau ist, und außerdem einen Sagittario, eine Bezeichnung, die noch nicht genugsam aufgeklärt ist; Elze hebt das außerordentlich treue italienische Colorit der Shakspeare'schen Dramen hervor und vertheidigt den Dichter gegen die Anklage der Ungenauigkeiten und Irrthümer in diesen Stücken, wie z. B. daß Romano für einen Bildhauer erklärt wird, indem er nachweist, daß dies mit gutem Grunde geschehen ist, u. dgl. m. Aus welchem Buche oder durch welche Mittheilungen Shakspeare Kenntniß von italienischen Specialitäten gewonnen hat, wird für die heutige „Wissenschaft" unmöglich nachzuweisen sein; die Möglichkeit, daß Shakspeare in Italien war, bedarf des Beweises nicht, zur Gewißheit aber kann die Thatsache auch durch diese müßigen Spielereien philologischen Scharfsinns nicht erhoben werden.

In einem Artikel des siebenten Jahrgangs ergeht sich Karl Elze in Untersuchungen über die Abfassungszeit des „Sturm". Das Resultat derselben ist, daß der „Sturm" im Jahre 1604 gedichtet worden sein muß, ein Resultat, das insofern von Interesse ist, als sich so Shakspeare's schöpferische Thätigkeit auf einen kürzern Zeitraum begrenzen würde, als gewöhnlich angenommen wird. Shakspeare wurde, nach Elze, 1604 Steuerpächter, und seine Thätigkeit als Grund- und Kapitalbesitzer drängte die Poesie in den Hintergrund. Das Genie als Rentier — wäre ungefähr das Motto dieser letzten Lebensepoche. Frivole Kleingeister könnten aber aus dieser Elze'schen Hypothese den leichtfertigen Schluß ziehen, Shakspeare habe blos Dramen gedichtet, um sich Geld zu verdienen, und als er genug beisammen hatte, habe er das poetische Handwerk an den Nagel gehängt und die hehre erhabene Göttin, die ihm nur eine melkende Kuh war, gänzlich beiseitegeschoben. Schauspielen und Schauspieldichten sei ihm als Metier nicht würdig eines Gentleman erschienen, und als er eine gewisse respectability erreicht, habe er dieselbe gänzlich aufgegeben.

Nikolaus Delius gibt in beiden Jahrgängen philologische Untersuchungen, die erste über den ursprünglichen Text des „King Richard III."; er entscheidet sich für die überwiegende Autorität des Foliotextes, als des ursprünglichen Shakspeare-Textes, während die Quarto denjenigen Text enthalte, wie er aus einer wahrscheinlich misbräuchlichen Abschrift, die ohne Vermittelung und Genehmigung Shakspeare's erlangt und von einem Anonymus verbessert worden, hervorgegangen sei. Die Ausführung im einzelnen zeugt von dem philologischen Scharfsinn, welchen Delius stets bewährt. Eine Abhandlung von demselben: „Die Bühnenweisungen in den alten Shakspeare-Ausgaben", beschäftigt sich ebenfalls meistens mit den Unterschieden der Quarto- und der Folioausgabe. Im ganzen waren Shakspeare's Bühnenweisungen nicht zahlreicher als etwa die in den Dramen unserer Classiker, und obwol er, selbst Schauspieler, für Schauspieler dichtete, so halten sie nicht entfernt, was Zahl und Ausführlichkeit betrifft, den Vergleich z. B. mit den Bühnenweisungen der Frau Birch-Pfeiffer aus, in deren Dramen sie oft den gesprochenen Dialog ganz überfluten.

Ein streng philologischer Artikel ist der von Eduard Müller über „Shakspeare's Aussprache" abgefaßt im Anschluß an das Werk von Alexander J. Ellis. Müller kommt zu dem Resultat, daß die Rede Shakspeare's in der Aussprache seiner Zeit unserer deutschen,

selbst der heutigen, weit näher kommt; gerade den Deutschen werden die alten Laute verwandter klingen.

Von den ästhetischen Abhandlungen der beiden Jahrgänge verdient das „Wort über Shakspeare's Historien" von H. Freiherrn von Friesen Beachtung; die Verherrlichung der Historien und ihres tragischen Genius ist eine fast unbedingte, und selbst von einem ziemlich allgemein als schwach anerkannten Stücke wie „Heinrich VIII." heißt es:

Das Beste, was Shakspeare's Zeit ihn lehren und zur Erringung poetischer Erfolge dem Dichter anbieten konnte, das hat uns Shakspeare in unerschütterlicher Treue gegen seinen poetischen Beruf hinterlassen: dieser oben schon aufgestellte Satz ist, meines Erachtens, auf keine von Shakspeare's Historien mit größerm Rechte als auf sein Drama „Heinrich VIII." anzuwenden. Welche Erhabenheit über dem zu behandelnden Stoff, und trotz der Schwierigkeit, trotz der Gefahr die empfindlichsten Gefühle zu verletzen, welche unbefangene Sicherheit, welche Innigkeit, Wärme und Naturwahrheit in der Darstellung! Hier muß man den Dichter über seinem Werke vergessen.

Ueber die Bearbeitung Shakspeare'scher Historien für die deutsche Bühne spricht sich Friesen mit diplomatischer Zurückhaltung aus:

Ich möchte hieran die Frage knüpfen, ob es mehr für ein Symptom der Voreingenommenheit für Shakspeare's Untrüglichkeit und Unantastbarkeit anzusehen sei, wenn man die Möglichkeit, jedes Stück Shakspeare's unserm Publikum zugänglich zu machen, deshalb bezweifelt, weil man anerkennen muß, daß manches derselben unheilbaren Mangel an dem leidet, was die Gegenwart an dramatischem Wesen unerbittlich fordert? Oder sollte nicht in dem Anspruch an das heutige Publikum, vielen seiner angewöhnten Meinungen und Anschauungen für einen Theaterabend zu entsagen, um seine Theilnahme einem ihm fernliegenden Gegenstande zu widmen, weit mehr die Behauptung eingeschlossen liegen: Alles, was von Shakspeare kommt, muß auch heute noch unbedingten Beifall verdienen, weil es von ihm kommt? Ja, und ist die unsichere Erreichung dieses problematischen Ziels die unvermeidliche Aufopferung werth von vielem, was dem Original nicht veräußert werden dürfte?

Das wahrhaft Tragische der Historien sucht Friesen vorzugsweise darin, daß der Dichter vermöge seines tiefen, prophetisch begabten Einblicks in den innersten Kern der Geschichte alle seine großen Tragödien mit der erhabenen Anschauung durchdrungen hat, daß das Recht, wenn es in schwachen und unwürdigen Händen ruht, zeitweilig zwar der Gewalt weichen muß, seine Macht aber unvergänglich ist und früher oder später die Wiederherstellung unweigerlich fordert.

In seinem Aufsatz: „Ueber die Stellung der epischen Dichtungen Shakspeare's in der englischen Literatur", weist Benno Tschischwitz nach, daß Shakspeare's „Venus und Adonis" epochemachend war in einer Zeit, in welcher er mit 233 Dichtern um die Palme rang, weil auch die besten Gedichte der nächsten Vorgänger, selbst Spenser's „Feenkönigin", der allegorisirenden Richtung verfallen sind, von welcher sich Shakspeare zuerst freigemacht habe:

Shakspeare wird schon in „Venus und Adonis" der Begründer einer neuen Kunstrichtung auf dem Gebiete der erzählenden Poesie, fast in einem ähnlichen Sinne, wie er der des modernen Dramas geworden ist. Lord Byron konnte für seine erzählenden Dichtungen später keine bessern Vorbilder finden als jene beiden Werke Shakspeare's, denn die Anwendung der englischen Sprache auf metrische Compositionen war eben durch Shakspeare zur Vollendung gebracht worden. Es würde schwer sein, wie ein englischer Literarhistoriker sich ausdrückt, irgendwelche Verbesserung zu entdecken, die sie nach dieser Richtung hin seit seiner Zeit empfangen hätte. Was man abweichend nach ihm versuchte, führte zu Pedantismus und Manierirtheit. Nicht ein einziger seiner Zeitgenossen, wenn wir eben Spenser ausnehmen, selbst nicht der höchst elegante und formgewandte Drummond, wußte der Sprache dieses Leben, dem poetischen Stil diese Schönheit, dem Ausdruck diese Kraft und Würde zu verleihen, als es Shakspeare bereits in „Venus und Adonis" nachzurühmen ist, welches Gedicht, nach einem Ausspruch seines Zeitgenossen Meres, das Entzücken der jüngern Welt ausmachte.

Dem Gedicht „Lucretia" gibt Tschischwitz indeß noch den Vorzug:

Mehr als das vorige erinnert dies Gedicht an Shakspeare's Meisterschaft in der dramatischen Kunst. Der Monolog des Tarquinius, wenn auch etwas breit angelegt, läßt uns einen tiefen Blick in das Gewissen des Verbrechers thun, dessen wildlodernde Leidenschaft die Einwürfe der Vernunft und die mahnende Warnung des Innern zugleich übertönt. Die descriptiven, die pathetischen Partien des Gedichts sind auch von der schärfsten Kritik als unübertroffen anerkannt worden, namentlich wo die Rührung, die Lucretia durch die Schilderung ihres Elends in uns wach ruft, bei ihrer That in die Bewunderung ihrer Seelengröße übergeht.

Wir freilich finden in diesen Gedichten, die nun auch als Meisterwerke octroyirt werden sollen, vieles sehr schwülstig und ungenießbar; es sind jedenfalls Muster, welche für die Läuterung des Geschmacks wenig empfehlenswerth erscheinen.

Einen großen Anlauf nimmt Johannes Meißner in seiner Abhandlung: „Ueber die innere Einheit in Shakspeare's Stücken." Er beginnt mit der Behauptung, daß dieselben gleich den Naturwissenschaften eine positive Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises bieten, daß außerdem jedes einzelne Stück als ein besonderes Kapitel der Psychologie betrachtet werden müsse:

Shakspeare verfährt bei der Schilderung aller seiner Charaktere wie der Kaufmann, welcher auf die Anfrage eines Geschäftsfreundes in Betreff irgendeines Gläubigers „Was ist das für ein Mann?" diesem den Gläubiger lediglich in Bezug auf seine Creditfähigkeit schildert, andere Eigenschaften aber, z. B. ob er ein treuer Ehemann, biederer Freund, loyaler Staatsbürger, frommer Christ, tapferer Soldat sei, entweder völlig übergeht, oder doch nur so weit in Anschlag bringt, als diese Eigenschaften auf seine Creditfähigkeit Einfluß haben. Shakspeare schildert in jedem Stück von sämmtlichen Personen nur die einzelne Seite ihres Charakters, auf welche es ihm in diesem Stücke gerade ankommt. Andere dramatische Dichter, die mehr bemüht sind, ganze Charaktere zu schildern, bieten uns nicht entfernt die gleiche psychologische Klarheit, weil niemand im Stande ist, einen ganzen Menschencharakter in seiner unendlichen Complicirtheit weder dramatisch nachzubilden, noch auch nur völlig zu erfassen. In der Beschränkung zeigt sich recht der Meister. Andere Dichter gehen ferner von der Handlung aus, Shakspeare von den Charakteren. Schiller z. B. arbeitet in „Maria Stuart" also, daß er sich sagt, Elisabeth oder Maria oder Leicester u. s. w. begehen die und die Handlungen, also müssen die Charaktere so und so ausgeführt werden, und er gestaltet nun jeden Charakter unabhängig vom andern nach der Handlung, welche er zu vollbringen hat. Er zeichnet auf diese Weise zwar auch den einzelnen Charakter nur nach einer einzelnen Richtung hin, aber er zeichnet je nach der Verschiedenheit der Handlungen jede Person des Stücks nach einer andern Richtung hin, den einen als tapfern Soldaten, den andern als frommen Christen, den dritten seiner ehelichen Treue, den vierten seiner Creditfähigkeit nach, während Shakspeare alle wesentlichen Charaktere seines Stücks nur ihrer Creditfähigkeit nach zeichnet, denn diesem schwebt als Thema nicht vor, eine bestimmte Handlung zu schildern, sondern den Menschen zu schildern nach einer bestimmten Seite der menschlichen Natur.

Man hat bisher immer behauptet, daß Shakspeare's Charaktere durch die volle Menschlichkeit, durch die reichbesaitete Individualität interessiren; hier erfahren wir zur Abwechselung einmal das Gegentheil. In „jedem Stück" soll Shakspeare von sämmtlichen Personen nur die einzelne Seite ihres Charakters geschildert haben, auf welche es ihm gerade ankommt? Dann wären seine Charaktere psychologische Studienköpfe oder den Kupfern in einer Thierheilkunde vergleichbar; sie stellen uns mehrere Pferde oder Hunde dar, doch nur insoweit, als sie den „Rotz" erläutern oder die „Stäupe", je nach dem Kapitel, das behandelt wird. Wenn es überhaupt schon eine Sünde gegen Aristoteles ist, die Charaktere statt der Handlung zum Mittelpunkte des Dramas zu machen, so würde Shakspeare ja, wenn Meißner recht hätte, ein ganz schattenhafter Schablonenfabrikant gewesen sein; denn Charaktere, die überhaupt nur eine Seite haben, verdienen diesen Namen nicht. Das wären ja mit dicken Farben angestrichene Bleisoldaten! Wenn Meißner nur sagen wollte, daß alle Charaktere Shakspeare's eine bestimmte Beziehung zum Grundgedanken des Dramas haben, so hat er den richtigen Ausdruck für diese Anschauung jedenfalls verfehlt. Er geht nun die einzelnen Stücke durch, um diese „Einseitigkeiten" nachzuweisen. In „Twelfth night" sind alle Charaktere „Selbsttäuscher", im „Kaufmann von Venedig" „Werthschätzer". Der Mensch ist hier dargestellt in Bezug auf die Werthschätzungskraft, der volkswirthschaftliche Werthbegriff ist auch auf die idealen Bedürfnisse ausgedehnt. Der Vorwurf der Hamlet-Tragödie ist die Darstellung der verschiedenen Charaktere in Bezug auf die Thatkraft. Sehr merkwürdig lautet die Formel für „Macbeth": „Die Charaktere sind dargestellt im Verhältniß zum Feudalismus." In „König Lear" wird der Mensch in Bezug auf die „Ueberlegung" charakterisirt u. s. w. Die Ausführung im einzelnen enthält manche treffende Bemerkung; doch kann eine so einseitige Auffassung der Charaktere, die alle unter die Herrschaft einer einzigen Abstraction gestellt werden, dem Reichthum Shakspeare'scher Poesie nicht entfernt entsprechen.

Interessant sind die beiden Aufsätze von C. C. Hense: „John Lilly und Shakspeare", von welchen der erstere beide Dichter in ihrem Verhältniß zum classischen Alterthum behandelt, der zweite im allgemeinen sie parallelisirt. Der Nachweis, was Shakspeare mit hervorragenden Zeitgenossen gemeinsam, was er von ihnen überkommen hat und was ihm eigen ist, warum er einzig dasteht, gibt den besten Maßstab für sein Genie. So ist er von dem „euphuistischen Sprachgeschmack", den Lilly in Mode brachte, in Bezug auf Wortspiele, Antithesen, Fülle und Ueberfülle des bildlichen Ausdrucks, sehr stark berührt worden; seine Dichtweise hat das Gepräge desselben behalten. Im Gegensatz zu Tschischwitz tadelt Hense den poetischen Stil in „Venus und Adonis" und „Lucretia":

Das Uebermaß der Bilder bewirkt hier Ueberdruß; das Gesuchte des Ausdrucks steigert sich bis zum Geschmacklosen. Hier heißt der Mund die Retorte des Antlitzes, aus welcher wohlriechender Athem kommt („Venus und Adonis" 74), die Seufzer und Sorgen bilden eine Säge, den Kummer vorwärts zu stoßen und wieder zurückzuziehen („Lucretia" 239), die Lilienhand liegt unter der Rosenwange und betrügt das Kissen um rechtmäßigen Kuß, und dieses schwillt auf beiden Seiten vor Aerger, weil es das Glück des Kusses entbehren muß („Lucretia" 56)....

Der geniale Dichter, der in seinen lyrischen Jugenddichtungen um jeden Preis dem Bestreben huldigt, durch Bild und Gleichniß wie durch Häufung rhetorischer Künste dem Geschmacke des Zeitgeistes zu genügen, hatte noch nicht die Gesetze des feinern Kunstsinns sich angeeignet, welchen, wie Schiller so wahr sagt, nie der Reichthum, sondern die weise Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Mischung befriedigt.

Wilhelm König hat den beiden Jahrgängen zwei Aufsätze zugewendet. In dem ersten weist er nach, daß „Was ihr wollt" das einzige Lustspiel Shakspeare's sei, in welchem die Liebe den ausschließlichen Mittelpunkt bildet, und daß es das komische Gegenstück zu „Romeo und Julie" sei; in jenem Lustspiel herrsche die Liebe als „fancy", in diesem Trauerspiel als „love":

Schon den Worten nach finden wir bei Shakspeare zwei verschiedene Hauptgattungen, Grade oder Begriffe von Liebe erwähnt und bezeichnet: auf der einen Seite die tiefe, innige, unveränderliche Herzensneigung, auf der andern Seite die flüchtige, auf Augenlust, Einbildung oder Sinnlichkeit beruhende, am kürzesten als unecht zu bezeichnende Liebe. Für die Bezeichnung jener braucht er immer das Wort love, für diese meist oder wenigstens häufig das Wort fancy, welches aus Phantasie gebildet ist und zugleich Neigung und Einbildung bedeutet.

Der zweite Aufsatz Wilhelm König's enthält eine Parallele zwischen Shakspeare und Dante, in welcher die nachgewiesenen Aehnlichkeiten die Verschiedenheiten überwiegen.

Noch erwähnen wir Karl Elze's Aufsatz über „Ende gut, alles gut", in welchem er sich gegen die Auffassungen des Lustspiels wendet, welche Gervinus und Ulrici vertreten, und mehr im Anschluß an Kreyßig in dem psychologischen Problem des Hauptcharakters den Ausgangspunkt und Mittelpunkt des Stücks sieht, da von diesem nicht nur der Gang der Handlung, sondern alle übrigen Charaktere des Stücks mit innerer Nothwendigkeit bedingt werden.

Ein Aufsatz von Klara Biller: „Ein spanischer Shakspeare-Kritiker", macht uns mit dem Uebersetzer des „Hamlet", Moratin, bekannt. Moratin zeigt sich in seinen Noten zu „Hamlet" als ein sehr selbständiger Kritiker, der sich nicht verblüffen läßt, sondern einzelne Schwächen des Werks rückhaltlos aufdeckt; freilich wird er von Klara Biller dafür mehrfach zur Ordnung gerufen.

Auf die literarischen Besprechungen, die fleißige Bibliographie der beiden Jahrgänge wollen wir nicht näher eingehen; sie enthalten manches Tüchtige und Gediegene. Doch immer von neuem rufen wir der Redaction zu: weniger philosophische und philologische Gymnastik, weniger Spiele des Scharfsinns, mehr Frische, mehr Leben, mehr Wirkung auf die Bühne, die dramatische Kunst und Dichtkunst der Gegenwart!

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Kunstliteratur.

1. Die Baugeschichte Berlins bis auf die Gegenwart von Alfred Woltmann. Mit zahlreichen Holzschnitten. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine Baugeschichte Berlins zu schreiben, ist ohne Frage ein sehr glücklicher Gedanke gewesen. Ist auch die Masse dessen, was die Hauptstadt des neuerstandenen Deutschen Reichs zur Geschichte der deutschen Baukunst in ihren frühern Entwickelungsstadien beigesteuert hat, verhältnißmäßig gering, so ist dafür ihr Antheil an den Leistungen der Neuzeit um so bedeutender. Kann sie sich in jener Beziehung selbst mit einer beträchtlichen Anzahl kleiner Ortschaften nicht messen, so hat sie in dieser Hinsicht höchstens Wien und München zu Rivalen, ja sofern besonders die Bauwerke der beiden letzten Jahrhunderte in Betracht gezogen werden und bei Beurtheilung der modernen Architektur das Hauptgewicht auf eine wirklich selbständige Erfassung der von ihr zu lösenden Aufgabe, namentlich auf eine möglichst harmonische Befriedigung der uns vom Alterthum überlieferten ewigen Stilgesetze und der dem Geiste der Gegenwart entsprechenden Bedürfnisse gelegt wird, muß der Stadt, welche den Mittelpunkt des Schaffens und Wirkens eines Schinkel bildete, unbedenklich der erste Rang zuerkannt werden. Abgesehen hiervon darf eine Baugeschichte Berlins um so entschiedener auf ein lebhaftes Interesse in weitesten Kreisen rechnen, als sich nach den großen weltgeschichtlichen Ereignissen der letzten Jahre der früher nicht immer mit freundlichen Augen betrachteten Stadt eine ungleich wärmere Sympathie und jedenfalls die allgemeinste Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Nicht minder als die Wahl des Stoffs darf die Art und Weise, wie derselbe von Woltmann behandelt ist, auf eine beifällige Aufnahme zählen. Ursprünglich zu Vorlesungen an der berliner Universität verarbeitet, läßt der Inhalt des Buchs die unmittelbar anmuthende Frische und Lebendigkeit der mündlichen Darstellungsform auch jetzt noch erkennen. Mit richtigem Takt beschränkt sich der Autor auf das allgemein Wichtige und Interessante, verzichtet auf die Mittheilung der streng fachwissenschaftlichen Untersuchungen, weiß aber die Ergebnisse seiner Vorarbeiten und Studien so zusammenzustellen, daß sie auf den Leser nicht minder den Eindruck der Zuverlässigkeit und Vollständigkeit wie den der Gefälligkeit und Uebersichtlichkeit machen. In seiner Beurtheilung der Werke wie ihrer Unternehmer und Meister ist er stets klar und entschieden, öfter von kritischer Schärfe als von hingebungsvollem Enthusiasmus, Anerkennung und Tadel freimüthig und rücksichtslos nach allgemeinen Principien abwägend, denen wir nur zustimmen können, ohne damit entscheiden zu wollen, ob in jedem besondern Falle auch die Anwendung derselben gerechtfertigt oder daneben vielleicht auch eine Beurtheilung von andern Gesichtspunkten aus zuläßig ist. Als erklärter Anhänger der neuesten kunsthistorischen Richtung huldigt er entschieden der Ueberzeugung, daß sich die moderne Architektur nicht im Geiste der Gothik, sondern in dem einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Renaissance entwickeln müsse. Dies verleitet ihn jedoch nicht, über die Gothik als solche ebenso einseitig abzuurtheilen wie manche andere Vertreter der genannten Richtung; vielmehr erkennt er ausdrücklich an, daß „die Gothik in ihrer Weise ein ebenso organisch entwickeltes, in sich vollkommenes System ist wie die hellenische Baukunst", und seine Meinung geht nur dahin, daß jeder Versuch, den diametralen Gegensatz zwischen ihr und dem die gegenwärtige Architektur beherrschenden, den antiken Principien sich anschließenden Geiste der modernen Baukunst ausgleichen zu wollen, eine unlösbare Aufgabe sei; und hierin wird ihm jeder, der überhaupt Stilgefühl besitzt, zustimmen müssen.

Der gesammte Stoff ist in elf Abschnitte vertheilt. Hiervon behandelt der erste die Gründung der beiden ursprünglich selbständig nebeneinander bestehenden Städte Berlin und Köln und deren Entwickelung bis ins 15. Jahrhundert, wobei besonders die Kirchen St.-Nicolai und Marien, das Kloster der Grauen Brüder mit der Klosterkirche und die Kirche zum Heiligen Geist, außerdem das alte Rathhaus und die Gerichtslaube zur Besprechung kommen. Die folgenden zehn Abschnitte beziehen sich sämmtlich auf die Bauthätigkeit unter den Hohenzollern, die sich namentlich seit dem Großen Kurfürsten in großartigen Dimensionen entwickelte. Davon sind der Regierungszeit Friedrich's des Großen, sowie der des jetzigen Königs je zwei Abschnitte, jeder der übrigen Regierungen aber je ein Abschnitt gewidmet. Die Zahl der theils in Berlin selbst, theils in Potsdam, Charlottenburg, Oranienburg u. s. w. ausgeführten Bauwerke, die hier in ihrer Geschichte verfolgt, nach ihrer Eigenthümlichkeit charakterisirt und kritisch beleuchtet werden, beläuft sich auf etwa dreihundert, und die der Architekten, die bei Entwerfung und Ausführung derselben eine mehr oder minder hervorragende Rolle gespielt haben, auf ungefähr siebzig. Als Sterne erster Größe und als die eigentlichen Hauptrepräsentanten der in diese Entwickelungssphäre fallenden architektonischen Leistungen leuchten uns unter denselben in wahrheitsgetreuen und lebensvollen Charakteristiken vor allem drei Meister: Schlüter (1664—1714), von Knobelsdorff (1699—1753) und Schinkel (1781—1841) entgegen.

Ueber Schlüter faßt der Autor nach Erzählung seines durch Intriguen und Misgeschick getrübten Künstlerlebens und nach eingehender Würdigung seiner unter Friedrich I. ausgeführten Arbeiten, z. B. des nach Nering's Plan von ihm weitergeführten und plastisch decorirten Zeughauses, des charlottenburger und berliner Schlosses, des Gießhauses, der alten Post, des Wartenberg'schen Palastes, des Standbildes Friedrich's III., der Reiterstatue des Großen Kurfürsten u. s. w. schließlich sein Urtheil dahin zusammen:

Schlüter ist einer der größten Künstler, welche nach der Blütezeit der Renaissance gelebt haben, ohnegleichen unter seinen deutschen Zeitgenossen. Gegen keinen der Baumeister und Bildhauer, welche am Hofe Ludwig's XIV. thätig waren, stand er zurück. Mit ungleich geringern Mitteln hatte er zu operiren, Vorhandenes zu schonen und zu benutzen. An seiner Seite fand er keine Kräfte, auf die er sich verlassen konnte. Dennoch brachte er Werke zu Stande, welche zu den größten

und herrlichsten der Zeit gehören. Den Charakter der Epoche verleugnen sie nicht, aber von barocken Ausschreitungen, von formalen Willkürlichkeiten ist bei ihm weniger als bei den meisten Zeitgenossen zu spüren. In der Composition des Ganzen sind seine architektonischen Schöpfungen ebenso bewunderungswerth wie in der Decoration, und in dieser offenbart sich seine universelle Begabung auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Er theilte diese mit den größten Meistern der italienischen Renaissance, von deren Werken er gelernt hatte. Während die Kunst rings um ihn her der höfischen Ueppigkeit und der leichtfertigen Prunkliebe diente, steht er in der Mitte dieses Treibens als ein echt männlicher Geist. Auch in seinen Schöpfungen waltet das Großartige und Repräsentirende, das Reiche und Imposante, aber niemals sind sie prahlerisch, niemals theatralisch, wie die französische Architektur es damals zu sein pflegt. Weder von der bloßen Laune, noch von irgendeiner Schablone ist er abhängig; noch unter hemmenden Bedingungen ist er künstlerisch frei. Mochte dieser ernste Geist auch nicht von Anfechtung von seiten des damaligen modischen Wesens verschont bleiben, mochte auch seine Thätigkeit plötzlich unterbrochen werden, und mochte das, was folgt, seiner nicht werth sein, so war der Boden, auf dem er gewirkt hatte, doch für lange Zeit hinaus geweiht, und in spätern Geschlechtern traten hier aufs neue bedeutende Geister auf, die zwar aus ihrer Zeit erwuchsen, aber gleichzeitig über sie hinausragten und die Baukunst neue Wege führten.

Die hervorragende Bedeutung Knobelsdorff's, zu dessen Schöpfungen unter anderm die meisten der durch Friedrich den Großen ins Dasein gerufenen Schloß- und Parkanlagen zu Rheinsberg, Charlottenburg und Potsdam, der berliner Thiergarten, das dortige Opernhaus, die katholische und Nikolaikirche zu Potsdam, der Entwurf zum Sanssouci und der später für die berliner Universität verwandte Palast des Prinzen Heinrich gehören, erblickt Woltmann vor allem in seiner entschiedenen Richtung auf das Gesunde und Natürliche, in dem künstlerischen Blick, mit welchem er geraume Zeit vor Winckelmann bei der Betrachtung der antiken Kunst eine Ahnung von dem Unterschiede griechischen und römischen Wesens gewann und mit klarerm Bewußtsein als alle seine Zeitgenossen jenem vor diesem den Vorzug gab, und in der Reinheit, Körnigkeit, ja nicht selten an Schroffheit grenzenden Unbeugsamkeit seines persönlichen Charakters — Eigenschaften, die sich ebenso in seinen durch Wahrheit, Maß, Adel und schlichte Gesetzmäßigkeit ausgezeichneten Werken abspiegelten, wie sie ihm die Kraft verliehen, lieber seine Stellung und die Huld seines königlichen Gönners zu opfern als sich seiner Ueberzeugung entgegen den oft launenhaften Forderungen desselben zu fügen.

Mit wärmster Begeisterung hat der Autor das Bild Schinkel's, des jüngsten aber nicht geringsten unter den drei Koryphäen der Baugeschichte Berlins, ausgeführt. In diesem Meister feiert er nicht blos den großen Architekten, sondern einen der Hauptbegründer der modernen Kunst überhaupt, der als solcher von gleich hoher Bedeutung wie Carstens, Thorwaldsen, Cornelius sei und namentlich mit den beiden ersten durch Geistesverwandtschaft, durch dieselbe reine Idealität der Gesinnung, durch denselben innern Zug zum Griechenthum eng verbunden gewesen sei. Wie in den großen Meistern der italienischen Renaissance habe sich auch in ihm jene Universalität der künstlerischen Kraft mächtig erwiesen, der es nicht auf eine einzelne Leistung, nicht auf eine einzelne Kunst ankommt, sondern die überall das Ganze der Kunst im Auge hat. Demgemäß habe er kein Werk der Baukunst erfinden und ausführen können, ohne die andern bildenden Künste zur Mitwirkung heranzuziehen, ohne mit sicherm Blick jedesmal die Stelle zu erkennen, wo Plastik und Malerei in den Gesammtorganismus eingreifen mußten, ohne meist selbst für das, was beide Künste zu thun hatten, die Erfindungen zu entwerfen. Ganz ebenso habe er dem Gewerbe seine Aufmerksamkeit zugewandt und dafür gesorgt, daß überhaupt alles von gleichem Geist erfüllt und zur Vollendung gebracht ward. Auch das Kleinste sei dabei nicht unbeachtet geblieben; im Niedrigsten wie im Höchsten sei er des von ihm selbst ausgesprochenen Wortes eingedenk gewesen, welches lautet:

„Der Architekt ist seinem Begriffe nach der Veredler aller menschlichen Verhältnisse, er muß in seinem Wirkungskreise die gesammte schöne Kunst umfassen. Plastik, Malerei und die Kunst der Raumverhältnisse nach Bedingungen des sittlichen und vernunftgemäßen Lebens des Menschen schmelzen bei ihm in einer Kunst zusammen."

Wie durch diesen Ausspruch läßt Woltmann den Künstler sich noch durch eine Reihe anderer Aussprüche charakterisiren, in welchen allen, wie er selbst hinzufügt, der Geist des Hellenenthums lebt, für welchen das Gute und das Schöne nur ein Begriff war. Er fügt hinzu:

Seine Schöpfungen können wir nicht würdigen, ohne den ganzen Menschen zu kennen. Zu der Vielseitigkeit seiner Bildung, die ihn in den Stand setzte, das gesammte geistige Leben seiner Zeit auf sich wirken zu lassen, kam der Adel, die Liebenswürdigkeit und Humanität, die Aufrichtigkeit seines Charakters. Wie Feinheit und Maß seine Schöpfungen erfüllten, bestimmten sie auch sein persönliches Wesen. Waagen pflegte von seinem Freunde zu berichten: von allem, was materielles Bedürfniß und Begehren ist, habe er eigentlich nur so viel gekannt, als unumgänglich sei um zu existiren. Mit der Zartheit, der Gefälligkeit des Auftretens verband sich eine Selbstlosigkeit ohnegleichen, eine Milde des Urtheils, die doch niemals der Klarheit Eintrag that. Seine Berufstreue, seine Arbeitskraft waren unermüdlich, seine unbedingte Sittlichkeit blieb sich gleich in allen Beziehungen des Lebens. Weil er sich eben schön gebildet hatte, waltete Schönheit in allen seinen Handlungen.

Mit gleich liebevoller Anerkennung, obwol keineswegs blind gegen einzelne Mängel und Unvollkommenheiten, schildert der Verfasser die Werke Schinkel's, von denen wir hier nur das Denkmal auf dem Kreuzberge, die neue Wache, das Schauspielhaus, die Schloßbrücke, das Museum, die Sternwarte, die Werdersche Kirche, die Bauschule, mehrere Vorstadtkirchen, die Lustschlösser Charlottenhof und Babelsberg zu nennen brauchen, um den Umfang, die Mannichfaltigkeit und die künstlerische Bedeutung seiner Bauten zu bezeichnen. Gleichzeitig betont er aber, daß die Bekanntschaft mit einzelnen seiner Werke nimmermehr ausreiche, um dieselben, selbst wenn es die besten wären, zu verstehen. Schenkel gehöre nicht zu denjenigen Künstlern, welche bei einer bestimmten Aufgabe alles zeigen wollen, was sie vermögen. Möge jedes Werk, das er hinstelle, noch so vollendet sein, es sei doch nur ein kleines Zeugniß von der künstlerischen Schöpferkraft, aus der es genommen. Bei ihm bewähre sich der Satz, daß der Meister groß sei in dem, was er gebe, noch größer in dem, was er verschweige. In dem, was Schinkel wirklich gebaut habe, vermöge man ihn nicht kennen zu lernen. Das seien nur kleine Splitter vom Stamme, um so mehr, als so vieles von seinen Erfindungen unver-

wirklicht geblieben und so weniges ganz seiner Idee entsprechend ausgeführt worden sei. Demgemäß zollt denn auch der Verfasser den Plänen und Entwürfen Schinkel's, z. B. zu einem großen gothischen Dom, zu einer gothischen Kirche auf dem Spittelmarkt, zur Singakademie, zu einem Palaste des Prinzen Wilhelm, zu einem Denkmal Friedrich's des Großen, zu einem neuen Bibliothekgebäude, zu einem Königspalast auf der Akropolis zu Athen und zum Schloß Orianda in der Krim, von denen namentlich die beiden letzten Arbeiten als die Krone seiner Entwürfe bezeichnet werden, sowie auch seinen zahlreichen landschaftlichen und figürlichen Compositionen die ihnen nicht minder wie seinen ausgeführten Bauwerken gebührende Würdigung.

Neben diesen drei Häuptern der in Berlin und Umgegend schaffenden Architekten finden unter andern aus den Zeiten vor Schlüter: Kaspar von Theiß, Lynar, Memhard, Schmids und Nering; aus der zwischen Schlüter und Knobelsdorff fallenden Periode: Eosander von Goethe, Grünberg und de Bodt; aus der Zeit von Knobelsdorff bis auf Schinkel: C. von Gontard, Boumann und Unger, Gerlach, J. G. Langhans, Gilly und G. Schadow, und endlich aus den Jahren nach Schinkel: Stüler, Strack, Persius, C. F. Langhans, Hitzig, Knoblauch, Soller, Hesse, Wäsemann, Adler, Cremer, Arnim und Gropius die ihren Leistungen entsprechende Beurtheilung. Daß er hierbei insbesondere der Bauthätigkeit der letzten drei Jahrzehnte eine näher ins einzelne eingehende Betrachtung, zugleich aber auch eine strengere Kritik widmet, wird die jetzige Generation nur billigen können, und rechtfertigt sich um so mehr, als damit zugleich eine praktische Einwirkung auf die Folgezeit erstrebt wird, und als die Principien, auf welche der Autor seine Billigung oder Misbilligung gründet, im wesentlichen dieselben sind, welche Schinkel bei seinen Arbeiten geleitet haben, und mit gleichmäßiger Abwägung den idealen wie den realen, den in den ewig-gültigen Stilgesetzen und den in den berechtigten Zeitbedürfnissen begründeten Forderungen gerecht zu werden suchen.

2. Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel mit Amalia Herzogin zu Sachsen-Weimar, Friedrich I., Herzog zu Sachsen-Gotha u. s. w. Herausgegeben von Friedrich von Alten. Leipzig, Seemann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den verschiedenen Künstlern, welche aus der hessischen Familie Tischbein hervorgegangen sind, ist der im vorliegenden Buche uns vorgeführte der 1751 zu Haina geborene und 1829 zu Eutin verstorbene Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, welcher zu besserer Unterscheidung von den übrigen wol auch „der Neapolitaner“ genannt wird. Jedenfalls ist er unter den ihm gleichnamigen Malern der bekannteste; jedoch dürfte, was man im großen Publikum von ihm weiß, nur selten auf einer Autopsie seiner Werke und einer genauern Kenntniß seiner Lebensschicksale beruhen, sondern sich in der Regel auf dasjenige beschränken, was man über ihn aus Goethe's „Italienischer Reise“ und den auf ihn bezüglichen Gedichten und sonstigen Aufzeichnungen desselben erfahren hat. Begegnet man doch Gemälden von ihm höchst selten. Selbst in den bedeutendsten Galerien Deutschlands erinnere ich mich nicht etwas von ihm gesehen zu haben. Ein Cyklus größerer Arbeiten von ihm ist vielleicht nur in der großherzoglichen Sammlung zu Oldenburg zu finden. Auch seine artistischen Bildwerke, wie sein nach Antiken gezeichneter Homer, sein Vasenwerk, seine „Idyllen“, haben mehr eine literarische Berühmtheit als eine wirkliche Verbreitung in weitern Kreisen gefunden. Besonders zur Popularität geeignet war seine Richtung schon von Haus aus nicht; noch mehr aber gereichte es ihm zum Nachtheil, daß er, so verdienstlich auch seine Leistungen sein mochten, doch schon während der besten Zeit seines Lebens durch Meister von ungleich höherer Begabung, wie Carstens, Schick und Wächter, und später noch mehr durch die Begründer einer völlig neuen Kunstepoche, wie Cornelius und Overbeck, in Schatten gestellt wurde. Recht evident trat dies unter anderm bei der großen historischen Kunstausstellung zu München im Jahre 1858 zu Tage, und es erscheint daher ganz erklärlich, wenn sich unter solchen Umständen kein besonders lebhafter Drang nach einer gründlichern Bekanntschaft mit ihm entwickelte und selbst die Kunstwissenschaft sich nicht angeregt fühlte, sich wieder in einer seiner Bedeutung und ihrem vorgeschrittenen Standpunkt angemessenen Weise mit ihm zu beschäftigen.

Angesichts dieser Verhältnisse darf vorliegende Schrift als ein erster Versuch, auf den in verschiedenen Kunstrichtungen jedenfalls höchst achtungswerthen und außerdem auch durch seine persönlichen Beziehungen und Charaktereigenschaften interessanten Künstler wieder die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken und eine genauere Kenntniß seiner Leistungen und Lebensschicksale anzubahnen, mit Anerkennung begrüßt und insbesondere denen zur Beachtung empfohlen werden, welche Neigung haben, auf Grund des hier gebotenen Materials selbst weiter zu bauen. Schon der Titel: „Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel“, läßt erkennen, daß der Herausgeber selbst sein Buch nicht als ein vollständiges und in sich abgeschlossenes Lebens- und Charakterbild des Künstlers, sondern nur als eine Zusammenstellung der ihm zugänglich gewesenen Quellen und Hülfsmittel für ein derartiges Bild betrachtet wissen will. Ueber den Umfang dessen, was er zu bieten vermag, belehrt uns die Vorrede, aus welcher erhellt, daß er einen großen Theil der hier mitgetheilten Schriftstücke aus dem Nachlaß des Meisters der Familie Tischbein selbst verdankt, während es ihm die Zuvorkommenheit der Archive und Bibliotheken zu Oldenburg, Weimar, Gotha, Dresden, Berlin, sowie der Familien Overbeck und Zehender möglich gemacht, viele der in jenem Nachlaß sich fühlbar machenden Lücken auszufüllen. Einen Blick in das Goethe-Archiv zu thun, ward ihm leider nicht erlaubt, was er um so mehr beklagt, als zu vermuthen sei, daß sich dort noch Briefe von Tischbein finden und oft Gelegenheit gewesen sein würde, Unbestimmtes festzustellen. Von manchem, z. B. den Briefen der Herzogin Amalie und mehrern der Briefe Goethe's, Herder's, Blumenbach's u. s. w., glaubt er, daß es als untergegangen angesehen werden müsse. „Ausgerüstet mit dem vorerwähnten Material“, fügt er hinzu, „glaubte ich den Versuch machen zu dürfen, einen bescheidenen Baustein zur Kunst und Kunstgeschichte unsers Zeitalters herbeizutragen. Ich halte meine Mühe und Arbeit reichlich belohnt, wenn mir dies gelungen.“

Was den materiellen Bestand und Umfang des Gebotenen betrifft, so kann man dem Verfasser dafür nur dankbar sein. Sollten auch einige von den Mittheilungen aus dem Briefwechsel mit der Herzogin Amalie, dem Herzog Friedrich zu Sachsen-Gotha, dem Herzog Peter und den Prinzen August und Georg von Oldenburg und der Großfürstin Katharina von Rußland, sowie mit Goethe, Wieland, Blumenbach, Heine, Merck, Graf Münster, Villers, Overbeck, Bodmer, Lavater, Fouqué, J. Schopenhauer u. a. schon früher irgendwo veröffentlicht sein, so ist doch jedenfalls das meiste zuerst von ihm ans Licht gezogen und seinem Hauptinhalt nach nicht nur für die Charakteristik und Würdigung Tischbein's mehr oder minder wichtig, sondern auch anderweitig interessant und belehrend. Weniger hat uns die Art der Zusammenstellung befriedigt. Statt die Briefe, wie es für ein eigentliches Quellenwerk das Angemessenste gewesen sein würde, nach chronologischer oder irgendeiner andern Anordnung einfach aufeinander folgen zu lassen und das zu ihrem Verständniß Unentbehrliche nur in Form von Anmerkungen hinzuzufügen, hat er es für zweckmäßiger gehalten, sie durch einen fortlaufenden Text von biographischem Charakter zu verbinden. Hierdurch wird allerdings das Buch für das große Publikum lesbarer gemacht, worauf ja heute ein ganz besonderes Gewicht gelegt zu werden pflegt; seinem eigentlich wissenschaftlichen Zweck jedoch ist damit weniger gedient. Was seinem Inhalt nach die Hauptsache ist, wird hierdurch zur Nebensache herabgedrückt, und umgekehrt dem an sich Untergeordneten der Schein des Uebergeordneten verliehen. Dies hat aber nothwendig zur Folge, daß der Leser unwillkürlich an den scheinbaren Haupttext nun auch solche Anforderungen macht, wie man sie an ein wirkliches Lebens- und Charakterbild zu stellen berechtigt ist, hierbei aber sich ebenso oft enttäuscht finden muß, als jener Text diesen Forderungen nicht Genüge leistet. Und dies ist selbstverständlich um so öfter der Fall, als ja der Autor selbst eine vollständige Befriedigung derselben gar nicht beabsichtigt hat, wie unter anderm daraus erhellt, daß der biographische Bericht, welchem die Briefe einverwebt sind, sogleich mit dem Jahre 1781 beginnt, also die ganze Jugendgeschichte Tischbein's bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre, seine erste künstlerische Ausbildung unter Tischbein dem Aeltern, sowie seinen durch ein Stipendium des Landgrafen von Hessen ihm ermöglichten ersten Aufenthalt in Italien unberücksichtigt läßt und auch in seinen spätern Partien keineswegs den Eindruck eines lückenlosen Ganzen macht. Umgekehrt hat hierunter auch die fachwissenschaftliche Bedeutung der Schrift gelitten, indem sie manches vermissen läßt, was die Benutzung derselben erleichtern würde. So sucht man z. B. vergeblich nach einer kritischen Beleuchtung und Sichtung des in Betracht gezogenen Materials, vergeblich nach einem übersichtlichen Verzeichniß der Werke des Meisters, durch das man, soweit als möglich, über die Zeit, in welcher sie entstanden, über die Personen, in deren Besitz sie übergegangen, über die Orte, wo sie gegenwärtig sich befinden, u. s. w. belehrt würde, vergeblich nach einem Inhaltsverzeichniß oder einem Sach- und Namenregister, vergeblich nach einer Zusammenstellung der einschlägigen Literatur oder nur nach einer genauern Bezeichnung der citirten Schriften, und so noch nach manchem andern, was hauptsächlich für diejenigen von Werth ist, welche das Buch für wissenschaftliche Zwecke zu benutzen wünschen.

Abgesehen von den hier angedeuteten Mängeln ist das Werk für spätere Arbeiter auf diesem Gebiete eine ergiebige Fundgrube und zugleich eine beachtungswerthe Anregung zu weitern Forschungen. Zu den interessantesten und werthvollsten Partien desselben gehören insbesondere die Mittheilungen über Tischbein's Verhältniß zu Lavater und Bodmer während seines Aufenthalts in Zürich, und über seine gleichzeitig begonnenen und bis zu seinem Lebensende dauernden Beziehungen zu Goethe. Letzterm hatte er es zu danken, daß er an Herzog Ernst von Gotha einen Gönner fand, der es ihm möglich machte, aus der Schweiz, wo er um das tägliche Brot hatte arbeiten müssen, nach Rom zurückzukehren und sich hier durch seine malerischen Arbeiten und sein artistisches Werk über die Hamilton'sche Vasensammlung alsbald so auszuzeichnen, daß er 1790 als Galeriedirector nach Neapel berufen ward und in dieser Stellung verblieb, bis ihn 1799 die politischen Ereignisse zur Rückkehr nach Deutschland nöthigten. Aus seinen spätern Jahren, die er nach wechselndem Aufenthalt größtentheils in Hamburg und Eutin verlebte, ist besonders sein Verhältniß zu Herzog Peter von Oldenburg von Interesse, in dessen Auftrag er unter anderm einen Cyklus von Gemälden aus dem Sagenkreise der Homer'schen Dichtungen (Ajax und Kassandra, Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope u. s. w.) arbeitete, bei deren Composition er sich nach den hier mitgetheilten Briefen, von Ideen hat leiten lassen, welche nicht minder als die Motive zu seinen bekanntlich von Goethe poetisch illustrirten „Idyllen" bezeugen, daß er, wenn auch nicht ein genialer, doch ohne Frage einer der denkendsten und sinnigsten Künstler seiner Zeit gewesen ist.

Hier und da begegnet man in seinen Briefen auch Anschauungen, wie man sie von ihm und seiner Zeit kaum erwartet. Besonders überraschend sind in dieser Beziehung die fast darwinistischen Vorstellungen, die er sich von den zwischen Menschen und Thieren bestehenden morphologischen Beziehungen gebildet hat, und welche er nicht blos bei seiner künstlerischen Praxis, sondern auch durch theoretische Argumentation geltend zu machen bemüht gewesen ist. So schreibt er in einem Briefe an Goethe:

Sie werden sich noch erinnern, als wir zu Neapel in der Locanda al Largo di Castello abgestiegen waren, forderten Sie ein Glas Wasser zum Trinken, und als man es Ihnen gereicht, wurde ich gewahr, daß viele Insekten darin waren; ich wollte verhindern es zu trinken und forderte reineres, aber wurde von dem Mädchen versichert, daß das das beste sei, welches sie hätten, und jeder trinke es gern. Sie nahmen das Glas und tranken es ruhig aus und sagten: „Essen wir doch Krebse und Aal und schaden nicht, so werden diese kleinen zarten Thierchen es auch nicht thun und nähren vielleicht." Dann ließen wir uns den Ort zeigen und schöpften selbst aus der Cisterne ein Glas recht aus dem Grunde, wo unzählige Geschöpfe in waren, von ungeheuern Gestalten. Hier schicke ich Ihnen nun eine Zeichnung von einem neapolitanischen Krebs, den ich oft gegessen und erst spät bemerkte, daß er einen Eindruck vom Menschengesicht hat; nicht allein der Sonderbarkeit wegen, sondern daß Sie sehen sollen, wie ich bei den unbedeutendsten Geschöpfen, die doch mechanische Künste besitzen, meine Untersuchung über den Menschen angefangen habe, und

bin vom Insekt stufenweise höher durch alle Thierarten in diese Höhe gestiegen bis zum Menschen, und ich finde, daß ein Uebergang von den vollkommenen Thieren im Menschengeschlecht liegt, und alle Kunstfähigkeiten, welche die Menschen einzeln besitzen, die alle liegen in der Gesammtheit im Menschengeschlecht. Nur gehören sie dem einzelnen Menschen nicht so an wie dem einzelnen Thier, sondern dem ganzen Menschengeschlecht, und dadurch entsteht das beständige Mit- und Gegenwirken.

In einem andern Briefe (an die Herzogin Amalie) schreibt er:

Dann habe ich noch ein ander Werk zu machen unternommen, über den Menschen näher kennen zu lernen; dieses Studio zu erleichtern, ist es nöthig daß man erst die Thiere kennen lerne, weil die leichter sind und ihr Charakter sich deutlicher zeigt. Ich schicke hier noch ein paar Proben, die aber nicht zu verstehen sind, bis ich alles, was dazu gehört, fertig habe, denn es fängt beim Wurm an und hört bei Jupiter auf, eins muß das andere erklären. Ich habe sehr viel über die Menschen nachgedacht und habe einen Weg gefunden, sie genau kennen zu lernen. Das Menschengeschlecht besteht aus vielerlei Arten, in ihnen sind viele Urgeschlechter, die sich aber miteinander vermischen, daraus entsteht eine Art, die unzählig sind, doch sind sie abzusondern. Der größte Unterschied ist der: welche die Aehnlichkeit haben mit den Thieren, welche sich von Kräutern nähren, und die, welche sich von Fleisch nähren.

Den letzten Unterschied betont er auch noch an andern Stellen und fügt hinzu, daß den Pflanzenfressern die Gemüthsmenschen, den Fleischfressern die Denker ähnlich seien. Noch näher kommt er auf diese Ideen in seinen Briefen an den göttinger Anatomen Blumenbach zurück und hebt dabei stets hervor, daß man beim Wurm, ja bei der Wurzel der ersten Pflanze anfangen müsse. Auf diesem Wege habe er auch gefunden, was die Schönheit sei, und er glaube erkannt zu haben, daß man es mit drei Worten bestimmen könne. Selbst diese drei Worte auszusprechen, hat er jedoch nicht für gut befunden. Wenigstens habe ich in den mitgetheilten Briefen sie nicht entdecken können. Den ersten Anstoß zu diesen Studien scheint er durch Lavater empfangen zu haben; auch der Verkehr mit Goethe dürfte dabei von Einfluß gewesen sein. War doch Goethe gerade während seiner italienischen Reise, wo er mit Tischbein im engsten Connex stand, von lebhaftestem Interesse auch für seine Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und für seine Theorie von der Metamorphose der Pflanzen erfüllt, denen bekanntlich ähnliche Urideen wie dem Darwinismus zu Grunde liegen.

Adolf Zeising.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Unterhaltungslektüre.

1. Ein Meteor der Börse. Roman von Otfried Mylius. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 8. 1 Thlr.
2. Um schnödes Geld. Roman von Hans Wachenhusen. Vier Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
3. Lose Vögel. Humoristische Erzählungen. Criminalgeschichten und Novellen von Max Ring. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Wider das Gesetz. Erzählungen von Friedrich Friedrich. Berlin, Brigl. 1872. 8. 25 Ngr.
5. Ein preußischer Offizier. Nach den Aufzeichnungen eines im Felde Gebliebenen bearbeitet von Julius von Wickede. Drei Theile. Hannover, Rümpler. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es ist charakteristisch, daß von fünf Unterhaltungsschriften, die uns der Zufall auf den Tisch legte, die zwei ersten den durch das „schnöde Geld" veranlaßten Lebensverwickelungen gewidmet sind. Geld ist heute mehr wie je das Feldgeschrei, und Dividende die Parole. Jede Zeitung endet heute mit Börsennachrichten und Cursberichten, und die Magdeburger fängt ihr erstes Feuilleton auch mit einem Geldromane an: Spielhagen's „Ultimo". Liebe spielt nur noch eine Nebenrolle, ganz kann man den Generationsbedürfnissen ihr Recht nicht verkürzen, aber schon hat O. Mylius (Nr. 1) seine beiden Hauptbelden schließlich nicht blos zu Ehemännern werden lassen, wie es jede empfindsame Leserin ihren Lieblingen von Herzen wünscht und gönnt — ist es doch eine Art Mitgenuß, ein verliebtes Pärchen bis in die bräutliche Kammer zu begleiten —, der gewandt und lebhaft erzählende Verfasser läßt seine beiden Haupthelden zugleich auch Commerzienräthe werden. Indem der Held Otte die Geliebte abführt, flüstert er ihr nicht ins miterröthende Oehrchen: „Komm jetzt, süßes Julchen!" oder, wie Homer schon sang: „δεῦρο, φίλη" — nein, er empfindet ganz wie ein Sohn seiner Zeit und spricht, indem er Juliens Hand ergreift, zu dem Oberpräsidenten, der die Rolle des Deus ex machina spielt: „Ich bin im Stande, Excellenz, Ihnen die zukünftige Frau Commerzienrath Otte in meiner Verlobten, Fräulein Julie Valentin, vorzustellen." Ist das nicht reizend, zumal in Betracht daß Julie zur zeit noch Putzmamsell ist, die auf Verdienst sehen und das Ersparte ernstlich zu Rathe halten muß? Aber schon kommt Hedwig mit einem Präsentirbret voll Champagnerkelchen, Jean mit einem Kühleimer, gefüllt mit Goldköpfen. Der Schaumwein perlte in den Gläsern, die Toaste erklangen: „Auf den König! Auf den Oberpräsidenten! Auf die beiden neuen Commerzienräthe! Aber der herzlichst gemeinte, donnerndste galt doch der — Putzmacherin! der zukünftigen Frau Commerzienrath!" — Damit schließt das ganz im Sinne der Zeit gehaltene Buch: Ende gut, alles gut!

Herr Werner, der andere neugebackene Commerzienrath muß leider als die Excellenz nach einer Gattin fragt und sie beglückwünschen will, antworten: „Ich bedauere, sie Ihnen nicht vorstellen zu können, da sie momentan von hier abwesend ist!" Der Leser weiß es besser. Der Herr Gemahl hat sie vor einigen Tagen — weggejagt! Und weshalb? Sie war seine zweite Frau und eine stolze Schöne; sie mußte fort, weil sie es boshafterweise in einem anonymen Briefe Hrn. Otte verrathen hatte, daß Fräulein Johanna, Hrn. Werner's Tochter und Hrn. Otte's Braut, vor sechs Jahren einmal — in der Schweiz — einem Gymnasiasten ein Söhnchen geboren. Schade daß der junge Prinz vor drei Jahren gestorben, er hätte an der Champagnerfête immerhin theilnehmen können. Denn der Verfasser weiß alles aus-

zugleichen und als hübsch in Ordnung gebracht vorzustellen. Ohne dieses Quidproquo wäre der eine Commerzienrath des andern Eidam geworden; aber nun war das nicht mehr schicklich, und Johanna, obwol blaß und mit verweinten Augen, mußte zurücktreten und der schon etwas bejahrten und verständigen, aber durchaus tugendhaften Putzmacherin Platz machen.

Wir haben noch etwas zu erzählen. Wer wird nicht Mitleid mit der armen blassen Johanna haben, der Mutter des verstorbenen Kindes! Soll sie deshalb zeitlebens unglücklich sein? Nein, Otte hat ausfindig gemacht, daß der böse Gymnasiast seine Unthat bereut hat und — praktischer Arzt in London ist. Ein Telegramm dorthin ist leicht geschrieben, alles arrangirt sich, und der ci-devant Gymnasiast, der dazu den ominösen Namen „Lebrecht" führte, erscheint rechtzeitig zu der Champagnerfête:

Johanna sah im langsam niedergehenden Zwielichte einen Herrn vom Eingang her auf das Gartenhaus zukommen, dessen Kleidung einen englischen Schnitt, dessen Gebaren etwas Schüchternes hatte.

„Lebrecht!" rief Johanna, riß sich von Julien los und eilte dem Ankömmling entgegen, dem sie um den Hals fiel; dann schien sie sich ihres leidenschaftlichen Ungestüms zu schämen, und ihn an der Hand ergreifend, sprach sie: „Komm, mein Freund, laß dich zu meinem Vater führen! — Heute an deinem Ehrentage wirst du verzeihen, Väterchen!" sagte sie zu diesem u. s. w.

Was in aller Welt ist dem Verfasser eingefallen, seinem in mancher Charakter- und Situationsschilderung mit einer gewissen überlegenen Sicherheit geschriebenen und oft sogar sorgfältig gearbeiteten Romane einen so trivialen Schluß zu geben? Wir haben es unserer Pflicht als Kritiker schuldig zu sein geglaubt, offenherzig diese banalen Ausgänge der einzelnen Personalgeschichten zu rügen. Manche Charaktere des Romans sind indeß frisch aus dem Leben gegriffen und mit ganzer Folgerichtigkeit durchgeführt: so der des alten Kammerraths von Magnus, eines adelich gewordenen, im Glück üppig und übermüthigen Geldjuden, bei dem erst das Unglück im Alter die ursprünglich gute Natur wieder zum Durchbruch bringt. Auf weitere Einzelheiten wollen wir uns nicht einlassen; wenige edle Charaktere und mehrere Börsenschufte erleben, was eben im Geldschwindel des Tags erlebt werden muß, wenn man mitmacht. Aber wer es mit sich und den Seinigen gut meint, ruft dem versuchenden Gelddämon zu: „Apage, Satana!" Der Charakter und die Gesammtaufführung, der Fleiß und die Fortschritte des jungen Buchhalters und Procuristen Otte sind vorzüglich und aufmerksam gezeichnet; er erscheint oft sehr philisterhaft, sogar trivial, wie einige dies selbst Goethe's Wilhelm Meister zum Vorwurf gemacht haben. Nachdem aber Goethe gesagt, das sei Absicht gewesen und habe so sein müssen, wollen wir ihm Mylius unsere Frage nach dem Warum erlassen und auch glauben, daß ein ganz tüchtiger und zuverlässiger Bankier ohne einen starken Hauch von Philisterhaftigkeit nicht gedacht werden dürfe. Glänzenden und flotten Geistern vertraut man eben sein Geld nicht gern und nicht ohne Sorge an.

Hans Wachenhusen's Börsenroman (Nr. 2) verräth in seiner gesammten Anlage und Durchführung überall die Meisterschaft des Verfassers und fesselt, wie sehr er auch in den Einzelheiten und besonders den eingelegten Excursen über Tagesfragen reizt und anspricht, doch zugleich durch die Spannung, in die er den Leser versetzt, bis zum Schlusse. Das ganze Misère der schrankenlosen Selbst- und Kapitaliensucht der Gegenwart, die fast stets nur schlecht maskirte Erbärmlichkeit und Seelenhohlheit der Glücks- und Geldprinzen der Börse tritt uns auch in diesem Romane auf das anschaulichste entgegen. Wir sehen Personen, die, durch ein Verbrechen reich geworden, nun den Civilgesetzen gerecht werden und sie gewissermaßen mit dem einen dunkeln Punkte ihrer Vergangenheit versöhnen möchten; aber ein geglücktes Verbrechen zieht noch mehr wie ein misglücktes andere Verbrechen in sein Gefolge. Das erste Glied der Kette schafft das Verhängniß, das wie post equitem atra cura den Verbrecher nicht wieder losläßt und schließlich in den Abgrund stürzt. Ueber unerhebliche Einzelheiten könnten wir mit dem Verfasser rechten, z. B. daß sein Hauptheld Sternfeld, der Belohner des Guten, der Rächer des Schlechten, auch in fast allen andern äußern Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten auf ein Haar dem fast verrufenen Grafen Monte-Christo gleicht. Er hat nur nicht wie das Geschöpf Alexander Dumas' einen Riesenschatz an Gold hinter sich, aber er hat einen reichen Schatz gediegenen und in allen fünf Welttheilen geprüften Wissens in sich, den er bereits seit vier Jahren, wo er von seinen Reisen zurückkam, schriftstellerisch und als freiwilliger Advocat, wo es ihm gefällt, verwerthet. Er hat sich eine der einflußreichsten Stellungen in der politischen und socialen Literatur errungen, er ist eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt, und man gibt etwas auf sein Urtheil.

Aber lassen wir Wachenhusen selbst über seinen Lieblingshelden sprechen:

Seine Bekannten hießen ihn einen Sonderling, ein Original. Er war beides nicht. Er war nur nicht wie sie alle sind. Uebrigens versagte ihm sein hübsches Aeußere, ein Original zu sein. Von mittelgroßem Wuchs und kräftig gebaut, erschien er wie ein Mann, der weiß, in welchen Schuhen er steht. Aus seinem Auge sprach derselbe Unternehmungsgeist, von welchem er Zeugniß abgelegt; eine Denkerstirn wölbte sich über seinen starken Augenbrauen und der etwas gebogenen Nase. Der untere Theil seines durch abenteuerliche Lebensweise scharf markirten und von der Sonne gezeichneten Antlitzes steckte in einem dunkeln Barte. In allen seinen Bewegungen lag eine Unbefangenheit, die, wenn er sich gehen ließ, zuweilen in etwas Burschikoses ausartete, sich aber, wo ihm daran lag, in die Formen der liebenswürdigsten Eleganz kleidete. Ganz in Uebereinstimmung hiermit war auch sein Ton, seine Unterhaltung, die scharfe Pointen liebte, leere Worte floh ....

Sternfeld, von guter Familie und mäßigem Vermögen, frühzeitig älternlos, ging stets seinen eigenen Weg. Mit hellem Verstande begabt, studirte er in allen Wissenschaften herum, fand, daß keine die beste sei, und daß die Resultate, welche die Stubengelehrtheit hinter dem Ofen und in den Schlafschuhen als positiv registrirt, eine Sackgasse seien. Wenn er sich bis zu einem Resultate durchstudirt und dasselbe in seinem Gedächtnisse aufgespeichert hatte, überzeugte er sich plötzlich, daß die allerneuesten Erfahrungen jenes Resultat schon

in die Rumpelkammer geworfen, und wenn er in seinen ethnologischen Studien, die ihn als die lebendige Wissenschaft am meisten ansprachen, aus zehn Büchern zwanzig widerstreitende Ansichten und Urtheile herausgelesen, erschien ihm das alles wie der Kampf um die Existenz oder Nichtexistenz der geschwänzten Menschen. Entweder sie existirten oder sie existirten nicht, die Frage blieb offen. Plinius und Herodot waren gescheiter als alle ihre Nachtreter, und Aristophanes war noch gescheiter als sie alle zusammen.

Sternfeld beschloß, den ganzen gelehrten Fonds wie eine Bibliothek in seinem Innern zu verschließen und den Schlüssel zu sich zu stecken. Er zählte sein Vermögen nach und berechnete, daß es ihm auf zehn bis funfzehn Jahre ein sorgloses Leben garantire:

„Wer ausgibt, ist reich", sagte er. Ein Reicher, der nicht lebt, nicht genießt, ist ein armer Mann. Die Periode der schönsten Lebenskraft, also des Genusses, ist die bis zu meinem fünfunddreißigsten Jahre. Es ist nichts einfältiger, als ein Jüngling sein; ich werde mich gleich zum Manne promoviren und thun, wie die Männer thun. Wenn das Geräusch der Welt einen Charakter bildet, so werden zehn Jahre genügen, innerhalb welcher ich genießen will. Faust hätte nicht den Teufel zu beschwören nöthig gehabt, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, die Margarethe selbst zu suchen, was nicht schwer sein konnte, und nur ein von Gelehrsamkeit vollgesogener Tölpel wie er konnte so viel plumpes Unglück anrichten, als er in die Welt des Genusses einbrach wie ein Elefant in ein Reisfeld. Ich will leben und lebend erkennen lernen, um nicht auf das Wort des Magisters, sondern auf das meinige schwören zu können. Ist bei meiner Rückkehr mein Vermögen zu Ende, so ist es immer sehr wahrscheinlich, daß ich in meiner Kenntniß der Welt und der Oberflächlichkeit der Menschheit eine diesem entsprechende Lebensstellung mir gewinne, und wenn nicht, so wird mir so viel übrig geblieben sein, um mir eine Scholle Landes kaufen zu können, auf der ich meinen Kohl pflanzen will. Vielleicht begegne ich auf meinen Fahrten einigen wilden Thieren, die gutmüthig genug sind, um sich von mir bändigen zu lassen, und denen ich dann zur Erbauung der Mitmenschen meinen Kopf in den Rachen stecke, was immerhin nicht gefährlicher sein kann, als steckte ich ihn zwischen die Mühlsteine des Egoismus, mit denen wir uns hier gegenseitig zermalmen. Die Zukunft ist mir gleichgültig; nur ein Dummkopf kann um sie besorgt sein. Es gibt gar keine Zukunft. Mit derselben Sorge, mit der wir einschlafen, erwachen wir am andern Morgen u. s. w.

Sternfeld hielt sein Programm. Elf Jahre hindurch reiste er in allen fünf Welttheilen und erfuhr aus seiner Heimath nur etwas, wenn ihm einmal eine Zeitung in die Hände kam. Er reiste durch Meere, Wüsten und Prairien, ein unermüdlicher Wanderer und geübter Beobachter. Drei Jahre verlebte er in Amerika und lief Gefahr, sich dort ganz einzubürgern, bis er sich plötzlich losriß und über Californien nach China und Japan ging, aus Indien einen Roman in sich mitnehmend, der mit seinem Herzblut geschrieben war.

Unser Semilasso oder Monte-Christo hatte ein Mädchen gefunden, dem er seine ganze große Liebe zuwandte, auf die er aber, weil der Vater des Mädchens ein Krösus war, Verzicht zu leisten sich für gezwungen hielt. Der Zwang war ein sehr heimtückischer. Die Geliebte mußte sich einem andern verloben, wollte sie nicht, daß ihr Geliebter von Meuchelmördern fiele, die ihr Vater gegen ihn gedungen. Und während dies alles in Indien und Aegypten spielt, war der Mann, dem sich die Unglückliche dort verloben mußte, ursprünglich derselbe Bankprocurist gewesen, der ein großes Geschäft gestürzt, dessen Inhaber vergiftet, die Familie ins Elend gebracht hatte. Sternfeld nimmt sich der Witwe und des Sohnes des an Gift gestorbenen Bankiers an, dem er zudem früher nahe stand, und fahndet auf den Unheilstifter, bis er ihn endlich findet und vernichtet.

Das ungefähr ist das Skelet des Romans, und niemand wird leugnen, daß es ein glückliches ist; wir fügen hinzu, daß der Verfasser es verstanden hat, durch Geist und Witz, durch Verwickelungen mannichfachster Art und zahlreiche Episoden von werthvollem Gehalt, die zugleich stets die Spannung und die Handlung fördern, dasselbe mit Fleisch und Blut zu bekleiden und ihm frisch pulsirendes Leben einzuhauchen.

Es liegt in der Natur des Romans und der Ansprüche, welche man heutzutage an ihn macht, daß der Verbrecher schließlich entlarvt und das Liebespaar vereinigt wird. Diese letzten Katastrophen spitzen sich jedoch hier nicht, wie bei Otfried Mylius, in eine Champagnerfête zu; der Verfasser weiß vielmehr trotz des complicirtesten Unglücks, das über alle Hauptfiguren des Dramas hereinbricht, doch den Ereignissen einen solchen Verlauf zu geben, daß alles natürlich erscheint und den Leser und Kritiker auch ohne Sect befriedigt. Wachenhusen gehört ohne Zweifel zu unsern gewandtesten zugleich den Anforderungen der Gegenwart gewachsenen und treulich Rechnung tragenden Tagesschriftstellern. Einen weiter gehenden Titel wird er selbst nicht beanspruchen, obwol wir gern zugestehen, daß manche Einzelheiten seines Buchs so gearbeitet sind, daß sie auch auf längere Dauer Anspruch erheben können.

Unter den humoristischen Novellen und Criminalgeschichten, die in zwei Bänden gesammelt Max Ring (Nr. 3) uns noch einmal bietet, ist neben unbedeutenden Kleinigkeiten, die der Verfasser besser unterdrückt hätte, manches Werthvolle, das mit Recht aus der alten Zeitungsmaculatur herausgeschnitten und herausgerettet ist. Wir rechnen dahin unter anderm die Anekdote von dem Referendar, der, auf der Reise zur Ablegung seines dritten Examens begriffen, im Coupé mit dem gefürchteten Examinator sich in aller Unschuld ein wenig breit macht, beim Wiedererkennen nicht schlecht in Angst geräth, aber denn doch glücklich und zwar recht glücklich durchkommt, indem ihm gleichzeitig eine reiche junge Braut zufällt. Solche Anekdoten, artig ausgestattet, artig zu erzählen, ist auch ein anzuerkennendes Verdienst.

Von den Criminalgeschichten Friedrich Friedrich's: „Wider das Gesetz" (Nr. 4), müssen wir ganz dasselbe sagen. Solcher Stoff ist in allen Criminalacten massenhaft angehäuft, unter deren Staube er verkäme, wenn nicht ein kluger Schatzgräber, wie Friedrich Friedrich, ihn zu finden, zu holen und in gefälliger Appretur zu präsentiren verstände.

Eine wesentlich andere literarische Leistung bietet uns Wickede in der Lebensgeschichte eines preußischen Offiziers (Nr. 5), der in der schönen Blüte seines Lebens vor Le Mans fällt. Ueber seinen Tod erfahren wir keine Einzelheiten. Nachdem der Leser ihn liebgewonnen, muß er ihn so plötzlich verlieren, wie wir 1870/71

unsere Todten verloren haben. Diese Herbigkeit am Schluß, auf die wir nur durch die Titelnotiz vorbereitet sind, hat etwas unleugbar Fatalistisches, das die Wirkung des Buchs nicht wenig beeinträchtigt. Daß alle Details, besonders des ersten Theils, an sich sehr interessant seien, können wir um so weniger sagen, als Namen und Heimat des Helden uns vorenthalten werden. Warum das? Wickede's Held ist ein wirklicher Held, wie die Neuzeit sie will, vor allem durchaus correct und streng im Dienst, ein Mann, dem seine Pflicht als sein Höchstes gilt, recht eine militärische Verkörperung des kategorischen Imperativs. Und dieses Element ist es, das Preußen in seinen Söhnen auszubilden wußte und weiß, durch das es seine Kriegsfeinde siegreich niedergeworfen hat und seine Friedensfeinde in der Soutane siegreich niederwerfen wird. Wir wollen von dem Buche nicht scheiden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß bald eine weitere Auflage nothwendig werden und der Herausgeber uns dann in einer Vorrede eines Nähern mit der Person seines Helden bekannt machen möge.

Vom Büchertisch.

1. Konrad Eckhof's Leben und Wirken. Eine biographische Skizze von Joseph Kürschner. Wien, Hartleben. 1872. 16. 8 Ngr.

Eine eingehende Biographie Konrad Eckhof's, jenes Zeugen einer großen Epoche deutscher Kunst und Literatur, hat uns bisjetzt gefehlt, und dem Bedürfniß, eine solche zu besitzen, ist bereits mehrmals von gewichtigen Stimmen Ausdruck geliehen worden. Die uns heute vorliegende kleine Arbeit nennt sich eine „biographische Skizze" und ist in der That nicht mehr als dies. Aber sie ist eine anerkennenswerthe Leistung, welche bei einer dereinst zu erhoffenden Abfassung einer wirklichen Biographie des „deutschen Roscius" sehr wohl die Unterlage zu jenem größern Werke abgeben könnte. Diese Arbeit Joseph Kürschner's stützt sich, wie der Verfasser im Vorwort ausdrücklich bemerkt, auf zerstreut liegende Notizen von Zeitgenossen Eckhof's und, was die sich speciell auf Eckhof selbst beziehenden Daten betrifft, auf Reichard's gothaischen „Theaterkalender". „Für die Richtigkeit dieser Daten", bemerkt der Verfasser, „bürgt der Umstand, daß sie bis 1769 durch Eckhof selbst, von dieser Zeit aber bis zu seinem Tode durch seinen Mitdirector, den ebengenannten Reichard, mitgetheilt wurden." Die Kritik darf dieser Skizze einen anerkennenswerthen Fleiß, Hingebung an die Sache und richtiges Verständniß für die Person und die künstlerischen Zielpunkte des Altmeisters der deutschen Schauspielkunst unbedingt nachrühmen. Dem Werkchen ist ein einnehmendes Porträt des großen Mimen beigegeben; den Schluß des Ganzen bilden Fragmente aus Eckhof's „Brieftasche", welche dem gothaischen „Theaterkalender" (1779) entnommen sind, in dem sie unter dem Titel „Gedanken über das Spiel und die Schauspieler" abgedruckt stehen.

2. Das Bismarck-Büchlein. Charakterzüge, historische Fragmente, geflügelte Worte u. s. w. aus dem Leben des deutschen Reichskanzlers Fürst Bismarck. Allen Freunden und Verehrern dieses großen Staatsmannes gewidmet von G. Wunderlich. Altona, Verlags-Büreau. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Dieses allen Freunden und Verehrern des großen Kanzlers zu empfehlende kleine Buch wird den Ruhm des Staatsmannes nicht vermehren, wohl aber ist es geeignet, ihn als Menschen dem Herzen seiner Nation näher zu rücken; denn es ist ein edles, echt humanes Menschenangesicht, welches uns aus diesen willkürlich aneinandergereihten Fragmenten aus Bismarck's Leben anschaut, das Angesicht eines echt deutschen Mannes. Wir können uns nicht versagen, hier die beiden folgenden für die Sinnesart Bismarck's sehr bezeichnenden Anekdoten mitzutheilen:

Bismarck war im Sommer 1842 als Landwehr-Cavalerieoffizier zur Uebung bei Lippehne in der Neumark und stand eines Nachmittags mit andern Offizieren auf der dortigen Brücke über den See, als sein Reitknecht das Pferd zum Tränken und Schwemmen in den See ritt und zwar dicht an der Brücke. Plötzlich verlor das Pferd den Grund, und als der ängstliche Reitknecht sich am Zügel festhielt, überschlug es sich, und dieser verschwand im Wasser. Ein lauter Schreckensruf ertönte. Bismarck aber warf sofort den Säbel von sich, riß die Uniform ab und stürzte sich kopfüber in den See, um seinen Diener zu retten. Er faßte ihn auch glücklich; aber nun umklammerte ihn der Mensch in seiner Todesangst so gefährlich, daß er erst mit ihm auf den Grund gehen mußte, um sich von ihm loszumachen. Entsetzt stand die zusammengelaufene Menge am Ufer; sie hielt Herrn und Diener für verloren. Dem starken und gewandten Schwimmer aber war es gelungen, sich aus der todbringenden Umklammerung zu befreien; er tauchte auf und zog seinen Diener hinter sich her. Er brachte denselben auch glücklich ans Land, freilich leblos; doch erholte er sich nach den ersten Belebungsversuchen und war am andern Tage gesund. Für diese That wurde Bismarck die bekannte preußische Rettungsmedaille, an welche sich noch folgende charakteristische Aeußerung Bismarck's knüpft: Als einst ein vornehmer Diplomat, vielleicht nicht ohne Anflug von Spott, ihn nach der Bedeutung dieser bescheidenen Decoration, die damals noch seine einzige war, fragte, entgegnete er rasch: „Ich habe die Gewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten." Der Frager schlug die Augen nieder vor dem ernsten Blick, mit welchem Bismarck das scherzende Wort begleitete.

Der zweite Vorfall, den wir meinen, wird von ihm selbst wie nachstehend erzählt:

Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Cigarre in der Tasche, und die hütete ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich augenblicklich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet. Ich sah einen armen verwundeten Dragoner. Hülflos lag er da, beide Arme waren ihm zerschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach, fand aber nur Geld, und das nützte ihm nichts. Doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Cigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne. Das dankbare Lächeln des Unglücklichen hätte man sehen sollen. So köstlich hat mir noch keine Cigarre geschmeckt als diese, die ich — nicht rauchte!

Derartige hübsche Mittheilungen, einfach und schlicht erzählt, aber ihres Inhalts wegen sehr bezeichnend für den Charakter und das Herz des Blut- und Eisenmannes, enthält das „Bismarck-Büchlein" viele. Es ist daher so recht geeignet, ein Volksbuch zu werden.

3. Doctor Martin Luther. Hundert Stimmen namhafter Männer aus vier Jahrhunderten über seine Person und sein Werk. Herausgegeben und Luther's Freunden und Feinden gewidmet von F. H. Eickhoff. Gütersloh, Bertelsmann. 1872. Br. 8. 24 Ngr.

Eine reiche Blumenlese von Aussprüchen für und, in nur einzelnen Fällen, gegen den großen Reformator. Es sind Männer wie Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock, Arndt, Grimm, Uhland, Fichte, Heine, Raumer, Freytag, Strauß, Baumgarten u. a., deren Ansichten und Urtheile über Luther uns das Buch vorführt, und so dürfte es als ein hübscher Beitrag zur Literatur über den Mönch von Wittenberg allgemeiner Anerkennung werth sein.

4. Ueber das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Aesthetik von Robert Vischer. Stuttgart, Galler. 1873. Lex.-8. 18 Ngr.

Der Verfasser ist ein Sohn von F. Th. Vischer und — kein unwürdiger Sprößling eines so hochberühmten Stammes. Klarheit und Strenge in Forschung und Darstellung neben trefflichem Stil und dem Streben nach Gemeinverständlichkeit charakterisiren diese Schrift als das Werk eines scharfen Kopfes und feinfühlenden Herzens. Die gediegene Studie wird ohne Frage in den betreffenden Kreisen ihre Leser finden.

5. Versuch einer sittlichen Würdigung der sophistischen Redekunst von W. Bethe. Stade, Pockwitz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Der vorliegende Versuch basirt auf einem gründlichen Wissen und rastlosem Fleiße, sichtet und lichtet einen Theil der Geschichte der Philosophie mit schätzenswerthem Verständniß und bringt in manchen Fragen über die Sophisten einiges Licht in diese Angelegenheit. Die Arbeit ist klar disponirt und geschickt durchgeführt und hat ein Recht auf Beachtung. Freilich wird, wie dies in der Natur der Sache liegt, der Leserkreis derselben ein der Zahl nach nur beschränkter sein.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Als Beitrag zur allgemeinen Cultur- und allgemeinen Bühnengeschichte ist von Armand Streit in Bern ein Buch: „Geschichte des bernischen Bühnenwesens vom 15. Jahrhundert bis auf unsere Zeit" (Bern, Selbstverlag des Verfassers) erschienen. Das Streben, die Bühnen- und Culturgeschichte zu verschmelzen und daraus ein Ganzes zu machen, ist ein sehr verdienstliches.

— Von Adolf Westermeyer liegt eine „Elektra des Sophokles für Freunde der classischen Literatur" (Erlangen, Deichert) vor. Es ist ein Versuch, der wie die vielen ähnlichen Werke in England, in dem Kampfe für Läuterung des Geschmacks und Urtheils einen Wegweiser bilden soll zu besserer Erkenntniß in künstlerischen Fragen. Auch bei uns macht sich ein heilsamer Drang nach bessern Idealen auf realerer Basis des Geschmacks fühlbar. Wir haben das Leben, das wir leben, noch nicht genügend mit künstlerischer Wahrheit durchtränkt: so mag ein Werk, das aus dem Alterthum in die Neuzeit überführt und in der Betrachtung der alten Welt die neue verstehen lehrt, für uns ein willkommenes Geschenk sein.

Ausländische Literatur.

„Bei den Alten" überschreibt die „London Illustrated News" eine Rubrik, in der sich eine staunenswürdige Productivität innerhalb des englischen Literaturkreises mit Bezug auf Darstellungen aus der alten Welt kundgibt. Mit unglaublicher Genauigkeit hat erst kürzlich ein englischer Schriftsteller das topographische Athen vor den Augen der Leser entrollt, und nun folgen hier drei neue Werke: „The works of Horace rendered into English by *James Luisdale* and *Samuel Lee*" (London, Macmillan), „Studies of Greek poets by *John Addington Symonds*" (London, Smith, Elder u. Comp.) und „The tragedies of Aeschylus by *E. H. Plumpter*" (London, Strachan u. Comp.). Diese Productivität bezeichnet einen Gärungsproceß in den englischen Literaturverhältnissen. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß der Mangel an festen Anhaltspunkten, besonders in künstlerischen Fragen, die Geister der Entschlafenen wachruft, um als Bundesgenossen verwerthet zu werden, mit Hülfe derer dann geläuterte Anschauungen platzgreifen.

— Aus dem Nachlaß des großen Culturhistorikers Thomas Buckle, dessen eigenthümliche, fast einzige geistige Entwickelungsgeschichte den besten Schlüssel gibt zu seiner vorzüglichen Darstellung der civilisatorischen Entwickelung seines Vaterlandes, ist erschienen: „Miscellaneous and Posthumous Works; edited with a biographical notice by *Helen Taylor*" (3 Bde., London, Longmans, Green u. Comp., 1872), den die Herausgeberin mit Pietät und Sorgfalt geordnet hat. Die Accuratesse, die den berühmten Autodidakten in seinen Werken auszeichnet, erstreckte sich bis ins Kleinste, sodaß selbst seine Excerpte mit einer Aengstlichkeit geordnet und geschrieben sind, die Bewunderung verdient. Nach den Buchstaben, unter die je die betreffenden Namen oder Gegenstände fallen, ist alles zusammengetragen aus den verschiedensten und mannichfaltigsten Gebieten des Wissens, von den weitesten, kaum erforschten Regionen der Sternkunde bis herab zum gewöhnlichsten tagesgeschichtlichen Ereigniß. Es bedurfte wol solcher Genauigkeit, um sich aus einer kaufmännischen Schreib- und Rechenstube heraus mit geringer äußerer Hülfe auf die volle Höhe der civilisatorischen Bestrebungen des Jahrhunderts emporzuschwingen.

— Anastasius Grün hat in England einen pietätvollen und fleißigen Uebersetzer gefunden an Herrn Sargent, dem jedoch die eigene poetisch-schöpferische Kraft mangelt, um die Werke auch im Geiste der Dichtung zu übertragen. Der soeben erschienene Theil: „The last knight" (London, Low u. Comp.) von Sargent also unter dem ursprünglichen Titel übersetzt, hat nicht entfernt die poetische Kraft des Originals. Es fehlt der Arbeit an Keuschheit der Conception und an Einfachheit: Mängel, die den Kunstwerth der Uebersetzung wesentlich beeinträchtigen.

— Napoleon III. hat nun auch seinen Sänger gefunden, und es mag eine tröstliche Betrachtung sein, daß auch an diesem Grabe noch Thränen fließen. „Lamentation on the death of Napoleon III." heißt ein Gedicht von E. Brennan (Neapel, De Angelis), das gewiß schon der Seltenheit wegen Aufmerksamkeit verdient.

— Moscheles, der bekanntlich 23 Jahre seines Lebens in London verbrachte und den die Engländer bei ihrer Armuth an bedeutenden Musikern gern einen der Ihren genannt hätten, wie sie dies bei Händel stets und gern thun, ist nun dort im Geiste des englischen Volks wieder neu aufgelebt durch die von seiner Gattin geschriebene und von A. D. Coleridge aus dem Deutschen ins Englische übertragene Biographie des großen Musikers: „Life of Moscheles“ (London, Hurst u. Blackett). Das „Athenaeum“ widmet dem Componisten bei dieser Gelegenheit einen sehr warmen Nachruf und spricht Verwunderung darüber aus, daß Moscheles bei der Last an Lehrstunden während seines londoner Aufenthalts eine so große Productivität entwickeln konnte.

Theater und Musik.

Eine sehr originelle Novität aus dem Französischen ist das einactige Lustspiel von Paul Ferré: „Beim Advocaten.“ In dem Vorzimmer des Advocaten Ducanoir befindet sich Herr Hector Chaveron und erzählt dem Publikum, daß er, erst kurze Zeit verheirathet, hergekommen sei, um sich von seiner jungen Frau scheiden zu lassen. Er wird von einer tief verschleierten Dame gestört, von der er, nachdem er in ihr seine Frau erkannt, die zu demselben Zweck hergekommen, nach einigen leidenschaftlichen Auseinandersetzungen eine Ohrfeige erhält. In diesem Augenblicke tritt der Advocat ein, der nach einigen Fragen über die Ursache der Zwistigkeiten herausbekommt, daß die Heirath zwar schnell aber doch nicht unbedacht geschlossen wurde, daß aber der eine Punkt, die Politik, vergessen worden und daß sich nun ein Theil auf der „äußersten Rechten“, der andere auf der „äußersten Linken“ befindet. Der Advocat ermöglicht nun einen Vergleich, und das Paar scheidet versöhnt mit dankerfülltem Herzen. Bei dieser Gelegenheit findet jedoch der wahrscheinlich äußerst „linkische“ Ehemann Zeit, dem Advocaten ein vielbedeutendes „au revoir“ zuzuflüstern, und der Vorhang fällt.

— Es erfüllt den Leser mit staunender Bewunderung vor den Nerven des englischen Publikums, wenn er erfährt, daß Byron's „Manfred“ mit Gästen dort in Scene geht, und zwar jetzt mitten in der Sommersaison. Die Vermuthung ist wol nicht unberechtigt, daß in Deutschland ein Theaterdirector Gefahr liefe, gesteinigt zu werden, wenn ihm so etwas auch nur in den Sinn käme.

— In Königsberg wie auch in Danzig ist eine Uebertragung ins Deutsche des Hedberg'schen Schauspiels: „Die Hochzeit zu Ulfåsa“, mit Glück in Scene gegangen. Es dürfte dies ein Wink für andere deutsche Directionen sein, dem deutschen Publikum die leider nicht zahlreichen Producte der schwedischen dramatischen Muse näher zu bringen. Die Uebersetzung aus dem Schwedischen von G. Hilder ist im Verlag von Kafemann in Danzig erschienen.

Bibliographie.

Bericht über den Stand des Unterrichtswesens im Königreich Sachsen. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Biebenweg II., F., Harten, Smarten un Begebenheiten. Bunte Biller ut mine Lebenstid in bree Afdeelungen. Stade, Pockwitz. Gr. 16. 16 Ngr.

Böse, G., Deutsche Kaisergeschichte in Biographien. In chronologischer Reihenfolge dargestellt. Braunschweig, Bruhn. Gr. 8. 1 Thlr.

Both's, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 283: Uebers Ohr gehauen. Historischer Schwank. Von A. Theobald. Berlin, Hayn's Erben. Gr. 8. 10 Ngr.

Compart, F., Geschichte des Klosters Doberan bis zum Jahre 1300. Rostock, Kuhn. Gr. 8. 25 Ngr.

Cressieux, C., Die Kunstreiterin. Roman. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Kaspar Hauser. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldungen und sein Ursprung in neuer, gründlicher Erörterung und Nachweisung. Mit einer Anzahl bisher noch unveröffentlichter Aufsätze, Nachrichten und Erklärungen gewichtvoller Beobachter, Zeugen und Sachkenner, namentlich auch zur Ergänzung des theils an sich mangelhaften, theils noch ungenügend und mit Weglassung relevanter Bestandtheile mitgetheilten Actenmaterials. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 2 Thlr.

Dohm, Hedwig, Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 1 Thlr.

Felgentraeger, W., Die kirchenpolitische Lage in Beziehung auf die neuen Kirchengesetze und auf die bevorstehende Reform der Kirchenverfassung. Halle, Schwabe. 8. 6 Ngr.

Galen, P., Irene, die Träumerin. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Gerstäcker, F., Das Hintergebäude. Eine Erzählung. Leipzig, E. J. Günther. 8. 25 Ngr.

Neue Gespräche über alte Geschichten. Charakteristiken aus dem Leben der Gegenwart von M. Leipzig, Webel. Gr. 8. 1 Thlr.

Graff, C. A., Zwei deutsche Märchen. Weimar, Kühn. Gr. 16. 5 Ngr.

Hanneken, H., Die allgemeine Wehrflicht. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hartmann's, M., gesammelte Werke. 1ste Lief. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Haus- und Reise-Bibliothek. 1ster Bd.: Ein glücklicher Mensch. Novelle von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Mosse. 8. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Fürst Christian der Andere. Ein Anhaltinischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Jókai, M., Andere Zeiten andere Menschen. Roman in 4 Bdn. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Die Kriegs-Poesie der Jahre 1870 und 1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hensing, F. Metzger, Münch rc. 2ter Bd. Mannheim, Schneider. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kulke, E., Don Perez. Tragödie. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Landesmann, H., (H. Lorm), Philosophisch-kritische Streifzüge. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 1 Thlr.

Wilhelm Löhe's Leben. Aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt. 1ster Bd. Mit Portrait in Lichtdruck. Nürnberg, Löhe. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Marx, K., Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. 1ster Bd. 1stes Buch. Der Produktionsprocess des Kapitals. 2te verbesserte Aufl. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 3 Thlr.

Marx, K. F. H., Kasper Hofman, ein deutscher Kämpfer für den Humanismus in der Medicin. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 20 Ngr.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. VI. Das Jahr 1872. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1872 und einem alphabetischen Verzeichniß hervorragender Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, A. und K., Die einheimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen und Schaden in der Land- und Forstwirthschaft. Leipzig, Keil. 8. 24 Ngr.

Reif, M., Grundzüge und Gesetze der deutschen Akademie der Tanzlehrkunst. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Richter, J. J., Bilder aus den Vereinigten Staaten. Zürich, Verlags-Magazin. 1874. Gr. 8. 20 Ngr.

Rüttimann, J., Kirche und Staat in Nordamerika. Basel, Amberger. 1871. Gr. 8. 1 Thlr.

Sarauw, C. v., Das russische Reich in seiner finanziellen und ökonomischen Entwickelung seit dem Krimkriege. Nach offiziellen Quellen dargestellt. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Scholz, A. J. L. F., Eine Ansicht über den Zusammenhang der Imponderabilien und einige daraus abgeleitete Folgerungen. Klausenburg, Stein. Gr. 8. 6 Ngr.

Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs. 1ster Bd. Leipzig, List u. Francke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schroot, A., Wissenschaft und Leben. Studien. Praktische Anwendungen. Resultate. In gemeinverständlicher Fassung. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schrötter, A. R. v., Dr. Justus Freih. von Liebig. Eine Denkrede. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 Ngr.

Seydel, M., Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 25 Ngr.

Spiess, A., Eine Episode aus dem Leben der Eltern P. P. Rubens. Dillenburg, Seel. Gr. 8. 5 Ngr.

Thaler, Anna Antonia v., Ein seltsames Verhältniß. Roman. 2 Bde. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tersteegen's, G., Gedanken über die religiösen Ansichten Friedrichs des Großen und den rationalistischen Zeitgeist überhaupt. Elberfeld. Gr. 8. 3 Ngr.

Bacano, E. M., Wiener Fresken. 1stes bis 3tes Heft. Pest, Heckenast. Gr. 8. à 8 Ngr.

Volksmann, C., Im neuen Staate eine neue Schule. 1ste Hälfte. Der neue Staat. Gera, Köhler. Gr. 8. 10 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Diamanten des Grafen d'Artois. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Walcker, C., Die gegenwärtige Lage Russlands insbesondere die constitutionellen Bestrebungen des russischen Adels und das Verhältniss Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Russland. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Richard Wagner und der „Specialist der Psychiatrie“. Eine Beleuchtung der Puschmann'schen Studie. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 5 Ngr.

Widmann, J. V., Das Festgedicht. Komödie. Bern, Dalp. 8. 10 Ngr.

Zahn, T., Ignatius von Antiochien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Zeller, E., Staat und Kirche. Vorlesungen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zirngiebel, E., Der neue Glaube des D. F. Strauß ein naturwissenschaftlicher Aberglaube. Kritisch beleuchtet. Berlin, Henschel. 8. 12 Ngr.

Zuendt, E. A., Lyrische und dramatische Dichtungen. St. Louis 1871. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 35. 28. August 1873.

Inhalt: Theodor Keim's Leben Jesu. Von Rudolf Seydel. — Zur Shakspeare-Literatur. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. (Beschluß.) — Neue Romane. Von Hermann Uhde. — Kunstliteratur. Von Adolf Seising. (Beschluß.) — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik.) — Anzeigen.

Theodor Keim's Leben Jesu.

1. Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volks frei untersucht und ausführlich erzählt von Theodor Keim. Zweiter Band: Das galiläische Lehrjahr. Dritter Band: Das jerusalemische Todesostern. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1871. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.
2. Geschichte Jesu nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft übersichtlich erzählt von Theodor Keim. Dritte Bearbeitung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es sind fünf Jahre verflossen, seit der Unterzeichnete in d. Bl. den ersten Band des oben näher bezeichneten dreibändigen Werks (Nr. 1) des berühmten züricher (jetzt gießener) Theologen zur Besprechung brachte. Die Absicht, mit den folgenden Bänden in gleicher Weise zu verfahren, wurde ihm vereitelt durch dazwischengetretene heterogene Studien, welche ihm ein entsprechend genaues Eingehen auf das außerordentlich umfänglich gewordene Werk verwehrten. Er will und kann es sich jedoch nicht versagen, auf dieses Werk jetzt indirect zurückzukommen bei Gelegenheit des nunmehr hinzugekommenen kleinern Buchs (Nr. 2), in welchem Keim die Quintessenz des größern, befreit vom gelehrten Apparate und von den Darlegungen der zum Ziele führenden mühsamen Untersuchungswege, einem weitern Leserkreise in leichter lesbarer Form vorzulegen den überaus glücklichen Gedanken gehabt hat. Für d. Bl. ist offenbar das Buch in dieser neuen Gestalt auch ein näherliegender Gegenstand der Beachtung als das frühere, immerhin doch mehr der streng fachwissenschaftlichen als der allgemeinen Literatur angehörende Werk.

Mit Ausnahme sehr weniger sachlicher Aenderungen und Nachträge, die nur selten Wesentlicheres betreffen, aber nichtsdestoweniger ein ehrendes Zeugniß ablegen von des Verfassers unermüdlichem Nacharbeiten und strenger, nie erschlaffender Selbstkritik, haben wir in dem kleinern Buche den gleichen Inhalt wie in dem größern vor uns und auch dieselbe Anordnung und Eintheilung des Stoffs, in der Hauptsache sogar dieselben Ueberschriften der Kapitel. Wir beurtheilen sonach in der That in allem, worauf es hier ankommt, zugleich das größere Werk in dem kleinern.

Nachdem wir in jener frühern Besprechung (in Nr. 23 d. Bl. f. 1868) ausführlich verweilt haben bei der Schilderung der schriftstellerischen Individualität des Verfassers, bei seinen Vorzügen als Historiker im großen Stil, bei den Eigenthümlichkeiten seiner Darstellungsform und Ausdrucksweise, können wir uns heute dessen für überhoben halten. Dieselben Gaben, dieselbe Geistestiefe, dieselbe religiöse Wärme und Kraft, dieselbe Freiheit und Freimüthigkeit, denselben großartigen historischen Umblick, dieselbe Ursprünglichkeit und schöpferische Singularität, die wir damals bewunderten, haben wir auch heute noch zu bewundern. Nur ist hinzuzufügen, daß der Vorsatz, populär zu schreiben, in dem kurzgefaßten neuesten Buche eine wohlthuende Ermäßigung der zuletzt erwähnten Singularität gebracht hat, welche in einer nicht selten ans Barocke streifenden Verwendung der deutschen Sprachmittel leicht bei Keim die Grenzen des Erlaubten überschreitet. Wir enthalten uns der Anführung von Beispielen; denn aus dem Zusammenhange gerissen würden dieselben das, was wir zeigen wollten, in ein viel grelleres Licht stellen, als wir billig wünschen dürfen. Im großen Ganzen mitgenommen, wirken solche Verknorzungen einzelner kleiner Aeste doch vorwiegend zu dem Gesammteindrucke mit, den wir damals als den eines „körnigen, ungebrochenen Ichs" bezeichneten, wie es der Deutsche liebe, und den wir auch heute noch der leidigen Farb- und Eckenlosigkeit sogenannter classischer Ruhe und Objectivität bei weitem vorziehen.

Der erste Band der ausführlichen „Geschichte Jesu von Nazara" hatte uns bis an die Schwelle der Lehrthätigkeit Jesu geführt, welche in Galiläa begann, nachdem vorher an der Taufe des Johannes sich in Jesus das

volle Bewußtsein seines Messiasberufs entzündet und ihn zu einsamer Selbstbesinnung und stärkender Vertiefung in den innern Quell seiner religiösen und sittlichen Kraft in die Wüste getrieben hatte. Er hörte den Ruf zu offenem, energisch wirksamem Auftreten in der Nachricht von der Gefangennehmung des großen Vorgängers. Die leer gewordene Stelle des Propheten, der das Volk Israel zum ersehnten Ziele des innern und äußern Lebensbundes mit seinem Gotte, zu dem glühend erfaßten Ziele des innern und äußern Gottesreichs führen sollte — diese Stelle wieder zu besetzen, in ihr in neuer, freierer, von den Banden des specifischen Judenthums und Essäerthums noch energischer losgelöster Weise zu wirken, eilt Jesus in seine Heimat zurück. Dies geschah im Frühjahr des Jahres 34 unserer Zeitrechnung, in welchem er, gemäß den früher von Keim vertretenen Berechnungen, welchen der Verfasser jetzt indeß nicht mehr das gleiche Gewicht beilegt, in das zweiundvierzigste Lebensjahr eintrat.

Eins der hauptsächlichen Verdienste Keim's in der Darstellung des Lebens Jesu ist der auf eine genaue Durchforschung des vorhandenen Quellenmaterials gestützte Nachweis verschiedener Entwickelungsstadien, welche Jesus in dem Bewußtwerden seines Lebensideals, in der Auffassung des von ihm zu gründenden Gottesreichs und in der Wahl der Mittel zur Befestigung dieses Reichs auf Erden, durchlebt hat. Nicht nur konnte für seine Ansicht dieses Entwickelungsgangs unser Autor vielfach die überzeugendsten Quellenbelege liefern, sondern das dadurch gewonnene Bild eines echt menschlichen und doch gottdurchleuchteten Lebenslaufs gewinnt uns auch in seinen Hauptzügen durch seine psychologische Wahrscheinlichkeit und durch den naturgemäßen Zusammenhang der innerlichen Krisen und Veränderungen mit äußern Ereignissen und Zuständen. Ein positives, natürlich geschichtliches, echt menschliches Lebensbild Jesu ist erst vollendet durch solchen Nachweis einer Entwickelung, die den allgemeinen Bedingungen und Gesetzen des menschlichen Daseins entspricht. Es kommt hinzu, was wir schon früher rühmten: der Nachweis nämlich, wie sich auch die Lehre, das Religionsideal Jesu überhaupt in strenger stetiger Folge an die geschichtliche Entwickelungsreihe der höchsten Erscheinungen jüdischer Nationalreligion, zuletzt in ihrer Verbindung mit griechischen Elementen, anschließt und aus derselben mit innerlicher Nothwendigkeit herauswächst. So erfüllt sich — innerhalb freilich der dem menschlichen Erkennen überhaupt gezogenen Grenzen — das einst von Schelling kurz hingeworfene Wort („Methode des akademischen Studiums"): „Christus [nämlich der historische, bestimmte, einzelne Mensch, welcher Jesus hieß] ist eine völlig begreifliche Person." Wenn Schelling sogleich hierauf die Folgerung daraus zieht, es sei deshalb „eine absolute Nothwendigkeit, Christus als symbolische Person und in höherer Bedeutung zu fassen", so liegt hierin allerdings eine Wahrheit, auf die ich unten noch einmal zurückkomme, und von der ich glaube, daß sie eine unerlaßliche Ergänzung enthält zu den Resultaten jeder historisch-kritischen Jesus-Biographie, auch zu den des Keim'schen Lebensbildes.

Zuvor aber können wir nicht anders, als allen denen, welche immer noch glauben, ein kritisches, wunderfreies, echt menschliches Bild Jesu könne nur von irreligiösen oder doch weltsüchtigen Menschen erdacht werden, aufs dringendste die Vertiefung in das von Keim gezeichnete Christus-Bild anrathen, welches aus tiefer religiöser Innigkeit, aus lebensvollem und poesiereichem Gottes- und Christus-Glauben herausgeboren ist und doch von dem wunderbaren mythologischen Strahlenglanze der Ueberlieferung so gut wie nichts übrigbehält, ja sogar Befangenheiten Jesu in Zeitvorstellungen und gewisse vorübergehende Schwächen einräumt:

Es wird nur der Probe bedürfen, um jeden es finden zu lassen, daß durch die neuen Entdeckungen nichts verloren ging außer den Aergernissen des Denkens, daß die geistige Wahrheit unsers Glaubens heller leuchtet, der menschliche Jesus kräftiger ermuthigt, und der starke und väterliche Gott in den Himmeln, von Jesus verkündigt, von der Kirche aus falschem und mehrfach abergläubischem Jesus-Dienste fast verloren, als Segner des Diesseits, als Spender des Jenseits das zagende Menschenherz am dauerndsten beruhigt.

Die „Probe", von welcher hier die Rede ist, hat das Jesus-Bild Keim's bestanden, und es besteht dieselbe auch für solche, welchen hier und da der Zugeständnisse von Menschlichkeiten im Leben Jesu vielleicht unnöthig viele zu sein scheinen. Es ist ja gar nicht denkbar, daß bei dem Zustande der Quellen, bei der Trübe der Ueberlieferung jemals unter den Forschern vollkommen gleiche Meinung entstehen könne über jeden einzelnen Zug des historischen Lebens Jesu. Referent will nicht verschweigen, daß für ihn namentlich der Rückfall von der Höhe geistiger Innerlichkeit und das Greifen nach äußerlichen Mitteln, was sich so schnell rächte, etwas Stoßendes behält und nicht unbedingt nöthig erscheint, um die Erzählung des herausfordernden Einzugs Jesu in Jerusalem, der Tempelreinigung und des daraus Folgenden zu erklären: zu welchem Zwecke Keim sich zur Einfügung jener doch immerhin die Charaktergröße Jesu abschwächenden Züge entschloß. Aber selbst wenn wir so weit mit unserm Autor gehen wollten, würden wir immer noch jene religiös-sittliche Größe Jesu in dem hier gelieferten Bilde wiedererkennen, die uns den geschichtlichen Christus dem schematischen Heiligenbilde der Kirche weit vorziehen läßt. Keim ist sich wohl bewußt, daß er so durch seine Leistung, mit der er namentlich fortsetzt, was Ch. H. Weiße begann, zwischen die conservative Kirche und die moderne Negation versöhnend in die Mitte tritt. Höchst bedeutsam in dieser Beziehung ist folgende Stelle, die wir uns nicht versagen können ganz auszuschreiben:

Der kirchliche Anspruch fordert im allgemeinen die Anerkennung der erhabenen und beherrschenden Höhe dieser Persönlichkeit, nach welcher der Christ seinen geistigen Namen führt; aber er begünstigt auch die Uebertreibungen einer Göttergeschichte und einer Wunder- und Zauberwelt. Die Wissenschaft begehrt den Nachweis einer menschlichen Persönlichkeit und eines natürlichen Zusammenhangs zwischen dieser Geschichte, ihrer Vorgeschichte und ihrer Nachgeschichte; aber sie begünstigt auch die Verirrung, welche das Geheimniß leugnet, der Gewöhnlichkeit das Wort redet, das Neue übersieht, das Dauernde und Ewige in Flüchtigkeit, in auf- und abblühende Zeitgestalt verwandelt. Den Ueberforderungen beider Theile wird diese Geschichte nicht genügen, und sie will es nicht; ohne von Einbildungen oder Voraussetzungen zu leben, welche werthlos sind, wenn es sich um streitige Thatsachen und Grundthatsachen handelt, vielmehr emsig und gewissenhaft den Wirklichkeiten lauschend und nur ihnen sich beugend, weiß sie weder den einen einen redenden und handelnden Gott, noch den andern einen

geschichtlich überwundenen Menschen zu zeigen. Sie widmet sich einfach denen, welche vor allem unbefangen suchen und dann der geschichtlichen Größe in Menschengestalt, durch welche Gott redete, huldigen können.

Im Vergleich zu den frühern Gestalten des Keim'schen Werks, zu welchen auch die kleine Sammlung von Vorträgen über denselben Gegenstand zu rechnen ist, welche unter dem Titel „Der geschichtliche Christus" bereits 1865 erschien, heben wir namentlich zwei Punkte hervor, in welchen wir einen Fortschritt, eine noch weiter gediehene Befreiung von der kirchlichen Tradition bemerken. Wir hatten in unserer frühern Besprechung nicht zu billigen vermocht, daß die Kämpfe, welche Jesus in der sogenannten „Versuchung" mit sich selbst zu bestehen hatte, auf einen sittlichen Widerstand Jesu gegen Verlockungen zum Verrichten äußerer prunkender Wunderthaten basirt wurden. Sollten sich solche Thaten — abgesehen von Heilungen', die keine Wunder waren, die auch Keim nicht als solche ansieht und die von Jesus nicht verschmäht wurden — ihm wirklich als Möglichkeiten präsentirt haben, zu deren Abweisung es eines sittlichen Kampfes bedurfte? Jetzt lesen wir zu unserer Freude in der kurzen Darstellung:

Nur darf man sich diesen Kampf nicht in halbwegs phantastischen Formen denken, als hätte er wirklich Satan zu sehen geglaubt, seine Einflüsterungen gehört, wunderhafte Spectakelstücke für sein Messiasthum oder gar ein sinnliches, weltherrschendes, Rom überwindendes Messiasthum in Ueberlegung genommen. Man wird nur sagen können: es war ein innerer Kampf des messianischen Gottvertrauens mit dem menschlichen Mistrauen in sich selbst und mit der Furcht vor den Machtmitteln Satans, des Feindes des Guten, vor dessen Nachstellungen und Verfolgungen gegen das Werkzeug Gottes im Fleisch, vor dessen Verkehrung, Verbitterung und Verhetzung der Menschen, des Gebiets seiner Wirksamkeit.

Doch wol auch — fügen wir hinzu — ein Kampf gegen die mit einer genialen Jugendbegeisterung immer verbundenen Gelüste der Ruhmsucht und Vermessenheit, durch deren siegreiche Ueberwindung Jesus nur größer erscheinen muß, als er gewesen wäre wenn jene innern Feinde sich ihm gar nicht gezeigt hätten.

Der andere Punkt gehört dem Schluß dieses großen Lebens, wie jener erste dem Anfang an. Wir meinen die Auferstehungsfrage. Während in jener kleinen Vorhalle seines großen Hauptwerks, die wir nur eben citirten, (von 1865), der Verfasser noch eine sehr entschiedene Hinneigung zur Annahme einer leiblichen Auferstehung Jesu aus dem Grabe bekundet, so ist dies schon in der großen Darstellung und noch runder und unumwundener in der kürzern aufgegeben und die entschiedene Annahme einer Vision an die Stelle getreten, welche allerdings nicht lediglich subjectiv psychologisch, sondern durch die persönliche Einwirkung des überlebenden Geistes des dahingeschiedenen Meisters irgendwie vermittelt war.

Zwischen diesen zwei Punkten, dem Ausgang aus der Wüste und dem Eingang ins Jenseits, bewegt sich das wirksame Leben Jesu nach Keim in der kurzen Spanne eines Jahres. Es ist „mit Sicherheit zu sagen, Auftritt und Tod des Täufers und Jesu müssen, die weitesten Termine gesetzt, den Jahren 33—35 angehören, und sie lassen sich in diese Zeiträume am besten so vertheilen, daß der Täufer, dessen Wirksamkeit jedenfalls kurz war, im Laufe des Jahres 33 aufgetreten, im Frühjahr 34 verhaftet, im Herbst 34 hingerichtet worden ist, während Jesus, im Frühjahr 34 beginnend, im Frühjahr 35 am Kreuze des Pilatus die kurze Laufbahn des Propheten und Messias schloß".

Mit großer Feinheit benutzt unser Autor die Spuren der Quellen, welche auf bestimmte Jahreszeiten für das Erzählte hindeuten. So gewinnt er den „galiläischen Frühling" mit seinen großen ermuthigenden Erfolgen in dem engen Umkreise der heimatlichen Provinz; diesem folgt ein Sommer anbrechender Enttäuschungen, welche den vorher auf Israel beschränkten Blick zuerst auf das heidnische Missionsfeld lenken; der Herbst führt im Gefolge der Hinrichtung des Täufers auf Fluchtwege und Rückzüge tief in das phönizische Gebiet hinein; die hier entstehenden Leidensgedanken reifen zur Gewißheit seiner bevorstehenden Hinopferung und zum Entschlusse, im Mittelpunkte des feindlichen Lagers, in Jerusalem selbst, unter den letzten Anstrengungen entweder als Lebender und Wirkender oder durch sein Martyrium das Reich Gottes, wie er es schaute, aufzurichten. Die Erzählung der Katastrophe des „jerusalemischen Ostern", die uns die ganze Gräßlichkeit der Vorgänge in realistischem Detail enthüllt, hinterläßt um so mehr den Eindruck triumphirender Freude über den Sieg des religiösen Geistesgehalts desjenigen, dessen leibliches Leben wir hier so jammervoll, unter Entfaltung aller Tücken, Grausamkeiten und Bosheiten einer gereizten Priesterschaft, eines weltklugen Regiments und eines in seinen sinnlichen Hoffnungen getäuschten Pöbels dahinsinken sehen.

Die Schlußbetrachtung: „Der Messiasthron in der Weltgeschichte", faßt das Gesammtbild des hier geschilderten Stifters der höchsten Religion in einer Sprache zusammen, die oftmals das Gepräge der vollendeten Schönheit, Tiefe und Wärme des Ausdrucks trägt. Wir sehen hier, wie religiöse und poetische Empfindung, religiösethisches und künstlerisches Pathos doch zuletzt in ihrem Quelle eins sind:

Der entthronte Messias hat seinen Messiasthron in der Weltgeschichte aufgeschlagen, und nach 60 Generationen steht inmitten all dieser irdischen Flüchtigkeit solcher Thron heute noch. Zu seinen Stufen tönt in zahllosen Weisen der Hymnus aus dem Munde so vieler Großen und Kleinen der Erde, welche in dieser Person das Kleinod ihres menschlichen Daseins still geliebt, oder als Dichter und Redner, als Künstler und Weise, als Handler und Dulder in großer Weltarbeit laut und herrlich gepriesen haben, und selbst der gereizte Widerspruch etlicher muß wider Willen der Herold seines Ruhms sein. In diesem Königsglanz erbleicht jegliche andere Erdengröße; nur er selbst und sein Leben leuchtet als Sonne noch heller als diese Sternenwelt menschlicher Huldigungen, deren Lichter er selber angezündet.

Und dennoch — wollen wir es nicht unterlassen, die Betrachtungen zum Ausdruck zu bringen, die sich uns mit Macht aufdrängen, wenn Keim auch hier, nach dieser hymnischen Erhebung des göttlichen Mannes, mit rückhaltlosester Aufrichtigkeit bekennt, daß es einen Revers dieser Medaille gibt, auf welchem wir die menschliche Eingeengtheit in Vorstellungen der Zeit und des Volks, die menschliche, selbst moralische Schranke, welche durch die Bestimmtheit der Individualität gezogen ist, ja selbst Schwankungen und sogar bleibende Mängel an dem Re-

ligionsideale selbst erblicken, für welches Jesus lebte und starb, Mängel, welche aus dem ewig unverlierbaren Keime heraus, den er eingesenkt hatte, erst von der nachfolgenden Entwickelung überwunden werden sollten:

Man nehme die Aufrechthaltung der mosaischen Ordnung und die Ueberzeugung von der wörtlichen Eingebung des Alten Testaments, den Glauben an ein Teufelreich und an Besessene, die Messiasidee mit dem sinnlichen und mehr oder weniger national zu gestaltenden Erdreich, die irdische Wiederkunft, Gerichtshandlung und Todtenauferweckung, so hat man in diesen und andern Partien der Lehre Jesu, welche unleugbar dem Echtesten seiner Reden und dem Heiligsten seiner Ueberzeugungen angehören, Reste jüdischer Anschauungsweise, welche man weder in Abrede ziehen, noch auch als bloße Anbequemungen Jesu an den gegebenen Volksglauben zurechtlegen, noch endlich gar als bleibende ewige Wahrheiten vertheidigen kann. In diesen Punkten steht Jesus echt menschlich in den Schranken seiner Zeit. Es ist ihm nicht möglich gewesen in der Spanne dieses Lebens, mit der neuen Welt religiöser Grundgedanken, welche in seinem Geiste aufgingen, das geistige Erbgut von Jahrtausenden zu durchleuchten, zu durchbrechen; und wiederum ist's ihm nicht gelungen, was nun nicht nur ein menschlicher, sondern ein rührend schöner Zug seines Wesens ist, von der Pietät gegen die Ordnungen seines Volks sich zu entbinden, an welchen die Begeisterung seiner Jugend und der gedankenschwere Wurf seines Mannesalters sich großgelebt. Das Wichtigste aber ist, daß all dieses Menschliche und Vergängliche seiner Lehre sein Gegengewicht und seine Ueberwindung fand in dem Ewigen und Göttlichen seiner Grundsätze, daß sein Gesetz des Herzens und der sittlichen That über das Gesetz des Buchstabens, und das geistige Himmelreich über das sinnliche Erdreich, das Messiasthum der Erkenntniß und Tugend über das Volkskönigthum weit hinausreicht, daß er selbst im Wesen größer ist, als er in der Erscheinung war, und daß er es dadurch den Nachfolgern und der Neuzeit ermöglichte, auf seinen Namen hin die Folgerungen zu ziehen, die Befreiungen vom Judenthum furchtlos und völlig durchzusetzen, welche er begonnen, nicht vollendet hatte.

Die Betrachtungen, die sich uns hieran knüpfen, lassen sich kurz aussprechen. Wenn es so steht, sagen wir, dann ist auch der Christus der Religion zu trennen von dem Jesus der Geschichte, so innig wir den letztern verehren und so sehr wir ihm allein die Einpflanzung des Idealbildes des erstern in unsere Seelen und unser Leben und in die Geschichte der Menschheit zu verdanken überzeugt sein mögen. Die wahrhafte Grundlage der christlichen Religion und Kirche, das ihre Bekenner in Wahrheit auf alle Zeiten einende Band, welches ihnen zugleich allen freien Fortschritt der Erkenntniß gestattet, ist dann nicht mehr der historische Jesus, sondern der ideale Christus, d. h. das Idealbild menschlicher Vollkommenheit, wie es sich aus jenem „Ewigen und Göttlichen der Grundsätze“ gestaltet, und wie es in der jeweiligen Phantasie der christlichen Völker und Individuen in berechtigter Verschiedenheit und berechtigtem Wechsel jenes „Wesen“ zur anschaubaren Form zu bringen sucht, von welchem auch Keim zugesteht, daß es größer war als die geschichtliche Erscheinung Jesu. Um so mehr wird dies folgen, wenn wir selbst die moralischen Mängel zugestehen, welche unser Autor offen enthüllt, und ohne welche sich allerdings eine menschliche Entwickelung ebenso wenig denken läßt, als das Wort Jesu selbst ohne sie zu Recht bestände: „Niemand ist gut als der alleinige Gott“ (Matth. 19, 17). Wir können diese Folgerung mit der Sprache der christlichen Theologie auch dahin aussprechen, daß das Fundament der christlichen Kirche nicht sowol Jesus von Nazareth, als vielmehr der Heilige Geist ist, von welchem er geistig gezeugt war.

Rudolf Seydel.

Zur Shakspeare-Literatur.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 34.)

2. Shakspeare's Leben und Werke. Von Rudolf Genée. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1872. 8. 28 Ngr.

In der Einleitung zu dieser Schrift wendet sich Genée gegen die Anschauung, daß die Engländer in der richtigen Würdigung ihres Dichters von den Deutschen überflügelt worden seien; es sei dies nur der Fall in Bezug auf eine Menge zweckloser, ja zweckwidriger Experimente, in Bezug auf philosophisch-ästhetische Ausschweifungen, in denen oft viel Geist entwickelt worden sei, während die an die Stelle einer objectiven Kritik tretenden Anschauungen auch eine große Verwirrung herbeigeführt hätten. Der Autor ist bestrebt, die Anschauung des unvergleichlichen Dichters wieder etwas mehr auf seine großen, einfachen und erhabenen Züge zurückzulenken:

Ich habe bei dieser vorliegenden Schrift ebenso wie bei meiner unlängst erschienenen „Geschichte der Shakspeare'schen Dramen in Deutschland“ an dem Grundsatz festgehalten, daß eine Erkenntniß der wahren Größe und Schönheit dieser außerordentlichen Erscheinung nur erschwert werde, wenn man den Weg, der zu dieser Erkenntniß führen soll, mit psychologischen Experimenten, ästhetischen Speculationen und mit moderner Kunstphilosophie überdeckt. Von dieser Ueberzeugung geleitet, bin ich vor allem bemüht gewesen, das geschichtliche Material, das wir dem enormen Fleiße der englischen Gelehrten verdanken, aufs beste zu verwerthen; die deutschen Shakspeare-Freunde werden daher, trotz des verhältnißmäßig geringen Umfangs dieser schwierigen Arbeit, darin manches ihnen neue Material zur Beurtheilung und richtigen Erkenntniß des unvergleichlichen Dichters finden, während daneben der ästhetischen Seite der Abhandlung nur so viel Raum belassen ist, als dem Verfasser nöthig schien, um die großen Hauptzüge der betreffenden Dichtungen und ihrer bedeutendsten Charaktere, mit Ignorirung aller verwirrenden Details, klar und verständlich hervortreten zu lassen.

Was das Leben Shakspeare's betrifft, so sagt Genée:

Der biographische Theil mußte gerade wegen der Mangelhaftigkeit des Materials die größten Schwierigkeiten bieten. Seit Nicolas Rowe's erstem Versuch einer zusammenhängenden Biographie (1709), für die wir außerordentlich dankbar sein müssen, sind die Nachrichten über Shakspeare's Leben hauptsächlich durch Arbeiten von Malone, von Collier und von Halliwell mehr und mehr bereichert worden. Es war ursprünglich mein Wunsch, aus dem Stückwerk von wirklich beglaubigten Nachrichten und Hypothesen einmal ein abgeschlossenes lebendiges Bild des Dichters, seines Werdens und Wesens zu geben; aber ich sah bald ein, daß die Durchführung einer

solchen Form bei dem lückenhaften Material und bei den durch die leidige Shakspeare-Controversy der letzten Jahre noch mehr gehäuften Schwierigkeiten unmöglich sei, wenn man nicht willkürlich die Lücken zu stopfen und durch eine mehr poetische als historische Darstellung die vorhandenen Widersprüche zu lösen entschlossen ist. Ich glaube aber wenigstens das sorgfältig gesichtete und von überflüssigen Nebendingen befreite Stoffliche dieses Abschnitts vollständiger gegeben zu haben, als es den deutschen Lesern bisher geboten wurde.

Die Biographie Shakspeare's gehört ebenso wie die Kritik des Shakspeare-Textes zu den Lieblingsbeschäftigungen des deutschen gelehrten Scharfsinns; der Shakspeare-Cultus hat ja seine Wissenschaft gefunden; sie bietet der spürkräftigen Subtilität anziehende Probleme dar, etwa wie das corpus juris und das Schachspiel. Die formelle Bemühung des Scharfsinns wird oft dabei die Hauptsache, und man verwechselt sehr häufig das Vergnügen, irgendeine Schwierigkeit zu lösen, eine Nuß zu knacken, eine Conjectur durchzuführen, mit dem Eifer, die Bedeutung des Dichters zu erläutern, da jene Bemühungen oft auf ganz Nebensächliches und Gleichgültiges gerichtet sind. Das Licht, das aus den Werken selbst auf die innere Entwickelung des Dichters fällt, glaubt man für das biographische Atelier nur mit großer Vorsicht benutzen zu können; auch Genée meint, man habe mit seinen inhaltreichen Schöpfungen den schnödesten Misbrauch getrieben, indem man aus den dramatischen Charakteren des Dichters Persönlichkeit zu construiren versucht habe. Einzelne Versuche, innere Zusammenhänge zwischen dem Leben und den Werken des Dichters nachzuweisen, wie derjenige von Sievers, sind freilich nicht geglückt; aber aus den beliebtesten Gedankengängen und aus der Stimmung der Werke in den einzelnen Lebensepochen des Dichters, die keineswegs immer dieselbe war, lassen sich doch wol erlaubte Rückschlüsse auf seinen Lebensgang machen. Im ganzen geht die deutsche Kritik in ihrer Sucht, das Leben Shakspeare's wie einen Mythus aufzulösen, wol zu weit, wenn sie mit dem zerflatternden Beiwerk auch den Kern verflüchtigt. Diese oder jene sich forterbende Anekdote mag mehr oder weniger beglaubigt sein; der kritische Scharfsinn mag ihre äußere Begründung mit Recht bestreiten; es wird in solcher Ueberlieferung auch immer eine nicht zu übersehende Wahrheit liegen, deren Kern man nicht zerstören sollte. Die Analyse der deutschen wissenschaftlichen Kritik hat überhaupt für die Zerstörungen, die sie angerichtet, auf keinem Gebiete den entsprechenden Ersatz geboten.

Genée beginnt mit einem kurzen Abriß der Entwickelung des englischen Dramas, einer im ganzen zutreffenden Charakteristik der Vorgänger Shakspeare's; dann folgt eine übersichtliche Darstellung des damaligen englischen Theaterwesens, der Schauspielertruppen der Puritaner, der Schauspielhäuser u. s. f. Ueber Shakspeare's Aeltern, Jugendjahre und frühe Verheirathung erfahren wir Bekanntes, aber es ist, obgleich in gedrängtester Fassung vorgetragen, doch durch vielfältiges Quellenmaterial erläutert. Die Wilddiebstahlsgeschichte und die Affaire mit Sir Thomas Lucy, auf welche mehrere Stellen in den Dramen Shakspeare's anspielen, gehört zu jenen Ueberlieferungen, an denen die englische und deutsche Kritik ihre destructive Kunst versucht hat, die aber gewiß aufrecht zu halten sind, wie dies auch im ganzen von Genée geschieht.

Zu den anekdotischen Ueberlieferungen gehört noch, daß Shakspeare anfangs vor dem Theater die Pferde gehalten habe, daß er eine Art von Call-boy gewesen sei, eine Stellung, welche derjenigen unserer heutigen Theaterinspicienten entspricht, indem seines Amtes war, den Schauspielern zuzurufen, wenn sie auf der Bühne erscheinen sollten. Jedenfalls nahm der Dichter, der nach London gekommen war, um sich nach einem Erwerb für sich und seine Familie umzusehen, anfangs eine untergeordnete Stellung ein. Ob er schon 1589 Schauspieler war, ist zweifelhaft, weil die Echtheit eines Documents, in welchem sein Name als Schauspieler um diese Zeit vorkommt, bestritten wird. Ueber die Bedeutung Shakspeare's als Schauspieler, über die Einrichtung des Globetheaters und der altenglischen Bühne überhaupt, über Shakspeare's Kunstgenossen, den berühmten Komiker Kempe und den tragischen Darsteller Burbadge, gibt Genée genügende Auskunft und führt auch manches minder Bekannte an.

Eine der bestrittensten Thatsachen in Shakspeare's Leben ist sein Ruhm bei den Zeitgenossen. Wer die Literatur der Gegenwart oder auch die unserer classischen Epoche genauer studirt, der wird es begreiflich finden, daß über den zeitgenössischen Ruhm eines Dichters die Ansichten weit auseinandergehen, so weit wie eben die Anschauungen der Zeitgenossen selbst. Alle bedeutenden Dichter hatten nicht nur die heftigsten Gegner und Verkleinerer, die Genesis ihres Ruhmes selbst ist eine so unenthüllbar dunkle, daß der Zeitpunkt während des Lebens oder nach dem Tode derselben, wo ihre Geltung als Classiker beginnt, wo ihre Bedeutung eine so anerkannte ist, daß sie selbst für die Angriffe der Gegner zur unantastbaren Voraussetzung wird, sich durchaus nicht bestimmen läßt. Das Zusammentragen eines reichen Materials über diesen Punkt ist jedenfalls immer verdienstlich; in Bezug auf Shakspeare hat Rudolf Genée manche Actenstücke gesammelt, zunächst den bekannten Angriff Robert Greene's, der in Shakspeare eine Krähe sieht, die sich mit den Federn der andern Dramatiker schmückt, dann die Selbstvertheidigung des Herausgebers jenes Greene'schen Pamphlets, H. Chettle, in welcher ein Lob von Shakspeare's Redlichkeit, die Anerkennung seines graziösen Witzes und seiner künstlerischen Fähigkeiten enthalten ist. Chettle erwähnt, daß er bei der Lektüre des Greene'schen Buchs vieles ausgestrichen habe, was dieser nach seiner Ueberzeugung in großer Misstimmung geschrieben. Wenn Chettle ein solches Wort zur Abwehr für nöthig hielt, so beweist das, daß Shakspeare allerdings schon damals die öffentliche Meinung für sich hatte.

Etwas später, im Jahre 1598, der Glanzzeit Shakspeare's, erkannte Francis Meres in einer Abhandlung seines Werks „Palladis Tamia", in welcher er eine Parallele englischer Dichter mit den griechischen und römischen gibt, Shakspeare mit folgenden begeisterten Worten an:

> Wie die Seele des Euphorbus in Pythagoras leben sollte, so lebt Ovid's anmuthiger witzreicher Geist in dem honigströmenden Shakspeare: Zeugen seine „Venus und Adonis", seine „Lucretia", seine süßen Sonette (seinen nähern Freunden bekannt).

Wie Plautus und Seneca in der Komödie und Tragödie als die besten unter den lateinischen Dichtern galten, so ist unter den englischen Shakspeare der ausgezeichnetste in beiden Schauspielgattungen. Für die Komödie bezeugen dies seine „Edelleute von Verona“, seine „Irrungen“, seine „Verlorne Liebesmüh“, seine „Gewonnene Liebesmüh“, sein „Johannisnachtstraum“ und sein „Kaufmann von Venedig“; für die Tragödie sein „Richard II.“, „Richard III.“, „Heinrich IV.“, „König Johann“, „Titus Andronicus“ und „Romeo und Julie“. Wie Epius Stolo sagte, daß die Musen mit Plautus' Zunge reden würden, wenn sie lateinisch sprächen, so sage ich, daß die Musen in Shakspeare's feingefeilter Redeweise (fine-filed phrase) sprechen würden, wenn sie englisch sprächen.

Hier hätte Genée indeß auch das Urtheil anführen müssen, welches Webster in der Vorrede zu seiner „Vittoria Corombona“ über den Dichter fällt, und das um so mehr an Bedeutung gewinnt, als um das Jahr 1612 Shakspeare's Ruhm bereits feste Grundlagen gewonnen haben mußte. Wenn einzelne Shakspeare-Kritiker, wie Ulrici, die Tragweite dieses Urtheils abzuschwächen streben, so ist ihnen dies nach unserer Ansicht nicht gelungen; es steht fest, daß Webster, der sich durch das warme Lob zeitgenössischer Dramatiker als neidlos charakterisirt, in erster Linie einen Chapman, Jonson, Beaumont und Fletcher, und zwar in Bezug auf dichterische Vorzüge ersten Rangs anerkennt, während er dann Shakspeare, Dekker und Heywood zusammen nennt und wegen ihres sehr glücklichen und reichen Fleißes (the right happy and copious industry) rühmt. Daß er sie damit als erfolgreiche und fleißige Bühnenschriftsteller hinstellt, während er jenen andern, die er einzeln und nicht gruppenweise charakterisirt, eine höhere poetische Bedeutung einräumt, läßt sich nicht wegdeuteln. Mindestens erscheint hier Shakspeare gleichstehend mit vielen andern und keineswegs als ein vor den Genossen hervorragender Unsterblicher.

Ganz anders lautet freilich das Lobgedicht Ben Jonson's auf Shakspeare, welches die erste Folioausgabe enthält und welches Genée in der Bodenstedt'schen trefflichen Uebersetzung*) mittheilt, und deren erste Hälfte hier folgt:

Nicht daß dein Name uns erwecke Neid,
Mein Shakspeare, preis' ich deine Herrlichkeit,
Denn wie man dich auch rühmen mag und preisen:
Zu hohen Ruhm kann keiner dir erweisen!
Das ist so wahr, wie alle Welt es spricht.
Doch mit der großen Menge geh' ich nicht,
Die, dumm und urtheilslos, im besten Fall
Nichts beut als andrer Stimmen Widerhall;
Auch nicht mit blinder Liebe, die nur tappt
Im Dunkeln und die Wahrheit gern verkappt;
Auch nicht mit Heuchlern, die nur scheinbar loben
Und heimlich gerne stürzten, was erhoben.
Es wäre das, als rühmt' ein Kuppler sehr
Uns eine Frau — was könnt' ihr schaden mehr?
Allein du stehst so hoch, daß dir nicht noth
Das Schmeicheln thut, dich Bosheit nicht bedroht.
Du Seele unsrer Zeit, kamst sie zu schmücken
Als unsrer Bühne Wunder und Entzücken!
Steh auf, mein Shakspeare! Ich will dich nicht sehn
Bei Chaucer's oder Spenser's Gruft, nicht flehn
Zu Beaumont, daß er trete Raum dir ab;
Du bist ein Monument auch ohne Grab
Und lebst, so lange deine Werke leben
Und unser Geist, dir Lob und Preis zu geben;
Drum halt' ich dich getrennt von diesen Meistern,
Wol großen aber dir nicht gleichen Geistern.
Könnt' ich im Urtheil deinen Werth erreichen,
Würd' ich mit andern Dichtern dich vergleichen
Und zeigen, wie du Lilly oder Kyd
Weit überholst, selbst Marlowe's mächt'gen Schritt.
Und wußtest du auch wenig nur Latein,
Noch wen'ger Griechisch, ist doch Größe dein,
Davor sich selbst der donnernde Aeschylus,
Euripides, Sophokles beugen muß,
Gleichwie Pacuvius, Accius, Seneca;
O wären sie, dich zu bewundern, da!
Sie aus der Gruft möcht' ich heraufbeschwören,
Deines Kothurns erhabnen Schritt zu hören.
Voll Stolz war Rom, voll Uebermuth Athen —
Sie haben deines Gleichen nicht gesehn!
Triumph, Britannia! Du nennest ihn dein eigen,
Dem sich Europas Bühnen alle neigen....

Auch die noch heute oft citirte Wendung: „Süßer Schwan vom Avon“, findet sich in Ben Jonson's Gedicht. Interessant und wenig bekannt ist auch das Vorwort, welches die Herausgeber der ersten Folioausgabe an die Leser richten und das wir hier nach Genée's Uebersetzung mittheilen wollen:

An die verschiedenen Leser, vom Befähigtesten bis zu denen, die nur buchstabiren können:

Hiermit seid ihr gezählt; besser wär's, ihr wäret gewogen! Insbesondere, wenn das Schicksal aller Bücher von euern Fähigkeiten abhängt, und zwar nicht nur von euern Köpfen, sondern auch von euern Geldbeuteln. Wohl! Es gehört nunmehr der Oeffentlichkeit, und ihr werdet — das wissen wir — auf euern Privilegien bestehen: zu lesen und eure Meinung abzugeben. Thut dies, aber — kauft es zuerst! Denn dies empfiehlt ein Buch am besten, sagen die Buchhändler. Also wie absonderlich auch immer euer Verstand sein möge, oder eure Weisheit, macht von eurer Freiheit Gebrauch und sparet nicht. Urtheilt nach euerm Sixpencewerth, Shillingswerth, ja nach euerm Fünfshillingswerth und höher noch — alles zugleich — und seid willkommen. Was ihr aber auch immer thun möget, kaufet! Tadel allein kann den Handel nicht befördern und die Sache in Bewegung bringen. Und obwol ihr eine Obrigkeit des Witzes seid und zu Blackfriars auf der Bühne sitzt oder im Parterre (Cock-pit), um täglich Stücke zurechtzusetzen, mögt ihr doch wissen, daß diese Stücke schon ihre Prüfung durchgemacht und alle Einwürfe bestanden haben, und sie kommen nun zum Vorschein eher durch einen Wunsch des Hofs als durch gekaufte Empfehlungsschreiben.

Allerdings wäre es sehr wünschenswerth gewesen, daß der Autor selbst noch in seinem Leben eine Ausgabe und Durchsicht seiner eigenen Schriften unternommen hätte. Da es aber anders gekommen, und er durch den Tod um dieses Recht gebracht worden ist, so bitten wir, beneidet nicht seine Freunde um ihre Sorgfalt und Mühe, die sie bei diesem Dienste, die Stücke zu sammeln und herauszugeben, übernehmen mußten. Nachdem ihr vordem mit verschiedenen gestohlenen und erschlichenen Abschriften, verstümmelt und entstellt durch die Ränke und Diebstähle schmählicher Betrüger, getäuscht worden seid, erhaltet ihr eben jene Stücke neu, geheilt und vollkommen an ihren Gliedmaßen, zur Einsicht dargeboten; die andern alle, durchaus in richtiger Anzahl, wie ihr Schöpfer sie erdacht hat. So wie er ein glücklicher Nachahmer der Natur war, so war er auch ein höchst edler Dolmetscher derselben; sein Geist und seine Hand gingen darin zusammen. Und was er gedacht, das brachte er mit solcher Leichtigkeit zum Ausdruck, daß wir bei ihm in seinen Papieren kaum eine ausgestrichene Stelle gefunden haben. Doch es ist nicht unsere Sache, seine Werke zu preisen, da wir sie einzig sammelten und sie euch darreichen. Es ist eure Sache, sie zu lesen. Und da hoffen wir von euch und euern verschiedenen Fähigkeiten, ihr werdet genug darin finden, was euch

*) Enthalten im neunten Bande von: „William Shakspeare's Dramatische Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt“ (9 Bde., Leipzig, Brockhaus).

anziehen und fesseln wird. Seine Geisteswerke dürfen nicht länger im Verborgenen liegen; sie möchten sonst verloren gehen. Darum leset ihn, und wieder und immer wieder; und wenn ihr ihn dann nicht liebt, dann seid ihr in erklärter Gefahr — ihn nicht zu verstehen. Und so lassen wir euch denn andern seiner Freunde, welche — wenn ihr dessen bedürfet — eure Führer sein können; bedürfet ihr dessen nicht, so mögt ihr euch selber leiten und andere. Und solche Leser wünschen wir ihm.

John Heminge. Henry Condell.

Ein paar andere dem Gedächtniß Shakspeare's gewidmete Gedichte der ersten Folioausgabe theilt Genée ebenfalls in eigenen Uebersetzungen mit. Eins dieser Gedichte, das in fünffüßigen Jamben geschrieben ist, hat er in Distichen übertragen. Der Grund hiervon ist uns nicht durchsichtig, besonders da diese Distichen an die von Weimar und Jena erinnern, oder vielmehr dieselben an Uncorrectheit übertreffen. So fehlt eine Silbe in der zweiten Häfte des Pentameters:

Daß du nur gingest, um bald wieder vor uns zu stehn —

oder ein ganzer Fuß in dem folgenden Hexameter:

Jenes Exit, es war nur der Sterblichkeit Folge.

Die Charakteristik der einzelnen Folio- und Quartausgaben wird den Lesern willkommen sein, da die Shakspeare'schen Fachgelehrten in ihren Schriften diese Kenntniß voraussetzen, obschon sie bei dem großen Publikum meistens nicht vorhanden ist.

Die Kritik der einzelnen Dramen, welche Genée der Biographie des Dichters folgen läßt, ist im ganzen unbefangener als diejenige der alles verhimmelnden Shakspeare-Aesthetiker, gegen deren Auslegungen sich unser Autor oft mit scharfer Polemik wendet; er sucht sich so sachlich wie möglich zu halten und sendet jeder Besprechung literarhistorische Notizen voraus über die ältesten Ausgaben, die muthmaßliche Zeit der Entstehung u. s. f. Er unterscheidet drei Epochen von Shakspeare's dichterischen Schriften:

Die erste Periode, für welche wir die Zeit von 1589—92 annehmen können, umfaßt die Jahre seiner Anfängerschaft und seines Ringens. Die zweite Periode ist die der Befreiung und der Schönheit; für die Befreiung von dem Zwange der Materie und des bis dahin herrschenden theatralischen Geschmacks bildeten ganz besonders die Historien die wichtige Uebergangsstufe; ihnen schließen wir die beiden ausgesprochenen bürgerlichen Lustspiele an, und dann diejenigen Werke, in denen wir Freiheit und Schönheit in harmonischster Verbindung sehen. Daß die einzelnen Stücke dieser Gattung nicht in der hier gewählten Reihenfolge gedichtet sind, kann uns um so weniger Bedenken gegen die Gruppirung erregen, als mehrere der Dichtungen zuverlässig verschiedene Ueberarbeitungen erfahren haben. Dieser zweiten Periode haben wir die größere Hälfte aller Dramen zugewiesen. Für die dritte Periode wüßten wir keine andere Bezeichnung als die der Meisterschaft. Denjenigen Werken dieser letzten Periode, in denen sich das sich seiner selbst vollkommen bewußte Genie auch in der größten künstlerischen Beherrschung der Form zeigt, müssen wir freilich auch solche Stücke beifügen, die, wenn wir sie mit den gleichzeitigen hochvollendeten Schöpfungen vergleichen, vielleicht nur in unvollkommenster Gestalt uns überliefert worden sind, oder deren offenbare Mängel wir uns aus andern äußern Umständen zu erklären suchen müssen.

Es ist offenbar verkehrt, die letzte Epoche als diejenige der Meisterschaft zu bezeichnen, wie überhaupt die Schönheit als eine Durchgangsstufe zur Vollendung. Die letzten Dramen enthalten wol eine Fülle von Geist; sie sind didaktisch reicher als die frühern, aber keins derselben kann sich in Bezug auf künstlerische Meisterschaft z. B. mit „Romeo und Julie" vergleichen. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß die Entwickelungslinie der Poeten eine aufsteigende ist. Die sogenannte Reife wird oft mit Vorzügen erkauft, die nicht wenig ins Gewicht fallen für dichterische Bedeutung; die unmittelbare Inspiration, der Schwung, der Geist, das pulsirende Leben gehen verloren, und das Streben nach kunstvoller Gliederung geht oft ins Verkünstelte über. In keiner Hinsicht kann sich der zweite Theil des „Faust" mit dem ersten, können sich die „Wanderjahre" Wilhelm Meister's mit den „Lehrjahren" vergleichen. Schiller ist durch einen frühen Tod vor dieser absteigenden Richtung des Schaffens bewahrt worden — unter seinen hinterlassenen Fragmenten findet sich mancher unglückliche Stoff, ja keiner derselben würde bei der Ausführung die Höhe eines „Wallenstein", einer „Maria Stuart", eines „Wilhelm Tell" erreicht haben.

Die Jugendwerke Shakspeare's: „Titus Andronicus", „Perikles", welches Genée nur für neue Bearbeitung mit einigen bessernden Partien erklärt, „Die Komödie der Irrungen", „Die beiden Edelleute von Verona", „Verlorne Liebesmüh", werden einer scharfen Kritik unterworfen. Oefter wendet sich der Commentator gegen die forcirten Deuteleien der neuen Ausleger, so z. B. bei „Verlorne Liebesmüh", wo sie den ernsten Abschluß des heitern Spiels zu rechtfertigen suchen. Noch schärfer polemisirt Genée gegen die übereifrigen Kunstkritiker mit ihren historischen, politischen, ästhetischen und philosophischen Betrachtungen bei Gelegenheit der Historien; er citirt Rümelin's Ausspruch: „Es handelt sich darum, was Shakspeare, der Dichter, uns vorführt, nicht was sich noch alles bei solchen Dingen denken läßt." Mit Recht wendet er sich auch gegen die Ulrici'sche Ansicht, welche das historische Drama wegen des Uebergewichts des Epischen in demselben gleichsam von Haus aus mit dem Cyklischen behaftet und die Schwächen der Shakspeare'schen Historien zu Tugenden, ja zu allgemeinen Normen zu machen sucht. Genée selbst sagt:

In dem ganzen Dramencyklus — es kann hier immer nur die Rede von den acht miteinander innig zusammenhängenden Stücken sein: von „Richard II." bis „Richard III." — besteht eigentlich nur für das erste, „Richard II.", die Möglichkeit einer Isolirung von den übrigen; denn hier haben wir in dem reich entwickelten und vollständig dargelegten Charakterbild auch zugleich den bestimmten Abschluß einer Handlung; obwol auch hier schon die erst im dritten Stücke sich erfüllende dramatische Gerechtigkeit bezüglich Bolingbroke's vorgezeichnet ist. In allen nachfolgenden Stücken sehen wir keinen Anfang und — mit Ausnahme des letzten — kein Ende mehr. Was bei diesen, jedes für sich betrachtet, unser Interesse erregt, ist nicht eine eigentlich dramatische Handlung, sondern es sind ausschließlich die Charaktere. Und hierin zeigt sich denn auch das Genie des Dichters in seiner vollen Wirkung. In der Verwerthung der gegebenen geschichtlichen Ereignisse ist der Dichter, nach Holinshed's Chronik, ganz nach der verschiedenen Beschaffenheit der Stoffe, nach deren Ausgiebigkeit und poetischer Bildungsfähigkeit verfahren. Und hierdurch leitete ihn sein richtiges Gefühl, daß er in den Charakteren uns keine politischen oder sonstigen Abstractionen vorführte, sondern wirkliche lebendige Menschen, deren Pulsschlag wir mitempfinden, deren Triebe und Leidenschaften wir verstehen. Diese hervorragende Zaubergewalt des Dichters, alles plastisch zu gestalten, kommt in seinen romantischen Tragödien selbstverständlich zu größerer Wirkung, aber

sie zeigt sich kaum irgendwo bewunderswürdiger, als hier in den Historien. Denn man wird nicht in Abrede stellen können, daß im allgemeinen das Interesse, auf welches Shakspeare bei seinem Publikum rechnen konnte, weder für unsere Zeit noch für unsere Nation existirt.

Die beiden ältern Dramen, „Heinrich VI.", hält Genée für nur angebliche Originale, die aber nur Textverderbungen nach Shakspeare sein können, und bekämpft lebhaft die Ansicht Malone's, daß jene ältern Heinrich-Dramen die Originale für die Shakspeare'schen Nachdichtungen gewesen seien. Dabei vergißt er aber ganz, sich mit der Beweisführung Ulrici's abzufinden, der jene Dramen für Shakspeare's Jugendwerke hält, welche dieser selbst später umgearbeitet habe, was uns weit stichhaltiger erscheint, als einen „corrumpirten Text" in jenen Ausgaben sehen zu wollen.

Dem Urtheile, welches Genée über die Historien „König Richard II.", „Heinrich IV.", erster und zweiter Theil, und „Heinrich V." fällt, kann man nur beistimmen. Mit Recht hebt er hervor, daß „Richard II." in Bezug auf eine abgeschlossene künstlerische Form den andern drei Stücken offenbar überlegen ist. Unter den Historien ist „Richard II." ohne Frage das kunstgerechteste Trauerspiel. Mit gleichem Recht betont Genée den geringen dramatischen Inhalt von „Heinrich V." Die dramatische Magerkeit, der Mangel einer dramatischen Fabel oder Intrigue ist unverkennbar. Bei „Richard III." hebt Genée das Unhaltbare der Scene zwischen diesem und Anna hervor:

Alles menschliche Empfinden, ganz besonders aber das Gefühl des Weibes, muß sich am Ende dieser Scene gegen Anna empören. Und dennoch ist die Sache selbst nur in Einer Hinsicht unnatürlich und deshalb empörend, nämlich mit Rücksicht auf die kurze Zeitdauer, welche diese Werbung und ihr Resultat braucht. In diesem Punkte aber haben wir eben nur die eminente Fähigkeit des Dichters, Charaktere und Situationen aus weit auseinanderliegenden Punkten zusammenzudrängen, in einem Beispiel vor Augen, welches gewissermaßen die Extravaganz dieser Methode zeigt. Im allgemeinen müssen wir die Fähigkeit des Dichters, Charaktere und psychologische Processe, die sich durch gewisse Ereignisse vollziehen, in wenigen, aber stark hervortretenden Zügen gleich lebendig vor uns werden zu lassen, doch als diejenige bezeichnen, welche vorzugsweise den dramatischen Dichter ausmacht. Wenn der Dichter die im Leben vorkommenden Handlungen aus der Breite ihrer Zeitdauer für die Bühne auf einen verhältnißmäßig sehr geringen Zeitraum zusammendrängen muß, so ist es auch seine Aufgabe, in gleicher Weise die dem Leben entnommenen Charaktere auf ihre wesentlichen Linien zu verengen. Je mehr es dem Dichter gelingt, in diesem Concentriren der Charaktere und der Situationen diejenigen Züge hervortreten zu lassen, welche am meisten geeignet sind, uns einen Einblick in den Charakter und das, was ihn bewegt, zu gewähren, je mehr wird der Dramatiker auch für die Eindringlichkeit seiner Gestalten gewinnen. Jene Macht besaß nun vor allem Shakspeare in so eminentem Maße wie kein anderer Dichter. Ehe er jedoch mit der Reife seines Geistes das künstlerische Maß dafür fand, machte er von seiner Gabe nicht selten einen ausschweifenden Gebrauch, sodaß wir, statt uns ihm ganz gefangen zu geben, in eine gewisse Bestürzung über die Verwegenheit gerathen. Dies ist bei der Scene mit Anna, so genial sich der Dichter auch hier in der Verwegenheit zeigt, unbedingt der Fall, und die Aesthetiker sollten sich deshalb nicht bemühen, das richtige Gefühl der Leser und Zuschauer darüber irrezuführen. Die Situation und die Wandelung Anna's begreiflich zu machen, erforderte mehr als Eine Scene. Der Dichter indessen sprang über solche Bedenklichkeiten verwegen hinweg; er gab uns eine aparte Tragödie auf nur Eine Scene zusammengedrängt.

Die Erklärung, worin hier das eigentliche Ungeschick des Dichters liegt, ist sehr richtig: es ist eine Ueberspannung der dramatischen Kunst der „Abbreviatur". Ebenso richtig hebt Genée hervor, daß Richard, als er das Kunststück der Werbung um Anna später bei Elisabeth wiederholen will, selbst der Betrogene wird; denn nur die Furcht bestimme Elisabeth, zum Schein seine Werbung um deren Tochter zu billigen. Dies zuerst hervorgehoben zu haben, ist ein Verdienst des shakspearekundigen Oechelhäuser; man fand bis dahin in der Scene mit Elisabeth nur eine matte Copie der Scene mit Anna. Die gänzlich abweichende Schlußwendung war im Text fast versteckt und konnte nur durch die Traditionen der Darstellung zur Geltung kommen. Daß Elisabeth dem gekrönten Tyrannen **nicht** die Hand ihrer Tochter gibt, geht ja aus dem weitern Verlauf des Stücks hervor. Freilich ist dies alles sehr rohe dramatische Arbeit; ein Gegensatz, der künstlerisch hervorgehoben werden mußte, ist bis zur Undeutlichkeit skizzirt, und die Folgen einer wichtigen und großen Scene sind nur in einer gelegentlichen, leicht zu übersehenden Aeußerung mit der Trockenheit der Chronik ausgesprochen.

Zum Verständniß der Shakspeare'schen Historien trägt nicht nur die eingelegte genealogische Tabelle wesentlich bei, sondern noch mehr die chronologische, in welcher die historischen Thatsachen dem Inhalte jedes der Dramen gegenübergestellt sind. Das Verhältniß der Historien zur Geschichte, das keineswegs ein so legales ist, wie die chronikartige und künstlerisch unselbständige Form vermuthen läßt, tritt dadurch in sehr belehrender Weise hervor.

Bei der Charakteristik der großen Trauerspiele und Lustspiele Shakspeare's geht Genée überall genau auf die Quellen ein, aus denen der Dichter schöpfte, lehnt sich auch vielfach an die englischen Ausleger an, während er die deutschen nur ganz gelegentlich beachtet. Für „Hamlet" erscheint ihm die Goethe'sche Erklärung erschöpfend; er wendet sich gegen die in der deutschen Shakspearekritik so verbreitete Manie, daß man etwas völlig Klares und Natürliches, statt es zu fördern, mit aller Mühe zu verhüllen sucht. Von „Macbeth" sagt Genée mit Recht, daß dies Stück in seiner scenischen Oekonomie, in dem einheitlichen Guß der ganzen Composition — sowie „Lear" an Gewalt und Großartigkeit der Phantasie wol alle andern Tragödien Shakspeare's überrage — schwerlich von einem andern Werke übertroffen werde:

Nirgends wird die in riesigen Zügen und mit ehernem Schritte sich fortbewegende Handlung in ihrer Einheit und in der consequenten Entwickelung der überall hervorragenden Grundidee durch zu viel Details, durch Nebenhandlungen u. s. w. gestört. Selbst über die Breite des Zeitraums (von siebzehn Jahren!) kommen wir während der Handlung kaum zum Bewußtsein, so bestimmt und logisch ist ein Moment stets aus dem andern entwickelt, so straff und fest greifen alle Glieder ineinander. Sehr treffend sagt darüber Schlegel: „Es ist, als ob die Hemmungen an dem Uhrwerke der Zeit herausgenommen wären, und nun die Räder unaufhaltsam abrollten." Allerdings sind es Ströme Blutes, welche die Handlung in so schnellem Sturze fortreißen; aber wol nie und nirgends, selbst nicht in der Trilogie des Aeschylus ist das Furchtbare mit größerer Gewalt und in gleich poetischer Kraft zur Darstellung gebracht worden wie hier. So plastisch wie uns die mächtigen, starkknochigen Heldengestalten des Macbeth, Banquo u. s. w. entgegentreten, so eindrucksvoll ist auch die Mitwirkung der

nordischen Landschaft, und so harmonisch wirkt wieder in der lebendigen Naturschilderung das Gespenstische der aus den Sümpfen und Nebeln sich entwickelnden Hexengestalten.

Bei der Besprechung des „Othello" erwähnt Genée, daß Shakspeare sich für die Charakteristik Jago's eine Schwierigkeit dadurch bereitet habe, daß er das bequeme Motiv der Novelle, die Leidenschaft Jago's für Desdemona, aufgab und dafür durch ein complicirtes Gewebe ungemein zahlreicher feiner Züge einen Charakter schuf, „der — so seltsam dies bei dem ungeheuern Maß von Bosheit dieses Schuftes erscheinen mag — als Repräsentant einer ganz bestimmten Menschengattung durchaus keine so ausnahmsweise Stellung einnimmt". Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß wir das Aufgeben jenes Novellenmotivs, das durch einen lapsus calami an einer Stelle noch in dem Stück in zusammenhangsloser Weise mit aufgenommen ist, für einen Fehler halten. Mag Genée immerhin den Neid des Jago als seine treibende Seelenkraft ansehen — es bleibt doch eigentlich dieser „Neid" nur der Ausdruck für eine „grundlose Bosheit des Charakters", ähnlich wie bei dem Don Juan in „Viel Lärm um Nichts". Die Geschichte der Verbrechen, der Pitaval der Menschheit, weist aber mit Ausnahme jener aus irgendeiner Monomanie begangenen Unthaten stets bestimmte Zwecke auf, die der Egoismus des Verbrechers zu erreichen sucht; selbst Goethe's Mephistopheles will wenigstens seine Wette mit dem Alten gewinnen. Es ist eine zu abstracte Teufelei, Böses zu thun blos aus der Lust am Bösen. Wir können daher für den Charakter Jago's nicht die Bewunderung hegen wie viele Ausleger Shakspeare's, möchten ihn auch nicht in der Weise Genée's erklären und in seiner Berechtigung nachweisen. Er trägt wesentlich dazu bei, daß das Stück so niederdrückend wirkt, was auch unser Commentator zugibt:

Keine Tragödie des Dichters hinterläßt einen so überaus traurigen Eindruck wie „Othello". Der Triumph so kaltblütiger Büberei, so leidenschaftsloser Berechnung über die Naivetät und Treuherzigkeit, durch welche sowol Othello als Desdemona zu Grunde gehen, hat etwas ungemein Niederbeugendes. Bei Desdemona's elendem Ende forschen wir vergebens nach einer tragischen Schuld. Sie ist in der That ein schuldloses Opfer, und mit um so größerer Kraft hat der Dichter deshalb den ganzen Schwerpunkt der Tragik in Othello's Geschick gelegt.

Von den drei Römerdramen wird „Coriolanus", nächst „Macbeth" Shakspeare's imposantestes Werk, nach Verdienst gewürdigt, bei „Antonius und Kleopatra" die Stoffüberladung getadelt, die Menge von Action, die sich über einen allzu breiten Raum ausdehnt. In „Julius Cäsar" ist die Perspective viel größer, hier die Fläche. Doch auch bei „Julius Cäsar" tadelt Genée mit Recht, daß die Situation in den beiden letzten Acten kein neues fortbewegendes Motiv mehr enthalte und die Handlung sich zwei volle Acte hindurch auf völlig gleichem Niveau bewege.

Ueber den „Kaufmann von Venedig" sagt Genée viel Treffendes; doch will er die Grundidee, den Sieg des höhern sittlichen Rechts über das formale, nur in dem Hauptconflict, keineswegs in den andern Kreisen der Handlung anerkennen; dadurch, meint er, werde die klare, einfache Idee des Ganzen verdunkelt; die Kästchenwahl sei an sich ein höchst äußerlicher Vorgang und von Shakspeare nur in das Drama verwebt, weil die Prüfungen, welche Fiorentini's Novelle enthielt, für die Bühne unmöglich waren. Immerhin muß man fragen, warum Shakspeare gerade die Kästchenwahl statt des Motivs von Fiorentini eingefügt hat. Das Märchenhafte allein, wie Genée meint, genügt nicht zur Erklärung. Der Dichter hat sich gewiß keine Ulrici'sche Formel zurechtgemacht, aber er fühlte das Verwandte in den beiden Ueberlieferungen heraus: den Sieg über den todten Buchstaben, durch welchen Portia's Geist den Antonio rettet und den Juden vernichtet und Bassanio's Geist jenes engherzig fesselnde Testament zunichte macht.

Von den Lustspielen gibt Genée „Was ihr wollt" den Vorzug; die andern kritisirt er nicht ohne Schärfe. Von den „Lustigen Weibern von Windsor" heißt es:

Diese theatralisch-technische Fertigkeit in der Combinirung der verschiedenen Theile ersetzt nun freilich nicht den Mangel jeglichen Interesses für die Vorgänge, für welche ein so zahlreiches Personal aufgewandt ist. Während in dem Wesentlichen der Intrigue der Spaß seine Wirkung schon durch die Wiederholungen einbüßt, wird auch gerade für die Hauptperson das Interesse, welches der Dichter selbst in so hohem Grade für dieselbe erregt hat, in dieser Sphäre aufs empfindlichste abgeschwächt. Die Worte Falstaff's am Schlusse dieser Komödie: „Nun wohl, ich bin euer Stichblatt, die Dummheit selbst drückt auf mich wie Blei", sind in ihrer Doppelsinnigkeit treffend. Was ist Falstaff, wenn ihm der Witz abhanden gekommen ist? Das Bemühen gewisser Aesthetiker, welche auch in dieser Abschwächung der humoristischen Meisterschöpfung eine tiefe Intention des Dichters darthun wollen, hilft wahrlich der Wirkung selbst nicht auf. Diese Gestalt durfte nicht von dem Boden entfernt werden, auf welchem wir sie so mächtig emporblühen sahen. Der Dichter selbst fühlte wol am richtigsten, wenn er den Sir John absterben ließ, nachdem er von dem Boden verbannt ward, der seinen Witz nährte. Der „Befehl der Königin" aber vermochte nicht, Todte zu erwecken.

An dem Lustspiel „Wie es euch gefällt" tadelt Genée den Mangel jeder Steigerung in der Reihe hintereinanderlaufender Begebenheiten:

Ueber die Unwahrscheinlichkeit des Ganzen, daß alle Personen sich in dem Ardennerwald zusammenfinden, daß Rosalindens Geschlecht in dem so langen Verkehr mit andern nicht entdeckt wird, daß ihre Persönlichkeit nicht nur dem Orlando, sondern auch ihrem eigenen Vater verborgen bleibt — das alles würden wir als munteres Spiel der dichterischen Laune hinnehmen, wenn eine wirkliche Verwickelung in der Fabel, wie z. B. in „Was ihr wollt", uns munter darüber hinwegführte und uns keine Zeit zur Ueberlegung ließe; hier aber bewegt sich alles in einer ohnedies für das dramatische Interesse bedenklichen Gleichmäßigkeit der Situation. Die hochvollendete Poesie, welche alle diese Scenen durchleuchtet, der rosige Humor, der bald mit Keckheit, bald mit Grazie jeden sich nahenden Schatten verscheucht — das alles ist an sich von unübertreffbarem Reize; aber dieser Reiz ist wesentlich lyrischer Art, und er wird durch die plastische Darstellung verflüchtigt.

In „Ende gut, alles gut" wird die oft schwülstige Sprache, der überladene Witz, die Zotenreißerei des Narren gerügt und der Mangel an Theilnahme, welche die Heldin einflößt:

Mit großem Unrecht hat man den Charakter Helenens mit unserm deutschen Käthchen von Heilbronn verglichen. Käthchen ist bei all ihrer Liebeskrankheit und ihrer sklavischen Unterwürfigkeit gegen den Ritter doch eine makellos reine und durchaus keusche Natur. Dies ist es, was sie uns so poetisch macht. Aber das doppelte Vergehen Helenens, erst ihre Verbindung mit dem geliebten Manne durch einen königlichen Befehl zu erzwingen, dann sich durch List wirklich von ihm zur Gattin und zur Mutter machen zu lassen, muß uns so gründlichst

abstoßen, daß nichts in ihrer sonstigen Handlungsweise mildernd darauf einwirken kann.

In „Maß für Maß" rühmt Genée die meisterhafte Gruppirung des so schwierigen und für die theatralische Darstellung leider sehr bedenklichen Stoffs.

Den Beweis, daß die Werke der letzten Epoche: „Cymbeline", „Timon von Athen", „Troilus und Cressida", „Der Sturm", gerade die Meisterschaft des Dichters bezeichnen, bleibt uns Genée auch bei der Analyse derselben schuldig. Das an geistvollen Sentenzen überreiche, aber parodistisch verkünstelte Drama „Troilus und Cressida" läßt den klaren Grundton vermissen und gehört als Drama zu den schwächsten Arbeiten des Dichters. „Timon" verläuft zuletzt in Monologe; in „Cymbeline" erweckt nur die reizende Gestalt der Imogen unsere Theilnahme, sonst sind die Fäden der überladenen Handlung ungeschickt geschlungen, einzelne Charaktere und Scenen plump bis zum Marionettenhaften. „Der Sturm" ist weniger Drama als eine tiefsinnige Phantasmagorie. Durch Tiefe der Weltanschauung sind diese Werke meistens bedeutend, in Bezug auf dramatische Kunst bezeichnen sie einen Rückschritt des Dichters.

In der zutreffenden Gesammtcharakteristik des Dichters wird hervorgehoben, daß die Fabel von Shakspeare meistens mit großer Sorglosigkeit behandelt, die Intrigue ihm nur ein Mittel gewesen sei, lebensvolle Charaktere und Conflicte zu zeichnen. Es ist dies ein sehr wichtiger, auch schon von Rümelin hervorgehobener Punkt; die Motivirung der einzelnen Situationen ist oft sehr lässig und commentarbedürftig, die Intrigue meistens plumper Art. Man darf Shakspeare hierin nicht der Gegenwart als Muster hinstellen. Auf einer Bühne, wo durch Zettel die Scene angedeutet wurde, genügten für die äußere Motivirung der Scenenfolge eben solche Zettel, welche den dramatis personae in den Mund gelegt wurden.

Das Werk von Genée enthält ein reiches, durchsichtig verarbeitetes Material und ist bei weitem kritischer als die Shakspeare-Apotheosen, die sich Commentare nennen, zu sein pflegen. Wenn hier und dort Shakspeare tiefer ist als sein neuester Ausleger, so entschädigt dafür der Mangel an allen ästhetischen Schrullen, philosophischen Schemas, kritischen Ueberschwenglichkeiten und oft übersinnreich sinnlosen Deuteleien, die wir in ähnlichen Werken finden.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane.

1. Misverständnisse. Roman von Karl Zastrow. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 2 Thlr.
2. Die Böhämmer. Eine Dorfchronik von Eduard Adolay. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Ein neues Jahr — ein neues Leben. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. Gr. 16. 7½ Ngr.
4. Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Roman von Luise von François. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 3 Thlr.
5. Reiter und Jäger. Eine Erzählung in drei Büchern von Friedrich von Krann. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1872. 8. 3 Thlr.

Fünf Romane, von denen man den zweiten, dritten und vierten mit ziemlichem Rechte „Dorfgeschichten" nennen könnte; der vierte hat wiederum mit dem fünften das Gemeinsame, daß eine (natürlich erdichtete) Person ihre Lebensschicksale darin selbst erzählt.

K. Zastrow's „Misverständnisse" (Nr. 1) sind ein Versuch, psychologische Probleme in dem Gewande des Romans abzuhandeln; allein leider muß dieser Versuch als misglückt angesehen werden. Die Figuren leiden zum Theil an unmöglichen Uebertreibungen, zum Theil sind sie sogar widerwärtig. Agathe z. B., eine der weiblichen Hauptgestalten, die unglücklich verheirathet, aber Mutter zweier reizenden Kinder ist, entwirft einem ihr ziemlich fernstehenden Jugendfreunde folgende taktlose Schilderung ihres Gatten, des Vaters ihrer Kinder:

> Habe ich dir nicht gesagt, daß mein Mann eine sehr engherzige, selbstsüchtige, profane Natur ist, ohne die kleinste Spur von Größe und Hoheit in seinem Wesen? Liebt man derartige Naturen? Bewundert man sie? Nein, nichts von alledem. Man geht ruhig neben ihnen her und läßt sie gewähren.

Dergleichen Auslassungen im Munde einer verheiratheten Frau, die des Hauses Ehre doch heilig halten und nach außen nicht preisgeben sollte, können nur abstoßend wirken. Es ist überhaupt merkwürdig, wie unglaublich oft die Romanschriftsteller ihren Figuren ungescheut Taktlosigkeiten, Ungeschliffenheiten und Verkehrtheiten andichten, welche gottlob in der wirklichen Welt kaum existiren. Es scheint, als ob ein deutsches Schriftstellergehirn öfter als gut ist wunderbare Blasen auftreibe, und wollte etwa ein Ausländer unsere socialen und bürgerlichen Verhältnisse nach der Mehrzahl unserer seichten Romane beurtheilen, wir kämen arg ins Gedränge. Man glaubt gar nicht, wie viele schale Bücher jedes Jahr in Deutschland auf den Romanmarkt kommen: ein trauriges Zeichen für die Geschmacksrichtung in gewissen Kreisen!

Zastrow's „Misverständnisse" ist ein solches Buch, von dessen Lektüre man nicht den geringsten Gewinn hinwegträgt, nicht einmal den, seine Zeit angenehm todtgeschlagen zu haben. Nichts langweiliger als diese verschrobene Schauspielerin-Malerin Euphrosine Maifeld; nichts unmännlicher als dieser Maler Guido Rehfeld, dem Paula, seine Frau, „aus Misverständniß" davonläuft, und der darauf eine Reise um die Welt macht, um dann mit seiner Strohwitwe wieder vereinigt zu werden; nichts widerwärtiger als diese kuppelnde Geheimräthin, welche ihre Tochter Paula einem Edelmanne, der ein Schuft ist, denn er begehrt seines Nächsten Weib, zuführt; nichts trostloser als die Charakterzeichnung der Nebenfiguren; nichts naiver als die ganze, auf lauter unter vernünftigen Menschen undenkbaren „Misverständnissen" beruhende Handlung!

Weit besser ist E. Adolay's „Dorfchronik" (Nr. 2), wie der Verfasser seine „Böhämmer" nennt. Diese sind verkommene, zigeunerhafte Dörfler, welche endlich auf Befehl der Staatsregierung deportirt werden. Das Leben

und Treiben in der sonderbaren Colonie wird mit vielem Geschick geschildert; Figuren wie der Guckkastenjürgel, der Purzeljoseph — und im Gegensatze zu diesen der Hollunderpeter, die Margundel und der Jäger, deren Liebster, sind mit kurzen, knappen Zügen ganz meisterhaft entworfen; nicht minder trefflich gelungen ist die Zeichnung der mehr im Hintergrunde gehaltenen Figuren, wie die des greisen Pfarrers, des milden Fürsten und dessen despotischen Bruders. Das Buch würde sehr interessant und empfehlenswerth sein, wenn nicht der Verfasser unaufhörlich aus seiner Rolle als „Chronist" fiele; die „Böhämmer" sind durch allerlei ungehörige Außendinge und nutzlose Zuthaten gleichsam muthwillig um jede Bedeutung als Kunstwerk gebracht und mit sehr getheilten Empfindungen legt man das Werk aus der Hand. Was soll es heißen, wenn der Verfasser sagt:

Wisse, liebster Leser, daß es Momente gibt, wo Bescheidenheit und guter Ton es verlangen, daß der Schriftsteller sich wie eine untergeordnete Staffagefigur auf dem Theater sittsam hinter die Coulissen zurückzieht und dort sich die Ohren zustopft, während im Vordergrunde wichtigere Personen einen Monolog, oder einen Dialog, oder gar einen Trialog vom Stapel lassen.

Daß der Autor unter allen Umständen hinter seiner Schöpfung verschwinden muß, ist ein Grundsatz, den man in jedem Handbuche der Aesthetik des Breitern nachlesen kann. Adolay dagegen liebt es, durch sein plötzliches Hervortreten Ueberraschungen zu bereiten, auf die der Leser aber gern verzichten würde, um so mehr, als der Autor in diesen Excursen mit seinen Worten so wenig wählerisch ist, daß wir Anstand nehmen, einzelne völlig überflüssige und witzlose Plattheiten auch nur zu reproduciren. Es genüge, wenn wir als störend hervorheben:

Leichtfüßige Franzosen turnen auf deutschen Bergen herum, während sich ein deutscher sogenannter Naturfreund das Geld zusammenspart, um den Himalaja oder Popocatepetl erklettern und dort droben im Kreise frommer Lamas einen thränenseligen Gefühlsrausch sich ansaufen zu können . . .

Wenn man einen Deutschen nicht mit der Mistgabel kitzelt, so spürt er's nicht.

In welchen Kreisen muß sich der Verfasser bewegt haben, daß er dieses derben Instrumentes nicht glaubt entbehren zu können. Ferner:

Wenn sich Olaf Rudbeck zu Upsala abgemüht hat, zu beweisen, daß Schweden die Atlantis gewesen sei, so soll sich ein Professor des Gymnasiums zu Speier oder Zweibrücken ebenfalls auf die Hosen setzen und klar wie Wurstbrühe darthun, daß nur die Pfalz jenes Zaubereiland gewesen sein könne . . . .

Was vor dreißig und vierzig Jahren ein echtes Volksfest war, ist jetzt nur noch eine Farce, die durch maßloses Fressen und Saufen künstlich belebt werden soll.

„Essen und Trinken" hätte es auch gethan!

Dann die Anreden des Autors an den Leser, der, unvorbereitet wie er ist, später erfährt, weshalb er denn eigentlich vom Verfasser der „Böhämmer" immerfort haranguirt wird, nämlich „weil man einem deutschen Lesepublikum alles fein säuberlich aufs Butterbrot schmieren muß, damit es einen recht versteht".

Es kommt eben darauf an, wo Adolay sein Publikum sucht und findet. Im allgemeinen thäte er besser, dieses nicht so gering zu schätzen — wäre es auch nur, um dem alten Grundsatze gerecht zu werden, daß jede Kunst das Publikum zu sich emporziehen, nicht sich zu ihm erniedrigen soll.

Luise Ernesti's Arbeit: „Ein neues Jahr — ein neues Leben" (Nr. 3), hat ähnliche Vorwürfe nicht zu befürchten, freilich auch kein gleiches Lob. Das Buch ist einfach langweilig; man interessirt sich nicht weiter für diese schattenhaften Figuren; die junge Gouvernante Benedetta sammt ihrem treulosen ersten und honneten zweiten Bräutigam läßt den Leser ganz gleichgültig. Viel Sorgfalt ist auf die Schilderung der Scenerie verwendet, aber man sieht die Schweißtropfen auf der Stirn der Schreibenden. Nichts ist glatt, leicht, gewinnend, nicht einmal der Stil, der durch häufige Voranstellung des Genitivs vor den regierenden Nominativ und durch die Weglassung des Artikels vor letzterm eine störende Schwerfälligkeit bekommt. Da treffen wir Wendungen wie „des Elementes Kraft und Geheimniß", „des Mühlrades Mechanismus", „des Himmels Blau", „der Berge Ketten", „der Oberlausitz Stolz", „des Riesengebirges Spitze" — eine pathetische Ausdrucksweise, statt deren „die Kraft des Elementes", „der Mechanismus des Mühlrades" u. s. w. entschieden vorzuziehen gewesen wäre. Gleich auf der ersten Seite findet sich der ganz undefinirbare Ausdruck „Kirchhofsantipoden", dessen Erklärung uns die Verfasserin schuldig bleibt. Wo dieselbe Reflexionen einflicht, erheben sich solche theils nicht über Gemeinplätze, wie z. B.:

Welche Contraste das Leben bietet, zeigt sich immer von neuem dem, der mit offenen Augen durch die Welt geht und nur einigermaßen auf die sich dort drängenden und treibenden, auf die sich da still und ruhig entfaltenden und abwickelnden Ereignisse blickt —

theils bekommt man Naivetäten zu lesen wie:

Pfarrer Salden verkörperte eine jener Gestalten, die sich nicht nur unsere Phantasie von jenen Bevorzugten des Herrn (den Aposteln) entwirft, sondern die uns ja auch der Pinsel etlicher berühmter Künstler so vortrefflich vor Augen geführt hat.

Die anständige Gesinnung, die satte Tugend, welche in dem Buche den Grundton bildet, empfiehlt dasselbe namentlich der weiblichen „reifern Jugend".

„Erdmuthens Zwillingssöhne" (Nr. 4) ist ebenfalls von einer Dame geschrieben; auch in diesem Roman steht ein Pfarrer in der Mitte der Handlung. Aber wie ganz anders weiß uns Luise von François zu fesseln! — Erdmuthe, die letzte Erbin eines alten Geschlechts, heirathet den Nachkommen eines nach Deutschland eingewanderten Hugenotten; sie wird Mutter von Zwillingen, die zur Zeit der Freiheitskriege just erwachsen sind. Nun ist der eine, Hermann — wie es auch schon sein Name besagt — ein echter Deutscher und antinapoleonisch gesonnen; Blut und Leben schlägt er in die Schanze, um das Vaterland zu befreien. Raoul dagegen, sein Zwillingsbruder, bewundert den genialen Corsen und kämpft in den Reihen der Sachsen für Deutschlands Unterdrückung.

Ein interessanter Stoff, der auch trefflich ausgebeutet wurde. Leider thut es der Frische des Gemäldes Abbruch, daß die ganze Erzählung von einem greisen Pfarrer vorgetragen wird; die Verfasserin war dadurch gezwungen, einen gewissen gedämpften Ton anzuschlagen; es ist wie wenn eine an sich frische Melodie con sordino

gespielt oder ein farbenglänzendes Bild an einer dunkeln Stelle aufgehängt wird. Der alte Erzähler langweilt uns recht oft; er hat außerdem vergessen, uns zu sagen, was endlich aus dem Haupthelden Hermann wird. Die Frage, ob das alte Geschlecht, deren letzter Sproß Erdmuthe ist, weiter fortgrünen werde oder nicht, ist im ersten Theile viel zu weitläufig abgehandelt worden, als daß die Verfasserin sich der Beantwortung derselben zuletzt völlig entschlagen dürfte. Doch das sind Einwände, welche den Vorzügen des Buchs nur geringen Eintrag thun; zu seinen Hauptreizen zählt eine correcte, edle Sprache und eine gewisse Gediegenheit in der ganzen Anlage und Durchführung.

Von dem letzten der heute zu besprechenden Romane: „Reiter und Jäger" von Friedrich von Krann (Nr. 5), kann man nicht behaupten, daß ihm die Frische fehle; im Gegentheil waltet eine so kecke, jugendlustige Grundstimmung in diesem freundlichen Lebensbilde, daß man bei der Betrachtung desselben gern verweilt. Es ist ein wahres Sonntagskind, welches uns seine Geschichte erzählt; wir horchen ihm mit Vergnügen, selbst da, wo das Berichtete den Anstrich des Abenteuerlichen erhält, oder wo die Haupterzählung, diejenige des Herrn von Marell, plötzlich durch die Geschichte des Waldgespenstes — eine größere Episode in dem Ganzen — gekreuzt wird. Der Verfasser hat es verstanden, die Theilnahme des Lesers für diese Menschen zu erwecken: wir freuen uns über Marell's Glück; wir gönnen Rodenstein, daß seine schöne Lori aus altadelichem Geschlechte stammt, durch welchen unvermutheten Umstand beider Verbindung möglich wird; wir stimmen der Rehabilitirung des Waldgespenstes — ein Hubert Kraft von Thierburg, der in der Nothwehr einen Todtschlag begangen hat, um dessentwillen er jahrelang verfolgt worden — von Herzen zu; wir sind überzeugt, daß die „glücklichen Menschen" des letzten Kapitels durch ihre Liebe ein Paradies auf Erden haben werden. Hoffentlich macht das frisch und hübsch geschriebene Buch auf jeden seiner Leser einen gleich günstigen Eindruck.

Hermann Uhde.

Kunstliteratur.

(Beschluß aus Nr. 34.)

3. Dürer-Studien. Versuch einer Erklärung schwer zu deutender Kupferstiche A. Dürer's vom culturhistorischen Standpunkte von Max Allihn. Mit einer Illustration in Holzschnitt. Leipzig, H. Vogel. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese „Dürer-Studien" gehen von dem richtigen Grundgedanken aus, daß es für eine befriedigende Lösung der kunstwissenschaftlichen Aufgaben nicht ausreiche, die Künstler und Kunstwerke blos nach dem zunächst erfaßbaren, weil unmittelbar in den öffentlichen Zuständen sich abspiegelnden Charakter ihrer Zeit oder gar nur nach ganz allgemeinen, ja vielleicht blos der Gegenwart angehörigen Gesichtspunkten zu deuten und zu beurtheilen, sondern daß es dazu ganz besonders auch einer Betrachtung, Würdigung und Erklärung derselben vom eigentlich culturhistorischen Standpunkte bedürfe, deren Eigenthümlichkeit im wesentlichen darauf beruhe, daß sie die Bezüge zwischen Kunst und Leben auch in den kleinsten Einzelheiten aufsuche, sich von vornherein bewußt sei, wie oft unter Umständen selbst Geringes höchst werthvoll, selbst Unbedeutendes höchst bedeutend sein könne, und demgemäß behufs einer möglichst vollständigen Erkenntniß der Zeit wie der Kunstwerke mit Selbstverleugnung selbst ein Studium nicht scheue, welches nicht selten weit mehr Zeit und Mühe koste, als die Resultate werth zu sein pflegen. Zwar scheint uns diese culturhistorische Behandlung der Kunstwissenschaft nicht mehr so unangebaut zu sein, wie es der Verfasser darstellt; immerhin kann es nicht schaden, wenn in dieser Richtung mit noch vermehrten Kräften weiter gearbeitet wird, und in diesem Sinne heißen wir auch die vorliegende Schrift als einen verdienstlichen und beachtenswerthen Beitrag zu dieser Art von Studien willkommen, um so mehr, als sie sich auf Schöpfungen unsers allerseits mit Ruhm genannten, aber immer noch nicht gründlich genug gekannten Altmeisters Dürer und namentlich auf solche seiner Compositionen bezieht, über deren Sinn und Bedeutung sich die Erklärer bisher noch nicht haben einigen können.

Außer dem einleitenden Abschnitt „Zur Methode" enthält die Schrift im ganzen fünf selbständige Monographien, in welchen nacheinander „Das große Glück" (im Retberg'schen Verzeichniß der Dürer'schen Kupferstiche und Holzschnitte Nr. 6), „Die vier nackten Weiber, die Hexe, die Frau und der nackte Mann" (Nr. 21, 115, 1), „Das Liebesanerbieten, die Dame zu Pferd, die Eifersucht" (Nr. 2, 20, 126), „Die Bauern" (Nr. 11, 110, 111) und endlich „Die Melancholie" (Nr. 209) behandelt werden — sämmtlich Blätter aus der Kategorie der Kupferstiche. Die mehr oder minder neuen Erklärungen, welche der Verfasser im Zusammenhang mit einer Kritik der bisherigen Deutungen von diesen Bildern gibt, beruhen auf umfassenden und gründlichen Untersuchungen, bei welchen außer neuern Hülfsmitteln besonders gleichzeitige bildliche Darstellungen verwandter Stoffe, culturgeschichtlich wichtige Schriften jener Zeit, besonders aus dem Gebiete der Scholastik und Mystik, der Sitten- und Sagenkunde, und anderweitige zum Theil nicht leicht aufzufindende Quellen, wie Gelegenheits- und Spottgedichte, Sittenpredigten, Fastnachtsspiele, Chroniken, Gerichtsacten, Polizeiordnungen, Testamente u. dgl., benutzt worden sind. Wenn der Verfasser selbst die Besorgniß ausspricht, man könnte finden, daß das Erträgniß der Untersuchungen nicht immer der daran gewandten Mühe entspreche, daß z. B. der Erörterung, ob Dürer's „Großes Glück" eine Tyche oder Fortuna oder Temperantia u. s. w. vorstelle, mehr Papier und Tinte gewidmet sei, als die Sache im Grunde verdiene, so kann allerdings für diese Ansicht geltend gemacht werden, daß bei einer gleich minutiösen Behandlung derartiger Fragen in der That, wie einst Bürger befürchtet, die Welt über kurz oder lang in Papier ersticken müsse. Inzwischen hat es eben mit einer

Verwirklichung der hierbei gemachten Voraussetzung gute Weile. Hat sich doch unser Autor selbst solche Ausführlichkeit nur bei der ersten dieser Studien gestattet, um hier an einem Beispiele einen Ueberblick über kunsthistorische Erklärungsgeschichten zu geben, in den folgenden Aufsätzen dagegen mit richtigem Takt es sich zur Pflicht gemacht, den Leser mit einer gleich vollständigen Exposition des historisch-exegetischen Materials zu verschonen und sich möglichst auf Mittheilung des Nothwendigsten zu beschränken.

Dem Endergebniß jener ersten Studie, daß die im „Großen Glück" dargestellte, auf einer Kugel stehende, mit Becher und Zügel ausgestattete weibliche Figur weder als eine Fortuna, noch als eine Nemesis, noch als eine Temperantia u. s. w. in dem heute gebräuchlichen Sinne dieser Namen zu betrachten sei, sondern vielmehr eine Tyche, eine Personification des wandelbaren Fatums vorstellen solle, kann man im wesentlichen nur zustimmen. Blos vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft betrachtet, erscheint dies Resultat allerdings nicht von besonderm Gewicht, da man längst weiß, daß die unter den Namen Fortuna, Nemesis, Temperantia, Tyche, Fatum, Anagke, Erinnys u. s. w. vorkommenden Gottheiten eigentlich nur verschiedene Nuancen einer und derselben Grundvorstellung sind und, wie schon die ägyptische Pascht, sämmtlich jene das Natur- und Menschenleben beherrschende Macht bedeuten, die in unberechenbarem Wechsel Glück wie Unglück austheilt, in jedem Augenblick eine Katastrophe von jenem zu diesem wie einen Umschlag von diesem zu jenem herbeiführen kann, und daher nicht minder als die Spenderin des Segens und Beschwichtigerin des Unmuths wie als Bringerin des Unheils und Rächerin des Uebermuths gedacht wird. Bei Erklärung des fraglichen Bildes kam es jedoch nicht darauf an, diese Thatsachen blos im allgemeinen geltend zu machen, sondern es galt auch zu zeigen, daß gerade zu Dürer's Zeit die ihr entsprechende Vorstellung eine allgemein verbreitete gewesen ist; und diesen Nachweis geliefert zu haben, ist jedenfalls des Autors Verdienst. Unter den übrigen Studien ist besonders die fünfte von überzeugender Kraft, worin der Verfasser nachweist, daß unter der „Melancholie" nicht eine elegische Seelenstimmung oder ein verzweiflungsvolles Brüten, sondern vielmehr die zu ernster Beschäftigung und wissenschaftlichem Nachdenken geneigte Complexion zu verstehen sei: eine Erklärung, für welche besonders die damals allgemein üblichen Darstellungen der sogenannten vier Complexionen (Temperamente) sprechen und zu welcher sich, bereits vor dem Verfasser, auch Retberg bekannt hat.

4\. Ueber Oelfarbe und Conservirung der Gemäldegalerien durch das Regenerationsverfahren. Von Max von Pettenkofer. Zweiter Abdruck. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Obschon diese Schrift zunächst und hauptsächlich für Schöpfer, Besitzer und Conservatoren von Oelgemälden von Wichtigkeit ist, wird sie doch keineswegs nur von diesen, sondern überhaupt von jedem, den seine allgemeine Bildung zu einer Beschäftigung mit Fragen der Kunst und Wissenschaft befähigt, mit lebhaftem Interesse gelesen werden. Zu dieser Annahme berechtigt sie nicht blos durch das in ihr behandelte Thema, welches eine in jüngster Zeit vielfach erörterte Streitfrage zum Gegenstande hat, noch auch durch den Riesenfortschritt, den mit der in ihr niedergelegten Entdeckung des berühmten Chemikers die Kunstpflege und Wissenschaft einem bisher ungelösten Problem gegenüber gemacht hat, sondern insbesondere auch durch die in jedem Betracht musterhafte, ebenso sehr durch Exactheit und Klarheit überzeugende wie durch Frische und Lebendigkeit allgemein ansprechende Darstellungsform, in welche der Verfasser seinen für solche Behandlung nichts weniger als fügsamen Stoff einzukleiden gewußt hat. Ganz besonders gilt dies von dem ersten Abschnitt, welcher unter der Ueberschrift: „Das Regenerationsverfahren und seine Begründung", den eigentlichen Kern der Schrift bildet, während die drei folgenden Abschnitte, welche 1) „Die gegen das Regenerationsverfahren gemachten Einwürfe"; 2) „Das Verhältniß des Regenerationsverfahrens zur Gemälderestauration" und 3) „Die Erwerbung des Regenerationsverfahrens für die Gemäldesammlungen des bairischen Staats" erörtern, sich mehr auf Außen- und Nebenfragen beziehen. Auf die Sache selbst können wir hier nicht näher eingehen; nur auf einige der wesentlichsten Punkte sei hingedeutet.

Bisher war man insgemein der Ansicht, die verschiedene Leuchtkraft der verschiedenen Oelfarben und ihr verschiedenes Verhalten in Betreff ihrer Dauerhaftigkeit habe lediglich in den Farbstoffen als solchen und in deren chemischer Eigenthümlichkeit ihren Grund; Pettenkofer dagegen zeigt, daß diese Unterschiede hauptsächlich von dem Oel als dem Medium und Bindemittel der Molecule der Farbstoffe herrühren, und zwar nicht blos von der verschiedenen Qualität desselben, sondern ganz besonders von der größern oder geringern Quantität, deren ein Farbstoff bedarf, um eine für den Künstler brauchbare Farbe zu liefern; denn die Erfahrung lehre, daß durchschnittlich diejenigen die im Colorit dauerhaftesten seien und auch am wenigsten reißen und springen, welche die geringste Menge Oel enthalten. Ferner glaubte man den Grund der Veränderungen, welche die Oelfarben mit der Zeit zu erleiden pflegen, hauptsächlich in chemischen Processen und damit verknüpften Vorgängen, z. B. in Schimmel- und Pilzbildungen, suchen zu müssen; Pettenkofer dagegen weist nach, daß die Ursachen weitaus am häufigsten auf einer Aufhebung oder Lockerung des molecularen Zusammenhangs der Farbstoffe beruhen, welche gleichzeitig mit dem Eintrocknen des Oels oder Firnisses unter den Einflüssen des Feuchtigkeits- und Temperaturwechsels, in ähnlicher Weise wie das Springen und Reißen der Oelfarbenanstriche in freier Luft, zu erfolgen pflege. Endlich huldigte man bisher der Meinung, die Herstellung des ursprünglichen Colorits lasse sich entweder nur durch neue Tränkung der ausgetrockneten Farbstoffe mit Oel, oder durch Erneuerung des Firnisses, oder endlich durch eine wirklich neue Uebermalung erreichen, und auf der Anwendung dieser Mittel beruhte hauptsächlich das zeither üblich gewesene Restaurationsverfahren. Pettenkofer hingegen verwirft sowol das erste wie das dritte jener Mittel gänzlich, jenes, weil es erfahrungsgemäß nicht helfe, sondern schade, dieses, weil nach Auftragung neuer Farben das Bild nicht mehr ein ungefälschtes Product des ursprünglichen Künstlers, sondern mehr oder minder eine

Arbeit des Restaurators sei. Ueber die Erneuerung des Firnisses bricht er zwar nicht unbedingt den Stab, jedoch will er sie nur im äußersten Nothfall und in einer bestimmten, vor ihm nicht üblich gewesenen Weise angewandt wissen. In den meisten Fällen hat er statt ihrer zu Wiederherstellung des molecularen Zusammenhangs die Wiedererweichung des verhärteten Firnisses und eingetrockneten Oels durch Zuführung von Alkoholdämpfen ausreichend gefunden, und er hält dieses Mittel, sofern es nach der von ihm näher beschriebenen Methode angewandt wird, so lange für genügend, als nicht das Bindemittel der Farbstoffe wirklich so weit geschwunden ist, daß eine Zuführung neuen Firnisses geboten erscheint. Nur in diesem Falle gestattet er sich eine dem Bedürfniß entsprechende Erneuerung des Firnisses, beschränkt sich aber hierbei auf die Anwendung des Copaivabalsams unter verschiedenen, den Umständen angepaßten Modalitäten. Die nähere Kenntnißnahme des interessanten Inhalts dieser gediegenen Schrift unsern Lesern selbst überlassend, bemerken wir nur noch, daß ihr als Beilagen einerseits der „Schlußbericht der königlichen Commission zur Ueberwachung der Gemälderestauration über das Pettenkofer'sche Regenerationsverfahren" und andererseits ein Aufsatz von F. Pecht unter dem Titel: „Moderne Restaurationsmethoden und das Pettenkofer'sche Verfahren", angeschlossen sind.

5. Die moderne französische Kunst. Vortrag von Wilhelm Lübke. Stuttgart, J. Weise. 1872. Gr. 8. 12½ Ngr.
6. Ueber Kunstpflege. Rede am Geburtsfeste Seiner Majestät des Königs Karl von Würtemberg, gehalten im Festsaal der Kunstschule zu Stuttgart am 6. März 1872 von Wilhelm Lübke. Stuttgart, J. Weise. 1872. 8. 10 Ngr.

Die beiden Vorträge des berühmten Kunsthistorikers haben allen Anspruch darauf, in der Literatur dieselbe beifällige Aufnahme zu finden, die ihnen im Auditorium sicherlich nicht gefehlt hat. Die Wichtigkeit und Zeitgemäßheit der in ihnen behandelten Themata, der Reichthum und die Gediegenheit ihres Inhalts und der von Siegesfreude, Nationalbewußtsein und Feststimmung gehobene Schwung in der Darstellung dieses Inhalts sind Eigenschaften, die auch auf ein lesendes Publikum ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

Die erste dieser Reden ist noch der unmittelbare Widerhall des jedes deutsche Herz durchglühenden Hochgefühls über die Großthaten und Errungenschaften der Jahre 1870 und 1871, zugleich aber auch ein Zeugniß deutscher Maßhaltung und Gerechtigkeit, die sich selbst dem überwundenen Erbfeinde gegenüber weder zu einer Verleugnung der thatsächlichen Vorzüge desselben, noch zu einer eiteln Selbstüberhebung fortreißen läßt. „Haben wir", sagt der Redner, „unser Verhältniß zu den Franzosen im Gebiete der Politik und der Waffen auf gründliche und, so wollen wir hoffen, endgültige Weise festgestellt, so tritt jetzt schärfer als zuvor die Aufgabe an uns heran, auch unsere Cultur an der französischen zu messen." Er hält dies um so mehr für nöthig, als man es in Frankreich von jeher als einen Glaubensartikel angesehen habe, daß die französische Civilisation der aller andern Völker überlegen sei, und als man namentlich jetzt sich darin gefalle, die Besiegung der großen Nation durch uns Deutsche als eine unerhörte Anmaßung und Barbarei; u betrachten. Natürlich vermag der Verfasser hierin nur ein Delirium krankhaft gesteigerten Größenwahnsinns zu erblicken; gleichwol macht er es sich zur Pflicht, darauf nicht anders als mit Wahrheit und Gerechtigkeit zu antworten, und von diesem Standpunkte unterwirft er denn auch die Frage, wie es denn mit der französischen Civilisation im Vergleich zu der deutschen Cultur eigentlich beschaffen sei, einer gründlichen und unbefangenen Prüfung, indem er den ganzen Entwickelungsgang der Cultur und insbesondere den der bildenden Künste bei beiden Nationen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart herab einer vergleichenden Betrachtung unterzieht. Diese Zusammenstellung gibt von dem gegensätzlichen Verhalten beider auf den verschiedenen Entwickelungsstufen der Kunst- und Culturpflege in großen und scharfen Zügen ein ebenso wahrheitsgetreues wie übersichtliches Bild, welches sich im wesentlichen als eine Ausführung des Grundgedankens ergibt, daß das Leben und Streben der Franzosen hauptsächlich auf die äußerlichen Seiten des Daseins, das der Deutschen dagegen vorzugsweise auf das innerliche Wesen selbst gerichtet sei. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es dem Autor möglich, durchaus vorurtheilsfrei auch die Leistungen und Vorzüge der Franzosen zu würdigen, und rückhaltlos anzuerkennen, durch was für Leistungen und auf welchen Gebieten sie uns bisher voraus oder überlegen gewesen sind. Insbesondere betont er hierbei ihre hohe Begabung für äußere Formvollendung und technische Durchbildung, und verleugnet nicht, wie weit unsere großen, durch den Inhalt ihrer Schöpfungen sie hoch überragenden Idealisten in dieser Beziehung hinter ihnen zurückgeblieben sind. Nicht minder läßt er sie als Meister in allen Gebieten gelten, welche unmittelbar mit dem Leben verknüpft sind, und gesteht zu, daß die Kunstindustrie schon seit lange die eigentliche Domäne der Franzosen sei, ja daß wir in dieser Beziehung noch viel von ihnen lernen müssen, wenn wir an Beweglichkeit der Erfindungsgabe, an Sinn für Anmuth und zierlicher Vollendung erfolgreich mit ihnen wetteifern wollen. Aber wie er darauf hinweist, daß dies nicht immer so gewesen sei, daß im 16. Jahrhundert vielmehr Deutschland an der Spitze des Kunstgewerbes gestanden habe, so spricht er auch die Ueberzeugung aus, daß es uns möglich sein werde, ihnen auch auf diesen Bahnen wieder den Rang abzulaufen, während es ihnen schwerlich gelingen dürfte, uns in unsern vorherrschend idealistischen Leistungen zu überflügeln. Denn, sagt er, „man kann von innen heraus die ganze Außenwelt bewältigen, aber man kann von außen nicht bis in die Tiefe des Innern hinabsteigen. Die Franzosen werden von uns kaum etwas lernen können, wir aber können von den Franzosen lernen, und unsere tüchtigsten Künstler haben schon vieles von ihnen gelernt. Mögen wir nur dafür sorgen, daß bei dieser Anwendung fremder Resultate doch das Eigenste, was uns angehört, nicht preisgegeben, nicht auf das Spiel gesetzt werde."

Auch in dem zweiten der beiden Vorträge geht der Redner von den großen politischen Ereignissen der Gegenwart aus, indem er an die Wiedererstehung des Deutschen Reichs und an die wachsende Machtfülle, Bedeutung und Wohlhabenheit der deutschen Nation die Hoffnung knüpft, daß diese Errungenschaften auch den idealen Cultur-

richtungen, der gesetzlichen Organisation eines freien Staatslebens, dem Ausbau der Wissenschaft und namentlich der Kunstpflege zugute kommen werde. Um nun klar machen zu können, auf was für äußern Bedingungen insbesondere die Pflege der bildenden Künste beruht, gibt er auch hier über die verschiedenen Formen und Phasen, welche die Kunstpflege in der Geschichte auf den verschiedenen Entwickelungsstufen und bei den verschiedenen Völkern durchgemacht hat, einen sehr instructiven historischen Ueberblick, um schließlich darauf hinzuweisen, was in dieser Beziehung von den deutschen Regierungen und dem deutschen Volke gerade jetzt geleistet werden müsse, und hierbei mit Freimuth, namentlich auf die Pflichten, welche Würtemberg auf diesem Gebiete noch zu erfüllen habe, z. B. auf die Herstellung eines Denkmals für Uhland und eines Monuments für die im jüngsten Kriege gefallenen Söhne des Volks, aufmerksam zu machen. Erinnernd an die großartigen Kunstschöpfungen, durch welche einst Hellas seine Siege über die Perser verherrlicht hat, glaubt er etwas Aehnliches von Deutschland fordern zu müssen, zumal es sich hier um die Rettung und Förderung seiner idealen Interessen handle. Er sagt:

Klopft nicht der Materialismus brutal genug schon an unsere Pforten? Droht er nicht auch bei uns durch üppiges Wohlleben der Reichen alles ideale Leben zu ersticken, um dann mit der Brandfackel der rohen Massen die Schätze unserer Cultur zu zerstören? Muß nicht jeder tiefer blickende Staatsmann daraus die Mahnung schöpfen, den idealen Hort unsers Geistes zu hüten, die Volksseele durch Bildung zu veredeln und zu befreien? Gibt es aber einen mächtigern Hebel der Sittigung, als Werke wahrer Kunst zu fördern?

Höchst wünschenswerth ist, daß solche Worte in den Herzen des deutschen Volks einen lebendigen Widerhall finden. Gleichwol wird man sich auch hierbei vor Ueberstürzung und allem, was auf eine künstliche Treibhauspflege hinauslaufen würde, zu hüten haben, damit nicht infolge eines falschen Eifers Deutschland seine Kräfte an Kunstwerke verausgabt, die ihre Entstehung und Gestaltung, statt dem Genius des Künstlers, nur äußern Antrieben verdanken, und nur vermehren würden was wir — ich erinnere nur an die Fresken des münchener Nationalmuseums — schon im Ueberfluß besitzen. Außerdem verdient reiflich erwogen zu werden, ob nicht einer in möglichst großem Maßstabe sich entwickelnden Kunstpflege, wenn sie von segensreichem Erfolge sein soll, noch manches andere, vor allem eine Hebung des Volksunterrichts und eine Hebung der den idealen Interessen dienenden Literatur vorangehen muß. Jedenfalls sind diese beiden Culturmittel in noch weit höherm Grade als die bildende Kunst einer Unterstützung von seiten des Staats und des Publikums bedürftig.

7. Der literarische Streit über die beiden Bilder in Dresden und Darmstadt genannt Madonna des Bürgermeisters Meyer von J. Felsing. Leipzig, H. Vogel. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.
8. Hans Holbein der Jüngere und seine Madonna des Bürgermeisters Meyer. Von Theodor Gäbertz. Mit den Abbildungen der darmstädter und dresdener Madonna. Lübeck, Bolhoevener. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese beiden Broschüren stimmen darin überein, daß sie über den bekannten Streit wegen der beiden Madonnen einen mehr oder minder vollständigen Bericht geben, und daß sie beide (mit Woltmann, Thausing, von Lutzow, Lübke u. s. w.) entschieden das darmstädter Bild für das echte Originalbild Hans Holbein's, dagegen das dresdener Exemplar für eine freie Copie desselben von anderer Hand erklären. Im einzelnen gehen sie im Urtheil wie in der Behandlung der streitigen Fragen mehrfach auseinander; doch glauben wir, dies hier nicht näher berühren zu dürfen, um nicht die ohnehin über dieses Thema übermäßig angeschwollene Literatur noch um eine neue Erörterung zu vermehren. Bemerkt sei nur noch, daß Felsing für sich beansprucht, der erste gewesen zu sein, der mit Entschiedenheit die Originalität und Priorität des darmstädter Gemäldes erkannt und behauptet habe.

Adolf Zeising.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Hermann Riotte, dem durch einige Dramen in der Schriftstellerwelt bereits vortheilhaft bekannten Mitherausgeber und Redacteur der neuen Wochenschrift „Die Literatur", ist ein Roman unter der Presse, der auf poetische Weise ein Bild der Culturzustände im fernen Westen und der ideellen Bedeutung des Europäers und besonders des Deutschen für das gesammte amerikanische Leben gibt. Das Werk soll zwei Bücher umfassen, die hinwieder je in zwei Bände getheilt sind. Der Roman führt den vielversprechenden Titel: „Der moderne Diogenes."

— Seit dem Tode des geistvollen und eifrigen Vorkämpfers für Frauenrechte John Stuart Mill scheint sich die Thätigkeit auf diesem Gebiete in Deutschland verdoppelt zu haben. Als Zeichen hierfür dient nicht nur der nächstens in Stuttgart abzuhaltende große allgemeine deutsche Frauentag, es sind auch in kurzer Frist mehrere neue Werke erschienen, die sich mit der Frauenfrage beschäftigen. Da ist vor allem ein Buch: „Jesuitismus im Hausstand" (Berlin, Wedekind und Schwieger) von Hedwig Dohm (Gattin des Kladderadatsch-Herausgebers), das mit vieler Energie für die Befreiung der Frau von einem sklavischen Beugen des Weibes in der Ehe eintritt. Neben diesem erscheint von Moritz Hoffmann: „Das Weib und seine Erziehung" (Leipzig, Pönicke), ein mehr pädagogisch gehaltenes Werk, das ein löbliches Streben bekundet, das Weib aus den Grenzen des schablonenhaften Unterrichts auf eine freiere Höhe emporzuheben, auf der es nicht mitleids- und erbarmungslos sein Leben lang ein Spiel äußerer Verhältnisse bleibt.

Theater und Musik.

Karoline van Beethoven hatte, da ihr Gesuch um eine Tantièmebewilligung für die Fidelio-Aufführungen am wiener Hofburgtheater keine Berücksichtigung fand, sich nach Berlin an die Intendanz gewandt, die ihr mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit 1 Procent des Ertrags dieser Aufführung zugesteht, was nach einem berliner Blatte einer Summe von 1000 Thaler jährlich gleichkommen soll. Das wäre eine jährliche Fidelio-Einnahme an der berliner Hofoper von 100000 Thalern. Sollte das nicht sehr weit über das Wahrscheinliche hinausgehen?

— Gustav zu Putlitz hat ein neues Lustspiel, „Dr. Raymond", vollendet, das zunächst am wiener Stadttheater zur Annahme gelangt ist und demnächst dort zur Aufführung kommen soll.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 4. September 1873.

Schriften über Staat, Kirche und Jesuitismus.

Der Kampf zwischen Staat und Kirche oder Hierarchie (Theokratie) ist gegenwärtig zu einer Schärfe gediehen, wie es nur je im Mittelalter der Fall war und wie es vor kurzem noch kaum für möglich gehalten, nur von wenigen vorausgesehen ward. Und doch stehen wir noch am Anfang desselben, denn die formulirten und bestätigten Kirchengesetze in Preußen haben die Durchführung erst zu gewärtigen, der die Bischöfe Widerstand, wenn vielleicht auch nur passiven, entgegensetzen zu wollen erklärten. Und im Grunde genommen ist es gut, daß es so gekommen ist; denn dieser Widerstreit muß, wenigstens in Deutschland, vollständig ausgekämpft sein, ehe daran zu denken ist, daß das Deutsche Reich innern Frieden haben, daß der innere Feind überwunden und damit dem äußern fernerhin jeder Anknüpfungspunkt für das Bestreben, Deutschland zu schädigen, entzogen sein werde. Die römische Papstherrschaft, von jeher der Fluch des deutschen Volks, wird dies, man kann es mit voller Sicherheit behaupten, auch bleiben, solange die Religion, wenn auch nur eines Theils desselben, von der römischen Hierarchie bestimmt und als Machtmittel gebraucht werden kann. Der Papst als Mitregent in Deutschland und Verbündeter Frankreichs ist ein gefährlicher Gegner, der, wenn auch nicht mit physischen Waffen, so doch mit psychischen dem äußern Feinde mächtige Hülfe gewähren kann. Vergleiche, Compromisse sind dieser Macht gegenüber vergeblich und schädlich, denn kein Anspruch wird von ihr ernst und gewissenhaft aufgegeben, sondern nur vertagt und in kurzem wieder geltend gemacht. Das deutsche Volk wird nicht eher zum innern Frieden kommen, im geistigen Leben nicht einig und gesund werden, bis es vollständig von dem römisch-hierarchischen Joche befreit ist. Dies hat seine große Schwierigkeit und wird nur mit großer Anstrengung und bei unablässigem Wirken gelingen. Die Presse hat dabei eine große Aufgabe zu erfüllen. Sie muß ein klares Bewußtsein über die wahre Sachlage zu vermitteln streben, eine richtige Einsicht in die beiderseitigen Rechte, Pflichten und Forderungen ermöglichen, die öffentliche Meinung nach sichern Grundsätzen zur Klarheit bringen und in die rechte Bahn lenken. An vielen Hülfsmitteln zu alledem fehlt es gegenwärtig nicht, und wir wollen im Folgenden auf eine Reihe von Schriften aufmerksam machen, die je in besonderer Weise dem genannten Zwecke förderlich sein können. Wir beginnen mit einer Schrift, welche die gesammten Ansprüche der einen von den streitenden Mächten, der päpstlichen nämlich, mit aller Bestimmtheit zum Ausdruck bringt und keinen Zweifel übrig läßt darüber, um was es sich in dem großen kirchenpolitischen Kampfe der Gegenwart eigentlich handelt.

1. Staat und Kirche nach der Zeichnung und Absicht des Ultramontanismus. Urkundlich dargestellt von Theodor Weber. Breslau, Gosohorsky. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift ist nichts anderes als ein größtentheils in wörtlicher Uebersetzung mitgetheilter Auszug aus einem Werke des römischen Jesuiten Liberatone, das aus einer Reihe von Artikeln in der jesuitischen (und officiell-päpstlichen) Zeitschrift „Civiltà cattolica" entstand, und das klar und entschieden zeigt, wie alle, auch die überspanntesten Ansprüche der Ultramontanen und der römischen Curie in der schroffsten Weise als kirchliche, göttliche Rechte geltend gemacht werden, daß mithin alle Vertuschungen und Abschwächungen der Forderungen der Encyclica und des Syllabus von 1864, wie sie von Bischöfen und ultramontanen Wortführern zur Beschwichtigung der Regierungen und der öffentlichen Meinung da und dort versucht wurden, nur der Unkenntniß oder der Feigheit oder der Hinterlist ihren Ursprung verdanken. Das Werk des Jesuiten wurde natürlich von den ultramontanen Blättern gleich bei seinem Erscheinen aufs höchste gelobt und gefeiert und bildet als der echteste Ausdruck der päpstlichen

Willensmeinung nunmehr die unverbrüchliche Richtschnur aller ultramontanen Bestrebungen.

Liberatore ist übrigens für den Referenten ein alter Bekannter. Er ist einer der bedeutendsten und gefeiertsten philosophischen Schriftsteller der Jesuitencompagnie in der Gegenwart. Vom Beginn der „Civiltà cattolica“ zu Anfang der funfziger Jahre an schrieb er für diese Zeitschrift eine große Anzahl philosophischer Artikel, um die mittelalterliche Scholastik, insbesondere Thomas von Aquino wieder zur Geltung zu bringen und alle Richtungen der modernen Philosophie zu bekämpfen. Als Ziel der jesuitischen Zeitschrift und ihrer scholastischen Philosophie ward offen erklärt, daß sie „in Verbindung mit dem Vatican“ die ganze moderne Zeitbildung, insbesondere die Philosophie seit Cartesius zu vernichten habe. Referent erhob gegen diese Bestrebungen, denen er im Laufe der funfziger Jahre fortdauernde Beachtung widmete, so gut es ihm möglich war, entschiedene Opposition, ohne allerdings irgendeine bedeutende Unterstützung oder Anerkennung dabei zu finden; im Gegentheil, als die Jesuiten „in Verbindung mit dem Vatican“ mit ihren Maßregeln gegen ihn anrückten, ward er allenthalben im Stiche gelassen, auch von denen, die zuvor ihren Beifall kundgegeben hatten. Den weisen Politikern galt die Opposition als eine nutzlose Beunruhigung, da man denn doch vor einer Herrschaft des Papstthums und des Jesuitismus durch den so hohen Grad moderner Bildung und Freiheit felsenfest gesichert und über all die Ansichten und Ansprüche derselben hoch erhaben sei. So fand auch das Werk des Unterzeichneten: „Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik“, das zum guten Theil der Bekämpfung der repristinirten Scholastik und insbesondere der Liberatore'schen Artikel in der „Civiltà cattolica“ gewidmet war, nur geringe Beachtung, von seiten der deutschen Philosophen fast gar keine. Die deutsche Philosophie und das gebildete Publikum hatten natürlich Besseres zu thun, als sich um solche, wie man thörichterweise wähnte, veraltete Bekämpfung der kirchlichen Scholastik zu kümmern. Jedes bodenlose Hirngespinst, das sich für Philosophie ausgab, fand Beachtung oder geradezu maßlose Anerkennung, wenn es nur bei all seiner Hohlheit pikant war. Aber diejenigen, welche den schwierigen und gefährlichen Kampf gegen die immer drohender andringenden, wohlorganisirten Scholastiker des römischen Papstthums führten, blieben ohne Beachtung und Unterstützung — bis es zu spät war, d. h. bis die Jesuiten sich mit ihrem Papst eine feste Position errungen hatten, deren Bekämpfung nun die Einheit, den Frieden der ganzen deutschen Nation tief zu erschüttern droht.

Vom Jahre 1864 an, d. h. seit der Publication der famosen Encyclica und des Syllabus der modernen Irrthümer wandten sich die Jesuiten hauptsächlich der kirchenpolitischen Frage zu, und auch der philosophische Liberatore widmete sich nun derselben. Es handelt sich darum, den modernen Staat unter die kirchliche Autorität oder Oberhoheit zu bringen. Der Zweck dabei ist nicht eigentlich der, die weltliche Oberherrschaft zu erringen, sondern es handelt sich für die Kirchengewalt hauptsächlich darum, die höchste entscheidende Leitung des ganzen geistigen Lebens der Völker an sich zu reißen, alle Bildung und Erziehung der Jugend in Händen zu haben, die Wissenschaft in Unterwerfung zu halten und den Staat zu nöthigen, dabei seine weltliche Gewalt der Kirche zur Verfügung zu stellen. Gelingt dies, dann ist der Hauptfeind der absoluten Kirchenautorität gebändigt und unschädlich gemacht: die Wissenschaft nämlich. Die Vertreter des Kirchenabsolutismus wissen ganz wohl, daß ihr eigentlicher Feind, dem die angemaßte Autorität nicht standhalten kann, vor allem die freie Forschung, die selbständige Wissenschaft ist, nicht der Staat an und für sich. Und wenn sie diesen mit aller Heftigkeit befeinden, so geschieht es nur, weil er der freien Wissenschaft Schutz gewährt und sich nicht mehr zu ihrer Unterdrückung misbrauchen läßt. Die große römische Kirchengewalt hat sich durch alle Zeiten hindurch eben nur durch den engen Bund mit der Staatsgewalt, mit der physischen Macht so sehr erhoben und so furchtbar zu machen gewußt. Im Bewußtsein hiervon wirken die Jesuiten und suchen sich an den ungebildeten Volksmassen eine Stütze der hierarchischen Ansprüche zu schaffen und die Regierungen zu ihren Diensten zu zwingen. Diesem Zwecke soll daher auch die kirchenpolitische Schrift Liberatore's dienen. Die Eintheilung oder vielmehr Taktik derselben ist eben hierauf berechnet. Zuerst wird die Kirchenpolitik des heutigen Liberalismus behandelt, d. h. möglichst schlecht gemacht. Dann werden wir über die einzig richtige, d. h. die ultramontan-jesuitische Verhältnißbestimmung von Staat und Kirche belehrt. Die Kirche aber und der Papst sind eigentlich ein und dasselbe Ding, sonach sind die Rechte der Kirche oder Gottes nichts anderes als Rechte des Papstes. Dieser ist demnach völlig unabhängig von der Staatsgewalt. Diese Unabhängigkeit des Papstes von der Staatsgewalt verwandelt sich aber im Handumdrehen in eine Unterordnung des Staats unter die Kirche, d. i. den Papst. Und nun werden aus dieser glücklich bewiesenen Unterordnung des Staats unter den Papst die weitern Folgerungen gezogen. Der Gewissensfreiheit und Cultusfreiheit, resp. -Unfreiheit sind die zwei letzten Kapitel gewidmet. Am Schlusse hat der Uebersetzer zahlreiche Belegstellen größtentheils im lateinischen oder italienischen Originaltexte beigegeben.

Den modernen Liberalismus scheidet der Jesuit in einen absoluten und in einen gemäßigten; jenem sind natürlich die Pantheisten, Atheisten und Rationalisten zugethan; diesem zwar gläubige Leute, aber von schwacher Einsicht und Logik. Infolge jenes absoluten Liberalismus, der den übernatürlichen göttlichen Charakter der Kirche leugnet, ist, so versichert Liberatore, die Kirche in neuerer Zeit in eine Lage gebracht, die schlimmer und grausamer ist als die in den ersten Jahrhunderten unter den heidnischen Kaisern Roms. In gewissem Sinne ist dies allerdings richtig, denn in jener Zeit war die Welt voll Aberglauben und Fäulniß und bot der Kirche reiche Gelegenheit zu Eroberungen, um so mehr, da sie ohne Concurrenz war, keine humane Bildung und kritische Wissenschaft in der Weise ihr entgegentrat, wie es gegenwärtig der Fall ist. Die sogenannte grausame Verfolgung, welche die Kirche jetzt angeblich leidet, besteht nur darin, daß sie, die Kirche, resp. Hierarchie, die freie Forschung nicht mehr grausam verfolgen und nicht unterdrücken darf — daran gehindert

oder wenigstens nicht unterstützt vom modernen Staate. Der sogenannte gemäßigte Liberalismus, d. h. die liberalen gläubigen Katholiken, die den Staat selbständig, nicht dem Papste untergeordnet haben wollen, werden des Manichäismus, d. h. des Dualismus beschuldigt nach dem Vorgange des unfehlbaren Papstes Bonifacius VIII., des Urhebers der famosen Bulle Unam sanctam. Um diesen manichäischen Irrthum zu vermeiden, müssen diese Gläubigen annehmen, daß es nur Ein höchstes entscheidendes Princip in der Welt gebe, dem alles andere sich dienstbar unterordnen müsse, nämlich die „Kirche", d. h. den Papst. Die jesuitische Erbitterung gegen diese dualistischen und inconsequenten liberalen Katholiken ist übrigens kaum minder groß als gegen die eigentlichen Ungläubigen, Atheisten u. s. w. Die Atheisten sind überhaupt den Jesuiten willkommener als die Irrgläubigen, die Ketzer; denn sie wissen sehr wohl, daß diejenigen, die nur verneinen und keine bestimmte religiöse oder ideale Ueberzeugung haben, schließlich viel leichter ihre Beute werden als solche, die an die Stelle des alten, unhaltbar gewordenen Glaubens eine andere positive Ueberzeugung gesetzt haben.

Die jesuitische Sophisterei, durch welche bewiesen werden soll, daß die Kirche über dem Staate stehe, dieser derselben, also dem Papste, untergeordnet sein müsse, ist bereits sattsam bekannt und einfach und gröblich genug: Gott steht höher als der Mensch, also auch göttliche Autorität höher als menschliche Autorität, als staatlich-weltliche Obrigkeit. Natürlich gibt es wenig Menschen, die dies leugnen. Im Handumdrehen wird aber aus Gott die Kirche gemacht, und aus der Kirche der Papst. Und durch dieses Kunststück ist demnach dargethan, daß der Staat der Kirche, dem Papste untergeordnet sein müsse. Das Manöver ist roh genug, aber für das katholische Volk, das von Jugend an gewöhnt wird, Gott, Kirche und Papst stets in untrennbarer Verbindung zu denken, bleibt es nicht ohne Eindruck. Und eben hierauf gründet sich die Hoffnung der Ultramontanen. Wenn kein unfehlbarer Papst, dann auch keine christliche Kirche, wenn keine Kirche, dann auch kein Gott mehr für das Volk; entweder absolutes Papstthum oder Atheismus. Da das Volk sich Gott nicht nehmen lassen darf, so auch den Papst nicht mit all seinen Ansprüchen, da es eben Gott nur hat durch den Papst. In diesem im gläubigen Bewußtsein des Volks festgefugten Gedankengang ruht die Stärke des Ultramontanismus und die Gefahr für den modernen Staat mit all seinen liberalen Institutionen. Es geschieht allerdings sehr häufig, daß besonders in romanischen Ländern eben dadurch manche, ja viele einigermaßen Gebildete dem Atheismus verfallen. Da ihr Glaube an Gott und ihre ganze Religion durch ihren Glauben an den Papst bedingt ist, so werfen sie alle religiöse Weltanschauung von sich, wenn ihr Glaube an den Papst schwindet durch die Erfahrung, welch schlechte, erbärmliche Menschen doch so viele Päpste waren. Dies macht indeß den Jesuiten wenig Sorge, da doch der Vortheil dabei gesichert ist, daß die große Masse des ungebildeten Volks dadurch in ihren Fesseln gefangen bleibt. Und unsere „Kirchenfürsten" tragen reichlich das Ihrige bei, daß dieses grobe Wahngebilde ja erhalten und immer mehr befestigt werde. Als „Staat ohne Gott" wird unaufhörlich bei dem Volke der moderne Staat denuncirt und verleumdet, weil er nicht der Kirche, dem Papste die Oberherrschaft über sich einräumt. Und sie können es ungestraft thun, obwol es keine Unwahrheit gibt, durch welche das Volk mehr zu Argwohn und Verachtung gegen die Staatsregierung verführt werden kann. Unser Jesuit versteigt sich so weit, daß er den Staat ohne Kirche, resp. ohne Papst als ein Thier, ein Ding ohne Geist und Vernunft, ja als einen bloßen Cadaver bezeichnet, also als faulendes Wesen, von dem der Lebensodem gewichen ist.

Das Gefährliche solcher Sophisterei besteht darin, daß etwas an sich Wahres, allgemein Zugestandenes unvermerkt dem Volke gegenüber so gewendet wird, daß es den Zwecken der hierarchischen Herrschsucht dienen muß. Nicht blos der Irrthum wird ausgebeutet, die Wahrheit selbst wird misbraucht. So wird dem Volke auch gesagt: die Seele steht höher als der Leib, die ewige Seligkeit ist wichtiger als das irdische Wohlsein, also steht die Kirche höher als der Staat, und also muß man derselben, welche die ewige Seligkeit vermittelt, mehr gehorchen als dem Staate, der nur irdisches Wohlsein gewähren kann. Nichts scheint klarer, einleuchtender zu sein für alle, die an Unsterblichkeit der Seele glauben und welche von Jugend an gelehrt werden, die Religion und den Cultus als ein gleichsam magisches Mittel zu betrachten, wodurch man in zauberhafter Weise Gott wohlgefällig gemacht, der ewigen Seligkeit theilhaftig werden kann, und welche mit dem Glauben durchdrungen werden, daß das eigene sittliche Streben entweder gar keinen oder nur geringen Werth habe für die Entscheidung über das ewige Los des Menschen. Da ist es nicht zu verwundern, wenn der Gehorsam gegen die kirchliche Autorität über die Staatsgewalt, und das kirchliche Leben über die Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten gestellt wird — obwol freilich ganz im Gegensatz hierzu Christus selbst und auch die Apostel die Bethätigung wahrhaft religiöser Gesinnung gerade in der werkthätigen Nächstenliebe, also in dem erblickten, was auch den guten Staatsbürger offenbart und auszeichnet.

Wir brauchen auf die übrigen Forderungen der Kirche (Hierarchie) dem Staate gegenüber, sowie auf alle Folgerungen daraus, nicht weiter einzugehen, denn es ist dies alles schon zur Genüge bekannt, insbesondere durch die päpstlich-officielle Kundgebung der Encyclica und des Syllabus vom 8. December 1864, welchen der Referent schon im Jahre 1865 eine eingehende „Beleuchtung" gewidmet hat. Eigentlich Neues ist also aus der vorliegenden Schrift nicht zu erfahren; indeß ist es immerhin verdienstlich, daß der Uebersetzer dieselbe zur Kenntniß des deutschen Publikums gebracht hat, denn sie zeigt deutlich, wie, in welchem Sinne die Forderungen des famosen Syllabus von den Jesuiten und der römischen Curie verstanden werden, gegenüber den trügerischen Abschwächungen, durch welche bisweilen ultramontane Blätter oder auch „Kirchenfürsten" die auflodernde Entrüstung über all die päpstlich-hierarchischen Anmaßungen zu beschwichtigen suchen.

2. Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland (1870—72) von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Kröner. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Macht die vorige Schrift bekannt mit den Ansprüchen der päpstlichen Hierarchie in der Fassung, wie sie denselben von den competentesten Erklärern, den Jesuiten, gegeben wird, so zeigt uns das vorliegende Buch, mit welchen Mitteln, durch welche Machinationen eben diese Jesuiten die päpstlichen Ansprüche in Deutschland zur Geltung zu bringen suchen, das neue Deutsche Reich bekämpfen und dem Papstthum dienstbar machen wollen. Der Verfasser sagt:

Ich werde den unumstößlichen, aus ultramontanen Quellen selbst geschöpften Beweis führen, daß bei dem ganzen Jesuitenlärm die Religion nur Vorwand, der Zweck aber ein politischer ist. Nachdem uns die Franzosen 1870 vergeblich überfallen haben, wollen die Jesuiten, welche von Anfang an mit ihnen einverstanden waren, ihnen helfen und durch eine Revolutionirung der Katholiken in Deutschland unser neues Reich so weit zerrütten und schwächen, daß die Franzosen den Rachekrieg, den sie uns wiederholt ankündigen, endlich wagen dürfen. Zum Vorwand nehmen sie den alleinseligmachenden Glauben und lügen dem unwissenden Landvolke vor, der protestantische Kaiser wolle es lutherisch machen, ja die Cultminister Falk und Lutz wollten mittels der Schule das ganze Christenthum ausrotten.

Der Verfasser sucht nun die gestellte Aufgabe in sieben Büchern zu lösen. Das erste behandelt den „Jesuitenplan“, das zweite „Das Verhalten der deutschen Bischöfe“, der süddeutschen wie der norddeutschen, und dann das Verhalten der Centrumsfraction; das dritte Buch ist den Altkatholiken gewidmet; das vierte behandelt die „Erste Abwehr römischer Uebergriffe durch die deutsche Reichsgesetzgebung“, also das neue Kanzelgesetz und das neue Schulgesetz; das fünfte berichtet über die Vertreibung der Jesuiten aus dem Deutschen Reiche; das sechste über das vereinigte Auftreten der deutschen Bischöfe gegen die Reichsgewalt (die fuldaer Denkschrift von 1872, das Verhalten einzelner Bischöfe und das Verhalten der Protestanten in Deutschland); endlich das siebente Buch sucht das „Verhalten Oesterreichs zu den Jesuitenumtrieben“ zu charakterisiren. Am Schlusse wird noch eine zweite Abtheilung versprochen, die bald nachfolgen sollte; unterdeß aber hat leider der unermüdlichen Thätigkeit des hochbetagten Verfassers der Tod ein Ende gemacht. Seine Schrift ist eine dankenswerthe Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen und Bestrebungen auf dem kirchenpolitischen Gebiete seit drei Jahren, gesammelt aus Zeitblättern, Kammerverhandlungen und Broschüren, und ermöglicht so eine Uebersicht und Recapitulation dessen, was die Zeitgenossen stückweise Tag für Tag erfuhren. Allerdings eine tiefere Erkenntniß der Dinge ist nicht aus dem Buche zu gewinnen, denn dazu fehlen dem Verfasser die nöthigen Studien in diesem Gebiete; dagegen hat er eine Menge pikanten und charakterisirenden Details beigebracht, welche die Betrachtungsweise der Dinge von seiten der Ultramontanen, die Mittel und Wege zur Erreichung ihres Ziels wohl zu kennzeichnen geeignet sind. Wir wollen hier beispielshalber nur einen scheinbar unbedeutenden Zug aus dem an drastischen Details besonders reichen Abschnitt über das ultramontane Treiben in Oesterreich anführen. Das „Laibacher Tageblatt“ brachte aus Stein unterm 18. December 1872 nachstehende Mittheilung:

Unter den klerikalen Wühlereien, die den Wahlen vorangingen, will ich nur einer Predigt erwähnen, die kürzlich von dem hiesigen Kaplan Blasius M. in der Pfarrkirche gehalten wurde. Unter anderm bemerkte der fromme Mann: „Der Papst ist so zerlumpt und zerrissen, daß man es nicht beschreiben kann. Das christliche Volk in Rom hörte dies und erbarmte sich des armen zerlumpten Oberhirten, legte eiligst Geld zusammen, damit der Vater der Christenheit wenigstens warme Kleider bekäme. Und richtig ließ der Heilige Vater nach Empfang des Geldes einen Schneider holen und sich einen neuen Rock anmessen. Als das Kleid fertig war, bezahlte der Papst die Rechnung, jedoch den Rest des Geldes übergab er dem Schneider, um es unter die Armen zu vertheilen. Das abgelegte zerlumpte Kleid aber wurde öffentlich ausgestellt, zum Beweise, wie tief die Gottesräuber den heiligen unfehlbaren Vater heruntergebracht. Das Volk fiel über die geheiligten Lumpen her, und jeder war bestrebt, wenigstens eines Fetzens zum Andenken habhaft zu werden.“

Man könnte solche Faxen einfach ihrer Lächerlichkeit überlassen, wenn sie nicht zu bestimmten Zwecken mit lügnerischem Geiste von den ersten Urhebern verbreitet, dann von gläubiger Einfältigkeit nachgesprochen und schließlich praktisch ausgebeutet würden, theils um das Volk mit Abscheu gegen die weltlichen Regierungen zu erfüllen, die dem Heiligen Vater nicht helfen, theils um die fromme gläubige Einfalt auszubeuten zu milden Beiträgen für den armen Papst und seinen Hof. Es ist unglaublich, wie schmählich und gewissenlos durch lügenhafte Vorspiegelungen über gänzliche Beraubung und Armuth des Papstes gerade den ungebildeten und ärmern Klassen, armen Witwen, Dienstmädchen und nicht selten auch Kindern ihre schwerverdienten Groschen abgeschwindelt werden als Peterspfennig für den Heiligen Vater, die dann in Rom von faulen und üppigen päpstlichen Hofschranzen verpraßt oder giftigen Intriguanten zur Bekämpfung der Freiheit und Rechte der Völker zugewendet werden. Wird der schmähliche Misbrauch auch nur mild getadelt oder bekämpft, so entsteht ein großes Geschrei, daß man die katholische Kirche in ihren heiligsten Rechten antaste, dem Volke seine kirchlichen Rechte nehme und die Welt vollständig gottlos zu machen strebe. Gott mag wissen, wie lange dieser schändliche Unfug noch dauert und wann endlich man sich einigt, um das Volk wirklich von dieser römisch-hierarchischen Knechtschaft und Ausbeutung zu befreien nicht durch physische Waffen oder die äußere Gewalt, sondern durch bessere Belehrung, durch Enthüllung der vollen Wahrheit über dieses Kirchensystem. Leider wollen davon meistens auch jene nichts wissen, die sonst in heftiger Opposition gegen das neueste Gebaren des Papstthums und Jesuitismus sich befinden. Sie möchten, wie man zu sagen pflegt, wol den Pelz waschen, aber ohne ihn naß zu machen.

3. Deutschland und der Vatican. Staats- und Volksmännern, sowie Kirchenobern zur ernsten Erwägung von Sepp. München, Gummi. 1872. 8. 20 Ngr.

Mit dem obigen Schlußsatz ist gerade dieses Buch der Hauptsache nach schon charakterisirt. Der Verfasser wendet sich mit der größten Schärfe gegen den Absolutismus und die Unfehlbarkeit des Papstes, gegen das vaticanische Concil, die Majorität und Minorität desselben, den Jesuitismus

und die welsche Anmaßung — aber vor jedem wirklich entscheidenden Schritt schreckt er doch immer wieder zurück und will trotz alledem ein echter Katholik und zwar ein römisch-katholischer, nicht altkatholischer Gläubiger bleiben. Professor Sepp, ein richtiger Altbaier, war ein eifriger Schüler des berühmten Joseph von Görres, mit dem er allerdings bezüglich der romantischen und phantastischen Neigungen einige Geistesverwandtschaft besitzt und der auch seinen ergebenen Schüler zu Anfang der vierziger Jahre in die wissenschaftliche Welt einführte durch eine lange Vorrede, die er für das mehrbändige „Leben Jesu" desselben schrieb. Trotz einiger Differenzen bezüglich des biblischen Kanons, besonders bezüglich des Matthäus-Evangeliums, das Sepp nicht ganz der gewohnten Tradition gemäß auffassen wollte und dafür vom Meister eine öffentliche Zurechtweisung erhielt, blieb dessen Anhänglichkeit an diesen unvermindert und er ahmte ihn so ziemlich in jeglicher Beziehung nach. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Sepp zu den entschiedensten Ultramontanen gehörte und als besondere Stütze und Zierde der Partei gepriesen ward. Es fehlt ihm in der That auch nicht an Geist, und eine Fülle von allerlei Kenntnissen steht ihm zu Gebote; aber es ermangelt der Ordnung und Klarheit. Die Phantasie spielt mit dem gelehrten Material und läßt den ordnenden Verstand nicht aufkommen. Da er noch in den vierziger Jahren als Privatdocent an der münchener Universität auftrat, so ward er als ausgesprochener Parteigänger der damals herrschenden, mit dem Ministerium Abel verbundenen ultramontanen Clique mit in den Sturz desselben verwickelt, den die bekannte spanische Tänzerin veranlaßt hat. Das Revolutionsjahr 1848 brachte ihn als Vertreter der katholischen, eigentlich aber schon damals ultramontanen Interessen ins Parlament nach Frankfurt a. M., wo freilich seine derbe Manier und seine phantastische Geistesrichtung es zu keiner besondern Geltung bringen konnten. Bald darauf ward er der Universität München zurückgegeben und hielt nun, indem er die Manier seines Meisters Görres nachahmte, geschichtliche Vorlesungen, die eine Zeit lang sehr besucht waren, nach und nach aber ihr Interesse für die akademische Jugend verloren. Unter den bairischen Landtagsabgeordneten saß er von da an fortwährend als Mitglied der katholischen, resp. ultramontanen Partei, so hoch als möglich von den ultramontanen Blättern gefeiert, obgleich seine Beredsamkeit über das Ziel hinauszuschießen pflegte. Seine schriftstellerische Thätigkeit stand ebenfalls im katholisch-hierarchischen Dienste, und mit den Jesuiten befand er sich im besten Einvernehmen, da sie ihn immerhin wohl brauchen konnten trotz seiner, mit jesuitischem Maßstab gemessen, schon damals vielfach kirchlich incorrecten Anschauungsweise. Man ließ ihm manches hingehen in seinen Schriften, was bei andern Autoren hingereicht hätte, sie auf den Index der verbotenen Bücher zu bringen. Namentlich manche Ansichten über alttestamentliche Schriften und Ereignisse streiften geradezu an Ketzerei. So faßte er z. B. die Geschichte des Jonas, des Propheten im Bauche des Walfisches und in Ninive, nicht buchstäblich, sondern figürlich auf als Bild des israelitischen Volks. Und doch steht klar und deutlich im ersten Bande der „Theologie der Vorzeit" des deutschen Jesuiten J. Kleutgen zu lesen, daß, wer die Geschichte von Jonas im Bauche des Walfisches, vom Opfer Abraham's u. s. w. nicht wörtlich versteht, sondern figürlich umdeutet, der Ketzerei verfalle. Indeß die Jesuiten und ihre Organe ließen ihm seine Abweichungen und überhaupt seine ziemlich geringschätzige Ansicht vom Judenthum hingehen oder berührten sie nur leise, um eine solche Kraft nicht zu reizen und nicht durch kirchliche Censuren für ihre höhern Zwecke unbrauchbar zu machen. Dies konnte um so mehr geschehen, da man wußte, daß vollständig kirchliche Gesinnung und Tendenz dennoch bei ihm vorherrschte und diese kleinen Abweichungen nur als Absonderlichkeiten oder Schrullen betrachtet werden durften, die ohne jede principielle Bedeutung und also im Grunde ungefährlich seien. So kam die Zeit des vaticanischen Concils heran, und Sepp glaubte nicht anders, als daß es mit demselben auf eine ernsthafte Reform der Kirche, auf Abstellung mancher Uebelstände und Misbräuche abgesehen sei. Daß es sich dabei einzig um Festbegründung der unbedingten Herrschaft der Jesuiten handle durch die Dogmatisirung des Absolutismus und der Unfehlbarkeit des Papstes, mochte er um so weniger vermuthen oder glauben, als damals, bei dem Herannahen und Beginn des Concils, selbst die ultramontansten Blätter in Deutschland es für durchaus unwahr, ja für böswillige Verleumdung der katholischen Kirche von seiten ihrer Feinde erklärten, daß man auf das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit und Allgewalt lossteuere. Die deutschen Bischöfe sprachen ja damals in ihrem fuldaer Hirtenschreiben, freilich in geschraubter Zweideutigkeit und Unklarheit, eine ähnliche Verneinung bezüglich dieses Dogmas aus.

Unser Verfasser glaubte nun, die Zeit sei gekommen, seine schon längst gehegten, auch dem alten Görres gegenüber aufrecht erhaltenen Bedenken wegen des vom Concil von Trient festgestellten Kanons der biblischen Schriften zur Geltung zu bringen und auf Correctur desselben durch das vaticanische Concil zu dringen. Er schrieb eine Broschüre, um seine Vorschläge dem Concil zur Erwägung zu unterbreiten. Natürlich ward an eine Beachtung derselben in Rom nicht von ferne gedacht, der Verfasser vielmehr mit dem Index bedroht. Er hatte nämlich in der Einleitung zu der fraglichen Schrift sich mit großer Schärfe gegen die Dogmatisirung der Unfehlbarkeit des Papstes mit ihren Folgen ausgesprochen und war bis zu der Behauptung gekommen, daß durch solches Dogma der Papst geradezu zum Dalai-Lama gemacht, also dem buddhistischen Kirchenoberhaupt in Tibet ähnlich gemacht würde. Aber die Dinge gingen ihren Gang, wie ihn die Jesuiten vorgezeichnet, und diese kümmerten sich nicht im mindesten weiter um die Ansichten, Wünsche und Befürchtungen ihres ehemaligen Gönners und Schützlings; ihre Position war befestigt, der Mohr hatte seinen Dienst gethan, und solche jesuitisch-kirchlich uncorrecte Leute konnte man fernerhin nicht mehr brauchen.

Dies ist die Sachlage, aus welcher die genannte Schrift hervorgegangen. Sie ist, wie schon bemerkt, voll Schärfe, voll Invectiven gegen den Papst, gegen sein Concil und gegen die Jesuiten und bietet viel interessantes Material zur Charakterisirung der katholisch-kirchlichen

Situation der Gegenwart. Sie ist reich an scharfen Pointen, an geistreichen, aber freilich auch an geschmacklosen Einfällen. Was aber das Seltsamste ist: nach all den bittern, schneidenden Auslassungen gegen die hierarchische Kirchenwirthschaft, die mitunter ans Maßlose grenzen, sodaß man meinen sollte, der Verfasser wolle das ganze katholische Kirchenwesen vernichten — kommt immer wieder als Refrain: wir wollen und müssen gleichwol gute römisch-katholische Christen bleiben. Die römisch-hierarchische Papstkirche also, die Wurzel und Quelle aller Uebel, muß bleiben, muß festgehalten werden. Dies genügt wol auch vorläufig den Jesuiten, um keine übertriebene Besorgniß vor solcher Opposition zu hegen. Leider fehlt bei nicht wenigen Männern der katholischen Opposition gegen die römischen Anmaßungen und die jesuitischen Umtriebe die Geistesfreiheit und Entschiedenheit, sie wissen die hierarchischen Fesseln nicht zu brechen, können daher ihr oppositionelles Beginnen nicht aufrecht erhalten, weichen zurück und machen dadurch, daß sie den Jesuiten Gelegenheit zu Triumphen bereiten, die letzten Dinge ärger als die ersten. Wir haben leider hierin nur zu viele Erfahrungen machen müssen.

Ein Blick auf den Inhalt des Sepp'schen Buchs zeigt, daß es auch manche historische Notizen bringt und insofern sich einigermaßen mit W. Menzel's Werk berührt. Den Anfang bildet ein kurzer Bericht über eine sogenannte „Vorsynode", oder „Laienconcil", die im Juni 1869 in Berlin von einigen hochkatholischen Parlamentsmitgliedern, darunter unser Verfasser, veranstaltet ward. Man fürchtete schon die kommenden Beschlüsse des vaticanischen Concils und wollte zur Verhinderung derselben beitragen, da die diplomatischen Männer unter den Versammelten, wie Windthorst, Savigny, Graf Hompesch, Probst u. a., die schlimmen Folgen davon voraussahen und fürchteten. Die Beschlüsse dieser streng katholischen Männer sollten den deutschen Bischöfen wenigstens die Ueberzeugung beibringen, daß sich bei ihrem in Rom abzugebenden Proteste das katholische Deutschland um sie scharen werde. Die von Sepp namhaft gemachten Männer, die dies beabsichtigten, sind freilich jetzt insgesammt entschiedene Parteigänger der Jesuiten und haben sich den damals befürchteten Concilsbeschlüssen willenlos und knechtisch mit dem Opfer ihrer bessern Einsichten und Anschauungen unterworfen. Bemerkenswerth ist, was der Cardinal Fürst Schwarzenberg, Erzbischof von Prag, äußerte, als er die kirchenpolitischen Resolutionen dieser Laiensynode gelesen hatte: „Das ist viel zu schwach, mit Rom muß man eine ganz andere Sprache führen." Das war sehr richtig bemerkt, und doch haben die Bischöfe der Minorität, unter ihnen Cardinal Schwarzenberg, nicht dieser Einsicht gemäß gehandelt, sondern sich zaghaft finden lassen und schließlich die Waffen gestreckt und sich blindlings unterworfen. Der Verfasser erzählt noch zur Charakteristik des jesuitischen Papstregiments, daß er bald nachher seine obenerwähnte Schrift „Kirchliche Reformentwürfe" publicirte und alle Anstalten traf, dieselbe den tonangebenden deutschen Kirchenfürsten von Wien, Prag, München u. a. (damals schon in Rom) unterbreiten zu lassen. „Aber", sagt er, „die ganze Sendung, obwol auf Privatwege veranstaltet, wurde in Rom unterschlagen, nicht Ein Exemplar gelangte an seine Adresse, es ist mir noch räthselhaft."

Die Schrift gliedert sich in siebzehn Kapitel, die, allerdings in ziemlich buntem Durcheinander, die gegenwärtige kirchliche Situation und insbesondere die päpstliche, welsche Kirchenpolitik und Herrschaft kennzeichnen. „Rom und die alte Synagoge" ist der erste Gegenstand der Erörterung. Ihm reiht sich die Beantwortung der Frage an: „War Petrus und der alttestamentliche Hohepriester unfehlbar?", die natürlich der berichteten Thatsache gemäß nur verneint werden kann. Sodann gibt Sepp seinen Unwillen kund über die stete Misachtung der Deutschen in der Kirche, die mehr welsch oder römisch als katholisch sei und sich durch verwerfliche Mittel ihre Macht geschaffen habe und noch stets zu erhöhen suche. Roms Allmacht und Rückfall ins Heidenthum wird dann geschildert, die Erniedrigung des Episkopats, die Mishandlung des höhern und niedern Klerus. Auch der Charakteristik der Jesuiten ist ein Kapitel gewidmet und dem Ruin der katholischen Hochschulen durch Romanisirung. Das elfte Kapitel spricht vom Wahnsinn neuer Glaubenssätze und vom neuen Abgott; dagegen wendet sich das folgende gegen die Trennung von Kirche und Staat. Der Verfasser will Reform an Haupt und Gliedern und Nationalconcile, wodurch er auch Versöhnung der Confessionen anbahnen zu können meint.

Wir haben schon bemerkt, daß all diese Themata nicht in streng historischer und logischer Weise behandelt sind, sondern so daß über jegliches ein buntes Allerlei beigebracht ist und der Verfasser mehr ein Spiel der Phantasie zeigt mit dem reichen Material, das ihm zu Gebote steht, als eine streng zusammenhängende, festbegründete Beweisführung und Darstellung, wie die Wissenschaft sie fordert.

J. Frohschammer.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Griechisch oder Lateinisch?

Die unter den Pädagogen oft und heftig besprochene Frage über die Bedeutung des Griechischen im Jugendunterrichte scheint jetzt in der Hand von Staatsmännern zu ruhen. Das ungarische Cultusministerium hat vielleicht schon darüber entschieden. Freilich dürfte den deutschen Pädagogen diese Entscheidung selbst gleichgültiger sein als das Votum, welches unser berühmter Landsmann Max Müller nach Pesth gesandt hat. Dasselbe lautete ungünstig für das Griechische.

Man hat natürlich Max Müller darob heftig angegriffen, und in der That forderten diejenigen Sätze seines Votums, welche in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, die Kritik heraus. Ich kann mich aber des Glaubens nicht entschlagen, daß der gelehrte Sprachforscher auch einige gute Gründe vorgebracht habe, die nur nicht in der rechten Weise bekannt gemacht worden sind. Zum Beispiel ist es ein nicht zu verachtendes Bedenken zu Gunsten der lateinischen Sprache, daß unsere abendländische Cultur

ungleich mehr auf romanischem Boden ruht als auf hellenischem. Wollte man, wie ein gleich zu nennender Heißsporn beansprucht, das Latein gegen das Griechische zurückdrängen, so liefen wir Gefahr, den Zusammenhang der modernen occidentalen Culturentwickelung in Sprache, Kirchen-, Staats- und Rechtsverhältnissen zu verschieben und für Ungelehrte, die gleichwol allgemeine Bildung in unsern Gelehrtenschulen erhalten wollen, zu verdunkeln. Aber auch der Umstand kommt in Betracht, daß dem Lateinischen mit seiner scharf geschnittenen Flexion und Syntaxis mehr formale Bildungskraft für den frühen Jugendunterricht innewohnt als der beweglichern Sprache des altgriechischen Volks.

Alle Gründe gegen das Lateinische zu Gunsten der Hellenen gipfeln in der Beschaffenheit der Literatur. Daß die Römer in Poesie und in einigen Gebieten der Prosa nicht im entferntesten das geleistet haben, was ihre genialen Vorgänger und Lehrmeister, steht jedem Unbefangenen fest. Daß aber das Studium der römischen Autoren corrumpire im Vergleiche zu den geisterhebenden griechischen Schriftstellern, ist eine sonderbare Uebertreibung und Verdrehung des Herrn Beulé. Kein anderer nämlich als der durch den Präsidentenwechsel in Frankreich zum Minister emporgekommene Alterthumsforscher ist dieser Ansicht. Ich hebe aus seiner interessanten, wenn auch nicht tiefen und durch unnützes Raisonnement über moralische Gemeinplätze etwas gedehnten Schrift:

1. Augustus, seine Familie und seine Freunde. Von M. Beulé. Deutsch bearbeitet von Eduard Doehler. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

einige der sprechendsten Stellen heraus:

Ich verlange nicht, daß man große Reformen mache, die die Jugend in Aufregung bringen und beunruhigen, die die Studien umkehren, die in dem Unterrichte in seinem ganzen Umfange, sowol in dem freien Unterrichte wie in dem Unterrichte des Staats, tief eingreifende Störungen hervorbringen können.

Nein; was ich verlange, beschränkt sich darauf, daß man in den Erziehungsprogrammen zwei Worte, nur zwei Worte miteinander vertausche. Ueberall wo Latein steht, streiche man es und setze an dessen Stelle Griechisch; wo Griechisch steht, streiche man es und setze an dessen Stelle Lateinisch.

Also der Knabe beginnt seine Studien in einem Staats- oder in einem Privatinstitute; er ist acht Jahre alt; was soll er heutzutage lernen? Latein. Man lasse ihn statt des Lateinischen das Griechische lernen. Ist er dann etwas älter geworden, hat er sein elftes oder zwölftes Lebensjahr erreicht, was läßt man ihn dann noch außerdem lernen? Griechisch. Hier ist vielmehr der rechte Zeitpunkt, mit dem Lateinischen zu beginnen. Man fange also den Unterricht im Lateinischen nach dem Unterrichte im Griechischen an, anstatt umgekehrt. Das kann ohne gewaltsame Aenderung geschehen. Man darf nur bei den neuen Generationen, die unterrichtet werden sollen, mit dem neuen Programm den Anfang machen, so wird, wenn sie ihr zwölftes Jahr erreichen, die Sache geregelt sein. Ich verlange also nichts weiter, als die Substitution des Griechischen für das Lateinische. Meine Gründe sind folgende. Es ist viel vernünftiger, acht oder zehn Jahre auf das Griechische und vier oder fünf Jahre auf das Lateinische zu verwenden, als zehn Jahre auf das Lateinische und fünf Jahre auf das Griechische, weil das Griechische unendlich reicher und schwieriger als das Lateinische ist.

Wenn die Knaben in den lebenden Sprachen unterrichtet werden und mit einer complicirtern und schwierigern Sprache, mit einer Ursprache anfangen, werden sie nicht nachher die davon abgeleiteten Sprachen spielend erlernen? Steht es nicht fest, daß der Knabe, der zum Beispiel Deutsch kann, in wenig Monaten Englisch erlernt, weil das Englische einfacher, weil seine Syntax weniger complicirt ist, weil seine Wurzeln eine große Verwandtschaft mit dem Deutschen haben? Die Deductionen geschehen mechanisch in dem Kopfe des Kindes, das dadurch allein, weil es Deutsch kann, unendlich leichter das Englische erlernt.

Auf dieselbe Weise werden die Knaben, wenn sie in dem Alter, in welchem allein sie die Töne und Worte am schnellsten auffassen, zuerst die griechische Sprache, die reicher und complicirter als die lateinische ist, lernen, wenn sie danach zu der lateinischen, die nur eine Schwestersprache und nach vielen Seiten hin der griechischen Sprache subordinirt ist, übergehen, diese weit schneller erlernen.

Ich denke, daß mein Vorschlag ein rationeller ist; wenigstens habe ich die Ueberzeugung, daß der Uebergang vom Griechischen zu dem Lateinischen ebenso leicht, ebenso reich an schnellen Resultaten sein würde, wie der Uebergang vom Deutschen zum Englischen, oder gar wie vom Lateinischen zum Italienischen. Wer Latein versteht, lernt Italienisch in einem halben Jahre. Man glaube aber gar nicht, daß ich das Latein beiseiteschieben will; im Gegentheil, ich wünsche, daß die Jugend es gründlich verstehe, aber ich glaube, daß sie es bei einer solchen angestrengten Vorbereitung und bei der kräftigen Nahrung, die das vergangene Studium des Griechischen implicirt, viel besser erlernen wird.

Daß die Kenntniß des Lateinischen einem Franzosen doch unentbehrlich erscheinen muß, ist nicht zu verwundern und dürfte einem Mitgliede des römisch-katholisch-französischen Ministeriums unter Mac-Mahon's Leitung noch mehr einleuchten, als es dem aufstrebenden Gelehrten seinerzeit schon selbstverständlich war. Nur muß man erstaunen über den Glauben, daß das Studium des Lateinischen „durch die vorangegangene Erlernung des Griechischen mächtig gefördert werde". Dagegen ist zuzugeben, daß man es mit dem Beulé'schen Plane leicht zum Griechischsprechen bringen wird. So sagt nämlich der Reformator des Sprachunterrichts:

Wir haben Beispiele von Kindern, die in ihrem fünften Jahre ebenso gut deutsch wie französisch sprachen. Das Griechische ist durchaus nicht schwerer als das Deutsche; demzufolge könnten die Knaben es lesen und schreiben, ja sogar sprechen, wie sie deutsch lesen und schreiben.

Da hätte ja Beulé einfach den Knoten zerhauen, an dem die deutschen Lehrer und besorgten Väter vergebens zerren! Fragt man doch in Deutschland alles Ernstes, ob es nöthig sei, daß die Knaben schriftliche Aufgaben im Griechischen machen!

Ein anderer Grund ist, daß das Lateinische eine todte Sprache ist und bleibt, während das Griechische das nicht ist. Das Griechische ersteht wieder; es ist eine lebende Sprache geblieben; es bildet sich von neuem, es bereichert sich, und es wird noch vor dem Ende des Jahrhunderts vielleicht würdig sein, zu den literarischen Sprachen gerechnet zu werden.

Seit vierzig Jahren haben die freigewordenen Griechen ihre Sprache regenerirt, die während einer Reihe von Jahrhunderten der Knechtschaft nur eine verarmte, mit türkischen und albanischen Wörtern vermischte Sprache war, zwar pittoresk und voll Harmonie, aber zu einem bloßen Volksdialekte herabgesunken. In Athen und in den Hauptstädten des Orients haben seit Anfang dieses Jahrhunderts eifrige Philologen gelebt, die ihre moderne Sprache wieder aufgenommen, neu gebildet, reconstruirt haben, indem sie dieselbe durch eine Rückkehr zu den antiken Formen reinigten, sie mit dem modernen Geiste, mit den Erfindungen unserer Industrie, mit allen Specialitäten unserer Civilisation ausstatteten. Es werden jetzt mehr als

150 Journale und Revuen, Wochenschriften und Tagesblätter gedruckt, in fließendem Griechisch abgefaßt, was dem antiken Griechisch viel näher steht als der Volkssprache .... Ueberall spricht man die griechische Sprache, die mehr und mehr dahin strebt, eine literarische Sprache zu werden, und deren Kenntniß einst, wann Griechenland wieder zur Blüte kommen wird, für alle diejenigen, die commerzielle und politische Interessen in der Levante haben, ein bedeutendes Hülfsmittel werden kann. Eine Hauptbedingung müßte dann sein, nämlich, daß man die alberne Aussprache, die mit Unrecht die erasmische heißt, und die die Aussprache des Griechischen der des Französischen assimilirt und dadurch die Physiognomie, die Melodie, die Harmonie einer außerordentlich musikalischen Sprache vernichtet, aufgibt.

Alsdann werden wir, wenn wir unsern Kindern das Griechische lehren lassen, ihnen eine Sprache lehren lassen, die einst im ganzen Oriente wird geschrieben und gesprochen werden und der nur noch ein Dante und Descartes fehlen wird, um constituirt, literarisch und berühmt zu sein.

Wenn nun aber der neue Dante und Descartes nicht kämen? Sollten denn die 150 Zeitschriften die Sprachreaction nicht so weit durchführen können, daß im Nothfalle der alte Homer und Aristoteles hinreichten, das Griechische berühmt zu machen? Es scheint doch in Frankreich ein solches Griechisch gelehrt werden zu sollen, in dem man die Alten und Modernen zugleich versteht. Wenn allerdings in Griechenland so gesprochen würde, wie einige hellenische Zeitungsredacteure schreiben, so wäre das eine Kleinigkeit.

Wir in Deutschland haben wenig Aussicht, daß „die alberne erasmische Aussprache", der man in Frankreich energisch den Garaus machen will, abgeschafft werde. Es scheint fast eher möglich, daß bei uns das Studium des Griechischen zu Ende gehe. Doch wir wollen diese Sorge den Pädagogen überlassen und nun fragen, wie das Lateinische nach Beulé's Ansicht auf die Jugend wirkt.

Daß es leicht erlernt werden kann, haben wir schon gesehen. Aber in diesem Idiom ist eine Literatur abgefaßt, die auf die französischen Schriftsteller schon genug schlechten Einfluß ausgeübt hat und unsere Jugend geradezu verführt:

Die sittliche Seite ist diese. Die Literatur und insbesondere die Dichter des augusteischen Zeitalters sind meiner Meinung nach gefährlich, wenn sie zu lange die Nahrung der Jugend sind, die sozusagen exclusive Nahrung, weil man sie vorzugsweise die classischen Dichter nennt. Diese Gefahr ist die geistige Armuth, die Armuth an Bildern, das Gesuchte, Erborgte, denn alles ist zum größten Theile erborgt, weil es den griechischen Dichtern entlehnt und durch die Entlehnung oder Uebersetzung abgeschwächt ist. Diese Gefahr liegt in der allgemeinen Neigung zum Sichgehenlassen, zur tändelnden Weichlichkeit, zur Wollust. Diese Gefahr liegt in der nachläßigen und skeptischen Philosophie, zu der sich die ergebenen Diener des Augustus bekannt haben, und von der alle ihre Werke voll sind, in den erotischen Schilderungen, welche die Tischgenossen des Mäcenas mit Wonne vervielfältigt haben, und in der weibischen Sprache, von der weder die Bucolica noch die ersten Bücher der Aeneide frei sind. Um Männer zu bilden, um ihren Charakter zu stählen, um ihren sittlichen Werth zu begründen, sind erhabenere Gedanken, energischere Principien, männlichere Lehren erforderlich. Ich will mich weder über die verächtliche Nonchalance noch über die anakreontischen Maximen des zu populären Horatius verbreiten, ich will auch nicht alles sagen, was der armselige Ovidius mit seinen puerilen Metamorphosen, seinen servilen Lamentationen und seinen faden Albernheiten, die selbst den Augustus geärgert haben, verdient; ich will nur die Gentil-Bernard und die Parny des augusteischen Zeitalters, den Catullus, Tibullus, Propertius nennen, die wenig gelesen werden, aber ihre Zeit so vortrefflich darstellen.

Und Griechenland? Man wird in der That gespannt, in welchen Tönen das Loblied dieses gebenedeiten Landes von einem so großen Philhellenen wie Beulé angestimmt werde. Leider ist die poetische Schilderung des griechischen Landes, des Meeres, der Kunst, der Philosophie etwas weiter ausgesponnen, als daß sie hier mitgetheilt werden könnte. Ich hebe nur die pädagogisch interessante Anschauung hervor:

Ich rathe nicht dazu, Anakreon und Aristophanes lesen zu lassen, oder doch wenigstens nur mit Auswahl. Aber auch wenn wir diese beiden Dichter opfern, welch unermeßlicher Horizont befindet sich vor uns! Da ist Homeros, voll von Lehren und Heroismus, Hesiodos mit seiner trefflichen Moral, Solon mit seinen patriotischen Ermahnungen; ferner Aischylos, Sophokles, Euripides, wo die Seele lernt hoch zu denken und sich in einer prächtigen Sprache auszudrücken. Will man Prosaiker, da ist Herodotos, der vortreffliche Erzähler, dessen Geschichten geeignet sind, des Kindes Phantasie ebenso wie den Verstand des Greises zu entzücken, da ist Thukydides, zugleich großer Politiker, großer Geschichtschreiber, großer Philosoph; da ist Xenophon, der auf seinen Lippen den Duft des Honigs vom Hymettos hat und der zugleich die unsterblichen Thaten einer Hand voll Griechen schildert; da ist Platon, der die Seelen in die erhabensten Sphären einführt und dessen wohlklingende Form ein Muster von Proportion und Schönheit ist; da ist Aristoteles, der Führer des Mittelalters, der zuweilen trocken ist, aber den Geistern Klarheit, Präcision verleiht, der da lehrt, welches die Rechte des Bürgers, die Richtschnur der Staaten, die Constitutionen der Gesellschaft sind; da ist Theophrastos, der reinste und reizendste unter den Moralisten; da ist Lukianos, der geistreichste und feinste unter den Kritikern; da ist Demosthenes, der energische Patriot, Aeschines, Lysias, da ist die ganze Schule der attischen Redner.

Nachdem in dieser Advocatenrede Demosthenes und Aeschines augenscheinlich miteinander versöhnt paradirt haben und die enormen „Resultate aus dem Unterrichte dieser großen Literatur" ins Licht gestellt sind, krönt Beulé seine Ausführungen folgendermaßen:

Zu der praktischen Moral füge ich noch eine andere Moral, die die Krone derselben ist und die ich die politische Moral zu nennen versucht werden möchte. In der griechischen Literatur werden wir stets ein Gefühl vorherrschend finden, welches das Geheimniß aller Nationen, die groß geworden sind, ist, nämlich den der individuellen Gesinnung entgegenstehenden Patriotismus. Die Krankheit unserer Zeit ist leider die der patriotischen Gesinnung zwar nicht feindliche, aber indifferente individuelle Gesinnung.

Der Individualismus existirt nicht in der griechischen Gesellschaft, der Bürger gilt neben der Gemeinde nichts, der Mensch geht in dem Staate, das Individuum in der Allgemeinheit auf. Man wird geboren, lebt, stirbt für das Vaterland. Die Gesetze sind zuweilen hart und peinlich vor dem Feinde wie in dem Innern der Gemeinde; sie verlangen die herrlichste Entwickelung von allem, was die menschliche Seele an Kräften für das Gute und für das Opfer besitzt. Dort ist eine bewundernswerthe Schule, welche die Lehrer Griechenlands unabläßig unserer Jugend darbieten. Außerdem welch reine, heilsame, ätherische Luft würde sie mitten in dieser belebenden Atmosphäre athmen, wo der Gedanke König, wo der einzige Cultus der des Schönen ist, wo ihr die größten Beispiele anziehend, unwiderstehlich, leicht gemacht werden; so sehr erhebt sie der Genius durch seinen Hauch und erfüllt sie mit einem edeln Feuer. Die griechische Literatur ist es also, die vorzugsweise würdig ist, Menschen und vor allem freie Menschen zu bilden. Gedenken wir also der Definition der Griechen: „Nur

die, welche als freie Menschen denken und handeln, verdienen den Namen Bürger.

Bei dieser seltsamen Schwärmerei scheint Beulé ein aus spartanischen und athenischen Elementen gemischter Idealstaat vorgeschwebt zu haben, wie es in der Wirklichkeit keinen gab. Allerdings galt in dem philiströsen Soldatenstaate Sparta, solange er an den Lykurgischen Gesetzen hielt, der Bürger nichts neben der Gemeinde. Aber wird Sparta für uns oder Frankreich als ein bewunderungswürdiges Vorbild betrachtet werden können? Und wenn auch, wo bleibt dann „der einzige Cultus, der des Schönen"? Schauen wir aber auf den Sitz dieses Cultus, auf Athen, so finden wir einen im modernen Sinne indifferenten Individualismus nicht häufig, vielmehr einen ruhelosen, intriguanten politischen Individualismus, der meistens geneigt ist, die Person über das Staatswohl zu stellen. Charaktere wie Solon und Aristides sind ja leider ebenso selten, wie die Neigungen eines Alcibiades und Kleon häufig. In der großen Zeit der Perserkriege war ein Pisistratide auf feindlicher Seite, spielte die einflußreiche Priesterschaft von Delphi eine zweideutige Rolle; und doch war das eine wahrhaft große Zeit. Aber welcher Ueberfluß an Egoismus und Parteileidenschaft zeigt sich in den beiden folgenden Jahrhunderten neben welchem Mangel an patriotischem Opfersinn und politischer Tüchtigkeit! Selbst die geniale Staatsverwaltung des Perikles wird man nicht als Muster hinstellen; denn eine Politik, die nur auf zwei Augen ruht und für die Zukunft kein Fundament schaffen kann, muß einen Ruin herbeiführen, wie er über Athen schrecklich genug hereingebrochen ist.

Nein, es ist keine Parteinahme für Rom gegen Hellas dazu erforderlich, um einzusehen, daß die hellenische Staatengeschichte für den Patriotismus eine schlechte Schule ist. Zwar hat Beulé für Franzosen geschrieben, denen der Particularismus nicht gefährlich werden kann. Die deutsche Jugend lernt jedenfalls nichts Gutes, wenn ihr die hellenische Politik mit ihrer Unfähigkeit, den doch vorhandenen nationalen Gedanken zu pflegen und zu verwirklichen, als Muster vorgeführt wird. Halten wir uns an die unvergleichlichen künstlerischen Leistungen des genialen Volks und stellen seine unverkennbaren Charakterfehler, die im Alterthume oft ebenso grell erscheinen wie in der spätern Zeit, der Jugend als abschreckende Beispiele hin — da wir sie nun einmal studiren und bloßlegen müssen!

Wie sonderbar das Urtheil über Griechenland schwankt! Einst hielten strenge Römer das Eindringen der griechischen Cultur für gefährlich. Und sie hatten recht. Beulé selbst muß es zugeben, denn die von ihm so sehr verabscheute Literatur des augusteischen Zeitalters ist nichts anderes als das Product des nach Rom verpflanzten Hellenismus. Dieselbe Literatur mit der sich um sie gruppirenden Gelehrsamkeit überdauerte die Völkerwanderung und bildete eine Brücke, welche die abendländischen Völker zur Cultur führte. Seit dem 15. Jahrhundert studirte man Griechen und Römer einträchtig nebeneinander, obwol das praktische Bedürfniß des Staats und der Kirche dem Lateinischen bald wieder eine fast exclusiv bevorzugte Stelle verschaffte. Endlich fing auch seit dem 17. Jahrhundert das Lateinische an entbehrlicher zu werden, und nun steht es allerdings in unserm Belieben, ob wir das Griechische nicht auch einmal auf Kosten des Lateinischen sollen im Jugendunterricht pflegen. Die Fachstudien, wie Jurisprudenz, Theologie, welche das Latein als Handwerkszeug gebrauchen, werden sich nach wie vor im Besitze desselben zu erhalten wissen.

Wenn Beulé und seine Gesinnungsgenossen in Deutschland recht haben, wie war es dann doch nur möglich, daß nicht schon früher einsichtige Lehrer oder Staatsmänner dieselben Erwägungen angestellt und die Resultate praktisch durchgeführt haben? Ist es doch hier nicht wie in der Kunstgeschichte gegangen. Denn sobald die Reste der bildenden Kunst uns aus Hellas zugeführt wurden, war alle Welt einverstanden, daß man sich in der Bewunderung der römischen Kunstwerke getäuscht habe, oder, wollen wir sagen, daß man die römische Kunst nur bewundern konnte, weil man die griechischen Vorbilder nicht kannte. Die griechischen Autoren waren dagegen dem Abendlande seit vier Jahrhunderten bekannt, und erst unserer Generation ist die richtige Verwerthung für den Jugendunterricht vorbehalten? Es wäre für einen Nichtpädagogen anmaßend, untersuchen zu wollen, ob Beulé recht habe oder nicht; dagegen gewinne ich der Frage vielleicht einiges Interesse ab, wenn ich ernstlich darlege, weshalb erst unsere Zeit die Bevorzugung des Griechischen vor dem Lateinischen ernstlich anstrebt.

Der Grund liegt nicht in der Einsicht, daß die griechische Literatur bedeutender ist als die römische. Man wußte das schon lange, schon Petrarca ahnte es. Heutzutage geht man nur so weit, daß man für die Formenschönheit eines Cicero und für den warmen Patriotismus, den reichen Stil und die großartige Anlage der Livianischen Geschichtsbücher Sinn und Verständniß zu verlieren bemüht ist. Aber das ist freilich Folge und nicht Ursache.

Zunächst springt es in die Augen, daß vor dem 18. Jahrhundert überhaupt die Möglichkeit nicht vorlag, das Lateinische zurückzudrängen, da die modernen Sprachen zu wenig in die Terminologie der rechtlichen, kirchlichen und vieler literarischen und geschichtlichen Verhältnisse eingeführt waren, um das Lateinische besiegen zu können. Kaum hatte das Französische eine glänzende Literatur und in Schrift und Aussprache feste, elegantere Züge gewonnen, als es auch in Deutschland ein so verbreitetes und geschätztes Bildungsmittel wurde, daß es der Alleinherrschaft der classischen Sprachen den ersten Stoß versetzte. Weit nachhaltiger wirkte dann der Aufschwung unserer Nationalliteratur, der uns neue Bildungsmittel brachte, welche auch ihren Platz im Jugendunterrichte verlangten. Dann kam das Aufleben der Naturwissenschaften, und auch sie erhielten mehr Platz im Lehrplan. Schon lange kämpft das Englische um genügende Berücksichtigung.

So ist es gekommen, daß Latein und Griechisch sich nicht mehr in unsern grammatischen, rhetorischen, philosophischen Lehrcursen breit machen konnten, sondern sogar um ihre Existenz kämpfen mußten. Während schon die Philanthropen am Ende des vorigen Jahrhunderts geneigt waren, das Studium der classischen Sprachen ganz zu

stürzen, bewegt sich die pädagogische Weisheit unserer Zeit mehr in der Untersuchung, welche Theile der classischen Studien am entbehrlichsten seien. Nun haben ganze Kategorien von Mittelschulen das Griechische längst aufgegeben und lehren das Lateinische wol hauptsächlich so weit, daß die Beziehungen unserer Cultur zum Alterthum den Schülern einigermaßen begreiflich werden. Immerhin sind durch den theilweisen Bruch der Tradition in unserer Jugendbildung die Vorurtheile geschwunden, welche dem Studium des Lateinischen und Griechischen ein typisches Gepräge gaben. Auch die Anhänger der „classischen Bildung" sind zum Aufgeben ihrer Tradition gezwungen, sie müssen ihren Lehrplan reformiren, und in dem großen Getriebe einer solchen Umgestaltung tauchen oft Fragen auf, deren Neuheit mit magischer Gewalt die Köpfe beherrscht.

Eine solche Frage ist auch die zu Paris und Berlin angeregte, ob es nicht besser sei, das Fundament des classischen Unterrichts aus dem alten Rom nach Hellas zu verlegen. Obwol erst in den letzten Jahren mit einer gewissen Heftigkeit vorgetragen, ist diese Ansicht doch wol einige Decennien alt. Die Entscheidung steht aber nicht so nahe bevor, wie wünschenswerth ist. Sie wird auch wol anders ausfallen, als die beiden Parteien, einerseits die ruhige, am Alten festhaltende, andererseits die reformlustige, zu glauben scheinen.

Die Entscheidung wird abhängen von dem Entwickelungsgange der Philologie; denn diese muß die Lehrer der classischen Sprachen liefern.

Ob der chronische Mangel an classisch gebildeten Lehrern eine äußerliche Beschleunigung des Entwickelungsprocesses herbeiführen wird, kann einstweilen nicht gesagt werden, da durch Verbesserung der materiellen Lage vielleicht neue Kräfte dem deutschen Lehrerstande zugeführt werden. Die innere Umgestaltung der Philologie geht in unserm Jahrhundert um so rapider vor sich.

Der große Kenner des Griechischen, Johann Gottfried Hermann, war in Deutschland der letzte Vertreter jener humanistischen Behandlung der Alterthumskunde, wie sie seit dem 15. Jahrhundert in Italien angefangen, zeitweise auch in Deutschland geherrscht, ihre Hauptpflegestätten aber außer Italien in Frankreich und Holland gefunden hatte. Die Humanisten bezweckten die Ausbildung des Menschen nicht nur durch das abstracte Studium, sondern auch durch möglichste Aneignung der von den Alten erreichten Vollendung in Gedankenarbeit und Formenschönheit. Diese Art von Philologen ist am Aussterben. Die moderne Cultur hat den Werth der antiken vielfach in Frage gestellt, und, was wichtiger ist, die Philologen haben allmählich seit F. A. Wolf die praktischen Tendenzen der Humanisten aufgegeben. Die letztern erlernten das Lateinische, um in dieser schönen Sprache sich schön ausdrücken zu können, nicht allein um die alten Schriftstücke zu verstehen; der heutige Philologe bedient sich der lateinischen Sprache wol noch als eines allgemeinen Verständigungsmittels, aber die lateinische Beredsamkeit gilt auch in philologischen Kreisen als unnütz. Das von den Humanisten gepflegte Einleben in antike Anschauung, das Erwerben der sprachlichen und metrischen Fertigkeiten zum eigenen Gebrauch ist entbehrlich geworden, und nun ist nur noch die historische Seite des philologischen Studiums geblieben, die aber mit einer Virtuosität getrieben wird wie nie zuvor.

Aus den Latinisten und Gräcisten sind jetzt Sprachhistoriker geworden, der Erklärer der alten Schriftsteller ist heutzutage entweder Handschriftenforscher und Textkritiker, oder er baut sich eine wissenschaftlich begründete Syntaxis zusammen, oder, wenn er auf Sacherklärungen mehr Gewicht legt, ist er Culturhistoriker. Eine kleine Umschau in der Philologie unserer Tage und der Blick auf mehrere neuerschienenen Schriften dieses Gebietes wird das erhärten.

2. Studien zu Aeschylus von N. Wecklein. Berlin, Weber. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Methode der Aristotelischen Forschung in ihrem Zusammenhang mit den philosophischen Grundprincipien des Aristoteles, dargestellt von Rudolf Eucken. Berlin, Weidmann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Die griechischen Philosophen in der arabischen Ueberlieferung von August Müller. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Platon's Leben von Karl Steinhart. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Griechische Literaturgeschichte in neuer Bearbeitung von Rudolf Nicolai. Erster Band: Die antik-nationale Literatur. Erste Hälfte: Die poetische Hälfte. Magdeburg, Hinrichshofen. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.
7. Versuch einer sittlichen Würdigung der sophistischen Redekunst von W. Bethe. Stade, Pockwitz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus und seiner Dynastie. Von M. J. Höpfner. I, 1. Gießen, Ricker. 1872. 8.
9. Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte. Von Hermann Doergens. Leipzig, C. F. Winter. 1872. Gr. 8. 16 Ngr.
10. Aeschylos-Erzählungen für die Jugend bearbeitet von K. W. Osterwald. Erstes Bändchen: Die Oresteia. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. 8. 12 Ngr.

In der Behandlung der classischen Autoren war die individuelle Textkritik durch Richard Bentley zu einer erstaunlichen Höhe ausgebildet worden. Es fehlte indessen das objective Fundament gleichmäßiger Handschriftenkenntniß. Die philologischen Schulen unsers Jahrhunderts haben nun mit Ameisenfleiß die Pergamente studirt und durch Veröffentlichung der zuverlässigsten Lesarten der schöngeisternden Conjecturalkritik früherer Zeit ein Ziel gesteckt. Dafür rüttelte freilich bald die unermüdliche Textkritik an den Fundamenten so sehr, daß sie heutzutage die kühnsten Willkürlichkeiten der Humanisten in ihrer Art überbietet.

Vor etwa einem Jahrzehnt zählte man durchschnittlich zu jedem Verse des Aeschylus mehrere Textänderungen von moderner Hand, und wie es jetzt steht, zeigt die interessante Ueberschau, welche N. Wecklein gegeben hat (Nr. 2). Was ist aus Homer geworden? Seit Wolf ihn zerriß, ist er nun nach allen Seiten zerzaust worden, sodaß allein ein jahrelanges Studium erforderlich ist, wenn man nur ein eigenes sicheres Urtheil über den gegenwärtigen Stand der Homerfrage sich erwerben will. Wie weit die Meinungen auseinandergehen, ersieht man aus Düntzer's „Homerischen Abhandlungen" (Leipzig 1872), in denen er seine vielen frühern Arbeiten nicht ohne maliciöse Zuthaten zusammengefaßt hat.

Wohlthuender ist es, daß unser Jahrhundert dem seit Ausgang des Mittelalters etwas in den Hintergrund getretenen Aristoteles größere Aufmerksamkeit schenkt, wie ich in d. Bl. schon hervorgehoben habe. Neuerdings ist eine instructive Arbeit von R. Eucken unserer Kenntniß des Philosophen zugute gekommen (Nr. 3), und wie im Mittelalter durch die Araber die Philosophie der Hellenen ins Abendland kam, so dienen auch uns wieder arabische Quellen (Nr. 4). Weniger erbaulich ist die neuere Platon-Literatur, die zu einem Chaos von Streitschriften über die Echtheit der Dialoge und über Platon's Schicksale zu werden anfängt. Erfreulich ist dazwischen eine so ruhige, schöne Schrift, wie „Platon's Leben" von Karl Steinhart (Nr. 5).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die von den Philologen eingeschlagene historisch-kritische Richtung manches falsche, ungerechte oder unklare Urtheil über das Alterthum berichtigt wird. Dies ist in vielen Fragen der Literaturgeschichte so. Erstaunlich muß es scheinen, wie Schriftsteller, die man früher hochschätzte, ganz vernachlässigt werden. Dem jüngern Plinius, den Epikern der römischen Kaiserzeit, dem Plutarch haben neuere Bearbeitungen nicht zum frühern Ansehen oder auch nur zu entsprechender Berücksichtigung verhelfen können. Andererseits werden Schriftsteller und Schriftstellerfragmente so eingehend behandelt, daß ganze Literaturgattungen erst in unserer Zeit zur allgemeinern Kenntniß gelangen. Ich erwähne das römische Drama und seine Beziehungen zum griechischen.*) Freilich sind manche Partien der alten Literaturgeschichte mit einer so minutiösen Ausführlichkeit untersucht und dargestellt, daß des todten Wissens über längst verschollene Schriften und Musikstücke mehr ist, als der lebendigen Erkenntniß in unserer eigenen Poesie und Musik. So scheinen denn auch die Philologen es nicht so bald zu einer in allen Theilen entsprechend ausgeführten griechischen Literaturgeschichte bringen zu können. Es war daher für manchen Philologen das Buch von R. Nicolai (Nr. 6) trotz seiner Mängel, die hoffentlich in der zweiten Auflage verschwinden werden, willkommen

Eine große Revolution in den philologischen Arbeiten hat natürlich auch die veränderte Richtung der Geschichtsforschung hervorgerufen. Zunächst ist die Quellenforschung exact auf alle Theile der hellenischen und römischen Culturgeschichte angewendet worden. Dadurch haben Männer wie Plutarch und Livius nur in der allgemeinen Anerkennung sinken können, an Tacitus legt man eifrig die Hand, um ihn zu degradiren. Umgekehrt stiegen Personen von geschichtlicher und culturgeschichtlicher Bedeutung plötzlich in der Achtung. Ich erinnere an die Sophisten, geschildert in dem Werk von W. Bethe (Nr. 7), an Kleon, an Tiberius. Die römische Kaiserzeit ist namentlich Gegenstand der detaillirtesten Quellenuntersuchung geworden, von der unter vielen andern M. J. Höpfner in seiner Schrift (Nr 8) ein achtenswerthes Beispiel geliefert hat. Wie sehr das Interesse an historischer Forschung unter den Philologen an Boden gewonnen hat, bezeugen die zahlreichen Untersuchungen, die mit Hülfe der Epigraphik, Numismatik, Topographie über Probleme der hellenischen und römischen Geschichte fortwährend angestellt werden. Geht doch auch von einem philologisch gebildeten Universitätslehrer, H. Doergens, der Versuch aus (Nr. 9), das Gesetz der Geschichte exact zu formuliren.

Zieht man die durchgreifenden Arbeiten über Archäologie, die minutiösen Studien über Metrik und Musik, die weit ausschauende Sprachvergleichung in Betracht, so kann man sich nicht verhehlen, daß in allen Richtungen eine wissenschaftliche Vertiefung des philologischen Studiums angestrebt und mehrfach erreicht worden ist. Die Erforschung des Alterthums hat bedeutende Fortschritte gemacht, sie geht sicherer, klarer, selbstbewußter ihren Weg. Aber gerade hierin liegt die Ursache, weshalb die Philologie eine veränderte Stellung zur Pädagogik einnehmen wird. Die Jugend wird durch die Wissenschaft nur indirect gefördert, indem ihr ein richtigeres Bild des Alterthums vorgeführt werden kann. Dieses richtigere Bild ist aber oft unsympathischer als die farbenreiche Tradition der römischen und griechischen Geschichte mit ihren erhabenen Beispielen von Tugend und Laster. Erfährt man jetzt schon in früher Jugend, daß die Wunderthaten der Heroen nicht geschehen, daß die Schrecken der Tyrannen nicht so gewaltig, das Laster und seine Strafe nicht so fürchterlich, die Tapferkeit nicht so überschwenglich gewesen, wie uns die Ueberlieferung gesagt hat, kurz daß alles so raisonnabel herging, wie es auf Erden nun einmal sein muß, so verliert das Alterthum den Reiz, welchen es auf jugendliche Gemüther auszuüben pflegte.

Es scheint, daß den Philologen durch die berechtigte historische Kritik die Freude an der Tradition verdorben worden ist. Sie sind eifrig bemüht, die uns von Jugend auf geläufigen Vorstellungen kritisch zu berichtigen und die Resultate der Wissenschaft in die Schule einzuführen. Sie gleichen heutzutage nicht mehr den Winzern, die den Wein keltern, ohne ihn zu genießen, vielmehr suchen sie alles zu verwerthen. Daß der Jugendunterricht unter solchen Experimenten modificirt werden wird, liegt auf der Hand. Zwar tauchen Bestrebungen auf, wenigstens den classischen Sagenschatz der Jugend in seinem poetischen Glanze lebendig zu erhalten, ja ihn aus den dramatischen Bearbeitungen reicher zu gestalten, wie in der Schrift von K. W. Osterwald (Nr. 10), aber es dürfte kaum noch durchzuführen sein, die naive kindliche Vermischung von Sage und Geschichte so in unsern Schulen zu erzählen, wie sie von den Alten überliefert und jahrhundertelang hingenommen wurde. Es ist zu befürchten, daß die begeisternde Wärme des aussterbenden Humanismus unter der historisch-kritischen Arbeit der Jetztzeit erkaltet. Die Wissenschaft wandelt dabei fortschreitend eine nothwendig vorgeschriebene Bahn; ob aber unter diesen Umständen die Philologie dauernd ihre Stelle im Jugendunterricht behaupten, oder ob das Studium des Lateinischen und Griechischen allmählich an Boden verlieren wird, davon abhängt, ob die Lehrer dem classischen Alterthume so viel Anziehungskraft in den Gemüthern der Jugend zu erhalten wissen, als es bisher hatte. Denn für das praktische Bedürfniß kann auch anders gesorgt werden. Nur das Lateinische wäre als

*) Ein kleines interessantes Beispiel ist neuerdings wieder die Abhandlung Otto Ribbeck's: „Philocreta des Accius. Aus einer Geschichte der griechisch-römischen Tragödie" (Kiel, Schwers, 1872).

formales Bildungsmittel nicht zu ersetzen. Den Inhalt der hellenischen Literatur würden die Fachgelehrten, wie so manches andere, der modernen Cultur durch Uebersetzung zugänglich machen, und die Jugend müßte ihre Leseübungen mit den Classikern Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Englands anstellen. Sollten diejenigen recht behalten, welche eine solche Wendung des Bildungszustandes in nicht zu ferne Aussicht stellen? Da sind die Beulé'schen An- und Aussichten doch verlockender.

Wilhelm Grambach.

Wolfgang Müller als Dramatiker.

Dramatische Werke von Wolfgang Müller von Königswinter. Sechs Bände. Berlin, Lipperheide. 1872. 8. 4 Thlr.

Der vorzugsweise als Lyriker bekannte, jüngst verstorbene Wolfgang Müller von Königswinter hat sich nicht ohne Glück auch auf dem dramatischen Felde versucht und gleich mit seinem ersten Wurfe, dem einactigen Lustspiele: „Sie hat ihr Herz entdeckt", eine Art von Treffer gemacht. Dies kleine Stück, das als Hauptgestalt ein allerliebstes Backfischchen aufweist, ward durch die geniale Friederike Goßmann auf der Bühne eingebürgert und ist seitdem ein sogenanntes Leib- und Magenstück aller naiven und muntern Liebhaberinnen geworden. In der That bietet es diesen auch eine wahrhaft reizende und überaus wirksame Aufgabe, denn die in stiller Zurückgezogenheit und Waldeinsamkeit von ihrem menschenscheuen Großvater auferzogene Hedwig, welche ohne alle Umgangsmanieren und ohne jeden Schliff der Gesellschaft als vollständiges Naturkind vor das Publikum tritt, eröffnet der originellen Begabung sowie der ausgelernten Routine einen außerordentlich günstigen Spielraum. Wir sehen in diesem Stück gleichsam die Kindlichkeit von der Jungfräulichkeit überrascht werden. Mitten in die Unschuld, die neckischen Spiele und Tändeleien einer stillen und sinnigen Mädchenjugend tritt ahnungsreich und empfindungsvoll die Liebe in ihrer einfachsten, ursprünglichsten und darum berauschendsten Gewalt. Es ist ein wahres Lerchengeschmetter des Herzens, mit dem uns dieses Lustspiel überrascht und durch welches es sich schnell, trotz aller Unwahrscheinlichkeit, die Zustimmung und Sympathie des Publikums erwarb. Was man auch daran rügen und aussetzen mag, immer bleibt doch gewiß, daß ein Zug echter Poesie in dieser kleinen Komödie enthalten ist, und daß nur ein wirklicher Dichter sie schaffen konnte.

Leider sind die fernern Schöpfungen des Verfassers nicht ebenso glücklich gewesen und zeigen sein Talent nicht in stets wachsender Entfaltung. „In der Cur" ist ein Schwank, der einzig dazu bestimmt ist, die Virtuosität einer schauspielerischen Befähigung in der Vorführung möglichst verschiedener Masken an den Tag zu legen; dabei ist die Auswahl dieser Masken weder neu noch besonders interessant. „Der Supernumerar", ein drittes Stückchen, erhebt sich nicht über das Niveau der dramatischen Alltäglichkeit. Der ganze Humor der Sache beruht darauf, daß ein eben frisch von der Universität kommender Jurist als Supernumerar unter die alten, versauerten Perrükenstöcke einer Gerichtsstube tritt und in dieser allerlei Unfug anrichtet, aber doch zugleich durch seine Ehrlichkeit und sein gutes Herz sich ein anmuthiges Mädchen gewinnt. „Dornröschen" erscheint als ein bloßer Abklatsch von „Sie hat ihr Herz entdeckt", nur daß derselbe weniger Anmuth und poetische Liebenswürdigkeit als das Original besitzt. Auch „Sie macht alle glücklich" kann noch als ein Nachklang dazu angesehen werden; zum mindesten ist Cäcilie Wentheim ein Backfischchen derselben Art, nur minder poesievoll und reizend.

„Wie das Stück, so das Glück" athmet eine anziehende Laune. Ein junger Dichter, der ein Lustspiel verfaßt hat und nicht den Muth besaß, der ersten Aufführung desselben beizuwohnen, wird durch allerlei falsche Nachrichten über den Erfolg desselben zu der Annahme verleitet, daß es durchgefallen sei, während es in Wahrheit entschiedenes Glück gemacht hat, was er schließlich zu seinem Entzücken vernimmt. Das Ganze ist nur leicht und flüchtig gearbeitet, kann aber bei guter Darstellung wohl gefallen. „Um des Kaisers Bart" dagegen erscheint uns durchaus unbedeutend und matt, nicht so sehr dem Einfall als der Ausführung nach. Der Maler Willibald und seine Frau gerathen in Streit über die Farbe von dem Barte des Sängers Kaiser. Er behauptet, derselbe sei schwarz, sie, er sei blond. Am Ende ist er roth. „Amor und Psyche" steht nicht höher im Werth. Dies Lustspiel ist breit in der Ausführung, und im Dialog nicht von dem Witz und dem Geiste, daß ihm die Gunst der Zuschauer oder Leser gewonnen werden könnte. Wiederum ist es ein Backfischchen, das darin eine hervorragende Rolle spielt — wie denn überhaupt diese Art von Persönchen in den Stücken Wolfgang Müller's häufig wiederkehrt. Hier heißt es Lilli Flemming, ein junges rosiges Mädchen, das für Volksmärchen schwärmt und das sich später für die reizende Mythe von Amor und Psyche interessirt, ohne daß indeß dies Interesse tiefgreifend genug in die Handlung verwebt erschiene, um den Titel des Stücks zu rechtfertigen. Es ist nicht einmal mit einer Reise nach Rom in nähere Beziehung gebracht, um die sich der ganze Inhalt dreht.

Recht hübsch und freundlich ist eine Anekdote aus dem Jugendleben Joseph's II. von Oesterreich zu dem dreiactigen Lustspiel „Incognito" benutzt. Die Intrigue, nach welcher der junge Kaisersohn, dem strengen Hofleben seiner Frau Mama entschlüpft, in unerkanntem Zustande in lustige Gesellschaft geräth und sich in dieser allerlei gefallen und sagen lassen muß, um schließlich durch verschiedene gute Handlungen seinen Edelmuth und seine Freisinnigkeit zu beweisen — diese Intrigue ist allerdings weder neu noch irgendwie überraschend, aber doch so gewandt und artig ausgebeutet, daß sich ein unbezweifelt freundlicher Eindruck ergibt. Joseph ist hier der weib-

liche Backfisch ins Männliche übertragen, und dürfte auch diese Rolle wol am besten von der muntern Liebhaberin gegeben werden.

Einen ernsthaftern Anlauf zum Lustspiel nimmt Wolfgang Müller in „Die Frau Commerzienräthin". Es ist dies ein sogenanntes Charakterlustspiel, d. h. ein Lustspiel, das bei ziemlich possenhafter Anlage doch zugleich einer höhern Aufgabe dadurch zusteuert, daß es alberne Eitelkeit und Aufgeblasenheit der verdienten Lächerlichkeit anheimgibt, indem es zugleich dem wirklichen Verdienst die ihm gebührende Krone sichert. Das Ganze ist ein bürgerliches Schauspiel, das mit possenhaften Elementen gewürzt ist und in dem beständig in Reimen sprechenden Ladendiener Kiebitz seine wirksamste Spitze hat. Wäre die Fabel nicht etwas gar zu hausbacken und gewöhnlich, so würde gerade diese Arbeit der deutschen Volksbühne sehr erwünscht kommen können. Immerhin bleibt es verwunderlich, daß sie keine größere Verbreitung auf unsern Bretern gefunden, während weit schlechtere schon mit Beifall aufgeführt worden sind.

Unter den komischen Erzeugnissen unsers Dichters muß als das hervorragendste das fünfactige Lustspiel „Ueber den Parteien" gelten, das bei der wiener Concurrenz im Jahre 1868 den zweiten Preis erhielt. Es ist ein wenig nach dem Muster von Freytag's „Journalisten" gearbeitet und zeigt einen recht lustigen und übermüthigen Inhalt auf einem politischen Untergrund aufgebaut. Gegen alte, verrostete Vorurtheile und Standesunterschiede tritt ein gesunder und lebensfähiger Liberalismus in die Schranken, der, gegen alle Hintersteckereien und Winkelzüge sich siegreich behauptend, am Ende ein neues Ministerium schafft und so in das Staatsleben werkthätig eingreift. Die Backfischchen sind auch hier im Schwang, daneben aber auch noch andere, und man darf sagen wahrhafte und echte Lustspielcharaktere, wie z. B. die alten Damen der Aristokratie, der leichtsinnige Baron Zitzerwitz und der jüdische Bankier Marcus von Nürnberger mit seiner Familie. Was dem Stücke zum durchschlagenden Erfolge fehlt, ist eine etwas geistvoller angelegte und feiner und kecker durchgeführte Intrigue. Der Kampf um das Portefeuille ist nicht wechselnd und spannend genug für die Antheilnahme des Publikums, sondern verläuft zu gewöhnlich und ohne die pikanten Zwischenfälle und die überraschenden Wendungen, welche am Ende doch dazu gehören, um einer sich in fünf Acten abspinnenden Fabel fesselnden Reiz zu verleihen.

Das einzige Trauerspiel der Sammlung bringt der sechste Band: „In Acht und Bann", ein Drama, das in seiner Tendenz wie in seinen Vorgängen sehr stark an Wilbrandt's „Graf Hammerstein" erinnert und jedenfalls als ein Seitenstück zu diesem betrachtet werden kann. Heinrich, Pfalzgraf von Aachen, vermählt sich gegen den Plan und Willen der Kirche mit der ihm verwandten Mathilde von Lothringen, deren Vermögen und Güter habsüchtige Priester dem Papstthum zugewendet sehen wollten. Ueber den kühnen Widerstand des fürstlichen Herrn empört, läßt Erzbischof Anno von Köln den Bannfluch über ihn und seine Gemahlin aussprechen. Davon erschüttert, erhofft Heinrich Schutz und Hülfe von dem jungen König Heinrich IV. und dessen Mutter. Allein der erstere ist inzwischen der letztern entführt und in die Vormundschaft Anno's gegeben worden. Statt der erträumten Unterstützung kommt Acht und Aberacht. Unser Held, der gegen seinen klerikalen Feind inzwischen kriegslustig aufgestanden war und ihn tödlich bedrängte, verliert nun Kopf und Muth, verfällt in Wahnsinn, wird gefangen und schmachvoll eingekerkert. Endlich wie durch ein Wunder befreit, kommt er gebrochen, elend, todeswund daheim bei seiner trauernden Mathilde an, um diese vor den Augen Anno's, der gekommen, um sich mit ihm zu versöhnen, in einem wiederkehrenden Anfalle von Trübsinn zu morden und dann selbst am gebrochenen Herzen neben ihr zu sterben.

Die ersten Acte dieser dramatischen Dichtung sind warm und lebensfrisch geschrieben; sie stellen den Helden und seine Geliebte in ein anmuthiges und vielversprechendes Licht. Die letztere bewährt sich denn auch so ziemlich; allein Pfalzgraf Heinrich sinkt leider im Conflict tief unter die Erwartungen, die man von ihm hegen durfte. Da er sich freisinnig, aufgeklärt und großgemuthet gezeigt, sollte man meinen, daß er allen Eventualitäten gewachsen sein würde und nur durch eine in der Leidenschaft begangene Schuld und an dem Fatum seiner Zeit zu Grunde gehen müßte; aber daß der Kirchenbann und die Reichsacht, die er erwarten konnte und von denen er überdies weiß, daß sie aus einer und derselben Quelle stammen, ihn sogleich in sich selbst zusammenbrechen und fallen machen, ist eine Schwäche des Stücks, die auch sofort den Helden um alle Sympathie bringen muß, weil ihm damit jegliches Pathos entfällt und er von da ab nur noch eine traurige, aber keine tragische Gestalt mehr ist.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Trauerspiel „In Acht und Bann" in der Anlage, in einzelnen Momenten und in der Sprache manches Vortreffliche und Anzuerkennende besitzt, allein ebenso wenig zu leugnen ist, daß es in seiner Durchführung nur schwach und mangelhaft erscheint. Der Verfasser hat leider die Technik des Dramas nicht genug studirt und ist in der eigentlichen Ausarbeitung seines Stoffs zu naturalistisch und dilettantenhaft geblieben. Das leichtlebige Temperament seines glücklichen Talents hat ihn die Sache zu leicht nehmen lassen und ihn verleitet, die Tragödie nicht zu dem vollen künstlerischen Austrage zu bringen, den sie verdient hätte. So ist das Werk zum ritterlichen Rührstück geworden, und hätte doch mehr zu sein vermocht!

Feodor Wehl.

Neue Romane.

1. Frauenehre. Roman aus dem modernen socialen Leben von Franziska Essenther. Drei Bände. Wien, Leo u. Comp. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Verfasserin ist „Beiräthin des Central-Frauen-comités des Allgemeinen Vereins für Volkserziehung und Verbesserung des Frauenloses in Wien und Stuttgart" und hat in dieser Eigenschaft die Absicht, für die Sache, der sie dient, eine Lanze zu brechen. Der Roman plaidirt für die Gleichberechtigung der Frauen in Staat und Gesellschaft. Die Heldin ist eine junge Dame, welche Neigung verspürt, Medicin zu studiren, sich auch durch frommen Betrug den Besuch der Universität ermöglicht und schließlich auch wirklich zum doctor medicinae promovirt wird. Um letzteres möglich zu machen, beeilt sich die betreffende Universität, ihre Gesetze unter sofort erlangter staatlicher Genehmigung umzuändern, sodaß künftig auch weibliche Studiosen ohne Verkleidung zugelassen werden. Die Verfasserin sucht den Beweis zu führen, daß die Frauen an Fähigkeiten den Männern nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen sind, denn ihre Heldin besteht die Examina in optima forma, während der Bruder derselben es blos zum simpeln Lieutenant bringen kann. Was uns betrifft, so hat uns das Werk Franziska Essenther's die Ueberzeugung nicht verschafft, daß die Frauen, wenigstens soweit es sich um literarische Dinge handelt, mit den Männern erfolgreich concurriren könnten. Der Roman erweist sich in allen Stücken als ein Product des Dilettantismus.

2. Pflicht und Schuldigkeit. Eine altmärkische Geschichte von Ludolf Parisius. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 5 Thlr.

Ein fleißig gearbeitetes und ehrlich gemeintes Buch, im übrigen aber das Erzeugniß des Verstandes und der Bildung, weniger des Talents. Ludolf Parisius ist kein poetischer, sondern ein politischer Kopf, und sein Werk erscheint als volksthümlicher Ausdruck seiner politischen und socialen Anschauungen. Was sich ein Mann von Intelligenz und Bildung behufs Hervorbringung eines Romans aneignen kann, hat Parisius sich angeeignet: Welt- und Menschenkenntniß und auch scharfe Beobachtung ist ihm nicht abzusprechen. Aber was ihm fehlt, ist die lebensvolle Gestaltung, die nun einmal durch bloße Verstandesthätigkeit nicht erzielt werden kann. Man hat bei der Lektüre des Romans fortwährend das Bewußtsein, sich in der Gesellschaft eines geistvollen Mannes zu befinden, aber den Eindruck eines Dichterwerks erhält man nicht. Es weht zu kühl und frostig aus diesen Blättern, und die Folge davon ist, daß des Lesers Interesse bald erkaltet.

Die Heldin der Geschichte ist Anntrine von Uchtenhagen, ein reiches, vornehmes Fräulein von ebenso vornehmem Sinn. Der Zufall fügt es, daß ein ziemlich steifer, im übrigen aber sehr achtbarer Assessor, Namens Dowat, der wilden Reiterin auf nicht mehr ungewöhnlichem Wege das Leben rettet. Beide verlieben sich, wie das nun einmal in solchen Fällen üblich ist, sofort ineinander, aber Anntrine zieht sich kühl zurück, als sie erfährt, daß der bürgerliche Assessor eben nur ein bürgerlicher Assessor ist. Inzwischen bricht der Krieg von 1870 aus, er rückt mit ins Feld und kehrt schwer verwundet heim. Das ändert die Sachlage bedeutend, und schließlich wird aus den Liebenden ein Paar, wie das von Anfang an nicht anders zu erwarten war. Um diese Geschichte gruppiren sich mehrere Episoden aus dem altmärkischen Dorfleben. Ort der Handlung ist das Gut des Reichsfreiherrn von Uchtenhagen und das Nachbardorf Siedenmorsleben.

3. Betty Rane. Roman von Mrs. Henry Wood. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 5 Thlr.

Dr. Rane verbreitet die Nachricht, seine Gattin Betty sei am Typhus gestorben, und macht Anstalten, eine Erbversicherungssumme zu erheben. Betty lebt aber, der versuchte Betrug mislingt, und die Gatten wandern aus. Dieser Vorgang wird mit gewissenhaftester Langweiligkeit in vier Bänden erzählt. Liebhaber werden sie lesen und daran Gefallen finden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die bei Costenoble in Jena erscheinende billige Gesammtausgabe von Friedrich Gerstäcker ist der Beachtung aller Freunde des beliebten Romanschriftstellers werth. Seine Beschreibungen aus dem amerikanischen Leben, die zwar kaum das Zeugniß besonders authentischer Darstellung für sich haben, dürften in ihrer Gesammtheit eine bezeichnende Epoche in den literarischen Beziehungen der Alten und Neuen Welt andeuten. Die Kluft zwischen den beiden Welttheilen, die sich täglich verringert, dürfte bald einem gegenseitig anregenden und namentlich für Deutschland wichtigen geistigen Verkehre weichen, wie denn überhaupt die Vereinigten Staaten und Deutschland, die beiden Höhepunkte moderner Entwickelung, sich brüderlich die Hand reichen sollten zu gemeinsamem Streben. Anregung hierzu bietet bereits nicht weniger ein neues gut geschriebenes Buch von J. J. Richter: „Bilder aus den Vereinigten Staaten" (Zürich, Verlagsmagazin), als ein demnächst erscheinendes Werk Bayard Taylor's, des bekannten amerikanischen Novellisten, das sich die Aufgabe stellt, den Amerikanern ein anschauliches Bild von deutschem Wesen, deutschem Leben und deutscher Sitte zu geben — beides ein vorzügliches Streben und ernsten Sinn für die Sache bekundende Bücher. Ferner erscheint gegenwärtig eine deutsche Uebersetzung der Werke des bis vor kurzem wenig bekannten amerikanischen Schriftstellers Bret Harte (Leipzig, Grunow), dessen eigenthümliche und geistvolle Schreibweise ihm schnell in Amerika große Anerkennung erwarb. Es liegen vor seine „Argonautengeschichten", „Amerikanische und spanische Sagen" und „Stadt- und Landcharakteristiken."

Ausländische Literatur.

In London ist von einem Canadenser, Daniel Wilson, ein Werk erschienen: „The missing link" (Macmillan u. Comp.), das mit wenig Witz und viel naivem Behagen sich bemüht, den Shakspeare'schen Caliban als ein Bild des fehlenden Gliedes im Entwickelungsgang des Menschengeschlechts hinzustellen. Gewiß eine lohnende Aufgabe, wenn man bedenkt, daß Dutzende der abscheulichsten Affenarten dem Verfasser die Arbeit gern erleichtert hätten. Ein englisches Blatt stellt der Arbeit ungefähr das Prognostikon, daß, wenn die Affen lesen lernten, das Buch einigen Beifall finden würde, und wundert sich darüber, daß eine wohlrenommirte londoner Firma den Verlag solcher Schriften übernimmt. Aber es kommt auch in Deutschland vor, daß Verlagshandlungen werthlose Werke mit ihrem Namen decken. Wir erinnern nur an ein in Commission bei L. Gräfe in Hamburg in diesem Jahre erschienenes Büchlein über Darwin: „Die Affenreligion, ein in Arizona darüber gehaltenes Gespräch in zierliche Reime gebracht von einem Menschen", das diese Thatsache zur Evidenz bestätigt.

Theater und Musik.

Das neue deutsche Theater in Strasburg geht seiner Vollendung entgegen und soll demnächst dem derzeitigen Director Alexander Heßler übergeben werden, der schon am 7. September mit den Vorstellungen zu beginnen hofft. Es mag keine große Beruhigung sein, daß die Theaterrestauration zum Pacht an den Meistbietenden ausgeschrieben ist. Sollte es doch nicht wundernehmen, wenn ein Franzose diese Gelegenheit wahrnähme, auch einen wichtigen Posten an dem neuen Unternehmen zu bekleiden, um bei Gelegenheit vaterländischer Stücke und dergleichen dem Publikum durch schlechtes Bier die Laune zu verderben.

— Zu dem von verschiedenen Seiten als verbürgt erklärten Gerüchte einer Instrumentirung des „Rasenden Ajax" durch Richard Wagner bietet ein italienischer Componist ein Gegenstückchen, indem er sich in seines Nichts durchbohrendem Gefühle an den Schiller'schen „Wallenstein" machte, der nun glücklich auch dem Los der Schicksalsbrüder aus der großen Familie der dramatischen Morde verfallen ist. „Laß es jetzt gut sein, Seni."

Bibliographie.

Andree, R., Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Bergmann, F. W., strassburger volksgespräche in ihrer mundart vorgetragen und in sprachlicher und literarisch sittengeschichtlicher hinsicht erläutert. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bergsöe, W., Von der Piazza, del Popolo. Novellen-Cyklus aus Rom. Deutsch von F. Busch. Volksausgabe. 3 Thle. in 1 Bd. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 Thlr.

Bolanden, C. v., Die Staatsgefährlichen. Erzählung für das Volk. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 3 Ngr.

Brachvogel, A. E., Fürst Bismarck, deutscher Reichskanzler. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828. Neue Ausgabe. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Carldo, C., Der Aufstand der Carlisten oder die Tiger des spanischen Bürgerkrieges. 1stes und 2tes Heft. Heidelberg, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. à 4 Ngr.

Deutschland in Wort und Bild. Eine geographisch-geschichtliche Rundschau. Leipzig, Spamer. Gr. 4. 15 Ngr.

Diefenbach, L., Arbeit macht frei. Erzählung. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Düntzer, H., Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 58stes Bdchn. 1ste Abth. Erläuterungen zu Goethe's Werken. 15tes Bdchn. Erzählungen. I. Reise der Söhne Megaprazons und Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Erläutert von H. Düntzer. Leipzig, Wartig. Gr. 16. 7½ Ngr.

Feddersen, D., Zionslieder. Hamburg, Koch. Gr. 16. 18 Ngr.

Flugi, A. v., Die Volkslieder des Engadin. Nebst einem Anhang engadiner Volkslieder im Original und in deutscher Uebersetzung. Straßburg, Trübner. 8. 24 Ngr.

Frič, J. V., Zur Idee des demokratischen Kulturstaates. Ein Beitrag zur Verfassungslehre. Berlin, zum Felde. Gr. 8. 10 Ngr.

Goedeke, K., Gottfried August Bürger in Göttingen und Gellinhausen. Aus Urkunden. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 15 Ngr.

Goltz, Freih. v., Die Grenzen der Lehrfreiheit in Theologie und Kirche. Referat vor der Bonner Pastoralkonferenz. Bonn, A. Marcus. 8. 5 Ngr.

Görwitz, H., Das erste kaiserlich deutsche Lothringer Jäger-Bataillon im Lager, oder das Jahr nach dem Tage von Ems. Dramatischer Triumphzug durch die Ruhmes-Walhalla 1870—1871. Patriotisches-Erinnerungs- und Spiegelbild zur jährlichen Nationalfeier der sieg- und glorreichen Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs. Ellrich, Expedition der deutschen Krieger-Zeitung. Gr. 8. 10 Ngr.

Greif, M., Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel. Mit einem Vorspiel. München, J. A. Finsterlin. 8. 1 Thlr.

Hartmann, J., Humanität und Religion. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 25 Ngr.

Hintner, V., Beiträge zur tirolischen Dialektforschung. I. Wien, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Huber, A., Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 Ngr.

Hüffer, H., Ungedruckte Briefe Napoleons aus den Jahren 1796 und 1797 im Besitze des Haus-, Hof- und Staats-Archives in Wien. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Karsten, J., Oliver Goldsmith. Ein Gesammtbild seines Lebens und seiner Werke. Straßburg, Trübner. 8. 1 Thlr.

Kraus, V. v., Zur Geschichte Oesterreichs unter Ferdinand I. 1519—1522. Ein Bild ständischer Parteikämpfe nach den Quellen bearbeitet. Im Anhang: Briefe und Aktenstücke dieser Periode. Wien, Beck. Gr. 8. 24 Ngr.

Krüger, W., Dr. Friedrich Ribbentrop. Aus dem Leben eines Missionars. Bremen, Müller. 8. 20 Ngr.

Lambel, H., Bericht über die im August und September 1872 angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Lindolf, A., Nitetis. Dramatisches Gedicht. Mit freier Benutzung eines Romans des Geo. Ebers. Hannover, Helwing. 8. 1 Thlr.

Linsenmann, F. X., Der ethische Charakter der Lehre Meister Eckhardt's. Tübingen, Fues. 4. 24 Ngr.

Meyer, C., Die Nibelungensage. Basel, Schneider. 4. 16 Ngr.

Mohl, R. v., Das deutsche Reichsstaatsrecht. Rechtliche und politische Erörterungen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Moshamer, J. A., Geschichten vom Teufel mit Einschluß der interessantesten Volkssagen, Geister- und Gespenster-Märchen, nationalen Gebräuchen und wahnwitzigen Sprüchen. Wien, Wenedikt. 16. 12 Ngr.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Herausgegeben von einer Anzahl von Gelehrten. 10ter Bd.: Wind und Wetter. Gemeinfaßliche Darstellung der Meteorologie von E. Lommel. München, Oldenbourg. 8. 24 Ngr.

Oeynhausen, J. Graf v., Fürstlich Blut. Ein Beitrag zur Genealogie des Hauses der Welfen. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 7½ Ngr.

Palmer, C., Geistliches und Weltliches für gebildete christliche Leser. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pecht, F., Kunst und Kunstindustrie auf der Wiener Weltausstellung 1873. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Philosophie der griechischen Mythologie und die Entdeckung der Bedeutung der Gottheiten und Mythen. Elberfeld, Fröbling. Gr. 8. 5 Ngr.

Putlitz, G. zu, Ausgewählte Werke. 3ter Bd. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Remling, F. X., Cardinal von Geißel, Bischof von Speyer und Erzbischof von Köln im Leben und Wirken. Sammt Urkundenbuche. Speyer, Kleeberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Ritter, M., Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolfs II. (1598—1612.) 2ter Bd. Schaffhausen, Baader. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roesler, R., Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedelung auf der unteren Donau. Abhandlung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Culturhistorische Skizzen aus der nächsten Umgebung Berlins. 1stes Heft. Weißensee und seine Umgebungen. Eine culturhistorische Skizze von H. Joachim. Charlottenburg, Fritze. Gr. 8. 10 Ngr.

Stähelin, R., Erasmus Stellung zur Reformation hauptsächlich von seinen Beziehungen zu Basel aus beleuchtet. Academische Probevorlesung. Basel, Schneider. Gr. 8. 8 Ngr.

Stimming, A., Der Troubadour Jaufre Rudel, sein Leben und seine Werke. Kiel, Schwers. Gr. 8. 24 Ngr.

Sydow, Aktenstücke betreffend das vom königl. Consistorium der Provinz Brandenburg über mich verhängte Disciplinarverfahren vor dem hohen Evangelischen Ober-Kirchenrath als höherer Instanz. (Der Aktenstücke 2te Sammlung.) Berlin, Henschel. Gr. 8. 6 Ngr.

Twardowski, v., Die Gefechte des 3ten Armee-Korps bei Le Mans vom 6. bis 12. Januar 1871. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 Ngr.

Vogelmann, A., Ueber metrische und rhythmische Schlüsse. Tübingen, Fues. Gr. 8. 6 Ngr.

Warnefried, C. B. A., Anfang und Ende der Irren und Wirren in unseren Tagen mit Bezug auf Recht und Freiheit beleuchtet mit der Fackel der Wahrheit. Regensburg, Manz. 8. 20 Ngr.

Von Weißenburg bis Metz. Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte des Jahres 1870 von einem preußischen Staabsoffizier. Berlin, Janke. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Weiß, C. O. M., Die metaphysische Theorie der griechischen Philosophie nach ihren Principien dargestellt. Dresden, Adler. Gr. 8. 15 Ngr.

Wislicenus, G. A., Gegenwart und Zukunft der Religion. Zu der von Strauß angeregten Frage über „den alten und neuen Glauben". Leipzig, Keil. 8. 14 Ngr.

Wolf, A., Lukas Geizkofler und seine Selbstbiographie. 1550—1620. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber den Einfluss der Tonlehre auf Herbart's Philosophie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Zur Orientirung über Chiwa. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 11. September 1873.

Beiträge zur Kenntniß der deutschen Volksart.

1. Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Achter Band. Stuttgart, Cotta. 1873. Gr. 8. 5 Thlr. 26 Ngr.
2. Ueber die Eddalieder. Heimat. Alter. Charakter. Von J. Jessen. Halle 1871.
3. Edda. Lieder germanischer Göttersage. Von Werner Hahn. Berlin, Haude und Spener. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Von dem übelen Weibe. Eine altdeutsche Erzählung. Mit Anmerkungen von Moritz Haupt. Leipzig, Hirzel. 1871. 8. 20 Ngr.
5. Das Spiel von den zehn Jungfrauen, ein deutsches Drama des Mittelalters. Vortrag, gehalten in der Aula der Universität zu Rostock im Februar 1872 von Reinhold Bechstein. Rostock, Kuhn. 1872. 8. 10 Ngr.
6. Faust. Das Volksbuch und das Puppenspiel. Von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Winter. 1873. 8. 15 Ngr.
7. Das oberammergauer Passionsspiel. Von Adolf Stern. Dresden, L. Wolf. 1871. 8. 7½ Ngr.
8. Das oberammergauer Passionsspiel nach seiner geschichtlichen, künstlerischen, ethischen und culturhistorischen Bedeutung und unter Berücksichtigung älterer und neuerer Kritik dargestellt von W. Dubbers. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1872. 8. 1 Thlr.
9. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Siebenter Band: Das Narrenschiff von Sebastian Brant. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr.
10. Der Froschmäusekrieg. Nach Rollenhagen's „Froschmäuseler". Für Jung und Alt bearbeitet von G. Mensch. Mit Illustrationen von G. Süs. Stuttgart, Kröner. 1871. Hoch 4. 1 Thlr. 12 Ngr.
11. Henneke Knecht. Ein altes niederdeutsches Volkslied. Herausgegeben mit der alten lateinischen Uebersetzung und Anmerkungen von Hoffmann von Fallersleben. Berlin, Lipperheide. 1872. Gr. 4. 20 Ngr.
12. Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Fünfter Band: Gedichte von Georg Rodolf Weckherlin. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr.
13. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Sechsunddreißigster Band: Ueber die Ehe. Von T. G. von Hippel. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Emil Brenning. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 10 Ngr.

Die reiche Auswahl von literarischen Erzeugnissen der letzten Zeit, die wir oben zusammengestellt haben, läßt einen Blick in den lebhaften und erfolgreichen Betrieb der Studien thun, aus deren Kreise sie stammen. Sie sind ohne Ausnahme, gleichviel ob ihr Stoff der grauen Vorzeit oder beinahe unserer eigenen Gegenwart angehört, durch die Hülfsmittel der modernen Germanistik gestaltet und auch dann, wenn sie, wie die Mehrzahl darunter, für ein größeres gebildetes Publikum bestimmt sind, mit dem Stempel dieser relativ jungen und doch schon so tüchtig fortgeschrittenen Wissenschaft bezeichnet. Natürlich trägt unter so vielen von den verschiedensten Ecken der Windrose hier zusammengewehten Leistungen die eine ein kräftigeres und entschiedeneres Gepräge der Meisterschaft als die andere, aber keiner einzigen fehlt wenigstens das Bestreben, sich dem allmählich ausgebildeten Typus einer genügenden oder tüchtigen Arbeit im Sinne der strengen Wissenschaftlichkeit möglichst anzunähern. Wir können hierin, nicht sowol vom Standpunkte des beschränkten Fachinteresses als vielmehr von einem weit höhern und allgemeinern, einen sehr erfreulichen Zug in der geistigen Signatur unserer Zeit erblicken.

Man dürfte behaupten, schon diese hier zusammengestellte Auswahl genüge, um die bis zum Ueberdruß wiederholte Klage über die Gleichgültigkeit oder Abneigung unserer Zeit gegen alle nicht auf sogenannte unmittelbar praktische Ziele gerichteten wissenschaftlichen Bestrebungen zu widerlegen. Wo ist auch nur in einer einzigen dieser Schriften eine solche Beziehung zu entdecken? Nicht einmal insoweit, als etwa die eine und die andere darunter für das Bedürfniß des Unterrichts und demnach für einen Bereich,

der, abgesehen von seinem Inhalt, an sich praktisch heißen kann, bestimmt wäre. Keine Frage daß die naturwissenschaftlichen Disciplinen eine unendlich reichere Literatur produciren, und daß das Publikum für sie in demselben Verhältniß größer ist. Aber wenn auch zugegeben werden muß, daß sie in gewissem Sinne das Schoskind der Gegenwart heißen mögen, und daß sie es geworden sind weil sie nach ihrem Inhalte in nächster Wahlverwandtschaft zu dem modernen Utilitarismus stehen, oder richtiger zu dem so mächtigen und in seinen Erfolgen so großartigen Triebe unserer Zeit, die Kräfte der Natur dienstbar zu machen und sie den Zwecken des menschlichen Verstandes und der menschlichen Cultur zu unterwerfen: so ist doch ihre Vorherrschaft in der Neigung des Zeitgeistes und auf dem literarischen Markte noch keine ausschließende Alleinherrschaft, ja kaum eine die andern beschränkende Bevorzugung. Sehen wir uns nur im Kreise der deutschen Bücherwelt um. Wie massenhaft treten neben ihnen die Geschichte und Politik, die Staats- und Gesellschaftswissenschaften, die Philologie und Linguistik, ja selbst die Philosophie und Theologie noch immer auf. Auch ihre Leistungsfähigkeit hat sich der Zahl nach — wenn man einmal an die Statistik anstreift, so mag man sich auch auf die Zahl berufen — mindestens im richtigen Verhältniß gesteigert, und nichts hat bisjetzt darauf hingedeutet, daß sich die Theilnahme der Zeit von ihnen ab- und allein dem naturwissenschaftlichen Gebiete zuwenden wolle. Die Calamität, die gegenwärtig auf dem ganzen deutschen literarischen Verkehr lastet, drückt die naturwissenschaftliche Literatur so gut wie jeden andern Zweig. Sie hat mit der relativen Bevorzugung, deren die eine oder die andere Wissenschaft genießt, wie man weiß, nicht das geringste zu thun und darf daher in keiner Weise als Maßstab für dauernde Zustände verwandt werden, womit nicht gesagt sein soll, daß man sie für schnell vorübergehend halten dürfte. Denn das gestörte Gleichgewicht unserer gesellschaftlichen Zustände, der materiellen Ansprüche der Individuen und des Geldwerthes, kann nicht so leicht wiederhergestellt werden, als es der wohlberechtigte Wunsch aller wahren Freunde unserer Nation und besonders der wahren Freunde der industriellen Klassen in ihr ist. Verstand und Gewissen sind in diesen Kreisen allzu sehr aus den Fugen gewichen.

So läßt sich denn auch mit einiger Sicherheit prophezeien, daß die nächsten Jahre wol nicht eine so reiche Fülle auf dem Literaturgebiete dem diese Betrachtungen zunächst gelten, zu beliebiger Auswahl bieten werden, wie es die letzten Jahre oder das letzte Jahrzehnt gethan haben. Um so mehr wollen wir uns des Gebotenen freuen und von der regen Theilnahme, die sich daraus für den Inhalt im allgemeinen erkennen läßt, zugleich eine Bürgschaft entnehmen, daß sich die Gebildeten unserer Nation auch dann noch ihre verständnißvolle und wohlgesinnte geistige Verbindung mit den Schätzen unserer nationalen Vergangenheit nicht rauben lassen werden, wenn trübe und wüste Evolutionen oder Revolutionen das Gemüth befangen machen und verstören, und wenn demgemäß das nächste Interesse des Tags augenblicklich alle feinern und idealern Bedürfnisse des Geistes in den Hintergrund drängt. Sowenig wie der Kern unserer nationalen Bildung und unserer nationalen Substanz durch den gemeinsamen Ansturm der in ihrem innersten Wesen identischen und gleich undeutschen socialen und ultramontanen Revolutionäre zu überwältigen ist, sowenig wird auch der große und schöne Bau der modernen Germanistik von der schmuzigen Brandung dieser antideutschen Sturmfluten weggerissen werden.

Von jedem Gesichtspunkte aus, namentlich aber von dem, der uns, wie die Ueberschrift besagt, diesmal als leitender gilt, würde der achte Band von „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" (Nr. 1) an die Spitze unserer Betrachtung zu stellen sein. Die beiden verdienten Herausgeber, Keller und Holland, haben das herrliche Denkmal des großen Dichters und nicht minder großen Forschers und Darstellers damit auf die würdigste Weise gekrönt. Ist es auch nur ein Torso, diese „Schwäbische Sagenkunde", welche den größten Theil des achten Bandes einnimmt, so lassen sich doch auch an ihm alle die eigenartigen Vorzüge von Uhland's Weise genugsam erkennen; und müssen wir uns mit Trauer sagen, daß die Gestalt des Ganzen, wie sie vor dem Geiste des Autors stand, uns für immer verborgen bleiben wird, so mögen wir uns doch auch an dem Bruchstücke erfreuen, weil es in jedem einzelnen Gliede von frischem und tiefem Leben erfüllt ist. Die „Schwäbische Sagenkunde" stammt, wie einzelne urkundliche Zeugnisse angeben, aus der spätesten Zeit Uhland's. Erst 1848 ist der Plan, den wir jetzt als theilweise ausgeführtes Gebäude kennen lernen, von dem Meister concipirt worden, und zwar charakteristisch genug in Frankfurt, wo er als Mitglied des Parlaments ebenso seiner Heimat wie seiner gewohnten gelehrten Thätigkeit entrückt war. Aber gerade durch den Gegensatz des innerlich und äußerlich Fremdartigen krystallisirte sich in ihm das heimatliche Element um so energischer. „Es ist", sagte er, „nun, wo ich von Hause weg bin, als ob mir Schwaben deutlicher geworden wäre." So sollte das großangelegte Werk — es war auf zwei Bände berechnet, von deren erstem etwa zwei Drittel vollendet sind — recht eigentlich dem Gemüthsbedürfnisse des Forschers dienen, der, solange er in seiner Heimat selbst in stiller und rastloser Arbeit von beinahe anderthalb Menschenaltern sich in die Wissenschaft versenkt hatte, gleichsam von selbst alle geistigen Fäden, die er aus dem Schatze seines Denkens und Sinnens spann, wieder an diese ihm über alles theuere Heimat anknüpfte, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, weil er so ganz und völlig von ihrer Atmosphäre erfüllt war. Draußen aber — und ihm galt schon der so nahe verwandte fränkische und rheinische Boden als ein Draußen — konnte er eben deshalb auch nur in einer specifisch schwäbischen Arbeit den Heimatsboden und die Heimatsluft seines Gemüths finden und sich dadurch die leibliche Trennung von beiden erträglich machen. Ihm selbst erschien es seltsam, daß er den Winter vorher, wo er noch ruhig in Schwaben lebte, sich so eingehend mit fränkischer Mythe und Sage beschäftigte, während er jetzt in Franken nur im schwäbischen Volksthum leben konnte. Dem seelenkundigen Beobachter wird daran nichts seltsam vorkommen.

Es ist hier nicht nöthig, die eigenthümlichen Züge, die durchweg ebenso viel Vorzüge sind, von Uhland's Art als Forscher und Darsteller, als Gelehrter und wissenschaftlicher Schriftsteller hervorzuheben. Unsere Zeitschrift ist von Anfang an der Publication seines Nachlasses mit der gebührenden Aufmerksamkeit gefolgt, welche diese in ihrer Weise einzige Erscheinung in unserer Literatur, ja in der gelehrten Literatur überhaupt verdient. Denn wenn es auch nicht gerade selten ist, und noch mehr in den frühern Zeiten der schwachen Verbindung der Individuen untereinander und des mangelhaftern persönlichen Verkehrs mit Gleichstrebenden und mit der Oeffentlichkeit im allgemeinen nicht selten war, daß aus dem Nachlasse eines zu Lebzeiten wenig gekannten Mannes bedeutende opera posthuma ans Licht treten, so liegt hier der Fall doch ganz anders. Einmal indem er in die neueste Zeit gehört, die in jeder Art eine freiwillige oder gezwungene Isolirung und Verborgenheit fast unmöglich macht, dann weil es nicht einen namenlosen oder von wenigen gekannten Mann, sondern einen der meistgenannten, ja man darf wol sagen den betrifft, der, solange er lebte, vor allen andern der Liebling des ganzen deutschen Volks war, und der zugleich auch in seiner specifischen Eigenschaft als Gelehrter von allen Berufenen, sowol von denen, die das Glück seiner persönlichen Bekanntschaft genossen, wie von denen, welchen nur durch Hörensagen oder aus wenigen gedruckten Zeugnissen seines Geistes die Mittel dazu geboten waren, als eine der ersten Größen der Wissenschaft einstimmig anerkannt wurde. Endlich aber steht das, was nach Uhland's Tod zum Vorschein gekommen ist, so außer allem Verhältniß, sowol was Gehalt als Umfang betrifft, zu dem, was sonst auch die bedeutendsten opera posthuma bringen, daß sich auch darin etwas Einziges, nur in Deutschland, und auch hier nur in Schwaben Mögliches offenbart.

Noch etwas anderes, scheinbar der volle Gegensatz zu dem eben Berührten, sei noch erwähnt als charakteristisches Ergebniß der „Schwäbischen Sagenkunde" Uhland's, wenn man sie von einem allgemeinern Standpunkt aus ansehen und das einzelne mit seinem bunten Gewirre unzähliger mythologischer, märchenhafter, historischer und sittengeschichtlicher Gebilde der Einzelforschung überlassen will, die davon den gebührenden Gewinn zu ziehen nicht versäumen wird. Das specifisch oder particular Schwäbische nämlich, auf das es doch Uhland vorzüglich abgesehen hatte und das sein Auge besser als irgendein anderes zu erkennen gerüstet war, ist doch im Vergleich mit dem allgemein Deutschen aller dieser Erzeugnisse thatsächlich von unendlich untergeordnetem Belang. Freilich fehlt das Particuläre nicht ganz, wie dies schon die Anknüpfung an einen bestimmten Boden, an diesen oder jenen Berg oder Fluß, diese oder jene Stadt oder Burg in Schwaben selbstverständlich mit sich bringt. Aber einmal findet sich das, was sich in Schwaben localisirt hat, beinahe in jedem einzelnen Falle nachweisbar auch in jedem andern Theile Deutschlands, was sehr viel heißen will, wenn man bedenkt, wie dürftig und trüb die Quellen der Ueberlieferung dieser Dinge allerwärts fließen; und, was noch mehr ist, dem Inhalte nach stimmt auch das, was der Form nach nur dem bestimmten Local anzugehören scheint — so lange nämlich bis irgendein weiterer Fund es auch anderwärts aufdeckt — völlig mit dem allgemein deutschen Typus desselben Gebildes überein. Es bestätigt sich also hier die Wahrnehmung, die wir je länger je mehr für unumstößlich sicher halten und die zugleich von unabsehbar praktischer Tragweite ist, daß das innerste Gefüge der deutschen Volksseele ein über alle maßen einheitliches und einartiges ist. Die landläufige Anschauung geht, wie man weiß und zum Ueberdruß selbst von solchen wiederholen hört, denen man einen tiefer dringenden Blick in das Wesen der Erscheinungen wol zutrauen oder wünschen dürfte, gerade nach dem Entgegengesetzten hin. Sie betont die Absonderlichkeiten, das Trennende in der äußern Erscheinung und in dem vulgären Bewußtsein der Gegenwart und erlaubt sich, darauf gestützt, den logischen Salto mortale, daß daraus die Wirkung einer gleichwerthigen Ursache in der innersten Anlage unserer nationalen Substanz ersehen werden könne. Wenn dann weiter daraus alle die bekannten praktischen Folgerungen abgeleitet werden, die der verschämte und unverschämte Particularismus unserer Schwarzen und Rothen gleichsam durch eine naturgesetzliche Nothwendigkeit zu begründen beflissen ist, so wollen wir hier nicht über die Berechtigung derselben discutiren, sondern nur darauf hinweisen, daß gerade eben daran die Richtigkeit des Vordersatzes am deutlichsten erkannt werden kann. Denn alles, was sie als thatsächliche Beweise für sich anführen können, läßt sich mit Hülfe einer wirklichen Kenntniß der deutschen Entwickelungsgeschichte durch das Messer der Kritik sehr leicht und sehr vollständig von dem ursprünglichen Bestande des deutschen Organismus ablösen. Je älter und je naiver dieser uns entgegentritt, um so gleichartiger oder einartiger — wir wiederholen vorsätzlich diesen Ausdruck — erscheint er. Alles Separatistische, Individualisirende nicht blos, sondern Zerspaltende ist später erst hineingeleimt oder geschweißt und ließe sich daher unter gegebenen begünstigenden Möglichkeiten vollständig davon abschneiden, ohne Schaden für die Existenz, ja für die Originalität des wirklich und gesund Individualisirten, das auf dem Fruchtboden des Allgemeindeutschen naturgemäß gewachsen ist. Vielleicht daß das Geschick diese Aufgabe einer glücklichen Hand in der Zukunft noch vorbehalten hat, vielleicht aber auch nicht. Dann mögen die Grillen, Schrullen und Schnurrpfeifereien, worauf alle die sogenannten deutschen „Eigenthümlichkeiten" hinauslaufen, bis zum Ende aller Tage conservirt werden und nach Belieben kräftigst wuchern, wie sie es von je gethan haben, sobald ihnen Raum gegeben wurde. Aber auch dann bleibt es bei dem, was als geschichtliche Wahrheit heute wie nach oder vor tausend Jahren gilt: nur der reflectirte Eigensinn der Individuen, also die gemeinste und allgemeinste Anlage aller Deutschen aller Zeiten, hat es unter Begünstigung des geschichtlichen Zufalls vermocht, wenigstens dem oberflächlichen Blicke das so unendlich gleichartige Gefüge des deutschen Wesens zu verdecken.

Je mehr man aber im Interesse der geschichtlichen Wahrheit, das, wie immer, mit dem wohlverstandenen Interesse der deutschen Nation selbst zusammenfällt, die Ur-

sprünglichkeit und Gleichartigkeit ihres Gefüges betonen muß, um so mehr wird man sie auch vor jedem Versuche hüten, die scharfbezeichneten Grenzlinien dieser ethnologischen Individualität zu verwischen. Es zeugte bei Klopstock und Gerstenberg und ihren poetischen Nachfolgern von einer damals freilich kaum zu verübelnden Unkenntniß des wirklichen Sachverhalts, wenn sie in aller Naivetät nordisches und deutsches Götterwesen zusammenwarfen und als ein und dasselbe behandelten. Geschieht aber heute, nachdem hundert Jahre gründlichster wissenschaftlicher Arbeit verstrichen sind, das Nämliche oder etwas Aehnliches, so wird die Censur etwas strenger lauten. Auch wagt sich jener alte mythologische Synkretismus kaum mehr unverhüllt auf den Plan, doch unter der Verkleidung irgendeines leidlich wissenschaftlich zugestutzten Phrasenmäntelchens ist er wol noch hier und da zu finden und verwirrt alle Halbkenner oder ganz Unwissenden. Merkwürdig ist dabei auch wieder das Verhalten seiner deutschen Vertreter im Gegensatz zu den specifisch nordischen Gelehrten. Wir, in jener sonderbaren Mischung von überströmender Hochachtung und Verehrung für alles Fremde und mistrauischer und hämischer Befangenheit gegen das Eigene, die man durch die ganze innere deutsche Geschichte als einen bleibenden Charakterzug der krankhaften Seite unsers Naturells verfolgen kann, wir schätzen es uns zu unsaglicher Ehre, daß wir auch einen Theil an dem Odhin, dem Thor, der Midgardsschlange, dem Fenriswolf und den andern Zerrbildern einer zügellosen Phantasie haben dürfen, wenn auch einen bescheidenen, denn den Löwentheil überlassen wir natürlich unsern lieben Brüdern oder Vettern hoch oben im Norden. Diese aber weisen die so bereitwillig, ja demüthig gebotene Bruderhand auch da, wo es rein ideelle Güter und noch dazu einer erst künstlich aus dem Grabe beschworenen Vorzeit gilt, mit hochmüthiger Entrüstung zurück. Der ganze Norden sammt allen seinen Fratzen soll ihnen und nur ihnen allein gehören. Die aus aller germanischen nicht sowol als nordischen Art geschlagenen Deutschen mögen sich mit den wenigen und dürftigen Brocken eigener Mythologie begnügen, die, weil sie Cäsar und Tacitus ihnen ausdrücklich geben, ihnen nicht füglich abdisputirt werden können.

In diesem sonderbaren und confusen Zustande könnte das Schriftchen von E. Jessen, dessen vollen Titel wir unter Nr. 2 angeben, wie ein radicales Heilmittel wirken. Jessen gehört zu dem an Zahl verschwindenden Häufchen gebildeter, ja sogar wissenschaftlich hervorragender Dänen, die, im Gegensatz zu der stereotypen Feindseligkeit und gehässigen Verachtung der kopenhagener Gelehrten- und Literatenzunft gegen alles deutsche Wesen, offen zu bekennen wagen, daß Dänemark, daß der ganze Norden, seitdem es eine moderne Bildung gibt, nur ein Filial von Deutschland ist und selbstverständlich nichts anderes sein kann und darf. Damit ist er, und wer sonst wie er denkt, als Nationalfeind geächtet und zwar nicht blos in Kopenhagen, sondern auch in Christiania und Stockholm. Aber die tüchtige und scharfe Wucht seiner Forschungen bleibt trotz des Wüthens dieser angeblichen Patrioten, die auch in der Wissenschaft blos die systematische Fälschung in majorem gloriam des Nationaleigendünkels gelten lassen oder als selbstverständlich und pflichtmäßig ausüben, unversehrt. Diese seine Abhandlung über die Eddalieder, ihr Alter und ihre Heimat ist mit einer Unbefangenheit und Rücksichtslosigkeit der einzig auf die Sache und wissenschaftliche Ziele gerichteten methodischen Kritik gearbeitet, die man außerhalb Deutschlands sehr selten, im Norden fast nie zu finden gewohnt ist. Einerlei ob wir mit allen Einzelergebnissen dieser Forschung übereinstimmen — was wir entschieden nicht thun —, die Methode derselben ist, weil sie die der Wissenschaft selbst ist, die allein berechtigte. Und mit den Gesammtergebnissen werden wir, d. h. nicht blos der Schreiber dieser Zeilen, sondern alle denkenden Fachgenossen, gewiß einverstanden sein, ja wir dürfen wol sagen, daß sie für uns, die wir in der Schule der deutschen Wissenschaft gelernt haben, nicht neu sind, nämlich daß die sogenannten historischen oder richtiger heroologischen Lieder der Edda, vielleicht mit Ausnahme der Helgilieder, nur von Deutschland nach dem Norden importirtes Gut, keineswegs urgermanisches Gesammteigenthum sind, natürlich eigenartig umgebildet in dieser nordischen Gestalt, aber keineswegs zu ihrem Vortheil, soweit es sich noch erkennen läßt. Der eigentlich mythologische oder religiöse Bestandtheil der Edda dagegen ist umgekehrt eine im weitesten Maße selbständige Entfaltung gewisser allgemein germanischer religiöser Keime und Motive, aber so stark individualisirt und localisirt, namentlich, wie Jessen, freilich zu sehr ins einzelne gehend, sich nachzuweisen bemüht, durch die Naturbedingungen Islands, der eigentlichen, aber doch gewiß nicht einzigen Mutterstätte der kunstmäßigen Thätigkeit des nordischen poetischen Genius, daß Dinge wie die Völuspa, Hymisquidha, Lokasenna u. s. w. uns Deutsche — abgesehen von einigen Götternamen — gar nichts angehen.

Wenn wir nun auf dem Titel von Nr. 3 lesen: „Edda, Lieder germanischer Göttersage", so erkennen wir schon daraus jenen oben bezeichneten, nach unserer Meinung unrichtigen Standpunkt, der freilich auch dem so viel berufenern Uebersetzer der Edda, dem trefflichen Simrock, nicht ganz fremd ist. W. Hahn sucht in einer vorausgeschickten Einleitung die ihm, wie es scheint, wohlbekannte Beweisführung Jessen's zu entkräften und für die begriffliche und historische Identität des Kerns und des Geistes der Edda mit dem deutschen oder germanischen Gesammtgeiste zu plaidiren, aber wie wir glauben ohne sonderlichen Erfolg. Wir legen dabei nicht einmal Gewicht auf seine bedenklich an die paläontologische Periode unserer Germanistik erinnernde Hypothese von dem Fortleben nordischer, oder für ihn allgemein germanischer, mythologischer Ausdrücke in gewissen westfälischen Ortsbezeichnungen, so z. B. Ossenstiege, als „Asenstiege" erklärt, oder ein Bach „Saga" (der vielleicht existirt, uns aber unbekannt ist), identificirt mit der nordischen Göttin Saga, einer sehr späten und ganz specifisch nordischen Abstraction. Daß das Niederdeutsche an der Stelle, wo die Ossenstiege liegt, das hochdeutsche Ochsenstiege gerade so und nicht anders aussprechen muß, daß in Saga ein Wort A, d. h. Fluß, also Sagfluß steckt, dessen erster Theil alles Mögliche bedeuten, nur nicht mit Sagen zusammenhängen kann, sollte ein heutiger Uebersetzer der Edda nicht übersehen. Die Uebersetzung selbst ist im Gegensatz zu der Simrock'schen kaum eine solche, sondern eher eine freie Bearbeitung zu

nennen. Sie geht hierin noch viel weiter als die früher von uns besprochene von Esmarch, aber wie uns scheint nicht zum Vortheil des Gegenstandes, der, je knapper und einfacher er gefaßt wird — und dafür hat Simrock den Ton unsers Erachtens unübertrefflich richtig angeschlagen —, desto besser wirkt. Ob unsere Gegenwart überhaupt, soweit es sich nicht um die Fachgelehrten handelt, ein Herz zu diesen Dingen fassen kann, möchte noch sehr fragwürdig sein, aber daß alle Zusätze modernisirender Formengewandtheit und erweichender Geschmeidigkeit auf uns nur einen fremdartigen Eindruck machen, das werden wir uns nicht abstreiten lassen.

Ganz anders frisch und durch und durch volksthümlich deutsch werden wir berührt, wenn wir mit demselben kühnen Sprung, den Hahn von Island nach Westfalen wagt, von Skandinavien und seinen Eis- und Felsenblöcken in das Flachland zwischen Deister und Leine auf den Schauplatz des Volksliedes „Henneke Knecht" (Nr. 11) uns versetzen. Es ist eine Perle ersten Ranges unsers gesammten deutschen Volksliedes und seiner Mundart entsprechend, von wahrhaft einzigem und wahrhaft köstlichem Humor strotzend. Oft genug und auch gut gedruckt, hat Hoffmann es doch für werth gehalten, es in einem überaus prächtigen, mit allem möglichen gelehrten Apparate ausgestatteten Separatabdrucke dem deutschen Publikum noch einmal vorzulegen; aber er hat sich mit Recht gehütet, eine hochdeutsche Uebersetzung beizufügen, denn damit würde der Schmelz seiner so ganz eigenthümlichen Färbung ebenso, ja noch viel mehr abgestreift, wie es hochdeutsche Uebersetzungen Hebel's oder Reuter's thun; noch viel mehr, weil dieses Lied aus dem Volke selbst und nicht aus der Brust eines, gleichviel ob im Schwarzwald oder in Mecklenburg geborenen, doch immer hochdeutsch athmenden gebildeten Mannes entsprungen und deshalb in jeder Faser niederdeutsch ist.

Humor in Fülle, aber in gänzlich anderer Gestalt, wenn auch zuletzt aus einer und derselben Wurzel entsprungen wie in „Henneke Knecht", findet ein moderner Leser in S. Brant's „Narrenschiff" (Nr. 9), das hier Goedeke's fleißige Hand in einer saubern Ausgabe, ganz in der bekannten Weise der großen und so erfolgreichen Sammlung, deren siebenten Band es bildet, uns vorführt. Neuerdings ist durch Simrock's Uebersetzung das eigentlich nur noch literarhistorisch berühmte Werk weitern Kreisen zugänglich gemacht worden, doch, wie es scheint und sich voraussehen ließ, ohne besondern Eindruck. Denn es gibt wol kein einziges weltberühmtes Literaturerzeugniß — und dafür darf das „Narrenschiff" mit Recht gelten —, das so gänzlich nur unter geschichtlichen Voraussetzungen, und zwar unter sehr complicirten und umständlichen, auf die spätere Zeit wirkte.

Goedeke bietet durch eine treffliche Einleitung und meist genügende Anmerkungen dem immer mehr wachsenden Kreise von wissenschaftlich, wenn auch nicht eigentlich fachwissenschaftlich vorbereiteten Freunden unserer ältern Literatur und Cultur eine sehr bequeme Handhabe zum Verständniß des so überaus merkwürdigen Buchs, und wir zweifeln nicht, daß er sich damit den Dank sehr vieler verdient hat.

Gleichfalls ein Wiederbelebungsversuch einer verschollenen literarischen Größe, aber zu einem andern Ziele hingeführt, ist die illustrirte Bearbeitung des Rollenhagen'schen „Froschmäuseler" durch G. Mensch (Nr. 10). Es ist hauptsächlich auf die reifere Jugend abgesehen, der die fein ausgeführten Illustrationen von G. Süs gewiß gefallen werden, wenn sie uns andern auch etwas mehr als nöthig an die Typen von Kaulbach's Reineke Fuchs erinnern. Daß der Froschmäuseler im Original eine ziemlich ungenießbare Speise für den heutigen Geschmack ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Daß sich aber in dem Bestandtheile, der aus der antiken Thierfabel und ihren Weiterbildungen entnommen ist, mitunter wol auch in den Stücken, die Rollenhagen im Geiste der Alten dazu erfunden hat, manches Ansprechende, Launige, ja gelegentlich wol auch etwas echt Komisches findet, ist ebenso gewiß, und dessen Wirkung muß, wenn es in leidlich zugänglicher Form geboten wird, eine bleibende, namentlich auf die Phantasie der Jugend sein. Der Bearbeiter hat sich zwar nach seiner eigenen Aussage bestrebt, den alterthümlichen und originellen Zug seiner Vorlage durch seine Uebersetzung nicht zu verwischen, doch scheint es uns, als wenn er oft genug ohne Schaden für das moderne Ohr und das moderne Verständniß sich enger an die etwas eintönigen, aber doch tönenden und kraftvoll einherschreitenden Verse des alten Textes hätte halten können. Doch geben wir zu, daß er im Sinne anderer vielleicht das Rechte getroffen hat. Jedenfalls aber war es richtig, alle jene unendlich weitschweifigen didaktischen Episoden, jene Vorlesungen über Privat- und Staatsmoral, Kirche und Schule, Kirche und Staat, die einem Rollenhagen und seinen Zeitgenossen als eigentlicher Kern des Ganzen galten, einfach beiseite zu lassen. Wir sind völlig zufrieden mit der noch immer schmackhaften Schale.

Der Zeit nach eng sich mit der vorigen berührend und auch im Geiste viel näher verwandt, als man auf den ersten Blick ahnt, tritt uns wieder einmal die ewige und unverwüstliche Gestalt des deutschen Faust entgegen, und zwar in einer zweifachen Bearbeitung, erstens als das prosaische deutsche Volksbuch „Historie von Dr. Johann Fausten u. s. w.", dessen ältester Druck Frankfurt a. M. bei Johann Spies 1587 erschien (1868 von A. Kühne mit den Varianten der Ausgabe von 1590 wieder abgedruckt). Simrock hat seinem Texte (Nr. 6) diesen ältesten, indeß in hier und da abkürzender und in der äußern Form verständig modernisirender Umarbeitung zu Grunde gelegt, ihn aber auch noch durch einige in der Ausgabe von 1587 nicht enthaltene Stücke der Ausgabe von 1592 ergänzt, endlich noch einige der gehaltvollern Kapitel aus den bekannten, etwas spätern, gelehrt romanhaften Bearbeitungen von Widmann und Pfitzer hinzugefügt, und so ein Ganzes gestaltet, das man ebenso gut sein Eigenthum wie den treuesten Spiegel der ursprünglichen Ueberlieferung nennen darf, falls man es nur nicht pedantisch und buchstäblich verstehen will. Der zweite, offenbar poetisch werthvollere Theil ist das überwiegend aus dem Gedächtniß von Simrock wiederhergestellte Puppenspiel, das ja noch heute überall gegeben wird und den meisten Lesern bekannt sein wird. Simrock hat dazu noch andere Quellen, unter andern den Below'schen Druck benutzt, und auf diese Art in eigener freier Schöpfung ein durch und durch dramatisch

belebtes, höchst wirksames Gebilde geliefert, dem wir an Stelle der oft recht schwachen und läppischen Texte unserer Puppentheater die allgemeinste Verbreitung als Libretto wünschten. Wahrscheinlich wird sich aber dieser Wunsch nicht erfüllen, da der Instinct für das Verkehrte und Unschöne bei den Zuschauern und den Schauspielern unüberwindlich ist.

Dagegen treten wir mit der schönen Auswahl aus Georg Rodolf Weckherlin's Gedichten, die Goedeke als fünften Band der „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts" (Nr. 12) bringt, in eine ganz andere Welt. Brant, Rollenhagen, „Faust" oder das Lied von „Henneke Knecht" sind so durch und durch echt deutsch in ihren Vorzügen und in ihren Mängeln, daß, wer ohne literarhistorische Kenntnisse den Kunstdichter Weckherlin danebenhält, der doch noch ein Zeitgenosse Rollenhagen's war und etwa hundert Jahre nach Sebastian Brant geboren ist, ihn weder für deutsch noch für einen Sohn des 16. Jahrhunderts halten würde, wenn nicht die äußere Sprachform ihn deutlich in dieselbe Zeit verwiese. Die lehrreiche Einleitung des Herausgebers bietet alles, was nothwendig ist zum innern Verständniß dieses in seiner Art doch immer sehr gut ausgestatteten Dichters, der nur deshalb nicht etwas für immer Gültiges hervorzubringen vermocht hat, weil er sich unter die Herrschaft der ausländischen Muster, der französischen, italienischen und englischen Kunstpoesie der gebildeten Kreise beugte. Es war der erste talentvolle Bahnbrecher dieser neuen Richtung, deren große und allgemein durchdringende Erfolge sich freilich an einen andern Namen, Opitz, knüpfen, weil dieser mit noch viel sichererm Instincte als Weckherlin die eigenthümliche Geschmacksrichtung seines Publikums zu treffen wußte.

Zurück zu dem volksthümlichen Boden führen uns die drei unter Nr. 5, 7, 8 aufgezählten Schriften über mittelalterliche und moderne geistliche Schauspiele. Reinhold Bechstein hat das in unserer Literargeschichte so viel genannte „Spiel von den zehn klugen und thörichten Jungfrauen", von dem jetzt schon zwei ziemlich abweichende Texte bekannt sind, zu einer ansprechenden populär gehaltenen Auseinandersetzung über das deutsche Volksdrama des Mittelalters benutzt, die den sehr zerstreuten, massenhaften und meist sehr confusen Stoff in großen und verständig gezeichneten Zügen den Gebildeten von heute nahe bringt.

Die beiden Darstellungen des „oberammergauer Passionsspiels" sind zwei Tropfen aus der Flut von Literatur, welche die jüngste Aufführung 1871 in unserm schreibseligen Zeitalter hervorgelockt hat. Beide geben neben einzelnen lehrreichen Notizen im ganzen nur das Altbekannte. Die äußere Geschichte des gegenwärtigen Textes, die jedenfalls dem Culturhistoriker das Wichtigste wäre, genauer und weiter zurück zu erforschen, ist beiden nicht gelungen. Dieser gegenwärtige Text selbst ist, wie die eine unserer beiden Schriften sagt, weder protestantisch noch katholisch. Er ist ein merkwürdiges Zeugniß der Ausstrahlung unserer idealistisch-humanitären Bildungsperiode, zunächst des Klopstock-Herder'schen Geistes, bis in jenen fernsten und finstersten Winkel Deutschlands. Die glänzenden Lichtstrahlen brechen sich hier freilich seltsam genug, aber doch bleibt es immerhin merkwürdig, daß es einmal eine Zeit gab, wo so etwas in dem Schose des katholischen Deutschland, in der Heimat des münchener „Vaterland" und des „Volksboten" möglich war. Heute wäre es undenkbar. Wenn heute irgendein katholischer Curatus bojarischen Stammes einen solchen geistlichen Text zu schreiben hätte, so würde dieser sehr genau im Stile der Jesuitenpoesie des 16. Jahrhunderts abgefaßt werden, vielleicht in einem noch barbarischern und „urwüchsigern". Denn „urwüchsig" heißt ja bei diesen Leuten all das moderne Heidenthum und die wüste Roheit, welche die Söhne Loyola's seit dem 16. Jahrhundert in das damals wirklich kerndeutsche, jetzt aber in seinem Gewissen und seinem Gemüthe systematisch entdeutschte bairische Volk eingeschleppt haben.

Wenden wir uns von diesem trüben Bilde zum Schlusse zu einem erfreulichern. Die Leser kennen die groß angelegte Sammlung von Ausgaben classischer deutscher Schriften des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wozu die vorliegende, von Hippel's berühmte Betrachtungen „Ueber die Ehe" (Nr. 13) gehört. Das Buch selbst ist jedem Gebildeten bekannt, die Neuausgabe von E. Brenning aber erhält durch die eingehende Vergleichung der ältern Gestalten des Textes mit der jetzigen, letzten, originalen einen bedeutenden culturgeschichtlichen Werth.

Einen drolligern Contrast zu Hippel's idealer Auffassung der Ehe, insbesondere der Stellung des Weibes und der weiblichen Eigenart, kann man sich kaum denken, als in der altdeutschen Erzählung vom „Uebelen Weibe" (Nr. 4), die M. Haupt zum Gegenstand einer sorgfältigen philologischen Bearbeitung gemacht hat. Die Leiden, sogar die Beulen und Wunden eines armen Ehekrüppels werden hier in drastischen Zügen und im derbsten Realismus, aber zugleich in einer äußerst gebildeten Sprache geschildert, sodaß man sieht, der Verfasser blickt nur von oben her in diese gemeine Welt, ist aber selbst in einer andern Sphäre zu Hause, etwa so wie Nithart das Bauernleben poetisch verwerthete, nur mit etwas gesunderm Humor als dieser, der eigentlich doch immer in der Ironie stecken bleibt und nie recht humoristisch wird.

Heinrich Rückert.

Schriften über Staat, Kirche und Jesuitismus.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

4. Das moderne deutsche Kaiserreich und die Katholiken, von Philalethes Freimuth. Luxemburg, Brück. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir haben es hier mit einem Kämpen für Encyclica und Syllabus, mit einem Parteigänger für Papstthum und Jesuitismus und im Grunde für Frankreich gegen das Deutsche Reich, seinen Kaiser und Reichskanzler zu thun. Es ist eins der herausforderndsten Producte, die bisher erschienen sind. Der Verfasser ist sehr fromm, er zeigt sich uns öfter selbst, wie er gerade in religiösen Erbauungen begriffen war, als er Kunde von diesem und jenem erhielt, und schließt seine Schrift mit dem Spruche: „Gelobt sei Jesus Christus." Es ist die echte Tartufe-Manier. Der Verfasser scheint übrigens niemand anders zu sein als ein sogenannter deutscher Baron, der übrigens, um der Strafe für hochverrätherisches Treiben zu entgehen, bereits den Boden des Deutschen Reichs von seiner Gegenwart befreit hat, sowie er denn auch sein schmachvolles Pamphlet auswärts erscheinen ließ. Philalethes Freimuth nennt er sich aber. Natürlich, er hat so viel freien Muth, daß er seinen Namen nicht zu sagen wagt, und besitzt so viel Liebe zur Wahrheit, daß er sich in aller Weise sichert, damit er nicht etwa für seine sogenannte Wahrheit irgendwie zu Schaden komme! Von den sieben Abschnitten der Schrift führt der erste die Ueberschrift: „Fürst Bismarck und die katholische Kirche"; der zweite: „Fürst Bismarck und das neue deutsche Kaiserreich"; der dritte: „Das deutsche Kaiserreich und die Katholiken"; der vierte: „Fürst Bismarck und der «antinationale» katholische Klerus"; der fünfte Abschnitt ist speciell der Schmähung des „modernen deutschen Kaiserreichs und seiner Männer" gewidmet. Im sechsten Abschnitt: „Das evangelische Kaiserthum und die katholischen Bischöfe", wird den letztern einigermaßen der Text gelesen, daß sie nicht ganz so fanatisch und feindselig sich bisher gegen das Deutsche Reich benommen haben, wie unser Fanatiker es wünscht. Im siebenten oder letzten Abschnitt endlich: „Das neue Reich und die Jesuiten", erhalten diese noch ihre Schutz- und Lobrede. Ueber den Inhalt braucht kaum Weiteres gesagt zu werden. Es ist die Art, der Ton der ultramontanen Blätter von der schlechtesten Sorte, dem man hier begegnet. Der Verfasser ist einer von den Benedeiten, die direct identisch sind mit Gott und seiner Offenbarung, denen man also in keiner Weise widersprechen darf, wenn man nicht Gott selbst widersprechen und beleidigen und sich dadurch Verfluchung zuziehen will. Alle andern Menschen haben also ohne weiteres ihr abweichendes Urtheil aufzugeben, sich dieser Gottesstimme des pseudonymen Pamphletisten zu unterwerfen und bei Vermeidung der Strafe ewiger Verdammniß alles gläubig anzunehmen, was er über Kirche, Papst, Unfehlbarkeit, Jesuiten u. s. w. sagt. Auch Fürst Bismarck muß dies thun, wenn er nicht in Bälde elendiglich mit seinem Deutschen Reich zu Grunde gehen will, denn er ist nur ein armseliger Stümper in der Politik und weiß die Dinge nicht richtig zu beurtheilen! Auf seiner Seite stehen eigentlich auch gar keine Männer, sondern nur gesinnungsloses Gesindel, während die Elite der deutschen Männerwelt auf seiten des Papstes steht, z. B. Windthorst u. s. w. Das Deutsche Reich mag sich also nur beeilen, seine unbedingte Unterwerfung unter den Papst zu erklären, wenn es dem Verderben entgehen will, denn Gott ist eigentlich nur dazu da, um die werthen Ansichten und Wünsche der Ultramontanen und des Papstes zu erfüllen. Dies kennt man. Die ultramontane, päpstlich protegirte Schmuz- und Schandpresse wiederholt es unaufhörlich dem katholischen Volke.

Wie maßlos frech der Verfasser ist, zeigt sich z. B. darin, daß er den Grafen Arnim mit den gröbsten Invectiven bedenkt wegen seines officiellen Gesandtschaftsberichts über die Coalition Roms, des Jesuitismus und des Ultramontanismus mit Frankreich, um Revanche an Deutschland zu nehmen und das Deutsche Reich wieder zu zerstören, in dem Berichte, den Fürst Bismarck im Herrenhause bekanntlich vorgelesen hatte und der unsern frommen Mann, wahrscheinlich durch seine übergroße Wahrheit, in Wuth versetzt. Dem Reichskanzler selbst wird alles Erdenkliche schuld gegeben, das „evangelische Kaiserthum" wird als „Revolution von oben" bezeichnet, und wo sich nur Gelegenheit bietet, jedermann mit Schmuz beworfen, der sich um das Deutsche Reich Verdienste erworben hat. Wir wollen auf das wüste Machwerk nicht weiter eingehen, das Beachtung nur insofern verdient, als es zur Charakterisirung der ultramontanen Partei einen besondern Beitrag liefert.

Wir möchten diese Schrift speciell noch der Beachtung des Hrn. von Gerlach empfehlen, des Rundschauers der Kreuzzeitung, der eine ähnliche Broschüre: „Kaiser und Papst" (Berlin 1872), herausgegeben hat und ebenfalls unendlich viel Schlimmes vom Deutschen Reich, von Bismarck u. s. w. zu Gunsten des Jesuitismus und der absoluten Papstherrschaft zu sagen weiß. Der gute Mann würde sehen, in welche Gesellschaft er gerathen, und für welche Interessen zu wirken er die Mission übernommen hat, indem er die Wahl seiner ultramontanen Wähler genehmigte. Denn so wenig scheint der Kurzsichtige noch den Jesuitismus zu kennen, daß er im Ernste meint, mit ihm eine gemeinsame Sache zu vertreten. Er weiß nicht, daß die Jesuiten vor allen Dingen die unversöhnlichen Feinde des Protestantismus sind, daß sie die Protestanten mehr hassen als die Atheisten und in dem Augenblicke, wo sie mit Hülfe ihrer kurzsichtigen lutherischen Bundesgenossen den Sieg errungen hätten, schon die Messer wetzen würden, um nun gleich auch ihre bisherigen Bundesgenossen womöglich abzuschlachten. Hr. von Gerlach aber stellt den Jesuiten und ihren Parteigängern allenthalben das beste Zeugniß aus; sie haben offenbar ihm ihre scharfen Krallen sorgfältig verborgen gehalten und ihn mit Sammtpfoten gestreichelt, weil sie ihn gerade wohl brauchen können. Sollten die Dinge sich zu ihren Gunsten ändern, der bethörte Mann würde bald ihren scharfen Griff zu empfinden haben oder

geradezu zum jesuitischen Katholicismus übertreten müssen. Jetzt findet er aber noch, daß gar nichts von ihnen zu fürchten sei, daß sie nicht daran denken, das Deutsche Reich zu gefährden oder den religiösen Frieden zu stören. Als ob in diesen kirchlichen und kirchenpolitischen Dingen die ultramontanen, echt päpstlichen Katholiken irgendeinen eigenen Willen hätten, als ob sie sui juris und nicht vielmehr zu blindem, stummem Gehorsam verpflichtet wären, dergestalt, daß ein Versprechen von ihnen in dieser Beziehung vollständig werthlos ist, da sie jeden Augenblick von der geistlichen Autorität davon entbunden, ja genöthigt, zu Gunsten der Kirche, d. h. der Papstherrschaft, verpflichtet werden können, gerade das Gegentheil zu glauben und zu thun.

5. Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich. Im Lichte der Gegenwart dargestellt von Emil Pirazzi. Leipzig, Bidder. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist ganz natürlich, daß in dieser Zeit scharfen Conflicts zwischen Papstthum und Staat besonders in Italien und Deutschland man auch den Blick in die Vergangenheit richtet und forscht, wer damals den weltlichen Ansprüchen des Papstthums sich entgegenstellte, und in welchem Sinne und in welcher Art dies geschah. Der Verfasser der genannten Schrift hat eine Reihe von Zeugnissen bedeutender Männer aus der italienischen Vergangenheit gegen die Weltherrschaft des Papstthums gesammelt, denen er noch einige aus der Gegenwart beifügt. Die Reihe eröffnet der große Dante, der nunmehr in Deutschland kaum weniger populär oder wenigstens ebenso hochgeachtet ist als in Italien. Er war bekanntlich durch und durch ghibellinisch gesinnt, gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums und für die Herrlichkeit des römisch-germanischen Kaiserreichs. Seine Ansichten über den Gegenstand werden durch zahlreiche Stellen aus der „Göttlichen Komödie" dem Leser zur Kenntniß gebracht. Der Verfasser bemerkt unter anderm auch: „Selbst den lauten Ruf der Gegenwart: «Trennung von Staat und Kirche» — ihn schrieb schon vor sechshundert Jahren Dante auf sein Panier, und in welchen Flammenzeichen!" Er ward damit „ein Bürger derer, die da kommen werden" — ein Bannerträger des modernen Staats in unserm Sinne. Nach Dante führt der Verfasser Petrarca und Rienzi vor. Bei des letztern Streben und Schicksal verweilt er eingehender mit Vorliebe, ohne indeß gegen die Schwächen desselben blind zu sein. Machiavelli und die Borgias sind der Gegenstand des dritten Abschnitts, wovon der erste bekanntlich theoretisch, die andern aber praktisch die Einigung Italiens erstrebten, freilich mit Mitteln, welche die Welt mit Abscheu erfüllen und welche die eine Generation nur als Dünger des Wohlseins der andern behandeln. Die Geschichte der Borgias wirft bekanntlich ein grelles Licht auf die „unfehlbaren" päpstlichen „Heiligkeiten".

Unter den Zeugnissen aus der Gegenwart ragt besonders hervor das zu Anfang der sechziger Jahre erschienene Werk des Monsignore Francesco Liverani, Hausprälaten und Protonotarius des Heiligen Stuhls: „Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia". „Dieses noch obendrein dem Grafen Montalembert gewidmete Buch entrollt ein erschreckendes, haarsträubendes Bild der grenzenlosen Corruption und Spitzbüberei in der Regierungsmaschine des nun selig entschlafenen Kirchenstaats." Der ehrliche Liverani malt die scheußliche Misregierung mit den craffesten Farben. Er sagt:

> Ich bin weder liberal noch ein Feind des Papstthums, wie meine Schriften bezeugen, weder betrogen noch getäuscht; ich habe studirt, kenne das ganze Territorium. Die Regierung des Cardinals Antonelli ist schlecht aus moderner Gaunerei; der Antagonismus zwischen Volk und Regierung ist wahr und berechtigt, die Regierung ist unerträglich. Nur fremde Waffen vermögen den Statusquo zu halten, weil die Regierung ohne alle materielle und moralische Gewalt ist.

Diese Worte des sonst so rechtgläubigen Mannes sind um so bemerkenswerther, wenn man bedenkt, wie unaufhörlich Hierarchen und Ultramontane die Kirche, den Papst als die allein wahre, sichere Stütze der weltlichen Regierungen bezeichnen und anpreisen und lange Zeit hindurch leider damit nur zu viel Glauben fanden. Was vermag ein Papstthum, das in seinem eigensten Herrschergebiete alle moralische Gewalt verloren hat? In der That schreien die Klerikalen schon in dem Augenblick nach staatlichem, polizeilichem Schutz zur Erhaltung ihres Einflusses, während sie sich selbst als die festesten Stützen der Throne anpreisen. Ueber die Corruption und den Nepotismus in dieser elenden Regierungsmaschine sowie über das Räuberwesen und die Ohnmacht und Schwäche der päpstlichen Herrschaft gegenüber demselben werden merkwürdige Beispiele angeführt. Der letzte Abschnitt ist der Schilderung des gegenwärtigen Papstes und seiner Bestrebungen gewidmet.

6. Die Suprematie der Kirche und die Dienstpflicht der Fürsten in der römisch-verkehrten Welt. Anthropologisch beleuchtet von einem Zweifelnden. Leipzig, O. Wigand. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eine mit Kenntniß und geistreicher Ironie geschriebene Zurückweisung der hierarchischen Ansprüche auf Oberherrschaft über den Staat und damit auf unbedingte Beherrschung aller Lebensverhältnisse. Der Verfasser gibt eine scharfe Charakteristik und Kritik des Aberglaubens und verschließt sich der Einsicht nicht, daß ein wirklich radicaler Principienkampf nothwendig sei, um den hierarchischen Ansprüchen auf Suprematie gründlich zu begegnen oder denselben geradezu ein Ende zu machen und dadurch den modernen Staat mit all seinen Aufgaben für die Civilisation von der Barbarei des Aberglaubens und der Unbildung zu retten. Sehr richtig ist auf die eigenthümliche Anomalie hingewiesen, daß der Staat die Heiligthümer des Aberglaubens und Wahns zu schützen hat und schützt, dagegen bisjetzt kein Recht der Vernunft kennt, und diese sowie die gesammte Wissenschaft ungestraft verhöhnt, ja geistlicherseits amtlich verleumdet, in aller Weise herabgesetzt und verdächtigt werden darf.

7. Sendschreiben an den geistigen Adel deutscher Nation. Vom Verfasser der Concillieder. Leipzig, Luckhardt. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unter dem geistigen Adel versteht der Verfasser die Vertreter der Wissenschaft und fernerhin alle Gebildeten überhaupt. Wol nicht mit Unrecht, obwol immerhin auf diesen Titel verzichtet werden kann, insofern er den Beigeschmack des Kastenartigen an sich trägt. Man erwartet übrigens nach dem etwas stolz klingenden Titel, daß der

Verfasser dem „geistigen Adel" etwas mehr und noch Wichtigeres mitzutheilen habe als dies, daß sich im deutschen Reichstage eine Partei bilden müsse, die den von der Kirche hingeschleuderten Handschuh aufnehme und den Kampf ehrlich, aber bis zur Unschädlichmachung des Gegners durchkämpfe, was nur dadurch erreicht werden könne, daß der Staat aus seiner unnatürlichen, „die höchsten Interessen der Nation schädigenden Verbindung (mit der Kirche) sich loslöst". „Also keine Staatsreligion mehr." Dies ist im allgemeinen gewiß richtig, nur freilich ist die Sache richtig zu verstehen und muß die Ausführung nicht in abstracter Weise, sondern den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragend geschehen. Bei den übrigen Confessionen und Sekten z. B. hat die geforderte Trennung keine besondere Schwierigkeit, wenigstens nicht für den Staat; dagegen bei der katholischen Kirche liegt die Sache anders und kann nur mit großer Reserve vorgenommen werden, wie Referent dies schon in seiner Schrift: „Das Recht der eigenen Ueberzeugung" (1869), erörtert hat. Die katholische Kirche stellt sich über den Staat als ein wirkliches Imperium, als Reich von dieser Welt, indem sie durch ihre äußerliche Herrschaft die weltlichen Regierungen christianisiren zu müssen glaubt. Und sie hat diese Herrschaft sogar schon Jahrhunderte hindurch besessen, ihre in Anspruch genommenen Rechte ausgeübt; sie ist außerdem ein festgeschlossener, von einheitlichem Princip durchdrungener, nunmehr von einem unverantwortlichen Dictator beherrschter internationaler Organismus, der für sich schon jeder Regierung große Schwierigkeiten bereiten und im Bunde mit weltlichen Mächten mit wirklicher Gefahr bedrohen kann. Ist daher auch am Princip der Trennung von Kirche und Staat festzuhalten und danach zu streben, dasselbe allmählich praktisch durchzuführen, so ist doch gerade bezüglich der katholischen Kirche, resp. päpstlichen Hierarchie mit großer Vorsicht zu verfahren, da dieselbe ihren Ansprüchen und Grundsätzen nach die gewährte Freiheit zu nichts anderm mehr brauchen würde, als dem Staate ungehemmt einen Kampf auf Leben und Tod zu bereiten. Neu entstehenden religiösen Gemeinschaften gegenüber liegt die Sache einfach: der Staat läßt sie gewähren, soweit sie sich innerhalb der Anerkennung der Staatsgesetze bewegen; stellen sie diesen entgegengesetzte Grundsätze auf, so muß ihnen der Staat im Interesse seiner Selbsterhaltung die Anerkennung oder Zulassung versagen. Dagegen die katholische Hierarchie stellt wirklich staatsgefährliche Grundsätze auf, stellt sich über die Staatsgesetze, und es kann ihr doch bei ihrem alten Bestand, ihrer strammen Organisation, wenigstens da wo ihre Mitglieder einen großen oder sogar überwiegenden Theil der Staatsbürger bilden, Anerkennung nicht versagt werden, auch wenn die Hierarchie sich nicht dazu versteht, auf ihre Ansprüche zu verzichten. Die Verhältnisse sind da sehr verwickelt und schwierig, denn das Volk wird angeleitet, die Oberherrschaft der Kirche, d. h. der Hierarchie, als staatsbürgerliches Recht der Religionsfreiheit zu fordern und über Unterdrückung der gewährleisteten freien Religionsübung zu schreien, wenn die Regierungen sich den hierarchischen Ansprüchen widersetzen. Papst und Hierarchie sind eben jetzt demokratisch geworden, um die Volksrechte für ihre Herrschaft auszubeuten, wie sie früher dem dynastischen Absolutismus huldigten, als von diesem die gewünschten Vortheile zu erlangen waren. Gründliche Abhülfe gibt es unsers Erachtens in dieser Sache nur dadurch, daß das Volk selbst durch Aufdeckung der vollen Wahrheit bezüglich des Papstthums und der Hierarchie von dem Joche dieser befreit werde. Also Befreiung insbesondere des katholischen Volkes Deutschlands von der Papstherrschaft; alles andere ist nur augenblicklicher Nothbehelf, ohne dauernd Abhülfe zu gewähren. Manches indeß läßt sich immerhin bessern und ändern zur allmählichen Schwächung der Gewalt der Hierarchie. Leider ist bis auf die neueste Zeit in dieser Rücksicht kaum irgend Nennenswerthes geschehen. Seltsame Dinge gibt es noch bezüglich des besondern Schutzes, den die Kirche vom Staate genießt. Der Verfasser weist auf einiges hin; unter anderm bemerkt er:

Und während die schwarze Zunft das Privilegium hat, allsonntäglich gegen die Ungläubigen, d. h. gegen die Intelligenz loszudonnern und sie dem Haß und der Verachtung bei der ungebildeten Masse auszusetzen, ist es nach den bestehenden Gesetzen nicht erlaubt, sich in Schrift oder Wort sachgemäß zu vertheidigen und sie in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuweisen.

In der That gilt die Wissenschaft noch immer gewissermaßen für vogelfrei, obwol die moderne Menschheit ihr so unendlich viel verdankt. Alles das ward errungen auf Kosten und Gefahr der Forscher, und die Wissenschaft hat nicht weniger ihre Märtyrer als die Religion. Und selbst jetzt wird ihr nicht der gleiche Rechtsschutz zutheil wie den verschiedenen religiösen Confessionen oder Sekten; denn sie, die Wissenschaft selbst (nicht blos dies und jenes wissenschaftliche Resultat), und ihr Organ und lebendiges Princip, die Vernunft, darf ungescheut sogar in officiellen Acten der Religion geschmäht und herabgesetzt werden, während jeder Wahn und Aberglaube, der sich für Religion ausgeben mag, staatlichen Schutz genießt — bis vor kurzem selbst die Kanzelangriffe der Geistlichen auf den Staat und seine Gesetze und Maßregeln. Dieses, rational betrachtet ganz abnorme Verhältniß stammt noch aus der Zeit her, wo das ganze geistige Leben in gleichsam selbstverständlicher Weise vollständig unter der Herrschaft der Kirche, d. h. der kirchlichen Autoritäten stand, wo die Seelen der Bürger der Kirche, dem Staate nur ihre Leiber gehörten, daher auch Schule und Wissenschaft als Domäne der Kirche galt. Dies mußte um so schlimmere Folgen haben, als die verschiedenen christlichen Confessionen bis auf die Neuzeit darin wetteiferten, die Vernunft des Menschen zu Gunsten der Offenbarung und des Glaubens herabzusetzen und aus dieser Geringschätzung eine Pflicht und ein Verdienst des Glaubens zu machen. Daraus mag hervorgehen, welche tiefgreifende Umänderung in dieser Beziehung wird eintreten müssen, ehe ein normaler Zustand hergestellt werden kann.

8. Ueber die Rechte der Regierungen beim Conclave. (Von Graf Greppi.) München, Ackermann. 1872. 8. 10 Ngr.

Die Diplomatie trägt sich mit dem Gedanken, oder vielmehr tröstet sich in ihren Verlegenheiten mit dem Gefühle der Hoffnung, daß die aller Wahrscheinlichkeit nach bald eintretende Wahl eines neuen Papstes ihrer ins Stocken gerathenen Weisheit aus der Verlegenheit helfen, und daß alle Schwierigkeiten im Verhältniß zwischen Kirche

und Staat durch die Wahl eines gemäßigten neuen Papstes würden beseitigt werden. Die Regierungen hätten daher bei solcher Wahl von dem Rechte der Exclusive Gebrauch zu machen, das ihnen seit Jahrhunderten zustand und das sie bis in die neueste Zeit zur Ausübung gebracht, d. h. von dem Rechte gegen die Wahl eines ihnen misliebig erscheinenden Cardinals von vornherein Verwahrung einzulegen. Dieses Recht also ist der Gegenstand der genannten anonymen Schrift, deren Verfasser in der That der Diplomatie angehört: Graf Greppi, italienischer Gesandter in München. Derselbe gibt eine kurze, ansprechend geschriebene historische Darstellung der Entstehung dieses Rechts der Exclusive und zeigt dann, wie dasselbe bei verschiedenen Papstwahlen ausgeübt worden. Wir müssen sogleich gestehen, daß uns dieses Recht als ein vollständig illusorisches erscheint, auf das nicht die mindeste Hoffnung zu setzen ist. Die geschichtliche Darstellung, die der Verfasser gibt, zeigt uns auch genügend — wenn es uns nicht sonst schon bekannt wäre und nicht in der Natur der Sache begründet läge —, daß dieses Recht niemals weder den Staaten noch der Kirche zu besonderer Förderung gereicht hat. Die Regierungen haben natürlich dabei stets nur ihre eigenen Ziele und Interessen im Auge gehabt, nicht das Wohl der Kirche oder die Förderung des geistigen Lebens der Völker, und da ihre Interessen widersprechende waren, so mußte die Folge hauptsächlich gegenseitige Paralysirung sein und die schließliche Wahl eines Mannes, der noch keine ausgesprochene Parteistellung eingenommen, also nach der Papstwahl noch frisch zu bearbeitendes Material zu sein pflegte. Der Haupterfolg dieses Rechts der Exclusive war daher, daß das Spiel der Intriguen noch verworrener, widerwärtiger wurde als ohne dasselbe. Man kann kaum umhin, von Widerwillen und Ekel erfüllt zu werden, wenn man das unwürdige Getriebe betrachtet, das regelmäßig bei der Wahl eines neuen Papstes stattfindet. Diplomatische sich gegenseitig bekämpfende Einflüsse, Eifersüchteleien, die Hoffnung und Sucht, das Staatssecretariat zu erringen, sind die Hauptmotive bei den Cardinälen für die Wahlstimmen und die Wahl. Die Simonie, d. h. der Verkauf kirchlicher Stellen für zeitliche Vortheile gilt als ein kirchliches Hauptverbrechen und ist mit der größten Strenge verboten und zu bestrafen. Die Päpste haben wie bekannt mit aller Energie dagegen gekämpft, da dies durchaus in ihrem Vortheile lag. Nachderhand hat freilich niemand mehr Simonie getrieben als die feile römische Curie, die aller Welt das Sündigen in dieser Beziehung verbot, nur um das Monopol dazu sich selbst zu sichern. Und man kann sagen, daß gerade bei Besetzung der höchsten kirchlichen Stelle es kaum je ganz ohne Simonie abgegangen ist.

Was nun den Einfluß der Regierungen auf die nächste Papstwahl betrifft, auf den die Diplomatie so große Hoffnungen zu setzen scheint, so glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß diese Hoffnungen illusorische sind. Irgendein Erfolg bei der Ausübung des Rechts der Exclusive wäre nur dann zu erwarten, wenn die berechtigten Regierungen unter sich einig wären bei der Ausübung desselben; daran ist aber unter den gegenwärtigen Umständen nicht im entferntesten zu denken. Einen Papst, den das Deutsche Reich nicht will, wird sicher Frankreich nicht zurückweisen, sondern dessen Wahl vielmehr befördern, und Italien wieder hat ebenfalls andere Gesichtspunkte für Förderung oder Lenkung der bevorstehenden Papstwahl. Sehen wir aber davon ab und denken wir uns alle Regierungen einig und sogar eine Art sogenannter Inclusive ausüben, d. h. den ihnen genehmen Candidaten nennen und durchsetzen, so würde selbst in solchem Falle nicht viel, nichts Entscheidendes gewonnen sein, sondern nur allenfalls ein kurzer Waffenstillstand im Kampfe zwischen päpstlicher Hierarchie und Staat; denn nicht die Personen entscheiden hier, sondern das System — das sollte man endlich erkennen und sich nicht stets wieder trügerischen Hoffnungen hingeben. Ein gemäßigt denkender Papst wird einige Zeit hindurch sich zurückhaltend benehmen, dann aber dem System erliegen, besonders bei der jetzigen Entwickelung desselben bis zum Aeußersten, wenn er sich nicht ganz davon freimacht — was von einem Papste nicht zu erwarten ist, da er dabei sich selbst aufgeben müßte. Hätte also auch ein Papst bei seiner Wahl die besten Hoffnungen erregt, ja sogar bündige Zusagen an die Regierungen gemacht, er würde so unablässig vom römisch-hierarchischen System bedrängt und geängstigt und von dessen blinden und dabei interessirten Vertretern belehrt und gequält werden, daß er endlich sein gegebenes Wort brechen, die gemachten Zusagen zurücknehmen und sich ganz wieder der alten Praxis ergeben würde. Denn das System ist mächtiger als der einzelne, und die klugen und herrschsüchtigen Vertreter desselben wissen recht wohl, daß in der Consequenz und strenggeschlossenen, einheitlichen Durchführung des Systems, eine große Macht liegt; eine Macht, die entweder ganz herrschen muß oder gebrochen wird. Und der wortbrüchige Papst würde so wenig in der katholischen Kirchengeschichte irgendeinen Tadel erfahren, daß sie ihm vielmehr das Nichthalten seiner Zusage noch als besonderes Verdienst, als Auszeichnung zugute schreiben würde. Mich dünkt, ich höre schon, wie dann in allen theologischen Collegien und fernerhin in allen katholischen Kirchen und Schulen in salbungsvollem Redeschwall die göttliche Vorsehung und die ganz besonders offenbar gewordene directe göttliche Führung der Kirche gefeiert wird, die den Papst unmittelbar erleuchtet und dahin gebracht hat, sein gegebenes Versprechen nicht zu halten und so die Kirche Gottes von einer großen Gefahr zu befreien! Man gebe sich doch keinen Illusionen hin und setze doch keinerlei Hoffnung auf ein Conclave und den Einfluß, den Regierungen darauf üben könnten. Aus solch einer durch gewissenlose, perfide Machinationen und Intriguen aller Art verpesteten Atmosphäre kann nichts Heilsames hervorgehen. Das nächste Conclave wird sein wie die andern und der Welt ebenso wenig Heil bringen.

Schmeicheleien, Verbindlichkeiten, Versprechen, Nachstellungen, Verrath auch ohne einen Anflug von Scham sind nur zu sehr die gewöhnlichen Zeichen, die in der Geschichte jedes Conclave sich zu wiederholen pflegen, und die nicht ermangelten auch in diesem hervorzutreten. Aus diesem Grunde hörte ich angesehene und edelgesinnte Personen ausrufen, es sei nicht möglich, daß ein Mann von Charakter und beseelt von den Gefühlen wahrer Religiosität und Ehrlichkeit mehr als einmal im Leben thätigen Antheil nehme an einem Conclave, ohne gewaltig den eigenen Pflichten entfremdet zu werden.

So schrieb Marquis Crosa, der sardinische Bevollmächtigte, am 24. Februar 1831 von Rom aus an seinen Hof. Dies ist die Charakteristik eines Conclave überhaupt, und so weiß man, was von einem solchen zu halten und zu erwarten ist. Die Regierungen können daran direct nichts ändern und nichts bessern, sondern nur indirect dadurch, daß sie die Bestrebungen, wenn nicht unmittelbar fördern, doch ermöglichen, welche auf Befreiung des katholischen Volks vom Joche dieses Systems selbst ausgehen. Wer die Dinge einer ernsten eingehenden Prüfung unterziehen will, wird finden, daß dies allein Hülfe bringen kann und das wahre ceterum censeo insbesondere zum Wohle des Deutschen Reichs sein muß.

J. Frohschammer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Historische Romane.

Es liegen uns mehrere historische Romane vor, von denen derjenige, welcher uns im Geiste am weitesten zurückführt, vierhundert Jahre vor Christi Geburt spielt, während der, welcher der Zeit seiner Handlung nach uns am nächsten steht, mit der Schlacht von Sadowa abschließt. Der Leser bequeme sich also zu einem Fluge der Phantasie, der über Jahrtausende sich hinwegschwingt; er eile durch Europa von Süd nach Nord, von West nach Ost, wenn anders ihm daran liegt, unter Führung des Berichterstatters eine flüchtige Anschauung jener Romane zu gewinnen.

Dem Anciennitätsgesetze folgend, beginnen wir mit:

1. Athens dreißig Tyrannen. Roman von J. B. Télfy. Pesth, Lauffer. 1871. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Es macht einen seltsamen Eindruck, Dinge, welche man von Jugend auf nur unter der ganz bestimmten, ernsten Form des wissenschaftlichen Berichts kennen gelernt hat, plötzlich in der leichtgeschürzten Gestalt des Romans wiederzusehen. Wer von Sophokles, Plato, Sokrates und Genossen gehört und gelesen, wer gar die unvergänglich herrlichen Werke dieser Heroen kennt und liebt, der wird nicht ohne Befremdung einen Versuch betrachten, diesen antiken Gestalten im Roman Fleisch und Leben zu geben, sie reden zu lassen in einer Ausdrucksweise, die zu modern ist, als daß sie unserm classischen Bewußtsein Genüge thun könnte. Nur ganz hervorragenden Geistern ist es vorbehalten geblieben, den Gestalten des Alterthums ein neues Leben einzuhauchen; aber was diesen Genies in der Tragödie, im Epos gelang, ist dem Roman Télfy's unerreicht geblieben. Wendungen wie: „Das war zwar nur ein Kniff", oder Schilderungen gleich der nachstehenden:

> Kritias war von dem Zauber, der in Polykritas' Augen lag, von ihrer Wangen Rosenröthe, von ihren üppigen herabwallenden schwarzen Haaren und von dem ganzen Wesen ihrer junonischen Schönheit hingerissen. Nebstbei wußte er, daß sie reich sei, eine nicht verwerfliche Eigenschaft in den Augen des blut- und habgierigen Tyrannen —

Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen — widersprechen doch dem innersten Empfinden jedes mit dem antiken Geiste vertrauten Lesers zu sehr, als daß man dem in Rede stehenden Romane Geschmack abgewinnen könnte. Der Verfasser ist sich übrigens anscheinend über die Anforderungen, welche der Stoff an den Bearbeiter stellt, nicht unklar gewesen; Anläufe zu einer erhöhten Sprache wenigstens finden sich oft genug. Leider aber ist er nicht Dichter genug, um diese Sprache wirklich zu erreichen; sie wird unter seinen Händen schwülstig, wie folgender Beleg darthue:

> Nicht leicht ist es, jedes Mannes Geist, Gemüth und Absicht zu erforschen, bevor er nicht bewiesen, daß er der Staatsgeschäfte und Gesetze kundig sei. Nichtswürdig ist des Staates Oberhaupt, wenn es nicht den besten Rath befolgt und seine Zunge aus Furcht in Banden hält. Wer den Freund höher achtet als das Vaterland, Verachtung ernte er .... Mein Losungswort war immerdar: daß man in allem nach Gewinn nicht streben darf; denn nicht zu leugnen ist's, daß des schnöden Vortheils halber mehr Menschenkinder im Elend hingesiecht, als in sicherm Glück gelebt. Es ziemt sich also nicht, Geld zu sammeln um jeden Preis, sondern stets zu ehren das Staatsgesetz.

Das ist eine Sprache, die auf Stelzen geht und die voll Unnatur, nicht aber voll poetischen Schwunges ist. Da kann es denn leicht begegnen, daß der Verfasser eine Schilderung Athens, wie es jetzt ist, mit der Bemerkung schließt, in schattigen Gebüschen sänge dort „noch immer die Nachtigall ihre süß schmachtenden Weisen, um auch ihrerseits Sophokles' Andenken zu verewigen". Sollte die Nachtigall bei ihren Gesängen wirklich diesen Zweck haben?

Zu dieser Geschraubtheit steht folgende Geschmacklosigkeit in seltsamem Gegensatze:

> Aristophanes aß so viel, daß ihn ein hartnäckiger Schlucken überfiel, welcher nicht aufhören wollte; Alkamenes ließ daher Erixymachos, den in der Nachbarschaft wohnenden Arzt, rufen, der auch alsogleich erschien und dem Aristophanes rieth, den Athem an sich zu halten. Dies schwächte zwar den Schlucken, vertrieb ihn aber nicht. Auf Erixymachos' ärztliche Verordnung gurgelte sich nun Aristophanes mit Wasser, worauf es ihm wieder leichter wurde, ohne jedoch den Schlucken gänzlich los zu haben. Der Arzt nahm also einen Gänsekiel und kitzelte damit Aristophanes' Nase, bis dieser einige male nieste. So wurde er vom Schlucken los.

Wenn wir nichtsdestoweniger unsern Lesern rathen, den kleinen Band zur Hand zu nehmen, so ist es, weil in demselben der Anhang: „Ueber das heutige Athen", sehr viel Interessantes enthält. Unzweifelhaft erntet Télfy auf einem andern Felde als dem des Romans Lorbern — seiner Beobachtungsgabe wie seiner Gelehrsamkeit geben die letzten Bogen seines Buchs das beste Zeugniß.

2. Der Buchführer von Lemgo. Roman aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts, von George Hesekiel. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein gewandt geschriebenes, stimmungsvoll gehaltenes, im Colorit markiges Bild aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs, welches auf ernste Studien über Land

und Leute, Zeit und Ort basirt ist. Wie alte Porträts schauen uns die Figuren an; Gestalten wie Meister Betatz, die Geschwister Veilfuß, der Fähnrich Krachwedel, der Hexenprofessor, vor allem aber der höchst originell gehaltene Speerreiter Franz Pflaume sind aus dem Leben gegriffene Gestalten, in denen frisches, warmes Blut pulsirt. Die Sprache ist gut; nur „eine vorhabende Reise" hätten wir gern beseitigt gesehen. Die politischen Zeitungen sind bereits so fleißig darauf bedacht, unsere Muttersprache zu verhunzen, daß die Romane, deren Verfasser nicht durch wartende Druckerburschen zur Arbeit angespornt werden, sorgfältiger gefeilt sein sollten.

Ebenfalls in den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs spielt die Erzählung „Simon Dach und Aennchen von Tharau", welche mit zwei andern erschienen ist unter dem Gesammttitel:

3. Freud und Leid. Drei Erzählungen von J. C. Scholz. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1872. 8 15 Ngr.

Die genannte Erzählung hat den alten Simon Dach zum Mittelpunkt, die zweite: „Von einer Nacht zur andern, oder ein zwiefaches Märtyrerthum", Kaspar Lavater, und die dritte: „Der Wandsbecker Bote und sein Vetter Andres", Matthias Claudius.

Alle drei Erzählungen haben das Gemeinsame, daß keine rechte Handlung darin enthalten ist. Um „den Finger Gottes" recht sichtbarlich hervortreten zu lassen, lenkt der Autor seine Helden wie Drahtpuppen an Fäden bald hierhin, bald dorthin, ohne innere Nothwendigkeit, wie es ihm beliebt. Allen drei Helden der drei Geschichten, die ja sämmtlich selbst die Feder geführt haben, werden außerdem fromme Sentenzen, Liederverse, Gedichte, die von ihnen wirklich herrühren, in Menge in den Mund gelegt; der Verfasser hat die Schriften Dach's, Lavater's und Claudius' fleißig excerpirt. Aber so ist ein Flickwerk entstanden, das einem Bettlergewande nur zu ähnlich sieht; dazu die fadenscheinige Moral, welche uns gepredigt werden soll, untermischt mit Plattheiten wie diese:

> Mir kommt das Heirathen vor wie eine Zuckermandel oder Wurzel, schmeckt anfangs süßlich, und die Leute meinen dann in der Regel, es werde ewig so fortgehen. Aber das bischen Zucker ist bald abgeleckt, und dann kommt inwendig bei den meisten eine bittere Mandel oder Rhabarber, und da lassen sie das Maul hängen —

endlich die gewöhnliche, über das Niveau der Alltäglichkeit sich nirgends erhebende Sprache — das alles macht einen keineswegs erquicklichen Eindruck. „Freud und Leid" mag höchstens die Frau Base auf dem Dorfe interessiren, wenn sie den heurigen Kalender ausgelesen hat.

4. Die letzten Tage von Alt-Oesterreich. Historischer Roman von Eduard Rüffer. Prag, Gregr u. Dattel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! — Mitten in die nun sieben Jahre hinter uns liegende Zeit, da Preußen sich mit seinem Rivalen auseinandersetzte, führt uns der Verfasser. Und wir folgen ihm gern, von Blatt zu Blatt steigt unser Vergnügen. Da ist ein „historischer Roman", der seinem Namen Ehre macht; alles was erzählt wird, hat sich oder konnte sich so begeben; Figuren wie die Baronesse Hühnerfeld, welche vielleicht nur zum Schlusse des Romans ein wenig zu grell gezeichnet ist, Paandorf Vater und Sohn, Vasarhely, Cohn Hirschburg, „Doctor" Kuniphart, der Grieche Xanthos, der von Stufe zu Stufe sinkende Professor Rauchfang, der famose Doctor Taucher (Bismarck's Spion), vor allem aber der mit schneidender Ironie ganz meisterhaft durchgeführte Clan Hattav sind von einem Leben, einer Kraft und Farbenfrische, wie wenig Geschöpfe einer Romanschriftsteller-Phantasie. Dieser Clan Hattav namentlich, der den Krieg preist, weil man während desselben „sich um gar nichts auf der Welt zu kümmern braucht, mitten unter seinen Soldaten und Kanonen der ungestörtesten Muße leben kann und dabei Herr im Lande ist", der dann die Freuden der Tafel im Feldlager schildert, zu denen entfernter Donner der Entscheidungsschlacht die Musik macht — ist ein meisterhaft gehaltener Typus jener Sorte unfähiger Generale, wie sie die letzten Feldzüge auf feindlicher Seite uns mehrfach gezeigt haben. Ein Hauch feinster Satire würzt die Schilderung dieser und ähnlicher Gestalten; wiederum aber zeigt uns der Verfasser mehr als einmal, daß pathetische Anklänge, hoher Ernst und Würde der Sprache ihm ebenso wohl zu Gebote stehen wie die Geisel des Spottes. Außerdem bildet die reiche Belesenheit, mit der doch nie geprunkt wird, der treffende Witz, der pikante Stil, die sichere Beherrschung der Form, im Verein mit der völlig vorurtheilsfreien deutschen Gesinnung des Buchs eine Verbindung so lobenswerther Eigenschaften, daß man darüber hinwegsehen darf, wenn der Verfasser hier und da bei den Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Vorliebe verweilt und z. B. mehr als einen seiner Helden durch Selbstmord enden läßt.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, Rüffer's treffliche Arbeit die verdiente freundliche Aufnahme auch bei uns im Deutschen Reiche, speciell in dessen Norden, zu sichern.

Hermann Uhde.

Vom Büchertisch.

1. Unsere Nordostmark. Erinnerungen und Betrachtungen bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit Deutschland von F. A. T. Kreyßig. Danzig, Kafemann. 1872. 8. 18 Ngr.

F. Kreyßig, durch seine Vorlesungen über den modernen Roman und über Shakspeare sowie durch andere literarische Leistungen rühmlich bekannt, schrieb diese Aufsätze ursprünglich für die „Danziger Zeitung", in deren Feuilleton sie zu ihrer Zeit eine günstige Aufnahme fanden. Die Aufgabe derselben ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, „nicht sowol Geschichte zu erzählen, als an deren großen Ergebnissen das Bewußtsein zurechtzuweisen, an der Vergangenheit den Blick für die Gegenwart, vielleicht für die Zukunft zu schärfen". Diese Aufgabe löst das Werk in jeder Beziehung, es muß daher freudig begrüßt werden. Es zerfällt in die Abschnitte: „Deutsche und Slawen", „Der slawische Untergrund", „Die Eroberung", „Der Rückschlag", „Die polnische Zeit", „Wieder daheim". In dieser Inhaltsangabe liegt zugleich die Disposition des Werks klar zu Tage. Es ist eine von Zeitalter zu Zeitalter fortschreitende Geschichtserzählung, und diese Geschichtserzählung ist durchdrungen von einem Geiste, welcher den Forderungen des modernen Weltgeistes nach jeder Richtung hin Rechnung trägt und in dem Schlußpassus des Werks am klarsten zum Ausdruck kommt. Dieser Passus lautet:

Es liegt fern von uns, dem polnisch redenden Staatsgenossen die Freude an seiner Muttersprache, an seiner angestammten Sitte und Art, die Pietät für die geschichtlichen Erinnerungen seines Volks zu misgönnen. Das wäre nicht menschlich, und ganz besonders nicht deutsch. Wie der Tessiner italienisch, der Walliser und Waadtländer französisch spricht, wie fünf Millionen Amerikaner und mehrere Hunderttausend Livländer und Kurländer deutsch reden, ohne daß dieses sie hinderte, gute Schweizer, Amerikaner, Russen zu sein; so werden unsere polnischen Mitbürger in Westpreußen, Posen und Schlesien sich auch wol gewöhnen können und müssen, ohne revolutionäre Hintergedanken ihr Polnisch zu reden und ihre Masurka zu tanzen. Sprache und Sitte sind gewiß ein mächtiges Einigungsband, ein stärkeres aber sind Interessen, Gesetz und Recht. Wir wollen und werden das Mögliche thun, um den Polen ihre anormale politische Lage, die wir nicht verschuldet haben und nicht ändern können, weniger schmerzlich zu machen. Wir werden uns ernstlich bemühen, mit ihnen als wohlwollende Mitbürger und Nachbarn unter freiheitlichen, vernünftigen Gesetzen zu leben. Wir erwarten dagegen von ihrer Seite eine nüchterne verständige Anerkennung unumstößlicher Thatsachen. Für Weiteres mag die Zukunft sorgen. Wer aber in den Grenzen des glorreich neu entstandenen Reichs deutscher Nation, und speciell in dieser mit deutschem Blute und deutschem Schweiße so reichlich gedüngten Ostmark den Strom der Culturbewegung nach seinem Gelüsten zurückdämmen möchte, der möge auf Sympathien oder Duldung bei irgendeinem Bruchtheile unserer deutschpreußischen Bevölkerung nicht rechnen. Wir beginnen das zweite Jahrhundert seit unserer Heimkehr ins Vaterhaus im gesunden Bewußtsein unwandelbarer und dankbarer Treue gegen die Dynastie, der wir diese Heimkehr verdanken, in ehrlicher Hingabe an Verfassung und Gesetz, im Hochgefühl errungener Erfolge und in der festen Hoffnung auf den nicht ausbleibenden Segen intelligenter, ausdauernder Arbeit. Es wird nur auf unsere polnisch redenden Mitbürger ankommen, diese Segnungen mit uns zu genießen. Wir gedenken auch ihnen gegenüber keine andere Propaganda zu machen, als die Propaganda der Bildung, der Vernunft, der Arbeit, des freiheitlichen Fortschritts. In diesem Zeichen hoffen wir einen friedlichen Sieg über offene und heimliche Neider, schwarze und rothe. Nur offenbare Gewalt wird uns heute und morgen wie gestern gewaffnet und entschlossen zur Abwehr finden. Aussichten und Combinationen aber, die durch solche Gewalt und ihre Abwehr möglicherweise hier oder da erzeugt werden könnten, möchten wir fern halten von der Feststimmung der bevorstehenden Feier. Das erste Jahrhundert unserer Wiedervereinigung mit Deutschland war eine Zeit schweren Ringens mit innerer Unfertigkeit und mit vielfacher Ungunst der Menschen und Dinge, aber auch eine Zeit wachsender Kraft, erstarkenden Vertrauens, rühmlicher Erfolge. Mögen der Wunsch und die Hoffnung nicht vermessen erscheinen, daß der Anfang des zweiten Jahrhunderts uns in einer wohlverdienten Periode innern und äußern Friedens aufathmen und für Lösung höherer, weiterer Aufgaben heranreifen lasse.

Wir können uns dem verdienstvollen Werke, auf dessen Einzelheiten näher einzugehen uns hier der Raum fehlt, nur in allem anschließen, und hoffen, daß seine Forderungen und Wünsche zum Heil des Deutschen Reichs und Europas in vollem Maße in Erfüllung gehen mögen.

2. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1872—73. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Von dieser vortrefflichen Sammlung liegt uns eine Zahl von Heften vor, aus denen wir die folgenden Aufsätze hervorheben: „Ueber alte und neuere Astrologie" von J. A. M. Mensinger, „Ueber die Meteoriten und ihre Beziehung zur Erde" von C. Rammelsberg, „Die Ehre im Spiegel der Zeit" von Eduard Osenbrüggen, „Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung" von K. von Seebach, „Die deutschen Reichskleinodien" von A. Winkler, „Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke" von C. F. Flemming, „Die sociale Frage" von M. Wirth, „Petroleum, seine Naturgeschichte und Gewinnung" von F. Buchenau, „Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen von H. Wendt, „Theorie des Aberglaubens" von Pfleiderer, Die alten Höhlenbewohner" von O. Fraas u. a. — wiederum eine Serie inhaltschwerer Aufsätze, welche, jeder in seiner Branche, des Lehrreichen und Interessanten vieles bringen und ohne Ausnahme dem Unternehmen zur Ehre gereichen. Besonders interessirt hat uns der Vortrag von A. Winkler „Die deutschen Reichskleinodien", eine sehr tüchtige Abhandlung.

3. Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von F. von Holtzendorff und W. Oncken. Berlin, Lüderitz. 1872—73. Gr. 8. In Heften zu 7½ Ngr.

Wie die eben erwähnten „gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge", so dienen auch die „Deutschen Zeit- und Streit-Fragen" einem zeitgemäßen Zwecke: sie orientiren mit großer Umsicht und vielem Geschick über die bewegenden Ideen der Gegenwart und liefern ein schätzenswerthes Repertoire der neuesten Ereignisse und Erscheinungen auf dem Gebiete des politischen, socialen und staatlichen Lebens und der gesammten Wissenschaft. Wir

erwähnen: Heft 2: „Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform" von. Wilhelm Roscher; Heft 5: „Die neuern katholischen Orden und Congregationen, besonders in Deutschland", statistisch, kanonisch und publicistisch beleuchtet von J. F. von Schulte; Heft 6: „Die Arbeiterfrage sonst und jetzt" von F. Wilhelm Stahl; Heft 7 und 8: „Rom und die Deutschen" von J. C. Bluntschli; Heft 9: „Der Protestantismus als politisches Princip im deutschen Reich" von M. Baumgarten; Heft 15: „Ueber ländliche Arbeiterwohnungen" von Thaer; Heft 16: „Das landesherrliche Kirchenregiment" von H. Wasserschleben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Hartmann's von Aue schöne Legendendichtung „Gregorius auf dem Steine" ist bekanntlich, wie es so vielfach den Erzeugnissen der epischen Poesie geschah, in der jüngern Zeit des Mittelalters aus der gebundenen Rede in die prosaische Form umgegossen worden. Lachmann hat in seiner Ausgabe und in den Lesarten zu Hartmann's „Gregor" diese Prosalegende, welche ihm in einem strasburger Druck vom Jahre 1502 vorlag, berücksichtigt und für die Kritik verwerthet, und in gleicher Weise verfuhren auch die nachfolgenden Herausgeber und Kritiker, wie Pfeiffer, Bartsch, Bech und Egger (vgl. Nr. 28 d. Bl.). Einen kölner Druck ohne Jahr verzeichnet J. Görres in seiner Schrift über „Die teutschen Volksbücher" (Heidelberg 1807), der betitelt ist: „Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischoffs Gregorii auf dem Stein genannt." Inwieweit dieser ohne Zweifel jüngere Druck mit dem von Lachmann benutzten übereinstimmt, wissen wir nicht. Daß die Prosalegende nicht erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts entstand, sondern schon viel früher für die Bedürfnisse der Lesewelt zurechtgemacht wurde, konnte man von vornherein annehmen. Wir erfahren nun jetzt durch eine Publication von J. V. Zingerle, daß die nach Hartmann bearbeitete prosaische Gregorius-Legende als Bestandtheil eines „Lebens der Heiligen" bereits im Jahre 1471 zu Augsburg gedruckt wurde. Dieser erste Druck wurde öfters wiederholt, Zingerle verzeichnet sieben Ausgaben aus dem 15. Jahrhundert (Nürnberg 1475, Augsburg 1475, 1478, 1480, 1481, Urach 1481). Außerdem weist Zingerle noch zwei Papierhandschriften des 15. Jahrhunderts nach; die eine, wahrscheinlich ältere, bestimmt datirte vom Jahre 1442 findet sich auf der innsbrucker Universitätsbibliothek, die andere besitzt die fürstbischöfliche Seminarbibliothek in Brixen. Es ist sehr dankenswerth, daß Zingerle einen Abdruck der prosaischen Gregorius-Legende aus der ältesten Quelle veranstaltete. Er legte die innsbrucker Handschrift zu Grunde, die er mit S bezeichnete, weil sie aus dem Kartäuserkloster Allerengelberg in Schnals stammt, also eigentlich die schnalser Handschrift ist. Von dem brixener Text und vom alten augsburger Druck gibt Zingerle die Lesarten, bisweilen geben auch diese jüngern Quellen die echte Lesung an die Hand. Zingerle's Veröffentlichung, welche überdies auch eine zweite sehr schöne und interessante Legendenerzählung enthält, liegt vor unter dem Titel: „Von Sanct Gregorio auf dem Stein und von Sanct Gerdraut. Aus dem Wintertheile des Lebens der Heiligen" (Innsbruck, Wagner, 1873). Es ist ein kleines, zierliches Büchlein, geschmückt mit einem der Handschrift entnommenen Titelbilde. Abgesehen von dem Werth, den diese prosaische Umformung eines classischen Dichtwerks in kritischer Beziehung hat, ist sie auch wichtig für die Geschichte der deutschen Prosa, welche als Form für die dichterische Schöpfung sich erst nach und nach auf eigene Füße stellt, bis sie schließlich im Romane der Neuzeit ebenbürtig neben dem in gebundener Rede abgefaßten Epos einhergeht und diesem sogar vorauseilt.

— Der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig verdankt die Wissenschaft schon manche werthvolle Gabe. Außer historischen Abhandlungen bieten ihre Publicationen auch ältere Literaturtexte. Im Jahre 1867 veröffentlichte die Deutsche Gesellschaft eine handschriftlich auf der leipziger Universitätsbibliothek vorhandene altdeutsche Evangelienübersetzung unter dem Titel: „Des Matthias von Beheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache. 1343. Herausgegeben von Reinhold Bechstein." Zu der jüngsten ähnlichen Mittheilung hat wiederum eine der leipziger Universitätsbibliothek angehörende Handschrift gedient. Bereits im Jahre 1836 gab aus dieser dem 15. Jahrhundert zuzuweisenden Handschrift, welche eine ganze Reihe von Erzählungen enthält, Moritz Haupt im ersten Bande der von ihm und Heinrich Hoffmann herausgegebenen „Altdeutschen Blätter" genaue Nachricht unter dem Titel: „Märchen und Sagen"; er ließ zugleich den größten Theil des Prosainhalts der Handschrift abdrucken, aber die Erzählung von Griseldis und von Apollonius nicht. Es schien der Mühe werth, nachzuholen, was Haupt unterlassen hatte, und diese beiden Stücke gleichfalls zum Drucke zu befördern. Zugleich hat der Herausgeber auch auf andere Bearbeitungen der beiden Sagen, welche eine donaueschinger Handschrift gewährte, Bedacht genommen und sie zur Vergleichung mit angefügt. Vorausgesandt ist eine sehr fleißige, auf Sachliches und Sprachliches sich erstreckende Einleitung. Dieses Werk bildet das zweite Heft des fünften Bandes der „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft" (Leipzig, Weigel, 1872) und hat den besondern Titel: „Griseldis. Apollonius von Tyrus. Aus Handschriften herausgegeben von Karl Schröder." Der Ansicht von Haupt, daß die leipziger Handschrift Original, nicht Copie sei, stimmt Schröder zu.

— Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen, die sich immer fester consolidirt und die große Mehrzahl der Mitglieder des deutschen Theaters umfaßt, hat jetzt auch einen von Ernst Gettke in Kassel redigirten Almanach (erster Jahrgang 1873, Leipzig, Luckhardt) erhalten. Derselbe enthält, außer einem Verzeichniß der Localausschüsse und der Genossenschaftsbühnen, eine Zahl von Biographien meistens solcher Darsteller, die sich um die Begründung der Genossenschaft vorwiegende Verdienste erworben haben, wie Barnay, Hugo Müller u. a., außerdem mehrere Aufsätze zur Bühnenliteratur, unter denen besonders derjenige von Hugo Müller: „Ueber den Traditionszopf beim deutschen Theater", eine sehr wunde Stelle unsers Schauspielwesens berührt. Gegen das Greisenalter, mit welchem ein Vater so junger Söhne wie Karl und Franz Moor gespielt wird, gegen die Albernheit siebzehnjähriger Mädchen auf der Bühne, den modischen Goßmannschwindel, gegen die Nothwendigkeit der Abgänge und das damit motivirte Streichen unerlaßlicher Scenen finden sich in dem Aufsatz viele treffende Bemerkungen. Der Aufsatz über das „Literaturdrama" von W. Bennecke weist auf bedeutende dramatische Werke hin, die nie über die Breter gegangen oder hier nie heimisch geworden sind: die Romantiker, Grabbe, Hebbel, Uhland, Röber werden als Hauptrepräsentanten des Literaturdramas besprochen.

— Von dem großen „Musikalischen Conversations-Lexikon", welches Hermann Mendel (Berlin, Oppenheim) herausgibt, liegt der dritte Band vor, welcher von Co bis Fo reicht und ebenfalls wieder eine Menge biographischer Mittheilungen und gediegener Abhandlungen aus dem Bereiche aller musikalischen Kenntnisse enthält.

— Die Brockhaus'sche Verlagsbuchhandlung wird die hinterlassenen Schriften Melchior Meyr's: „Gedanken über

Religion, Aesthetik u. s. w.", sowie dessen „Leben und Briefe" in zwei bis drei Bänden erscheinen lassen. Die Herausgabe des Nachlasses wird von Moritz Carriere und dem Generallieutenant Graf Bothmer besorgt.

— Der Dichter Max Kalbeck in München gibt gegenwärtig ein „Jahrbuch neuer Lyrik" heraus, zu welchem nur Originalbeiträge von zeitgenössischen Dichtern beigesteuert werden.

Ausländische Literatur.

Eine Schrift von H. Buxton Forman: „Our living poëts" (London 1872) bespricht die gegenwärtige Poesie Englands und will drei Schulen derselben unterscheiden: die „idyllische", die „psychologische" und die „vorrafaelische"! Als Hauptvertreter der erstern, die in England sehr beliebt ist und oft die Grenzen zwischen Malerei und Poesie durch Landschaftereien, welche mit breitem Pinsel ausgeführt sind, überschreitet, und als Nachfolger Crabbe's erscheint namentlich Tennyson, dem eine eingehende Darstellung gewidmet ist, als Vertreter der psychologischen Schule Browning. Die „Vorrafaeliten" sind Verehrer der Natur sans phrase, Gegner jeder Ueberlieferung in Gedanken und Gefühlen, Vorkämpfer eines einfachen, von jeder Affectation freien Stils. Der Gründer dieser Schule ist Rossetti, dessen Gedichte indeß bisweilen die Naivetät des enfant terrible haben.

— Die „Rivista Europea" widmet einer neuen italienischen Dichterin, Alinda Brunamonti Bonacci, eine eingehende und anerkennende Besprechung. Von ihr sind bisher drei Sammlungen erschienen: „Note campestri", „Ricordanza", „Speranze e conforti". Gerühmt wird die Frische und Anmuth der Empfindungen, die süße Melancholie, die sich besonders in den ersten beiden Sammlungen ausspricht, die durchsichtige, klare, krystallene und classische Form, welche in den „Speranze e conforti" ihren Höhepunkt erreicht. Hier zeigt sich die Dichterin als Schülerin Leopardi's und Byron's, deren Porträts sie auf ihrer poetischen Staffelei aufstellt. Die Zeit der „Corinneas" scheint in Italien noch immer nicht vorüber.

— Eine Sammlung bisher noch nicht veröffentlichter Gedichte Longfellow's wird unter dem Titel: „Aftermath" (Grummet), gleichzeitig in London und Neuyork (bei Routledges) erscheinen.

— Auerbach's „Dorfgeschichten" sind unter dem Titel „Nouvelles villageoises" in einer französischen Uebersetzung von Coreliers erschienen.

Theater und Musik.

Die Schumann-Feier zu Bonn in den Tagen vom 15. August ab hat das Andenken des genialen Componisten in würdiger Weise bei den Zeitgenossen erneuert. Glänzender Empfang wurde der Witwe des dahingeschiedenen Meisters, der ausgezeichneten Klavierspielerin, zutheil. „Paradies und die Peri" wurde in großartiger Weise zur Ausführung gebracht; außer den hervorragenden Solokräften wirkte ein Chor von 394, ein Orchester von 111 Köpfen mit. Eine Gelegenheitsschrift: „Robert Schumann als Kritiker" von Joseph Schrakenholz (Bonn, Selbstverlag des Verfassers), würdigt die Verdienste desselben, die bedeutsamen Anregungen, welche Schumann der ganzen musikalischen Kunst in Deutschland gab. Leider haben Schumann's eigene Schriften über „Musik und Musiker in Deutschland" noch immer nicht die gewünschte Verbreitung gefunden.

— Das wiener Carltheater hat es sich nicht nehmen lassen, das Drama des jüngern Alexandre Dumas: „Das Weib des Claudius", zur Aufführung zu bringen. In Paris mit zweifelhaftem Erfolg gegeben, in Italien zurückgewiesen, hat das Stück in Wien guten Erfolg gehabt. Und da macht man den französischen Feuilletonisten, die über Deutschland schreiben, noch einen Vorwurf daraus, wenn sie behaupten, daß der pariser dramatische „Ausschuß" für den deutschen Theatermarkt gerade gut genug ist!

— Am Laube'schen wiener Stadttheater kam ein zweiactiges Lustspiel eines russischen Dichters, des Grafen Alexander Fredor, zur Aufführung, welches zuerst ins Ungarische und dann aus dem Ungarischen ins Deutsche übersetzt wurde. Das Stück: „Die einzige Tochter", behandelt einen sehr unwahrscheinlichen, aber auch sehr ergötzlichen Stoff. Ein Edelmann, der fünf Töchter aber wenig Vermögen besitzt, sucht die Männerwelt glauben zu machen, daß er nur eine Tochter besitze, indem er die eine hier, die andere dort erziehen läßt. Am Schluß bricht dieser mühsame Aufbau zum Schrecken der Freier zusammen, die sich indeß mit dem erfinderischen Schwiegervater aussöhnen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 17. August starb in München Karl August Dempwolff, der sich als Novellist und Feuilletonist Ruf erworben hat. Seine Lieblingsdomäne war die Theaterwelt; Heldinnen aus diesen Kreisen spielen in seinen Schriften eine Hauptrolle; auch herrscht in manchen Erzählungen ein frivol-pikanter Ton, der an das Ueppige und Wollüstige streift. Dagegen sind viele seiner landschaftlichen Schilderungen von poetischer Kraft und von stimmungsvollem Hauche.

Bibliographie.

Aphorismen berühmter Autoren, zur Charakteristik schlimmer Frauen. Graz, Cieslar. Gr. 16. 26 Ngr.

Baumstark, C. E., Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat nach den Bedürfnissen der Gegenwart. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 20 Ngr.

Bethe, W., Psychologisches zur Willens-Erziehung. Stade. Gr. 8. 10 Ngr.

Braddon, M. E., Milly Darrel und andere Erzählungen. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Brentano, E., Aristophanes und Aristoteles oder über ein angebliches Privilegium der alten attischen Komödie. Berlin, Weidmann. Gr. 4. 16 Ngr.

Dabis, W., Abriss der römischen und christlichen Zeitrechnung. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Danzer, A. F., Dembinski in Ungarn. Nach den hinterlassenen Papieren des Generals. 2 Bde. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Degen, P., Das Kreuz als Strafwerkzeug und Strafe der Alten. Aachen, Gebr. Habes. 4. 10 Ngr.

Enze, R., Außer dem Geleise. Wien, F. Beck. 8. 2 Thlr.

Findel, J. G., Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert. Ein Handbuch für Schule und Haus. 2te Aufl. mit einer Einleitung (die ältere Literatur) und ein Anhang (die Literatur der Neuzeit). — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Forster, J., Charles Dickens' Leben. Ins Deutsche übertragen von F. Althaus. 2ter Bd. 1842—1851. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Geheimnisse des Praters oder an der blauen Donau. Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Gerstäcker, F., Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Guervier, W., Leibniz in seinen Beziehungen zu Russland und Peter dem Grossen. Eine geschichtliche Darstellung dieser Verhältnisse nebst den darauf bezüglichen Briefen und Denkschriften. St. Petersburg. Gr. 8. 2 Thlr. 17 Ngr.

Haeckel, E., Natürliche Schöpfungsgeschichte. 4te verbesserte Aufl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Herbart's, J. F., Pädagogische Schriften in chronologischer Reihenfolge herausgegeben. Mit Einleitung, Anmerkungen und comparativem Register versehen. 1ster Bd. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

— — Allgemeine praktische Philosophie. Neue Ausgabe. Leipzig, Voss. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Ueber philosophisches Studium. Neue Ausgabe. Leipzig, Voss. Gr. 8. 10 Ngr.

Langenbach, G., Die Meeresalgen der Inseln Sizilien und Pantellaria. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Leben Jesu, ein Fragment, und Kindheit Jesu. Zwei altenglische Gedichte aus Ms. Laud 108 zum erstenmal herausgegeben von C. Horstmann. 1ster Thl. Leben Jesu. Münster, Regensberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Nietzsche, F., Unzeitgemässe Betrachtungen. 1stes Stück. David Strauss der Bekenner und der Schriftsteller. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Overbeck, F., Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Schwane, J., Die Gerechtigkeit und die damit verwandten sittlichen Tugenden und Pflichten des gesellschaftlichen Lebens. Letzter Theil der Moraltheolgie. Freiburg, Herder. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Stellung der Staatsgewalt zur Unfehlbarkeitsfrage. Mit einem Nachtrag über Syllabus und Fastenmandat. St. Gallen, Köppel. 8. 3 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. v. Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 5te Folge. 3ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das neue Wissen und der neue Glaube.

Mit besonderer Berücksichtigung von D. F. Strauß' neuester Schrift: „Der alte und der neue Glaube."

Von **J. Frohschammer.**

8. Geh. 1 Thlr.

Der Verfasser bekämpft in dieser Schrift, mit Bezugnahme auf das vielgenannte Werk von Strauß, einerseits die mechanistische Auffassung der Welt, andererseits die päpstliche Hierarchie sowie die kirchlich-dogmatische Orthodoxie und confessionelle Beschränktheit; er empfiehlt dagegen als eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit die wahre Wiederbelebung und Erneuerung des religiösen Glaubens auf dem Boden des ursprünglichen Christenthums, das heißt des Christenthums Christi selbst.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Beleuchtung der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer. Nebst einem Anhang: Kritik der Broschüre des Bischofs von Orleans. Zweite, mit einem neuen Vorwort vermehrte Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Von **Friedrich Gerstäcker.**

Vierte Auflage.

Mit Illustrationen von Otto Brausewetter.

8. Cart. 15 Ngr.

Gerstäcker's Erzählung der tragikomischen Reiseabenteuer, welche dem Herrn Commerzienrath Mahlhuber aus Gidelsbach begegnet sind, eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors, ist bereits in drei starken Auflagen verbreitet und liegt nun mit 20 ergötzlichen Illustrationen geschmückt in vierter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Akademische Predigten

von

D. Heinrich Holtzmann,

Professor an der Universität Heidelberg.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Mit vorliegender Predigtsammlung bietet der bekannte heidelberger Theologe eine Reihe religiöser Betrachtungen, welche, an biblische Textstellen anknüpfend und besonders die Gemüthswelt umfassend, sich zu einem wirklichen Andachtsbuche gestalten, zugleich aber auch der praktischen Schrifterklärung dienen.

Die Broschüre: „Psychologisches zur Willenserziehung von Dr. W. Sethe, 84 S., 10 Sgr. Selbstverlag, zu beziehen durch jede Buchhandlung, empfiehlt sich rationell Denkenden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das heutige Aegypten.

Ein Abriss seiner physischen, politischen, wirthschaftlichen und Cultur-Zustände.

Von

Heinrich Stephan.

Mit einer Karte. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, der hochverdiente General-Postdirector des Deutschen Reichs, als Schriftsteller durch seine Geschichte der preussischen Posten, seine Schriften über das Verkehrsleben des Alterthums und Mittelalters, den Suez- und den Panamakanal u. s. w. bekannt, bereiste Aegypten im Jahre 1869 aus Anlass der Eröffnung des Suezkanals und legt in diesem Buche die Resultate langjähriger Forschungen über Aegypten und seiner dortigen Beobachtungen und national-ökonomischen Studien nieder. Derselbe gibt aus zuverlässigen und sonst schwer zugänglichen Quellen zum ersten male ein getreues Bild des heutigen Aegypten, welches in den verschiedensten Kreisen lebhaftes Interesse erregen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

Victor Granella.

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte, zu den Führern der Altkatholiken gehörende Verfasser, Pfarrer Dr. Tangermann, behandelt in dieser auch sonst vielfach interessanten Novelle die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal, weshalb sein Buch in dem gegenwärtigen Kampfe mit dem römischen Jesuitismus besondere Beachtung verdient.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Politische Skizzen

über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815—1867.)

Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß.

Von **Georg Herbert Graf zu Münster.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese vom Grafen zu Münster, designirtem deutschen Gesandten in London, herausgegebenen vertraulichen Originaldepeschen seines Vaters enthalten viele für die Geschichte des Wiener Congresses wichtige Enthüllungen über Personen und Zustände. Vom Herausgeber selbst sind interessante Betrachtungen über die politische Lage Europas, besonders Rußlands und Deutschlands vorausgeschickt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 38. —— 18. September 1873.

Philosophische Schriften.

1. Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie. Eine kritische Beleuchtung des naturphilosophischen Theils der Philosophie des Unbewußten aus naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Berlin, C. Duncker. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese anonyme Schrift könnte unter den Beweisen für die „All-Einheit des Unbewußten" aufgeführt werden. Wiewol sie eine „kritische Beleuchtung" der Philosophie des Unbewußten zu geben verspricht und dies Versprechen auch in durchaus befriedigender Weise erfüllt, so macht doch das Ganze durch Stil, Neuheit der Wortbildung, genaue Kenntniß der Geschichte der Philosophie, entschiedene Urtheile über einzelne philosophische Richtungen u. s. w. den Eindruck, als ob das wohlbekannte „Unbewußte" in eigener Person die vorliegende Schrift inspirirt hätte. Dazu finden sich in derselben einige Data, welche nicht leicht ohne das „Hellsehen des Unbewußten" mit solcher Sicherheit beigebracht werden konnten: wir erfahren unter anderm, warum die Bezeichnung „Philosophie des Unbewußten" gewählt worden, wie ihr Verfasser zur Annahme teleologischer Eingriffe in den Lebensproceß gelangt ist, und daß er diesen Irrthum vermieden haben würde, wenn ihm bei Abfassung des Abschnitts A bereits Darwin's Originalwerk überhaupt bekannt und die Bedeutung und Tragweite der Descendenztheorie genauer bekannt gewesen wäre. „Denn das Kapitel A. II. ist einige Jahre früher verfaßt als Kapitel C. X." Auch das, was „keiner der zahlreichen Recensenten des Werks auch nur von ferne geahnt hat, daß nämlich die Philosophie des Unbewußten in naturwissenschaftlicher Hinsicht gleichsam in zwei Stücke auseinanderfällt, die nicht zusammen passen wollen", erkennt das „Unbewußte vom Standpunkt" u. s. w. mit leichter Mühe und unfehlbarer Gewißheit. Nicht minder hell als in die Vergangenheit sieht es auch in die ferne Zukunft, indem es am Schlusse sagt:

Die Philosophie des Unbewußten als der letzte überhaupt mögliche Versuch zur Rettung der teleologischen Metaphysik ist zugleich der letzte Versuch zur Rettung des Gottesglaubens, wennschon in wissenschaftlich modificirter Gestalt. Die Theologie hat davon natürlich nichts gemerkt, aber sie wird vielleicht nach Jahrhunderten die Philosophie des Unbewußten als letzte Stütze ihrer Dogmen citiren, wenn der Schatten des Autors längst diese Citate desavouiren würde.

Die gegenwärtige Schrift ist sehr geeignet, das Vertrauen, welches von naturwissenschaftlichen Kreisen der Philosophie des Unbewußten zuerst entgegengebracht, aber nach genauerer Kenntniß ihres Inhalts wieder entzogen wurde, dem „Unbewußten" in seiner veränderten Gestalt von neuem zuzuwenden. In der That ist sie bereits von mehrern Seiten als ein erfreuliches Zeichen davon begrüßt worden, daß die Philosophie endlich anfange mit den bisher sorgsam gehegten Vorurtheilen gründlich zu brechen. Unter anderm meint G. von Seidlitz in Nr. 6 des „Ausland" von 1873: wenn E. von Hartmann die hier entwickelten Lehren in seine Philosophie aufnähme, so könne dieselbe „eine große Zukunft" haben.

Der bedeutende Fortschritt, durch welchen unsere Schrift über den Standpunkt der Philosophie des Unbewußten weit hinausgelangt, ist in der Kürze dahin zu bestimmen, daß sie alle organisch-vitale Entwickelung mit ihren (relativ!) zweckmäßigen Formen aus rein natürlichen Ursachen ableitet und alle Eingriffe der „unbewußten Vorsehung" in die theologisch-metaphysische Rumpelkammer wirft; die Zweckmäßigkeit der Natur wird anerkannt, „aber nur als ein durch genau aufzeigbare mechanische Compensationsprocesse entstandenes Resultat". Demgemäß wird jede Berufung auf ein directes Eingreifen des Unbewußten zurückgewiesen und im einzelnen gezeigt, wie die betreffenden Processe ohne wunderbare transscendente Veranstaltung zu erklären sind. Natürlicherweise ist das

„Unbewußte" unserer Schrift demnach überhaupt ein ganz anderes als das der Philosophie des Unbewußten; während dieses als etwas nur der sprachlichen Bezeichnung nach Negatives, sachlich aber als das Positivste ausdrücklich bestimmt wurde, ist das spätere „Unbewußte" lediglich dadurch charakterisirt, daß ihm das Bewußtsein fehlt. Eins der Fundamentaldogmen der Philosophie des Unbewußten, welchem kein Naturforscher zustimmen kann, hat auch das jüngste „Unbewußte" beibehalten: es behauptet wiederholt mit großem Nachdruck, daß die Annahme eines substantiellen Stoffs außer und neben den Atomkräften „ein unbegründetes, aus den Sinnen stammendes Vorurtheil" sei, womit es denn auch leicht zur „metaphysischen All-Einheit" des Unbewußten gelangt. Diese Leugnung des Stoffs dürfte vielmehr als eine Erbschaft der apriorisch-logisch construirenden Metaphysik zu betrachten sein, welche principiell alles erklären wollte und deshalb den Stoff, weil sie ihn nicht aus einem Princip ableiten konnte, einfach hinwegdemonstrirte.

2. Philosophie als Orientirung über die Welt von J. J. Baumann. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Philosophiren heißt im allgemeinen sich durch Nachdenken in der Welt orientiren." Mit diesen Anfangsworten seines Buchs gibt Baumann diejenige Definition der Philosophie, welche ihm die einzig angemessene zu sein scheint, weil in ihr nichts von den Ergebnissen der fortschreitenden Untersuchung anticipirt ist; er würde auch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man seinem Werke die Bezeichnung einer Erkenntnißtheorie oder (?) Metaphysik geben wollte.

Ausführlich behandelt Baumann sodann den Begriff des Wissens und sucht denselben an Beispielen aus verschiedenen Wissensgebieten deutlich zu machen: Man weiß, daß Gott existirt, daß der Magnet das Eisen anzieht, daß $2 \times 2 = 4$ ist, daß $a = a$ ist, daß ein Gemälde schön ist; der Buddhist weiß, daß der Zweck seines Daseins ist, in das Nirwana einzugehen. Diesem verschiedenen Wissen sind drei Stücke gemeinsam: 1) ein Vorstellen, 2) ein Vorstellen von einem Gegenstande und seiner Wirklichkeit, 3) ein Grund für die Annahme des Gegenstandes und seiner Wirklichkeit. „Hier sind Unterschiede sehr wesentlicher Art. Sie lassen sich auf zwei zurückführen, auf Vorstellungen, deren Gegenstand im Vorstellen selbst wesentlich beschlossen ist, und solche, deren Gegenstand als unabhängig vom Vorstellen gedacht wird." Mit vieler Schärfe zeigt Baumann, wie wir immer und ewig in unserm Vorstellen eingeschlossen bleiben:

> Gegenstand, Existenz, Grund, habe ich die denn anders als im Vorstellen? .... Ich denke: der Baum dort existirt außer mir, aber das ist alles bloße Vorstellung und sonst nichts .... Nicht der Gegenstand, die Existenz sind in meinen Vorstellungen, sondern Gegenstand, Existenz sind selber Vorstellungen, ebenso der Grund, der mir diese Vorstellungen aufnöthigt: immer ist es die Vorstellung, daß ich genöthigt bin, d. h. mich vorstelle genöthigt in meinem Vorstellen .... Wir kennen nichts außer Vorstellungen, und sowie wir etwas kennen, ist es Vorstellung.

Was ist nun das Vorstellen?

> Der letzte undefinirbare Begriff, an den sich alle andern Begriffe anlehnen .... Um zu wissen, was Vorstellen ist, muß man selbst vorstellen; wir wissen, was Vorstellen ist, weil wir selbst vorstellen; wer nicht selbst vorstellt, dem können wir durch keine Beschreibung verständlich machen, was Vorstellen sei.

Mit unerbittlicher Consequenz schneidet Baumann dem naiven wie dem philosophischen Realismus alle Auswege ab; auch das berühmte cogito ergo sum erweist sich vor seiner Kritik als ein, wenn richtig ausgelegt, tautologischer Satz: „ich bin denkend" oder: „ich denke, also stelle ich vor". „Das Sein ist nicht etwas und das Denken ein anderes, sondern beides ist ein und dasselbe, denkend sein, vorstellend sein. Alle andern Auslegungen sind falsch." Demnach beruht all unser Wissen zuletzt auf der Thatsache, daß wir vorstellen; „über diese können wir nicht hinaus. Sie ist zunächst unableitbar, nicht auf ein höheres Princip zurückführbar." „Man kann sich gar nicht genug dieser Thatsache in ihrer Reinheit und Unverfälschtheit bemächtigen; die Philosophen nämlich stürzen immer von jenem Satz sofort zu tausend andern." Denn eine Thatsache erscheint ihnen gar zu gering. So ist Fichte's „Ich bin" unbewiesenes Dogma, weil es mehr besagen soll als: ich bin vorstellend; ganz falsch ist ebenso der Satz: „das Ich setzt sich", sofern darin Willkür liegt und das Ich als sein eigenes Product aufgefaßt wird. „Von einem Sich-selbst-produciren, einem Sich-selbst-setzen des Ich kann nicht die Rede sein"; denn das Ich ist nur als vorstellendes Ich. Baumann beginnt daher seine Philosophie „recht ärmlich" mit dem Satze: „Ich bin vorstellend", als der Grundthatsache und weist nach, daß eine Thatsache „in allen Dingen das Höchste und Letzte ist, worauf wir stoßen oder geführt werden". Gesetze, Allgemeinheit und Nothwendigkeit, ewige Wahrheiten u. s. w. sind entweder Phantasiegebilde oder abhängig von Thatsachen. Von der „Grundthatsache des Vorstellens" und dem sich daraus ergebenden strengen Idealismus gelangt Baumann nun indirect zum Realismus: „entweder wir nehmen äußere Realität als unabhängig von unserm Vorstellen an, dann können wir vieles in unsern Wahrnehmungen und Vorstellungen erklären, oder wir nehmen sie nicht an, dann können wir nichts thun, als unsere Vorstellungszustände im weitern Sinne beschreiben". Durch diese Erklärung wird uns die Thatsache des Wahrnehmens und Vorstellens verständlicher. Warum? Dies ist wieder bloße Thatsache:

> Was verständlich machen heißt, das muß jeder in sich selbst finden. ... Erklärung suchen ist eine Thatsache unsers vorstellenden Ich; sobald wir uns dem hingeben, werden wir vom Idealismus vertrieben zum Realismus .... So lange unser Geist so ist, wie er ist, können wir weder daran zweifeln, daß wir Erklärung der Wahrnehmung wollen, noch auch daran, daß wir diese nicht anders finden, als wenn wir den Realismus als wirklich setzen, somit annehmen, daß es äußere Dinge gibt, daß unser Leib selber ein solches ist, mit allem, was sich daran hängt.

Dieser indirecte Beweis für die äußere Realität ist nach Baumann der einzig mögliche; von dem „gewöhnlichen durch die Causalität ist er ganz verschieden, obwol der Gedanke der Ursache bei ihm eine Rolle spielt". Weder den von Kant erbrachten noch den von der modernen Naturwissenschaft acceptirten Helmholtz'schen Beweis für äußere Realität läßt Baumann gelten; vom letztern sagt er:

Er ist keineswegs originell, sondern im Grunde genommen ein Misverständniß der Schopenhauer'schen, im Kant'schen Sinne für Erscheinungen gemeinten, ähnlichen Auseinandersetzungen, wie sie sich z. B. in der Schrift „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" finden.

Nachdem er die betreffende Stelle aus Helmholtz' „Physiologischer Optik" citirt hat, urtheilt er:

Die Einmischung des Physikers und Physiologen in die philosophischen Untersuchungen ist da nicht besser geglückt als frühere Einmischungen der Philosophen in Physik und Physiologie; es ist bei vielem ganz Falschen einige Ahnung der Wahrheit.

Dieses Urtheil sucht er zu begründen und führt sodann die „Ahnung der Wahrheit" in der Helmholtz'schen Theorie auf das Gefühl zurück, welches „äußere Realität als wirkliche annimmt, weil man nur so eine Erklärung der Wahrnehmungsvorstellungen findet, zu der man stets hingedrängt wird, und die man bei dem Beharren im Idealismus nicht erlangen kann. Das ist aber unser Argument für Realität; dieses drückt klar aus, was hier durch eine Menge falscher und schiefer Erwägungen verhüllt ist."

Es scheint uns, als ob in diesem Punkte Baumann nicht mit der ihn sonst in so hohem Grade auszeichnenden Unbefangenheit und Gründlichkeit geurtheilt habe. Wie an der citirten Stelle von Helmholtz speciell, so meinte er kurz vorher von der modernen Naturwissenschaft im allgemeinen, daß sie fälschlich die Empfindung als Zustand des Organismus und die äußern Dinge als die Ursachen ansetze, welche auf diesen Organismus wirken und eine Zustandsänderung in ihm hervorbringen. Das sei aber bloße Willkür, mit der zweierlei erschlichen werden solle: „1) daß Empfinden an dem Organismus als solchem hafte, daß auch das Vorstellen ein bloßer Zustand an dem Organismus als Subject sei, und daß 2) wie dieser Organismus als materiell empfunden oder gefaßt wird, so auch die äußern Einwirkungen auf ihn als von gleicher Materialität und Realität anzunehmen seien". Mit welchem Rechte hier der Naturwissenschaft der Vorwurf des „Erschleichens" gemacht wird, ist nicht ersichtlich; es handelt sich eben um zwei verschiedene Ansichten über das Wesen des Geistes, von denen diejenige für die richtige zu halten ist, welche die besten Gründe beibringt. Wenn Baumann die naturwissenschaftliche Theorie durch den Hinweis auf das „Ich stelle vor" als die Urthatsache all unsers Wissens widerlegt zu haben glaubt, so wird er durch die Consequenzen dieses Satzes dahin gedrängt, die Existenz des Ich vor allem Vorstellen annehmen zu müssen, eine Annahme, die zwar in der neuern Philosophie üblich genug ist, die aber Baumann ausdrücklich abgewiesen hat: „Läßt man alles Vorstellen fort, so verschwindet das Ich mit." Diesen Satz kann man keineswegs umkehren: Läßt man das Ich fort, so bleibt das Vorstellen bestehen, wie wir täglich an kleinen Kindern beobachten können. Baumann sagt selbst: „Unser Ich fängt an mit unserer hellen Erinnerung von unserm (!) Thun und Lassen, Leiden und Genießen, Denken und Träumen." Unser Thun und Lassen muß natürlich unserer Erinnerung daran vorhergehen, also besteht nach Baumann unser Thun und Lassen vor dem Ich! Aus diesem Widerspruch kommt man nur heraus, wenn man sich entschließt, das Selbstbewußtsein oder Ich als eine Folge des Bewußtseins (der Empfindung) zu betrachten, worauf die unbefangene Auffassung der psychologisch-genetischen Methode nothwendig führt, während man freilich auf dem von den Philosophen meist beliebten logisch-constructiven Wege das Gegentheil finden kann, weil man es aus äußern Gründen finden will. Demgemäß ist nicht das „Ich stelle vor" die Urthatsache des Wissens, sondern das Vorstellen, genauer das Empfinden, insofern die ersten Vorstellungen der Kinder vom Gefühl der Lust und Unlust begleitet sind. Auf welche Weise dieses Empfinden zu Stande kommt, das ist eben die Streitfrage, und um diesen Angelpunkt dreht sich auch die von Baumann angeführte Helmholtz'sche Auseinandersetzung, welche die Wahrnehmungsvorstellungen als Wirkungen der Außenwelt erklärt. Das muß aber auf irgendwelche Weise jede Theorie thun, welche das Ich nicht zum zureichenden Grunde aller Vorstellungen macht. Baumann's Beweis für die Realität der Außendinge steht daher dem Helmholtz'schen viel näher als er glaubt; wenn er die „Urthatsache" des Vorstellens aus der äußern Realität erklärt, so kann der dabei nothwendig zu denkende Zusammenhang zwischen dem objectiven und subjectiven Factor nur der von Ursache und Wirkung sein. Seiner Auffassung der Causalität aber als eines rein thatsächlichen Verhältnisses und einer blos möglichen und nicht allgemeinen und nothwendigen Vorstellung stimmen wir durchaus bei, und erblicken in der Zurückführung der so gern zu „Erschleichungen" benutzten Gesetze, ewigen Wahrheiten u. s. w. auf einfache Thatsachen ein Hauptverdienst seines Buchs, insofern gerade diese Auseinandersetzungen vorzüglich geeignet sind, das naturwissenschaftliche und philosophische Denken einander näher zu bringen. Merkwürdig bleibt es, daß einmal ein Philosoph dem Naturforscher gegenüber alle Apriorität leugnet, während es gerade die Annahme der letztern ist, welche die Philosophie bei der Naturwissenschaft in Miscredit gebracht hat. Nicht minder zur Verständigung werden die Ansichten Baumann's über die Teleologie beitragen: die zweckmäßige Beziehung der Dinge ist ihm eine thatsächliche Beschaffenheit derselben, Teleologie und wirkende Ursachen dürfen nicht auseinander gerissen werden. Dies hat man gethan, weil man die Materie als todte Masse, die Bewegung als Stoß und Druck faßte: beides existirt so nicht. Ob die physikalischen Atome zur Erklärung ausreichen, ist empirisch auszumachen; dieselben als schlechthin gleichartig a priori anzunehmen, ist kein Grund vorhanden. „Der wahre Kanon ist, dasjenige als das Wahre, d. h. Wirkliche, anzusetzen, auf welches die Thatsachen selbst hindrängen. Alles andere ist Schein und Wunsch."

Im Folgenden nähert sich Baumann wieder der naturwissenschaftlichen Erkenntnißtheorie: „Wir erkennen die Dinge, wie sie uns afficiren." „Die Dinge wirken auf uns, und durch diese Einwirkung lernen wir sie kennen." „Der eigentliche Gegenstand und das Ziel des Wissens ist, das Factische mit allen seinen Eigenthümlichkeiten zu erkennen." Auch wenn er vom zureichenden Grunde sagt: „Er führt die Logik aus sich selbst heraus, aus den blos innern Thatsachen zu den äußern und zu beider Verbindung", so scheint uns dies ganz im Sinne der Natur-

wissenschaft zu sein. Dagegen beruhen seine Einwürfe gegen den Sensualismus der Hauptsache nach wieder auf der oben getadelten falschen, einer Hypostasirung nahe kommenden Auffassung des Ich, welche im Grunde jede, auch Baumann's eigene Erklärung des Vorstellens unmöglich macht; denn eine Urthatsache im strengen Sinne kann man nicht erklären wollen. Also ist entweder das Vorstellen eine solche Urthatsache, und damit fällt Baumann's „indirecter Beweis" für äußere Realität, oder das Vorstellen ist nichts als die conditio sine qua non unserer logisch zergliedernden Analyse der Erkenntniß, weil eben Erkennen im letzten Grunde = Vorstellen ist; dann kann die psychologische Beobachtung der Entwickelung des Vorstellens die vermeintliche „Urthatsache" als Wirkung und Modification der Empfindung feststellen. Denn ob „Empfinden", d. h. mit Lust und Unlust begleitete Wahrnehmung, oder gleichgültiges „Vorstellen" das prius ist, kann nur „empirisch ausgemacht" werden.

In der praktischen Philosophie sucht Baumann die Moral zunächst auf die „Freiheit des menschlichen Willens und selbst des Verstandes" zu begründen. Den Beweis hierfür findet er hauptsächlich in dem Glauben der Menschen an ihre Freiheit. Dieses auch von Ulrici wiederholt vorgebrachte Argument ruht auf schwachen Füßen und ist am einfachsten durch Analogie zu widerlegen: Die Menschen halten sich meist auch für gut, gescheit u. s. w.; sind sie es darum? Nicht glücklicher ist folgendes Raisonnement Baumann's:

> Die Leugnung der Freiheit hebt sich selbst auf. Leugnung der Freiheit ist Behauptung der Nothwendigkeit .... Daß du die Freiheit leugnest, ist nothwendig; daß ich die Freiheit behaupte, ist gleichfalls nothwendig .... Dies ergibt, daß die Sätze: der Wille ist frei, der Wille ist nicht frei, beide gleichzeitig mit gleicher Nothwendigkeit behauptet werden, d. h. es gibt einen völligen Widerspruch, aus welchem es kein Entkommen gibt.

Das „Entkommen" scheint uns hier sehr leicht: Irrthum und Wahrheit sind allerdings beide nothwendig, d. h. durch die Antecedentien der betreffenden Subjecte verursacht. Wenn der Ungebildete z. B. meint, das Wetter ändere sich nur Freitags, so ist dies gewiß eine nothwendige Behauptung seinerseits, ebenso wie der Gebildete mit gleicher Nothwendigkeit das Gegentheil behaupten wird. Aus diesem Widerspruch entkommt man durch den Satz der Logik, daß von zwei contradictorischen Urtheilen immer das eine wahr, das andere falsch ist: also ist entweder der Mensch frei, oder er ist nicht frei. Welches von beiden das richtige ist, muß „empirisch ausgemacht" werden; nach Baumann hat der recht, „welcher am meisten erklärt", dies dürfte aber im Punkte der Willensfreiheit derjenige sein, welcher alle Handlungen auf Motive zurückführt, womit natürlich die Wahlfreiheit, d. h. die Freiheit, dem oder jenem Motiv zu folgen, durchaus nicht geleugnet ist. Freiheit existirt eben nur in Gedanken; sobald der Mensch handelt, ist er gebunden.

Als Moralprincip stellt Baumann das „thätige Wohlwollen" auf; die Ueberwindung des Eudämonismus macht er sich etwas leicht, indem er ihn mit der sinnlichen Annehmlichkeit identificirt und von dieser behauptet, daß sie in jedem Falle durch die sinnliche Unannehmlichkeit aufgewogen würde. „Jeder Mensch hat sich von der bloßen Unannehmlichkeit des Lebens aus schon tausendmal den Tod gewünscht und nie geboren zu sein; ein geringer Schmerz bringt oft schon diese Empfindung in uns hervor." Dergleichen Wünsche sind gewöhnlich nicht ernst gemeint und verkehren sich, wenn ihre Erfüllung droht, rasch in das Gegentheil. Indessen hat Baumann darin recht, daß die Sinnenlust nicht zum Moralprincip taugt, wie wir ihm auch darin beistimmen, daß „die wissenschaftliche Befriedigung ebenso lückenhaft wie die der sinnlichen Glückseligkeit sei".

Hingegen können wir den Satz: „Was uns im Leben zurückhält, das sind gewisse Ideale, welche unsere Seele erfüllen", nicht in dem Sinne Baumann's unterschreiben. Allerdings halten jeden seine Ideale im Leben zurück: aber welches sind diese Ideale? Das Ideal des Sinnlichen ist fortwährende Befriedigung der Sinnenlust, das des Geizigen Gelderwerb, das des Wißbegierigen Lernen u. s. w. Wer nun von allen diesen „Idealen" oder „Illusionen" zurückgekommen ist, folglich nicht mehr von egoistischen Motiven geleitet wird (was übrigens schwerlich vorkommen dürfte), der wird entweder, um mit Baumann zu reden, „das Elend seines Daseins nicht länger perpetuiren", oder wenn er Gründe hat, den Selbstmord zu unterlassen, sich das Leben erträglich zu machen suchen, indem er für andere lebt. Dies ist Baumann's Ideal oder Moralprincip des thätigen Wohlwollens. Es muß übrigens bezweifelt werden, daß dies allein einen Menschen im Leben zurückhalten würde; und vollends wenn wir annehmen, daß es einmal allgemeine Gesinnung werden könnte, so leuchtet ein, daß es dann nicht mehr Zweck des Lebens, sondern nur Mittel für einen andern Lebenszweck sein könnte. Denn wozu „das Elend des Daseins perpetuiren", wenn sein einziger Zweck der ist, daß alle es sich möglichst zu erleichtern suchen, womit außerdem eine andere Art von Eudämonismus wieder in die Moral eingeführt wäre? Baumann baut auf sein Moralprincip eine Art praktischen Beweis für das Dasein Gottes, welches keines theoretischen Beweises fähig ist: Gott soll nämlich dem moralischen Ideal zur Herrschaft über die sinnlichen und egoistischen Neigungen verhelfen. Dies kann nicht bewiesen, sondern nur erlebt werden: man probire es mit dem Gedanken Gottes, und führe die Förderung der Moralität auf die Hülfe Gottes als der „moralischen Substanz" zurück, so wird man sich von seiner Existenz überzeugen. Dies hat zugleich den Vortheil, daß man dadurch der persönlichen Unsterblichkeit theilhaftig werden kann, die Baumann als Folge des Einlebens unsers innersten Gemüths in Gott für möglich hält. Diese Anschauungen bezeichnet Baumann übrigens selbst als „Mystik" und kehrt im Folgenden wieder zur streng wissenschaftlichen Behandlung der philosophischen Probleme zurück, indem er für die Aesthetik eine beachtenswerthe Definition des Schönen gibt: „Schön ist, was in der bloßen Betrachtung des Geistes gefällt."

Den Beschluß des ausgezeichneten Werks machen die „Ausblicke in eine Geschichtsphilosophie", welche mit gewohnter Schärfe und Klarheit die in dieser Disciplin üblichen Vorurtheile widerlegen. „Es gibt keinen Weltplan, weder einen offenbaren, noch einen geheimen, sondern alles geht nach festen, großen Gesetzen vor sich."

Die Geschichte der Menschheit besteht in der Entwickelung der aufeinander folgenden Generationen, die nur chimärisch als Gattungswesen (Person) aufgefaßt werden. Die Methode der Geschichtsphilosophie muß die der strengsten historischen Wissenschaft sein und erfordert die genaueste Untersuchung und Feststellung des Details.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schriften über Staat, Kirche und Jesuitismus.

(Beschluß aus Nr. 37.)

9. Was hat das neue Deutsche Reich vom neuesten Jesuitismus zu erwarten? Ein Vortrag, auf Grund der Moraltheologie des Jesuitenpaters Professor Gury gehalten zu Elberfeld und Barmen von Franz Beyer. Barmen, Wiemann. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
10. Ueber und gegen den Jesuitismus. Zwanglose Abhandlungen über die jesuitische Taktik und Vollkommenheit, den jesuitischen Eid und Primat von F. Buchmann. Breslau, Gosohorsky. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.
11. Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinschädlichkeit des Jesuitenordens. Vom Grafen Franz Deym. Zweite Auflage. Leipzig, Hartknoch. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
12. Der Jesuitismus getreu nach der Natur gezeichnet und den Männern der Kirche, des Staats und des Volks zur Betrachtung dargestellt von einem bekehrten Jesuiten. Leipzig, O. Wigand. 1872. 8. 20 Ngr.

Diese Schriften suchen insgesammt dem größern Publikum ein Verständniß des Jesuitismus nach seinem Wesen, seinen Grundsätzen und seiner Praxis zu ermöglichen, indem sie theils aus authentischen Quellenschriften die jesuitischen Grundsätze schöpfen und darstellen, theils aus persönlicher Kenntniß des Thuns und Treibens der Jesuiten uns dasselbe in besonnener gemäßigter Weise schildern.

Die erste derselben von F. Beyer (Nr. 9) hebt einige der charakteristischen Hauptgrundsätze aus dem Lehrbuche der Moraltheologie heraus, um sie der öffentlichen Verurtheilung preiszugeben, die sie verdienen, und mit derselben zugleich die deutschen Bischöfe, die sich so sehr der Jesuiten angenommen und ihnen ein so glänzendes Zeugniß über ihre wohlthätige Wirksamkeit und über die Gesundheit ihrer Grundsätze öffentlich ausgestellt haben. Die öffentliche Verurtheilung hat daher zugleich die Bischöfe selbst zu treffen.

Aus dem genannten Lehrbuche vom Jesuiten Gury, das gegenwärtig auch in Deutschland die theologischen Schulen beherrscht und den Geistlichen die kirchlichen Grundsätze bei der Seelsorge vermitteln soll, sind nun vom Verfasser zur Charakteristik einige dieser Grundsätze mitgetheilt, um daran zu zeigen, nach welchen sittlichen Principien die Katholiken Deutschlands gebildet werden und handeln sollen. Bezüglich der allgemeinen Grundsätze, nach denen der Mensch zu leben und zu handeln hat, huldigen die Jesuiten bekanntlich dem Probabilismus, d. h. sie behaupten, daß der Mensch nicht einfach nach seinem besten Wissen und Gewissen zu handeln habe, sondern daß er selbst das Gegentheil von dem thun dürfe, was er für das Richtige und Bessere hält, wenn auch nur Ein redlicher und einsichtsvoller Mann (z. B. der Beichtvater) dasselbe nach einer probabeln Meinung für erlaubt hält. Die probable Meinung, irgendein Grund der Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit und Erlaubtheit, entscheidet, nicht das Gewissen. Die Entscheidung hat hier der spitzfindige grübelnde Verstand oder die casuistische Autorität, und die große Mehrzahl der Menschen wird sich da im Gewirre widerstreitender Meinungen am sichersten der Leitung des Beichtvaters überlassen.

Eine andere Eigenthümlichkeit der jesuitischen Moral ist die Methode, die Absicht zu lenken. Eine böse, gesetzlich verbotene Handlung darf nämlich gethan werden, wenn man dabei die Absicht nicht auf das darin liegende Böse, sondern auf einen an sich erlaubten Zweck hinrichtet. Demgemäß darf man z. B. einem Feinde eine öffentliche Strafe wünschen, wenn nur jeder Affect der Rache dabei fern bleibt. Ebenso kann die Absicht die Sünde verringern, vereinfachen; z. B. wer von vornherein die bestimmte Absicht hat, eine gewisse Summe Geld zu stehlen, aber, um nicht entdeckt zu werden, diese Summe nicht mit einem male, sondern allmählich stiehlt, der thut nur eine Sünde (er hatte ja nur die eine Absicht); wer aber nicht von Anfang an entschlossen war, die ganze Summe zu stehlen, sie aber dann zu verschiedenen malen dennoch ganz stiehlt, der begeht so viele Sünden, so oft er an der Summe stiehlt, bis sie jene Höhe erreicht hat. Der schüchterne Anfänger im Stehlen begeht also viele Sünden, ehe er zu derselben Summe kommen kann, die sich der dreiste Schurke mit einer einzigen Sünde erringen kann! Solche Lehren möchten wol eher in ein Handbuch für Gauner passen als in eine christliche Moraltheologie. Indeß darf man kaum wagen, dies so offen auszusprechen, da die katholischen und insbesondere auch die deutschen Bischöfe die Grundsätze der Jesuiten als gesunde römisch-katholische bezeugen und nach der Moraltheologie von Gury ihre jungen Kleriker unterweisen lassen!

Ein weiterer Grundsatz oder Kunstgriff der traditionellen Jesuitenmoral ist der innere oder geheime Vorbehalt. Ihm gemäß ist es gestattet, daß man um eines erlaubten Zwecks willen bei einer Antwort, einem Versprechen, einem Eide u. s. w. durch eine heimlich hinzugedachte nähere Bestimmung oder durch absichtlich gebrauchte zweideutige Worte einen andern Sinn in eine Rede legt, als andere nach dem gewöhnlichen Verständniß und Wortlaut darin finden. Diese Lehre vom innern Vorbehalt hat Gury ebenfalls nicht aufgegeben; denn wenn sie auch nicht direct vorgetragen wird, so kommt sie doch indirect allenthalben zur Geltung. Welche Art Pflichterfüllung und Sittlichkeit unser Jesuit lehrt, geht unter anderm daraus hervor, daß er das kirchliche Gebot, Sonntags die Messe zu hören, für erfüllt hält, wenn jemand nur überhaupt zur Messe kommt, wenn er auch während derselben Gedanken der Ruhmsucht oder der Wollust nachhängt oder einen Diebstahl plant. Ein Geist-

licher sündigt nicht, welcher beim Spiel gegen das Geld eines Laien das Versprechen, eine Messe (von gleichem Werthe) zu lesen, einsetzt. Dem Papste spricht der Jesuit das Recht zu, selbst von göttlichen Geboten zu dispensiren, wodurch derselbe factisch über Gott gestellt und eigentlich zum alleinigen Herrn und Gott gemacht wird. Dies pflegt freilich möglichst vertuscht, gelegentlich auch dreist in Abrede gestellt zu werden, ist aber nichtsdestoweniger thatsächlich und folgt aus dem Wesen des Systems mit Nothwendigkeit.

Die Lehre vom Eide ist besonders wichtig. Wie bekannt, kann dieser durch die Dispensation des Papstes aufgehoben und durch den geheimen Vorbehalt unwirksam gemacht werden. Außerdem führt aber der Verfasser aus Gury's Moral bezüglich der Verbindlichkeit desselben Folgendes an:

Die Verbindlichkeit eines Eides ist auszulegen auch nach den stillschweigend darin eingeschlossenen oder heimlich hineingedachten Bedingungen, und diese sind: 1) wenn ich den Eid ohne großen Schaden werde halten können; 2) wenn das Sachverhältniß sich nicht merklich geändert haben wird; 3) wenn die Rechte oder der Wille des Obern nicht entgegenstehen; 4) wenn der andere Theil die wechselseitige Treue beobachten wird; 5) wenn nicht der andere Theil von seinem Rechte zurücktritt.

Der Verfasser bemerkt mit Recht, daß der Verlaß auf einen Eid unter solchen heimlich und stillschweigend gedachten Bedingungen aufs äußerste herabgemindert werden muß. Anvertraute Geheimnisse brauchen nach unserm Jesuiten nur bewahrt zu werden, wenn es ohne zu großen Schaden geschehen kann. Bemerkenswerth ist auch die jesuitische Ansicht über Kriegsrecht und Fahnentreue. Es wird gelehrt: Wenn der Krieg augenscheinlich ungerecht ist, so darf der Soldat seinem Kriegsherrn nicht gehorchen. Da der gemeine Soldat kaum selbst die schwierige Frage über Gerechtigkeit oder Unrecht des Kriegs entscheiden kann, so wird diese Gewissensfrage wol der Beichtvater für ihn entscheiden müssen und so hängt es wesentlich von diesem ab, ob der Souverän und Feldherr ein gehorsames, zuverlässiges Heer hat oder nicht. Krieg und Frieden muß also von der Hierarchie, vom Papste abhängen. Man weiß, was dies zu bedeuten hat. Gury bemerkt weiter: „In einem ungerechten Kriege müssen die Soldaten, wenn sie nicht fliehen können, dafür sorgen, daß sie mit ihren Geschossen nicht treffen.“ Sie dürfen also nicht nur, sie müssen fliehen, wenn sie können, und wenn dies nicht möglich ist, müssen sie wenigstens dem Feinde gegenüber den Dienst versagen oder illusorisch machen. Gerecht ist natürlich ein Krieg immer von der Seite, auf welcher der Papst steht; ungerecht auf der entgegengesetzten. Wenn also die Franzosen mit dem Deutschen Reiche für sich und die katholische Kirche, d. h. den Papst, Krieg beginnen werden, so wird dieses Deutsche Reich im Unrecht sein, und seine katholischen Soldaten dürfen fliehen, wenn es angeht; wenn nicht, sollen sie wenigstens den Franzosen nichts zu Leide thun, und es bleibt ihnen dann wol nichts anderes übrig als sich gefangen nehmen zu lassen! Das also ist in dieser Beziehung die Lehre der Jesuiten und — der deutschen Bischöfe, da sie selbst ausdrücklich ihre volle Uebereinstimmung mit den jesuitischen Lehren versichern.

Selbstverständlich ist bei einem Jesuiten, daß er die Andersgläubigen nur als tolerirt, nicht als gleichberechtigt mit den Katholiken betrachtet; und tolerirt nur nothgedrungen, denn eigentlich sind dieselben Rebellen gegen die rechtmäßige Kirchenautorität, den Papst, daher der Strafe des Todes würdig, wenn sie belehrt und aufgefordert zur Unterwerfung nicht Gehorsam leisten. Dies ist Recht wie Pflicht des Papstes: denn, behauptet Gury, der hierarchisch-kirchlichen Lehre gemäß, alle Getauften, mögen sie Evangelische oder andere Ketzer sein, sind den Gesetzen der katholischen Kirche verpflichtet und unterworfen. Hat also die Kirchenautorität nur die Macht dazu, so müssen die Andersgläubigen bekehrt oder gestraft werden. Nichtkatholisch ist daher allenthalben mit „gottlos“ und „sittlich verdorben“ identisch, denn das Abweichen vom wahren katholischen Glauben ist ja eben eine Auflehnung gegen Gott selbst, und der Abfall vom Glauben die größte Unsittlichkeit, ja das größte Verbrechen. Paritätischer Staat, paritätische Schulen werden daher von den Jesuiten wie vom echt römisch-hierarchischen Kirchensystem niemals anerkannt vielmehr vernichtet, sobald es moralisch und physisch möglich ist. „Diejenigen Aeltern versündigen sich schwer, wenigstens im allgemeinen, welche ihre Kinder in nichtkatholische oder gottlose Schulen schicken oder sie einem nichtkatholischen oder gottlosen oder sittlich verdorbenen Lehrer überlassen.“ „Gottlos, sittlich verdorben“ ist natürlich jedermann, der nicht jesuitisch gesinnt ist und sich nicht dem Glauben, d. h. dem Papste unterwirft. Es versteht sich, daß es Pflicht ist, solch gottlosen, d. h. nichtkirchlichen Schulen entgegenzutreten und den Staat in aller Weise zu nöthigen, sie aufzugeben. Ist ja die Schule ein Hauptgegenstand des kirchenpolitischen Kampfes des Papstthums gegen den modernen Staat. Bis zu welchem Aeußersten man es dabei treiben will und wie man vor keinem Mittel zurückscheuen wird, spricht das päpstlich-officielle Organ, die „Genfer Correspondenz“ offen aus (11. Juni 1872):

Der Papst, welcher hoffte, die Regierungen durch seine Milde zur Besinnung zu bringen, hat ihnen bereits nur zu viele Zugeständnisse gemacht. Heute sieht er, daß die Zeit der Barmherzigkeit vorüber ist und daß er früher oder später eine Periode der vollständigen unerbittlichen Gerechtigkeit inauguriren muß. Wenn die Staaten aufhören die Kirche offen anzuerkennen, so wird die Kirche ihrerseits gezwungen sein, die Staaten selbst nicht mehr anzuerkennen. Die Welt wird dann Zeuge grausamer Zerfleischungen sein, und die Regierungen würden sehr unrecht thun, wenn sie glaubten, daß die Massen ihnen folgen würden.

Das Organ der römischen Curie droht also mit offener Empörung der Massen gegen die Regierungen zu Gunsten der kirchlichen Oberherrschaft des Papstes. Referent hat dies längst als Plan und Absicht der jesuitischen Umtriebe bezeichnet und eingehend dargestellt („Die politische Bedeutung der Unfehlbarkeit des Papstes und der Kirche“, München 1869) und auch oft genug auf das einzige Mittel hingewiesen, das dagegen schützen oder Hülfe bringen kann: nämlich die Zügel zu durchschneiden, durch welche die Hierarchie das Volk für ihre Zwecke lenkt, d. h. daß man dasselbe vom kirchlichen Joche befreit, indem man ihm die volle Wahrheit über Papstthum und Glaubenssatzungen der Kirche sagt und es auf das einfache Christenthum hinweist, das Christus selbst gegrün-

det hat. Die klugen Leute sagen immer, das gehe zu weit, da würde man dem Volke seine Religion rauben u. s. w. Und man wird dies wol in diplomatischer Klugheit so lange wiederholen, bis es zu spät ist und die Hierarchie solcher Halbheit gegenüber das Volk vollständig für ihre Zwecke bearbeitet hat und dreist bis zum Aeußersten schreiten kann!

Eingehender noch und schärfer werden die jesuitischen Grundsätze dargestellt und gewürdigt in der Schrift von F. Buchmann: „Ueber und gegen den Jesuitismus" (Nr. 10). Der erste Artikel: „Die jesuitische Taktik", wirft einen kurzen Rückblick auf die Geschichte und Wirksamkeit des Jesuitenordens früherer Zeit, wie er die verschiedenen Krisen, in die er gerieth, zu bestehen wußte, durch welche Mittel er sich einführte und befestigte und wie er sich benahm nach seiner Aufhebung durch Papst Clemens XIV. Dann wird sein Wirken und Verhalten seit seiner Wiederherstellung näher beleuchtet. Auch dieser Autor führt hier aus Gury manch Bemerkenswerthes an, das zeigt, wie man römisch-jesuitischerseits religiöse Dinge behandelt und das Heiligste in schmählicher Weise entwürdigt, während man doch einzig für dasselbe zu wirken vorgibt. So wird von Gury, dem Jesuiten, die schon oben berührte Frage aufgeworfen, ob ein Priester eine Sünde begeht, wenn er mit einem Laien spielend eine Messe einsetzt gegen das Geld des Laien (pretium temporale) — natürlich etwa in einer Kegelbahn oder Kneipe. Die Antwort lautet verneinend, weil nicht die Messe (Meßopfer), sondern das Geld für das Lesen derselben (Meßstipendium) eingesetzt wird. Damit wird aber nur leichtfertig über die Sache hinweggegangen; denn es ist zu bedenken, was eine Messe im katholischen Sinne bedeutet. Die Gottheit selbst wird in mystischer Weise gegenwärtig gedacht, da durch des Priesters Vollmacht und Wort Brot und Wein in sie verwandelt werden soll, und sie muß dann zu Gunsten des zufälligen Gewinners wirken; oder das Meßopfer wird für Abgestorbene applicirt, und das Schicksal der armen Seelen im Fegfeuer ist also vom Erfolg des Kegel- oder Kartenspiels abhängig gemacht. Das ist römisch-katholische Religionsübung!

Der zweite Artikel handelt von der „Jesuitischen Vollkommenheit". Es wird darin besonders der jesuitische „Cadaver-Gehorsam" erörtert und gewürdigt, von dem schon einmal (in Nr. 28 d. Bl. f. 1872) die Rede war („Der Gehorsam in der Gesellschaft Jesu urkundlich dargestellt von T. Weber"), sowie die Gefährlichkeit einer Gesellschaft, deren Mitglieder eben um der Pflicht blinden Gehorsams willen gegen ihre Obern, die im Auslande sind, sich unverantwortlich fühlen für all ihr Thun und Lassen. Es wird bei diesem blinden Gehorsam allerdings einige Einschränkung bezüglich einer befohlenen Sünde gemacht. Allein sie bedeutet schlechterdings nichts, da der Untergebene auch auf alles eigene Urtheil zu verzichten verpflichtet wird und außerdem in seinem Obern eigentlich Gott selbst zu erblicken hat, der doch keine Sünde befehlen kann. Im übrigen aber verträgt sich die jesuitische Vollkommenheit mit den bedenklichsten Dingen, da die christlichen Sittengebote stets mit Clauseln der verschiedensten Art versehen werden und die Situation dabei stets eine Hauptrolle spielt. Man weiß, welche Sittenverderbniß allgemein gerade bei den Ständen herrschend wurde, deren Erziehung die Jesuiten leiteten; ebenso wie sie selbst die Erbschleicherei systematisch zu betreiben verstehen und wie sie Klerus und Volk zu lieblosem Fanatismus verbilden. Auf Wiederbelebung eines wüsten Fanatismus ist es besonders abgesehen: dies zeigt schon die Ostentation seiner Heiligsprechung in Petrus Arbues, der hierdurch als Tugendheld und als nachahmenswerthes Beispiel hingestellt ward. Fanatiker werden täglich dem katholischen Klerus als Beispiel besondern katholischen Eifers vorgeführt. So wird z. B. im Brevier am Feste des heiligen Ferdinand von Castilien (Ferdinand III.) am 30. Mai in der sogenannten Lection zur Erbauung bemerkt, daß derselbe in Verfolgung der Ketzer so eifrig war, daß er eigenhändig Holz zur Verbrennung der verurtheilten Ketzer zum Scheiterhaufen brachte.

Eingehend wird nun im dritten Kapitel „Der jesuitische Eid" behandelt und gezeigt, welch ein schnödes Spiel mit den heiligsten Acten der Religion getrieben, wie das Gewissen dem Menschen durch Lenkung der Absicht und geheimen Vorbehalt hinwegescamotirt wird. Es braucht besonders dies nur allgemein bekannt zu werden, um sofort bei allen ehrlichen Menschen Abscheu zu erwecken und Verurtheilung zu finden. Das letzte Kapitel endlich handelt „Vom jesuitischen Primat". Worin in dieser Beziehung das Streben der Jesuiten besteht, ist bekannt; der Verfasser drückt es kurz so aus: „Es handelte sich um nichts weniger als darum, aus der Kirche eine Jesuitengesellschaft und aus dem Papste einen Jesuitenobersten für dieselbe zu machen." Von Anfang an gingen die Jesuiten darauf aus, und auf dem Concil von Trient machten sie bereits den Versuch, ihre Lehre vom Universalepiskopat, vom Absolutismus und der Unfehlbarkeit des Papstes durchzusetzen, sie scheiterten nur am Widerstande der Bischöfe. Höchst bemerkenswerth aber ist, was der Verfasser aus der rohen, plump sophistischen Rede des Jesuiten Lainez mittheilt, mit welcher die Sache eingeleitet wird, die im vaticanischen Concil durch ebenso plumpe Machinationen bei der Schwäche des jetzigen Episkopats zum Abschluß gebracht werden konnte.

Ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Charakteristik des Jesuitenordens ist die Schrift des Grafen Franz Deym (Nr. 11). Der Verfasser ist, wie er selbst bemerkt, Mitglied des österreichischen Adels und kennt offenbar die Jesuiten sehr genau, nicht aus Büchern blos, sondern aus eigener Erfahrung und persönlicher Bekanntschaft mit manchen derselben. Seine Charakteristik ist überaus klar, gemäßigt und gibt Zeugniß von feiner psychologischer Beobachtung. Er beginnt mit einer allgemeinen Charakteristik des Jesuitenordens und des Jesuitismus, geht dann über zu „Erziehung und Unterricht der Jesuiten in Novizenhäusern und allgemeinen Erziehungsanstalten" (Privatgymnasien) und schließt mit einer Schilderung ihrer Kanzelthätigkeit. Sehr richtig wird bemerkt:

Der Mensch soll — nach jesuitischen Grundsätzen — darauf verzichten, sein eigenes Gewissen zu befragen; dieses Gewissen soll vielmehr in bestimmten mechanisch zu befolgenden Regeln bestehen, die mit der kleinlichsten Casuistik vom Jesuitismus an Stelle des allumfassenden Moralgesetzes aufgesetzt sind. Statt des innerlichen, lebendigen Gewissens, welches im einzelnen Falle immer neu aus dem ewigen Quell der Moral seine

Grundsätze schöpft, wird dem Menschen ein vom Jesuitismus präparirtes todtes Gewissen aufgedrängt. Um ganz deutlich zu sprechen: das Vollbringen unendlich vieler äußerlichen Verrichtungen wird einerseits als nothwendiges Erforderniß eines moralischen Lebenswandels, andererseits als für sich allein ohne viele Willensanstrengung genügend hingestellt. Mit einem Wort: das Christenthum soll möglichst im Fanatismus erstickt werden.

Hiermit ist in der That das Wesen des Jesuitismus, resp. seines Christenthums wohl charakterisirt.

Die Dressur in den jesuitischen Novizenhäusern ist bekannt. Die Zöglinge werden jahrelang von allem Studium ferngehalten, mit fortwährenden sogenannten Meditationen gequält und durch Uebung von allerlei Lappalien im mechanischen Gehorsam und in der sogenannten Demuth geübt, endlich vor allem angeleitet und gewöhnt, auf eigenes Denken zu verzichten. Die Erziehungsanstalten und Gymnasien der Jesuiten sind Privatanstalten, wenn ihnen auch die Rechte öffentlicher Schulen zugestanden sind. Die Lehrer an denselben erfüllen nicht die Bedingungen, denen der übrige Lehrerstand von seiten des Staats unterworfen ist. Die Regierungen ließen sich dies von den Jesuiten sowie von andern Orden gefallen; die Staatsgesetze galten nicht für sie in Oesterreich, in Baiern u. s. w. Die Kirche (Hierarchie) konnte also durch diese Anstalten recht wie ein Staat im Staate wirken, da ihre Lehrer die betreffenden Staatsgesetze nicht anzuerkennen brauchten. Die Lehrer aber konnten dadurch, daß sie den Staatsprüfungen nicht unterzogen wurden, ihre Schwäche in philologischer Bildung verbergen; und endlich und vor allem wurden die Ordensmitglieder, welche Lehrer waren, vor gefährlicher Selbständigkeit bewahrt, die ihnen die bestandene Staatsprüfung dem Ordensobern gegenüber gab, da sie durch dieselbe staatsbürgerliche Rechte auf Anstellung erwarben und der Klosterdisciplin sich entziehen konnten. Zu all dem gaben die Staatsregierungen ihre Zustimmung, sie stärkten den Feind, ja zogen ihn groß, durch welchen hauptsächlich das Papstthum sie bald mit aller Macht bekämpfen wollte. Des Verfassers Bemerkungen über die jesuitische Bildung und Erziehung der Jugend sind treffend und wichtig, ebenso die Schilderung der Kanzelthätigkeit der Jesuiten; besonders die drastische Charakterisirung der beiden Grafen Klinkowström ist offenbar der Wirklichkeit entnommen. Einen Zug in der Schilderung der jesuitischen Predigtweise, der sehr wichtig und einflußreich ist, haben wir übrigens vermißt: es ist die Anwendung, welche die Jesuiten von Gleichnissen machen. So wird über Gott und seine Wirksamkeit, über die Seele u. s. w. ein Gleichniß gebraucht und möglichst weit ausgeführt; im Handumdrehen wird aber aus dem Gleichniß eine Wirklichkeit, woraus denn alle Folgerungen so gezogen werden, als ob man es mit einer Wirklichkeit, nicht mit einem Gleichniß zu thun hätte. Der Einfluß, den sie dadurch auf die nicht klar denkenden Hörer ausüben, ist ein sehr bedeutender, obwol das Ganze ein wirklicher Gedankenbetrug ist. Wie wenig verlegen und wenig wählerisch sie übrigens auf der Kanzel sind, davon könnte Referent aus persönlicher Wahrnehmung berichten. So hat er mit eigenen Ohren gehört, wie ein Jesuit auf hoher Kanzel in der St.-Bonifaciuskirche in München, trotz voller geschichtlicher Evidenz des Gegentheils, dreist behauptete, daß die Jesuiten sich niemals in politische Angelegenheiten eingemischt haben! Als Beweis für seine Behauptung führte er an, daß Einmischung in politische Dinge in den Satzungen der Jesuitengesellschaft ausdrücklich verboten sei. Nach dieser Methode könnten freilich auch Diebe aus der Existenz der Gesetze gegen den Diebstahl beweisen, daß sie nicht gestohlen haben.

Die Schrift von „einem bekehrten Jesuiten" endlich (Nr. 12) gibt eine eingehende, aus eigener Erfahrung geschöpfte Zeichnung des Jesuitismus. Der Verfasser, der selbst einige Zeit der Jesuitengesellschaft angehört und sie dann verlassen hat, sucht folgende Fragen zu beantworten: „Was ist der Jesuitismus?" „Woher stammt er?" „Wer bekennt sich zu ihm?" „Welches ist sein Organismus und seine Dressur?" „Wie und wo wirkt er am mächtigsten?" „Wie und wo am gefährlichsten?" „Welches sind seine Praktiken, Früchte und Erfolge?" „Welches ist seine kirchliche, politische und sociale Bedeutung?" „Wie beschaffen ist sein Einfluß auf Pädagogik und Wissenschaft?" „Ist er zu bekämpfen, und wie, wann und wo?" Diese Fragen werden, wenn auch nur kurz, erörtert und die Schrift ist eine der instructivsten über diesen Gegenstand; Vertrauen erweckend sowol durch den Umstand, daß der Verfasser ganz aus eigener Erfahrung schöpft, als auch durch die Mäßigung, mit der er unter Vermeidung aller persönlichen Befehdungen rein nur die Sache darstellt und würdigt. Im weitern Sinne bestimmt der Verfasser den Jesuitismus „als ein System, wodurch niedrige und gemeine Mittel durch einen hohen Zweck erhaben und mächtig gemacht werden". Seine engere und specifische Wesensbestimmung desselben lautet aber: „Der Jesuitismus ist eine planmäßige Verwerthung des Uebernatürlichen, um sich das Natürliche dienstbar zu machen unter dem Vorwande, das Natürliche zur Erreichung des Uebernatürlichen zu verwenden." Und die zusammenfassende Antwort auf die Frage: Was ist der Jesuitismus, lautet schließlich: „Jesuitismus ist die egoistische, aber fein verdeckte Ausbeutung der allgemeinsten und höchsten Interessen der Menschheit zur Sicherstellung der eigenen Sonderinteressen." Oder kurz: „Ein System, nach welchem man den Himmel in Bewegung setzt, um die Erde zu gewinnen." Wir können auf die nähern Ausführungen der sehr lesenswerthen Schrift nicht näher eingehen. Ueber die jesuitische Bildung, den jesuitischen Gehorsam, die Folgen des ganzen Systems für die Mitglieder des Ordens, die organisirte Denunciation und Spionage, die Ordenstyrannei, Ordenstugend und Ordenscultus ist Interessantes mitgetheilt und sind treffende Urtheile gefällt. Es möge nur auf die Erklärung der jesuitischen Höflichkeit und Freundlichkeit noch besonders hingewiesen werden. Specielle Freundschaft oder Liebe der einzelnen Personen des Ordens sind bekanntlich verpönt, dagegen wird eine gewisse allgemeine Liebe und Freundlichkeit vorgeschrieben und besonders eingeschärft. Der Verfasser bemerkt:

> Durch solches Commando wird natürlich weiter nichts erreicht als Aeußerlichkeiten. Mag der Jesuit im Innern gegen seine Mitbrüder, gegen die Obern, gegen die „Auswärtigen" fühlen was er will, Liebe oder Haß — er muß beides auf ein gehöriges Maß zurückführen und dies wenigstens im Aeußern zeigen, wenn er anders Ruhe haben will; und er hat warnende Beispiele genug vor sich, die ihn von der Nothwendigkeit davon eindringlich belehren. Er muß im Aeußern gegen alle freundlich,

zuvorkommend, heiter scheinen, so befiehlt es die fünfte und siebente Regel der „Bescheidenheit“.... Bringt nun der Ordensmann die innere Heiterkeit durchaus nicht zu Wege, oder ist überhaupt seine innere Stimmung eine ganz andere als er zeigen soll, so muß er dies als eine Versuchung dem geistlichen Vater offenbaren, der ihm dieselbe bekämpfen und überwinden hilft, d. h. ihm hilft, jedes entschiedene Gefühl der Freundschaft, jede entschiedene Neigung oder Abneigung zu dämpfen und abzustumpfen, bis ein gewisses, elastisch dehnbares, zähes, maschinenmäßiges, wohldressirtes Wesen sich im Herzen ausgebildet und festgewachsen hat, das sich nach außen als allzeit bereite Höflichkeit und Fröhlichkeit offenbart, im Innern aber, nämlich seinem eigentlichen Wesen nach, sich von Heuchelei und Kriecherei nur dadurch unterscheidet, daß es nicht als Laster, sondern als Tugend betrachtet, daß es nicht unterdrückt und gemieden, sondern gehegt und gepflegt wird, und daß die Virtuosität darin gleichbedeutend ist mit dem sichersten Werkzeichen „evangelischer Vollkommenheit“, das nennt man dann im Orden mit dem technischen Ausdruck „eine wohlgeordnete Liebe“ oder: alle mit einer gewissen allgemeinen Liebe im Herrn umfassen.

Gleichwol tragen sie kein Bedenken, den Jesuiten schon an sich als Jesuiten, als Befolger der Ordensregeln, als einen Heiligen zu bezeichnen. Ihre kirchliche Beweisführung dafür ist seltsam und charakteristisch genug. Der Jesuit Berchmann ward nämlich selig gesprochen; da derselbe nun sich durch nichts Besonderes ausgezeichnet hatte, so muß er diese Auszeichnung vor den Augen der Kirche aber dadurch verdient haben, daß er ein guter, rechter Jesuit war; der Orden selbst ist in ihm kanonisirt!

Von hohem Interesse sind noch die wenigen Stellen, welche der Verfasser am Schlusse seiner Schrift „aus den Briefen eines bekehrten Jesuiten an einen Freund“ mittheilt, von psychologischem und ethischem Interesse. Sie zeigen klar, wie durch die jesuitische Dressur das innere Wesen, die Selbstkraft des Menschen, wo nicht völlig gebrochen, so doch gelähmt, ihrer natürlichen Macht und Freiheit beraubt, unfähig wird, sich aus der künstlichen und verschrobenen Klosterrichtung wieder zur naturgemäßen, gesund ethischen Lebensauffassung und Führung zu erheben. Der Mann kann sich auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht mehr in die Welt finden, kann sich nicht mehr selbst führen in den wirren Verhältnissen des Lebens, und dessen Glück und Freude nicht mehr mit Seelenfrieden und freudiger Berufsthätigkeit vereinbaren. Er ist des Lebens überdrüßig, sehnt sich nach der Ruhe des Todes. Ein Seelenzustand, der wohl begreiflich ist für den, der diese Schrift, besonders soweit sie über jesuitische Dressur und Lebensführung handelt, gelesen hat. Uns scheint, daß die aus dem Orden Tretenden eben auf halbem Wege stehen geblieben sind und eben deshalb zu keiner geistigen Selbständigkeit und zu keinem innern Frieden kommen können. Der Jesuitenorden ist die Quintessenz des hierarchischen Kirchensystems, der schärfere, condensirtere Extract desselben, und wer aus ihm tritt und doch in der hierarchischen Kirche bleibt, der kann auch schwerlich des Stachels je los werden, der in ihm zurückbleibt. Das System wirkt und wühlt in ihm fort; er muß ganz mit ihm brechen oder sich seinen Consequenzen gefangen geben.

J. Frohschammer.

Zur neuesten Unterhaltungsliteratur.

1. Memoiren eines Jesuiten. Nach dem Englischen des P. Morris von M. Hoffmann. Freiburg i. Br., Herder. 1872. 8. 15 Ngr.

Unter vorstehendem Titel vermittelt uns Pater Morris aus der im englischen Jesuitencolleg zu Stonyhurst aufbewahrten Copie des der Bibliothek von St.-Andreas zu Rom angehörenden lateinischen Originalmanuscripts die interessante Selbstbiographie des englischen Jesuitenpaters John Gerard (geboren im Jahre 1564 als zweiter Sohn des Sir Thomas Gerard, eifrigen Anhängers der Maria Stuart), der funfzehn Jahre lang unter Königin Elisabeth und drei Jahre unter König Jakob I. als römischer Missionar in England wirkte bis zur berüchtigten Pulververschwörung, als deren Miturheber verdächtigt er den heimatlichen Boden verlassen mußte.

Pater Gerard's Selbstbiographie, die in ihrer schlichten Darstellungsweise durchaus den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, bietet zur Beurtheilung des bedauerlichen religiösen Zwiespalts, der damals in England zwischen der bedrängten römisch-katholischen und der herrschenden, weil von der Krone beschützten protestantischen Kirche platzgegriffen hatte, mannichfache und wichtige culturgeschichtliche Momente. Waren schon die Katholiken überhaupt schweren Drangsalen ausgesetzt, so ganz besonders die neubekehrten und ihre Bekehrer. Der Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche galt vor dem Gesetz als Hochverrath und vollends der bekehrende Priester als dem Tode verfallen, zumal wenn er wie unser Selbstbiograph dem Orden Jesu angehörte. John Gerard, der nach seiner mit 24 Jahren zu Rom erfolgten Aufnahme in diesen Orden alsbald von dort nach England zurückgekehrt war und nun von London aus, wo die Jesuitenmission unter dem aus der Geschichte der Pulververschwörung bekannten Provinzial Pater Garnett ihren geheimen Mittelpunkt hatte, fortwährend apostolische Reisen in verschiedene Grafschaften unternahm und seiner Aufgabe, die Gläubigen der römischen Kirche moralisch zu kräftigen, ihr aber auch möglichst viele und namentlich angesehene und einflußreiche neue Anhänger zu gewinnen, mit besonders glücklichem Erfolge oblag, entging lange Zeit mit ebenso viel Glück wie Gewandtheit den hartnäckigsten Nachstellungen und Verfolgungen, bis es endlich doch den Häschern gelang, sich seiner zu bemächtigen. Er verbrachte nun drei Jahre in verschiedenen Gefängnissen Londons, in denen er gleichwol Mittel fand, sein Missionswerk durch priesterliche Handlungen unter seinen rechtgläubigen und durch Bekehrungen unter seinen andersgläubigen Mitgefangenen fortzusetzen. Sodann wurde er in den Tower gebracht und hier, um ihn zur Mittheilung des Aufenthalts seines Obern Pater Garnett zu zwingen, den qualvollsten Foltern unterworfen, die von so unmenschlicher Grausamkeit waren, daß sie sogar den Gouverneur des Tower bewogen, seinen Abschied zu fordern. Mit rühmlicher, eines Märtyrers würdiger Standhaftigkeit hielt John Gerard

diese Foltern aus, und er wäre wahrscheinlich dem Henker verfallen gewesen, wenn er nicht noch rechtzeitig mit Hülfe eines klugen treuen Dieners seine Befreiung bewerkstelligt hätte. Diese Selbstbefreiung aus dem festen, durch Gräben und Palissaden unzugänglichen Tower kann hinsichtlich der raffinirten Schlauheit und waghalsigen Kühnheit, mit der sie unter den Augen und sogar unter unbewußter Mitwirkung des Gefangenwärters selbst vorbereitet und ausgeführt wurde, als ein Seitenstück zu Casanova's weltbekannter Flucht aus den Bleikammern Venedigs gelten.

Nicht minder bewundernswürdig zeigt sich des Paters Kühnheit und Ausdauer in der unausgesetzten Fortübung seines Berufs, die er nach dieser allgemeines Aufsehen erregenden Flucht sofort wieder im Weichbilde Londons selbst wie in dessen Umgegend sich angelegen sein ließ, trotz der jetzt verdoppelten Schwierigkeit und Fährlichkeit seiner Lage. Erst die bald nach Jakob's I. Thronbesteigung von einigen Heißspornen der katholischen Adelspartei ins Werk gesetzte, bekanntlich aber noch am Vorabend der beabsichtigten Ausführung (5. November 1605) verrathene und entdeckte Pulververschwörung setzte Gerard's rastloser Thätigkeit in England ein Ziel. Angeklagt als einer der Anstifter der Verschwörung, an der er übrigens, wenn wir seiner Versicherung Glauben schenken dürfen (was wir freilich so ganz unbedingt nicht können, da Gerard an verschiedenen Stellen dieses Buchs offen dem bekannten jesuitischen Grundsatz: Si fecisti, nega! huldigt), ebenso wol wie seine übrigen Ordensbrüder völlig unschuldig war, obschon er allerdings in den freundschaftlichsten persönlichen Beziehungen zum Ritter Everard Digby, einem der Häupter der Verschwörung, stand, und abermals die Häscher auf den Fersen, schiffte er sich im Einverständniß mit den nach dem Continent abgehenden Gesandten Spaniens und Flanderns und als deren Diener verkleidet an demselben Tage (3. Mai 1606) ein, an welchem sein Oberer, der Provinzial Pater Garnett, den Henkertod erlitt.

Hiermit schließt der damals erst zweiundvierzigjährige Jesuitenpater die jedenfalls äußerlich ereignißreichste und interessanteste Periode seines Lebens ab. Ihm waren nach der Mittheilung des Herausgebers dieser Memoiren noch einunddreißig Jahre weitern thatkräftigen Wirkens vorbehalten, und zwar zunächst in Rom als englischer Pönitentiar am St.-Peter, dann am englischen Noviziat in Löwen, dann als Oberer in Lüttich und später in Spanien, zuletzt als Beichtvater im englischen Colleg zu Rom, wo er am 27. Juli 1637 starb.

Es ist übrigens nicht blos die Fülle von abenteuerlichen Ereignissen, die uns im vorliegenden Lebensgange anzieht, sondern auch die moralische Kraft, Energie und Beharrlichkeit eines männlich festen Charakters, der sein mit vollster Ueberzeugungstreue als ein gottgefälliges (errare humanum!) erfaßtes Ziel, die Vertheidigung und Verherrlichung der auf dem Felsen des Glaubens gegründeten, unfehlbaren und unantastbaren, von rücksichtslosen Neuerern aber in ihrer Existenz bedrohten Kirche, mit jener äußersten, Gott mehr als die Menschen fürchtenden Consequenz verfolgt, die selbst vor der Folter und dem Henker nicht zurückbebt. Die bekannte jesuitische Klugheit und vorsichtige Vorausberechnung aller möglichen Incidenzfälle zeigt sich übrigens namentlich auch in der systematischen Anlegung und raffinirt schlauen Einrichtung geheimer Verstecke und Schlupfwinkel in allen vom Pater Gerard und seinen Genossen in und außerhalb Londons zu Residenzen erkorenen Wohnungen, mittels deren es ihnen gelang, sich immer und immer wieder den hartnäckigen Nachspürungen und Ueberraschungen ihrer übermächtigen Gegner zu entziehen, um dann, der augenblicklichen Gefahr entgangen, anderwärts aufs neue ihre Mission fortzusetzen.

Von besonderm Interesse sind in letzterer Beziehung die zahlreichen Bekehrungsgeschichten, bei denen nicht selten wunderbare Erscheinungen mitwirken, die ebenso wie die vielfachen Rettungen aus drohenden Gefahren stets als providentielle Fügungen des Himmels dargestellt werden. Die Idee des Providentiellen spielt überhaupt in den Anschauungen und Darstellungen unsers Jesuitenpaters eine ungemein wichtige Rolle, mitunter freilich auch eine geradezu lächerliche, wie wenn es von dem englischen Provinzial seines Ordens heißt: „Pater Garnett hatte in der That eine außerordentliche Verehrung für das heilige Kreuz, und es war gewiß kein zufälliges Zusammentreffen, daß er gerade am Feste der Kreuzerfindung mit der Krone des Märtyrerthums geschmückt wurde."

2. Diotima. Eine culturhistorische Novelle aus der Zeit der Diocletianischen Verfolgung. Von Victor Granella (W. Tangermann). Leipzig, Mayer. 1873. 16. 15 Ngr.

Das Hauptverdienst dieser mehr philosophischen als poetischen Arbeit liegt in ihrer, vom Verfasser selbst im Einleitungskapitel ausführlich erörterten, sittlich religiösen Tendenz: die ursprünglich reine Grundgestalt der christlichen Kirche in ihren ersten Jahrhunderten dem Bewußtsein der ihr durch ihre spätere Verunstaltung mehr und mehr entfremdeten Gegenwart wieder näher zu bringen. Dies ist dem Verfasser einigermaßen gelungen. Ungleich schwächer zeigt er sich in dem novellistischen Theile seiner Arbeit. Wir finden hier abgerissene culturgeschichtliche Skizzen und Bilder aus der Zeit der ersten großen Christenverfolgung zu Rom mit merklicher Mühe und merklichem Zwange zu einer Erzählung zusammengeschweißt, die uns fortwährend ihre innere Lückenhaftigkeit empfinden und nie zu jenem ungestörten, harmonischen Genuß kommen läßt, welchen wir jedem aus Einem poetischen Guß hervorgegangenen einheitlichen Kunstwerk verdanken. Dabei scheint die Gabe natürlicher Menschendarstellung dem Verfasser gänzlich abzugehen. Namentlich die Hauptgestalten der Novelle, die christliche Märtyrerin Diotima sowol wie ihre beiden heidnischen jugendlichen Anbeter, von denen der Begünstigte unter ihrem sittlichen Einfluß zum Christenthum übertritt, der Verschmähte ihr trauriges Ende durch die Löwen des Circus herbeiführt, muthen uns an wie kalte, glattgemeißelte Marmorstatuen, denen philosophische Thesen und Antithesen in den Mund gelegt sind. Spricht wol je im wirklichen Leben ein junges Mädchen wie die achtzehnjährige Diotima:

> Wer aber etwas Höheres kennt als die Apathie eines stoischen Gottes, als die kalte eiserne Nothwendigkeit eines immanenten Weltgeistes, wer an einen Gott selbstbewußter Liebe glaubt, wie ihn die christliche Religion zu glauben vorstellt, an den Gott, der nicht fern ist von einem jeden aus uns —

dem wird die Kraft dieses Glaubens zu einer unversiegbaren Quelle des Trostes und der Beruhigung.

Ueberhaupt wird die im allgemeinen edle Darstellungsweise Victor Granella's nicht selten geziert, gespreizt und schwülstig. So wird im letzten Kapitel die Gemüthsstimmung Diotima's folgendermaßen geschildert:

Nicht heiter und glänzend, sondern trüb und umwölkt stieg die Sonne am östlichen Himmel empor. Auch an dem Himmel ihrer reinen Seele lagerten, halb noch verhüllt, unheimlich trübe Schreckensbilder, und in dem innern Garten gewahrte sie an den schönsten Stellen, wo die Blumenphantasie ihrer verschleierten Liebe gestanden, stachelige Cactus und spitzige Dornen, die sich wie eine fremde feindliche Macht tief ins Herz zu bohren suchten.

Und weiter:

Die sanft aufsteigende Morgenröthe des kommenden Tags gab den Traumbildern der Nacht, die vor dem innern Auge Diotima's vorübergezogen, einen wundersam erhöhten Reiz. Sie hatte zurückgeschaut in die vom Zauberglanz der Sehnsucht vergoldete Jugend und zugleich die idealisch verklärten Landschaftscontouren und Naturscenerien einer neuen, ihr unbekannten Welt gesehen, die sich den tageshellen Anschauungen der sterblichen Menschen entzieht. Und indem sie das Traumbild beim Erwachen zu reproduciren versuchte, ward sie sich eines still beseligenden Gefühls bewußt, als wäre ein neuer Welt- und Lebenston wie eine beglückende Weissagung zukünftiger Dinge durch ihre Seele gedrungen. Die halb nur geahnte und halb verkostete Wonne einer erhöhten Existenzempfindung ließ eine tiefe Nachwirkung in ihrem Gemüthe zurück und bewirkte gleichsam eine Reduplication des geistigen Daseins mit hohen, heiligen Lichtaccorden, deren rhythmische Bewegung jeder feinern Empfindungsnuance des Herzens den verwandten himmlischen Ton entgegentrug.

Im Gebrauch von Latinismen ist Victor Granella, wie gleichfalls aus diesem Citat erhellt, über die maßen freigebig, leider nur nicht im Interesse des guten Geschmacks, denn so stattlich derartige Ausdrucksformen wie: „ein Traumbild reproduciren", „eine Reduplication des geistigen Daseins", „das ideale Centrum des Lebens" u. a. m. in einer philosophischen Abhandlung immerhin erscheinen mögen, so steifleinen nehmen sie sich im Stil einer Novelle aus.

3. Elmhausen. Charakter- und Lebensbilder gezeichnet von Frauenhand. Halle, Fricke. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Auch dieses Buchs charakteristisches Merkmal ist seine sittlich religiöse Tendenz, zu deren Gunsten wir nur gewünscht hätten, daß sie in geistvollerer und anziehenderer Weise zum Ausdruck gelangt wäre als in der abgestandenen Schablonenmanier pietistischen Conventikelthums, das in unsern aufgeklärten Tagen doch wahrlich am wenigsten geeignet ist, den bei dem nachtheiligen Einfluß der Unfreiheit und Engherzigkeit unserer modern christlichen Kirche in einer großen Anzahl ihrer Bekenner leider längst abgestorbenen religiösen Sinn wieder neu zu beleben. Abstoßen vielmehr muß die selbstgefällige, den Ton der Unfehlbarkeit anschlagende Ueberhebung, mit welcher die Verfasserin dieses fromm-christlichen Familiengemäldes den Personen desselben, je nachdem sie mehr oder weniger als „im Herrn Wandelnde" erscheinen, gute oder schlechte Censuren ertheilt, über die ganz und gar den Segnungen der „erbarmenden Jesusliebe" sich Verschließenden aber, wie über die arme Dorfschullehrerswitwe Sommer, unbarmherzig den Stab bricht. Und doch ist gerade diese durch ein hartes Schicksal verbitterte unglückliche Frau in ihrer trotzigen Absonderung die einzige Figur des Gemäldes, welche ein tieferes psychologisches Interesse erweckt, während fast alle übrigen als sehr gewöhnliche Alltagsgestalten erscheinen, die sich nur durch ihr verhimmelndes pietistisches Phrasenthum und Augenverdrehen von andern vernünftigen Menschenkindern unterscheiden. Schlimm genug kommt auch der junge neue Oberförster Hr. von Sorau weg, der als Nachbar des gräflichen Schlosses Elmhausen sich um die Hand der jungen Comtesse Katharine bewirbt. Es heißt:

Er gefiel allen durch sein feines anständiges Benehmen, die festen soliden Grundsätze, die er kundgab, und den redlichen Willen, seinen Untergebenen ein gerechter Vorgesetzter zu sein. „Wäre der Mann, an welchem jeder Zoll ein Edelmann ist, ein Christ, ich wüßte wahrhaftig nichts an ihm auszusetzen", sagte Frau von Geldern zum Grafen. „An Ernst und Pietät für die Religion fehlt es ihm keineswegs, aber an jeglicher christlichen Erkenntniß. Ich fand ihn andächtig des Morgens in Witschel's «Opfern» lesen und hörte ihn mit einer Art von Weihe über die «Stunden der Andacht» sprechen und in wehmüthigem Ernste die pietistische Richtung so mancher vernünftigen und gebildeten Menschen beklagen. Als ich mich selbst zu dieser Sorte bekannte, wurde er verlegen und meinte: Ganz so schlimm werde es wol nicht sein. Hoffen wir, daß auch sein Gnadenstündlein anbrechen wird!" fügte sie hinzu.

Und Comtesse Katharine, deren Lieblingslektüre Bogatzky's „Schatzkästlein" ist, schlägt denn auch den Oberförster aus mit der Erklärung: „Herr von Sorau ist kein Christ!" und wird schließlich die innerlich beglückte Gattin des ältern Grafen Eberstein, der für die Gerlach'sche Erklärungsbibel schwärmt, für innere Mission wirkt, auch ihren Bruder, den Studenten Walther, zur „christlichen Erkenntniß" bekehrt hat und alles in allem ein „rechter echter Christ" ist. Bevor wir jedoch an dieses erfreuliche Ziel gelangen, haben wir acht volle Jahre hindurch alle Leiden und Freuden des ländlichen Familiensitzes Elmhausen zu theilen, jahraus jahrein Ostern, Weihnacht und Geburtstage der gräflichen Familie mitzufeiern, die Söhne aufs Gymnasium und zur Universität, die Töchter als „gnadenhungrige Gäste an den Tisch des Herrn" zu begleiten, ehrwürdige Onkel und Tanten als Besuchsgäste zu empfangen, allerlei Hausfreunde, unter denen die Pastorfamilie des Orts eine Hauptrolle spielt, Nachbarn und Bekannte, Knecht und Magd kennen zu lernen, im geheimen Familienrath mitzutagen, Rettungshäuser und Kinderbewahranstalten begründen zu helfen, Verlobungen, Hochzeiten und Kindtaufen beizuwohnen, aber auch an verschiedenen Kranken- und Sterbelagern zu verweilen. In der breiten, glücklicherweise jedoch nicht ganz des Humors entbehrenden Schilderung dieser hochwichtigen Haus- und Familienangelegenheiten zeigt die Verfasserin jene lebenswahre Realistik, welche stets ein Ergebniß der Zeichnung nach der Natur ist und eben deshalb auch einer gemüthlichen Einwirkung auf den Leser sicher sein darf. Um so mehr ist die Beeinträchtigung der letztern durch das pietistische Incarnat des Gemäldes zu bedauern, das nur bei dem immer mehr verschwindenden kleinen Bruchtheil der „Stillen im Lande" auf Sympathie rechnen kann.

4. Am eigenen Herde. Aus den neuen vier Wänden. Von Rudolf Reichenau. Leipzig, Grunow. 1873. 16. 24 Ngr.

Dies Buch oder vielmehr Büchlein — denn es hält nur 10 bis 11 Bogen — gibt ebenfalls, mehr in locker verbundenen Skizzen als in einer einheitlichen organischen Erzählung, mit photographischer Naturtreue Bilder aus dem häuslichen Leben, aber nicht wie das ebenbesprochene von einem engherzig religiösen, sondern von einem unbefangenen, Menschen und Dinge mit heiterm Welthumor betrachtenden Standpunkte. Gleich die beiden ersten Kapitel: „Morgenbeleuchtung" und „Ein gemüthlicher Abend", sind ein paar treffliche Stimmungsbilder, während das fünfte Kapitel: „Die beste Wirthin", eine köstliche Humoreske bietet. Ein reizendes kleines Idyll gibt in dem „Zuschneiden" betitelten vierzehnten Kapitel die so einfache und doch ungemein warme, poetisch anregende Schilderung eines Sommermorgens. Humoristische, nach der Natur gezeichnete Genrebilder sind dann wieder „Die Kaffeegesellschaft" (Kapitel 15) und „Die Galakutsche" (Kapitel 16). Eine feine Kenntniß des weiblichen Herzens entfaltet der Autor im elften Kapitel: „Im April", das die ersten leichten Symptome ehelicher Disharmonie schildert, und zu welchem das unmittelbar anschließende, ein aufmerksames Studium des Thierlebens bekundende zwölfte Kapitel: „Der Hausfrieden" mit seiner drastischen Schilderung des gespannten Verhältnisses zwischen dem Hunde und der Katze des jungen Paars, denen drolligerweise philosophische Reflexionen und Monologe in den Mund gelegt werden, gewissermaßen ein humoristisch-satirisches Nachspiel bildet.

5. Der Pole. Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1872. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

In seiner bekannten spannenden Manier führt uns hier der aus langjähriger amtlicher Vergangenheit seine Stoffe schöpfende berühmte Criminalrichter a. D. durch die vielgewundenen dunkeln Irrgänge eines mysteriösen Mordprocesses, in welchem die Geistes- und Seelenstärke einer für den Schuldigen eintretenden treuen Gattin dem gestrengen Untersuchungsrichter wie dem erwartungsvollen Leser gleichmäßig ein Schnippchen schlägt und erst dann die Wirren löst, nachdem der bisher gänzlich aus dem Spiel gebliebene Schuldige sich jeder Möglichkeit weiterer Verfolgung entzogen hat. Daß letzterer vom Verfasser als ein namhafter Held der polnischen Revolution bezeichnet wird, dessen Name jedoch auffallenderweise verschwiegen bleibt, soll wol dazu dienen, das romantische Relief dieser Erzählung noch zu erhöhen, macht aber zugleich auch den Leser zweifelhaft, ob er es mit einer wirklichen Criminalgeschichte, wie der Titel besagt, oder nur mit einer Criminalnovelle zu thun habe. Wir für unsern Theil halten hier Wahrheit und Dichtung zu gleichen Theilen gemischt.

6. Herr Alexander Jürgensen. Eine münchener Künstlergeschichte von Oskar Horn. Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutschen Zeitung. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.

Dies nur $7\frac{1}{2}$ Bogen starke Büchlein, das auf dem lebendig skizzirten Hintergrunde des münchener Malerlebens das tragische Schicksal einer hochbegabten und zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden, an bedauernswerther Charakterschwäche und Mangel an Welt- und Menschenkenntniß aber elend zu Grunde gehenden Künstlernatur entwickelt, ist ebenso charakteristisch wie anziehend geschrieben. In den meisterlich durchgeführten drei Hauptfiguren der kleinen Geschichte, dem unerfahrenen, allzu weichherzigen und optimistischen jungen Maler Jürgensen, dem sein Talent zum eigenen Ruhm und Nutzen gewissenlos ausbeutenden, durch den Spitznamen „der Diebsvater" treffend gekennzeichneten speculativen alten Hofmaler Köppert und seinem gefallsüchtigen Töchterchen Eugenie, treten uns Charaktertypen von großer innerer und äußerer Lebenswahrheit entgegen. Bei den frappanten Schlaglichtern, die diese allem Anschein nach auf thatsächliche Vorgänge basirte Erzählung auf unsere modernen Kunstzustände und Kunstanschauungen wirft, namentlich auch auf den brennenden Streit zwischen Idealismus und Realismus, welchem letzteren in seiner Extravaganz mit scharfer Satire in der Schilderung des Künstlerfestes, „Das Gastmahl der Ermordeten", ein parodistisches Spiegelbild entgegengehalten wird, dürfte das Horn'sche Büchlein ganz besonders in Kunst- und kunstfreundlichen Kreisen Interesse erwecken.

7. Helgolander Novellen von Alexander von Roberts (Robert Alexander). Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 1 Thlr.

Diese Novellen geben ein treu charakteristisches und zugleich poetisch stimmungsvolles Bild von der exclusiven Eigenart der weltbekannten Nordseeinsel und ihrer Bewohner. In der ersten Novelle: „Wiedergewonnen", handelt es sich um ein junges helgolander Ehepaar, dessen häuslicher Frieden durch den unheimlichen Einfluß eines eleganten Badecavaliers gestört wird, der sich schließlich als ein gemeiner Schwindler entpuppt. Bei dessen Entlarvung berührt es übrigens den Leser trotz allem Leid, das der Schwindler über die Heldin der Erzählung gebracht, doch unsympathisch, daß diese sich vom Gouverneur der Insel als geheime Polizeispionin gegen denselben gebrauchen läßt. In der zweiten Novelle: „Meeresleuchten", spielt ein interessantes Liebespaar der Badewelt die Hauptrolle, der alte helgolander Schiffer Klaus Nolten eine prächtige Charakterepisode, während Meer und Himmel einen der Situation stimmungsvoll entsprechenden Hintergrund bilden. Die dritte und letzte Novelle: „Auf dem Festland", schildert die anfangs höchst drolligen, später eine ernstere Wendung nehmenden vergeblichen Versuche einer mit der Heimat schmollenden jungen Helgolandermaid, sich in die ungewohnten Verhältnisse einer großen Residenzstadt einzuleben, bis sie, von unbezwinglichem Heimweh ergriffen, den Boden unter den Füßen verliert und erst nach Ueberstehung gefährlicher Abenteuer durch eine unerwartete Schicksalswendung wieder zur Heimat zurückgeführt wird, der kein Helgolanderkind auf immer ungestraft den Rücken wenden kann.

Die Darstellungsweise des Erzählers ist in allen drei Novellen, die namentlich jeden Kenner der vielbesuchten Badeinsel anheimeln werden, frisch, lebendig und stilvoll.

8. Am Schalter. Erzählungen aus dem Postleben. Von Julius Mühlfeld. Hannover, Rümpler. 1873. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Leichte Waare in gewandter und launiger, obschon nicht über das Gewöhnliche hinausgehender und mitunter etwas breiter Behandlung. Letztere Ausstellung haben

wir namentlich an den beiden letzten Erzählungen, „Per express" (Nr. 6) und „Der Briefmarder" (Nr. 7) zu machen. Am gefälligsten erzählt sind „Unfrankirt" (Nr. 2), worin der alte pensionirte Hauptmann gut charakterisirt ist, wenn wir auch eine derartige Potenzirung des militärischen Ehrgefühls, daß es aus einem unbedeutenden Verstoß gegen die Etikette Veranlassung zur ernstesten Erwägung der Hamlet-Frage „Sein oder Nichtsein" nimmt, dem Erzähler als Uebertreibung vorwerfen könnten, und „Die Einzahlung" (Nr. 4), deren ergötzliches Motiv dem Verfasser vorzugsweise Gelegenheit bot, seinen natürlichen Humor spielen zu lassen.

9. Plaudereien. Von Elise Polko. Neue Folge. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Elise Polko mag bringen was sie will, sie bringt es stets in phantasievoller Auffassung, mit warmer Empfindung und in anmuthiger Form. Das gibt ihr einen Freibrief selbst für vieles im Stoff Unbedeutende oder in der Behandlung Oberflächliche und Flüchtige, wie wir es in „Plaudereien" auch wol kaum anders erwarten können. Man merkt diesen Kleinigkeiten sofort an, daß sie ursprünglich für die ephemere Tagesunterhaltung in Journalfeuilletons und belletristischen Zeitschriften geschrieben wurden, in denen eine jede einzeln für sich natürlich eine weit günstigere Wirkung erzielen konnte als hier, wo dieselben zu einer geschlossenen Sammlung in Buchform vereinigt einander gegenseitig wohl oder übel Concurrenz machen müssen.

Die vorliegenden „Plaudereien" erstrecken sich auf mehr oder weniger berühmte Persönlichkeiten ältern und neuern Datums. Von Dichtern geben den Unterhaltungsstoff Schiller (in der seinen Besuch Berlins zum Ausgangspunkt nehmenden Novellette: „Ein Geheimniß", entschieden das Beste, wenn auch nicht gerade das Glaubwürdigste des ganzen Buchs), Goethe (in der Auffassung seiner jüngst verstorbenen Schwiegertochter Ottilie), Novalis und die Prinzessin Konstanze von Salm, eine weniger bekannte französische Schriftstellerin des ersten Kaiserreichs und der Restauration; von Tonkünstlern Gluck (nach der Beschreibung Wiens vor hundert Jahren durch den zeitgenössischen englischen Musikkritiker Burney), Haydn und Beethoven (nach der Schilderung des zeitgenössischen Componisten Reichardt), ferner Paganini, Spohr, dessen Schüler August Kiel, Anton Rubinstein; von Malern Rafael Mengs (in der hübschen Erzählung „Ein unglückseliges Flötenspiel"), Kaspar Scheuren, August Remy, Moritz von Schwind, Friedrich von Kaulbach, Meyer von Bremen, Karl Becker, A. von Werner. Ueber allen diesen Kunstgrößen hat aber unsere liebenswürdige Plauderin es nicht vergessen, auch einigen historischen Größen, wie dem Kaiser, dem Kronprinzen, dem Kanzler des neugegründeten Deutschen Reichs, in flüchtigen, doch wohlgetroffenen Porträtskizzen nach der Natur ihre Huldigungen darzubringen, während sie auf den Ruinen des französischen Kaiserreichs der elegischen Gestalt der ersten französischen Kaiserin Josephine als sympathische Erinnerungsblume „Eine weiße Camellie" weiht.

10. Aufräumen! Von Wilhelm Jensen. Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutschen Zeitung. 1872. 16. 5 Ngr.

Aufräumen! So lautet der kategorische Imperativ eines deutschen Patrioten, der sich mit sittlicher Entrüstung und sarkastischer Schärfe gegen die uns Deutschen im Laufe der letzten Jahrhunderte je länger desto mehr vom französischen Erbfeinde überkommene und trotz der erbittertsten Nationalkriege, ja selbst noch nach dem von 1870—71 hartnäckig haftengebliebene moralische Corruption richtet, die immer und immer wieder durch den von uns mit französischer Sprache, französischer Institutserziehung eines großen Theils unserer weiblichen Jugend, französischen Moden, französischen Romanen und Bühnenstücken getriebenen Misbrauch in unverantwortlicher Weise gefördert worden sei und noch heutigentags gefördert werde.

Wenn wir dem Verfasser dieser culturgeschichtlichen Studie im Kern der Sache nur beipflichten können, so läßt er sich doch in manchen Einzelheiten der Ausführung von seinem patriotischen Eifer offenbar zu weit führen. So z. B. wenn er Gutzkow's „Königslieutenant" ein Stück nennt, „das nur dem äußersten Mangel an Nationalgefühl und Verkennung des Nationalbedürfnisses entspringen konnte", weil es „in seiner Wirkung eine directe Verherrlichung der französischen Sprache der deutschen gegenüber erzielt und den die letztere radbrechenden fremden Eroberer theils mit einem glänzenden, theils mit einem poetischen Schimmer umwebt". Unser patriotischer Culturhistoriker läßt hier ganz außer Acht, daß in diesem Gutzkow'schen Gelegenheitsstücke, das bekanntlich speciell zur Säcularfeier von Goethe's Geburtstag in Frankfurt a. M. und zu diesem Behuf mit sinniger, bezugreicher Wahl nach einem im dritten Buch von Goethe's „Wahrheit und Dichtung" vorliegenden biographischen Motiv aus dessen Knabenzeit geschrieben wurde, der „die deutsche Sprache radbrechende fremde Eroberer" keineswegs der Held des Stücks ist, sondern — nichts mehr und nichts weniger — eine tragikomische Episode, welcher als Hauptfigur der hier seine ersten Schwingen regende deutsche Dichtergenius Wolfgang Goethe gegenübersteht, und demnächst dessen würdiges Aelternpaar, der Rath als Muster eines vollbürtigen deutschen Patrioten, die Frau Rath als Muster einer echt deutschen Frau. Nicht viel glimpflicher als mit Gutzkow verfährt unser patriotischer Culturhistoriker mit Goethe selbst, indem er ein nicht ungerechtfertigtes Tadelsvotum gegen „die poetische Koketterie Heinrich Heine's mit französischem Wesen in der ersten Periode seines dichterischen Wirkens" mit folgendem Nachsatz beschließt:

> Wir dürfen jedoch, nicht zu seiner Rechtfertigung, aber zu einer gewissen Entschuldigung, nicht unterlassen beizufügen, wie wir sogar einem noch Größern, selbst Goethe den Vorwurf des Mangels nationaler Gesinnung in gewisser Hinsicht nicht ersparen können. Derselbe hat allerdings deutschem Wesen gerade dem französischen gegenüber in „Hermann und Dorothea" ein Denkmal aere perennius gesetzt. Aber er that es mit einer Objectivität, einer Leidenschaftslosigkeit, die in einer solchen Zeit dem größten Dichter unserer Nation, der durch begeisternde Worte Unendliches zu wirken vermocht hätte, nicht ziemte.

Die Zeit, wo Goethe das idyllische Epos „Hermann und Dorothea" schrieb (1797), war bekanntlich nicht die der Befreiungskriege, sondern der von einer engherzigen, freiheitsfeindlichen Politik der deutschen, resp. europäischen Cabinete, unter den Einflüsterungen der reactionären französischen Emigration, leichtfertig unternommenen Angriffskriege gegen die junge französische Republik und wol am

allerwenigsten geeignet, einen großen dichterischen Genius zur kleinlichen Rolle eines Franzosenfressers zu begeistern. Die Dichtkunst hat aber überhaupt gar nicht den Beruf, die Schleppenträgerin der Politik abzugeben, und höher selbst noch als das allerdings berechtigte nationale Interesse steht ihr das allgemeine menschliche. Friedrich Biedermann.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber das Werk „Aus der petersburger Gesellschaft“ sagt die „Saturday Review“ vom 16. August: „Diese Skizzen besitzen die Vortheile und Mängel anonymer politischer Autorschaft, bei welcher der Verfasser durch keinerlei Schranken der Vorsicht und Etikette behindert ist, wo jedoch zugleich keine andere Gewährleistung für die Glaubwürdigkeit seiner Angaben geboten wird als etwa die innere Wahrscheinlichkeit, die sie an sich tragen. Im ganzen würden wir geneigt sein, uns in diesem Falle über die Glaubwürdigkeit des Verfassers günstig auszusprechen, besonders da seine Blätter hauptsächlich der Schilderung eines Zustandes gewidmet sind, welcher nach seiner eigenen Aussage zum großen Theil vorüber ist. In der Gestalt einer Reihe von biographischen Skizzen schildert er das Entstehen, den Fortschritt und die Abnahme der specifisch nationalen Bewegung, welche, durch den polnischen Aufstand von 1863 zur Thätigkeit geweckt, eine Zeit lang alles mit sich fortriß und Rußland in eine der westlichen Civilisation feindliche Stellung zu versetzen drohte, derjenigen ähnlich, welche die römische Kirche zur heutigen Gedankenrichtung einnimmt. Zum ersten mal in der Geschichte Rußlands schien sein Geschick von einem tüchtigen Journalisten, Katkow, dem Redacteur der «Moskauer Zeitung», dessen Charakter nebst dem der ersten amtlichen Vertreter der Partei, der Gebrüder Miliutin, hier von einem feindlichen Gesichtspunkte zwar, doch scheinbar ohne Gehässigkeit skizzirt ist, geleitet zu werden. Das fast vollständige Scheitern einer so aus freien Stücken entstandenen Bewegung, die noch dazu mit den Trieben und Ueberlieferungen des Volks in solchem Einklang stand, ist eine seltsame Erscheinung und nur unter der Annahme erklärlich, daß sie in Wahrheit nicht weit über die lesenden Klassen hinausgedrungen und daß diese verständig genug waren, schließlich die unbedingte Nothwendigkeit europäischen Kapitals für die Entwickelung ihres Landes anzuerkennen. Es ist auch augenscheinlich, daß die Ueberlieferungen der russischen Politik nur sehr langsam modificirt werden. Sie sind gegenwärtig im Fürsten Gortschakow verkörpert, dessen Einfluß und physische Kraft hier als gleichmäßig in der Abnahme befindlich dargestellt werden, während mehrere leitende Staatsmänner sich der Anwartschaft auf sein Amt streitig machen. Des Verfassers Liebling ist M. Walujew, den er für den Vertreter des freisinnigen und aufgeklärten Elements in der russischen Politik hält. General Ignatiew, der Gesandte zu Konstantinopel, wird als ein Mann geschildert, der mehr vom Glück als durch Fähigkeit begünstigt wird, aber so sehr glücklich ist, daß es unschwer sein dürfte, seiner möglichen Beförderung Grenzen zu setzen. Der Verfasser gibt uns auch rückblickende Berichte über frühere Staatsmänner, deren Einfluß als ein Element im gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten bemerklich ist, darunter besonders über den General Protassow, dessen dragonerähnliche Herrschaft über die russische Kirche während der Regierung Nikolaus' viel zu dem unduldsamen und durchaus weltlichen Geiste, der sie jetzt durchdringt, beigetragen haben soll. Im ganzen ist das Bild der hohen politischen Gesellschaft in Petersburg kein gefälliges und dient als Erläuterung zum Motto des Buchs: «La facilité de faire sa carrière préserve la Russie du mécontentement.»“

Ueber „Staat und Kirche“, Vorlesungen von Eduard Zeller, sagt dasselbe Blatt, wie es scheint ohne zu wissen, daß der Verfasser identisch ist mit dem der „Geschichte der griechischen Philosophie“ und der „Geschichte der deutschen Philosophie“: „Die Vorlesungen Zeller's, eines der hervorragendsten der zeitgenössischen Theologen, enthalten wol mit hinlänglicher Genauigkeit die Ansichten der unparteiischen und aufgeklärten öffentlichen Meinung in Bezug auf den Conflict zwischen dem Staate und der Kirche. Als Theologe ist Zeller natürlich abgeneigt, die Kirche als einen bloßen Zweig der Civilverwaltung zu betrachten; doch fühlt er augenscheinlich die große Schwierigkeit, sie anders zu behandeln, solange die Richtigstellung ihres Verhältnisses zum Staate die Möglichkeit einer Collision über verschiedene Fragen in sich schließt, in welchen allen, wenn ein Vergleich unmöglich sein sollte, die Kirche es sich gefallen lassen muß, zu unterliegen. Den Fall angenommen, daß sie sich nicht unterwerfe, scheint des Verfassers Beweisführung keine andere Lösung zuzulassen, als Entziehung der Rechte und der Stiftungen, eine Maßregel, welche continentalen Staatsmännern aufs äußerste widerstrebt. Die freie Thätigkeit einer freien Kirche scheint in unserm Lande individueller Freiheit natürlich genug, wird aber für etwas Unheildrohendes in Ländern gehalten, wo alle Verhältnisse des Lebens Sache der Regierungseinmischung und der Vorschrift sind. Zeller glaubt indessen zuversichtlich, daß die herrschenden protestantischen Kirchen sich als dankbar erweisen werden, und vereinzelte Religionsgenossenschaften, wie die Deutschkatholiken, sind von geringem Belang. Die römische Kirche ist die große Schwierigkeit. Mit dem eifrigsten Wunsche, alle hergebrachten Interessen zu respectiren, kann Zeller doch nur zugeben, daß, wenn eine Kirche dem Staate nichts einräumen will, der letztere seine officielle Anerkennung verweigern, das heißt, ihre Rechte ihr entziehen müsse. Die römische Kirche wird in ihrer gegenwärtigen Stimmung sicherlich keine Zugeständnisse machen; der Fall für die Anwendung des Heilmittels wird demzufolge eintreten, und Zeller bemüht sich, mit mittelmäßigem Erfolge, sich und seine Leser zu überzeugen, daß das die Krankheit nicht verschlimmern werde. Hätte die preußische Regierung die freisinnige Richtung eines Theils der katholischen Geistlichkeit gepflegt, so würde die gegenwärtige Lage wahrscheinlich nicht entstanden sein; es bleibt abzuwarten, ob die jüngsten, als Heilmittel adoptirten Maßregeln zu spät kamen. Eingeleitet ist das Werk durch eine geschickte Untersuchung der Frage nach der Trennung zwischen den Sphären der Kirche und des Staats, welche allmählich durch die wachsenden Abweichungen religiöser Meinungen veranlaßt worden, und den Schluß bildet eine Erwägung des besten Mittels, die sich widerstreitenden Ansichten der beiden Anstalten über so praktische Fragen wie Erziehung und Ehe zu vereinbaren. Ueberall ist dasselbe Hauptziel wahrnehmbar, die Erhaltung nämlich der größten Freiheit der Handlung für die Kirche, soweit solche mit der Beibehaltung des Systems der Beaufsichtigung und Bevormundung verträglich ist, deren Abwesenheit ein preußischer Staatsmann kaum im Stande ist zu begreifen.“

Ueber „Leben und Geist Ludwig Feuerbach's“ von C. Beyer heißt es ebendaselbst: „Während die ausführlichere Biographie Ludwig Feuerbach's, die in Vorbereitung sein soll, noch auf sich warten läßt, sind Beyer's Erinnerungen, obgleich durch eine allzu parteiische Begeisterung gekennzeichnet, immerhin sehr annehmbar. Der Philosoph hatte augenscheinlich seinen vollen Antheil an der geistigen Ungesundheit und Wunderlichkeit seiner Familie, vereint mit ihrer männlichen Unabhängigkeit und einer logischen, ihm besonders eigenen Consequenz. Ein Mann von dieser unnachgiebigen Richtung konnte es nicht leicht in einem bureaukratischen Lande weit bringen. An der Erlangung eines öffentlichen Amtes verzweifelnd, heirathete er ohne ein solches und führte fast das Leben eines Einsiedlers, zuerst im Schlosse Bruckberg und später, nach einem bedenklichen Glückswechsel, in Rechenberg, wo er Aergernisse und Ent-

wehrungen erlitt, die bei einem Schriftsteller, dessen Leser in Deutschland und Nordamerika zu Tausenden zählten, fast unglaublich erscheinen. Ohne gerade Menschenfeind zu sein, scheint Feuerbach dennoch alle Gesellschaft, außer der seiner bescheidenen Landnachbarn, gemieden und die Einfachheit seiner Neigungen und Gewohnheiten etwas übertrieben zu haben. Viele Anekdoten werden von seiner Uneigennützigkeit und Gerechtigkeitsliebe erzählt. Im persönlichen Verkehr erschien er gewöhnlich linkisch und befangen; zuweilen jedoch entflammte er zu bemerkenswerther Lebhaftigkeit und Beredsamkeit. Als Denker hat er dem Zeitalter seinen Stempel aufgedrückt, weniger indessen durch entschiedene Originalität, als durch die Klarheit, mit welcher er die logischen Ergebnisse, die minder klare oder furchtsamere Männer übersehen oder vermieden hätten, erkannte, und die schonungslose Energie, mit der er sie ausdrückte, sowie durch die praktische Richtung, die er speculativen Problemen verlieh. Das schöne, dem Bande vorangehende Bildniß deutet auf das enfant terrible der Philosophie; die Züge sind fast die eines Künstlers."

Ueber Julian Schmidt's „Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" sagt das Blatt: „Dieser dritte Band zeigt nicht ganz die Vollendung der frühern und scheint Spuren der Hast oder Ermüdung an sich zu tragen. Etwas hiervon kann wol dem geringern Interesse der besprochenen Gegenstände beigelegt werden, insofern nämlich die deutschen Novellisten, deren Werke diesmal den Inhalt der ausführlichern Essays bilden, weit weniger Spielraum zu Bemerkungen bieten, als die Turgenjew's und George Eliot's der frühern Bände. Fritz Reuter, dessen Realismus mit Schmidt's eigenen kritischen Grundsätzen so übereinstimmt, wird das herzlichste Lob gespendet; Spielhagen wird als Schriftsteller von großer Bedeutung behandelt, aber gewarnt, den Nationalcharakter Ausländern gegenüber nicht zu entstellen. Wilibald Alexis, kein großer Liebling unsers Kritikers im allgemeinen, wird als beschreibender Schriftsteller und besonders als eins mit der Geschichte und Scenerie Brandenburgs gepriesen. Eine der ansprechendsten Abhandlungen ist die über Hermann Grimm, dessen Verbindung ästhetischer Kritik mit hehren sittlichen Ideen in einem sehr interessanten Lichte dargestellt wird."

Außerdem wird daselbst noch „Johann Sebastian Bach", von Philipp Spitta, mit lobenden Worten besprochen.

„The Illustrated Review", die leider in Deutschland nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie bei ihrer unserer Literatur gewidmeten Aufmerksamkeit verdient hätte, hat in ihrer letzten Nummer die Werke von Bruno Meyer („Aus der ästhetischen Pädagogik"), W. Riehl („Freie Vorträge"), Moritz Venetianer („Arthur Schopenhauer als Scholastiker"), Paul Wetzel („Der Zweck und Begriff bei Spinoza") und Karl Andree („Geographie des Welthandels") einer Besprechung unterzogen. Der Preis der Zeitschrift ist seit kurzem auf zwei Pence herabgesetzt worden, um ihr weitere Kreise zu eröffnen.

Ueber „Platon's Leben" von Karl Steinhart heißt es im vorhergenannten Blatte: „Die strenge Anwendung des Grundsatzes: «Amicus Plato sed magis amica veritas» droht Plato in der Zukunft der Biographen zu berauben oder doch ihre Thätigkeit auf die engsten Grenzen zu beschränken. Der letzte dieser freundschaftlichen Wesen, der verstorbene Karl Steinhart, ein platonischer Gelehrter von anerkanntem Rufe und Verfasser einer Reihe werthvoller Einleitungen zu den verschiedenen Dialogen in der Uebersetzung von Hieronymus Müller, scheint Zweifel gehegt zu haben, ob genügende Materialien zur Vollendung seiner Aufgabe vorhanden seien, und viel von seinem Buche ist mittel- oder unmittelbar damit beschäftigt, sein Recht auf sein eigenes Dasein zu begründen. Wie unvermeidlich der Fall sein muß, ist es eher eine Abhandlung über die Verhältnisse des Zeitalters Plato's, als eine Erzählung seiner Lebensumstände; doch ist der Gegenstand an und für sich so anziehend, daß wir uns nicht versucht fühlen, zu genau danach zu fragen, inwiefern alle Einzelheiten, welche Steinhart vorbringt, für die eigentliche Sache von Erheblichkeit seien. Einer der nützlichsten Theile des Buchs ist die einleitende Uebersicht dessen, was für Plato's Biographie bisher geleistet worden, sei es mit Hinsicht auf die authentische Ueberlieferung, die Sagen, die sich daran angesetzt haben oder die neuere Kritik. Der Verfasser würde seine Sache bedeutend gekräftigt haben, hätte er sich dazu entschließen können, Grote's Ansichten in Betreff der Echtheit der platonischen Episteln gelten zu lassen. Er verwirft sie indessen mit einer gewissen Verachtung und erklärt Grote's Werk für einen entschiedenen Rückschritt auf dem Pfade der kritischen Forschung. Wir wollen hoffen, es sei kein Glaubensartikel der heutigen Kritik, daß ein altes Schriftstück, auf das einmal Verdacht gefallen ist, nie wieder rehabilitirt werden dürfe."

„The Academy" hat in einer ihrer letztern Nummern (1. Juli) Paul Heyse's „Kinder der Welt" mit einem etwas ähnlichen Romane von E. Maitland, „By and By" betitelt, zusammen besprochen.

Bibliographie.

Der Arbeitgeber in seinem Wesen und in seiner socialen Stellung' Eine social-kritische Erörterung. Berlin, Fr. Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Barberey, Freifrau Helene v., Elisabeth Seton und das Entstehen der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten. 2 Thle. Münster, Theissing. 8. 2 Thlr.

Braun, J., Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen. 2te Ausg. Mit einem Vorwort von F. Reber. 2 Bde. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 4 Thlr.

Dincklage, E. v., Die fünfte Frau. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 3 Thlr.

Frenzel, K., Deutsche Kämpfe. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gentz, F. v., Tagebücher. Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Interessante Gestalten. Bibliothek neuer Romane und Erzählungen. 1ster bis 5ter Bd. Prag, Verlag der Bohemia. Gr. 16. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Giehne, F., Deutsche Mundarten. Anthologie aus den Gebieten mundartlicher Dichtung als ethnographisch-humoristischer Beitrag zur Kenntniß deutschen Volkslebens. Mit einer Einleitung. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gustav vom See, Gänse-Liese. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Groß-Hoffinger, Die Hölle auf Erden. Roman. 3 Bde. Breslau, Gebhardi. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grube, A. W., Alpenwanderungen. Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen. Nach den Originalberichten ausgewählt, bearbeitet und gruppirt für junge und alte Freunde der Alpenwelt. 1ster Thl. Aus den Centralgruppen der Schweizer-Alpen. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Habicht, L., Vor dem Gewitter. Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Hager, A., Die Größe Shakspeare's. Vortrag in Ludwigslust gehalten und herausgegeben zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag von L. Tieck. Freiburg im Br., Herder. 8. 4 Ngr.

Herst, Paula, Im Sturm der Zeit. Roman. 3 Bde. Altona, Verlags-Büreau. 8. 3 Thlr.

Hieronymi, W., Dr. David Strauß und die religiöse Bewegung der Gegenwart oder vom Glauben zum Denken, vom Denken zum Handeln. Eine kritische Studie. Wiesbaden, Limbarth. 8. 10 Ngr.

Hunfalvy, P., Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands. Frei aus dem Ungarischen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Immortellen auf das Grab Robert Schumann's. Leipzig, Barth. 8. 10 Ngr.

Kászony, D. v., Der neue Decameron. Novellen im Geschmacke des Giov. Bocaccio. Leipzig, G. Körner. Gr. 8. 1 Thlr.

Koch, F., Arznei wider den Unglauben unserer Zeit. Reutlingen, Baur. 16. 5 Ngr.

Der Krypto-Katholicismus in den Grundlinien einer Rechtsphilosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Principien von H. von Mühler. Leipzig, Barth. Gr. 8. 20 Ngr.

Kublich, H., Rückblicke und Erinnerungen. 3 Bde. Wien, Hartleben. 8. 3 Thlr.

Musters, G. C., Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magelhaës-Straße bis zum Rio Negro. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Puslowski, L., Die Heeresverfassungen in ihrem Einfluss auf den Volkswohlstand. 1ster Thl. Geschichtliche Entwickelung der französischen und preussischen Heeresverfassungen. Berlin, Behr. Gr. 8. 20 Ngr.

Schleye, J. M., Die Liebe in 100 Gestalten. Gedichte. Mainz, Kupferberg. 16. 22½ Ngr.

Siebert, W., Ueber das römische Exil. Königsberg. 4. 10 Ngr.

Videant Consules! Zur Orientirung über Fragen des höheren Bildungswesens insonderheit über die Forderung der Gleichberechtigung der Realschulen mit den Gymnasien. Görlitz, Wollmann. Gr. 8. 17½ Ngr.

Wiesinger, J., Pestalozzi's Antheil an der Erneuerung des deutschen Volkes. Vortrag. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 25. September 1873.

Zur Shakspeare-Literatur.

Zweiter Artikel.*)

1. Shakspeare-Fragen. Kurze Einführung in das Studium des Dichters. In sechs populären Vorträgen von F. Kreyssig. Leipzig, Luckhardt. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser glaubt durch seine umfassenden „Vorlesungen über Shakspeare", die bereits in mehrern Auflagen erschienen sind, noch immer nicht erschöpfend genug seine Anschauungen über den britischen Dichter dargelegt zu haben. Vorarbeiten zu einer neuen Auflage der „Vorlesungen" veranlaßten ihn, seinen mittlerweile befestigten und gereiften Anschauungen über den Gegenstand in einer Reihe von populären Vorträgen Form und Ausdruck zu geben. Diese Vorträge nennt Kreyssig eine „gedrängte Generalbeichte über des Verfassers Stellung zum Gegenstande"; sie sind also gleichsam der Extract der Kreyssig'schen Shakspeare-Weisheit. Bei Extracten handelt es sich immer um eine condensirte Form vorhandener geistiger Stoffe; man wird auf Neues verzichten müssen, und gewiß mit Vergnügen: denn was die Shakspeare-Bewunderer „Neues" bringen, das steht allzu oft an der Grenze des Abgeschmackten, indem ihr Gehirn oft die wunderbarsten Blasen treibt. Die Prägnanz der Darstellung, welche Kreyssig in diesen Vorträgen anstreben muß und auch großentheils erreicht, ist aber ein um so willkommenerer Vorzug, als die Vorliebe der Shakspeare-Erklärer für bändereiche Ergüsse die Geduld der Leser oft auf eine harte Probe stellt.

Der erste Vortrag enthält einige orientirende Bemerkungen über die Zeit und die Gesellschaft, der wir Shakspeare verdanken. Von Interesse sind hier die allgemeinen Betrachtungen über die Zeiten, welche der Entwickelung der Poesie am günstigsten sind:

Das eigentliche Element der künstlerisch gestaltenden Kraft, die es durchaus mit organischem, in leicht zu überblickende und zu durchschauende Formen gekleidetem Leben zu thun hat, sind ebenso wenig die Zeiten titanischer Kämpfe als Epochen träger, stagnirender Ruhe. Der schaffende Künstler bedarf, wie der theilnehmend genießende Kunstfreund, des freien, unbefangenen Blicks ebenso wie der warmen, lebendigen Theilnahme an den Dingen. Jene ästhetische Stimmung, in der, um mit Schiller zu sprechen, „der Spieltrieb" seine Wunder wirkt, sie pflegt nur an den Ufern des in gemäßigtem Behagen dahinflutenden Lebensstroms zu gedeihen. Nicht die Tropen noch die Pole, sondern die gemäßigten Zonen sind die Heimat des Schönen; nicht der glühende, gewitterreiche Hochsommer noch der starrende Winter des Völkerlebens, sondern die schwellende, dem Sommer vorangehende Frühlingszeit und wol auch die milden, heitern Tage des beginnenden Herbstes lassen die schönsten Kunstblüten erstehen. Solche Herbstblüten sind unter anderm Horaz und Virgil. Unter den Frühlingsblumen im Dichtergarten der Menschheit möchte nach Homer wol Shakspeare, wenn nicht die formenreinste und idealste, so doch gewiß die farbenprächtigste und am kräftigsten duftende sein. Daß aber eine Frühlingsepoche, die solche Blumen sich erschließen läßt, im Leben eines Volks möglich werde, das hängt wenig oder gar nicht von der Form der Regierung ab, auch nicht von der politischen Bildung und Gesinnung des Volks, selbst nicht einmal von der moralischen Trefflichkeit der Regierenden und ihrer einzelnen Handlungen. Viel wichtiger ist jene Gesundheit und normale Thätigkeit des Gesellschaftsorganismus, die in einer instinctiven Uebereinstimmung der maßgebenden Factoren sich ausspricht: das in der Luft liegende, alles beherrschende und durchdringende Gefühl, daß es vorwärts geht, daß in wesentlichen Dingen auf diese oder jene Weise das Gute und Nöthige geschieht, daß die Entwickelung, um es kurz zu sagen, sich im aufsteigenden Knoten bewegt. Es will uns bedünken, als müßte es heute in Deutschland schon um ein gutes Stück leichter sein, das zu begreifen, als in der Zeit der Conflicte und der Paragraphenauslegung. Elisabeth's Zeitalter aber besteht vor dem ruhigen historischen Urtheil wie wenig andere die hier angedeutete Probe.

Die politischen und religiösen Zustände Englands, die literarischen und theatralischen Voraussetzungen von Shakspeare's Wirken werden von Kreyssig in kurz zusammenfassender Weise erörtert.

Der zweite Vortrag behandelt Shakspeare's Leben,

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 34 und 35 d. Bl. D. Red.

den „Mythus von Shakspeare". Der Lebensgeschichte Shakspeare's wird bisjetzt nur die Bedeutung eines aus der bunten Zauberwelt seiner Dichtung hier und da auftauchenden Hintergrundes zugesprochen. Auf die meisten eigentlichen Streitfragen des Shakspeare-Mythus geht Kreyssig nicht näher ein; er läßt das Zweifelhafte offen für die Hypothese, und nur gegen die wohlwollende Darstellung derjenigen biographischen Kritiker, welche den Dichter durchaus zu einem Tugendmuster machen wollen, legt er Verwahrung ein:

Es ist ein wunderliches Schauspiel, wie unter dem Drucke unserer kalt-realistischen, nüchternen Zeitatmosphäre selbst liebevolle und verständige Beurtheiler sich abmühen, nach dieser Richtung hin ein Unmögliches und sehr Ueberflüssiges zu leisten: als ob es möglich wäre, „Romeo und Julia" zu schreiben und die große Passion nur aus einer kleinstädtisch-ehrbaren Ehe mit einer acht Jahre ältern Frau zu kennen, und als ob der Glutstrom, der durch „Venus und Adonis" und durch viele der Sonette sich ergießt, seinen Ursprung in dem klügelnden Witz und in der künstlich und willkürlich erregten Phantasie eines nur zum Zeitvertreib spielenden oder gar auf fremdes Commando arbeitenden Verskünstlers gehabt haben könnte.

In Bezug auf die Sonettenfrage stellt sich Kreyssig zwischen die kämpfenden Parteien, indem er es als seine Ueberzeugung ausspricht, daß die Glut, die Innigkeit, der Tiefsinn eines nicht geringen Theils der Sonette durchaus auf Gelegenheitsgedichte im höchsten, dem bekannten Goethe'schen Sinne des Wortes, auf dichterische Gestaltung des selbst Geschauten, Empfundenen hinweisen. In vielen Sonetten findet er ein poetisches unschätzbares Tagebuch Shakspeare's. Ueber die Sonette Shakspeare's ist so viel Ueberflüssiges geschrieben worden, namentlich von denjenigen, die ganz bestimmte Lebensereignisse und Lebenserfahrungen mit polizeilicher Gewissenhaftigkeit aus ihnen herausklauben wollen. Und doch verhält es sich mit den Sonetten Shakspeare's nicht anders als mit den Elegien eines Tibull und Properz. Es sind eben freie dichterische Compositionen, welche, anknüpfend an das Selbsterlebte, aber dies in der Nachdichtung umgestaltend, für die Forschung nach historischen und biographischen Daten nur einen schwachen Halt geben. Des Dichters Intuition und Empfindung adelt oft den äußerlich bedeutungslosen Hergang; doch wenn er längst die geistigen Körner den Aehren entnommen hat, bleibt das Stroh auf der Tenne übrig für die kritischen Strohfeuer der gelehrten Strohköpfe. Ohne Ahnung von den Geheimnissen dichterischer Production schreiben sie wie die Blinden von der Farbe.

Die Erörterung der einzelnen Stücke beginnt Kreyssig mit einer Besprechung der Historien, in welcher er auch auf den politischen Standpunkt Shakspeare's eingeht. Er meint, daß es schwer sein würde, abgesehen von dem Widerwillen des Dichters gegen unschöne, plebejische Formen und zudringliche Roheit, in Shakspeare's Auffassung historischer Dinge irgendeine Parteiansicht oder Stimmung nachzuweisen. Als Grundzüge der Historien hebt Kreyssig den Sinn der Wahrheit, der Aufrichtigkeit, der Selbstkritik hervor, die Gewöhnung des Geistes an die großen Perspectiven der öffentlichen Verhältnisse, das heißpulsirende Leben einer glühenden Vaterlandsliebe, und gibt dann zu, daß in Bezug auf dramatische Formgebung, Einheit der Handlung, Steigerung des Interesses, Verwickelung und Lösung der Conflicte die Historien nicht nach dem Maßstabe freierfundener Dramen zu beurtheilen sein können. „Sie tragen ihren besondern Maßstab in sich und spotten vielfach der Regeln", und mit einem der beliebten Seitenblicke der Shakspeare-Verehrer auf Schiller heißt es dann:

So ist denn die Geschichte in den historischen Stücken vielfach zusammengeschoben, verkürzt (wie das von den Commentatoren, auch von mir im einzelnen nachgewiesen ist), nirgends aber entstellt und in wesentlichen Dingen willkürlich geändert. Keine Posa, keine Maxe, keine Attinghausen u. s. w. drängen sich als Vertreter der Privatanschauungen des Dichters in die Reihe der geschichtlichen Personen, keine geschichtliche Person wird, wie Wallenstein, Maria Stuart, Elisabeth, Egmont, zu dichterischen Zwecken umgewandelt. Und wenn Shakspeare in der Anordnung und scenischen Behandlung des gegebenen Stoffs auf consequente Durchführung eines tragischen Plans verzichten mußte, so hat er es dafür, einem geschickten, an Oertlichkeit und Material gebundenen Baumeister vergleichbar, verstanden, die vorliegenden Begebenheiten, nach Maßgabe ihrer Natur, in die Sphäre dichterischer Handlung zu erheben.

Statt daß unsere Shakspeare-Erläuterer darauf hinwiesen, wie die primitive Composition der damals üblichen dramatischen Form der Historien gegen die Grundgesetze des Dramas verstößt, und welchen glänzenden Fortschritt hierin die Schiller'sche Dramatik mit ihrer spannenden, ineinandergreifenden Compositionsweise vertritt, suchen sie aus der Noth eine Tugend zu machen, und in dieser chronikartigen Scenenfolge mit ihren oft marionettenartig auf die Bühne stolpernden Figuren einen großen Vorzug zu finden, unter Herabsetzung eines nationalen Dichters, der zum ersten male geschichtliche Tragödien mit wahrhaft künstlerischem Mittelpunkte gedichtet hat. Statt hervorzuheben, daß Shakspeare's Genie auch in dieser unfertigen, kindischen Form große dramatische Wirkungen hervorgerufen hat, treiben sie ihren Götzendienst mit der „Historie" als solcher, d. h. mit der dramatischen Haupt- und Staatsaction, einem embryonischen Drama, das noch im historischen Fruchtwasser herumschwimmt. Zwar erwähnt auch Kreyssig, daß einzelne Scenen stark an die Pauken- und Trompetenstücke des Zeitalters erinnern, daß es nicht an billigen Galeriespäßen fehlt u. s. f.; doch der künstlerische Grundfehler der Historien wird als gleichgültig beiseitegelassen. Dabei treten die Differenzen der einzelnen Shakspeare-Kritiker in Bezug auf die Autorschaft der einzelnen Stücke sehr scharf hervor. Es ist Kreyssig sehr zweifelhaft, ob der erste Theil von „König Heinrich VI." von Shakspeare herrührt oder von ihm nur bearbeitet ist. Der zweite und dritte Theil wurden nach Kreyssig auf zwei ältere Arbeiten von Greene und Marlowe gepfropft; Ulrici's Auffassung, daß diese ältern Arbeiten ebenfalls Jugenddichtungen Shakspeare's sind, die dieser nur später neu bearbeitet hat, findet also bei Kreyssig keine Zustimmung; er sieht „in den beiden neuen Stücken einen fortlaufenden Triumph des Genius über die Routine". Wenn aber der Genius zwei Dichtungen der Routine stiehlt, um ihnen seine geistigen Lichter und seinen Namen aufzusetzen, ist da die bekannte Klage Greene's nicht gerechtfertigt? Daß die römischen Geschichtsdramen Shakspeare's den meisten englischen an Einheit und Durchsichtigkeit der Handlung und dramatischer Spannung überlegen

seien, ist wol zuzugeben, was „Coriolanus“ und „Julius Cäsar“ betrifft; dagegen steht „Antonius und Kleopatra“ hierin doch gegen „Richard II.“ zurück.

Die Darstellung der großen Tragödien Shakspeare's, die uns Kreyssig gibt, verdient dagegen unsere Zustimmung. Seine Auffassung Hamlet's ist eine Variante der Goethe'schen und Vischer'schen. Er nennt das Stück die Tragödie der formalen Ueberbildung, der ästhetischen Treibhauscultur, die Tragödie einer specifisch-modernen Charakterform: des edeln, genialen, talentvollen, aber in Bezug auf Willen, auf Entschlußfähigkeit durch Ueberbildung geschwächten Schöngeistes, den die Verhältnisse nöthigen, aus der von ihm beherrschten Welt der Gedanken und Worte sich einen ausnahmsweise schwierigen, von Gefahren umringten Weg in die Thatsachen zu bahnen und der an dieser Aufgabe zu Grunde geht. In der Beurtheilung des „Othello“ weist der Kritiker auf eine gewisse Ueberkraft des Dichters, auf seine grausame unschöne Härte hin. Was er in Bezug auf Desdemona sowie später auf Cordelia über die sogenannte tragische Schuld sagt, die namentlich bei der erstern Heldin gouvernantenhaft herausgediftelt wird, das verdient volle Beachtung.

Ueber die Lustspiele Shakspeare's ergeht sich Kreyssig in Betrachtungen, welche eine bei den Shakspeare-Erläuterern seltene kritische Ader verrathen. Freilich hat auch schon Ulrici in Betreff der Lustspiele der kritischen Negation beachtenswerthe Zugeständnisse gemacht. Kreyssig beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über das Komische, besonders über das dramatisch Komische und die Arten des letztern. Er unterscheidet Intriguenspiel, Phantasielustspiel und Charakterlustspiel, gibt aber von dem erstern eine offenbar falsche Erklärung, wenn er dasselbe unbekümmert um eingehende Darstellung der Charaktere und ebenso gleichgültig gegen die logische Verknüpfung der Handlung nennt. Gerade das Intriguenlustspiel bedarf dieser logischen Verknüpfung mehr als alle andern Lustspielgattungen; denn seine Hauptwirkungen gehen aus einer Motivirung hervor, die unsern Scharfsinn reizt und befriedigt. Da muß alles logisch verknüpft, jedes Einzelne an die rechte Stelle gesetzt, das rechte Tempo durchweg gewahrt sein, wenn die komische Wirkung des Ganzen hervortreten soll. Wir brauchen blos auf die Muster der neufranzösischen Komödien Scribe's zu verweisen, sie feiern ihre Triumphe durch die Logik des dramatischen Zusammenhangs. Diese Logik mag bisweilen in Sophistik oder Rabulisterei übergehen, sie mag zu dramatischen Advocatenkniffen ihre Zuflucht nehmen, wie denn ja Scribe selbst, dem bei seiner großen Productivität und bei der häufigen Zuschneiderei für die Dramenfabrik die Erinnerung an seine eigenen Arbeiten oft abhanden kam, als Zuschauer eines früher von ihm verfaßten Lustspiels nach den geschickt eingeleiteten Verwickelungen der ersten Acte in die Worte ausbrach: „Ich bin neugierig, wie ich mich da herausgewickelt haben werde.“ Bei dem Intriguenstück die logische Verknüpfung der Handlung für überflüssig erklären, heißt das Wesen des Intriguenstücks verkennen und verleugnen.

Nun ist es keine Frage, daß die Führung der dramatischen Intrigue nicht zu Shakspeare's starken Seiten gehört. Kreyssig gibt ohne weiteres zu, daß Shakspeare es mit lückenloser logischer Folgerichtigkeit der Handlung in den Lustspielen noch weniger genau nimmt als in den Dramen, Historien und Tragödien. Wir können dies Zugeständniß dahin erweitern, daß Shakspeare nach dieser Seite sogar hinter den Novellen zurückgeblieben ist, welche die Vorlage für seine Lustspiele waren, daß er viele der wünschenswerthen und nöthigen Motive ausgelassen oder verkümmert hat. Nachdem man diese Stoffquellen erschlossen, sollte eine vorurtheilsfreie Shakspeare-Kritik auch einmal den Nachweis führen, wie der Dichter in Bezug auf logische Verknüpfung der Handlung seine Originale nicht erreicht hat. Das häufige marionettenhafte Hereinplatzen der Personen hing mit den primitiven Einrichtungen der altenglischen Bühne zusammen; das Publikum verlangte weder die genauere Legitimation ihres Erscheinens noch überhaupt eine künstlerisch ineinandergreifende Verwickelung. Für die Motivirung genügte der Zettel im Munde der Personen, wie für die Angabe der Scene der Zettel auf der Bühne. Kreyssig gibt also diese schwachen Seiten der Shakspeare'schen Komödien preis. Doch meint er, daß sich auf diesem Gebiete die Schlacht gar nicht entscheidet, daß dem Lustspieldichter auch außerhalb der großen Heerstraße des praktischen, die äußere Wahrscheinlichkeit nachrechnenden Verstandes noch Wege übrigbleiben, auf denen er sein Ziel erreichen kann, das Ziel nämlich, in heiterer Anregung durch komische Effecte uns angenehm zu beschäftigen, unsern Blick für menschliche Dinge zu schärfen, uns zu heiterer Geistesfreiheit bei vermehrter Menschenkenntniß emporzuheben. Diesem Ziel strebt indeß auch das komische Epos, der komische Roman nach und vermag es zu erreichen; der Lustspieldichter hat mit dem Aufgeben der folgerichtigen Handlung und Verwickelung bereits eine seiner Hauptbastionen aufgegeben, die gerade für die dramatische Form der Komik den wichtigsten Halt bietet. Bei der Analyse der einzelnen Lustspiele, die sich indeß kritischer verhält, als dies in den „Vorlesungen“ Kreyssig's der Fall war, sucht der Kritiker, namentlich gegen die neuerdings auftauchenden Angriffe der Anhänger Molière's, Shakspeare's Bedeutung als Lustspieldichter zu vertheidigen; er schließt diese Vertheidigung mit den Worten:

> Wie ein reicher Arabeskenschmuck, wie prachtvolle Blumengewinde ziehen sich die Lustspiele um die mächtigen Säulen des Tempels Shakspeare'scher Dramatik; bei sehr ungleichmäßiger Formvollendung dennoch eine reiche Fundgrube heiterster, die Seele stärkender und befreiender Anregung. Und wenn man uns die Alternative zwischen Shakspeare und Molière stellte, so würden wir uns wohl hüten, das Lustspiel des einen auf Kosten des andern zu loben. Wir würden das spöttische Lächeln des Meisters zu sehen glauben, der es wahrlich nicht nöthig hat, seine Kränze von anderer Haupt zu entwenden. Wenn der Engländer den Franzosen an scharf combinirendem socialen Verstande, an Vertiefung in den Organismus der Gesellschaft nicht erreicht, so steht er dafür den ewigen Geheimnissen der Natur und des Menschenherzens um einen guten Schritt näher.

Den letzten Vortrag, der die Dramen behandelt, schließt eine Gesammtcharakteristik des Dichters ab, in welcher Kreyssig, absehend von dem Streit über Shakspeare's Protestantismus und Katholicismus, den Dichter als einen poetischen Vorgänger Kant's, als einen Ver-

treter des kategorischen Imperativs hinzustellen sucht. Uns scheint indeß, als werde Shakspeare dadurch in eine schiefe Beleuchtung gerückt. Der Dichter der Sommernachtsträume und ihres Liebesmagnetismus, der sich oft genug in der Traum- und Zaubersphäre magischen Zwanges bewegt, hat mit dem kategorischen Imperativ sehr wenig zu thun. Dessen Vertreter wird nach wie vor Friedrich Schiller bleiben.

Am Schluß meint Kreyssig, daß jede der verschiedenen Auffassungen Shakspeare's sich auf Züge seiner Dichtung berufen könne, welchen diese oder jene Seite seiner wahrhaft universellen Natur entsprochen haben mag:

Was aber überall unveränderlich gleich bleibt, und somit als der innerste Kern des Mannes sich zweifellos kundgibt, das ist jene muthige Ehrlichkeit und Unabhängigkeit des Gedankens und des Wortes, jenes entschlossene Vordringen zu dem Kern der Dinge, jene absolute Abwendung von allem Conventionellen, Halben, Gemachten. Darin liegt denn auch zum besten Theile das Geheimniß der unverwüstlichen Jugendfrische seiner Dichtung, die übrigens, wie gern zugegeben werden darf, weit weniger in consequent durchgeführter einheitlicher Handlung, in imponirender Architektonik der künstlerischen Anlage ihre Stärke hat, als in dem Reichthum und der Tiefe der Charakteristik, der unübertroffenen Pracht der Sprache und der Fülle des Gedankeninhalts. Da diese Dinge sich nimmer nachahmen lassen, so hat Shakspeare als Muster und Haupt einer poetischen Schule nur negativ wohlthätig gewirkt, indem sein Beispiel Schranken niederriß und Vorurtheile beseitigte. Lessing's Wort, man könne dem Hercules eher seine Keule nehmen als dem Shakspeare einen Vers, trifft noch immer den Nagel auf den Kopf. Wer aber seinen Shakspeare liest, nicht um Regeln und Beispiele für eine Dramaturgie zu sammeln, sondern um sein Herz zu erfrischen, seinen Blick zu erweitern, sein Gefühl für das Wahre, Sittliche, Natürliche zu nähren, der wird nie unbefriedigt von ihm gehen. Wolle Gott es zulassen, daß die germanische Völkerfamilie in dieser reinen und starken Offenbarung ihres ureigensten Wesens noch recht lange das treue Bild ihres Denkens und Empfindens mit Freude erkenne!

2. Shakspeare als Dichter, Weltweiser und Christ. Durch Erläuterung von vier seiner Dramen und eine Vergleichung mit Dante dargestellt von Wilhelm König. Leipzig, Luckhardt. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Vorrede dieser Sammlung von Aufsätzen gemahnt uns wie die ersten Scenen des „Sturm". Der Verfasser hat Schiffbruch gelitten, wurde an eine fremde Küste geworfen, und fand auf dieser öden Insel als einzigen Trost sein Exemplar des Shakspeare sich bewahrt. Unter den menschenfressenden „Nororis" begann sein Shakspeare-Studium, das er später auf einer andern Insel der Bermudas bei den milder denkenden „Mpongwehs" und dann in der Heimat fortsetzte. Auf jenen einsamen Inseln ohne allen gelehrten Apparat bemächtigte sich der Kritiker der Geheimnisse des Dichters mit naturwüchsigem Scharfsinn; er fand später, daß die bisherige Arbeit im Gebiet der Shakspeare-Aufklärung sich zu überwiegend auf dem Gebiete antiquarischer Forschung bewegt habe, fand in den freiern Erklärungen zu viel politische, philosophische Systempolemik, und daß man zu wenig den Werth hervorgehoben und nachgewiesen habe, welchen die Werke des Dichters als Ganzes haben, wenn man sie nicht blos als Ausdruck gewaltiger poetischer Kraft, sondern auch als Spiegelbild einer schönen harmonisch gebildeten Seele betrachtet. Von diesem Standpunkte aus faßte König seine Aufsätze ab. Zweien derselben sind wir schon in dem „Shakspeare-Jahrbuch" begegnet, dem über die „Grundzüge der Hamlettragödie" und über „Shakspeare und Dante". Wir können, abgesehen von der sorgsamen Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Autor seinen Stoff behandelt, als charakteristischen Vorzug dieser Arbeiten den Eifer hervorheben, mit welchem sie den Gedankengängen des Dichters nachspüren und dieselben in Parallelstellen aus seinen sämmtlichen Werken verfolgen, sodaß die Aufsätze als Beiträge zu einer Gedankenharmonie Shakspeare's erscheinen können; von einer Kritik des britischen Dichters, welche auch seine Schwächen hervorhöbe, ist freilich nirgends die Rede.

Der umfassendste Aufsatz behandelt den „Kaufmann von Venedig" und „Maß für Maß", besonders mit Bezug auf Shakspeare's Anschauung vom Recht und seine Stellung zum Christenthum. König beginnt mit einer Parallele beider Stücke, von denen das erstere eins der beliebtesten, das zweite eins der am wenigsten gekannten und geschätzten ist:

Sie gehören, so ungleich ihre Behandlung ist, beide zu jener Mittelgattung, in denen die Elemente der Tragödie und des Lustspiels gemischt sind und die wir als Schauspiel zu bezeichnen pflegen. Während im „Kaufmann von Venedig" mehr der Charakter des Lustspiels aufrecht erhalten wird, herrscht in „Maß für Maß" das tragische Element vor, obgleich darin wieder den Scenen der niedern Komik ein viel größerer Raum gewährt ist als in jenem Drama, welches Scenen dieser Art sparsamer und der Haupthandlung mehr eingefügt aufweist. Dabei nähern sich beide Stücke durch ihren abenteuerlichen und nahezu wunderbaren Inhalt jenen phantastischen Dramen Shakspeare's, deren Repräsentanten „Der Sturm" und „Der Sommernachtstraum" sind, und stehen andererseits vermöge der Behandlung des Rechts und der Fragen von öffentlichem Interesse, die im „Kaufmann" allerdings nur nebenbei berührt sind, in einiger Verwandtschaft mit den historischen Stücken.

Bei jeder Analyse des „Kaufmann von Venedig" fragen wir zuerst, wie sich der Erklärer zu dem Grundgedanken des Stücks stellt, ob er überhaupt einen solchen annimmt, und dann, wie er den Charakter des Shylock auffaßt und damit den Grundton des Stücks. König erklärt sich gegen Sätze wie denjenigen von Ulrici, der das Stück unter der Formel: summum jus summa injuria, subsumirt und meint, daß Shakspeare bestimmte Leidenschaften und Charakterformen als die Triebfedern von Handlungen darstelle. Im wesentlichen geht König trotz dieses Protestes indeß doch auf den von Ulrici angegebenen Grundgedanken zurück, von dem er einräumt, daß er zu den Haupttheilen des Stücks, zu der Beschränkung der Portia durch das väterliche Testament, zu dem Rechtshandel um das Pfund Fleisch, dem Verhältniß Jessica's zu ihrem Vater und zu dem Streit wegen der Ringe nahe Beziehungen zuläßt. Wenn König indeß meint, daß es sich bei dem Hauptpunkte für diese Auslegung, bei dem Rechtshandel im vierten Act, nicht um wirkliche Rechte, sondern um scheinbare handle, ferner daß sich der eigentliche Mittelpunkt des Stücks, die Werbungen um Portia, auf jenen Satz so gut wie gar nicht beziehen lasse, so übersieht er gänzlich, daß ein Dichter jene Grundgedanken doch nicht in abstracter Form verwerthen kann, sondern nur mit Aufwand einer lebensvollen dramatischen

Inscenirung. Die Werbungen um Portia haben doch ihre dramatische Pointe in den Beschränkungen derselben durch das väterliche Testament, und bei dem Rechtshandel dreht es sich durchaus nicht um scheinbare Rechte, sondern um einen sehr ernstgemeinten Satz des jus strictum, der nur durch einen andern wieder aufgehoben und so der aequitas der Sieg verschafft wird. Der weitern Auslegung des leitenden Gedankens von seiten Ulrici's, der Zurückführung desselben auf den Gegensatz von Schein und Wesen, täuschender Form und wahrem Inhalt, stimmt König um so lebhafter bei; doch indem er auch andere Gedanken und Anschauungen in dem Drama ausgesprochen sieht, erweist er sich als einer jener ästhetischen Latitudinarier, welche nicht blos die Formel verwerfen, sondern auch die dramatische Einheit gefährden. Der innere Zusammenhang und die künstlerische Bedeutung dramatischer Dichtung beruht darauf, daß in der Handlung selbst und, wenn sie vielseitiger gegliedert ist, in den verschiedenen Kreisen derselben sich Ein Gedanke spiegle, der gleichsam als ihr beherrschender Genius von allen herausgefühlt wird, wie mannichfach auch die Formulirung desselben von seiten der Commentatoren ausfallen möge.

Auch in Betreff Shylock's fehlt der Charakteristik König's die zusammenfassende Prägnanz. Er sagt von dem Juden:

> Die Habsucht, der Geiz und die Selbstsucht haben bei ihm kolossale Dimensionen erreicht und fast alle menschliche Empfindung von ihm abgestreift. Wo er in seiner Geldgier gehemmt und gestört wird, ist es die Rache und der Haß, die ihn beseelen und sich fast zu gleicher Höhe steigern wie jene. In erster Linie ist es aber, selbst wo er persönliche Beleidigung erfahren hat, der Geschäftshaß, der ihn leitet; wenn er auch Antonio zu vernichten sucht, wenn er das geborgte Geld und die ihm gebotene höhere Summe daransetzt, um seiner Rache zu fröhnen, so treibt ihn doch besonders die geschäftliche Berechnung, in Antonio denjenigen zu beseitigen, der ihn im Betrieb seines Wuchers stört und ihm höhern Schaden zufügt, als die augenblicklich gebotene Summe beträgt (III, 1, 56). So ist sein ganzes Wesen in der einen Leidenschaft aufgegangen und verknöchert, sie zeigt sich, so groß sie ist, auch in den kleinsten Verhältnissen und in einer bis zum Lächerlichen gehenden Berechnung, fast immer mit Haß und Schadenfreude gegen seine Feinde verbunden, wenn er z. B. seinen Diener, weil derselbe ein starker Esser ist, gern an Bassanio abtritt, wenn er ferner bei des letztern Mahl zu dessen Schaden zehren will, selbst mit Hintansetzung seiner religiösen Vorschriften. Es ist fast, als wenn ihn nichts mehr an die menschliche Natur anknüpfte, namentlich da er auch die eigene Tochter, die einzige ihm nahestehende Person, nicht so beklagt wie sein Geld, da er sie todt vor sich sehen will, wenn er nur seine Dukaten und Juwelen wiederhätte.

Dann werden ihm indeß auch wieder bessere Regungen eingeräumt, ja selbst die Auffassung, wonach Shylock gewissermaßen als Märtyrer dargestellt wird, erscheint nicht ohne alle Berechtigung. In dem Christwerden Shylock's soll auch noch die einfachere Bedeutung liegen, daß derselbe eben nun auf einem ganz neuen Boden sein Leben fortsetzen könne, da er in seiner alten Existenz ganz vernichtet sei. Als wenn ein Shylock sich zu einem christlichen Proselyten eignen könne! An solche Möglichkeiten hat Shakspeare gar nicht gedacht. Doch durch diese hin- und herspielenden Lichter einer Reflexion, die allen Meinungen gerecht werden will, so groß die Liberalität solcher kritischen Gesinnung sein mag, verliert die Gestalt des Juden ihre scharfen Umrisse, und die wichtigste Frage, inwieweit die zum Gräßlichen sich steigernde Handlung noch in den Rahmen eines Lustspiels fällt, bleibt unerörtert.

Wir meinen, es war Shakspeare's Absicht, in dem Juden eine Art von Knecht Ruprecht zu schaffen, eine jener unheimlichen Spukgestalten, welche indeß die Heiterkeit der Volksfeste nicht stören. Darum blieb das Stück auch ein Lustspiel, trotz seiner grellen, dem Anschein nach einen tragischen Anlauf nehmenden Handlung; denn keiner der Zuhörer ließ sich in seinem Behagen durch den Gedanken stören, daß der Jude wirklich zu seinem Stück Fleisch kommen könne. Das ganze Attentat mußte für ihn zum Spott und Schaden verlaufen. Das Gegentheil hätte ja ein Director dem damaligen Zeitgeschmack gar nicht bieten dürfen, der seinen Juden geprellt und gepritscht sehen mußte, ähnlich wie dies dem Sancho Pansa in ganz unbildlicher Weise widerfuhr. Wir aber sollten so offenherzig sein, endlich einmal einzugestehen, daß diese Geschichte des venetianischen Juden grell, widerwärtig und abgeschmackt ist vom Standpunkte unserer ästhetischen Bildung, und daß jedes neuere Publikum sie einfach ablehnen würde, wenn ein neuer Dichter wagen sollte, einen solchen Stoff zu behandeln.

Doch wenn Shakspeare als Theaterdichter und Theaterdirector in dem geprellten Juden ein vortreffliches Zugstück erblickte für die Gründlinge seines Parterre, die unfehlbar in den Hohn Gratiano's in der Gerichtsscene mit laut ausbrechendem Jubel einstimmten, so war sein Genie mächtiger als diese praktische Klugheit, und indem er diese Spukgestalt für sein Lustspiel schuf, gab er ihr Züge markiger Lebenswahrheit, die besonders für unsere Auffassung eine tragische Bedeutung des Charakters rechtfertigen.

Daß König eine ebenso eingehende Analyse von „Maß für Maß" gibt wie von dem „Kaufmann von Venedig", billigen wir um so mehr, als jenes interessante Stück im ganzen noch nicht nach Verdienst gewürdigt ist. Gisbert von Vincke hat es mit Glück unserer Bühne angeeignet. Vielleicht ist er in den Zugeständnissen an die Prüderie des Publikums zu weit gegangen, denn dies Publikum nimmt ja in französischen Ehebruchsdramen und allerlei mit Spiel und Gesang zusammengehäkelten Frivolitäten weit bedenklichere Situationen mit in den Kauf. Der Entwickelung der Handlung und des Grundgedankens, wie sie König hier gibt, können wir meistens beipflichten. Nur zweierlei muß bei diesen Untersuchungen Bedenken erregen; zunächst das Hervorheben eines specifisch christlichen Standpunktes in beiden Stücken. Die Humanität, welche das starre Recht ermäßigt und überwindet, wird von Shakspeare doch nur in allgemein menschlicher und nicht specifisch christlicher Weise zur Geltung gebracht, und das specifische Christenthum, dem in der Gerichtsscene der Jude zum Opfer hingeworfen wird, hat wiederum etwas sehr Inhumanes und erinnert an die Schauspiele der römischen Arena. Dann aber schließt König aus „Maß für Maß", daß Shakspeare auch wissenschaftliche Studien auf dem Gebiete des Rechts gemacht und nicht blos zum augenblicklichen Nothbehelf Beschäftigung in Rechtssachen gesucht, sondern eine Zeit lang vielleicht die Rechtswissenschaft als Lebensziel erwählt habe. Wir werden bald

sehen, daß auch die Mediciner den Dichter für sich in Anspruch nehmen — als ob sich nicht ein gebildeter Mann sehr vielfache Kenntnisse aneignen könne und als ob überhaupt das Genie nicht alle Facultäten in sich vereinige!

Der Aufsatz über das Lustspiel: „Wie es euch gefällt", behandelt Shakspeare als Idyllendichter. Der Eindruck der sorgfältigen Reproduction dieses Lustspiels ist: daß dasselbe allerdings als eine dramatisirte Idylle erscheint, daß ihm aber deshalb auch der dramatische Nerv fehlt. Der Charakter Jacques' wird von König treffend erörtert, ebenso der Titel des Stücks, welchen derselbe auf das auch in Goethe's „Tasso" vorkommende Motto des italienischen Dichters aus dem Schäferspiel „Amintas" zurückführt. Mit Recht hebt unser Autor hervor, daß Shakspeare sich gegen das eigentliche pastorale Element, wie es damals Mode war, negirend verhält, wie denn auch Kreyssig darauf hinweist, daß die Phöbe in diesem Lustspiel die augenscheinlich carikirte Darstellung eines literarischen Ungeschmacks, der Schäferin der Pastoralromane sei.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 38.)

3. Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Von A. Spir. Leipzig, Findel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seit mehrern Jahren hat der Verfasser in einer Reihe von kleinen Abhandlungen die Ergebnisse seines Nachdenkens veröffentlicht. Das redliche Streben nach Wahrheit, welches aus allen seinen Schriften wie auch aus der vorliegenden hervorleuchtet, war bisher bei ihm verbunden mit der Achtung, welche jeder Gebildete anerkannten philosophischen Größen gern zollt. Dies veranlaßte die Kritik, manche unfertige, durch gründlicheres Studium leicht zu corrigirende Ansicht nicht mit der sachlich angemessenen Schärfe zu beurtheilen, während freilich von irgendwelchem Erfolge der betreffenden Untersuchungen keine Rede war. Der letztere Umstand scheint nun den Verfasser bewogen zu haben, es einmal auf andere Manier zu versuchen; die frühere Bescheidenheit ist einem unbegrenzten Selbstvertrauen gewichen, welchem öfters mit antiker Naivetät drastischer Ausdruck gegeben wird, um so von vornherein das Zutrauen des Lesers zu erwecken. Wenn diese Methode von einer richtigen Schätzung des großen Publikums Zeugniß ablegt und daher für die Behandlung von Tagesfragen und die Verfolgung praktischer Interessen durchaus am Platze ist, so wirkt sie auf den Philosophen in gerade entgegengesetzter Weise und erregt sofort sein Mistrauen gegen die wissenschaftliche Urtheilsfähigkeit eines Mannes, der das ewig wahre Vixere fortes ante Agamemnona multi durch seine Großthaten umgestoßen zu haben wähnt.

Schon die Vorrede bereitet darauf vor, was man etwa zu erwarten hat, indem Spir verspricht, „verschiedene Probleme und Gegenstände, die in dem vorliegenden Bande nur kurz berührt werden konnten, einer ausführlichern Behandlung und Erörterung zu unterwerfen, welche vielleicht mit der Zeit auch veröffentlicht werden wird, vorausgesetzt, daß der vorliegende Band im Publikum Verständniß findet". Uebereinstimmend hiermit liebt er es, sich an den „aufmerksamen, denkenden" Leser zu wenden, natürlich mit der reservatio mentalis, nur denjenigen für denkend zu halten, der nolens volens seinen Erörterungen zustimmt. Denn er glaubt seinen Lesern nicht gerade viel Verstand zutrauen zu dürfen: „Es gibt noch eine unmittelbar gewisse Einsicht, aber obgleich dieselbe selbstverständlich (!) und für die philosophische Betrachtung und Forschung von ganz überwiegender, principieller Wichtigkeit ist, so darf sie dennoch nur nach einer langen Vorbereitung eingeführt werden, weil sie sonst unfehlbar misverstanden sein würde." Sehr schlimm ergeht es den Philosophen, besonders den Metaphysikern, „Ich muß gestehen, daß ich die metaphysische Richtung in der Philosophie für eine Art geistiger Krankheit halte, welche nicht durch Argumente zu beseitigen ist." „Man sagt, die Philosophie entstehe aus einer Verwunderung. Wenigstens an Anlässen dazu fehlt es wahrhaftig nicht; denn die Philosophen selbst bieten einen Gegenstand der höchsten Verwunderung dar. Es scheint manchmal, als ob viele Denker ihren Verstand sofort verlören, wenn sie sich an die philosophischen Fragen machen."

Dieser Gesammtansicht über die Philosophen entsprechend werden sie nun auch im einzelnen abgekanzelt; am besten kommt noch Kant weg, der sogar ein „großer Denker" genannt wird, wozu freilich die folgenden Urtheile Spir's nicht passen: „Die transscendentale Aesthetik in der «Kritik der reinen Vernunft» ist nur zum kleinen Theil richtig und zeigt nicht viel kritischen Sinn. Es ist kaum nöthig zu sagen, daß die Beweise, welche Kant für diese Lehre vorbringt, nicht stichhaltig sind." „Von der Ansicht Kant's (über die Kategorien) kann natürlich gar nicht mehr die Rede sein." „Das Verhältniß des Verstandes zu der sogenannten Sinnlichkeit war bei Kant in große Unklarheit gehüllt." „Kant hat in dem Irreführen des Denkens leider mächtig vorgearbeitet." „Durch die ungeheuere Absurdität dieser Annahme ließ sich aber Kant durchaus nicht beirren; er wiederholte sie recht con amore in verschiedenen Wendungen", u. s. w. Von Herbart, welchem Spir früher seine Anerkennung nicht versagte, heißt es jetzt, daß er an den richtigen Begriff der Einheit eine „wunderliche und geistlose Metaphysik" geknüpft habe; „Die Absurdität dieser Lehre ist wahrhaft überwältigend", u. s. w. Gleichfalls sehr hart wird Schopenhauer mitgenommen: „Von dieser Erklärung weht ein Geist der Kritiklosigkeit, der Willkür und des bequemen Sichgehenlassens, daß es einem traurig zu Muthe wird." „Mit einer selbst bei ihm ungewöhnlichen Kurz-

sichtigkeit hat Schopenhauer gemeint", u. s. w. „Schopenhauer ist übrigens mit einer grenzenlosen Leichtfertigkeit und Kritiklosigkeit verfahren. Seine Schriften bieten ein wirres Durcheinander von Behauptungen, welche weder begründet noch miteinander irgend in Einklang gebracht sind." Diese Proben genügen, um zu zeigen, daß Spir's Polemik mehr ein Schimpfen als eine sachliche Kritik genannt werden muß; in sachlicher Beziehung mögen hier einige Einwendungen verzeichnet werden, welche Spir vom Standpunkte des „gesunden Menschenverstandes" gegen philosophische Lehren erhebt. So sagt er: „Der Gedanke, daß ein Gegenstand unmittelbar auch die Erkenntniß dieses Gegenstandes sei, ist ebenso sinnleer wie die Behauptung, daß ein Ochse unmittelbar auch ein Hund sei." „Was würde alle mögliche Uebereinstimmung in den apriorischen Gesetzen helfen, wenn ich dort einen Ochsen sehen müßte, wo ein anderer einen Esel sieht?" „Wenn jemand gesagt hätte, daß ein Ochse, der durch die Straße zieht, eins und identisch sei mit dem Hunde, der ihn anbellt, und mit dem Wagen, an welchem er vorgespannt ist, so würde jedermann diesen Menschen für verrückt halten. Aber jene Philosophen behaupten, daß alle Ochsen, Hunde, Wagen und sonstigen vorhandenen Gegenstände ein einziger Gegenstand seien, und sie werden mit Ehrfurcht angehört", u. s. w.

Sehen wir uns nun die eigenen Leistungen des Verfassers etwas näher an. Die Absicht seines Unternehmens geht, wie der Titel besagt, dahin, die kritische Philosophie zu erneuern, d. h. nach seiner Meinung vielmehr zu begründen. Als kritische, welche die einzig berechtigte und allein wissenschaftliche Philosophie ist, gilt ihm nur der Empirismus und Noologismus (= Apriorismus). Da nun nach Spir der Empirismus auf einseitigen und irrthümlichen Voraussetzungen beruht, die Lehre von den apriorischen Elementen des Denkens noch nicht auf wissenschaftlicher Grundlage festgesetzt ist, so will er nach Widerlegung des Empirismus dem Noologismus die wissenschaftliche Grundlage geben, oder ihn „auf ganz andere Grundlagen, als welche bisher gebräuchlich gewesen, errichten". Als der „bedeutendste Repräsentant" des Empirismus soll besonders Stuart Mill, von den Noologisten oder Anhängern des Apriori fast ausschließlich Kant berücksichtigt werden. „Denn diese Lehre hat seit Kant keinen Fortschritt, wohl aber manchen Rückschritt gemacht."

In der Einleitung deutet Spir den Kern der Lehre Kant's kurz an, weil er „nicht glaubt, daß viele eine richtige Vorstellung von derselben haben". Nach Spir ist nun Kant's Lehre nicht nur eine bloße Hypothese, sondern sie ist so beschaffen, „daß sie gar nichts anderes als eine Hypothese sein konnte; sie läßt keinen wirklichen Beweis zu". Nachdem er nun eine summarische Uebersicht über die Kant'sche Kategorienlehre gegeben, meint er sehr naiv: „Die Unmöglichkeit, einzelne und voneinander unterschiedene Gegenstände und deren Verhältnisse durch lauter allgemeine Regeln zu bestimmen, scheint sich Kant nie recht vergegenwärtigt zu haben." Kant lehrt ja eben die Unmöglichkeit, anders als durch die Kategorien zu einzelnen und voneinander unterschiedenen Gegenständen zu gelangen!

Spir tadelt ferner den Mangel eines logischen Zusammenhangs der Kategorien; das Werk von Cohen: „Kant's Theorie der Erfahrung", in welchem Spir „keinen neuen Aufschluß von Erheblichkeit gefunden", weist gerade sehr scharf und treffend nach, wie nach der Kant'schen Grundansicht von der Natur unserer Erkenntniß die Ableitung der Kategorien aus den Urtheilen eine durchaus nothwendige und sachgemäße ist, daher sich die Angriffe gegen die gesammte Grundanschauung und nicht gegen die Kategorienlehre für sich allein zu richten haben (vgl. Cohen, Kap. 8—10). Wenn es bei Spir weiter heißt: „Dadurch aber, daß Kant den Kategorien jede Beziehung auf wirkliche Gegenstände und mithin jede objective Gültigkeit von vornherein abgesprochen, hat er sich sogar die Möglichkeit und selbst die Veranlassung benommen, einen wirklichen Beweis für die Wahrheit derselben zu führen" u. s. w., so ist dies die Ansicht eines naiven Realisten, aber nicht die eines „kritischen" Philosophen. Wie sich hieraus ergibt, ist auch Spir nicht unter den wenigen, „welche eine richtige Vorstellung von Kant's Lehre haben".

Im Gegensatze zu Kant will nun Spir zeigen, und zwar „erstens im allgemeinen aus der Natur des Vorstellens und Erkennens überhaupt, daß dasselbe seiner Natur nach sich auf Gegenstände bezieht, daß die Gesetze desselben Erkenntnißgesetze sind und alle Auffassung der Wirklichkeit nothwendig mitbedingen", und zweitens will er denselben Nachweis im einzelnen führen. „Eine Regel, nach welcher Erkenntnißelemente a priori aufgesucht werden könnten, läßt sich nicht angeben; wohl aber eine Regel, nach welcher die gefundenen geprüft werden sollen." Weiter folgen sechs Regeln, durch deren Beobachtung die Begriffe a priori ihre Beglaubigung erhalten sollen.

Gleich am Anfang der eigentlichen Untersuchung heißt es mit gewohnter Naivetät: „Als selbstverständlich setze ich es hier voraus, daß das Ziel der Philosophie die Gewißheit ist, d. h. die richtige und mit dem Beweise ihrer Richtigkeit versehene Erkenntniß der Wirklichkeit." Was ist Wirklichkeit? Was Gewißheit sei, glaubt Spir dadurch erklärt zu haben, daß er die zwei Arten derselben, die unmittelbare und die mittelbare, angibt und die letztere auf die erstere zurückführt, deren Richtigkeit unmittelbar einleuchten und keiner weitern Bürgschaft bedürfen soll, während es einfach keine dafür gibt, wie dies Baumann in dem oben besprochenen Buche unwiderleglich nachgewiesen hat. Spir kann freilich bei seiner Auffassung des unmittelbar Gewissen behaupten: „Die erste Aufgabe der Philosophie besteht darin, das unmittelbar Gewisse aufzusuchen." Dieses ist in folgenden zwei Sätzen angeblich enthalten.

1) Es ist unzweifelhaft in der Wirklichkeit ein verschiedener Inhalt vorhanden, wie: Weißes, Rothes — Saueres, Süßes u. s. w. Aber wo dieser Inhalt existirt, ob in mir oder außer mir, das wird hier noch ganz unentschieden gelassen.

2) Ich glaube oder scheine: α) mich selber als etwas Besonderes oder Individuelles zu erkennen und β) andere, von mir unterschiedene Gegenstände, welche einige der vorher erwähnten Qualitäten (Weiß u. s. w.) besitzen. Ob dieses zweifache Bewußtsein wahr oder unwahr sei, ob dasselbe auf ursprünglichen Anlagen oder auf erworbenen Bedingungen und Unterscheidungen beruhe — das wird hier alles unentschieden

gelassen, denn alles dies ist Gegenstand des Zweifels und der Controverse.

Spir bestimmt weiter den Unterschied von Wahrheit und Unwahrheit dahin, „daß derselbe nicht die Beschaffenheit eines Gegenstandes selbst, sondern nur dessen Verhältniß zu etwas anderm betrifft.... Die Möglichkeit der Unwahrheit setzt nun das Vorhandensein eines ganz eigenthümlichen Gebildes voraus, welches man die Vorstellung nennt." Diese muß ebenso wol für die Möglichkeit der Wahrheit vorausgesetzt werden. „Wenn die Vorstellung wahr ist, so ist sie ein getreues Abbild des Gegenstandes." Dieser naive Realismus läßt nichts zu wünschen übrig. Im Folgenden polemisirt Spir gegen die Sensualisten, welche er der Bequemlichkeit halber mit den Materialisten zusammenwirft, indem er behauptet, daß sie die logischen Functionen und Eigenschaften der Vorstellung aus objectiven, physischen Vorgängen ableiten wollten. Physisch ist nach Spir nicht = materiell, sondern = objectiv, der Gegensatz des Logischen; „daher nenne ich die Empfindungen physische Vorgänge" u. s. w.! Diesem Standpunkte ist freilich die Widerlegung des Sensualismus sehr leicht.

Es wird ganz richtig gesagt, daß in dem bloßen Inhalte der Vorstellungen überhaupt nie Unwahrheit vorkommen kann. Dagegen erkennt man die Unwahrheit einer Vorstellung, „wenn sie sich selber widerspricht". Wie dies die Vorstellung anfangen soll, wäre sehr interessant zu erfahren. Auch darauf muß man sehr gespannt sein, was Spir verheißt: „In einem spätern Werke hoffe ich nachweisen zu können, daß der Inhalt der objectiven Empfindungen uns wirklich fremd, daß das Vorhandensein eines Nicht-Ich in uns" (= Nicht-Ich im Ich!) „eine gar nicht abzuleugnende Thatsache ist."

In dieser Weise geht es nun weiter bis zum Ende des Buchs, wie der Recensent auf etwaiges Verlangen noch an vielen Beispielen nachweisen könnte. Wir begnügen uns aber damit, hier noch die äußerst komische Thatsache zu verzeichnen, daß Spir schließlich selbst unter die von ihm verhöhnten Metaphysiker geht, indem er von der Beschaffenheit seines „Unbedingten" oder Noumenon sehr viel erzählt.

4. Ueber Begriff und Form der Philosophie. Eine allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie von Alois Riehl. Berlin, C. Duncker. 1872. Gr. 8. 17½ Ngr.

Der Verfasser gehört zu den besonnenen Denkern, welche durch möglichst exacte Detailforschung der Philosophie diejenige Grundlage zu geben bemüht sind, auf welcher allein sich der sichere Bau einer Wissenschaft erheben kann. Der von Schelling entdeckte und von ihm und andern ausgiebig benutzte „natürliche Hang des Menschen zum Großen" und der damit verbundene Widerwille gegen mühsame Einzeluntersuchungen hat lange genug die ärgsten Verheerungen auf philosophischem Gebiete angerichtet, daher die wissenschaftliche Philosophie ihre Aufmerksamkeit zunächst vorzugsweise den grundlegenden Untersuchungen zuwendet. In dieser Richtung ist die vorliegende Schrift als ein schätzbarer Beitrag zu bezeichnen.

In der historischen Einleitung unterscheidet Riehl zwei Strömungen im Entwickelungsgange der Philosophie, die platonische, vorwiegend ästhetisch-religiöse, der Methode nach künstlerisch intuitive, zu welcher er Plotin, Bruno, Schelling, Schopenhauer zählt, und die von Aristoteles ausgehende, in Form und Tendenz wissenschaftliche Richtung. Gegen die oft gehörte, zuletzt von Schopenhauer wiederholte Behauptung, daß der „Tiefsinn" der erstern Richtung einen höhern wissenschaftlichen Werth habe als der „Scharfsinn" der zweiten, macht Riehl mit Recht geltend, daß das schärfste, wissenschaftliche Denken zugleich das tiefste sei, da es bis zu den Elementen, der Grenze aller Forschung, vordringe. Diese weise Beschränkung auf das Erreichbare kannten die ältesten Philosophen nicht; sie wollten die ἀρχή der Dinge ergründen und beschäftigten sich ausschließlich mit den allgemeinsten Begriffen, mit der Frage nach dem allgemeinen Grund und Wesen, nach der Substanz des Weltganzen, wodurch ihre Philosophie den im menschlichen Denken tiefbegründeten monistischen Charakter erhielt. Weil das Denken dem Erkennen, der wissenschaftlichen Erfahrung vorausgeht, deshalb finden wir die obersten Erkenntnißprincipien schon in der ersten Epoche den Satz der Identität bei Parmenides, das Causalitätsprincip bei Demokritos, klar ausgesprochen, natürlich ohne alle objective Begründung. Ebenso weist die vor-Sokratische Philosophie bereits alle möglichen Standpunkte der Erkenntnißtheorie auf, von der verworrenen Erkenntniß (σκοτίη γνώμη) des Demokritos bis zur Identität des Denkens und Seins (des Erkennenden und Erkannten) bei Empedokles. In dieses Chaos leuchtete Sokrates mit der Fackel der Kritik, indem er die Methode der Begriffsbildung und Induction zuerst anwandte. Der göttliche Plato aber adoptirte zwar diese Methode, benutzte sie aber nur als Vorstufe der „göttlichen" Dialektik, mit deren Hülfe er sich in das Leere des Uebersinnlichen emporschwang. Damit war der Grund gelegt zu der poetisch-subjectiven Willkür des Philosophirens, welcher es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß die Geschichte der Philosophie äußerlich als eine Reihe vergeblicher Anstrengungen erscheint.

Philosophie als Wissenschaft ist nach Riehl nur möglich, wenn sie einen Gegenstand hat, der nicht schon in den übrigen Wissenschaften enthalten ist, oder doch nicht von ihnen bearbeitet wird: er definirt demnach die Philosophie als „Bewußtseinslehre". Gegen die Naturwissenschaft ist sie scharf abgegrenzt, indem sie gerade da einsetzt, wo jene endet; während die Naturwissenschaft Form und Bewegung der Dinge erforscht, ohne sich um ihre Qualität zu kümmern, ist das Urphänomen der Philosophie die Empfindung als qualificirte. Da nun aus Form und Bewegung die Thatsache des Bewußtseins nimmermehr erklärt werden kann, wie andererseits ebenso wenig aus dem Denken das Sein, so haben Philosophie und Naturforschung ihre besondern Objecte. „Was die eine leistet, vermag die andere nicht zu leisten."

Gegenüber der gegenwärtig ungebührlich überschätzten Induction sucht Riehl die Beweiskraft des Syllogismus zu retten, indem er als das Wesen der erstern die Gewinnung der Klassenbegriffe und allgemeinen Thatsachen bezeichnet, während der letztere aus der Einsicht in den erzeugenden Grund ihres Zusammenhangs zur Aufstellung von Gesetzen gelangt. „Die Aufzählung ist nur ein Hülfsmittel, aber nicht der Beweisgrund unserer wissenschaft-

lichen Folgerungen. Sie hat keine logische, sondern blos eine psychologische Ueberzeugungskraft, indem sie unser Denken auf das Gesetz hinzuleiten geeignet ist." Riehl braucht zur Exemplification das schon von Ueberweg für die Beweiskraft des Syllogismus angezogene „classische" Beispiel von den Planeten, und meint, daß erst die Entdeckung des Gravitationsgesetzes durch den Fortschritt von der Thatsache zur wissenschaftlich-logischen Einsicht in das Wesen der Planetenbahnen geführt habe. Hinsichtlich dieses vermeinten Unterschieds zwischen Thatsache und Gesetz verweisen wir auf die überzeugende und abschließende Untersuchung Baumann's in „Philosophie als Orientirung über die Welt" und constatiren hier nur, daß mit jenem Unterschiede auch die „Beweiskraft" des Syllogismus fällt.

Vollkommen richtig ist dagegen von Riehl nachgewiesen, daß die Induction für sich „zu keiner sichern Erkenntniß führt", sondern daß die Verificirung des durch Induction und Generalisation gewonnenen „Gesetzes" durch das Experiment lediglich auf deductivem Wege möglich ist.

Im Folgenden kritisirt Riehl die Methoden Kant's, Herbart's und Hegel's; der dialektischen Methode legt er eine größere Bedeutung bei, als man von einem „Realisten" erwarten sollte. Er nennt sie „ihrem Sinne nach" die Methode des Veränderlichen in der Philosophie und vergleicht sie mit dem höhern Calcul der Mathematik. „Werden die Begriffe als fest und unveränderlich genommen, so sind sie nicht fähig, den Proceß der Dinge auszudrücken." Dies dürfte aber unter allen Umständen einfach unmöglich sein, weshalb es gerathen ist, den Satz der Identität in Ehren zu halten, wenn auch mit dem Bewußtsein, daß er nur logische, nicht reale Bedeutung hat.

Am Schlusse hebt Riehl die Nothwendigkeit der geschichtlichen Erforschung der Philosophie hervor: „Die Geschichte der Philosophie ist zunächst das Bewußtwerden ihrer Aufgaben." „Die naturgemäße Einleitung in die Philosophie ist daher ihre Geschichte." Dies kann nur unter gewissen Einschränkungen zugegeben werden; vorausgesetzt, daß die wahre Philosophie gefunden wäre, so würde eine von ihr aus angestellte geschichtliche Betrachtung der mannichfachen falschen Wege, auf welchen man zur Wahrheit zu gelangen suchte, gewiß sehr lehrreich sein und alle Rückfälle in den Irrthum abschneiden; ob aber das Suchen nach der wahren Philosophie auf historischem Wege von einem günstigen Erfolge begleitet sein würde, erscheint nach den bereits vorliegenden Erfahrungen mehr als fraglich.

5. Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft. Ein Vortrag von Ludwig Strümpell. Leipzig, Häffel. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

In diesem Vortrag über eine alte crux philosophorum soll „der richtige metaphysische Gebrauch des Causalitätsbegriffs in der Naturwissenschaft angegeben werden". Aus den „misglückten Versuchen" Kant's und Herbart's in dieser Frage folgert der Verfasser, daß es unzulässig sei, „ein erstes qualitatives Ereigniß deduciren zu wollen, d. h. ein Denkverhältniß auszusinnen, in welchem sich das Zustandekommen eines solchen Ereignisses gewissermaßen abspiegele; der Gebrauch der Vorstellung der Causalität setzt voraus, daß nicht blos das Seiende, was es gibt, sondern auch das wirkliche Geschehen, was es gibt, schon da ist; und ebendeshalb kann beides nicht abgeleitet werden, weil es immer schon in den Prämissen mit gesetzt wird". Die Voraussetzung des thatsächlichen Geschehens ist für den Gebrauch des Causalitätsbegriffs unentbehrlich. Das thatsächliche Geschehen aber kann logisch nicht anders gefaßt werden denn als Veränderung eines Subjects, zu dem das Geschehen gehört. Trotzdem müssen wir aber auch daran festhalten, daß es in den Dingen eine erste gegenseitige Abhängigkeit gibt; ein „Widerspruch", der dadurch zu lösen ist, daß unser Denken zwischen sich selbst und der vorausgesetzten Abhängigkeit der wirklichen Dinge voneinander in einer ihr zugänglichen, von dieser Abhängigkeit mit umspannten Thatsache einen logischen Zusammenhang aufsucht. Eine solche Thatsache sind die Wahrnehmungen.

Daß durch diese Operation der logische Widerspruch beseitigt werden kann, geben wir gern zu, bestreiten aber, daß damit für die Auffassung der realen Causalität irgendetwas gewonnen sei. Wir müssen daher im ganzen von dem vorliegenden Schriftchen urtheilen, daß durch seine unleugbar scharfsinnigen und tiefgehenden Erörterungen zwar die formale Richtigkeit des Denkens, nicht aber die Erkenntniß gefördert worden ist.

6. Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung. Von Karl Stumpf. Leipzig, Hirzel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Dieses Buch ist mit einer genauen Kenntniß des vorhandenen Materials und der beachtenswerthen Theorien verfaßt, von welchen es eine klare Uebersicht gibt, daher es ebenso geeignet erscheint, den Laien in den gegenwärtigen Stand der Untersuchung einzuführen, als es an seinem Theile dieselbe weiter fördert. Nachdem Stumpf die Theorien Kant's, Herbart's, Alexander Bain's, E. H. Weber's, Lotze's, Stuart Mill's kritisirt und ihre geringere oder größere Unzulänglichkeit nachgewiesen hat, begründet er seine eigene Ansicht, welche man als radical nativistisch bezeichnen muß, insofern sie die ursprüngliche und untrennbare Verbindung der Raumvorstellung mit der Sinnesqualität behauptet. Die Richtigkeit dieser Behauptung sucht Stumpf indirect zu beweisen: alle Versuche, Raum und Sinnesqualitäten getrennt vorzustellen, „sei es durch bloße Anstrengung der Phantasie oder, was sicherer und von ausgedehnterer Anwendbarkeit ist, mit Hülfe äußerer Experimente", zeigen, daß dies überhaupt nicht möglich ist. Daß wir weder Ausdehnung ohne Farbe, noch Farbe ohne Ausdehnung vorstellen können, ist eine Thatsache, „die in den sonst so verschiedenen Theorien Herbart's, Bain's, Weber's, Lotze's gleichmäßig anerkannt und berücksichtigt ist". „Was den andern Theil der Behauptung anlangt, so wird gleichfalls von allen anerkannt, daß wenigstens jetzt zur Zeit des Experiments uns diese Trennung ganz unmöglich ist; und, wie Lotze hinzufügt, «daß dies jemals, auch nur in der frühesten Kindheit, anders sei, ist nicht im geringsten wahrscheinlich»."

Dies beweist allerdings zunächst noch nichts; denn es können Inhalte, welche ihrer Natur nach selbständig sind, zu festen Associationen verschmelzen, sodaß es dem Subject nicht gelingt, sie in der Vorstellung zu trennen; aber

in der Veränderung beider Qualitäten zeigt sich ein Umstand, der ein Mittel zur Entscheidung an die Hand gibt: die Qualität der Farbe ist an ihre Quantität gebunden, dergestalt, „daß sie schließlich durch bloße Aenderung der Quantität Null wird". „Wir stellen daher mit Recht Qualität in der Ausdehnung, Ausdehnung in der Qualität vor, sie durchdringen sich." Demnach ist „nicht blos factisch, durch irgendeinen Mechanismus, sondern logisch nothwendig, daß der Raum ebenso ursprünglich und direct wahrgenommen wird wie die Qualität". Was von den erwähnten Forschern und außerdem von Helmholtz und den Empiristen überhaupt gegen diese Lehre vorgetragen wird, widerlegt Stumpf, und begründet sodann seine Ansicht von der Natur der psychologischen Theile folgendermaßen: Wir unterscheiden nachweislich im Ganzen nur die Theile, die wir vorher getrennt percipirt haben: im Accord nur die Töne, die wir kennen, in der Bowle die Ingredienzien, die wir zuvor einzeln gekostet haben u. s. w. Was wird nun in unserm Falle getrennt vorgestellt? Was bedeutet der Unterschied von Qualität, Quantität u. s. w., den wir ja factisch machen? Was in diesem Falle getrennt wahrgenommen wird, sind die verschiedenen Aenderungsweisen des einheitlichen Inhalts, und zwar Veränderungen des Orts, der Zeit, der Qualität und der Intensität.

Die Möglichkeit der Veränderung in solch verschiedenen Weisen meinen wir, wenn wir jenem einheitlichen Inhalt Qualität u. s. w. zuschreiben. Daß wir sie für besondere Inhalte nehmen, kommt von unserer Gewohnheit, Modificationen eines Dinges, die nur unter bestimmten Bedingungen eintreten, in das Ding als eine ihm wirklich und beständig inhärirende Eigenschaft oder Entität hineinzuverlegen. . . . Das Resultat ist also: die fragliche Mehrheit in der Einheit beruht auf einem Hineindenken.

Ebenso wie die Ausdehnung in der Qualität, so werden auch alle drei Dimensionen des Raums nothwendig als ein ursprünglicher, nicht erworbener Inhalt vorgestellt, eine Annahme, aus welcher sich mindestens mit gleicher Berechtigung wie aus der empiristischen Theorie verschiedene dagegen angeführte Thatsachen erklären lassen, z. B. daß Distanzbestimmungen allmählich erlernt werden müssen, daß Entfernteres kleiner gesehen, daß trotz des blinden Flecks die Continuität der gesehenen Objecte niemals unterbrochen wird, daß bei Vertauschung der stereoskopischen Bilder eine Umkehrung des Reliefs eintritt. Für die Thatsache, daß der Raum (nach Fläche und Tiefe) direct empfunden wird, findet Stumpf eine genügende Erklärung in den verschiedenen Orten der einzelnen Nervenfasern. Ebenso wie der Gesichtssinn, so hat auch der Tastsinn ursprünglich alle drei Dimensionen: denn es scheint, „daß, wer mit einem von beiden Sinnen die drei Dimensionen vorstellt, sie auch mit dem andern vorstellt; wenn anders eine Uebereinstimmung zwischen den Raumvorstellungen beider Sinne möglich sein soll, wie wir sie factisch finden". Auch die Empfindungsinhalte, die wir „Raum" nennen, sind bei beiden Sinnen die gleichen.

Die Operationen an Blindgeborenen, die vielbesprochene von Cheselder, ferner die von Wadrop, Franz, Nunneley sprechen, wenn nicht für, so doch auch nicht im geringsten gegen die nativistische Ansicht: Alle Operirte nahmen sogleich ausgedehnte Flächen wahr, in welchen sich Gegenstände bewegten, sie konnten sogar flächenhafte Figuren sogleich unterscheiden, natürlich aber nicht benennen; sie nahmen ferner irgendeine Tiefe wahr. Auch die Beobachtungen an Kindern und jungen Thieren „schließen sich der nativistischen Theorie weit einfacher an als der empiristischen".

Wir glauben, daß durch das besprochene Buch auf einem Gebiete, welches seiner Natur nach immer in ein gewisses Dunkel gehüllt bleiben wird, mannichfache schätzbare Aufklärungen gegeben worden. Von besonderer Wichtigkeit sind seine Resultate für die sensualistisch-empirische Erkenntnißtheorie, indem sie dem Apriorismus ein bisher hartnäckig vertheidigtes Stück seines Bodens entreißen.

Alessandro Manzoni.

Alessandro Manzoni. Eine Studie von Karl Marquard Sauer. Zweite Auflage. Prag, Ehrlich. 1872. Gr. 8. 16 Ngr.

„Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt!" — Diese Worte der Börne'schen Denkrede auf Jean Paul fielen uns unwillkürlich ein, als wir lasen, daß Alessandro Manzoni von uns geschieden. Lange schon ist es, daß der Dichter sich in seiner stillen Villa Brusuglio bei Mailand vor dem Lärmen des Tages geborgen, sich ganz versenkt hatte in sein geistiges Schaffen. Er war aus Reih' und Glied der sichtbar Kämpfenden ausgetreten; aber was er gewirkt und angestrebt, gehört nicht der Vergangenheit nur, nicht der Gegenwart allein, es wird sprießen und Früchte tragen in alle Zukunft, weil es der Verherrlichung des ewig Wahren geweiht ist und unvergängliches Material zu dem nie vollendeten Bau der Aufklärung trägt.

Die deutsche Kritik ist mit dem Klange des Namens Manzoni rasch fertig geworden: „bigot" wurde der Dichter von den einen genannt, und damit war der Stab über ihn gebrochen; „gotterleuchtet" priesen ihn die andern — und wer von ihnen hätte dann noch zu „beurtheilen" gewagt! So hat man uns Deutschen ihn nur zu viel genommen, und noch viel mehr wäre er uns verloren, hätte nicht der Altmeister Goethe so unverhohlen seine Bewunderung für ihn ausgesprochen, daß sein Name schon darum nicht vergessen werden konnte. Wir leugnen keineswegs das ausgesprochen katholische Gepräge der Manzoni'schen Schriften, aber von einem engbegrenzten klerikal-ultramontanen Standpunkte kann bei einem Dichterfürsten, der über die Macht der Ideen absolut herrscht und von dem Schwunge ewiger Wahrheiten getragen wird, gewiß nicht die Rede sein. In Italien kennt man diese Anschauungen auch nicht, oder theilt sie höchstens im Schose der Clique, die sich selbst Weihrauch für dieselbe

zu streuen versucht; sonst nennen alle Parteien mit Stolz Manzoni den ihren und vereinen sich, ihm den vollen Lorberkranz zu reichen.

Die schöpferische Kraft der Italiener schien im 17. und 18. Jahrhundert klanglos zu Grabe gegangen zu sein. Der geistige Druck, den die Kirche und ihre Diener gerade hier in dem Vaterlande der Schönheit und der Kunst terroristisch ausgeübt, hatte den Lebenspuls ins Stocken gebracht, und was noch leuchtete, war nur Abglanz, und was noch wuchs, entsproßte dem einst so reich gestreuten Samen. Ein solcher Zustand muß bei jedem Volke, und schneller noch als bei andern, bei den Italienern, zu einer Reaction gegen sich selbst führen. Es fing in der Literatur an, ein negativer revolutionärer Geist sich zu regen; in Politik und Religion traten die Gegensätze schroff gegenüber, und mit leidenschaftlichem, verdammendem Wort suchte man dem Parteiinteresse zu dienen. Ueber dem „jungen Italien" außerhalb des Carbonarismus steht Manzoni, nicht weil er es weniger empfand, was seinem Volke geraubt war, wie schwer es seufzte unter dem Drucke gewaltthätiger Herrschaft, sondern weil sein erhobener Sinn das Heil nicht in dem Sturme, nicht in der verheerenden Flamme, sondern in der freien Luft der Aufklärung und dem milden Lichte des geistigen Fortschrittes sehen konnte.

Die vor uns liegende Skizze von Karl Marquard Sauer über Manzoni, die den Lesern warm zu empfehlen uns gerade jetzt der richtige Zeitpunkt scheint, will uns den Dichter nicht als Persönlichkeit zeigen. Sie hält sich von einer Biographie oder eigentlichen Monographie geflissentlich fern; aber mit hervorragender Sachkunde, mit motivirter Kritik, und vor allem mit parteiloser Anschauung führt sie uns in die Werke des Dichters ein und erläutert uns ihre Bedeutung für die Weltliteratur. Besonders ist es der Standpunkt, den Manzoni dem Katholicismus gegenüber eingenommen, dem die Studie hervorragende Beachtung schenkt. Sauer ist sich bewußt, wie schwer dieser Theil seiner Aufgabe sei:

> Es ist eine heiklige Sache heutzutage, von der Religion als einem für das gesellschaftliche Leben unentbehrlichem Elemente zu sprechen. Auf der einen Seite ein herrschsüchtiges, in seinen beschränkten Ideen festgebanntes Priesterthum, das die Welt nach seinen Grundsätzen gewaltsam umgestalten will; auf der andern Seite der Materialismus mit seinen verschiedenen Abstufungen bis hinab zum gedankenlosen Indifferentismus —

aber er bekennt sich entschieden zu der Stimmung, „daß die Gesellschaft ohne jene geistigen Ideen, die wir unter dem Namen «Religion» zusammenfassen, nicht bestehen kann", und weil er überzeugend darzuthun vermag, daß Manzoni in seinen Schriften keine confessionelle Religion verkündet, weit davon entfernt ist, die Dogmen oder gar den Fanatismus zu preisen, sondern diese nur religiös genannt werden können, weil sie von den großen humanistischen und ethischen Grundsätzen durchdrungen sind, die das Christenthum, vielfach sie den jüdischen Lehren entnehmend, in die Welt gebracht: darum beweist er auch, daß Manzoni kein klerikaler Dichter genannt werden darf, sondern im richtigen Sinne die Wiedergeburt Italiens anstrebte. Und nicht vereinzelt kämpfte er mit der vollen Kraft seiner Seele für dieses erhabene Ziel. Cesare Cantù, der wohlbekannte Historiker und Literaturkenner, wurde durch sein treffliches Volksbuch „Carlambrogio di Montevecchia" sein thätiger Mitkämpfer, und die Dramatiker Carlo Marenco, Tedaldo Fores, De Christofores, die Romanschriftsteller Tommaso Grossi, G. Rosini, Massimo d'Azeglio und noch eine ganze Reihe anderer sind seine Schüler und Epigonen geworden. Als Lyriker aber wußte ihm eigentlich niemand nachzuahmen, hier überragt er seine Zeitgenossen und Nachkommen.

Sauer hat seine Studie in vier Abschnitte getheilt, der zweite lehrt uns den Dichter als Lyriker kennen. Es war die einst so volltönende Lyra in Italien fast dem Verstummen nahe, ehe Manzoni ihre Saiten zu rühren begann. Unendlich viel war producirt worden, aber auch unendlich Triviales, und nirgends hörte man den Ton, der vom Herzen kommend unwiderstehlich zum Herzen spricht. Manzoni trat als einundzwanzigjähriger Jüngling das erste mal als Lyriker vor sein Volk, und die Ode „In morte di Carlo Imbonati", dem Andenken eines dahingegangenen Freundes geweiht, fand wärmsten Anklang. Hier war tiefe Empfindung, die man mit empfand, hier war wirkliche Poesie, nicht leeres Reimgeklingel; und als dann 1810 die „Inni sacri", diese „heiligen Hymnen", in dem Geiste des alten Kirchengesangs gedichtet und eingekleidet in das „Strahlengewand der weltumfassenden Lehre des Siegers von Golgatha", bekannt wurden, war sein Dichterruhm entschieden. Italien besaß wieder einen großen Lyriker, der jubelnd wie einst Dante das Paradies der Gottes-Dreieinigkeit pries:

> Seine Hymnen sind katholische in dem Sinne, wie das Stabat mater ein katholisches Lied ist, d. h. sie bieten die höchste Poesie der katholisch christlichen Idee. In ihnen athmet jener Geist, der die gothischen Dome schuf, der Rafael's Pinsel führte, der Palestrina's Musik durchweht.

So lautet das treffende Urtheil Sauer's über die „Inni sacri", und wahrlich, wer die herrlichen Gesänge gelesen, der muß einstimmen in die ungetheilte Bewunderung.

Mit diesen Liedern hat Manzoni den Standpunkt des Classicismus verlassen und ist auf die Bahn der Romantik eingelenkt. Aber auch hier war er für Italien nicht Nachahmer, sondern Tonangeber, er ist seines Vaterlandes größter romantischer Dichter geworden. Er eignete sich die Formvollendung, die unsere deutsche romantische Schule auszeichnet, an, versteht es wie diese, sich in die vergangene Zeit zu versenken und in künstlerischer Gestaltung wiederzugeben, was er dort geschaut und gefunden. Wenn er aber auch die Vorzüge der deutschen Romantiker besaß, so kennzeichneten ihn doch nicht deren Fehler. Sauer bemerkt darüber sehr richtig:

> Während die deutschen Romantiker auf uns einen krankhaften, zuweilen fast hysterischen Eindruck machen, bietet dagegen Manzoni das Bild einer starken vollkommenen Gesundheit, und die Romantik, welche bei uns in Deutschland etwas Treibhausluftartiges hat, erscheint bei Manzoni als die natürliche Atmosphäre.

Die vollkommenste lyrische Schöpfung Manzoni's ist seine Ode „Der fünfte Mai". Mit Begeisterung wurde dieses Meisterwerk aufgenommen, und wann wäre auch je einem großen Todten ein ergreifenderer Grabgesang

angestimmt worden! Diese Ode, deren Einführung bei uns wir einer Uebersetzung Goethe's verdanken und deren Schönheit durch die meisterhafte Uebertragung Paul Heyse's erst jetzt uns ganz zugänglich geworden, ist eine der hellglänzendsten Perlen der italienischen Literatur. Wohl wagte sich die tadelnde Kritik auch an dieses erhabene Werk, die Bewunderung für den todten Corsen behagte ihr nicht. Wie konnte jemand es wagen, den Unterdrücker Deutschlands groß zu nennen! Der Dichter aber wußte stolz jede Verdächtigung von sich abzuwehren:

Ihn sah die Muſ' im Strahlenglanz
Des Throns und hat geschwiegen,
Und sah ihn, ewig wechselvoll,
Fallen, erstehen, erliegen;
Im Wortgeräusch der Tausende
Blieb ihre Lippe kalt.

Jungfräulich rein vom Sklavenlob
Und nie von Schmähung trunken,
Erhebt sie jetzt sich tiefbewegt
Da solch ein Stern versunken,
Und singt zur Urn' ein Todtenlied,
Das nie vielleicht verhallt.

So singt er und übertönt damit die Blasphemien einer handwerksmäßigen Kritik. Manzoni war kein Freund der Franzosen, er betrachtete sie als ein heruntergekommenes Volk, und ihre Politik wie ihr Charakter waren ihm zuwider. Ist es aber nicht traurig, daß ein solch vollendetes Product wie diese Ode, der herrlichste Klang von eines Dichterheros Leier, bei uns nicht in vollem Maße verstanden und geschätzt wird, nur eben weil es dem „französischen Usurpator" gilt? Schon Goethe beklagt sich darüber zu Eckermann: „Die Ode ist vortrefflich", so meint er, „aber finden Sie, daß in Deutschland einer davon redet? Es ist so gut als ob sie gar nicht da wäre, und doch ist sie das beste Gedicht, was über diesen Gegenstand gemacht worden" —, und auch wir müssen erst hoffen, daß in unsern Tagen die Verwechslung des politischen Standpunktes mit dem ästhetischen aufhört.

Manzoni als Dramatiker tritt nicht mit dem Imperatorstab eines gewaltig schaffenden Geistes, wie er als Lyriker erscheint, vor uns. Der italienische Parnaß sah überhaupt nicht Tragödien wie die Shakspeare'schen oder wie unser „Faust" und unser „Wallenstein" entstehen. Die Tragiker Vicchini, Monti, Pindemonte, Ugo Foscolo schätzen wir zwar höher als Sauer, aber wir müssen gleichfalls bekennen, daß sie nicht in das Allerheiligste der dramatischen Kunst zu dringen vermochten, nicht dahin, wo die ewigen Gestalten, die keinem Wechsel der Zeiten unterliegen, weil sie nicht durch den Schöpferhauch eines Momentes entstanden, geschaffne werden.

Auch Manzoni vermochte nicht eine tragische Aera zu eröffnen, und Sauer faßt sein Wirken richtig zusammen, wenn er ihn den „Befreier des Dramas" von den beengenden und beklemmenden „Einheiten" nennt. Somit aber war es Manzoni, der seinem Vaterlande ein wirklich nationales Drama bot, zu dem er die Stoffe der neuern vaterländischen Geschichte entlehnte. Seine beiden Tragödien „Conte di Carmagnola" und „Adelchi" zeichneten sich zunächst durch die großartige Auffassung des historischen Vorgangs aus. Manzoni geht sehr gewissenhaft, vielleicht sogar in zu hohem Grade, mit der geschichtlichen Treue zu Werke; er bezeichnet selbst in dem Personenverzeichniß die nicht historischen Gestalten mit „persone finte" und lähmt vielleicht doch manchmal durch seine übertriebene Gewissenhaftigkeit in dieser Beziehung den Schwung seiner dichterischen Begeisterung. Goethe bemerkt über die Unterschiede, die Manzoni zwischen historischen und idealen Personen zieht:

Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er hier uns zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine Person historisch; es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen.

Er äußert zu Eckermann: „Manzoni hat gar zu viel Respect vor der Geschichte" — und sicher gehörte die große dramatische Kraft des Dichters dazu, um bei seinem ängstlichen Festhalten an dem Positiven lebensfähige und wirkungsvolle Gestalten zu schaffen. Goethe aber nennt „Carmagnola" ein „echtes Kunstwerk", eine „classische Arbeit", ein „lobenswerthes Trauerspiel", und vertheidigt mit überzeugendem Eifer den Dichter gegen den Vorwurf, daß der tragische Conflict in der Tragödie nicht bedeutend genug auftrete.

Neu ist in seinen Dramen auch die Anwendung des Chors, von der Manzoni selbst in seiner Vorrede äußert: „Ohne zu untersuchen, ob diese Chöre jemals in irgendeiner Weise für die Aufführung eingerichtet werden können, habe ich blos die Absicht, daß sie für das Lesen bestimmt seien." Möge man über die Zulässigkeit der Chöre auch verschiedene Meinung haben, jedenfalls sind sie bei Manzoni von tief ergreifendem lyrischen Gehalt und entzückend durch die Wahrheit des Gefühls. Wenn er darin das Elend auf Duldung und Hoffnung verweist, wenn er damit tröstet, daß des Glückes Stern für jeden Sterblichen leuchtet, so greift er eben Accorde, die laut in jeder Brust wiederklingen, und erhöht den ethischen Werth seiner Tragödien. Goethe läßt sich etwas unklar über die Anwendung der Chöre vernehmen; Sauer gibt uns geistvoll eine eigene Ansicht darüber, die allerdings in der Ueberzeugung gipfelt, daß eine scenische Aufführung unmöglich ist. Wir enthalten uns einer persönlichen Meinungsäußerung, sie würde uns zu weit von unserm eigentlichen Thema entfernen, und aus gleichem Grunde wollen wir auch für die eingehende Würdigung der beiden genannten Dramen auf Sauer selbst verweisen. Er gibt ihren Inhalt zusammengefaßt wieder, und anerkennt mit beachtenswerther Beherrschung des Stoffs die Schönheiten derselben, ohne ihre Mängel zu übersehen.

Wir wenden uns jetzt der vorzüglichsten Seite des dichterischen Schaffens Manzoni's, dem Romane, zu, der doch eigentlich erst seinem Namen die Glorie der Unsterblichkeit gab. Manzoni war es, der sein Vaterland mit einer für die Italiener ganz neuen Gattung der Literatur, dem historischen Romane, beschenkte. Die Italiener haben sich zu allen Zeiten mehr dem Epos zugewandt; ihre epischen Dichtungen sind tief ins Volk gedrungen, und

Bruchstücke davon finden sich sogar im Volksgesange wieder. Manzoni gab zuerst dem Roman volksthümliche Bedeutung, er schuf die „Promessi sposi“, ein Werk, das jenem Urquell, den man Wahrheit nennt, entsproßt ist und darum nicht vergessen werden wird, solange eine Zunge italienisch spricht. Man darf es nicht in einer Uebersetzung lesen, um seinen ganzen Reiz zu verstehen, und Sauer legt uns eingehend dar, was diese Schöpfung Manzoni's bedeutet, wie vielseitig ihre Schönheiten sind, und warum ihr den hohen Zauber, die heilige Weihe, den unvergänglichen Werth, die nicht zu ermessende Wirkung einer Schöpfung von Gottes Gnaden eigen sind. Wiederum verweisen wir nur auf die Sauer'schen Ausführungen. Er beleuchtet uns den Roman vom religiösen, volksthümlichen und ethnographischen Standpunkte, gibt seinem künstlerischen Bau, seiner sprachlichen Schöne vollen Preis und hebt auch die humoristische Seite des Buchs, die wunderbarerweise von allen bisherigen Commentatoren übersehen worden ist, überzeugend hervor. Wir gestehen, daß wir trotz unsers eigenen Enthusiasmus für das Werk nicht ganz ohne Widerrede für all diese Ausführungen geblieben. So läßt es sich wol kaum leugnen, daß Manzoni, so classisch seine Schilderungen auch sind, doch dieselben oft ungebührend in die Breite führt und sich darein so tief versenkt, daß er darüber den Roman vergißt und das Interessante über dem Belehrenden vernachlässigt. Was aber will dieser geringe Makel den hellglänzenden Vorzügen gegenüber bedeuten! Neben Dante's „Hölle“, neben Tasso's „Jerusalem“ dürfen die Italiener „Die Verlobten“ nennen, und wir können wol unsere Betrachtung darüber nicht besser schließen als mit den Worten Goethe's:

> Manzoni's Roman überflügelt alles, was wir in dieser Art kennen. Der Eindruck beim Lesen ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, sodaß man von einer dieser großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Manzoni's Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleichkommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des einzelnen wie der italienische Himmel selber.

Verstummt ist der beredte Mund, der so Gewaltiges gesprochen, aber der Geist Manzoni's wird fort und fort über seinem Vaterlande, das er so heiß geliebt, schweben, „und nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt“:

> Was von Manzoni sterblich war, ist nun begraben, es haben Prinzen des Königshauses und die schlichtesten Bürger Italiens auf seinem letzten Wege ihn geleitet, und sein dankbares Vaterland will im Capitol zu Rom eine Tafel zu Ehren seines Namens errichten. Seiner Schöpfungen aber werden wir uns über sein Grab hinaus aufs neue freuen können; der Nachlaß Manzoni's enthält einen Schatz von lyrischen Dichtungen, eine umfangreiche werthvolle Correspondenz und eine Geschichte der französischen Schreckensherrschaft: das alles wird uns bald zu eigen werden.

Albert Weigert.

Zur Geschichte der Entstehung des Schweizerbundes.

Der Ursprung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Geschichte und Sage. Von Albert Rilliet. Aus dem Französischen übertragen und mit einem Nachworte begleitet von C. Brunner. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit einer Karte der Urcantone. Aarau, Sauerländer. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Werk ist das ausführlichste und gründlichste der bisher über diesen lange Zeit dunkeln und unantastbaren, nun aber scharfer Kritik unterzogenen Gegenstand erschienenen. Man ist in der Schweiz jetzt so weit, die Thatsache der Unabhängigkeit für wichtiger zu halten als die Ausschmückungen, welche ihrer Entstehung im Laufe der Zeiten zutheil geworden sind.

Den Schauplatz der Entstehung einer Eidgenossenschaft im Alpenlande bilden bekanntlich die drei sogenannten Waldstätten im Flußgebiete der Reuß und des von ihr durchströmten Sees: Uri, Schwyz und Unterwalden. Es läßt sich nicht nachweisen, daß diese zur Zeit ihrer ersten Erwähnung als „Thäler“ bezeichneten Landestheile früher als im 8. Jahrhundert bewohnt gewesen wären. In der Mitte dieses Jahrhunderts wird Uri zum ersten male genannt, Schwyz und Unterwalden erst weit später. Im Jahre 853 schenkte König Ludwig der Deutsche dem Frauenkloster zu Zürich das Ländchen Uri (pagellum Uroniae), d. h. seine dortigen Besitzthümer, welche nicht den ganzen heutigen Canton dieses Namens umfassen. Diese wurden von den jeweiligen Kastvögten jenes Klosters verwaltet, welche Würde nacheinander die Nellenburger, Lenzburger und Zähringer bekleideten. Als letztere 1218 ausstarben, zog Kaiser Friedrich II. die Kastvogtei an sich und verlieh Uri dem Grafen Rudolf von Habsburg, von dem es aber sein Sohn Heinrich (VII.) wieder kaufte, indem er zugleich (1231) Uri reichsunmittelbar machte und von jeder fremden Gerichtsbarkeit entband.

Schwyz wird zuerst 970 genannt (Suuites); es stand unmittelbar unter dem Reiche. Aber die Habsburger, welche zahlreiche Besitzungen dort hatten und zugleich Grafen des Zürichgaues waren, zu welchem Schwyz gehörte, waren nahe daran, aus Beschützern der Schwyzer zu deren Herren zu werden, als die letztern das Zerwürfniß zwischen dem Grafen Rudolf und Kaiser Friedrich II. benutzten, sich von diesem vor Faenza in Italien (1240) einen ähnlichen Freiheitsbrief geben zu lassen wie die Urner. Die Folge war ein langer Kampf zwischen den Schwyzern und dem Hause Habsburg, welcher bald die Unterwerfung der erstern, bald Concessionen von seiten des letztern herbeiführte. Als aber Rudolf der Jüngere von Habsburg Kaiser wurde, da hielt er die Schwyzer im Zaume und duldete ihre Freiheiten nur, soweit er nicht anders konnte, wie er denn seine Stellung als Graf des Zürichgaues, unter welchem auch Uri stand, überdies benutzte, auch in diesem Ländchen Schritte that, seine amtlichen Befugnisse in Privatrechte zu verwandeln, wie es damals allgemein unter den Vornehmen gebräuchlich war.

Ein Land Unterwalden gab es im 13. Jahrhundert

noch nicht, sondern nur zwei besondere Thäler von Sarnen und Stans, in welchen sowol freie Leute als Unterthanen verschiedener weltlicher und geistlicher Herren lebten. Ein Freiheitsbrief wurde hier nicht gegeben, aber als Kaiser Rudolf gestorben war, schlossen am 1. August 1291 die drei Thäler von Uri, Schwyz und Stans ihren ersten Bund, um sich von nun an gemeinsam von jeder fürstlichen Macht frei zu erhalten. Zugleich gingen Uri und Schwyz noch ein dreijähriges Bündniß mit der Stadt Zürich ein. Unter der Regierung Kaiser Adolf's von Nassau wurde ihre Freiheit nicht angetastet; ja Adolf bestätigte und erneuerte sogar den Freiheitsbrief von Schwyz, den er auch auf Uri übertrug, ohne daß dessen älterer Brief weiter genannt wird. Sein Feind und Nachfolger Albrecht, Rudolf's Sohn, bestätigte natürlich, als Habsburger, diese Briefe nicht; aber er unternahm auch nichts gegen die Waldstätten, um die von ihnen gekränkten Rechte seines Hauses wiederherzustellen; keine zeitgenössische Geschichtsquelle zeugt von einer Spur solcher Eingriffe von seiner Seite. Warum er dies unterließ, wissen wir freilich nicht; aber wir haben urkundliche Beweise, daß er sich als Kaiser um verschiedene Angelegenheiten der Waldstätten bekümmerte, ohne irgendwelche Ansprüche als Herzog von Oesterreich dort zu erheben. Nach seinem Tode verlangten die Waldstätten Bestätigung ihrer Freiheiten von seinem Nachfolger Heinrich VII. (von Luxemburg), und er that dies (1310) nicht nur in Bezug auf Uri und Schwyz, sondern auch auf Unterwalden. Nun rührten sich aber auch die Habsburger, Albrecht's Erben, und wollten, daß der Kaiser ihnen zu ihrem Rechte verhelfe. Er stellte Schiedsrichter auf, um die Sache zu untersuchen; allein es geschah kein Schiedsspruch; der frühe Tod des Kaisers unterbrach den Fortgang des Processes. Da suchten sich die Habsburger selbst zu helfen, und Herzog Leopold unternahm 1315 den Krieg gegen die Eidgenossen, welcher bekanntlich mit dem glänzenden Siege der letztern am Morgarten endete.

So lautet die wahre, weil urkundlich bewiesene, obschon prosaische und reizlose Geschichte des Ursprungs der schweizerischen Eidgenossenschaft. Wo bleiben da die Vögte, welche Albrecht sandte, wo die Gewaltthaten eines Geßler und Landenberg, wo Tell's Apfelschuß und die Fahrt über den See und die That in der hohlen Gasse? Das sind alles spät entstandene Sagen, und es kann sich nur darum handeln, wie und wann und durch wen sie gedichtet worden sind. Die zeitgenössischen Chronisten aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Johann von Victring in Kärnten, Matthias von Neuenburg im Breisgau, Johann von Winterthur und ein anonymer Züricher, kennen die Schlacht am Morgarten sehr genau, wissen aber nichts von Vögten, deren Gewaltthaten und einem Aufstande gegen sie, während sie doch aus andern Zeiten und von andern Orten genug Anekdoten zu erzählen wissen. Justinger von Bern ist der erste Chronikschreiber, welcher (etwa 1420) von Gewaltthaten österreichischer Amtleute in den Waldstätten, namentlich gegen das weibliche Geschlecht spricht, aber ohne eine Zeit zu nennen, in welcher, noch Namen von Personen, gegen welche solches verübt worden.

Die erste Localisirung der hier in Frage kommenden Sagen geschah durch den Chorherrn Felix Hemmerlin aus Zürich, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts, als Zürich sich mit Oesterreich gegen Schwyz verband, eine Schmähschrift gegen letzteres verfaßte und den Schwyzern darin vorwarf, einen Burgvogt zu Lowerz, der ein Mädchen ihres Landes verführt hätte, getödtet zu haben, aber ohne eine Zeit anzugeben. Nun war das Signal zu Dichtungen gegeben, welche den trockenen und magern Bericht vom Ursprunge der durch glänzende Thaten berühmt gewordenen Schweizer ausschmücken sollten. Uri wollte nicht hinter Schwyz zurückbleiben, und zum ersten male im Jahre 1470 ertönt in einem Liede der Name Tell, der in einer gleichzeitigen Chronik Thall heißt. Es ist hier nur vom Apfelschusse die Rede, der Tod des Vogts wird nicht erzählt und keine weitern Nebenumstände erwähnt. Geschöpft werden konnte diese Erzählung nur aus derjenigen des dänischen Chronisten Saxo vom Schützen Toko am Hofe des Königs Harald — ein Zug übrigens, welcher in vielen Gegenden mit germanischer Bevölkerung spielt und entschieden mythologischen Ursprungs ist.

Weiter ausgeführt erscheint die Sage bei dem luzerner Chronisten Melchior Ruß (1482—88), welcher den Schützen, ohne einen Zeitpunkt anzugeben, die ihm angethane Schmach, auf sein Kind schießen zu müssen, durch die Tödtung des Vogts (der nicht genannt wird) rächen läßt, und zwar unmittelbar nachdem er aus dem Nachen gesprungen ist.

Gleichzeitig jedoch bildete sich eine Ueberlieferung aus, welche den Urnern die ausschließliche Ehre der Gründung des Bundes nicht ließ, sondern solche auf alle drei Länder zu vertheilen suchte. Dieselbe tritt zu Tage in der Chronik des Weißen Buchs (angeblich schon 1470 geschrieben), worin nun endlich alle Züge der später ausgebildeten Sage erscheinen: Stauffacher's Haus, Baumgarten's Weib und Melchthal's Ochsen (man vergleiche den Wortlaut des zehnten mosaischen Gebots, er weist wirklich überraschend auf diese drei angeblichen Gewaltthaten hin), dann das Rütli und die That in der hohlen Gasse. Der Verfasser leitet den Namen Tell von der Ortsbezeichnung „Tellen" ab, welche der Platte zukam, auf welche man den Sprung aus dem Schiffe verlegte, und in ähnlicher Form (Telligen, Tellenburg) noch anderswo in der Schweiz vorkommt, und welche mit dem Ausdrucke „Thall", der einen beschränkten Menschen bedeutet, zusammentraf. Die Ueberlieferung erhielt nun weitere Modificationen und Zuthaten durch die Chronisten Etterlin, Schilling, Mutius, Stumpf, Suter und durch ein zu Uri im 16. Jahrhundert aufgeführtes Schauspiel, ihre endliche Fixirung aber durch den berühmten Egidius Tschudi, dessen mit merkwürdiger Zuversicht erzählte Daten Johannes Müller und Schiller benutzt und weiter ausgeschmückt haben. Tschudi ließ sich durch die überall geglaubte Tradition blenden und verführen, die Wahrheit zu unterdrücken, ja sogar auf drei Jahrhunderte hinaus zu vernichten und der Sage förmlich den Anschein zu geben, als wäre sie wirkliche Geschichte, ohne jedoch für seine Erzählung eine einzige Quelle oder Urkunde aufzuführen, die er doch an andern Orten gewissenhaft citirt. Den „Schwur" im Rütli macht sogar erst Müller zu dem, als was er in neuester Zeit galt, während die frü-

hern Chronisten nur von einer Zusammenkunft im Rütli berichtet hatten. Ebenso taufte Müller den Geßler „Hermann", gab Stauffacher's Frau ihren Namen und änderte denjenigen Melchthal's in „an der Halden". Auch Müller kannte daher die Pflichten eines Geschichtschreibers nicht.

Das besprochene Buch, dessen Darstellung wir bis dahin skizzirten, gibt zum Schlusse eine Uebersicht der Zweifel, welche an der Tell- und Rütlisage auftauchten, und fügt seiner verdienstvollen Auseinandersetzung die bekräftigenden Noten und mehrere zur Sache gehörende wichtige Urkunden bei. Das Nachwort des Uebersetzers vervollständigt Rilliet's Werk durch einen guten Ueberblick über die neuesten Forschungen in der Frage, welche dasselbe zu lösen unternommen.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von den „Gesammelten Schriften" von F. Gerstäcker (Jena, Costenoble) liegen bereits 45 Lieferungen vor; die Reise- und transatlantischen Romane, welche sie enthalten, sind ganz geeignet, einen den Geist befreienden Gesammteindruck zu machen. Der kosmopolitische Zug, der sie beseelt, trägt uns über manches Enge und Kleinliche in dem nächsten Leben fort. Die Schilderung ist überall frisch, gesund, nicht gerade gedankentief, aber auch frei von falscher Geistreichigkeit.

— Von Albert Lange's „Geschichte des Materialismus" erscheint eine zweite, wesentlich umgearbeitete und vermehrte Ausgabe (Iserlohn, Baedeker). Der erste vorliegende Band enthält die Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Lange ist weit entfernt, dem ersten Theil in seiner neuen Form den Charakter einer normalen geschichtlichen Monographie zu vindiciren. Er konnte und wollte das Vorwalten der didaktischen und aufklärenden Tendenzen nicht beseitigen, welche von Anfang an auf das Endergebniß des zweiten Theils hinstrebt und vorbereitet und diesem Streben die ruhige Gleichmäßigkeit einer rein objectiven Behandlung zum Opfer bringt. Allein indem er allenthalben auf die Quellen zurückging und in den Anmerkungen reichliche Nachweise gab, hoffte er doch den Mangel einer eigentlichen Monographie zu einem großen Theile ersetzen zu können, ohne den wesentlichen Zweck des Buchs aufzuopfern, der nach seiner Auffassung in den Principien liegt. In dem zweiten Theil wird der Verfasser vor allem den Fortschritten der Naturwissenschaften zu folgen und alle Fragen möglichst im Lichte des gegenwärtigen Standes der Forschungen zu behandeln suchen. Infolge dessen wird der Abschnitt: „Die neuern Naturwissenschaften" in gänzlich veränderter Gestalt erscheinen.

— J. G. Findel's Werk: „Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur, ein Handbuch für Schule und Haus", liegt in zweiter Auflage vor, welche, da sie mit einer Einleitung, „Die ältere Literatur", und einem Nachtrag: „Die Literatur der Neuzeit", vermehrt worden ist, jetzt auch den Titel führt: „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig, Findel). Der Verfasser hat diese neue Auflage mit Rücksicht auf den Schulgebrauch bearbeitet, die Prosaiker in höherm Maße berücksichtigt, auf die Quellen und Hülfsmittel verwiesen und vor allem die ältere und neuere Literatur in der kurzen Fassung eines Grundrisses ergänzend beigefügt. Die Form der Vorlesungen wurde fallen gelassen, das biographische Element etwas eingeschränkt und ein Theil der Proben ausgemerzt, wodurch sowol für die erwähnte Erweiterung wie für neue Zusätze, Verbesserungen und Berichtigungen Raum gewonnen ward. Die Ergänzungen sind zwar durchaus compendiarisch gehalten; aber sie beweisen, was die neuere Literatur betrifft, in der Auswahl des Hervorgehobenen kritischen Takt, und so gibt das Werk, wenn auch der Hauptaccent auf unserer classischen Epoche liegt, doch einen für Mittelschulen ausreichenden Ueberblick über die Entwickelung unserer Literatur.

— Die neu erschienenen Bändchen der Reclam'schen „Universalbibliothek" (450—470) zeugen von dem Bestreben des Herausgebers, Altes und Neues, Heimisches und Fremdes, letzteres in guten Uebersetzungen, in buntem, doch wohlerwogenem Wechsel zu bringen. Beifolgend der Inhalt der letzten Hefte. 450: „Das Märchen vom Gockel, Hinkel und Gackeleia in seiner ursprünglichen Gestalt", von Clemens Brentano. 451: „Humoresken" von Wilhelm Schröder, Verfasser von „Dat Wettlopen twischen den Schwinegel und Hasen" u. s. w. Erstes Bändchen: „Der schlimme Peter"; „Ein Walzer auf dem Haarburg-Hamburger Dampfboot"; „Eine studentische Jugenderinnerung". 452, 453: „Beranger's Lieder", Auswahl in freier Bearbeitung von A. von Chamisso und Franz Freiherrn Gaudy. 454: „Amathonte", ein persisches Märchen von Anton Wall. 455: „Wie zwei Tropfen Wasser", Lustspiel in einem Aufzuge nach dem Französischen von Julius. 456: „Der arme Heinrich", von Hartmann von der Aue, aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Hans von Wolzogen. 457, 458: „Der Jubelsenior", ein Appendix von Jean Paul. 459: „Die Liebenden von Teruel", Drama in fünf Aufzügen, aus dem Spanischen des Don Juan Eugenio Hartzenbusch von Adolf Seubert. 460: „Die Gezierten", Lustspiel in einem Aufzuge von Molière, übersetzt von Auguste Cornelius. 461, 462: „Virgil's Aeneis", von Johann Heinrich Voß. 463: „Der Diener zweier Herren", Lustspiel in zwei Aufzügen von Goldoni. 464: „Doge und Dogaresse", „Des Vetters Eckfenster", von E. T. A. Hoffmann. 465, 466: „Gudrun", ein mittelhochdeutsches Heldengedicht, übersetzt von H. A. Junghans. 467: „Junge Männer und alte Weiber", Lustspiel in zwei Aufzügen von Theodor Apel. 468: „Eine Unglückliche", von Iwan Turgenjeff, aus dem Russischen von Wilhelm Lange. 469: „Wie es euch gefällt", Lustspiel in fünf Aufzügen von W. Shakspeare. 470: „In der Hängematte", von Ernst Rauscher.

Theater und Musik.

In dem Repertoire der Wintersaison werden folgende Stücke eine Hauptrolle spielen: ein neues Lustspiel von Ernst Wichert: „Die Realisten", ein Lustspiel von Paul Lindau: „Diana", das neue Lustspiel von Gustav zu Putlitz: „Doctor Raymond", und das neue Drama von Gustav Weilen: „Dolores".

— Das baireuther Unternehmen Richard Wagner's geht nicht nach Wunsch. Wegen den scenischen Vorbereitungen werden die beabsichtigten Aufführungen vor dem Sommer des Jahres 1875 nicht stattfinden können. Der finanzielle Stand der Sache ist nicht günstig; die Kosten werden durch die Patronatsscheine bis jetzt nicht gedeckt.

Bibliographie.

Laube, G. C., Zerstreute Blätter. Bilder aus Natur- und Menschenleben. Prag, Verlag der Bohemia. Gr. 16. 20 Ngr.

Moschkau, A., Der Oybin bei Zittau. Seine Beschreibung, Geschichte und Sagen. Zittau, Pahl. 8. 2½ Ngr.

Riemann, H., Geschichte der Stadt Colberg. Aus den Quellen dargestellt. Colberg, Post. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Das neue Rußland. Nach „Barry's Russia" in 1870 und „Ivan at home". Berlin, Berggold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt, P. v., Das 2te thüringische Infanterie-Regiment Nr. 32 im Feldzuge gegen Frankreich 1870 und 1871. Im Auftrage des Regiments. Berlin, Schlesier. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Topf, G., Der Zorn. Ein Vortrag. Langensalza, Klinghammer. 8. 3 Ngr.

Wood, H., Der Hohlweg auf Dene. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Die Zwölfer im Feldzuge von 1870—1871. Den Soldaten des Regiments, sowie allen Freunden desselben erzählt, von einem, der mit draußen war. Neu-Ulm, Helb. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 1. October 1873.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2⅔ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Fürst Hermann von Pückler-Muskau.

1. Aus dem Nachlaß des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Briefwechsel und Tagebücher. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Erster und zweiter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1873. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.
2. Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Erste Hälfte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

An dem Fürsten Pückler-Muskau und seinen Schriften hat die deutsche Literatur eine reiche Eroberung, oder sagen wir lieber Acquisition gemacht, damit wir mit diesem Worte alsbald auf die Vorliebe unsers Autors für fremde Ausdrücke anspielen. Auch der originellste Schriftsteller fällt nicht aus den Wolken herab, noch ist er ein Selbstschöpfer. Er wird seinen Vorläufer haben nach der vornehmen Sitte, wenn auch früherer Art, seine Geistesverwandten, obgleich mit so vielen Abweichungen und Unterschieden, daß er sich von jenen nur um so bestimmter abhebt und nun seine ganze Eigenthümlichkeit um so glänzender in das vollste Licht tritt. Dies gilt von Fürst Pückler in eminenter Weise. Müssen wir ihm unter andern außerordentlichen Vorzügen und Eigenschaften einen hohen Grad von leichtem, aber auch eigentlichem Welthumor zugestehen und dabei zugleich die äußerste Ungenirtheit, keine Seelenstimmung vor dem Leser zu verbergen, jede, selbst die verzagteste wie die ausgelassenste, sich aussprechen zu lassen, so dürften es aus der frühern Zeit unter andern Autoren Graf Benzel-Sternau und Peter Sturz sein, welche als Ahnen, wenn auch sehr entfernt, dem Fürsten vorausgehen. Noch näher als Seelenverwandter und Stilgenosse steht ihm Moritz August von Thümmel, wie wir uns denn nicht zu irren meinen, daß wir schon bei der ersten Bekanntschaft mit seiner Weltansicht und Schreibweise sogleich an den Verfasser der „Reisen in die mittägigen Provinzen von Frankreich" erinnert wurden, wenn auch manche Züge von Hypochondrie und manche Sonderart von Idiosynkrasie, zumal aber eine gewisse erotische Grellheit, erhebliche Abweichungen beider voneinander kundgeben.

Es ist nicht allein gewiß, sondern es ist auch ebenso interessant, daß und wie selbst die hervorragenden Geister einander bedingen, ohne dadurch im Werthe zu verlieren. So würde Klopstock's „Messias" schwerlich gedichtet worden sein, wenn es keinen Milton gegeben hätte; Byron würde seinen „Manfred" kaum geschaffen haben, wenn ihm nicht der Goethe'sche „Faust" vorausgegangen wäre. Und wie doch im ganzen Goethe der Mittel- und Höhepunkt ist, um welchen sich Dichter und Prosaiker unserer modernen deutschen Literatur sammeln, von dem sie als Radien ausgehen, so dürfte Fürst Pückler vor Goethe nicht wohl möglich gewesen sein. Ja, Goethe ist der eigentliche, der nächste Vorfahr Pückler's. Daher hatte der Dichterfürst — wie man ihn genannt hat — auch seine große Freude an dem Fürstensohn, obwol er dessen ganze Entwickelung nicht mehr erlebte, aber doch gerade das Erstlingswerk desselben, die „Briefe eines Verstorbenen", welches an Glanz, an Vornehmheit, an exquisiter Art sich auszudrücken beinahe alle spätern übertraf. Daß aber in unserm Falle der geistige Anherr und sein Nachkomme weit auseinander liegen, daß dieser bei aller Größe der Anlagen nicht entfernt die Allseitigkeit schöpferischer Natur besitzt wie jener, wird jeder Kundige bereitwillig einräumen.

Auf Pückler's literarische Bildung, Weltauffassung und schriftstellerische Leistungen haben gewiß bedeutenden Einfluß gehabt „Wilhelm Meister's Lehrjahre", wahrscheinlich auch die „Wanderjahre", vor allem aber die „Wahlverwandtschaften", zumal was den Geschmack an großartigen

und künstlerisch ausgeführten Parkanlagen betrifft. Dann aber erschien auch ein Charakter wie Eduard durch die Stärke der Naturbestimmtheit, durch die nun einmal vorhandene Neigung und Glut der Leidenschaft, wenn auch nicht unschuldbar, doch begreiflich, was freilich immer schon sehr bedenklich ist und mit Gefahr droht. Dann jedoch waren es gewiß besonders der zweite „Faust", dessen Gebaren mit der Natur, die Lust und der Eifer, ihr stets neue Gebiete abzugewinnen, sie zu cultiviren, es waren Goethe's so anmuthige Reiseberichte und Briefe, und wieder ganz besonders war es der „Westöstliche Divan", welche Pückler mächtig anregen, ihn zur Ausgestaltung in seiner Weise aufrufen mußten.

Hinwiederum mußte Goethe seine Genugthuung haben an dem plötzlichen Hervortreten eines Autors, der, von vornehmer Geburt, wie sehr er sich auch lange selbst überlassen war und vernachlässigt wurde, bald die verschiedensten Gebiete, der Gesellschaft, der einzelnen Stände, der Völker, der Länder, sogar vielleicht der Welttheile zu vermitteln versprach. Interessirte dieser Verstorbene sich doch für die ganze lebende Gesellschaft, und zwar die beste Gesellschaft vor allem, in den verschiedensten Richtungen. Obwol von hohem Adel, war er doch nie spröde im Verkehr mit den Bürgerlichen, wenn auch natürlich sehr wählerisch. Seinem Herkommen nach war er stets courfähig; die auserlesensten Kreise hatten sich ihm selbst in England aufgethan. Niemand war geeigneter, Deutschland mit England und Frankreich durch seine Sitte, Weltton, Persönlichkeit, Sprachkenntniß, immer wache Intelligenz u. s. w. zu verbinden, wie eben wieder dieser Verstorbene. Und in der That entdecken wir an ihm Grundzüge, die er durchaus mit Goethe gemeinsam hat. Dahin gehört seine stete Geistesgegenwart, sein resolutes Behaben, seine Umsicht, seine Klugheit und Stegreifgewandtheit, auch auf Reisen sich jeder Gefährdung überlegen zu zeigen, ihr nicht zu entfliehen, wol aber unversehrt durch sie hindurchzukommen, seine tüchtige Natur, die schnell alles Feindliche von sich ausscheidet, sich aus sich selbst restaurirt, daher zu einer Behaglichkeit gelangt, die auf die Dauer durch nichts gestört wird. Damit kommen wir bereits zu der Eigenart und Unverwüstlichkeit, die unsers Erachtens in Pückler den eigentlichen Kern seines Wesens, seiner Individualität bildet, indem er schon von Natur einen solchen Aufwand von Wohlsein besitzt, eine solche Daseinslust, einen solchen Lebensreiz, ein so nimmer zu ermüdendes, nie zu sättigendes Verlangen, zu beobachten, daß er zwar da, wo er philosophirt, bisweilen pantheistische Anwandlungen hat, ebenso aber auch die unmittelbare Gewißheit, sich selbst nie verlieren zu können, schon weil das Phänomen der Existenz, ob hüben oder drüben, für ihn viel zu interessant und an sich ewig interessant ist, als daß er nicht ebenso gut wie Goethe, und doch wieder ganz anders modificirt, sich seiner Monas unter allen Umständen bewußt gewesen sein sollte.

Aus derartiger Wahlverwandtschaft mit Goethe erhellt schon hier, daß der Fürst meist gut mit einem Manne stand, der sich ganz nach Goethe gebildet und sich sogar dessen Stilweise, inwieweit so etwas überhaupt möglich ist, angeeignet hatte: mit Varnhagen von Ense. Wenn Pückler auch ein durchaus anderes Naturell als jener besaß, mußten doch dessen ästhetische Sauberkeit, diplomatisches Wesen, Briefkunst, Weltverbindungen, Freisinn, stetes Aufgelegtsein zu Tagebüchern großen Reiz auf ihn ausüben, obschon es nicht an dreisten Aeußerungen, sei es der Feder oder der Zunge, gefehlt haben wird, welche den einstigen Herrn und Fürsten von Muskau augenblicklich verstimmten, was um so weniger ausbleiben konnte, als zwischen beiden eine, auch durch Geist und nun vollends durch Phantasie ausgezeichnete Frau hin- und herging, ihnen dies und das zutrug, was gewiß immer pikant, oft hypergenial war und doch nicht selten, näher geprüft, schon beinahe an Klatscherei grenzte. Wir werden diese Hochbegabte, dieses eminente Sonntagskind bald näher kennen lernen.

Endlich war es noch etwas ganz Bestimmtes, was Pückler schon früh, wenn auch erst zwischen den Zeilen hervorblicken ließ, was aber ein Dichter von so divinatorischem Geist wie Goethe bereits herausahnen mußte: das künftige Trachten des Fürsten nach dem Orient, die Reiselust dorthin, die Vorliebe für orientalische Sitte, sie wol gar in Kleidung, Lebensweise, vielleicht selbst in vielseitiger Liebesneigung, wenn auch mehr weltgängerisch und dichterisch als im Ernst, nachzuahmen, sodaß der Dichter des „Westöstlichen Divan" hoffen durfte, es werde der Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen" so sehr nach ihm wieder aufleben, daß er das, was er selbst von Suleika, von Liebesweh und Liebeslust, vom Treiben in lustiger Schenke, von Spruchweisheit, Herzensglut und Mannesmuth nur im Spiegel der Poesie erschaut, noch künftighin Praxis in Scene setzen werde.

Doch wir haben, bevor wir auf den vorliegenden Nachlaß des Nähern eingehen, auch noch bei demjenigen einen Augenblick zu verweilen, was beim Fürsten keinen Vergleich mit Goethe zuläßt, höchstens mit einem andern, dessen Namen wir nicht zurückbehalten werden. Dies Eigenthümliche in Pückler steht im genauesten Zusammenhange mit seinen Schwächen, Fehlern, Ausschreitungen, individuellen Gebrechen auf der einen Seite, aber auch auf der andern mit seiner Abneigung gegen alles Philisterhafte, Einengende, Fade, Alltägliche, mit seinem Heroismus, Sturm zu laufen gegen alle geltenden Verhältnisse, gegen die öffentliche Meinung, gegen üble Nachrede, gegen jede Gefahr, die sich ihm bieten mochte, die ihm noch dazu, je halsbrechender desto willkommener wurde; und doch können wir alle diese einzelnen Züge, wie abweichend sie in und von der täglichen bürgerlichen Ordnung sind, zurückführen auf zwei Grundzüge in der Natur Pückler's, sie heißen: Eitelkeit und Tollkühnheit. Wie diese beiden so hervorwachsen, wie sie mit üppig wuchernder Triebkraft so wild emporfahren und erst mit genauer Noth am späten Alter sich brechen, von diesem gebändigt werden konnten, das hatte besonders seine Ursachen in der Weise, wie der junge Fürst im älterlichen Hause erzogen wurde, oder vielmehr wie ihm fast gar keine Erziehung zutheil wurde. Ueberaus trauriges, bedauernswerthes Los! Welche Fülle von außerordentlichen Anlagen sich auch im Knaben, im Jünglinge ankündigte, wer kümmerte sich darum? Noch dazu, welche Beispiele hatte er vor Augen! Diese Zerwürfnisse im älterlichen Hauswesen, diese Uneinigkei-

ten, ja Reibungen zwischen Gatten und Gattin, dies aristokratische Sichgehenlassen, indem der eine hier, der andere dort lebt, indem man sich gegenseitig den Freibrief dazu gibt, diese ewigen Discrepanzen zwischen den Aeltern bis auf das definitive Scheiden der Mutter aus dem Hause: es waren lauter misliche Beispiele für den Sohn, die im stärksten Grade nachtheilig auf ihn wirkten.

Wir kommen auf besagte Eitelkeit und Tollkühnheit wieder zurück. Eine so urfrische, reich begabte Natur, wie der Sohn sie hatte, bedurfte einer Ableitung. Er ließ sich von früh auf nur zu sehr gehen. Er hatte mehr als ein blos dichterisches Naturell, es schlummerte in der That ein Dichter in ihm. Dabei setzten seine physischen Kräfte ihm zu. Wo sollte er im Jünglingsalter mit ihnen bleiben? Er mochte früh, zu großer Gefahr, um seine leibliche Schönheit wissen, um die Normalität seines Körpers. Aber auch die Anbrüchigkeit des älterlichen Hauswesens konnte ihm nicht entgehen. Nun wurde er ehrgeizig, nun strebte er erst recht nach außen, er fühlte den Drang, seine Kräfte, seine strotzende Gesundheit auszutoben. Alles wurde ihm leicht, auch im Unterrichte, um so mehr vernachlässigte er seine Anlagen, vielleicht sogar seine Studien; er wurde genußsüchtig, excentrisch vor der Zeit, er wurde eitel, tollkühn bis zum Exceß, und blieb es sein Leben lang.

Hier nun tritt Pückler's Aehnlichkeit mit Lord Byron frappant hervor. Was ihn noch einigermaßen zurückhielt, seine Revolte gegen sich selbst und alle Verhältnisse noch um etwas retardirte, war das Misverhältniß zwischen Mittel und Zweck, zwischen dem, was er brauchte, und dem, was der Vater ihm zugestehen konnte. Diese Knappheit verletzte ihn im Innersten, beleidigte seinen Stolz, lähmte ihn, aber nur für einen Augenblick. Dieses Erfahren von Einschränkung, von harter Nothwendigkeit, von Einhalt seiner stürmischen Bewegungslust war in Pückler's individueller Schicksalsfügung der hinkende Fuß des englischen Dichterlords. Wie dieser Zeit seines Lebens darüber schmollte, daß die Natur ihn gleichsam gezeichnet hatte mit solchem Gebrechen seines Körpers, so konnte auch der junge Fürst es nie, auch selbst da nicht, als er verhältnißmäßig reich war — und doch nicht reich, denn er verbrauchte unermeßliche Summen —, vergessen, daß er oft lahm gelegt wurde durch finanzielle Calamitäten. Wußte er auch zu entbehren, sich einzuschränken, er setzte sich immer wieder auf den großen Fuß; er hatte ein übermäßiges Behagen an sich, trotzte nicht selten gegen Gesundheit und Sicherheit seiner Existenz. Das, was ihn ärgern Versuchungen preisgab, als selbst Byron sie je in Erfahrung gebracht hatte, war, daß er nie den Dichter in sich ausbildete. Hätte er das, was er des Außerordentlichen erlebte, schöpferisch gestaltet, hätte er es in das Maß der Schönheit auch sprachlich zurückgezwungen, sein subjectives Erleben künstlerisch objectivirt, wie der englische Lord es trotz seiner Ausschweifungen und Excentricitäten immer wieder ausführte, so würde er nie so ins Wilde hineingerast haben; wogegen, wie er es hielt, die ganze Wucht seiner gewaltigen Phantasie sich auf ihn selbst zurückstürzte und er dann nach den bedenklichsten Ableitungen haschte, ins Unermessene hinausstürmte, wogegen der Vers ihn hätte schützen können. Hat es doch schon manchen Titanen gegeben, der keine Fesseln duldete, alle Bande von sich abstreifte, sie zerriß, bis es die gebundene Rede war, die ihn zu besänftigen, mit sanfter Gewalt anzuhalten, ihn mit der Muse dauernd zu verbinden vermochte.

Und nochmals — denn es ist für die richtige Charakteristik Pückler's von höchster Wichtigkeit, selbst wo es darauf ankommt, ihn zu entschuldigen — wie viele Sympathien, Liebhabereien der Deutsche mit dem Sohne Albions theilte: Gebrauch von Waffen, Interesse für Hunde und Pferde, gymnastische Uebung, Lust an Bädern, Abenteuern, Reisen, Herausforderung äußerster Gefahr, Leidenschaft für Frauen, Liebesgeschichten ohne Ende, eine wahre Manie, wenn es darauf ankam, über alle Nachrede, Sitte, über alles Positive sich hinwegzusetzen, Liebe zur Freiheit, Bereitwilligkeit freilich auch zu jedem Opfer, um andere freizumachen Es waren seine maßlosen Ausschreitungen in Eitelkeit und Tollkühnheit, die ihn leicht hätten zu Grunde richten können, welche auf seiner Lebensrennbahn eine lange Scala durchliefen: Ehrgeiz, Ehrsucht, Ostentation, das Gelüste Aufsehen zu erregen um jeden Preis, koste es was es wolle, Wagstücke halsbrechender Art, Raserei bei fortwährend hellem Verstande und vollster Geistesgegenwart, und zwar: wie gelebt, so gestorben, denn eine aparte Krone setzte sich der Fürst noch auf, mit seinem Testament, indem er, der Rücksichtsloseste aller Rücksichtslosen, in seinem Vermächtniß hinterließ und befahl, daß die Schriften nach seinem Tode veröffentlicht würden, die wir in den zwei Bänden vor uns haben, indem er einem weiblichen Autor, dessen Geschicklichkeit Derartiges zu vermitteln wir kennen, damit beauftragte, seine Briefe, Tagebücher und Sonstiges herauszugeben, sowie seine Biographie zu schreiben.

Und wahrlich, derselbe hohe Herr, edel von Geburt, edel in Gesinnung, wie leichtfertig er auch oft mit sich umging, hier hat er sich offenbar übereilt, in seinem Rufe stark sich geschadet; er hat, was das Schlimmste ist, Behagen am Skandal gezeigt er hat, wenn nicht alle Zeichen trügen, recht absichtlich nach seinem Tode Aergerniß geben wollen sei es daß er, Skeptiker wie er nicht selten war, sich dabei beruhigte, daß der Verstorbene von all solchen Endlichkeiten nichts mehr erfährt sei es, daß er seine Genugthuung darin fand, aus der Cavalierperspective auch noch des Jenseits in Sicherheit dreinzuschauen und sich daran zu laben, wie das rumoren würde, wie Familienglieder und andere über dies und jenes außer sich sein, über ihn herfahren würden. Doch wir kommen später auf diese Momente nochmals zurück und wenden uns jetzt zu dem literarischen Nachlasse selbst.

Da begegnen wir also zuerst dem „Briefwechsel" des Fürsten, und zwar Briefen, ausgetauscht zwischen Pückler und Sophie Gay, Bettina von Arnim, Gräfin Ida Hahn-Hahn, Eugenie Marlitt. Folgen: Liebesbriefe aus Pückler's Jugendzeit.

Die erste und letzte Abtheilung dieser Brief- und zum Theil Liebschaften wiegen meistens sehr leicht, desto stärker fallen dem geistigen Werthe nach die drei andern ins Gewicht. Die französisch geschriebenen Briefe des Anfangs wie des Endes, wie zierlich, galant und elegant sie auch immerhin gehalten sind, gemahnen uns mehr wie glückliche

Uebungen im französischen Stil, wie leichte Plänkeleien auf dem Gebiete der Liebe und Liebesaventure, als daß sie irgendwelchen tiefern Eindruck beim Leser, der etwas von Bedeutung erwartet, hinterlassen könnten, wie denn diese anmuthigen, doch sehr flüchtig geschlossenen Freundschaftsbündnisse und Romangeschichten gewiß auch beim Fürsten keine bleibende Erinnerung fürs Leben abgeworfen haben. Nur das freut uns und das prägt sich in diesem leichtsinnigen Taumel bleibend ab, daß wir hier unter anderm auch die Bekanntschaft einer hochgestellten Frau — und zwar Frau im eigentlichen Sinne — machen, welche mit Entschiedenheit und unbesiegbarem Charakter den jungen Liebesritter in die Schranken zurückweist, mit Wärme seiner als eines Freundes gedenkt, doch fürs Fernere jedes Verhältniß abzubrechen befiehlt.

Nun aber vor allem der Briefaustausch mit den oben gleichfalls Genannten, unter denen dann Bettina von Arnim und Gräfin Hahn-Hahn in einem ganz außerordentlichen Lichte glänzen, während auch Eugenie Marlitt durch ihre ungesuchte, gesunde Natürlichkeit, durch Tiefe des Gemüths, hellen Verstand, seltene Menschenkenntniß im höchsten Grade anzieht. Zeichnen sich jene beiden aus durch genialen Flug, so ist es die letztere, welche uns nicht minder erfreut, wie sie Maß zu halten weiß, wie sie festgewurzelt ist in dem Boden der Wirklichkeit. Dennoch ist es keine Frage, daß Bettina und die Hahn-Hahn durch ihre Briefe in einer Weise dem Leser imponiren, die kaum irgendwo ihresgleichen hat, und daß auch der Fürst, in einer gewissen Zeit, für seinen Sturm und Drang bei jenen eine wohlthuendere Ableitung fand, bis er sich auf eine weise Einfriedigung besann, wenn sie auch nicht lange dauerte, und nun die Briefsendungen der zuletzt Genannten von großem Reize für ihn waren.

Also zuerst: Bettina von Arnim, Hahn-Hahn und Pückler.

Hier wahrlich, läßt sich mit einer Veränderung das Goethe'sche Wort in Anwendung bringen:

Prophetin rechts, Prophetin links,
Das Weltkind in der Mitten!

Eine solche Tonart, mit unendlichen, hinreißenden Modulationen und Modificationen, wie sie in dieser Correspondenz zwischen Bettina und dem Fürsten herrscht, ist noch nie erhört worden. Sie nimmt sich das Aeußerste von Freiheit heraus, er ist sogar freier als frei, und es gibt ein Briefduett, für welches man noch den rechten Namen erfinden müßte. Das Kind bleibt dabei immer noch Kind, wie aus Goethe's Zeiten, freilich ist es jetzt ein erwachsenes Kind, welches beträchtliche Jahre zählt, aber nichts haben die ihm rauben können; es ist voll des kühnsten Jugendfeuers, es ist voller Herzensglut, und seine Phantasien durchfliegen alle Fernen der Erde und des Himmels. Ja, mit dieser Bettina läßt sich schwärmen, und Pückler verstand sich auf derartige Schwärmereien, welche Gedanken auf Gedanken abwarfen, und bei welchen der Verstand selbst des nüchternsten Denkers nie zu kurz kommt, nur daß der dreiste Mitschwärmer von jenem weiblichen Genius sich schon fast um seine Herrschaft gebracht sah, als er sich eines Tags plötzlich doch noch eines andern besann, um zu retten von Autorität, was noch zu retten blieb. Und der Fürst spürte um so richtiger sein Risico, als er an das Sprichwort dachte: Kinder sprechen die Wahrheit. Schon jetzt hatte er viel des Bedenklichen aus Bettina's orakelndem Munde zu hören bekommen. Scherzte und schäkerte er aber im Gedankenlabyrinthe so noch länger mit ihr, durfte sie ihn noch länger duzen, dann wäre es vielleicht um sein Regiment in diesem Umgang mit einem Götterkinde zuletzt ganz geschehen gewesen.

Dem Leser wird es indeß erwünscht sein, auch manches Speciellere aus dieser tollsten und doch geistvollsten Briefwirthschaft und Romantik zu erkunden.

Da schlagen wir den Brief gerade auf, der die nähere Ueberschrift hat: „In Wien." Noch dazu steht Beethoven an der Spitze. Musikalisch, drollig, naiv, alles was folgt mit der harmlosesten Unschuld des Sprachgebrauchs und selbst der Präposition, und doch Stil, wie ihn so ureigen, so frisch wol noch nie ein Grammatiker geschrieben hat. Da besucht sie also ihren Beethoven, da platzen zwei Sterngeister zusammen, aber in holdester Freundschaft. Und so heißt es denn köstlich unter anderm:

Ich hätte ihn während meinem kurzen Aufenthalt gern kennen lernen; keiner wollte mich zu ihm führen, wegen seinem wunderlichen Humor, und weil er menschenschen wäre; ich müßte ihn alleine aufsuchen; er hatte dreierlei Wohnungen, in der Stadt, Vorstadt und auf dem Lande; ich fand ihn im obersten Stock eines hohen Hauses, im Vorzimmer lag eine Fortepiano an der Erde, daneben eine schlechte Bettstelle mit einem Strohsack und wollener Decke; der Bediente sagte: „Das ist des Herrn Lager." Ich trat ein, er saß am Klavier, ich nahte ihm und sagte ihm laut und dicht ins Ohr (denn er war taub): „Ich heiße Brentano." Er lächelte, reichte mir die Hand ohne aufzustehen und sagte: „Ich habe eben ein schönes Lied gemacht für Sie." Er sang: „Kennst du das Land", nicht schmelzend, nicht weich; hart war die Stimme, über Bildung und Gefälligkeit sich hinausschwingend durch den Schrei der Leidenschaft.

Das ist ein Genrebild, ein reizendes Nacheinander und doch alles zur Sache. Kennt hier ein Hauptwort das andere nicht, kennt es sein Geschlecht nicht, um so schuldloser ist diese Paradiesessprache. Wo der Satz in einem Ruck zu lang werden könnte, da mildert und kürzt das anmuthige Kind solche Länge durch ein Semikolon, und alle Dinge, Gegenstände, Sachen leben hier in so lieblicher Eintracht zusammen, ohne sich übereinander den Kopf zu zerbrechen, daß es wieder lauter Paradieseslust ist und wir an der lustigen Nachbarschaft von „Fortepiano", „schlechter Bettstelle" und einem „Strohsack" so wenig Anstoß nehmen, daß sie uns sogar entzücken.

Aber solch ein Ausbund von Naturpoesie und doch Kunst, in der holden Weise des Volksliedes zu briefstellern und zu sprechen, steckt auch an, und der Fürst wird selbst in diesem Briefaustausch ein Hoch- und Glutpoet, wenngleich er die Glut oft zurückzuhalten weiß. Dann jedoch bricht sie um so stärker vor, er wird zum Kinde mit dem Kinde und vermag dieselbe Bettina-Sprache zu sprechen, nur vor allem muß er mit ihr allein sein, und auch das nicht blos, er muß sie in der Ferne haben, selbst ihre Leiblichkeit darf ihn an nichts Sichtbares, Palpables erinnern, Geist muß dem Geiste sich erschließen, dann erst empfinden sie beide sich in diesem Eden des Briefwechsels als ebenbürtig, als himm-

lische Seelen, und doch fährt auch Spaß mitten in die Seligkeit hinein.

Demgemäß schreibt Pückler an Bettina:

Goethe's Tod und die — Erbschaft haben mich tief bewegt! Ich bin übrigens entschlossen, ein Dichter zu werden, und habe zu diesem Behuf ein großes Reimlexikon in zwei Foliobänden gekauft. Du bist eine echte Dichterin. Fahre ja mit Goethe aus deinem Leben fort und verschweige nichts, thue dir auch nicht den leisesten Zwang an, schreibe als sprächst du zu dir selbst, je schleierloser du dastehst, je mehr kannst du nur bei mir gewinnen. Aber sonderbar ist es — seit ich dir näher getreten, ist es mir immer als lebten unsere Geister ihr volles Leben ohne Schranken und wie im Paradiese, nur da, wo die Körper nicht dabei sind — als tönte, wenn wir uns sehen, ein fremder irdischer Zwang, eine hemmende Kraft uns entgegen, welche die freie Entwickelung der Gedanken verhindere. Sind aber vollends andere Leute dabei, so kommst du mir ganz wie eine Fremde vor, du gefällst mir, du bist geistreich, du bist liebenswürdig, aber ich kenne dich nicht und kann nicht, im Schmelz der Wiesenblumen hingeworfen, mit dir tändeln, nicht am frühen Morgen die Thautropfen von deinen Haaren küssen und im traulichen Dunkel der Grotte meine Seele mit der deinen in einem ewigen Kusse verschmelzen.

Das ist denn wol schon fast ein Aeußerstes!

Inzwischen ziehen auch Ungewitter herauf. Ein Glück! Sogar verklagt Bettina den Fürsten bei der Fürstin, noch dazu, daß er sie — man denke — vernachlässigt habe. Gleich darauf, nach einem Bekenntniß, steht Pückler wie der leibhaftige Lord Byron vor uns.

Wir begegnen schon hier einem Widerwillen des Fürsten gegen einen so ausgezeichneten Geist wie Schleiermacher, von dem jener nicht entfernt ahnt, daß dieser nicht blos Dialektiker, Theolog, Kanzelredner der eigenthümlichsten Art, sondern auch ganz und gar angethan dazu ist, von Bettina sich geistig magnetisiren und elektrisiren zu lassen, in ein Abhängigkeitsgefühl zu ihr zu treten, welches die wundersamsten Zwiegespräche mit ihr zur Folge hat, in welchen der Treffliche noch dazu nicht blos Beichtvater, vielmehr auch Beichtkind ist. Man darf sagen, Bettina und Schleiermacher dichten hier in ihrem Umgang nun ein Hoheslied Salomonis. Sie ergehen sich, sie fluten über in Paradoxien tiefsinnigsten Inhalts, sie überbieten sich in platonischen Dialogen, aber das ganze Verhältniß ist so rein, so in edelster Bedeutung priesterlich, daß man sich an diesem Ideenaustausch wahrhaft erbauen kann. Was aus diesen Mittheilungen erhellt, ist, daß Schleiermacher eine Natur, ein Geist war, der sich aus bloßer Kritik und aus unserer bisherigen Theologie noch lange nicht erklären läßt, ein Geist von so eminenter Weite und Größe, daß erst die späte Nachwelt es ermessen wird. Daß aber Fürst Pückler einen bedeutenden Theil seines Lebens hindurch trotz aller Liberalität auch ein Mann von den stärksten Vorurtheilen war, bewies er eben Schleiermacher gegenüber, bis er wol hinlänglich durch Bettina davon befreit wurde. Ueberhaupt begegnen wir in des Fürsten Auslassungen häufig derartigen, oft andauernden Verkennungen solcher hervorragenden Größen, die von seinem Naturell abweichen, wie das an dem als Naturforscher, Historiker, Philosophen und Dichter so außerordentlichen Steffens nachzuweisen ist, in den sich der Fürst eben auch nicht hineinfinden konnte.

Leider dürfen wir bei den von hinreißender Originalität, Gedankenfülle und Sprachschönheit strotzenden Briefen des Kindes und Pückler's nicht länger verweilen, wir wollen nur noch rügen, daß, wenn der Fürst klug und weise handelt, indem er eine gewisse Grenze eingehalten wissen will in Vertraulichkeiten ihres beiderseitigen Schreibtons, er doch andererseits viel Schroffheit und Herrschsucht herauskehrt, die fast verletzt und seiner sonstigen Delicatesse gegen alles Weibliche bedeutend widerspricht. Wie unfein ist es z. B., daß er im Verlaufe des brieflichen Verkehrs Bettinen das Du untersagt, während er selbst es gegen sie beibehält; eine herrische Anmaßung, etwa damit vergleichbar, wenn ein übermüthiger Cavalier mit einer handelnden Jüdin Kurzweil treibt, ohne von ihr zu kaufen, und trotz aller Schäkerei doch stets den hohen Herrn gegen sie herauskehrt.

Wir wenden uns jetzt zu dem Briefaustausch zwischen Pückler und Gräfin Hahn-Hahn. Glaubte man in der vorigen Abtheilung, ein Aeußerstes von Lebens- und Gedankensprudel, noch dazu aus zwei gleich herrlich geschliffenen Krystallen der Sprachform, eingeschlürft zu haben, so wird man im Folgenden schon wieder von einem neuen Reichthum brieflicher Spenden fast überflutet und weiß nun in der That nicht mehr — denn die Macht der Gegenwart macht sich geltend —, ob man dem Frühern oder Jetzigen den höhern Preis zusprechen soll. Wir finden es gerathen, erst festzustellen, welche Gestalt der Gräfin aus dem vorliegenden Briefverkehr hervorgeht. Man hat die Hahn-Hahn bekanntlich oft mit der George Sand verglichen, dann jede Aehnlichkeit geleugnet, zuletzt sie wieder behauptet. Derartige Vergleiche sind wohlfeil genug, meistens wird nichts mit ihnen gewonnen; und doch ist in unserm Falle etwas Treffendes dabei, freilich mit den größten Abweichungen bis zum Contraste; es ist vielleicht der Contrast der Deutschen und Franzosen. Sicher, beide Frauen sind genial, sogar in ihren Lebensschicksalen verwandt. Jedoch der Gegensatz voll Tiefsinns ist auch gleich bemerkbar: die Dudevant wird im Kloster erzogen, sprengt aber bald alle klösterlichen Fesseln, bleibt dabei wahrhaft religiös; dagegen die Gräfin tummelt sich im Weltlichen genugsam, lernt die Welt aus dem Grunde kennen, macht auch Reisen, besucht den Orient, und geht dann erst ins Kloster, um in Frömmigkeit sich zu versenken.

Den Vergleich beider weiblichen Genien aber lassen wir fallen, um zunächst bei der Gräfin zu verweilen, dadurch jedoch den Leser in die rechte Spannung auf den brieflichen Umgang zwischen ihr und dem Fürsten zu versetzen, einen Verkehr, der hinreißt und von dem wir nur wünschten, daß er noch mehr Documente uns darböte. Der Briefstil der Gräfin verräth jedem, der irgend Kenner ist, ihr Herkommen, ihre Erziehung, ihre Biographie, selbst mit Einschluß ihrer Zukunft! Sie hat Ahnenstolz genug, um hinter dem Fürsten nicht zurückzubleiben, und alle die Anmuth, den feinen Gesellschaftston, die leichte Beweglichkeit und jenen Liebreiz, durch welchen die Frauen der Aristokratie meistens so anziehend sind. Sie besitzt fast die ganze Stärke der Phantasie Bettina's, aber sie bewegt sich auf realistischerm Boden. Sie gebietet über einen kaustischen Verstand, und man begreift nicht, wie sie, von letzterm geschützt, irgendwelchem Religionsfanatismus sich je ergeben könnte. Und wo der Verstand allein

etwa nicht ausreichen sollte, die Geistesfülle, die hellen, großen Gedanken, die vielseitige Bildung, die ihr eigen sind, dürften sie vollends schützen. Sie verräth eine Menschenkenntniß, daß der Fürst sich vor ihr in Acht nehmen möge. Auch sie hat wie Pückler und Daumer — dieser zwar nur als Dichter — einen Zug nach dem Orient, auch sie ist wol, wenn auch nicht als Erzieherin, mit manchem Kaspar Hauser in Berührung gekommen und hat es erkundet, bis zu welcher Roheit, Unterthierheit der Mensch und besonders der Mann des 19. Jahrhunderts sinken kann. Diese Gräfin hat zu viel Intelligenz, als daß sie sich von der Gegenwart, die noch schwankt zwischen Darwinismus und Spiritismus, je den Schimpanse oder irgendein Gespenst werde aufschwatzen lassen trotz des infallibelsten Katholicismus und trotz Daumer's neuesten Nachrichten aus dem Gespensterreiche. Und dennoch, welche Metamorphosen sind möglich, und welcher Mensch und also auch welche Hahn-Hahn kennt ihre Zukunft?

So viel aber bleibt gewiß, in diesen Briefen an den Fürsten ist die Gräfin nicht minder bezaubernd als er selbst, und man ersieht, daß auch Pückler sich weidlich von ihr angezaubert fühlt.

Sie kommt bei Gelegenheit ihres Romans „Sigismund Forster" auf Schriftstellerei zu sprechen. Sie gibt in holdester Weise kund, wie beseligend Production und Verstandenwerden ist, und doch haftet sie nicht an sich selbst und ist über jedes ihrer Werke schon gleich wieder hinaus, nun vollends über jede Kritik. Da heißt es denn in leichtem und hier doch so tiefem Weltton:

Ihr Brief hat mich sehr amusirt, sehr gefreut. Erst der Ausdruck eines vollkommen unmotivirten Widerwillens und hernach einer ehrlichen und freundlichen Anerkennung: das ist so recht natürlich und hübsch, wie es mir bei den Menschen gefällt. Grämen kann ich mich nun einmal nicht, wenn die Leute meine Schriften nicht mögen. Das ist **ihre** Sache. **Meine** Sache ist — sie zu schreiben. Wo das Echo nicht wohnt, kann man die schönste Musik machen und es erfolgt kein Widerhall. Grämt Sie das? — Mich nicht! Trifft man auf ein Echo, so lautet das freilich lieblich, und die Musik, die man selbst gemacht und gar so schön nicht gefunden hat, kommt einem melodisch und bedeutungsvoll vor, wenn sie uns als Widerhall entgegenklingt. Ach, es ist doch ein wundervolles Glück, schreiben zu können! Was da für elektrische Funken, für erfrischende Lüfte, für goldene Fädchen durch den Raum fliegen und eine Geisterbrücke bilden, vermittels welcher bekannt und unbekannt, fern und nah, fremd und befreundet miteinander verschmelzen. Wie fühlt man sich dann so recht im Gleichgewicht des All-Seins, befähigt, den freien Geist walten zu lassen in der Macht, die man übt, und in der Anregung, die man empfängt.

Dann fährt sie gegen den Fürsten fort:

Vielleicht kommt Ihnen dies wieder wie „Unnatur" vor. Hergebracht ist es freilich, für eine Aufmerksamkeit, ein Lob, eine Artigkeit mit vielen charmanten Phrasen zu danken. In mir ist Wahrheit zu Hause. Die Welt ist nun einmal so beschaffen, daß, wenn ein Mensch in der unendlichsten Gleichgültigkeit gegen ihre trivialen Lobhudeleien oder ihre banalen Verletzungen aus der Essenz seines Wesens heraus sich gibt und ausspricht: so nimmt er sich dermaßen fremd und verwunderlich aus, daß seine Natur als Unnatur erscheint. Darüber beklage ich mich wahrlich nicht, wenn mir das passirt. Aber herzlich haben Sie mich lachen machen, daß Sie sagen: „Auf das Begrabenwerden in Ihrem Andenken bin ich gefaßt." Halten Sie mich denn für eine ägyptische Pyramide, daß ich mumificirte Menschenbilder in mir aufspeichern sollte?

Worauf der Fürst unter anderm erwidert:

Was Ihren etwas boshaften Witz am Ende Ihres Briefs betrifft, so erkenne ich zwar die vis comica darin bereitwillig an, muß aber die Wichtigkeit des Gedankens durchaus bestreiten. Uebrigens gleichen wir alle ein wenig Pyramiden; mit der breiten irdischen Basis beginnend und immer schmaler und spitzer dem Himmel und unbekannten Jenseits zuwachsend. Und bergen wir nicht auch alle Mumien in unserm Innern?

So stimmen beide miteinander überein, weichen aufs stärkste voneinander ab, ergehen sich gleich dilettantenhaft in pantheistischen Gefühlen, sagen einander gehörig die Wahrheit und übertreffen sich gegenseits in ungenirtester Offenheit. Die geistige Tiefe des Fürsten ist oft großartig und läßt bedauern, daß so vieles in ihm unausgebildet blieb. So wenn er schreibt: „Frivol nenne ich das Reisen und Reisebeschreiben, weil es in der Hauptsache sich um äußere Eindrücke dreht. Der tiefste Stoff ist die menschliche Seele. Das ist **Ihr** Beruf." Und wahrlich, sie verdient diese Eloge. Der Seelenflug, der Geistesschwung, die Gedankenhoheit der Gräfin sind oft bewundernswerth, auch die Sprachweise, in der sie das alles ausdrückt. Nur eine große Seele hegt solche Gesinnung, vermag also zu sprechen. So ruft sie in einem ihrer Briefe aus:

Was mich so enorm in Ihrem letzten Briefe frappirt hat, ist dies: daß Sie durch Verkennung so viel gelitten haben wollen. Das glaube ich nicht! Das heißt, verkannt mag man Sie wol haben, allein was geht das Sie an? Was geht überhaupt Verkennung, Verleumdung den tüchtigen und verständigen Menschen an, der davon betroffen wird? Sie sagen es aber doch ganz ernsthaft: „durch Verkennung gelitten"; auf mein Wort, Fürst! ich bin vor Erstaunen petrificirt. Wer im Gebiet des Geistes thätig ist, der darf nicht den Zweck des Nutzens, sondern nur das Ziel der Wirksamkeit vor Augen haben, der braucht von der Welt nichts als ihre und seine geistige Kraft, und was hat mit der die Verkennung zu schaffen? Und wie käme er überhaupt zur Kraft, wenn sich ihm kein Antagonismus entgegenstemmte? Heißt's rund umher: Ja, ja! — ach welch ein schläfrig Dasein, ohne Nerv, ohne Reiz! Aber in die spröde Masse hineinzuarbeiten wie in das Gestein, mit dem unüberwindlichen Muth einer unüberwindlichen Ueberzeugung: da sind Goldadern, und du wirst sie treffen! Das ist doch eine Wonne für den Menschen — und sind Sie denn nicht ein solcher Mensch?

Endlich schließt sie:

Da ich invulnerabel bin, wenn mein Herz nicht getroffen wird, so setze ich das auch bei andern voraus: und da ich nicht begreife, was mit dem Quellpunkt unsers Seins, mit dem Herzen, Verkennung zu schaffen hat, so begreife ich auch nicht, wie man durch dieselbe verwundet werden könne.

Artig und weltgroß ist auch, und zwar von Muskau datirt, die Anfrage des Fürsten bei der Gräfin — sie lebte in Greifswald —: „Wo liegt denn eigentlich Greifswald? Ich höre in Pommern. Sie sind doch kein pommersches Fräulein gewesen?" Und die Antwort der Befragten:

Greifswald liegt in dem ehemaligen schwedischen Pommern. Und warum sollte ich kein „pommersches Fräulein" gewesen sein? Sind nicht eigentlich alle Fräulein gewissermaßen aus Pommern? und kommt es Ihnen ehrenvoller für mich vor, daß ich geboren, erzogen und verheirathet gewesen bin in dem alten Wendenlande Mecklenburg? Bei Ihren Briefen geht mir's so: bald möchte ich mich ärgern, bald herzlich lachen, bald mitleidig die Achseln zucken, bald nachdenklich sagen: das ist doch sehr richtig und sehr fein; und schließlich ganz muthlos: was soll ich einem Manne gegenüber, der ein so angenehmer Komödiant ist!

Die Briefe beider reißen dermaßen fort, daß man fast bedauert, so schnell zu lesen, wo so viel des Köstlichen geboten wird. Brief 11 der Gräfin charakterisirt sie ganz besonders und bringt uns ihre katholische Umwandlung schon in Sicht. Für den Fürsten nimmt es uns in hohem Grade ein, daß er sich „Kindlichkeit" zuspricht. In der That ist sie ihm eigen und zwar zu seinem Glück, denn sein Hang zum Gewagten, Grüblerischen, Ungeheuerlichen bricht sich daran und wird durch sie gebändigt, auch beweist sie wieder den verborgenen Dichter in ihm. Der Briefton beider wird bisweilen vollständig ausgelassen, doch lenkt er schnell wieder in die rechte Besonnenheit ein. Sehr lobenswerth ist es, daß schon hier, schon damals, der entsetzliche Gedankenmangel in unsern Romanen von beiden gerügt wird; wie würde ihr Urtheil jetzt lauten, wo in den meisten dieser jämmerlichen Fabrikate, dieser forcirten Mittel gegen die Langeweile die galopirende Schwindsucht der Seele bereits zum äußersten Ausbruche gekommen ist?

Wie sehr wir unsererseits bedauern, daß der Briefwechsel zwischen Pückler, Bettina und der Hahn-Hahn hier nicht länger dauert, für die Correspondirenden selbst war es vielleicht zum Wohl, denn sie hätten leicht ein Feuer in und über sich heraufrufen können, welches nicht so schnell gelöscht werden konnte. So mochte der Fürst selbst sich eingestehen, daß ihm Gefahren drohten, daß auch er nicht „ungestraft unter Palmen des Orients wandle", wie stark es ihn auch unablässig nach diesem hinzog. Er sehnte sich auch im Umgang, im Briefaustausch wieder recht nach der deutschen Eiche, um in ihrem Schatten zu ruhen. Es wurde ihm zutheil.

Der Briefwechsel, der ihn beschwichtigte und dennoch wieder in ein gewisses Gemüthsfeuer trieb, ist der mit Eugenie John, E. Marlitt. In ihr hatte er es nicht wie dort gar mit zweien Titaniden zu thun, hier war er nicht von zwei Seiten der Versuchung ausgesetzt, in excentrische Bahnen hinauszuschweifen, hier traf er auf ein weibliches Wesen von nicht minder hellem Verstande, zartem Gemüth, anspruchsloser Gesinnung und der nicht hoch genug zu schätzenden Eigenschaft, in andern zu leben, in ihren Angehörigen ihr stilles Glück, ihre beseligende Welt zu finden, auf ein Wesen, dem stets auch so viel dichtende, oder vielmehr praktische, erzählende Phantasie zu Gebote stand, um im Engen ein Großes, im Kleinen ein Unerschöpfliches zu besitzen, dazu noch einen Reichthum an Erfahrung, eine Sicherheit der Menschenkenntniß, der die Zerrbildungen ihres und des andern Geschlechts keineswegs entgangen waren, die aber nie Vortheile in sich hatte aufkommen lassen und mit gesundem Sinne, mit wirthschaftlicher Umsicht alles verwaltete, was in ihren Bereich kam, der es eine Lust war, ökonomisch zu schaffen, um auch poetisch schaffen zu können, kurz, die einen wohlthuenden, in jeder Hinsicht erfrischenden, anziehenden Eindruck auf den Fürsten machte. Vielleicht charakterisiren wir diese Frau, die auch als Schriftstellerin sehr beliebt geworden ist, am besten dadurch, daß wir sie einer Geisterfamilie einreihen, die uns Goethe gern nahe zu bringen pflegt, indem wir sie in ihrem ganzen Naturell und wie sie sich auch in Briefen gibt, eine Seelenverwandte Theresens in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" nennen.

Daß Pückler nicht übermüthig geworden ist im Umgange mit jenen titanenhaften Abnormitäten, daß er sich nicht vereinseitigt hat und schon wieder die glücklichste Wahl zu treffen weiß, beweist seine persönliche Liebenswürdigkeit, seinen klaren Blick, seine warme, schon wieder fast erglühende Anempfindung an ein schönes und außerordentliches Talent, einem weiblichen Wesen gegenüber, welches ihn vollends auf den rechten Weg bringen wird, damit er sich nicht überstürze. Es wird dem Leser erwünscht sein, wenn wir auch hier als Beleg einige Briefexpectorationen folgen lassen.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 39.)

3. Untersuchungen über Shakspeare's „Sturm" von Johannes Meißner. Dessau, Reißner. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie das Werk eines Dichters aus den verschiedensten Atomen der Zeitgeschichte und Zeitliteratur, aus der geistigen Atmosphäre des Jahrhunderts zusammengeweht wird, wenn auch die dichterische Originalität die feste Trägerin des selbständigen Kunstwerks bleibt: das kann man aus diesen mit großer Literaturkenntniß verfaßten Untersuchungen Meißner's über Shakspeare's „Sturm", einer Erweiterung und Ausführung der bereits im Shakspeare-Jahrbuch mitgetheilten Aphorismen, ersehen. Wenn freilich für jede einzelne Scene, für jeden Charakter, aber auch für alle Gedankengänge des britischen Dramatikers ein genealogischer Stammbaum hergerichtet wird, dann könnte doch der „Schwan von Avon" leicht im Lichte eines Plagiators und jener sich mit fremden Federn schmückenden Greene'schen Krähe erscheinen; sagt doch Meißner selbst:

> Mit dieser Zusammenstellung der Quellen haben wir einen interessanten Blick in die Werkstatt des Dichters gethan. Wir sehen, daß er, wo er irgend Handlung, irgendetwas Novellistisches brauchte, nicht aus seiner eigenen Phantasie geschöpft hat. Fehlte ihm das novellistische Erfindungstalent, erlahmte seine Kraft schon vom Alter, oder war es Berechnung, die es ihm vortheilhafter erscheinen ließ, die Handlung, anstatt sie völlig und unbedingt aus den Charakteren zu entwickeln, wie es wahrscheinlich geschehen wäre, wenn er auch die Handlung ganz selbst erfunden hätte, von außen an die Charaktere herantreten zu lassen? Wol alles zusammen. Wir können uns indeß nicht der Beobachtung verschließen, und finden dieselbe in seinen andern Werken bestätigt, daß bei dem ersten aller Dichter in der That das novellistische Erfindungstalent, von welchem überhaupt den germanischen Nationen weniger zutheil

geworden ist als den romanischen, den Männern weniger als den Frauen, sich auffällig gering zeigt im Verhältniß zu der sonstigen Entwickelung seiner Phantasie.

Wenn es sich blos um Stoffquellen und Vorlagen handelte, wie Ayrer's „Sidea", aus welcher Meißner alle entsprechenden Parallelstellen mittheilt, Robert Greene's „König Alphonsus", die eigene, wenn auch zweifelhafte Jugenddichtung „Perikles", oder um jene Zauberer in der damaligen Zeitdichtung und auf der Bühne, an welche Prospero anklingt, oder um die Reiseschriften über die Entdeckung der Bermudasinseln, oder die damals in der Luft liegenden Utopien, Thomas Morus' „Nova Insula Utopia", Campanella's „Civitas solis", Bacon's von Verulam „Nova Atlantis", oder die Colonisationsfragen: so würde man in der Aneignung und Beherrschung dieser Stoff- und Gedankenkreise, deren damalige Träger von Meißner mit großer Gelehrsamkeit zusammengestellt sind, immerhin das schöpferische Genie des Dichters bewundern können. Wenn aber z. B. auch zu Prospero's einzelnen Reden die Quellen nachgewiesen, wenn für die schöne Rede über das Dahinschwinden des Irdischen Parallelstellen aus Lord Sterline's „Tragedie of Darius", aus Spencer's „Ruins of time", aus Arthur Warren's „Poorman's passions" angeführt werden, wenn Prospero's Abschied von den Geistern eine wörtliche Benutzung der damaligen Golding'schen Uebersetzung der Ovid'schen Metamorphosen ist — beiläufig wiederholt sich Meißner in diesen Anführungen zweimal, ein Beweis für die fragmentarische Art seiner Zusammenstellungen —, so weiß man in der That nicht mehr, was dann für den Dichter Shakspeare übrigbleibt, wenn nicht nur seine Stoffe, sondern auch seine Gedanken und ihre dichterische Fassung nicht sein Eigenthum sind. Wir meinen, daß solche Forschung seiner Würdigung keine großen Dienste leistet, glauben aber, daß der Satz: „Les beaux esprits se rencontrent", bei solchen Parallelstellen mehr Geltung verdient als die Annahme einer unfreien Anlehnung des Dichters an seine Vorgänger.

Weiter ausgeführt sind die Untersuchungen Meißner's über das landschaftliche Colorit des Stücks und die Einheit der Zeit in demselben, sie enthalten eine stimmungsvolle Beleuchtung der „herbstlichen" Dichtung:

Der Dichter arbeitete in seinem Drama auf Einheit im allersubtilsten Sinne hin. Es ist nicht nur die Aristotelische Forderung erfüllt, sondern, indem das Stück nur etwa drei Stunden umfaßt, und eben diese Zeit zur Aufführung nöthig ist, decken sich die Zeit der Handlung und die Zeit der Aufführung. Ja diese Uebereinstimmung wird noch genauer, wenn wir uns daran erinnern, daß damals die Nachmittagsaufführungen vorwogen und die Theaterzeit fast ebenso gewöhnlich von drei bis sechs wie jetzt von sieben bis zehn Uhr war. Noch ein kleiner Schritt weiter, das Ganze als Herbstnachmittagstraum gedacht, und die Zeit des Traums fällt zusammen mit der Zeit des Geträumten. Der Sturm ist, wie sein Pendant das Spiegelbild eines jugendlich-phantastischen Sommernachtstraums, so das Spiegelbild des philosophisch grüblerischen Halbträumens eines gereiften Mannes an einem rauhen Herbstnachmittage, wo der heulende Sturm draußen die Schiffe vernichtet und die Bäume entblättert und drinnen die Seele durchschauert mit Gedanken an den eigenen Lebensherbst und an die Vergänglichkeit der Dinge und so sie leitet zu einem Rückblick auf die Gesammtheit des irdischen Lebens, Liebens und Leidens, welches sich concentrirt in dem menschlichen Streben nach Glück, nach höherer Vollkommenheit, nach den Idealen. Mit dieser letzten Betrachtung sind wir unwillkürlich zu einer kleinen Modification und vielleicht Berichtigung des vorher Gesagten gekommen. Der Herbststurm und die Sommernacht erscheinen uns jetzt als die Ausgangspunkte und Krystallisationskerne der dichterischen Inspiration, chronologisch würden wir also von einer solchen Sommernacht, einem solchen Herbststurm lieber den Beginn des dichterischen Schaffens als die erste Aufführung der Stücke datiren.

Den Schluß der Abhandlung bildet eine Geschichte des „Tempest", historische Nachrichten, Kritik, Bearbeitungen und Uebersetzungen und im Nachtrag eine Polemik gegen Elze zu Gunsten der Meißner'schen Ansicht, daß die Bermudasereignisse von Shakspeare benutzt sind. Eine neuentdeckte Schrift von Strachey hierüber erscheint als die Hauptquelle des Dichters.

4. William Shakspeare, insbesondere sein Verhältniß zum Mittelalter und zur Gegenwart. Von August Reichensperger. Münster, Russell. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Schrift des bekannten Abgeordneten kleidet die Verherrlichung Shakspeare's in eine scharfe Polemik gegen die jetzige Zeitrichtung ein; sie enthält indeß manche treffende Bemerkung. Die Frage, ob Shakspeare Katholik oder Protestant gewesen, wird von Reichensperger nur gestreift; doch will er natürlich die Zeugnisse dafür, daß Shakspeare als „Papist" gestorben sei, nicht unbeachtet lassen. Jedenfalls erscheint ihm der Dichter als „durchtränkt von christlich-germanischem Geiste und von mittelalterlichen Ueberlieferungen, Gegner der damaligen Renaissance", doch durch den Flug seines Genius über alle Geschichtsperioden und Lebensverhältnisse erhoben. Dabei soll Shakspeare aber doch als wahrer Christ im Lichte des christlichen Glaubens gestanden, sich als Glied einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft gefühlt haben. Dann erhob sich der Flug seines Genius doch nicht über die christliche Geschichtsperiode. Auffallend bleibt es auch, daß die Dichtungen und Sonette, also die Ergüsse des rein persönlichen Gefühls des Dichters, keine Spur dieser besondern Christlichkeit tragen, sondern dieselbe sich nur in den Aeußerungen der dramatischen Personen ausprägen soll, in denen der Dichter doch eben seines Selbst sich entäußert hat; der tiefsinnigste Charakter Shakspeare's, Hamlet, in welchem man mit Recht am meisten von seinem eigensten Denken und Empfinden sucht, macht doch nicht entfernt den Eindruck eines „wahren Christen", sondern ist ein vermessener, oft stark materialistischer Skeptiker. Ueber die Theaterzustände der Gegenwart bricht Reichensperger den Stab. Ueber mangelnden Shakspeare-Cultus kann er sich allerdings nicht beklagen; wohl aber darüber, daß die allgemeine Strömung vom Offenbach'schen Geiste beherrscht ist. In der That macht der Shakspeare-Cultus sehr vieler Bühnen den Eindruck des kunstvoll Aufgeimpften, des Zugeständnisses an die „Classicität", während man weder bei Bühnenleitungen noch bei dem Publikum und der Kritik Theilnahme für die dramatische Production findet, die sich in der gleichen höhern poetischen Richtung bewegt. Die Shakspeare'schen Stücke sind die Abschlagssumme, die man ein für allemal für dieselbe zahlt. Es hat sich sogar in vielen Kreisen eine gewisse Shakspeare-Heuchelei eingestellt, welche die von Reichensperger als das herrschende Laster der Epoche hingestellte Abstumpfung des Wahrheitssinns wol zu illustriren geeignet ist.

Es gehört zum guten Ton der Shakspeare-Apotheose, unsere einheimischen großen Dichter gegen den britischen herabzusetzen. So sagt auch Reichensperger:

Unsere hervorragendsten Dramatiker rankten an Shakspeare herauf; namentlich zogen auch Schiller und Goethe ihre beste Nahrung aus ihm. Des letztern „Götz" kann geradezu als eine Nachahmung bezeichnet werden; allein wie weit bleibt dieselbe hinter den Vorbildern zurück! In Aeußerlichkeiten, in der Anordnung, im Tone erinnert das Stück allerdings lebhaft an die Shakspeare'schen Dramen; die Einheiten von Zeit und Ort, das Schibboleth der französischen „Classiker", sind beiseite gesetzt; kurz, mit der antikisirenden Renaissance ist entschieden gebrochen. In die geheimnißvollen Tiefen des menschlichen Geistes aber, in welche fast jedes Shakspeare'sche Drama die überraschendsten Einblicke gewährt, dringt Goethe nicht vor, nur ziemlich oberflächliche Beweggründe bestimmen das Handeln seiner Gestalten, deren Hauptreiz in einem interessant bewegten äußern Leben liegt. Indeß war doch kein anderer in höherm Maße als Goethe von der Natur berufen, für Deutschland das zu werden, was Shakspeare für England ist. Der erste Theil des „Faust" zeigt dies am deutlichsten. Allein seine schrankenlose Sehnsucht, seine Leidenschaft für Weihrauchduft, sein vom Ehrgeiz geleitetes Streben nach geistiger Weltherrschaft brachten ihn leider zum Abfall von dem Ideale seiner Jugend. Wie er seiner ersten Geliebten untreu ward, so wendete er auch dem von ihm verherrlichten straßburger Münster, ja allem christlichen Deutschthum den Rücken, um als „der große Heide" zu figuriren; und so schlug denn auch schließlich sein ursprünglicher glühender Shakspeare-Enthusiasmus in widerwillige Misgunst um, welche er geflissentlich zur Schau trug. Dies bekunden viele seiner Aeußerungen, von welchen nur die eine hier angeführt werden mag, daß er froh sei, mittels des „Götz" und des „Egmont" den Shakspeare „sich vom Halse geschafft zu haben".

Immer wieder darf man sich der Rümelin'schen Schrift und seiner Vertheidigung der deutschen Dichter freuen!

5. Hamlet, ein Tendenzdrama Shakspeare's gegen die skeptische und kosmopolitische Weltanschauung des Michael de Montaigne. Mit einem Anhange über Leben und Lehre Montaigne's von R. W. Emerson. Frei übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. F. Stedefeld. Berlin, Gebr. Paetel. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Die christlich-germanische Weltanschauung in den Werken der Dichterfürsten Wolfram von Eschenbach, Dante und Shakspeare. Mit einem Gruß an die Landsleute in Elsaß und Lothringen. Von G. F. Stedefeld. Berlin, Gebr. Paetel. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Beide Schriften stehen auf dem Standpunkte der Reichensperger'schen; sie suchen das specifisch Christliche in Shakspeare hervorzuheben. Hamlet ist der Skeptiker, der unchristliche, wenigstens ungläubig gewordene und vom positiven Glauben an den persönlichen lebendigen Christengott abgefallene Denker und Philosoph, sein Seelenzustand ein Kampf zwischen purem, blankem Theismus oder Pantheismus mit der christlichen Gläubigkeit. E. W. Sievers hat in seinem Werke „William Shakspeare" die gleiche Anschauung vertreten. Jeder Kritiker will in Shakspeare seine eigenen Gedankengänge wiederfinden; der Dichter ist für die Kritik nur der Nagel, an den sie ihr eigenes Bildniß hängt. Daß der „Hamlet" eine polemische Tendenzdichtung gegen die Philosophie des Montaigne sei, ist gewiß eine unbegründete Behauptung, schon vom Standpunkt des tragischen Kunstwerks aus, denn eine so klapperdürre Moral kann nicht aus den geistigen Prunkgewändern der reichen Dichtung als ihr eigentliches Wesen herausgeschält werden; daß sich der „Hamlet" dagegen sehr vielfach mit den Essays von Montaigne berührt, ist zweifellos, und der Nachweis dieser geistigen Verwandtschaft ist das Hauptverdienst der Stedefeld'schen Schrift, welche durch die gedrängte Darstellung der Gedankengänge Montaigne's ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

Die Zusammenstellung der drei Dichterfürsten Wolfram von Eschenbach, Dante und Shakspeare als Vertreter christlich-germanischer Weltanschauung (Nr. 6) knüpft in Bezug auf den letztern wieder an Hamlet an, erregt aber doch entschiedenes Bedenken in Bezug auf Dante, der zwar das germanische Kaiserthum prophetisch verherrlicht, dessen Dichtung aber doch durchaus aus dem romanischen Geiste herausgeboren ist. Die Schrift ist übrigens eine ziemlich bunte Mosaik ästhetisch-kritischer, polemischer und publicistischer Ideen. Eine Curiosität ist die kunstvolle Deutung zweier Stellen aus Dante und einer aus Wolfram von Eschenbach auf Kaiser Wilhelm. Einer scharfen Polemik gegen den Pantheismus, die moderne Weltanschauung aus Goethe, Gervinus, Carlyle und Emerson folgt eine Vertheidigung des neuen Deutschen Reichs gegen seine Ankläger, eine Widerlegung der Befürchtungen vor Militarismus, Despotismus, Reactionarismus (sic), ein Gruß an die neuen Landsleute in Elsaß und Lothringen! Christlich-germanisch ist Stedefeld wie Reichensperger, aber in dem letzten Theil seiner Schrift tritt er ganz auf die entgegengesetzte Seite.

7. Shakspeare als Mediciner. Vortrag in der Aula der Universität am 3. Februar 1873 gehalten und mit Anmerkungen versehen von Hermann Aubert. Rostock, Stiller. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wir sprachen uns schon oben dahin aus, daß das Genie alle Facultäten in sich vereinige. Man hat Shakspeare als Juristen „charakterisirt"; Aubert beleuchtet ihn als Mediciner, hebt seine oft hervortretende specifisch medicinische Sprach- und Denkweise hervor, viele sehr ins Specielle gehende medicinische Ausführungen, eine Fülle medicinischer Anspielungen, Bilder und Vergleiche, seine Vorführung des Todes, seine ausgezeichnete Darstellung der sogenannten Geisteskrankheiten, namentlich in der von allen Sachverständigen bewunderten Entwickelung der Geisteskrankheit seines König Lear. Hierüber hat bekanntlich Karl Stark eine eingehende „psychiatrische Shakspearestudie" veröffentlicht, ebenso Professor Dr. Neumann einen Vortrag „Lear und Ophelia". Aubert verfolgt die Darstellung, die Shakspeare von der Entwickelung und den Ausbrüchen von Lear's Wahnsinn gibt, und kommt zu dem Resultat, daß er in der Auffassung der Krankheiten, namentlich der Geisteskrankheiten von seinen Zeitgenossen nichts lernen konnte, sondern ihnen um zwei Jahrhunderte vorausgewesen ist. Er stellt ihn hierin neben Bacon, der ja bekanntlich vor einigen Jahren von einem Amerikaner als der Verfasser der Shakspeare'schen Dichtungen bezeichnet wurde:

Shakspeare's Auffassung von Krankheit steht also ganz außerhalb der medicinischen Vorstellungen des 16. Jahrhunderts. Auch mit ihnen mußte Shakspeare vollständig brechen, sein Genie mußte sich geradezu alles selbst schaffen: er mußte beobachten, er mußte das Wesentliche herausfinden, er mußte es dramatisch umschaffen, er mußte es künstlerisch ausführen. Für eine derartige Geistesarbeit haben wir allerdings keinen

Maßstab: aber wir finden, daß gerade in jener Zeit, und gerade in England sich wunderbare Geister entwickelten. Wir finden namentlich Einen Zeitgenossen Shakspeare's, dessen Genie auch bis auf unsere Zeit fortwirkt, welcher als der Gründer der empirischen Methode in den Naturwissenschaften noch heute verehrt wird: das ist Francis Bacon von Verulam.

Der Vortrag ist durchaus anregend und gedankenreich; auch behauptet Aubert nirgends, daß Shakspeare als Assistenzarzt in einer Klinik beschäftigt gewesen sein müsse, während die Verherrlicher seiner Jurisprudenz ihn durchaus zu einem Notariatsschreiber machen wollen.

8. William Shakspeare's dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Oechelhäuser. Fünfter bis zwölfter Band. Berlin, Asher u. Comp. 1871—72. Gr. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Seitdem wir die vier ersten Bände dieser Bearbeitungen besprochen (Nr. 39 für 1871), hat Oechelhäuser mit großer Unermüdlichkeit acht neue Bände veröffentlicht. Inzwischen hat ein Theil der Bearbeitungen, namentlich der Historien, auf ersten Bühnen die Feuerprobe bestanden; einige derselben haben früher beliebte Einrichtungen abgelöst, immerhin eine ins Gewicht fallende Thatsache, wenn man die Schwierigkeiten des Umlernens für die Schauspieler, des Neueinrichtens für die Regisseure und die conservative Gesinnung unserer Bühnenvorstände berücksichtigt. Die allgemeinen Principien der Bearbeitung, über welche sich Oechelhäuser in der Vorrede zu seiner Sammlung und wir uns in der Kritik derselben aussprachen, sind auch in allen folgenden Bänden treulich beobachtet worden: keine Zusätze und Einlagen, nur unerlaßliche Verknüpfungen und Ueberbrückungen der Handlung, meistens mit des Dichters eigenen Worten, ausgestrichene Scenen, scenische, ästhetische Kürzungen, und Kürzungen wegen zu langer Zeitdauer, zum Theil veränderte Acteintheilung, besser pointirte Scenen und Actschlüsse. Die Einleitungen haben wie die frühern den großen Vorzug sachlichen Tics; sie heben das Wesentliche in den Dramen selbst sowie die Motive der Abänderung in gedrängter Weise hervor und geben für die Darstellung der einzelnen Rollen vortreffliche Winke. Am schwierigsten war wol die Bearbeitung des „König Lear" (siebenter Band). Bedenken kann es hier erregen, daß Oechelhäuser die beiden Hauptscenen Lear's mit seinen Töchtern in einen Act, den zweiten, zusammendrängt, während im Original die Scene mit Goneril im ersten, die mit Regan im zweiten Act steht. Oechelhäuser sagt:

Es leiten mich hierbei übrigens keine doctrinären Motive; das natürliche Gefühl für dramatische Oekonomie (bei Shakspeare's Bühneneinrichtung kam bekanntlich den Acteintheilungen eine weit geringere Bedeutung zu) ließ mir es stets als höchst anstößig erscheinen, in demselben Act, in welchem Lear mit einem Herzen voller Liebe sein Reich zwischen die Töchter theilt, auch bereits die Schale des schwärzesten Undanks über ihn ausgegossen zu sehen. Die Unterredung Goneril's und Regan's am Schluß der ersten Scene läßt bereits das Schicksal ahnen, welches die unmenschlichen Töchter dem greisen Vater bereiten werden; dieses Gespräch ist der nothwendige Schlußstein der Exposition. Allein zwischen diesen Vorsätzen und deren Ausführung durch Goneril muß doch ein Ruhepunkt gedacht werden, in welchem die Uebertragung der Regierung an die beiden Schwiegersöhne vor sich ging, und in welcher der alte Lear mit seinen Rittern durch ihr wildes lästiges Leben jene äußern Vorwände lieferten, deren Goneril für die Ausführung ihres Plans immerhin bedurfte. Die nunmehrige unmittelbare zeitliche Aufeinanderfolge der Scenen Lear's mit Goneril und Regan, welche bisher durch einen Actschluß auseinandergehalten wurden, entspricht dagegen dem thätsächlichen Gange der Handlung im Stück und muß überdies die Wirkung mächtig steigern; daß der zweite Act hierdurch etwas lang wird, kann dagegen nicht in die Wagschale fallen.

Abgesehen von dem Umfang des zweiten Actes erscheint uns derselbe aber durch die beiden großen Parallelscenen doch überladen, gewissermaßen erdrückt von der pathetischen Wucht zweier glänzenden Hauptscenen; wir würden daher immer die frühere Vertheilung vorziehen, die auch dem ersten Act einen gewichtvollen Actschluß gönnt. Diese Schlußscene geht freilich über die Exposition hinaus, insofern entspricht Oechelhäuser's Einrichtung mehr den Gesetzen der dramatischen Technik; aber gerade für die Vertheilung der Bühnenwirkung erscheint uns die bisherige Einrichtung vorzuziehen. Der Darsteller des Lear muß überdies eine ansehnliche Ruhepause haben; er kann nicht rasch hintereinander diese gewaltigen Lungenproben höchst pathetischer Kraftäußerung ablegen. Daß die Scene zwischen Gloster und Edgar der Scene des zweiten Acts zwischen Edmund und Edgar gleich angehängt ist, billigen wir dagegen vollkommen, ebenso die Zusammenlegungen der ausnehmend zersplitterten Scene des dritten und vierten Actes, welche nirgends die Stimmung abschwächen. Die Beseitigung des Sprunges, den der blinde Gloster von der platten Erde aus thut, haben wir schon längst bei den Aufführungen verlangt; nichts ist alberner und kindischer als dieser halsbrechende Sprung auf platter Erde.

Ueber Charaktere und Rollen gibt Oechelhäuser treffliche Winke, nur scheint er uns für Cordelia zu sehr eine tragische Schuld herausdeuten zu wollen, die von Shakspeare doch nirgends betont ist.

Im „Sommernachtstraum" (sechster Band) lehnt sich Oechelhäuser mehr an das Shakspeare'sche Original an als die frühern Bearbeitungen. Das Stück wird mit der Mendelssohn'schen Musik, welche von unserm Bearbeiter ebenfalls berücksichtigt wird, meist in der berliner Bühneneinrichtung gegeben, die aber in der That viel zu wünschen übrigläßt. Der Treppenaufbau im Walde hat etwas sehr Verkünsteltes, Unfreies, Theatermäßiges. Die Grotte der Titania gemahnt wie ein Keller, die Elfen wie auf Flaschen gezogen. Sehr willkommen sind Oechelhäuser's Einwendungen gegen diese Bühneneinrichtung und der Hinweis auf Feodor Wehl's Vorschläge und Kean's phantasievollere Arrangements. Mit Recht wird die parodistische Tendenz des „Sommernachtstraum" hervorgehoben:

In dem Worte „Parodie" liegt der Schlüssel für die einzig richtige Auffassung und Darstellung des „Sommernachtstraum"; insbesondere ist es nicht auf eine blos komische Darstellung der Liebe, am wenigsten auf eine Darstellung wahrer Liebe, sondern auf eine „Parodie der Liebe" abgesehen. Ueberhaupt ist nichts in dem Stück ernsthaft gemeint; alle Handlungen und Verhältnisse darin sind parodirt, und alle Personen ohne Ausnahme, die Helden wie die Liebenden, die Feen wie die Rüpel, sind Träger dieser Parodie.

In der Mitte zwischen den Elfen und Rüpeln hat eine ernsthafte Haupthandlung keinen Platz. Wenn dies aber zugestanden werden muß, nun dann gebe man auch, und das ist es, was ich hier fordere, dieser Haupthandlung bei ihrer Vorführung auf der Bühne das richtige Colorit und lasse sie nicht

unbestimmt zwischen Ernst und Scherz einherschwanken, wie es bisjetzt geschieht.

Weiterhin heißt es:

Es kann sich hiernach bei den Liebespaaren weder um eine objectiv komische Färbung, noch um eine durchgehende Chargirung ihrer Rollen handeln; wohl aber gibt es hundert kleine Züge in Ton, Geberden, Haltung u. s. w., um es dem Zuschauer stets zum Bewußtsein zu bringen, daß hier keine ernsthaften Vorgänge und Leidenschaften im Spiele und daß die Darsteller sich selbst der parodistischen Tendenz ihres Thuns und Treibens jederzeit bewußt sind. Eine heitere, ironisirende Selbstverspottung muß stets durchtönen. Durch zahlreich beigefügte Bühnenanweisungen habe ich übrigens meine Auffassung über die richtige Darstellung der Liebesscenen im Zauberwalde noch mehr zu präcisiren gesucht.

Ueber die Charaktere der Hermia und Helena macht Oechelhäuser treffende Bemerkungen, wie überhaupt seine Bearbeitung diese Scenen, die man bisher für todte dramatische Arme hielt, mehr in Fluß bringt. Wie wenig auf die Individualität der Schauspielerinnen hier Rücksicht genommen wird, das bewies uns die geniale That eines vielgepriesenen Directors, welcher, nachdem er die Rollen der Hermia und Helena ganz verkehrt besetzt hatte, die Personalbeschreibungen einfach vertauschte, als wenn das für die Charaktere etwas Gleichgültiges wäre. Hermia wurde eine blonde, hochaufgeschossene Bohnenstange, Helena ein kleines, kokettes, pikantes Frauenzimmer! In der Bearbeitung der Lustspiele: „Die lustigen Weiber von Windsor" (zwölfter Band) und „Die Zähmung der Widerspenstigen" (achter Band) ist Oechelhäuser nicht sehr vom Original abgewichen. In Bezug auf das letztere Stück besteht hierin eine Neuerung; denn die bühnenübliche Deinhardstein'sche Bearbeitung des Stücks weicht mehrfach von Shakspeare ab und erfährt deshalb von Oechelhäuser herben Tadel. Es wird ihr Verflachung der Charakteristik schuld gegeben, ja Entstellung der Hauptcharaktere:

Während Shakspeare aufs feinste und bestimmteste jede directe Bedrohung Käthchen's durch Petruchio ausschließt, der sie vielmehr stets mit humoristischer Galanterie behandelt, tritt er ihr bei Deinhardstein mehrmals mit brutalem Befehl gegenüber, welcher schließlich alles Maß überschreitet, indem er sie, wie eine Küchenmagd, hinaustreibt mit den Worten:

„So geh und laß die Pferde mir bestellen.
Nein! Da hinaus; Nein da; — nein da; — doch da!"

Es ist dies ein Stückchen Hundedressur, eine Geschmacksverirrung, die Shakspeare's unwürdig wäre. Dieser veränderten Behandlung entspricht dann auch das veränderte Verhalten Käthchen's. Ihre Bändigung besteht bei Deinhardstein lediglich in der blassen Furcht vor dem physischen Uebergewicht, vor den brutalen Drohungen Petruchio's.

Auch gegen die Schlußwendung Deinhardstein's, die Entrüstung der Väter und ihren Streit, die Beilegung durch die von Petruchio angebotenen Wette, die bei Shakspeare nur als ein Product heiterer Tisch- und Festlaune erscheint, erklärt sich Oechelhäuser; wir glauben indeß mit Unrecht. Deinhardstein ging von dem Bestreben aus, der locker auseinanderfallenden Composition gegen den Schluß hin noch Einheit und Spannung zu geben und hat dies auch durch Abänderung des Motivs der Wette erreicht. Unser Publikum ist durch das neue Lustspiel gewöhnt an eine solche Schürzung des Knotens, dessen Lösung die Spannung bis zum Schluß wachhält; die Rückkehr zu der elementarischen Lustspielcomposition Shakspeare's dürfte sich auf unserer Bühne nicht als erfolgreich bewähren. Den „Lustigen Weibern von Windsor", welche Oechelhäuser scharf kritisirt, deren erfolgreiche Aufführung er aber auf unserer Bühne für möglich hält, können wir, trotz der Nicolai'schen Oper, nicht ein gleich günstiges Prognostikon stellen; dies Stück ist zwar ein Intriguenstück und entspricht in der Anlage weit mehr als die andern Lustspiele Shakspeare's unsern modernen Lustspielgewohnheiten. Die Intrigue ist aber in ihrer Ausführung so plumper Art, daß dadurch wieder unsere Theilnahme gefährdet wird, um so mehr, als wir hierin durch glänzende französische Muster verwöhnt sind. Geistvoll ist die Einleitung Oechelhäuser's, namentlich die Parallele zwischen dem Falstaff in „König Heinrich IV." und dem in den „Lustigen Weibern":

Unser natürliches Gefühl sagt uns sofort, daß der Unterschied ein sehr bedeutender sei, und bestätigt die Richtigkeit des in der gedachten Einleitung ausgesprochenen Satzes, wie unser Interesse, unsere Neigung für einen Menschen durch das Abwägen der guten gegen die schlechten Eigenschaften bedingt wird. Dem Falstaff in „Heinrich IV." hielten wir seinen Mangel alles moralischen Fonds zu gut, weil er uns durch Witz, Intelligenz und souveräne Beherrschung aller, selbst der lächerlichsten oder gefährlichsten Lebenslagen Ersatz dafür gab. Der Falstaff der „Lustigen Weiber" dagegen lebt nur noch von dem Bodensatz, von dem vereinzelten Aufflackern seines frühern Witzes; er geht in mehrfacher Wiederholung in die mit steigender Plumpheit gelegten Fallen und verdankt seine schließliche Rehabilitirung nur der Gnade der gutmüthigen Männer und Frauen von Windsor, nicht jener Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit, mit denen er sich einst in Eastcheap, in Shrewsbury, aus der Schlinge zog und seine Beschämung sofort in Lachen der Zuhörer über seine neuen Lügen und Schwänke aufzulösen wußte. Und hierin liegt unzweifelhaft ein psychologischer Misgriff, den Gervinus vergeblich als Intention des Dichters hinzustellen und zu rechtfertigen bemüht ist. Falstaff mochte sittlich noch so sehr verkommen, selbst sein Witz etwas trübe werden; allein aus einem wirklich geistreichen, intelligenten und über sich selbst vollkommen klaren Menschen, wie Falstaff in Heinrich IV., konnte nie der von Eitelkeit verblendete, geprellte Pantalon der lustigen Weiber werden; die Geistesgegenwart, mit der er bei Shrewsbury sein Leben rettete, ist unvereinbar mit der kopflosen Feigheit, die ihn in den Wäschekorb der Frau Fluth kriechen ließ. Wenn man also auch, mit Ulrici, annehmen wollte, der Dichter habe absichtlich Falstaff's Charakter in dieser Richtung geändert, so gesteht dieser Kritiker selbst zu, daß hierin ein Mangel des Dramas liege, indem ein in seiner Bedeutung so gesunkener Charakter nicht mehr die Berechtigung habe, als Träger eines Stücks aufzutreten. Während aber so auf der einen Seite die Anziehungskraft seiner geistigen Eigenschaften eine bedeutend geringere geworden ist, hat auf der andern Seite seine moralische Verwilderung bedeutende Fortschritte gemacht, und zwar in das Gebiet der wirklichen Gemeinheit hinein, deren Grenzen er nur in Heinrich IV. streifte. Er ist zum förmlichen Genossen, wenigstens zum Hehler seiner langfingerigen Diener geworden; er hat in seinen Spitzbübereien das Chevalereske abgestreift, welches früher seinem sittlichen Verfall doch noch einigermaßen den Riegel vorschob. Wenn unser Dichter im Falstaff, wie Ulrici und Rötscher annehmen, das im Verfall begriffene Ritterthum seiner Zeit hat geiseln wollen, so ist, in den „Lustigen Weibern" wenigstens, die Satire etwas zu plump ausgefallen. Kein Wunder also, wenn uns dieser Falstaff weniger anzieht, mehr abstößt; selbst der größte Künstler und die vollendetste Darstellung würden es nicht vermögen, in uns nur annähernd jenes Interesse, jene schrankenlose Heiterkeit hervorzurufen, die der dicke Ritter aus „Heinrich IV." erweckt.

Die Historien Shakspeare's sind in der Oechelhäuser'schen Bearbeitung kürzlich auf der berliner Hofbühne zur

Aufführung gekommen. „Richard III." und der in Ein Stück zusammengezogene „Heinrich VI." sind in den ersten Bänden der Sammlung enthalten und schon früher von uns besprochen worden. „Richard II." (fünfter Band) halten wir für die kunstgerechteste Historie Shakspeare's; auch Oechelhäuser nennt sie eins der vollendetsten und zugleich der am besten in sich abgeschlossenen Stücke des Historiencyklus. Mit Recht tadelt er indeß die Exposition, die mehr historisch und chronikenhaft als dramatisch sei. Deshalb hat er die erste Scene des Originals mit den bombastischen Anklagen und Herausforderungen Bolingbroke's und Norfolk's gestrichen und ihren wesentlichen Inhalt dem alten Gaunt in den Mund gelegt. Auch gegen das Streichen der zweiten Scene zwischen Gaunt und der Herzogin von Gloster läßt sich nichts einwenden, auch nichts dagegen, daß der dritte Act mit der Heimkehr Bolingbroke's beginnt und so die ganze Geschichte seiner Rebellion umfaßt. Ueber die scenische Einrichtung dieses Actes macht Oechelhäuser treffende Bemerkungen, ebenso über die einzelnen Charaktere des Stücks.

Die beiden Theile von „König Heinrich IV." (neunter und zehnter Band) hat Oechelhäuser nicht, wie diejenigen von „König Heinrich VI.", in einen zusammengezogen; er erklärt sich gegen das zuerst von Schröder, dann von Eduard Devrient und Laube unternommene Experiment. Im ersten Theil hat Oechelhäuser 19 Scenen auf 13, im zweiten 18 auf 14 reducirt. Wir finden nirgends eine Schädigung des Zusammenhangs. Die Beseitigung der Glendower-Episode und einiger kleiner Scenen, sowie die Verlegung einzelner, erregt keinen Anstoß. Auch ist nur zu billigen, daß der Bearbeiter hier sich nicht immer an den Schlegel'schen Text, auch in seiner durch Schmidt revidirten Gestalt hielt, sondern auch die treffliche Gildemeister'sche Uebersetzung in der Bodenstedt'schen Shakspeare-Ausgabe benutzte. Wir glauben, daß auch bei andern Stücken die Benutzung dieser neuen Uebersetzung vortheilhaft gewesen wäre.

„König Heinrich V." (elfter Band) ist als selbständiges Drama nicht haltbar, was auch Oechelhäuser zugibt; das Stück ist mehr episch-didaktisch als dramatisch. Der Bearbeiter mußte hier in Kürzungen und Zusammenziehungen mit durchgreifender Energie zu Werke gehen, um das Stück nur bühnenmöglich zu machen. So sind z. B. die dritte, vierte, fünfte, siebente und achte Scene des vierten Actes, der ganze Verlauf der Schlacht von Azincourt, in Eine Scene zusammengezogen, überhaupt die Zahl von 23 Scenen bei Shakspeare von ihm auf 12 herabgesetzt.

Die Oechelhäuser'schen Bearbeitungen mit den Dingelstedt'schen zu vergleichen, wäre, wie schon erwähnt, eine lohnende Aufgabe für das Shakspeare-Jahrbuch. Die Dingelstedt'schen Vorstellungen zum Shakspeare-Jubiläum in Weimar nennt Oechelhäuser meisterhaft und tadelt nur einzelne zu weit gehende Aenderungen und Zusätze, obschon gerade diese damals großen Erfolg hatten. Seine eigenen Bearbeitungen werden aber in nicht geringerm Maße die Shakspeareaner der stricten Observanz in Harnisch setzen. Friesen hat sich schon mehrfach, wenn auch mit sehr vorsichtigem Tadel, gegen derartige Bühneneinrichtungen erklärt, und Reichensperger findet es sehr befremdlich, daß aufrichtige hochverdiente Verehrer des Dichters solchem Zusammenschmelzungs- und Verstümmelungsgeschäfte obliegen, und nennt dies geradezu ein Vergehen. Shakspeare mit Haut und Haar ist aber nie in Deutschland gegeben worden; es handelt sich also nur um ein Mehr oder Minder der Einrichtungen; die Wünsche der Shakspeare-Fanatiker sind durchaus utopistisch.

Rudolf Gottschall.

Musikalische Schriften.

1. Franz Schubert und seine Lieder. Studien von Joseph Rissé. II. Goethe-Lieder. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 15 Ngr.

Das erste Heft dieser „Studien" haben wir bereits besprochen. Die erste Hälfte des vorliegenden zweiten Hefts beschäftigt sich ausschließlich mit den Gedichten Goethe's; die zweite beginnt mit der im Tone wärmster Bewunderung gehaltenen Analyse der einzelnen Schubert'schen Goethe-Lieder. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Commentatoren von Musikwerken viel mehr hineinlegen als dem Componisten einfiel, und wenn Schubert auf alles das gesonnen hätte, was unser Commentator aus ihm herausliest, so hätte er wol schwerlich in seiner kurzen Lebenszeit so Reiches geschaffen. Seine geniale Anlage für dieses Fach ließ ihn das Rechte treffen, ohne lange darüber zu grübeln, womit aber keineswegs ausgeschlossen ist, daß andere musikalische Illustrationen nicht ebenso wirksam sein könnten. Fast ein halbes Jahrhundert ist es her, daß Schubert gestorben; seine Lieder sind in alle Welt gegangen. Die Analyse unsers Verfassers kommt daher etwas post festum; wegen ihrer ansprechenden, möglichst weit ausgreifenden Weise möchte sie aber in den dafür sich interessirenden Kreisen Anklang finden.

2. Gesammelte Aufsätze über Kunst, vorzugsweise Musik von C. G. P. Grädener. Hamburg, Pohle. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Artikel waren ursprünglich in zwei wiener Zeitschriften enthalten, welche wegen Mangel an Absatz im vorigen Jahrzehnt eingegangen sind, und verdienen es ihres Inhalts wegen, daß sie der Vergessenheit entrissen wurden, als Zeugniß der tüchtigen Gesinnung und der scharfen Erkenntniß eines durchgebildeten Fachmusikers, was in unsern Zeiten, wo so viele Unberufene über eine so complicirte Kunst ihre Stimme abgeben, doppelt wohlthut. Daß interessante Fragen auf den 160 Seiten zur Sprache kommen, zeigt nachfolgendes Inhaltsverzeichniß: 1) „Anregungen durch Anregungen (die Schiller-Goethe-Philologie)"; 2) „Ueber Liedertafeln"; 3) „Ueber das Verhältniß des Publikums zum musikalischen Kunstwerk"; 4) „Ueber das Verhältniß der Kritik zum musikalischen Kunstwerk"; 5) „Studie über das Thema vom Inhalt des Kunstwerks"; 6) „Mozart's vordeutscher Figaro";

7) „Echt oder unecht. In Bezug auf eine Mozart zugeschriebene Klaviersonate"; 8) „Fragmentarisches über Formengewandtheit"; 9) „Rede zur hundertjährigen Gedächtnißfeier Beethoven's"; 10) „Johannes Brahms und sein Sextett"; 11) „Alexander Dulibicheff und Ludwig Nohl: Die Zauberflöte. Eine Parallele".

3. Franz Schubert. Sein Leben und seine Werke. Von August Reißmann. Mit Porträt in Stahlstich, Notenbeilagen und einem Facsimile. Berlin, Guttentag. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Name Franz Schubert's ist derjenige, welchen man denen des bekannten Trifoliums großer deutscher Tonsetzer am nächsten anzureihen sich gewöhnt hat. Er gehörte zu jenen Naturen, denen ein unerschöpflicher Melodiequell wie unwillkürlich entfließt, und wenn auch der hauptsächlichste Wirkungkreis, auf welchen er seine Thätigkeit richtete, das Lied war, wenn er wenigstens hierin vor allem die Augen der Welt auf sich lenkte, so haben doch auch andere Zweige der Tonkunst einzelne Werke von ihm erhalten, die, mag man dies und jenes daran auszusetzen haben, unmittelbar nach den Beethoven'schen Leistungen, obgleich von ganz verschiedener Art, registrirt zu werden pflegen. Die C-dur-Sinfonie, das D-moll-Quartett, das Klaviertrio in Es gehören zu dem ständigen Repertoire instrumentaler Aufführungen. Was Schubert in kirchlicher und dramatischer Musik geschaffen, will freilich keinen hohen Rang beanspruchen; überblickt man aber die Masse dessen, was er während seines so kurzen Daseins der Welt gegeben, so muß man gestehen, daß nur ein von der Natur ausnahmsweise Begabter einen solchen Schatz tonkünstlerischer Gebilde ins Leben zu rufen vermochte. Die Eigenart, welche ihm in andern Fächern entgegenstand, um die höchste Palme zu erreichen, befähigte ihn gerade für das Lied so ausnehmend und machte ihn zum ersten Genius desselben.

Daß Schubert bei seinem frühen Tode nicht zum Genuß allgemeiner äußerer Anerkennung gelangen konnte, versteht sich von selbst. Ueberhaupt waren die Zeiten ganz andere geworden als ehemals, wo hochgestellte Edelleute eigene Kapellen sich halten und einen Beethoven durch das Probiren und Aufführen seiner Werke so wesentlich unterstützen konnten. Der allgemeine Geschmack hatte sich ganz der Rossini'schen Musik zugewandt, und selbst ein Beethoven fühlte sich inmitten dieser Vorliebe für den bloßen Klingklang in der Musik desto mehr vereinsamt, je ernster und tiefer seine eigene Muse sich gestaltete. Indeß Schubert's Musik hat so viel des sinnlich Reizenden, daß auch er sicher zur Anerkennung durchgedrungen sein würde, wenn seine größern Werke zur öffentlichen Aufführung gelangt wären; doch darin traten die Verhältnisse und sein kurzes Leben hindernd entgegen. Zwar seine Opern erblickten theilweise auf der Bühne das Licht der Welt; doch war dies nicht Schubert's eigentliches Fach. Die schlagfertige Kraft des nicht blos Stimmungen, sondern Charaktere und Handlungen scharf zeichnenden Dramatikers lag wol nicht im Bereich seiner Begabung, wie überhaupt auch seiner Instrumentalmusik mehr eine gewisse Naivetät sprudelnder Schöpferkraft, ein Schwelgen im Sinnlichen des Klanges innewohnt, dagegen ein tiefes Erfassen und Herausbilden und ein individuelles Charakterisiren fehlt. Dennoch mögen wir uns glücklich schätzen, daß ein Schubert uns zutheil geworden, und beklagen, daß wir ihn so früh verloren. Ist sein Wirken im ganzen auch nur ein Torso geblieben, er hat uns genug gegeben, um unserer steten Liebe gewiß zu sein.

August Reißmann sucht in seiner vorliegenden Biographie den Anforderungen nach den verschiedenen Seiten hin gerecht zu werden, sowol hinsichtlich der biographischen wie der künstlerischen Momente. Franz Schubert's Bedeutung als Romantiker wird voll gewürdigt und seine Stellung zu seinen Nachfolgern darin charakterisirt. Freilich ist es nicht zu vermeiden, daß bei dergleichen theoretischen Erörterungen manches zur Sprache kommt, das eigentlich mehr auf Annahme als auf wirklich Greifbarem beruht. Man muß auch nicht vergessen, daß Schubert erst in der Entwickelung begriffen war, als er seine Feder niederlegte. Wie sich von selbst versteht, sind es namentlich die Lieder, welche den größten Theil der Besprechung einnehmen. Das reich mit Notenbeispielen ausgestattete Buch zerfällt in zehn Kapitel („Schubert's Jugendzeit 1797—1813", „Franz als Schulgehülfe 1813—17", „Die ersten Stücke von Bedeutung", „Franz Schubert als Musiklehrer 1818—19", „Die ersten Erfolge 1819—22", „Die Mühen und Sorgen des Lebens 1823—24", „Auf der Höhe künstlerischer Thätigkeit 1825—28", „Der frühe Tod 1828", „Schubert und die Romantik", „Schubert's kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung"). Dem Werke ist ein Verzeichniß der ungedruckten und der gedruckten Compositionen in chronologischer Ordnung beigegeben, nebst Notenbeilagen und einem Facsimile. Das Werk wird zweifellos denselben Beifall finden wie die frühern biographischen Leistungen des Verfassers.

4. Deutschlands musikalische Heroen in ihrer Rückwirkung auf die Nation. Vortrag gehalten am 15. Februar im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Emil Naumann. Berlin, Lüderitz. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre bildet das Heft 170 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Virchow und von Holtzendorff. Sie faßt alles zusammen, was zum Preise unserer bedeutendsten ältern Tonmeister beigebracht werden kann, die Beziehung ihrer Schöpfungen zu andern Künsten u. s. w.

5. Culturgeschichtliche Briefe über deutsche Tonkunst. Von Ludwig Meinardus. — A. u. d. T.: Des einigen deutschen Reichs Musikzustände. Zwölf Briefe. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 28 Ngr.

Wir haben dieses Schriftchen bereits besprochen. Vorliegende zweite Auflage unterscheidet sich in nichts von der ersten. Im ganzen stellt das Büchelchen eine kleine Jeremiade vor; doch eine Kunst, welche so vielseitige Anregungen für alle zu bieten, welche zugleich populär und für den Kenner zu sein vermag wie kaum eine andere, hat zu allen Zeiten Erscheinungen hervorgebracht, die denen, welche auf einen höhern Standpunkt sich zu stellen lieben, zuwider sind. Daran ist einmal nichts zu ändern. Der Verfasser sagt ja selbst: „Die Kunst ist für alle." Unterstützt nur die schaffenden Genien nach Verdienst, und wir kommen schon weiter.

Zum Schluß führen wir unsern Lesern diesmal noch drei Broschüren über den Unvermeidlichen vor, über Richard Wagner:

6. Richard Wagner und das musikalische Drama. Von E. Schuré. Aus dem Französischen übersetzt. Hamburg, O. Meißner. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine gut geschriebene kurze Darstellung der Bestrebungen Wagner's als Einleitung zu einer speciellen Auseinandersetzung der „Meistersinger“, welche die zweite Hälfte der circa 70 Seiten füllt. Freilich ist dieselbe zu ausschließlich mit Wiedergabe des Textes beschäftigt, als daß sie für die musikalische Kritik Raum hätte. Auch die folgende Broschüre:

7. Meistersingermotive. Eine Studie über Richard Wagner's „Meistersinger“ von Julius Stinde. Hamburg, Richter. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.

ist, wie Verfasser sagt, nur ein Versuch, den Charakter und die Bedeutung der Motive ohne Notenbeispiele zu erläutern, was die Arbeit nicht in das Gebiet der theoretisch-musikalischen, sondern in das der ästhetischen Studie verweist. Wenn diese Broschüre nur voll Bewunderung für Wagner ist, so verhält sich dies etwas anders mit der dritten Broschüre:

8. Richard Wagner. Ein Wort der Aufklärung über dessen Nibelungen-Trilogie von Gustav Dullo. Königsberg, Braun u. Weber. 1872. 8. 12 Ngr.

Verfasser geht hier schärfer mit Wagner ins Gericht, freilich auch blos ästhetisch auf Grundlage des Textes, indem er nur Allgemeines über seine Musik beibringt. In dem baireuther Unternehmen erblickt er hauptsächlich auch das Bestreben, von der Aufführung alle nicht enthusiastischen Bewunderer auszuschließen, um nur lobpreisende Berichte in die Welt gelangen zu lassen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der Wochenschrift für das nationale Geistesleben der Gegenwart: „Die Literatur“, herausgegeben von Hermann Riotte und Paul Wislicenus (Leipzig, Richter u. Harrassowitz), liegt uns das Augustheft vor, welches vier Nummern enthält. Der frische, lebendige Ton des Blattes und der deutsche Geist, in dem es gehalten ist, müssen unsere Sympathie erwecken; es sind meistens jüngere, zum Theil bisher nicht bekannte Autoren, welche hier Kritik üben, aber es geschieht dies mit einer gesunden Begeisterung für die erkannten Ideale. Eine lebhafte Polemik richtet sich nach allen Seiten; doch ist auch der Sprechsaal für entgegengesetzte Anschauungen eröffnet. So wird namentlich das Sacher-Masoch'sche Werk „Ueber den Werth der Kritik“ von verschiedenen Seiten beleuchtet; auch über die Anonymität der Recensionen, in denen einzelne Mitarbeiter alles Heil erblicken wollen, sowie über die Anonymität der Bühnenstücke finden sich widersprechende Artikel. Was die letztern betrifft, so muß man dem Herausgeber recht geben, wenn er sich gegen eine Anonymität wendet, die nur als Lockungs- und Spannungsmittel benutzt wird, als Mittel der Reclame, damit sich Publikum und Kritik möglichst den Kopf zerbrechen und an dem darübergeworfenen Schleier hin- und herzupfen. Doch gibt es auch eine Anonymität zu Gunsten des persönlichen Schutzes in einer Zeit, in welcher das Publikum durch Cliquen- und Claquenwesen systematisch dupirt und in welcher es der Kabale leicht gemacht wird, durch pariser Mittel den Erfolg eines Stücks zu gefährden. Und solche Kabale geht oft aus persönlicher oder literarischer Feindschaft gegen einen Autor hervor. Darum kann auch der Vertheidiger der Anonymität des Dramatikers sehr gute Gründe ins Treffen führen und am Schluß nicht ohne Berechtigung sagen: „Mir scheint es sogar empfehlenswerth für jeden Autor, sein Stück zuerst ohne seinen Namen hinausgehen und das Werk für sich selbst sprechen zu lassen. Auf diese Weise wird das Urtheil des kritischen Publikums wenigstens frei von günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen ausfallen, und der Autor hat schließlich seinem Namen keine Blöße vor der Oeffentlichkeit gegeben, wenn das betreffende Stück auf den Bretern nicht halten sollte, was es auf dem Papiere versprach, ein Irrthum bekanntlich, dem auch der erfahrenste Bühnenkenner nur zu leicht verfallen kann. Es ist eine schöne Sache um den persönlichen Muth, und es klagt recht gut, daß man alles, was man der Oeffentlichkeit übergebe, mit seinem Namen vertreten müsse und in der Novellistik, im Journalismus und vor allem in der polemischen Literatur ist es auch sicherlich ganz am Platze. Allein bei dramatischen Erzeugnissen muß der Autor, der sich nennt, nur zu oft mit seinem Namen zugleich für die Mangelhaftigkeit der Aufführung, für die Geschmack- und Gedankenlosigkeit des tausendköpfigen Publikums und für was alles sonst noch mit büßen. Und das wird kein Billigdenkender ihm zumuthen wollen.“

„Die Literatur“ enthält zwar auch Buchkritiken, doch meistens Essays mit stark reformatorischer Tendenz, die sich gegen „den Modeteufel“, die „dritte Lüge“, als welche der fade Optimismus der herrschenden gesellschaftlichen Klassen bezeichnet wird, gegen das Ich der Novellisten, das Chansonetten-Unwesen in Deutschland u. a. wendet. Polemische Briefe, Theaternotizen, einzelne Buchkritiken bilden außerdem den Inhalt des Blattes, das sich durch diese ganze Haltung von unsern, dem Vorbild des „Athenaeum“ nachstrebenden „Blättern für literarische Unterhaltung“ unterscheidet. Außer den Herausgebern der „Literatur“ begegnen uns unter den Mitarbeitern die Namen Oscar Willen, Johannes Wedde, Oscar Riecke, Sonnenfels, Franz Jäger, Konstantin Hartwig u. a. Mit dem 1. October wird „Die Literatur“ ihren Umfang verdoppeln und auch Romane bringen. Angekündigt wird der Roman: „Der moderne Diogenes“ von Hermann Riotte.

— Von dem Werke: „Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst“, von Moritz Carriere (Leipzig, Brockhaus), ist eine zweite neu bearbeitete Auflage erschienen. Das auch durch geschmackvolle und elegante Darstellung hervorragende Werk hat ein größeres Publikum gefunden. Ebenso ist von dem ersten bis vierten Bande von Moritz Carriere's „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit“ (Leipzig, Brockhaus) eine zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage erschienen, während der fünfte, das treffliche Werk abschließende Band binnen kurzem zur Ausgabe kommen wird.

— Auf unserm Büchertisch finden sich: „Der Antichrist“ von Ernest Renan, autorisirte deutsche Ausgabe; „Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense: Tagebücher von Friedrich von Gentz“, erster Band; Karl Frenzel: „Deutsche Kämpfe“; Christian Palmer: „Geistliches und Weltliches für gebildete christliche Leser“; folgende Schriften zur Strauß-Literatur: Ludwig Weis: „Der alte und neue Glaube“; Zirngiebl: „Der neue Glaube des Dr. Strauß“; Spörri: „Der alte und neue Glaube“; Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen“; David Strauß: „Der Bekenner und der Schriftsteller“; Rauwenhoff und Nippold: „David Friedrich Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse“; ferner befinden sich auf unserm Büchertisch: Hans Kudlich: „Rückblicke und Erinnerungen“; Gustav Rasch: „Der Leuchtthurm des Ostens, Serbien und die Serben“ und „Die Türken in

Europa"; Karl Rosenkranz: „Von Magdeburg bis Königsberg"; John Forster: „Charles Dicken's Leben, übersetzt von Friedrich Althaus", zweiter Band; M. T. von Heuglin: „Reise nach dem Nordpolarmeer", zweiter Theil; Albert Linel: „Das neue deutsche Kaiserreich"; Hermann Michael Richter: „Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860—70".

Ausländische Literatur.

John O. Sargent hat den „Letzten Ritter" von Anastasius Grün in das Englische übersetzt unter dem Titel: „The last knight, a romance-garland. From the German of Anastasius Grün" (Neuyork, Hewd u. Houghton). In einer Einleitung gibt Sargent eine kurze Biographie des Grafen von Auersperg, in welcher er den „Letzten Ritter" eine nationale Dichtung nennt, die dem Poeten rasch einen weitreichenden Ruf verschafft habe. Die in den Nibelungenstrophen gehaltene Uebersetzung gibt den Ton des Originals getreu wieder.

— Die „Rivista Europea" bespricht in ihrem Augustheft die Novellen von Ida von Düringsfeld „Prismen", denen getreue Schilderung deutscher und belgischer Landessitten auf Grundlage reicher Erfahrungen und feiner Beobachtungen nachgerühmt wird; außerdem die Schrift von Karl Marquard Sauer über „Alessandro Manzoni", welche die Revue eine fleißige und lobenswerthe Arbeit nennt. Einige kleine, auch in der bereits erschienenen zweiten Auflage nicht beseitigte Irrthümer werden dem Verfasser nachgewiesen.

— Das Gedicht, in welchem Victor Hugo den 16. September 1873, die Befreiung Frankreichs von der deutschen Occupation, preist, hat solchen Absatz gefunden, daß am 16. abends bereits 25000 Exemplare derselben verkauft waren. Jeder Vers dieses Gedichts athmet den „Rachekrieg", an ungeheuerlichen Hyperbeln leistet es das Unglaubliche. So fühlt der Dichter z. B. den Aetna auf seiner Brust:

J'écoute bouillonner la lave sous-marine
Et je me sens toujours l'Etna sur la poitrine.

Auch an Wendungen, die wir als cynisch-apokalyptische bezeichnen möchten, fehlt es nicht. So nennt er das französische Volk ein auf seinem Misthaufen sitzendes Volk, das sich mit einem Scherben den Eiter seiner Geschwüre abkratzt:

O peuple, maintenant assis sur ton fumier
Râcle avec un tesson le pus de tes ulcères.

Die bunte Reihe der Feinde Frankreichs ist so zusammengestellt, daß die Invective gleichsam den Flügelmann bildet, und der Rache der neuerwachten Armee geweiht:

L'hercule celte en vous, la hache sur l'épaule,
Revivra, vous rendrez sa frontière à la Gaule,
Vous foulerez aux pieds Fritz, Guillaume, Attila,
Schinderhanns et Bismarck, j'attends ce jour-là.

Ein nicht minder lebensgefährliches Attentat hat der jüngere Alexandre Dumas auf Goethe ausgeübt in einer Vorrede zu einer Uebersetzung des Goethe'schen „Faust" von Bacharach. Dieser Beitrag zur Goethekritik hat jedenfalls den Reiz der Neuheit. Goethe erscheint darin nicht blos als Don Juan, der Liebesemotionen literarisch auszubeuten sucht, auch als Prussien, der für Bureaukraten dichtet. Was werden die Gelehrten der „Revue des deux mondes" zu diesen neuesten Studien zur Kenntniß des deutschen Geistes sagen?

Theater und Musik.

Das neue Lustspiel von Ernst Wichert: „Die Realisten", ist am münchener Hoftheater mit Beifall in Scene gegangen. Das Stück geiselt den Realismus oder vielmehr den Materialismus der Gegenwart, dessen Jünger und Jüngerinnen durch einen aus Nordamerika zurückkehrenden Onkel bekehrt werden.

— Am wiener Burgtheater ist ein einactiges Drama: „Oenone" von Karl Berger in Scene gegangen mit einem Achtungserfolg. Die Heldin ist die Geliebte des Trojaners Paris, die er treulos verlassen, und durch deren Heilkunst der zum Tode Verwundete gerettet werden soll, bis sie erfährt, daß er Helenen noch liebt. Sie versagt die Heilung, und er stirbt. Die psychologische Studie ist nicht ohne Sinn für dramatische Wirkung ausgeführt.

Bibliographie.

Braubach, W., Kleine philosophische Essays I. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Carriere, M., Aesthetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. 2te neu bearbeitete Aufl. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Cassel, P., Hohenzollern. Ursprung und Bedeutung dieses Namens. Sprachwissenschaftlich erläutert. Berlin, Gülker u. Comp. 8. 10 Ngr.

Claudius, M., Der Wandsbecker Bote, Briefe an Andres. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 9 Ngr.

Colans, F. O., Tiberius. Trauerspiel. Rostock, Kuhn. 8. 24 Ngr.

Cornaro, L. v., Strategische Betrachtungen über den Feldzug in Italien 1796—1797. Nach Vorträgen, gehalten an der k. k. Kriegsschule. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Franz, A., Johannes Baptista Balzer. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Diöcese Breslau. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr.

Frantz, C., Abfertigung der nationalliberalen Presse nebst einer höchst nöthigen Belehrung über den Ultramontanismus. Leipzig, Roßberg. 8. 10 Ngr.

Fremd, W., Das zerbrochene Dintenfaß. Märchen für Jung und Alt. Eine Festgabe. Lübeck, Schmidt's Wwe. 16. 27 Ngr.

Frohschammer, J., Der Fels Petri in Rom. Beleuchtung des Fundaments der römischen Papstherrschaft. Kempten, Dannheimer. Gr. 8. 4 Ngr.

Goltz, H. v. der, Ueber sittliche Werthschätzung politischer Charaktere. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.

Grapengießer, C., Jakob Frdr. Fries. Ein Gedenkblatt an die Säkularfeier seiner Geburt in Jena am 23. August 1873. Jena, Bran. Gr. 8. 3 Ngr.

Hahn, R. E., Stephanie. Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Harster, W., Die Nationen des Römerreiches in den Heeren der Kaiser. Speyer, Neidhard. Gr. 8. 14 Ngr.

Heinze, C., Die Regelung des Schulwesens durch die Disciplin. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsches Heldenbuch. 4ter Thl. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Herrig, H., Kaiser Friedrich der Rothbart. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 10 Ngr.

Hohenhausen, F. v., Schöne Geister und schöne Seelen oder Denkmale der Freundschaft berühmter Männer und Frauen. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Karpeles, G., Das deutsche Nationalfest. Festgabe zum 2ten September. Breslau, Lichtenberg. 16. 10 Ngr.

Poetische Klänge aus einem jungen Christenherzen. Halle, Erlecke. 8. 10 Ngr.

König, E. A., Das Kind Bajazzo's. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Kopp, W., Die zehn Hirtenlieder des Virgil in freier Uebertragung. Berlin, Springer. 8. 16 Ngr.

Koskinen, Y., Finnische Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 Thlr.

Meerheimb, R. v., Fürsten-Welt. Die Weltgeschichte in Lied, Wort und Spruch fürstlicher Persönlichkeiten von der ältesten Vorzeit bis auf die Gegenwart. Dresden, Höckner. Lex.-8. 2 Thlr.

Müller, G., Der Rastadter Gesandten-Mord. Inaugural-Dissertation. Leipzig, G. Körner. Gr. 8. 10 Ngr.

Oertel, E. F. A., Ein Wort zur Entwickelung des Realschulwesens in Sachsen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Pfleiderer, O., Der Paulinismus. Ein Beitrag zur Geschichte der urchristlichen Theologie. Leipzig, Fues. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Renan, E., Der Antichrist. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Ringseis, Emilie, Neue Gedichte und kleine Dramen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schick, M., Joh. Seb. Bach, ein musikalisches Lebensbild aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dargestellt für alle Freunde der Tonkunst, insbesondere für Organisten, Cantoren, Lehrer und Seminaristen. Reutlingen, Baur. 8. 12 Ngr.

Schmidt, M., Das Leben Konon's. Historische Abhandlung. Leipzig, G. Koerner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schneid, M., Die scholastische Lehre von Materie und Form und ihre Harmonie mit den Thatsachen der Naturwissenschaft. Eichstätt, Krüll. Gr. 8. 1 Thlr.

Schoedler, F., Atlas der chemischen Technik. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 20 Ngr.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 13ter Jahrgang. 1872. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 Thlr.

Stahr, A., Bilder aus dem Alterthume. 1ster Thl. Tiberius' Leben, Regierung, Charakter. 2te völlig umgearbeitete Aufl. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sorglose Stunden im Kreise beliebter Erzähler. Herausgegeben von F. W. Hackländer. 1ster Jahrgang. 15 Hefte. Stuttgart, Kröner. 4. à Heft 4 Ngr.

Sulzbach, A., Dichterklänge aus Spaniens besseren Tagen. Auswahl aus den Meisterwerken jüdisch-spanischer Dichter, metrisch übersetzt und mit Noten versehen. Frankfurt a/M., Erras. Gr. 16. 20 Ngr.

Wagner, G. W. J., Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogthum Hessen. 1ster Bd. Provinz Starkenburg und Oberhessen. Darmstadt, Klingelhöffer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 9. October 1873.

Neue Gedichte und Dichtungen.

1. Gedichte von Felix Dahn. Zweite Sammlung. Erste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Obgleich diese Sammlung eines Dichters, der vor allem auf classische Bildung Anspruch machen darf, da er auch die Latinität mit der virtuosen Kunst eines G. Schwetschke beherrscht, einen vorzugsweise epischen Zug hat, so finden sich doch in derselben auch der Lieder- und Reflexionspoesie angehörige Gedichte, welche einen hervorragenden Werth in Anspruch nehmen. Ueberhaupt enthält sie viel Schönes und Gediegenes. Wenn ihr auch das volksthümlich Innige fehlt, dessen Werth eine vielfach schwankende Größe ist, so entschädigt dafür das Stilvolle, Getragene, der Adel im Ausdruck der Empfindung, die klare Anschaulichkeit in den lyrisch-epischen Dichtungen. Offenbar schlägt der Dichter selbst einen falschen Grundton an, wenn er von seiner Muse sagt:

Nein, nicht in Hellas' Marmorhallen,
Wo Flöten durch die Säulen schallen,
Ist meiner Muse Aufenthalt:
Sie schmückt kein Stirnband, golden-kalt:
Frei läßt sie wirre Locken wallen,
Und ihre Heimat ist der Wald.

Dort, wo die Buchenwipfel rauschen,
Darf ich ihr Walten oft belauschen:
Da schwebt sie hin am stillen See,
Ihr folgt das junge fahle Reh,
Und wilde Tauben Zwiesprach tauschen,
Leis gurrend, mit der Waldesfee.

Sie ist durchaus kein schlichtes träumerisches Waldkind mit „wirren Locken", welches in des Knaben Wunderhorn tutet, wie überhaupt die ästhetische Berechtigung der „wirren Locken" in der Poesie eine zweifelhafte ist. Die Vorliebe des Dichters für germanische Geschichts- und Sagenstoffe ist zwar unverkennbar; doch der poetische Stil, in welchem er sie behandelt, hat durchweg jene Formenschönheit, welche sich von der üblichen Wald- und Volkspoesie vortheilhaft unterscheidet.

Der bei weitem größte Theil der Sammlung besteht aus „Romanzen, Balladen, Dialogen und historischen Bildern"; der epische Zug ist vorherrschend bei dem Dichter; es ist eine offene Halle, die er mit seinen geschichtlichen Fresken bekleidet. Einzelne dieser Dichtungen sind allerdings nicht viel mehr als geschichtliche, in ein poetisches Gewand gekleidete Ueberlieferungen, und nicht alle haben ihren Schwerpunkt so in sich selbst, wie dies von einem guten Gedicht verlangt werden muß, und die „Kreuzfahrerlieder" z. B. erinnern sehr zu ihren Ungunsten an diejenigen von Redwitz; es findet sich in beiden viel geschmacklose Bänkelsängerei:

O Sonnenbrand —
O Wüstensand —
O trockne Kehl' —
O arme Seel' u. s. f.

Unter den Gedichten aus der Welt der Mythe und Geschichte des Alterthums läuft manches Akademische mit, so gleich das erste Gedicht: „Hylas", das zweite in alkäischen Strophen: „Herakles", das dritte ein Dialog zwischen Hektor und Kassandra, in welchem Hektor im Stil des Homer spricht, in Hexametern, und Kassandra in Sophokleischen Trimetern antwortet. Das sprachlich Geläuterte und metrisch Saubere dieser Gedichte täuscht uns nicht darüber, daß der poetische Gehalt derselben nicht über das Schulmäßige hinausgeht. Eine menschlich tiefere Bedeutung, obgleich durch zu viele Beispiele bilderfibelartig illustrirt, hat das Gedicht „Nemesis". Eine Heroide in asklepiadeischen Versen ist das Gedicht: „Aspasia an Perikles." Während der „Gesang der Athener" sich nicht zu dichterischer Bedeutung erhebt, erinnert der „Gesang der Legionen" an ähnliche Dichtungen von Hermann Lingg, athmet geläuterte Kraft und ein römisches, auch in charakteristischen Reimen sich spiegelndes Colorit:

Durch Alpenschnee, durch Partherſand
Mit immer stetem Schritte
Wir tragen mit das Vaterland
Und Römer-Recht und Sitte.

Und wo der Feldherr Lager schlug,
Da kann uns Heimat werden:
Wir folgen unsrer Adler Flug
Und unser ist die Erden.

Und nach dem Sieg das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten:
Das Land, das römisch Blut getränkt,
Ist römischer Penaten.

Am Euphrat und am Donaustrom
Blüht heil'ger Dienst der Laren,
Und rings ersteht ein kleines Rom
Zum Staunen der Barbaren.

Der Sumpf versiecht, der Urwald fällt,
Nahn sich des Lictors Stäbe:
Wir bringen eine schönre Welt:
Den Oelbaum und die Rebe.

Wir bauen Straßen von Granit,
Die noch in fernsten Tagen
Den ehrnen Schritt, den Siegesschritt
Der Schlachtcohorten tragen.

Denn uns ist aus Orakelmund
Das Schicksalswort verkündet:
So ewig steht im Erdenrund
Das Römerreich gegründet,

So ewig ziehn von Pol zu Pol
Die römischen Legionen —
Als am bethürmten Capitol
Die ew'gen Götter thronen.

Dahn liebt es überhaupt, ein historisches Bild in die Form des Liedes einzukleiden, welches, von Gestalten und Gruppen der Vergangenheit gesungen, ihnen dramatisches Leben gibt. Dies gilt namentlich von dem „Geusenlied" mit den imposanten Schlußversen:

Und doch erbebt das stolze Spanien,
In dessen Reich der Tag nicht sinkt,
Wenn unser Racheruf: „Oranien!"
Sich über Alba's Heere schwingt.

Ihr bebt mit Recht! Von Sklavenschande,
Bei Gott! wird dieser Boden rein,
Und müßten alle Niederlande
Von Meeresflut verschlungen sein!

Durchstecht den Deich, reißt auf die Schleusen!
Ersäuft die fremde Tyrannei!
Es naht die See, es nahn die Geusen,
Das Land wird Meer, doch wird es frei!

Römische Balladen mit dramatischer Lebendigkeit sind: „Die Vestalin" und „Der Sklave". „Eva" und „Lucifer und Atala" erinnern an geistesverwandte Byron'sche Dichtungen. Eine wirksame Pointe hat „Arabische Todtenklage". Daß Dahn auch den Ton der spanischen Romanzen und der schottischen Balladen trifft, beweisen zahlreiche Gedichte dieser Art, da sich der Poet in solchen Nachdichtungen gefällt. Unsere Dichter sollten indeß vorziehen, statt den Bildersaal der Weltliteratur mit den Copien älterer Dichtungen zu bereichern, aus dem Geist der Zeit herauszudichten und für ihn neue Formen zu finden. Wir können den schleppenden Trochäen:

Donna Cava, Donna Cava,
O, was mußtest du auch tanzen u. s. f. —

und dem schottischen Balladenvers, gegen dessen Bänkelsängerton bereits Shakspeare's Percy eine begründete Abneigung hegte:

Das war Sir Roger de Montremy, zog siegend durch die Gauen u. s. f.

keinen besondern Geschmack abgewinnen. Unter den „schottischen Balladen" finden sich indeß einzelne recht gelungene, ihr frisch zugreifendes Leben, ihre düstere Tragik spiegelt sich in diesen Nachdichtungen. „Robin Hood" enthält manche schöne Verse wie die folgenden:

Im Walde war's, kein Kreuz dabei, uns hat kein Priester eingesegnet,
Doch wilde Rosen hat der Mai aufs grüne Brautbett uns geregnet:
Still war die Nacht und voller Duft, leis ging der Lenzwind in den Bäumen,
Nur manchmal scholl es durch die Luft, süß, wie wenn Nachtigallen träumen:
Ein Stern brach durch das Wolkendicht — dein Auge blitzte durch das Dunkeln, —
Uns leuchtete des Glühwurms Licht anstatt der Hochzeitsfackel Funkeln.

Zahlreich sind auch die altgermanischen Gedichte; da ertönen Sänge von „Allvater" und „Ellida" und Walkyrenlieder, Weihelieder des germanischen Osterfestes, Siegesgesänge nach der Varusschlacht. Dann wendet sich der Dichter dem Sagenkreis der Nibelungen zu; ein Lied Siegfried's, „Hagen's Sterbelied", ein Rachemonolog der Kriemhild führen uns in diesen, von den neuen Dramatikern ausgebeuteten Kreis. Dann folgen einzelne Bilder aus der Galerie deutscher Kaiser, Sagen und Märchen; der Gralkönig Parzival wird verherrlicht; Walther von der Vogelweide singt ein Lied, in welchem er Kaiser und Reich preist. Auf einige ansprechende Sagen und Märchen, von denen der „Elfenabschied", „Das Heidekind" und „Heidekinds Erlösung" hervorzuheben sind, obschon die letztern nicht so drastisch wie die ähnlichen Gedichte der Annette Droste-Hülshoff die gespenstige Poesie der Heide schildern, folgen nur zwei etwas schwächliche Balladen aus neuester Zeit. Warum greifen unsere Dichter nicht ihre Balladenstoffe frisch aus dem Leben der Gegenwart heraus? Es ist schwerer, diese poetisch zu beseelen, weil die sagenhafte Dämmerung, weil der dichterische Duft der Vergangenheit, der dahingeschwundenen Zeitalter der Geschichte fehlt; denn die Ballade liebt die traumhaften Uebergänge der dissolving views. Doch ein echter Dichter wird auch den naheliegenden Stoff mit der ihm eingeborenen Poesie erfüllen, nicht blos von außen versilbern und vergolden, und nur das der Gegenwart entnommene Bild, erfaßt in ihrem Geist, wird auf die Zukunft kommen. Alle jene Muster und Vorbilder, in deren kunstgerechter Erneuerung viele neuen Poeten ihren Ruhm suchen, jene antiken Dichter, deren Strophen Dahn nachbildet, jene spanischen und schottischen Sänger wie die großen Dichter des Mittelalters sangen aus ihrer Zeit heraus — einer Zeit, in die wir uns erst an der Hand gelehrter Studien zurückversetzen. Soll denn die Poesie der Gegenwart nie auf eigenen Füßen stehen, immer nur der Ausdruck eines gebildeten Eklekticismus sein? Wie viel Geist, wie viele dichterische Kunst wird an Stoffe verschwendet, die sich doch höchstens galvanisiren lassen, aber für unsere Gegenwart kein selbständiges Leben gewinnen können! Gerade die meist krystallklare, schöne Form der Dahn'schen Dichtun-

gen, von denen einzelne ein nahezu classisches Gepräge tragen, rückt uns solche Betrachtungen um so näher.

Die andern Abschnitte der Sammlung: „Aus der Jugendzeit", „Aus Leben und Streben", „Beschauliches", „Literatur und Kunst", enthalten Stimmungen und Betrachtungen, in denen nirgends das naiv hervorbrechende Gefühl die künstlerische Haltung stört. Einzelne Gedichte sind von großer Schönheit, z. B. das Gedicht „An die Sterne":

Seid mir gegrüßt, ihr Sterne,
Ach, ihr beherrscht mich ganz;
In meines Wesens Kerne
Ruht euch verwandter Glanz:
Und wenn ihr nun mit Schweigen
Den schimmervollen Reigen
Ob meinem Haupte schlingt,
Wird mir die Kraft lebendig,
Die aus der Brust beständig
Nach euern Höhen ringt.

Dann schweiget ihr das Lärmen
Der weihelosen Welt:
Des Lebens Lust und Härmen,
Ein dumpfer Nebel, fällt;
In meiner Brust sich dehnen
Fühl' ich ein heilig Sehnen,
Empor trägt mich's, empor,
Und leise Harfentöne
Von längst geahnter Schöne
Vernimmt mein selig Ohr.

Nichts soll von euch mich trennen
Und jenem Harfenton:
Mein Geist soll sich bekennen
Auf ewig euern Sohn:
Ihr sollt mein Los gestalten,
Ihr heiligen Gewalten: —
Nicht Rosen, die verwehn,
Es soll mit ew'gem Scheine
Ein stiller Stern alleine
In meinem Wappen stehn.

Der Grundton ist die Weihe des Maßes, der Beschränkung, welche die hinausschweifende Sehnsucht an festes und seliges Genügen bannt; das Ideal des Dichters die freie, schöne Menschlichkeit. Mehrere Gedichte, darunter eins in freien Hymnenklängen, sind der Phantasie geweiht, der purpurbeflügelten, perlenbegürteten, helfenden Zauberin, und einen dankerfüllten Lobgesang weiht Dahn der deutschen Sprache.

2. Dranmor's gesammelte Dichtungen. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein anderer Geist, der Geist Byron'scher und Nikolaus Lenau'scher Skepsis und Melancholie, doch ebenfalls für das Ideal der Humanität begeistert und mit Vorliebe in weiten Weltperspectiven sich ergehend, durchweht die Dichtungen Dranmor's, in denen bisweilen dämonische Tiefen der Menschenbrust aufgewühlt sind. Dranmor ist durch und durch Reflexionspoet; er versucht es kaum, eins oder das andere Lied zu dichten; aber seine Reflexion hat nichts nüchtern Didaktisches, sie ist immer von Empfindung durchdrungen. Einige Hauptpartien dieser Sammlung, wie das „Requiem", welches mit Möser's Canzone „An den Tod" zu vergleichen eine interessante Aufgabe wäre, eine poetische Fuge mit zum Theil großartigen Gedankengängen, sind schon früher in d. Bl. besprochen worden. Die Dithyrambe oder vielmehr Hymne auf das Meer, die sich in diesem Requiem befindet, unterscheidet sich von Heine's Thalatta-Gedicht durch ihre ernste Haltung und eine schwunghafte Apostrophe, welche schmückende Beiwörter mit vollen Händen ausstreut; doch für diese feierliche Haltung entschädigt sich der Dichter durch den Gedichtcyklus „Von der See", in welchem allerlei Seehumore und auch Brocken englischer Matrosensprache eine Rolle spielen. Wir erfahren da, daß das poetische Entzücken, welches man am Strande empfindet, auf des Meeres breitem Rücken leider nicht Bestand hat, und daß die feuchten Cigarren, die derbe Kost, das Rollen, der conträre Wind nicht zu den Freuden einer Seereise gehören. Horaz hat darüber schon in seiner Ode an Virgil seine eigenen Gedanken gehabt. Mitten in diesen etwas prosaischen Marinehumor sind dann einige tiefsinnige Gedichte gestreut, die an Byron erinnern:

Engel des Lichts! Hast du es so gewollt,
Daß der Orkan uns nicht die Masten splittre,
Daß jetzt des Mondes Glanz herniederzittre,
Zum Zeichen, daß Jehovah nicht mehr grollt?
Schickst du mir solche Grüße und Symbole?
Beschirmst du unsre Flagge und Bussole?
Und trägt das Weltmeer mich zum fernsten Pole,
Engel des Lichts! Hast du es so gewollt?

Engel der Finsterniß! An deine Brust
Warf mein Verhängniß mich, mein unheilvolles;
Sagt an, ihr guten Mächte: darf es, soll es
Verschlingen, was sich keiner Schuld bewußt?
Nein, keiner Schuld, die nicht zu sühnen wäre.
Und doch, wo sind die Tempel und Altäre?
Engel der Finsterniß! Komm und erkläre
Des Lebens Räthsel mir an deiner Brust.

Zu den schönsten Dichtungen der Sammlung gehört „Eine Nachtwache". Auf einem Schoner ankert der Dichter vor dem Felseneiland Sanct-Helena, und im Anblick der Wildniß, „deren Trauerweiden eines Cäsars Grab umzäunt", dringen, um mit Herbart zu sprechen, mehrere Reihen von Vorstellungen über die Schwelle seines Bewußtseins. Der Dichter singt keine Fluch- oder Trauerode auf Napoleon; es ist ein innerer Gedankenkosmos, der in der magischen Beleuchtung dieser weltgeschichtlichen Landschaftsscenerie vor ihm auftaucht. Er denkt des entschwundenen Rausches der Jugend, der Gunst der Muse:

Du versagst dem Ungetreuen einen Druck der zarten Hand,
Doch berührt in guten Stunden seine Schläfen dein Gewand.

Doch ehe der Dichter seinen Blick dem zerschellten, meerumrauschten Fürstenthrone zuwendet, richtet er ihn nach den Sternen:

Sterne, seid ihr andre Welten? Nährt ihr ängstlich eine Brut
Menschenähnlich, gottesfürchtig, heute schlecht und morgen gut?

Hier in Finsterniß versunken, dort dem Lichte zugekehrt,
Ein Geschlecht, das ewig grübelt, ewig leidet und begehrt?

Nie den Schöpfungsdrang verleugnet, gern an Geistesblüten nascht,
Und mit seinen Adlersklauen nur ein ärmlich Glück erhascht?

Dann erst singt er dem Cäsar eine Elegie:

Sanct-Helena, Todtenhügel! Deine Schatten reichten weit,
Denn in deinem Schos gebettet lag das Wunder seiner Zeit.

Ja, er hieß der Größten einer, kühn war seines Geistes Flug,
Als ihn noch des Glückes Göttin durch der Völker Reihen trug,

Als er mit gezücktem Schwerte, als er mit bespcorntem Fuß
Euch, ihr Könige Europas, dankte für den Brudergruß.

Trommelschlag und Kriegsfanfaren — das war liebliche Musik
Für den Spätling des Jahrhunderts, für das Kind der Republik.

Als von rauchenden Ruinen ihn ein gnädig Los getrennt,
Da umfloß die Wasserwüste eines Riesen Postament.

Die kriegerischen Klänge schließt er aber mit einer glaubenvollen Friedenshymne auf die Zukunft der Menschheit:

Mutter Zeit, du wunderbare! Freiheit, süßes Himmelsbild!
Eure besten Kämpen führen einen Pflug im Wappenschild.

Die Verheißung ist gekommen, und die Hoffnung wieder da,
Unsre neuen Wallfahrtsorte heißen Suez, Panama.

Und als Trägerin dieser Zukunft erscheint ihm Deutschland:

Deutschland, dir gehört die Palme! Deutschland, dir gehört die Welt!

Diese Gedankensymphonie hat Guß und Schwung, und in ihrer Form stören nur einige trübe Blasen des Ausdrucks, einzelne prosaische Wendungen, z. B.: „Menschen, Brüder, **Mitarbeiter**!" oder: „Geht und gründet Colonien!"

Abgesehen von einzelnen geschickten Aneignungen aus dem Englischen, Französischen, Brasilianischen ruht der Schwerpunkt der Dranmor'schen Sammlung überhaupt auf den Gedankensymphonien, in denen meistens der Ton leidenschaftlicher Liebesglut, glühenden Lebensgenusses vorwiegt. So in dem hymnenartigen „Dämonenwalzer". In der altersgrauen Kirche verwandeln sich die gothischen Pfeiler in Feuersäulen, die tausendfach von goldumrankten Spiegelwänden zurückgestrahlt werden, scherzende Masken stehen auf der blumengeschmückten Kanzel und bethörende Klänge schwirren durch den entweihten Dom, und vorüber streifen tanzend bekannte Frauengestalten, darunter Marietta, der sündigen Kinder schönstes und bestes. Sie führt den Dichter in ihre Klause, und nun beginnt ein Dialog voll heißer Lebensdithyrambik. Unsagbare Gefühle rufen den Dichter zurück in seiner Pflichten Begrenzung, in den feurigen Kreis seiner Schwüre. Dann ruft er aus:

Ich weiß, daß alles eitel,
Reizlos, farblos alles
Ohne des Weibes
Wollustathmende Küsse;
Doch was frommt es, daß dem verarmten,
Dem verkohlten Herzen
Neue Blumen entsprießen?
Daß ich wieder für dich entbrenne?
Ach! ich kenne
Kein ruhiges, frohes Genießen.

Doch Marietta siegt mit ihren „großen, stolzen, glückverheißenden, liebekundigen Augen", mit ihren Bitten:

Da berauschte mich Götterlust,
Durch meine Adern stürzte
Ein gewaltiger,
Gedankenversengender Lavastrom,
Und ich umfaßte die schlanke Gestalt,
Küßte die blühenden Lippen,
Und rief: „Ich lasse dich nimmermehr!
Fort mit der Tugend blöden Bedenken,
Dein bin ich, Geliebte, dein,
Ja, das Glück, das süßeste Glück
Ist nur bei dir, Marietta,
Komm! laß uns glücklich sein!" —

Und als rosige Morgendämmerung den Scheidenden umfängt, da ringt er nicht mit den Dämonen, nicht erwachende Scham, nicht verzweifelnder Gram läßt seine Pulse erkalten:

Nein, mich belebte,
Nach langen Seelenleiden,
Entzückende Wärme, strahlendes Licht.

Dies Gedicht ist eine uneingeschränkte Apotheose der Wollust. Man darf sich daher nicht wundern, wenn dem Don Juan, dem Helden spanischer Minne, welchen deutsche Klatschbaserei einer albernen Fabel opferte, eine Ehrenrettung zutheil wird. Er erscheint nicht als ein Held des Sinnentaumels; er wollte seiner Seele Einsamkeit mit immer neuen Gefühlen, die angestammte Trauer mit Dithyramben täuschen:

Und als deine Philosophie
Raschem Genusse Weihrauch streute,
Suchte auch dann, im Erdenschlamme,
Deine unsterbliche Seele
Göttliche Schöpfungsfreuden.

Fandest du, was du suchtest?
Träufelte himmlischer Balsam
Auf das heftig klopfende Herz,
Daß du des Glückes Vollendung
Einmal kennen durftest?
Nein, du kanntest keine Vollendung;
Doch ob Weiber dich liebend umfaßten,
Oder ob du verzweiflungsvoll
Edeln Marmor beleben,
Schlummernde Triebe wecken wolltest:
Schönheit und Weiblichkeit
Blieben dein unvollkommner,
Letzter und einzigster Trost,
Und kein Triumph des Geistes
Schien dir größer, gnadenreicher,
Als er bald aus verschämten,
Bald aus schmachtenden Blicken
Dir, dem Schwärmer, entgegenstrahlte.

Die erzählenden Gedichte, „Januario Garcia" und „Aus Peru", haben wol warmes exotisches Colorit, doch sind sie im ganzen unbedeutend. Dagegen hat die Dichtung auf Kaiser Maximilian Schwung und Größe; der Kaiser wird als Geistesfürst und Glaubensheld gepriesen:

Ein deutscher Hamlet, aber ausgerüstet
Mit jenem Muthe, der nach Großem greift,
Mit jenem Willen, der ins Weite schweift,
Und der sich nicht mit hohlen Phrasen brüstet,
Stand er als Jüngling an der Ahnen Gruft;
Ihm schien der Königssäle Kerkerluft,
Mehr als dem Dänenprinzen einst, verdorben;
Er war der Träumer und der Held zugleich,
Der in der Neuen Welt ein neues Reich
Verkündet und für seinen Wahn gestorben.

In Bezug auf die Form haben die Gedichte von Dahn einen nicht unbedeutenden Vorsprung vor denen Dranmor's, in denen hin und wieder der Reflexionsausdruck sich in bare Prosa verirrt; aber die letztern zeigen eine interessantere Physiognomie und athmen einen modernen Geist, während sich bei Dahn oft die Studie aus dem Studirzimmer poetisch krystallisirt.

3. Johannes Gutenberg. Epische Dichtung von **Adolf Stern**. Leipzig, Weber. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gutenberg ist eine der volksthümlichsten Gestalten deutscher Geschichte, und es darf nicht befremden, wenn

dieselbe in unserer neuen dramatischen und epischen Dichtung häufig auftaucht. Adolf Stern hat den Erfinder der Buchdruckerkunst zum Helden einer größern epischen Dichtung gemacht, einer Dichtung, die fast zu umfassend, zu biographisch gedehnt ist, der Haupteinwurf, den man diesem geschmackvollen und an einzelnen Schönheiten reichen Werk machen kann. Wir werden in die Lebensverhältnisse Gutenberg's, in die Verwickelungen, in welche die Stadt Mainz mit der Geistlichkeit und der benachbarten Reichsritterschaft geräth, sorgsam eingeführt; aber die Volksthümlichkeit Gutenberg's knüpft sich an seine Erfindung, und diese tritt lange Zeit hindurch uns nicht mit der nöthigen Prägnanz entgegen; wir vermissen einen vollgegriffenen Grundaccord, der uns von Haus aus in die rechte Stimmung versetzt. Dagegen ist es dem Dichter gelungen, die Bedeutung der jungen Kunst in einem geschickt erfundenen Conflict anschaulich darzustellen.

Eine historische Introduction: „Ein Jugendtag", führt uns nach Konstanz, wo der junge Gutenberg der Hinrichtung des Huß beiwohnt, die einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth macht. Er hört eine Unterhaltung zwischen einem Mönch und zwei Rittern mit an; die letztern sagen:

So wahr der Herr am Kreuz gelitten,
So wahr als Huß im Feuer stand:
Bis rächend wir nach Rom geschritten,
Soll uns nicht rasten Fuß noch Hand!
Wir eilen heim, und unsre Kunde
Sie ruft die Trägen wild empor;
Verflucht sei die verflossne Stunde,
Die unsre Rache schon verlor! —
Ganz Böhmen wirst du flammend schaun,
Vom Elbstrom bis zur Mark von Mähren,
Dem Erdkreis aber, Mönch, soll graun,
Wie Blut und Feuer Huß verklären!

Der Mönch aber will nichts vom Siege blutiger Gewalt wissen; er sehnt sich nur nach einem Fittich, der das erlösende Wort zu allen hinträgt, der es aus Staub, aus Pergament zu freiem Leben erstehen läßt. Dem Knaben blieben diese Worte unvergessen in der Seele. Sie sind der Leitton, der uns aus dem Vorspiele zur eigentlichen Handlung hinüberführt.

Nach zwanzigjähriger Abwesenheit kehrt Gutenberg nach Hause. Er fällt in die Hände der Reiter des Grafen Wildeck im Odenwald, die ihn mit seinem Vetter, dem Rathsherrn Veit, verwechseln, der mit dem Grafen unter einer Decke spielt; zurückgekehrt auf die Straße, wird er noch von den Gesellen des wilden Grafen beraubt. In Mainz rettet er einem Juden das Leben und wird deshalb von seiner Vetterschaft kalt aufgenommen. Die Rathsherren sind im Stillen mit dem Erzbischof einverstanden, der die Freiheiten der Stadt mit Hülfe der Stegreifritter unterdrücken will. Gutenberg, welcher der Stadt Mainz Treue gelobt und den Grafen Wildeck in einer Verkleidung in der Menge aufgreift, wird von den Rathsherren schel angesehen, von der Bürgerschaft aber selbst in den Rath gewählt. Inzwischen sieht er seinen Freund, den Maler Scheffler, wieder und auch die bestaubte Werkstatt, in welcher er einst sein Jugendwerk begann.

Wir erwähnten schon oben, was uns in dieser poetischen Exposition mangelhaft erscheint, es ist ein zu buntes Gedränge culturgeschichtlicher Bilder und nebensächlicher Episoden. Gutenberg in seiner Werkstatt mußte der Mittelpunkt sein, um den sich die ganze Handlung dreht, von dem das Licht über dieselbe ausströmt. Statt dessen werden wir auch in der zweiten Abtheilung: „Marco und Meta", in eine ganz abseitsliegende Romantik geführt. Ein italienischer Bekannter, Marco, bringt Gutenberg zu einer Klosterorgie auf einer Rheininsel; er ladet ihn zum Genuß des Lebens ein:

Was bist du, wenn du jedes Regen
Nach Glück und Leben unterdrückt?
Noch keiner ward der Welt zum Segen,
Den nicht die Welt zuvor bedrückt.

Die Orgie ist lebendig geschildert; aber Adolf Stern hat nicht das markige, glühende Talent Hamerling's, dessen Specialität derartige Schilderungen sind. Unbefriedigt kehrt Gutenberg nach Mainz zurück und findet hier eine ihm aus Brabant bekannte Witwe, Irmgard von Geldern, deren Tochter Meta alsbald sein Herz gewinnt.

So werden wir wieder von der volksthümlichen Bedeutung Gutenberg's zu novellistischen Bildern abgelenkt, von denen die Klosterorgie nur eine ganz episodische Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Endlich, in dem Abschnitt „Die Hochzeitnacht", sehen wir Gutenberg in seinem Arbeitsgemach:

Spät ist's — in Gutenberg's Gemächern
Flammt heut das Licht nach Mitternacht.
Johannes, der vor seinen Fächern
Mit den metallnen Bildern wacht,
Hat halb die Läden nur geschlossen,
Der kühle Nachtwind spielt herein,
Vom Rauch der Leuchte trüb umflossen,
Schafft Hans im düstern Haus allein.
Rasch fliegen all die krausen Zeichen
In seiner Hand, sein Antlitz zeigt
Im Sinnen, Prüfen und Vergleichen,
Daß seine Hoffnung mächtig steigt.
Und doch zuweilen wie ermattet
Sinkt seine Hand, und trüb umschattet
Wird seine Stirn, dann spielt ein Licht,
Ein fremdes, durch sein Angesicht.
Er rafft sich auf und müht sich wieder,
Doch schließt mit eins die Augenlider,
Ein Lächeln schwebt um seinen Mund,
Das stieg hervor aus Traumesgrund!
Er flüstert: „Werd' ich schier zum Thoren?
In meines Werkes trübem Grau,
Im düstern Wust, wie traumverloren,
Erblick' ich ihrer Augen Blau;
Ob schlummernd mich die Hoffnung trüge,
Ob wachend täusche dumpfe Glut,
Stets schau ich Meta's süße Züge
Und ihrer Locken goldne Flut!"
Sich zürnend rafft er sich empor
Und will die Arbeit neu beginnen,
Da pocht es dröhnend an sein Thor
Und weckt vom Schaffen ihn und Sinnen.

Uns interessirt aber seine Arbeit mehr als Meta's goldene Locken, und wir empfinden ein Misbehagen, daß er immer darin gestört wird.

Jetzt gewinnt indeß die hin- und herbewegte Handlung, die sich bis dahin in biographischen Kapiteln zersplittert, einen dramatischen Höhenpunkt, und es ist nur zu be-

dauern, daß wir fast ermüdet in demselben ankommen. Ein Pater Gerhard predigt in echt humaner aber ketzerischer Weise; der Rath verlangt, daß er dem Bischof, wie dieser es heischt, in Haft gegeben werde. Gutenberg widersetzt sich siegreich mit Hülfe der Gildemeister, die auf seinen Ruf zur nächtigen Berathung kommen. Gerhard wird vor den Reichstag und den Kaiser geladen. Doch gegen die verleumderische Anklage macht Gutenberg seine Kunst geltend; er hat mit seiner Druckerpresse die angeklagten Schriften Gerhard's vervielfältigt und streut die Zettel in den Saal, daß jeder sich von dem überzeugen kann, was Gerhard in Wahrheit geschrieben hat:

Da schallt mit einmal eine Stimme
Ob dem Getümmel mächtig hin:
„Ihr frevelt schwer im blinden Grimme,
Ein Trug verwirrt euch Herz und Sinn!
Der Lüge soll der Pater fallen,
Nur Lüge war, was ihr gehört!“
Und wie die Worte mächtig schallen,
Folgt ihnen Schweigen, halb verstört.
Hoch oben in des Söllers Bogen
Steht Gutenberg, weit vorgebeugt,
Er ruft hinab: „Ihr seid betrogen
Nehmt hin und schaut, was für ihn zeugt!“
Und wie er's ruft zum andern male,
Wirft er hinab zum Rathhaussaale
Die Blätter alle, die er trug,
Herr Peter folgt ihm, Zug um Zug!
Wohl schaun entrüstet und erschrocken,
Bestürzt, erstarrt die Männer auf,
Doch drängen um die seltnen Flocken
Vom Söller nieder sich zu Hauf.
Und wie die Brandung beim Ergrimmen
Des Nordsturms schwillt, so wächst hier frei
Der Schall von tausend lauten Stimmen
Und steigt zum tosenden Geschrei.
Da hascht man noch die letzten Blätter,
Dort klingt, was jeder Bogen trägt,
Was in die Herzen wie ein Wetter
Des Zorns und der Entrüstung schlägt.
Kaum Eines Auge prüft erstaunt
Die Schrift, die er noch nie geschaut,
Denn allwärts flüstert, murrt und raunt
Und kündet man den Inhalt laut:
„Habt treulich Acht! Aus dem Gefüge
Der Schriften Gerhard's riß die Lüge
Die Frevelworte, deren Klang
Euch schwertgleich durch die Herzen drang!
Laßt in den Schriften selbst vergleichen,
Was euer Ohr so jäh erschreckt,
Mit jenen Sätzen, die zu eigen
Dem Priester, der die Herzen weckt:
«Wär' Krieg und Mord und Völkerhetze,
Wär' Blut und Brand der Kirche Amt,
So wäre sie des Satans Metze,
Vom Gott der Liebe nicht entflammt! —
Zum hohlen Wähnen wird der Glaube,
Der Trost des Lebens nicht umschließt,
Sowie zum Spotte wird die Traube,
Der köstlich Herzblut nicht entfließt! —
Wer treulich will des Glaubens hüten,
Der suche Liebe zum Gewinn
Der banne Lästrung, Zorn und Wüthen
Und jeden Fluch aus seinem Sinn;
Sonst nimmt er statt der heil'gen Weihen
Der höllischen Verdammniß Kraft
Und zwingt die Welt sich zu befreien
Von seiner Lügenpfaffenschaft!»
Nichts andres hat der Mönch geschrieben,
Nichts andres hat sein Mund gelehrt,
Er selber ist sich treu geblieben,
Die Lüge hat sein Wort verkehrt!“

So kommt die Fälschung an den Tag, und der Kaiser befiehlt, nochmals den Inhalt der Schriften Gerhard's zu prüfen. Dies Motiv ist sehr glücklich, würde aber weit mehr wirken, wenn die Buchdruckerkunst schon früher in den Mittelpunkt des Gedichts getreten wäre. Ohne Störung des epischen Stils und erzählenden Tons konnte eine Verherrlichung dieser Kunst an geeigneter Stelle den warmen Antheil der Leser für den Erfinder derselben erhöhen; aber gerade sie ist von dem Dichter auffallend stiefmütterlich behandelt worden. Auch in den letzten Gesängen ist ihre Rolle wieder eine bescheidene. Gutenberg, von Fust, seinem Werkgenossen, verdrängt und angeklagt, muß wegen Verschuldung die Rathsherrnwürde niederlegen und fällt im Kampfe gegen die in Mainz eindringenden Kurfürstlichen.

Einzelne Schilderungen der Dichtung, wie diejenige des Tumults in der Judengasse, der letzten Kämpfe in den Straßen, haben ein lebendiges Colorit. Der Stil der Dichtung befleißigt sich im ganzen, ohne ins Alterthümliche und Manierirte zu verfallen, einer schlichten Haltung, die allerdings oft des eigentlich poetischen Zaubers entbehrt und an den Ton einer etwas gehobenen Reimchronik erinnert. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Fürst Hermann von Pückler-Muskau.

(Beschluß aus Nr. 40.)

1. Aus dem Nachlaß des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Briefwechsel und Tagebücher. Herausgegeben von Ludmilla Assing. Erster und zweiter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1873. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.
2. Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Erste Hälfte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Fürst eröffnet die neue Correspondenz, indem er an „Das Geheimniß der alten Mamsell“, den berühmt gewordenen Roman von E. Marlitt, anknüpft, welcher ihn „gerührt und entzückt“ hat. Das erste Schreiben an die Verfasserin desselben ist vom Jahre 1868. Er bittet sie um einen Besuch auf Schloß Branitz. Sie lehnt ihn ab. Sie sendet ihm aber ihre Photographie. Es kommt auch hier zu sehr unbefangenen Aeußerungen, sogar zu philosophischen Bekenntnissen. Die treffliche Frau wird dem Fürsten wol ebenfalls bald abgemerkt haben, daß er auch in der Philosophie ein dilettirender Weltgänger ist, d. h. sehr veränderlich, daß er dies und das liest, so manche Mode der Weltweisheit mitmacht, manche Zweifel besteht, alles leugnet und dann wieder glaubt, jetzt auf alle individuelle Fortdauer verzichtet, dann doch sein Ewiges sich nimmer rauben läßt. Da ist es ihm denn sehr gesund, daß die Freundin ihm also schreibt:

Ich könnte nun diese Zeilen schließen, wäre nicht eben mein oppositionslustiges Naturell, das mich stets zwingt, ein angeregtes Thema nicht unerörtert zu lassen, und so will ich

noch sagen, daß ich mit Schopenhauer und den alten Indiern durchaus nicht einverstanden bin, wenn sie die völlige Vernichtung für die wahre und einzige Seligkeit halten.... Nicht mehr denken und empfinden dürfen — wie entsetzlich! Ich will fortleben, und sei es auch in dem beständigen Kampf, den die Menschenseele mit dem irdischen Leben zu bestehen hat! Ein einziges Stocken der armseligen Blutwellen sollte urplötzlich den Gedanken, das Gefühl, alle Schätze der Erfahrung, des Wissens, die der Mensch in sich aufgespeichert und oft um schweren Preis erkauft hat, in das Nichts zerfließen lassen? Die Hoffnung, die für die Seele das ist, was das immer wieder zurückkehrende Blut für das pulsirende Herz, sie sollte zurückbleiben an der dunkeln Schwelle, die wir Tod nennen? Nein, darin habe ich mir meinen Kindesglauben unerschütterlich bewahrt, und ich freue mich auf den Augenblick, wo meiner Seele die Flügel losgebunden werden.

Wahrhaft maßgebend für die Beurtheilung des Fürsten ist, wenn er in einem Briefe an die Marlitt sagt:

Mich verkennen Sie fortwährend noch. Wenn Sie zum Beispiel schreiben: „Ich sollte meinen, ein Geist wie der Ihrige bedürfe des Verkehrs mit der Welt nicht in dem Maße, wie Sie ihn zu wünschen scheinen", so denken Sie sich gerade das Gegentheil von mir. Ich liebe die Einsamkeit mehr als die Gesellschaft, und ganz besonders die, welche man die große Welt nennt. Was ich vor allem liebe, ist die große Natur in allen ihren mannichfaltigen Reizen und dabei so voll ernster Belehrungen, dann für meine Person aber auch möglichste Freiheit und Ungenirtheit, welchem starken Penchant ich schon viel große Opfer in weltlichen Dingen gebracht habe, welche die gewöhnlichen Menschen des Interesses zu hoch schätzen, um nicht lebenslang danach zu jagen. Ich ahne immer mehr Aehnlichkeiten zwischen uns, nicht Gleichheit, aber chemische Wahlverwandtschaft nach Goethe's Ansicht. Eins aber glauben Sie mir: Ich stelle Sie weit über mich, und deswegen liebe ich Sie, was auch Sie vielleicht bei näherer Bekanntschaft dahin bringen könnte, mir ebenfalls ein wenig gut zu werden, denn ich besitze neben vielen Fehlern auch zwei gute Eigenschaften: Natürlichkeit, das heißt zu erscheinen wie man wirklich ist, und Wahrheit ohne Scheu, die daraus entsteht.

Doch — wir müssen uns in weitern Mittheilungen leider beschränken. Nur dies sei noch bemerkt: Bilden überhaupt die Briefwechsel des Fürsten mit Bettina, mit der Hahn-Hahn, mit der Marlitt ein Ganzes, ein Trio, vielmehr ein erfreuendes Quartett, in welchem die Einzelstimme der letztern eine mildernde, beruhigende Wirkung ausübt, während die andern bald in den Himmel hinauf, bald in Abgründe hinunterstürmen, so wird gewiß auch Pückler selbst sich eingestanden haben, daß die sanfte, eine gewisse mittlere Partie und Partitur einhaltende Stimme der Marlitt ganz besonders es gewesen sei, welche ihn von jedem Extrem abgelenkt und ihn wahrhaft erheitert und wol gar gebändigt habe.

Ueber die folgende Abtheilung der „Liebesbriefe aus Pückler's Jugendzeit", die wir im Durchschnitt ihrem Werthe nach meist nur sehr gering anschlagen können, dürfen wir uns kurz fassen und müssen solche Kürze auch noch mit einiger Rüge begleiten. Wir möchten sogar behaupten, es hätten diese Mittheilungen besser der Veröffentlichung entzogen werden sollen. Nun sie aber vorliegen, wollen wir sie mit dem Worte des Volks entschuldigen: „Jugend hat keine Tugend", wenigstens setzt sie zur Tugend oft erst an und wird noch viel Lehrgeld zu bezahlen haben. Und wahrlich, diese Leidenschaften, diese Ausbrüche von Liebesglut, diese Versicherungen ewiger Treue, die gleichwol höchstens für einige Wochen vorhält, sind noch lange keine Werther-Briefe, würden es auch nie geworden sein. Dieses Lieben und Liebeln, dieses Schwärmen und Tändeln von einer zur andern, diese oft wirklich weinerliche Sentimentalität, gegen welche die Polygamie selbst des Orients noch keusch und züchtig ist, zeigt uns den jungen Pückler hier von einer sehr kläglichen Seite. Leichtsinn, ja mehr als das, Nichtachtung des heiligen Rechts der Ehe stößt zurück — und wir fühlten auch uns aufs stärkste zurückgestoßen; wir begreifen kaum, wie der Fürst in hohem Alter anordnen konnte, daß auch solche süßlich-leichfertige, frivole Liebesgeschichten ganz gewöhnlicher Art nach seinem Tode gedruckt werden sollten.

Wir gehen zum zweiten Bande über, der „Reisetagebücher" (in Briefen) und „Vermischte Aufsätze" enthält.

Diese Briefe — der erste ist von Prag 1806 datirt — Pückler's an einen hohen Verwandten sind durchweg vortrefflich geschrieben. Niemand, der einen Freund auf Reisen hat, könnte sich, um die Reise gleichsam mitzumachen, einen fleißigern, pünktlichern, gründlichern Berichterstatter wünschen. Welch eine Mannichfaltigkeit! Alles ist lebhaft, sachlich, gedanklich frisch durchgeführt. Für alles, für Natur, menschliche Einrichtungen, Land- und Städtewesen, für Gewerbe, Industrie, Kunst, Wissenschaft, Volkssitte, Aristokratie, für Bauern-, Bürger- und Gelehrtenstand, für Museen, Bibliotheken, für tagtäglichen Umgang und höhere Geselligkeit hat der Reisende Blick, Umsicht, scharfe Beobachtungsgabe; er weiß sich in alle Verhältnisse schnell hineinzufinden, sich in knappe Zeiten zu schicken, unter ungewohnten Entbehrungen, dann wieder mit größtem Behagen und feinster Schmecklust üppigen Luxus auszubeuten. Der Leser wird in die heiterste, angenehmste Stimmung versetzt, genießt das Reiseglück in vollen Zügen und erfreut sich, was doch das Beste ist, eines Reisegefährten, der alles und jedes mit Geist zu würzen weiß, in der Unterhaltung unerschöpflich ist, unverwüstlich, um alle Strapazen zu überstehen, ob zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß, kurz, hier führt sich bereits der Mann von glänzender Zukunft ein, der einst der berühmte Weltgänger werden, in der Reisekunst die höchste Virtuosität sich aneignen und in den „Briefen eines Verstorbenen" den classischen Stil für dergleichen schreiben, das Reisegenie als solches bethätigen wird.

Legen wir aus jener Frühreise sogleich eine Probe ein. Wie lebendig führt er uns das alte, gute, jetzt in jeder Beziehung des Fortschritts und aller Cultur so ausgezeichnete Sachsen und die altsächsische Naivetät und Gemüthlichkeit vor, welche damals im Postwesen vorzukommen und wol nur durch das damalige, im Patriarchalisch-Harmlosen unglaubliche Oesterreich noch übertroffen werden konnte, von dessen riesigem Vorwärts bis zur heutigen wiener Weltausstellung niemand eine Ahnung zu haben vermochte. Pückler schreibt vom damaligen Beförderungsphlegma in Sachsen:

Nicht genug, daß man bei den grundlosen Wegen und den elenden Pferden kaum von der Stelle rückt — nota bene per Extrapost —, wird man überdies auf jeder Station eine, zwei bis drei Stunden und darüber aufgehalten, ohne daß sich der nachlässige Postmeister dadurch eine Strafe zuzieht, während der Reisende, der den Postillon über eine Stunde warten läßt, genöthigt ist, das halbe Postgeld als Strafe zu bezahlen. Daß

die Pferde durchgängig mehr Mumien als lebenden Thieren ähnlich sehen, erklärt sich leicht durch die unverhältnißmäßig langen Stationen und den bei vielen Postmeistern üblichen Gebrauch, ihnen nicht eher zu fressen zu geben, bis die Ankunft eines Passagiers ihn für die Ersetzung der Futterkosten sicherstellt. Ich erinnere mich, daß mir auf einer Reise, wo ich die größte Eile hatte, der Postmeister in einer kleinen sächsischen Stadt auf mein Verlangen nach Pferden zur Antwort sagen ließ: er könne mich nach dem Orte, wohin ich begehre, nicht fahren, die Station wäre zu lang, der Weg zu schlecht, und seine müden Thiere müßten vorher wenigstens bis morgen Mittag ausruhen; um aber zu thun, was in seinen Kräften stände, schlüge er mir eine andere Station vor, die zwar nach einer entgegengesetzten Richtung, aber viel näher läge und wohin er mich sogleich bringen werde, wenn ich erlaubte, daß seine Frau mitführe, die von der Gelegenheit zu profitiren wünsche. Noch ungleich unverschämter und gröber sind die Postillons. Obschon sie immer schlecht, das heißt ebenso ungeschickt als langsam fahren, sind sie doch nie mit dem Trinkgeld zufrieden, das man ihnen gibt, wäre es auch zehnmal so viel als das gesetzmäßige; das meiste Gefühl haben sie noch für den Branntwein, der mehr als Geld auf sie wirkt. Da ich diesen Umstand kannte, ließ ich bis an die Grenze meinen auf dem Bock sitzenden Bedienten in der einen Hand eine englische Peitsche und in der andern eine große Branntweinflasche halten, wovon er nach Befinden der Umstände bald diese, bald jene, strafend oder belohnend, gebrauchen mußte — ein doppeltes Mittel, das mir selten fehlgeschlagen ist.

Wir gelangen mit unserm interessanten Briefschreiber nach Oesterreich, Wien. Wieder außerordentliche Abwechselung. Wir wundern uns nur, daß unser Beobachter, dessen feinem Ohr, scharfem Auge sonst nichts entgeht, nirgends etwas über das Melodiöse der österreichischen Volkssprache sagt, und sich nicht so recht gefällt in der detaillirten Ausmalung des Pratervollglücks, der gesundesten, ausgelassensten Lebenslust des wiener Bürgers — alle Tage ein Fest —, draußen in der reizenden Idylle, in dem endlosen Volksgarten um Wien, noch außer dem eigentlichen Volksgarten. Einigermaßen hält uns dafür schadlos das Theater, namentlich das Kasperle in der Leopoldstadt; es folgen Merkwürdigkeiten auf Merkwürdigkeiten. Doch so dürfen wir hier nicht fortfahren; wir müssen uns unterbrechen, und können dem Leser nur die Versicherung geben, daß, wohin auch der Fürst gelangt, er überall für die schönste Kurzweil in seinem Berichte zu sorgen weiß. Es geht ihm mitunter so schlecht, bei ausgehender Münze, daß er unter dem Namen Secretär Hermann figurirt. Indessen kommen auch wieder bessere Zeiten. Er bleibt sich im ganzen stets gleich an gelassener Stimmung und läßt es nie an Tapferkeit im Leiden und Handeln fehlen. Wir gelangen allmählich nach Italien (Lago Maggiore, Mailand) und wohin es noch sonst geht. Der Briefsender ist überaus glücklich im Charakterisiren, auch was die Unterschiede der europäischen Nationen und ihrer Länder betrifft, mit mancher Beziehung auf den Orient. Im Hintergrunde, in der Meeresferne lockt ihn natürlich, in seinem grandios sich ausweitenden Weltwandererthum, auch Amerika. Der Dichter tritt aus ihm lebendig vor, wo ihn die Natur in ihren herrlichen Phänomenen zum Entzücken fortreißt, wo dann seine Phantasie so lebendig, seine Productionskraft so gestaltenreich wird, seine Darstellung so malerisch, daß man wiederholt den groß angelegten Dichter in ihm bedauern muß, der unter fortwährender Zerstreuung nach außen, durch kleine und große Liebesabenteuer, durch chevalereskeu Uebermuth, durch Waghalsigkeit und Tollkühnheit, durch ewigen Gesellschaftsrausch, nie dahin gelangt, sich in sich selbst zu fassen, um nur aus sich, durch die Macht seiner Sprache, ein dichterisch vollendetes Werk an das Licht zu fördern. Vielleicht ist seine Feinsinnigkeit, ist seine wiedergestaltende Phantasie, seine Poesie der Wirklichkeit da am glänzendsten, wo er uns auf seinen Reisen die gastfreie Aufnahme schildert, die er bei den auch seinem Herkommen nach ihm Ebenbürtigen, bei Großen auf ihren Villen findet; wenn er uns die Festlichkeiten beschreibt, in Scene setzt, die es hier gibt, um in einer romantischen Umgebung Tag und Nacht zu verherrlichen, wo er dann wieder Gelegenheit hat, seine ganze persönliche Liebenswürdigkeit zu entfalten, und doch eigentlich der Tonangeber, der Chorführer in diesen Festivitäten ist.

Nur noch einzelnes wollen wir hervorheben. Es gibt auch Anekdoten, es gibt eine Duellgeschichte. In dergleichen Kleinigkeiten und Aventuren verpufft sich, traurig genug, so oft das zu Höherm berufene Naturell des Fürsten. Wir befinden uns in der Schweiz. Das Duell, welches in Stuttgart spielt, zwischen einem Oberstlieutenant und einem andern Offizier, auf Pistolen angelegt, wie ähnliche Anekdoten, die der Mittheilende „komisch" nennt, können wir nur als trivial bezeichnen; bei den Pferdeanekdoten bedauern wir, daß solche Passionen auf Kosten edler Thiere immer noch möglich sind. Pückler der Philosoph und Religiöse würde in seine Reisebriefe so etwas nicht aufgenommen haben.

Sehr interessant durchgeführt sind die Abschnitte: „Aus dem Thüringerwalde" (1845). Im „Nachtrage" lesen wir eine Stelle, die das tiefe Gefühl, steigend bis zur Andacht, durch die Herrlichkeit der Natur erregt, ergreifend ausspricht. Da heißt es:

Nie habe ich eine reichere Färbung des Herbstlaubes in allen Nuancen von grün, roth, violett, gelb und schwarz gesehen, als dieser dichte, gemischte Wald darbot, der die hohen Thalwände ununterbrochen wie ein blendend bunter Teppich bedeckte. Nur eine Meile vor Ilmenau geht er plötzlich in die ernste Trauerfarbe dunkler Fichten über, ein Contrast, wie vom lustigen Leben ins melancholische Grab. Aber auch das Grab hat seine Schönheit für den, dem Welt und Sein ein ewiges Schauspiel des Beginnens und Vergehens, der Freude und des Schmerzes sind, in dem doch überall Gottes Glorie strahlt, im Tage wie in der Nacht, im Licht wie Finsterniß, im Himmel wie in der Hölle. Darum warf ich mich, von kindlicher Rührung überwältigt, an dieser Scheidewand auf die Knie und betete recht inbrünstig zu der Quelle alles Werdens.

Unter den folgenden Aufsätzen zeichnet sich wieder vieles aus. Der Fürst gibt uns unter anderm sein Glaubensbekenntniß: „Mein Credo." Derartige Confessionen wie Inschriften sind in der Regel sehr mangelhaft. Sie sind oft in ihrer Essenz zu kernlos, schattenhaft, aber auch in der Form zu unbestimmt, zu allgemein. Der Fürst bekennt:

Ich glaube von der Gottheit, mit Tausenden der jetzigen Zeit und aller Zeiten, eine ihrer Erhabenheit würdigere Vorstellung gewählt zu haben, als die Haufen mannichfaltiger Sektirer, sie mögen sich Götzenanbeter, Buddhisten, Brahmanen, Feuerverehrer, Juden, Christen oder wie sie wollen nennen — und ebendeshalb wage ich es nicht, an Gott den kleinen menschlichen Maßstab zu legen, noch den Begriff des Allmächtigen in den beschränkten Kreis menschlicher Qualitäten hineinzuzwängen. Ich lasse Gottes Natur und Wesen dahingestellt sein, decretire ihn weder einfach noch dreifach, und ertheile ihm weder die

noch jene Eigenschaft, weil ich als Mensch nicht die Fähigkeit besitzen kann, Gottes Wesen zu beurtheilen noch zu ergründen, und dies auch zu meiner Glückseligkeit (!) gar nicht erforderlich ist. Ich glaube, daß alles, was lebt und ist, zum Wohlsein geschaffen ward, mit der nöthigen Zugabe des Schattens zum Licht. Ich halte demnach auch den Tod nur für einen Uebergang zu neuer Jugend, wie ich überzeugt bin, daß jedem Uebel sein richtiges Ziel gesetzt ist. Unsere geistige Aufgabe betreffend, begreift sie, meiner Meinung nach, zweierlei Dinge: uns selbst zu regieren, und das Gebäude der Gesellschaft zu bauen und fortwährend zu vervollkommnen. Als reiche Quelle unerschöpflichen Genusses gab uns ein liebender Gott den heiligen Drang nach Erforschung und nach Nachahmung der Natur: Wissenschaft und Kunst. Man darf keinen Glauben verdammen, der auch nur einem Beruhigung und Stütze gibt, wenn man ihn auch nicht für sich passend findet. Toleranz ist nur billig, und Gott selbst gestattet sie jedem im weitesten Grade.

Man darf behaupten, daß in diesem Credo sein Bekenner über die ergiebigsten Tiefen viel zu flüchtig hinweggeht, aber man muß einräumen, daß einem Manne, der so sich äußert, Denken wesentliches Bedürfniß ist, daß er sich in einer weitern, erhabenern Sphäre geborgen, sicher weiß als derjenigen der bloßen Zeit, und daß der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit, das Bewußtsein um seine ewige Heimat von solcher Beschaffenheit sind und seine Individualität und Originalität so kennzeichnen, wie wir oben in unserer Charakteristik Pückler's es ausgesprochen haben.

In all diesen Aufsätzen des Fürsten erfreut uns heller Blick, labt uns gesundes Urtheil, stets edel und freisinnig. Unendlich wichtig ist der Aufsatz „Ueber Preußen". Ueberaus pikant im Sinne des fürstlichen Geschmacks sind die verschiedenen „Berichte aus Konstantinopel" (1839), und es war vorauszusehen, daß ihm hier vieles gefallen würde, weil ihm überall der Orient vergegenwärtigt wurde. „Eine ländliche Erinnerung an den Ufern des Bosporus", durch und durch reizend. Die „Briefe aus Pesth" (1840) sind ebenso belehrend wie unterhaltend.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, etwas über die Biographie des Fürsten von Pückler-Muskau (Nr. 2) zu sagen, welche wir ebenfalls der gewandten Feder Ludmilla Assing's verdanken, wie die begleitenden Einleitungen und Anmerkungen der bis dahin betrachteten Bände. In manchem Bezuge dürfen wir uns jetzt mehr andeutungsweise verhalten, da wir die Hauptzüge in Pückler's Eigenthümlichkeit schon herausgestellt haben.

Das Ganze der Lebensbeschreibung, soweit es uns vorliegt, zerfällt in Abschnitte von mäßigem Umfang; nach jedem einzelnen ist oben, bevor die Ausführung beginnt, der Inhalt kurz angegeben. Wir ersehen auch aus dieser biographischen Darstellung sogleich, eines wie vielseitig beanlagten Naturells der Fürstensohn sich erfreute, welch herbe Contraste, traurige Fügungen ihn aber auch schon früh verfolgten, zumal was die Aeltern anlangt. Die Erziehung war eine sehr mangelhafte, indem sie die Stetigkeit der Entwickelung besonders des Seelenlebens im höchsten Grade unterbrach. Eine freundliche Gestalt, die auf den jungen Pückler wohlthuend wirkte, war der Graf von Saint.-Germain. Das Kind muß das älterliche Haus verlassen. Der Knabe wird zur weitern Ausbildung der Brüdergemeine anvertraut. Die Liebe zu einer Cousine im herrnhutischen Uhyst beginnt schon hier den Reigen seiner Liebesabenteuer ohne Ende. Aber auch die Liebe zur Gartenkunst wird an demselben Orte für seine Zukunft entscheidend. Ungeregelte Lektüre, nun gar immer glühender erwachende Leidenschaft, unnatürliche Neigung — man denke! — zu seiner schönen Mutter, die, vom Manne geschieden, wieder verheirathet ist, steigern die Verkehrtheiten auf einen Gipfel, der Schwindel und die äußersten Besorgnisse hervorruft. Ein weltlicher Leichtsinn, der, selbst von der Mutter Seite, bereits Frivolität ist, gibt sich bei jeder Gelegenheit kund. Früh bezieht der Jüngling die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Spiel, Schulden, planloses Umherschweifen. Er tritt ins Militär, und bald wird sein Leben so kunterbunt, so unerquicklich, so auf Genußsucht bedacht, so labyrinthisch verworren, daß wir die aufeinanderfolgenden Einzelmomente in der Biographie nachzusehen den Leser ersuchen, indem wir ihm die Versicherung auch hier wieder geben, daß die Lektüre ihn überaus und ohne Unterbrechung fesseln wird. Die Verfasserin erzählt sehr gewandt, ermüdet uns nie und weiß die Vorgänge so anmuthig zu ordnen, miteinander zu verbinden, Irrthümer ihres Helden zu berichtigen, ihn, wo es möglich, zu entschuldigen; aber auch schont sie ihn nicht, wo er Menschen verkennt, wo er ins Unerlaubte ausschreitet, wie auch er selbst, da er im Durchschnitt doch edel bleibt, sich anklagt, bereut, an sich arbeitet und immer wieder emporkommt. Auch die eigentliche Originalität, das, was ihn zu dem macht, was er ursprünglich ist und auch wird, den intellectuellen Menschen in ihm, den Dichter, Denker, Heroen, Reisenden im größten Stil, Romantiker, Gartenkünstler, feinen Gesellschafter, fast möchte man sagen Giganten von kolossaler Phantasie und herculisch-ritterlicher Ausführung, versteht Ludmilla Assing mit kundiger Hand zu einem lebendigen Charakter- und Gesammtbilde zu zeichnen und auszumalen. Vielleicht hätte sie hier und da noch strenger gegen seine Fehltritte, gegen seine Eitelkeit und gegen seinen dämonischen und doch so kleinlichen Tic, Aufsehen zu erregen, sein sollen.

Der Vater des Fürsten ist, trotz aller wüsten, zerrütteten Familienwirthschaft, in mancher Hinsicht brav. Die Briefe S. 46—49 greifen in die obigen Reisebriefe zurück, wie auch einiges Folgende. Die Verfasserin malt da und dort nicht genug aus; sie geht bisweilen über das einzelne zu schnell fort. S. 154 und 155 gemahnten uns an die Gestalt Ottokar's in der „Unsichtbaren Loge" Jean Paul's. Wir erkennen hier in Pückler den wahrhaft genialen Mann, es erfreut uns die Wiederkehr des höchsten Humors und tiefster Sentimentalität. Im Jahre 1816 erhob sich Pückler mit dem Luftschiffer Reichard zu einer Ballonfahrt. Bald darauf steigt er in die Tiefe der Gruft seiner Vorväter. Die Verfasserin erzählt:

Wir sehen ihn einsam auf dem Stammsitz seiner Ahnen über die Geheimnisse des Todes nachsinnen, in die Tiefe des Grabes hinabsteigen. Trotz eines unwillkürlichen Grauens ließ er sich die Fallthüre aufschließen, die in der Kirche zu Muskau zu seiner Ahnengruft hinabführte; entschlossen, jede Furcht zu besiegen, schickte er herzhaft den Küster fort und stieg um Mitternacht allein hinab, nachdem zuvor auf seinen Befehl drei Särge geöffnet worden waren. Er erkannte sogleich zuerst seinen Großvater, dann sah er das Gerippe eines Landvogts und eine Frau, die im Leben die schöne Ursula genannt wurde und nun gar abschreckend aussah in ihrem Mantel von feuerfarbener Seide mit Goldfransen, der bei der ersten Berührung in Staub zer-

fiel. Was bei diesem Anblick in Pückler's Seele vorging, vermögen seine eigenen Worte am besten auszusprechen: „Es war eine unbeschreibliche Stimmung, in der ich mich befand. Nein, es war nicht Furcht, es war nicht Grausen noch Entsetzen, es war nicht Wehmuth — aber als sei alles dies in mir zu einem unerklärlichen Zustande zusammengefroren, als sei ich selbst schon ein Todter — so war mir zu Muthe. Ich setzte mich hin und betrachtete die lange Reihe Särge und die aufgedeckten Todten lange in dumpfer Betäubung; dann fiel ich auf meine Knie und betete, bis das Eis in meiner Brust in schmerzlich süße Thränen verschmolz. Was von Furcht, Grausen und allen unheimlichen Gefühlen in mir gewesen, es verschwand vor Gott, und stille, sanfte Wehmuth blieb allein zurück. Ich küßte ohne Abscheu meines guten alten Großvaters kaltes Haupt, schnitt eine spärliche Locke von seinem ehrwürdigen Scheitel, und hätte er in diesem Augenblick sich emporgehoben und meine Hand gefaßt, ich hätte mich nicht davor entsetzt." Dann dachte Pückler an seinen eigenen Tod, an sein eigenes Begräbniß. Damals schon hegte er den Wunsch, den er stets beibehielt, seinen Leichnam verbrennen zu lassen. „Dürfte ich dort in Feuer aufgehen, noch besser", ruft er aus, „aber ich glaube, die Kirche gestattet es nicht. Sie verbrennt nur Lebende; freilich auch diese schon lange nicht mehr. Den Schein der Fackeln will ich auch nicht, sondern Sonne, aber Musik darf nicht fehlen, nur keine traurige, lieber moderne Kirchenmusik von Rossini aus «Graf Ory», oder wie ich neulich das Jägerchor aus dem «Freischütz» recht brav von der Schuljugend ausführen hörte. Warum auch Trauer? Gott lebt ja noch, wenn wir auch todt sind, und also ist eigentlich kein Ende, sondern nur ein neuer Anfang — kein Tod, sondern nur eine Geburt zu celebriren."

Diese Stellen werden darthun, bis zu welchen Extravaganzen nach entgegengesetzten Richtungen hin der Fürst auszuschreiten liebte, so jedoch, daß er vor der Vergänglichkeit alles Irdischen nie zurückbebte und stets die Gewißheit hegte, daß es eine intelligible Welt gibt, mehr als das: daß ein Gott existirt, in dessen Sein auch das unserige geborgen ist.

Man sollte gar nicht glauben, daß ein Mann, der von früh auf die Idee des Ewigen in sich cultivirt hatte, dann auch so in die lockerste Sinnlichkeit wieder ausschlagen konnte.

Mit das Aergste der Art, welches unser sittliches Gefühl stark verletzt hat, ist unter anderm Folgendes. Schon daß der Fürst sich verheirathet, nicht von idealer, deutscher Liebe erfüllt, sondern mehr aus weltmännisch vornehmer Laune, Caprice, zum Theil auch wol aus Berechnung, schon das stößt zurück. Nun aber vollends eine ganz äußerlich, kalt und lange überlegte, wie ein kaufmännisches Geschäft betriebene Eheverbindung, wie glänzend auch die Festlichkeiten sind, welche die Braut dem hohen Herrn zuführen, das ist frivol! Noch dazu ist die Gewählte — schon früher verheirathet an einen Grafen von Pappenheim — von großartiger, zu Aufopferungen nur zu bereiter Gesinnung, voll Seelenadels, voll Langmuth, voll Hochachtung und sogar von einer entschiedenen Liebe zu ihrem Gatten. Ist der eben Beglückte begnügt? Hat er ein auch nur mattes Gefühl von einem heiligen Bündniß, von wahrhafter Gegenliebe? Welch wildes, zügelloses, wahlverwandtschaftlich zweideutiges Verlangen steigt in ihm auf! Es liegt darin dem Keime nach eine ihm selbst vielleicht unbewußt gewesene Buhlerei mit dem Orient, mit dem — sprechen wir es nur geradezu aus — Vielweiberthume des Moslems. Er läßt gegen seine Gattin laut werden, daß er nach ihrer Pflegetochter Helmine Verlangen habe, daß sie nicht fern von ihnen leben dürfe, daß sie ins Haus müsse; er hat an Einer Liebe nicht genug — die freilich, wie bemerkt, recht dürftig sein mag —, er will offenbar, man liest es nicht etwa blos zwischen, man liest es deutlich genug in den Zeilen, im Angesichte seiner Gemahlin, oder auch scheinbar verdeckt, noch eine andere lieben, und die aus dem Grunde lieben, und er ist undelicat genug, solch ganz ordinäres Gelüsten als Forderung seiner Frau anzutragen, daß Helmine ins Haus müsse! Mögen herzlose, nein, der Sittlichkeit ins Angesicht schlagende Tagesmenschen das Weltsitte, Freiheiten der Aristokratie oder wie sie wollen nennen, sie selbst sind schamlos, indem sie dergleichen entschuldigen, und es ist wieder und wieder zu bedauern, daß Fürst Pückler seinen Neigungen, seiner Sympathie mit dem Orient also den Zügel schießen lassen konnte.

Und welch unsaubere Geschichten werden uns aus dem Verkehr der großen Welt, aus dem Leben eines andern berühmten Mannes, aus der Liederlichkeit der herrschsüchtigsten, gemeinsten Intrigue der Weiberwirthschaft hier mitgetheilt, eine Weiberfrechheit, die einem Sterbenden sogar noch die letzten Augenblicke verleidet! Wahrlich, ein Abgrund der chronique scandaleuse, welche, zur brandmarkenden Schande solcher Schauspieler sei es gesagt, hier sogar in Deutschland spielt. Oben sprach der mit dem Orient gern kokettirende Fürst vom Verbrennen der Todten. Hätte er doch lieber vor seinem Tode noch selbst diese Papiere verbrannt, die jetzt gedruckt der Welt vorliegen und den Ruhm des Fürsten, der auf ihre Veröffentlichung drang, sicher nicht erhöhen werden. Uns ist hier jede ausreichende Erklärung abhanden gekommen, es müßte denn die sein, die wir schon am Anfang andeuteten, der Fürst habe Rache üben wollen. Dies ist ein Flecken in seiner sonst so edeln Gesinnung, ein Makel, der einen unheimlichen Schatten über sein Leben wirft. Und nun gar noch, im Angesichte des Todes, im Testamente zu verfügen, daß auch dergleichen veröffentlicht werde; es ist überstark! So mit einem schadenfrohen Hallo aus der Welt zu scheiden, kann wol nur aus einem gewissen verdunkelten Bewußtsein der letzten Tage erklärt und damit allerdings entschuldigt werden. Den Hinterbliebenen, den Familiengliedern ist es nicht zu verdenken, wenn sie sich gleichwol gegen solche Veröffentlichung auflehnen, und es ist ihnen alles Beileid zu bezeigen, wenn sie den Schmerz tief empfinden, daß ihnen das Andenken an einen so großen Todten dadurch getrübt wird.

Doch wir dürfen nicht also scheiden von einem Manne, der auch uns als Autor und als Mensch bleibend werth geworden ist. So verweilen wir noch einige Augenblicke bei seiner Empfänglichkeit für Kunst, wie außerordentliche Menschen sie ausüben, und wie er selbst sie der Natur, die ihm stets eine unübertreffliche Vorbildnerin aller wahren Kunst war, durch die großartigsten Studien ablauschte, indem er ihre Werke mit Genialität wiedergab.

Da ist es denn zuerst sein Zusammentreffen mit Henriette Sontag in London, im Jahre 1828, der Umgang mit ihr, der reichste und reizendste Gedankenaustausch zwischen beiden, der doppelt reizend sein mußte, da er durch ein Stimmorgan vermittelt wurde, welches auch außer dem Theater entzückte. Das waren in Pückler's

Leben unvergeßliche Tage, er beschrieb sie selbst in Briefen seiner Lucie, die in Deutschland zurückgeblieben war, von der er nach gegenseitigem Uebereinkommen sich äußerlich getrennt hatte, so aber, daß sie — zur Ehre beider sei es gesagt — geistig stets verbunden blieben. Es fällt unsereinem, und zwar mit sittlichem Recht, wie eiskalter Nebel auf die Brust, wie so etwas möglich ist. Daß zwei thatsächlich ihre Ehe trennen können aus finanziellen Gründen, damit der eine in England eine reiche Braut sich erobere! Ein Skandal, eine Roheit ist und bleibt es immer, trotz aller feinen Lebensart und aristokratischen Vorurtheilslosigkeit. Aber dennoch, das waren sonnige Tage in England. Die Verfasserin der Biographie schildert sie uns mit frischen Farben:

Pückler bewunderte Henriette Sontag nicht nur auf der Bühne, sondern begegnete ihr in der Gesellschaft. Inmitten der englischen Welt, die ihn umgab, war es ihm wohlthuend und anziehend, eine deutsche Landsmännin zu finden, mit der er alle Verhältnisse der Heimat traulich und harmlos besprechen konnte, und es entspann sich dadurch schneller als sich vielleicht sonst der Anlaß dazu geboten hätte, eine freundschaftliche Beziehung. Je mehr er sie kennen lernte, je mehr mußte er wahrnehmen, daß das holde Mädchen, dessen Stirn schon so früh das Diadem des Ruhms schmückte, bei allen Erfolgen sich die einfachste Natürlichkeit, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit bewahrt hatte. Er war wie bezaubert von ihrer lieblichen Erscheinung, er ahnte, daß sie ihm ein Glück gewähren könne, wie es seine kühnsten und seligsten Träume überflügelte. Er, der so wenig eingebildet war, der so leicht Mistrauen setzte in die Echtheit der Zuneigung [von wie vielen Tausenden weiblicher Wesen will er denn in aller Welt Zuneigung?], die ihm von den Frauen bezeigt wurde, durfte zugleich entzückt wahrnehmen, daß die Liebe, die er fühlte, von der lieblichen Künstlerin erwidert wurde, und der Gedanke stieg in seinem Herzen auf, welche Seligkeit ihm zutheil werden könne, wenn er anstatt der beabsichtigten Geldheirath eine Verbindung aus Liebe einginge. Nun war er erst ganz wieder er selbst, dieses edle Feuer erhob seine Gefühle wieder zu jener hohen Sphäre, zu der seine Seele geschaffen war; er liebte Henriette mit den edelsten Kräften seines Herzens.

Wir müssen hier leider, zur gerechten Charakteristik Pückler's, unsere anziehende Erzählerin einige Augenblicke unterbrechen. Wir müssen auch hier wieder, bei aller Aufmerksamkeit für den Fürsten, bei allen aufrichtigen Wünschen für sein neuestes Glück, welches freilich auch wieder nicht verwirklicht wurde, wir müssen aus moralischen Gründen, ohne welche kein Wohlsein zu gründen ist, ausrufen: übereilte Abenteuer, leichtfertige Liebesbekenntnisse, orientalische Passionen, schlimmer als das: corrumpirte Zustände eines blasirt, wurmstichig, von Liebesmanie kraftlos gewordenen, von Cultur blos beleckten Europa! Doch besinnen wir uns, und lassen wir die gewandte Apologetin unsers Pückler erst fortfahren im Preise seines neuen Liebeglücks. Ludmilla Assing sagt:

Jeder Mensch hat Tage im Leben, die duftig wie Rosen, strahlend wie Diamanten, belebend wie Meeresfrische und erwärmend wie Frühlingslüfte von ihren dunklern Gefährten abstechen. Solche Tage waren es für Pückler, als er mit Henriette im Maiwetter und Sonnenschein vom Morgen bis Abend im Park von Richmond spazieren ritt, und den folgenden Tag ebenso mit ihr bis zur Dunkelheit in Feld und Wald von Greenwich umherstreifte. Alle Weltrücksichten waren von ihm gewichen, an die „reiche Surrogatfrau" dachte er gar nicht, oder nur mit Widerwillen, wenn er auch Lucien neben dem halben Bekenntnisse seiner Gefühle versicherte, daß er über dieselben das „Geschäft" nicht versäume. Er gab sich unbefangen, innig, aufrichtig hin wie er war; in anmuthiger, ja jugendlicher Befangenheit und Schüchternheit erröthete und erblaßte er, indem er die gemüthvolle und unschuldige, zärtliche und jungfräuliche Geliebte voll beglückter Rührung betrachtete. Die Liebe erleuchtete ihn, machte ihn über sich selber klar, indem sie ihn erhob.

Die emsige Vertheidigerin thut alles, was möglich. Uns überzeugt sie in diesen Punkten nicht, wie sehr wir den Fürsten zu schätzen wissen, wo er es verdient. Die Kritik aber muß gerecht und unerbittlich nach allen Seiten hin sein, dann glänzen die lautern ihres Gegenstandes um so heller hervor.

Wahre, reine, nicht genußsüchtige Liebe muß immer dem Ideal uns nahe bringen und ist darin durchaus mit der Religion verwandt. In der wahren Religion gibt es kein Vielgöttersystem, sondern nur Einen Gott. In der wahren Liebe schweift man nicht von einer zur andern Göttin, deren Herrschaft auch nur wieder von kurzer Zeit sein wird. Wenn Pückler Lucie zu seiner Gattin erkor, so mußte er auch bei ihr bleiben und zwar unter allen Umständen, und wenn seine Finanzen auch noch so zerrüttet waren. Noch dazu hatte Lucie ganz vortreffliche Eigenschaften. Sie liebte den Gatten so sehr, so selbstlos, uneigennützig, daß sie ihn sogar an eine andere, die Geld hatte, abtreten wollte. Sie wollte als Opfer fallen. Dies Nachgeben war eine Schwäche von ihr. Daß er aber darauf einging, war mehr als Schwäche, es war vollständig undeutsch, ein Leichtsinn ärgster Art. Dieser ganze Handel, den beide Gatten treiben, ist abscheulich, ist grob realistisch, verscheucht, wenigstens für den Augenblick, den zartesten Schmelz jedes Ideals. Die Nemesis bleibt nie aus. Sie folgte auch hier dem Fürsten, wenn auch nicht auf dem Fuße, sondern als er in schwacher Stunde sein Testament gemacht, über den „Nachlaß" seiner Schriften den letzten Willen schwarz auf weiß gebracht hatte.

So scheiden wir denn jetzt, nachdem wir das Originelle, das Ausgezeichnete in Pückler dem Menschen, wie in Pückler dem Schriftsteller, vollauf anerkannt haben, mit folgendem Endurtheil über ihn. Auch für sprachliche Schöpfungen war in dem Fürsten Außerordentliches angelegt, es ist nie zur Reife gekommen, wol aber blüht es in herrlich angeordneten, mit Geschmack und in großem Sinne gedachten wie ausgeführten Partien seiner literarischen Werke, zumal in seinen Reisedarstellungen. Man kann aber wahrlich auch zu gesellig sein, man kann auch zu viel reisen. Fürst Pückler hat ohne Zweifel dadurch, daß er sich von dem Strome der Gesellschaft, ungeachtet er Muße in Fülle hatte und die Einsamkeit trefflich auszubeuten wußte, zu oft fortreißen ließ, sich bisweilen verflacht, vor allem aber sein dichterisches Schaffen vernachlässigt. Dazu kam noch unglücklicherweise sein fortwährendes Anspinnen neuer Liebesverhältnisse, sein Taumel aus einer Verliebtheit in die andere. Das mußte ihn schwächen. Es hat aber auch sein ursprünglich so tiefes Gemüth verflacht, seine Phantasie irregeleitet und verflüchtigt. Ein Mann von unversehrtem Gemüth, von ungebrochener Phantasie hätte sich, als er in dem Parke von Richmond mit Henriette Sontag conversirte, in tausend Himmeln schwelgte, plötzlich aufgeschreckt gefühlt; aus jeder Allee, aus jedem Wasserspiegel, aus jeder Statue

hätte ihm Luciens rührendes Bild herübergewinkt. Dies Vergessenkönnen, so schnell Vergessenkönnen, dies neue Bündniß nach frischer That der ehelichen Trennung hat ihm unendlich geschadet. Endlich hat er, ohne daß er wußte, was er begann, durch seinen letzten, testamentlichen Beschluß, wie jetzt sein schriftlicher Nachlaß vorliegt, seinem Rufe geschadet, wiederum durch denselben Leichtsinn, durch einen ganzen Harem von Liebeleien, durch seine Uebereilung dergleichen Brief- und Liebschaften auf dem Papier zu erhalten, um sie nach seinem Tode in die Welt streuen zu lassen.

Und dennoch sei ihm alles verziehen, alles und jedes sei vergessen, was er als schwacher Mensch verschuldete, sogar durch Schadenfreude anstiftete, wegen des einen großen Werks, welches er hinterlassen, durch welches er den unwandelbaren Dank der Nation, den vollsten Lorberschmuck verdient hat. Dieses erhabene, staunenerregende Werk ist keins seiner gehaltvollen Bücher, keine musikalische Schöpfung, keine mit Farbe und Pinsel ausgeführte, kein Werk der Sculptur, sondern das lebendige Werk einer Landschaft, die er da hervorzauberte, wo früher Oede, Sand und Durst während der Hitze des Sommers den Wanderer hinweggescheucht hatte, da wo jetzt der Baum ihn beschattet, das Grün ihn labt, die Quelle ihn erquickt. In den Parkanlagen von Muskau und von Branitz ist Fürst Pückler ein Landschafter, der jeden bisherigen übertrifft, denn die Natur selbst hat ihm gesessen, und er hat sie getroffen wie sie leibt und lebt. Unvergeßlich ist sein Name!

Alexander Jung.

Neuere Schriften über die sociale Frage.

1. Geschichte der Gesellschaft von Johann Joseph Roßbach. Fünfter Theil: Der vierte Stand und die Armen. Erste Abtheilung. Würzburg, Stuber. 1872. 8. 1 Thlr.
2. Die Arbeiterfrage vom christlich-ethischen Standpunkte beleuchtet. Von K. Wächtler. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1872. Gr. 8. 16 Ngr.
3. Ideen zur socialen Reform. Von Eduard Baltzer. Nordhausen, Förstemann. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Unsere Kenntniß von den socialen Zuständen um uns. Von F. J. Neumann. Jena. 1872.
5. Die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart. Von A. Held. Leipzig, Duncker und Humblot. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wie ein Arzt, wenn er ein Uebel gründlich heilen will, die Entstehung desselben kennen und der successiven Fortentwickelung eifrig nachspüren muß, so kann auch ein Staatsmann, welcher redlich nach der Besserung der socialen Schäden trachtet, seinem Ziele nur dann näher kommen, wenn er an der Hand der Geschichte auf die ersten Quellen derselben zurückgeht. Nur wer die Ursachen kennt, begreift die Wirkungen, versteht das Fortschreiten des Uebels, sieht auch die letzten Ziele, auf welche es hinführt. Daß die moderne Gesellschaft an argen Schäden krankt, ist selbst dem blödesten Auge nicht verborgen; wie aber dem socialen Uebel abzuhelfen sei, darüber gibt es so unglaublich viele Meinungen, daß man gar leicht erkennt, die Frage sei, wenn überhaupt, so doch nur mit unendlichen Schwierigkeiten zu lösen. Einen rationellen Beitrag dazu geliefert zu haben, ist aber immerhin ein nicht geringes Verdienst, und als einen solchen müssen wir die „Geschichte der Gesellschaft" von Johann Joseph Roßbach (Nr. 1) bezeichnen.

Der gelehrte Verfasser sagt in der Einleitung zum vorliegenden Theile:

> Durch die Geschichte der Gesellschaft geht eine fortschreitende Bewegung, welche sich nach dem ewigen Gesetze der sittlichen Ordnung der Welt vollzieht.

Nachdem er kurz einen Blick auf die vorchristliche Periode geworfen, kommt er auf den christlichen Staat zu sprechen und fährt fort:

> Das Christenthum will weder durch die Gewalt der Eroberung die Einheit, noch wie Griechenland und Rom durch Bürgerkriege und Revolution die Gleichheit der Stände oder des Besitzes erringen: sein Ziel ist die moralische Weltordnung, gebaut auf die ewigen Grundlagen der Liebe und Gerechtigkeit. Und hat man je auf andern Grundlagen eine dauernde, innerlich befestigte Schöpfung aufgerichtet? Die Gesellschaft ist in ewiger Umbildung begriffen: Reiche wurden arm und Arme reich. In der Gerechtigkeit und Liebe ruht die ewige Versöhnung. Das Christenthum ist daher durch diese Grundgesetze eine Religion für alle Völker und Stände, und der christliche Staat der Staat der Humanität, der reinen Menschheit, in welchem die Herablassung und Demuth der hohen Gesellschaft, und die Erhebung der Niedern den socialen Frieden und die Versöhnung bringt.

In diesen wenigen Worten ist ausgedrückt, durch welche Mittel der Verfasser die Leiden der Gesellschaft zu lindern hofft, nämlich durch Liebe, Gerechtigkeit, Humanität. Und in der That, es will uns bedünken, als seien diese Mittel nicht die unwirksamsten. Das Buch selbst zerfällt in zwei Haupttheile und jeder derselben wieder in Unterabtheilungen. Zunächst werden die Verhältnisse der Gesellschaft im Orient, Griechenland, Rom und endlich bei den germanischen Völkern besprochen, bei welchen letztern der Verfasser länger und mit besonderer Vorliebe verweilt. Nicht trocken erzählend, sondern stets auf die bewegenden Ursachen zurückgehend, führt der Verfasser ein lebensvolles Bild der Entwickelung des Menschengeschlechts und seiner Leiden vor; und die in großer Zahl angeführten guten Quellen bekunden sein Bestreben, das Beste dem Leser zu bieten, so wie sie zugleich den Beweis seines tiefen Studiums liefern könnten, wenn dasselbe nicht schon aus jeder Zeile des ausgezeichneten Buchs erkennbar wäre. Es würde zu weit führen, wollten wir hier ausführlicher auf den Inhalt eingehen. Der zweite Theil handelt von den Armen, und zwar zunächst von den Armen im Alterthum, sodann von dem Christenthum und den Armen und endlich von der Armenpflege im Mittelalter. Wir empfehlen das Buch jedem zur Lektüre, denn mag man Verständniß für die Schäden der Gesellschaft oder einen Einblick in die Geschichte überhaupt, mag man Belehrung oder nur gediegene Unterhaltung wünschen, man findet dies alles in der „Geschichte der Gesellschaft" von Roßbach. Das Buch ist außerdem in so gefälliger Form gehalten, daß es sich angenehm liest,

und sein Inhalt ist so klar und übersichtlich geordnet, so anschaulich dargelegt, daß selbst der minder Gebildete es versteht, während es doch auch zugleich dem Hochgebildeten manche neuen Gesichtspunkte bieten dürfte.

Aehnlich, wenn auch nicht so gründlich, gibt K. Wächtler in seinem Buche: „Die Arbeiterfrage vom christlich-ethischen Standpunkte beleuchtet" (Nr. 2), eine Geschichte der Gesellschaft als Einleitung. Weiterhin spricht er von der Arbeit, dem Begriff und den Arten derselben, dem Lohne der Arbeit und ihrem Verhältniß zum Kapital; schließlich gibt er Winke und Vorschläge zur Verbesserung und Hebung der Lage des Arbeiterstandes. Der Verfasser zeigt in seinem Buche ein warmes Herz für den Arbeiter, sowie daß er sich eifrig mit der zu lösenden Frage, vielleicht etwas einseitig, beschäftigt hat. Er ist bescheiden genug, seine Vorschläge nicht als maßgebend betrachten zu wollen, meint aber, und darin müssen wir ihm recht geben, daß es immerhin verdienstvoll sei, wenn das erwünschte Ziel auch nicht erreicht werde, es wenigstens ernstlich erstrebt zu haben. Wir wollen dem Verfasser mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er gegen sich selbst übt, und offen aussprechen, daß er manchen guten Gedanken angeregt hat. Vor allem wollen wir den Arbeitgebern, den Fabrikanten das Buch empfehlen, sie können ohne Zweifel viel daraus lernen. Und wenn sie manches beherzigen, was darin gesagt ist, werden sie vielleicht selbst Vortheil haben; jedenfalls aber werden sie ihre Pflicht thun, indem sie die Lage ihrer Arbeiter verbessern und somit ihr bescheidenes Theil beitragen zur Lösung der socialen Frage.

Unterricht und Erziehung, beides als eins gedacht, ist die Achse der socialen Frage, die allerwichtigste Zeitfrage, nicht für heute, sondern für immer. . . . . Die sociale Frage unserer Epoche in ihrer höhern Potenz ist eine geistige, sodaß die sociale Erlösung ohne religiöse, sittliche und scientifische Reform unmöglich bleibt.

So ungefähr lauten einige der Thesen, welche Eduard Baltzer in seinen „Ideen zur socialen Reform" (Nr. 3) aufstellt, und hiermit könnte wol jeder einverstanden sein, der nicht das Leben mit den Augen des Socialdemokraten ansieht. Merkwürdig ist es aber, zu welchen Schlüssen der Verfasser kommt und mit welchen Mitteln er reformiren will. Wer seine andern Schriften kennt (es gibt deren eine ganze Reihe, und Eduard Baltzer nimmt in der Literatur eine nicht unbedeutende Stelle ein), der wird leicht diese Mittel errathen. Der Verfasser ist einer der Propheten des Vegetarianismus. Die „natürliche Lebensweise" soll uns retten, sie allein ist die Erlösung von den Leiden, an denen die Menschheit krankt. Die aufgestellten Theorien sind nicht ohne Interesse, und es gelingt dem Verfasser gewiß, manchen Proselyten zu machen; aber einbürgern wird sich der Vegetarianismus niemals in dem Grade in der Welt, wie Baltzer es für nöthig hält. Diejenigen, welche in seine Fußstapfen treten, sind meist Leute, die in sich den Keim des Todes fühlen und hoffen, durch den Vegetarianismus ihr Leben zu verlängern. Wie alle Vegetarianer ist der Verfasser ein gut Theil Materialist, doch so daß er den Geist nicht leugnet, wol aber dem Körper die größere Bedeutung beimißt. Viel erwartet er von der Reform der Landwirthschaft, jeder Vegetarianer (und das müssen im Laufe der Zeit alle Menschen werden) soll selbst seinen Acker bauen, und die Erde soll ein friedlicher „humanisirter Völkergarten" werden. Recht idyllisch gedacht! Doch hat der Verfasser gut gethan, sein Buch als „Ideen" zu bezeichnen, da es wenig Praktisches bietet. Irren wir nicht, so ist Eduard Baltzer ursprünglich Hegelianer; in dem Buche sind wir hin und wieder Anklängen an Hegel begegnet, doch zeigen sich solche mehr in der Art und Weise der Deduction als im positiven Inhalte. Die Schreibweise ist elegant, und können wir nicht leugnen, daß die Lektüre des Buchs uns großen Genuß gewährt hat.

Der Vorwurf, welchen Neumann in seiner Broschüre „Unsere Kenntniß von den socialen Zuständen um uns" (Nr. 4) gegen die Statistik erhebt, trifft sie mit Unrecht, während man freilich dem großen Publikum den Tadel nicht ersparen kann, in der socialen Frage viel zu indifferent zu sein. Die Mängel der Statistik sind zum großen Theile bereits oder werden wenigstens bald beseitigt, denn gibt es eine Branche der Wissenschaft, welcher in neuester Zeit die allgemeinste Aufmerksamkeit sich zuwendet, so ist dies gerade die Statistik. Die Broschüre ist übrigens ältern Datums, daraus erklärt sich wol dieser unverdiente Tadel. Zunächst im November 1871 als Vortrag im Museum zu Basel gehalten, erschien derselbe dann in Hildebrand's „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" (Bd., 18 Heft 4 und 5), und hieraus ist die vorliegende Schrift wiederum ein Separatabdruck. Die Anmerkungen sind später hinzugefügt, sowie der Verfasser in den Text noch nachträglich manche kritische Bemerkung hat einfließen lassen. Das nach seiner Meinung unzureichende statistische Material hat derselbe übrigens meisterhaft zu benutzen verstanden.

Die Arbeiterpresse ist ein Stück Organisation des Arbeiterstandes und ein praktisch bedeutsames Zeichen der socialen Bewegung. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, hat A. Held sein Buch „Die deutsche Arbeiterpresse u. s. w." (Nr. 5) geschrieben. Er will damit einen Baustein liefern zum Aufbau einer Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Daß politische Blätter ihren Lesern nur gelegentlich mit Notizen über Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern aufwarten, und daß man in ihnen Proben aus der socialdemokratischen Presse nur sporadisch begegnet, erwähnt Held mit einem gewissen vorwurfsvollen Tone, wie er denn überhaupt der politischen Tagesliteratur nicht gewogen ist. Es ist dies, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu erklären; und wer möchte dem gelehrten Verfasser zürnen, wenn er das Gebiet für das wichtigste hält, dem er sich mit voller Kraft widmet, zumal wenn das Ziel desselben die Wohlfahrt des Menschengeschlechts ist. Ein entschiedener Feind der Manchesterschule, hält sich Held zu den Kathedersocialisten, einer Partei, welche täglich mehr Anhänger gewinnt und vor jener entschieden den Vorzug verdient. Diese seine Richtung offen bekennend, hat der Verfasser im übrigen möglichst objectiv geurtheilt. Er gibt zuerst eine recht übersichtliche Darstellung der Entwickelung der socialen Parteien, der Organisationen von Lassalle und Schulze-Delitzsch, verfolgt historisch die Momente, welche dazu mitgewirkt haben, die Spaltung der Socialdemokratie

in zwei Fractionen zu vollziehen, und charakterisirt schlagend die Presse jeder dieser Fractionen. Im Schlußwort wird dem Kathedersocialismus das Wort geredet, und mit Recht, denn er vertritt sicher die gesundeste Richtung auf socialem Gebiete in unsern Tagen. Wenngleich wir nicht mit dem ganzen Inhalte des Buchs einverstanden sind, so können wir doch seinen Werth nicht verkennen.

E. Neumann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrem neuesten Heft eine eingehende Besprechung des Romans von Paul Heyse „Kinder der Welt" unter dem Titel: „Un roman philosophique en Allemagne." Sie erklärt Paul Heyse für einen Propagandisten der Principien von Strauß. „Dieser Romanschriftsteller", sagt sie, „ist noch wenig bekannt in Frankreich und wird, die Wahrheit zu sagen, auch in Deutschland nur zu den dii minores gezählt, wenn auch zu denjenigen Göttern der zweiten Klasse, welche dem literarischen Olymp sehr nahe stehen und bald einmal den freien Zutritt erlangen werden. Sein unbestreitbares Talent und der Erfolg seiner frühern Werke geben ihm ein klares Recht darauf." Seinen Novellen wird etwas sittliche Leichtfertigkeit nachgesagt, man merke ihnen den Boccaccio schon von weitem an. In seinen „Moralischen Novellen" habe er behauptet, man müsse die Regeln der landläufigen Moral nicht auf das Genie anwenden, große Naturen hätten ein Recht, sich von ihr zu emancipiren. Heyse hätte in seinem Kampf gegen die Vorurtheile einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan in seinem neuen philosophischen Roman, dessen Tendenz sei, den Atheismus zu Ehren zu bringen. Die Revue gibt hierauf eine sehr eingehende Analyse des Romans und läßt es am Schluß derselben nicht an anerkennenden Worten für den Autor fehlen. Er erhebe sich über die mittlere Linie der zeitgenössischen Romandichter, er habe die Gabe zu interessiren, man fühle sich angezogen und lese weiter in dem Roman; er sei Künstler, er wisse die Dinge von ihrer künstlerischen Seite darzustellen; er sei Dichter, er wisse zu gestalten. Seine Personen machten den Eindruck wirklichen Lebens, wenigstens auf den ersten Blick; sie seien mit einem etwas rauhen Bleistift gezeichnet, aber sie höben sich scharf und deutlich ab. „Heyse hat viel Geist", heißt es weiter, „und borgt ihn freigebig seinen Helden. Es ist dies deutscher Geist, der mehr durch Ironie, durch kalten Sarkasmus, durch Bitterkeit und Schärfe als durch Grazie des Ausdrucks und Feinheit des Gedankens glänzt, die uns in Frankreich als die Haupteigenschaft geistreicher Leute erscheinen; aber wir haben nicht das Recht, von ihm andern Geist zu verlangen als denjenigen seines Volksstammes. Sein eigenthümliches Genre würden wir am liebsten als einen durch Idealismus gefärbten Realismus bezeichnen; ich verstehe darunter, und dies ist ein Lob, das ich dem Autor ertheile, daß er das wirkliche Leben trifft, seine Bedingungen und Formen klar beschreibt, daß er gewiß in der Schule Balzac's gewesen ist, um ihm seine bis ins Kleinste gehende Analyse abzusehen, aber daß er sich nicht auf diese mikroskopische und fortwährende Genauigkeit beschränkt, welche auf die Länge die Lektüre von Balzac so ermüdend macht. Seine Erzählung belebt sich schnell, nimmt leicht die lebhaften Farben des Dramas an und Strahlen aus höhern Sphären spielen in oft sehr glücklicher Weise mitten in alltägliche Verwickelungen hinein. Wenn ich unter unsern jetzigen französischen Schriftstellern eine Art von Talent suche, welches zahlreiche Analogien mit denjenigen Heyse's darbietet, natürlich mit Berücksichtigung der Unterschiede zwischen Roman und Lustspiel, so denke ich augenblicklich an Victorien Sardou. Beide haben die gleiche realistische und rauhe Manier, die gleiche Kunst in der Gruppirung der Situation, die zum Theil für sich allein sprechen und deren Grundgedanke sich in einem Schlagwort ausprägt." Beiden wird indeß die Gebrechlichkeit des Aufbaues der Handlung zum Vorwurf gemacht; während die Details erfreuen, bleibe man von dem Ganzen unbefriedigt. Auch bei Heyse merke man oft das Metier und die Fäden, die er in der Hand halte; Charaktere wie Toinette — ein französisches Diminutivum, gegen welches in einer Note entschiedener Protest erhoben wird — seien von einer augenfälligen Unwahrscheinlichkeit; ähnliche Widersprüche fänden sich in der Geschichte des Philosophen Edwin. Gegen den Schluß des Aufsatzes kommt Albert Réville, der Verfasser desselben, auf die philosophische Tendenz des Heyse'schen Romans zu sprechen und findet in ihm eine Verherrlichung des Atheismus, dieselbe Verbrämung von Pessimismus und Optimismus wie in dem neuen Werke von Strauß. Dann meint er, daß der Denker und Dichter bei Heyse sich nicht decken, sondern parallel nebeneinander gehen. Schließlich soll nicht die verführerische, schöne, geistreiche Toinette mit ihrem traurigen Ende die gefährliche, aber glänzende Hauptperson und symbolische Heldin des Romans sein, sondern Christiane, die düstere und häßliche; man müsse den Roman den „Roman der häßlichen Frau" nennen; denn in dieser ganzen berliner Welt herrsche die Grimasse vor.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 27. September ist Roderich Benedix in Leipzig gestorben. Wiederholte Schlaganfälle hatten ihn bereits in den letzten Jahren in seinem rüstigen Schaffen gelähmt; gleichwol war er noch unermüdlich im Produciren. Sein Kopf und seine rechte Hand waren frei, nur die linke Seite vom Schlage betroffen worden. So vermochte er noch dichterisch zu gestalten und das, was er innerlich geschaffen, auch aufzuschreiben. Sein letztes Lustspiel war „Der Professor als Cavalier", ein Stück, welches am Burgtheater und mehrern andern Bühnen zur Aufführung angenommen worden ist. Außerdem hatte er ein Werk über Shakspeare vollendet, das im Cotta'schen Verlag erscheint und dessen Polemik gegen den Shakspeare-Cultus noch über diejenige Rümelin's hinausgehen dürfte. Noch auf seinem Krankenbette, von dem er nicht wieder erstehen sollte, war er mit der Correctur der Druckbogen des Werks beschäftigt.

Roderich Benedix wurde am 21. Januar 1811 in Leipzig geboren und besuchte anfangs die Fürstenschule in Grimma, dann die Thomasschule in Leipzig. Im Jahre 1831, nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, ging er nicht auf die Universität, sondern zur Bühne, spielte erst bei kleinern Truppen in mitteldeutschen Städten, dann im Jahre 1833 in Westfalen und den Rheinlanden. Er war zunächst als Tenorist aufgetreten. Doch nachdem sein Lustspiel: „Das bemooste Haupt", welches er in der rheinischen Festung Wesel als Regisseur der dortigen Bühne im Jahre 1841 zuerst zur Aufführung gebracht hatte, mit großem Erfolg die Runde über die deutschen Bühnen gemacht, widmete er sich der literarischen Thätigkeit und hat außerdem mehrere wichtige dramaturgische Stellungen bekleidet. Er war im Jahre 1844—45 Theaterdirector in Elberfeld, 1847—48 Oberregisseur des kölner Stadttheaters, 1855—58 Intendant des Stadttheaters in Frankfurt a. M. In Köln hatte er in der Zwischenzeit Unterricht ertheilt in Hiller's Rheinischer Musikschule. Im Jahre 1858 wandte er sich nach seiner Vaterstadt Leipzig, wo er bis zu seinem Tode ausschließlich seinem schriftstellerischen Wirken lebte.

Benedix ist der bühnenkundigste und gewandteste der neuern Lustspieldichter; dabei sind seine Werke von echt deutschem Geist beseelt, aus den Sitten unsers Volks herausgeschaffen, ein ebenso treues wie heiteres Spiegelbild unsers bürgerlichen und Familienlebens. Seine ersten Stücke: „Das bemooste Haupt"

ein von frischem Geist des deutschen Studententhums durchdrungenes Rührstück, sowie sein gegen die damaligen jungdeutschen Emancipationstheorien gerichteter „Doctor Wespe“ hatten bereits jene durchgreifenden Erfolge auf deutschen Bühnen, wie sie später seine besten Stücke: „Das Lügen“, „Das Gefängniß“, „Der Vetter“, „Der alte Magister“, „Ein Lustspiel“, „Die Hochzeitreise“, „Der Störenfried“, „Mathilde“ u. a. davonzutragen pflegten. Sie bildeten den eigentlichen Kern des Repertoires. In seinen „Gesammelten dramatischen Werken“ (20 Bde., 1846—73), liegen sie auch dem Lesepublikum vor. Auch als Novellist versuchte sich Benedix in den „Bildern aus dem Schauspielerleben“ (2 Bde., 1847) und in den „Landstreichern“. Von seinen theoretischen Schriften verdient „Der mündliche Vortrag“ (3 Bde., 1860) rühmende Erwähnung; das Werk erschöpft sein Thema in gründlich eingehender Weise, in Theorie und Praxis, es ist noch nicht nach Verdienst gewürdigt.

Bei seinem Leichenbegängniß am 29. September betheiligten sich alle Stände. An seinem Grabe sprach der Herausgeber d. Bl.; seine Rede war eine warme Würdigung der Verdienste von Roderich Benedix vom literarischen Standpunkte aus; wir theilen sie deshalb hier unsern Lesern mit:

„Der Sarg hat sich geschlossen über einem tüchtigen Mann, an dessen Grab nicht nur wir Anwesende, sondern das ganze deutsche Volk trauernd steht. Roderich Benedix ist nicht mehr. Einen unersetzlichen Verlust hat die deutsche Bühne erlitten; denn so wenig es an nachstrebenden, hoffnungsreichen Talenten fehlt — der Altmeister des deutschen Lustspiels ist nicht mehr. Er, welcher sinnigen Ernst und heitern Scherz so glücklich zu bewähren verstand, der uns ein Lustspiel schuf aus dem Geiste unsers Volks heraus, ein Bild unserer Sitten — er ist nicht mehr! Der volksthümlichste Dramatiker Deutschlands, von dem fast allabendlich irgendein Stück an einer Bühne diesseit und jenseit des Oceans zur Aufführung kam — was von ihm übrigblieb, birgt dieser Sarg! Doch nein, er birgt nicht, was von ihm übrigblieb. Unvergessen lebt das Bild des wackern Mannes fort im Gedächtniß seiner Freunde, und was er geschaffen, es ist nicht geschaffen für heute und morgen. Lange Jahrzehnte hindurch werden seine Werke, soweit die deutsche Zunge reicht, noch viele Tausende erfreuen, wird sein heiterer Humor sie hinwegtäuschen über den Ernst des Lebens. Und sie werden vergessen, daß der Dichter nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ein echter Dichter hat keinen Theil am Tode, er lebt fort in der Welt der Geister.

„Das aber ist ein echter Dichter, der an seinem Beruf, an seiner Sendung mit unverbrüchlicher Treue festhält, mag auch dieser oder jener Wurf ihm nicht glücken, mag auch hier oder dort sich gehässige Feindschaft regen, von welcher ein ernstes Streben und bedeutende Leistungen nie verschont bleiben. Roderich Benedix war ein echter Dichter. Er hielt fest an seiner Art, an seiner Ueberzeugung, mochte auch der rauschende Beifall des Publikums sich Richtungen zuwenden, die er nicht billigte; niemals hat er sein eigenstes Wesen aufgegeben. Körperlich gelähmt, in den Leiden der Krankheit, fand er im geistigen Schaffen seinen einzigen Trost; auch da noch ersann er heitere Gestalten und Verwickelungen; ja man kann von ihm sagen: er ist gestorben mit der Feder in der Hand. Großes geschaffen zu haben, das ist Dichterruhm; aber zu sterben mit der Feder in der Hand, das ist Schriftstellerehre!

„Und so können wir unserm Benedix in die Gruft nachrufen, was Goethe mit unvergänglich schönen Worten seinem geschiedenen Freunde Schiller nachrief:

Er wendete, die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

„Und wie lohnte ihm die deutsche Bühne? Sorgenvoll waren seine Tage; nicht Paläste konnte er sich bauen wie die Bühnendichter jenseit des Rheins; hinter seinem Schreibtisch stand die düstere Sorge und lähmte den Flug der Bilder und Gedanken, welche die heiter lächelnde Muse ihm eingab. Doch es wird anders werden in Deutschland! Danach streben die dramatischen Schriftsteller, danach strebten sie ein Jahr lang unter seiner Führung! So ruhe in Frieden, Roderich Benedix! Deine Werke folgen dir nicht nach in die Gruft; sie leben fort in Deutschland und du mit ihnen! Ich lege diesen Kranz auf deinen Sarg im Namen des leipziger Schiller-Vereins, im Namen der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, im Namen des deutschen Schriftstellerthums und des deutschen Volks — ich lege ihn auf den Sarg des besten deutschen Lustspieldichters der Neuzeit.“

Bibliographie.

Der siebenbürgisch-sächsische Bauer. Eine social-historische Skizze. Hermannstadt, Michaelis. Gr. 8. 4 Ngr.

Bayer, K., Churfürst Friedrich V. 1ste Abth. Schweinfurt, Giegler. 4. 5 Ngr.

Kühne, A., Nasr-ed-Din, der Schah von Persien oder der Verbannte zu Täbris und die Rose von Schiras. Geschichtlich-romantische Erzählung aus den neuesten Ereignissen. 1ste und 2te Lief. Heidelberg, Vereinsverlagsbuchhandlung. Gr. 8. à 4 Ngr.

Laienevangelium und erste Entwickelung des Christenthums nach der Apostelgeschichte mit Rücksicht auf die vorchristliche Zeit. Von Frauenhand. Emden, Haynel. Gr. 16. 15 Ngr.

Landesmann, H. (H. Lorm), Philosophisch-kritische Streifzüge. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 1 Thlr.

Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. 1stes Buch. Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lerch, P., Khiva. Seine historischen und geographischen Verhältnisse. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 20 Ngr.

Liebusch, G., Elisabeth von Dänemark, Kurfürstin von Brandenburg. Ein Lebensbild. Berlin, Heinersdorff. 16. 10 Ngr.

Die Literatur der letzten sieben Jahre (1866—1872) aus dem Gesammtgebiete der Land- und Forstwirthschaft mit Einschluss der landwirthschaftlichen Gewerbe und der Jagd in deutscher, französischer und englischer Sprache. Herausgegeben von der Buchhandlung Gerold u. Comp. in Wien. Wien, Gerold u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Lüders, O., Die Dionysischen Künstler. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Lüsing, G., Ueber das Verhältniß von Schulbildung und Sittlichkeit. Ein Vortrag. Altona, Mentzel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Menzel, W., Kritik des modernen Zeitbewußtseyns. 2te Aufl. Frankfurt a/M, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, H. G., Gedichte. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Nebe, Clara, Potsdam. Stuttgart, Grüninger. 4. 10 Ngr.

Palm, K., Italienische Ereignisse in den ersten Jahren Karl IV. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 12 Ngr.

Rauwenhoff, L. W. E., und F. Nippold, D. Fr. Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei kritische Abhandlungen. Leipzig, Richter u. Harrassowitz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sauzet, P., Die Civilehe und die kirchliche Ehe. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 9 Ngr.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. Historische Novellen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, E. J. Günther. 8. à 1 Thlr.

— — Soziale Schattenbilder. Aus den Memoiren eines österreichischen Polizeibeamten. Ein Seitenstück zu „Falscher Hermelin“, kleine Geschichten aus der Bühnenwelt desselben Verfassers. Halle, Gesenius. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, U. R., Die wahre Einheit und Freiheit der Kirche. Fries' Manen geweiht. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Schorr, F., Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 und die Bestimmung der Entfernung der Sonne. Gemeinfasslich dargestellt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schletterer, H. M., Die Entstehung der Oper. Ein Vortrag. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 18 Ngr.

Schulz, R., Stepan Nikititsch Sarafanow. Aus dem kirchlich-politischen Leben Livlands. Erzählung. Leipzig, Bidder. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. 6te Sammlung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Steiger, K., Die verschiedenen Gestaltungen der Siegfriedsage in der germanischen Literatur. Uebersicht ihrer Entwickelung und ihres Verhältnisses zu einander. Hersfeld, Hoehl. Gr. 8. 15 Ngr.

Steub, L., Kleinere Schriften. 2ter Bd. Literarische Aufsätze. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, L., Balladen- und Romanzenschatz. Erfurt, Mosel u. Schultz. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strümpell, G., Das französische Madrigal vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, eine Sammlung von 80 Liebespoesien in deutscher Nachbildung, mit biographischen und literaturgeschichtlichen Bemerkungen über die Dichter. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 12 Ngr.

Tobien, W., Denkwürdigkeiten aus der Vergangenheit Westfalens. Nach Quellen und neueren Forschungen dargestellt. 1ster Bd. 2te Abth. Elberfeld, Hartmann. 1869. Gr. 8. 17½ Ngr.

Wollschläger, C. G., Handbuch der Ethnographie und der Verbreitung der Sprachen nach den Ergebnissen der modernen Forschungen. Ein erläuterndes Hilfsmittel beim Studium der allgemeinen Weltgeschichte, für Lehrer wie Geschichtsfreunde überhaupt. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wunderlich, E. R., Fenelon, Erzbischof von Cambrai. Ein Lebensbild. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 16. October 1873.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungslektüre.

1. Aus der Natur. Essays von Otto Ule. Erste und zweite Reihe. Leipzig, Frohberg. 1871. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Werk bringt in leicht verständlicher Darstellung eine große Reihe der interessantesten Kapitel aus dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaft. Der denkende Leser wird überall gewonnen und gefesselt durch die Fülle und Gründlichkeit des Wissens, durch die gesunde Frische und Kraft der Intelligenz, durch die Freimüthigkeit und Geradheit im Urtheil, sowie durch die offene, ungezwungene, natürlich schöne Sprache, womit der Verfasser alle dargebotenen Gegenstände zu behandeln versteht. Er will keine sogenannten Betrachtungen über die Natur geben, mit denen wir besonders in frühern Tagen überschüttet worden sind, sondern unmittelbar aus dem Quell der Natur selbst gerade das schöpfen und erforschen, was zu sichern Resultaten geführt hat oder solche in Zukunft sicher erwarten läßt. Von poetischen und religiösen Schwärmereien zeigt das Werk daher nicht die leiseste Spur, auch selbst da nicht, wo seine Unterhaltungen sich auf das Weltganze, auf die Schönheit und Harmonie der Schöpfung richten. Die unparteiische klare Erkenntniß der Wahrheit und Wirklichkeit steht dem Verfasser stets als der höchste Zweck vor Augen, diesen zu erreichen oder erreichen zu helfen, ist ihm allein Beruf und Pflicht. Man sieht also, er nimmt den richtigen Standpunkt aller wirklichen Naturforscher ein, die nur das für bedeutsam halten, was der denkende Mensch sich zu seinem geistigen Eigenthum zu machen im Stande ist, die also im edelsten Sinne des Worts Materialisten vom reinsten Wasser sind. In diesem Sinne hat selbst ein Gauß sich aus Shakspeare den Denkspruch:

> Thou, nature, art my goddess, to thy laws
> My services are bound! —

angeeignet, der ihm Lebensmaxime für all sein Glauben, Denken und Handeln geworden ist. Und wer könnte es verkennen, daß Bessel und Humboldt dieselbe materielle Grundanschauung gehabt haben, und daß auch Newton, Davy, Laplace und Faraday kein höheres Princip anerkannten, wenn ihr Forschen im Dienste der Natur stand. Der Verfasser hat sich schon seit einer langen Reihe von Jahren als Herausgeber der Zeitschrift „Die Natur“ einen geachteten Namen errungen, und in dieser Aufsätze veröffentlicht, welche ganz den soeben bezeichneten Geist athmen; sie sind es, welche, meistens in nochmaliger Durcharbeitung, in diesen Essays vorliegen.

Der erste Band enthält folgende Abhandlungen: „Die Werke des Menschen und die Werke der Natur“; „Groß und Klein in der Natur“; „Das Gesetz der großen Zahlen“; „Der Flug des Gedankens“; „Die Wägung des Gedankens“; „Unsere Weltanschauung und ihre Gegner“; „Briefe eines deutschen Materialisten an die deutschen Naturphilosophen“; „Die Lebenswärme“; „Die Erkaltung“; „Der Blick als Ausdruck des Innern“; „Die Stimme als Ausdruck des Innern“; „Die Muskelbewegung als Ausdruck des Innern“; „Das menschliche Herz“; „Die Gesichtstäuschungen“; „Hunger und Durst“; „Ein Wiederaufleben nach dem Tode“; „Schneeflocken“; „Edele und gemeine Steine“; „Die norddeutschen Brüche“; „Die Thalbildung“; „Die deutschen Basalte“; „Der Bergbau“; „Die Astrologie“; „Tracht und Mode“.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist dann: „Die Erfindung des Porzellans. Eine Skizze aus den letzten Zeiten der Alchemie“; „Hagebüchen“; „Sterblichkeit und Lebensdauer“; „Die Formen des thierischen Gehorgans“; „Die Thräne“; „Die Messung der Lichtwellen“; „Ein Ausflug in den Himmelsraum“; „Veränderliche und neue Sterne“; „Das Meeresleuchten“; „Die Beutelthiere in Vorzeit und Gegenwart“; „Unsere Vögel in der Fremde. Eine Neujahrsbetrachtung“; „Die Pole der Erde“; „Der Marmor“; „Wälder am Nordpol“; „Unsere Ahnen“; „Der rhodische Genius“; „Die kleinsten Wirkungen“.

Um eine Probe von des Verfassers Art der Behand-

lung dieser Gegenstände zu geben, wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf die drei Briefe, in denen er einem deutschen Naturphilosophen den Standpunkt eines naturforschenden Materialisten klar macht. Er weist darauf hin, daß der Materialist nur eine wirklich vorhandene Natur kennt, daß es für diesen gar keinen verständlichen Sinn habe, von einer Natur in der Natur oder außer der Natur zu reden. Es walten überall dieselben Kräfte und Gesetze, am Himmel und auf Erden, im organischen und unorganischen Wesen. Er weiß nichts von einer Lebenskraft, von einem Leben im Lebenden; er kennt keinen Kampf zwischen geistigen und körperlichen Kräften, kein Doppelwesen, keine Doppelnatur:

Nur Modificationen der allgemeinen Gravitationsbewegung sind es, durch die er die Keime der Welten und der Pflanzen, der beseelten Wesen und des Menschengeistes entstehen und wachsen sieht. Die kosmischen Welten, die chemischen Elemente, die organischen Keime, die Arten und Geschlechter, die Eigenthümlichkeiten lebender, beseelter und vernünftiger Wesen, alles das fließt ihm im ewigen Urgrunde zusammen und entwickelt sich nur allmählich durch Bewegungen, welche sich erforschen lassen durch Beobachtung, Erfahrung und Rechnung. Das ist das Grundprincip des Materialismus, ja der modernen Naturforschung überhaupt, anerkannt in seinen Grundzügen fast von der gesammten naturwissenschaftlichen Welt.

Der Naturforscher geht über sein Gebiet hinaus, wenn er ohne wirkliches Wissen und Verstehen anfängt zu glauben; und wir können es wahrlich nur für ein großes Glück ansehen, daß diese dogmatische Unnatur allmählich ganz aus der rationalen Naturkunde verbannt worden ist. Das alte Reich der Lebenskraft schrumpft daher immer mehr zusammen, weil stets neue Landstriche von den Wissenschaften der Physik und Chemie erobert und beherrscht werden. Das Versteckenspiel unter dem Deckmantel der speculativen Philosophie ist kaum noch möglich:

Jene Anekdote, die neuerdings so vielfach von Ihnen (den Naturphilosophen) bekrittelt und bespöttelt wird, die Antwort Laplace's auf die Frage Napoleon's, warum er in seiner „Mechanik des Himmels" Gott nicht erwähnt habe — „er habe dieser Hypothese nicht bedurft" —, und eine ähnliche Anekdote, die man sich in Frankreich von Alexander von Humboldt erzählt, der auf das Bedauern eines hohen Freundes, daß er im ganzen „Kosmos" den Namen Gottes vermisse, geantwortet haben soll: „Ich habe nirgends einen persönlichen Gott gefunden" — solche Anekdoten sind nicht ohne tiefe Bedeutung. Der echte Naturforscher darf und kann nichts Uebernatürliches in seinen Forschungen finden; wo er auf Unbekanntes stößt, da mag er bescheiden die Unzulänglichkeit seiner Forschung gestehen, aber er darf auch nicht scheinbar und durch bloße Namen späterer Forschung ein Recht vergeben, das er nicht zu vergeben hat. Wenn man aus Ihrer Mitte Humboldt vorgeworfen hat, daß er den „Kosmos" als eine Gesammtheit von Gesetzen, nicht als Ausfluß eines schöpferischen Willens dargestellt habe, so könnte man mit demselben Rechte den Wissenschaften ihr Bestehen vorwerfen. Die Gelehrten sind es wahrhaftig nicht, welche den „Kosmos" zu einem solchen Gesetzcomplex gemacht haben, sie können nur feststellen, was ist. Verlangen Sie aber, daß wir unser christliches Gewissen mit unserm Naturforschergewissen, Glaube und Forschen versöhnen sollen, wie es einige versucht haben, so gestehe ich, dazu gehört ein Geistesmagen, wie ich ihn selbst Ihnen nicht zutraue.

Das ist gründlich und wahr gesprochen. Der Naturforscher als solcher kann nicht anders reden, und wenn er dennoch sich als religiöser Mensch im Leben ausweist, so betrifft dies ein ganz anderes Gebiet seiner Anschauungen, welches mit dem der Naturkunde nichts zu thun hat.

2. Edward Whymper's Berg- und Gletscherfahrten in den Alpen in den Jahren 1860—69. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Friedrich Steger. Mit Plänen und etwa 150 Original-Illustrationen in Holzschnitt. Braunschweig, Westermann. 1872. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Seit Horace Benedicte de Saussure seine weltberühmten naturwissenschaftlichen Alpenreisen begonnen und in seinem unsterblichen Werke „Voyages dans les Alpes" veröffentlicht hat, ist die Wanderlust zu den Spitzen der Bergriesen immer lebendiger geworden, sodaß man jetzt das Bergbesteigen als eine Fachnothwendigkeit eines jeden reisenden Naturforschers ansieht. Zunächst waren es ebenfalls Schweizer, denen Saussure die Neigung zur Erforschung der großen Natur ihres Heimatlandes einflößte und unter denen sich vorzugsweise Hugi, Studer, Schultes, Sulger, Agassiz, Gruner, Desor u. a. auszeichneten; dann thaten sich die Engländer hervor bei dem Erforschen der wunderbaren Eigenschaften der Schweizergletscher, und es ist bekannt, wie Forbes, Tyndall, Whymper erst eigentlich Licht in das wahre Wesen dieser geheimnißvollen Riesen gebracht haben. Der persönliche Verkehr Alexander von Humboldt's, Leopold von Buch's, Karl Ritter's mit Saussure und seinen Schülern legte den bedeutungsvollen ersten Grund zu ihren naturwissenschaftlichen Erforschungen der Erde und ihrer Bewohner, wodurch dann der Impuls zu den Weltreisen und Erdbeschreibungen gegeben wurde, welcher alle Wissenschaften so segensreich befruchtete, daß die errungenen Resultate zu den erhabensten Zierden des 19. Jahrhunderts gestempelt worden sind. Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, wie durch das Erklimmen der Berggipfel von Männern der Wissenschaft Erfahrungen eingesammelt worden, welche es erst möglich machten, einen einsichtsvollen Blick in die Gesammtnatur des Erdganzen zu thun. Ist nun auch neben diesen Höhenfahrten der Gelehrten eine Modesucht vieler unberufenen Wagehälse ins Leben getreten, welche auf die eitle Ehre, bisher unerstiegene Gipfel erklommen zu haben, den Hauptwerth legten, so wollen wir darauf keinen Stein werfen und nichts anderes darin erkennen, als ein Zeichen des Bestrebens in der menschlichen Natur, Aufsehen und Bewunderung zu erwecken. Diese zweite Seite der Berg- und Gletscherfahrten fand besonders in England ihre Vertreter und sogar Vertreterinnen, welche es auch nicht unterlassen haben, ihre Heldenthaten in gedruckten Werken und Abhandlungen zu veröffentlichen. Damit hat das vorliegende Werk wenig oder gar nichts zu thun, im Gegentheil gehört es ganz in die Klasse der Naturgeschichte der Alpenreisen, wie sie von Saussure, Hugi, Gruner, Merian, Desor, Wyß, Agassiz, Forbes und vielen andern geschaffen worden ist, sodaß sich darin unverkennbar ein Streben ausgeprägt, für alle gebildeten Leser nicht blos leicht verständlich, sondern auch interessant und belehrend zu sein. Und zur Erreichung dieses populären Zwecks wurde die deutsche Bearbeitung des Originals in die Hand eines längst bewährten Literaten gelegt und hat der Verleger für ausgezeichnete Illustrationen gesorgt. Das Buch beachtet

und bespricht alles, wofür ein denkender Reisender, ein Naturforscher, ein Mann reifer vielseitiger Erfahrung nur Sinn haben kann. So verweilt es bei den Arbeiten am Mont-Cenis-Tunnel, um alle Verhältnisse des Maschinenbetriebs, der Bergmannsthätigkeit, des Ingenieurbaues für die Leser verständlich zu machen, und dabei ist der Autor Geognost, Physiker, Politiker, Historiker, je nachdem bald hier bald dort der Faden der belehrenden Unterhaltung weiter zu spinnen ist. Es ist z. B. von der Temperaturdifferenz im Innern des Tunnels die Rede, und welche Mittel in Anwendung gebracht worden sind, um dieselbe so auszugleichen, daß die Maurer, ohne zu sehr belästigt zu werden, ihre Arbeit ausführen konnten:

Zwischen Mündung und dem Ende der fertigen Strecke existirte damals eine Temperaturverschiedenheit von 10 Grad. Im Winter muß dieser Unterschied sich verdreifachen oder vervierfachen. Wie viel der größern Wärme entsteht durch die Menschen, die Lichter, die Pferde, und wie viel durch die natürliche Temperatur des Felsens! Wenn die Wärme im Tunnel Elle um Elle in demselben Verhältniß zunähme, wie dies in niedergehenden Schachten der Fall ist, so müßte die Temperatur im Mittelpunkte 50 Grad höher sein als an der Mündung. Obgleich man wußte, daß die Zunahme weit geringer sei, so kannte man das Verhältniß doch nicht genau. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß man seit dem Beginn der Arbeit nicht eine einzige Beobachtung der natürlichen Temperatur des Felsens gemacht hat, bis die vorgeschobenen Gänge aufeinander trafen. Kurz nach Bewerkstelligung dieser Verbindung, am Ende des Jahres 1870, richtete Signor F. Giordano, ein italienischer Bergwerksinspector, seine Aufmerksamkeit auf diese Frage und fand, wie ich höre, gegen die Mitte des Tunnels die höchste Temperatur 29½ Grad Celsius. Die Temperatur der Luft stand an derselben Stelle etwas über 30 Grad Celsius. In der Mitte des Tunnels wird man wahrscheinlich ziemlich lange eine Temperatur von 29½ Grad haben, und die Reisenden, die im Winter hier fahren, werden also auf einer Strecke von anderthalb Stunden aus einem fast arktischen Klima in ein halb tropisches übergehen. Vielleicht wird sich aber die Luftwärme des Innern durch Ventilirung vermindern lassen.

Dann werden die Bohrmaschinen und ihre Verwendung besprochen, es wird auf die Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Arbeit hingewiesen, der Kostenpunkt ins Auge gefaßt, die Aussicht auf baldige Vollendung des großen Werks eröffnet; auch wird von Germain Sommeiller, der Seele des ganzen Unternehmens, eine kurze Lebensskizze und ein Porträt gegeben.

Den Kernpunkt des Werks bilden indeß die ausführlich beschriebenen Versuche der Ersteigung von Berggipfeln, welche bisher noch zu den unerreichbaren Höhen gerechnet worden sind, z. B. das Weißhorn und das Matterhorn, von denen seit Saussure die Ansicht herrschte, daß sie unbesteigbar wären. Mit großer Begeisterung wird hier das Ziel im Auge behalten, aber auch zugleich auf die furchtbare Schwierigkeit, auf die Lebensgefahr dabei hingewiesen; von den berühmten Führern werden Charakterzüge und auch Porträts gegeben, ebenso auch von den Reisegeräthschaften. Die ganze Darstellung ist ein Reisebericht im Vergleich mit allen andern Versuchen derselben Art, sodaß das Ganze zu einer zusammenhängenden Geschichte des Gegenstandes abgerundet wird. Es liest sich vortrefflich und gewährt überall einen reichen Schatz von Belehrung. Die Gletscher sind es daneben, welche den berühmten Reisenden lebhaft interessiren. Hierüber bringt er auch die aufgestellten Theorien und ihre Kritik, es bleibt überhaupt nichts unberührt, worüber sich die Männer der Wissenschaft angestrengt haben, Licht zu verschaffen.

Uebrigens hat der Autor für alles Auge und Herz, was von allgemeinem Interesse ist, und wir wollen in dieser Hinsicht nur einmal auf das unsere Aufmerksamkeit lenken, was er über Cretinismus und Kröpfe zur Mittheilung bringt. Diese schreckliche Plage der Menschheit scheint in dem herrlichen Thale Aosta am meisten vertreten zu sein. Der Verfasser gibt uns eine entsetzenerregende Abbildung von einem dieser Unglücklichen, bemerkt aber dabei, daß damit noch lange nicht das gräßlichste Beispiel geliefert wäre; was die eigentliche Ursache dieser traurigen Krankheit sei, weiß man noch nicht mit Bestimmtheit, auch kennt man kein ausführbares Mittel zu ihrer Heilung:

Früher nahm man an, daß der Cretinismus durch die beständige Gewohnheit, Schnee- und Gletscherwasser zu trinken, hervorgerufen werde. Saussure stellt dieser Vermuthung die Thatsache gegenüber, daß die Krankheit gerade in solchen Gegenden, deren Einwohner solches Wasser trinken müssen, völlig unbekannt ist, während sie an Punkten, wo dies nicht der Fall ist, starke Verbreitung hat. Die Hochthäler bleiben unberührt, die Niederungen leiden schrecklich. Jene Annahme scheint dadurch entstanden zu sein, daß man die Personen, welche Kröpfe haben, verwechselte, oder doch den Kropf für das erste Stadium des Cretinismus hielt . . . . Die Fruchtbarkeit des Aostathals ist sprichwörtlich. Dasselbe ist mit Weinbergen und Kornfeldern bedeckt, hat eine starke Viehzucht und besitzt große Reichthümer des Mineralreichs. Für Menschen und Thiere gibt es überreiche Nahrung. Es gibt Arme im Thale, wie überall, aber sie finden ihren Unterhalt so leicht, daß sie ihn nicht anderswo zu suchen brauchen und von Geschlecht zu Geschlecht auf der Scholle sitzen bleiben. Die große Zahl der Personen des Thals, welche denselben Familiennamen führen, beweist die auch anderweitig bekannte Thatsache, daß keine oder eine geringe Auswanderung stattfindet, und daß die Einwohner sich beständig untereinander heirathen. Man vermuthet nun, daß die lange Dauer dieser Gewohnheiten eine allgemeine Verwandtschaft dieser Bevölkerung hervorgerufen hat, und daß der Cretinismus ein großartiger Beweis ist, wie schädlich Heirathen unter Verwandten wirken.

Die Versuche, Cretins zu heilen, haben wenig Erfolg gehabt. Selbst die Berichte des verstorbenen Dr. Gugenbühl über seine Heilanstalt auf dem Abendberg haben dies bewährt, obgleich dieser edle Menschenfreund gewiß keine Mühe und Aufopferung gescheut hat. Nur bei sogenannten Halbcretins sind einige Besserungszustände erreicht, bei vollständig ausgebrochenem Cretinismus war an Heilung oder nur an eine Verbesserung des Zustandes nicht zu denken. In Aosta hat man ein Haus für zweihundert bettelnde Cretins eingerichtet; der Verfasser meint aber, daß die Leistungen desselben von geringer Bedeutung bleiben würden, so lange man nicht dafür sorgen könne und wolle, daß seine Bewohner von der Vererbung des Unglücks abgehalten würden:

Selbst der schlimmste Cretin kann zeugungsfähig bleiben, und die unbeschränkte Freiheit, die in jenem Hause besteht, soll schon unendliches Unheil gestiftet haben. Viele der Cretins, die im nächsten Menschenalter das Licht der Welt erblicken, werden unzweifelhaft von Cretins abstammen. Es ist seltsam, daß die Einwohner von Aosta nicht durch ihr eigenes Interesse dahin geführt werden, ihre Cretins unter eine Aufsicht zu stellen, welche jeden unerlaubten Verkehr verhindert, und es ist noch überraschender, daß die katholische Kirche die Ehen

von Cretins duldet. Es liegt etwas entsetzlich Groteskes in der Idee der Einsegnung einer Ehe von Blödsinnigen, und da man genau weiß, daß die Krankheit forterbt und sich in spätern Generationen noch mehr entwickelt, so ist die Gestattung solcher Ehen schändlich und ehrlos.

Das ist ein freimüthiges, kräftiges Wort, welches sicher seine guten Früchte tragen wird.

3. Das Leben des Luftmeers. Populäre Streifzüge in das atmosphärische Reich von Georg Hartwig. Mit fünf Illustrationen in Irisdruck. Wiesbaden, Bischkopff. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 2 Ngr.

Der Verfasser hat sich schon lange einen geachteten Namen gemacht durch die Bearbeitung einer großen Reihe ähnlicher Schriften. Wir kennen von ihm bereits: „Das Leben des Meers", „Der hohe Norden", „Gott in der Natur", „Die Tropenwelt", „Die Unterwelt", „Die Inseln des Großen Oceans", und schätzen ihn als einen Schriftsteller, der es vortrefflich versteht, seinen Leserkreis auf die angenehmste Weise belehrend zu unterhalten, der viel gelesen hat und das Gelesene sehr gut wieder an den Mann zu bringen weiß, der nirgends den specifisch Gelehrten zeigen will, aber sich auch fern zu halten versteht von der oberflächlichen Wortmacherei, womit man so häufig das Publikum anzulocken gesucht hat, und der überall die Ueberzeugung einflößt, daß er über nichts schreibt, was er nicht zu seinem geistigen Eigenthum gemacht hat. Das vorliegende Werk können wir unsern Lesern ebenfalls als ein sehr gutes empfehlen. Es erschien in sieben Lieferungen, von denen jede mit einer Illustration in Irisdruck geschmückt war. Uns liegen davon die fünf ersten vor; jede ist drei bis vier Bogen stark und besitzt zum bessern Verständniß des Textes auch Holzschnitte. Der Inhalt gewährt einen reichen Stoff an Belehrung. Die Luft in ihren physikalischen und chemischen Eigenschaften, im Dienste der Natur und Kunst wird uns hier in allen erforschten Beziehungen zum Menschen vorgeführt. Es ist von Wind, Sturm und Regen, von Schnee, Hagel, Gewitter, von der Himmelsbläue, dem Abend- und Morgenrothe, dem Alpenglühen, dem Regenbogen, von den Höfen und Nebensonnen, von Luftspiegelungen, von dem Polarlichte, den Sternschnuppen, Feuerkugeln, Meteorsteinen die Rede; dann wird das Leben der Säugethiere, der Vögel, Fische und Insekten besprochen, insofern dasselbe mit der Luft in Beziehung steht. Gelegentlich kommt dann auch eine speciellere Betrachtung über Klima-Curorte für den kranken Menschen, wofür sich der Verfasser ganz besonders zu interessiren scheint; auch vertieft er sich mit Vorliebe in das Streben, den Luftballon praktisch fürs Leben zu machen, und theilt in dieser Hinsicht manches Beherzigenswerthe über die Verwendung des Ballons bei der Belagerung von Paris mit.

Der Verfasser deutet darauf hin, daß das Emporsteigen auf Berge und in Luftballons für den Menschen seine verhältnißmäßige frühe Grenze finde, und erwähnt die schon oft besprochenen Wahrnehmungen, welche Alexander von Humboldt und Montufar sowie Boussingault und Hall bei ihren Versuchen, die Spitze des Chimborasso zu erklimmen, gemacht haben, als sie zu der Höhe von 17200 und 18496 pariser Fuß gekommen waren und nicht weiter kommen konnten. Dann lenkt er die Aufmerksamkeit auf Höhenfahrten im Luftballon von Gay-Lussac, Baral und Bixio und schließt mit den neuesten Versuchen der Engländer Glaisher und Coxwell, welche die höchste Höhe, aber mit großer Lebensgefahr, erreicht haben. Sie stiegen am 5. September 1852 zu Wolverhampton empor. In 37 Minuten waren sie 21000 Fuß hoch, das Thermometer zeigte 10 Grad unter Null nach Réaumur, während dasselbe bei der Abfahrt 15° R. über Null angab.

Doch es sollte in dieser Beziehung noch ärger werden, denn nachdem sie mehr Ballast herausgeworfen hatten, stieg der Ballon in 10 Minuten auf 26000 Fuß, während das Thermometer auf — 15° R. fiel. Bisjetzt hatte Glaisher seine meteorologischen Beobachtungen ohne Beschwerde fortgesetzt, doch sein Gefährte, dem die Leitung des Ballons oblag und der sich dabei körperlich anstrengen mußte, hatte schon länger an Kurzathmigkeit gelitten. Noch mehr Ballast wurde ausgeworfen und in der Höhe von 29000 Fuß nahm Glaisher's Sehkraft bedeutend ab, sodaß er weder die Zeiger der Uhr, noch die feinen Abtheilungen der Meßinstrumente mehr unterscheiden konnte. Er wollte seinen Gefährten bitten, ihn beim Lesen der Instrumente behülflich zu sein, doch da das Ventilseil infolge der Drehbewegungen des Ballons sich verwickelt hatte, war dieser auf den Ring gestiegen, an welchem die Gondel befestigt war, um jenen wichtigen Apparat wieder in Ordnung zu bringen. „Bald darauf", sagt Glaisher, „legte ich meinen noch kräftigen Arm auf den Tisch, doch als ich ihn gebrauchen wollte, versagte er mir den Dienst. Dann versuchte ich mich zu schütteln, und es gelang mir, aber ich schien keine Arme und Beine zu haben. Beim Betrachten des Barometers fiel mein Kopf auf die linke Schulter, dann fiel ich rückwärts gegen die Wand der Gondel und den Kopf auf deren Lehne gesenkt. In dieser Lage waren meine Augen auf Hrn. Coxwell im Ringe gerichtet. Wenn ich meinen Körper schüttelte, schien ich volle Gewalt über Rückenmuskeln und größtentheils auch über die Halsmuskeln zu haben, aber keine über die Muskeln der Arme und Beine, die wie gelähmt waren. Ich sah Hrn. Coxwell trüb, wie durch eine Wolke und versuchte zu sprechen, konnte es aber nicht. Nun verschwand plötzlich die Sehkraft und ich befand mich im tiefsten Dunkel, aber ich war bei vollem Bewußtsein, mit einem Gehirn, so thätig wie jetzt, wo ich dieses schreibe. Ich glaubte, daß der Tod bald kommen müsse, wenn wir nicht schleunigst wieder herunterstiegen und dann verlor ich plötzlich das Bewußtsein wie einer, der in einen tiefen Schlaf sinkt. Ueber den Gehörsinn kann ich nichts berichten, da in Höhen zwischen 30- und 37000 Fuß kein Laut die tiefe Stille unterbricht. Meine letzte Beobachtung wurde wie gesagt in der Höhe von 29000 Fuß gemacht. Zwei oder drei Minuten mögen dann verflossen sein, ehe ich die Besinnung verlor."

Coxwell kam zu Hülfe, hatte aber ebenfalls den Gebrauch der Hände verloren und war selbst dem Zustande der Bewußtlosigkeit ganz nahe. Das Ventil hatte er noch öffnen können, sodaß sie rasch wieder in tiefere Regionen sanken, wo sie die Muskelbewegung allmählich wieder in ihre Gewalt bekamen. Glaisher erlitt keine schlimmen Folgen von der gefährlichen Fahrt, während Coxwell noch lange an erfrorenen Händen zu leiden hatte. Es ist wahrscheinlich, daß sie bis zu 36—37000 Fuß emporgeführt worden sind, und dies scheint daher die größte Höhe zu sein, welche der Mensch lebend zu erreichen je im Stande sein wird.

In ähnlicher Weise weiß der vielbelesene und gründlich unterrichtete Verfasser allen behandelten Gegenständen eine Seite abzugewinnen, welche lebhaft interessirt und neben der angenehmsten Unterhaltung auch einen reichen Schatz an Belehrung gewährt. Heinrich Birnbaum.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 41.)

4. Gedichte von Hermann Kletke. Vermehrte Gesammt-Ausgabe. Berlin, Schröder. 1873. Gr. 16. 1 Thlr.

Ein Dichter voll von Gemüth, sinniger Naturandacht, inniger Empfindung und frisch aus dem Leben schöpfender Lebensweisheit tritt uns in diesen Gedichten entgegen, welche beweisen, daß das oft Besungene, mit dichterischem Gemüth erfaßt, stets neuen Reiz gewinnt. In der That, Jugend und Alter, Verstand und Herz, Sommer und Winter, Morgen und Abend, Mondschein, Waldeslust und Waldeszauber, Herbstsonne und Erntesegen, weiße und rothe Rosen — wer diese Ueberschriften liest, der glaubt, daß hier eine Garderobe der Lyrik ausgeklopft wird, in welche längst die Motten gekommen sind. Und doch — alle diese Klänge sind stimmungsvoll und wirken auf das Gemüth, und es gehört große Blasirtheit dazu, um gegen solche Wirkung abgestumpft zu sein. Die Kritik kann hier nicht klassificiren, nicht rectificiren; was hälfe es, wenn sie hier und dort eine als Kürze zur Unzeit gebrauchte Länge rügen oder über eine allzu kindliche Wendung den Kopf schütteln wollte? Sie findet keine Veranlassung zu geistvollen Excursen, zu Retouchen für eine geniale Dichterphysiognomie, die ihrem eigenen Photographienkasten Ehre macht; sie kann ihren ganzen Apparat in keiner Weise glänzen lassen; sie muß immer wieder auf den einfachen Refrain zurückkommen: diese Gedichte haben in ihrer Schlichtheit etwas Wohlthuendes und Ansprechendes, das sich mehr herausfühlen als analysiren läßt. Mit so lieblichem Hauch empfängt uns gleich das erste Gedicht:

Der Jugend Rose.

Wie rasch die Jugend dich verläßt,
Am Geist der Jugend halte fest!
Schmück' dir das Haus mit Immergrün,
Im Herzen laß die Rose blühn!

Zürn' nicht dem Tage, weil er geht,
Dem Frühlingshauche, der verweht,
Der goldnen Wolke, die entflieht,
Dem Strom nicht, weil er hastig zieht.

Ja Tag' und Jahre wandeln sich,
Doch, wenn du liebst, was kümmert's dich?
Pflanz' innig in ein treu Gemüth
Die Rose wieder, und — sie blüht!

Sie blüht! Wie könnt' es anders sein!
Weil du sie liebst, so bleibt sie dein
Und blüht verklärt im Abendroth
Auch fröhlich mit dir in den Tod.

An Lieder von Uhland erinnert das Gedicht „Frühlingslüfte":

Schwing' nicht so hastig, Frühlingswind,
Die leichten Wanderflügel:
Schon flattr' ich, wie ein träumend Kind,
Fort ohne Zaum und Zügel.

Schon flieg' und flattre träumend ich
Auf duft'gem Lenzgefieder,
Und tönend schon durchklingen mich
Liebeswonnige Lieder.

Die Birke bebt im Maienlicht,
Mich fröhlich zu begrüßen;
Es blüht der Liebe hold Gedicht
Vom Rosenmund, dem süßen. —

O soll an Wonnedüften sich
Mein jubelnd Herz begnügen?
O soll auf hellen Liedern ich
Zum blauen Himmel fliegen?

„Liebesleben" ist ein kleiner Cyklus, der an Rückert's „Liebesfrühling" erinnert. Sehr anmuthig ist „Waldesrauschen":

Oft geht an schönen Frühlingstagen
Ein seltsam Rauschen durch den Wald,
Gleichwie ein sehnsuchtsinnig Fragen,
Das durch die weichen Lüfte hallt;
Ein Flüstern dann, ein holdes Scherzen,
Recht wie ein Zug von Herz zu Herzen —
Doch wer dies Rauschen will verstehn,
Der muß im Wald zu Zweien gehn!

Denselben Refrain wiederholen die beiden andern Strophen. Glücklich ist auch der Refrain in dem folgenden Gedicht:

Ich fand eine Rose kaum halb erblüht
An des Waldes heimlichster Stelle,
So schmeichelnd umkoste sie, sanft erglüht,
Der Lüfte hinspielende Welle —
O du ewiger Himmel hoch über mir,
Ich mußte sie lieben, was konnt' ich dafür!

„Aus dem Sagen- und Märchenwald" enthält viel Kindliches aus dem Leben der Elfen und Zwerge; die Gedichte „In einsamen Stunden" manches Sinnige, das mit anmuthiger Prägnanz ausgesprochen ist, z. B.:

Mensch und Erde.

Zieht es ewig zur Erde dich,
O du armer Menschengedanke?
Ist das menschliche kleine Ich
Deiner Freiheit ewige Schranke?

Ja, der Scholle entfliehst du nicht,
Lieb' und Sorge halten dich beide,
Wenn du flatterst im Sternenlicht
Ueber dem erdgebornen Leide.

Nimmer schweifest du hoch genug,
Freiheittrunken und traumgeflügelt,
Daß nicht hastig im höchsten Flug
Dich die schmerzliche Thräne zügelt!

„Ein Grab" enthält Elegien am Grabe eines Kindes. Die beiden letzten Abschnitte der Sammlung sind: „Bilder" und „Gedenktafeln". Die letztern sind namentlich deutschen Dichtern und Denkern und berühmten Fürsten und Feldherren geweiht; wir vermissen indeß in vielen den Taciteischen Lapidarstil; den schlichten Votivtafeln fehlt die epigrammatische Pointe.

5. Die große Revolution. Epigramme von Fritz Mauthner. Leipzig, Leiner. 8. 10 Ngr.

Sturm und Drang, wetternd und blitzend, oft gewaltthätig, oft geschmacklos, aber wo der Wurf gelingt, nicht ohne grandiose Kraft — das ist die Signatur dieser Gedichte; ihr Inhalt Epigramme oder vielmehr Sonette, das heißt vierzehnzeilige Epigramme auf die berühmten

Männer und Frauen der Französischen Revolution: Mirabeau, Danton, Robespierre, die Girondisten, Manon Roland, Théroigne de Méricourt und auf Napoleon.

Der Stil dieser Sonette ist genialer Kraftstil, geharnischt von Kopf zu Fuß und mit mythologischen Brust- und Beinschienen reich ausgestattet. Die Titanen und Giganten, Prometheus, Vesta, Gott Thanatos, Charon, ja selbst Odin's Walkyren, mit denen die Sansculottenbraut Théroigne de Méricourt verglichen wird, geben Versen und Reimen das Colorit. Bei dem Wälzen der Gedankenfelsblöcke gleitet die Muse des Dichters oft aus und wird dann unschön und geschmacklos; so in dem Gedicht „Antwort“:

Von deutschem Reim verlangt ihr „süßes Schweigen“?
Uns ruf's wie Gotteszorns Gewitterkrachen,
Mag's säuseln auch in welsch entmannten Sprachen
Wie Vogelsang von grünen Buchenzweigen.

Die Schlüpfertöne sind nicht unser eigen:
Uns klingt's als eines Wuthschrei's gellend Lachen,
Als wollte der Wahnsinn seinen ewig wachen
Gefräß'gen Schmerz in Dissonanz vergeigen!

Ein Wahnsinn, der seinen gefräß'gen Schmerz in Dissonanzen vergeigt — sollte in diesem Wahnsinn Methode sein? Sollte er in diesen grellen Ausdrücken sich spiegeln? Frankreich wird in einem Sonett bald die „lebenheischend frohe Helena“ genannt, bald die „schöne vielumworbne Völkerbraut“, bald „der Völkerfreiheit treuer Winkelried“ und zuletzt mit Christus verglichen, da es auch für uns am Kreuz verschied. Ausdrücke wie „Phorkysmund“, „Wollustthränenmeer“, „athemlose Blütenmyriaden“ erinnern an die Jugendpoesie Schiller's in der „Anthologie“. Der Sohn Ludwig's XVI. wird ein „Tigerjunges“, ein „Bastardlumpen“, ein „blöder Königsklumpen“ genannt. Wer die Gedichte nach diesen Auswüchsen beurtheilen wollte, würde mit seinem Urtheil bald fertig sein: und doch wäre es einseitig und unrichtig. Es sind in diesen Gedichten nicht nur Strophen von großem Zug und Schwung, es sind auch einzelne Sonette, denen echte Poesie nicht abgesprochen werden kann; so das Sonett, welches Danton an Luise richtet:

Mich willst du lieben, Kind, und nicht erbleichen?
Mich lieben, meinen Lügenschwüren trauen?
Mich, den die eignen Kinder fliehn voll Grauen,
Vor dem die Freunde scheu vorüberschleichen?

Darf ich dir denn die Mörderhände reichen,
Ein Furiengejagter? Blumen thauen
Blutstropfen in den Kelch, wenn sie erschauen
Auf meiner Stirn das rothe Kainszeichen!

Du wolltest mir den Nebelschleier heben
Vom Auge, mich erlösen vom Gemeinen?
Mir willst du, Samariterin, vergeben?
Mich willst du lieben? — Seele hauchst du Steinen,
In todte Felsen hauchst du warmes Leben:
Danton wird Mensch, Danton kann wieder weinen!

Abgesehen von einigen Geschmacklosigkeiten in den ersten Vierzeilen hat auch das „Gebet Napoleon's“ bei Waterloo eine gewisse stahlharte Energie:

Zu Hülfe mir, ihr dunkeln Erdenmächte!
Ihr Felsen, steht nicht also starr gekettet!
Rollt her! Auf Ufern, wo ihr seid gebettet,
Ihr Ströme, würgt den Feind, den ich euch ächte!
Versinke nicht, du Sternbild meiner Nächte,
Das zu erreichen ich mein Blut verwettet!
All ihr Dämonen, auf! Zu Hülfe! Rettet
Den Schrecklichen, der euch am Menschen rächte!

Sie oder ich. — Auf, all ihr Erdengeister!
Steht auf zur Schlacht! Gehorchet euerm Meister,
Dem Herrn von Land und Meer, von Grab und Leichen!
Gehorcht dem Geist, der auf sein Reich verzichtend
Euch diente, dankfos, treu, sich selbst vernichtend,
Für euch nur stritt, ein Mensch und euresgleichen!

Was dem Dichter fehlt, ist künstlerische Läuterung und Ermäßigung des wild Emphatischen, phantasievoll Ueberkräftigen; doch ein Fonds von Phantasie und dichterischer Kraft ist vorhanden.

6. Spiegel der Zeit in Fabeln. Von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 16 Ngr.

Wir können die Wiederbelebungsversuche poetischer Gattungen, die, im vorigen Jahrhundert gepflegt, in dem jetzigen vergessen und von der allgemeinen Feuilletonsündflut mit fortgespült sind, nur billigen und haben selbst versucht, die humoristische Epistel und das komische Epos wiederzuerwecken. Zu diesen stiefmütterlich behandelten Gattungen gehört auch die Fabel, gewiß mit Unrecht; denn sie ist nicht nur für Kinder lehrreich, sondern hat auch an und für sich Interesse und ist berechtigt als das in Thiersymbolik eingekleidete Epigramm. Wir halten Kürze nicht nur für die Seele des Witzes, sondern auch für die Seele der Fabel und haben hierin die Autorität eines Lessing für uns, der in seinen eingehenden Untersuchungen über die Fabel seine Verwunderung darüber ausspricht, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neuern für die blumenreichere Abwege der schwatzhaften Gabe, zu erzählen, so sehr verlassen werde, und sich auch an einer andern Stelle gegen solche „in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln“ erklärt, wie sie Lafontaine gedichtet hat.

Julius Sturm, der beliebte geistliche Liederdichter, hat bei seiner Erneuerung der Fabel sich nicht Lafontaine und Gellert, sondern Aesop und Phaedrus zum Muster genommen — und gewiß mit Recht. Die meisten seiner Fabeln zeichnen sich durch eine Kürze aus, welche nur das für den Grundgedanken Unerlaßliche heraushebt und jede episch abschweifende Ausmalung, jede seitwärts liegende Geistreichigkeit vermeidet. Die meisten dieser Fabeln sind Thierfabeln, und nur wenige derselben behandeln das Pflanzenreich oder das ganz Leblose oder streifen an die Parabel, wie etwa die Fabel:

Der Wanderer und der Strom.

Der Wandrer sprach: „Wie klar sind deine Wogen,
Und gestern noch kamst du so trüb gezogen!“
Da rauscht der Strom und läßt die Wellen blinken:
„Was mich getrübt, ließ ich zu Boden sinken,
Daß meine Flut nach sturmbewegtem Tage
Das stille Bild des Himmels wieder trage.“

Oder:

Die Mauer und der Epheu.

Die Mauer sprach zur Epheuranke:
„Verpflichtet bin ich dir zum Danke;
Du schmückst mich hold mit grünem Laube.“
Die Epheuranke sprach dagegen:
„Ich danke dir noch reichern Segen,
Denn ohne dich kröch' ich im Staube.“

Oder:

Die Aeolsharfe und der Wind.

„O lausche mir und laß dein Rauschen sein!"
Sprach zu dem Wind die Aeolsharfe stolz.
Da zog er zürnend seine Flügel ein;
Nun hängt sie an der Wand, ein stummes Holz.

Wie diese Parabeln sind auch die meisten Thierfabeln durchaus treffend und sinnreich, und nur hin und wieder erscheint der Gedanke, der die Seele des Thierepigramms bildet, etwas trivial. Die meisten dieser Fabeln gehören in diejenige Kategorie, welche Lessing als hyperphysisch sittliche Fabeln bezeichnet, als solche, in denen die Natur dieser wirklichen Wesen erhöht, die Schranken ihrer Fähigkeiten erweitert werden. Der scharfe Kritiker nimmt hieran keinen Anstoß; er erlaubt dem Fabeldichter, die Natur der Thiere und anderer niedrigern Geschöpfe so weit zu erhöhen und sie der menschlichen Natur so nahe zu bringen, wie er nur immer will, nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessentwillen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andern Individuen. Diese Bedingung ist in den Fabeln von Sturm fast immer beachtet. Doch scheint Lessing's Behauptung noch einen Zusatz zu verdienen. Man kann die einzelne Charaktereigenschaft eines Thiers zu einer Consequenz treiben, wo sie mit seinem thatsächlichen Verhalten in Widerspruch tritt. Dies muß der Fabeldichter vermeiden. Ein Fuchs ist gewiß schlau, aber er ist nicht so schlau, daß er ruhig sitzen bliebe, wenn die Treiber den Wald aufstören, wie in der Sturm'schen Fabel:

Im Walde gab's ein lustig Treiben,
Ein Füchslein sprach: „Hier will ich bleiben,
Das Gras ist hoch, der Busch ist dicht,
Und wo man klappert, schießt man nicht."

Die aus dem Thierleben gegriffenen Züge dürfen erhöht und vermenschlicht werden, aber nicht in Widerspruch treten mit der Lebensweise der Thiere.

Ein Lieblingsthema des Dichters ist die „Kritik", und bei der heutigen Feuilletonkritikasterei der Unberufenen und Unfähigen sind solche Angriffe auf die Kritik auch in der Form der Fabel wohlberechtigt:

Kritik.

Die Lerche pries der Sonne goldnes Licht,
Der Maulwurf sprach: „Das Lied versteh' ich nicht." —
„Doch ich verstand es", rief die Fledermaus,
„Der Inhalt war einfältig überaus;
Da lob' ich mir's, wenn nachts die Eule singt;
Das ist ein Lied, das mir zu Herzen dringt."
Der Maulwurf sprach: „Gevattrin, Ihr habt recht,
Doch klingt gewiß auch Unkenruf nicht schlecht."

Auch eine Ansicht.

Vor einem blühnden Rosengarten stand
Ein Esel und rief ärgerlich hinein:
„O, wie verwüstet ihr das schöne Land!
Das müßt' ein Boden für die Disteln sein!"

Geschmackssache.

Als mit Gesang
Und Jubelklang
Die Lerchen aufwärts stiegen,
Da brummt' ein Stier:
„Ich lob' es mir,
Im fetten Klee zu liegen.
„Der Lerchen Kunst
Ist eitel Dunst,
Was nützen lust'ge Lieder?
Wer praktisch ist,
Der ruht und frißt
Und käut behaglich wieder."

Splitter und Balken.

„Seht dort die Elster, seht nur, welch ein Gang!"
Ein Entrich rief's, die Enten stimmten bei,
Daß solch Gehüpf höchst unanständig sei,
Und wackelten voll Stolz das Dorf entlang.

Reclame.

Der Kukuk flog durch Berg und Thal
Und rief „Kukuk!" unzähl'gemal.
So ward der Welt bekannt sein Name;
Und das, mein Sohn, nennt man Reclame.

Manche der Sturm'schen Fabeln verdienten in Lehrbücher für die Jugend aufgenommen zu werden, denen ja in vieler Hinsicht eine zeitgemäße Erneuerung zu wünschen ist.

7. Liebe und Leben. Sonettenbuch von Karl Victor Hansgirg. Prag, Calve. 1873. Lex.-8. 1 Thlr.

Der böhmische Dichter Karl Victor Hansgirg hat schon mehrere Sammlungen von Gedichten herausgegeben: „Heimatstimmen", „Lorber und Eichenblätter", „Kaiserkronen und Schwertlilien", patriotische Dichtungen, welche mehrere Auflagen erlebten. Das Gepräge derselben ist das gleiche, wie es die Sonette tragen: eine reiche, aber etwas ungeregelte Phantasie, die sich in einem Bilderluxus gefällt, aus dem hin und wieder ein echt poetisches Juwel aufblitzt. Der Dichter unterscheidet in der Vorrede „Meistersonette" und „Mottosonette":

Mit einem Meistersonett hat es eine andere Bewandtniß als mit einem Mottosonett.

Das Meistersonett, wie ich in dem Cyklus: „Der Liebe Bild" versuchte, enthält trotz seines spielenden Charakters in dem funfzehnten Gedicht stets sein Grundmotiv. Dieses letzte ist daher nicht allein die zusammenfassende, sondern stets auch die ursprüngliche Schöpfung im Kranze, während die voranstehenden vierzehn Nachkömmlinge nur eine Illustration des letzten Grundsonetts bilden.

Ein weitaus anderes ist es aber mit den zwei Mottosonetten. Sie entstanden zuletzt, als alle andern schon fertig waren, blos um allenfalls als ein in Sonettenform gegebener getreuer Index zu gelten, als welcher er auch nachsichtsvoll genommen werden mag.

Dies Meistersonett: „Der Liebe Bild", ist ein Kranz von funfzehn Sonetten; das letzte zusammenfassende lautet:

Ein Wunder scheint dein seltsam Angesicht! —
Wie schau' ich gern in diese Nacht von Haaren,
Mit der die Himmel deines Aug's sich paaren;
Hier Dunkelheit, dort zauberhelles Licht!

Doch birgt dein Innres höhre Wunder nicht? —
Ist er bei dir vereint nicht zu gewahren
Ein tiefer Sinn bei Himmelslust — der klaren,
Die heitre Laune bei der ernsten Pflicht?

Es gleicht dein Geist dem hellen Morgensterne,
Unwandelbar, weitschimmernd durch die Ferne,
Zuweilen glänzend wie ein Meteor.

Es strebt der meine — deinem nachzublinken,
Umsonst! Er wird in Düsterkeit versinken
So wie das Irrlicht sinkt zum dunkeln Moor.

Der Kranz dieser Sonette ist nun so verschlungen, daß das erste mit der ersten Zeile dieses letzten Gedichts beginnt und mit der zweiten schließt; das zweite wiederum diese zweite Zeile als erste aufnimmt, gleichsam als fortgehenden Leitton, und mit der zweiten schließt, und so fort durch alle vierzehn Zeilen und vierzehn Sonette. Man wird von dem Verfasser vielleicht darin abweichen, daß man ein „seltsam Angesicht" nicht gerade für poetische Verherrlichung geeignet findet, man wird Ausdrücke wie „nachblinken", Fremdwörter wie „Meditiren", „Atom", „Phantom" nicht gerade geschmackvoll finden; gleichwol ist in diesen Sonetten ein poetischer Zug, der auch den Cyklen: „Der Liebe Qual", „Der Lieb' Erinnern" nicht fehlt.

Die Reimverschlingungen handhabt der Dichter freier, als dies bei deutschen Sonettisten Brauch ist; bisweilen, wie in dem sechzehnten Sonett von „Der Liebe Qual", haben sich von dem Viergespann der Reime zwei gänzlich losgerissen, was doch eine unerlaubte poetische Licenz ist. Auch verlangen wir von dem Sonett, das ja auf den Reimzauber besondern Nachdruck legt, durchweg reine Reime, wogegen der Dichter öfter fehlt. Auch zu abstracte Wendungen stören oft den Fluß der Gedanken, wie in dem sonst gelungenen Sonett, welches wir hier mittheilen, die Worte „Ideal" und „Poesie":

Ein Vogel war ich zwischen Meer und Erde,
Hinschwebend zwischen Himmelszelt und Au,
Ich wußte nicht, wo mir der Friede werde —
Bei Sternen droben, bei der Blumen Thau? —
Bald zog ein Stürmen durch die Heide rauh,
Daß es mein Wandern durch die Welt gefährde,
Bald starrten Wolken überm Meere grau
Mit bleiernschwerer, finstrer Nachtgeberde.
Ich schwankte zwischen Welt und Ideal,
Hier lockt' das Leben, dort die Poesie; —
Da winkte mir ein wundersamer Strahl:
Dein Wesen war's, das mir die Bindung lieh,
In dir erst schloß des Lebens Lust und Qual
Das ew'ge Bündniß mit der Poesie.

Der Abschnitt „Leben" bringt poetische „Kindeserinnerungen, Physiognomien und Gestalten", die wol kaum mehr sind als ein Bilderbuch in Sonetten, dann einen Cyklus, der den „Armen im Riesengebirge" gewidmet ist, einen Cyklus „Allerseelen" und „An Schwester Minna".

Der Ertrag des Sonettenbuchs soll für die Verschönerung des joachimsthaler Friedhofs verwendet werden — absit omen, wird der böse Witz der Feuilletonkritik ausrufen! Ist doch schon mancher poetische Friedhof mit Sonetten gepflastert worden! Wir aber erkennen gern das ernste Streben des Dichters an.

Rudolf Gottschall.

Schriften zur Literaturgeschichte.

1. Goethe's Faust erster und zweiter Theil. Von J. Sengler. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu den zahlreichen Erläuterungen des Gedichts hier eine neue, welche sich als eine Art Jubiläumsgabe betrachtet. Der Verfasser geht nämlich in seinem Vorworte davon aus, daß gerade etwa vor hundert Jahren Goethe seinen „Faust" begonnen hat. Er sagt:

Wir leben in einer Uebergangszeit der gewaltigsten Gärung und der Principienkämpfe, in einer Zeit, in welcher die Begriffe über die göttlichen und menschlichen Dinge, über das Natürliche und Uebernatürliche und das Verhältniß beider zueinander schwankend, bodenlos und deshalb verworren und verwirrend geworden sind, und die schroffsten Gegensätze zwischen Glauben und Wissen, Offenbarung und Vernunft, Aberglauben und Unglauben herrschen und walten. Darf es uns wundernehmen, wenn das Urtheil der Literarhistoriker über den poetischen Idealismus unserer letzten classischen Culturepoche, und namentlich über deren Koryphäen Goethe und Schiller, in der Würdigung derselben so weit auseinandergeht?

So stehen sich die heutigen Urtheile über unsere zwei classischen Dichter aufs schroffste entgegen, und Vilmar und Rümelin haben in ihrem Urtheile gewiß nicht unrecht, wenn sie die Zeit zur Würdigung Goethe's und Schiller's als noch lange nicht gekommen ansehen. Und sollte dieses nicht auch vor allem von dem Gedichte Goethe's gelten, welches die tiefsten Tiefen und die höchsten Höhen der Weltanschauung in sich begreift, von seinem „Faust"? Und sollte dieser Umstand nicht eine Aufforderung zu immer neuer Vertiefung in ihn und Erweiterung zu ihm auch für unsere gegenwärtige Zeit sein, in welcher ein denkwürdiges Jahrhundert für denselben schließt und ein denkwürdiges Jahrhundert beginnt? In der ersten Hälfte jenes ist mit ihm der weltumschaffende Idealismus entstanden, der in der zweiten zu dem entsprechenden Realismus der ethisch-praktischen, politischen That gedrängt und eine neue Sturm- und Drangperiode erzeugt hat, bei der es als letztes Ziel sich darum handelte, Theorie und Praxis, Literatur und Leben, Idee und Wirklichkeit, Humanität und Nationalität miteinander zu versöhnen und das im äußern handelnden Volksleben zu verwirklichen, was das Ideal im 18. Jahrhundert verkündigt hat. Der Sturm richtete sich hier gegen die classische Idealität, ihre Theorie und Praxis, ihre Form und ihren Inhalt, die einen volksthümlichen Charakter nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Zeit erlangen sollten.

Das war die Forderung. Vor allem sollte die deutsche Nation ein Volk werden, und dieses die in ihm zum Selbstbewußtsein gekommene Menschheitsidee in allen ihren Cultur- und Gesellschaftsformen, in Staat und Kirche zur Offenbarung bringen und so den weltumschaffenden Realismus erzeugen. Erst nachdem der Worte genug gewechselt und auch die praktischen Thaten sich als unpraktisch und unreif gezeigt hatten, kam dieser Realismus als die längst ersehnte weltgeschichtliche That zur Herrschaft; die deutsche Nation wurde ein deutsches Volk und erfüllte Faust's höchsten Wunsch, „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn", nach einem Zeitraum von einem Jahrhundert seit seiner Entstehung. Damit ist dem deutschen Volke eine bedeutsame Doppelfeier bereitet, welcher auch diese Schrift mit dem Wunsche um wohlwollende Aufnahme geweiht sein möge.

Verstehe ich diese Schlußsätze des Vorworts richtig, so setzt der Verfasser den Inhalt des „Faust" mit dem Entwickelungsgange des deutschen Volks in Vergleichung. Wie Faust, von dem himmelanstrebenden Geistesfluge nicht befriedigt, endlich in der nützlichen Arbeit, der schaffenden Thätigkeit für die Menschheit sein Genüge und den Tag findet, da er gern sterben mag und, ohne der Verdammniß anheimzufallen, sterben kann, so hat das deutsche Volk sich aus dem rein geistigen Lebenskreise künstlerischer und philosophischer Arbeit zu politischer Entfaltung emporgerungen und bildet damit gleichsam das Gegenbild zu

dem Helden der Dichtung; Goethe's „Faust" ist also das Spiegelbild der höchsten Strebungen der hinter uns liegenden hundert Jahre. So wenigstens glaube ich diese mir nicht ganz durchsichtigen Eingangsworte verstehen zu dürfen.

Das Buch zerfällt in zwei Haupttheile. Der kürzere erste Theil trägt die Ueberschrift: „Hauptprobleme des ersten und zweiten Faust und der Schlüssel zu ihrer Lösung." Der Verfasser bemüht sich, in den sieben Unterabschnitten dieses ersten Theils den einheitlichen Gang des Dramas, seine vom Anfang bis zum Ende durchgeführte Idee nachzuweisen:

Die wichtigsten und entscheidendsten Fragen in Goethe's „Faust", namentlich aber des zweiten Theils, welche bisjetzt noch keineswegs gelöst, ja die zum Theil noch gar nicht einmal richtig gestellt sind, sind folgende: Vor allem handelt es sich um den Zeit- und Volksgeist, den Faust repräsentiren soll, dann um die aristotelische Dreieinheit des Raums, der Zeit und Handlung und vorzüglich um die Einheit des Subjects dieser Handlung. In dieser letzten Hinsicht fragt es sich, ob der zweite Theil eine wirkliche Fortsetzung des ersten und das Werk auch noch eine Tragödie genannt werden könne. Welches ist die Begrenzung oder, wie Schiller sagt, der Reif um das Ganze, und zwar in Bezug auf Inhalt und Form? Ist diese überhaupt durch jenen begrenzt, oder handelt es sich nur um diese? Das heißt ist das unendliche Streben, die unbegrenzte Thätigkeit Faust's qualitativ oder quantitativ unendlich? Enthält auch der Inhalt an sich eine gewisse Unendlichkeit oder Unbegrenztheit? Wie verhält sich hierzu die Einheit der Zeit, des Orts, der Handlung und des tragischen Subjects? Unter welchen Bedingungen kann diese bestehen? Weiter handelt es sich um den Grundcharakter und Grundtrieb, welche die Einheit des tragischen Subjects und dessen Handlung bestimmen, und es fragt sich hierbei, ob jener Grundtrieb im ersten und zweiten Theile materiell oder blos formell verschieden, oder ob er in beiden einen ganz wesentlich verschiedenen Inhalt hat; näher bestimmt, ob er im ersten Theile blos Wissenstrieb, im zweiten Kunsttrieb ist, und ob Faust im zweiten Theile das Wissen ganz aufgegeben und Künstler im eigentlichen Sinne geworden ist. Ist die im vierten Acte des zweiten Theils folgende praktische Thätigkeit Faust's mit der vorhergehenden noch so vereint, daß auch hierbei die Einheit des tragischen Subjects und der Handlung desselben bestehen kann? Ist der fünfte Act auch noch eine Fortsetzung und Vollendung dieser Einheit und sie durch die vorhergehende Handlung motivirt, oder tritt hier blos ein Deus ex machina ein? Wird die Einheit der Zeit, des Orts, der Handlung und des tragischen Subjects auch in den einzelnen Acten festgehalten und durchgeführt? und zwar in Bezug auf die vier Nachtwachen: ist hier Faust ganz passiv, oder thut er etwas, und was thut er hierbei?

Im Vorstehenden sind einige Stellen des Buchs mitgetheilt, um in dessen Ausdrucksweise einzuführen. Es folgt noch eine lange Reihe weiterer Fragen, welche gleichermaßen der Antwort harren. Dieselbe erfolgt übersichtlich in der ersten Abtheilung, das Einzelne betrachtend in der zweiten, in welcher man mehr als früher das Bewußtsein hat, auf festem Boden zu wandeln. Denn indem in der Beleuchtung des Verfassers Goethe's „Faust" abwechselnd als dramatische Einzelgestalt, als Hervorbringung des ausgehenden Mittelalters, als Vertreter des Zeitraums der Kraftgenialität, als Vertreter der innern Entwickelung des Dichters, des deutschen Volks oder schließlich der gesammten Menschheit erscheint, ergibt sich daraus eine zu zeiten wirklich verwirrende Mannichfaltigkeit der Standpunkte, von welchen aus das Gedicht und dessen Hauptgestalten betrachtet werden. Diese Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte, die zahlreichen Wiederholungen, Vor- und Rückgriffe, philosophischen Ausdeutungen des instinctiv Geschaffenen, absichtslos als Kunstwerk und nicht als Ergebniß der Speculation Erwachsenen, die zwischeneinspringenden Beziehungen auf frühere Bearbeitungen desselben Gegenstandes, diese Eigenschaften des Buchs machen das Verständniß desselben zu zeiten recht schwierig, um so mehr, da der Ausdruck nicht immer die wünschenswerthe Klarheit und Schärfe zeigt.

Im übrigen darf nicht geleugnet werden, daß das Buch, sowenig es darauf Anspruch macht, als ein Commentar im eigentlichen Sinne des Worts zu gelten, eine große Zahl feiner Betrachtungen, sinnreicher und treffender Gedankenverknüpfungen darbietet; es wird die regelrechte, schrittweise fortschreitende, am Einzelnen haftende Erläuterung durchaus nicht ersetzen können, wol aber demjenigen, welcher das Gedicht und die hauptsächlichen Versuche zu seiner Ausdeutung kennt, manchen neuen, obzwar zu zeiten etwas mühsam gewonnenen Einblick gewähren. Dennoch scheint es, als ob die Gesammtanschauung des Verfassers wol anzuzweifeln sei, insofern dieselbe von der wenigstens nach des Berichterstatters Ansicht nicht zutreffenden Voraussetzung ausgeht, den „Faust" als ein einheitliches Kunstwerk zu erfassen. Uns erscheint diese Anschauungsweise nicht berechtigt. Goethe erfaßte nach unserm bescheidenen Ermessen den Stoff des Volksbuchs und des Puppenspiels zunächst, wie er ihn fand: des Doctors Zerfallen mit der Wissenschaft, sein Teufelsbündniß, die Zauberabenteuer des gelehrten Landfahrers, sein Leben am Hof, die Helena, dazu die selbsterfundene Geschichte Gretchen's — das waren die Hauptelemente, welche dem nach Frankfurt heimgekehrten jungen Dichter im Kopfe wirbelten und nach künstlerischer Darbildung rangen. Allezeit gedrungen, Selbsterlebtes dichterisch zu gestalten, ergriff er in dem 1790 abgeschlossenen Fragment zunächst Faust's Ringen gegen die Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntniß, sein Verhältniß zu Mephisto und zu Gretchen, darin theilweise eigene Seelenstimmungen künstlerisch verklärend; in aller Stille gefördert, Lücken ausfüllend, abschließend, ging dann die Arbeit weiter fort, bis der erste Theil 1806 abgeschlossen war. Inzwischen hatte sich dem reifenden Dichter auch die weitere Frage gelöst, welche in der ersten Gestalt des Gedichts noch völlig unberührt blieb, die Frage über Faust's Verdammniß oder Seligkeit. Als Goethe 1797 den „Prolog im Himmel" dichtete, war es ihm klar geworden, daß er das vollendete Gedicht abschließen müßte in einer Weise, welche nicht der kirchlichen Anschauung des Mittelalters, sondern der freien Sittlichkeit der Gegenwart entsprach. Darin aber lag eine nicht geringe Schwierigkeit, und das erklärt uns, wie Goethe jetzt eine lange, lange Zwischenfrist eintreten läßt; er wußte den Weg nicht zu finden, auf welchem Faust, mit der unfruchtbaren Wissenschaft zerfallen, durch die Freuden der Welt nicht befriedigt, Gebieter seines teuflischen Genossen und doch zugleich von ihm beherrscht, gelangweilt und abgestoßen, in einem werkthätigen Leben Befriedigung und damit eine selige Sterbestunde finden konnte. Der Dichter greift zurück auf das Volksbuch; daran anknüpfend, lag manches schon aus früherer Zeit vorbereitet; er führt den Faust an den Hof;

er läßt ihn die Helena heraufholen und sich mit ihr verbinden. Aber diese Abenteuer und Gespenstgespinste sind nicht danach angethan, einen innern Fortschritt Faust's zu bewirken; wir müssen uns abquälen, denselben hineinzulegen. So sind vier Acte des zweiten Theils, das Maskenfest, die classische Walpurgisnacht, die vom Dichter selbst als Höhepunkt des ganzen Werks betrachtete Helena, im Grunde doch nichts als unbehagliche allegorisch-opernhafte Gebilde, in welche der Dichter Unzähliges hineingeheimnißt hat, bei welchen aber nach dramatischer Wahrheit, nach einer einheitlichen, klar ausgestalteten sittlichen oder philosophischen Idee zu forschen, vergebliche Arbeit ist; oder richtiger, eine solche Idee war wol, bewußt oder halbbewußt, vorhanden, ist aber durch eine Menge störender Zuthaten verdunkelt oder unsichtbar gemacht. Wol lag auch hier der Gedanke nahe, Faust das Leben in der leeren Hofwelt, das selbstgenügsame Dasein in der Anschauung und dem Genusse des Schönen zu verleiden, aber dem greisen Dichter fehlte die Kraft der Gestaltung und der Stoff war selbst seinem ganzen Wesen nach nicht geeignet, dramatisch gegliedert und belebt zu werden. Endlich findet Faust sich selbst wieder, indem er dem Meer ein weites Gebiet abringt, um auf freiem Grunde mit freiem Volke zu stehen. Da im Augenblicke erster und höchster Befriedigung erreicht ihn der Tod; weil er immer strebend sich bemüht, findet er Erlösung und Gnade. Im letzten Acte also langen wir nach mancherlei wunderlichen Irrwegen wieder auf der dreißig Jahre früher vom Dichter ins Auge gefaßten Heerstraße des Gedankens an.

Diese flüchtige, nicht sowol von philosophischen Voraussetzungen ausgehende, als die geschichtliche Entstehung des Gedichts ins Auge fassende Gedankenentwickelung des „Faust" soll weiter nichts besagen, als daß es unsers Erachtens nicht wohl gethan erscheint, ein im Verlaufe von nahezu sechzig Jahren bruchstückweise erwachsenes Gedicht als ein organisches Gebilde zu betrachten, ihm eine in allem und jedem ersichtliche künstlerische und sittliche Idee unterzulegen, die Ausgestaltung derselben als die nothwendig gegebene zu erfassen. Wenigstens der Verfasser scheint uns in dieser Hinsicht des Guten etwas viel zu thun; die Helena weiß er, wie es scheint, selbst nicht recht mit dem übrigen zu verflechten, eine Dichtung, an welcher bekanntlich der greise Goethe sein ganz besonderes Wohlgefallen hatte, wie der alte Vater am spätgeborenen Nesthäkchen. Wenn übrigens die Erläuterer sich im vergeblichen Bemühen zermartern, diese Fülle apokalyptischer Gesichte in den Rahmen der Dichtung einzugliedern, so ist das nicht zu verwundern. Dagegen ist ja kein Zweifel, daß Goethe selbst mit seinem Stoffe, wenn auch nicht an dichterischer Gestaltungsgabe, doch an der Fähigkeit philosophischen Ergreifens der Welt und ihrer ewigen Gesetze wuchs, daß er nicht nur aus innerer Nothwendigkeit, sondern schon vermöge des Ganges der an ihm vorübergehenden Weltereignisse den Faust aus einem mit dem Wissen und Leben zerfallenen Gelehrten in einen Staatsmann umwandeln mußte. Auch ist der Verfasser für die Mängel der Dichtung nicht blind, wenn er auch meist vorsichtig an denselben vorübergeht oder sie durch philosophische Deutung in eine künstlerisch wol nicht immer berechtigte Glanzbeleuchtung stellt. Er spricht:

Das Dichterwerk des „Faust" ist im Inhalt und der Form nicht tadelfrei. Wir werden aber viele Mängel, und zwar Grundmängel in beider Hinsicht, im deutschen Volke zu des Dichters Zeit, die er den Faust vertreten läßt, finden müssen. Nicht das Alter des Dichters ist der Grund, sondern das Alter der Zeit, die auf die Sturm- und Drangperiode gefolgt ist, als die Zeit der Restauration durch Reaction; als die Zeit, in der auf den subjectiven Idealismus, auf den Subjectivismus der Objectivismus, der objective und absolute Idealismus gefolgt sind; als die Zeit einer alle Religion, Sittlichkeit, Politik u. s. w. in den poetischen Idealismus und Quietismus verflüchtigenden Romantik; als die Zeit der Vaterlandslosigkeit des deutschen Volks, des Mangels an einer politisch-praktischen Thätigkeit und des deutschen politischen Staats- und Volkslebens, sodaß die deutsche Nationalität sich, wie Gervinus sagt, in der Literatur Rettung suchen mußte.

Welch ein ganz anderer zweiter Faust würde auf dem heutigen Boden des durch unerhörte Kriegsthaten erstandenen deutschen politischen Volksgeistes und Volkslebens und des durch sie wiedererstandenen Deutschen Reichs entstehen müssen! Wie müßten in ihm alle jene ebengenannten krankhaften Erscheinungen überwunden werden! Auf diesem Boden würde der zweite „Faust" ein welt- und völkerbeglückendes Reich aufblühen sehen, in dessen Vorgefühl er beseligt sein Ende erreichte. Hat der Dichter nicht selbst prophetisch ein solches Reich seinem Volke verkündigt?

Damit mag man wol einverstanden sein, obgleich man billig bezweifeln darf, daß ein Mann des 18. Jahrhunderts, und wäre es ein Geistesheld wie Goethe, mit der politischen Arbeit unserer Zeit sich hätte auseinandersetzen können, während so gar viele des ältern lebenden Geschlechts dieses nicht vermögen. Das Buch hat demungeachtet für denjenigen, welcher es mit gespannter Aufmerksamkeit lesen und trotz mannichfachen innern Widerspruchs das Zusagende herausheben, das verhüllt Ausgedrückte sich in faßbarer Gestalt deutlich machen kann, mancherlei Anregendes und Geistweckendes; ein leichtes Stück Arbeit ist dies aber nicht.

2. François Rabelais und sein Traité d'éducation mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Grundsätze Montaigne's, Locke's und Rousseau's. Von F. A. Arnstädt. Leipzig, Barth. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn ein französischer Gelehrter in den auvergner Bergen, zu Aurillac oder Clermont, es sich einfallen ließe, ein Buch zu schreiben etwa über unsern Johann Fischart oder über Sebastian Brant's „Narrenschiff", so würde uns dies zu besonderer Ueberraschung gereichen. Und was ist es anders, wenn ein deutscher Reallehrer in einer kleinen Stadt des Vogtlandes eine umfangreiche Arbeit abfaßt über den gelehrten Arzt zu Montpellier, den lebensfrohen Pfarrer zu Meudon, den geistreichen Verfasser des „Gargantua", kurz über Rabelais? Merkwürdig, darüber wundern wir uns gar nicht; das versteht sich bei dem deutschen Gelehrten, und wenn er in der stillsten Ecke säße, von selbst.

Dieses war im Grunde der erste Gedanke des Berichterstatters, als er das Buch zur Hand nahm. Betrachten wir es näher.

Der Verfasser hat 1865 in einem Schulprogramm eine Abhandlung über denselben Gegenstand veröffentlicht, und so lag ihm der Gedanke nahe, dieselbe in erweiterter Gestalt durch den Buchhandel einem größern Leserkreise

zuzuführen. So ist denn das vorliegende Buch über Rabelais, diese überaus merkwürdige Erscheinung im Zeitalter der Reformation entstanden.

Sohn eines Gastwirths in Touraine, geboren in einem Jahre mit Luther (1483), wird Rabelais im Kloster erzogen, wird Franciscaner, gibt wie Luther Anstoß durch seinen rastlosen Arbeitsdrang, welcher ihn zum Lateinischen und Griechischen noch Italienisch, Spanisch, Deutsch, Hebräisch und Arabisch lernen läßt, wirft dann, wie sein Geistesverwandter Ulrich von Hutten, die Kutte in die Nesseln, wird Weltpriester, verkehrt als Freund mit Bischöfen und hochgebildeten, hochstehenden Staatsbeamten, welche an dem gelehrten Mann und dabei unerschöpflich heitern Gesellschafter Gefallen finden, wirft sich dann mit allem Eifer auf Naturwissenschaft und Heilkunde; 47 Jahre alt geht er als Student nach Montpellier, wird nach einem Monat Baccalaureus der Medicin und hält Vorträge. Ein paar Jahre lebt er als Arzt, lehrend und schriftstellernd, zu Lyon, läßt dann 1533, eine Märchengestalt seines Heimatlandes an der Loire benutzend, „Pantagruel" erscheinen, welcher den bisher gefeierten Gelehrten rasch zu einem berühmten, bewunderten und gehaßten Romanschriftsteller macht. Mit seinem Gönner Jean du Bellay geht er 1534 nach Rom, ist dann wieder etliche Jahre Hospitalarzt zu Lyon, hält Vorlesungen über Anatomie und läßt seit 1535 seinen „Gargantua" erscheinen, ein Werk, welches in recht bedenklicher Zeit gegen die schwachen Seiten derselben, verknöcherte Gelehrsamkeit, Mönchswesen und Geistlichkeit, mit verhüllt satirischem, aber dennoch ziemlich durchsichtigem Spott sich ergeht. Nachdem er unruhigen Geistes abwechselnd in Rom, Paris, Lyon gelebt, eine Weile auch in dem noch deutschen Metz, um sich den Verfolgungen seiner Widersacher zu entziehen, erhält er schließlich 1551, von König Heinrich II. zu Gnaden aufgenommen, die Pfarre zu Meudon bei Paris. Als Leib- und Seelenarzt von seiner Gemeinde hoch verehrt, von den pariser Freunden häufig aufgesucht, heiter und witzig bis zur letzten Stunde seines Lebens, starb Rabelais 1553 zu Paris, wohin er sich, als er sein Ende nahen fühlte, hatte bringen lassen.

Das ist das Leben des wunderlichen Menschen, welcher ein Arzt und Landfahrer war wie Paracelsus, ein humanistischer Gelehrter wie Erasmus, ein Kalenderschreiber wie Kepler, ein Humorist wie Cervantes, ein Satiriker in der Kapuze wie Thomas Murner, ein entlaufener Mönch wie Hutten, ein vergnügter Zecher wie Eobanus Hessus, ein im Grunde tiefer und nachdenklicher Mensch und dabei an schlagendem Witz und geistiger Behendigkeit ein echter Franzose; wirksam vor allen Dingen, weil er, der Geistliche, der gelehrte Grieche und Lateiner, der Beherrscher von einem halben Dutzend anderer Sprachen, der Arzt und Pflanzenkenner, sich in jener Zeit des Humanismus nicht schämte, einen humoristischen Roman in französischer Sprache zu schreiben. So erklärt sich denn auch der gewaltige Erfolg des Buchs trotz der Spuren der Zeitschwächen, welche es an sich trägt, die Anziehungskraft, die es auf ähnliche Geister, wie unter anderm vornehmlich auf unsern nicht weniger geistreichen, dabei unglaublich sprachgewaltigen Fischart ausübte, dessen „Geschichtsklitterung" von „Gargantua" und „Pantagruel" freilich den Begriff einer Verdeutschung sehr weit faßt und eine zu zeiten etwas gar redselige Bearbeitung geworden ist. Eine getreue, in der alterthümlichen Sprache jener Zeit gehaltene Uebersetzung dagegen besitzen wir von Regis.

In verschiedenen Abschnitten berichtet uns die Arbeit von Arnstädt Rabelais' Leben, den Hauptinhalt des Romans, spricht über die Vorgänger und Nachfolger von Rabelais, über Fischart, über die geschichtlichen Deutungen, welche man dem Roman untergelegt hat, und bringt die Urtheile einer Reihe von deutschen und französischen Literarhistorikern über das berühmte Buch. Daran schließt sich als zweite Hälfte der Arbeit, was Rabelais über die anfänglich schlechte, wie über die nachmals gute Erziehungs- und Unterrichtsweise sagt, durch welche Gargantua gebildet worden, berichtet über den wahrlich ungemein schönen Brief Gargantua's an seinen Sohn Pantagruel, in welcher Weise derselbe die ihm zutheil gewordene vernünftige Unterweisung benutzen solle. Es sind das sehr anziehende Kapitel des berühmten Romans; die geisttödtende eintrichternde Unterrichtsweise des Mittelalters wird im Gewande des Spotts aufs ergötzlichste dargestellt, im Gegensatze dazu eine freiere, welche, auf Eigenthätigkeit begründet, die Sprachen, die Naturwissenschaft, Erd- und Himmelskunde, Rechnen, Tonkunst u. s. w. mit Eifer betreibt, dabei die Stärkung der Leibeskraft und Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen ebenso wol wie den Verkehr in Werkstätten, Gerichtssälen, Apothekerläden, auf Jahrmärkten ins Auge faßt, kurz eine vielseitige, zugleich gediegen wissenschaftliche und praktische Unterweisung, eine zugleich arbeitsame, rüstigmachende und vergnügte Erziehung, frisch, fromm, fröhlich, frei und dazu, was im Sprüchlein fehlt, fleißig. Auf theoretische Begründung läßt sich Rabelais nicht ein, die Entwickelung der eigentlichen wissenschaftlichen Studien wird sogar ziemlich kurz berührt; schrieb er ja doch einen Roman und nicht ein Buch über Erziehungslehre. Was er aber über diese Jugendunterweisung des utopischen Prinzen bringt, ist ungemein verständig, frisch und dabei für jene Zeit ganz neu, darum auch für verwandte Geister, zunächst Montaigne, von lebendiger Wirkung. Inwiefern auf diesen, wie auf Locke und Rousseau, der alte Gargantua weiter gewirkt, wird eingehend entwickelt, wenn auch schwer nachzuweisen sein möchte, daß Rousseau zu seinem im Grunde sehr phantastischen „Emil" die Anregung durch Rabelais empfangen habe; der Grundgedanke freilich ist derselbe. Den Schluß des Werks bildet eine lehrreiche vergleichende Zusammenstellung von Fischart's Bearbeitung und Regis' genauer Verdeutschung des sechsundzwanzigsten Kapitels des „Gargantua".

Dies der Inhalt des Buchs. Man sieht demselben allerdings einigermaßen seine Entstehung aus einer Schulschrift an; manches erscheint etwas weitschweifig; der Stoff ist fleißig zusammengetragen, aber die Verarbeitung zeigt allzu sichtlich diese Entstehung aus einer Fülle fremder Urtheile. Der Freund der Erziehungswissenschaft indeß wird über das allmähliche Wachsthum des befreienden Gedankens mancherlei lernen können, und der Freund des alten lustigen Pfarrers von Meudon wird sich freuen, denselben auf dem ernsthaften Boden von Deutschland so hochgestellt und so eingehend gewürdigt zu sehen.

3. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Von Karl Goedeke. Dritter Band. Viertes Heft. Dresden, Ehlermann. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es liegt hier abermals eins jener grünen Hefte vor, welche der Kenner der deutschen Literaturgeschichte mit Hochachtung anschaut, die aber nicht eben zum Zwecke literarischer Unterhaltung abgefaßt sind. Zu beurtheilen ist nichts bei einem Werke, welches seit Jahren durch den riesigen Fleiß des Sammelnden, zwar nur langsam gefördert, nach und nach zu einem Repertorium unserer gesammten Literatur wird. Das vorliegende Heft behandelt mit der dem Werke eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit und erschöpfenden Reichhaltigkeit den Roman und das Drama der nachromantischen Zeit, also etwa des zweiten und dritten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts; zum Nachschlagen über diesen Zeitraum ist das Buch unersetzlich. Wir glauben dem hochverdienten Verfasser zu dienen, wenn wir den Schluß seiner auf dem Umschlag ausgesprochenen Bitte hier an vielgelesener Stelle wiederholen:

Für die folgenden Abschnitte von 1830—48, und wenn ich die spätern noch erleben sollte, von 1848—70, erbitte ich die Unterstützung der Lebenden, die aus diesen Heften genügend ersehen werden, daß ich auch das Kleine nicht gering achte, soweit es Thatsachen betrifft, mir aber in allen Fällen die Unabhängigkeit meiner Ansichten über den Werth der Richtungen und Leistungen bewahre. Unsere Dichter und Schriftsteller, die überall genannt, gelesen, gespielt werden, fordere ich nicht auf, mir Mittheilungen über sich, ihre Werke und deren Wirkungen zu machen; dagegen wende ich mich mit der dringenden Bitte, mir Nachricht über Leben und Werke zu geben, an die Dichter und Dichterinnen, die bescheiden neben den Glücklichern zurücktreten, bei mir aber nicht vergessen sein wollen. Der einzelne vermag nicht alles zur Hand zu haben, nicht jeden einzelnen besonders, oft auf weiten Umwegen, zu befragen. Ich bitte im Interesse meiner Arbeit, ich bitte aber auch im Interesse aller, die an derselben theilhaben.

4. Versuch einer Geschichte des Theaters in Rostock. Von Hermann Ebert. Erstes Heft: Vom Anfange dramatischer Darstellungen bis ans Ende des 18. Jahrhunderts. Rostock, Hinstorff. 1872. 8. 12½ Ngr.

Das Büchlein ist, wie das Vorwort berichtet, die Sammlung einer Reihe von Aufsätzen des „Rostocker Anzeigers" und verfolgt die Geschichte des rostocker Theaters vom nachweisbaren Anfange dramatischer Darstellungen bis ans Ende des 18. Jahrhunderts in fleißiger Zusammenstellung. Es erscheint auffällig, wie spät das erste sicher nachweisbare Schauspiel in Rostock fällt, nämlich abgesehen von einer verlorenen allegorischen Komödie, welche in die Zeit der Reformation zu legen ist, erst in das Jahr 1558. Mittheilungen von besonderer literargeschichtlicher Bedeutung sind also hier nicht zu suchen; die einzige, wenigstens dem Berichterstatter neue Notiz betrifft die 1697 auftretenden „nordischen Komödianten", schwedische Schauspieler, welche nach dem Ableben des Königs während der Trauerzeit in Lübeck, Schwerin und Güstrow auftraten, ohne Zweifel nur vorübergehend und in deutscher Sprache redend; eine culturgeschichtliche Bedeutung, wie hundert Jahre früher die englischen Komödianten, haben dieselben nicht. Die Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts zählt die zahlreichen, mehr oder minder kläglichen Gesellschaften auf, welche Rostock beglückten; einige Einzelheiten sind für die Kennzeichnung der Zeit nicht übel. Im ganzen hat das Büchlein, so viel Mühe ohne Zweifel seine Zusammenstellung gemacht, für einen weitern Kreis nur eine bescheidene Bedeutung.

Wilhelm Buchner.

Spiritualistisches.

Der amerikanische Spiritualismus. Untersuchungen über die geistigen Manifestationen von J. W. Edmonds. Mit drei Abbildungen. Nach dem Amerikanisch-Englischen ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig, herausgegeben von A. N. Aksakow. Leipzig, Wagner. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Buch, mit Geschick zusammengestellt von dem Uebersetzer, wesentlich aus Edmonds' und Dexter's „Spiritualism" (9. Ausgabe, 1854) mit Anhang von Tallmadge, Briefen von Edmonds an die „Newyork Tribune", und sehr geeignet, aus dem Entwickelungsgang eines zum Spiritualismus Bekehrten und dann begeisterten Anhängers desselben die Wirkung der ihm vorgekommenen Thatsachen und die relative Kraft der Beweise kennen zu lernen, welche die Umstimmung von Edmonds herbeiführten. Allen Angaben nach war der Richter Edmonds nicht der Mann, sich dupiren zu lassen; er besaß die nöthigen Eigenschaften zur Beobachtung und Untersuchung und wurde, indem er früher den Spiritualismus für Betrug hielt, erst nach zwei Jahren zu einem Adepten desselben, von dem Grundsatz ausgehend, daß das Zeugniß der Sinne gesunder Menschen bei den feierlichsten Gerichtsverhandlungen aller Völker als gültig angenommen werde und auch bei den spirituellen Manifestationen gültig sein müsse. Am 21. Mai 1851 wurden Edmonds und eine Anzahl anderer Personen durch Klopflaute in ihren Wohnungen aufgefordert, in einen Cirkel zu Mr. Partridge zu gehen, und alle waren, weil Verabredung nicht stattgefunden hatte, verwundert, sich hier zu treffen. In dieser Sitzung fanden nun viele Phänomene statt, die nicht von Menschen hervorgebracht sein konnten, wie Edmonds annahm, und die auf ihn starken Eindruck machten. Es wurde von unsichtbaren Händen auf Musikinstrumenten gespielt; Edmonds, in einer Ecke stehend, wo niemand zu seiner Rocktasche gelangen konnte, fühlte eine Hand in derselben und es wurden in sein Taschentuch sechs Knoten geknüpft; später wurde er von einer eisernen Hand mit so großer Gewalt längere Zeit festgehalten, daß er dagegen völlig ohnmächtig war. Edmonds will gesehen haben, daß in den Cirkeln Lichtströme von den Lebenden und stärkere von den Geistern ausgehen, die sich vereinigen, worauf dann die Manifestationen beginnen. Der Geisterverkehr war anfänglich mit großen Schwierigkeiten verbunden; mancher Geist, der nicht lesen gelernt hatte, konnte auch nicht buchstabiren, oder war schlecht unterrichtet und buchstabirte falsch, oder war mit der englischen Sprache nicht bekannt. Edmonds hebt öfter hervor, daß diese Wirkungen von einer Intelligenz geleitet werden; er glaubt nicht nur, daß wir fortleben, sondern auch, daß die Geister

der Verstorbenen immer um uns sind, und spricht manchmal enthusiastisch von diesen Verhältnissen. Es wurden ihm öfters künftige Ereignisse mitgetheilt, und als er einmal die Adresse einer Person in Michigan vergessen hatte, an die er einen Brief über den Spiritualismus richten wollte, sagte ihm auf seine Anfrage ein Medium diese Adresse. Edmonds bemerkt, daß Geistermittheilungen oft gemein, abgeschmackt, doch nie bestimmt unheilvoll seien.

Ferner stellt Edmonds dar, wie verschieden bei den Medien die Art des Schreibens sei, indem der Arm manchmal wie durch fremde, mechanische Gewalt bewegt wird, das Medium zuweilen unbewußt schreibt, dann wieder weiß, daß es schreibt, aber nicht die Worte und Buchstaben des Geschriebenen, manchmal alles weiß, was es thut, aber auch sich bewußt ist, daß es alles auf fremden Impuls thut; zuweilen schreibt es fremde Gedanken in seiner eigenen Sprache, und zwar wieder in der Muttersprache oder in einer fremden; manchmal scheinbar sinnlose Charaktere, die sich jedoch entziffern lassen; zuweilen schreibt es in seiner Handschrift, dann wieder in fremder, für jeden Geist besonderer. Von dem Medium Dr. med. Dexter berichtet Edmonds, er habe (vorgeblich) von Bacon und von Swedenborg inspirirt geschrieben, der Stil sei ganz der ihrer Schriften gewesen, die Schriftzüge beider blieben sich immer gleich und waren verschieden von der Handschrift des Mediums, welches inspirirt manchmal in einer einzigen Sitzung vier- bis fünferlei Handschriften viel schneller schrieb, als es seine eigene schreiben konnte. Tallmadge's Tochter spielte angeblich, ohne je Musik gelernt zu haben, ohne Noten zu kennen, durch den Unterricht der Geister gleich einer Künstlerin und improvisirte passende Texte zu den Melodien; Edmonds hörte lateinische, französische und spanische Worte durch die Klopflaute hervorbuchstabiren und Medien, welche außer ihrer Muttersprache keine andere kannten, in fremden Sprachen reden. Ein Herr John B. Young schrieb an Edmonds, daß seine Frau und Miß Scongall von angeblich deutschen Geistern beeinflußt wurden, mehrere Abende hindurch deutsch zu singen und zu sprechen, aber im Cirkel wußte niemand, daß es deutsch sei. Da ersuchte Young einen Deutschen, Dr. Euler, ihn zu besuchen, welcher zwei Abende hindurch mit beiden Medien wol eine halbe Stunde in seiner Muttersprache redete und in dieser mit Staunen und Freude „die herrlichen Thaten Gottes“ hörte. Edmonds spricht auch von Krankenheilungen durch Geister und Medien, theils durch Arzneimittel, theils durch Handauflegung, und behauptet, selbst von einer schweren, vier Monate dauernden Krankheit geheilt worden zu sein. Bereits zu seiner Zeit kam auch das Phänomen der auf der Haut von Medien erscheinenden und verschwindenden Schrift vor, was man später bei Foster u. a. beobachtete; er erwähnt einen von Millington erzählten Fall, wo das Medium, eine Dame, wünschte, daß alle ihre Arme untersuchen möchten, wo man nichts Besonderes fand, aber einige Minuten darauf der eine Arm ganz kalt und wie todt wurde und der Name der ersten Frau Millington's in erhabenen Buchstaben zum Vorschein kam: A. Millington. Dann verschwand die Schrift, auf Verlangen kamen dann noch einmal die Anfangsbuchstaben A. M. und verschwanden nach wenig Augenblicken wieder.

Edmonds erhielt später von verschiedenen Seiten Mittheilungen, die, ihre Wahrheit und Genauigkeit vorausgesetzt, wobei wir uns freilich auf das Urtheil von Edmonds verlassen müßten, nicht verfehlen konnten, ihn im Geisterglauben zu bestärken. Ein Edward Fowler erhielt mehrere Nächte hindurch Geisterbesuche, welche durch Lichterscheinungen und Fußtritte im Zimmer eingeleitet, nach Edmonds den Zweck hatten, Fowler Belehrungen zukommen zu lassen, welche ihm auf andere Weise nicht gegeben werden konnten. Fowler wurde in der ersten Nacht vor dem Einschlafen von dem „Geiste eines großen Mannes“ aufgefordert, aufzustehen und seine Feder zu ergreifen, war aber vom Schrecken völlig gelähmt. Der Geist war in dieser Nacht von drei andern begleitet, von denen einer, der sich für Franklin ausgab, eine Kassette trug; in spätern Nächten vermehrte sich diese Zahl, und es wurde nach Oeffnung der Kassette, die eine Maschinerie enthielt, unter Erscheinungen weißen und blauen Lichts experimentirt, wobei ein Fowler gehöriges Messer zu Boden geschleudert, eine Stahlfeder aufgerichtet und dann hüpfend zum Tintenfaß geführt wurde, worauf dieselbe auf einem Blatt Papier fünf Zeilen hebräischer Schrift schrieb, die sich am Morgen darauf nach Professor Bush als Vers 23—27, Buch Joël, Kapitel 2 auswiesen. Die Experimente der folgenden Nächte verriethen, wie Fowler angibt, offenbar die Absicht, zu zeigen, wie die Unsichtbaren materielle Gegenstände bewegen, früher das Messer und die Feder, später Bücher Fowler's; es wurde auch versucht, aus dem Lichte Hände zu bilden. Eines Tags wurde Fowler durch alphabetisches Klopfen aufgefordert, nach 3 Uhr nachmittags sich auf sein Zimmer zu verfügen und dasselbe zu verdunkeln, was geschah. Nach einigen Minuten trat der große Mann durch das Fenster ein, und es folgten ihm zehn andere, worunter Franklin und Hahnemann; beim Eintritt der Geister wurde das Zimmer taghell. Sie brachten vier Kisten, welche sie in die vier Ecken des Zimmers stellten, woraus nach Abnahme der Deckel Lichtstrahlen hervorbrachen, die sich über dem Tische kreuzten, von welchem alle daraufliegenden Gegenstände mit größter Schnelligkeit auf das darüber befindliche Bücherbret geschafft wurden, Feder, Tinte und Papier allein ausgenommen. Hierauf wurde der Tisch durch die Wirkung dieser Lichtstrahlen von der Wand in die Mitte des Zimmers gerückt, die Feder richtete sich wieder auf, tauchte ein und schrieb äußerst schnell fünf Zeilen, angeblich Sanskrit, und sieben Zeilen schlechtes Französisch, welche letztern Vers 28—29 des zweiten Kapitels von Joël enthielten. Dann näherten sich die Lichtstrahlen Fowler, der an der Wand beim Bette stand, umringten und faßten ihn um die Hüften, bewegten ihn schwebend vor- und rückwärts und erhoben ihn mehrmals fast bis zur Zimmerdecke, was eine halbe bis dreiviertel Stunde dauerte. Der Eintritt des Zimmermädchens und später ihr Klopfen an der Thüre brachte solche Störung in die Bewegung der Lichtstrahlen, daß diese ganz unregelmäßig wurde, daß sie alles, was in ihren Richtungslinien lag, gewaltsam zur Seite schleuderten und Fowler fast heruntergestürzt wäre. Bei einem spätern Geisterbesuch brachen die Lichtstrahlen unregelmäßig aus der Kassette hervor und schleuderten heftig alles zur Seite, was ihnen in den Weg ge-

rieth, unter anderm eine Lampe mit Brennflüssigkeit, worauf die Geister, diesmal nur Franklin der Große und Hahnemann, diese unregelmäßigen Experimente unterdrückten, Franklin die Kassette schloß und alle drei durch dasselbe bestimmte Fenster wie immer das Zimmer verließen.

Einige der von John B. Young an Edmonds mitgetheilten Fälle sind schwer aus bloßer Seelengemeinschaft der Lebenden zu erklären. So erfuhr das Medium Mrs. Young, die Gattin des Berichterstatters, in Amerika mehrmals den Tod in Schottland gestorbener Personen, wo Young früher gelebt hatte, und ein „Geist“ erzählte einmal durch Mrs. Young und Miß Scongall, welcher der schottische Dialekt ganz fremd war, im breitesten Schottisch den Tod der in Paisley gestorbenen Großmutter eines jungen Mannes, der seit einem Jahre in Amerika lebte, mit allen Detailangaben über das Haus, und dem jungen Manne die Worte wiederholend, welche sie zu ihm beim Abschied gesprochen hatte. Später ergriff der Geist der Großmutter die Herrschaft über das Medium Miß Scongall und erkannte einen anwesenden Herrn Brown, der ihr früher in Paisley das Brot geliefert hatte, als alten Bekannten, beschrieb auch das Haus, das er in Paisley bewohnt hatte, seine Familie u. s. w. ganz richtig, was alles der Miß Scongall gänzlich fremd war; Briefe aus Schottland bestätigten die Wahrheit des Mitgetheilten. Young berichtet auch von zwei ihm gewordenen Erscheinungen Verstorbener, wovon die seines Großvaters, den er in früher Jugend verloren hatte, durch einen besondern Umstand charakterisirt ist. Nachdem er sich mit der Erscheinung unterhalten, gerieth er in Zweifel und sagte: „Wie soll ich aber genau wissen, daß dies wirklich mein Großvater ist und ich nicht getäuscht werde; kannst du mir nicht einen Beweis geben, der zu meinen äußern Sinnen spricht?“ Da erhob der Geist seine Hand und hielt sie vor Young's Augen, der einen der Finger flach auf die Handfläche niedergedrückt sah. „Frage deinen Vater darüber“, sprach er, „und du wirst dich von meiner wirklichen Gegenwart überzeugen.“ Am nächsten Morgen erfuhr Young von seinen Aeltern, daß der Großvater als Knabe durch eine Verwundung den Gebrauch dieses Fingers gänzlich verloren und der Chirurg ihm eine solche Stellung gegeben hatte, daß er flach auflag und beim Gebrauch der Hand die übrigen Finger nicht hinderte.

Wer durchaus nicht an fremde geistige Wesen glauben will, wird vielleicht annehmen, daß bei Fowler, der nicht wach war, aber glaubte es zu sein, die Wahrnehmung der angegebenen Geister Traumvision war, wobei Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, als die geeignetste Person erschien, elektrische Experimente zu machen, daß Fowler selbst im unbewußten Zustande, wie z. B. Nachtwandler, die Schriften geschrieben, die Gegenstände verrückt habe, daß seine Erhebung in die Luft eine lebhafte Traumempfindung war, in der ihn das eintretende und klopfende Dienstmädchen gestört, u. s. w. Und auch Young habe nur in der Vision den Großvater gesehen, verbunden mit der vergessenen, nun wieder bewußt gewordenen Anschauung der verstümmelten Hand, welche Wiedererweckung zur Rede des Geistes dramatisirt wurde, wie so oft im Traume geschieht. So müßten nothwendig jene urtheilen, welche aus dem großen Gebiete der mystischen Thatsachen nur wenige einzelne Fälle kennen und keinen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Phänomene und ihrem Zusammenhang haben. Bedenkt man aber die so häufig in den Cirkeln der Spiritualisten vorkommenden physischen Kundgebungen, die Lichterscheinungen, Klänge, die Verrückung und Erhebung von Gegenständen und Personen, dann den Kreis der Spukerscheinungen, von welchen andere Menschen Zeugen sind, so bleibt nur übrig, sie durch die magischen unbewußt wirkenden Kräfte sogenannter Medien oder durch unsichtbare geistige Wesen erzeugt werden zu lassen, in gewissen Fällen vielleicht durch die einen, in manchen Fällen durch die andern. Der nächste Gedanke wird sich bei den letztern immer auf die Geister von Verstorbenen richten, ein fernerer auf dämonische Wesen, welche deren Masken annehmen und ihre Rollen spielen. Ich muß bei dem einen wie bei dem andern Schluß auf meiner bereits anderwärts ausgesprochenen Ansicht beharren, daß jedenfalls die Mittheilungen dieser hypothetisch angenommenen geistigen Wesen eine geringe Bedeutung haben, und daß der Hauptwerth immer in die gewonnene Erkenntniß zu setzen ist, daß magische Wirkungen bestehen, die nicht nach den gewöhnlichen und physikalischen Gesetzen erfolgen, und daß möglicherweise unsichtbare Wesen existiren, die mit den Lebenden in einen gewissen Verkehr zu treten vermögen.

Aksákow und Wittig wollen den Bericht des Comité der sogenannten Dialektischen Gesellschaft zu London herausgeben, in welchem alle Phänomene des Spiritualismus in England zusammengestellt sein sollen. Vielleicht finden sich in diesem Bericht Fälle, aus deren Untersuchung unsere Einsicht in diese merkwürdigen Verhältnisse sich wieder etwas vollkommener und sicherer gestalten kann, weshalb wir diesem Buche mit lebhafter Erwartung entgegensehen.

Maximilian Perty.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Blaze de Bury gehört zu den französischen Schriftstellern, die sich am eingehendsten mit der deutschen Literatur beschäftigt haben; wir besitzen von ihm ein Werk über „Faust“ und über „Les écrivains modernes de l'Allemagne“, in welchem er namentlich über einen in Frankreich weniger gekannten Schriftsteller, Jean Paul, sich in einer geistvoll analysirenden Beurtheilung ausläßt. Neuerdings hat er eine Schrift über „Les maîtresses de Goethe“ erscheinen lassen. Die „Revue des deux mondes“ wirft diesem Werke und seinem Autor den romantischen Cultus für Goethe vor und benutzt die Schrift von Blaze, den deutschen Dichter und auch die deutschen Frauen herunterzukanzeln. Goethe habe etwas von Lovelace an sich gehabt, auch dieser habe mit unbeugsamem Willen Erfahrungen gesucht, welche mehr seinem Stolz als seinen Sinnen geschmeichelt hätten. „Der Dichter stürzt sich nicht in so

schwierige Abenteuer; doch auch er sucht Erfahrungen, wozu ihn zugleich seine Phantasie, seine Künstlerträume und seine Sinne antreiben, welche großen Theil daran haben. Eroberer und Hohepriester der Kunst, nimmt er das Gute, wo er es findet, und in seinen Liebenswürdigkeiten gegen einfache Sterbliche sieht er eine Art von göttlichem Recht, welches bei den betheiligten Personen kaum Einwendungen hervorruft. Diese anmuthigen Liebesgemälde, welche eine legendarische Bedeutung gewonnen haben, enthalten Details, von denen die Moralisten ihren Nutzen ziehen können." Die „Revue" findet etwas „Rohes" darin; in Frankreich hätte Goethe nicht so den Jupiter spielen können, die großen Männer sind hier gewöhnliche Sterbliche einer Frau von Geist gegenüber; die deutschen Frauen ordnen sich unter in der Liebe. Uebrigens hebt der Kritiker aus dem Werke von Blaze de Bury besonders das Kapitel über Friederike Brion hervor, welches sich am angenehmsten lese.

— Bei Gelegenheit der Besprechung zweier neuer spiritistischer Schriften von Fritz und George Sweton geht das „Athenaeum" etwas näher auf die neuesten Thatsachen der Dämonologie ein. Wir erfahren, daß Mr. Home nicht mehr Mode ist, daß wir in der Epoche von Miß Florie Cook und Mr. Morse leben. Miß Florie ist ein sechzehnjähriges, etwas jüdisch aussehendes Mädchen, das sich in einem Cabinet an einem Stuhl um den Hals, die Arme und Beine festbinden läßt, wobei die Knoten noch zugesiegelt werden. Hierauf läßt man sie in dem Cabinet allein, dessen Thüre oben eine Oeffnung hat. Durch diese Oeffnung erscheinen Arme, Hände, Geistergesichter mit Turbans und andere Erscheinungen. Dann fordert eine Geisterstimme sie auf, die Thüre zu öffnen, und Miß Florie sitzt festgebunden und versiegelt da. Die Davenports sind übertroffen. Ebenso interessant ist der Photograph Hudson in dem Holloway Road, der, ohne es zu wollen, neben Mrs. Guppy einen Geist photographirte und sich seitdem auf die Geisterphotographien verlegte, die er in Gegenwart eines Mediums zur Ausführung bringt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 26. September, an demselben Tage mit Benedix, starb in Berlin Luise Mühlbach, eine der productivsten Schriftstellerinnen der neuen Zeit, von lebendiger Phantasie und einer nicht geringen Gewandtheit der Darstellung. Freilich konnte der neugeschichtliche Memoirenroman, den sie pflegte, nur als eine ästhetische Abart erscheinen. Klara Mundt wurde als Tochter des Oberbürgermeisters Müller zu Neubrandenburg am 2. Januar 1814 geboren, verehelichte sich 1839 mit Theodor Mundt und wandte sich schon früh dem Romane zu mit einer wild überwuchernden, gegen den socialen Kanon rebellischen Phantasie. Von ihren großen Memoirenromanen genügt es, die Friedericiaden in Prosa und das Dutzend Iliaden der Napoleonischen Zeit zu erwähnen. Am besten gelangen ihr Frauengestalten wie „Kaiserin Josephine" und „Königin Hortense". Ein Feuilletonist der „Schlesischen Zeitung" schildert diese, als Liebling des Leihbibliotheken-Publikums jedenfalls beachtenswerthe Schriftstellerin, welche Sydow in seiner Begräbnißrede eine „Kraftnatur" nannte, in ihrem socialen Leben: „Sie hatte wenig von der vielverbreiteten Empfindlichkeit der Poeten, welche z. B. unsern übrigen deutschen literarischen Tagesgrößen fast ohne Ausnahme eigen ist, die jedes feindliche oder tadelnde Wort der Tageskritik und nicht minder auch die Gleichgültigkeit gegen das von ihnen Geschaffene tief verletzt und heftig aufbringt. Sie producirte frisch darauf los, ohne sich besondere Sorgen um die Aufnahme des hinter ihr Liegenden zu machen, und — es klingt kaum glaublich! — stellte weder offen noch stillschweigend an ihre Freunde die Forderung, daß man sie läse! Ich kann das aus eigenster Erfahrung bezeugen. Nie hat es unsern herzlich freundschaftlichen Verkehr gestört, daß ich keine Zeile von ihr kannte, und daß sie, wie ich überzeugt bin, von dieser barbarischen Unkenntniß wußte. Nie traten jene gebräuchlichen directen oder leise versteckten Zumuthungen an uns heran, welche die gefeiertsten «deutschen Dichter» (ja diese gerade am wenigsten) nie verschmähen an jeden guten oder schlechten Bekannten zu stellen, der einmal festen Fuß in der Tagespresse hat. Der großen deutsch-literarischen «Unsterblichkeits-Assecuranz-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit» stand sie gänzlich fern. Und diese schöne und seltene Eigenschaft machte den Verkehr mit ihr, die Geselligkeit in ihrem gastlichen, lebensfrohen Hause besonders angenehm. Man wußte es: ihre Freundlichkeit, ihr herzliches Entgegenkommen gegen die Persönlichkeiten ihres Umgangs war uneigennützig, ohne Hintergedanken, galt eben dem Menschen als solchem. Da sie in Bezug auf die Wahl derselben rücksichtslos nur ihre Sympathien befragte, so war die Gesellschaft ihres großen ausgedehnten Umgangskreises eine der «gemischtesten», die ich selbst in Berlin gefunden habe; und ebendaher eine der interessantesten, behaglichsten, vergnüglichsten. Zum Nasenrümpfen für die Herren und Damen jener ungemischten, welche «zum kleinsten Gedicht nicht die Gelegenheit gibt», bot in diesem Kreise allerdings mehr als eine Persönlichkeit den reichlichsten Anlaß. Weder die politische Gesinnung und Parteifarbe noch die Tugend und Moral wurden einer vorgängigen Wasser- und Feuerprobe auf ihre Echtheit unterworfen. Männer der höchsten socialen Stellung, nicht blos mit dem reinsten Blaublut, sondern sogar mit prinzlichem und fürstlichem in den Adern, bewegten sich in diesem Salon neben den offenbarsten Demokraten und «Tyrannenfressern». Damen, Matronen, junge Frauen und Töchter von untadeligstem, selbst von der klatschenden Verleumdung nicht angetasteten Ruf — neben reizenden Bühnenkünstlerinnen und Blaustrümpfen, welchen «alle Wohlgerüche Arabiens» die echten Flecken des ihrigen nicht mehr abzuwaschen vermocht hätten: jeder war sicher, hier die Herrschaft feiner, tadelloser, geselliger Formen und — die Abwesenheit der Langenweile zu finden; kein Wunder, wenn es ihren Gästen hier so wohl wurde."

Bibliographie.

Braddon, M. E., Robert Ainsleigh. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Michelsberger Burg. Eine historische Skizze. Hermannstadt, Michaelis. Gr. 8. 4 Ngr.

Claudius, M., Briefe an Andres. Berlin, Heinersdorff. 16. 10 Ngr.

Dyherrn, G. Freih. v., Miniaturen. Lieder zum Koponiren. Breslau, Gosohorsky. 16. 15 Ngr.

Edwardes, Mrs., Stephan Lawrence. Roman. Aus dem Englischen von Sophie Verena. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr.

Friedrich, F., Von Sünde zu Sünde. Erzählung. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Gentz, F. von, Tagebücher. Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann, D., Max Samuel, Rector der jüdischen Akademie zu Nehardea in Babylonien. Lebensbild eines talmudischen Weisen der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach den Quellen dargestellt. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 17½ Ngr.

Inama-Sternegg, K. T., Idealismus und Realismus in der Nationalökonomie. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Kittlitz, H. v., Schlußfolgerungen von der Seele des Menschen auf die Weltseele. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 6 Ngr.

König, E. A., Die Uhr der Fürstin. Novelle. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Körösi, J., Beiträge zur Geschichte der Preise. Uebersetzung aus dem Ungarischen. Pest, Ráth. Lex.-8. 28 Ngr.

Kümmel, K., Zur Lösung kirchlicher Aufgaben der Gegenwart. Nach dem Vorbilde des Apostels Paulus. Halle, Pfeffer. 8. 15 Ngr.

Biographisches Lexikon der Wiener Weltausstellung. Herausgegeben von Engel und Rotter, redigirt von H. Frauberger. 1ster Bd. 1ste bis 3te Lief. Wien. Lex.-8. à 10 Ngr.

Niendorf, M. A., Vom Altar in den Krieg. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 3 Thlr.

Nissel, C., Hohenzoller und Piast. Historisches Original-Lustspiel. Liegnitz, Kaulfuß. 8. 15 Ngr.

Das große Passionsspiel zu Brixlegg in Tirol 1873. Geschildert von J. P. v. H. Innsbruck, Wagner. 16. 6 Ngr.

Raabe, W., Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Renan, E., Der Antichrist. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Schoedler, F., Atlas der Chemischen Technik. Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Vischer, F. T., Kritische Gänge. Neue Folge. 6tes Heft. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Werner, R., Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Winterfeld, A. v., Onkel Sündenbock. Historischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

The Story of Goethe's Life.

By

George Henry Lewes.

(Abridged from his „Life and Works of Goethe".)

Copyright edition.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Mit dieser neuen Schrift bietet der Verfasser des in Deutschland wie in England gleich hochgeschätzten „Life of Goethe" eine Biographie Goethe's, welche das Leben unsers grossen Dichters, ohne Unterbrechung durch kritisches Detail über dessen einzelne Werke, in zusammenhängender Erzählung vorführt.

Das grössere Werk, dessen bleibender Werth durch das vorliegende kürzere Buch in keiner Weise beeinträchtigt wird, erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

The Life of Goethe. Copyright edition. 2d edition, partly rewritten. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3⅔ Thlr.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena:

Wohlfeile Gesammt-Ausgaben von

Friedrich Gerstäcker's gesammelten Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe. In circa 100 Lieferungen. 8. Eleganteste Ausstattung. Subscriptionspreis pro Lief. 5 Sgr. Oder in Bänden broch. à 1 Thlr. 5 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr. 14 Sgr.

Karl Gutzkow's gesammelten Werken.

Erste Serie. circa 80 Lieferungen. 8. Eleganteste Ausstattung. Subscriptionspreis pro Lief. 6 Sgr. Oder in Bänden broch. à 1 Thlr. 12½ Sgr.

Abonnements werden jederzeit in allen Buchhandlungen angenommen und die erschienenen Hefte in beliebigen Zwischenräumen nachgeliefert. Alle 8—14 Tage eine Lieferung oder in 1 bis 2 Monaten je ein Band. Jede Buchhandlung liefert Heft 1 zur Einsicht. — Ausführliche Prospecte gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Wandertage eines Naturforschers.

Von Friedrich Ratzel.

Erster Theil.

Zoologische Briefe vom Mittelmeer.
Briefe aus Süditalien.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die hier gesammelten Skizzen erschienen zuerst in der Kölnischen Zeitung und fanden dort großen Beifall. Von dem Verfasser vielfach geändert und vermehrt, werden sie jetzt in Buchform dargeboten, um in weitern Leserkreisen die Liebe zur Natur zu wecken und zu beleben. Der zweite Theil wird Schilderungen aus den Alpenländern und von der untern Donau enthalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sarsena,

oder

der vollkommene Baumeister.

Enthaltend:

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben

von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Neunte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer neunten Auflage dieses bekannten, reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erschien:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". 3 Bände. 8. Geh. 10 Thlr. Geb. 11 Thlr. 15 Ngr.

Trentowski, Ferdinand Bronislaw von. Die Freimaurerei in ihrem Wesen und Unwesen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Urvasi.

Indisches Schauspiel von Kalidasa.

Deutsch-metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Zweite durchgesehene Auflage.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Kalidasa's dramatische Dichtung „Urvasi", ein Seitenstück zu seiner „Sakuntala" und diese in mancher Hinsicht, namentlich an Zartheit der Empfindung noch übertreffend, gehört zu den schönsten Perlen morgenländischer Poesie. Die gelungene Wiedergabe des Gedichts durch Edmund Lobedanz, die hier bereits in zweiter Auflage vorliegt, hat dasselbe auch in der deutschen Literatur eingebürgert.

In Bearbeitung von Lobedanz erschien ebendaselbst:

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Vierte Auflage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 23. October 1873.

Pädagogische Schriften.

1. Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben. Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Schulen. Von H. Beck. Berlin, Henschel. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Aufgaben eines Unterrichtsgesetzes, betreffend Verwaltung, Beaufsichtigung und Förderung der Bildungsanstalten durch Aeltern, Gemeinden, Kirchen und den Staat. Von H. Beck. Berlin, Henschel. 1872. 8. 15 Ngr.
3. Die Pflege nationaler Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache. Zugleich eine Darstellung der Grundsätze und der Einrichtung dieses Unterrichts. Von Hugo Weber. Leipzig, Siegismund und Volkening. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Vorliegende Bücher haben das eine gemein, daß sie den Schwerpunkt des Unterrichts in einer deutschen Schule dahin legen, wohin er gehört, in den Unterricht der deutschen Sprache. Darum reden auch die Bücher so ansprechend zu uns, darum fühlen wir uns wohl und gehoben bei deren Lektüre. Hier wuchert nicht die Phrase, nicht der Salonton, ausstaffirt mit doctrinären Philosophemen; hier ist frisches Leben, aus dem Leben gegriffen, für das Leben geschrieben.

Nr. 1 und 2 gehören zusammen wie Praxis und Theorie, oder bildlich gesagt, wie Baumstamm und Wurzel, denn das in Nr. 1 Angestrebte kann sich erst vollständig verwirklichen, wenn die Gesetzgebung die in Nr. 2 gegebenen Lehren und Winke in Maßnahmen umgesetzt haben wird.

In Nr. 1: „Die Schule in Wechselwirkung mit dem Leben", geht der Verfasser von dem Gedanken aus, der als der Kern des ganzen Buchs anzusehen ist, um den sich alles dort Gesagte bewegt, daß nicht die Schule das Leben mache, sondern daß die Schule Acht zu geben habe, die Fühlung mit dem Leben nicht zu verlieren, die Ansprüche des Lebens kennen zu lernen und diesen zu genügen:

> Wie die Jugend selbst vorwärts geht, so muß auch die Schule vorwärts sehen; sie muß das Bildungsziel, das dem Leben der Gegenwart und dem Bildungskreise, in den die Jugend geführt wird, gemäß ist, zum Bildungsmittel machen; sie darf in der geschichtlichen Entwickelung der Bildung nur so weit zurückgehen, daß sie mit dem Schüler am Ende der Schulzeit in der Gegenwart angelangt ist...... So wenig die Schule hinter der Gegenwart in der Vergangenheit stehen bleiben darf mit ihrem Schüler, so wenig darf man von ihr erwarten, daß sie der Gegenwart voraneile. Wie sollte sie das auch! Der Kinder Bildung ist abhängig von der der Gebildeten, der Bildner, und diese stehen unter dem Einflusse der Gegenwart. Das Verhältniß zwischen Leben und Schule ist also dies: das Leben draußen arbeitet die sittliche und geistige Bildung heraus und verlangt von der Schule, daß sie mitwirke, diese Bildung der Jugend anzueignen, daß sie planmäßig, bewußt und auf kürzestem Wege überliefere, was das Kind ohne die Schule gelegentlich, ohne Zusammenhang und unsicher gewinnen würde. Indem die Schule das leistet, befestigt und vertieft sie die Bildung; sie legt die Steine, die das Leben lose und einzeln zureicht, kunstgerecht auf- und nebeneinander und fügt den bindenden Mörtel hinzu. Die erste Einwirkung geht vom Leben aus, die Schule wirkt dann zurück; die Schule soll ganz und gar vom Leben bestimmt werden, aber sie bestimmt nicht in demselben Maße das Leben, sie ist nur ein Bestimmendes neben vielen andern.

Unsere deutschen Classiker liefern uns den Lesestoff, der aber nicht durch verkehrte grammatische Behandlung zerrissen und zerfetzt und dem Schüler widerwärtig gemacht werden, sondern mit seinem Geiste den der Schüler erwärmen, beleben, vertiefen soll. Die Auswahl darf daher nicht allein durch die künstlerische Vollendung eines Schriftwerks bestimmt werden, sondern auch Inhalt und Stoff ist wesentlich in Betracht zu ziehen. Die deutsche Prosa ist gerade dazu geeignet, die Schüler das Wesen der deutschen Wissenschaft erkennen zu lassen; man sollte daher das in der Fremde nicht suchen, was man in der Heimat haben kann. So ist z. B. jedem, der das Gymnasium besuchte, Cicero's Schrift „Ueber das Alter" bekannt, während Grimm's „ungleich gedankenreichere, sinnige und in musterhafter Form geschriebene Rede über denselben Gegenstand" von wenigen nur beachtet wird.

Für die obern Klassen verwirft der Verfasser Blütenlesen und Chrestomathien, hier solle man Ganzes und nicht Verstümmeltes bieten. Viel könne auch durch die Schüler-Lesebibliotheken in dieser Richtung geleistet werden, indem gute lehrreiche Bücher angeschafft würden, die den Schülern eine gesunde belehrende Privatlektüre böten. „Daß der Geist der Jugend daraus die reichste Nahrung ziehen könnte, sieht jeder ein; aber nicht kleiner ist der Gewinn anzusehen, daß die Jugend dadurch unmerkbar zu geistiger Selbstthätigkeit angeregt und gewöhnt wird; auch ein Buch für sich zu lesen, will gelernt und geübt sein; es ist durchaus nicht jeder so ohne weiteres im Stande, ein Buch durchzulesen; ich habe Leute gekannt, die auf Bildung Anspruch erhoben, aber Bücher grundsätzlich nie zu lesen schienen, wenn sie mehr als 1—2 Bogen stark waren." Wohlthätig würde auch das Haus dadurch wirken, wenn in gebildeten Familien Leseabende beständen, an denen die schönsten Werke der deutschen Dichtung den Kindern vorgelesen würden. Es würde besser in manchem Hause aussehen, wenn Schiller's, Goethe's und Lessing's Werke ein wenig mehr abgegriffen wären; das Haus dürfe nicht alles von der Schule erwarten, es hat selbst mit an der Jugendbildung zu arbeiten.

„Man sei auch nicht zu bedenklich, ob vielleicht dies oder jenes Drama zu schwer verständlich sei. Die Jugend versteht mehr, als die meisten Aeltern und Lehrer glauben. Woran soll sie denn den Geist bilden und bereichern, verstehen lernen, wenn nicht am Unverstandenen? Nur am Unerstiegenen lernt man steigen. Aus lauter Angst, sie möchten ihn noch immer nicht verstehen, haben dreißigjährige Leute Goethe's «Faust» noch nicht gelesen."

Was nun die Erklärung der deutschen Schriften betrifft, wie die Schule dieselben für die Kinder fruchtbar zu machen hat, darüber sagt der Verfasser nur wenig, aber desto mehr Beherzigenswerthes: „Erklärungen sind nur da nöthig und gut, wo das Kind nicht selbst von seinem Ufer die Brücke zu dem andern, fremden schlagen kann." Mit Recht kämpft der Verfasser gegen diejenigen, die alles erklären wollen, daher bis ins Kleinlichste gehen und durch ihre grammatischen Quisquilien die Schriftsteller zerreißen und auseinanderzerren und Leben und Geist derselben tödten. Darum soll der Lehrer nur dann mit einer Erklärung nachhelfen, sobald er überzeugt ist, daß der Schüler etwas nicht verstanden hat, und das Maß dafür ist das laute Lesen. „Wer sinngemäß mit richtiger Betonung liest, hat den Gedanken verstanden. Jede Erklärung ist überflüssig. Wo ein Schüler falsch liest, lese ich ihm zunächst die unverstandene Stelle mit klarer und scharfer Betonung vor; daraus allein schon kommt oft dem Schüler das richtige Verständniß. Liest der Schüler auch jetzt noch falsch, dann ist Zeit zur Erklärung durch Beispiele, zur Erinnerung an ähnliche Stellen u. s. w." Grammatisches ist durch analoge Fälle und durch Hinweis auf das Altdeutsche zu erklären.

Der Gipfelpunkt des deutschen Unterrichts ist aber das Vermögen, seine Gedanken in correcter Schrift und freier Rede zum Ausdruck zu bringen. Das ganze Leben der Jetztzeit stellt diese Forderung an den gebildeten Mann, und darum hat auf dieses Ziel die Schule fortwährend ihr Augenmerk zu richten. Die Themata der Aufsätze müssen mit Vorsicht gewählt werden, damit sie nicht Ursache zu flachem und verflachendem Geschwätz werden; darum müssen sie an Gegebenes, an das dem Begriffsvermögen und dem Anschauungskreise des Schülers Entsprechende anknüpfen. Der Unterricht im Deutschen wird aber erst dann wahrhaft ersprießlich, das Verständniß der Sprache dann erst ein tiefes und gründliches, wenn die Kenntniß des Altdeutschen die Grundlage bildet. An einem treffenden Beispiel wird nachgewiesen, wie die Kenntniß des Altdeutschen einen „bewußtern Gebrauch der Muttersprache" ermögliche.

Der dritte Hauptgegenstand einer deutschen Schule ist der Unterricht in der vaterländischen Geographie und Geschichte. Soll der Mann Liebe zu seinem Vaterlande gewinnen, so muß er sein Land und die Geschichte seines Volks kennen. Würde die Kenntniß des Griechen- und Römerthums patriotisch machen, so hätten wir zur Zeit der Zerrissenheit unsers Vaterlandes lauter Patrioten haben müssen, was aber nicht der Fall war. Jeder kann jetzt mitrathen und mitthaten, jeder Fünfundzwanzigjährige an die Wahlurne treten, da sollte denn doch auch jeder klar sein über das was er thut, wenn er den Zettel in die Urne wirft; und doch sind es die wenigsten, die meisten sind fremder Leitung überlassen. „Anders wird es (sein Wahlrecht) der ausüben — nicht geleitet von brüllenden und besser wissenden Demagogen oder gleißnerischen Kuttenträgern oder Speichelleckern —, der aus der Vergangenheit und der Entwickelung seines Staats dessen Lebensbedingungen kennt, anders der, dem diese fremd sind; der ist eine Beute jedes Redefertigen von hüben oder drüben." Darum also eingehende Kenntniß der Geschichte und des Bodens unserer Heimat, dies die beste Förderung des Patriotismus und Staatsbürgerthums.

Verbalismus und Extemporalienreiterei, das sind die Hauptfeinde, die der Verfasser bekämpft; aus dem Leben heraus und für das Leben muß Methode und Unterricht sich gestalten. Darum ist jedes Klassificiren der Schulanstalten, jedes abstracte Systematisiren nur nichtssagende Wortklauberei. Was als Fachschule noch neben der allgemeinen Schule, derjenigen, die das allen Gemeinsame, das Nationale, bietet, ins Leben gerufen zu werden berechtigt ist,. muß sich aus dem ergeben, was das Leben als nothwendig fordert. Es würde zu weit führen, hier auf alle die Mängel einzugehen, die der Verfasser bei unserer gegenwärtigen Schulführung und Schuleintheilung schonungslos aufdeckt, doch können wir es uns nicht versagen, einiges von dem hervorzuheben, was er über die Volksschule sagt, weil uns nicht erinnerlich ist, daß solches in ähnlicher Schärfe und Trefflichkeit von Gleichgesinnten schon gesagt worden wäre. Der durch und durch liberal gesinnte Verfasser läßt sich durch Tagesmeinungen und landläufige Vorurtheile nicht beirren, er weiß seinen Standpunkt zu wahren und mit echtem Rechtlichkeitsgefühl, unbekümmert ob ihm nicht manches schief ausgelegt werde, das Gute anzuerkennen und das Schlechte zu verurtheilen.

Der deutschen Volksschule soll bald eigentlich die

Ehre des Tags von Königgrätz gebühren, bald soll sie schlecht und heruntergekommen sein. Lob sowol als Tadel beruhen beide auf ungenügender Sachkenntniß, da man doch gewöhnlich wol nur eine oder die andere Volksschule kennt, und die Kenntniß einer, ja selbst mehrerer Schulen noch nicht zu einem allgemeinen Urtheil über alle berechtigt. Das steht fest, daß die Reformation in den Volksschulen sich ein unvergängliches Ehrendenkmal gesetzt und die evangelische Geistlichkeit sich um dieselben verdient gemacht hat, „den Ruhm soll man ihr nicht kürzen oder nehmen, wenn auch die heutigen Verhältnisse eine andere Regelung erheischen". Die Schulordnungen von 1713, 1741 und 1763 sind vortrefflich, und wir haben keine Ursache, über Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. und ihre Dorfschulen zu spötteln.

Soll nun die Schule den Erfordernissen des Lebens gerecht werden, so sind es vor allem drei Gegenstände, welche die Grundlage des Unterrichts in jeder deutschen Schule bilden müssen, um wirklich national zu erziehen: 1) Religion; 2) deutsche Sprache und Literatur; 3) vaterländische Geschichte und Geographie.

Die Bestrebungen der Aeltern gegen den Religionsunterricht richten sich nicht gegen den Lehrgegenstand, sondern gegen die Lehrweise, die bisher trocken und geistlos den Kindern entgegengetreten ist. Für die verschiedenen Bekenntnisse innerhalb der Christenheit könne der Religionsunterricht confessionslos sein, insofern er das Gemeinsame dieser verschiedenen Bekenntnisse, das Gemeinsame, Christen zu sein, ins Auge fasse. Darum habe sich aber alles Theologisirende aus dem Religionsunterricht fern zu halten, und dürfe nicht der Katechismus, sondern es müsse die **Bibel** die Grundlage dieses Unterrichts bilden:

> Die Bibel lerne Kind und Jüngling lesen und verstehen, ihren Inhalt fassen und präge er seinem Geiste ein, an ihr läutere er sein Denken und sein Thun. Hier findet jedes Alter, jede Denkkraft ihren geeigneten Stoff. Begnügt sich der schlichte Mann mit der Anschauung frommer Männer des Alten Testaments und des Lebens und des Sterbens Jesu, so findet der reifere und der reifste Geist unerschöpflichen Stoff in seinen Reden und Gleichnissen, den Paulinischen Briefen u. s. w.

Der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur hat nicht wenige Gegner und zwar aus entgegengesetzten Motiven. Die einen meinen, wenn sie auch nicht geradezu offen mit ihrer Ansicht hervortreten, in höhern Schulen, namentlich den Gymnasien, sei der Unterricht in der deutschen Sprache wohl zu entbehren, da man ja die alten Sprachen recht tüchtig treibe, von diesen am besten deutsch lernen könne und zugleich am Gegensatze der fremden Sprache sich der eigenen bewußt werde. „Es soll Schulen geben, in denen man die deutschen Stunden wie sauer Bier ausbot; es soll Philologen geben, die jeden mitleidig ansehen, der dazu verurtheilt ist, auf ein Semester Deutsch zu geben, und dem unglücklichen Collegen rathen, ja bei zeiten dem Director zu Gemüthe zu führen, daß seine schätzbare Kraft in Latein und Griechisch besser angelegt werde als in dem gemeinen Deutsch." Die andern sind Gegner des deutschen Unterrichts aus Befürchtung, man möchte die deutschen Classiker der Jugend durch eine verkehrte Behandlungsweise ebenso verleiden, wie man es ihr mit den griechischen und römischen Classikern gemacht hat, sie schließen grammatische Behandlung und classische Lektüre aus, indem sie Lesen, Rechtschreibung und Zeichensetzen für genügend erachten. Wie würde aber, fragt der Verfasser mit Recht, eine Bildung aussehen, die alle Kraft den alten und den fremden modernen Sprachen zuwendete und für das Deutsche sich mit dem vorhin Genannten begnügte? „Welcher Vater möchte sein Kind in solche Schule schicken? in eine Schule, in der nicht Lessing, nicht Schiller, nicht Goethe die jugendlichen Geister nährten?" Nachdem nun die Nothwendigkeit eines Unterrichts im Deutschen nachgewiesen, und die absurde Behauptung, man lerne die eigene Sprache am besten an einer fremden, abgewiesen ist, geht der Verfasser zu Andeutungen über die Lehrweise der deutschen Sprache über. Die Schule habe vor allen Dingen die reine Aussprache zu pflegen, was aber nur durch unausgesetzte Thätigkeit und Aufmerksamkeit von seiten der Lehrer gelinge; daher solle der Lehrer jedes Lesestück mit schöner, klangvoller Stimme so lange vorlesen und nachlesen lassen, bis die Zunge zunächst einiges glatt und rein nachspricht. Würde diese Thätigkeit immer und immer fortgesetzt, so würde es auch um die Erfolge im orthographischen Unterrichte besser stehen, denn nur deshalb würden so viele Fehler in der Rechtschreibung gemacht, weil die Schüler nicht daran gewöhnt worden seien, richtig und scharf aufzumerken, um dann selbst richtig und scharf auszusprechen. Lesen, lautes Lesen müsse bis in die höhern Klassen geübt werden, lautes Lesen bildet die Sprache, weckt Gedanken, ist eine weit stärkere formale Geistesübung als der fremdsprachliche Unterricht. „Sinngemäßes Lesen ist ohne eigenes Mit- und Nachdenken gar nicht möglich."

Die berüchtigten Regulative enthalten ganz richtige und verständige Bestimmungen über das Wesen der Volksschule und deren Stellung zum Leben. „Das viele unleugbar Vortreffliche der Regulative über Einrichtung und Ziel der Volksschule, das meines Wissens auch von Gegnern nicht in Abrede gestellt wird, ist verkannt und übersehen worden über der Empfehlung: die Seminaristen und Volksschullehrer der Innern Mission zuzuführen, und über der Ausschließung der «sogenannten» classischen Literatur sogar aus der Privatlektüre der Seminaristen." Wir müssen hierzu bemerken, daß das Schicksal der Regulative, trotz des manchen Guten, das sie enthalten, ein verdientes ist; dasjenige, worüber man das Gute derselben übersehen hat, macht eben all dieses Gute illusorisch und den Kampf gegen dieselben zu einem berechtigten.

Solle nun die Volksschule etwas Tüchtiges leisten, so müsse für eine gute Lehrerbildung gesorgt werden, die aber nicht darin bestehe, daß auf den Seminarien alles Mögliche gelehrt werde, hier sei weise Beschränkung am richtigen Platze, wie schon Grimm in seiner Rede „Ueber Schule, Universität, Akademie" darthut. Sehr zweckmäßig wäre es auch, „die Volksschullehrer zu lehren, einen Verband anzulegen, was bei Vergiftungen, zur Wiederbelebung Ertrunkener u. s. w. zu thun sei", da es oft auf dem Lande und in kleinen Städten an Leuten fehle, die Rath wüßten. „Je nützlicher sich die Lehrer zu machen wissen, um so geneigter werden auch die Ge-

meinden werden, sie besser zu besolden." Der Verfasser macht sogar den seltsam klingenden, vielleicht aber berechtigten Vorschlag, die Lehrer mit Kenntnissen für einen Nebenerwerb auszurüsten, damit sie sich auch in anderer Beziehung nützlich machen und durch Selbsthülfe der Noth, die oft den Volkslehrer trifft, steuern könnten. Daß durch Nebenbeschäftigung der Lehrerthätigkeit nicht Eintrag geschehe, dafür habe die Aufsicht durch die Gemeinde zu sorgen. Vor allem sehe man aber darauf, daß die Schulleitung durch Theologen aufhöre, man eröffne die Rectorstellen den Elementarlehrern; damit würde den Strebsamen ein wohlthätiger Antrieb zu ihrer Fortbildung gegeben sein.

Die Besprechung der Gymnasien und Realschulen gipfelt in dem Kampfe gegen den Verbalismus und das Extemporalienwesen und in der Forderung, den Ansprüchen der Zeit gerecht zu werden. Die Forderungen, die der Verfasser an die höhern Schulen stellt, formulirt derselbe dahin:

1) Aufgaben der höhern Schulen sind: rechte Vertiefung in den religiösen und vaterländischen Geist, in die vaterländische Literatur, Geschichte und Geographie; Uebung und Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache bis zur freien Rede. Das ist die allgemeine Bildung, an die sich nun die besondere (Berufs-) Bildung anschließt; 2) Kenntnisse und Fertigkeiten in allerlei Sprachen und Wissenschaften; Theilung der Arbeit nach den örtlichen und persönlichen Verhältnissen und Neigungen, die unter Mitwirkung derer festzustellen sind, welche die Schule unterhalten und ihre Kinder in die Schule schicken; kein ängstliches Festklammern an die vergangenen Jahrhunderte, denn die Jugend wächst nicht in die Vergangenheit, sondern in die Gegenwart.

Hat nun der Verfasser im eben besprochenen Werke dargelegt, wie Schule und Haus in wechselseitige Beziehungen zu treten haben, so wird in dem Buche „Aufgaben eines Unterrichtsgesetzes" (Nr. 2) dargelegt, wie der Staat durch seine Schulgesetzgebung diese wechselseitigen Beziehungen ermögliche. Um eine Anschauung von der Reichhaltigkeit dieses Büchleins, die es trotz seines geringen Umfangs besitzt, zu geben, merken wir hier die Punkte an, die dasselbe behandelt: „I. Zweck der Bildungsanstalten"; „II. Die Schule in Verbindung mit Haus, Gemeinde und Kirche"; „III. Vorstände der Universitäten und Fachschulen"; „IV. Leitung der Schulen; „V. Die Berufsbildung der Lehrer höherer Lehranstalten"; „VI. Die Gehaltsverhältnisse der Lehrer"; „VII. Das Berechtigungswesen"; „VIII. Sammlung von Unterrichtsmitteln". Wir heben aus Nr. II, dem das größere Publikum am meisten interessirenden Abschnitt, da dieser von der Schulaufsicht spricht, einiges hervor. An der Hand der Geschichte weist der Verfasser nach, daß die Aufsicht der Schule durch die Geistlichen diesen vom Staate zur Pflicht gemacht worden war, während diese Aufsicht jetzt als ein Recht von ihnen beansprucht würde. Die naturgemäßeste Aufsicht über die Schule gebühre der Familie, der Gemeinde, und darum müßte ein zu gebendes Schulgesetz für die Sicherstellung des Rechts, das die Gemeinde auf die Schule hat, Sorge tragen.

Die echt- und altdeutschen Grundsätze vom Heer- und Staatswesen, nach denen jeder Bürger der geborene Vertheidiger des Vaterlandes und jeder Steuerzahler der zuverlässigste Aufseher über die zweckmäßige und richtige Verwendung der öffentlichen Gelder, und der geschickteste und zugleich billigste Mitverwalter der Gemeinde und des Staats sei, seien auch auf die Schule zu übertragen, dahin lautend: „Jeder Vater, jede Mutter sind die geborenen Aufseher der Schule." Darum gehören Schulväter und Schulmütter in die Schulverwaltung hinein. Keiner hat ein solches Interesse an der Schule als eben diese, denen durch ihre Kinder ein Blick in die Schule gegönnt ist, und die überaus scharf und richtig sehen. Die Beobachtung, die ein Vater gemacht haben will, genügt allerdings nicht, aber wenn zwei, drei, vier Väter dieselbe Beobachtung gemacht haben, so muß diese doch wol eine richtige sein. Beobachtungen kann aber ein Vater machen, ohne daß das Kind geradezu „aus der Schule plaudert". Es würde dadurch eine fruchtbare, erfreuliche Theilnahme des Hauses für die Schule geweckt werden. „Man spricht so viel", fährt der Verfasser in seinen Auseinandersetzungen fort, „von der heilsamen Verbindung von Schule und Haus; aber wie soll diese stattfinden, wenn Aeltern und Lehrer nie in Berührung kommen? wenn gar die Lehrer sich auf den Unfehlbarkeitsstuhl setzen und unnahbar sind?"

Was nun die Zusammensetzung der Schulbehörde betrifft, so hat die Gemeinde aus den Aeltern, deren Kinder die Schule besuchen, einige Väter, resp. Mütter für dieses Ehrenamt zu wählen. „Kein Minister, keine Regierung, kein Landrath braucht sich den Kopf zu zerbrechen, woher für so viele Schulen geeignete und zuverlässige Männer zur Schulaufsicht zu nehmen seien — sie sind überall gegeben, und zwar so treu, und, ohne daß sie es besonders wollen, so scharf, und endlich so billig, wie kein Minister, keine Regierung, kein Landrath sie treuer, schärfer und billiger finden könnte." Man möge aber nicht fürchten, daß lauter unfähige Leute ans Ruder kommen würden; fürchtet man dieses ja auch nicht und mit Recht bei den Stadtverordneten- und Abgeordnetenwahlen. Auch der schlichte Mann verstehe manches, worin sogar in Gymnasien unterrichtet würde, z. B. Schreiben, Rechnen, Religion, zu beurtheilen. Wo die Wahl für die Volksschule, auf dem Lande z. B., Schwierigkeiten machen sollte, da habe die Obrigkeit zu wählen. In dieser Schulaufsicht müssen aber natürlicherweise auch die Lehrer vertreten sein: bei größern Lehrercollegien der Dirigent und ein oder mehrere Lehrer, wie auch den Geistlichen der verschiedenen Confessionen und Religionen ihre Mitwirkung nicht genommen werden soll. In den Conferenzen, welche nun die so gebildeten Körperschaften abhalten, sei alles was von diesem oder jenem bemerkt worden, zur Sprache zu bringen und die Verhandlungen zu Protokoll zu nehmen. Das Protokoll sei dem Regierungsinspicienten vorzulegen, wodurch diesem erst ein wirklicher Einblick in die Schule gegeben werde. Es sei dies der einzige Weg, Misständen abzuhelfen und Besseres anzustreben. Der gewissenhafte Lehrer wird sich einer solchen steten Beaufsichtigung nur freuen, und Beaufsichtigung müsse sich ja auch der erste Minister des Staats gefallen lassen. Die Protokolle der Schulämter, die der Verfasser uns entwirft, machen die Idee, wie der Verfasser die Art und Weise des Wirkens dieser Aufsichtsbehörde sich denkt, recht anschaulich. Man sieht, der

Verfasser geht von recht gesunden, praktischen Grundsätzen aus, Gemeinde, Kirche und Staat kommen gleichmäßig zu ihrem Recht. So können wir das schön geschriebene Büchlein, das noch recht viel des Guten enthält, nicht warm genug empfehlen.

Die Schrift Hugo Weber's (Nr. 3): „Die Pflege nationaler Bildung", führt die Aufgabe glücklich durch, zu zeigen, daß wahre nationale Bildung nur durch gewissenhafte Pflege der Muttersprache gewonnen werden kann, und wie unsere Muttersprache für dieses Ziel zu verwerthen und behandeln sei.

In der Definition des Begriffs der nationalen Bildung zeigt sich der Verfasser als echter Jünger Diesterweg's, dessen Aphorismen über dieselbe uns Richard Lange im ersten Heft der „Rheinischen Blätter" vom Jahre 1872 mittheilt. Universalität, aber nicht Kosmopolitismus, Individualität, aber nicht Pfahlbürgerthum: das sind die Gesetze für eine nationale Erziehung. Der Verfasser gibt zwei Momente an, die bei der nationalen Bildung ins Auge zu fassen sind:

1) (strebt sie an) die allgemeine Menschenbildung mit besonderer Berücksichtigung des Volksnaturells und der nationalen Culturelemente, um den Nationalcharakter immer mehr zu veredeln und ihn so auszubilden, daß er an allgemein-menschlichen Tugenden immer reicher und stärker werde; 2) die Erweckung, Belebung und Befestigung des Gefühls der Volkseinheit, der Zusammengehörigkeit aller Stämme eines Volks unter sich, des Bewußtseins gemeinsamen Strebens, Denkens, Handelns und Empfindens, um durch Einheit und Einigkeit die nationalen Güter, Freiheit und Wohlstand, zu erhöhen und sicherzustellen.

Die wahre deutsch-nationale Bildung wird aber die deutsche Volksschule nur dann erzielen können,

wenn man sie eine freie, auf sich selbst gestellte Institution mit eigener Verwaltung werden läßt, sie ausreichend dotirt, durch Fortbildungsschule und Kindergarten erweitert, und zu ihrer Leitung einen tüchtig durchgebildeten, strebsamen und unablässig an sich, an der Jugend und an dem Volke für Hebung der Bildung arbeitenden Lehrerstand heranzieht. Sind diese Bedingungen vorhanden, dann werden auch die oben gestellten Aufgaben nationaler Bildung und Erziehung befriedigend gelöst werden; dann können wir auch sicher sein, daß unsere nationalen Gesinnungen nicht in Nationaldünkel und Nationalbornirtheit ausarten, daß die glückliche Harmonie zwischen Einheit und Vielheit, zwischen Individualismus, Nationalismus und Universalismus, zwischen Humanität und Nationalität, zwischen der Centripetal- und Centrifugalkraft im deutschen Volke nicht gestört wird und weder der glücklich überwundene einseitige Particularismus noch eine nationale Uniformität und ein nationaler Mechanismus zur Herrschaft gelange.

Von diesen Voraussetzungen geht nun der Verfasser auf die Muttersprache über, die „nicht nur Kennzeichen und Ausdruck der Nationalität, sondern selbst eine Mutter ist, die zur nationalen Denk- und Empfindungsweise erzieht". Classische Autoren werden citirt und deren begeistertes Urtheil über Werth und Bedeutung unserer Muttersprache für die Nationalität mitgetheilt. Mit staunenswerther Sachkenntniß und fast peinlicher Gründlichkeit gibt dann der Verfasser die Darlegung seines Systems, wie die Muttersprache im Unterricht zu behandeln sei. Wenn es eine Partie in dem Buche gäbe, die der andern an Gedankenreichthum voranzustellen wäre, so würden wir ganz besonders die Punkte 4 und 5, „Das Lesebuch nach Zweck und Inhalt" und „Zur Einführung in das Verständniß der Muttersprache", nennen. Das Lesebuch sollte von mehrern Männern zusammengestellt werden, Stoff wäre von allen Seiten herbeizutragen, auch die Journalliteratur wäre nach schönen Schilderungen von Land und Leuten zu durchforschen. Das Lesebuch müßte sich zu einer „Nationalbibel" gestalten, die der Jugend werth und theuer wird; daß aber auch dem ärmsten Kinde ein solch nationales Lesebuch, das allerdings wol theurer als die bisher üblichen sich stellen würde, in die Hand gegeben werden könnte, das wäre durch Nationalvereine, die sich zu diesem Zwecke bildeten, leicht zu ermöglichen.

Wie der Verfasser sich die Einführung in das Verständniß der Muttersprache denkt, ist mit wenigen Worten nicht wiederzugeben. Wie würden da die Augen der Kleinen blitzen und leuchten, wie würde die Lesestunde zur ersehntesten des ganzen Tags werden, wenn eben so unterrichtet würde, wie der Verfasser zu unterrichten empfiehlt. Klar machen über die Wortbedeutung, über die Wortverwandtschaft, die sprichwörtlichen Redensarten, die Stimmreimpaare, wie Hülle und Fülle, auf ihre Entstehung zurückführen, das Culturhistorische an manchen Wörtern, wie höfisch auffinden: wie würde das alles die Stunde beleben, wie würde sich dem Kinde ein Schatz eröffnen in der deutschen Sprache, wie würde es staunen, wenn man ihm sagte, daß auch seine Mundart manches Werthvolle enthalte! Liebe zur Sprache und Wissensdrang würden durch eine richtige Behandlung der Lesestücke im Kinde gepflegt werden. Man muß aber selbst lesen, wie der Verfasser eine Lesestunde für die Bereicherung des Sprach- und Gedankenschatzes einrichten würde, wenn man sich einerseits einen hohen und anregenden Geistesgenuß schaffen will, und um andererseits zu der Ueberzeugung zu kommen, daß der mächtigste Factor für eine deutsch-nationale Erziehung ein gediegener Unterricht in deutscher Sprache und Literatur ist. Mittelhochdeutsch muß aber vom Lehrer gekannt sein, will er den Unterricht im Deutschen wahrhaft nutzbar machen. Das bewußte Erkennen der deutschen Sprache wird alsdann auch zu einem correcten Ausdruck in Schrift und im Sprechen, was immer und immer geübt werden muß, führen. Wir bedauern, aus diesem trefflichen Buche, das vollständig den ersten Preis verdient, mit dem es von der Diesterweg-Stiftung in Berlin gekrönt worden ist, aus Rücksicht auf den uns angewiesenen Raum nur so wenig anführen zu können, hoffen aber, daß diese Zeilen mit dazu beitragen werden, demselben den Weg in alle Lehrerbibliotheken zu bahnen.

Insofern obengenannte Bücher eine nationale Erziehung anstreben, schließt sich diesen ein manche treffliche Winke enthaltendes Büchlein an, das sich jedoch nur mit der Mädchenerziehung beschäftigt:

4. Die Erziehung der weiblichen Jugend im deutsch-nationalen Sinne, mit besonderer Berücksichtigung der höhern Töchterschule. Mit einem Anhange: Ueber die weibliche Berufsschule. Von J. W. Otto Richter. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, Siegismund und Volkening. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß man bei der Einrichtung höherer Schulen den Fehler be-

gangen habe und noch begehe, zu wenig die Veredlung des Gemüths zu sehr blos die Bildung des Verstandes ins Auge zu fassen; daß man die gesellschaftliche Seite der Bildung in den Vordergrund gestellt, den Familienberuf aber minder berücksichtigt habe. Und doch ist die Bestimmung des Weibes in erster Linie der enge Kreis der Familie, der dann erst in zweiter Linie in den Kreis der Gesellschaft führt. „Aus der Familie heraus soll das Weib dann weiter auch in den größern Kreis der Gesellschaft hinüber wandelnd und beglückend wirken; aber diese Bestimmung ist eine ferner liegende, eine minder wichtige als die zuerst genannte." Der Familienberuf des Weibes fordert aber die Erziehung auf, eine doppelte Richtung einzuschlagen: die ideale, welche die Gemüthsseiten zur Entfaltung bringt, und die praktische, die das Mädchen eine praktische umsichtige Hausfrau zu werden befähigt. Die ideale Seite wird gefördert durch den religiösen, deutschen, geschichtlichen und Gesangunterricht, die praktische Seite durch den Unterricht im Rechnen, Schreiben, Zeichnen, weiblichen Handarbeiten und den modernen Sprachen, von denen aber nur eine obligatorisch sein soll. Die Naturkunde fördert sowol die Entwickelung der idealen als auch der praktischen Seite und bildet daher einen willkommenen Uebergang. Für diejenigen Mädchen, welche nicht so glücklich sind, von den Aeltern ihrer Bestimmung als Hausfrau ohne ihre eigene Selbsthülfe zugeführt zu werden, die auf ihre eigene Kraft für ihre Selbsterhaltung angewiesen sind, seine weibliche Berufsschulen zu gründen, die in Seminar, Fachklasse für Krankenpflege und in Gewerbeschule zerfallen. Eine solche Erziehung und Bildung würde uns patriotische Mädchen und Frauen wieder heranbilden, die mit Ernst und Liebe ihre Aufgabe erfassen und von selbst Front machen werden gegen Eitelkeit und Flitterwesen, woran ein großer Theil unserer Mädchen und Frauen krankt. So sehr wir aber auch dem Verfasser beipflichten, daß die modernen Sprachen nicht zur Hauptsache gemacht werden sollen, können wir es doch nicht billigen, daß beim Unterricht im Französischen immer auf die deutsche Sprache und Literatur hingewiesen werde, wie diese jene überrage; wir glauben nämlich nicht, daß auf diese Weise „Begeisterung für das Vaterland" erzeugt werde, sondern vielmehr ein aburtheilendes Raisonniren, das dann zu einem geistlosen Nachplappern wird. Man setze nicht das Ziel des französischen Unterrichts in das „Parliren", dann hat man einem etwa schädlichen Einfluß, den das Französische üben könnte, den Zugang gesperrt. Wir begeistern für das Vaterland, wenn wir die deutsche Sprache durch den Nachdruck, den wir auf dieselbe in unsern Schulen legen, in den Augen der Schüler heben, nicht aber dadurch, daß wir eine fremde Sprache zu erniedrigen suchen.

Einen noch mehr radicalen Standpunkt nehmen ein:

5. Pädagogische Zeitstimmen. Von W. O. Runge. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Die freie menschliche Schule. Ein Versuch von Uhlich in Magdeburg. Gera, Strebel. 1870. Gr. 16. 5 Ngr.

Das erste Buch behandelt folgende fünf Themata: 1) „Die deutsche Volks- und Bürgerschule"; 2) „Die confessionslose Schule"; 3) „Das Schulgeld"; 4) „Die Lehrersynoden"; 5) „Verhältniß der Schule zu Staat, Kirche und Gemeinde". Zuerst wird die Beseitigung der Standesschulen verlangt, dagegen habe die Commune für gehobene Bürgerschulen zu sorgen, die von allen Kindern zu besuchen seien. Die Lateinschule müsse für die, welche sich dem Studium widmen, bestehen bleiben. Wo die Verhältnisse, wie auf dem Dorfe, eine Elementarschule verlangen, müsse diese durch eine Fortbildungsschule ihren Abschluß finden. Besonders verdient noch Nr. 3 hervorgehoben zu werden, in welchem der Verfasser recht geschickt alle die Gründe, die man gegen den Wegfall des Schulgeldes vorbringt, zu widerlegen weiß. Der Staat ist interessirt an der Bildung seiner Bürger, und darum muß er die Erlangung derselben im weitesten Maßstabe allen Staatsangehörigen möglich machen, dagegen ist er alsdann auch zu einem unumschränkten Schulzwang berechtigt. Daß der Verfasser vollständige Loslösung der Schule von der Kirche verlangt, brauchen wir wol nicht erst besonders hervorzuheben. So sehr er aber sonst seine Ansichten scharf und durchsichtig zu geben versteht, so dunkel ist er uns in Nr. 2. Wir können uns keinen confessionslosen Religionsunterricht denken, der für Juden und Christen gleichmäßig ertheilt werden soll, wenn die Schule ihren „christlichen Charakter" dennoch beibehalten soll.

Entschiedenheit wird auch dem Gegner Achtung einflößen, und darum wird auch eine confessionslose Schule, wie sie Uhlich in seinem Büchelchen „Die freie menschliche Schule" (Nr. 6) vorschlägt, eher den Beifall der Sachverständigen aller Parteien finden, als die im vorhergenannten Buche besprochene. Eine confessionslose Schule mit „christlichem Charakter" ist ein Unding. Jeder, der auf positiv-religiösem, oder besser gesagt, confessionellem Standpunkt steht, führt Uhlich aus, wird den Religionsunterricht in der Volksschule, d. h. den Unterricht in der Religion, wie sie in der Kirchengemeinde zum Ausdruck kommt, für nothwendig halten; auch die Mitglieder des Protestantenvereins können ihn nicht entbehren, da sie auf der Bibel als einer Autorität fußen. Nur den Männern seiner Richtung, denen Religion nicht Unterwerfung unter ein übernatürliches Wesen bedeutet, ist „Naturwissenschaft, Geschichte, Menschenkunde, vom Lehrer klaren Geistes und warmen Herzens gegeben", Religionsunterricht. „Führt die Kinder in die Wirklichkeit, öffnet ihnen Augen und Herz für das Große und Schöne und Ewige in der Natur und Menschenwelt, so braucht ihr keine besondere Lehrstunde mehr für Religion; der ganze Schulunterricht ist dann Religionsunterricht." Man mag mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, man muß aber Respect bekommen vor seiner Consequenz; denn allerdings ist es besser, gar keinen Religionsunterricht zu ertheilen, als einen confessionslosen, der sich dennoch an eine bestimmte Confession anlehnen soll.

A. Sulzbach.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungslektüre.

(Beschluß aus Nr. 42.)

4. Naturstudien, gebildeten und sinnigen Lesern gewidmet von Gottlieb Sylvester. Mit 17 Holzschnitten. Gütersloh, Bertelsmann. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Dies Buch wird sich ganz sicher einen großen Freundeskreis verschaffen, da der Verfasser mit Geschmack und Takt gerade das von der Naturkunde ausgewählt und besprochen hat, wofür sich denkende Gebildete am lebhaftesten interessiren. Von Klassificationen, Theorien, Systemen ist wenig oder gar nicht die Rede; überhaupt ist der steife Zopf der naturwissenschaftlichen Schulmeisterei abgeschnitten, mit dem man besonders die Jugend quält und von einer Gemüth und Seele anregenden Naturbetrachtung fern hält. Der Verfasser will nur Naturgemälde geben, hütet sich dabei aber sehr, in den süßen weichlichen Ton poetischer Phantasiebilder und Naturmärchen zu verfallen, denen die Hauptsache, nämlich Wahrheit und Tiefe, fehlt. Er steht mit seinen Grundsätzen auf dem verständigen Boden von Masius, Herder, Lessing, Goethe. Dennoch beklagen wir es um der übrigen vortrefflichen Eigenschaften des Buchs willen sehr, daß es sich auch von einer Seite zeigt, welche dem eigentlichen Naturforscher von Fach ein Dorn im Auge ist. Während nämlich in dem ersten, größern Theile des Werks keine Spur von theologischer Färbung vorkommt, tritt auf einmal der zweite Theil in den frommen Dienst der Kirche. Wir wollen durchaus nicht leugnen, daß der liebenswürdige Verfasser auch hier geistreich, klar und gewinnend für alle empfindsamen Herzen bleibt, aber sein Charakter als specifischer Naturforscher geht verloren. Der religiöse, theologische Standpunkt hat auch seine hochwichtige volle Berechtigung, aber er verträgt sich nicht mit dem des Naturforschers, wenigstens nicht solange derselbe wirklich Naturforscher ist. Nun wollen wir damit gar nicht in Abrede stellen, daß ein Mann, der im Dienste der Erforschung der Naturgesetze und Natureigenschaften steht, auch fromm, religiös und gottesfürchtig sein kann, ja unter Umständen sein muß, nur ist er in dieser Seelenstimmung kein Naturforscher mehr.

Der erste Theil bringt eine Fülle von lieblichen Naturbildern, welche ganz den Geist athmen, wie ihn Masius in seinen Naturskizzen so meisterhaft bewährt, und die daneben eine gründliche naturwissenschaftliche Basis haben. Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser einmal auf das Naturbild, welches den Titel „Wassertümpel" führt:

Auf dem Grunde bemerkt man träge, fast unbewegliche, größere Gehäuseschnecken, fast von der Form und Größe der bekannten Weinbergschnecken. Ihr Haus ist in der Regel über und über mit häßlichem Schleich bewachsen; dies ist grüner Wasserfaden (Conferve), die schimmelartige Alge unserer Süßwasser. Die Oeffnung des Gehäuses ist stets mit einem platten, achatartig von concentrischen Kreisen durchzogenen Deckel verschlossen, und nur wenn das Thier Nahrung suchen und sich von der Stelle bewegen will, lüftet es denselben, schiebt seine Bauchsohle und Fühler hervor und zeigt einen merkwürdigen, seltsam schwarz punktirten, chocoladenfarbigen Körper. Dieses Thier ist die lebendig-gebärende Sumpfschnecke. Von ihr bemerkte ich in dem künstlichen Tümpel meines Aquariums die wechselseitige Begattung zweier gleichgroßen Exemplare — alle unsere Schnecken sind Zwitter oder sogenannte Hermaphrodite, die sich, obgleich männlich und weiblich zugleich, doch gegenseitig befruchten —, wobei sie reichlich große graue, wurmförmige Flocken ihres Zeugungssaftes (Spermas) von sich gaben, der bald den Fischen und Molchen zur Beute wurde. Später bemerkte ich einzelne kleine kaum erbsendicke Junge in ihrer eigenthümlichen Form, aber noch mit durchsichtigen, ganz dünnschaligen Gehäusen, aus denen sich dennoch unter allmählichem Fortwachsen immer länger und weiter gewundene Häuser bis zur Größe eines Apfels, ganz dem innern Wachsthum des eigentlichen Thiers entsprechend, im Laufe einiger Jahre hervorbilden; denn man trifft dieselben Thiere in den Tüpfeln von Erbsen, Haselnuß, Kirschen, Taubenei bis zur Dicke eines Borsdorfers —, alle matt erdbraun, mit dunklern Längsbinden. Diese Thiere sieht man nie Pflanzen benagen, wol aber mit Sohle und Maul vor der Deckplatte sich langsam im Schlamm oder Schleich der Steine fortschieben, worin sie ohne Zweifel ihre Nahrung finden.

Der zweite Theil hat einen ganz andern Charakter. Wenn jener die Ueberschrift „Naturbilder und Naturbetrachtungen" trägt, so führt dieser den Titel „Gott in der Natur", und bringt Betrachtungen über Naturleben, Seele, Geist und Glauben. Der Verfasser leitet die Reihe seiner Aufsätze mit einer kritischen Besprechung der Darwin'schen Lehre ein, welche er genau kennt und einsichtsvoll zur Darstellung zu bringen weiß. Er sieht in derselben sehr richtig nur eine Hypothese, wie sie von Lamarck und Geoffroy schon vor Darwin aufgestellt worden sei. Dann kommt aber der Fingerzeig auf den Schöpfer:

Als höchster Widerspruch Darwin's wie überhaupt jeder naturalistischen Theorie ist zu bezeichnen, daß hier das Vernunftlose, der Zufall, als der letzte Grund des vernunftvollen Weltzusammenhangs angesehen wird. Dieser Widerspruch dringt uns als Nothwendigkeit die Wahrheit des allgemeinen Gedankens eines Gottes und einer Präformation auf, und die Erfahrungswissenschaften bestätigen den Begriff der innern Zweckmäßigkeit. In der ganzen Pflanzen- und Thierwelt zeigt sich eine solche teleologische Wechselbeziehung, welche auf Vorausbestimmung deutet. Im ganzen Weltplan ist ein System urbildlicher, bestimmter, in allem Wechsel der Erscheinung beharrlicher Gestaltungsformen der Schöpfung zu erkennen, das eine zufällige Weiterbildung einmal vorhandener Wesen ausschließt. . . . . Die Präformation muß sich auf jeden Einzelmenschen erstrecken. Auch das Religionsgefühl ist auf die Persönlichkeit zurückzuführen. . . . . Und so dürfte denn das Gebiet des Glaubens bei dieser tröstlichen Auffassung des Naturlebens bestehen, und das Herzensleben der Menschheit durch fernere Resultate der Naturwissenschaft unverwüstet bleiben. Vertrüge sich doch selbst ein solcher Darwinismus, welcher Gott als Urschöpfer, als die Ursache der ersten organischen Urformen annähme, immerhin mit der religiösen Lehre, da er dann ja nur einen besondern und andern Weg des göttlichen Erschaffens und Regierens annähme, als ihn die Tradition und das bisherige Menschenbewußtsein bisjetzt sich vorzustellen pflegt. . . . . Nur der Glaube an eine gerechte und heilige Vorsehung kann den Menschen aufrecht erhalten. Wenn Religion nicht wäre, die dem aufstrebenden, rechtschaffenen Erdenbürger einen Himmel verheißt, würde es sich der Mühe lohnen, auch nur einen

Augenblick zu leben, müßte nicht jeder eilen, das Jammerthal von sich zu werfen?

Diese Ansichten sind gewiß aus aufrichtiger innerer Ueberzeugung entsprungen, sie zeugen von einem religiös empfindenden Gemüth, nur passen sie nicht für den Naturforscher, wenn er Naturstudien treibt.

5. Ansichten eines Freundes der Bibel und Naturbetrachtung. Abhandlungen und Aufsätze von G. C. Bartels. In Druck gegeben von P. St. Barmen, Klein. 1871. Gr. 8. 27 Ngr.

Hier muß unsere Kritik den Standpunkt ändern, wenn wir dem Werke nicht Unrecht thun wollen. Der Naturforscher läßt seine Wissenschaft zu Hause und geht mit frommen Empfindungen in die Kirche, um sich religiös zu erwärmen, zu erbauen. Das ist aber nichts so Absonderliches, denn damit stimmt er ganz überein mit dem Arzt und Richter, mit dem Astronomen und Mathematiker, mit dem Kaufmann und Fabrikanten und mit den Männern und Frauen aller weltlichen Geschäfte und Berufsarten, alle fühlen das Bedürfniß zu religiöser Erbauung und lassen ihre eigentliche Fachthätigkeit einmal in den Hintergrund treten. Auch ist es gar nicht befremdlich, daß dabei der Seelsorger sein Augenmerk auf naturkundliche Beschauungen lenkt. Nur bleibt es nicht blos wünschenswerth, sondern es wird zu einer unumgänglich nothwendigen Grundbedingung, daß der Geistliche seinen Standpunkt der christlichen Duldsamkeit und Friedfertigkeit innebehält und nicht hadert über Menschenwerk und menschliche Forschungen, wenn sie zu Resultaten geführt haben, welche mit der Bibel schwer oder gar nicht in Einklang zu bringen sind. Das eigentliche Werk verstößt fast gar nicht gegen diese Hauptbedingung und kann daher mit gutem Gewissen empfohlen werden. Dagegen ist es sehr zu beklagen, wenn der Herr Pfarrer P. St. nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß er Lust zum Streite habe mit allen, welche der Orthodoxie nicht unbedingten Glauben schenken wollen. Das Werk ist damit vollständig charakterisirt, daß es Studien enthält, welche ein Landpfarrer, der die Bibel und die Natur aufrichtig liebt, in frommer Gemüthsstimmung angestellt und zur theologischen Reife gebracht hat.

6. Studien und Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Von M. Bach. Dritter Band. Soest, Nasse. 1871. Gr. 8. 24 Ngr.

Die beifällige Aufnahme, welche die vorhergehenden beiden Bände dieser Naturstudien erfahren haben, hat nun auch den dritten ins Leben gerufen, von dem sich mit Bestimmtheit erwarten läßt, daß er mit derselben Freundlichkeit begrüßt werden wird. In den elf Hauptabschnitten bespricht der erste „Das Aquarium", der zweite „Die giftigen und gefährlichen Schlangen", der dritte „Die einsam lebenden Bienen", der vierte „Die einsam lebenden Wespen", der fünfte „Die Weinmotte", der sechste „Die Maden in der Kirsche", der siebente „Die Fische", der achte den „Rheinlachs oder Salm", der neunte den „Thee", der zehnte den „Taback", der elfte den „Unglauben in der Naturwissenschaft". Wir wählen zunächst den sechsten Abschnitt zu näherer Beachtung, da wir hierin Belehrung über ein Geschöpf erhalten, welches uns die Eßlust der süßesten, wohlschmeckendsten Früchte verleidet, wenn wir besorgen müssen, daß es in ihnen haust und seine erste Lebensentwickelung durchmacht. Wir erfahren, daß der italienische Naturforscher Franz Redi der erste war, welcher dieses Thier 1683 entdeckte und dessen Wesen, Leben und Dasein nach sorgfältig angestellten Beobachtungen beschrieben hat. Es kommt von einem Ei, welches die Kirschfliege in die noch unreife Kirsche legt:

Sie hat es indeß so vortrefflich untergebracht, daß das Auge eines Ungeübten die Stelle, wo das Ei liegt, nur schwer aufzufinden vermag. Das frischgelegte Ei ist länglich, weiß und liegt mit der Spitze nach dem Mittelpunkte der Kirsche zu, im sogenannten Fleische. Nach einigen Tagen geht das Ei auf. Eine kleine Larve oder Made geht daraus hervor. Dieselbe frißt sich von ihrer Geburtsstätte schief nach innen, dem Steine zu, ein und erzeugt dadurch eine weiche Stelle, welche als Zeichen dienen kann, daß die Kirsche von einer Larve bewohnt wird. Mit dem Reifen der Kirsche bildet sich auch die Larve mehr und mehr aus. Ist sie vollständig entwickelt, so verläßt sie ihren Geburtsort an der Stelle, wo das Loch für das Ei eingebohrt war. Fällt aber die überreife Kirsche schon früher ab, so kriecht die Larve zur Stielöffnung hervor. Wenn die Larve beim Auskriechen aus der noch am Baume hangenden Kirsche die Oberfläche derselben erreicht hat, so bewegt sie den Kopf nach allen Seiten, kriecht dann nach der Spitze der Kirsche, sieht sich hier nochmals nach allen Seiten um, wobei sie den größten Theil des Körpers mit emporhebt und läßt sich dann zu Boden fallen. Hier angekommen, kriecht sie etwa einen Zoll tief in die Erde und verpuppt sich daselbst. Den Winter über ruht sie hier bis zum nächsten Frühjahr, wenn die Kirschen wieder anfangen sich zu röthen. Zu dieser Zeit verläßt die Fliege ihre Puppenhülle und fliegt dann umher.

Jetzt werden Fliege und Larve näher beschrieben. Dann kommt der Verfasser aber auch auf den wichtigsten Punkt der Vertilgung dieses den Kirschenplantagen so schädlichen Geschöpfs zu sprechen. Er schlägt vor, daß man den Boden unter den bedrohten Bäumen vor dem Ausschlüpfen der Fliege tief umgraben lassen solle, sodaß die obere Erdschicht, in der sich die Maden befinden, umgekehrt und tief nach unten gebracht wird. Dadurch wird das Thier am Leben und Eierlegen behindert. Auch hat man ein Uebergießen des Bodens mit einem Absud von Walnußblättern im Frühjahr als gutes Vertilgungsmittel empfohlen, auch Chlorkalklösung oder verdünnte Salzsäure, Salpetersäure, Schwefelsäure.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit jetzt gleich auf den letzten Abschnitt, welcher den Titel „Der Unglaube in der Naturwissenschaft" führt, er enthält einen 1868 gehaltenen Vortrag des Verfassers. Dieser Unglaube bezieht sich auf die Darwin'sche Hypothese und auf die Behauptung, daß alles Denken, jede Gehirnthätigkeit von dem Phosphor und den übrigen Bestandtheilen herrühre, welche die Chemiker in dem analysirten Gehirn gefunden haben. Es wird hier zunächst mitgetheilt, wie Liebig seinen Unglauben gegen diese Ansicht begründet. Dann führt der Verfasser auch noch die Gründe eines andern Naturforschers an:

Wenn der Mensch nichts weiter als Materie wäre, und wenn das, was wir Seele nennen, nur das Gehirn in seiner Thätigkeit wäre, so wäre das Selbstbewußtsein des Menschen ja im Grunde nur das Bewußtsein der Materie von sich selbst, und die Materie könnte dann doch ihrer selbst nicht anders bewußt sein als sie wirklich ist. Wie wäre es da möglich, daß

das menschliche Denken angeblich eine Thätigkeit oder Wirkung des Gehirns, im Bewußtsein als getrennt von diesem, seiner Ursache, erscheinen könnte? Es müßte ja hier die Wirkung sich über die Ursache erheben, rücksichtlich in der Wirkung eine Thätigkeit entfalten, zu welcher in der Ursache selbst keine Anlage vorhanden wäre. Wie wäre es da möglich, daß der Mensch im Denken über die Materie zum Uebersinnlichen und Unkörperlichen (Immateriellen) sich erheben und seine Seele als ein einfaches Wesen sich vorstellen könnte? Wäre die Erhebung des Menschen zum Uebersinnlichen, wie der Materialist behauptet, nur Unglaube und Täuschung, so wäre der Mensch die häßlichste Misgeburt, welche die Materie aus ihrem Schose hervorgebracht hätte.

Man muß gestehen, daß beide Parteien unrecht haben und das nicht in der Sache selbst, sondern weil sie sich in ein Gebiet verloren haben, welches weit über die Grenze ihres wahren Berufs hinausliegt, weil alle hier gemachten Schlußfolgerungen haltlose Phantasien sind, oder richtiger Hypothesen, welche aufzustellen gar kein dringender Grund vorlag. Der aufrichtige gewissenhafte Naturforscher geht nie weiter, als seine Wissenschaft ihn führt und gesteht offen, daß er darüber hinaus noch ganz in Unwissenheit ist. Daß man für die unbekannte Ursache einer bekannten Wirkung den Namen Kraft, Lebenskraft setzt, ist nichts weiter als Nothbehelf, und es ist nicht recht, wenn man die Miene annimmt, als habe man mit dieser bloßen Benennung schon Riesenschritte in das Innere der Natur gethan.

Schließlich soll nur noch bemerkt werden, daß das Werk ganz vortreffliche Mittheilungen über Thee, Kaffee, Tabac u. s. w. bringt, von denen man wünschen kann, daß sie allgemein gelesen und beherzigt würden.

7. Bilder aus der Pflanzenwelt. Bearbeitet von G. Wirth. Erstes Bändchen. Ausländische Culturpflanzen, deren Erzeugnisse Gegenstände unsers alltäglichen Gebrauchs und wichtige Handelsartikel sind. Mit Abbildungen. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Das ist ein sehr empfehlenswerther guter Anfang zu einer gewiß bald fortgesetzten größern Reihe von botanischen Hülfsbüchern für Selbstbelehrung und Schulunterricht. Das Buch athmet ganz den praktischen pädagogischen Geist der Naturbilder von Vogel, Grube u. a., welche früher zur Belebung und Unterstützung des geographischen und naturgeschichtlichen Unterrichts herausgegeben und zugleich von allen Gebildeten als ein vortreffliches Mittel zur belehrenden Unterhaltungslektüre mit Beifall begrüßt worden sind. Dieses Bändchen bringt sechzehn in sich abgeschlossene ausführliche Monographien über ausländische Gewächse, deren Früchte und Verarbeitungen zum alltäglichen Hausgebrauch gehören und daher wichtige Gegenstände des Welthandels bilden. Der Inhalt betrifft: 1) den Kaffeebaum, 2) den Theestrauch, 3) den Cacaobaum, 4) das Zuckerrohr, 5) die Gewürzpflanzen, Gewürznelkenbaum, Muskatnußbaum, Zimmtbaum, Pfeffer und Vanillepflanze, 6) den Chinabaum, 7) den Reis, 8) die Baumwolle, 9) Kautschuk und Guttapercha, 10) den Oelbaum, 11) die Indigopflanze, 12) den Mahagonibaum. Jedem dieser Artikel ist eine sauber und klar ausgeführte Illustration beigegeben. Das Werk gibt nicht blos die rein botanischen Charakterzüge der betreffenden Pflanzen, sondern auch eine eingehende Geschichte ihres Handels, ihrer Cultur und ihrer staatlichen und politischen Bedeutung, in welche zugleich manche interessante Notizen eingeflochten sind. Z. B. bei der Monographie des Zimmtbaums sagt der Verfasser:

Bekannt ist die Erzählung von dem Aufenthalte des Kaisers Karl V. bei dem in den Grafenstand erhobenen reichen Handelsherrn Fugger in Augsburg. Der Kaiser hatte sich von diesem eine bedeutende Summe gegen Schuldschein geliehen. Als er im Frühling 1530 von Italien zurückkehrte, stattete er seinem Gläubiger einen Besuch ab und entschuldigte sich, daß er die geliehene Summe noch nicht habe zurückzahlen können. Die Hände reibend — denn es war ein kühler Tag — bemerkte der Kaiser im Verlaufe des Gesprächs, man merke doch recht deutlich den Unterschied zwischen dem italienischen und deutschen Klima. Der reiche Graf und Handelsherr brachte sogleich einige Bündel der kostbaren Zimmtrinde herbei, legte sie in den Kamin, des Kaisers Schuldverschreibung darauf und zündete das herrliche Brennmaterial an. Ja wohl war es ein kostbares Feuer, denn ein Loth Zimmt kostete damals in Deutschland einen Dukaten.

8. Die Kenntniß der wichtigsten kleinen Feinde der Landwirthschaft. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Für das praktische Bedürfniß bearbeitet von H. Nördlinger. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 12 Ngr.

Das Werk wird sich als Hülfsmittel für praktische Forst- und Landwirthe vortrefflich bewähren. Es besitzt gerade für diesen Zweck ein sehr eingehendes alphabetisches Inhaltsverzeichniß, naturgetreue ausgezeichnete Abbildungen und eine leichtfaßliche naturhistorische Beschreibung. Der Inhalt zerfällt nach der Einleitung noch in drei Hauptkapitel: „A. Schmarotzer, welche Menschen und nutzbaren Thieren zur Last fallen", „B. Schmarotzer in Wohnungen und Vorräthen aller Art", „C. Schmarotzer an Culturgewächsen." Wir wählen zur Mittheilung aus dem Buche eine Stelle aus dem letzten Abschnitte, die von schädlichen Getreidefliegen und Getreidemücken handelt:

Der Getreideschänder, die rothe Kornmade (Tipula cerealis Sout.), ebenfalls ein überaus zartes und höchstens vierundzwanzig Stunden lebendes Thierchen. Das Weibchen ist mit Legeröhre nur 2 Millimeter lang, schwarzäugig, in der Hauptsache schwarz, mit drei schmalen rothen Längsstreifen über den Brustrücken und feuerrothen, am Bauche auf jedem Ringe mit zwei schwarzen Flecken gezeichneten Hinterleib. Die Made des Kerfs ist roth, bis 2,5 Millimeter lang, abgeplattet rund, von durchscheinendem starkrothen Darmkanal und an der Seite mit warzenförmig hervorragendem Zäpfchen. Sie findet sich gewöhnlich gesellig zu vier bis zehn an einem Halm. Im Juli und August wird sie spindelförmig und fleischfarben, und nach achtundvierzig Stunden erscheint daraus die kleine Mücke. Man vermuthet eine zweite Generation dieses in einzelnen Jahren an Spelz und Gerste außerordentlich schädlichen Kerfs.

Dann kommen Vorschriften zur Vertilgung dieser Feinde der Getreidearten. Man sieht, das Ganze enthält in seiner kurzgefaßten Charakterschilderung gerade das, was nöthig ist, zur richtigen Kenntniß der kleinen Feinde unserer Felder und Wälder und zu ihrer rationalen Verminderung und Vertilgung.

Heinrich Birnbaum.

Die deutschen Ostseeprovinzen.

Seit dem großen Jahre 1870 sind die Blicke Deutschlands mehr als jemals von seinen Schmerzenskindern an der rigaer Bucht abgewendet. Der eifrigste Patriot und Deutschthümler kann das nicht misbilligen. Wie der einzelne Mensch, so darf auch ein Volk niemals seine Kräfte an verschiedenen, zumal entgegengesetzten Aufgaben zersplittern, am wenigsten darf es das, wenn in einer Richtung seine Existenz auf dem Spiele steht. Unsere westlichen Nachbarn haben sich durch ihre furchtbaren Niederlagen in dem Kriege von 1870—71 nicht belehren lassen, sie vermögen nicht sich in ihre neue Rolle, in die Nebenrolle, die sie seitdem auf der Bühne Europas spielen sollen, zu finden; sie brüten Tag und Nacht Rache und sinnen unablässig auf Mittel, uns wieder von unserer Höhe womöglich in einen Abgrund zu stürzen und aufs neue die gebietende Macht des Welttheils zu werden. In solcher Lage wäre es tödliche Selbstverblendung, wollten wir einen treuen Verbündeten, als welchen sich Rußland seit 1866 bewiesen hat, immerwährend an einer empfindlichen Seite, welche ihm die baltische Frage stets gewesen ist, berühren. Es genügt nicht, daß Regierung und Diplomatie diese weise Vorsicht beobachten, auch die Presse muß sich ihr verständnißvoll anschließen. Und so geschieht es.

Noch höher zu achten ist es aber, daß die Balten sich in ihre augenblickliche Lage zu finden wissen und das Mutterland gänzlich mit ihren Klagen verschonen. Seit dem Jahre 1871 ist unsers Wissens von keinem Eingeborenen der baltischen Herzogthümer etwas geschrieben und veröffentlicht worden, was neue Beschwerden gegen Rußland vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung Deutschlands brächte.

1. Die livländischen Bekehrungen, wie sie Herr Samarin erzählt. Dem Russischen entnommen und erläutert von E. von Sternberg. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Die Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen Rußlands. Erfahrungen gesammelt während einiger Reisen vom Frühling 1870 bis in den Winter 1871—72 von L. von Wurstemberger. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Kaum eine Ausnahme von dieser Regel macht E. von Sternberg in dem obenangeführten Werke (Nr. 1), welches lediglich eine Uebersetzung der Erzählung des bekannten moskowitischen Nationalitätsfanatikers Juri Samarin von der „Bekehrung" livländischer Bauern in den Jahren 1841 und 1842 enthält, welcher mit wenig Geschmack vereinzelte, unzusammenhängende berichtigende Bemerkungen hinzugefügt sind. Das Buch beschäftigt sich mit einem der Geschichte angehörigen Ereigniß, nur daß Samarin durch seine gehässigen Seitenblicke auf die gegenwärtigen Zustände in den Ostseeprovinzen auch den Uebersetzer nöthigt, ebenfalls auf diese einige Rücksicht zu nehmen. Zu berichtigen gibt es freilich viel, denn einem echten Moskowiten wie Juri Samarin fehlt der Sinn für Wahrheit völlig, er kennt nur Zwecke, denen sich die Wahrheit anbequemen muß. Anders Hr. von Sternberg; auf jeder Seite seiner Berichtigungen liefert er Beweise seiner Unbefangenheit und Aufrichtigkeit. So äußert er sich zur Abwehr der Samarin'schen Erhebung russischer „Milde" gegenüber baltischer „Roheit" in der Behandlung der Leibeigenen:

> Man hat sich bisjetzt fast ausschließlich darauf beschränkt, die Schattenseiten der baltischen Zustände aus dem in den feudalen Lebensordnungen begründeten allzu ausschließlichen Uebergewicht eines Standes zu erklären, und wir wissen wohl, daß, wie die Menschen einmal sind, ein solches immer zu Misbräuchen und Uebergriffen führen wird. Wenn diese Misbräuche aber in Livland während des 18. Jahrhunderts unzweifelhaft gegen die vorhergehende schwedische Periode eine Steigerung erfahren haben, so erklärt sich das zum guten Theil aus der ungleich rohern Natur des Staatswesens, welchem diese Provinzen seit 1710 angehören. Während die schwedische Regierung sich, in ihrer ersten Periode wenigstens, unzweifelhafte Verdienste um die Herstellung und Entwickelung gesitteter Zustände auf dem Gebiete der Kirche, Schule und Agrarpolitik erworben hat, läßt sich das Verhalten ihrer russischen Rechtsnachfolgerin fast durchweg als ein rein negatives, ein indolentes laisser-aller bezeichnen. Namentlich blieb das Verhältniß zu den leibeigenen Bauern vollständig dem Belieben der durch den entsetzlichen nordischen Krieg arm und roh gewordenen Herren überlassen u. s. w.

Ausschließlich mit den gegenwärtigen Zuständen in den baltischen Herzogthümern beschäftigt sich das Werk „Die Gewissensfreiheit" (Nr. 2) des schweizerischen Obersten Ludwig von Wurstemberger. Seine Reise nach jenen nordischen Landstrichen im Jahre 1870 war nur durch Privatangelegenheiten veranlaßt, diejenige von 1871—72 ausschließlich durch die Unterredung der Deputation der Evangelischen Allianz mit dem russischen Reichskanzler, Fürsten Gortschakow, zu Villa Taubenheim und durch dessen Ausspruch, die Letten und Esten seien durch die Deutschen „im Zustande einer tiefen Erniedrigung gehalten worden", aus dem sie nur durch die Fürsorge Kaiser Alexander's II. gehoben würden. „Früher sei für Schulen und Unterricht wenig oder nichts geschehen; nun aber sehe der Kaiser darauf, daß sie zu gesitteten Menschen erzogen würden." Hr. von Wurstemberger war zwar schon damals ein zu genauer Kenner der Ostseeprovinzen, um nicht sogleich die Unwahrheit dieser Beschuldigung des dortigen Adels und die ungerechte Selbstverherrlichung der russischen Regierung zu durchschauen; aber theils um sich selbst vollständig durch die Prüfung der Thatsachen an Ort und Stelle zu überzeugen, theils um die westliche Culturwelt, namentlich die Mitglieder der Evangelischen Allianz, welche sich für die Herstellung vollständiger Gewissensfreiheit an der Düna so warm bei dem Kaiser und dem Reichskanzler verwendet hatten, gleichfalls zu überzeugen, unternahm er dennoch in Begleitung seines Landsmanns Hrn. Steiger eine neue Reise nach Kurland und Livland sowie nach Petersburg. In dem angezeigten Buche erstattet er über das viele Interessante, was er auf dem Wege gesehen und erlebt, eingehenden Bericht. Hr. von Wurstemberger hat Beruf zu solchen Untersuchungen an Ort und Stelle. Mit einem seltenen Sprachtalent ausgestattet, welches ihn befähigte, mit Russen und

Letten in deren eigener Muttersprache zu verhandeln, mit allen Zweigen des Völkerlebens, Verwaltung, Militärwesen, Schule, Kirche, Rechtsleben, Volkswirthschaft und mit den Eigenthümlichkeiten der Völker in allen diesen Beziehungen in fast ganz Europa genau vertraut, über alles mit einem reifen selbständigen Urtheil ausgerüstet, hatte er für die größten und kleinsten Vorkommnisse der Reise ein offenes Auge und wußte aus ihnen Schlüsse auf das Allgemeine zu ziehen. Wie mit dem Kinde in der Dorfschule und dem schlichten Bauer, unterhielt er sich auch mit den höchsten russischen Provinzialbeamten und in Petersburg mit Ministern und andern bedeutenden Staatsmännern, alles, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Das Urtheil eines solchen Mannes muß bei der betreffenden Angelegenheit schwer in das Gewicht fallen; er faßt es in die Worte zusammen, daß er „von allen den Beschuldigungen, welche von russischer Seite gegen die baltischen Deutschen als Nation oder Stamm", vorgebracht werden, „keine einzige als gerechtfertigt gefunden habe". Was die Volksschule insbesondere angehe, so stellt er fest, daß sie nicht neu eingerichtet sei, sondern schon zum Theil seit Jahrhunderten bestehe und wie überall mit der Reformation ihren Einzug in das Land gehalten, wenn sie auch in den letzten Jahrzehnten einen besondern Aufschwung genommen habe. Durch die Volksschule und die lutherische Kirche, beides auf dem Lande vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich durch die Volksfreundlichkeit und die Opfer des deutschen Adels hergestellt und meistentheils unterhalten, sei die Bildung der bäuerlichen Bevölkerung eine überraschend hohe:

> Was wir von den Letten Kurlands [die Letten Livlands stellt der Verfasser weiterhin diesen gleich] gesehen haben, deutete darauf hin, daß dieses Landvolk in durchaus keiner Beziehung an Bildung hinter irgendeiner Bevölkerung Deutschlands, die in derselben Berufsart lebt, zurücksteht, wovon ich nicht einmal Rheinpreußen, das ich vier Jahre lang bewohnt habe, und wo ich vielfach mit dem Landvolk zusammengekommen bin, ausnehme, obschon der überaus lebendige Rheinländer wol zu der gebildetsten unter den bäuerlichen Bevölkerungen Deutschlands gerechnet werden kann.

Von der russischen Regierung ist nach den Ermittelungen Wurstemberger's für Unterricht und Bildung des baltischen Landvolks nichts geschehen. Die russischen Schulen, welche dort für die „bekehrten" Eingeborenen hergestellt sind, haben meistens keinen Lehrer, zum Theil auch keine Schüler, sie dienen mehr der Verwahrlosung des Volks als seiner geistigen und sittlichen Erhebung, denn sie sind lediglich der Dressur der Kinder für Erlernung der russischen Sprache und für mechanische religiöse Uebungen der orthodoxen Kirche gewidmet. Nur in einem Punkte lobt der Verfasser die russische Regierung, er hat nirgends mehr Gewissenszwang zu Gunsten der rechtgläubigen Staatskirche gefunden. Und so lauten denn auch anderweitige Berichte von der Düna dahin, daß die russische Regierung seit länger als zwei Jahren keinerlei neue Angriffe auf die deutschen Culturinteressen der drei Herzogthümer unternimmt, daß sie sogar die ältern Russificirungsanordnungen mit Milde handhaben läßt. Die Balten sehen darin eine Folge des guten Verhältnisses zu Deutschland, dessen Empfindlichkeit man nicht reizen will, und schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß dieser deutsche Einfluß ihnen auch für die Dauer zu einer erträglichen Lage verhelfen werde.

3. Die russischen Ostseeprovinzen von Rudolf Kulemann. Stolberg a. H., Heinzelmann. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.
4. Zur Vorgeschichte Livlands von J. G. Kohl. Zweite unverstümmelte Auflage. Leipzig, Bidder. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Das Salz. Eine culturhistorische Studie von Victor Hehn. Berlin, Bornträger. 1873. 8. 12 Ngr.

Fast ganz der ältern Geschichte der russischen Ostseeprovinzen ist die Broschüre Rudolf Kulemann's (Nr. 3) gewidmet. Diese Erörterung, die lediglich die alten Vorwürfe gegen den baltischen Adel, als Nachkommen der mittelalterlichen Kreuzfahrer und Ordensritter, wegen Unterjochung der früher freien und auf eigenem Grundbesitz wohnenden Urbewohner wiederkäut und daneben noch neuere culturgeschichtliche Bilder aus der baltischen Vergangenheit planlos durcheinanderwürfelt, soll eine Antwort auf die Frage geben: „Werden unsere Stammgenossen in den russischen Ostseeprovinzen der Russificirung Widerstand leisten?" Schließlich finden wir doch keine Beantwortung der Frage, sondern nur ohne Zusammenhang mit dem Faden der Erörterungen den Rathschlag an den baltischen Adel, den Letten und Esten „Land" zu geben. Kulemann scheint nicht zu wissen, daß er mit seinem Rathe viel zu spät kommt, daß der baltische Adel schon längst und eifrigst dabei ist, diesen Rath zu befolgen.

Im Gegensatz zu der eben charakterisirten Flugschrif haben wir die Broschüre des alten berühmten Land- und Seefahrers J. G. Kohl „Zur Vorgeschichte Livlands" (Nr. 4) mit großer Befriedigung gelesen. Er war einer der ersten, welcher die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublikums auf das deutsche Leben in dem vergessenen Tochterlande an der Düna lenkte. Jetzt in seinem Alter versenkt sich sein rastloser Geist in die Vergangenheit dieser einst zum Deutschen Reich gehörigen Gebiete. Aus Urkunden in dem Archiv seiner Heimatstadt Bremen hat er ermittelt, daß die Landung bremischer Kaufleute an der Düna, welche bekanntlich der Eroberung und deutschen Besiedelung Altlivlands vorausging, nicht eine zufällige gewesen, sondern daß die Bremer schon im 10. Jahrhundert wie nach Westen und Süden, so auch nach Norden und Nordosten Schiffahrt und Handel trieben. Im 12. Jahrhundert waren sie besonders auch in Gothland ansässig, und Kohl zeigt, daß von dort aus die Ansiedelung an der untern Düna 1185 bewirkt wurde, und daß gothländische Steinmetzen und Maurer Riga zum Theil von gothländischen Bausteinen erbaut haben.

Wir erwähnen noch als gewissermaßen zur baltischen Literatur gehörig die culturhistorische Studie über „Das Salz" (Nr. 5), darum gewissermaßen, weil Victor Hehn, der seinen russischen Adelstitel nicht führt, ein Balte ist. In der höchst interessanten Schrift verfolgt der ungewöhnlich gelehrte Verfasser auf Grund der vergleichenden Sprachforschungen und der Culturgeschichte der Indogermanen und Semiten dieses einfachste und verbreitetste Gewürz von seiner ersten Anwendung durch alle Arten der unvollkommensten Gewinnung bis zu seiner hohen Bedeutung für die Gegenwart. Er weist nach, daß der Gebrauch des Salzes, die bergmännische und Abdampfungs-

gewinnung, sowie der Handel mit Salz im mittlern und nördlichen Europa von den Celten eingeführt worden ist, und daß wir ihnen die Zubereitung des Herings verdanken.

6. Aus der petersburger Gesellschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1873. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Dies Buch ist anscheinend von einem Deutsch-Russen geschrieben, welcher am petersburger Hofe gelebt hat und jetzt nach Lösung dieses Verhältnisses seine Muße dazu verwendet, seine dortigen Beobachtungen während mindestens drei Jahrzehnten dem deutschen Publikum mitzutheilen. Seine Schilderungen sind ebenso werthvoll für die Kenntniß der neuern russischen Sittengeschichte, als durch die geistvolle Form anziehend. Er liefert eine dankenswerthe Ergänzung der Darstellungen Julius Eckardt's aus dem russischen Leben der Neuzeit, welche mehr aus dem Bereiche des Volks und der Publicistik entnommen waren. In dem elften Abschnitte, „Journalisten und Schriftsteller", geht der Verfasser übrigens mit Glück auch auf das letztere Gebiet ein. Die übrigen zehn Aufsätze enthalten nur Charakteristiken von Hofleuten und Staatsmännern aus der Regierungszeit der beiden letzten Zaren; sie führen folgende Ueberschriften: 1) „Die Großfürstin Helene"; 2) „Graf Peter Schuwalow"; 3) „Die Gräfin Antoinette Bludow"; 4) „Die Grafen Adlerberg"; 5) „Die Brüder Miljutin"; 6) „Fürst Gortschakow"; 7) „Graf Portassow"; 8) „P. A. Walujew"; 9) „General Ignatjew"; 10) „Unsere Unterrichtsminister".

Mit besonderer, freilich wohlverdienter Vorliebe wird die Großfürstin Helene gezeichnet. In dem frühen Alter von achtzehn Jahren aus der schwäbischen Heimat, aus einem geistig geweckten Familienkreise nach der nordischen Hauptstadt verschlagen, vertrauerte sie an der Seite eines Gemahls, der nur Interesse für Militärparaden besaß, 25 Lebensjahre in steifem Hofceremoniell, während ihr nur selten und im geheimen literarische und edle Kunstunterhaltung zugänglich war. Erst im Witwenstande und noch mehr nach dem Tode des starren despotischen Schwagers Nikolaus war für sie der Bann gebrochen, unter dem sie seufzte:

> Ihr Haus wurde nun der Mittelpunkt aller nur irgend courfähigen interessanten Leute der Residenz; die Damen und Herren ihres Hofs (die geistreiche Editha von Rahden, das musikalische Fräulein Stubbe, der ritterliche Baron Rosen, Graf M. Wielechorski, der treffliche Cellist, von Nummers u. s. w.) ragten durch Bildung, Verstand und sittliche Achtbarkeit kopfhoch über der Gewöhnlichkeit hervor und verstanden es, alle irgend beachtenswerthen Persönlichkeiten im Palais Michel heimisch zu machen.... Ohne Rücksicht auf die wechselnden Launen des „großen" Hofs hielt Helene Pawlowna allen, die durch Geist und Bildung hervorragten und nicht geradezu compromittirt waren, die Thür ihres gastlichen Hauses offen, gleich liebenswürdig mit Alten und Jungen, anerkannten und aufsteigenden Größen verkehrend.... Man ließ die edle Fürstin um so mehr frei gewähren, als sie niemals Einfluß auf die Politik suchte, obgleich sie von ihrer preußenfreundlichen Gesinnung, die in Petersburg nicht immer Mode war, niemals ein Hehl machte.

Während sie also ihre Bedeutung als Beschützerin und Förderin der Kunst und der schönen Literatur besaß und auch durch ihre Wohlthätigkeit segensreich wirkte, erwarb sich eine Gegnerin von ihr, Gräfin Antoinette Bludow, die vertraute Hofdame der regierenden Kaiserin, durch ihre Einmischung in die innere Politik des Reichs einen Namen, stiftete damit aber wenig Gutes, sondern vielmehr Unheil. Mit einem leidenschaftlichen Feuereifer für die orthodox-griechische Kirche erfüllt, wußte sie im Verein mit dem Beichtvater auch die Kaiserin für diese ganz und gar zu gewinnen und sie, die ehemalige Lutheranerin, gegen dasjenige, was zu Gunsten der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen seit 1862 geschah, einzunehmen. Unter ihrer hauptsächlichen Mitwirkung wurde in den Hofcirkeln

> die seit 1863 in Mode gekommene Theorie von der Nothwendigkeit der Ausrottung des polnisch-katholischen Wesens in majorem Russiae gloriam nicht als politisches Gebot, sondern als Herzenssache getrieben. Hier war der Mittelpunkt der orthodoxen Propaganda, die sich über Weiß-Rußland und Litauen ausbreitete, hier die Centralstelle, an der Geld und Geldeswerth, Heiligenbilder, Priestergewänder und Kirchengeräthe gesammelt wurden, um in Wagenladungen nach Wilna, Kowno und Warschau abzugehen. Dieses Kreises bedienten die nationalen Propheten Moskaus sich, um alles zu verdächtigen, was der in Polen und Litauen geübten Politik Spott und Verachtung entgegenzusetzen den Muth hatte.... Als der Proconsul von Wilna im Frühjahre 1865 nach Petersburg kam, um über die Früchte seiner Thätigkeit Bericht zu erstatten, stand die Gräfin an der Spitze des Comité, das Murawjew einen festlichen Empfang bereitete. Sie hatte das Geld zu dem kostbaren Heiligenbilde gesammelt, das dem „Wiederhersteller der Rechtgläubigkeit in unsern westlichen Grenzländern" auf dem Bahnhofe überreicht wurde; sie wand die Kränze, mit denen der Stuhl geschmückt war, auf dem die Gebeine des halbgelähmten Greises an den Wagen getragen wurden; sie hielt „im Namen der Damen Petersburgs" die Begrüßungsrede, von ihr waren die Verse bestellt, in denen der „große Missionar" angesungen wurde.

Wahrlich, wenn irgendetwas mit dem katholischen Ultramontanismus versöhnen könnte, so wäre es der Vergleich mit einem solchen, jede Gewaltthätigkeit verherrlichenden Fanatismus für moskowitische Rechtgläubigkeit.

Glücklicherweise ist diese Periode rechtgläubiger und nationaler Selbstverherrlichung schon seit Jahren aus der petersburger Gesellschaft gewichen; mit ihr hat auch der Einfluß der fanatischen Gräfin nachgelassen. Mit der Ernüchterung ist auch eine verständigere Würdigung des Fremden, namentlich des deutschen Wesens, ja sogar eine Eingenommenheit für das Preußenthum eingetreten. Wie lange diese Periode dauern wird? Wer könnte das sagen. Unser Verfasser äußert sich hierüber in seinem Schlußwort folgendermaßen:

> Wäre es um social-politische Prophezeiung nicht erfahrungsmäßig ein gefährliches Ding, so würde ich behaupten, die nächste charakteristische Periode der neurussischen Entwickelung werde an den Ausbruch des nächsten großen Kriegs (und daß dieser mit Deutschland geführt werde, läßt das große Publikum sich einmal nicht nehmen und gilt selbst bei vielen Anhängern der preußischen Allianz für ausgemacht) anknüpfen. Der Stillstand der 1861 begonnenen revolutionären Bewegung kann noch viele Jahre andauern — der erste Tag einer gewaltsamen Erschütterung (wie ein großer Krieg sie immer mit sich bringt) wird die Decke, welche die Popularität Alexander's II. über den Krater gebreitet hat, aber zweifellos sprengen.

Sonach hält der Verfasser Rußland zu großen revolutionären Umwälzungen reif.

Edward Kattner.

Biographisches.

1. William Edward Hartpole Lecky's Vier historische Essays. Swift — Flood — Grattan — O'Connell. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Posen, Jolowicz. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der noch in jugendlichem Alter stehende Irländer englischer Abkunft und freisinniger Richtung, Lecky, hat sich in kurzer Zeit durch seine culturhistorischen Arbeiten einen bedeutenden Ruf erworben. Sowol seine „Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung (im Original: rationalism) in Europa", als seine „Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen" zeichnen sich durch Verbindung gründlicher Quellenforschung mit prägnanter und dabei populärer, frischer und anziehender Darstellung aus. Diesen beiden Werken läßt er die oben angezeigten vier Biographien bedeutender Irländer folgen. Voran geht der große Satiriker des 18. Jahrhunderts, der durch seine mannichfachen Schicksale und beißenden Schriften bekannte Jonathan Swift. Wir finden indessen in der Darstellung dieses vulkanischen und stürmischen Lebens, welches seinen tief eingesogenen Menschenhaß in der Knickung zweier Frauenherzen und in dem furchtbaren Pamphlete „Gulliver's Reisen" aushauchte, nichts wesentlich Neues. Swift's Leben und Schriften sind in Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" viel eingehender und klarer geschildert.

Es folgen zwei in weitern Kreisen wenig bekannte Agitatoren für die Selbständigkeit der „grünen Insel" in gewissem Maße, Henry Flood, der Begründer einer Opposition im corrumpirten irischen Parlament, den aber die Ernennung zum Viceschatzmeister kirrte, und sein Gegner, der entschiedene Henry Grattan, welcher der erste war, der den Muth hatte, obschon Protestant, für die Emancipation der Katholiken aus entwürdigender Sklaverei aufzutreten, wovon der zahme Flood nichts wissen wollte. Man könnte die beiden Gegner, beide glänzende Redner, den irischen Pitt und Fox nennen. Die Darstellung ihres Lebens ist lebhaft, farbenreich, plastisch und reich an Aufschlüssen über bisher wenig gekannte Verhältnisse.

Den Schluß macht der letzte und berühmteste Agitator Irlands, Daniel O'Connell, in dessen Wirksamkeit indessen bereits der Papismus in seiner abschreckendsten Gestalt sich mit dem Patriotismus verband und diesen fälschte, was seiner eminenten Rednergabe und seinen großen Verdiensten um die Freiheit Irlands vom englischen (leider nicht vom römischen) Drucke großen Eintrag thut. O'Connell ist übrigens so bekannt, daß Lecky's Bild von seinem Leben nicht so viel Interesse erwecken kann als die beiden vorangehenden Biographien. Doch fesseln mehrere Scenen aus dem Ganzen, so namentlich die Schilderung der Monstre-Meetings. Auch erfahren wir, daß der große Agitator keineswegs ein solcher Pfaffenknecht war, wie bisher meist geglaubt wurde, und auch stets Toleranz gegen andere Bekenntnisse an den Tag legte. Dagegen trug sein Charakter im übrigen die Schattenseiten des Irländers in reichem Maße.

2. Geschichtliche Charaktere von Sir Henry Lytton Bulwer. Autorisirte Uebersetzung von Karl Lanz. Erster Band: Talleyrand. Zweiter Band: Mackintosh, Cobbett, Canning. Leipzig, C. F. Winter. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser, älterer Bruder des jüngst verstorbenen berühmten Romanschriftstellers, gewesener englischer Gesandter in Spanien, Nordamerika und der Türkei, hat wol kaum beabsichtigt, sich mit diesen Lebensbildern von Staatsmännern einen Namen zu schaffen. Sie sind, soweit von der (übrigens von Sprach- und Schreibfehlern nicht freien) Uebersetzung auf das Original geschlossen werden kann, leicht und fließend, gefällig und lesbar geschrieben, können aber kaum einen Anspruch auf Originalität, Gründlichkeit oder historische Forschung erheben. Das Leben Talleyrand's ist allgemein bekannt; der durch so viele Schattirungen von Stellungen und Ansichten gegangene schlaue Diplomat ist unter keinem wesentlich neuen Gesichtspunkte betrachtet; die Darstellung seines Lebens ist meist aus Thiers und andern zweifelhaften Quellen geschöpft und wird höchstens zur Unterhaltung dienen.

Im zweiten Bande treten auf: Sir James Mackintosh, der englische Vertheidiger der Französischen Revolution und gewandte Rechtsgelehrte und Richter, Schriftsteller, Redner, Staatsmann und Gelehrte, der allerdings in keinem dieser Fächer wirklich Hervorragendes geleistet hat. Es folgt der streitbare Pamphletist William Cobbett, der sich selbst den bezeichnenden Pseudonym „Porcupine" (Stachelschwein) gab. Sein sonderbares Unternehmen, in den Vereinigten Staaten für Englands Sache und gegen die Republik zu wirken, erregt mehr Lächeln über die Originalität als Bewunderung seines Muths. Nach diesen beiden schlagfertigen Publicisten der drei ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts macht den Schluß ihr Zeitgenosse, der weltgeschichtliche Minister Canning, welcher sich um freisinnige Gestaltung der britischen Politik in neuerer Zeit trotz mannichfacher Wandlungen unschätzbare Verdienste erworben hat.

3. Uwe Jens Lornsen. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Volks von Karl Jansen. Kiel, Homann. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch ist ein gewissenhaft nach historischen Quellen und selbständig bearbeitetes Lebensbild des ersten, jetzt fast vergessenen Wortführers der guten Sache Schleswig-Holsteins.

Es beginnt mit einer orientirenden Skizze der Verhältnisse des meerumschlungenen Doppellandes, seiner Verfassung und politischen Bestrebungen. Erst im dritten Kapitel tritt der Held des Buchs auf. Lornsen, geboren 1793 auf der hinschwindenden Insel Sylt unter dem wackern und merkwürdigen Friesenvolke, war es, welcher als Kanzleirath in Kiel nach der Julirevolution von 1830 eine Petition verfaßte, in welcher er vom König von Dänemark eine selbständige Verfassung für die beiden „ungetheilten" Herzogthümer verlangte und deren Grundzüge bereits entwarf. Er hat, wie der Verfasser sagt,

zwischen Dänemark und den Herzogthümern den ersten Riß gemacht, der von Anfang an unheilbar war, er war „der Befreier Schleswig-Holsteins". Die Antwort auf seine Schrift war, daß er in seiner Heimat Sylt verhaftet und auf der Festung Rendsburg eingesperrt ward. Das schleswigsche Obercriminalgericht verurtheilte ihn zu einjähriger Festungshaft, die er in Friedrichsort und Rendsburg absaß. Hier beschäftigte er sich mit der Neugestaltung Deutschlands, die er in seinen Briefen beinahe genau so vorausahnte, wie sie seitdem eingetroffen ist, nämlich als Reich unter Preußens Führung und unter Trennung von Oesterreich. Nach Beendigung seiner Haft begab er sich zur Heilung seiner angegriffenen Gesundheit nach Brasilien; 1838 von dort zurückkehrend, ertrank er im Genfersee, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben. Das ihm in diesem Buche gesetzte Denkmal ehrt den Helden wie den Verfasser.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Das neue Wissen und der neue Glaube" von J. Frohschammer sagt die „Saturday Review" vom 20. September: „Ist auch Frohschammer mit den altkatholischen Führern in ihren Verwahrungen gegen die Anmaßungen Roms öffentlich verbunden gewesen, so wissen wir doch nicht, ob er förmlich als Mitglied ihrer Gemeinde anerkannt ist. Sollte dies der Fall sein, so dürfte ihre Rechtgläubigkeit einerseits und ihre Begriffsausdehnung andererseits auf eine schwere Probe gestellt werden, und wichtige Folgen können von der getroffenen Entscheidung abhängen. In seiner vorgeblichen Antwort an Strauß ist alle Erheuchelung der Treue gegen dogmatische Ueberlieferung aufgegeben und die über die Religion aufgestellte Ansicht ist derart, wie Strauß sie mit wenig Schwierigkeit angenommen haben würde, wäre er auf seinem frühern metaphysischen Boden stehen geblieben, statt bloße materialistische Erklärungen geistiger Erscheinungen zu bieten. Frohschammer greift ihn als Abtrünnigen von der Philosophie scharf an und verweilt mit bedeutendem Nachdruck bei den schwächsten Punkten in seinem Werke, seinem zu unbedingten Vertrauen auf bloße wissenschaftliche Hypothesen und seiner zu unumschränkten Identificirung des Christenthums als eines Ganzen mit einigen seiner besondern Gestaltungen. Seine eigene Auffassung desselben indessen läßt für Strauß kaum etwas einzuwenden übrig; besonders da in einigen wichtigen Punkten, wo die Streitenden auseinanderzugehen bekennen, der streitige Punkt von der Freisinnigkeit der Frohschammer'schen Definition der That nach zugestanden wird. Ueber Fragen, wie die nach den Wundern, ist des letztern Heterodoxie offen und unumwunden. Des Verfassers kirchliche Stellung mag vielleicht keine amtliche Beachtung seines Werks nöthig machen; allein die Aufgabe, wie man mit der Gedankenfreiheit der Altkatholiken verfahren soll, wird augenscheinlich bald eine Lösung erheischen."

„The Illustrated Review" vom 25. September bespricht dasselbe Werk nebst „Der alte und der neue Glaube" von J. B. Meyer, und sagt: „Das erstere ist bemerkenswerth als von einem katholischen Professor von sehr freisinniger Geistesrichtung hervorgehend, der dem Papismus gänzlich entgegen ist und behauptet, die Kirche habe aus dem Christenthum das gerade Gegentheil von dem gemacht, was Christus ursprünglich beabsichtigte und gebot. Das Buch verdient großes Lob wegen seiner lichtvollen Darstellung, Uebersichtlichkeit und vollen, wenn auch gedrängten Auseinandersetzung aller einschlagenden Fragen." Nach Wiedergabe der Kapitelüberschriften fährt der Recensent fort: „Nicht nur sind alle diese Fragen mit großer Geschicklichkeit und Schärfe des Raisonnement behandelt, sondern wir begegnen auch an verschiedenen Stellen in dem Buche schlagenden und originellen Gedanken, die stets klar, kräftig und zuweilen mit Beredsamkeit ausgedrückt sind. Als Beispiel sei nur erwähnt, was der Verfasser über die Nothwendigkeit der Religion für die Phantasie und die Menschheit, über die Schwäche der Darwin'schen Theorie und ihren Mangel an wissenschaftlicher Begründung, über die Ewigkeit und Unveränderlichkeit der Denkgesetze und den Beweis, den sie liefern, daß es in dieser Welt etwas außer dem mechanischen Proceß gebe, über die angeborene Anlage des Menschen zur Religion und über die Musik sagt, mit welcher er seine optimistische Weltanschauung glücklich beleuchtet. Der originellste und beachtenswertheste Gedanke indessen scheint uns der neue Beweis zu sein, vermittels dessen der Verfasser das Dasein Gottes darzuthun sucht, und der gewiß einer ernsten Erwägung würdig ist, da er entschieden besser, d. h. überzeugender ist als der sogenannte ontologische oder anselmische, wo nicht aller vier bekannten Beweise zusammengenommen, falls nämlich ein Vernunftschluß jemals das Dasein zu begründen vermöchte, oder wirkliches Dasein des Beweises bedürfte. Welcher Art der neue Glaube sei, den Frohschammer vorschlägt, kann man aus der obigen Inhaltsangabe entnehmen: eine einfache Rückkehr nämlich zum ursprünglichen oder vorkirchlichen Christenthum, d. h. zu den vier unverfälschten Lehren Christi selbst. Das vorliegende Werk ist jedenfalls wohl geeignet, den hohen Ruf des Verfassers der «Beleuchtung der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864 und des Verzeichnisses der modernen Irrthümer», von derselben Firma herausgegeben, aufrecht zu erhalten, wo nicht noch zu vergrößern.

J. B. Meyer's „Der alte und der neue Glaube", sagt dasselbe Blatt, ist, wie das obige Werk, eine Verwahrung gegen Strauß' Behauptungen und Schlüsse, und der Verfasser wiederholt, ohne jedoch ein Plagiat begangen zu haben, dieselben Beweisgründe, denen wir in Frohschammer begegnen. Wie dieser erklärt auch Meyer die Religion für ein wesentliches Element der menschlichen Seele, bekämpft die hierarchische Anmaßung und Entstellung des Christenthums und erblickt in der religiösen und sittlichen Weltanschauung des letztern die Wurzel unserer ganzen heutigen Cultur. Wie Frohschammer deckt auch er die Schwäche und das Falsche des Darwinismus, wenigstens wie er von dessen Anhängern ausgelegt wird, auf und weigert sich, die Nothwendigkeit der Gründung einer neuen Religion oder Sekte für die höher Gebildeten anzuerkennen. Im letzten Kapitel wendet er sich zu dem Nachworte von Strauß, in welchem derselbe sich über den Mangel an Achtung, dessen sich einige seiner Kritiker gegen ihn schuldig gemacht, beklagt, und wirft die Beschuldigung mit Recht auf Strauß zurück, indem er sich über die Rücksichtslosigkeit beschwert, mit welcher derselben in einem Buche über Dinge spreche, die am Ende doch sehr vielen heilig seien. Sehr richtig sagt er ihm, daß ein Mann, der durch wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges ein besonderes Vertrauen in weiten Kreisen erworben habe, doppelt und dreifach die Pflicht fühlen müsse, dieses Vertrauen nicht durch wissenschaftlich leichtfertige Arbeit zu misbrauchen. Aus diesen wenigen Bemerkungen und Ausführungen erhellt zur Genüge, daß auch dieses Buch dem englischen Leser unbedingt empfohlen werden kann."

Dasselbe Blatt bespricht außerdem in sehr anerkennender Weise „Spinoza im Rahmen seiner Zeit" von Dr. S. S. Coronel (aus dem Holländischen), und A. Laun's „Molière".

Bei Besprechung der Bände 5—9 von Grillparzer's sämmtlichen Werken sagt die „Saturday Review" in Bezug

auf „Des Meeres und der Liebe Wellen“: „Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Dichter einen seiner «Sappho» so nahe verwandten Stoff vermieden hätte, da das vorliegende Stück nur als eine schwächere Wiederholung des eben erwähnten erscheint. Dessenungeachtet ist es voll von poetischer Schönheit, und wir können leicht des Herausgebers Behauptung zugeben, daß es sich erfolgreich erwiesen, insofern ihm das seltene Glück zutheil ward, daß sich eine Schauspielerin fand, welche fähig war, die unschuldige Sinnlichkeit, Seelenreinheit und Blutwärme, die im Charakter der Hero vereinigt sind, wiederzugeben. Wie reizend indessen der Charakter auch sein mag, so ist er doch eher idyllisch als dramatisch, und die einfache Handlung ist unzulänglich, um Stoff für fünf Aufzüge herzugeben. «Träumen, Leben»“, heißt es weiter, „ist ein phantastisches orientalisches Drama, in welchem der Einfluß von Calderon und Gozzi offenbar ist. Es ist geistreich und poetisch, gehört aber einer Gattung an, die auf der heutigen Bühne stets ein ausländisches Gewächs bleiben muß, obgleich man uns sagt, es habe sich in Wien als ein stehendes Repertoirestück eingebürgert. Die neuen Dramen: «Ein Bruderzwist in Habsburg» und «Die Jüdin von Toledo» zeigen Grillparzer im Lichte eines höchst talentvollen Bühnendichters; das erstere Stück besonders gewährt ein lebensvolles Bild von der Zeit, auf die es sich bezieht, und ist ebenso treu wie malerisch. Beide jedoch sind zu handgreiflich der Reflexion entsprungene Werke; eine echte poetische Ader zeichnet zwar den Verfasser vor dem bloßen Schauspielschreiber aus; gleichwol ist sein Werk eher ein gemachtes als ein natürliches Gewächs.“

„Der vierte Band der «Wanderjahre in Italien» von Ferdinand Gregorovius“, heißt es ebendaselbst, „ist der Centralgegend des Landes gewidmet, und beginnt mit einem höchst anziehenden Bericht über die in ihrer Art einzigen Ueberreste von byzantinischer Kunst zu Ravenna, jener seltsamen, an den Grenzen der alten und neuen Welt so malerisch gelegenen Stadt. Das Buch enthält auch eine sehr gefällige Erzählung von einem Ausfluge nach Umbrien. Im allgemeinen jedoch ist der Inhalt des Bandes historischen und politischen Inhalts, und die bedeutendsten Abhandlungen sind die über die Beziehungen Italiens zu dem Heiligen Römischen Reiche des Mittelalters und ein sehr ausführlicher Bericht über den Einfall der Garibaldianer ins päpstliche Gebiet im September 1867.“

Ueber Eduard Grisebach's „Die treulose Witwe“, eine chinesische Novelle, und ihre Wanderung durch die Weltliteratur sagt dasselbe Blatt: „Hr. Eduard Griesebach liebt die Zuckerbrote und Leckerbissen der Literatur, die häufig bemerkenswerther durch ihre Ausgesuchtheit als durch ihre Heilsamkeit sind. Die beschränkte Anzahl solcher feinen Bissen hat er selbst in beachtenswerther Weise vermehrt, wenn nämlich der «Neue Tanhäuser» ihm mit Recht zugeschrieben wird. Wir verdanken ihm nunmehr eine ausführliche literarhistorische Analyse eines der volksthümlichsten Stücke in dieser Gattung — Petrarca's Geschichte von der ephesischen Matrone nämlich, nebst einer Uebersetzung derselben aus dem Chinesischen. Diese Uebertragung ist durch Goldsmith's Nachahmung in «The Citizen of the World» in der englischen Literatur bereits classisch geworden, und wir können nicht mit Hrn. Grisebach darin übereinstimmen, diese Nachahmung als dem Original nachstehend zu betrachten. Goldsmith konnte indessen nur einer unvollkommenen französischen Uebersetzung folgen, während Grisebach's Version nach einer vollen und genauen englischen, in der «Calcutta Review» veröffentlichten Uebertragung geliefert ist. Er hat eine ausführliche Erörterung und Untersuchung der zahlreichen Gestaltungen, welche dieses Musterbeispiel von weiblicher Unbeständigkeit in der neuern Literatur Europas angenommen, hinzugefügt. Die chinesische Version ist am Ende doch nicht das Original, da die Anspielung auf den Buddhismus als eine herrschende Religion darauf hindeutet, daß sie einige Jahrhunderte nach Petronius angefertigt worden sein müsse. Wahrscheinlich hatte die Dichtung ihren Ursprung in Indien.“

Wiederum zeigt sich die sonderbare Feindseligkeit des englischen Recensenten gegen Johannes Scherr, wenn er von seinem „Novellenbuch“, Bd. 1—3, sagt: „Die ersten beiden Bände beschäftigen sich mit dem Schrecken aller Leser dieses Literaturzweigs: einer culturhistorischen Novelle. Den Inhalt bildet das Leben Schiller's, und der Verfasser scheint die Regeln der allerwerthlosesten Gattung von Dichtung, die menschliche Erfindungsgabe je entdeckt hat, treulich beobachtet zu haben. Die Novellen im dritten Bande haben wenigstens einen verhältnißmäßigen Werth, da sie vorgeben, das Leben der schweizer Bauern zu schildern. Die Sammlung ist von einer egoistischen Vorrede seltener Art eingeleitet, worin der Verfasser seinen bevorstehenden Rücktritt aus einer Welt ankündigt, die hartnäckig dabei beharrt, ihn zu ignoriren.“ (Wie anspruchsvoll von einem Ausländer, eine solche ungegründete Behauptung aufzustellen!)

Bibliographie.

Besetzny, E., Sphinx. Freimaurerisches Taschenbuch. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bestushew-Rjumin, Geschichte Rußlands. Uebersetzt von T. Schiemann. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. 1ster Bd. 1ste Lief. Mitau, Behre. Gr. 8. 28 Ngr.

Bibliothek für Haus und Reise. 19ter Bd.: Die Weddinger von J. D. H. Temme. 20ster Bd.: Miß Hetty von E. Adolay. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. à 10 Ngr.

Militärische Bibliothek für Offiziere aller Waffen. 4ter Bd.: General Faidherbe und seine Gegner im Feldzuge 1870—71. Von C. v. B. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Bunge, R., Nur ein Schauspiel. Drama. Cöthen, Schettler. 16. 7½ Ngr.

— — Der Tag von Sedan. Eine dramatische Festerinnerung für die Verpflegungsmannschaft der freiwilligen Feuerwehr zu Cöthen. Cöthen, Schettler. 16. 3 Ngr.

Delitzsch, F., Durch Krankheit zur Genesung. Eine jerusalemische Geschichte der Herodier-Zeit. Leipzig, J. Naumann. Gr. 16. 22½ Ngr.

Devrient, O., Was wir bieten. Festspiel am 8. September 1873. Weimar, Kühn. 8. 5 Ngr.

Falke, J., Die Kunstindustrie auf der Wiener Weltausstellung 1873. 1ste Abth. Die Länder. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fechner, G. T., Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Frank, F. H. R., Aus dem Leben christlicher Frauen. 3 Vorträge. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 12 Ngr.

Frantz, C., Die nationalliberale Rechtseinheit und das Reichsgericht. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Fries, R., Blüthen aus einem Todten-Kranz. Dem Andenken eines geliebten Kindes. Mit einem Vorworte begleitet. Itzehoe, Nusser. Gr. 16. 10 Ngr.

Grabowski, Graf S., Aus der Garnison und im Felde. Militärische Humoresken. 4 Bände. Leipzig, Baensch. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, H., Leben Michelangelo's. 2 Bde. 4te durchgearbeitete Aufl. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 Thlr.

Haebler, C. G., Freundesworte an den berühmten Tondichter Richard Wagner gerichtet. Zugleich ein uneigennütziger Versuch, die von dem Allgemeinen deutschen Musikvereine gestellte Preisaufgabe nicht sowohl zu lösen, als zu beseitigen; ausgestattet mit zahlreichen Citaten; sowohl aus dem „Ringe der Nibelungen“, als aus Richard Wagner's anderen Operntexten. Leipzig, H. Vogel. 8. 10 Ngr.

Hilpisch, G., Kurze Geschichte der katholischen Pfarrei Wiesbaden von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Wiesbaden, Killinger u. Comp. 8. 12 Ngr.

Mühlbach, Louise, Von Königgraetz bis Chiselhurst. Historischer Roman. 1ste Abth. Um Deutschland's Einheit. 3 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 5 Thlr.

Ratzel, F., Wandertage eines Naturforschers. 1ster Thl.: Zoologische Briefe vom Mittelmeer. Briefe aus Süditalien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rosenzweig, J., Nathan Schlemiel oder orthodoxe und reformirte Juden. Ein Tendenz-Lustspiel. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherr, J., Geschichte der deutschen Frauenwelt. In 6 Büchern nach den Quellen. 3te, durchgesehene Aufl. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Thlr.

Schottky, E., Edda. Ein Trauerspiel. Breslau, Gosohorsky. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schulte, J. F. R. v., Die Berechtigung des Vorgehens der Altkatholiken vom Standpunkte des Kirchenrechts. 3 Vorträge. Bonn, Neusser. Gr. 8. 6 Ngr.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 13. Bd.: Was ihr wollt. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Sigismund, R., Thüringer Wald-Blüthen. Gedichte. Saalfeld, Wiedemann. 8. 25 Ngr.

Deutsches Theater. 21stes Bdchn.: In der elften Stunde. Historisches Lustspiel von G. de Grahl. Altona, Verlags-Büreau. 8. 15 Ngr.

Trümpelmann, A., Perpetua und Felicitas. Erzählende Dichtung. Wittenberg, Kölling. 8. 18 Ngr.

Waldow, E. v., Schloß Teufelsburg. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekindu. Schwieger. 8. 4 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 30. October 1873.

Wilhelm von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit".

Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von **Wilhelm von Giesebrecht.** Erster und zweiter Band. Vierte Auflage. Dritter Band und vierten Bandes erste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1868—72. Gr. 8. 11 Thlr. 22 Ngr.

Nur das Zusammentreffen verschiedener eigenartiger Umstände mag es einigermaßen erklären, daß d. Bl., welche ja alle epochemachenden Erscheinungen der historischen Literatur eingehend zu würdigen und denselben ihren Platz in der Gesammtheit unsers geistigen Lebens, wie es sich in der Literatur der Gegenwart ausprägt, anzuweisen auch mit die Aufgabe haben, eine Besprechung gerade desjenigen Werks, dem der Ruhm, in seinem Gebiete das bedeutendste zu sein und den Abschluß einer langen Entwickelungsreihe und zugleich den Anfang einer neuen, von ihm begründeten zu bezeichnen, einmüthig von Freund und Feind zuerkannt wird, bis zum heutigen Tage noch nicht gebracht haben, sondern auf dasselbe erst jetzt näher eingehen, wo seit dem Beginn desselben beinahe zwei Jahrzehnte verflossen sind und eine Kritik in jeder Hinsicht eigentlich völlig zu spät kommt. Ein Lob auszusprechen ist überflüssig, wo nicht die Stimmen der berufensten fachmännischen Richter allein, sondern die einmüthige Meinung der ganzen Nation ein Werk gleich bei seinem ersten Erscheinen mit vollem Beifall begrüßt haben; eine kleinliche, sich spitzfindig an Einzelheiten anklammernde Kritik ist da nicht am Platze, wo bereits eine Reihe schnell aufeinanderfolgender Auflagen eine eben solche Reihe von entscheidenden Fortschritten auch zur Vollendung in allem Einzelnen erkennen läßt, von dem unermüdlichen Weiterforschen, der wachsenden Herrschaft des Verfassers auch über die entlegensten Ecken und Winkel des von ihm zu überschauenden Gebietes rühmendes Zeugniß ablegt und zugleich eine Bürgschaft dafür gibt, daß was jetzt etwa noch übersehen oder irrig aufgefaßt oder unklar geblieben ist, binnen kurzem in einer neuen Auflage seine auch dem peinlichsten Kritiker genügende Erledigung finden wird.

Nach der einen wie nach der andern Seite steht Wilhelm von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" — denn von ihr reden wir — als eine in ihrer Art geradezu einzige Erscheinung in der historischen Literatur Deutschlands da. Gleich bei ihrem Beginne 1855 von allen competenten Beurtheilern als ein im eminentesten Sinne des Wortes epochemachendes Werk begrüßt, bei der ersten Vertheilung des von dem Könige von Preußen gestifteten großen Preises für Werke über die deutsche Geschichte mit demselben gekrönt, hat sie sich förmlich im Sturm die Gunst des Publikums gewonnen und in derselben sich von Jahr zu Jahr mehr und in immer weitern Kreisen befestigt. Wie Giesebrecht's Werk für die Entwickelung der gelehrten Geschichtsforschung den krönenden Schlußstein eines von den Besten der Nation aus mächtigen Quadern zusammengefügten stattlichen Gebäudes ausmacht, so bildet es seinerseits selbst wieder den Grundstein zu einer sich auf ihm aufbauenden Literatur. Es hat in reichlichster Erfüllung der dem Verfasser vorschwebenden Absicht bahnbrechend gewirkt auch in dem Sinne, als für die Geschichte des Mittelalters, die man bisher allzu sehr vernachlässigt hatte, eigentlich erst durch dieses Meisterwerk in den weiten Kreisen des gebildeten Publikums Sinn und Verständniß erweckt und eine Theilnahme gewonnen wurde, deren Nachhaltigkeit für die reiche Entfaltung der historischen Literatur in den letzten Jahrzehnten von außerordentlichem Vortheil gewesen ist.

Wenn eine Ausstellung an dem Werke gemacht werden dürfte, so wäre es höchstens die, daß es so sehr langsam fortschreitet, denn während die beiden zugleich erschienenen ersten Bände in rascher Folge immer neue

Auflagen erlebten, kam der zu gewaltiger Stärke anwachsende dritte Band in drei Abtheilungen und nach je dreijährigen Zwischenräumen (1862, 1865 und 1868) in die Oeffentlichkeit; von dem vierten Bande aber ist bisjetzt erst eine Abtheilung erschienen (1872). Mit letzterer ist der gefeierte Historiker in den Beginn der letzten großen von ihm noch zu behandelnden Epoche, das Zeitalter der Staufischen Kaiser, eingetreten. Wer die Natur solcher Arbeiten kennt und weiß, wie das unausgesetzte Wachsen des der Ausnutzung harrenden Materials den Forscher oft, wenn er eben zu einem festen Ergebniß gekommen zu sein glaubt, wieder von vorn anzufangen nöthigt, und dann in Erwägung zieht, daß dem vielbeschäftigten Universitätslehrer die Stunden literarischer Muße auch nur knapp zugemessen zu sein pflegen, vollends wenn derselbe wie Giesebrecht einen wiederholten, größere Amtsthätigkeit mit sich bringenden Wechsel seiner Stellung durchzumachen hatte, der wird auch um dieses Punktes willen mit dem Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit nicht rechten, sondern ihm noch für eine ferne Zukunft die Erhaltung des frischen Muths und der freudigen Schaffenskraft wünschen, mit denen er sein großes Werk begonnen und bis hierher geführt hat. Dann wird auch der Abschluß seiner Riesenarbeit zu erreichen ihm vergönnt sein.

Das Versäumniß d. Bl. durch eine in den allgemeinsten Zügen gehaltene Würdigung des Werks, das längst als ein Werk ersten Ranges anerkannt ist, nachzuholen und die Misdeutung eines Schweigens abzuwenden, das doch nur daraus zu erklären ist, daß man bei dem Erscheinen der beiden ersten Bände der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" auch die Fortsetzung und den Schluß derselben bald in der Hand zu haben und dann auf die Gesammtheit des Geleisteten einen einheitlich würdigenden Blick werfen zu können glaubte, erscheint gerade jetzt ein ganz besonders geeigneter Zeitpunkt insofern, als das Werk Giesebrecht's mit dem Abschluß der Salischen und dem Beginn der Staufischen Periode an einem in jeder Hinsicht höchst bedeutenden Abschnitte angekommen ist, einmal insofern als die größten Schwierigkeiten der Forschung überwunden sind und der weitere Weg durch mannichfache und zum Theil für ihr besonderes Gebiet schon abschließende Vorarbeiten gebahnt ist, dann auch insofern als, so Herrliches und Großes noch darzustellen bleibt, doch der Höhepunkt des Interesses erreicht ist; denn Giesebrecht selbst spricht es aus, daß die Darstellung des Investiturstreites, die in dem dritten Bande in einer wahrhaft classischen Weise gegeben ist, für ihn eigentlich den mit besonderer Vorliebe behandelten Mittelpunkt der ganzen großen Aufgabe gebildet habe. Mit dem nun begonnenen letzten Theil der Arbeit tritt dieselbe in eine Periode ein, welche, wenn der Berichtigungen im einzelnen und der neuen Aufschlüsse sicher auch noch eine große Fülle zu hoffen ist, und vornehmlich die Eigenart Giesebrecht'scher Auffassung und Darstellung neuen Genuß verheißt, doch auch dem großen Kreise des gebildeten Publikums nicht so völlig neu ist wie die Zeiträume, deren Bilder bis dahin zu entwerfen waren. Hat doch die Bekanntmachung, sozusagen die Wiederentdeckung des deutschen Mittelalters für das deutsche Publikum mit dem Zeitalter der Staufen begonnen. Von den zahlreichen, die verschiedensten Zeiträume behandelnden Werken des unlängst verstorbenen Nestors der deutschen Historiker, Friedrich's von Raumer, hat keins auch nur annähernd den durchschlagenden und epochemachenden Erfolg gehabt wie die vor kurzem auch wieder in neuer Auflage, der vierten, erschienenen „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit". Wenn man, was gelehrte Kritik und eindringende Schärfe der Forschung angeht, Raumer's Werk auch nicht mit dem Giesebrecht'schen vergleichen darf, an unmittelbarer literarischer Wirkung, an Fülle der von ihm ausgegangenen Anregung steht es der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" zum wenigsten ebenbürtig an der Seite. Die Verschiedenartigkeit der in beiden Fällen so bedeutenden Wirkung erklärt sich hinlänglich aus der in der Zeit und ihrem ganzen Charakter begründeten Verschiedenartigkeit der geschichtlichen Auffassung. Friedrich von Raumer schrieb mit einer gewissen — ich möchte sagen — naiven Freude an der lebensprühenden, farbenprächtigen Zeit, die er in der Vergangenheit Deutschlands gewissermaßen entdeckt hatte, und fand an den gewaltigen Herrschergestalten, die es zu zeichnen galt, ein um so eigenthümlicheres Behagen, als die eigene Zeit nur Schwäche und Unfähigkeit, ein scheinbar hoffnungsloses Hinsterben aller nationalen Kraft und politischen Fähigkeit aufzuweisen hatte. So lag die bedeutende Wirkung des Raumer'schen Werks denn auch nicht auf dem nationalen und politischen Gebiete, wo der Geschichtschreiber ja am ersten zu nachhaltiger Anregung berufen ist, sondern in dem Gebiete der Kunst und der Poesie: der Cultus, welchen der Nachwuchs der Romantiker mit dem Mittelalter trieb, ist zum guten Theile auf die Rechnung Raumer's und seiner allzu licht malenden Darstellung des Staufischen Zeitalters zu setzen.

Ganz anders Giesebrecht. Die Neubelebung des nationalen Bewußtseins und das Neuerwachen ernster politischer Thätigkeit, welche mit dem Jahre 1840 begonnen und gerade die Zeit, in welcher Giesebrecht selbständig im Dienste der Wissenschaft zu arbeiten anfing, zu einer so gärenden und unruhigen, aber auch mächtig bildenden und erweckenden machten, haben auch unserer deutschen Geschichtschreibung, welche sich ihnen gegenüber im allgemeinen allzu kühl und ablehnend verhielt und in vornehmer Abgeschlossenheit von dem historischen Leben der Gegenwart nichts wissen wollte, wenigstens durch einzelne ihrer bedeutendsten Vertreter einen mächtigen Anstoß gegeben und sie unter vollster Wahrung ihrer wissenschaftlichen Würde zu einer thatkräftigen und glücklichen Förderin echten nationalen Sinnes und damit zu einer hochverdienten Mitarbeiterin an den zu lösenden großen nationalen Aufgaben heranreifen lassen. In besonders hohem Grade darf man dies aber gerade Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" nachrühmen. Was man den so zahlreichen Bearbeitern der Geschichte des deutschen Mittelalters leider gewöhnlich nicht nachsagen kann, verlieh Giesebrecht's Werk von vornherein einen besondern Werth: obgleich von streng gelehrter, kritischer Detailforschung ausgehend, hat Giesebrecht doch über das Einzelne nie das Ganze aus dem Auge verloren, über die Schärfe der Untersuchung niemals den Geist der Geschichte vergessen, sondern hat, von demselben erfüllt und durch-

drungen, auch seine Darstellung mit demselben zu erfüllen und zu durchdringen vermocht. Die ferne Vergangenheit, welche er aus den Chroniken und Urkunden der Vorzeit zu neuem Leben zu erwecken wußte, hatte für ihn von vornherein nicht sowol an sich, insofern es die geschichtliche Wahrheit zu entschleiern galt, Werth und Bedeutung, sondern erhielt ihren wahren Werth und ihre wahre Bedeutung erst durch die Beziehung auf die Gegenwart, durch die ihm jederzeit klar vorschwebende Einsicht, daß die Erkenntniß der großen Vergangenheit auch für die Gegenwart unmittelbaren praktischen Werth habe, daß ein in seiner frühern Geschichte gut unterrichtetes Volk auch die Gegenwart mit ihren Anforderungen besser verstehe und daß es aus der Erhebung an den glorreichen Thaten der Vorfahren Kraft und Muth gewinne, denselben nachzueifern und durch treue und selbstverleugnende Arbeit ein Wiederaufleben der nationalen Herrlichkeit der Vergangenheit in einer nicht allzu fernen Zukunft auch an seinem Theile mit vorzubereiten. Diese patriotische Wärme, dieses lebhafte nationale Gefühl sprechen aus jeder Zeile des Giesebrecht'schen Werks, und seine aus tief innerlicher Ueberzeugung voll hervorquellende Sprache ist verstanden worden und hat die bereitwilligste, ja eine fast begeisterte Aufnahme gefunden. Die Kenntniß des deutschen Mittelalters ist eigentlich erst durch Giesebrecht dem deutschen Volke etwas werth geworden: denn während die unklare, hier und da bedenklich katholisirende Mittelalterschwärmerei der Romantiker und ihrer Jünger eine kurzsichtige, urtheilslose Verherrlichung einer untergegangenen Zeit auf Kosten der Gegenwart zur Folge hatte, rief sie auf der andern Seite aus Opposition schon eine ebenso unbedingte und ebenso ungerechte Beurtheilung der dunkeln Zeiten des barbarischen Mittelalters hervor. Nicht aus der Sache selbst, sondern von ihr ganz fremden Standpunkten aus wurde der Maßstab der Beurtheilung genommen; man kannte das Mittelalter eben nicht, Giesebrecht hat das deutsche Volk diesen Theil seiner Vergangenheit erst kennen gelehrt. Der glänzende Erfolg seines Werks hat die Absichten des Geschichtschreibers als vollkommen erreicht dargethan. Als bezeichnend hierfür heben wir, um den Schriftsteller selbst zu unsern Lesern sprechen zu lassen, wenigstens ein paar besonders charakteristische Stellen aus der Vorrede hervor, mit welcher Giesebrecht sein Werk bei seinem ersten Erscheinen einführte; dieselben zeigen, wie ihm, ohne daß er der Vergangenheit im Interesse der Gegenwart, irgendwie Gewalt anthäte, die Vergangenheit eben nur Werth und Bedeutung hat im Hinblick auf die Gegenwart und wie er sich der hohen nationalen und patriotisch politischen Pflichten des Geschichtschreibers jederzeit im höchsten Maße bewußt gewesen ist:

So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Zeit [der deutschen Kaiserzeit] für die weltgeschichtliche Entwickelung ist, hat sie doch für unser Volk noch eine ganz besondere, klar hervorstechende Bedeutung. Denn nicht allein daß seine Kaiser aus dem deutschen Volke hervorgingen und Deutschland der Hauptsitz ihrer Macht war, es verschmolzen auch erst innerhalb dieser Zeit die deutschen Stämme, wie sie damals zum ersten male staatlich in sich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft seine besondere und eigenthümliche Entwickelung gewinnen konnte. Ueberdies ist die Kaiserzeit die Periode, in der unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh; wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch andern Völkern gebot, wo der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte.

Und weiterhin heißt es dann in Bezug auf die so reich sich entfaltenden historischen Studien, die bei dem deutschen Volke bisher freilich die ihnen gebührende Würdigung noch nicht gefunden haben, und deren nationale Bedeutung:

In der Liebe zum Vaterlande wurzelnd, auf das Leben des eigenen Volks gerichtet, stehen diese Studien ja mitteninne in den Strömungen der nationalen Entwickelung. Ihrer Natur nach populär, haben sie die Theilnahme des Volks in Anspruch zu nehmen. Nur von dieser getragen, können sie zu ihrer vollen Blüte gelangen, wie sie andererseits, zu vollkräftiger Entfaltung gediehen, auf das Volksleben eine durchgreifende Wirkung üben müssen. . . . . Aber dennoch fehlt sehr viel daran, daß die Theilnahme des Volks an diesen Studien eine allgemeinere sei, daß auch nur die Mehrzahl derer, die sich zu den gebildeten Klassen zählen, für den Gang derselben ein lebhaftes Interesse zeigte. . . . . Die ganze Entwickelung unserer Bildung und Literatur hat seit Jahrhunderten eine so antinationale Richtung genommen, daß es nur allzu erklärlich ist, wenn sich in der Mehrzahl des Volks nur langsam ein Verständniß für Erscheinungen entwickelt, die dieser Richtung in keiner Weise entsprechen. Nur daran liegt uns, die Thatsache festzustellen, daß im deutschen Volke im ganzen und großen noch eine Unkenntniß des ruhmreichsten Theils seiner Geschichte herrscht, die sich keine andere große Nation verzeihen würde, und dabei zugleich auf das Misverhältniß hinzuweisen, das sich hier zwischen dem allgemeinen Volksbewußtsein und der deutschen Wissenschaft findet.

Dieses Misverhältniß auszugleichen und die nationale Wissenschaft auch bei seinem Volke in ihr Recht einzuführen und zu ihrer vollen nationalen Wirksamkeit gelangen zu lassen, das war das Ziel, welches Giesebrecht sich gesteckt hatte, in dessen Erstrebung und Erreichung die nationale Bedeutung und das nationale Verdienst seines Werks beruhen. Er selbst sagt darüber:

Die Absicht des Verfassers war, in jenem ausgebreiteten Kreise, der sich, aus allen Ständen unsers Volks zusammengesetzt, für die historische Literatur interessirt, eine lebendigere Theilnahme für die Geschichte des deutschen Mittelalters zu erwecken. Und kein Stoff schien ihm hierzu geeigneter als die deutsche Kaiserzeit, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und nach allen ihren wesentlichen Momenten dargestellt würde. Die Natur dieses Stoffs erfordert aber, einerseits die innere nationale Entwickelung, in der die Grundbedingungen der kaiserlichen Stellung beruhten, wie andererseits den ganzen Umfang und die volle Höhe der Kaisermacht im Abendlande darzulegen; die Darstellung muß somit bald in die Einzelheiten der Territorialgeschichte hinabsteigen, bald sich in die Weite der welthistorischen Bewegung verlieren. Je reicher und mannichfaltiger der Stoff hiernach ist, je mehr galt es, wenn er dem Zweck des Verfassers dienen sollte, die Begebenheiten, Zustände, Persönlichkeiten in scharfen Zügen zu charakterisiren. Nur so schien es möglich, dem Gesammtbilde eine solche Ueberſichtlichkeit und Klarheit zu geben, daß dasselbe einem großen Leserkreise leicht faßbar werden und sich fest der Einbildungskraft einprägen könnte. Wenn es aber gelang, der Phantasie diese große Epoche deutscher Geschichte mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, so mußte das Buch auch nach des Verfassers Meinung mit Nothwendigkeit auf Herz und Gesinnung deutscher Leser nachhaltig den von ihm beabsichtigten Einfluß üben.

Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe verhehlt sich der Verfasser nicht. . . . . Er vergegenwärtigte sich auch, daß der

patriotische Zweck, der ihm vorschwebte, nur zu erreichen sei, wenn es ihm gelänge, seinen Worten etwas von der Begeisterung einzuhauchen, die ihn für seinen Gegenstand beseelte. Aber die Aufgabe schien ihm schöner und rühmlicher, als die Schwierigkeiten groß, und so wagte er seine beste Kraft an ein nach seiner Meinung für unser Volk heilsames Werk.

Wenden wir uns von dem nationalen Werthe und dem patriotischen Verdienste der Giesebrecht'schen Kaisergeschichte nun zu dem Platze, welcher derselben in der Entwickelung unserer geschichtlichen Wissenschaft anzuweisen ist. Denselben recht zu würdigen und die Bedeutung des Werks erschöpfend darzulegen, bedürfte es eigentlich eines ziemlich genauen Eingehens auf die Bahn, deren Durchmessen die deutsche Historiographie zu dem hohen Stande geführt hat, auf welchem wir sie jetzt finden; und es würde das ein sehr interessantes und lehrreiches Kapitel zur Geschichte des deutschen Geisteslebens überhaupt ergeben. Der beschränkte Raum d. Bl. erlaubt uns natürlich nur die allerkürzesten Andeutungen zu geben.

Auch die Wiege der deutschen Geschichtschreibung hat in dem Zeitalter des Humanismus gestanden: unmittelbar vom Humanismus her kamen Sebastian Franck und Aventin zu den ersten Versuchen in einer deutschen Geschichtschreibung. Das Reformationszeitalter brach auch für die historische Darstellung den Bann der kirchlichen Autorität, der bisher auf ihr gelegen hatte; die aus der Vergessenheit gezogenen Meister des Alterthums wirkten mächtig anregend; die theologische Kritik, die vielfach jedes geschichtliche Gebiet berührte, blieb nicht ohne Einfluß auf die ersten schüchternen Anfänge einer kritischen Methode auch in der Geschichtschreibung. Freilich über die ersten Anfänge dazu kam dieselbe damals noch nicht hinaus. Aber die Lust am Sammeln war erwacht, und in ungeahnter Fülle erschlossen sich die Quellen zur Erkenntniß der Vergangenheit. Dem universellen Geiste eines Leibniz war es vorbehalten, auch hier die Bahn zu brechen: seine „Annales imperii occidentis Brunsvicienses" sind das erste im modernen Sinne des Wortes kritische Geschichtswerk in Deutschland: die Geschichte der sächsischen Kaiser ist in ihm zum ersten male wissenschaftlich behandelt. Das Werk blieb leider ungedruckt und wurde erst 1843 durch G. H. Pertz bekannt gemacht, nun ein interessantes literarisches Denkmal, doch nicht mehr im Stande, die inzwischen schon weit fortgeschrittene Wissenschaft so zu fördern, wie es das gethan hätte, wäre es gleich nach seiner Entstehung veröffentlicht worden. So ist denn der Ruhm, die kritische Geschichtschreibung begründet zu haben, auf den gelehrten leipziger Professor Johann Jakob Mascov gekommen; seine 1747 erschienene Geschichte Deutschlands von Konrad I. bis zum Tode Heinrich's III. ist das erste wissenschaftliche, kritische Werk über die deutsche Geschichte. Nicht minder bedeutend und bis auf den heutigen Tag für manche Partien, z. B. die Geschichte der Völkerwanderung, auch für den Forscher unentbehrlich und höchst förderlich sind die beiden spätern, aus Concession gegen den gelehrten Zopf seiner Zeit wieder lateinisch geschriebenen Werke desselben Verfassers: die deutsche Geschichte bis zum Beginn der fränkischen Monarchie (1726), und die sich daran anschließende Fortsetzung bis zum Ausgange des Merovingischen Geschlechts (1737). Das Beispiel Mascov's hat auf die Behandlung der deutschen Geschichte mächtig anregend gewirkt. Hahn mit seiner „Teutschen Reichshistorie", vor allem aber Graf Bünau, der Gönner Winckelmann's, mit seinem gleichnamigen Werke, legen Zeugniß davon ab; auch J. J. Möser mit seinen „Osnabrückischen Geschichten" ist dieser Richtung zuzuzählen, deren letzten Ausläufer man in Heinrich Luden sehen konnte. Ging man auch auf die Quellen zurück, so fehlte diesem jüngern Nachwuchse doch der streng kritische Sinn eines Mascov: derselbe ist nicht blos der Begründer der ältern kritischen Methode, sondern er bezeichnet zugleich ihren Höhepunkt; Fortschritte hat dieselbe seit ihm nicht mehr gemacht. Erst als die Stürme der mit der Revolution hereingebrochenen Kriege vorübergebraust waren, als Deutschland, von lebhaftem Nationalgefühl erfüllt, unter dem Eindruck der großen Thaten der Befreiungskriege nach einer die berechtigten nationalen Forderungen erfüllenden Neugestaltung strebte, da wurde die Pflege der vaterländischen Geschichte mit ein Hauptmittel dazu. Der Freiherr von Stein gab auch hier den entscheidenden Anstoß: die von ihm gestiftete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte machte sich die Erschließung und kritische Bearbeitung der Quellen für die Geschichte des deutschen Mittelalters zur besondern Aufgabe. In der großen Sammlung der „Monumenta Germaniae historica", einem Werke, wie keine andere Nation eins aufzuweisen hat, wurde eine sichere Grundlage geschaffen, wurde die philologische und die sachliche Kritik geübt und eine Generation von Historikern herangebildet, der wiederum keine andere Nation eine ähnliche Reihe von Forschern gegenüberzustellen hat. So erblühte, auf denselben Principien fußend, denen Mascov gefolgt war, die neuere deutsche Geschichtschreibung, die man mit Recht als eine kritische bezeichnet. In seiner Geschichte der fränkischen Kaiser gab Stenzel das erste, leider Torso gebliebene große Musterbild einer auf strengster kritischer Forschung beruhenden Geschichtserzählung. Großartig anregend wirkte hier namentlich auch der Vorgang des genialen Niebuhr in der Behandlung der römischen Geschichte; Leopold Ranke aber war es vorbehalten, die verschiedenen Anläufe zu vereinigen, die auseinandergehenden Richtungen zusammenzufassen und mit bewundernswürdiger Sicherheit und Klarheit in einer für alle Zeiten maßgebenden Weise die Grundsätze der historischen Kritik festzustellen, nicht sie theoretisch entwickelnd, sondern sie praktisch an weithin leuchtenden Beispielen darthuend. Das Ranke'sche Seminar zog gewissermaßen die Summe aus der bisherigen Entwickelung der historischen Kritik; dort bildete Ranke die Schüler, welche neben ihm, dem Schöpfer, die Stützen und Hauptvertreter der zur Vollendung entwickelten kritischen Kunst wurden. Diesem Kreise gehört auch Wilhelm von Giesebrecht an. Die talentvollsten seiner damaligen Schüler hatte Ranke zu einer großen gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit nach den von ihm entwickelten Principien vereinigt. Im Jahre 1837 erschienen die „Jahrbücher des deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern", in denen die Geschichte Heinrich's I. von Georg Waitz, die Otto's I. von Rudolf Köpke und Wilhelm Doenniges, die Otto's II. von Wilhelm Giesebrecht und endlich die Otto's III. von Roger Wilmans

behandelt wurde, während Waitz und Siegfried Hirsch usammen ein kritisches Meisterstück lieferten durch den Nachweis, daß die sogenannte Chronik von Korvei eine Fälschung sei. Mit dem Erscheinen dieses Sammelwerks ging die Saat erst recht voll und reich auf, die einst Mascov gestreut hatte: die moderne kritische Historiographie legte sozusagen ihr Meisterstück auf. Von da an datirt daher denn auch in der Behandlung der Geschichte des deutschen Mittelalters eine ganz neue Aera, die ihre Vollendung, ihren glänzenden Abschluß gefunden hat in dem großen, die ganze Kaiserzeit zu umfassen bestimmten Werke Wilhelm von Giesebrecht's. So ist es denn nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" bezeichne einen Grenz- und Markstein in der Ausbildung der deutschen Geschichtschreibung und bilde den vollendenden Abschluß eines langen und inhaltreichen Entwickelungsgangs.

Nachdem wir dem nationalen Verdienst des Giesebrecht'schen Werks haben Gerechtigkeit widerfahren lassen und den hervorragenden Platz bestimmt haben, der demselben in der Entwickelung unserer Geschichtschreibung zukommt, bedarf es nicht erst noch der Bemerkung, daß, was der heutige Standpunkt der Wissenschaft an Vollständigkeit des benutzten Quellenmaterials, an peinlicher Akribie in der kritischen Sichtung und Klarheit und an Nüchternheit in der Verwerthung desselben irgend von einer solchen Arbeit fordern kann, hier in geradezu mustergültiger Weise erfüllt ist. Als ein besonderes Verdienst muß auch die vollkommene Scheidung hervorgehoben werden, die zwischen der Darstellung und jener wissenschaftlichen Vorbereitung derselben durchgeführt ist; schon äußerlich gibt sich dieselbe zu erkennen: die Noten und Belege, die ausführlichern Untersuchungen, die sich nach der bei uns leider noch allzu üblichen Anlage derartiger Werke in einer Menge von Anmerkungen auf eine schon das Auge verletzenden Weise hervorzudrängen pflegen oder auch wol, mit in den Text verwebt, diesen schlechthin ungenießbar machen, sind hier als eine geschlossene Masse an das Ende eines jeden Bandes verwiesen, sodaß die Erzählung völlig ununterbrochen, als ein in sich abgeschlossenes, gleichmäßig und harmonisch fließendes Ganzes ungestört genossen werden kann. Und Giesebrecht ist ein Meister in der Kunst der Darstellung, der geschichtlichen Erzählung: die Zeit, die er zu schildern strebt, tritt gleichsam lebendig uns entgegen; die Charakteristik der Personen ist klar und scharf, knapp und doch so treffend lebenswahr; meisterhaft wird auch das nur allzu seltene Detail der Ueberlieferung benutzt, um uns in einem kleinen abgerundeten, auf das sauberste ausgearbeiteten Bilde oft die ganze Cultur eines ganzen Zeitraums vor die Augen zu stellen. Dem culturgeschichtlichen Moment, das sonst nur zu wenig beachtet wird, ist hier, ohne daß es sich irgendwie störend breit macht, doch die ihm gebührende Berücksichtigung zutheil geworden: ja in dieser Richtung liegt eine besonders ansprechende Stärke Giesebrecht's. Der Schwerpunkt des Werks aber und sein Hauptverdienst liegt doch in der Darstellung der politischen und kirchlichen Entwickelung der von den deutschen Königen als römischen Kaisern beherrschten Reiche. Man mag eine oder die andere Thatsache ihrem Werthe, ihrer geschichtlichen Bedeutung nach anders schätzen als es Giesebrecht gethan; man mag in den Charakteren der handelnden Personen den einen Zug mehr als entscheidendes Motiv, den andern als weniger wirkend ansehen, als Giesebrecht sie geschätzt hat: an den Grundzügen des politischen und kirchlichen Systems des Mittelalters, wie er sie festgestellt hat, wird man dadurch nichts ändern, diese werden im ganzen und großen als unanfechtbar richtig bestehen bleiben.

Auf irgendwelche Einzelheiten einzugehen, einzelne Partien als besonders gelungen hervorzuheben, Einwendungen, die sich hier und da vorbringen ließen, zu erheben, müssen wir uns versagen. Nur eins wollen wir noch berühren, weil es uns zur vollen Würdigung des Giesebrecht'schen Werks als unerlaßlich erscheint. Giesebrecht macht selbst kein Hehl aus der warmen Begeisterung, die ihn für den großartigen Stoff, an den er die Kraft seines Lebens gesetzt hat, erfüllt; er sieht in der deutschen Kaiserzeit die Zeit der höchsten und herrlichsten Blüte, der glorreichsten Machtentfaltung des deutschen Volks. Er betont das um so mehr, als ja gerade die Zeit, in welcher sein Werk weitergeführt wurde, eine besonders trübe und aussichtslose war, gegen deren entmuthigendes Dunkel die Lichthelle jener großen Zeit doppelt strahlend erscheinen mußte. Schloß doch Giesebrecht die Vorrede zu der 1860 erschienenen zweiten Auflage des 1. und 2. Bandes mit den die Zustände jener Zeit so treu widerspiegelnden Worten:

> In dem Augenblick, wo diese Geschichte die Erinnerung an Deutschlands Herrlichkeit und Größe aufs neue zu erwecken sucht, stehen die Sterne nicht günstig über unserm deutschen Vaterlande: Kleinmuth und Hochmuth drohen vereint ihm Gefahr. Sollte deshalb das Buch zur unrechten Stunde kommen? Aus dem Glauben an eine große Zukunft unsers Volks ist es geboren, in diesem Glauben tritt es abermals in die Welt, und der hoffende Glaube ist die nachhaltigste Wehr gegen schwächlichen Kleinmuth und frevelnden Uebermuth.

Allein schon diese Worte, denen ja eine so über alles Hoffen herrliche Erfüllung zutheil geworden ist, beweisen zur Genüge, daß Giesebrecht bei aller Begeisterung für seinen Gegenstand doch weit davon entfernt ist, sich zum laudator temporis acti zu machen. Die gewaltige, oft ungezügelt und leidenschaftlich durchbrechende Kraft des deutschen Volks in jener großen Zeit freut ihn; ihn fesseln die riesigen Erscheinungen der weltgebietenden Kaiser und Könige; er ist stolz, sein Volk der Welt Gesetze geben zu sehen: und wer, der überhaupt noch patriotischer Begeisterung fähig ist, empfände hierin nicht mit ihm gleich? Aber er wird darum nicht blind für die großen Mängel und Gebrechen, die auch jener so großen und glänzenden Zeit anhaften und auf einzelne Theile derselben einen so tiefen Schatten werfen. Und doch ist Giesebrecht einer ganz andern, alles ins Schöne und Gute malenden Auffassung des Mittelalters angeklagt worden. Man hat gemeint, in Giesebrecht einen Hauptvertreter jenes halb romantischen, halb reactionären Phantoms, der christlich-germanischen Staatsidee, die in den funfziger Jahren in so vielen Köpfen spukte und zur Grundlage auch des modernen Staats gemacht werden sollte, entdeckt zu haben und bekämpfen zu müssen, hat ihm eine einseitige und im Grunde unhistorische Betrachtungsweise vorgeworfen und ihn wol gar beschuldigt, mit seinem Buche nur engherzigen politischen Tendenzen haben dienen zu wollen. Unsere

Leser entsinnen sich vielleicht der heftigen, ja mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit geführten Fehde, welche in der ersten Hälfte der sechziger Jahre über die Auffassung der deutschen Geschichte des Mittelalters und insbesondere des römisch-deutschen Kaiserthums geführt wurde und in welcher die äußersten Extreme durch Heinrich von Sybel und den innsbrucker Historiker, den um die Rechtsgeschichte des Mittelalters so hochverdienten Julius Ficker, vertreten wurden. In seiner Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“, hatte H. von Sybel den Beweis zu führen gesucht, daß die Verbindung des deutschen Königthums mit dem römischen Kaiserthum ein unheilvolles Verhängniß für die Entwickelung Deutschlands gewesen sei, und daß von dorther alles das Elend, die nationale Zerfahrenheit, die politische Machtlosigkeit, woran Deutschland bis in die Gegenwart hinsiechte, seinen Ursprung genommen habe. So geistvoll dieser Satz in manchen Einzelheiten durchgeführt ward, so blendende Lichter von da aus auf manche Krankheitserscheinung in unserm nationalen Leben fielen — die Auffassung war eine vorgefaßte, eine gemachte, die den Ereignissen doch mehr oder weniger Gewalt anthat. Ging Julius Ficker in der Verherrlichung des mittelalterlichen Kaiserthums auch hier und da etwas zu weit: seine Auffassung war doch in weit höherm Grade eine historische, eine unbefangene, und suchte nicht für das Elend der Gegenwart die Vergangenheit verantwortlich zu machen, nicht das Dunkel der Gegenwart dadurch heller erscheinen zu lassen, daß sie den Glanz der Vergangenheit verdunkelte. Es waren eigentlich doch nur in der politischen Praxis der Gegenwart zum Austrag zu bringende Gegensätze, die hier auf dem Gebiete der Geschichte zusammenplatzten: die kleindeutsche und großdeutsche Denkweise stritten miteinander mit geschichtlichen Argumenten, und in jener historisch-politischen Fehde warfen sozusagen die Ereignisse des Jahres 1866 ihren Schatten voraus. Auch Giesebrecht und sein Werk wurden, wie es nicht wol anders sein konnte, in diesen Streit verwickelt, d. h. es wurde über sie gestritten: die warme, begeisterungsvolle Darstellung, welche Giesebrecht von der Herrlichkeit der deutschen Kaiserzeit gegeben hatte, sollte zu der von Sybel bekämpften unhistorischen, unpolitischen Auffassung den Anstoß gegeben und dieselbe hauptsächlich zur Herrschaft gebracht haben. Wer das Werk Giesebrecht's kennt, wer es blos mit sachlichem Interesse, unparteiisch gelesen hat, für den hat es der Widerlegung einer solchen Beurtheilung desselben niemals bedurft. Und Giesebrecht hat daher durchaus recht daran gethan, daß, so sehr es sich dabei um ihn und sein Werk handelte, er damals nicht mit in die historisch-politische Fehde eintrat, sondern sein Werk sich selbst vertreten ließ: dieses und die Sache hat dadurch nur gewonnen. Bedurfte es noch einer Abweisung, so war dieselbe ebenso entschieden wie maßvoll gegeben in den Worten, die Giesebrecht in Bezug auf diese Verhältnisse in der Vorrede zu der dritten Auflage (1863) des ersten und zweiten Bandes aussprach:

Bekanntlich ist in den letzten Jahren über die Bedeutung des deutschen König- und Kaiserthums ein sehr lebhafter literarischer Streit geführt worden, in den auch der Name des Verfassers vielfach hineingezogen ist. Näher auf die streitigen Punkte einzugehen, erschien überflüssig, da alles, was der Verfasser zur Sache zu sagen hatte, bereits in den frühern Bearbeitungen erörtert war und seine Ansicht kaum zweifelhaft sein wird, wenn man das Buch liest wie es geschrieben ist. Allerdings ist das nicht immer geschehen, vielmehr sind dem Verfasser öfters Absichten beigemessen worden, die er weder hegt, noch jemals bekundet hat. So hat er eine einseitige Verherrlichung unserer Kaiserzeit weder schreiben wollen, noch meint er sie geschrieben zu haben. Die mangelhaften Verfassungszustände des Reichs, die Schwierigkeiten jeder durchgreifenden Reform, die Gefahren der engen Verbindung des Staats mit der Kirche hat er scharf genug betont, und so hoch er die persönlichen Verdienste unserer Kaiser stellt, fühlt er sich von einer unbedingten Bewunderung ihrer Thaten doch völlig frei. Vielleicht möchte ihm nichts mehr vorgeworfen sein als seine Auffassung der Persönlichkeit Heinrich's II., und doch schildert er in diesem Kaiser lediglich einen thätigen, wahrhaften und nüchternen Mann, der unter unsaglichen Mühen die erschütterten Ordnungen des Reichs herstellte; zu Glorificationen pflegt man andere Farben zu wählen, als die hier angewandt wurden.

Unbefangenheit der Auffassung und Gerechtigkeit in der Beurtheilung sind wesentliche Erfordernisse des Geschichtschreibers: wir sind der Meinung, daß der Verfasser der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ diese Eigenschaften in hervorragendem Grade bewiesen hat. Davon legt vor allem gerade der letzte abgeschlossene Theil seines schönen Werks ein glänzendes Zeugniß ab, die Darstellung des mit besonderer und durchaus gerechtfertigter Vorliebe behandelten Investiturstreits. Die historische Größe eines Gregor VII. und die Kühnheit der von ihm so genial geschaffenen Hierarchie ist mit einer Unbefangenheit gezeichnet und einer Unparteilichkeit gewürdigt, welche im Hinblick auf die die Gegenwart erfüllenden Kämpfe doppelt hoch anzuschlagen ist und einen neuen Beweis von dem Berufe Giesebrecht's zum Geschichtschreiber liefert.

Doch wir brechen ab; es galt, eine auf d. Bl. lastende alte Schuld abzutragen. Dem hochverdienten Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit aber wünschen wir, daß die von wahrer Begeisterung sich nährende Kraft, mit der er bisher gearbeitet und geschafft und sich um die Erweckung des jetzt so herrlich erblühenden nationalen Lebens unsers Volks ein so großes Verdienst erworben hat, ihm ungeschwächt erhalten bleibe und ihn das Werk, das eine der hervorragendsten Zierden unserer nationalen Literatur geworden ist, so vollkräftig und harmonisch, so aus einem Gusse, wie es begonnen ist, auch zu Ende führen lasse!

Hans Prutz.

Zur religiösen Frage.

1. Religiöse Reden und Betrachtungen. Von Adolf Hausrath. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Akademische Predigten von Heinrich Holtzmann. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Protestanten-Bibel Neuen Testamentes. Unter Mitwirkung von Bruch, Hilgenfeld, Holsten, Holtzmann, Krenkel, Lang, Lipsius, Pfleiderer, Späth und Ziegler, herausgegeben von Paul Wilhelm Schmidt und Franz von Holtzendorff. Erste Hälfte. Leipzig, Barth. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Die goldenen Worte der Bibel. Ein Lebensbuch für jedermann. Zum ersten male systematisch geordnet. Von Adolf Kohut. Leipzig, A. Herrmann. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Die genannten vier Werke, obwol nach ihrem Inhalt und den Zwecken ihrer Abfassung verschieden, haben das Gemeinsame, daß sie, das gute Recht der Religion vertheidigend, ihr dennoch mit Freiheit gegenüberstehen, an ihre Weiterbildung glauben und für dieselbe wirken, sei es, daß sie die durch Bibel und Kirche überlieferten religiösen Ideen mit dem modernen Zeitbewußtsein zu versöhnen suchen, sei es, daß sie uns zu den schriftlichen Urkunden der Religion zurückführen und uns dieselben unter neuen Gesichtspunkten und in neuen Formen vorführen. Bei den drei zuerst genannten Werken, zwischen denen ohnehin ein geistiger Zusammenhang mit Leichtigkeit zu erkennen ist, tritt dies deutlich und ausgesprochen zu Tage, aber auch bei dem letzten, einem Sammelwerk, werden wir dies seinerzeit zu bemerken haben.

Mit dem Buche „Religiöse Reden und Betrachtungen" (Nr. 1) bietet uns einer der namhaftesten deutschen Theologen der Gegenwart, Adolf Hausrath, eine Sammlung von Reden und Betrachtungen, aus Predigten erwachsen, die vom Verfasser in sehr verschiedenen Lebensstellungen gehalten sind. In einer ausführlichen Vorrede spricht er sich über seine Stellung zu den schwebenden religiösen Fragen aus. Wir haben vorerst von dieser seiner Stellung Kenntniß zu nehmen. Er beginnt, indem er den gegenwärtigen Zustand unsers religiösen Lebens überblickt, mit der Klage, daß derselbe kein erfreulicher sei. Infolge der praktischen Aufgaben, mit denen der menschliche Geist fast ausschließlich beschäftigt sei, habe die Productivität auf andern Gebieten nachgelassen. Mit der gleichen Unfruchtbarkeit wie die Kirche seien auch verwandte Lebensgebiete geschlagen. Die Philosophie, die Poesie und die frömmste der Künste, die Musik, sind in ähnlicher Weise absorbirt von einer rein empirischen Richtung des geistigen Lebens. Der Geist schöpft nichts mehr aus sich selbst, er vertieft sich nicht mehr in sich selbst, die schöne Form, die Principien seines Denkens, die Offenbarungen seines Empfindens sind ihm gleichgültig; Beobachtung, Erfahrung, Experiment und ihre Hülfswissenschaften gelten allein noch für geistige Thätigkeit, während die übrigen Organe brach liegen und verkümmern. So kommt es, daß die politisch und social so große Zeit religiös eine recht kleine ist. Trotz des Staubes, der über den kirchenpolitischen Händeln aufgeworfen wird, seien die religiösen Richtungen und kirchlichen Parteien bettelarm an Talent und die religiöse Schöpferkraft vollständig versiegt. Dieses Nachlassen der religiösen Productivität berühre den Protestantismus viel tiefer als den Katholicismus. Während in der katholischen Kirche der Gottesdienst getragen sei durch eine Liturgie, an der Jahrtausende gearbeitet haben, sei die protestantische Gegenwart durchaus auf sich angewiesen, ihr einziges Mittel der Erbauung sei das Wort. Sonntag für Sonntag soll der protestantische Cultusträger die Gemüther unter die Gewalt seiner Begeisterung, seiner Beredsamkeit und des Tiefsinns seiner Schrifterkenntniß stellen. Das mag in großen Epochen möglich sein; aber wo einst Luther, Calvin, Knox standen, da stehen nun wir! Unsere Klage, daß die Gemeinden so wenig empfänglich seien, vermag die Thatsache nicht zu verdecken, daß wir selbst so wenig religiöse Genialität besitzen, denn der Genius zwingt allezeit die Geister unter sein Gesetz und reißt alle mit sich, Wollende und Nichtwollende. War es überhaupt wohlgethan, den alltäglichen Haushalt der Kirche auf so seltene Gaben zu stellen? Ist es richtig, daß diejenige Lebensbestimmung, welche die Religion erzeugen will, sich am sichersten durch Wort und Rede mittheile? Versetzen uns nicht Melodie und Bild und Baukunst weit unmittelbarer in jene harmonische, das Göttliche ahnende, nach dem Ewigen verlangende Stimmung als das Wort? Sind nicht ganze Stände und ganze Lebensalter überhaupt unfähig, dem Gang auch der besten Rede bis zum Ende zu folgen? So weisen alle Fingerzeige darauf, das musikalische, ästhetische Element in unserm Gottesdienst zu verstärken, denn daß die Kunst der Religion verwandter sei als der Logik, erfahren wir sonntäglich, wenn die Predigt verstummt und dann im Choral einer der Meister des 16. oder 17. Jahrhunderts den Mund aufthut, um aus der Fülle seines Herzens zu uns zu reden. Daß der evangelische Gottesdienst so wenig befriedigt, ist aber in einer Zeit doppelt zu beklagen, in der die Kirche immer mehr auf ihre cultischen Aufgaben beschränkt werden will, während Unterricht, Armenpflege, Krankenpflege immer mehr staatliche Aufgaben werden, und soweit die kirchlichen Kreise auf das praktische Leben überhaupt noch Einfluß üben, ist es fast nur ein politischer, den die staatlichen Parteien gleichzeitig beklagen und ausnutzen. Wie sehr aber diese politisirende Theologie das innere Leben unserer Geistlichkeit geschädigt und verödet hat, erfahren wir jetzt schon genug. Der altgläubige Theolog droht zum blinden Werkzeug der Reaction, der freie zum politischen Kannegießer herabzusinken. Ein Irrthum ist es überhaupt, die kirchliche Frage durch Verbindung mit politischen Mächten in raschern Fluß bringen zu wollen, denn weder parlamentarische Siege, noch das eine oder andere politische System werden eine Frage entscheiden, die aus einer tiefen Umwandlung der Grundlage unserer Cultur erwachsen ist. Wenn wir nämlich den Gründen unserer kirchlichen Lage nachfragen, so weisen diese auf den ganzen Gang unserer Entwickelung seit bereits zwei Jahrhunderten zurück. Der Aufschwung der exacten Wissenschaften,

der die Umrisse unserer Weltanschauung so total veränderte, die religiöse Verstimmung, die der langjährige Religionskampf in den denkenden Geistern zurückgelassen hatte, die Resultate der neuen Wissenschaften, die zunächst nur den sogenannten Gebildeten zugute kamen, während man die Bevölkerung im großen fortfahren ließ, in ihren alten Begriffen zu denken und zu rechnen — alles das hatte einen geistigen Dualismus erzeugt, der die städtische und ländliche Bildung unserer Nation trennt, dem Staat wenig zuträglich, der Kirche aber geradezu verderblich ist. Indessen, das Christenthum hat schon andere Krisen erlebt und bei seinem Gang von einer Nationalität in die andere seinen originalen Genius festgehalten. Gefährlicher aber war ihm keine andere Wendung der Culturentwickelung als die mit dem 18. Jahrhundert auftretende, in der eine dem Christenthum durchaus selbständig gegenüberstehende Naturwissenschaft der Menschheit einen ganz andern Himmel und eine ganz andere Erde enthüllte, als sie das gesammte kirchliche Alterthum vorausgesetzt hatte. Die humanistischen Reformer des 16. Jahrhunderts hatten die antike Weltanschauung nicht bestritten, sondern bestätigt, die Naturwissenschaft dagegen legte, äußerlich genommen, alle Voraussetzungen der christlichen Weltanschauung danieder. So ist der lebenden Generation die schwierige Aufgabe geworden, sich den religiösen Genius des Christenthums zu erhalten und doch die Begriffe, in denen dieser Genius sich ausgesprochen, in die jetzt gangbar gewordenen umzusetzen. Daß die vorhandenen kirchlichen Richtungen diese Aufgabe zu lösen im Begriff seien, wird sich indessen kaum behaupten lassen. Weder die Gegner noch die Apostel der neuen Weltanschauung zeigen jene Kraft des religiösen Genius, der die Herzen dem Christenthum erhielte, auch nachdem die Köpfe sich an andere Begriffe gewöhnt haben. Denn darauf wird man alle Heilkünstler unsers kirchlichen Lebens zu verweisen haben, daß nur die innigste Versenkung in das religiöse Leben selbst der Kirche wird helfen können. Weder juristische Garantien der alten Lehre, noch organisatorische Aenderungen zum Besten der Gebildeten in der Kirche, noch ein eifriger Krieg gegen veraltete Vorstellungen und Einrichtungen werden den eigentlichen Sitz des Uebels treffen, denn es fehlt dieser Kirche nicht sowol an einem Bekenntniß oder einer Verfassung als an wirklichem religiösen Leben. Den genannten Uebelständen gegenüber hat nun die kirchlich freisinnige Richtung gemeint, die Entscheidung der kirchlichen Dinge den Gemeinden selbst in den Schos zu legen, und es ist sicher, daß aus unserm Theologenzank und unsern Bekenntnißwirren ein anderer Ausweg gar nicht zu finden ist. Allein es sollte von vornherein nicht übersehen werden, daß man wichtige Interessen doch nur denen anvertrauen darf, die sich thatsächlich als Interessenten ausweisen. Auch verspreche man nicht zu viel und meine nicht, die auf viel tiefer liegenden Gründen ruhende Abwendung von den religiösen Fragen dadurch heben zu können, daß man den Gemeinden größere Rechte gibt. Ein Gegenmittel gegen die Theologenherrschaft ist die Gemeindekirche gewiß; daß aber das religiöse Leben an solchen Aeußerlichkeiten hänge, möge niemand wähnen. Selbst wenn auf dem Wege der Gemeindekirche die Herrschaft einer vernünftigen und wissenschaftlichen Theologie durchgesetzt würde, dem religiösen Leben wäre damit noch immer nicht geholfen. Religion ist Abhängigkeitsgefühl, nicht vernünftige Ansichten über die Bibel. Eine Religion, die aus vernünftigen Ansichten bestände, wäre eine Musik von richtigen Paragraphen über den Contrapunkt. Für die Versöhnung der Bildung mit dem Christenthum ist darum noch immer kein anderer Weg als die Heranbildung wissenschaftlich geschulter und religiös begeisterter Theologen ersichtlich, während von der Erweckung eines neugierigen Interesses bei einem mehr liberalen als religiösen Publikum nichts zu erwarten ist. Den, der nicht religiöses Interesse genug besitzt, um sich in der Kirche zu erbauen, und nicht intellectuelles Interesse genug, um aus Büchern zu lernen, den lasse man lieber, wo er ist, und am wenigsten verderbe man den religiösen Herzen ihren Gottesdienst, indem man Materien einmengt, die nur auf die Gebildeten und Freisinnigen berechnet sind, mit dem Heile der einzelnen Seele aber lediglich nichts zu thun haben. Aufklärung, Freiheit, Bildung sind der Menschheit sicher zu wünschen, aber die Kirche ist wie jedes Ding der Welt zu etwas Bestimmtem da und nicht zu allen möglichen wünschbaren Zwecken. Sie ist nicht ein Institut der Aufklärung und Bildung, sondern eine Gemeinschaft des Glaubens und der Erbauung. Solange nicht die wirklich kirchlich betheiligte Gemeinde sich in jedem einzelnen Fall ihrer Pflicht erinnert, werden alle Resolutionen nichts helfen, und der Umschwung zu Gunsten einer liberalen Praxis wird sich nur dann vollziehen, wenn die Anhänger derselben unter den Geistlichen kirchlich mehr leisten als ihre Gegner und beweisen, daß auch in dieser Kirche des 19. Jahrhunderts noch etwas von dem Geist des alten arbeitsamen Protestantismus übrig ist. Der Verfasser schließt:

Wer wollte auch daran zweifeln, daß schließlich die Zeit der Kirche wiederkommen wird? Noch hat das Christenthum seine Arbeit an den Gemüthern nicht vollendet, daß man sagen könnte, es gehört der Geschichte an und hat seinen Lauf vollendet. Noch gibt es keine höhern Ideale des Lebens als die, die Jesus von Nazareth verkündete, und noch gibt es keine reinern Formen der Anschauung unsers Zusammenhangs mit dem Göttlichen als die des Evangeliums. Solange das Menschenherz das Menschenherz bleibt, wird ihm der Faden mit Gott nie ganz verloren gehen und damit auch der Kirche ein Feld ihrer Thätigkeit sicher sein. Solange um Wiege und Bahre die Frage geht, woher und wohin, solange Freude und Schmerz, solange Bündniß fürs Leben und Abschied vom Leben nach oben weisen, solange ein Herz von der Hitze des Lebens sich zu stärken begehrt in der kühlenden Tiefe des einen göttlichen Grundes, solange hat auch die Kirche hienieden ihr Amt, und wenn sie es recht verwaltet, wir es ihr niemand verachten.

Dies die leitenden Gedanken der Vorrede, die wir um ihrer Bedeutung willen in der vorstehenden Ausführlichkeit glaubten wiedergeben zu sollen. Man wird anerkennen müssen, daß der Verfasser hoch genug steht und weit genug sieht, um sich nicht durch enge Parteiinteressen bestimmen zu lassen. Mag er von der kirchlichen Gemeinschaft, der er selbst als Glied zugehört, auf benachbarte Kirchengebiete hinübersehen, mag er bei den innerhalb der eigenen Kirche bestehenden Richtungen verweilen, immer hat er das Ganze im Auge; er ist anerkennend auch gegen seine kirchlichen Gegner, nüchtern in der Beurtheilung der Zustände der eigenen Kirche, mit scharfem Auge das Wesentliche von dem Unwesentlichen scheidend, unerschrocken

die Schäden aufdeckend und sich keiner Selbsttäuschung hingebend, und doch voll Glauben an seine Sache. Daß die in dem Buche gebotenen Predigten den Namen von „religiösen Reden und Betrachtungen", den er selbst ihnen gibt, verdienen, wird ein kurzer Blick in den Inhalt rechtfertigen. So will gleich die erste Predigt zeigen, „daß die Religion zur Vollständigkeit unserer Weltanschauung gehöre", eine andere hat es mit der „Naturbetrachtung Jesu" zu thun, eine dritte betrachtet „Gott in der Geschichte". Klar und durchsichtig in der Anordnung, warm in der Darstellung, untadelhaft bis auf den kleinsten Faltenwurf des sprachlichen Gewandes, zeichnen sie sich ebenso durch religiösen Gehalt wie durch ihre vollendete Form aus und nehmen unter den Erzeugnissen der homiletischen Literatur einen hervorragenden Platz ein.

Auch bei dem unter Nr. 2 genannten Buche: „Akademische Predigten" von Heinrich Holtzmann, müssen wir vor allem die Stellung des Verfassers zu den kirchlichen und religiösen Zeitfragen kennen lernen, wie er selbst sie in der Vorrede seines Buchs angibt. Während die Betrachtungen von Hausrath über die schwebenden religiösen Fragen zumeist innerhalb der Kirche selbst stehen bleiben, ihren Besitzstand und das Recht ihrer Existenz als selbstverständlich voraussetzend, ihre Mängel und Schäden bloßlegend und die Mittel ihrer Heilung erwägend, geht der Verfasser der „Akademischen Predigten" weiter und faßt die bestehenden Conflicte tiefer; er fragt, ob man es überhaupt noch wagen dürfe, unserer Zeit und Gegenwart mit religiösen Bekenntnissen und Kundgebungen vor das Auge zu treten, da die Kinder dieser Zeit und Gegenwart sich soeben die entscheidenden Fragen zuwerfen: „Haben wir noch Religion?" „Sind wir noch Christen?" Diese Fragen sind geeignet, uns den ganzen Ernst der Lage fühlbar zu machen. Schärfer hat nie eine religiöse Krisis in die menschlichen Herzen und Gewissen eingeschnitten als die heutige. Zwar auch das Reformationszeitalter hat seine religiöse Krisis gehabt, aber damals hat der christlich gewordene Geist der europäischen Völkerfamilie sich nur mit seiner kirchlich incrustirten Form auseinandergesetzt. Noch gewaltiger war die Krisis in jener großen Wende der Zeiten, als aus dem Chaos des religiösen Synkretismus die geistige Schöpfung des Christenthums emportauchte. Aber auch hier galt alles Brüten und Gären jener Jahrhunderte doch kaum im Ernst der Frage, ob wir überhaupt noch Religion, in Wahrheit nur der andern, welche Religion „wir haben". Anders stehen die Sachen heute — heute fragt es sich, ob überhaupt ein Gottesgedanke neben dem philosophisch durchgearbeiteten und ästhetisch verklärten Menschheitsgedanken noch Bestand habe, und welcher. Das ist die Frage der Religion. Heute handelt es sich um den specifischen Werth des Beitrags, welchen diejenige Persönlichkeit, deren „Leben" und „Geschichte" schon seit vierzig Jahren immer wieder aufs neue und unter beispielloser Betheiligung sowol des theologischen wie des nichttheologischen Publikums hergestellt wird, zum Gottesbegriff und zum Menschheitsideal geliefert hat. Das ist die Frage des Christenthums.

Um diese beiden Mittelpunkte bewegen sich nun auch in der Hauptsache die Gedanken und Betrachtungen, mit welchen der Verfasser in seinen Predigten vor die Oeffentlichkeit tritt. Daß er zu den beiden angedeuteten Fragen eine durchaus bejahende Stellung einnimmt, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Wesentlich bejahender Natur ist ja auch, nach seiner Meinung, trotz des Ernstes der beschriebenen Lage und der breiten Schatten, welche der Zweifel hereinwirft, der Grundzug unserer Zeit. Nichts kann leichtfertiger sein, als es sofort im Sinne der Verneinung, der Gottlosigkeit und Religionsfeindschaft zu deuten, wenn sich die alten Fragen nach Gott, Welt und Seele einem Geschlechte mit kritisch geschärften Sinnen und vielfach enttäuschtem Gemüthe schwerer aufs Herz legen. Daß sie so vielen unlösbar erscheinen, für ebenso viele wenigstens zu keiner recht zuversichtlichen Lösung gedeihen wollen, kommt eben daher, daß sie von jedem kräftig denkenden und fühlenden Menschen wieder aufs neue, von vorn wollen in Angriff genommen und zu individuellster Befriedigung durchgearbeitet werden. Dessen wenigstens dürfen die raschen Ankläger der Gegenwart sicher sein: studirt wird heutzutage das religiöse Problem an viel mehr Orten, als sie wissen und glauben mögen. Studirt wird es gleichmäßig von der Mutter, die den wunderbaren magnetischen Zug im Herzen ihrer Liebsten bemerkt und nach dieser Beobachtung den Maßstab für ihre erzieherischen Pflichten und Aufgaben zu gestalten strebt, und vom Staatsmann, der die Wirkungen des gewaltigen Gravitationsgesetzes in dem immer wieder den religiösen Ruhepunkt aufsuchenden Gemüthe der Völker in den Bereich seiner Combinationen aufzunehmen sich bemüht. Insbesondere wird unsere deutsche Volksbildung ihre Grundlage niemals auf die Dauer in der philosophischen, ästhetischen, naturwissenschaftlichen Schicht finden, sondern nur in der Religion. Für die Richtigkeit dieses einfachen Resultats aller Experimente, die seit hundert Jahren gemacht worden sind, kann immerhin Brief und Siegel gegeben werden. Aber freilich, zu diesen Experimenten gehörte ja auch die einfache Wiederaufnahme der religiösen Bewußtseinsformen des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Verfasser will in seinen Predigten gegen diesen Anachronismus nicht polemisiren, denn Polemik ist nicht Erbauung, Protestiren nicht Andacht. Aber das Urtheil der Geschichte ist bereits gefällt wider den tollen theologischen Einfall, einmal dergleichen zu thun, als hätten Kant und Schleiermacher nicht gelebt, und als gäbe es in der Gegenwart keine Naturwissenschaft, keine Menschen- und Seelenlehre, vor allem auch keinerlei gesicherte historische Reproduction der geistigen Processe, durch welche es zur Schöpfung des Christenthums gekommen ist. Wenn im Verlauf der letzten hundert Jahre zweimal — zuerst seit 1814, dann wieder seit 1848 — die kirchliche Strömung über die Völker Europas hereingebrochen ist wie ein Verhängniß, so bedeutete das mehr einen Mangel als eine Kraft. Nicht weil sie von der Realität der Glaubenswahrheiten eine positivere, eine klarere und solider begründete Ueberzeugung gewonnen hatten, sondern vor allem weil sie todmüde und trost-, zuweilen auch schlafbedürftig waren, haben sie sich einer in vielen Fällen rein improvisirten Frömmigkeit in die Arme geworfen, und sind infolge dessen die Actien der Kirche gestiegen. Unter den Mächten, die dieser kirchlichen, in das 16. und 17. Jahrhundert zurückgreifenden Reaction entgegenwirken, steht

noch immer der, in der Theologie zwar dürftig, in den Gemeinden jedoch um so nachhaltiger vertretene alte Rationalismus obenan, doch darf man zu der Lebensfähigkeit der rationalistischen Ideenwelt keine allzu große Zuversicht fassen. Auch dem ästhetisch und modern aufgeputzten Rationalismus gegenüber muß daran erinnert werden, daß sich die Epoche der Romantik und der speculativen Philosophie so wenig durchstreichen läßt, als die Blütezeiten Lessing's und Kant's. Religion ist vor allem auch ins Große gehende Weltanschauung, hergestellt mit den Mitteln jener ursprünglichen Gottesahnung, welche die edelsten Organe der menschlichen Natur bilden und oft gerade bei den „Unmündigen" und „Armen im Geist" in der Form einer fast künstlerisch zu nennenden Virtuosität wirksam werden. In dieser höchsten Richtung, nach welcher das theologische Denken thätig sein soll, und in der bis zur Stunde nur vereinzelte, freilich zum Theil höchst beachtenswerthe und ehrwürdige Versuche gemacht sind, wollen nun auch die vorliegenden Predigten einen Beitrag liefern.

Man sieht, daß diese Gedanken des Verfassers, trotz der verschiedenen Richtung, die sie nehmen, dennoch mit denen von Hausrath sowol die Impulse wie die Ideale gemein haben. Wenden wir uns nun zu den vorliegenden Predigten selbst, so bemerkt uns der Verfasser, er habe sich mehr ein Publikum von Lesern als von Hörern gedacht, und wenn die vorherbesprochenen Predigten von Hausrath sich mit gutem Bedacht „religiöse Reden und Betrachtungen" nennen, so möchte der Verfasser die seinigen lieber „religiöse Reflexionen und Meditationen" nennen. Wenn er selbst sie so nennt, so dürfen wir schon im voraus den Schluß machen, daß in diesen Predigten das Element der Unmittelbarkeit ein wenig zurücktreten wird. Aber nicht blos nach dieser formellen, sondern auch nach der Seite des Inhalts unterscheiden sich diese Predigten von denen Hausrath's. Während nämlich der letztere von vornherein erklärt, daß er es nicht für die Aufgabe der Kanzel halte, von den großen Ideen der Zeit und Geschichte, von den Kämpfen des Jahrhunderts und ihren Errungenschaften zu reden, daß er nicht an die Menschheit, sondern an einzelne Herzen sich wenden wolle, ob da oder dort einer mit ihm zusammenstimme, haben die Predigten von Holtzmann unverkennbar einen Zug, die Erscheinungen der Zeit und Geschichte ins Auge zu fassen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ein Blick in den Inhalt der Predigten wird dies bestätigen. Er macht z. B. die gesellschaftliche Frage zum Gegenstand seiner Erörterung, er wendet sich gegen die herrschende materialistische Weltanschauung und fordert sie auf, zu zeigen, wie dunkler Stoff mit der Nothwendigkeit natürlichen Geschehens zum hellen Geiste werde, oder Gott zu bekennen, er charakterisirt unsere Zeit als „eine Zeit der Selbsthülfe" u. a. m. Wo die Reflexion sich vertieft, entfaltet sie nicht selten eine intensive Kraft der Beredsamkeit, und die geistig durchgearbeiteten Gedanken prägen sich dem denkenden Leser und Hörer lebendig ein.

Als ein praktisches Hülfsmittel zur Verwirklichung der in den vorigen Werken ausgesprochenen Ideen bietet sich die unter Nr. 3 genannte „Protestanten-Bibel Neuen Testaments", deren vorliegende erste Hälfte die vier Evangelien und die Apostelgeschichte behandelt. Sie will in den kirchlichen Wirren der Gegenwart und den ihnen zu Grunde liegenden religiösen Bewegungen ein tieferes Verständniß der Bibel ermöglichen und ist ein für die denkenden Leser bestimmter Commentar des Neuen Testaments. Sie bietet, in Kürze gesagt, dreierlei: berichtigte Uebersetzung, kurze Erklärung und geschichtliche Untersuchung des Bibeltextes. Dem Verhalten des jetzt lebenden Geschlechts zur Bibel, das zwischen den Gegensätzen eines dem Buchstaben erwiesenen Götzendienstes und geringschätziger Verwerfung schwankt, will sie ein Ende machen, indem sie einen Blick gestattet in das Werden der neutestamentlichen Bücher, deren Verfasser nicht miteinander die ältesten Vorgänge der christlichen Geschichte berichtet haben, sondern nebeneinander, nacheinander und öfter auch gegeneinander. Dabei jedoch bedeuten die scheinbaren Widersprüche im Neuen Testament nicht mehr als die Wellenschwingungen eines in seiner Tiefe unbewegten Oceans. Einzelnes, die Auslegung der biblischen Bücher oder die Einleitung in dieselben Betreffende anzuführen, muß theologischen Fachzeitschriften überlassen bleiben; hier muß es genügen, den Geist des Werks zu charakterisiren, das um seines Zwecks willen, der kein anderer ist, als der Anfeindung zwischen Vernunft und Glauben, zwischen Religion und Wissenschaft ein Ende zu machen, und um des Fleißes und der Gründlichkeit willen, mit der die Herausgeber sich ihrer Aufgabe unterzogen haben, eine ernste Berücksichtigung verdient.

Schließlich haben wir noch die Sammelung biblischer Sprüche von A. Kohut (Nr. 4) zu erwähnen. Der Verfasser findet, daß die Bibel besonders deshalb noch nicht ein Gemeingut für die gesammte Menschheit, ein Lebensbuch für jedermann geworden sei, weil die Lektüre der biblischen Schriften durch das Locale, Nationale, Unzeitgemäße so sehr erschwert werde; deshalb habe er sich bemüht, in den vorliegenden „Goldenen Worten der Bibel" ein Lebensbuch zu schaffen, in welchem nur der Genius des Ewigen waltet und der Odem Gottes weht. Wenn auch nach unserm Dafürhalten einige der aus dem Urtext neu übersetzten Sprüche zu stark modernisirt sind, so ist doch wieder die neue Form und Fassung anderer von großer Schönheit und Prägnanz. Die Sammlung kann, abgesehen von ihrem erbaulichen Zweck, immerhin einen Fingerzeig bieten, wie dem längstgefühlten Bedürfniß einer neuen Verdeutschung der Bibel abzuhelfen sei. Zu erwähnen ist noch, daß die unter gewisse Kategorien systematisch und übersichtlich geordneten Sprüche nur aus dem Alten Testament genommen sind, mit Berücksichtigung einiger nicht in die Bibel aufgenommenen Bücher aus der Zeit der sogenannten Apokryphen. Von dem Ganzen gilt das Wort Lessing's, daß keine Arbeit unnütz ist, die einem andern Mühe erspart.

Neue Uebersetzungen der Werke Molière's.

1. Molière. Mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen. Herausgegeben von Adolf Laun. I. Le Misanthrope. Berlin, van Muyden. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Molière's höheres Lustspiel. In fünffüßigen paarweis gereimten Jamben von Adolf Laun. Erster Band: Tartüff. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit Andeutungen für die Darstellung. Berlin, Denicke. 1872. 8. 15 Ngr.

Der langen Vernachlässigung Molière's ist ein allseitiges Bestreben, ihm gerecht zu werden, gefolgt. Die Bühnen haben, dank einigen bedeutenden Charakterdarstellern, das Vorurtheil gegen eine ganze Reihe seiner Stücke überwunden, und auch das bisjetzt auf den deutschen Theatern noch für unmöglich erachtete, obengenannte Stück wird früher oder später die Meinung widerlegen, daß Molière in seinen Charakterdramen veralten könne. Die von Laun veranstaltete Ausgabe (Nr. 1) verdient die wärmste Empfehlung. Er ist nach allen Richtungen auf dem weitschichtigen Gebiet der Molière-Literatur heimisch und weiß ein sehr gründliches Wissen mit Geschick und Geschmack dem minder kundigen Leser dienstbar zu machen. Ueber die Sucht mancher Molière-Ausleger, alles und jedes in seinen Stücken auf bestimmte Persönlichkeiten oder private Vorgänge zurückzubeziehen, urtheilt Laun mit Recht in misbilligender Weise: das heiße, sagt er, den frei schaffenden Künstler zum mechanischen Daguerreotypisten machen.

Der Verfasser hat im Jahre 1865 „Molière's Charakterkomödien“ in gereimten Alexandrinern herausgegeben. Jetzt unternimmt er, mit in der That bewundernswerther Hingabe an seinen Lieblingsautor, die Umdichtung jener seiner Uebersetzung in paarweise gereimte fünffüßige Jamben (Nr. 2). Laun sucht im Vorworte darzuthun, was ihn zu dieser selbsteigenen Concurrenzausgabe veranlaßt. Er habe mit derselben, sagt er, vorzugsweise die Bühne im Auge; sie perhorrescire bekanntlich den Alexandriner. Außerdem fühle er denn doch auch, daß der Alexandriner „in unserer kurzen zusammenfassenden, messenden Sprache zur schleppenden Breite, zur Monotonie und zu Flickwörtern führt“. Schiller hat in dem Citat, auf welches die Uebersetzung als Motto verweist, von dem Alexandriner Molière's gesagt: jedes Gefühl, jeder Gedanke werde in das Bett des Prokrustes gezwängt. Dennoch meint Schiller: „Wird in der Uebersetzung mit Aufhebung des alexandrinischen Reims die große Basis weggenommen, worauf diese Stücke gebaut sind, so können nur Trümmer übrigbleiben.“ Ueber diese schwierigen Fragen gibt es bekanntlich viele Ansichten, und Schiller's Urtheil kann auf dem Gebiete der Uebersetzung nicht für allein maßgebend gelten. Uebrigens plaidirt er nicht für den Reim, sondern für den alexandrinischen Reim, und sagt über den unlösbaren Zusammenhang dieser Versart und der Molière'schen Stücke: „Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen auch den ganzen innern Geist dieser Stücke.“ Solcher Art würde Molière nur in Alexandrinern zu verdeutschen sein. Daß sich diese Form in Deutschland keine Freunde erwirbt, hat Laun aber erfahren, und es fragt sich nun, ob der von ihm betretene Mittelweg zu besserm Erfolge führt, und ob der Reim überhaupt für Molière unbedingt nöthig ist. Daß dieser selbst ohne denselben fertig zu werden wußte, beweisen seine Prosastücke. Und wohl dürfte Jonson's Wort: „Bediene sich des ungereimten Verses, wer sich fähig glaubt Staunen zu erregen; wer nur hoffen kann zu gefallen, der erniedrige sich zum Reim“, auf Molière in solchem Sinne Anwendung finden, daß seine Muse höhern Zielen als dem des bloßen Gefallens nachstrebt und deshalb nicht an den Reim gebunden ist. Voltaire sagt einmal: „Die Probe eines guten Verses macht man, indem man ihn in Prosa auflöst.“ Molière's Sprache besteht diese Probe. Denn die Zartheit und der Wohlklang seiner Verse sind nur untergeordnete Seiten der Sprache Molière's. Die strenge Sachgemäßheit jedes Ausdrucks, die natürliche Einfachheit, oder in andern Fällen die geistreiche Gedankentiefe, wenn nicht die schlagfertige Derbheit, Bornirtheit, Unverschämtheit, immer in überraschender Richtigkeit der Wahl des für die Situation und für die Rolle geeigneten Worts: das alles bildet die eigentlichen Elemente des Molière'schen Zaubers. Diese aber in eine gereimte Verdeutschung hinüberzuretten, ist geradezu unmöglich. Es möchte daher auch das Verdienst der bekanntlich sich auf reimlose fünffüßige Jamben beschränkenden Uebersetzung des Grafen Wolf Baudissin mit dem Hinweis auf die „bequeme“ Machweise dieser Versart doch nur mit zweifelhaftem Rechte in Frage gestellt sein. Denn auch der Reim wird an sich heutzutage nicht als etwas wesentlich Unbequemes zu betrachten sein, und wenn ihm zu Gefallen jene eigentlichsten Vorzüge des Originals dennoch eine Einbuße erleiden — wie dies bei der vorliegenden Uebersetzung der Fall ist und nicht anders sein kann —, so wird man doch wol besser thun, die bequemere Form um ihres zutreffendern Inhalts willen sich gefallen zu lassen. Auch innerhalb ihrer wenig beengenden Grenzen hat der Uebersetzer ja noch die größten Schwierigkeiten zu lösen, will er im feinsten Verständniß wirklich seinem Autor nach Gebühr gerecht werden; und daß jene für die Bühne uns so lieb gewordene Form dem Uebersetzer die Möglichkeit bietet, statt der durchweg in zwei Reimverkoppelungen gegliederten Redeweise eine fließende und lebendige dramatische Sprache zu erzielen, diesen Vortheil wird vor allem der Darsteller als einen schwerwiegenden bei den zahlreichen Aufführungen der Baudissin'schen Uebersetzung schon erkannt haben.

Zum Vergleich seien hier zwei Proben aus den beiden Uebersetzungen einander gegenübergestellt.

Graf Wolf Baudissin:

Madame Pernelle.

Da hört man's! solche Reden sind's, Frau Tochter,
Die euch gefallen. Schweigen muß man freilich
In euerm Hause; denn mit Schwatzen bringt
Die junge Frau das ganze Leben hin.
Allein heut' will ich endlich auch einmal
Mein Herz ausschütten; und so sag' ich denn,
Daß nie mein Sohn ein beßres Werk gethan,
Als da er diesen Frommen nahm ins Haus;
Daß ihn der Himmel uns hieher gesandt,
Euch auf die rechte Bahn zurückzuführen;
Daß ihr um eures Seelenheiles willen
Ihn hören solltet; daß er nichts verdammt,
Was nicht verdammungswerth ist. Eure Bälle,
Besuch' und Assembleen, sie alle sind
Erfindungen des Teufels. Da vernimmt
Man nie ein frommes Wort; wir hören nur
Wortspiele, müß'ge Reden, schalen Witz;
Meist trifft das Hauptgespräch den lieben Nächsten,
Und blieb es nur bei dem; der zehnte nicht
Wird hier verschont. Ein solches Durcheinander
Muß jedem Klugen den Verstand verwirren!

Adolf Laun:

Die schwatzt solch Zeug, weil's ihnen so gefällt,
Und ich bin stumm, weil sie den Mund nicht hält.
Der steht nie still und plappert immer fort,
Doch meinerseits nähm' ich auch gern das Wort,
Mir däucht, mein Sohn hat weise sich benommen,
Daß er den frommen Mann ließ zu sich kommen.
Der Himmel hat ihn euerm Haus geschenkt,
Damit er euch zum Pfad des Himmels lenkt,
Ein jeder müßt' ein achtsam Ohr ihm leihn,
Sein Tadel scheint mir ganz gerecht zu sein.
Die Tanzpartien in späten Abendstunden,
Die hat der Böse doch gewiß erfunden.
Kein Wort wird da dem Ewigen geweiht,
Geschwätz ist alles, Tand und Eitelkeit.
Man plaudert, kichert, stichelt immerfort,
Und nie hört man dabei ein ernstes Wort;
Jedweder wird zum Ziel des Spotts erkoren,
Nicht Freund noch Feind bleibt dabei ungeschoren.

Auch die Originalstelle wird hier zur Verdeutlichung dessen, worauf es ankommt, anzureihen sein:

Voilà les contes bleus qu'il vous faut pour vous plaire,
Ma bru. L'on est chez vous contrainte de se taire.
Car Madame à jaser tient le dé tout le jour.
Mais enfin je prétends discourir à mon tour.
Je vous dis que mon fils n'a rien fait de plus sage
Qu'en recueillant chez soi ce devot personnage;
Que le ciel au besoin l'a céans envoyé
Pour redresser à tous votre esprit fourvoyé;
Que pour votre salut vous le devez entendre
Et qu'il ne reprend rien, qui ne soit à reprendre
Ces visites, ces bals, ces conversations
Sont du malin esprit, toutes inventions.
Là jamais on n'entend de pieuses paroles,
Ce sont propos oisifs, chansons, fariboles,
Bien souvent le prochain en a sa bonne part
Et l'on y fait médire et du tiers et du quart,
Enfin les gens sensés ont leurs têtes troublées
De la confusion de telles assemblées.

Die obige Stelle wurde nicht besonders ausgewählt; andere hätten vielleicht die Unzulänglichkeit einer gereimten Wiedergabe der Molière'schen Verse noch besser veranschaulicht. Aber schon hier wird die Sache einigermaßen klar werden. Nichts ist der Molière'schen Redeweise fremder als Tautologien. Gerade zu ihnen greift ein Uebersetzer in seiner Reimbedrängniß aber erfahrungsgemäß am meisten. Auch findet sich denn bei Laun gleich in der zweiten Zeile für die einfachen Worte

Car Madame à jaser tient le dé tout le jour

eine dreifache Wiedergabe des nämlichen Gedankens:

Weil sie den Mund nicht hält;
Der steht nie still und plappert immerfort.

So etwas kann nur passiren, wo das Reimbedürfniß einer folgenden Zeile (wie hier „doch meinerseits nähm' ich auch gern das Wort") dazu zwingt.

Weiter verführt das Bestreben, zwei Reihen immer zu einem Couplet abzurunden, den Uebersetzer dazu, daß er völlig coupletwidrige Molière'sche Perioden in Doppelzeilen gesonderter Art zerbröckelt. Jenes pretentiöse viermalige „que", mit dem Madame Prenelle in den Zeilen 5, 7, 9 und 10 so effectvoll auffsummirt, was alles zu Gunsten der Einführung des Tartuffe spricht, wird solcher Art vollständig beiseitegelassen und der Advocatenton der raisonnirenden Alten dadurch sehr abgeschwächt. Daß sie überhaupt nicht positiv spricht, wie im Original, sondern blos muthmaßend mit einem „mir deucht", „mir scheint", „doch gewiß", „doch nähm' ich auch gern das Wort", diese Wendungen, welche dem Geist der Rolle entgegen sind, lassen sich ebenfalls nur durch den Reimzwang erklären, der auf die Silbenzahl der Zeile beengend zurückwirkt und die Einschiebung von Flickwörtern aufnöthigt.

Ob es sich der Mühe lohnt, unter solchen Erschwerungen und den unausbleiblichen Folgen derselben Molière in Reimen zu übersetzen, scheint nach diesem allen doch mehr als fraglich. Im allgemeinen kann man den Reim für unsere Bühnensprache als überwunden betrachten. Die vielen Gemeinplätze, die zur Zeit Contessa's, Kotzebue's, Körner's und anderer sich unter seinem schillernden Prunkkleide einschmuggelten, haben ihn auf der Bühne in Miscredit gebracht. Schon ein gewisses Mistrauen kommt ihm daher entgegen, und je näher man zusieht, desto mehr erweist sich dasselbe als berechtigt.*) Bei Molière will aber noch erwogen werden, daß er immer in erster Linie zu unserm Verstande spricht, während der Reim vornehmlich sich an das Gefühl wendet und stimmend wirkt. Es möchte somit wol ganz richtig geurtheilt sein, wenn Graf Baudissin im Vorwort der von ihm unternommenen Uebersetzung seine Meinung dahin abgibt: „Wie Molière in der für Frankreich herkömmlichen Versart schrieb, so müssen wir ihn in der bei uns längst eingebürgerten Form, in fünffüßigen (reimlosen) Jamben wiedergeben, die sich ebenso wohl für das höhere Lustspiel wie für die Tragödie eignen und von den Engländern von jeher für beide Gattungen verwendet worden sind."

Robert Waldmüller.

*) In Wilhelm Jordan's Lustspielen gibt der Reim geistvollen Gedanken doch eine scharfe Pointirung. D. Red.

Vom Büchertisch.

1. Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Von L. Geiger. Zweiter Band. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) Stuttgart, Cotta. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser, welchem eine reiche Sprachkenntniß und ungemeiner Scharfsinn in Erforschung der sprachlichen Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu Gebote steht, geht von dem Grundsatze aus, daß zwischen Wahrnehmen und Benennen ein unmittelbarer Zusammenhang stattfindet; daß ein Gegenstand, auf diejenige Art, welche überhaupt zur Benennung führt, wahrgenommen, nicht eine Weile unbenannt bleibt, sondern sofort nach der ersten derartigen Wahrnehmung auch benannt wird; daß körperliche Anschauungen früher zu sprachlichem Ausdruck gekommen sind als die Vorstellung irgendwelcher geistigen Beschaffenheiten, welche immer mehr oder minder Abstraction ist. Indem er fortwährend die indogermanischen Sprachen miteinander vergleicht, erhalten wir eine Menge von Wortbildungen, die, so verschiedenartig sie sich auch produciren, doch alle einer und derselben Wurzel entstammen, deren Laute uns in die ersten Culturstufen der Menschheit, in eine sehr naturwüchsig angelegte Geisteswerkstätte führen. So bespricht der Verfasser die verschiedenen Ausdrücke für Malerei und Schrift, weist nach, wie diese Ausdrücke ursprünglich „malen" und „schreiben" zugleich bedeuten, wie das Malen vor dem Schreiben stattfand, dieses aus jenem sich entwickelte, wie die erste Anwendung der Schrift eine religiöse, monumentale, das Schreiben aber, worauf auch die Wortstämme hindeuten, zuerst ein „Ritzen" war, und dies bringt den Verfasser auf den Gedanken, daß das Schreibmaterial, welches ursprünglich der Sprache bei ihren Benennungen vorschwebte, kein anderes als der menschliche Körper gewesen sei, daß, mit andern Worten, das Schreiben sich aus dem Tätowiren entwickelt habe. Dies gibt Veranlassung die Gründe des Tätowirens bei verschiedenen Völkern des Alterthums und der Neuzeit zu erörtern. Interessant ist auch, was der Verfasser über die Wörter Arm, Arbeiten, Leiden sagt, wie ursprünglich ein und dasselbe Wort für diese drei Begriffe vorhanden ist, sofern dieselben in den ersten Zeiten in eins zusammenfließen, und dieses Wort zugleich auf Knechtschaft hinweist, da anfangs nur der Knecht es war, der Arme, der Gedrückte, welcher arbeitete. So fällt der Begriff der Arbeit der Zeit nach mit dem des Standesunterschieds zusammen. Merkwürdig ist dem Verfasser, daß bei den vielfachen Schilderungen, welche sich in den ältesten Büchern über himmlische Erscheinungen finden, die blaue Farbe des Himmels, welche unsern modernen Dichtern ein so willkommenes Motiv ist, niemals erwähnt wird. Weder die Vedas noch die Bibel, der Koran oder die Homerischen Gedichte sprechen von der Bläue des Himmels, obgleich dieselbe gerade in den Ländern, wo diese Bücher entstanden sind, mit ganz besonderm Reize wirkt. Die leuchtende Sonne und die Morgenröthe nehmen, vielfach im Zusammenhang miteinander, alles Interesse in Anspruch, und das Blau geht leer aus. Kenntniß der blauen Farbe und Darstellung des blauen Himmels fand sich zuerst bei den Aegyptern, deren Cultur zwar keine primitive war, deren technische Frühreife aber unbestreitbar ist. Daraus entsteht eine Art Geschichte des Farbensinns, woran der Verfasser auch eine Geschichte des Geruch- und Tonsinns reiht, seine Beweise überall aus den ältesten schriftlichen Denkmalen, aus Wortstämmen und Wortformen entlehnend.

Nach Vorstehendem brauchen wir kaum zu sagen, daß das 391 Seiten umfassende Buch eine Fülle von neuen Gedanken, Anschauungen und Forschungen enthält, welche einen Theil der Entwickelungsgeschichte der Menschheit ausmachen und dunkle Partien in dem Culturgang der Völker auf überraschende Weise beleuchten.

2. Oberhessisches Sagenbuch, aus dem Volksmunde gesammelt von Theodor Bindewald. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1873. 8. 1 Thlr.

Jakob Grimm hat vor drei Jahrzehnten an den deutschen Sprachforscher Weigand geschrieben und ihn aufgefordert, vogelsberger Volkssagen zu sammeln und sammeln zu lassen. Auf dieses hin hat der in Oberhessen wohnende Verfasser es unternommen, alle möglichen Sagen in der Gegend des Vogelsbergs zu sammeln und in diesem Buche zu veröffentlichen. Dabei hat er sich bemüht, der Sage ihre ursprüngliche Färbung und das ihr eigenthümliche Gepräge des Volksmundes zu belassen, um sie einem Fossil oder einer alten Münze gleich zur Ausstellung zu bringen. Mag dadurch auch manche dieser Erzählungen einen etwas „erdigen Beigeschmack" bekommen, so ist uns dies durchaus nicht leid; denn was unmittelbar dem Volksmund entnommen ist, führt sich besser in Volkstracht als in anderm Gewande ein. Gar gern lasen wir, wie der alte Mann von dem beschwerlichen Gange „hundsrackermüde" wurde, oder wie der arme Schelm, der das Wohlleben der Reichen mitmachen möchte und zu diesem Behuf einen Pact mit dem Teufel eingeht, gleich darauf es sehr zu Herzen nimmt, daß er sich in ein solch „Schlamassel" begeben hat. Die Sagen haben es mit Göttern und heiligen Bergen, mit Göttinnen und heiligen Brunnen, mit der Jagd des wilden Jägers, mit der Erscheinung weißer Frauen, mit Riesen und Zwergen, Nixen und Hexen, Zauberern und Teufeln, Schlangen und Drachen zu thun, schildern uns in reicher Mannichfaltigkeit die phantastischen Gebilde des Volksaberglaubens und sprechen in der treuherzigsten Weise von dem lebendigen Verkehr der guten Vogelsberger mit überirdischen Wesen, sei es guter, sei es böser Natur. Viele derselben dienen zur Einkleidung einer moralischen Sentenz; andere, wie „Außer dem Leibe" (Nr. 169), erinnern an Justinus Kerner'sche Träume von einem selbständigen Leben der Seele außerhalb des Körpers, von einem Verkehr derselben mit andern Menschen, was die Pfarrfrau von Wetterfeld eine Fahrt durch die Luft, aber außer dem Leibe, nennt. Daß die Sage von der Ochsenhaut der Königstochter Dido an der Sage von dem wilden Weibsbild bei Birstein eine Concurrentin hat, ist jedenfalls interessant; die Erklärung des Ausdrucks „der arme Teufel" aus einem Vorfall,

wo eine arme Bäuerin den Teufel überlistet und fast um all sein Geld bringt, sodaß er ausruft: „Ei, ihr Hagelsweibsleute! so seid ihr ja noch zehnmal schlimmer als der Teufel selbst!“ ist voll trefflichen Humors. Einen düstern Gegensatz bildet die Sage von dem Sohne der Hexe, der seine Mutter, weil sie seine Geliebte an den Teufel verhandeln will, grün und blau schlägt. Für einen „lutherischen“ Geistlichen, wie der Verfasser, mag es eine Genugthuung sein, wenn die Sage den reichen Bauer von Eschenrod, der seinen Knecht am Christfest nicht in die Kirche gehen läßt, sondern in den Wald zum Holzhauen mitnimmt, an den Buchenstamm, auf welchem er nach der Arbeit den mitgenommenen Imbiß sich hat schmecken lassen, festbannt, sodaß er wie angewachsen ist, losgesägt werden muß, aber während dieser Procedur sich verblutet. Ein solches Exempel wirkt noch ganz anders als ein „verschärfter“ Verweis des berliner Oberkirchenraths, selbst wenn der Herr Generalsuperintendent Dr. Brückner ihn ertheilt. Wie ist doch die Welt so heruntergekommen! Darum hat Jakob Grimm ganz recht, wenn er schrieb: „Treiben Sie doch zu vogelsberger Sammlungen!“

3. Fritz, de dithmarscher Buerjung oder de Angelsche Godsherr. Wohrheit un Dichdung. Von Fritz Buckow. Lübeck, Schmidt Witwe. 1873. 8. 1 Thlr.

Fritz Buckow gibt uns im vorliegenden Buche, „Fritz, de dithmarscher Buerjung oder de Angelsche Godsherr“ ein warmes lebendiges Bild Schleswig-Holsteins und zwar in dessen eigener Sprache, was das Ganze origineller und anziehender macht. Land und Leute sind gleich anschaulich und treffend dargestellt. Fritz, der Held der Geschichte, ist ein Bauernjunge aus der Marsch, ein echt deutscher kräftiger Charakter. Früh schon kommt er in die Fremde, nach Angeln, um dort zu lernen und etwas Tüchtiges zu werden. Obwol in die günstigsten Verhältnisse versetzt, bleibt er doch seiner einfachen Heimat treu. Der Verfasser rühmt vorzüglich die Heimatliebe der Marschbewohner.

Das Glück ebnet Fritz alle Wege und zieht ihm überall als leuchtender Stern voran. Anstatt ihn zu verderben, wie so viele, erhebt und veredelt es ihn nur. Einer der schönsten Züge seines Charakters ist die tiefe Dankbarkeit, die er seinen Pflegeältern, wie überhaupt allen, die ihm je Gutes gethan, beweist. In seine Jünglingsjahre fallen die politischen Unruhen in Schleswig-Holstein. Sein Pflegevater, ein reicher Gutsbesitzer in Angeln, war einer der ersten Patrioten und sein Haus daher der Sammelplatz aller derer, welche das Dänenjoch satt hatten.

Die Jahre 1846 und 1848 waren gekommen, die Dänen wurden immer frecher und übermüthiger gegen die deutschen Schleswig-Holsteiner, wie weiland die Franzosen gegen uns. Endlich hatte aber die Gutmüthigkeit der Deutschen ihre Höhe erreicht. Das Unglück einte sie schnell, und furchtbar gerüstet stehen sie den Dänen gegenüber, welche ihnen ihr gutes Recht und ihre Freiheit nehmen wollten. Sie baten den Deutschen Bund um Hülfe, der gab ihnen aber eine Antwort, „nich Fisch und nich Flesch“, worin er sich nicht für und nicht gegen sie ausspricht. In allen deutschen Herzen erwachten aber Sympathien für die unterdrückten Landsleute, und der Wunsch, ihnen zu helfen, wurde immer lauter und dringender. Friedrich Wilhelm IV. schickte seine Truppen unter Wrangel's Führung nach Schleswig-Holstein, aber ohne großen Nutzen. Er schloß ja bekanntlich den so ungünstigen Frieden von Malmö. Fritz und sein Pflegevater kamen verwundet aus dem Kriege zurück, und damit ist nun auch ihr Antheil an demselben vorüber. Fritz verlobte sich mit der einzigen Tochter seines Pflegevaters, diese wird als ein „smuckes“, einfaches Mädchen geschildert, voll Gemüth, weshalb alle Armen sie ihren guten Engel nannten. Kurz vor seiner Hochzeit mußte Fritz eine Reise nach Rom machen, um dort eine Erbschaft für seinen Pflegevater einzukassiren. Damals gab's noch keine Eisenbahnen, er reiste also mit eigenem Wagen. Der Kutscher war ein Knecht vom Gute und, ohne daß Fritz es ahnte, sein größter Feind, der ihn auf alle Weise zu verderben suchte. Der boshafte Charakter dieses Menschen ist mit großer Schärfe gezeichnet, ein Umstand, der bei allen in der Erzählung vorkommenden Personen als Vorzug gerühmt werden muß. Fritz kam gut in Rom an, dort mußte die Liebe für seine Braut die Feuerprobe bestehen. Der Richter, welcher ihm zu seinen Erbschaftsangelegenheiten behülflich war, hatte eine verführerisch schöne Tochter, die ihn, obwol soeben erst aus der Pension zurückgekehrt, durch alle möglichen kleinen Koketterien zu fesseln suchte. Doch er überwand sich und blieb seiner Nordländerin treu. Unterdessen hatte sein Kutscher den Entschluß gefaßt, ihn auf der Rückfahrt aus der Welt zu schaffen. Er mischte Gift unter seinen Wein, warf ihn, als dieses augenscheinlich seine Wirkung gethan, in ein Gebüsch und jagte mit der Erbschaft über die Grenze nach Paris. Das Gift war aber nur ein Schlafpulver gewesen, Fritz erwachte endlich und ging nach Rom zurück. Mit Hülfe der Polizei fand er die Spuren seines Kutschers, der in Paris als Baron lebte. Er eilte dorthin und ließ sich bei ihm als Landsmann anmelden. Kaum hatte der Kutscher-Baron aber die Stimme seines Herrn erkannt, so schießt er sich eine Kugel durch den Kopf. Dem herzueilenden Fritz gesteht er sterbend, daß er ihm alles Böse aus Eifersucht angethan, er habe Fritzens Braut leidenschaftlich geliebt. Er bat noch um Vergebung, und somit löst sich auch diese Dissonanz befriedigend auf.

Den Schluß der Erzählung bildet die großartig gefeierte Hochzeit, wo der Verfasser uns an dem sogenannten „Pulterabend“ mit einigen sehr sinnigen, poesievollen Gebräuchen der dortigen Gegend bekannt macht. Dem Leser gibt er noch die Beruhigung, daß alles auch in der Folge gut abgelaufen sei.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Alfred Meißner erscheint im Feuilleton der „Deutschen Zeitung" ein Roman: „Oriolo", dessen Hauptperson der englische Dramatiker Philipp Massinger ist. Ein Schriftsteller jener Zeit nennt ihn „one of the life-guards to Shakespeare". Unter seinen Dramen zeichnet sich namentlich „The duke of Milan" aus, den Graf Wolf Baudissin in seiner Schrift: „Ben Jonson und seine Schule" übersetzt hat; von seinen Lustspielen ist das bekannteste: „A new way to pay old debts." Massinger hat unter den Zeitgenossen Shakspeare's bei einzelnen Zügen dramatischer Größe doch am meisten Klarheit im Aufbau der Composition und Geschmack in der Ausführung.

— Die uns vorliegenden Hefte 471—480 der Reclam'schen „Universalbibliothek" enthalten Manzoni's Roman: „Die Verlobten", übersetzt von Daniel Leßmann; die Lustspiele: „Der häusliche Zwist", von August von Kotzebue, „Der Weg durch's Fenster" von Scribe und Lemoine, „Die Abassiden" von Platen, und das Drama: „Ein Bürgermeister von Berlin" von Robert Giseke, welches hier in dritter Ausgabe erscheint und in einer Bearbeitung, in welcher der frühere tragische Schluß in einen versöhnenden abgeändert ist.

Theater und Musik.

Das dreiactige Lustspiel von Gustav zu Putlitz: „Dr. Raymond", fand bei der Aufführung in Dresden eine freundliche Aufnahme, während es bei den Aufführungen in Berlin und Leipzig keinen Erfolg hatte. Der Held des Lustspiels existirt gar nicht; es ist der Held eines Manuscripts, der durch ein Misverständniß zu den Lebenden gerechnet wird. Daraus entsteht eine Menge viel zu weit ausgedehnter Verwickelungen; ein Journalist à la Konrad Bolz spielt ebenfalls eine Hauptrolle, wie denn das Stück theils an die „Journalisten", theils an den „Geheimen Agenten" erinnert.

— Das fünfactige Schauspiel von Adolf Wilbrandt: „Suchet, so werdet ihr finden", fand am Burgtheater nur eine im ganzen kühle Aufnahme. Es ist ein französisches Salonstück, welches an die Ehebruchdramatik streift, ohne über schüchterne Anfänge derartiger Verwickelungen hinauszugehen. Stoff und Ausführung sind zu novellistisch, um auf der Bühne ergreifen und fesseln zu können. Darin liegt überhaupt die Klippe für Wilbrandt's schönes Talent.

— „Abälard und Heloise", eine Operette von H. Littolf, nach einem französischen Texte, der ursprünglich noch über die Kühnheit Offenbach's hinausging, aber dem wiener Publikum nur in einer editio castigata vorgeführt wurde, hat am wiener Carltheater, trotz einzelner Vorzüge der Musik, keinen nachhaltigen Erfolg errungen.

— Am 20. September wurde in Dresden das elegante Albert-Theater mit einem Prolog vom Herausgebers d. Bl., und ebendaselbst am 2. October das Residenztheater eröffnet, das unter der Direction Hugo Müller's das leichtere Genre des Schauspiels und der Operette pflegen wird. Hugo Müller sprach selbst einen schlichten und sachgemäßen Prolog.

— Bei dem Wartburgfeste, mit welchem die Vermählung des Erbgroßherzogs und der Prinzessin von Sachsen-Weimar am 23. September gefeiert wurde, kam ein lyrisches Festspiel von Victor Scheffel „Brautwillkommen" zur Darstellung, dessen musikalische Begleitung größtentheils von Franz Liszt componirt war; nur für den letzten Theil, dessen Held Luther ist, hatte Liszt die alsdann von Müller-Hartung übernommene Composition abgelehnt, da eine musikalische Verherrlichung Luther's für den Abbé Liszt doch zu fremdartig war. Frau Aventiure, die Lieblingsheldin der Scheffel'schen Muse, beschwört im ersten Theil des Festspiels die Sagengestalten der Wartburg; Frau Venus, die Gottheit des Hörselbergs, den getreuen Eckardt, die verwunschene Prinzessin des Märchens, selbst Chriemhild und König Etzel, herbei, die nach einer vereinzelten thüringer Sage am Hofe des Landgrafen ihr Beilager gefeiert haben sollen. Dann folgt die Ritterzeit, der Sängerkrieg auf der Wartburg, wobei es an Anspielungen auf das Brautpaar nicht fehlt, zuletzt Luther in der Mitte der Currendschüler von Eisenach und als Junker Jörg. Die Dichtung ist frisch und naiv, wie z. B. das Lied Walther's von der Vogelweide beweist:

Beim Scheiden der Sonne erflimmert
Der Metilstein freundlich und klar,
Dort ragen der Mönch und die Nonne
Versteinert als Felsenpaar.

„Heil, Heil den Neuvermählten!"
Sprach Mönch und Nonn' zu mir:
„Wir hoffen die beiden besuchen
Recht bald unser tannig Revier."

Da breitet sich ihnen zu Füßen
Ihr Erbland in wonnigem Schein,
Und wenn sie auch wacker sich küssen,
Sie werden drum nicht gleich zu Stein.

Bibliographie.

Adler, A., Ricardo und Carey in ihren Ansichten über die Grundrente. Leipzig, Gebhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Fichte, I. H., Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung. Ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptaufgaben gegenwärtiger Speculation. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Keller, F. E., Geschichte des preußischen Volksschulwesens. Berlin, Oppenheim. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Krause's, K. C. F., handschriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Freunden und Schülern Desselben. Zweite Reihe: Syntetische Philosophie. II. Vorlesungen über Rechtsphilosophie. In einem Bande. — A. u. d. T.: Das System der Rechtsphilosophie. Vorlesungen für Gebildeten aus allen Ständen. Verfasst von K. C. F. Krause, herausgegeben von K. D. A. Röder. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 3 Thlr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreiches. 4tes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 28 Ngr.

Kutzner, J. G., Naturbilder. Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Nach dessen Tode herausgegeben von seinem Sohne A. Kutzner. 1ste Lief. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 5 Ngr.

Lattmann, J., Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien. 1ster Thl. Reorganisation des Realschulwesens. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 8 Ngr.

Meyer, R., Die ländliche Arbeiterfrage in Deutschland. Socialismus. Auswanderung. Mittel gegen beide. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 15 Ngr.

Möllhausen, B., Die Einsiedlerinnen. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Müldener, R., Schlichte Geschichten. Frei nach dem Englischen. Zwickau, Döhner. 1872. 8. 3 Ngr.

Otto, Louise, Zwischen den Bergen. Erzählungen und Zeitbilder. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Planck, K. C., Grundriß der Logik als kritische Einleitung zur Wissenschaftslehre. Tübingen, Fues. 4. 15 Ngr.

Pflug, F., Die Marquise von St. Prie. Historischer Charakter- und Intriguen-Roman. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Sallmann, C., Die deutsche Mundart in Estland. Ein Versuch. Cassel, Kay. Gr. 16. 10 Ngr.

Schiemann, T., Regesten verlorener Urkunden aus dem alten livländischen Ordensarchiv. Mitau, Behre. Br. 8. 16 Ngr.

Schmidt, O., Die Anwendung der Descendenzlehre auf den Menschen. Vortrag. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Ngr.

Schopenhauer's, A., sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Schriften zur Erkenntnißlehre. Von A. Schopenhauer. I. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. II. Ueber das Sehn und die Farben. III. Theoria colorum physiologica. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Strack, C., Die moderne Schule den bedenklichen Erscheinungen der Zeit gegenüber. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Strehlke, F., Zur Textkritik von Goethe's Werken. Berlin, Hempel. Br. 8. 10 Ngr.

Thomae, G., Geschichte der Stadt und Herrschaft Schwedt. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Br. 8. 2 Thlr.

Todleben, E. v., Die Vertheidigung von Sebastopol. Nach authentischen Quellen dargestellt. Uebersetzung aus dem Russischen. 2ter Thl. 2ter Bd. St. Petersburg. 1872. Gr. 4. 6 Thlr.

Wolff, C. W., Aus Brunsbüttels vergangenen Tagen. Ein Beitrag zur Geschichte Dithmarschens. 2 Vorträge, gehalten am 10. und 17. December 1872. Anhang: Verzeichniß sämmtlicher Brunsbütteler Prediger seit der Reformation. Itzehoe, Nusser. 8. 7½ Ngr.

Wurm, P., Geschichte der indischen Religion im Umriss dargestellt. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 2 Thlr.

Wuttke, H., Abbildungen zur Geschichte der Schrift. 1stes Heft. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

---

④Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1873.

Neue Reiseliteratur.

1. Reise nach der Hohen Tatarei, Yârkand und Kâshgar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Von Robert Shaw. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Mit vierzehn Illustrationen und zwei Karten. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. Von Gräfin Pauline Nostitz. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Die Palau-Inseln im Stillen Ocean. Reiseerlebnisse von Karl Semper. Mit einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Reisen nach dem Nordpolarmeere in den Jahren 1870 und 1871. Von Th. von Heuglin. In zwei Theilen und einem wissenschaftlichen Anhang. Mit drei Originalkarten, zwei Farbendruckbildern, zahlreichen Illustrationen und Vorwort von A. Petermann. Erster Theil. Braunschweig, Westermann. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Sämmtliche obengenannten Publicationen sind nicht etwa blos lesenswerth, sondern eine jede von ihnen muß sogar der Fachmann lesen, da sie zu den geographischen Quellenschriften ersten Ranges zählen. Robert Shaw (Nr. 1) war nach dem unglücklichen Adolf Schlagintweit, der sein Unternehmen mit dem Kopfe büßen mußte, der erste Europäer der Neuzeit, welcher von Indien her den großen Höhengürtel überstieg, dessen südlicher Kamm Himalaja, dessen nördlicher Künlün genannt wird. Wir verdanken ihm überhaupt das erste klare und scharfe Bild der dortigen Höhenverhältnisse, von welchen Karl Ritter und Alexander von Humboldt, die nur aus dürftigen Quellen schöpfen mußten, unvollkommene Vorstellungen besaßen. Zwischen Indien und dem östlichen Turkestan oder Kaschgarien, letzteres eine Hochebene von ungefähr 4000 Fuß mittlerer Erhebung, liegen nicht etwa einzelne Gebirgsketten, sondern erhebt sich ein geschlossenes, mächtig breites Plateau von einer mittlern Erhebung, die der Montblanchöhe sehr nahe kommt. Auf diesem Plateau erheben sich wieder einzelne Kämme von geringerer relativer Erhebung, oder andererseits haben Flüsse tiefe Thalfurchen gezogen und Strecken des Plateau als Gebirgsglieder abgetrennt. Während die Brüder Schlagintweit etwas westlicher den Höhengürtel beim Karakorumpasse überstiegen, ging Robert Shaw östlicher über die Tschangtschenmo-Hochebene. Nicht eher aber erreichte er wieder den ebenen Boden Kaschgariens, als bis er die elfte Paßhöhe, seitdem er Indien verlassen, überstiegen hatte. Kaschgarien oder Ostturkestan war ehemals eine chinesische Provinz, aber während des Taiping-Aufstandes gelang es den Eingeborenen, einer türkisch redenden, allen Körpermerkmalen nach aber einer indoeuropäischen Rasse, das Joch der Mandschukaiser abzuschütteln. Ein äußerst energischer Mann, Jakub Beg, hat sich dort eine Herrschaft begründet und unter dem Titel Atalik Ghâzi zum Gebieter Kaschgariens aufgeschwungen. Mittlerweile ist er Nachbar der Russen geworden und hat mit ihnen einen Handelsvertrag geschlossen. Von den Briten in Indien hat er weder zu fürchten noch zu hoffen, denn von ihnen trennt sein Reich jener Höhengürtel, über welchen wol nie eine Heerescolonne ziehen möchte. Neuerdings indessen hat er wieder mit dem Vicekönig in Indien Verkehr angeknüpft. Robert Shaw ist der erste und bisjetzt einzige Engländer, der jenes wichtige Reich besucht und uns über seine hohe Cultur sowie seine Bevölkerung Aufschlüsse gegeben hat. Allerdings folgte ihm auf den Fersen ein zweiter Brite, Hayward, dem es ebenfalls gelang, die Höhle des Löwen Jakub Beg zu betreten und sie mit heiler Haut zu verlassen. Leider sollte der treffliche Beobachter kurz darauf (Juni 1871) in dem Quellengebiete des Oxus ermordet werden, sodaß er nicht dazu gelangte, ausführlich seine Erlebnisse mitzutheilen. Shaw's Buch beschreibt, wenn nicht gänzlich unbekannte, doch bisher nur sehr ungenügend erforschte Länder und Bevölkerungen, deren Kenntniß im gegenwärtigen Zeitpunkte für den Politiker ganz unerlaßlich ist, der über die centralasiatischen Verwickelungen und

namentlich über die Beziehungen zwischen Russen und Briten nicht blos ins Blaue hinein rathen, sondern klar sehen will. Jeder nun, der Shaw's Wanderungen genau gefolgt ist, wird die felsenfeste Ueberzeugung gewonnen haben, daß die natürlichen Hindernisse jenes obengeschilderten Höhengürtels jeden Gedanken einer Invasion Indiens wenigstens von Kaschgarien aus in der Richtung über den Karakorumpaß oder über die Tschangtschenmo-Hochebene ausschließen.

Johann Wilhelm Helfer, um zu Nr. 2 überzugehen, wurde in Prag 1810 geboren, promovirte 1832 an der medicinischen Facultät zu Pavia und heirathete am 24. Juni 1834 die obengenannte Herausgeberin seiner Reisetagebücher, die spätere und jetzige Gräfin Pauline Nostiz. Das junge Paar begab sich 1835 auf Reisen nach Vorderasien, dann nach Britisch-Indien und zuletzt nach dem neueroberten Pegu. Nichts veraltet rascher als Reiseliteratur, und so mochte es als ein Wagniß erscheinen, nach beinahe vierzig Jahren erst den Inhalt von Helfer's Tagebüchern auszugsweise mitzutheilen. Dennoch ist auch jetzt noch das meiste frisch, neu und im höchsten Grade spannend. Von Aleppo aus war das Helfer'sche Ehepaar an den Euphrat gestreift und dort mit Oberst Chesney zusammengetroffen, welcher auf zwei zerlegten und unter seinen Augen wieder zusammengesetzten Dampfern den Euphrat abwärts befahren sollte. Zur Theilnahme an dieser denkwürdigen Unternehmung, auf welcher noch jetzt das Beste unsers Wissens vom Euphrat beruht, wurde Helfer mit seiner Gattin eingeladen. Die Beschiffung des Euphrat war ein ebenso kühnes als schwieriges Unternehmen, und daß es gelang, ist überhaupt nur der Umsicht und Thatkraft Chesney's zu danken. Der erste Abschnitt der Reise war gefahrvoll wegen der vielen Untiefen des Flusses, auf dem zweiten folgten Bedrohungen von seiten der Uferbewohner. Unsere Verfasserin hatte schon, ehe sie den Euphrat erreichte, manches schwere Abenteuer zu bestehen gehabt, später sollte in Pegu ihr Muth auf harte Proben gestellt werden, aber niemals schaute sie dem Tode so nahe ins Antlitz als am 21. Mai 1836. Um eine Probe der Darstellung zu geben, lassen wir hier das Tagebuch Helfer's selbst reden:

Zwanzig Minuten nach 1 Uhr war alles zur Abfahrt bereit und beide Schiffe setzten ihren Weg fort. Wenige Augenblicke nachher wurde im Nordwesten das Aufsteigen einer schwarzen Wolke bemerkbar, das jedoch nichts Beunruhigendes hatte, höchstens ein starkes Gewitter erwarten ließ, wie es, dem hiesigen Klima zuwider, in dieser Jahreszeit sich fast jeden zweiten Tag in heftigem Platzregen ergoß. Auch schien es, als ziehe die Wolke nicht in der Richtung unserer Fahrt. Zugleich erhob sich ein leichter Wind, der uns veranlaßte, die aufgespannten Zelte des Verdecks abzunehmen. Indessen wurde von Minute zu Minute die Wolke größer und dunkler und verfinsterte bald den Himmel. Noch hofften wir, vor dem hereinbrechenden Sturm einen schützenden Vorsprung zu gewinnen; doch mit Blitzesschnelle zog die verhängnißvolle Wolke heran, sie hatte eine seltsame, furchtbar drohende Gestalt angenommen. Von der blauschwarzen Masse, die wie mit einem dichten Vorhang im Hintergrunde das Firmament verhüllte, erhoben sich einzelne gelbe Wölkchen, die mit jeder Secunde ihre Form wechselten und einen halbdurchsichtigen Qualm in den nach Süden zu wolkenlosen Himmel wirbelten. Die dort von der Sonne noch hell beschienene Hügelkette ließ die Finsterniß auf der andern Seite doppelt finster erscheinen.

Es war ein grausenhaftes, uns völlig fremdartiges Schauspiel, das wir bewundernd anstaunten. Daß es der Samum der Wüste sei, der oft ganze Karavanen in tiefem Sande begräbt, daß Todesgefahr über uns schwebe, ahnte ich nicht. Mit jeder Secunde wälzte sich die Masse näher, und deutlich konnten wir sie nun als in der Luft wirbelnden gelben Wüstensand erkennen. Die Schiffe wurden, um womöglich Anker zu werfen, gegen das Ufer gewendet. Aber zu spät! Schneller als man es sagen kann, brach der Orkan über unsern Häuptern los und versetzte der dichtfallende Sand uns in absolute Finsterniß. Mit Aufbietung aller Kraft arbeiteten die Maschinen. Doch was vermag Dampfkraft gegen die Gewalt des Orkans? Der Tigris wurde widerstandslos mit Blitzesschnelle an uns vorbeigetrieben, während unser Schiff durch einen günstigen Windstoß so stark an das 4 Fuß hohe Ufer geschleudert wurde, daß sein Holzwerk erkrachte und die leichtern Sparren des Bollwerks wie Späne zersplitterten. Wir wären verloren gewesen, hätten die umsichtigen Offiziere und die brave Mannschaft diesen Moment nicht benutzt, um mit unglaublicher Kraftanstrengung die schweren Anker und Ketten ans Ufer zu schaffen und so unser Schiff in dem Sumpfe zu befestigen. Ich stand mit meiner Frau, die sich fest am Mastbaum angeklammert hielt, laut- und regungslos auf dem Verdeck, als von unten der Ruf ertönte: „Wasser in der Sterncabine!“ Mit einem Satze war ich unten und gewahrte, wie das Wasser durch einen eingedrückten Fensterladen einströmte; es gelang mir, indem ich mich mit dem Rücken gegen denselben lehnte und meine Füße an die entgegengesetzte Wand stemmte, den Laden so lange zu schließen, bis ein Zimmermann ihn befestigt hatte. In einem kurzen Augenblicke war dies geschehen, und ich eilte wieder aufs Verdeck, wo ich meine Frau noch an derselben Stelle angeklammert fand. Die Wellen spritzten schäumend über unsere Köpfe weit ins Land hinein. In einem Moment, wo der Sturm den dichtfallenden Sand zertheilte, sahen wir den Tigris in der Entfernung von kaum zehn Minuten anscheinend unbeweglich, aber mit zur Seite gebogenem Schornstein. Von neuem herabströmender Qualm, aus Regen, Sand und Dunst gemischt, verhüllten ihn uns abermals, um ihn nicht wieder erscheinen zu lassen — spurlos war er von den rollenden Wogen begraben! Alles war das Werk weniger Minuten. Ebenso schnell, wie der Orkan hereingebrochen war, verschwand er wieder, und heiterer Sonnenschein erhellte die Gegend, die eben noch in finstere Nacht gehüllt war. Unser Boot hatte sich über einen Fuß tief mit Wasser gefüllt, die Pumpen arbeiteten mit größtem Kraftaufwande, es herauszuschaffen.

Auf dem zweiten Dampfer Tigris verunglückten, mit Ausnahme von fünf oder sechs, sämmtliche Theilnehmer, vom Schiff selbst wurden auch später keine Trümmer entdeckt.

In Kalkutta wurde Helfer günstig empfangen, und es fand sich sogleich die beste Gelegenheit, seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse und seine Reiselust auszunutzen. Man schickte ihn nach Pegu, um das Innere dieses noch wenig bekannten Landes zu erforschen und zu beschreiben, und so befuhr er bald den Salweenfluß, bald den Tenasserim, bald den Mergui-Archipel. Schließlich ging er nach den Andamanen-Inseln, und dort sollte der Treffliche den Tod von der Hand eines Mincopie finden. Die Eingeborenen hatten sich anfangs friedfertig und gutartig gezeigt, sodaß Helfer und seine Begleiter sich ohne Waffen unter sie wagten. Sie wurden überfallen und suchten schwimmend ihr Fahrzeug zu erreichen. Helfer, einer der Vordersten, erhielt einen Pfeilschuß durch den Kopf, sank und wurde vom Ocean begraben.

Beide Bände sind ungemein reich an kleinen Schilderungen aus dem morgenländischen Leben, die noch heutzutage nicht das mindeste an Werth verloren haben. Um den Mohammedanern keinen Anstoß zu geben, begleitete

Frau Helfer ihren Gemahl in Männertracht auf der Reise durch Vorderasien. Einmal aber erkannte das Auge eines Beduinenhäuptlings ihr Geschlecht, und Helfer wurde von ihm zu einem Verkaufe seiner Frau gedrängt, dem er nur durch List und schleunige Flucht sich zu entziehen vermochte. Verschiedene male besuchte die Herausgeberin morgenländische Frauengemächer. Das Interessanteste enthält ihr Bericht über den fürstlichen Harem zu Maskat. Während uns Aerzte, die wie Polak in persische, wie Gerhard Rohlfs in marokkanische Frauenheiligthümer Zutritt erlangten, sehr ungünstig über das Gesehene berichten, versäumt im Gegentheil unsere Verfasserin nicht, die Schönheit der weiblichen Haremsgefangenen zu preisen. Um noch ein paar hübsche Kleinigkeiten zu erwähnen, wollen wir uns erzählen lassen, wie indische Laskaren ihre Religionsgebote zu erfüllen trachten:

Eines Tags, an welchem der richtige Gang des Schiffs der Mannschaft viel freie Zeit gönnte, sah ich, wie ein scheinbar schlummernder Laskar (indischer Matrose) seinen Nachbar von Zeit zu Zeit mit halbgeöffneten Augen betrachtete, dann, als er sich von dessen festem Schlafe überzeugt hatte, in den Busen griff, die Joppe, die er anhatte, durchsuchte, endlich ein kriechendes Thierchen, das der Anstand mir näher zu bezeichnen verbietet, mit großer Vorsicht, ihm kein Leids zu thun, zwischen die Finger nahm und es in des Nachbars Joppe steckte, auf diese Weise sich des lästigen Insassen entledigend, ohne sein Gewissen mit einem Morde zu beschweren. Ich bemerkte, daß die Laskaren zur Bereitung ihrer Mahlzeiten sich nie der Schiffsküche bedienten, sondern ihren Reis auf mit indischer Erde gefüllten Thongefäßen kochten; so wußten sie sich mit ihrem Gewissen abzufinden und das Gesetz zu umgehen, das ihnen bei Verlust ihrer Kaste verbietet, auf anderm als dem geheiligten indischen Boden ihr Mahl zu bereiten.

Auch das Folgende, aus dem Tagebuche vom Mergui-Archipel entlehnt, ist interessant:

Viel gefährlicher sind eine Art Wespen, die den honigsammelnden Bienen nachstellen und die Bienen wie den Honig gleich gern verspeisen. Meine Leute, ebenfalls Liebhaber von Honig, hatten auf einem Baume das Nest einer kleinen, stachellosen Bienenart entdeckt, welche sie nicht fürchten und die den besten Honig bereitet. Einer von ihnen bestieg den Baum, um sich des Honigs zu bemächtigen, gerieth dabei an ein Wespennest und stürzte, kaum bis zur Hälfte hinaufgeklettert, mit jähem Schrei herab. Seine Gefährten wollten ihm zu Hülfe eilen, liefen aber sogleich wieder zurück, der übrigen Mannschaft zurufend, sich in die Boote zu flüchten. Man nahm einen Feuerbrand, wickelte ihn in dürres Gras, damit er recht starken Rauch verbreite, und erst so ausgerüstet wagte man sich der Stelle zu nahen, wo der laut Stöhnende lag. Der Mann hatte nur zwei oder drei Stiche auf dem Rücken erhalten, fieberte jedoch während acht Tagen stark und empfand heftige Neigung zum Erbrechen. Es wurde ihm Chunam (Sesamöl) auf die Wunden gelegt. Diese Wespenart gilt als die gefährlichste unter allen und wird nicht mit Unrecht mehr gefürchtet als die Schlangen oder irgendein anderes giftiges Thier. Ein anderer meiner Leute, der Thiersammler, unterlag sogar den Folgen ihrer Stiche. Er war so unvorsichtig, in ein solches Nest zu schießen. Die dadurch aufgestörten Wespen verfolgten und erreichten ihn, bevor er sich in Sicherheit bringen konnte. Eine stach ihn in die Lippe, zwei in den Hals, worauf sein Kopf dermaßen anschwoll, daß er am dritten Tage rettungslos an Erstickung starb.

Ebenso spannend wie die Reisen der Gräfin Nostiz, ist **Karl Semper's** Roman von den „Palau-Inseln" (Nr. 3). Wenn wir sagen „Roman", so soll dahinter kein Vorwurf stecken. Der Verfasser, jetzt Professor in Würzburg, ging von den Philippinen nach den Palau-Inseln (englisch Pelew, spanisch Palaos geschrieben). Dort lebte er fast ein Jahr lang unter den Eingeborenen, einem Mischvolk aus Papuanen und Polynesiern. Von den erstern haben sie ihre Rassenmerkmale, die Haarkrone und den jüdischen Gesichtstypus, von den Polynesiern die Gebräuche und gesellschaftlichen Satzungen, wahrscheinlich auch den Sprachbau. Semper erzählt nun alle seine Erlebnisse, und diese gleichen einem hübschen lebhaften Traume aus der Tropenwelt, zumal die Insulaner selbst immer redend eingeführt werden und ihre Herzensgeheimnisse vor uns ausplaudern. Ueberall, wo sich Papuanen mit Polynesiern gemischt haben, erhielt das öffentliche Leben von den letztern seinen Stempel. Zunächst trat eine scharfe Gliederung der Stände ein. Während die echten Papuanen auf Neuguinea ihren Häuptlingen kaum en Schatten von Macht gönnen, genießen die Häuptlinge bei den Polynesiern eine göttliche Verehrung und besitzen die Fähigkeit, durch bloße Betastung oder auch durch Interdict Gegenstände tabu, d. h. heilig und unberührbar, zu machen. Diese Tabusatzungen finden wir nicht blos auf den Inseln des Stillen Meers, sondern auch bei den Malaienstämmen auf den großen Inseln zwischen Asien und Australien, wie bei den Dayaken Borneos und den Bewohnern Timors. Gerade so wie die Fidschivölker die Tabuirung von Polynesiern angenommen haben, ist es auch auf den Palau-Inseln gegangen. Ein höchst seltsamer Brauch ist den letztern eigenthümlich, nämlich daß sich die Männer und die Frauen, beide getrennt, zu Corporationen vereinigen, die Clöbbergölls genannt werden. Die Männer eines Clöbbergöll, gleichviel, ob verheirathet oder nicht, bewohnen ein gemeinsames Haus. Nur gewisse Altersklassen werden in einem Clöbbergöll zugelassen, und so geschieht es, daß ein jeder im Leben nacheinander wenigstens drei oder vier verschiedenen Corporationen angehört:

Die öffentlichen Arbeiten der Clöbbergölls der Männer sind folgender Art: 1) Dienst im Kriege, zu Land wie zu Wasser; 2) Fronarbeiten bei Gelegenheit der Abhaltung aller öffentlichen Feste ohne Unterschied. Diese sind sehr mannichfaltig; aber zu jedem Besuche von vornehmen Fremden, jeder Gesandtschaft, Theilnahme an Siegesfesten, Begräbnissen oder Krankenfesten, jedem zur Abwehr einer Calamität — Krankheit, Krieg u. s. w. — abgehaltenen Fest und jeder regelmäßigen oder durch die Fürsten des Staats angeordneten religiösen (kirchlichen) Feierlichkeit: zu allen sind die Männer gezwungen, einen Theil der dazu nöthigen Lebensmittel und Geschenke herbeizuschaffen; 3) das Bauen der Häuser, in welchen die Clöbbergölls leben; 4) das Nähen der Segel zu ihren Kriegsbooten; 5) das Fangen gewisser Fische, vorzüglich der mächtigen Rochen (rul). Alle solche Arbeiten im Dienste der Clöbbergölls oder des Staats werden durch das unübersetzbare Wort „Makesang" bezeichnet.

Die Frauen gehören ebenfalls solchen Corporationen an, wohnen aber, wenn sie verheirathet sind, im eigenen Hause. Junge unverheirathete Mädchen, die Armungul genannt werden, leben ebenfalls in einem gemeinschaftlichen Hause, und zwar herrscht bei ihnen nicht die mindeste Zucht, sodaß den Ehefrauen bitterer Kummer durch diese ungebundenen Verhältnisse bereitet wird.

Der erste Theil von **Th. von Heuglin's** „Reisen nach dem Nordpolarmeer" (Nr. 4) enthält die Ergebnisse des Jahres 1870. Der Verfasser hatte sich dem Grafen Zeil angeschlossen, der zur Erforschung des östlichen

Spitzbergen einen Schoner gemiethet hatte. Vor der Hauptinsel oder Großspitzbergen liegen gegen Osten zwei Inseln, die Barentinsel und die Edgeinsel. Das von ihnen eingeschlossene Meer ist der Stor-Fjord der Schweden. In diesem Stor-Fjord hat sich der Schoner hin- und herbewegt, ohne darüber hinauszukommen. Th. von Heuglin jammert wiederholt, daß das schönste Wetter und die besten Eisverhältnisse unbenutzt blieben und die Zeit mit Jagden und nicht mit Entdeckungen ausgefüllt wurde. Endlich kam es doch zu einer Bootfahrt durch den schmalen Sund, welcher die Barentinsel von der Edgeinsel trennt und die Freeman- oder Thymenstraße genannt wird. In der Verlängerung dieser Straße gegen Osten hatten die schwedischen Spitzbergenfahrer von weitem Land am 16. August 1863 gesehen, und dieses Land wurde von ihnen für das oft gesuchte, nie berührte Gilesland der alten Karten gehalten. Der geographische Glanzpunkt von Th. von Heuglin's Reise war es, als er von der Thymenstraße aus den 1500 Fuß hohen Middendorffberg bestieg und gegen Osten Rundschau hielt, die er folgendermaßen schildert:

Vor der (östlichen) Einfahrt zu Walter Thymens-Fjord erschienen zwei flache Inseln, die wol als nordöstliche Fortsetzung einer kleinen Landzunge etwas westlich von Cap Heuglin zu betrachten sind. Das östliche Eismeer breitete sich weit vor unsern Blicken aus; es war großentheils mit Eis erfüllt, doch nicht in großen zusammenhängenden Feldern, sondern nur als lose Flarden, zwischen denen einzelne größere Berge umhertrieben. Die große Bucht in Walter Thymens-Straße dagegen hatte — gestrandete Schollen ausgenommen — reines, spiegelklares Wasser, und auch draußen auf hoher See zeigten sich nicht nur einzelne Wasserrinnen und Kanäle, sondern mächtige offene Wacken von mehrern Quadratmeilen. Am fernen Horizont, in N. 66¼ Grad O. (magnetischer Meridian), erhob sich eine hohe tafelförmige, wie es schien, ganz schneefreie Bergmasse, mit sehr steilen, gleichförmig abgedachten Wänden; eine Insel oder ein Vorland, zum „sagenhaften Land im Osten" gehörig. Die Entfernung von unserm Standpunkte bis dahin mochte wol gegen 60 Meilen betragen. Obgleich der Horizont gerade in dieser Richtung sehr trübe war, konnten wir überdies, selbst mit unbewaffnetem Auge, hinter jenem Tafellande noch eine lange Reihe von noch fernern, spitzigen, theilweise schneeigen Gipfeln unterscheiden, die sich von N. 76¼ Grad bis 80 Grad O. (von unserm Standpunkte) hin erstreckten und dort im Nebel verloren. Auch in Nordost der ersterwähnten tafelförmigen Bergmasse schien eine weitere Gruppe von scharfspitzigen Felsen aufzutauchen. Sie gehören jedenfalls einem größern Continente an, den wir König Karl's-Land genannt haben.

Norwegischen Fischern ist es 1872 gelungen, dieses Object zu erreichen und zu umschiffen. König Karl's-Land ist eine vergleichsweise kleine Insel, und das, was früher „Schwedisches Vorland" genannt wurde, gehört ihr als Westspitze an. Mit Gilesland hat aber die Entdeckung nichts zu schaffen.

Das Buch ist reich an geologischen und zoologischen Beobachtungen, die theilweise auch durch Illustrationen in vortrefflichem Stil vorgeführt werden. Aus dem Gebiete der Thierkunde wollen wir nur mittheilen, daß die frühere Vermuthung, als wanderten die Renthiere im Winter von Novaja-Semlja über das Eis nach Spitzbergen, jetzt minder glaubwürdig erscheint. Sie beruhte eigentlich nur auf der Thatsache, daß man auf Spitzbergen Rene mit „gezeichneten Ohren" antrifft. Was es damit für eine Bewandtniß habe, erläutert der Verfasser im Nachstehenden:

Häufig trifft man in Spitzbergen Renthiere mit sogenannten „gezeichneten Ohren", d. h. solche, denen die Spitzen der Ohren fehlen. Man hat nun angenommen, dieses seien ursprünglich gezähmte, mit der Marke des Eigenthümers versehene und an der Samojeden-Küste der Gefangenschaft entlaufene Thiere. Wir selbst haben derselben viele erlegt und untersucht; es gibt welche, denen fast die Hälfte jedes Ohres fehlt, bei andern dagegen nur ein kleines Stück des Spitzrandes, und das in so ungleichförmiger Art und Weise, daß leicht ersichtlich ist, die Verstümmelung rühre nicht von einem absichtlich angebrachten Schnitte her, denn der etwas aufgedunsene Rand der Narbe ist ein sehr unregelmäßiger, zuweilen dem ursprünglichen Rande entsprechend verlaufender. Wahrscheinlicher dürfte die Ursache dieser Verunstaltung in der harten Winterjahreszeit zu suchen sein, indem es nicht unmöglich wäre, daß den zartern Kälbern die Ohrspitzen erfrieren und dann absterben; oder endlich könnte hier ein Leiden mit im Spiele sein, ähnlich dem des sogenannten Wurms bei langbehängten Hunden.

Zur deutschen Städtegeschichte.

1. Der Ursprung der deutschen Städteverfassung. Von A. Heusler. Weimar, Böhlau. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Zehnter Band. — A. u. d. T.: Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. Vierter Band. Leipzig, Hirzel. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Geschichte der Stadt Kolberg. Aus den Quellen dargestellt von H. Riemann. Mit Plänen der Belagerungen Kolbergs und einer Ansicht. Kolberg, Post. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Unsere deutsche Städtegeschichte steht augenblicklich gewiß nicht im Vordergrunde des geschichtlichen Interesses der deutschen Lesewelt. Die großen politischen, religiösen und socialen Fragen, die uns heute aufs tiefste bewegen, hängen zwar bei einer genauern geschichtlichen Analyse durch sehr feste Fäden zusammen mit der Entwickelung unserer Städte, aber eine tiefer dringende Analyse gehört nicht zu dem Berufe derer, die von der Geschichte unmittelbare Belehrung über die Gegenwart verlangen. Momentan machen sich in den örtlichen Complexen, die wir Städte zu nennen pflegen, wenigstens auf der Oberfläche des Daseins so viel neue und noch unmeßbare Factoren geltend, daß es schwer ist, neben ihnen den Blick für die beinahe verschütteten Grundlagen der einstigen Zustände noch frei zu halten. Wie überall, befindet sich auch unser heutiges deutsches Städtewesen in einer durchgreifenden Revolution, deren einstige Ergebnisse auch die kühnste Combinationsgabe jetzt noch nicht zu ahnen vermag. Nur so viel ist sicher: was sich dereinst aus diesem unaufhaltsamen Ringen entfesselter elementarer Kräfte als Stadt oder Städtewesen einer wieder etwas fester krystallisirten Zukunft niederschlagen wird, dürfte in seinem äußern Bilde und in seinem innern Wesen so grundverschieden von dem sein, was wir jetzt noch darin

mehr zu sehen glauben, als wirklich sehen, daß es nur der systematischen Forschung des eigentlichen Historikers gelingen kann, die Vermittelungen und Uebergangsglieder von dem einen zum andern herauszufinden.

Der Kern des ganzen Verhältnisses läßt sich nach unserer Ansicht leicht und kurz bezeichnen. Was wir Stadt und Städtewesen des Mittelalters und der neuern Zeit bis an unsere Tage hin zu heißen pflegen, und was wir in den heutigen Städten, getäuscht durch die noch stehen gebliebenen Ruinen der Geschichte, vor uns zu haben glauben, ist vor allen Dingen ein politisches, ein staatliches Gebilde von besonderer Eigenart. Es ist die Aufgabe der geschichtlichen Forschung und Darstellung, die Entstehung, das Wachsthum und das Ausleben oder das Vergehen desselben darzulegen, und die deutsche Wissenschaft hat diese Aufgabe seit dem Altmeister K. F. Eichhorn mit rühmlichem Fleiße, großem Scharfsinn und liebevoller Theilnahme nicht gelöst — denn wo wäre eine historische Aufgabe dieser Art im eigentlichen Sinne lösungsfähig — aber doch discutirt, erläutert und deutlicher gemacht.

Die Stadt der Zukunft, eigentlich schon die Stadt oder wenigstens der Prototyp des ganzen Gebildes, die Großstadt der Gegenwart, ist kein politischer, kein staatlicher Organismus, sondern steht nur als ein Glied neben vielen andern in der Reihe, untergeordnet unter den Staatsbegriff wie alle andern. Dafür aber ist sie oder beginnt sie zu werden ein so mannichfach gemischtes, so reich ausgestattetes sociales Gewächs, wie die Vergangenheit nicht Gleiches, ja kaum etwas Analoges kannte. Die große Umwälzung in dem ganzen Gebiete, für welches der Name Gesellschaft gilt, hat in der modernen Stadt ihren Ausgangspunkt und ihren Herd und findet höchst wahrscheinlich hier auch ihren Abschluß. Die neue Physiognomie der deutschen oder europäischen Gesellschaft, deren noch kaum geformte Züge dem einen schreckhaft, dem andern verheißungsvoll erscheinen, wird in und durch die moderne Stadt geformt, und der gesammte historische Wust der Städteentwickelung von Karl's des Großen Tagen bis auf die Französische Revolution ist ohne allen Einfluß darauf, außer insofern sie das rein elementare Substrat dazu geliefert hat, was von der Gegenwart und der Zukunft ganz nach ihren Bedürfnissen verarbeitet wird.

Dennoch steht die gelehrte Arbeit in unserer Städtegeschichte nicht still, wenn sie auch nur einen beschränkten Kreis von Theilnehmenden, sei es als Mitarbeiter, sei es als Leser im Auge haben kann. Wir verzeichneten oben die Titel dreier größerer Werke des letzten Jahres, die alle in diese Rubrik gehören. Darunter dürfte Nr. 1: Heusler's „Ursprung der deutschen Städteverfassung", vielleicht am meisten sich nur den eigentlichen Fachgenossen, allenfalls auch den Culturhistorikern zuwenden. Nr. 2, die neueste Fortsetzung des großen monumentalen Werks der Herausgabe der deutschen Städtechroniken, berührt die rechtsgeschichtliche wie die specifisch geschichtliche, namentlich die culturgeschichtliche Wissenschaft ungefähr gleich stark. Dazu kommt noch der linguistische Gesichtspunkt; alle diese deutschen Städtechroniken, weil zum allergrößten Theil deutsch geschrieben und alle auch unter ihrem lateinischen Uebergewand deutsch gestaltet, gehören zu den dankbarsten und gänzlich unausgeschöpften Quellen unserer Sprachgeschichte. Jede Seite bereichert das deutsche Wörterbuch, die deutsche Grammatik, die deutsche Syntax. Jener im einzelnen noch immer so geheimnißvolle Vorgang der Entstehung und Bildung unserer modernen deutschen Schriftsprache, des sogenannten Neuhochdeutsch, empfängt gerade aus diesen Documenten eine Menge neuer Lichter. Reichen sie einstweilen noch nicht aus, die Schatten unserer bisherigen Unwissenheit, oder vielmehr der vornehmen Gleichgültigkeit zu zerstreuen, womit selbst die neueste Phase der deutschen Philologie oder Sprachkunde gerade an dieser für uns wichtigsten Gestaltungsperiode unserer Sprache, des eigentlichen Organs oder der Wurzel unsers heutigen Denkens und Empfindens, vorüberzugehen pflegte, so werden die einzelnen Lichtfunken allmählich zu Lichtstrahlen zusammenschießen, und vor ihnen muß das ärgerliche und beschämende Dunkel unserer Unwissenheit entweichen.

Am meisten empfiehlt sich ein Buch wie das unter Nr. 3 erwähnte der Theilnahme eines größern und nicht eigentlich fachgenossenschaftlichen Leserkreises. Die Localgeschichte einer einzelnen Stadt kann unter Umständen, wenn der Ort selbst weltgeschichtliche Dimensionen, oder wenn der weltgeschichtliche Zufall ihn zur Stätte großer Actionen erkoren hat, ein Stück Weltgeschichte sein, das allen auf gleiche Weise gehört. Aber damit wird der specifisch particulare Charakter einer solchen Production ausgeschlossen, und es ist nur eine gleichgültige Nebensache, daß außer den großen und allgemeinen Problemen und Aufgaben der Weltgeschichte auf derselben Bühne auch noch das Kleinleben der Gewöhnlichkeit seine bescheidene Rolle spielt. So ist es mit der Stadtgeschichte von Rom, Florenz, Venedig. Unsere deutschen Städte haben sich niemals zu einer solchen einseitig universellen Höhe erhoben, aber doch ist auch die Geschichte von Köln, Mainz, Nürnberg, Worms, Speier ebenso wohl ein Stück der Weltgeschichte oder ihres deutschen Ausschnitts, wie eine Geschichte des einzelnen Ortes, gelöst von seinem größern Verbande. Die unendliche Mehrzahl freilich hält sich in den bescheidenen Schranken der örtlichen Bedeutsamkeit und tritt höchstens in einzelnen Momenten heraus auf die Oberfläche der Weltgeschichte, um sofort wieder in die herkömmliche Unscheinbarkeit und Stille der Gewöhnlichkeit zurückzusinken. Nur wer selbst durch persönliche Theilnahme einer solchen Existenz verbunden ist, der Eingeborene, der Nachbar, der Bewohner derselben Landschaft empfindet auch hier, wo das geschichtliche Interesse der persönlich Unbetheiligten stockt, noch eine warme Berührung mit den engern und engsten Geschicken eines solchen Ortes. Für ihn ist alles oder das meiste, was sich überhaupt als Rest der Vergangenheit in die Gegenwart gerettet hat, werthvoll als eine Begründung und Ergänzung des eigenen Selbst.

Wenn wir uns von diesen allgemeinen Betrachtungen aus den einzelnen Werken näher zuwenden, die sie veranlaßt haben, so erinnern wir daran, daß wir etwa vor Jahresfrist eine sehr umfangreiche Untersuchung und Darstellung desselben Problems, das der Verfasser von Nr. 1 behandelt, hier zu besprechen Gelegenheit hatten.

Des hochverdienten, inzwischen heimgegangenen, Veteranen der deutschen Städtegeschichtsforschung, von Maurer's, vielbändiges letztes Werk über die deutsche Städteverfassung ist zugleich die unmittelbare Voraussetzung und Veranlassung des Buchs von Heusler. Es behandelt den Gegenstand auf viel engerm Raume, aber in seiner Art doch erschöpfend. Das wahrhaft unabsehbare Detail, das Maurer zur Unterstützung und Belebung seiner Ansichten beigebracht, ist hier weggelassen, und die klare Uebersichtlichkeit der Deductionen hat dadurch unleugbar gewonnen. Maurer's Buch mag als ein unerschöpfliches Repertorium der allerverschiedenartigsten Thatsachen und Notizen aus unserm deutschen Städtewesen nach allen seinen so vielgestaltigen Seiten hin gebraucht werden und wird selten die Wißbegier im Stiche lassen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß es schwer ist, dem Faden der Beweisführung überall zu folgen, und wenn Heusler nebst andern principiellen Einwendungen, auch die dagegen erhebt, daß es häufig unmöglich sei, aus der Masse der zusammengehäuften concreten Erscheinungen das sie alle beherrschende Gesetz im Sinne Maurer's herauszufinden, so kann man ihm nicht widersprechen. Ohne die großen Verdienste Maurer's zu verkennen, darf man wol sagen, daß alle seine zahlreichen Bücher einen gleichen Stempel tragen, und daß er überhaupt weniger als Systematiker denn als überaus fleißiger, umfassend belesener und scharf beobachtender Zusammensteller historischer Thatsachen seine Bedeutung hat. Als Ergänzung der streng schematischen Durchführung seiner leitenden Gedanken ist ihm dann noch eine frische und gesunde Anschauung menschlicher, namentlich rechtlicher Zustände und Verhältnisse nachzurühmen, wie sie nicht jeder unserer strenger geschulten Systematiker besitzt.

Maurer's Grundgedanke über den Ursprung des deutschen Städtewesens beruht, wie sich vielleicht die Leser d. Bl. erinnern, auf dem Satze, daß die uralten Markgenossenschaften durch allmähliche Umbildung und Heranziehung der verschiedenen, in jeder Periode wirksamen socialen und rechtlichen Momente ganz unmerklich, in Uebergängen, die nur selten als ein eigentlich Neues, gewöhnlich als das Alte in etwas verschobener Gliederung sich darstellen, zu dem geworden seien, was wir heute, wo wir es nach seiner fertig abgeschlossenen Gestalt und nicht nach seinem unendlich langsamen Werdeproceß zu erkennen pflegen, unbedenklich für etwas ganz Neues, für eine bis dahin noch nicht dagewesene Gestaltung in unserm deutschen Volksleben ansprechen. Man sieht, der allgemeine Zug der modernsten Wissenschaft, alles Plötzliche, Unvermittelte, im strengsten Sinne Individuelle und dadurch Isolirte, folglich auch im tiefsten Wesen Unerklärliche, weil gewissermaßen Autonome oder Transscendente zu beseitigen und an die Stelle des revolutionären Princips das der Evolution, an die Stelle der selbständigen Schöpfungsacte mit ihrer abgeschlossenen Plastik bloße Uebergänge, ein leises Dahingleiten von einer Form zur andern zu setzen, ist auch in diese Anschauung über den Ursprung und die Entfaltung der deutschen Städteverfassung eingeführt und hier verwerthet, obgleich wir wol mit einiger Gewißheit behaupten dürfen, daß der ehrwürdige Maurer weder von Darwin noch von den andern Vertretern der Entwickelungstheorie im Reiche der natürlichen Dinge Notiz genommen hat. Im Grunde ist es nichts anderes als das eigentlichste Princip der schon solang bestehenden, sogenannten historischen Schule; nur unterscheidet es sich dadurch wesentlich, daß deren Gläubige die Entwickelung nur so weit als berechtigt und naturgemäß gelten lassen, als sie in ihr politisches, religiöses und sociales System paßt, während Maurer's wahrhaft liberaler Geist alle solche reflectirten Schranken als willkürliche Verengungen des wissenschaftlichen Blicks verwarf.

Heusler polemisirt nicht gegen das Princip Maurer's selbst, wohl aber gegen seine Methode. Wenn er aber gelegentlich einmal die Aeußerung fallen läßt, daß es sich in diesem Streite der Theorien über den Ursprung der deutschen Städteverfassung mehr um Verschiedenheit in den Worten als in der Auffassung der Dinge selbst zu handeln scheine, so vermögen wir unsererseits nicht recht einzusehen, weshalb er sich ein andermal doch mit einer gewissen schroffen Haltung den vermeintlichen Irrthümern Maurer's entgegenstellen zu müssen glaubt. Für Unbefangene reducirt sich der Gegensatz zwischen beiden auf einige Momente, die man wol mehr subjectiv als objectiv berechtigt heißen dürfte. Freilich weiß man ja, daß der größte Theil der wissenschaftlichen Polemik sich um dergleichen subjective Momente dreht, die nur zu leicht dem Autor als unumstößliche objective Thatsachen erscheinen. Denn in unserm Falle handelt es sich nur darum, daß Maurer die selbstwüchsige Wurzel des Städtewesens aus unserm ältesten deutschen Bauernthum oder aus der Dorfverfassung der germanischen Urzeit in allen ihren spätern proteusartigen Metamorphosen durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit hindurch aufzudecken bestrebt ist. Daß sie durch die Einwirkungen aller möglichen Einflüsse der Geschichte, insbesondere durch die Veränderungen in der Gesellschaft und in dem Staatswesen Deutschlands seit dem Beginne des eigentlichen Mittelalters, sich selbst zu den verschiedenartigsten Gebilden verändert habe, die losgelöst von ihrem entwickelungsgeschichtlichen Zusammenhang allenfalls originell oder auch ganz fremdartig aus sehen, weiß er sehr wohl, und so weit es ihm zur Erklärung seines Gegenstandes zweckdienlich scheint, verfolgt er auch alle diese bedingenden Einflüsse und sucht ihre Einwirkung auf und ihre Verschmelzung mit dem ursprünglichen Kerne zu erläutern und zu erklären. Ihm kommt es nach seinem individuellen Augpunkt also vorzugsweise auf das Autochthone, das Bodenständige, Selbstwüchsige an, weniger auf das, was durch die Mischung von außen her hinan- und hineingetragen worden ist. Im Gegensatz sowol zu der doch noch immer nicht ganz beseitigten Hypothese Eichhorn's, dem das deutsche Städtewesen direct aus römischen, im deutschen Boden zurückgebliebenen Keimen erwachsen schien, aber auch im Gegensatz zu den Doctrinen Wilda's, Nitzsch's und selbst Arnold's, die bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch darin wesentlich denselben Standpunkt vertreten, daß sie in den deutschen Städten etwas ganz Neues, eine durch ganz bestimmte historische Situationen geschaffene Bildung sehen, gilt z. B. uns Maurer's Ansicht auch nach den neuesten Einwendungen dagegen als die einzig naturgemäße, obwol man zugeben wird, daß

er so wenig als seine Gegner, Vorgänger oder Nachfolger einen directen urkundlichen Beweis dafür zu erbringen vermochte. Denn die urkundlichen Belege, die er oder die andern für oder gegen reichlich genug anführen, bestehen vor einem nüchternen Blicke keineswegs die Probe untrüglicher Beweismittel. Mag sein daß Maurer ihnen hier und da Gewalt angethan hat, aber die andern gewiß nicht weniger.

Und schließlich ergibt es sich, daß auch Heusler nur darin wesentlich von Maurer abweicht oder ihn corrigirt, daß er die staatsrechtliche Eigenart der Städte als den eigentlichen Lebenspunkt des ganzen Städtewesens herauskehrt. Gewiß unterscheidet sich die Stadtverfassung von Köln oder Basel im Jahre 1250 oder hundert Jahre früher und später sehr stark gerade durch die hervorragende Stellung dieser Orte in dem Gesammtorganismus der deutschen staatlichen Zustände der Zeit von der Verfassung und Stellung irgendeines beliebigen Dorfs. Das hat noch niemand übersehen, aber trotzdem ist es doch denkbar, daß jene weitest fortgeschrittenen Gebilde und diese zurückgebliebenen bei einer bis ins Mark eindringenden Zergliederung dieselbe Structuranlage zeigen. Wenn man sagt, nur da sei eine wirkliche Stadt gegeben, wo der politische Selbständigkeitstrieb seine volle Kraft bewährt und wirklich autonome Gebilde erzeugt habe, so gilt dies doch nur von einer sehr beschränkten Anzahl solcher Orte, die sich im Mittelalter oder später Stadt nannten und von jedermann dafür gehalten wurden. Die Definition läuft also auf einen bloßen Wortstreit hinaus.

Auch scheint es uns, als wenn jener Trieb nach vollständiger staatlicher Autonomie, der die Signatur einer wahren Stadt bilden soll, keineswegs in diesen allein, wenn auch in einigen von ihnen nach ihren räumlichen Dimensionen und nach ihrer sonstigen Geltung im Leben der Nation, in kräftigster Gestaltungsfähigkeit sich offenbart habe. Alles, was deutsches Blut in seinen Adern hatte, strebte nach demselben Ziele: die Dörfer so gut wie die Städte, nur daß jenen die Mittel dazu nicht so reichlich geboten waren wie diesen. Aber einer Anzahl davon ist es denn doch gelungen. Was sind unsere Reichsdörfer und Reichsflecken, die niemals das Ehrenprädicat Stadt erlangen konnten, anders als mikroskopische Bildungen desselben Keims, dem Nürnberg und Augsburg entwuchsen? Wenn man will, mag man sie Caricaturen nennen, und für moderne Staatsbegriffe liegt es nahe, sie so zu bezeichnen. Aber es wäre ein Zeugniß von sehr geringem historischen Verständniß, wenn man dies auch für das Mittelalter thun wollte. Will man auch da von Caricatur reden, so kann man nach unserer Meinung nichts anderes darunter verstehen als die unserm nationalen Geist damals vorzugsweise einwohnende zügel- und schrankenlose Neigung, alle gemeinsamen und zusammenhaltenden Momente des politischen Daseins der Nation, des Staats, in lauter individuelle Atome zu zersplittern und Jean Paul's humoristische Phantasie von der Souveränetät jedes einzelnen Hauses zu einer Thatsache zu machen, die das ganze deutsche Leben beherrschte. Man kann vom modernen Standpunkt mit Recht auch sagen, daß dem deutschen Mittelalter eben deshalb der Staatsbegriff vollständig abhanden gekommen sei, daß es damals gar keinen Staat, sondern nur eine unendlich reich gegliederte und individualisirte Gesellschaft gegeben habe, auf deren Trümmern erst der wahre Staatsbegriff gegründet werden mußte, was bei uns durch den fürstlichen Absolutismus sehr allmählich geschehen ist.

Führte uns Heuser's Buch in die Mitte ungelöster und unlösbarer Controversen, so stehen wir dafür in dem zehnten Bande der „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert" (Nr. 2) auf desto festerm Boden urkundlicher Thatsächlichkeit. Die reiche Stadtgeschichte Nürnbergs füllt bereits drei Bände der Sammlung, und hier liegt ein vierter vor, der das Material jedoch noch nicht erschöpft. Wie früher hat der Herausgeber und Bearbeiter, Theodor von Kern, alles gethan, um seine Leistung auf die vollste Höhe der jetzigen Geschichtsforschung zu heben, und jeder Kundige wird mit Vergnügen bemerken, daß keine irgendwie berechtigte Anforderung der Wissenschaft unberücksichtigt, keine irgendwie sich bietende Frage der historischen Kritik und Hermeneutik unbeantwortet geblieben ist. Gewiß hat der Inhalt dieses Bandes im Vergleich mit manchem frühern, z. B. den straßburger Städtechroniken, etwas Nüchternes und Unscheinbares. Das sogenannte Bucher'sche Memorialbuch von 1386—1454 und die von verschiedenen Händen herrührenden annalistischen Aufzeichnungen, welche hier unter dem Gesammttitel „Jahrbücher des 15. Jahrhunderts" vereinigt sind, geben keinen hohen Begriff von dem historiographischen Berufe der damaligen nürnberger Schriftsteller. Aber darauf kommt es hier nicht an; der historische Stoff ist trotz der dürftigen Form ein so reicher, zum großen Theil namentlich nach der cultur- und sittengeschichtlichen Seite hin ganz neuer, daß man sich gern über jenen Mangel hinwegsetzt. Eine Stadt wie Nürnberg hat durch ihre Stellung im deutschen Leben eine fortwährende doppelte Bedeutung: sie ist etwas Merkwürdiges an sich, aber sie ist zugleich der Schauplatz merkwürdiger geschichtlicher Ereignisse, die zum allergrößten Theil nur zufällig damit verbunden sind. Als eigentlich die Geschichte bestimmende Macht tritt weder diese noch eine andere unserer ehrwürdigen und großartigen Städte des Mittelalters auf, wie wir schon oben als wesentlichen Unterschied von den außerdeutschen Erscheinungen gleichen Stoffs bemerkten. Nur in einer gewissen organisirten Gesammtheit, als ein wie immer locker gefügter Bund vieler oder einiger entweder für einzelne ganz bestimmte Ziele und kürzere Zeiten, oder auf längere Zeiträume — niemals für immer — und für eine Menge von gemeinschaftlichen Interessen und Aufgaben, ist es unsern deutschen Städten gelungen, eine active politische Kraft vorzustellen. So die verschiedenen Städtebündnisse des obern und mittlern Deutschland und vor allen die niederdeutschen Hansen. Weltgeschichtliche Ziele und Erfolge haben blos die letztern aufzuweisen. Fragt man, weshalb nur sie, so liegt die scheinbar genügende Antwort so hart auf der Oberfläche, daß es kaum der Mühe verlohnt darauf hinzuweisen. Die geographische und ethnographische Stellung der norddeutschen Seestädte, die doch immer den eigentlichen Kern dieses embryonischen Staatenbundes bildeten, ermöglichte nicht blos, sondern nöthigte zu einem Hinübergreifen über die Grenzen Deutschlands und der specifisch deutschen Interessen. Die ober- und mittel-

deutschen Städte, continental eingekeilt wie sie waren, scheinen schon deshalb nicht zu weltgeschichtlicher Action geschaffen. Ohne uns hier weiter über diesen gehaltreichen und vielfach besprochenen Gegenstand zu verbreiten, machen wir doch darauf aufmerksam, daß es einem ähnlichen, wenn auch von der Wurzel an nicht ganz gleichen staatenbundartigen Gebilde Oberdeutschlands, der Eidgenossenschaft, trotz ihrer am meisten geographisch eingekeilten Lage gelungen ist, eine große weltgeschichtliche Rolle zu spielen. Es ist daraus zu ersehen, daß der gewöhnlich allein beachtete geographische Grund zur Erklärung nicht ausreicht.

Nürnberg hätte vielleicht, abgesehen von seiner Lage, unter allen oberdeutschen Städten am ersten die Fähigkeit gehabt, eine Politik im großen Stil, nicht nach dem Vorbild der Hansa und der Eidgenossenschaft, aber in demselben Geiste einzuschlagen. Indessen hat es niemals auch nur den Versuch dazu gemacht, denn die verschiedenen diplomatischen Verbindungen, die es mit Venedig und andern auswärtigen Mächten anknüpfte und aufrecht erhielt, bezweckten etwas ganz anderes, betrafen ausschließlich die Interessen des einheimischen Handels und Gewerbes. Nürnberg hat nicht einmal daran gedacht, innerhalb eines der wechselnden Städtebündnisse oder der später an ihre Stelle tretenden aus verschiedenen Ständen gemischten Bünde des 15. Jahrhunderts eine dominirende Stellung einzunehmen, obwol es sich an mehrere derselben angeschlossen und damit bezeugt hat, daß es nicht etwa wie Venedig oder Genua die Kraft und den Beruf fühlte, ganz auf eigenen Füßen zu stehen. Wer unser deutsches Städtewesen wirklich von innen heraus und erschöpfend fassen und darstellen will, wird auf solche Erscheinungen hauptsächlich zu merken haben, denen die bisherige Geschichtschreibung trotz alles ihres exacten Fleißes und ihrer difficilen Detailforschungen, soviel wir sehen, gänzlich aus dem Wege gegangen ist.

Wenn wir schließlich noch einen Augenblick die Aufmerksamkeit unserer Leser für die „Geschichte der Stadt Kolberg" von H. Riemann (Nr. 3) beanspruchen, so begründen wir es mit dem überaus lehrreichen und anziehenden Inhalte dieses Werks. Kolberg hat niemals zu den durch Größe und Reichthum hervorragenden deutschen Städten gehört, aber sein Name klingt in jedem deutschen Ohr ehrenvoller als der vieler unserer ehemaligen und jetzigen Großstädte. Wer kennt nicht die dreimalige heldenmüthige Vertheidigung dieser pommerschen Seefestung während des Siebenjährigen Kriegs 1758, 1760, 1761, wo der heroische Commandant von Heyde, ein echter Soldat des Großen Königs, mit den geringsten Streitkräften und in unzureichenden Werken zweimal die wüthenden und zähen Angriffe ungeheuerer russischer Heeresmassen siegreich zurückschlug und erst das dritte mal nach fünfmonatlicher härtester Beschießung durch den absoluten Mangel an jeder Art von Subsistenzmitteln zur Capitulation gezwungen wurde! Zuletzt hat noch das Jahr 1807 das schönste Blatt in den Ruhmeskranz dieser tapfersten aller deutschen Städte geflochten. Die Namen Gneisenau und Schill haben hier ihre weltgeschichtliche Weihe erhalten; denn vorher galt Gneisenau, wie bekannt, weil es mit seinem Avencement immer nicht glücken wollte, als die Wiedergeburt des Hauptmanns von Kapernaum, der ja auch bis heute nicht zum Major avancirt ist, und Schill als ein liederlicher und tollköpfiger Husarenlieutenant mit sehr vielen Schulden und Schrullen. Und wenn auch die Eroberung dieser kleinen Festung den unerhörten Erfolgen der Franzosen in jenem unseligen Kriege nichts Bedeutendes hinzugefügt haben würde, so war es doch als wenn Napoleon selbst noch ganz etwas anderes, die Vervollständigung seines moralischen Siegs und der moralischen Vernichtung seines Gegners damit beabsichtigte. Entgegen seinem sonst so nüchternen und rationellen militärischen Calcul, für den Kolberg völlig werthlos war, wollte er alles darangesetzt wissen, diese Festung zu nehmen, und daß er ein Talent ersten Ranges wie Mortier mit einem solchen Unternehmen betraute, daß er ihn rastlos bald durch Drohungen und Tadel, bald durch die Aussicht auf den Herzogstitel von Kolberg anstachelte, ja hetzte, zeigt, daß er, gleichsam unter dem Impulse einer höhern Macht, selbst nicht recht wußte, was er that. Denn hätte ein anderer Feldherr so gehandelt, so würde er es verrückt genannt haben. Aber auch Mortier scheint geahnt zu haben, um was es sich eigentlich handele. Nach französischer Art hat er alle, auch die ehrlosesten Mittel, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um zum Ziele zu kommen. So wußte er schon längere Zeit von dem Abschlusse des Waffenstillstandes, der ausdrücklich die augenblickliche Einstellung aller Feindseligkeiten und aller Belagerungsarbeiten bedang, und doch setzte er die Belagerung aufs äußerste fort. Aber auch diese verrätherische Tücke fruchtete nichts und erhöhte nur den Ruhm der Vertheidigung. Letztere ist bekanntlich auch noch darum so einzig merkwürdig, weil sich die Bürgerschaft der Stadt daran mit einer Unerschrockenheit und einer Hingabe betheiligte, die in dem gesammten deutschen Bürgerthume dieser Zeit nur hier und sonst nirgends zu finden war. Hier aber wirkte die alte Tradition. Denn auch nach dem Untergang der mittelalterlichen Freiheit haben die kolberger Bürger vor allem in den drei großen Belagerungen im Siebenjährigen Kriege in Reih und Glied mit den Soldaten Friedrich's ihre Wälle und Mauern, ihr Haus und Hof mit ihrem Blute beschirmt. Hier allein ist eine wahre Bürgerwehr immer lebendig geblieben, die freilich sehr wenig jenem theatralischen Spielzeug von 1848 gleich sah, über welches wir so oft gelacht oder uns in die Seele der andern geschämt haben.

Aber Kolberg hat auch als Stadt für sich eine reiche und gehaltvolle Geschichte. Das Mittelalter beginnt hier zwar erst mit der Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo die deutsche Colonie an der Stelle des alten und verrotteten Wendendorfs nach dem Muster und in den Formen so vieler hundert anderer gegründet wurde und bald durch ihre Lage an der See und ihre reichen Salzwerke zu hoher Blüte erwuchs. Nach dem Untergang der Autonomie des Mittelalters folgten die wüsten Zeiten des Schwedenkriegs, und endlich brachte die gänzlich veränderte Zeit die Einfügung in einen modernen Staat, den des Großen Kurfürsten, zu dem sie bis heute gehört.

Heinrich Rückert.

Ein Schriftstellerleben.

Oliver Goldsmith. Ein Gesammtbild seines Lebens und seiner Werke von Johannes Karsten. Straßburg, Trübner. 1873. 8. 1 Thlr.

Gerade mit der Lektüre des bereits 1848 in England veröffentlichten, doch erst kürzlich in der Tauchnitz'schen Sammlung britischer Autoren erschienenen, umfangreichen Werks: „The life and times of Oliver Goldsmith" von John Forster, beschäftigt, ward ich durch obigen ziemlich dünnen Band überrascht.

Seit Lewes' Biographie von Goethe hat man nun freilich kein Recht mehr, auf eines Ausländers Leistung auf diesem Gebiete geringschätzig herabzusehen; auch hat ja Karl Elze sehr verdienstliche Arbeiten über Walter Scott und Lord Byron geliefert, welcher letztern sogar die Ehre widerfahren ist, ins Englische übersetzt zu werden, ebenso wie Lewes' Werk ins Deutsche übertragen worden. Gleichwol wird in Fällen, wo die Landsleute eines Dichters oder einer sonstigen Größe bereits seine Biographie geschrieben haben, die des Ausländers in der Regel auf den Forschungen jener beruhen. Und das ist nur natürlich. Nun hat aber kein Dichter so viele und so ausführliche Biographen, theils in England, theils in Amerika gefunden, als gerade Goldsmith; denn außer den Engländern Prior und Forster hat bekanntlich auch Washington Irving eine höchst anziehende Biographie des so allgemein beliebten Verfassers des „Landpredigers von Wakefield" veröffentlicht. Selbst Johnson, dessen Biographie von Boswell in einer Weise geschrieben worden, daß Macaulay, in seinem Essay über das Buch, von ihm gesagt hat: „Eclipse comes first, the rest are nowhere" (zu deutsch: wie der berühmte Renner Eklipse alle seine Mitbewerber auf der Bahn aussticht, so Boswell's Biographie alle übrigen), hat nur diesen einen Biographen gefunden; Goldsmith aber deren drei, und zwar in Forster einen, der Boswell an Ausführlichkeit fast noch übertrifft. Wäre dessen Werk vor jenem Essay Macaulay's erschienen, es wäre der ebenangeführte Ausspruch sicherlich unterblieben. Forster schildert nämlich Goldsmith nicht nur im Rahmen seiner Zeit, sondern geht ins kleinste Detail ein und ist nur zu minutiös in der Behandlung seines Helden, der sich übrigens gar nicht zur Centralfigur in einem geschichtlichen Gemälde eignet, da er äußerlich nichts weniger als glänzt und seiner Gestalt wie seiner Haltung und seinem Gespräch alles Imposante abgeht. Prior's Biographie ist mir noch nie zugänglich gewesen: sie scheint indessen nach dem, was ich über sie gelesen, dem Forster'schen Werke an Ausführlichkeit nicht nachzustehen. Gerade aus diesem Grunde aber gebe ich Irving den Vorzug. Sein Werk genügt, dem Zwecke vollkommen, steht in richtigerm Verhältniß zum Helden des Buchs und hat mehr Sympathisches mit ihm, da Irving in einem Goldsmith'schen Stil schreibt und sich auch in der Vorrede als seinen Schüler bekennt, indem er Dante's Ansprache an Virgil seinerseits an den Dichter des „Landpredigers" richtet und sagt:

> Tu se' lo mio maestro e'l mio autore:
> Tu se' solo colui, da cu' io tolsi
> oL bello stile, che m'ha fatto onore.

Forster's Werk hingegen macht den Eindruck eines allzu großen Piedestals für eine kleine Figur. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß Goldsmith zu unbedeutend für die Umgebung sei, in der er sich befindet: es ist aber als ob man beispielsweise etwa Gleim oder den Sänger des Frühlings statt Friedrich des Großen auf sein Piedestal in Berlin gestellt hätte. Neben Garrick, dem größten Mimen, neben Reynolds, einem der größten Maler Englands, neben der Riesengestalt eines Johnson, neben einem Staatsmanne wie Edmund Burke, einem Philosophen wie David Hume glänzt wol Oliver Goldsmith immer noch als Dichter, nicht aber als Held einer Biographie, als Mittelfigur, um welche eine solche Gruppe sich scharen könnte. Für seine nähere Umgebung war er doch stets mehr der „Noll, der wie ein armer Papagai sprach", als der Dichter Goldsmith, der „wie ein Engel schrieb". Wäre dem anders gewesen, so hätte Garrick nicht noch im Jahre 1774, dem des Hinscheidens unsers Dichters, jene spöttische Grabschrift auf ihn improvisirt, der die obenangeführten Worte entnommen sind und die Goldsmith so glänzend, aber freilich erst acht Tage später erwiderte. Dem sei indessen wie ihm wolle: ich habe es hier nicht mit der Werthschätzung des Dichters oder der Biographie Forster's, sondern mit der mir vorliegenden von Karsten zu thun. Kann man sich nun unter den vorerwähnten Umständen des Staunens erwehren, wenn dieser im Vorworte sagt:

> Der Versuch, dem Dichter, dessen Andenken die nachfolgenden Blätter gewidmet sind, die Antheilnahme des lebenden Geschlechts zuzuwenden, bedarf gewiß weniger einer Bevorwortung, als der Umstand, daß bisher niemand sich veranlaßt gefunden hat, auf den wahrlich nicht am wenigsten berufenen Vermittler zwischen beiden Völkern in seiner ganzen Bedeutsamkeit hinzuweisen. Da immer noch keine der Aufgabe gewachsene Kraft aufzutreten scheint, um dem Schöpfer des „Landprediger" die Stelle, welche er in unserer Bewunderung einnimmt, in unserer Pietät zu erobern, glaubte ich, in Ermangelung eines Befähigtern, dieser Aufgabe mich unterziehen zu dürfen.

Was soll dieses Verschweigen der englischen Vorgänger? Wie soll man es sich erklären, daß Karsten weder hier noch irgendwo in seinem Buche seine Quellen namhaft macht? An ein solches Verfahren ist man bei uns sonst nicht gewöhnt. Und hat der Verfasser, als er das Wort „niemand" hinschrieb, dabei die Worte „in Deutschland" im Sinne gehabt, warum hat er sie nicht hinzugefügt? Hat er sich wirklich mit fremden Federn schmücken wollen, so konnte er damit höchstens die der englischen Literatur ganz Unkundigen täuschen, und das dürfte bei der in Deutschland so ausgebreiteten Kenntniß der englischen Sprache und der nicht mindern Verbreitung der Tauchnitz'schen Sammlung doch nur eine sehr geringe Zahl sein. Mir, ich gestehe es offen, bleibt das Verfahren ein Räthsel. Daß der Verfasser seinem Buche eine

recht gut geschriebene, von Sachkenntniß und Urtheilsgabe zeugende literarhistorische Einleitung vorangeschickt und derselben, außer der Uebersetzung einer bei Forster sich nicht vorfindenden Kritik Goldsmith's aus der „Critical Review", mehrerer gereimter Beiträge desselben zur „Bee" und vieler kleinen poetischen Sachen, auch seine zwei Hauptgedichte einverleibt hat, macht das Werk noch immer zu keinem selbständigen und berechtigt den Autor zu keinem Anspruch darauf, ein solches geschaffen zu haben.

Wiederum wenn er sagt, daß „bisher niemand sich veranlaßt gefunden hat, auf den wahrlich nicht am wenigsten berufenen Vermittler zwischen beiden Völkern in seiner ganzen Bedeutsamkeit hinzuweisen", so erwartet man natürlich, er werde diese Vermittelung besonders nachzuweisen sich bemühen. Gleichwol thut er in dieser Beziehung noch weit weniger als Forster, der mindestens die betreffenden Stellen aus Goethe's Briefen an Zelter in seiner Ansprache an den Leser und aus „Dichtung und Wahrheit" in seinem Texte in englischer Uebersetzung reproducirt hat, sodaß dem „Niemand" abermals der Zusatz: in Deutschland fehlt. Karsten aber hat nicht nur weit weniger als Forster in dieser Hinsicht geleistet, sondern geradezu gar nichts. Ich will eben zu meiner nochmaligen Ueberzeugung, daß ich ihm kein Unrecht zufüge, indem ich diese Auflage vorbringe, nachschlagen, was er an der Stelle, wo der „Landprediger" erwähnt wird, sagt; da fehlt es aber, wie so häufig in deutschen Büchern, an jedwedem Inhaltsverzeichniß oder Namenregister, und nun suche einer! Solcher Mangel kann heutzutage, wo die Zeit kostbarer als je ist, nicht scharf genug gerügt werden. Dies beiläufig. Endlich habe ich die Stelle gefunden. Was, glaubt man nun, wird uns da geboten? Gleichsam ex abrupto wird die bekannte Anekdote aufgetischt, wie Goldsmith seinen Freund Dr. Johnson holen läßt, um ihm eine Novelle im Manuscript zur Begutachtung vorzulegen (wer kennt nicht das vortreffliche Gemälde oder doch wenigstens den Kupferstich, wo die Scene dargestellt ist), und nachdem der Verfasser uns dann im Lapidarstil gesagt, daß „diese Novelle der «Landprediger von Wakefield» war", fährt er mit den Worten fort:

> Goldsmith soll, nach einem Berichte, seiner Wirthin einen derben Verweis ertheilt, nach einem andern sie aufgefordert haben, seinen Madeira vollends mit auszutrinken. Vermuthlich hat er beides gethan. Dieses Werk des Autors, der Hauptheb el seines Ruhms, ließ der mitleidige Buchhändler, der sich keinen Erfolg davon versprach, zwei Jahre lang unbenutzt liegen, bevor er zum Druck sich entschloß.

Weiter kein Sterbenswörtchen im ganzen Buche über das unsterbliche und für die deutsche Literatur so wichtig gewordene Werk! Aus allem diesen geht hervor, daß es Karsten wol hauptsächlich darum zu thun war, seine allerdings gelungenen Uebertragungen einzelner kleinen und der zwei Hauptdichtungen Goldsmith's: „Der Wanderer" und „Das verlassene Dorf", in einer Biographie des Dichters an den Mann zu bringen, eines Dichters, der übrigens am allerwenigsten oder vielleicht am allermeisten, je nachdem man es nimmt, einer Biographie bedarf, weil, wie der Verfasser mit Recht sagt, bei ihm der Dichter vollkommen im Menschen, der Mensch vollkommen im Dichter aufgeht. In andern Worten: seine Werke sind sämmtlich autobiographischer Natur (daher, nebenbei gesagt, die häufigen Wiederholungen; denn sein Gesichtskreis war, trotz seiner Wanderungen durch Europa, wie der Byron's, nur ein beschränkter, weil auf sich selbst gerichteter, nur daß sein Temperament das Gegentheil von dem des letztern Dichters war), und deshalb bedürfen wir entweder keiner weitern Schilderung seines Lebens, sondern die einfache Hinweisung auf diese Thatsache genügt, oder — denn so ist einmal die menschliche Natur — gerade diese Thatsache stachelt unsere Neugier erst recht auf: bei einem Goethe, Byron, Lamartine, Alfieri und andern Dichtern können wir nie Einzelheiten genug aus ihrem Leben erfahren, vielleicht aus dem löblichen Grunde, weil uns eine Bekanntschaft mit diesen den besten Schlüssel zum Verständniß ihrer Werke bietet.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, wird Karsten's, wenn auch gedrängtes „Gesammtbild" von Oliver Goldsmith allen denen willkommen sein, die des Englischen unkundig sind, und kann es solchen als eine recht hübsche und gefällige Bearbeitung der ausführlichern englischen Werke immerhin empfohlen werden. Er hat wenigstens keinen hervorragenden Zug aus dem bewegten Leben des Schriftstellers und Dichters ausgelassen und sein Buch im ganzen recht anziehend und lesbar gemacht.

Die Biographie Goldsmith's gibt uns übrigens nicht blos einen Schlüssel zum Verständniß seiner Schriften, sondern ist wie jede Lebensbeschreibung, besonders eines bedeutenden Menschen, an und für sich lehrreich. Keine andere vielleicht rollt ein so vollständiges und leider auch trauriges Bild eines Schriftstellerlebens vor unsern Augen auf wie die des „armen Oliver".

Mit Recht hat daher Forster in seinem Werke gerade diesen Punkt besonders hervorgehoben und scharf beleuchtet und hat ihm Charles Dickens, dem er es gewidmet, darauf geantwortet, es sei gewiß kein Buch je geschrieben worden, welches der Würde und Ehre des Schriftstellerstandes halb so förderlich wäre wie das seine. Ihm gebühre für alle Zeiten die Dankbarkeit eines jeden, der sich damit begnüge, seine Lebensstellung und Ansprüche auf Achtung ruhig auf die Schriftstellerei zu gründen, und der keinen andern Lebensunterhalt suche. Goldsmith war nun allerdings auch einer von denen, die „ihren Beruf verfehlt hatten", wie das geflügelte Wort lautet: er war bekanntlich seines Zeichens Mediciner, es hatte ihm aber mit der Praxis nie gelingen wollen, war er ja auch beim Examen durchgefallen; er mußte sich seinen Doctorhut im Auslande holen. Die Heilkunde, des Leibes wenigstens, war indessen eben nicht sein von der Natur ihm verliehener Beruf; dafür aber hatte sie ihn mit den hohen Gaben ausgestattet, welche ihn in den Stand setzten, kranke Gemüther zu heilen und nicht nur seinen Zeitgenossen, sondern allen nachfolgenden Geschlechtern die wahre medicina mentis zu reichen, Herzen zu erquicken und zu erheben, Seelen zu stärken und ihnen unter allen Drangsalen Trost und Muth zuzusprechen. Und dies vermochte er einmal kraft seiner vortrefflichen, wenn auch oder weil schlichten und ungekünstelten Darstellungsgabe, dann kraft seines

edeln Gemüths, vor allem aber kraft derjenigen natürlichen Anlage zum Frohsinn, jener Eukolie, welche H. Landesmann (Hieronymus Lorm) in seinen kürzlich erschienenen philosophisch-kritischen Streifzügen als „Muse des Glücks" so treffend bezeichnet und so trefflich geschildert hat.

Nie hat ein Schriftsteller mehr von dem Elende und der Noth dieses Standes erfahren als Oliver Goldsmith: in ihm hat es sich bestätigt, wie recht der Verfasser der „Anatomy of Melancholy", der auch ein Arzt für Leib und Seele war, hatte, als er jene Virgil'schen Höllengestalten

> Pallentes morbi, luctus, curaeque, laborque,
> Et metus, et malesuada fames, et turpis egestas,
> Terribiles visu formae —

für die gewöhnlichen Begleiter des Schriftstellers erklärte. Allein seine ihm angeborene „Muse des Glücks", desjenigen Glücks, welches wir in uns selbst tragen, half ihm über alle Leiden und Bedrängnisse hinweg und bewahrte ihm seinen Frohsinn selbst unter den härtesten Entbehrungen und der drückendsten Armuth, ja unter dem Verlust der persönlichen Freiheit und der persönlichen Würde. Er hat wie wenige „alle Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschicks" erduldet, „der Zeiten Spott und Geisel, der Mächtigen Druck, des Stolzen Mishandlungen", selbst „verschmähter Liebe Pein, die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist", und hat ihnen „Widerstand geleistet", indem er sich den Hochgenuß des Schaffens vergönnen und seine Nebenmenschen mit Werken beglücken konnte, die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit, aber auch Schönheit und Liebenswürdigkeit von unvergänglicher Dauer sind. Mit diesen seinen Schöpfungen hat er sich befreit von dem Druck des Schicksals und andern die Mittel an die Hand gegeben, desgleichen zu thun, wenn des Unholds Tücke sie verfolgt. Aeußerlich war er von der Natur höchst stiefmütterlich behandelt von kleiner Gestalt, plump, häßlich, pockennarbig, und deshalb eitel und putzsüchtig. Dafür hatte sie reichlichen Ersatz geleistet, indem sie ihm unverwüstliche Heiterkeit und dichterische Begabung in die Wiege legte. Und mangelte ihm auch reiche Phantasie und Erfindungsgabe, so besaß er dafür echten Humor, jenes Götterkind, welches Erzeugniß des Frohsinns und des innigen Mitgefühls mit den Leiden anderer ist. Diese letztere Eigenschaft, die ihn vor allen andern ziert und krönt, war es, die ihn vor dem Egoismus als Mensch schützte und trotz seines eingestandenen Schriftstellerneides ihn zum edelsten der Menschen machte, der lieber selbst entbehrte, als einen andern entbehren sah, und bei der einzigen Gelegenheit, die ihm während seiner Armuth geboten wurde — bei seinem Besuche des Herzogs von Northumberland —, sich von drückender Noth befreit zu sehen, sich selbst vergaß und nur für den geliebten Bruder Fürbitte einlegte. Die Weltklugen und weltlich Gesinnten verlachten und tadelten ihn deshalb: die Bessergesinnten werden dieses Zugs der Selbstverleugnung wegen ihn stets bewundern und lieben.

Eine Anekdote aus dem Leben Goldsmith's bietet einen neuen Beweis für das „Unbewußte", welches oft bei der Dichtung waltet, und deshalb sei sie zum Schluß noch mit erwähnt. Im Literarischen Club, dessen Mitglied Goldsmith war, bezweifelte man, daß er der Dichter des „Wanderer" sein könne, oder glaubte doch, er, „der in drei Worten immer zwei Albernheiten redete", müsse fremder Beeinflussung verpflichtet sein. Chamier, um ihn auszuhorchen, fragte ihn daher im Club: „Was wollten Sie eigentlich mit dem letzten Worte der ersten Zeile, mit dem «slow» versinnlichen? Etwa den langsamen Fortschritt des Fußreisenden?" Goldsmith, in Verlegenheit gesetzt, antwortete: „Ja." Darauf indessen half ihm Dr. Johnson selbst aus und sagte: „Sie irren sich, Goldsmith, Sie meinten bei «slow» die Gedankenträgheit, welche die Einsamkeit zur Folge hat." — „Ja", entgegnete Goldsmith dann, „das glaube ich beabsichtigt zu haben." Diese kleinlaute und sonderbare Antwort bestärkte die Anwesenden in ihrer Vermuthung, daß Johnson der Verfasser sei. Nun rühren zwar einige Verse im Gedicht, keineswegs die gelungensten, von diesem her, sie befinden sich aber am Schluß, nicht am Anfang. Daß aber Goldsmith selbst nicht wußte, wie er das von ihm gebrauchte und an der Stelle so treffende und bezeichnende Wort erklären solle, und die Auslegung eines andern dafür acceptirte: wirft das nicht ein auffallendes Schlaglicht auf das oft unbewußte Schaffen des Dichters, der dann selbst keine Rechenschaft zu geben vermag über das, was er zu Tage gefördert hat? Und dürfte das nicht vielfach auf den größten Dichter, auf Shakspeare, zutreffen? Ich beabsichtige hiermit nicht etwa die „Philosophie des Unbewußten" zu unterstützen — sie bedarf meiner Unterstützung nicht —, möchte aber bei der Gelegenheit doch an die bedeutsamen Worte des verstorbenen Psychologen Carus erinnern, die er in das Gumprecht'sche Autographenalbum eingeschrieben hat. Sie lauten: „Der Schlüssel zur Erkenntniß des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins." Diesen Schlüssel hat uns ja Schopenhauer zuerst an die Hand gegeben, als er den unbewußten Willen zum Kern der Schöpfung machte. Und Schiller hat das Unbewußte in der Sittlichkeit in ein dichterisches Gewand gekleidet, als er sang: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth." Und ein kindliches Gemüth war das des Oliver Goldsmith.

David Asher.

Huber's Schrift über den Jesuitenorden.

Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt von Johannes Huber. Berlin, Lüderitz. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Als vor mehrern Jahren von München aus die Absichten der Jesuiten mit dem Concil bloßgelegt, die staatsgefährlichen Folgen einer unbeschränkten unfehlbaren Papstherrschaft vorausgesagt wurden, da schlug man von seiten der Regierungen fast überall die Sache zu gering an. „Was gehen uns die Beschlüsse von ein paar hundert Greisen an? Laßt sie schwatzen!" so lasen wir in aufgeklärten Blättern. Männer aber, welche mit der Hierarchie wirklich bekannt waren, suchten dem drohenden Uebel zu begegnen, indem sie den deutschen Bischöfen die Waffen in die Hand gaben, um sich gegen die zugemuthete Selbsterniedrigung zu wehren; so entstand das Buch „Janus", und während der Theologe Döllinger das rückwärtsgewandte Antlitz des Historikers schien, blickte Huber vorwärts mit philosophisch freiem Sinn in die Zukunft. Seitdem gehört er zu den Vorkämpfern des deutschen Geistes gegen römischen Absolutismus wie gegen materialistischen Radicalismus, und so hat auch das vorliegende Buch bei aller Unbefangenheit des Bestrebens, eine weltgeschichtliche Thatsache allseitig zu würdigen, doch auch den praktischen Zweck, für die Versöhnung von Kopf und Herz zu wirken.

Mischung von Frömmigkeit und Weltklugheit, von Ascetik und Weltlichkeit, von Mysticismus und nüchterner Verstandesberechnung charakterisirte schon Loyola, und sie wurde auch die Signatur des Ordens. Wer nur die eine von diesen beiden Seiten im Institut der Gesellschaft Jesu anerkennen wollte, der würde sich das Verständniß derselben vollkommen verschließen und ihre große Wirksamkeit in der Geschichte nicht erklären können. Die Momente der Frömmigkeit, Ascetik und des Mysticismus gaben ihr die Begeisterung, den Muth und die Kraft alles für ihre Zwecke einzusetzen, allen Gefahren entgegenzugehen und die äußerste Drangsal zu bestehen. Aus ihnen heraus haben sie auf die Welt imponirend gewirkt und Scharen von Freunden und Zöglingen sich gewonnen.

Von dieser Einsicht aus schildert Huber die Stifter und die Stiftung des Ordens, der ursprünglich als schlagfertige Miliz des Christenthums dasselbe unter den Heiden ausbreiten sollte, bald aber sich in den Dienst des Papstthums gab und die Gegenreformation in der christlichen Welt selber leitete. Es macht einen erschütternden Eindruck, wenn man beobachtet, wie aus dieser Verwechselung des Evangeliums der Liebe mit der Hierarchie die greulichen Folgen kommen, daß statt der befreienden Macht der Wahrheit ein blinder Gehorsam die eigene Ueberzeugung, das eigene Gewissen opfert, und der schwärmerische Eifer für die Religion hier zu Krieg und Mord führt, dort einer schlauen Nachgiebigkeit und gemeinen Pfiffigkeit im Dienste der weltlichen Interessen Platz macht. Loyola betont die Gottesliebe an erster Stelle; aber seine Schüler meinen, es sei genug, wenn man Gott an den Festtagen, in der Todesstunde liebe, oder ihn nur nicht hasse. Loyola hatte gelehrt: nichts zu sinnen und nichts zu thun, was man nicht vor dem Auge Gottes und aller Menschen wagte, und das Gute, wäre es auch noch so gering, niemals heute aufzuschieben in der Erwartung, es morgen besser thun zu können; sein Jünger Moullet aber behauptete: Wenn sich jemand an dem fleischlichen Umgang mit einer verheiratheten Frau erfreut, nicht weil sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, so involvirt diese Ergötzung nicht die Sünde des Ehebruchs. Die Jesuiten haben geleugnet, daß ihr Grundsatz sei: der Zweck heiligt die Mittel. Aber diese „Methode der Absichtlenkung" ist viel ärger, und nicht minder schlimm sind ihre erlaubten Vorbehalte. Man darf den Beleidiger tödten, wenn man nur die gute Absicht hat, die eigene Ehre damit zu retten; man darf feile Dirnen ins Haus nehmen, wenn man nur die gute Absicht hat, sie zu beherbergen, und ein Priester, der sich mit solchen befaßt hat, darf sie aus dem Wege räumen, wenn er die gute Absicht hat, dadurch sein Ordenskleid und seinen Stand vor Schande zu bewahren. Man darf schwören, eine That nicht begangen zu haben, wenn man dazu denkt „im Gefängniß", oder „heute". Huber hat diese jesuitische Casuistik nach dem Vorgang von Pascal quellenmäßig geschildert. Und da es ein Grundsatz der Jesuiten ist, daß einer für den andern einsteht, daß der Orden die Verantwortlichkeit für die Bücher seiner Mitglieder trägt, so sind wir begierig, was heute die Jesuiten dazu sagen; wahrscheinlich nicht viel mehr als damals gegen Pascal. Wie die päpstliche Unfehlbarkeit, so gehört auch der Marien-Cultus zu den Lieblingsgegenständen der Jesuiten. Als sie ihren Einzug in die Michaeliskirche zu München hielten, stellten sie mehrere Büschel des Haars und Stücke des Kammes derselben zur Verehrung aus, und ließen die Haare Mariens also ansingen:

Schönste Jungfrau, deine Strehnen
Pfleg' ich allzeit anzuflehnen (für flehen oder flennen?)
Ich befehl' mich deinen Haaren,
Die dem Gespons so angenehm waren.
Führe uns an deinen Locken
In die Stadt, wo alle frohlocken.

Pater Jakob Pontanus weiß in seinen Gedichten nichts Schöneres als die Brüste Maria's, nichts Süßeres als ihre Milch, nichts Vortrefflicheres als ihren Unterleib. Schwer sei es, durch Jesus selig zu werden, leicht durch Maria. Der Jesuit Eusebius Nieremberg nennt sie die „Adoptivtochter Gottes" und lehrt:

Die Liebe der Trinität zur Gottgebärerin entspringt nicht blos daraus, daß der ewige Vater sie wie seine Tochter, der Sohn wie seine Mutter, der Heilige Geist wie seine Braut betrachtet, sondern daß sie Marien für ein allen drei göttlichen Personen gemeinsames Gut und Paradies ansehen, worin sie ebenso sich erfrischen als ergötzen. Der reine Schos Mariens ist das Gemach, worin sich die drei Personen der Gottheit versammeln, um sich zu berathen über die Erwählung der Menschen zur Seligkeit. Und dieser heilige Rath erwählte dazu den segensvollen Zeitpunkt, als noch das Gedächtniß an die Wohlthat, welche Gott von Maria empfangen, in ihm ganz frisch war, nämlich einige Augenblicke darauf, nachdem der Sohn in Mariens Schos mit ihrer Einwilligung Fleisch angenommen. Alfons von Ligori sagt: Alles dient Maria, Gott selbst nicht ausgenommen. Es ist unmöglich, daß ein Verehrer Mariens verloren gehe. Nun, darum tragen auch die Räuber und Mörder ein Marienbild auf der Brust, und dies genügt, um sie trotz aller Verbrechen des Himmels zu versichern. Andere leh-

ren, daß man im Abendmahl nicht blos das Fleisch Christi, sondern auch die Milch seiner Mutter zu genießen bekomme. Ohne die Maria hätte Gott die Welt gar nicht schaffen können; denn nahm sie den Antrag Gabriel's nicht an, so konnte der Sohn nicht Mensch und die Menschheit nicht erlöst werden, und unter einer solchen Voraussicht hätte Gott nicht schaffen können, weil er sonst alle hätte zur Verdammniß schaffen müssen. Nimmt man Maria hinweg, so verschwindet das ganze Christenthum.

Die Lehrwirksamkeit der Jesuiten hatte Zirngiebl vor einigen Jahren sehr ausführlich geschildert; Huber hat sich ihm angeschlossen.

Ein anderer Abschnitt ist dem Kampf der Jesuiten mit den Jansenisten in Frankreich gewidmet. Aus dem Nachlaß von Cornelius Jansen war 1640 ein Buch „Augustinus" erschienen, das die Lehre von Sünde und Gnade nach diesem Kirchenvater der laxen Jesuitenmoral gegenüberstellte; edle Geister in Frankreich, sittenstrenge Männer und Frauen hatten sich ihm angeschlossen, hatten in Port-Royal sich zusammengefunden. In diesem Kampf schrieb Pascal seine classischen Briefe in der Provinz. Dann erzählt Huber die Aufhebung des Ordens, die Vertreibung und Wiedereinsetzung der Jesuiten. Er sagt:

Wie eine Tragödie berührt uns die Geschichte des Ordens. Die großen Dienste, welche er dem Papstthum geleistet, steigern sein Selbstgefühl bis zum Uebermuth, in diesem Uebermuth greift er nach der höchsten Macht in der Kirche, sucht seine Doctrinen zur herrschenden Lehre zu machen, den Papst in Abhängigkeit von sich zu bringen, hilft die alte Kirchenverfassung vollends zertreten, drückt auf alle andern Orden, verletzt sie in jeder Weise und strebt mit unversöhnlichem Hasse nach Austilgung der von seinen Lehrmeinungen abweichenden wissenschaftlichen Richtungen und Autoritäten. Er entstellt und verfälscht die alte Glaubenslehre, er corrumpirt in der Theorie die Moral, und diese Corruption wirkt vergiftend auf das Leben, er verficht die päpstliche Absolutie und die mechanische Centralisation und führt sie im Kirchenrecht zum Siege, er fördert den finstersten und geistlosesten Aberglauben und eine äußerliche Werkheiligkeit, er tödtet jede Regung der Selbständigkeit und Freiheit, er schließt die römische Kirche nicht nur gegen die Reformation des 16. Jahrhunderts ab, sondern bringt sie in einen Zustand der Erstarrung, an welchem jede Regung eines höhern religiösen Geistes spurlos vorübergeht, und er macht jede Reformation aus ihr selbst heraus unmöglich. Dies sind die innern Sünden des Jesuitismus gegen die Kirche, woraus sich nur die andere ergab, daß er derselben durch eine solche Corruption mehr und mehr die Wurzeln abgrub, die sie im Herzen der Gesellschaft besaß, und indem er ihre Weltherrschaft äußerlich zu schützen schien, sie gerade innerlich im tiefsten Grunde erschütterte. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß diese Sünden gegen die Kirche die alten Sünden des Papstthums gegen dieselbe sind, und daß der Orden nur die Schuld desselben theilt. Und ebenso werden wir dieses von den Sünden sagen müssen, welche die Gesellschaft Jesu gegen den Geist der Menschheit begangen: sie hat sie begangen vor allem als die geistige Miliz des Papstthums.

Das kann überhaupt als ein Ergebniß des Huber'schen Buchs bezeichnet werden, daß es den Jesuitenorden als ein Kind der mittelalterlichen Hierarchie kennen lehrt und eine Unterscheidung zwischen Jesuitismus und Papismus nicht zuläßt. Der Staat, der die Jesuiten angreift, erklärt damit der Hierarchie den Krieg; aber wenn er beide etwa durch religiösen Indifferentismus trocken legen will, so geräth er in Gefahr, durch die Verwilderung der Massen, die der Materialismus mit sich führt, die eigene Cultur zu zerstören. Das Rettungs- und Heilmittel liegt darin, daß neben der Geistesfreiheit das Gewissen der Menschheit geschärft wird, daß eine religiös-sittliche Weltanschauung, wie sie das Evangelium bietet, mit der modernen Bildung in Einklang gebracht wird.

Moriz Carriere.

Eine Schachdichtung.

Das Schachgedicht des Hieronymus Vida. Metrisch übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Alexander Baldi. Berlin, Springer. 1873. 8. 15 Ngr.

Dies oft genannte Werk des bekannten Neulateiners ist zu verschiedenen malen ins Deutsche übersetzt worden, zuletzt wol 1830 von Jesse. Es hat zu allen Zeiten besonders die Schachfreunde interessirt, und auch die neue und in vieler Beziehung löbliche Verdeutschung wird sich vorzugsweise diesen Kreisen empfehlen, denn der Leser muß manches Frostige bei dem Werke in den Kauf nehmen. Daß der Uebersetzer den häufig wiederkehrenden Namen Merkur mit der Betonung auf die erste Silbe verwendet, möchte zu rügen sein. Hier eine Probe aus der sechsten Abtheilung des Gedichts:

Gleich darauf führt er zum Kampf den fernhin zielenden Schützen,
Läßt ihn machen die Schritte des Pferds, sodaß er auf einmal
Auftaucht nahe der weißen Gebieterin, ernst sie bedrohend.
Aber Apollo bemerkte die List, und mit lächelndem Munde
Sprach zu dem lauschenden Kreis er gewendet: „Wenngleich zu betrügen
Merkur schlau und gewandt und mit Listen und Ränken vertraut ist:
Nimmer doch ist er im Stand, mich zu täuschen, der Enkel des Atlas;
Schelm, jetzt wirst du sogleich die erschlichene Stellung verändern!" —
Stürmisches Lachen erscholl aus den Reihen der horchenden Götter;
Merkur zog wie getäuscht von falschen Gedanken den Läufer
Auf dem gestatteten Wege zurück, schlagfertig zum Kampfe,
Aber mit wachendem Blick folgt jeder Bewegung Apollo,
Fürchtend die List und den Trug und die heimlichen Ränke des Gegners.

In Betreff Vida's selbst sei noch daran erinnert, daß er 1490 in Cremona geboren wurde und nach einem Leben voll hoher Ehren und kirchlicher Würden als Bischof von Alba im Jahre 1566 starb. Er gehört, wie der Uebersetzer mit Recht betont, unter die Italiener, welche die lateinische Poesie zuerst und mit Glück wiederherzustellen sich bemühten; er besitzt eine nicht gewöhnliche Dichtergabe und Geist und Gemüth in reichem Maße, nur fehlen ihm der rechte dichterische Schwung und das gehörige Feuer; dagegen verfügt er über eine nicht geringe Erfindungskraft und ein großes Geschick in der Anordnung und Beleuchtung seines Stoffs. Seine Verse sind fließend, wenn auch nicht immer gleichmäßig gefeilt und rein. Zu tadeln ist seine allzu sklavische Nach-

ahmung Virgil's, deren ihn seine Zeitgenossen auch schon oft anklagten, infolge dessen ihm häufig die volle Originalität abgeht; andererseits mischt er zu sehr Heidnisches und Christliches durcheinander; freilich ist dies eine Eigenthümlichkeit, die allen lateinischen Poesien jener Zeit mehr oder weniger anhaftet. Ein Beweis, daß die Werke Vida's fortwährend gesucht und gelesen waren, sind die zahlreichen Auflagen seiner vorzüglichsten Dichtungen, z. B. „Gesammelte Gedichte" zu Lyon 1541, 1554, 1559, 1603; zu Antwerpen 1566, 1578, 1585; zu Cremona 1550; zu Oxford 1721, 1722, 1725, 1733; zu Padua 1731 und viele andere.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der „Deutsche Universitätskalender", herausgegeben von Dr. Ascherson und Seelmann, welcher gegenwärtig (bei Simion in Berlin) zum vierten male erscheint, verdient einiger neuen Zugaben wegen diesesmal besondere Beachtung. Gab er in den frühern Semestern ein übersichtliches Verzeichniß der Lehrkräfte der deutschen Universitäten und ihrer Vorlesungen, eine Zusammenstellung der akademischen Vereinigungen und der von den einzelnen Universitäten gestellten Preisaufgaben, so sind jetzt Nachrichten über die materiellen Lebensverhältnisse der meisten deutschen Universitätsstädte hinzugefügt. Mag immerhin bei dem steten Schwanken der Preise für Wohnung und anderes es mislich erscheinen, bestimmte Zahlen dafür anzusetzen, im allgemeinen scheinen die Preise überall richtig normirt zu sein, und zugleich sind die Angaben in einem Umfange gegeben, daß es den Studirenden und ihren Aeltern möglich wird, ziemlich annähernd die Höhe des Wechsels, welche der Aufenthalt auf einer Universität erfordert, im voraus berechnen zu können. Die Herausgeber glauben die Berechtigung zur Beibringung solcher Notizen darin zu finden, daß durch sie einer Betrachtung über die verschiedene Frequenz der Universitäten wesentliche ätiologische Momente zugeführt werden. Wie wahr das auch ist, für die meisten Benutzer wird die praktische Brauchbarkeit solcher Notizen allein ins Gewicht fallen, und sie sichern dem Kalender seinen Werth über das Semester hinaus, für das er bestimmt ist. Um auf einzelnes einzugehen, überrascht es etwas, die Preise in Berlin nicht sehr viel höher zu finden als die leipziger; wenn trotzdem die Studentenzahl Leipzigs, und das doch wol auf Kosten Berlins, jetzt fast das Doppelte der berliner beträgt, so möchten wir zumeist den Grund in der durchschnittlichen Entfernung der Wohnungen von der Universität suchen, die für Berlin auf 15—30, für Leipzig auf 2—10 Minuten angegeben ist. Für unsere Meinung spricht außerdem, daß durchaus nicht die billigsten Universitätsstädte die besuchtesten sind, und 60 Thaler für Miethe, Kaffee und Heizung im ganzen Wintersemester die wenigsten von Berlin abschrecken würde. Wol aber muß eine Entfernung von 15—30 Minuten der freien Wahl der Vorlesungen manche Schranke auflegen, und sicher wird sie die meisten nöthigen, nur solche Vorlesungen zu hören, welche entweder des Vormittags oder des Nachmittags gelesen werden; andernfalls würde die Zeit für die Privatthätigkeit des Studenten durch wiederholte Gänge zu arg gekürzt werden. In der statistischen Tabelle vermißten wir eine Uebersicht, deren Zusammenstellung allerdings große Mühe erfordern würde, über die Vertheilung der Studirenden nach ihren verschiedenen Semestern. Namentlich die drei ersten Semester scheinen gar vielen Studenten nur dazu bestimmt, das Leben in angenehmen Gegenden zu verbringen; erst in den letzten Semestern wird die Universität mit Rücksicht auf die dort vorhandenen Lehrkräfte gewählt, allerdings in vielen Fällen auch mit Rücksicht auf das Examen. Daß dieser Wandertrieb des deutschen Studenten, der den Ausländern ein Räthsel ist, übrigens auch einen sehr heilsamen Einfluß auf den Geist der deutschen Jugend von jeher ausgeübt und ihren Blick freier gemacht hat, soll nicht geleugnet werden. Auch die Zahl der activen Mitglieder der einzelnen Couleurs hätte angegeben sein sollen; es ist immer interessant und lehrreich, aus diesen Zahlen den Einfluß und die Bedeutung des akademischen Verbindungswesens ermessen zu können. In einem besondern Anhange haben die Herausgeber die wesentlichsten Bestimmungen über den einjährigen Militärdienst und die juristischen Prüfungen in Preußen zusammengestellt, und sie versprechen in der Vorrede, im Anhange später eine Uebersicht der Einrichtungen und Lehrkräfte der Anstalten im Auslande, welche den deutschen Universitäten entsprechen, erscheinen zu lassen. Die geschickte und maßvolle Redaction, welche der Universitätskalender zeigt, berechtigt zu der Hoffnung, daß die Herausgeber in sehr befriedigender Weise ihr Versprechen lösen, und mit Verlangen sehen wir dem entgegen, obwol wir noch lieber sähen, wenn sie sich entschlössen, ihre Uebersicht zu einem besondern Werke zu erweitern, und sich dabei allerdings hüteten, durch zu vieles Detail ein voluminöses Opus zu schaffen.

— Von Paul Heyse's „Gesammelten Werken" (Berlin, Hertz) liegt uns der siebente und achte Band vor, der vierte und fünfte der „Novellen", es finden sich darunter auch mehrere seiner neuesten.

Ausländische Literatur.

Aus dem Nachlaß von Samuel Taylor Coleridge ist eine Tragödie „Osorio", die bisher nicht veröffentlicht wurde, herausgegeben worden. Der Dichter hat sie im Jahre 1797 geschrieben, das Stück war die Grundlage des spätern Dramas „Remorse". Coleridge, der Uebersetzer von Schiller's „Wallenstein", hatte mehr lyrisches als dramatisches Talent.

— Jameson Hubland Smith hat den Versuch gemacht, den poëta laureatus Tennyson durch biographische und kritische Randglossen zu verherrlichen: „Notes and Marginalia illustrative of the public life and works of Alfred Tennyson" (London, James Blackwood). Dieser Versuch wird von dem „Athenaeum" als gänzlich verfehlt bezeichnet. Die Kritik beginnt mit den Worten: „Jeder, der dies Buch liest, wird sich der alten Geschichte von dem wohlmeinenden Esel erinnern, welcher, indem er eine Fliege von der Nase seines schlummernden Herrn fortscheuchen will, dessen Gesicht mit seinem Huf zerfleischt." Wir führen dies Gleichniß an, weil es auf viele Lebensbeschreiber und Commentatoren in vorzüglicher Weise paßt.

— Die „Quarterly Review" bringt in ihrem Octoberheft einen Essay über Voltaire, in welchem eine Reihe von Schriften von Desnoiresterres, John Morley und andern zusammengefaßt ist. Von deutschen Werken befinden sich darunter die „Sechs Vorträge" von David Strauß und der achte Band der „Denkwürdigkeiten" von Varnhagen von Ense: „Voltaire in Frankfurt a. M. 1775." Ueber das Werk von Strauß heißt es: „Seine neulich veröffentlichten Voltaire-Vorlesungen vor der Prinzessin Ludwig von Hessen und einem ausgewählten Kreise von Zuhörern, Vorlesungen, deren allgemeiner Ton nur wenig die Erinnerung an die ernstern und denkwürdigen Antecedentien des Veteranen der Polemik wachruft, fassen die Resultate des Werks von Desnoiresterres und der diesem vorausgehenden Arbeiten insoweit zusammen, als in einem kleinen Band möglich war, und fügen eine vollständige und unterhaltende Erzählung der zwanzig Jahre von Voltaire's Patriarchat in Ferney hinzu und eine Kritik seiner philosophischen und theologischen Schriften, welche selbst wiederum die Kritik herausfordert."

Theater und Musik.

Das Lustspiel: „Psychologische Studien" von Oskar von Redwitz, welches am münchener Hoftheater zur Aufführung kam, erscheint als die Umarbeitung eines frühern Stücks, durch welche dasselbe an Zahl der Acte, aber auch an ermüdender Breite gewonnen hat. Das Stück hat einen Achtungserfolg davongetragen. Für das Lustspiel scheint dem Dichter der „Amaranth" doch der Humor zu fehlen, obgleich er nicht ohne Begabung für genrebildliche Ausführungen ist.

— Während die berliner Hofbühne die Oechelhäuser'schen Bearbeitungen der Shakspeare-Historien gibt, beginnt jetzt Franz Dingelstedt an der wiener Burg seine eigene Bearbeitung der Historien in Scene gehen zu lassen. Die Presse ist einstimmig in Anerkennung der hervorragenden Geschicklichkeit, mit welcher Dingelstedt die Dichtungen Shakspeare's der Bühne der Gegenwart angeeignet hat, und nur hin und wieder läuft ein Protest gegen die freien Einlagen der Dingelstedt'schen Muse mit unter. Zunächst ging der erste Theil von „König Heinrich VI." in Scene und zwar in glänzender Ausstattung.

— Das Drama „Andrea" von Sardou fand am berliner Victoriatheater eine kühle Aufnahme.

— Das „Athenaeum" wiederholt in seinen wöchentlichen Theaterberichten, wie dramatische Kunst und dramatischer Geschmack in England daniederliegen, und wie sich dies besonders in den Zugeständnissen zeigt, die man für das Publikum unerlaßlich glaubt. Daß ein Stück durch seinen eigenen Werth wirken könne, dieser Glaube ist den englischen Bühnenleitungen gänzlich abhanden gekommen. Doch auch die Sensationsdichter sind nicht immer mehr erfolgreich. H. J. Byron, einer der effectvollsten und beliebtesten Bühnenfabrikanten, hat mit seinem neuesten, am Olympic gegebenen Stück „Sour grapes" kein Glück gehabt. Der Stoff lehnt sich an ein Gedicht von Tennyson an, und der Inhalt dreht sich um die Liebe eines Lords zu einer Pächterstochter; der erstere nimmt Knechtsgestalt an und wird ein „Kuhjunge" aus Liebe. Besser ist das neue Drama von Taylor und John Saunders: „Arkwright's wife", welches am Globe zur Aufführung kam. Der Plan des Stücks ist nicht übel; nur erinnert einzelnes darin an die „Femme Claude" von Alexandre Dumas. Die Zerstörung eines Modells steht im Mittelpunkte der Handlung. Frische Bilder aus dem Leben in Lincolnshire entschädigen für manche Unwahrscheinlichkeiten. Am Drurylane-Theater kam Shakspeare's „Anthony and Cleopatra" in neuer Bearbeitung von Andrew Holliday in jener glänzenden Ausstattung zur Ausführung, durch welche Shakspeare'sche Stücke jetzt in England bühnenmöglich gemacht werden. Die Barke der Kleopatra und die Schlacht bei Actium, das Innere des Isistempels und andere decorative und scenische Ausstattungen werden als vorzüglich gerühmt. Solange diese Pracht der Bühne das Publikum fesselte, war dasselbe vor Entzücken außer sich; der letzte Act, der nichts brachte als Shakspeare und seine Verse wurde desto kühler aufgenommen. Im Prince of Wales-Theater wurde Robertson's vieractige Comedy „School" wieder gegeben, bekanntlich eine Bearbeitung des Benedix'schen Schauspiels „Aschenbrödel".

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 17. October starb Archivrath Adolf Bube in Gotha, der sich durch seine „Balladen und Romanzen" (2. Aufl. 1853), durch seine „Thüringischen Volkssagen" (1837), seine „Deutschen Sagen" (4. Aufl. 1843) und seine „Naturbilder" (4. Aufl. 1859) den Ruf eines in seiner Schlichtheit ansprechenden und gemüthvollen Dichters erworben hat. Er ward am 23. September 1802 in Gotha geboren, studirte seit 1821 in Jena und war seit 1842 Director des herzoglichen Kunstcabinets.

— Am 11. October starb in Tübingen Hermann Kurz, Bibliothekar an der Universität zu Tübingen, bekannt durch seinen Roman: „Schiller's Heimatjahre", welcher den Laube'schen „Karlsschülern" viele Motive gegeben hat. Kurz hat sich außerdem auf dem Gebiete der Shakspeare-Literatur durch Monographien, die von großer Kenntniß altenglischer Zustände zeugen, hervorgethan und neuerdings in Gemeinschaft mit Paul Heyse eine Ausländische Novellenbibliothek herausgegeben.

Bibliographie.

Abelmann, Graf A., Ein Ausflug in die Normandie. Novelle. Nebst einem Anhang: Kleine Bilder aus großer Zeit. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bernstein, A., Die März-Tage. Geschichtliche Skizze. 2te Aufl. Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Bischoff, C., Die Irrfahrten des Debutanten. Eine tragikomische Theatergeschichte. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chlebik, F., Die Frage über die Entstehung der Arten logisch und empirisch beleuchtet. Berlin, Denicke. Gr. 8. 12 Ngr.

Cohn, M., Zum römischen Vereinsrecht. Abhandlungen aus der Rechtsgeschichte. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dove, A., Die Doppelchronik von Reggio und die Quellen Salimbene's. Als Anhang: Annales Regienses. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Η καινη διαθηκη. Novum Testamentum Graece. Ad editionem suam VIII. criticam maiorem conformavit, lectionibusque Sinaiticis et Vaticanis item Elzevirianis instruxit Constantinus de Tischendorf. Lipsia, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fircks, Freih. v., Die militärische Leistungsfähigkeit der europäischen Staaten. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gensichen, O. F., Ajas. Trauerspiel. Berlin, Grosser. 8. 10 Ngr.

— — Robespierre. Trauerspiel. Berlin, Grosser. 8. 1 Thlr.

Girndt, O., Dramatische Gestalten. Novellen. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Johann Georg Hamann. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit Erläuterungen und einer biographischen Einleitung von H. K. H. Delff. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr.

Harrison, Agnes, Martin's Weinberg. Mit Autorisation der Verfasserin aus dem Englischen übersetzt von Amalie Schmidt. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heine, H., Fröhliche Gedanken. Gedichte. Dessau, Heine. 16. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Helene (Frau von Hülsen), Aus alter und neuer Zeit. Novellen und Skizzen. Berlin, Plahn. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Die böhmische Frage in ihrer jüngsten Phase. Mit Urkunden. Prag, Tempsky. Gr. 8. 20 Ngr.

Helms, H., Die Eiswelt und der hohe Norden. Grönland, Lappland, Finnland, Island und deren Land und Leute. Neue Ausgabe. Leipzig, Theile. Gr. 16. 1 Thlr.

Hildebrand, H., Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archaeologisch-historische Studie. Nach der 2ten schwedischen Originalausgabe übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 2 Thlr.

Hoppe, J., Die Analogie. Eine allgemein verständliche Darstellung aus dem Gebiete der Logik. Berlin, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Joachim, A., Vater und Tochter. Ein kleines Familiengemälde auf Erdengrund mit Himmelblau. Coblenz, Hergt. 8. 18 Ngr.

Joß, G., Die Gemüthsbildung in der Volksschule. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Kämmel, O., Der deutsche Volks-Krieg gegen Frankreich 1870 und 1871. In seinen Hauptereignissen dargestellt. 3 Bde. in 4 Abtheilungen. Zwickau, Döhner. 1871, 72. 8. 15 Ngr.

Kolster, W. H., Geschichte Dithmarschens. Nach F. C. Dahlmann's Vorlesungen im Winter 1826 herausgegeben, am Schluß ergänzt und mit Excursen begleitet. Leipzig, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Lange, J. P., Zur Psychologie in der Theologie. Abhandlungen und Vorträge. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Lassalle, F., Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. Festrede. 2te Aufl. Leipzig. 8. 3 Ngr.

— — Die indirekte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Vertheidigungsrede vor dem königl. Kammergericht zu Berlin gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Leipzig. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Meckel, Studien über das Kriegsspiel. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Meyer, C. F., Das Amulet. Eine Novelle. Leipzig, Haessel. 16. 16 Ngr.

Michaelis, G., Ueber Rechtschreibung auf deutschen Münzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Montgomery, Florence, Unverstanden. Aus dem Englischen von Martha Lion, geb. Clausius. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

Ranke, L. v., Genesis des preußischen Staates. 4 Bücher preußischer Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 Thlr.

Riggenbach, C. J., Eine Reise nach Palaestina. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

Seebach, K. v., Das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872. Ein Beitrag zu der Lehre von den Erdbeben. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tuckelt, F. F., Hochalpenstudien. Gesammelte Schriften. Uebersetzung von A. Cordes. 1ster Thl. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Liebeskind. 8. 2 Thlr.

Wulff, F. W., Venezia. Sonette. Hamburg, O. Meißner. Gr. 16. 12 Ngr.

Yonge, Charlotte M., Die Säulen des Hauses oder unterm Stecken, unterm Kreuz. Mit Autorisation der Verfasserin aus dem Englischen übersetzt von Amalie Schmidt. 1ster bis 3ter Bd. Leipzig, Kollmann. 1874. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung.

Ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptaufgaben gegenwärtiger Speculation

von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Schrift wendet sich mit der bekannten ruhigen, klaren und wissenschaftlichen Beweisführung des Verfassers sowol gegen die Widersacher als gegen die unzulänglichen oder falschen Auffassungen des Theismus und kann insofern zugleich als eine Widerlegung des Strauss'schen Werks „Der alte und der neue Glaube" betrachtet werden. Mehr noch als durch die kritischen Ergebnisse sucht sie aber durch die abschliessende positive Begründung des grossen Princips, dem sie gewidmet ist, in den gegenwärtigen Kampf der Geister einzugreifen.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zum Preise von 5 Sgr. = 18 Kr. Rh. zu beziehen:

Otto Spamer's Illustrirter Almanach.

Jahresgabe für Jung und Alt im deutschen Haus. 1874. Mit Beiträgen von Dr. R. Andree, H. Elm, E. Lausch, Fr. Otto, H. Pfeil, Dr. K. Pilz, R. Roth, G. Schwarz, L. Thomas, Villamaria, H. Wagner, W. Wägner, A. Werner.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Story of Goethe's Life.

By

George Henry Lewes.

(Abridged from his „Life and Works of Goethe".)

Copyright edition.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Mit dieser neuen Schrift bietet der Verfasser des in Deutschland wie in England gleich hochgeschätzten „Life of Goethe" eine Biographie Goethe's, welche das Leben unsers grossen Dichters, ohne Unterbrechung durch kritisches Detail über dessen einzelne Werke, in zusammenhängender Erzählung vorführt.

Das grössere Werk, dessen bleibender Werth durch das vorliegende kürzere Buch in keiner Weise beeinträchtigt wird, erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

The Life of Goethe. Copyright edition. 2d edition, partly rewritten. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. $3^2/_3$ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sarsena,

oder

der vollkommene Baumeister.

Enthaltend:

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben

von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Neunte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer neunten Auflage dieses bekannten, reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erschien:

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei". 3 Bände. 8. Geh. 10 Thlr. Geb. 11 Thlr. 15 Ngr.

Trentowski, Ferdinand Bronislaw von. Die Freimaurerei in ihrem Wesen und Unwesen. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch-metrisch bearbeitet von **Edmund Lobedanz.**

Zweite durchgesehene Auflage.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Kalidasa's dramatische Dichtung „Urvasi", ein Seitenstück zu seiner „Sakuntala" und diese in mancher Hinsicht, namentlich an Zartheit der Empfindung noch übertreffend, gehört zu den schönsten Perlen morgenländischer Poesie. Die gelungene Wiedergabe des Gedichts durch Edmund Lobedanz, die hier bereits in zweiter Auflage vorliegt, hat dasselbe auch in der deutschen Literatur eingebürgert.

In Bearbeitung von Lobedanz erschien ebendaselbst:

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Vierte Auflage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 13. November 1873.

Autobiographisches von Rosenkranz.

Von Magdeburg bis Königsberg. Von Karl Rosenkranz. Berlin, L. Heimann. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Karl Rosenkranz hat außer seinen wissenschaftlichen Werken eine nicht unbeträchtliche Zahl von Schriften verfaßt, welche mehr oder weniger zum Genre des literarischen Feuilleton gehören, wir erinnern z. B. an seine „Königsberger Skizzen". Er ist darin eine Specialität unter seinen Collegen; denn die Kluft, welche das Katheder vom Feuilleton trennt, erscheint in Deutschland sonst als eine unüberspringliche, während die Publicistik über dem Strich häufiger durch habilitirte ordentliche und außerordentliche Federn versorgt wird. Die Leichtigkeit, die zum Feuilleton gehört, ist natürlich denjenigen abhanden gekommen, welche sich mit ernster wissenschaftlicher Arbeit beschäftigen; ein Maschinenbauer würde sich sehr ungeschickt anstellen, wenn er sich auf einmal auf zierliche Korbflechtereien legte. Rosenkranz ist eben eine Ausnahme. Das liegt in seinem Naturell; er hat Leichtigkeit, Beweglichkeit, Grazie, lauter Eigenschaften, die wir begreiflicher finden werden, wenn wir seine halbfranzösische Herkunft erfahren haben.

In obigem Werke gibt uns Rosenkranz die Hälfte seiner Selbstbiographie, eine Darstellung seiner Kindheit und Jugend, seines Lebens und Strebens bis zu seiner Uebersiedelung in die baltische Hauptstadt am Pregel, die seit bald vierzig Jahren seine zweite Heimat geworden ist.

Selbstbiographien sind fast immer anziehend, wenn sie offen und freimüthig die Gestaltung eines Menschengeschicks darlegen und das Werden und Wachsen einer Weltanschauung. Jedes Individuum hat sein gutes Recht, die Welt mit eigenen Augen anzusehen. Wo sich dies naiv ausspricht, wird der Anklang nicht fehlen. Ist aber der einzelne geistig bedeutend, so gewinnt seine ganze Entwickelung einen typischen Werth.

Rosenkranz ist einer der vielseitigsten, geistvollsten, anregendsten Hegelianer. Doch ein Hegelianer hat für die vorgeschrittenen Richtungen der Gegenwart etwas Vorsündflutliches, Mammuthartiges, wie im sibirischen Eis Festgefrorenes. Der Mythus von Hegel klingt ganz eddahaft — man hat schon fast vergessen, daß er in Berlin docirte und Whist spielte; man hält ihn für einen Brahmanen, der über die Trimurti phantasirt, über den Nabel der Welt merkwürdige Gedanken hat, die Kalpas der Weltgeschichte sich an den Fingern abzählt, während die Gegenwart lieber auf den Buddhisten Schopenhauer und sein Nirwana schwört.

Ist der Alte vom Berge unzugänglich, so haben auch seine Jünger jetzt etwas Weltfremdes, abgesehen von den Junghegel'schen Assassinen, welche mit den Materialisten im Bunde den Dolch zücken gegen die Anhänger des „alten Glaubens".

Welch ein Unterschied in den Epochen, den geistigen Stimmungen verschiedener Jahrzehnte! Ein Blick in das Werk von Rosenkranz macht uns dies klar. Wir sehen, welche Gedanken, welche Probleme damals die akademische Jugend bewegten, wie die Philosophie, und nicht blos ihr Kern, sondern auch ihre terminologische Schale die gangbarste Münze im geistigen Verkehr der Jugend war. Da hören wir, wie der junge Student in Heidelberg mit seinen Freunden Wippermann und Wunderlich debattirte; selbst der studentische Witz stand ganz unter den Einflüssen philosophischer Speculation. Es gab auch damals schon Materialisten; aber sie bedienten sich noch der philosophischen Kunstausdrücke. So z. B. Wippermann, der in der Materie die wahre Identität des Realen und Idealen erblickte:

> Wenn wir über die Causalität hin- und hergestritten hatten, so pflegte er mich zuletzt einer komischen Katechisation zu unterziehen. Er nahm sein Taschentuch, faßte es an einem Zipfel, ließ es frei schweben und fragte mich, ob es sich von selbst bewege? Ich antwortete: Nein. Bewegt es die Luft? Ja. Bewegt die Luft sich selbst? Nein. Was bewegt die Luft? Die Wärme. Bewegt die Wärme sich selbst? Nein. Was bewegt sie? Entweder die Friction oder das Licht. Ist Friction oder

Licht ohne Materie möglich? Nein. Also, war nun der Schluß, geht die Bewegung von der Materie aus. Wodurch aber bewegt sich die Materie? Durch die Schwere. Ist die Schwere eine Kraft außerhalb der Materie? Nein. Sie ist also in der Materie unmittelbar enthalten? Ja, sofern die Materie in die Vielheit verschiedener Quanta zerfällt. Also, war nun der letzte Schluß, bewegt die Materie sich selbst und ist das allesbewegende Princip. Dies suchte er auch durch die Wirkung des Weins nachzuweisen. Ist der Wein etwas Materielles? Ja. Ist das Gehirn etwas Materielles? Ja. Wirkt der Wein auf das Gehirn? Ja. Kann diese Wirkung, da sie die von Materie auf Materie ist, eine andere als materielle sein? Nein. Ist jeder Wein dem andern gleich? Nein. Wird also nicht die Wirkung einer Sorte eine andere sein als die einer andern? Gewiß. Wird folglich der Rüdesheimer eine andere Wirkung haben als der Geisenheimer? Ja. Kann der Wein aber die Vorstellung einer Zahl, einer Figur, eines Verhältnisses, wie Gleichheit und Ungleichheit, Centrum und Peripherie, Größer oder Kleiner u. dgl. m. verändern? Nein, die einzelnen Vorstellungen als solche scheinen unveränderlich. Wenn der Wein sie nicht in sich selber zu verändern vermag, so kann er vielleicht ihre Richtung im Gehirn ändern, indem er das Blut, und durch dasselbe die Nerven in eine andere Bewegung versetzt? Nun behauptete Wippermann, an sich selbst die verschiedene Wirkung des Weins zu beobachten. Nach gewissen Sorten finde er sich z. B. zu den höchsten Ideencombinationen aufgeregt, die ihm das Einschlafen erschwerten, sodaß er, weil sie ihm auch zu bedeutungsvoll erschienen, sie gern aufgezeichnet hätte.

Als der junge Rosenkranz mit einem Freunde, Theodor Parow, eine Harzreise machte, unterhielten sie sich durch Versuche mit der Hegel'schen Methode:

Wir fingen also an, alles mögliche, wie es uns gerade in den Sinn kam oder wie die Umgebung und die Umstände es uns aufdrängten, in die Dreitheilung des Begriffs als das Abstracte, Negative und Concrete, oder als das Allgemeine, Besondere und Einzelne, oder als Sein, Wesen und Begriff u. s. w. zu klassificiren. Ich will nur ein Beispiel dieser Unterhaltung geben, mit welcher wir uns den Weg verkürzten. Wir nahmen also eines Tags die Kleidung vor. Nun wurde vom nackten, unbekleideten Menschen angefangen, dann zum halb, endlich zum ganz bekleideten fortgegangen. Es waren drei unverkennbare Stadien. Nun wurde die Kleidung ihrem Stoffe nach durchgenommen. Es wurden die rohen Thierfelle, die schon bearbeiteten, schon geformten Felle und die von Menschen durch Weben hervorgebrachten Stoffe aufgefunden. Hierauf ging es an die Form. Das Hemd erschien uns als die Urform. Schneidet man dasselbe vorn in der Mitte von oben nach unten durch, so erhält man den Oberrock; schneidet man es quer in der Mitte durch, so erhält man die Jacke. Die Jacke ist folglich der Gegensatz des Vollhemdes, das negative Moment, das bald verlängert, bald verkürzt werden kann. Wird ihr hinten ein Schos angefügt, das Gesäß zu decken, so entsteht der Leibrock. Wir erkannten daher philosophisch die Berechtigung dieses sonderbar erscheinenden modernen Kleidungsstücks. Nun hatten wir aber eigentlich erst die Oberkleidung gefunden, eigentlich erst den Mann bekleidet. Wir machten uns weiter an die Unterkleidung und an die Modificationen, welche der weibliche Körper erheischt. Hier geriethen wir jedoch bei den Hosen ins Enge und verfielen in Streitigkeiten, die oft so possirlich ausarteten, daß selbst mein melancholischer Theodor herzlich mit mir lachen mußte. Bei der Fußbekleidung waren durch Sandalen, Schuhe und Stiefel die drei Momente gleich gefunden worden, allein mit den Hosen kamen wir nicht überein, obwol im Orient auch Frauen welche tragen.

Um die Lektüre der Zeitungen bekümmerten sich die beiden Fußwanderer dabei gar nicht, obschon es schlechtes Wetter war. Welchem Studirenden würde es heute einfallen, sich mit der Hegel'schen Methode in solcher Weise zu beschäftigen! Man würde dergleichen für den Scherz viel zu unfruchtbar finden.

Wir haben diese Anekdoten nicht zufällig herausgegriffen, sie sind charakteristisch für die Zeit, welche in dem vorliegenden Werke geschildert ist, eine Zeit, in der das Gestirn Hegel's culminirte. Gerade die Parallelen, zu denen das Buch anregt, sind sehr lehrreich, abgesehen von der lebendigen Darstellungsweise des Autors, der uns stets in medias res zu versetzen weiß. Eine Schwierigkeit freilich bleibt für jede Selbstbiographie bestehen; es fällt dem Autor schwer, zu unterscheiden, wo die Grenze hinläuft zwischen seiner persönlichen Theilnahme für die Ereignisse und derjenigen, die das Lesepublikum daran bewährt. Denn die eigene Erinnerung breitet einen so verklärenden Schimmer namentlich über die Epochen der Kindheit und Jugend aus, sie leiht jedem Ereigniß, das sie aufbewahrt hat, das sie aus den Palimpsesten des spätern Lebens wieder herausliest, einen so großen Werth, daß auch das Unbedeutende dadurch als denkwürdig und unvergeßlich erscheint, während die Leser, die sich nicht mit der gleichen Wärme der Empfindung hineinversenken können, es trivial und unerquicklich finden. Rosenkranz vermeidet diese Klippe meistens dadurch, daß er seine eigene Wärme den Lesern mitzutheilen weiß, und nur hin und wieder finden wir Aufzeichnungen, für die sich niemand zu erwärmen vermag, die nur von Interesse für das eigene Tagebuch, für die übrige Welt aber ungenießbar sind.

Rosenkranz ist am 23. April 1805 in Magdeburg geboren, wo sein Vater als Steuersecretär im Packhof angestellt war. Seine Mutter, Marie Katharina Grüson, war die Tochter eines Brauherrn, welcher zu den reformirten Réfugiés gehörte. Sein Großvater, der mit der Mutter sich meistens in einem patoisartigen Französisch unterhielt, war ein echter Mustercolonist mit ernstem und behäbigem Wesen, mit Würde und Leutseligkeit. Rosenkranz sagt:

Meine Mutter war eine echte Französin, voll von Geist, Leben, Redseligkeit und voller Religiosität. Die Phantasie und der Witz stachen bei ihr hervor. Sie war ungemein kunstreich in allen weiblichen Arbeiten. Sie nähte und stickte zum Entzücken. Das Sticken trieb sie mit Leidenschaft und stickte auch Gemälde, Vögel und schöne Landschaften, von denen einige eingerahmt in unsern Zimmern hingen. Auch Blumen verstand sie zu machen und erfand die reizendsten Bouquets, die damals auf Arbeitsbeutel u. dgl. gestickt wurden. Ihre Hauben und Hüte garnirte sie sich selbst, und wir Kinder hatten an der saubern und anmuthigen Thätigkeit, welche die Blumen mit Hülfe der Stempel, Nadeln, Zangen und Eisen hervorzauberte, immer große Freude.

Ohne der Schopenhauer'schen Descendenztheorie unbedingt zu huldigen, muß man doch zugeben, daß viele dieser französischen Geisteseigenschaften sich von der Mutter auf den Sohn fortgeerbt, und daß gerade ihre Vereinigung mit deutscher Gelehrsamkeit Rosenkranz zu dem beweglichsten Vertreter des Hegel'schen Systems und zu einem reproducirenden Talent ersten Ranges gemacht hat.

Die ersten Jugenderlebnisse, die Beziehungen zu den Nonnen Agnes und Cäcilie, zu dem Cousin Favreau, der als ein eigenthümliches Familienstück erscheint, und zu seiner Familie, die Anregungen, die der Knabe in diesen Kreisen empfing, werden uns von Rosenkranz mit vieler Liebenswürdigkeit geschildert. Solche Bücher der Kindheit, wie sie Bogumil Goltz und auch Karl Gutzkow verfaßten, haben einen eigenthümlichen Reiz.

In den Jahren 1806—14 drang das französische Element auch in Magdeburg in den gesammten Lebensverkehr tief ein. Die Knaben brüllten das „Vive l'empereur!" mit Wonne, einen Ruf, der damals alles elektrisirte. Heinrich Heine weiß uns im Buche „Le grand" der „Reisebilder" sehr viel davon zu erzählen; auch Rosenkranz schildert uns Napoleon's herrliches Kriegsheer:

Jene phantastischen Uniformen der großen Armee, jene Sappeure mit ihren Bärmützen, langen Bärten und breiten Beilen, die uns wie moderne Lictoren erschienen, jene riesigen Tambourmajore, die ihren goldbeknopften Stab so kunstfertig zwischen den Fingern umwirbelten und ihn wie einen Federball emporwarfen und wiederfingen, jene Träger des Halbmondes mit seinen Roßschweifen, jene Neger, die den Triangel schlugen — das alles ist bei uns ein schon stereotypes Bild geworden. Weniger hat man vielleicht andere Züge bemerkt, die sich unserer Knabenphantasie ebenfalls tief einprägten. Hierher rechne ich z. B. die Häufigkeit der Duelle, die bei Streitigkeiten so oft angezettelt und sofort ausgeführt wurden, indem die Kämpfer sich in den Garten hinter den Häusern, in eine Scheune oder in eine große Hofstube zurückzogen. Vor uns Kindern genirten sie sich nicht und stachen aufeinander los, bis eine leichte Verwundung die Aussöhnung herbeiführte. Doch habe ich diese Duelle nur von Gemeinen und Unteroffizieren gesehen.

Als die Vorstadt von Magdeburg aus militärischen Rücksichten abgebrochen wurde, mußte auch der junge Rosenkranz sein Geburtshaus verlassen und in die innere Stadt ziehen. Den Eindruck dieser Zerstörung auf sein kindliches Gemüth schildert er uns mit lebendigen Farben:

Welch ein Moment! Wenn ich daran zurückdenke, wie ich vor meinen Augen alle diese großen schönen Häuser am Breiten Wege, in der Domstraße, in der Kloster- und Sandstraße unter der Axt des Zimmerers und dem Hammer des Maurers verschwinden sah, so überkommt mich noch die damalige Empfindung, daß ich auch meinem Bewußtsein Gewalt angethan fühlte. Diese Häuser waren für mich so unendlich groß gewesen, ihre Stuben, Flure, Böden und Ställe waren uns Kindern oft so labyrinthisch erschienen. Und siehe da! Axt und Hammer ließen uns plötzlich in das Innerste aller Winkel blicken. Das profane Licht drang in alle Heimlichkeit. Diese Häuser waren für mich so fest mit der Erde verwachsen, daß ich mir die Welt ohne eine Neustadt und ohne einen Breiten Weg mit diesen Häusern gar nicht als möglich vorstellen konnte, und doch deckten sich die Dächer ab, und doch verlor sich ein Giebel, ein Stockwerk nach dem andern, und die Welt sah binnen wenigen Wochen — zu meinem Erschrecken — ganz anders aus. Diese Häuser, in denen wir so lange, gegen Wind und Wetter geschützt, in allem Kriegslärm sicher gewohnt hatten, diese festen Mauern, diese starken Balken — sie mußten dem Eisen weichen. Und die Häuser nicht allein, die den Privaten angehörten, nein, auch die Schule, auch das Kloster, auch das Rathhaus, ja auch die Kirche! Das war fast zu viel für das kindliche Gemüth. Wäre die Stadt zerschossen oder abgebrannt, das hätte ich eher gefaßt; aber dies Zerstören inmitten der Ruhe, diese Vernichtung des Glücks so vieler Familien, wie aus Laune, war mir unfaßlich. Die verschiedenartigsten Empfindungen wurden in mir wach. Eine Erbitterung gegen die Franzosen setzte sich bei mir fest. Unruhe, Leichtsinn, Lust an der Zerstörung, eine gewisse Verwilderung bemächtigte sich meiner. So sehr ich an jenem Abend der ersten Trauerkunde mit den Aeltern geweint hatte, so ausgelassen und übermüthig wurde meine Stimmung, als bei uns vom Dach herunter das Haus mit Beilen und Brechstangen zerlegt wurde. Ich half selber mit zerstören und trieb tolle Possen, namentlich mit gefährlichen Klettereien. Als deshalb einst von der Goldenen Sonne, uns gegenüber, die Cousine Hammer zu meiner Mutter schickte, weil ich zu waghalsig mit den Füßen zu den Fenstern des obern Stocks herausbaumelte, mußte ich eine scharfe Strafpredigt erdulden, in welcher die Mutter mir die Thränen jenes Abends als eine Lüge vorwarf und meine Lustigkeit als abscheulich und unmenschlich tadelte. Ich suchte mich zu schämen, aber das Gefühl der rauschartigen Aufregung dauerte fort, denn mit dem Anblick des allgemeinen Untergangs war alles, was in meiner Kinderseele als ein Festes und Unantastbares dagestanden hatte, wankend geworden. Gewiß ist, daß durch dies gewaltsame Verschwinden des objectiven Daseins meiner Kinderwelt mein Geist einen ungeheuern Anstoß empfing. Das Abbrechen einer Existenz und das Aufbauen einer neuen war von mir im kolossalsten Maßstabe empfunden, und die verwüstenden Folgen dieses Erlebnisses entwickelten sich in den nächsten Jahren bis zu bedenklichen Ausartungen, wenn auch meine Intelligenz eine größere Schärfe durch die totale Veränderung gewann, die mit unserer ganzen Lage vorging.

Die Belagerung, der Einzug der Kosacken, die Verwilderung der Knaben durch diese Eindrücke und die schlechte Schule, sowie der wohlthätige Eindruck, den die Anregungen bildender Kunst, der alten Baudenkmäler Magdeburgs und einzelner Gemäldesammlungen auf das Gemüth des Knaben ausübten — das bildet den Inhalt der nächsten Kapitel. Für die Musik hatte Rosenkranz wenig Talent; darum war er für die Hegel'sche Philosophie prädestinirt, welche diese Kunst stets stiefmütterlich behandelt hat. Selbst Vischer in seiner „Aesthetik" verläßt das Katheder, sobald es sich um die tiefer eingehende Darstellung der Musik handelt, und läßt einen Stellvertreter hierüber dociren.

An die Erinnerungen seiner Schulzeit auf dem Pädagogium knüpft Rosenkranz eine Menge pädagogischer Betrachtungen über Lehrweise, Schulbücher, die Ausgaben der Classiker, aus denen er den ganzen kritischen Apparat fortwünscht, u. s. w., die nicht ohne Tragweite sind. So erklärt er sich z. B. gegen das Lesen des Neuen Testaments in der Ursprache; das sich in hebräisirenden Formen bewegende Griechisch störe die Schüler. Von sich selbst erklärt Rosenkranz, das Symptom, welches bei ihm den Gang zur Wissenschaft damals schlechthin verrathen habe, sei der Encyklopädismus gewesen. „Ich hätte gern alles gewußt, immer weiter aber dehnten sich die Grenzen, immer unermeßlicher häufte sich der wissenswürdige Stoff." Die außerordentliche Vielseitigkeit und encyklopädische Polyhistorie von Rosenkranz, die sich so früh ankündigte, mußte in späterer Zeit oft Staunen erregen, er ist offenbar der belesenste unter den deutschen Gelehrten der Gegenwart. Daher die große Anregung, die seine philosophischen Vorlesungen boten; denn es stand ihm stets aus allen Gebieten eine seltene Fülle von Thatsachen zu Gebote, mit denen er die begriffsmäßigen Entwickelungen illustrirte.

Auch der Poesie wendete sich der Schüler des Pädagogiums schon früh mit schüchternen Versuchen zu. Er gab gemeinsam mit zwei Freunden ein geschriebenes Journal „Der Tischkasten" heraus, für welches er eine komisch sein sollende „Geschichte des Flohkönigs Alborscher", mehrere Gedichte und ein dreiactiges Drama: „Die Bürgschaft", nach der Schiller'schen Ballade verfertigte; dann versuchte er sich in einer Nachahmung des „Wallenstein":

Da für mich die germanischen Stämme der Völkerwanderung damals so hoch standen, so ist es nicht zu sehr zu verwundern, daß ich darauf kam, die Geschichte des westgothischen Königs Wamba zu dramatisiren. Der Contrast dieses tapfern und edeln Mannes mit einem pietistischen Vorgänger Reckared,

sein Kampf gegen die Sarazenen, welche Spanien schon mit einer Landung bedrohten, sein früher Untergang, schienen mir sehr günstige Momente darzubieten. Ich fing im Herbst 1822 mit einem Vorspiel an: „Das Lager der Westgothen vor Toledo.“ Es war ein Abklatsch des Schiller'schen „Wallenstein's Lager“. Ein Volkssänger, welcher die Thaten des jugendlichen Ostgothen Theodorich gegen Byzanz pries, und ein Soldatenlied, als Pendant zu dem Schiller'schen Reiterliede, fehlte natürlich auch nicht. Das Stück selbst aber bekam ich nicht fertig, weil ich noch nicht hinlängliche Erfahrung für dramatische Arbeit hatte. Da es im Drama vor allem auf Handlung ankommt, so muß der Dichter den Plan des Ganzen, Act vor Act, Scene vor Scene, fertig machen, bevor er an die Ausführung geht. Diese muß er in continuirlicher Folge niederschreiben, weil immer Scene aus Scene entspringen soll. Jedes Wort, das gesprochen wird, gestaltet sich zu einer Bedingung für den weitern Verlauf. Nun entwarf ich auch einen Plan, ließ mich aber verführen, diejenigen Scenen, die eine vorzügliche Wirkung versprachen, außer dem Zusammenhang zu bearbeiten. Ich fing die Ausführung z. B. mit einem, nach meinem Sinne, prachtvollen Monolog Wamba's an, der den Schluß des dritten Actes ausmachen sollte. Wenn ich ihn mir mit wanderschütterndem Pathos vordeclamirt hatte, bildete ich mir ein, die Zuhörer müßten ebenso davon ergriffen werden, als ich es selbst war. Im weitern Verlauf der Arbeit stockte ich jedoch so oft, daß ich sie zuletzt aufgab.

Auch eine Fortsetzung von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“, die im paradiesischen Kaschemirthal spielte, unternahm Rosenkranz zu schreiben, doch blieb es bei einer landschaftlich glänzenden Introduction. Später dichtete er Elegien, in denen der Ton des Schiller'schen „Spaziergang“ sich mit dem der Goethe'schen „Elegien“ vermischte. Ueber seine damalige Lektüre gibt er uns eingehende Auskunft. Großen Eindruck machte auf ihn Heinse's „Ardinghello“:

Ich verschlang seine Lektüre. Der Erdgeist fuhr in alle meine Sinne. Die Macht der bildenden Kunst, die Schönheit der antiken Statuen, entschleierte sich zuerst meinem Blick, aber auch der Genuß, welchen der Reiz der nackten Gestalt gewährt. Heinse unterrichtete mich, hier mit ganz andern Augen zu sehen, als ich bis dahin gewohnt war, wo ich entweder ganz unbefangen geblieben war, oder dem weiblichen Geschlecht gegenüber bei näherer Berührung mit ihm, z. B. beim Tanz, mich mit Verschämtheit benommen hatte. Er malte nicht mit schelmischer Lüsternheit wie Wieland, sondern predigte das Naturevangelium mit einer gewissen Andacht und Kühnheit, die mich verwirrte. Er machte nicht viel Worte, aber er entflammte die Sinnlichkeit durch die Offenheit und Keckheit seiner üppigen Situation. In den vielen Betrachtungen über die Sculptur, welche seinem „Ardinghello“ einverleibt sind, zog er das Winckelmann'sche Kunstideal zu einem naturalistischen Zerrbilde herunter. Er trat aber mit einer solchen Sicherheit, ich möchte sagen, Unschuld und Begeisterung auf, daß ich ihn damals weit über Wieland stellte, dessen „Agathon“ ich wiederholt angelesen hatte, ohne ihn je zu Ende zu bringen. Man kann sich vorstellen, in welche Kämpfe ich verstrickt wurde. Heinse predigte Natur, Novalis predigte Natur. Bei jenem aber wurde sie Fleisch in der schönen Göttin der Liebe, während sie bei diesem in einer mir zwar unbegreiflichen, ebendeswegen aber um so spannendern Verklärung endigen sollte. Ich schwankte zwischen dem sanften Druck einer warmfühlenden Mädchenhand und zwischen dem ekstatischen Seherblick der Augen der himmlischen Sophie unglückselig hin und her. Jetzt ist es mir nicht mehr zweifelhaft, daß in der Religion, wie Novalis sie faßt, auch die Wollust, selbst in der Form des Schmerzes, ein sehr bedeutender Factor ist. Seine „Hymnen an die Nacht“, die ich so oft mit tausend unbestimmten Ahnungen las, ohne sie je recht verstehen zu können, athmen eine ungeheuere Wollust, die sich nur im Zeugen von Welten, wie eine indische Gottheit, genugthun könnte.

Karl Immermann, der seine ersten Dramen hatte drucken lassen, war inzwischen wieder nach Magdeburg, seiner Vaterstadt, versetzt worden:

Er wohnte wieder bei seinem Vater, dem Kloster gegenüber; wir sahen ihn bei seinem Bruder Ferdinand aus- und eingehen. Wir trafen ihn öfter, da dieser zu ebener Erde nach der Straße hinaus wohnte, im Zwiegespräch mit demselben vor dem Fenster; wir vernahmen von Hermann die Einzelheiten seiner Lebensweise und gelegentliche Aeußerungen. Er war sehr fleißig. Wenn ich Mittwoch und Sonnabend morgens zwischen sechs und sieben Uhr in der Finsterniß des Winters zu seinem Bruder ging, die hebräische Bibel zu übersetzen, so sah ich schon immer sein Licht schimmern. Ich wußte, daß er dann, sich im Englischen zu üben, den „Ivanhoe“ von Walter Scott übersetzte. Er dichtete auch zu einem Familienfeste ein kleines Lustspiel: „Die Prinzen von Syrakus“, worin er sich selbst mit seinen Brüdern schilderte. Es war ganz in der Art des Tieck'schen „Zerbino“ mit der beliebten Ironie und mit ganz ungeheuerlichen Wortspielen componirt, deren wir uns alsbald bemächtigten. Die persönliche Erscheinung Immermann's hatte eine gewisse Herbheit an sich. Man fühlte, daß in dieser kräftigen Gestalt ein ernster Geist waltete, der alles Unbedeutende, Gemeine von sich abstieß und zum unerbittlichen Spott dagegen neigte.

Nachdem Rosenkranz seine Mutter verloren hatte und selbst schwer erkrankt war, siedelte er 1824 nach Berlin über, nach einem glänzenden Abiturientenexamen. Hier stürzte er sich in die heterogensten Studien. Bei seinem Onkel, dem Mathematiker Grüson, fand er eine reichhaltige Bibliothek, die ihn besonders mit mathematischen und physikalischen Schriften vertraut machte, in welcher aber auch die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek“ großes Interesse bei ihm erweckten, ebenso die Schriften der berliner Akademie. Er machte dann die Bekanntschaft Zeune's, der als Director des Blindeninstituts bei der Georgenkirche lebte:

Er machte mich mit der Unterrichtsweise der Blinden bekannt, die sich mit Sicherheit in Haus und Garten bewegten. Das war ganz interessant und belehrend, aber die Hauptsache zwischen ihm und mir war die altdeutsche Literatur. Er hatte auch eine Ausgabe der „Nibelungen“ in Duodez veranstaltet. Das größte Zimmer seiner Wohnung war mit den schönen Kupferstichen geschmückt, welche Cornelius zu den „Nibelungen“ gezeichnet hatte. Es hieß der Nibelungensaal. In einer Ecke stand eine Lanze oder, wie Zeune sagte, Gere, die von einem der Minnesänger herstammen sollte. Für die Koryphäen der altdeutschen Literatur, wie Lachmann, galt Zeune nur als ein Dilettant, wie er denn auch als Fachmann eigentlich Geograph war. Seine „Gäa“, ein Handbuch der Erdbeschreibung, schloß sich den Bestrebungen von Ritter und Gutsmuths an. Unser Lieblingsgespräch war der Kampf gegen das Welschthum. Zeune streifte in demselben, wie ich früher schon angedeutet habe, an das Pedantische, ohne jedoch ins Geschmacklose zu fallen. Ich war damals sehr geneigt, ihm beizustimmen.

Die altdeutschen Studien führten den strebsamen Studenten noch zu Hagen und Lachmann:

Professor von der Hagen und Professor Lachmann waren ganz entgegengesetzte Naturen. Dies spiegelte sich auch in ihrer äußern Erscheinung ab. Jener war schwarzhaarig und die Locken seines Hauptes schüttelten sich langwallend bis auf seine Schultern herab. Seine Sprache war zwar volltönend, aber nicht ohne eine gewisse Dumpfheit. Dieser war blond und hatte eine schroffe, schneidende Stimme.

Rosenkranz suchte auch Raumer auf, dessen „Geschichte der Hohenstaufen“ gerade damals erschienen:

Von der Wichtigkeit, welche Raumer's „Hohenstaufen" für jene Epoche hatten, kann man sich jetzt kaum eine genügende Vorstellung machen. Die Regierungen hatten durch die Karlsbader Beschlüsse die Burschenschaft, welche sich mit dem Wiederbau eines deutschen Kaiserreichs trug, geächtet. Professoren und Studenten, welche diese Richtung theilten, wurden als Demagogen verfolgt. Die mainzer Commission übte einen scheußlichen Terrorismus. Gegen ein Werk solider Wissenschaft aber, wie Raumer's „Hohenstaufen", konnte man doch, ohne sich vor ganz Europa zu prostituiren, nichts einwenden. Man mußte es dulden. Ja, man sah es vielleicht gern, daß die politische Begeisterung sich in den Enthusiasmus historischer Forschung verwandelte. Raumer's Werk diente auch bald den Dichtern zur Fundgrube tragischer Stoffe. Schon Klinger hatte Konradin's Geschichte dramatisirt. Jetzt begann es von Hohenstaufen-Tragödien zu wimmeln, unter denen die von Raupach obenanstanden. Waren die Deutschen hiermit aus dem historischen Studium in die ästhetische Verarbeitung seiner Resultate übergegangen, so konnten die Regierungen ihnen das kindliche Vergnügen überlassen. Im Streit der Journale über die Dichter und Schauspieler verpuffte alle Gefahr. Spätere Historiker haben die „Geschichte der Hohenstaufen" gründlicher als Raumer geschrieben, aber keiner hat die Wirkung erreicht, die er ausübte. Ohne es zu wollen, war Raumer der Historiker der damaligen Romantik.

Die Hegelianer, welche auf Rosenkranz selbst bedeutenden Einfluß ausübten, von Henning, Hotho, dem ein liebevolles Erinnerungsblatt gewidmet ist, später Hinrichs in Halle, treten in den Schilderungen des Autobiographen lebendig vor uns hin. Hegel selbst bleibt mehr im Hintergrunde des Bildes; merkwürdigerweise hat Rosenkranz bei dem Altmeister kein Colleg gehört; desto größern Eindruck machten seine Werke auf den Jünger, namentlich die „Phänomenologie", deren begeistertes Lob, nachdem sie von Haym zu den Todten geworfen und ins Grab kritisirt worden ist, zwar der Gegenwart überraschend klingt, aber doch nicht blos die Eindrücke der Jugend wiedergibt, sondern auch noch als das Urtheil des alternden Mannes erscheint:

Der Gesammteindruck war überwältigend und riß mich auf bis dahin ungeahnte Höhen. Und noch in diesem Augenblicke behaupte ich, daß es bisjetzt keine tiefere Auffassung und schönere Darstellung des Geistes gibt, als diese „Phänomenologie". Die Schule Hegel's hat sich ganz begreiflich vorzugsweise an die Encyklopädie und Rechtsphilosophie gehalten, wer aber den eigentlichen Hegel kennen lernen will, der muß dies unvergleichliche Werk der „Phänomenologie" studiren. Unvergleichlich? Nicht doch. Es gibt zwei Werke, die sich auf dem Boden der Philosophie mit ihr vergleichen lassen: Platon's „Republik" und Kant's nicht genug zu bewundernde „Kritik der reinen Vernunft". Auch sie graben sich tief in die Mysterien des Geistes und beweisen in dem ruhigen Fortschritt vom Niedern zum Höhern eine unendliche Kunst der Darstellung. Der Standpunkt aber, welchen Hegel einnimmt, ist ein beiden überlegener, und demgemäß mußte auch die Form eine vollendetere werden. Die „Phänomenologie" ist, wie Kant's Kritik, in keine Schulkategorie zu zwingen, wie wenn man gefragt hat, ob sie Logik oder Psychologie oder Philosophie der Geschichte sei? Sie ist von diesem Gesichtspunkt aus ein hybrides Werk. Sie ist incommensurabel, und ich habe sie in diesem Betracht mit Dante's „Commedia divina" und mit Byron's „Pilgerfahrt Harold's" auf dem poetischen Gebiet verglichen, die auch gegen die formalen Gattungsbegriffe incommensurabel und doch poetische Riesenwerke sind. Nachdem ich mich mit schweren Mühen durch das seltsame Buch hindurchgerungen hatte, war ich ein neuer Mensch. Ich besaß für Natur und Geschichte, auch für meine eigene kleine Individualität und Vergangenheit einen ganz neuen Maßstab.

Bei Schleiermacher hörte Rosenkranz selbst mehrere Collegien. Der Eindruck dieses Mannes und seiner Werke war ein so tiefer, daß er die ganze Gärung des jugendlich strebenden Theologen bestimmte. Die „Monologen" und die „Reden über die Religion" waren Ereignisse für seinen Entwickelungsgang. Sehr schön spricht sich Rosenkranz über beide Werke aus:

Zuerst las ich die „Monologen". Sie sind eigentlich ein Lehrgedicht in fünffüßigen Jamben. Ihre Wirkung auf mich war unbeschreiblich. Sie entrückten mich auf eine schwindelnde Höhe. Ihre Betonung der eigenen Kraft, ihr Cultus der Individualität, ihr Preis der Phantasie als einer Göttergabe, von welcher so wenig Menschen den rechten Gebrauch zu machen wüßten, ihre Gleichgültigkeit gegen die Altersstufen im Verhältniß zur ewigen Jugend des Geistes, ihre Unersättlichkeit in der Aneignung des Universums, ihre sittliche Vornehmheit, dies alles war meinem damaligen Zustand höchst willkommen. Ich erhob mich zu einer idealen Ungebundenheit, die sich in Schleiermacher's Worte zusammenfaßte, worin er mit Verachtung der herkömmlichen Moral ausruft: Was sie Gewissen nennen, kenn' ich nicht mehr!

Die „Reden über die Religion", deren Lektüre der der „Monologe" folgte, thaten diesem Standpunkt ethischer Genialität keinen Abbruch. Das Princip der Individualität war auch in ihnen der Ausgang, die Anschauung des Universums das Ziel. Das war eine ganz andere Religionsphilosophie, als die des Herrn von Keyserlingk, die mir sehr herabstimmend stets nur die Bedingtheit, Endlichkeit der menschlichen Natur vorgehalten hatte. Schleiermacher schien mir die Entstehung der Religion wie der Religionen in ihrem innersten Geheimniß belauscht zu haben. Und welch eine edle philosophische und doch auch poetische Sprache! Es kam mir vor, als hätte ich noch nie gewußt, was Religion sei, und als erführe ich es zum ersten mal durch einen ihrer Propheten. Ich hatte die Religion nie verachtet, konnte mich also nicht zu den „Gebildeten unter ihren Verächtern" zählen, an welche Schleiermacher seine Reden gerichtet hatte. Alles aber, was er gegen die Aufklärung sagte, welche in allem, auch in der Religion, nur die beschränkten Zwecke einer egoistischen Nützlichkeit verfolge, war mir aus der Seele gesprochen. Die Verwechselung des Eudämonismus mit der göttlichen Seligkeit lag schon hinter mir. Ich dürstete danach, wie Schleiermacher es ausdrückt, ewig zu sein in jedem Moment.

Schleiermacher's „Dogmatik" versetzte Rosenkranz dagegen in hypochondrische Unruhe; er fühlte sich als ein Sünder, der durch die Sünde von Gott getrennt sei; er versank immer mehr in einen Mysticismus, der durch das Studium Jakob Böhme's eine theosophische Wendung nahm. In diese Zeit fällt seine erste und einzige Predigt in Wanzleben, von der er uns eine ansprechende Schilderung gibt. Dies Streben, der Gnade Gottes gewiß werden zu wollen, beruhigte sich erst in der beseligenden Hingabe an die Ideen des Wahren, Guten und Schönen und ein ewiges Subject, welches diese Ideen als sein eigenstes Wesen ewig denkt und will. Sehr schön schildert er uns das Gefühl der Seligkeit, das er auf einsamen Wanderungen empfand und das an Jean Paul'sche Empfindungen anklingt; hatte ihn doch Jean Paul's „Titan" oft in Entzücken versetzt. Erst Hegel curirte Rosenkranz gründlich von der Schleiermacher'schen Schönseligkeit, der fortwährenden Beschäftigung mit der eigenen Sündhaftigkeit.

Rosenkranz setzte seine Studien in Halle und dann in Heidelberg fort, wo die Persönlichkeit von Daub auf ihn einen großartigen Eindruck macht. Paulus, der nüchterne, kühlverständige, und Thibaut, eine höchst anziehende Persönlichkeit, begeistert für zwei Dinge, für die Reinheit der Tonkunst und für die Herstellung eines einheitlichen

nationalen Rechts, werden uns mit sprechenden Zügen porträtirt. Daneben durchblättern wir das Album der Jugendfreundschaften; da fehlt es nicht an Originalen und sonderbaren Käuzen, auch genialen, vielversprechenden Persönlichkeiten. Da erscheint Genthe, der Schwager von Rosenkranz, eine an barocken Einfällen und romantisirenden Studien reiche Natur, der Studiosus Schlauch, welcher einen dramatischen Cyklus von Geschichten ausgebildet hatte: Reisen unsers Herrgotts mit Herrn Satanas zur Erkundigung der besten Dogmatik; Franz Kugler, ein idealer Jugendfreund, vor allem Bohtz, der spätere Professor der Aesthetik in Göttingen, eine in Pantomimen, Nachahmung der Eigenthümlichkeit der Gelehrten, burlesken Einfällen höchst glückliche elektrische Natur, deren komische Expectorationen die Genossen unendlich belustigten.

Interessant ist es, die Studien von Karl Rosenkranz über „Parzival“, den er nach den Kategorien der Hegel'schen Philosophie zu begreifen suchte, über „Titurel“, den er in Heidelberg allerdings sehr langweilig zu finden wagte, und andere altdeutsche Dichtungen zu verfolgen, weil sich aus diesen Studien später sein vorzügliches Werk: „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“, gestaltete, ein Werk, das zwar in vielen Einzelheiten durch die neuere Forschung überholt ist, aber in Bezug auf echt dichterische Auffassung jener altdeutschen Werke noch immer in erster Linie steht.

Im Februar 1828 promovirte Rosenkranz in Halle mit einer lateinischen Dissertation über die Periodisirung der deutschen Nationalliteratur; im Juli desselben Jahres habilitirte er sich mit einer andern Dissertation über die Philosophie Spinoza's. Das Eigenthümliche der letztern bestand darin, daß er zwar den Pantheismus, oder wie Hegel sagt, Akosmismus Spinoza's anerkannte, aber doch auch den Keim der Leibniz'schen Monade in der Ethik desselben aufsuchte; denn indem dieser den Satz aufstellte, daß jedes Ding in seinem Wesen zu beharren strebe, indem er Thun und Leiden, Freude und Trauer, Liebe und Haß erklären mußte, habe er den Begriff des Individuums, wenn er ihn auch nur zu einem bloßen Modus der Substanz machte, nicht umgehen können.

Das gesellschaftliche Leben des Privatdocenten und spätern außerordentlichen Professors in Halle, die Beziehungen zu Hinrichs, Frau von Jacob u. a., das Entstehen der ersten Schriften, des geistlichen Nachspiels zu Goethe's „Faust“, Calderon's „Wunderthätigen Magus“, der „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften“, des „Handbuch der Geschichte der Philosophie“, das alles wird uns von dem Autobiographen in anziehender Weise vorgetragen; selbst wissenschaftlich trockene Einzelheiten beleben sich bei dem geistreichen Vortrage von Rosenkranz. Zu den interessantern Partien gehören auch die Beziehungen zu Richter und zu dessen Schrift über die Unsterblichkeit der Seele. Rosenkranz bekennt hierbei, daß er die Schwierigkeiten nie unterschätzt habe, welche das Problem der Unsterblichkeit in sich schließe; deshalb habe er auch nie in einer Denkschrift sich für den Unglauben an die Unsterblichkeit ausgesprochen, obwol er sein Bekenntniß, wenn es von ihm gefordert würde, persönlich nicht verhehlt.

Interessant sind die Mittheilungen über Lafontaine, mit welchem Rosenkranz in einem Hause zusammenwohnte. Der gefeierte Romanschriftsteller war damals ein Greis, er lebte einfach in seinen Sitten wie ein antiker Philosoph. Das Humanitätsideal der Aufklärung war in ihm auf die liebenswürdigste Weise vertreten. Er liebte die Griechen und war gründlich in ihnen zu Hause, in Aeschylos, Aristophanes, Lucian:

Bei seinen literarischen Erinnerungen beschuldigte er sich vorweg des sträflichen Leichtsinns, mit welchem er seine Romane geschrieben habe. Er hatte eine Epoche gehabt, in welcher er so gelesen war, daß die Buchhändler nicht genug von ihm drucken konnten. Da kam es denn vor, daß er, weil man ihm das nasse Manuscript zur Druckerei wegholte, beim Schreiben des zweiten Bandes vergessen hatte, was im ersten alles angelegt war. Er hatte z. B. im ersten Theil einen Ring theilen und den beiden Hälften eine besondere Bedeutung geben lassen. Während des Niederschreibens des zweiten hatte er diesen Umstand ganz vergessen. Glücklicherweise erinnerte ihn die Aeußerung einer Dame, welche den ersten Theil schon gelesen hatte, wieder daran, indem sie ihm ihre große Neugier kundgab, zu erfahren, was aus dem Ringe werden würde. Zur Zeit, als ich mit Lafontaine verkehrte, las er einen seiner Romane, die er vergessen hatte, in holländischer oder französischer Uebersetzung. So, behauptete er, wären sie ihm wirklich neu und könne er ihren Werth unbefangen schätzen.

Von dem vielgenannten hallenser Historiker Leo entwirft uns Rosenkranz folgendes Bild:

Leo war es ernstlich um historische Wahrheit zu thun, und er fiel in ein, nach meiner Meinung, selber wieder unwahres Extrem nur deshalb, weil ihn das Extrem einer seichten Lobhudelei der Reformation und der Revolution, wie sie sich von seiten des Liberalismus oft breit machte, anekelte. Als ich noch persönlich mit ihm in Halle verkehrte, brach der barocke Cynismus, dem er später so oft in Journalartikeln huldigte, erst in der mündlichen Unterhaltung blitzartig hervor, eine wohlthätige und kräftige Anregung zu geben. Seine Leidenschaftlichkeit, von der ich mit Staunen einige sehr wilde Ausbrüche erlebte, hatte für mich eine gewisse originelle Größe, wie ich sie noch niemals erfahren hatte. Ich war auch noch sehr leidenschaftlich, aber wie zahm erschien mein Affect gegen den Sturm und Drang des Leo'schen. Wie sehr ich oft ganz anders dachte als er, so fühlte ich doch, daß er mich, sobald ich mit ihm zusammen war, beherrschte. Ich kam dann gegen seine Entschiedenheit, Beredsamkeit, Ironie und Satire nicht auf. Er war dann immer so neu, so interessant für mich, daß ich ihn bewunderte und hinterher, wenn ich wieder mit mir allein war, gegen seine Uebermacht durch Verse reagirte, die ich ihm zuschickte.

Mit dem Dichter Heinrich Stieglitz in Berlin war Rosenkranz ebenfalls in nähern Verkehr getreten:

Da er mich zuweilen zum Thee zu sich einlud, so machte ich auch die Bekanntschaft seiner höchst liebenswürdigen Frau, die ein so unglückliches Ende nehmen sollte. Stieglitz gab mit Werder einen „Berliner Musenalmanach“ heraus. Sie luden mich zur Theilnahme daran ein, die ich ablehnen mußte, jedoch den ersten Jahrgang in der „Halleschen Literaturzeitung“ recensirte. Nach dem Vorgang von Goethe und Rückert in ihren west-östlichen Dichtungen gab Stieglitz in vier Bänden „Bilder des Orients“ heraus, worin er eine Galerie seiner Nationen von China bis zur Türkei schilderte. Ich recensirte sie in den „Berliner Jahrbüchern“. Es steckt eine gewaltige Arbeit darin. Ihre Physiognomie trägt einen unverkennbaren Zug aus Hegel's Auffassung der Weltgeschichte. Was er später noch hervorgebracht hat, reicht nicht an sie heran. Seine Frau Charlotte hatte durch ihren Tod ihn auf einen höhern Standpunkt zu erheben gehofft. Der Schmerz über das Opfer, welches sie ihm brachte, sollte seinem krankhaften Streben nach Größe eine entsprechende Kraft verleihen, allein er wurde nur gänz-

lich dadurch gebrochen. Zwar kämpfte er redlich mit seinem Geschick, allein er siechte in geistiger Schwindsucht hin, irrte unstet umher und starb einsam in Venedig, ohne sich genug gethan zu haben.

Obwol Stieglitz ein Hegelianer geworden war, so blieb er doch als Dichter wesentlich ein Romantiker. Auch sein Schicksal war ein romantisches, ganz im Sinne der Tieck'schen Ironie, denn der Selbstmord seiner Frau, den sie mit heroischer Resignation vollbrachte, ihren Gatten von seiner Hypochondrie zu heilen und ihn mit einer Begeisterung zu erfüllen, wie etwa Dante für seine Beatrice empfand, bewirkte nicht, was er bewirken sollte.

Wie Rosenkranz sich aus der Romantik herausgearbeitet hat, die seine Jugendepoche beherrschte: das findet sich in den einzelnen Stadien sorgfältig von ihm aufgezeichnet; er machte hierin fast denselben Entwickelungsgang durch wie die Führer der jungdeutschen Schule, denen er später seine lebhaftesten Sympathien zuwendete.

Im Jahre 1834 wurde er nach Königsberg zu einer ordentlichen Professur berufen, die er bis auf den heutigen Tag bekleidet. Hoffentlich gibt er später ein Bild dieses erfolgreichen Wirkens auf dem Katheder Kant's und in der Stadt der reinen Vernunft, ein Bild seines Mannesalters. Die Jugend Ostpreußens verdankt ihm die anregendsten Bildungselemente; er befand sich stets im Mittelpunkte des geistigen deutschen Lebens, und wußte dasselbe auf jenem vorgeschobenen Posten deutscher Cultur im äußersten Nordosten stets in lebendigster Weise den Akademikern der Albertina zu vermitteln.

Rudolf Gottschall.

Philipp Spiller's Gedanken über Gott, die Welt und den Menschen.

1. Homo sapiens. Der Mensch nach seiner körperlichen und geistigen Entwickelung. Eine Volksschrift von Philipp Spiller. Berlin, Imme. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Gott im Lichte der Naturwissenschaften. Studien über Gott, Welt, Unsterblichkeit von Philipp Spiller. Berlin, Denicke. 1873. 8. 20 Ngr.
3. Das Naturerkennen nach seinen angeblichen und wirklichen Grenzen. Untersuchungen von Philipp Spiller. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Neben jenen einseitigen und bornirten Empirikern unter den Naturforschern, welche die „Intestina der Intestinalwürmer und das Ungeziefer des Ungeziefers" haarklein untersuchen, sich aber nie zu einer denkenden Betrachtung des Weltganzen erheben, und die man, wie Schopenhauer sagt, sich versucht fühlt, die „Topfgucker der Natur" zu nennen, hat es von jeher auch denkende, philosophirende Naturforscher gegeben, die vom Einzelnen zum Allgemeinen, von der Erscheinung zum Wesen, von der Schale zum Kern der Natur durchzudringen suchten.

In neuester Zeit nun mehren sich diese denkenden Naturforscher, herausgefordert durch die Angriffe der Philosophen auf den Materialismus und Darwinismus. Diesen Angriffen gegenüber gilt es, Stellung zu nehmen, und da kommt man mit bloßer Empirie nicht mehr aus, sondern bedarf der Philosophie.

So erfreulich es nun aber auch ist, daß die Naturforscher die Philosophie nicht mehr ignoriren und daß sie selbst anfangen zu philosophiren, so kläglich fällt doch meist ihr eigenes Philosophiren aus, was auch nicht zu verwundern ist, da, wie zur Fertigkeit und Virtuosität in jeder andern Thätigkeit, auch zur Fertigkeit und Virtuosität im Philosophiren nicht blos angeborene Anlage, Genie, sondern auch häufige und methodische Uebung, Schule, gehört. Meist aber fehlt es den gegenwärtig philosophirenden Naturforschern an dem einen oder dem andern, wo nicht gar an beidem. Daher machen sie den Eindruck von ungeschickten und unbeholfenen Anfängern, die noch nicht einmal das A-B-C weg haben, und doch schon vollkommen fertig lesen wollen, oder von Kindern, die noch nicht einmal auf ebenem Boden sicher stehen und gehen können und doch schon äquilibristische Kunststücke ausführen wollen.

Was nun Philipp Spiller betrifft, so hat er zwar das höchst achtungswerthe Streben, eine einheitliche, mit den Thatsachen der Naturwissenschaften einerseits und mit den Denkforderungen sowie mit den moralischen und den geläuterten religiösen Forderungen andererseits übereinstimmende Weltanschauung zu gewinnen. Aber dem Streben sind die Kräfte nicht gewachsen.

In der Schrift über die Grenzen des Naturerkennens (Nr. 3), welche sich polemisch gegen Du Bois-Reymond's gleichnamige Schrift wendet, macht Spiller den Versuch, zu zeigen, „wie die eine vermeintliche (Du Bois-Reymond'sche) Grenze des Naturerkennens zu überschreiten ist, und daß wir für die andere nicht allen Muth verlieren dürfen."

Er wendet sich zunächst gegen die angebliche erste Grenze des Naturerkennens, der zufolge das Wesen und die Verbindung von Materie und Kraft uns ewig dunkel bleiben soll. Spiller untersucht dem gegenüber dreierlei: 1) das Wesen der Materie, 2) das Wesen der Kraft, 3) die Verbindung von Materie und Kraft.

In dieser dreifachen Untersuchung geht Wahres und Falsches so durcheinander, daß man bald beifällig zunicken, bald verneinend den Kopf schütteln muß. Gegenüber dem alle Qualitäten in der Natur auf blos quantitative Unterschiede zurückführenden Atomismus sagt z. B. Spiller ganz richtig:

> Es erscheint mir nicht gerechtfertigt, die Qualitäten aus der körperlichen Natur beseitigen zu wollen, da sie es vorzüglich sind, welche die Natur so herrlich und mannichfaltig erscheinen lassen, und dagegen bloße Bewegungserscheinungen gleichartiger Atome anzunehmen, um allein daraus die Möglichkeit für eine mathematische Auflösung aller Aufgaben, welche uns die Natur und sogar das Leben stellt, ermöglichen zu können. Ich halte die von Laplace in Anregung gebrachte Weltformel für eine vielleicht geistvolle Spielerei.

Aber gleich darauf folgt der Ungedanke, daß die Stoffe im Weltraume „für sich absolut kraftlos" seien. Der Spiller'sche Gegensatz zwischen Kraft und Stoff ist völlig ungenießbar und unverdaulich. Die Körperstoffe

sind nach Spiller nicht selbst Kraftinhaber, sondern sie bedürfen einer von außen erregenden Kraft, mit der sie in Wechselwirkung treten — des Weltäthers. Als ob ein absolut Kraftloses in Wechselwirkung treten könnte!

Zum Wechselwirken gehört Wirken und zum Wirken gehört Kraft. Ein absolut Kraftloses, wie nach Spiller der Stoff ist, ist kein Reales; wie sollte aber ein solches mit einem Realen, ja mit dem Allerrealsten, wie nach Spiller der Weltäther ist, in Wechselwirkung treten können? Völlig unlogisch!

Während die wahrhaft monistische Philosophie der Gegenwart den Dualismus zwischen Kraft und Stoff aus der Welt geschafft hat, so glaubt dagegen Spiller trotz seines Strebens nach einer monistischen Weltauffassung, an den Dualismus zwischen Kraft und Stoff festhalten zu müssen. Er sagt:

Die Kraft für sich ist nichts Körperliches, der Stoff für sich ist nichts Kraftbegabtes. Es scheint mir ein hoffnungsloses Spiel mit leeren Gedanken zu sein, wenn man diesen Dualismus aus der Welt schaffen will.

Es ist durchaus zuzugeben, daß es unmöglich ist, auf dem bisher eingeschlagenen Wege den Stoff mit der Kraft zum logischen Aufbaue der Welt zu verbinden, denn die Stoffatome für sich sind absolut kraftlos, es ruht also auch in ihnen selbst kein Gestaltungstrieb; sie werden vielmehr gestaltet und organisirt durch eine von außen auf sie unmittelbar wirkende Kraft, welche in dem sie umgebenden Weltäther liegt. Er ist mit den Stoffatomen in einer steten Wechselwirkung und bringt sie je nach ihrer Natur entweder in ein stabiles Gleichgewicht, wie bei den unorganischen Körpern, oder sie gelangen durch ihn zu einem vorübergehend oder fortwährend labilen Gleichgewichte, wodurch sie kraftbegabt werden und sich in einem dynamischen Zustande befinden. Die letztern Fälle treten beim Chemismus und im lebenden Organismus ein.

Nach Spiller werden die Schwierigkeiten für das naturwissenschaftliche Erkennen von den Naturforschern selbst erzeugt, wenn sie die Atome der Weltkörperstoffe selbst als Kraftmittelpunkte, gewissermaßen als Automaten ansehen, die sich ihre Kraft selbst schaffen könnten, oder denen die Kraft als Eigenschaft innewohne. „Die Stoffatome sind absolut todt und kraftlos, im Weltäther allein liegt die Urkraft des Universums."

Der Weltäther mit seinen Schwingungen ist Spiller's Gott. Dem Weltäther schreibt er alle Eigenschaften zu, die sonst der Theologe seinem Gott zuschreibt: Allmacht, Allgegenwart, Allweisheit u. s. w. Ungläubig gegen den theologischen Gott, ist Spiller sehr gläubig an *seinen* Gott. Dieser Gott erklärt ihm alles und schafft die Du Bois-Reymond'schen Grenzen weg:

Nur durch die Schwingungen des Weltäthers wird ein von ihm eingehülltes Stoffatom in Bewegung gesetzt, erlangt nur so eine lebendige Kraft, und kann auch nur so mit andern Atomen in Wechselwirkung treten und Wirkungen auf Entfernungen zeigen. Wir bedürfen demnach mit Du Bois-Reymond zur Aufklärung des Verhältnisses zwischen Kraft und Stoff von dem Atome nicht zu verlangen, daß es „neue, ursprüngliche, das Wesen der Körper aufklärende Eigenschaften enthalte". Die mathematische physikalische Construction und Constitution der wahrnehmbaren Körper läßt sich naturwissenschaftlich erklären.

Was die zweite, von Du Bois-Reymond gezogene Grenze betrifft, die Erklärung des Hervorgehens geistiger Vorgänge aus materiellen Bedingungen, so sagt Spiller, gegenüber dem verzweiflungsvollen „Ignorabimus" Du Bois-Reymond's:

Es ist beklemmend, wenn ein so ausgezeichneter Physiologe diesen Ausruf in die Welt sendet, sodaß es als ein fast hoffnungsloses Unternehmen angesehen werden dürfte, auch in dieses Gebiet mehr Licht zu bringen. Indeß wollen wir auf Grund unserer bisher erlangten neuen Anschauung von dem Verhältnisse zwischen Kraft und Stoff versuchen, ob wir nicht auch auf diesem so schwierigen und dunkeln Gebiete wenigstens einige Schritte vorwärts zu thun im Stande sind. Mit den bisjetzt erlangten Kenntnissen alle verwickelten geistigen Thätigkeiten aus den Functionen des Organismus ableiten zu wollen, wäre allerdings ein Unternehmen ohne Aussicht auf sichern Erfolg.

Spiller geht nun näher auf Untersuchung des Seelenlebens ein und weist hier auf die Continuität in der Natur hin. Wenn schon Thales von Milet vor fast 2500 Jahren dem Magnet eine Seele beilegte, so lasse diese allerdings geistvolle, aber ohne tiefere Naturerkenntniß werthlose Idee jetzt sich naturgemäß deuten, wenn wir wissen, welche Kraft den todten starren Magneten bewegt. Für den Magneten liege nämlich die Seele, oder die ihn bewegende Kraft im Weltäther. Dieser Gedanke sei für die Beantwortung der uns vorliegenden Frage viel wichtiger, als man im ersten Augenblick meinen möchte. Um das Wesen der thierischen Seele und das Seelenleben kennen zu lernen, müßten wir das thierische Leben bei seiner allmählichen Entwickelung verfolgen, denn auch auf diesem dunkeln Gebiete gebe es nur Entwickelung, die Natur mache auch hier keinen Sprung, wie er etwa vom Erdenkloß zum Adam geschehen sein soll und wie es unserer Jugend von den Orthodoxen zur Schande der Jetztzeit noch immer gelehrt werde.

Wenn wir schon in der Zelle Bewegungen entdecken, und diese von offenbar kraftlosen Stoffatomen vollführt werden, so mußte es schon hier eine belebende Kraft, eine Seele geben. Da alle organischen Wesen aus Zellen aufgebaut sind, so sind sie in dieser Hinsicht auch alle beseelt. Diese Kraft liegt in dem die Atome umgebenden Weltäther, welcher durch die Zustände des außerhalb der Körperstoffe befindlichen Weltäthers beeinflußt wird. Solche Zustände liegen in den Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektricität und des Magnetismus. Die Bewegungen der augenscheinlich todten Materie gehen also über in ein scheinbar freies Leben. Thierisches Leben ist ohne den Eiweißkörper der Pflanze nicht denkbar. Das thierische Protoplasma ist eine stickstoffhaltige Verbindung desselben. Es gibt keinen Sprung zwischen unorganischen und organischen Körpern, auch nicht zwischen Pflanze und Thier, auch nicht zwischen Thier- und Menschenseele: überall sind die Uebergänge nachweisbar, wir brauchen nirgends zu neuen Kräften, zu „Kunststücken" unsere Zuflucht zu nehmen; überall ist Entwickelung. Man kann unter dem Mikroskope nicht blos die Bildung von Krystallen mit elektrischen Erscheinungen, sondern sogar auch das wunderbare Schauspiel der Entwickelung organischer Wesen beobachten, sehen, wie Stoffe organisirt werden, wie sie zu höhern Stufen fortschreiten, immer unter der Kraft des unsichtbaren Aethers.

Wie zur Organisirung und Beseelung des Stoffs, so braucht Spiller auch zur Wechselwirkung zwischen Leib und Seele keines persönlichen, Wunder thuenden Gottes, noch auch einer prästabilirten Harmonie im Leibniz'schen Sinne, sondern *sein* Gott, der Weltäther, genügt ihm hierzu:

Wir haben hier nur eine ganz einfache Wechselwirkung zwischen Stoff und Kraft, welche sich zwischen Leib und Seele wiederfindet. Wir bedürfen also auch zur Verbindung der

Seele mit dem Leibe keines Dritten, der etwa als ein Wunderthäter, ohne den die meisten nicht fertig werden, bei allen geistigen Verrichtungen eingriffe.

Spiller gibt zwar zu, daß die Seele an gewisse Körperstoffe gefesselt sei; aber er erklärt es für durchaus falsch, zu meinen, daß die betreffenden Körperstoffe, selbst wenn sie einer vollkommen gesunden Organisation angehören, allein schon die Seele ausmachen. Wenn Du Bois-Reymond sagt: „Durch keine zu ersinnende Anordnung der Bewegung materieller Theilchen läßt sich eine Brücke in das Reich des Bewußtseins schlagen"; so gibt ihm Spiller insofern recht, als auch in der Gehirnmasse ein fortwährender Stoffwechsel stattfindet und dennoch das Bewußtsein bleibend ist, aber abgesehen davon könne dessenungeachtet die Gruppirung der Gehirnatome eine gewisse Beständigkeit besitzen, und der an jener Gruppirung theilnehmende, ja sie gesetzmäßig beherrschende Weltäther überdauere jeden Stoffwechsel und sei der Grund für die Beständigkeit des Bewußtseins.

Also die bloße Anordnung oder Bewegung der Gehirnatome allein vermag nicht das Bewußtsein zu erklären, weil jene mehr oder weniger vorübergehend, dieses aber bleibend ist. Wir werden gezwungen, das Bewußtsein im lebenden Organismus von etwas seinem Wesen nach Unabänderlichen abhängen zu lassen, und dieses ist allein der mit den Stoffatomen des Organismus in Wechselwirkung befindliche Weltäther. Er ist das Material zu der „Brücke aus der bewegten Materie in das Reich des Bewußtseins". Die Zustände des Gehirns bedingen dabei die geistigen Zustände, welche ihre Grundlage im Gehirne haben, ohne daß es uns wol je möglich sein wird, durch das Mikroskop eine gewisse Grenze zu überschreiten, die aber das metaphysische Forschen nicht kennt.

Das schließliche Resultat der Spiller'schen Auseinandersetzungen über Seelenleben und Bewußtsein, durch die er Du Bois-Reymond widerlegt zu haben glaubt, ist, daß wir den Gedanken an ein besonderes Lebensprincip, an einen persönlichen Gott und ganz besonders an einen solchen Weltgeist, wie ihn Du Bois-Reymond beschreibt, aufgeben, dagegen festhalten müssen, daß das Seelenleben nur von eigenthümlichen Beziehungen zwischen den organisirten Körperstoffen und dem organisirenden Weltäther abhängt.

Wenn man unter dem an sich dunkeln Worte „Lebensprincip" den Weltäther verstände, so würde wissenschaftlich gar nichts einzuwenden sein. Wir müssen also das Wesen der Seele in der lebendigen Wechselwirkung der Stoffatome des wohlorganisirten Körpers mit dem Weltäther, dieser alles beherrschenden Weltseele, suchen.

Wie der an sich bewußtlose, unpersönliche Weltäther es anfängt, die an sich nicht blos bewußt-, sondern sogar kraftlosen Stoffatome zu beseelen und Bewußtsein in sie hineinzubringen, hat uns Spiller nicht gesagt, er hat uns die Schwingungen, die der Weltäther hierbei macht, nicht gezeigt, wird auch wahrscheinlich nie im Stande sein sie zu zeigen. So sehr er daher auch gegen den persönlichen wunderthuenden Gott der Bibel polemisirt — auch er behält noch einen wunderthuenden Gott übrig, den Weltäther; und, was die Grenzen des Naturerkennens betrifft, so hat er, trotz aller Polemik gegen Du Bois-Reymond, dieselben nicht beseitigt, sondern nur anderswohin verlegt. Die Wechselwirkung zwischen den kraftlosen Stoffatomen und dem beseelenden Weltäther bleibt die Grenze, an der unser Naturerkennen stillesteht. Darüber kommen wir bei Spiller nicht hinaus.

Ist denn das aber eine wirkliche Grenze? Sind die kraftlosen Stoffatome und der allbeseelende Weltäther Realitäten? Spiller glaubt es. Aber sein ganzes System ist eben auch nur ein Glaubenssystem. Wer seinen Glauben nicht theilt, für den kann natürlich auch die Wechselwirkung zwischen den Stoffatomen und dem Aether keine Grenze bilden. Er schreitet über diese Grenze als über eine Fiction hinweg.

Bei allem Streben nach einer einheitlichen Weltanschauung, das ihn zum Gegner des theologischen Dualismus macht, hat es Spiller doch nicht über den Dualismus zwischen Stoff und Kraft hinausgebracht. Solange dieser Dualismus aber noch spukt, ist zu einer monistischen Weltanschauung nicht zu gelangen. Mit der bloßen Bekämpfung des biblischen Dualismus durch die Darwin'sche Entwickelungstheorie ist es nicht gethan, wenn die Entwickelung doch wieder einen Dualismus in sich birgt, nämlich den Dualismus zwischen Kraft und Stoff.

In der Schrift: „Homo sapiens" (Nr. 1), mit dem Hegel'schen Motto: „Der Mensch kann nicht würdig genug von sich denken", trägt Spiller im wesentlichen die Darwin'sche Theorie, nur in populärem Gewande, vor. Seine eigenen Grundgedanken von der Wechselwirkung zwischen Stoff und Aether kehren dabei wieder. An Polemik gegen die Orthodoxie und das Pfaffenthum fehlt es nicht. Daß auch die moralischen und religiösen Bedürfnisse bei dem Weltäther-Pantheismus nicht leer ausgehen, wird zu zeigen versucht. Spiller ist fern vom Schopenhauer'schen oder Hartmann'schen Pessimismus; seine Weltanschauung ist eine optimistische. Aber freilich läßt sie, wie jeder Optimismus, das Uebel und das Böse unerklärt. Wenn der Weltäther, wie Spiller lehrt, allmächtig, allgegenwärtig und allweise ist, wenn er die Welt nach Vernunftgesetzen regiert und von diesen Gesetzen niemals abweicht — woher alsdann, muß man Spiller fragen, das viele Unvernünftige, Böse und Ueble in der von jenem Weltäther-Gott durchdrungenen Welt? Die Antwort auf diese Frage ist uns Spiller schuldig geblieben. Er begnügt sich, die Schuld der Unvernunft und des Bösen auf den von den vernünftigen Naturgesetzen abweichenden Menschen zu schieben. Aber woher dem Menschen diese Fähigkeit, sich den von dem allmächtigen, alldurchwirkenden Weltäther gegebenen Gesetzen zu widersetzen, Opposition gegen sie zu machen, komme, hat er uns wieder nicht gesagt. Da die Stoffe nach Spiller absolut kraftlos sind und alle Kraft lediglich vom Aether kommt, muß da nicht gefolgert werden: auch die Kraft zur Unvernunft und zum Bösen kommt dem Menschen vom Aether; folglich macht der Aether selbst sich Opposition im Menschen?

Doch Spiller ist zu naiv, um solche Fragen aufzuwerfen. Er läßt sich durch sie in seinem Optimismus nicht beirren.

In dem „Schlußwort" zu „Homo sapiens" lesen wir nach einigen Anführungen aus dem zweiundfunfzigsten Kapitel von Lao-tse's „Tào tĕ king" Folgendes:

Weil die Naturgesetze absolut wahre Vernunftgesetze sind und für den ganzen Weltraum gelten, so wird die Vernunft um so eher die ganze Menschheit durchdringen, je mehr sie die

absoluten Wahrheiten der Natur erforscht, erkannt und mit ihnen sich in Uebereinstimmung setzt. Die Vernunftwelt ist, weil das Ewigwahre ihr Ausgangspunkt ist, auch das Ewigunvergängliche. Bist du vernünftig, so hat sich dein Gehirn in Uebereinstimmung gesetzt mit der unendlichen Kraft, welche die ganze materielle und geistige Welt regiert und du lösest dich in sie auf, wenn du leiblich stirbst. Wer sich aber nur der irdischen Sinnenwelt hingibt, ja auch sogar wer selbst ihren Reizen entsagt und die Einsamkeit (Kloster) aufsucht, aber ohne die ewigen Wahrheiten der Vernunft erkannt zu haben, verschwindet zugleich mit seiner irdischen Hülle. Wer das ewige Leben haben will, muß sein ganzes Geistesleben mit den Vernunftgesetzen der Weltseele in Uebereinstimmung bringen. Das Weltall mit der unendlichen Mannichfaltigkeit seiner Gebilde und Erscheinungen soll also in uns nicht blos verschwommene Gefühle und eine schlaffe willenlose Hingebung an eine über uns und außer uns stehende Allgewalt erzeugen; nein, es soll uns unablässig anregen zu immer tiefern und tiefern Forschungen, unendlich das Wesen aller Kräfte oder die eine Endursache für alles Sein und Werden zu erkennen. Wir können dann nach tiefen Einblicken in das Unendliche, übereinstimmend mit unsern veredelten Gefühlen und Ahnungen, sagen: alles, was ich fühle, was ich sehe, was ich denke, ist Gott. So wird die Wissenschaft zur Religion werden, und dann wird auch die Religion Wissenschaft sein, nämlich die Wissenschaft eines hocherhabenen Pantheismus. . . . Die ganze Menschheit ist wie ein großer lebendiger Organismus, in welchen jeder einzelne Mensch wie ein ein- und austretendes Atom sich fügen muß, wenn das organische Ganze sich wohlbefinden und höher entwickeln soll. Die Menschheit soll mehr und mehr eine durch Vernunftgesetze geleitete Gemeinschaft werden. Bist du nun als irdischer Mensch eine geistige Null gewesen, so gibst du blos Dünger ab für einen andern Organismus, der, selbst wenn es auch nur eine Pflanze wäre, dich im Haushalte der Natur auf dem großen Felde der Menschheit besser vertritt, als du selber es vermochtest. „Du kamst von Asche und wirst wieder zu Asche." Du bist ein Wurm für Würmer! Warst du aber in dem Kampfe der Geister um ein menschenwürdiges Dasein ein wackerer Streiter, so lebst du durch Vererbung fort in der dankbaren Nachwelt, ohne daß man dir mit verschwenderischem Pomp ein Denkmal aus Stein und Erz setzt — oft nur eine glänzende Huldigung für die Mittelmäßigkeit oder gar für die rohe Gewalt. Jener Gedanke ist wohl geeignet, für uns ein mächtiger Antrieb zu sein, mit der menschlichen Gestalt auch die Menschenwürde recht in Einklang zu bringen. Trösten wir uns also! Es geht weder unser werther Leichnam noch unser Seelenleben für den Kosmos verloren.

Ob sich diejenigen, die durchaus eine persönliche Unsterblichkeit und ein Wiedersehen nach dem Tode haben wollen, mit der Fortdauer im Kosmos trösten werden, bezweifeln wir sehr. Aber darum wollen wir Spiller keinen Vorwurf daraus machen, daß er die persönliche Unsterblichkeit leugnet. Die wissenschaftliche Forschung hat das Recht, Glaubensmeinungen zu bestreiten und zu verwerfen, die sie unhaltbar findet.

Die im Bisherigen mitgetheilten Gedanken Spiller's kehren auch in der Schrift „Gott im Lichte der Naturwissenschaften" (Nr. 2) wieder, nur daß diese Schrift nicht in so populärem Stile geschrieben ist wie „Homo sapiens". Spiller nennt jene Schrift (Nr. 2) „Studien über Gott, Welt, Unsterblichkeit". Mehr als Studien sind aber alle drei hier besprochenen Schriften nicht. Indessen, Spiller's Studien sind sehr zum Nachdenken anregend und enthalten ein reiches naturwissenschaftliches Wissen. Auch spiegelt sich in ihnen ein edler Charakter ab.

Am Schluß der erwähnten „Studien" (Nr. 2) faßt Spiller selbst die Ergebnisse seiner Untersuchungen in folgendes „Bekenntniß" zusammen:

Gott ist eine nach dem Raume unendliche, nach der Zeit ewige (d. h. unerschaffene und unvertilgbare) stoffliche Substanz, nämlich der Weltäther.

Er ist in der That die Weltseele, indem er seiner Natur nach die im Weltraume schwebenden Stoffatome nach bestimmten Gesetzen zu Körpern gestaltet, ihnen gesetzmäßige Bewegungen ertheilt, mit ihren Atomen zum Theil in so innige Wechselwirkung tritt, daß er sie nicht nur organisirt, sondern auch beseelt und sie dann, wenn auch für jedes Einzelwesen nur vorübergehend, befähigt, an dem Weltprocesse lebendig theilzunehmen.

Unser Gott besitzt also wirklich die Eigenschaften, welche ihm in den bessern Religionsbekenntnissen beigelegt werden: er ist ein Geist, insofern er ein Körper nicht ist; er ist allgegenwärtig, denn er nimmt den unendlichen Weltraum ein, er durchdringt alle Körper und umgibt jedes Körperatom in dem unendlichen Weltraume; er ist allmächtig, denn kein Atom kann sich seiner Wirksamkeit entziehen; er ist der Schöpfer des Himmels (d. h. der Himmels- oder Weltkörper) und der Erde mit allen ihren Wesen; er hat also auch uns Menschen geschaffen und beseelt, denn er hat die Stoffe dazu organisirt und ist mit ihnen in lebendige Wechselwirkung getreten; er ist in diesem Sinne auch der Erhalter und Ernährer seiner Geschöpfe, die wesentlich Producenten (Pflanzen) und Consumenten (Thiere) sind; er regiert die ganze Welt mit sich gleichbleibender Kraft nach unveränderlichen Vernunftgesetzen von Ewigkeit zu Ewigkeit, weil er unendlich und ewig ist; er ist allweise, denn er wirkt nur nach strengen Vernunftgesetzen; er ist gerecht, weil er von diesen Gesetzen niemals abweicht und nur diejenigen bestraft, welche gegen die von ihm dictirten Vernunftgesetze handeln; er irrt niemals (und ist daher allein unfehlbar), weil er ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesetzten Zweck nur jene Vernunftgesetze zur Geltung bringt. (Spinoza tritt den Zweckbegriffen in der Natur entgegen, indem er meint, daß die Vertheidiger desselben auf die Unwissenheit, welche ein Beweismittel nicht kennt, sich berufen.)

Der geweihte Kirchhof zur Bestattung der Leichen ist der Orthodoxie allein: der „Gottesacker", als ob Gott nur allein unter ihrer Aegide dort eine Aussaat für eine spätere Ernte machte. Für mich ist die Muttererde überall ein geweihter Gottesacker, obwol ich Kirchhöfe, wenn sie nicht durch religiösen Fanatismus entweiht werden, so lange noch als die angemessenen Grabstätten ansehe, als sich gegen das Verbrennen der Leichname das Vorurtheil noch sträubt.

Ich hoffe, daß es, falls ich auf meinem Todtenbette unzurechnungsfähig werden sollte (d. h. wenn meine irdischen Stoffatome nur noch leisen Nachwirkungen der Weltseele folgten, ohne eine lebendige Wechselwirkung mit ihr zu unterhalten), kein Pfaffe wagen wird, aus mir noch einen blindgläubigen Confessionsketzer machen zu wollen. Ich werde schon ohne Spediteur dahin kommen, wohin ich gehöre.

Die Polemik gegen die Orthodoxie und die Pfaffen, die am Schluß dieses Bekenntnisses sich Luft macht, kehrt bei Spiller öfter, als uns nöthig erscheint, wieder. Doch als ein Freund des Lichts und der Geistesfreiheit schlägt er unermüdlich auf die Dunkelmänner los, welche den Menschengeist in das finstere Mittelalter zurückschleudern möchten. Dafür sind ihm aber auch diese natürlich nicht hold. Aus dem Vorwort zu der Schrift „Das Naturerkennen nach seinen angeblichen und wirklichen Grenzen" (Nr. 3) erfahren wir, daß eine ultramontane Buchhandlung dem Verleger Spiller's geschrieben, er müsse „wie ein Hund begraben werden".

Julius Frauenstädt.

Ein Gegner der Nationalliberalen.

Die Religion des Nationalliberalismus. Von Konstantin Frantz. Leipzig, Roßberg. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn im Jahre 1872 ein Buch erscheint, welches die Haltung der nationalliberalen Partei einen Abfall vom Christenthum und einen Rückfall in ein neues Heidenthum nennt, und welches sich zum Zweck setzt, die Unhaltbarkeit der neuen deutschen Schöpfungen, denen „alle moralischen Grundlagen fehlen, wie sie auch selbst ganz unvermeidlich demoralisirend wirken müssen", zu beweisen, so muß der Verfasser es hinnehmen, wenn man die Sonde etwas schärfer anlegt, um zu prüfen, ob es ihm denn wirklich gelungen sei, „dies jetzt nach allen Seiten klar gemacht zu haben". Der Verfasser ist, soviel wir wissen, der nämliche, welcher vor 1866 langjähriger berliner Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" war, damals es trefflich verstand, die preußische Regierung immer in die ungünstigste Beleuchtung zu stellen, dieses Handwerk auch nach 1866 noch fortsetzte, jeden Schritt des berliner Cabinets in gehässiger Weise bemäkelte und dadurch dieses Blatt fast unlesbar machte. In denselben Gleisen bewegt sich der Verfasser auch in dem obengenannten Buche. Was auch in den letzten Jahren in und von dem Deutschen Reiche geschaffen worden ist: nichts davon ist ihm recht, alles ist eitel Lug und Trug, Heidenthum, Cäsarismus, Militarismus, Materialismus. Man glaubt sich in den März 1868, in die Zeit der Zollparlamentswahlen versetzt, wo die würtembergischen Demokraten, die Wähler der Herren von Varnbüler, Schäffle u. s. w. die gleiche Tonart angestimmt hatten. Die Reichsverfassung, dieses Werk dringender Eile und eines harten Compromisses, die das Unfertige und Mangelhafte an der Stirn trägt, kritisirt der Verfasser nach dem, was darin steht, und nach dem, was nicht darin steht, sowie nach einzelnen Ausdrücken mit einer Kennerwürde, als ob er in der dresdener Galerie stände und den Streit über die Holbein'sche Madonna, ob Dresden oder Darmstadt, zu entscheiden hätte. Da gefällt ihm nicht der Titel „Kaiser", nicht das Wort „Kaiserreich"; in allem Ernst schlägt er vor: „Heermeister" und „Kanzlerreich", und sucht diese Ausdrücke in seiner Weise historisch und politisch zu begründen. Weil der jetzige deutsche Kaiser nicht alle die Attribute hat, welche die frühern besaßen, soll er auch nicht so heißen und ist kein rechter Kaiser, als ob das Deutsche Reich in einem solchen Falle nach irgendjemand und nach irgendetwas zu fragen hätte! So hätte man auch sagen können, Napoleon III., weil durch das suffrage universel dazu ernannt, sei kein rechter Kaiser gewesen. Kaiser ist der, den das Volk oder dessen Vertreter erwählen und so heißen; was dann irgendein verbissener berliner Correspondent sagt, ist sehr gleichgültig. Daß vollends einige Nationalliberale bereits vom deutschen „Staat" reden, während es doch noch deutsche „Staaten" gibt, ist dem Verfasser unerträglich. Der Ausdruck ist nicht officiell, berührt also die Reichsverfassung nicht und kann somit ohne Anstand von der Tagesordnung der Kritik abgesetzt werden.

Daß die Reichsverfassung von den religiösen Angelegenheiten ganz absieht, erklärt sich der Verfasser daraus, daß die zur Begründung des neuen Reichs in Bewegung gesetzten Factoren keine andern waren als die preußische Militärorganisation und der Zollverein. Von einem Drange des deutschen Volks nach einer festen Zusammenfassung der zerstreuten und in ihrer Zerstreuung ohnmächtigen Kräfte, wie er sich seit den Freiheitskriegen gezeigt, seit 1848 als ein unabweisbares Bedürfniß sich aufgedrängt hat, seit dem italienischen Kriege von 1859 immer stärker hervorgetreten ist, bis er endlich im Jahre 1870 zu einem die Regierungen mit fortreißenden Strome wurde: von solchen Factoren ist dem Verfasser durchaus nichts bekannt. Gehört ja dies zu dem von ihm so sehr bekämpften und verwünschten „Nationalitätssystem", dessen Förderung, wie er sagt, die Nationalliberalen als ihre erste Aufgabe ansehen; denn die Nationalität gelte ihnen wirklich als etwas Heiliges, während sie nach christlich-biblischer Lehre keineswegs als etwas Gottgewolltes und dadurch Geheiligtes gelten dürfe. Gott habe die Verschiedenheit der Völker nicht gewollt, sondern dieselbe erst hinterher als eine Strafe verhängt. Von Anfang an habe er die einige Menschheit gewollt; nun aber, nachdem gleichwol die Völkerscheidung stattgefunden, wolle er die Wiedervereinigung, die durch die gemeinsame Erkenntniß und Verehrung des einen wahren Gottes einst erreicht werden solle. Also nicht Aufhebung der nationalen Verschiedenheiten, sondern Wiederaufhebung derselben gehöre zu dem Endzweck des Christenthums. Daher solle jede Nation in ihrem Verhältniß nach außen sich zunächst als ein Glied der Menschheit fühlen, nicht nach ihrer Besonderheit, welche für andere nicht maßgebend sein könne; nur so könne die Wiedervereinigung angebahnt werden. Was haben wir also diesem alttestamentlichen Vortrage gemäß zu thun? Die Schlagworte der Französischen Revolution: liberté, égalité, fraternité, anzunehmen, das Deutsche Reich in Atome zu zerschlagen, nur von deutschen Menschen, nicht mehr von deutschen Staatsbürgern zu reden und uns zunächst an Frankreich, zumal an das jetzige gläubige, wunderthuende, processionseifrige Frankreich zu wenden mit der lakonischen Denkschrift, des Reichskanzlers letzter Arbeit: „Vivat sequens!" Wenn aber der Sequens nicht will, was dann? Darin zeigt sich eben das Unhaltbare eines solchen modernen Prophetenthums, das sich im Jahre 1872 auf den Sinai setzt und den Siegern von Sedan und Versailles zumuthet, die Rolle einer gutmüthigen, opferbereiten Schafheerde zu spielen. Es wäre offenbar besser gewesen, wenn der Verfasser seine Argumente anderswoher als aus dem Alten Testamente geholt hätte, und wir stehen keinen Augenblick an, ihm zu erklären, daß wir solche nachgerade für die schlechtesten halten; wir finden auch, daß sie gewöhnlich dann hervorgesucht werden, wenn sich bei dem Denker die Rathlosigkeit einstellt. Wir riskiren dabei freilich, daß wir von dem Verfasser für einen Allerweltsheiden erklärt werden, vollends, wenn wir ihm gestehen, daß wir an dem Bilde

der Germania vor dem berliner Schloß eine ungemeine, nicht nur ein bischen, sondern sehr stark nationale Freude gehabt haben, während er in solchen verkörperten Ausdrücken des nationalen Bewußtseins nur „die abgeschmacktesten Erfindungen eines künstlich repristinirten Heidenthums" sieht. Doch wenn wir dies riskiren, so riskiren wir ja gar nichts. Freilich, wenn es eine andere „Germania" wäre, das Organ der preußischen Klerikalen, das Leibblatt des Hrn. Windthorst von Meppen, dann würde des Verfassers Urtheil anders lauten. Ist ja Windthorst vorzugsweise die Autorität, auf die er sich in diesem Buche beruft, die ihm in dem nämlichen Grade sympathisch ist, als der Reichskanzler Fürst Bismarck antipathisch.

Bei dieser ihrer Nationalitätsvergötterung, sagt der Verfasser, sind die Nationalliberalen blind genug, sich die gröbsten Widersprüche zu erlauben: sie schließen Deutsch-Oesterreich aus und nehmen die Polen herein. Es ist entgegenzuhalten, daß die Nationalliberalen weder das eine noch das andere wollen, daß aber in dieser unvollkommenen Welt gar vieles geschieht, ohne daß die Nationalliberalen oder die Verfasser antinationaler Bücher gefragt werden. Wenn die politischen Verhältnisse sich so fügen, daß die Deutsch-Oesterreicher in unser Reich eintreten, so sind sie uns willkommen; solange es aber ein Oesterreich gibt und solange die Deutsch-Oesterreicher nicht vor die Wahl gestellt werden, entweder dem deutschen oder einem fremden Reiche anzugehören, werden wir diesen Eintritt nicht mit dem Schwerte zu erzwingen suchen. Und wenn wir trotzdem das Deutsche Reich gegründet haben, so geschah es blos, weil wir dies leichter ohne als mit Deutsch-Oesterreich fertig bringen konnten, und weil wir, die wir keine Cäsar sind und nicht ausrufen können: „Entweder alles oder nichts!" lieber einmal mit einem Norddeutschen Bund und einem Deutschen Reich von 41 Millionen Einwohnern anfingen, als gar nicht anfingen; denn das Bessere ist des Guten Feind. Aehnlich geht es uns mit den Polen, die allerdings nicht zu unserer Nationalität passen, aber in unserm Deutschen Reiche geduldet werden müssen, da man schlechterdings nicht weiß, was mit ihnen anzufangen wäre. Doch der Verfasser weiß es; er plaidirt ganz einfach für die Wiederherstellung eines Königreichs Polen. Da er mit der Realpolitik, die ihm etwas höchst Verwerfliches ist, nicht rechnet, sondern die moderne Welt nach den Vorgängen des Alten Testaments, nach politischen Sympathien und Antipathien und nach den Orakelsprüchen des Abgeordneten von Meppen zuschneidet, so singt er getrost, wie er es auch thut: „Noch ist Polen nicht verloren!" Wir Realpolitiker aber werden uns wohl hüten, jemals zuzugeben, daß an der östlichen Grenze unsers Reichs eine Art französischer Secundogenitur wieder entsteht; wir werden also die Polen, da wir sie einmal haben, behalten, aber es fällt uns nicht ein, ihnen zuzumuthen, daß sie Deutsche werden sollen, wie es auch ihnen nicht einfallen darf, die deutschen Elemente in Posen zu verdrängen oder auch nur zu verkümmern.

Daß der Verfasser all dasjenige, was das Reich oder die preußische Regierung in den Jahren 1871 und 1872 als Defensivmaßregeln gegenüber den Uebergriffen der Kirche beschlossen hat, nur zu tadeln weiß, wird niemand wundernehmen. Er spricht es als ersten Satz aus, daß das Reich an und für sich gar keine Befugniß habe, sich irgendwie in kirchliche Angelegenheiten zu mischen, zumal ja die Reichsverfassung von allem Religiösen ganz absehe. Wenn das Reich hinterdrein dennoch in das kirchliche Gebiet eingreife und den Kanzelparagraphen und das Jesuitengesetz erlasse, so sei das ein Widerspruch; derselbe werde nur dadurch gelöst, daß das Verhältniß des Staats zur Kirche „anders" regulirt werde. Das letztere ist bekanntlich durch die dem preußischen Landtag in der Wintersession 1873 vorgelegten kirchlichen Gesetze zum größten Theil bereits geschehen; im übrigen aber ist zu bemerken, daß das Reich auch jetzt sich in kirchliche Angelegenheiten nicht mischt, sondern nur in solche, welche zugleich das staatliche Gebiet berühren oder ganz in dasselbe gehören. Nicht dadurch ist bekanntlich der Streit zwischen Staat und Kirche entstanden, daß jener in Sachen des Dogmas und des Cultus sich einmischt, sondern dadurch, daß die Kirche eine Art Razzia in das staatliche Gebiet sich erlaubte, die Schule, dieses nationalste Institut, als ihre Domäne ansah und an die längst bestehenden Landesgesetze sich gar nicht kehrte, wie Bischof Krementz von Ermeland. Der Verfasser steht auch hier viel zu wenig auf realem Boden, denkt sich eine Kirche, in idealer Reinheit strahlend, und bedenkt nicht, daß die Diener dieser Kirche, vom Papst bis zum geringsten Kaplan herab, sehr menschliche Wesen sind. Dies zeigt sich gleich an der Art und Weise, wie er von den Kanzelparagraphen (dem „Priesterstrafgesetz") spricht. Er leugnet geradezu, daß die Kirche die staatlichen Grenzen zu respectiren und aller Angriffe auf staatliche Einrichtungen sich zu enthalten habe, und meint, das Beispiel des Apostels Paulus citirend, die Verkündiger der Religion seien berechtigt, den weltlichen Herrschern unter Umständen sehr bittere Wahrheiten zu sagen, wenig bekümmert darum, ob sie dadurch Anstoß gäben, und der Herrscher Pflicht sei es, dies nicht nur zu dulden, sondern sogar dankbar anzuerkennen; nehme ja auch die Wissenschaft das Recht in Anspruch, den bestehenden Ordnungen zu widersprechen. Somit ist dem Verfasser die Kirche identisch mit den Dienern derselben, und ein Ketteler, ein Krementz, ein Senestrey oder jeder beliebige Priester durchaus befugt, das Nämliche zu thun, was der Apostel Paulus sich erlaubt hat. Diese Herren mögen doch vorher ihr „Damaskus" durchmachen, bevor wir sie für etwas anderes als gewöhnliche kirchliche Beamte ansehen; denn das „Rom", das sie bei dem Concil durchgemacht haben, kann angesichts dessen, was dort und nachher geschah, unmöglich als Ersatz dafür gelten, vielmehr nur als eine Caricatur. Auch ist das Publikum, an das sich der Priester wendet, ein ganz anderes als das, an welches die Wissenschaft sich wendet; er steht zu demselben auch in einem ganz andern Verhältniß; denn der Priester, dessen Beurtheilungsvermögen aus den bischöflichen Seminarien sehr nothdürftig ausgestattet hervorgeht, hat größtentheils ein sehr mangelhaft oder gar nicht gebildetes Publikum vor sich, das seine Rede als baare Münze hinnimmt, blindlings glaubt und zum Gehorsam gezwungen werden kann, sobald der Priester mit den Schlüsseln des Himmelreichs, die er ja in Verwahrung hat, vernehmlich rasselt. Und solche Bischöfe und Prie-

ster sollen auf eine Linie mit Paulus gestellt werden? „Das sind ja Hirngespinste!" sagte Bismarck zu dem Gesinnungsgenossen des Verfassers, dem Abgeordneten von Meppen. Daß aber der Wissenschaft andere Leute gegenüberstehen, hat der Verfasser, wenn er überhaupt Anspruch macht, wissenschaftliche Bücher zu schreiben, gewiß auch schon bemerkt.

Auch das Schulaufsichtsgesetz findet keine Gnade bei dem Verfasser. Er hält es nicht für wünschenswerth, daß alle Lehranstalten, von der Dorfschule bis zur Universität hinauf, Staatsanstalten seien, sondern meint, ausnahmsweise könne ja der Staat Schulen einrichten, zunächst aber sei dies Sache der Gemeinden, und daneben könnten andere Schulen auch von der Kirche ausgehen, natürlich ohne der Aufsicht des Staats unterstellt zu werden. Hier huldigt der Verfasser dem mittelalterlichen Grundsatz, daß die Schule nur ein Appendix der Kirche sei, während sie eine rein staatliche Einrichtung ist und zwar von so eminenter Wichtigkeit für den Staat, daß er, wenn er diese preisgibt, seine ganze Zukunft preisgibt. Auch kann dem Verfasser zum Trost gesagt werden, daß, was in Preußen erst 1872 durch dieses Gesetz eingeführt worden ist, in andern Ländern, wie Baden und Würtemberg, schon längst besteht, ohne daß irgendjemand sich darüber zu beklagen hat. Es wird zwar von dem Verfasser anerkannt, daß die Grundsätze des Syllabus mit den Bedingungen unsers Staatslebens unvereinbar sind, und daß die Jesuiten sich von Anfang an die Bekämpfung des Protestantismus zur Aufgabe gemacht haben, und dennoch verlangt er, daß der Staat die katholische Kirche in allen Dingen ruhig gewähren lasse, tadelt, daß derselbe im Jesuitengesetz zu äußern Repressivmaßregeln geschritten ist, und verlangt, daß er die Jesuiten nur mit geistigen Waffen bekämpfe und, falls sie sich gegen den Staat verfehlen, vor den ordentlichen Richter stelle. Das sind aber sehr ungleiche Waffen! Der Jesuit beherrscht gegenwärtig fast die ganze katholische Kirche, alle Bischöfe und Priester, den Unfehlbaren mit eingeschlossen, ist Herr der Kanzel und des Beichtstuhls, hat Gewalt über Himmel und Hölle. Mit was für einer Art von geistigen Waffen will denn der Verfasser dieser Herrschaft und diesen Einflüssen beikommen? Warum soll denn ein Vater, der überzeugt ist, daß seine Kinder durch einen gewissen Menschen zum Schlechten verleitet werden, diesen dennoch in seiner Familie behalten und dessen schlimmen Lehren nur durch gute Lehren zu begegnen suchen, statt ihm sofort die Thür zu weisen? Genau in dem nämlichen Falle befindet sich der Staat gegenüber den Jesuiten. Er glaubt nicht, daß durch deren Austreibung der Jesuitismus schon mit Stumpf und Stiel ausgerottet sei; aber er glaubt, daß der Schaden dann weniger groß sei. Der Verfasser ist überhaupt nicht im Stande, den Katholicismus mit unbefangenem und historischem Auge zu beurtheilen. Er nennt es eine günstige Fügung, daß der Protestantismus in Deutschland nicht zur vollen Herrschaft gelangen konnte, sondern ein großer Theil des Volks katholisch blieb; denn dadurch habe sich in Deutschland eine tiefere Religiosität erhalten als in den rein protestantischen oder rein katholischen Ländern. Davon merkt man z. B. in Baiern nichts, wo gerade in denjenigen Kreisen, in denen die strengste äußere Religiosität herrscht, sehr wenig innere Religiosität sich findet und die meisten Verbrechen vorkommen. Daß die katholische Kirche immer noch eine so große Macht besitze, geschieht, sagt der Verfasser, wol nur vermöge der Wahrheit, die ihr wirklich beiwohnt, und er rühmt von ihr, daß sie die Einheit und Allgemeinheit der Kirche, in Zeit und Raum, geltend mache, während der Protestantismus nur eine einseitige Entwickelung des Christenthums darstelle. Und doch hat der Katholicismus sicherlich nicht der ihm innewohnenden Wahrheit, wie sie auch heidnischen Religionen in kleinern Dosen zukommt, sein Fortbestehen zu danken, sondern der straffen Organisation, die ihm durch die Päpste zutheil geworden ist, und der Unfähigkeit der Südländer, sich zur Abstraction und Nüchternheit des Protestantismus zu erheben. Durch die Ausscheidung Oesterreichs kam, sagt der Verfasser, der Katholicismus in dem neuen Deutschland in unverkennbaren Nachtheil, daher von Anfang an eine gewisse Spannung gegen das neue Reich, die Mobilisirung des Centrums, wie Bismarck gesagt hat. Die Verkündigung des Infallibilitätsdogmas, dessen Folgen für die katholische Kirche der Verfasser übrigens selbst beklagt, bezeichnet er als Reaction gegen das Nationalitätssystem, als die Folge der Jahre 1848, 1859 und 1866, namentlich des letzten. Da habe es geheißen: Centralisation gegen Centralisation! Militärorganisation gegen Militärorganisation! Zugegeben, daß dieser Zusammenhang stattfindet, was bei der Person des Papstes Pius IX. und bei den weitausschauenden Planen der Jesuiten nicht gerade nothwendig ist, so ist der 18. Juli 1870 eine directe Kriegserklärung des Vaticans an Deutschland und zu verwundern, daß der Verfasser von einer energischen Kriegführung uns abhalten will.

Ein besonderes Kapitel widmet er den „Folgen der großen Erfolge". Sie sind nach seiner Ansicht sehr precär, und man thut sehr unrecht, von der „großen Zeit" und von den „weltgeschichtlichen" Ereignissen zu sprechen. Die Zeiten des alten Bundes, wo das ultramontane Oesterreich noch mitzureden hatte und sogar die erste Violine spielte, erscheinen ihm als weit bessere, sind ihm bereits die gute alte Zeit, in der es wenig Thatenruhm, aber langen Frieden gab, unter dessen Schirm sich Bildung und Wohlfahrt entwickeln konnte. Und doch! was wolle dieser Kriegsruhm bedeuten? Der französische Kriegsruhm sei durch diesen einen Feldzug noch nicht ausgelöscht; denn die Franzosen seien bis zu den Pyramiden und nach Moskau gezogen und hätten ihre Festungen tapferer vertheidigt als die preußischen Gouverneure von 1806, und auch im letzten Kriege wären sie nicht geschlagen worden, wenn sie nicht mangelhaft vorbereitet und noch mangelhafter geführt worden wären. So urtheilt der Verfasser, nicht einmal die frischen Lorbern uns von Herzen gönnend. Und doch haben auch die Franzosen in frühern Jahrzehnten und Jahrhunderten nur bei günstiger Vorbereitung und Führung Siege erfochten, im entgegengesetzten Falle Niederlagen erlitten, wofür wir nur an Napoleon I., an Roßbach und den Spanischen Erbfolgekrieg zu erinnern brauchen. Außerdem leitet der Verfasser alles Schlimme, was in neuerer Zeit im Deutschen Reiche hervortrat, oder was er als solches ansieht, von der Gründung desselben und

von dem glorreichen Feldzug her: das Parteiwesen im Reichstag, die sociale Zersetzung, wie sie sich in den Arbeiterstrikes und den Umsturzplanen der Socialisten kundgebe, die allgemeine Aufregung, die Spannung zwischen Kirche und Staat, die Feindschaft der ganzen katholischen Welt gegen das protestantische Reich. Die letztere bestände, meint der Verfasser, nicht, wenn Oesterreich nicht aus dem Deutschen Bund ausgeschlossen worden wäre und wenn wir den Sieg über Frankreich in Gemeinschaft mit Oesterreich erfochten hätten. Da kommen wieder diese fatalen „Wenn". Ob wir im Bunde mit Oesterreich, dazu genommen die Militärorganisation des alten Bundes, stärker oder schwächer gewesen wären, ist für niemand, der den Feldzug von 1814 studirt hat, eine zu Gunsten des Verfassers zu beantwortende Frage. Und doch spricht derselbe in allem Ernst davon, daß der willkürliche und naturwidrige Ausschluß Oesterreichs wieder aufgehoben werde, und verlangt von Deutschland, daß es der Kern und das Vorbild einer sich allmählich entwickelnden europäischen Föderation werde. Zuerst eine deutsche Föderation mit Einschluß Oesterreichs, dann eine europäische! Das Wort „Föderation" hat nun freilich seit der neulichen spanischen Revolution an Credit sehr verloren; denn es ist fast gleichbedeutend mit Anarchie, mit Internationale und Petroleum. Allein das schreckt den Verfasser nicht ab; diese Leute arbeiten ihm ja in die Hände; wer weiß, was aus diesen Ruinen nicht noch hervorgeht! Dem Untergang geweiht ist in seinen Augen das Deutsche Reich jedenfalls. Die Arbeit des deutschen Volks seit 1866 nennt er den babylonischen Thurmbau an der Spree, und er ist überzeugt, daß, je höher der Thurm emporsteigt, er um so gewisser in sich zusammenbrechen muß, trotz der Dreikaiser-Zusammenkunft, in der er nichts anderes sieht als ein Zusammenballen äußerer Machtmittel, eine Fortsetzung der Politik von Blut und Eisen, ein Zeichen der Machtanbetung, welche selbst wieder ein Zeugniß des Abfalls vom Christenthum ist, worauf ja doch im letzten Grunde der Nationalliberalismus beruhe. Wir haben den Verfasser in dem geheimen Verdacht, daß er diesem Zusammenbrechen des babylonischen Thurms in gehobener Stimmung entgegensehe und sich bereits ein günstiges Plätzchen ausersehen habe, von dem aus er den kolossalen Krach mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit sehen und hören könne, etwa in Gesellschaft des Herrn Abgeordneten von Meppen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte" von Johannes Scherr (Leipzig, O. Wigand), liegt in fünfter Auflage vor.

— Der vierte Band der „Ausgewählten Werke" von Gustav zu Putlitz (Berlin, Gebr. Paetel) enthält außer dem bekannten Märchenstrauß: „Was sich der Wald erzählt", welchem der Dichter seine Beliebtheit bei der Frauenwelt verdankte, die größere Erzählung: „Funken aus der Asche", und einige kleinere Novellen.

— Im Jahre 1871 gründete der bekannte Germanist Dr. Anton Birlinger, Privatdocent an der Universität Bonn, unter dem Titel „Alemannia" eine „Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsasses und seiner nächst angrenzenden Gebiete" (Bonn, A. Marcus). Diese Zeitschrift stellte sich gewissermaßen in die Mitte zwischen die germanistischen Zeitschriften von Haupt, Bartsch (Pfeiffer) und Höpfner-Zacher und die Zeitschriften der historischen Vereine. Das erste Heft bot meist Altalemannisches (z. B. straßburgisches Liederbuch 1592, elsässische Predigten 14. Jahrhundert, über Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg), aber auch die Neuzeit war vertreten durch Simrock's Mittheilung von Briefen von Ludwig Schneegans und Sulpiz Boisserée. In Rücksicht auf die Thatsache, daß die germanistischen Organe des eingehenden Materials kaum Herr werden, konnte man sich diese particularistische Sprachliteratur- und Culturforschung schon gefallen lassen. Das Unternehmen scheint aber doch nicht rechten Anklang gefunden zu haben. Denn das zweite Heft des ersten Jahrgangs erschien 1872 und erst vor kurzem, also 1873, ist das dritte, den ersten Jahrgang schließende Heft ausgegeben worden. Mit Recht wurde daher auf dem Bandtitel von dem Ausdruck „Jahrgang" abgesehen und dafür „Band" gewählt. Abgesehen von dieser Aeußerlichkeit, die uns allerdings wegen des fernern Schicksals des Unternehmens nicht besonders hoffnungsreich macht, ist der nun vollständig vorliegende erste Band aller Anerkennung werth. Außer dem Herausgeber, der inzwischen zum außerordentlichen Professor emporgerückt ist, haben namentlich Crecelius und Simrock zu diesem ersten Bande beigesteuert. Die Literaturbeiträge erstrecken sich meist auf Brant, Geiler und Fischart, und auch künftig sollen diese drei in vorderster Reihe stehen. Unter den Schriftstellern der Neuzeit finden wir besonders Hebel berücksichtigt. Auch Referate und Recensionen bringt die neue Zeitschrift. In einer Antikritik ist leider ein Ton angeschlagen, der durch persönliche Gereiztheit den Werth der Sache entschieden beeinträchtigt. Wir hoffen, daß künftig die „Alemannia" sich frei von dieser Art Polemik halte.

— Vom „Deutschen Heldenbuch" (Berlin, Weidmann) ist kürzlich der zweite Band des vierten Theils ausgegeben worden. Er hat den Specialtitel „Ortnit und die Wolfdietriche" nach Müllenhoff's Vorarbeiten herausgegeben von Arthur Amelung und Oscar Jänicke, zweiter Band. Dieser Band enthält zunächst noch ein Ortnit-Bruchstück bearbeitet von Jänicke, dann von demselben mehrere Wolfdietrich-Redactionen. Den Texten ist eine genaue Einleitung vorausgesandt. In den nicht minder sorgsamen, freilich auch unnöthig breiten Anmerkungen ist das Anführen von Parallelstellen fast bis zum Misbrauch getrieben.

Ausländische Literatur.

John Stuart Mill's kürzlich erschienene Autobiographie ist durch den Radicalismus der Gesinnungen des Autors in Bezug auf Religion ein merkwürdiges Buch. In dem letztern Punkte steht Mill auf dem Standpunkte von David Strauß, nur daß er nicht die Pietät dieses Autors gegen theologische Antecedentien hat, sondern über das Christenthum auf das schärfste den Stab bricht. Dieser Radicalismus ist in England so selten, daß er schon deshalb großes Aufsehen erregen muß. In Bezug auf seine eigenen Schriften befleißigt sich Mill eines sehr unparteiischen Urtheils. Für das bedeutendste seiner Werke hält er den „Essay on liberty" und für seine bedeutendste Rede diejenige über die Reformbill. Mill hegte für seine Gattin und ihre Begabung eine an Schwärmerei grenzende Hochachtung. Vielleicht war dies der Grund seiner Begeisterung für die auch politische Emancipation der Frauen, denen er ja das Wahlrecht zuertheilt sehen wollte.

— Der jüngst in seinem zweiundneunzigsten Lebensjahre verstorbene General Comte de Ségur, dessen Geschichte des Feldzugs von 1812 man für ein Nationalepos Frankreichs erklärt hat, mindestens mit demselben Rechte wie die imperialistischen Epen von Méry und Barthélemy, hat sieben Bände „Histoire et Mémoires" hinterlassen (Paris, Firmin Didot), welche interessante Beiträge zur Geschichte der Französischen Revolution und des Kaiserreichs enthalten. Freilich muß man die bengalische Beleuchtung des Kaisers mit in den Kauf nehmen. Altersschwach dagegen und auch in stilistischer Hinsicht mangelhaft sind die in demselben Verlag aus seinem Nachlaß herausgegebenen „Mélanges. Souvenirs et Rêveries d'un Octogénaire".

— Friedrich Hackländer's ergötzliche militärische Lebensbilder sind in das Englische übersetzt unter dem Titel: „Military life in Prussia. First Series. The soldier in time of peace (London, Low u. Comp.). Die englische Kritik rühmt dem Werke frischen Humor nach und theilt einige Anekdoten aus den Erlebnissen des Artillerie-Avantageurs mit.

Theater und Musik.

Karl Gutzkow hat ein einactiges Lustspiel: „Dschingiskhan", dem wiener Stadttheater zur Aufführung eingereicht.

— Am münchener Hoftheater ist jüngst auch für Componisten die bisher nur für das Schauspiel bestehende Tantième eingeführt worden. Rühmenswerth ist die Vorführung classischer Schauspiele im Hoftheater zu erheblich herabgesetzten Preisen. In den Volksschichten, denen solche Aufführungen dadurch zugänglich gemacht werden, ist weit mehr Sinn für die höhere dramatische Poesie als bei einem großen Theil des blasirten, modischen Theaterpublikums.

— Im Oberammergau wurde dreimal das vaterländische Schauspiel: „Kaiser Ludwig's Bedrängniß und Trost oder die Stiftung Ettal's", vom geistlichen Rath Daisenberger, aufgeführt. König Ludwig selbst wohnte der Aufführung am 20. October bei und sprach den Darstellern seinen Beifall aus.

— Die Darstellung von Victor Hugo's „Lucretia Borgia" in französischer Sprache an der Opéra comique in London durch Adelaide Ristori gibt dem „Athenaeum" zu folgenden Bemerkungen Veranlassung, welche auf den tief gesunkenen Stand der englischen Bühne und des englischen Theaterpublikums abermals ein trauriges Licht werfen: „Die Art und Weise, mit welcher ein englischer Bearbeiter ein Stück von Victor Hugo für unsere Bühne einrichtet, gleicht ganz und gar den Mitteln, die ein ägyptischer Einbalsamirer anwendet, um den Körper eines verstorbenen Pharao zu conserviren. Indem er sorgsam das Herz und das Hirn und alle Eingeweide herausnimmt, füllt er den so leer gewordenen Raum mit Gewürzen und Kräutern von Moralität an, dann wickelt er den Körper in verschiedene Lagen einer Sprache, durch die er jeden Anschein eines menschlichen Wesens verliert. In dieser Gestalt wird er unsern Censoren vorgeführt: die Nase der Autorität nimmt keinen Anstoß, und die Leiche wird auf die Bühne gesandt, damit die Schauspieler sie galvanisiren, wenn es ihnen möglich ist. Nur wenn eine Darstellerin wie die Ristori uns ein Stück in fremder Sprache vorführt, dann ist es möglich, Werke in ihrer ursprünglichen Gestalt zu sehen, die bei allen ihren Fehlern doch zu den gewaltigsten dramatischen Productionen der Gegenwart gehören."

Bibliographie.

Beheim-Schwarzbach, M., Hohenzollern'sche Colonisationen. Ein Beitrag zu der Geschichte des preußischen Staates und der Colonisation des östlichen Deutschland's. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 4 Thlr.

Graetz, H., Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet. 1ster Bd. 1ste Lief. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 8 Ngr.

Kalidasa, Urvasi. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von E. Lobedanz. 2te durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Kitz, A., Das Princip der Strafe in seinem Ursprunge aus der Sittlichkeit. Eine philosophisch-juristische Abhandlung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 16 Ngr.

Klüpfel, K., Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung 1848—1871. 2ter Bd. 1866—1871. Mit einem beide Bände umfassenden alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kunda, G. v., Siegwart Morgenländer. Roman. 4 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Laicus, P., Silvio. Ein Roman aus den Tagen von Mentana. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr.

Meltzl, H. v., Stellung, Masz und Methode der Philosophie in der Gymnasialpädagogik. Leipzig, Kollmann. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.

Mühlfeld, J., Portrait-Skizzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, P. L., Wilhelm III. von Oranien und Georg Friedrich von Waldeck. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes um das europäische Gleichgewicht. 1ster Band. 1679—1684. Haag, Nijhoff. Gr. 8. 2 Thlr.

Neff, L., Gottfried Wilh. Leibniz als Sprachforscher und Etymologe. 2 Thle. Heidelberg. 1870—71. Gr. 8. 20 Ngr.

Neumeister, T., Das geraubte Kind oder die Rache der Zigeuner. Erzählung aus neuester Zeit. 1stes bis 12tes Heft. Löbau, Walde. Gr. 8. à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

— — Die Raben des Waldes. Romantische Erzählungen. 1ster Bd. 1ste bis 28ste Lief. Löbau, Walde. Gr. 8. à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

O'Reilly, A. J., Die Märtyrer des Coliseums. Bilder aus der Geschichte des römischen Amphitheaters. Aus dem Englischen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Perty, M., Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. 1ster Bd. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Philippson, E., Der Mönch von Montaudon, ein provenzalischer Troubadour. Sein Leben und seine Gedichte, bearbeitet und erläutert mit Benutzung unedirter Texte aus den vaticanischen Handschriften. Nr. 3206, 3207, 3208 und 5232, sowie der estensischen Handschrift in Modena. Halle, Lippert. Gr. 8. 25 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 15te Folge. Suchen und Finden. Leipzig, Schlicke. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Post, A. H., Wismund. Ein Mysterium in 8 Scenen. Oldenburg, Schulze. 8. 12 Ngr.

Poetter, F. C., Die Geschichte der Philosophie im Grundriß. Ein übersichtlicher Blick in den Verlauf ihrer Entwickelung. 1ste Hälfte. Die griechische Philosophie. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Priem, J. P., Geschichte der Stadt Nürnberg von dem ersten urkundlichen Nachweis ihres Bestehens bis auf die neueste Zeit. 1ste Lief. Nürnberg, Zeiser. Gr. 8. 6 Ngr.

Quitzmann, E. A., Die älteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 811. Braunschweig, Wreden. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Riecke, G. A., Erziehungslehre. 4te Aufl. Stuttgart, Conradi. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Röseler, W., Matthias Claudius und sein Humor. Berlin, Denicke. 8. 5 Ngr.

Schleiden, M. J., Das Meer. 2te umgearbeitete und bedeutend vermehrte Aufl. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Lex.-8. 25 Ngr.

Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. 9tes Heft. Berliner Garnisons-Chronik, zugleich Stadt Berlin'sche Chronik für das Jahr 1727 bis 1739 mitgetheilt von E. Friedländer. Berlin, v. Decker. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. 8tes Heft: Berlinische Nachrichten von L. Schneider. 16tes Jahrhundert. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Sickinger, C., Forderungen und Sünden des Arbeiterstandes. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Spaeth, H., Samenkörner der Wahrheit. Predigten. 1stes Heft. Oldenburg, Schulze. 8. 6 Ngr.

Spiller, P., Naturwissenschaftliche Streifzüge. Berlin, Denicke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Der Weltäther als kosmische Kraft. Berlin, Denicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Spir, A., Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. 2ter Bd. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 Thlr

Temme, J. D. H., Criminal-Novellen. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 Thlr.

Deutsches Theater. 22tes Bdchn.: Aschenbrödel oder der gläserne Pantoffel. Weihnachts-Komödie mit Gesang und Tanz nach dem gleichnamigen Märchen bearbeitet von C. A. Görner. Altona, Verlags-Bureau. 8. 1 Thlr.

Thüngen, C. E. Freih. v., Bilder aus dem Thierleben für Jagd- und Naturfreunde. Stuttgart, Schickhardt u. Ebner. 8. 1 Thlr.

Bely, E., Sonnenstrahlen. Ein Märchen. Stuttgart, Simon. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von der deutschen Kriegs-Marine. 1stes Heft. Der „Vigilante" Fall, völkerrechtlich und praktisch beleuchtet von H. Tecklenborg. Kiel, v. Wechmar. Gr. 8. 15 Ngr.

Walcker, C., Die militärische, nationale, social- und kirchenpolitische Nothwendigkeit der militärischen Jugenderziehung und wirklich allgemeinen Wehrpflicht. Eine lehrbuchartige Erörterung der Militärfrage. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Wichert, E., Wider den Erbfeind und andere Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Wickede, J., Ein vielbewegtes Leben. Nach den Aufzeichnungen des kaiserl. russischen Obersten Frhr. Reinhardt bearbeitet. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Willkomm, E., Im Glücke verwildert. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 Thlr.

Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. 2te umgearbeitete Aufl. 1ster Bd. Des Kuenstlers Familie, Leben und Schaffen. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 47. —— 20. November 1873.

Zur neuesten Roman- und Novellenliteratur.

Es ist eine schon seit langem gemachte Bemerkung oder, sollen wir besser sagen, eine Klage gegen das Unzureichende und nicht Ausharrende in der Productionskraft unserer Zeit, daß sie sich sehr wenig an große Aufgaben mache, daß sie sich in einer Masse von Detailangriffen zersplittere, daß sie darüber nur selten dazu komme, ein Ganzes und Großes zu schaffen. Die Klage ist ohne allen Zweifel vollkommen berechtigt, hängt übrigens mit einem tiefergreifenden Grundzuge der Zeit zusammen: mit der überstürzenden Hast des Lebens und Genießens; mit der Unruhe der Geister; mit der Sucht, immer Neues zu verlangen, ob gut, ob schlecht; mit allen den Halbheiten und zwiespältigen Gärungen, die ein nach neuen Lebensformen ringendes und in Todtengräberarbeit an den alten Mächten unerbittlich sich übendes Uebergangszeitalter nothwendig in sich trägt. Wollen wir blos die eben uns vorliegende ziemlich reiche Reihe von Productionen in Anschlag bringen, so kommen wir zu dem gleichen Schluß selbst auf demjenigen Gebiete, das sich doch unter allen ohne Zweifel am rührigsten und jugendfrischesten erweist und auch besondere Gunst genießt; wir stoßen unter einer beträchtlichen Zahl kleinerer auf eine einzige größer angelegte Composition. Müssen wir jene Arbeitszersplitterung bon gré mal gré als eine Art Zeitgesetz ertragen, so liegt in einer zweiten Wahrnehmung ebenfalls mehr als bloßer Zufall: alle Gemälde, die sich da vor uns entfalten, tragen den ausgesprochensten modernen Charakter an sich, bewegen sich in unserer Zeit und Welt.

Nach dem Grade der Wesensverwandtschaft gruppiren wir wie folgt, indem in eine erste Reihe lauter Erzählungen und Novellen kleinern Umfangs fallen:

1. In der Veranda. Erzählungen von Moritz Horn. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Am Strande der Adria. Novellen von E. Bely. Stuttgart, Simon. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Nordische Nachtstücke. Drei Novellen aus dem Russischen. Deutsch von H. von Lankenau. Wien, Hartleben. 1873. 8. 28 Ngr.
4. Manon. Novelle von Villamaria. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Object ist in allen vier Erzählungen von M. von Horn, die unter dem Titel „In der Veranda" (Nr. 1) zusammengefaßt sind, nur unter verschiedenen Modificationen, das nie ausgesungene oder ausgeschriebene, weil niemals ausempfundene Feld der Liebe, bald unter einfachern, bald unter verwickeltern Combinationen. Es kann sich bei einem so tausend und aber tausendmal behandelten Gegenstand, was den Werth der Stücke als Erzählungen betrifft, einfach um die doppelte Frage handeln: Inwiefern versteht der Autor uns durch neue, interessante Situationen hindurchzuführen, in der Art, daß wirklich ein ingeniöses Talent heraustritt? Und zweitens — und das ist noch viel gewichtiger —: Liegt eine gewisse Tiefe und liegt zugleich Wahrheit, Natur in der Seelenzeichnung?

Die Erzählungen sind nach Complication des Baues außerordentlich verschieden, aber eigenartig. Die erste derselben: „In der Bretagne und in Paris", ist ziemlich einfach; gibt die Geschichte eines Malers, der in Paris in die Sirenenarme einer wollüstigen Schönen fällt, dann ein reines und edles Weib kennen und lieben lernt, worauf innen und außen der Streit der Leidenschaften anhebt. Die Sirene will den von ihrer Gewalt noch nicht ganz freien Mann durch eine teuflische Combination halb zwingen und halb verführen, daß er die unbequeme Rivalin entehre; der Anschlag mislingt; der Künstler, das reine Bild nicht mehr vergessend, sucht unermüdlich das in die Einsamkeit zurückgezogene Weib auf, um wenigstens für sein früheres Leben ihre Verzeihung zu gewinnen, und erlangt viel mehr: die Gesuchte wird seine Gattin.

Die zweite Erzählung: „Pensée", ist eine Doppelgeschichte: Der Baron von Stein hat eine Bürgerliche entehrt, wird

aber durch die Energie ihres Vaters dazu gebracht, sie zu heirathen; die Frau ignorirt er vollständig, sie aber lebt nur ihrem Sohn Eduard. Dieser lernt im Rheingau Beaten kennen, und die beiden jungen Herzen lieben sich, ohne doch zur vollen und reinen Klarheit über ihr Gefühl zu kommen, sodaß erst schwere Prüfungen dasselbe läutern müssen. In höchst eigenthümlicher Beziehung zu ihnen steht ein älterer Mann, der Maler Erwin, beiden so nahe, daß in dem jüngern Freunde gar der Zweifel aufsteigen mag, ob Beate nicht eigentlich jenen liebe. Alle Zweifel und Irrungen lösen sich friedlich: Erwin, reich und nicht glücklich, war der Geliebte von Beatens gleichnamiger Mutter, die er durch Schuld und Irrung beider Theile verlor; die jungen Leutchen aber werden ein glückliches Paar.

„Dr. Hermann", die dritte Erzählung, ist die eigenthümlichste Combination: Ein vornehmer Schloßherr reist als Dr. Hermann und nimmt eine reiche, gutgeartete, aber etwas verzogene Fabrikantentochter zur Frau, an der er nun folgendes gewagte Experiment vornimmt: Die junge Dame verliert sich ins Geräusch des Weltlebens; der wirklich als Arzt fungirende, aber in der Stadt ein großes Haus machende Gemahl stellt sich auf einmal verarmt und bezieht eine einfache Wohnung, um ein bescheiden eingeschränktes Leben zu führen. Da nun geht, unter Schmerzen und Kämpfen, eine vollständige Geisteswandlung in dem von Natur edeln Weibe vor: anfangs unglücklich in den engen Verhältnissen, läutert und beruhigt sie sich mehr und mehr, insbesondere durch das Mittel der Musik, wird nun erst so recht dem fein beobachtenden Gatten als treue Hausfrau gewonnen und darauf von ihm als Schloßherrin in noch viel großartigere Umgebung eingeführt, die ihr nicht mehr gefährlich wird. Eine ganz besondere Stellung, wieder als Mittelsperson zwischen dem Manne und dem Weibe, sehr ähnlich wie in voriger Erzählung Hr. Erwin, nimmt der Maler Hellborn ein, im schönsten und reinsten Sinne der Freund der beiden und stark mitwirkend bei dem seelischen Läuterungsprocesse der Weltdame.

Ein Gegenstück ist die vierte Erzählung: „Liebe aus Trotz." Eine reiche und als einzige Erbin verzogene Bauerntochter heirathet als Trotzkopf den Knecht Leonhardt, der sich durch männliche Energie ihre launische Neigung gewonnen, übrigens mehr das Erbe als das Weib im Herzen hat. Das Paar ist unglücklich: Leonhardt ist durch Verschreibung an einen ehr- und gewissenlosen Landstreicher gebunden, der diesem die dunkle Abkunft und Vergangenheit Leonhardt's nicht enthüllen darf. Da er nicht gewinnt, was er will, bringt er die beiden völlig auseinander und zum Untergang und obenein noch ihren Sohn, den glücklich verheiratheten jungen Leonhardt. Die Frau des letztern büßt das kurze Glück, das ihr durch teuflische Bosheit geraubt worden, indem sie bis ins Alter als Botenweib lebt. So endet ein sonderbar gestaltetes Stück Frauenlieb' und Frauenleid.

Das Eigenthümliche an den Erzählungen Horn's liegt in der Personen- und Seelenzeichnung; es sind auffallende Erscheinungen, von deren Lebenswahrheit wir nicht in allen Fällen überzeugt sind: in der ersten Erzählung diese Baronin Marie von stark ätherischer Seelenfeinheit; in der zweiten und dritten die Maler Erwin und Hellborn in Situationen und mit einer aufs feinste umschriebenen Haltung, die jedenfalls dem Ausnahmsweisesten angehören dürften, was auf diesem Sterne geboten werden mag; hier sind überdies so ziemlich alle handelnden Personen, bis auf einen wunderſam anziehenden Cantor herab, ätherisirt; es spielt durchs Ganze ein Idealismus von großer Reinheit der Züge und nicht geringerer Anziehung, aber wir müssen uns fragen, ob Mensch und Leben irgendwo und irgendwann so sind, ob wir nicht mit traumgewobenen Schattenbildern zu thun haben. Gleich als wollte der Autor uns beweisen, daß er auch den neuern Ton verstehe, reiht er an jenes Stück ein letztes, das nun jedenfalls mitten im Realismus eines freilich schon halb von raffinirter Cultur zersetzten, also ganz modernen Bauernlebens steht. Man möchte fast schließen, was wir übrigens schon an Hunderten von Beispielen abzuleiten geneigt waren, daß die Menschennatur nach ihrer häßlichen und niedrigen Seite leichter dem Leben gemäß zu zeichnen, daß hier die nackte Wahrheit eher zu treffen sei als bei der allzu leicht ins Schönmalen verfallenden Lichtseite.

In der Schreibweise stoßen uns keine besonders charakteristischen Züge auf. Etwas fatal ist, daß gleich auf den ersten Seiten die ungeheuerliche Form auftritt: „Die nachstehenden Erzählungen schrieb ich an mir unvergessen bleiben werdenden Tagen in der von wildem Wein umsponnenen, sonnendämmerigen Veranda, mit der Aussicht in die herrlichen Berge hinter dem Hause einer mir befreundeten Familie im Nachbarlande Böhmen." Und gleich darauf: „Nach aufgehobener Mittagstafel promenirte ich in dem Park am See vor der Stadt." Um von jener Construction weiter nichts zu sagen, sei hier blos das Wort promeniren berührt. Ohne im geringsten einem lächerlichen Purismus zu huldigen, ja innerlichst überzeugt von der Wahrheit der Worte Goethe's, daß es zumeist Leute von sehr wenig Geist sind, welche aus der systematischen Sprachreinigung ein Gewerbe machen, müssen wir doch Fremdwörter entschieden verwerfen, die unschöner und dazu weniger bezeichnungskräftig sind als unsere eigenen. Zum Glück findet sich, die Liebhaberei gerade für das Wort promeniren abgerechnet, weder eine übermäßige Neigung zu verwerflichen Fremdwörtern, noch ähnlich vertrackte Formen wie die obige; der Stil ist eben und fließend.

Hatten wir es bei Horn mit deutsch-französischen Lebensverhältnissen zu thun, so führt uns die Schriftstellerin E. Vely: „Am Strand der Adria" (Nr. 2), in die ganz besondere Nuancirung der deutsch-italienischen Gesellschaftskreise auf oberitalischem Boden: Triest und Venedig.

Die erste Erzählung; „Juno Ludovisi" stellt das eigenthümliche Schicksal eines deutschen Bildhauers dar, das ihn in der von buntem Völkergemisch bewegten Hafenstadt Triest nach schweren innern und äußern Wechselfällen eine wahrhaft königliche Schönheit, eben eine „Juno", die ihm ohnehin Object und Begeisterungsmittel wird für sein erstes Carrière machendes Kunstwerk, als Gattin gewinnen läßt. Es ist fast etwas von Pygmalionischer Statuenbelebung darin, nur daß die Schöne schon einmal lebte, da sie eine erste betrogene Liebe hinter sich hat, und aus ihrem Verrath ein versteintes Herz herauszog. Was der Novelle Fonds gibt, das ist der breite Hintergrund jenes deutsch-italienischen Treibens an der Adria, eine Art von halb lächer-

licher und mehr als halb verdorbener Sittengalerie aus der sogenannten „Gesellschaft", deren Thorheiten, Gebrechen und Verbrechen die in diesen Kreisen jedenfalls bekannte Verfasserin mit einer gewissen beißenden Klarheit der Einsicht erfaßt zu haben scheint.

Die zweite Erzählung: „Kalliope", hat ein ähnliches Thema, nur daß hier nochmals ein Deutscher sich von einer frühern Geliebten, die nach einer ersten Treulosigkeit den Vogel wieder einfangen möchte, vollständig abkehrt, da sie sich als herzlose Kokette erweist, und dafür ein etwas weniger glänzendes, aber allerliebstes und treues Weib gewinnt. Der Anlaß ist fast noch mehr geeignet und noch entschiedener genutzt, uns in die schillernd verlockenden und trüglichen Kreise einer sehr leicht geschürzten und überwiegend frivolen Gesellschaftswelt einzuführen, die ein ungeläutertes Gemisch ist aus halbentartetem deutschen und oberflächlich civilisirtem italienischen Wesen. Natürlich gehört zum vollen Gemälde unbedingt eine Corsofahrt zur Carnevalszeit.

Die dritte Erzählung: „Viola del pensiero", ist eine gefällige und zum heitern italienischen Himmel passende Liebesvermittelung zwischen zwei Paaren, die füreinander glühen, ohne es sich klar geworden zu sein, sodaß ein wohlgesinnter Onkel den versöhnenden Geist macht. Eine ähnliche, nur weitaus verwickeltere Herzensgeschichte gibt die vierte Erzählung: „Ecco il sole", derart, daß hier die schließliche Aussöhnung über Gräber geht.

Wir mögen diese Bilder südlichen Menschenlebens, deren Charakter von den gleich folgenden aus dem russischen Norden ebenso verschieden ist wie des Südens Sonne von des Nordens Frost, an absolutem poetischen Werth gleichwol nicht stark verschieden von diesen anschlagen; sie sind freier und leichter, wir möchten sagen, der Luft gleich etwas geläuterter und weniger bizarr als die von der russischen Barbarei und Sklaverei und den russischen Steppennebeln angehauchten; aber beide erheben sich nicht zu einer besonders berührenden Größe.

Also hinaus aus dem triestiner Brillanten- und Balllampenschein in das graue Düster innerrussischer Gehöfte! „Nordische Nachtstücke!" (Nr. 3). Die Erzählung von J. Turgénjew: „Tschertapchanow's Ende", ist jedenfalls eine der unbedeutendern. Der Stoff ist derselbe, dem wir bei dem ganz natürlich in erster Linie auf diese Dinge stoßenden Verfasser unter den mannichfachsten Nuancen durchweg begegnen: das Leben der adelichen Gutsbesitzer und des unseligen Bauernstandes, ein Leben voll Sonderbarkeiten und Launen, Schinderei und Armseligkeit, Großthuerei und Nichtigkeit, originalen Streichen und doch tödlicher Langeweile, ein Leben ohne Zweck und Inhalt. Der zweite Zug ist derjenige, auf den wir bei dem etwas barocken Schilderer wieder fast immer stoßen: Zeichnung von auffallend wunderlichen Originalen, seltsamen Käuzen und unberechenbaren Geschöpfen. Wir haben solcher hier nicht weniger als drei: den hochmüthigen armen Edelmann selbst, seinen willen- und meinungslosen Schatten Nedopiäskin und seine wilde Geliebte, die an einem schönen Tage reißaus nimmt, um wieder ungebunden durch Steppen und Wälder zu schweifen, die Zigeunerin Mascha.

Mit einem irrationellen Sonderling haben wir es auch in „Alter schützt vor Thorheit nicht", von A. F. Pieschewsky zu thun. Dieser Joseph Josephitsch Ferapontow Buchhalter des „Collegiums der allgemeinen Fürsorge" in P., sehr brauchbar, redlich, thätig und sparsam, dabei in seiner ganzen schwerfälligen Erscheinung als ein Mensch von eigenem Kaliber auftretend, bei aller Geschäftsbesonnenheit Idealist und Träumer, der bis in seine alternden Tage das rechte Weib nicht gefunden, nun sterblich in eine schöne Betrügerin sich verliebt, der er sein erspartes Vermögen, seine Stellung und den ehrlichen Namen opfert, um in Selbstmord zu enden. Es ist die alte Geschichte, die doch immer neu wird; aber eigenthümlich sind ihr hier zwei Dinge: die Zeichnung des armen Sünders und als Endresultat ein ganz hübscher Excurs über russische Gerechtigkeit, deren Werth man ohne weitere Randglossen ermessen kann.

Die dritte Novelle: „Unter den Kastanien des sächsischen Gartens", von W. Krastowsky, paßt nicht mehr zum allgemeinen Titel „Nachtstücke", wol aber ist auch sie wieder ein seltsam Ding, eine stark mit spiritistischem Humbug und kokettem Liebesspiel versetzte polnische Insurgentengeschichte.

Wir können allen drei Stücken einen höher greifenden Werth nicht zusprechen. Wer sich des Nähern dafür interessiren wollte, wie diese Russen Detailmalerei treiben, der thäte gut, das eigen berührende Porträt des unglücklichen Buchhalters Ferapontow nachzusehen.

„Manon" von Villamaria (Nr. 4) nimmt zum Gegenstand die verfehlte, natur- und herzlose Modedamen-Erziehung altfränzösischen Stils: Manon ist die Tochter eines wohlhabenden deutschen Geheimraths, der eine verarmte französische Adeliche aus vornehm altem Hause geheirathet hat. Obgleich die Ehe als auf gegenseitiger Herzensneigung ruhend nicht unglücklich ist, steht es doch im Hause recht schlimm um die Kindererziehung: der im öffentlichen Leben thätige Vater hat nicht Zeit noch Neigung, sich darum zu kümmern, und die schwache Mutter wird selber beherrscht von ihrer nahen Verwandtin, einer aufgeblasenen armseligen Marquise, die allgemein der Haus-, und noch eigentlicher der Kindertyrann ist. Die Früchte reifen: die ältere Tochter wird eine stolze Schöne, die übrigens ihre saubere Erzieherin ganz im Stile der ihr ertheilten Lebensregeln, sobald sie ihr entwachsen, mit baarer Münze zahlt; die jüngere, Manon, eine etwas schüchterne, empfindsame und biegsame Natur, durchlebt eine gequälte Jugend, um erst nach schweren Herzens- und Lebenskämpfen frei und selbständig und wirklich glücklich zu werden. Die Situation wird dadurch verwickelter, daß die alte Marquise einen saubern Neffen herschmuggelt, ebenso arm und unbrauchbar wie sie, und das schöne Paar will trotz des sich empörenden adelichen Bluts dem irrenden Ritter, der sich bis dahin nur durch Verführung lockerer Weiber hervorgethan hat, das schmucke Goldvögelein in den Rachen jagen, was aber nicht gelingt. Um die Zeichnung noch energischer zu machen, muß der Neffe einen Diamantendiebstahl begangen haben, der entdeckt, ihm aber von dem großmüthigen deutschen Rivalen um Manon's Gunst verziehen wird unter der einzigen Bedingung, daß er rasch und in aller Stille das Feld räume. Das romantische Interesse wird angespornt durch

einen alten unterirdischen Burggang, an welchem sich gewöhnlich eine dunkle Sage von der Burgfrau knüpft, der aber jetzt unserer Manon und ihrem vertrauten Kammermädchen gute Dienste thut. Endlich soll das Lebensschicksal dadurch an Spannung gewinnen, daß wir Manon als glückliche Braut des wackern Deutschen in dem Augenblicke verlassen, wo sie eben dem durch verhängnißvolles Misverständniß drohenden Untergang entronnen ist.

Hätte die Erzählung nur den Zweck, recht kräftig jene verkommene Rasse des altfranzösischen Adels zu zeichnen, jene Marquis und Marquisen und Consorten, welche als Erzieher und Tanzmeister, Zöllner und Theaterhelden, Spieler und Gauner, Schuldenmacher und Weiberverführer in Deutschland anderthalb Jahrhunderte lang eine so verderbliche Rolle spielten; jene Leute ohne Kenntniß und Moral, innen und außen ohne Fonds, die dann in den Grenzprovinzen, namentlich die ganze Pfaffenstraße entlang, während der Revolution sich besonders kenntlich und verächtlich machten: so läßt sich nichts dagegen einwenden. Die Zeichnung ist zwar recht stark aufgetragen, aber für diese Rasse immerhin nicht zu grell. Sollte die Tendenz aber weiterhin darauf gerichtet sein, allgemein deutsches und französisches Wesen in unversöhnlichem Antagonismus zu zeichnen, so wäre das unter dem Weltverhältniß unserer Tage ein nur schädlich einwirkender Luxus, und wir müßten uns gegen die Tendenz aussprechen. Allgemein macht heute dieses Gemälde den Eindruck des nicht mehr Zeitgemäßen, es ist veraltet; jene Rasse ist doch unwiderbringlich dahin, und zwar durch die Kraftanstrengung des französischen Volks selbst. An der Zeit war es, als Warnungstafel ein so schneidendes Porträt von ihr zu entwerfen in jenen unseligen Jahren, da die deutsche Nation durch die französische Windbeutelei zu drei Viertheilen entnationalisirt war, da jeder französische oder italienische Faquin unter den dummen Deutschen den Herrn und Meister spielte. Das sind und bleiben zum Glück abgethane Dinge. Als historisches Sittengemälde aber wäre die Erzählung, die nicht über Mittelwerth hinausgeht, immerhin zu schwach.

Eine zweite Reihe führt uns zwei Werke von bereits etwas höher greifender Anlage vor, zwischen denen der genau prüfende kritische Sinn eine gewisse Wesensverwandtschaft herausfühlen mag, die man gleich gut als Novellen oder Romane bezeichnen dürfte, je nachdem man den einen Begriff etwas weiter streckt oder den andern etwas enger nimmt.

5. Frau Domina. Novelle von Claire von Glümer. Stuttgart, Simon. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

6. Nur ein Geiger. Von H. C. Andersen. Vierte Auflage. Leipzig, Hartknoch. 1873. 8. 1 Thlr.

„Frau Domina" stellt eine ganz erhebliche Composition dar, die durch besondere psychologische Anziehung und auch Vertiefung interessirt und nebenbei zwanglos jene eigenthümliche tragische Färbung annimmt, die niemals ihres Eindrucks verfehlt. Ein nach seiten des Lebens und Herzensschicksals nicht eben sehr seltenes, nach seiten der Form aber auffallendes Frauengeschick: Wir treffen in Deutschland Frau Domina, wie sie ihrer Stellung nach genannt wird, als Oberin des zur Erziehung adelicher Fräulein bestimmten St.-Mathildenstifts; die einst stolze Jungfrau aus altem Geschlecht ist nun eine schwer zugängliche, in etwas excentrischen Formen abgeschlossen für sich lebende Dame geworden, die mit ihrem Herzen und der Welt meint abgerechnet zu haben, ohne daß es doch wahr ist. Das darf uns nicht wundern, wenn wir ihr Schicksal kennen. Sie wird die Geliebte eines aus Indien zurückgekehrten verführerischen Verwandten, der in etwas mysteriösen Verhältnissen lebte und seine heimlich Verlobte ebenso heimlich zur Frau nahm, um angeblich noch schwere Familiengeschichten zu lösen. Das ist wahr, nur in ganz anderer Weise als irgendjemand, am wenigsten die junge Frau sie geträumt hätte: der Mann hat in England bereits eine aus Indien mitgebrachte Frau, mit der er unglücklich lebt, weshalb er die Scheidung betreibt. Ein boshaftes Weib, halb Rivalin der künftigen Domina, bringt die ganze unglückliche Geschichte an den Tag und die erste Frau selbst nach Deutschland. Nach einer Katastrophe zwischen den drei Personen erklärt die Domina, ihren Pseudogemahl für immer meiden, allerwenigstens nichts mehr von ihm sehen und hören zu wollen, ehe das unselige Verhältniß so oder so sich löse. Von Scheidung kann nun aber erst keine Rede sein, da die rechtmäßige Frau sich hartnäckig widersetzt. Frau Domina im deutschen Fräuleinstift, der Herr auf Gütern in England, die Gemahlin in Indien: so vergehen volle 14 Jahre, bis der Tod die letztere hinrafft. Unterdessen hat sich ein anderer junger Mann, der eine Verwandte ins Stift brachte, heftig in die unglückliche Oberin verliebt; sie aber, so streng und fest sie ihr Wort hält — sie legt die von Zeit zu Zeit aus England kommenden Briefe unerbrochen zurück —, hängt doch noch mit intensiver Glut an dem Unseligen, an den ein dunkles Geschick sie geknüpft hat, und der Mann bleibt demselben Gefühle treu, in Hoffnung und Verzweiflung. Wie die Erlösungsstunde geschlagen, eilt er herbei; der Zug, mit dem die Domina ihn erwartet, verunglückt; sie, in unbeschreiblicher Angst, unternimmt (es ist tief im Winter) einen gefährlichen Marsch, trifft den Geliebten unversehrt, wird aber selber todkrank und stirbt am Herzkrampf, da ihre Lebenskraft in den Unglücksjahren sich innerlich aufgezehrt hat.

Jedenfalls liegt in dem wundersamen Lebenslauf eine Spannung von ganz natürlicher Tragik, und sie ist wohl benutzt. Klar und consequent schreitet die Composition vor; die Motivirung ist sicher und rein gehalten; ungezwungen entwickelt sich das innere und äußere Schicksal so, wie es muß, es ist eben ein verhängnißschwerer Fatalismus. Die Personenzeichnungen sind sauber und sicher gehalten, nichts Störendes, nicht ein verletzender Zug; selbst der unglückliche Mann, den wir halb verdammen müssen, weckt doch ebenso sehr unser Mitleiden; er ist kein gewöhnlicher Verführer, und das mannesfeste Ausharren macht ihn wieder achtenswerth. So entfalten die Hauptcharaktere jene Mischung der Grundzüge, die echte Natur gibt. Es treffen sich leise Züge, zwanglos benutzt, aus denen sich die feine Hand weiblicher Zeichnung in fast naiver und doch so beweglicher Weise darlegt. So macht es im Angesichte des gesammten Trauergeschicks einen eigenthümlichen Eindruck, wenn wiederholt, vom Anfang

des fatalen Herzensbundes an bis zur erlösenden und auflösenden Todesstunde jene zwei Verse aus „Aennchen von Tharau" uns begleiten:

Trübsal, Verfolgung, Bedrängniß und Pein
Wird unserer Liebe Verknotigung sein.

Und noch beweglicher mahnt uns der halb stolze, halb das feste Beharren und Hoffen andeutende Wappenspruch des adelichen Herrn, den wir am Ende auf den in Rosen gebetteten Leichenstein der blassen Dulderin eingegraben finden: Mein Tag kommt auch!

Einen nicht sehr verschiedenen, nur etwas weniger düstern Eindruck macht die dänische Erzählung.

Wir kennen und lieben den talentvollen Märchendichter — denn als solcher ist Andersen in erster Linie entschieden aufzuführen; ja er ist auch uns Deutschen ein vertrauter und geschätzter Bekannter geworden; allen denen aber, welche ein Herz bewahrt haben für einfache, wahre, offene und treue Natur, für jenen naiv kindlichen Sinn und das schlicht volksthümliche Wesen, ist Andersen mehr als ein bloßer Bekannter, er ist ihnen ein Freund. Sind nun auch die mehrfach illustrirten „Märchen und Historien" entschieden sein Bestes, weil sie seinem innersten Genius am frischesten und naturgemäßesten entsprungen erscheinen, seine Dichtereigenthümlichkeit am kräftigsten aussprechen, so bleibt er daneben doch auf mehr als einem andern Gebiete der Poesie sehr nennenswerth, auch da eine Natur von eigenartigem Wesen.

Unter seinen Romanen ist der vorliegende: „Nur ein Geiger", im Dänischen zuerst 1837 erschienen, dadurch von besonderm Interesse, daß er voll jener tief individuellen und wiederum volksthümlich abklingenden Züge auftritt, welche auf der Grundlage der eigenen Lebens- und Herzensentwickelung des Dichters ruhen. Wenn irgendwo Treue der Zeichnung liegt, tief ergriffene Treue, so hier, wo, allerdings unter veränderten Formen und mit ganz andern Consequenzen, ein Stück aus des Dichters eigener Jugend- und Entwicklungszeit gezeichnet erscheint. Ganz gewiß liegt darin sehr viel unmittelbarer und innerlichst durchempfundener Reflex aus der traurigen Jugend des armen Schuhmachersohnes auf Fünen, aus einem die ersten Lebensblüten knickenden Dasein voller Noth und Entbehrung, voller Leiden und Verkennung; es sind da jene erschütternden Kämpfe, aus denen ein Talent entweder sich groß herausringt oder unter deren Druck es untergeht.

In dem Stück ist seiner ganzen Tonart nach etwas Eigenes, dem wir kaum einen Namen geben könnten; in einer besondern Ausdrucksweise, dann und wann auf einmal und fast unvermittelt abspringend, mischen sich Gefühlsergüsse und Reflexionen ein, die bewegt und ganz individuell empfunden auftreten, auch schon der Tonweise nach nur diesem Dichter angehören. Darin stößt uns ein fremdartig uns berührendes Element auf, das auf der einen Seite manches annimmt von trüb nordischen und auf der andern von frisch manneskräftigen Elementen. Die Grundlage der Geschichte ist unendlich einfach: Christian, der arme Schneiderssohn, hat das ausgesprochenste Talent für Musik und träumt sich schon in seinen Jugendphantasien als Künstler von Namen; er trägt daneben eine unvergeßliche Jugendliebe in sich zu Naomi, der reichen, schönen und excentrischen Jüdin. Die Carrièren gehen weit auseinander: die abenteuernde Schöne, die sich einem Kunstreiter angehängt, steigt trotzdem wieder zur vornehmen Weltdame auf und glänzt als Marquise in den pariser Kreisen; der linkische und verschüchterte Knabe, überall im Leben umhergeworfen, stirbt als Dorfgeiger, eben als jene einer vornehmen Laune zu Liebe einmal noch die alte Heimaterde betritt. Die ganze Differenz liegt in dem kurzen Schlußpassus:

Die Schwalbe war zurückgekommen; der Storch saß wieder in seinem Neste; der Däne fühlte sich stolz auf seine grünen Wälder; da faltete Lucie die Hände des Todten, schloß dessen Augen und zeigte den Kindern zum letzten mal den lieben Christian, und die Kleinen weinten. Ihm ist wohl, sagte Lucie, so wohl, wie ihm hier nie gewesen ist. Der Deckel wurde zugeschlagen, und die Landleute trugen den einfachen Sarg aus dem Hause; Lucie folgte mit ihrem Manne und ihren Kindern. Der Weg nach dem Kirchhofe war schmal; da kam ein herrschaftlicher Wagen mit vier Pferden ihnen eilig entgegen; es war der französische Marquis und seine Gemahlin Naomi. Die Bauern stiegen mit dem Sarg in den Graben hinab, damit die vornehme Herrschaft vorbeikonnte; sie entblößten ihre Köpfe, und die gnädige Frau Naomi steckte das Haupt mit dem stolzen Blicke, mit dem einnehmenden Lächeln heraus und grüßte. Es war ein armer Mann, den sie begruben. Nur ein Geiger!

Wenn wir etwas vermissen, sowäre es dieses: die Laufbahn des Helden ist einigermaßen abgerissen und zerstückt; sie rundet sich uns nicht ohne Anstrengung zu einem vollen Ganzen ab, und obwol sie bis zu Ende durchgeführt ist, scheint ihr etwas zu fehlen. Das liegt vielleicht auch an der Kürze der Ausführung; neben dem Hauptcharakter sind es noch eine ganze Reihe von mitlaufenden, welche in ihrer Lebensgestaltung oder wenigstens einem Stücke derselben vorgeführt werden. In diesen Lebensbildern treffen wir auf eine Reihe von förmlichen Originalen: da ist einmal Christian's weit gewanderter Vater selbst, dem es trotz Frau und Kind an seinem Schneidertisch keine Ruhe läßt, weshalb er als Stellvertreter eines reichen Bauern zum Militär geht; er wird als im Kriege gefallen gemeldet, und die Frau heirathet einen andern; als er später nochmals heimkommt, schickt ihn der zweite Mann mit einer Geldsumme so schnell als möglich fort; darauf wandert er ruhelos in die weite Welt und verkommt. Da ist der sogenannte Norweger aus der Hohlgasse, der ebenfalls viel gereiste Pathe Christian's, der barocke Geiger, eine mysteriöse Persönlichkeit, die unglücklich endet, weil Blutschuld auf ihr lastet. Hören wir den wunderlichen Mann seine Phantasien spielen:

Drinnen ertönte eine Geige. Ein jedes den Tönen offne Ohr würde beim Anhören derselben gestutzt haben. Es war ein melodisches Wehklagen, wie es von Paganini's Violine die Sage erzählt. Bald ging der Ton in tiefe Wehmuth über; des Nordens Amphion, Ole Bull, nannte dasselbe Thema auf seiner Violine „Den Schmerz einer Mutter beim Tod ihres Kindes". Zwar war es nicht die Vollkommenheit, die diese beiden Meister unserer Zeit in der Kunst Jubal's besitzen; aber es deutete beide an, wie der grüne Zweig in allen Einzelheiten den ganzen Baum andeutet, dem er angehört. Oft erzählte er Christian von seiner Heimat, die zwischen Felsen und Eisgletschern gelegen war; von dem Wasserneck, welcher im Bergstrom wohne und oft im Mondscheine mit seinem langen weißen Bart im Wasserfall sitze und so schön spiele, daß man Lust fühle, sich hineinzustürzen. Wenn der arme Neck am aller-

schönsten spiele, dann spotteten die Knaben seiner: „Du kannst ja doch nicht selig werden", und dann weine der Neck groß Thränen und verschwinde im Bergstrom. Der Neck hat sicher deinen Pathen das Spielen gelehrt, sagte einst einer der Nachbarn zu Christian, und von der Zeit an mußte der Knabe stets an den Neck in dem brausenden Wasserfall denken, wenn er des Pathen Violine hörte, und er wurde dann stumm und träumerisch.

Und anderswo: Man hat in Paris Kupferstiche mit der Ueberschrift „Diabolique"; alles Dämonische, was eine reiche Phantasie hervorbringen kann, sprudelt über diese Bogen. Auf dem einen erblickt man einen Richtplatz; den Pfahl, an welchen der Verbrecher befestigt werden soll, ragt einsam empor; oben auf diesem sitzt der Teufel, die Arme verbirgt er, allein beide Beine hat er in rechten Winkeln gegen den Pfahl ausgestreckt, auf welchem er sitzt, und so bilden dieser und er ein Kreuz. Ein junges Mädchen kniet davor in dem Glauben, daß es das Heilige sei, wovor sie sich beugt, während rings umher spottende Dämonen hervorgucken. Beim ersten Anblick scheint es uns das Kreuz zu sein, welches sie anbetet, aber bald sehen wir, daß es der Teufel ist. Ein ähnliches Bild in Tönen bot des Pathen Spiel dar.

Da ist ferner Naomi, die wild ausgelassene Schöne, die trotz aller Selbstwegwerfung als Glückskind immer wieder oben schwimmt, ohne doch recht glücklich zu sein, weil immerhin ein tiefer angelegter Geisteszug in ihr treibt, den sie nicht wegspotten kann. Da ist der aus übermüthigem Weltgenuß und erschlaffter Melancholie zusammengesetzte tollkühne und fremdartig schöne Kunstreiter, der Zigeuner Ladislaus, der alle Weiber verführt und verachtet und früh untergeht. Da ist der wunderliche Seefahrer Peter Wick und der noch viel wunderlichere, aus lauter absonderlichen Eigenheiten zusammengesetzte Musikkenner Hr. Karpus mit der nicht minder absonderlichen Madame Karpus.

Zuweilen liegt etwas Verschleiertes, etwas Irrationales wie aus den altheidnischen Mythenvorstellungen oder wie nordische Nebel in dem Bilde. Sie machen einen wunderlichen Eindruck, besonders Stellen wie die folgende, wo ein geistesschwaches Mädchen das in der Nacht tobende Gewitter also begrüßt:

Hörst du die Stiere dort oben brüllen? Sie fahren hervor wie die Hirsche und tragen brennende Feuergeweihe; jagen sie sie dir in den Leib, dann mußt du sterben; berühren sie dein Haus, dann steht es in Flammen. Der größte Baum zerfliegt in Splitter. Siehst du die Hörner? Sie glänzen wie Kupfer und Zinn. Fürchte dich nicht! Bald sind sie vorüber, dann laufen nur die kleinen Kälber hinterher und brüllen; die haben kleine Hörner, die im Zickzack aus den Rändern der schwarzen Wolken hervorgucken.

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Spanische und französische Zustände um das Jahr 1600.

Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa 1598—1610. Von Martin Philippson. Zwei Theile. Berlin, F. Duncker. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Abschnitt in der Geschichte des Reformationszeitalters, welcher mit dem Abschlusse des Augsburger Religionsfriedens (1555) beginnend bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs reicht, und uns auf der einen Seite ein völliges Erschlaffen der einst so gewaltig treibenden reformatorischen Kräfte, daher auch eine innere, schwere Erschütterung ihres Werks, und im Gegensatz dazu auf der andern Seite ein erst langsames und vorsichtiges, dann immer schnelleres und zuversichtlicheres Aufsteigen des Katholicismus erkennen läßt, gehört nicht blos zu den interessantesten, sondern zu den auch im Hinblick selbst auf die Gegenwart lehrreichsten Theilen der neuern Geschichte, welchen genauer als das gewöhnlich der Fall ist zu kennen für das Verständniß nicht blos der allgemeinen politischen Entwickelung Europas im 16. und 17. Jahrhundert, sondern namentlich auch für die richtige Würdigung der geistigen und staatlichen Zustände Deutschlands äußerst lehrreich ist. Im allgemeinen aber wird gerade dieser Zeitraum von unsern Historikern noch ziemlich auffallend vernachlässigt. Freilich ist es wenig lockend, sich in eine Zeit zu vertiefen, wo uns im Gegensatz zu dem freudigen Aufschwung der voraufgegangenen Jahrzehnte überall eine unaufhaltsame rückläufige Bewegung entgegentritt, und wir namentlich unser eigenes Volk sich immer weiter von den Bahnen abwenden sehen, auf denen es erst so erfolgreich vorwärts geeilt war. Deutschland spielt ja überhaupt in dem europäischen Staatensysteme während der zweiten Hälfte des 16. und dann im Laufe des 17. Jahrhunderts nur eine sehr untergeordnete Rolle: politisch machtlos, durch vielfache Spaltungen innerlich zerrissen, in dem geistigen Leben durch die allzu früh beginnende Verknöcherung der Reformation verkommend und verkümmert, sinkt es zum Mittel und Werkzeug herab, dessen die aufsteigenden neuen Mächte, im Norden Schweden, vornehmlich aber im Westen Frankreich, sich bedienen, zum willkürlich hierhin und dahin gesetzten Factor, den dieselben ganz in ihrem Interesse gebrauchen zu können glauben, zum geringgeschätzten Objecte für die politischen und kirchlichen Speculationen der tonangebenden Staaten. Unter diesen aber nimmt schon nach wenigen Jahren Frankreich den ersten Platz ein.

Während des 16. Jahrhundert hatte das Haus der Habsburger eine Macht in Händen, die man geradezu als eine Weltmacht bezeichnen muß. Der klägliche Kaiser Friedrich III. und sein wohlwollender, aber unklarer Sohn Maximilian hatten, das bekannte Wort „Tu felix Austria nube" bewahrheitend, durch vortheilhafte Familienverbindungen den Grund zu dem unerhört glänzenden Aufschwung gelegt, den die habsburgische Macht zu Anfang des 16. Jahrhunderts nahm. Maximilian's Enkel, Kaiser Karl V., konnte sich mit Recht rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe: durch eine Reihe der ungewöhnlichsten Glücksfälle hatte es sich so gefügt, daß derselbe nicht blos Spanien mit den unerschöpflich reichen Ländern der Neuen Welt, sondern auch die deutschen Länder der Habsburger, die damals obenein noch in Böhmen und Ungarn festen Fuß

faßten, die mächtigen Niederlande und Italien mit seiner Herrschaft vereinigte, um dann obenein auch noch die römische Kaiserkrone zu gewinnen. Und diese Weltmacht wurde durch Karl V. der katholischen Kirche dienstbar gemacht, um deren Lehre als Weltreligion zu behaupten, wurde mit leidenschaftlichem Eifer der aufkommenden Reformation entgegengeworfen. Es gelang nicht, diese aufzuhalten und zu vernichten: enttäuscht, gebrochen durch das Misverhältniß zwischen seiner Macht und seinem Erfolge, zog sich Karl V. hinter die Mauern von San-Yuste zurück. Aber was ihm zu erreichen nicht beschieden war, das schien seinem Sohne Philipp II. nicht entgehen zu können. Seine deutschen Vettern in die von ihm vorgezeichneten Bahnen zwingend, kennt dieser nur ein Ziel, die Vernichtung der Reformation und die Wiederherstellung der Alleinherrschaft der katholischen Kirche, welche mit der Errichtung einer spanisch-habsburgischen Weltherrschaft gleichbedeutend war. Es ist bekannt, wie nahe Philipp II. im Anfange seiner Laufbahn diesem Ziele kam: der Katholicismus, dessen Hort Spanien war, drang in Deutschland unaufhaltsam vor, in Frankreich schien die Sache der Reformation ebenfalls dem Untergange geweiht; der polnisch-schwedische Streit machte im Norden Polen zum Vorkämpfer des Katholicismus gegen das protestantische Schweden, das damals noch nicht die Macht besaß, sich überhaupt zur Schutzmacht des Protestantismus aufzuwerfen; gelang es, England niederzuwerfen, so war die Sache der Reformation verloren, die Welt wäre der spanisch-katholischen Allgewalt der Habsburger verfallen gewesen. Aber dem Ziele schon so nahe, litt Philipp II. mit seinen stolzen Entwürfen denn schließlich doch noch kläglich Schiffbruch. Der Aufstand der Niederlande war es, der die Reformation und die Freiheit Europas, die vor eine so verhängnißvolle Krisis gestellt war, im entscheidenden Augenblicke rettete: denn in seiner vergeblichen Bekämpfung verblutete sich Spanien und opferte die scheinbar unerschöpflichen Schätze seiner transatlantischen Besitzungen und die reichen Mittel des Mutterlandes völlig nutzlos hin. Die Niederlande und England zugleich sollten endlich mit einem vernichtenden Schlage getroffen und damit die sinkende Sache der Reformation ihres letzten Hortes beraubt werden, als Philipp II. 1588 die unüberwindliche Armada aussandte: deren Niederlage und Untergang bezeichnen die Katastrophe, welche den unaufhaltsamen Zusammensturz der spanischen Macht zur Folge hatte. Ein Umschwung trat damit in der gesammten Gestaltung der europäischen Verhältnisse ein. Denn in derselben Zeit, wo Spanien in völlige Erschöpfung zu versinken beginnt, ringt sich Frankreich aus dem von Philipp II. geflissentlich genährten Religions- und Bürgerkriege zum innern Frieden und zur Einheit durch, und ersteht in Heinrich IV. ein Fürst, der, mit echt staatsmännischem Blicke die Lage der Dinge übersehend, der schon zusammenfallenden Macht Spaniens den Todesstoß versetzt und ein neues System der europäischen Politik inaugurirt. An die Stelle der ihrer Vollendung schon so nahe gekommenen habsburgisch-spanischen Weltmonarchie, in der für die Reformation so wenig wie für irgendwelche geistige oder politische Freiheit ein Platz geblieben wäre, tritt die Beeinflussung Europas durch das Uebergewicht Frankreichs. Und ohne Frage war das, wie die Dinge augenblicklich lagen, ein unendlicher Gewinn, ein Gewinn namentlich auch für Deutschland und für die dort wie überall schwer gefährdete Reformation.

So muß es denn nicht blos als durch den allgemeinen Gang der geschichtlichen Entwickelung berechtigt, sondern im Hinblick auf den bisherigen Stand der einschlagenden Literatur als verdienstlich bezeichnet werden, wenn Martin Philippson gerade die Zeit, in welcher dieser entscheidende Umschwung in der politischen Gestaltung Europas sich vollzog, zum Gegenstande einer eingehendern, zum Theil aus bisher unbenutzten archivalischen Materialien geschöpften monographischen Darstellung erwählt hat. In einer glücklichen, weil durchaus treffenden Antithese läßt er die beiden miteinander ringenden politischen Systeme, die untergehende Weltmacht Spaniens und den aufsteigenden Einfluß Frankreichs auf die Geschicke Europas, sich gleichsam verkörpert gegenübertreten in dem Nachfolger Philipp's II., dem schlaffen, unfähigen, talentlosen Philipp III., und dem ersten Bourbonen auf dem französischen Throne, dem energischen, scharfblickenden, rastlos thätigen Heinrich IV.: denn dieser ist der eigentliche Schöpfer des an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts inaugurirten neuen politischen Systems, dessen Angelpunkt die Brechung der habsburgisch-spanischen Präponderanz in Europa ist, und der in seiner weitern Ausbildung als letzte Consequenz allerdings die Dictatur Ludwig's XIV. in Europa herbeigeführt hat.

Nachdem in dem ersten Theile dieses Werks gewissermaßen die Grundlegung zu dem von Heinrich IV. zu verwirklichenden politischen Systeme gegeben und sodann gezeigt worden ist, wie, während der erste Bourbon den einstigen Triumph Frankreichs über die furchtbare Macht des habsburgischen Hauses als guter Rechner von langer Hand her sorgfältig vorbereitet, Spanien durch eine ebenso unkluge wie habgierige Politik demselben geradezu in die Hände arbeitet, beschäftigt sich der zweite Theil ausschließlich mit den innern Zuständen der beiden einander gegenüberstehenden Reiche, er gibt uns von dieser Seite her einen sehr werthvollen Schlüssel zum Verständniß der späterhin auf Grund der innern Zustände eintretenden geschichtlichen Entwickelung. Wer weiß, wie es gegen Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Innern Spaniens aussah, der wird sich über den tiefen Fall, den die ehemals so glänzend dastehende Macht that, keinen Augenblick mehr wundern; im Gegensatz dazu erklärt die innere Entwickelung Frankreichs unter Heinrich IV. vollkommen, wie es diesem Staate, obgleich er eben erst aus Jahrzehnte dauernden Bürger- und Religionskriegen hervorgegangen war, so schnell gelingen konnte, sich an den bisher von Spanien eingenommenen Platz zu setzen.

Die Friedensliebe, die wir im Gegensatz zu der Regierung Philipp's II. unter Philipp III. die spanische Politik beherrschen sehen, war nur ein Ergebniß der zunehmenden Erschöpfung des Landes. Welchen wahrhaft erschreckenden Grad diese bereits erreicht hatte, wird durch die hier zusammengestellten Angaben aus verschiedenen Gebieten aufs klarste dargethan. Der König selbst war

eine Null. Alle Gewalt lag in der Hand seines geradezu allmächtigen Günstlings, des Herzogs von Lerma. Das Bild, welches uns auf Grund durchaus authentischer Thatsachen von diesem und seinen unsaubern Genossen entworfen wird, genügt allein schon, um das namenlose Elend zu erklären, in welches wir das durch diese Diebsgesellschaft regierte Land verfallen sehen. Schamlos selbstsüchtig, geldgierig, den Nepotismus in der frechsten Weise ausübend, dabei politisch völlig einsichtslos, beschränkt und voller Vorurtheile, kleinlich und rachgierig — so wird uns der Mann geschildert, in dessen Händen damals das Schicksal Spaniens und seiner reichen Nebenländer lag. Die ganze Regierungskunst desselben lief eigentlich darauf hinaus, dem verarmenden Lande möglichst viel Geld abzupressen; mehr als einmal griff er daher keck in die alten Rechte und Freiheiten der Stände ein, und fast jedesmal endete ein solcher Conflict mit dem kläglichen Rückzuge der Regierung, sobald die Stände der in ihren Gerechtsamen gekränkten Provinz den Muth hatten, energisch aufzutreten und offen ihre Meinung zu sagen. Ein solches System mußte die Regierung natürlich auf das tiefste discreditiren. Fast unglaublich erscheint, was über die damals in Spanien herrschende Finanzwirthschaft mitgetheilt wird; wollten die Stände den sich stets erneuernden Geldforderungen endlich nicht mehr willfahren, so legte die Regierung es den mit fürstlichen Einkommen ausgestatteten geistlichen und weltlichen Großen in unzweideutigster Weise nahe, ihr durch freiwillige Opfergaben aus der Noth zu helfen, und wenn auch dies nicht mehr verfangen wollte — nun, so ging die Regierung in aller Form betteln. Man höre:

Dieser gute Anfang in den freiwilligen Schenkungen machte dem Könige Muth, und er ernannte einige Mayordomos, Kammerherren und Kriegsräthe, um — nach Pfarreien vertheilt — mit dem Pfarrer und einem Mönche in jedes Haus betteln zu gehen, indem sie den Leuten vorstellten, mit welcher Liberalität ihnen der König die Silber- und Goldgeräthe — [dessen Einziehung zum Besten des leeren Staatssäckels anfangs in Aussicht genommen gewesen war] — gelassen, die er nach Aussage der Rechtsgelehrten zur Abhülfe seiner Noth sich hätte aneignen können. Unter funfzig Realen — zehn Thaler nach jetzigem Geldwerth — wurde kein Almosen angenommen, und so bekam man in der That einiges Geld zusammen.

Mit dem reichen Genua wurde eine sechzehnprocentige Anleihe abgeschlossen, für welche die etwa drei Millionen betragenden jährlichen amerikanischen Revenuen verpfändet wurden. Einige Jahre später, als der hohe Zinsfuß denn doch allzu drückend wurde, suchte und fand man Schutz gegen denselben bei der Kirche: die darum befragten Theologen gaben ihr Gutachten dahin ab, daß ein Zinsfuß von 16 Proc. nicht erlaubt werden könnte, und auf Grund dieser Auskunft convertirte die spanische Regierung ganz eigenmächtig und einseitig die genuesische Anleihe in eine fünfprocentige. Man muß nur die Posten sehen, welche der Hofstaat und die höchsten Beamtenkreise an Gehalt verschlangen, und die Zahlenreihen überfliegen, welche das jährliche Wachsthum des Vermögens des Herzogs von Lerma und seiner Sippschaft andeuten, und man wird begreifen, wie kein Jahrzehnt nöthig war, um Spanien finanziell vollständig zu Grunde zu richten.

Die Steuerkraft der Hauptländer Spaniens war nicht nur im höchstmöglichen Grade, sondern selbst so übermäßig angespannt, daß sich eine von Jahr zu Jahr zunehmende Erschlaffung und Verminderung der Steuerfähigkeit bemerkbar machte. Die Einkünfte des Reichs waren auf lange Jahre hinaus zu mehr als vier Fünftheilen an seine Gläubiger verpfändet. Dabei mitten im Frieden ein Deficit, das man nur durch Verpfändung der letzten disponibeln Einnahmequellen zu decken hoffen durfte. Und selbst diese beruhten auf so zweifelhaften Voraussetzungen — wie z. B. der glücklichen Ankunft der Silberflotten —, daß der geringste Zufall ganz unheilbare Verlegenheiten herbeiführen mußte.

Daß der ohnehin schon tief erschütterte Wohlstand der Bevölkerung durch das ganz unsinnige Besteuerungssystem, welches durch diese finanziellen Bedrängnisse nothwendig gemacht wurde, binnen kurzem vollends zu Grunde gerichtet werden mußte, liegt auf der Hand. Und dazu schlug man nun noch in kurzsichtiger Verblendung, in wahnsinnigem Fanatismus dem schon aus unzähligen Wunden blutenden Lande noch eine neue, ganz unheilbare Wunde durch die Austreibung der Moriskos, des gewerbthätigsten und fleißigsten Theils der Bewohnerschaft, namentlich des Südens. Wir müssen es uns versagen, im Anschluß an die actenmäßige Darstellung Philippson's auf diese an Selbstmord grenzende Gewaltthat des Lerma'schen Regiments des Näheren einzugehen: dieselbe eröffnet einen wahrhaft erschreckenden Blick in die religiöse Verdummung, die wirthschaftliche Unbildung und die sociale Barbarei, in welche Spanien damals versunken war. Mit Abscheu wendet man sich ab von den unmenschlichen Gewaltthaten, durch welche man die armen Ausgetriebenen zu Grunde zu richten suchte, der abschreckenden Gemeinheit, mit der man sich erst ihrer Habe, dann, als man sah, ihr Abzug mache das Land verarmen, ihrer selbst wieder zu bemächtigen suchte; es ist entschieden eins der dunkelsten Blätter aus der Geschichte der Menschheit, mit dem wir es hier zu thun haben.

Wie glänzend und erfreulich steht im Gegensatze zu diesem Bilde der äußersten Verkommenheit Frankreich unter Heinrich IV. da, obgleich es ja doch auch da an Schatten und zwar manchem recht tiefen Schatten keineswegs fehlt. Philippson schildert uns die feste Begründung des Königthums in Frankreich. Die Intriguen des Herzogs von Bouillon, die aus einem der vielen Liebeshändel des galanten Königs hervorgegangene Verschwörung der Familie Entragues und die Theilnahme des unbedeutenden, aber nach Großem lüsternen Grafen von Auvergne bilden die hervorragendsten Punkte in diesem Gemälde; die Milde des Königs, wenn auch ihre Motive namentlich in dem Entragues'schen Handel keineswegs gebilligt werden können, erweist sich dennoch als das wirksamste Mittel, um den gegen die neue Dynastie sich hier und da noch regenden Widerstand vollends zu entwaffnen und unschädlich zu machen. Interessant sind die Erörterungen über Heinrich's IV. Verhältniß zu seinen ehemaligen Glaubensgenossen, den Hugenotten: man ersieht daraus, wie der König die Gefahr, die er einem starken Königthum durch die den Hugenotten im Edict von Nantes gewährten Vorrechte selbst erst bereitet hatte, richtig erkannte und unschädlich zu machen bemüht war; gleich unter ihm tritt deutlich das

später einen Cardinalpunkt in Richelieu's innerer Politik bildende Streben hervor, den Staat im Staate, den die Hugenotten auf Grund des Edicts von Nantes zu bilden angefangen hatten, zu beseitigen, die politische Machtstellung derselben zu brechen, ohne darum die Glaubensfreiheit anzutasten. Das Gegenstück dazu bildet der Eifer, mit welchem sich Heinrich — bekanntlich ausschließlich aus politischen Motiven — der katholischen Kirche dienstbeflissen zeigt: er hat die Jesuiten nach Frankreich, das ihnen früher verschlossen worden war, zurückgeführt und den Grund gelegt zu dem Einfluß, den sie dort binnen kurzem wieder gewannen. Im übrigen beginnt schon mit der Regierung Heinrich's IV. in Frankreich die Tendenz zur absoluten Monarchie sich entschieden geltend zu machen, ja bereits Heinrich hat im wesentlichen als absoluter Monarch geherrscht. Die Generalstände des Reichs z. B. sind unter ihm zum letzten mal 1596 und 1597 einberufen worden, wo er gegen den Aufstand in der Bretagne und die im Norden siegreich vordringenden Spanier der Unterstützung des ganzen Volks dringend bedurfte. Seitdem hat er die dem Absolutismus jederzeit gefährliche Vertretung des Volks völlig in Vergessenheit gerathen lassen: ohne Gewaltsamkeit, stillschweigend beseitigte er so die Stände, welche seinen Vorgängern das Gesetz dictirt hatten. Daß das so ohne jeden Widerstand gelang, hatte seinen Grund vornehmlich darin, daß Heinrich IV. die Fehler, welche absolute Monarchen zu begehen pflegen, klug vermied und in einer Weise für das Gedeihen seines Landes sorgte, daß eine besondere Vertretung der Rechte und Interessen desselben der Krone gegenüber völlig unnöthig erschien. Das ganze System der Verwaltung Frankreichs unter Heinrich IV. bildet Zug um Zug den schärfsten Gegensatz zu dem gleichzeitig in Spanien herrschenden. Die durch Sully eingeführten Steuerreformen gewährten dem Volke wesentliche Erleichterung, ohne die Einnahmen des Staats zu schmälern: die Staatsschuld minderte sich von Jahr zu Jahr, während das schnelle Steigen des sorgsam gepflegten Nationalwohlstandes dem Staate immer neue, reiche Einnahmequellen eröffnete. Aber auch die geistigen Interessen wurden nicht vernachlässigt, und Kunst und Wissenschaft empfingen eben damals die Möglichkeit zu neuem Gedeihen, während die eifrigste Entwickelung der französischen Wehrkraft das Werkzeug bereiten half, dessen Heinrich IV. zur Durchführung seiner Plane, zur beabsichtigten Umgestaltung des politischen Systems von Europa nothwendig bedurfte.

Hans Prutz.

Eine Tragödie Swinburne's.

Chastelard. Tragödie von A. C. Swinburne. Deutsch von Oskar Horn. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 16. 20 Ngr.

Der englische Dichter, welcher mit vorstehender Uebersetzung in Deutschland eingeführt wird, ist eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Er darf als die erste belangreiche Kraft gelten, welcher es in letzter Zeit gelungen ist, trotz der Volksthümlichkeit Tennyson's sich neben ihm als Dichter Gehör zu verschaffen. Etwa um's Jahr 1861 oder 1862 trat er zuerst mit einigen Gedichten im „Spectator" vor die Oeffentlichkeit. Sie erregten Aufsehen, vor allem wegen einer gewissen kecken Originalität. Im Jahre 1865 folgte dann ein Trauerspiel „Atalanta in Kalydon". Der antike Ton desselben interessirte. Die verwegene Art, mit welcher der Dichter sich an die ernstesten Fragen des Daseins wagte, erregte aber auch mannichfachen Anstoß. Shelley's „Queen Mab", hieß es, habe kaum unzartere Partien enthalten. Bald darauf veröffentlichte Swinburne das Trauerspiel „Chastelard". Es fand seitens der Kritik eine sehr unfreundliche Aufnahme. Man war jetzt dahintergekommen, daß Swinburne sich mit Beflissenheit Aufgaben stellte, deren Lösung dem herrschenden Geschmack und dem herkömmlichen Sittlichkeitscodex den Krieg erklärte, und hielt es für geboten, dieser Richtung mit Schärfe entgegenzutreten. Ein wohlwollender Recensent, welcher unlängst diesem Entrüstungssturm eine nicht ganz schonende Würdigung angedeihen ließ, vergleicht diesen allseitigen Ausbruch empörter Empfindungen mit dem Entsetzen, welches seinerzeit der naturalistische Maler Turner in England erregte, nachdem man sich gewöhnt hatte, nur mit akademisch geschulten Augen zu sehen: ein Vergleich, der freilich nur theilweise zutrifft. Inzwischen aber hatte Swinburne's Ruf sich auch eine kleine Schar jugendlicher Bewunderer geworben. Sie haben vor allem seine seitdem erschienenen „Poems and Ballads" zum Gegenstande eines begeisterten Cultus gemacht, während selbst diejenigen ernstern Kritiker, welche seine große Begabung gelten lassen, neben jener Vorliebe für gewagte Situationen einen freudlosen, pessimistischen Zug an ihm rügen und seine fatalistische Lebensauffassung als eine verstimmende Grundfarbe aller seiner Poesien beklagen. Welcher Art seine Richtung ist, wird am raschesten verständlich werden, wenn Victor Hugo als der Leitstern dieses englischen Dichters genannt wird. Eins der Gedichte ist dem Verfasser der „Misérables" gewidmet:

Thou art chief of us, and lord;
Thy song is as a sword,
Keen, edged and scented in the blade from flowers;
Thou art lord and king.

Aber, fährt der Dichter fort, wir sehen mit jüngern Augen hoffnungsloser als du ins Leben und nehmen vor allem wahr, daß das Unrecht triumphirt und das Recht unterliegt. So viel zur ungefähren Charakteristik des Standpunktes Swirnburne's.

Das Trauerspiel „Chastelard" ist, wie der Uebersetzer mittheilt, auf Wunsch des Königs Ludwig II. von Baiern verdeutscht worden. Wie weit die Nachdichtung die

Schönheit des Originals erreicht, kann hier nicht in Betracht gezogen werden, da das Original nicht zur Vergleichung vorliegt. Trotz mancher Mängel in der Behandlung des Verses *) verdient der Uebersetzer Dank, denn es war Zeit, einen Dichter von so unleugbarer Begabung auch den deutschen Lesern zugänglich zu machen.

Wie der Titel schon errathen läßt, handelt es sich um die Liebesaffaire zwischen Chastelard und Maria Stuart. Die letztere ist die Hauptperson des Stücks. Walter Scott und Schiller haben die schottische Königin im Gegensatz zur Königin Elisabeth in einer unser Mitgefühl lebhaft ansprechenden Weise behandelt. Swinburne geht den völlig entgegengesetzten Weg. Er gibt das bis ins kleinste Detail ausgearbeitete Charakterbild eines zauberhaft bestrickenden, aber alles innern Halts baren Weibes. Ihr gegenüber steht der Mann, dessen Leidenschaft schon im ersten Act sich als eine sein ganzes Wesen verzehrende kennzeichnet, und dem der Tod willkommen ist, wenn um den Preis desselben die Begier seines Herzens Befriedigung erreichen kann. Bisjetzt sind seine Wünsche nicht zu Worte gekommen. Doch hat er zwei Jahre lang der leichtlebigen Königin als Dichter, Gesellschafter, Freund nahe sein dürfen. Wie sie mit ihm verkehrt, zeigt sich gleich im Anfang des Stücks bei dem Tanz, mit dem die Hofdamen und Cavaliere sich und die Königin im französischen Geschmack vergnügen, und an welchem sie sich mit ihm betheiligt:

Königin.

Ich hab' Euch diesmal müde nun getanzt.
Wie blaß Ihr seid! Da muß ich Euch wohl helfen.
Die Höflichkeit besiehlt es so. Beugt Euer
Haupt nicht; o ich bin groß genug, bis nahe
Daran zu reichen. (Sie küßt ihn.)
Kommt, und laßt uns sitzen
Und uns die Reihen ruhig hier betrachten.

Und wie sie über das Küssen denkt und seine verschiedenen Gattungen kennt, erhellt bald darauf aus ihrem Gespräch mit Mary Seyton, welche Chastelard und Mary Beaton — eine andere Hofdame — in traulichem Beisammensein belauscht haben will:

Königin.

Wie Verliebte?
Die Lippen aufeinander? Mund auf Mund?
Das wäre wirklich Liebe. Oder auf
Die Hand, den Hals nur? Sprich, verhehle nichts;
Du schworst darauf.

Mary Seyton.

Ich sagte, was ich sah.

Königin.

Du sahst es also, wie er ihrer Wangen,
O daß sie schamroth würden, jede küßte?
Nach ungewohnter Kost verlangt ihn wol,
Den Siegemund.

Mary Seyton.

Ja wohl, nach süßer Kost.
Sie schreckten auseinander, meilenweit,
Als ich hereintrat, denn sie standen nah.

Königin.

Man kann ein Mädchen auf die Wange küssen,
Sie braucht sich dessen nicht zu schämen. Aber
Dann würde niemand schwören, doch du schwurst.
Gott halt ihn bei Vernunft, es kranken
Schon seine Augen. Doch . . . man sagt . . . ich weiß es,
Nur auf die linke Seite küßt die Liebe;
Rechts gibt die Höflichkeit den Kuß: so lehrt
Verliebte Narrheit.

Die Folge jener Zusammenkunft zwischen Chastelard und Mary Beaton ist, daß die Königin sich aus dépit amoureux plötzlich mit ihrem Vetter Darnley verlobt, der noch kurz zuvor sich an der Gunst einer dritten Hofdame, Mary Hamilton, genügen ließ. Jene Zusammenkunft war aber einseitig von Mary Beaton veranstaltet worden, und zwar unter der gegen Chastelard gemachten Vorspiegelung, sie wolle ihn im Finstern, im Auftrag der Königin, mit dieser zusammenführen: ein Betrug, zu welchem Mary Beaton's heftige Liebe zu Chastelard sie bewog, zu ihrer eigenen großen nachträglichen Beschämung. Nachdem Mary Beaton solcher Art sich einen Augenblick flüchtiger Liebkosungen dessen erschlichen, der sie im Dunkeln für die Königin hielt, der dann aber die im selben Augenblicke auch schon reuig Zerknirschte mit großmüthigen Worten der Beschönigung aus dem Staube aufrichtete, lechzt sie danach, ihr Vergehen durch ein großes Opfer zu sühnen. Hierzu bietet jene Verlobung die Veranlassung. Chastelard ist bei der Nachricht von der Verlobung außer sich. Endlich, nachdem er lange mit Mary Beaton berathen, was aus ihm werden solle, findet er nur Beruhigung in der Hoffnung, noch vor der Hochzeit sein Leben daran zu wagen, die Liebe der Königin zu gewinnen.

Chastelard.

Doch thut mir eins, ja eins, ich bitt' Euch,
In ihrer Brautnacht eins, und Darnley wird
Nach seinem Glück nicht hungern so wie ich.
Ich will es Euch bezeichnen. Nur versprecht mir's!

Mary Beaton.

Ich will's, wenn meine Seele auch darum
Ihr ewiges Heil verliert.

Chastelard.

Ich dank' Euch. Laßt
Uns gehn.

Dies der Inhalt der ersten beiden Acte. Der erste endet sehr wirksam mit jener Zusammenkunft Mary Beaton's und Chastelard's, der zweite mit der Verlobung Darnley's und Maria Stuart's und der eben erwähnten Verschwörung.

Der dritte Act spielt in dem für die Brautnacht hergerichteten Schlafgemach Maria Stuart's. Mary Beaton führt Chastelard ein und verbirgt ihn hinter den Bettvorhängen. Dann kommen die Neuvermählten, Darnley und die Königin; doch verlangt die letztere noch einige Zeit zu gesammeltem Beten, und Darnley zieht sich zurück:

---

*) Z. B. S. 46:

. . . Ob ich
Vergebung ihr gewähren kann; einzig
Für eure Ehre.

S. 36:

Jeder Lautenklang,
Der uns im Leben zitterte, jeder
Entschwundne süße Anblick.

S. 66:

Weil jener Medici Augen, groß und glatt u. s. w.

Königin.

Ah! Er ist fort! Laßt mich mich selbst betrachten.

(Vor dem Spiegel.)

Ich bin so bleich, und ist mir doch so heiß;
So wenig Farbe sollte sich ins Antlitz
Nur drängen, wenn das Blut unruhig wallt?
Die Zeit ist karg und spärlich zugemessen,
Mein Herz zu trösten . . . Wie? wenn ich das Haar
So trüge, so gebauscht in Ringeln, würde
Mich's besser kleiden? Oder so zum Nacken
Herniederwallend? — Wer auf gleiche Weise

(löst den Gürtel)

Sich auch das Herz entgürten könnte und
Es innerlich erleichtern, wie den Leib,
Wenn wir die weichen Schleifen darum lösen!
Wie zart die Seide ist, wie hübsch die Farbe!
Lichtblaue Schatten, ganz wie neue Adern,
Wirft sie auf meinen Arm, ihr Gold glänzt wieder
In dieser Lehne leichtem Grün, darauf
Die Hand sich stützt. Ich bin doch froh, daß ich
Die Mädchen hier nicht um mich habe, die
Mich drängen . . . ruhig kann ich so betrachten,
Wie sich die seidnen Zöpfe einer nach
Dem andern lösen und in weichen Ringen
Das Haar mir um die Schultern fällt. Ich will
Auf eine neue Art, es hübsch zurück
Zu binden, sinnen . . ja . . mein lieber Spiegel,
Nichts Neues zeigst du mir . . ja wohl, ich weiß es,
Ich bin noch hübsch! Wie hell mein Haar erglänzt!
Du schönes Antlitz, blick' mich freundlich an,
So sing' ich dir . . . schau dir mein Antlitz an,
Und dein Mund soll dem Lied in meinem helfen.

Zur Burgfrau Alice
Kam über die Wogen
Der Seine herüber
Thiébaut gezogen.

War das der Wind am Fenster? Nein, mein Haar
Nur knistert leise hier auf meinen Armen.
Der Kamm singt in den Locken . . und mein Blut
Entsetzte sich darüber . . .

An meinem Schilde
Ist kein Nagel geblieben,
Es barst sein Eisen
Unter wuchtigen Hieben.

Ich thue der Ballade unrecht; ach
Vergilbte Reste alter Lieder, wozu
An ihrem halbvergessnen Kehrreim uns
Müd' schleppen? Wie der leiseste Gedanke
Gleich meine Seele traurig stimmt, wenn ihn
Ein Anflug auch von Traurigkeit nur säumt.
Der närr'sche Kummer dieser hübschen Frau da
Steigt um des kleinsten Dinges willen stets
Mir in die Augen. Nein, denn ich will fröhlich
Und guter Dinge sein, kein alter Kummer
Soll unterm Vorwand des Vertrautseins mich
Dann doch mit Schmerz erfüllen. Aber ach!
Die erste Hochzeit läßt sich dieser nicht
Vergleichen . . . Heitre Augen rings umher
Und froher Scherz und leichtes Spiel,
Ein bleicher, kleiner Mund, der sich an meinen
Anklammerte, wenn auf die müden Augen
Ich ihn geküßt, daß seine schmalen Wangen
Aufglühten noch im letzten, schwachen Roth.
Der nahe Tod war ihm bekannt, und doch
Sein Leben hätt' er gern für mich geopfert,
Nachdem er mich umarmt. Nunmehr, Gott weiß,
Besitz' ich keinen Mann, der nur den kleinsten
Theil seines Blutes für mich gäbe, daß
Sich meine Wangen davon röthen, die
Deß mangelnd still dem Grab entgegenbleichen.
Ich glaube nicht. Blaß . . . ja, ich bin zu blaß . . .
Ah . . .

(Sie erblickt im Spiegel Chastelard, der hinter dem Bett hervortritt.)

Chastelard.

Erschrecket nicht!

Königin.

Heilige Maria!
Mein Geist wird irre, seid Ihr es auch wirklich?
Wer öffnete die Thüren Euch? Wo sind
Die Mädchen? Wie kamt Ihr herein? Steht auf,
Küßt nicht so heftig meine Hände. Schon
Ein Hauch auf sie, bei Christi Blut, bringt Euch
Tod und Verderben. Welcher Schlangenbiß
Hat Euch so wahnsinnsfroh gemacht?
Das ist kein guter Scherz, in dieser Zeit
Das Haupt sich selbst zum Spaß herabzulachen.
Hebt Euer Auge von mir weg; wollt Ihr
Denn wirklich sterben?

Chastelard.

Holde Königin,
Nur kurze Weile duldet mich und laßt
Mich sprechen. Euer Kleid nicht einmal will ich
Berühren, leise nur, o, ich versprech' es Euch,
Nicht anders zu Euch reden; auf die Wand,
Wenn's Euch gefällt, allein hinschauen, denn
Nicht meine Augen zu erfreuen, bin
Ich hier; doch, wenn Ihr wollt, gestattet mir,
Euch anzusehen.

Königin.

Wie Ihr wollt. Gebt mir
Das Häubchen hier, mein Haar darein zu hüllen.
Ich dank' Euch . . . meinen Gürtel . . nein . . dort, dort.
Sprecht, wenn Ihr wollt; doch, wenn Ihr gehen wollt,
So sollt Ihr gehen, weil ich Euch nicht hasse.
Ihr wißt, ein einziges Wort aus meinem Munde
Bringt Euch den Tod; doch will ich stille sein . . . .

Dieser ganze Auftritt ist für die Königin in hohem Grade charakteristisch. Sie ist bewegt, nennt Chastelard ihren „Geliebten", beschwert sich über seine Untreue, bittet ihm ihr Mistrauen dann wieder ab, gesteht ihm: „Vor allen andern Männern lieb' ich Euch", ergibt sich endlich seinen leidenschaftlichen Küssen und verliert die Herrschaft über sich selbst aufs vollständigste:

Königin.

Nehmt meine Lippen ganz für Euch, verschließt
Mit Küssen meine Augen — laßt, ich bitte,
Laßt nun ein wenig ab! — Jetzt geht, aus Mitleid! —
Kommt morgen wieder! — Nein, an meinem Halse
Wird er die Spuren Eurer Küsse finden.
Allmächt'ger Gott, was soll ich Euch gewähren,
Nur daß Ihr geht!

Chastelard.

Ich will nicht gehn. Die Nacht
Hat sich nun voll herabgesenkt; was sollt' ich
Mein Lager anderswo bereiten. Traulich
Ist dieser Platz, und heller Kerzenschein
Begleitet meinen Schlaf. Seid nicht für mich
Besorgt, ich schlafe gut genug.

Königin.

Ihr seid
Verloren ganz und gar.

In dieser Weise geht es fort: sie in Angst um sein Leben, er desselben überdrüßig, aber entschlossen, die letzten Minuten voll und ganz auszukosten. Da plötzlich kehrt Darnley zurück. Chastelard wird ergriffen. Er

fügt sich willig, indem er nur noch betheuert, er allein sei der Schuldige.

Der ganze vierte Act ist mit dem Wirrwar erfüllt, der unter den äußerlichen Folgen jenes Vorgangs die kleine Seele der Königin in dem Suchen aller Arten von Auskunftsmitteln umherjagt. Die Lords verlangen den Tod Chastelard's; nicht minder dringt Darnley auf rasche Justiz. Die Hofdamen verwenden sich für seine Rettung. Die Königin gibt zu verstehen, man möge ihn entfliehen lassen. Mary Beaton bekennt, ihm schon die Mittel zur Flucht verschafft zu haben; er wolle aber sterben. Endlich gewinnt die Königin es über sich, ihm eine Begnadigung ins Gefängniß zu schicken.

Im fünften Act weist Chastelard diese zurück, indem er das Papier, das die Begnadigung verfügt, in Stücke zerreißt. Mary Beaton, die Ueberbringerin der Botschaft, erschöpft sich vergebens in Bitten. Er bleibt bei seiner Weigerung. Inzwischen hat die Königin sich schon wieder anders besonnen. Sie ängstigt sich vor der Auslegung, welche ihre Milde von allen Seiten erfahren wird. Nicht wissend, daß er die Begnadigung zurückwies, begibt sie sich daher selbst ins Gefängniß, um auf geschickte Art das Papier zurückzufordern. Diese Scene ist in hohem Grade originell. Wenige möchten mit ihr zu vergleichen sein. Sie beruht auf der allerdings unzweifelhaften Allmacht der weiblichen Schönheit. Wen diese vollständig gefangen nahm, der vermag sich ihres Zaubers selbst dann nicht zu erwehren, wenn auf Augenblicke die schöne Hülle nur als solche erscheint und die innere Leere und Nichtigkeit deutlich erkennbar durchschimmert. Der Gegensatz zwischen einem todesmuthigen, groß empfindenden Manne und einem zwischen Widersprüchen, kleinen Anläufen, sinnlichen Ausbrüchen, zierlichen Ueberlistungsfinten, selbstsüchtiger Kaltherzigkeit und wieder auch anmuthigen Naturaccenten hin- und herschwankenden Weibe ist hier auf die Spitze getrieben. Es thut fast weh, mit solcher Schonungslosigkeit die schwächsten Seiten des weiblichen Geschlechts zum Gegenstande einer Specialstudie gemacht zu sehen. Dennoch fesselt die Glaubhaftigkeit der abstoßenden Schilderung, und nachdem das Bild Maria Stuart's so oft mit dichterischen Farben verschönernd geschmückt worden ist, thut es auch wieder wohl, ihrer historischen Erscheinung zu ihrem Rechte verholfen zu sehen. Daß Chastelard in seinem Gefühle für die Königin selbst dann nicht erschüttert wird, als sie mit dem Zwecke ihres Besuchs herausrückt, ist ein dichterisches Wagniß der kühnsten Art. Jenen Gleichmuth hat der Dichter aber durch die fatalistische Färbung seines Helden in geschickter Weise vorbereitet und er wird noch ausdrücklich dadurch erklärt, daß Chastelard von ihrem Wankelmuth schon bei der ersten Begnadigungskunde nichts anderes als solchen Rückfall erwartete. Und so sagt er denn auch, nachdem er das zerrissene Papier ihr zeigte, ohne Bitterkeit:

Ich kannte Euch bis tiefst in Euer Herz.
Gott sei mit Euch.

Das Ende des Stücks entspricht seinem Anfang. Bis ganz zuletzt hat Maria Stuart noch kleine Mittelchen in petto, durch die sie sich aus der Verlegenheit zu ziehen und ihren Geliebten vor dem Schaffot zu behüten hoffte. Der trostlosen Mary Beaton verspricht sie geradezu, im letzten Augenblicke noch Sorge tragen zu wollen, daß es nicht zur Hinrichtung komme, und sendet das arme Mädchen sogar auf den Schloßthurm, daß sie von dort aus mit einem andern Hoffräulein dem Vorgange zuschaue. Aber die Unzuverlässigkeit der Königin bestätigt sich auch hier. Chastelard's Haupt fällt. Die erregten Worte, mit welchen die beiden Zuschauerinnen die Einzelheiten der Execution begleiten, geben der Tragödie einen ergreifenden Abschluß. Hier zum ersten male kommt zum Ausdruck, was die Verwünschungen auch in der Brust des Zuschauers längst zum Aussprechen drängte:

Mary Beaton.

Soll man sich vor
Dem Todten scheun, den man so gern im Leben
Ansah? Gib Raum! O sieh nur, welch ein Haar
Er hatte; bei den Locken faßt der Henker
Sein Haupt und zeigt es rings im Kreise. Nie
Faßt' ich ihn so.

Mary Carmichael.

Um Gottes willen, laß
Mich gehn!

Mary Beaton.

Sie hat es manchmal so gehalten,
Sie hielt den Kopf ihm so zurück, siehst du,
Am Haare, seinen Mund zu küssen, wenn sie
In seinen Armen lag. Ja, geh, und weine!
Ein jammervoller Anblick, dort zu stehn.
Was schreien sie? „So mögen die Verräther
Der Königin zu Grunde gehen!“ Nein!
So geh' die Königin zu Grunde! Strafe
Sie, großer Gott, um seinetwillen, strafe
Sie so, aus Mitleid so!

Aber dem unbarmherzigen Richter ist es nicht genug, schließlich die Empfindungen, die er während fünf Acten in uns schürte, zu Worte kommen zu lassen. Des Ceremonienmeisters Stimme übertönt von draußen die Wehrufe der klagenden Hofdamen, und während der Vorhang fällt, vernehmen wir:

Gebt Raum für den Lord Bothwell; Platz
Für Mylord Bothwell nächst der Königin.

Es bleiben noch einige Worte über die dramatische Form des Gedichts zu sagen. Zumeist haben selbst solche Stücke, gegen deren Aufführung die Autoren in den Vorreden protestiren, sich ursprünglich eigentlich an die Bühne wenden wollen. Sowol Byron's „Manfred“ wie Tieck's „Octavianus“ machen in dieser Beziehung keine Ausnahme. Ob auch Swinburne sich das Ansehen gab, sein Stück nicht für die Bühne geschrieben zu haben, läßt sich aus der Vorrede des Uebersetzers nicht ersehen; ebenso wenig ob das Stück zur Aufführung gelangte. Der Form nach eignet es sich dazu aufs vollständigste. Es steht ihm aber doch manches entgegen. Vor allem der Umstand, daß die Hauptrolle — die der Königin — eine undankbare ist. Nur eine bedeutende Künstlerin wäre ihr gewachsen. Aber je besser sie die kleinliche Charakteranlage der großen Zauberin zur Anschauung bringt, desto gewisser ist sie, unsern Widerwillen zu erregen. Einer solchen Wirkung setzen sich die Darstellerinnen einer Hauptrolle nicht aus, wäre es auch nur — um

nicht zur Verunglimpfung ihres Geſchlechts beizutragen. Daneben wird der dritte Act Bedenken erregen. Man hat ſich in den Brunhild-Tragödien freilich Bedenklicheres gefallen laſſen, aber hinter der Scene. Und wenn es zwar gewiß iſt, daß ein anſtößiger Vorgang eben dadurch erſt recht anſtößig wird, daß er in das Dunkel des Zwiſchenacts verſteckt wird, ſo hat ein poetiſches Herkommen dieſem Behelf doch das Anſtandsrecht erworben, und man fügt ſich dem Herkommen. Swinburne wäre nicht der Mann der kühnen Rückſichtsloſigkeit, der er iſt, wenn er jenes unehrliche Verſteckſpiel mitmachen wollte. Es war für ſeinen Plan genug, wenn er zeigte, wie dieſes Weib in ihrem Brautgemach und in der zu andächtiger Sammlung ihr von ihrem Gatten bewilligten Friſt ohne ihre Schuld, aber auch ohne ernſtliche Abwehr, ſich von Chaſtelard bei ihrer Nachttoilette überfallen läßt, wie ſie ihre Lippen und ihren Nacken ſeinen leidenſchaftlichen Küſſen preisgibt, ihn ihren Geliebten nennt, ihn bald zur Flucht antreibt, bald feſthält, bald mit einem „Komme morgen wieder" vertröſtet, ohne doch nur mit einem Athemzuge dem Grauen Ausdruck zu geben, das ihr der Bund mit Darnley einflößen ſollte und offenbar nur auf flüchtige Augenblicke einflößt. Mehr brauchte in dieſer Scene nicht vorzufallen, aber ſo viel mußte der Dichter deutlich machen, um das Gewebe des unzuverläſſigen Naturells der Königin verſtändlich ins Licht zu ſtellen. Und es iſt ein glücklicher Gedanke Swinburne's, dieſe Verſtändlichkeit auch zu ihren Gunſten und zur Dämpfung unſerer empörten Empfindungen am Schluſſe des Acts dadurch noch zu vervollſtändigen, daß ſie, nach der Feſtnehmung Chaſtelard's endlich von einem Schauder oberflächlicher Art mit ergriffen, ihren Gatten bittet, ſich zurückzuziehen, während ſie eine ihrer Hofdamen veranlaßt, für dieſe Nacht das Lager mit ihr zu theilen.

Die mitgetheilten Proben und das zur weitern Erklärung des Stücks Hinzugefügte genügen wol, um ſowol Swinburne's dichteriſche Richtung als eine nicht gewöhnliche, wie auch ſeine Begabung als eine bedeutende erſcheinen zu laſſen. Inwieweit ſeine übrigen Arbeiten dieſen Bezeichnungen entſprechen, wird wol bei einer andern Gelegenheit zu unterſuchen ſein.

Robert Waldmüller.

Eine neue Ueberſetzung von Ovid's „Metamorphoſen".

Ovid's Metamorphoſen in funfzehn Büchern im Versmaße der Urſchrift verdeutſcht und mit einem erklärenden Namen- und Sachregiſter verſehen von Wilhelm von Tippelskirch. Berlin, Peters. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine neue Ueberſetzung der Ovid'ſchen „Verwandlungen" muß einigermaßen überraſchen, da die letzterſchienenen Uebertragungen noch nicht zwanzig Jahre alt ſind, während die Verehrer des Dichters in dieſer Zeit ſchwerlich an Zahl zugenommen haben. In der That gehört Ovid zu denjenigen Claſſikern, denen die neuere Philologie in Deutſchland wenig Geſchmack mehr abzugewinnen vermag, eine Erſcheinung, welche ſich vornehmlich durch die Concurrenz der aufgetauchten hiſtoriſchen, grammatiſchen und mythologiſchen Probleme in der Alterthumswiſſenſchaft erklärt. Wenig um ihrer ſelbſt willen geleſen, dient die reizende Poeſie des formgewandteſten römiſchen Dichters heutzutage meiſt literar- und culturhiſtoriſchen, in beſchränktem Maße auch pädagogiſchen Zwecken.

Daß der Sänger der Liebe aus ethiſchen Gründen von der Jetztzeit vernachläſſigt werde, iſt nicht wahrſcheinlich. Wenigſtens die „Metamorphoſen" und ein gut Theil der übrigen Poeſien ſprechen nicht für eine ſolche Annahme. Der Ueberſetzer ſagt mit Recht, „daß unſere Zeit, die nicht blos in Schriften, ſondern ſogar auf dem Theater dem Publikum häufig ſehr viel Schlimmeres vorführt, gar keine Urſache hat, mit vornehmer Prüderie auf den alten römiſchen Dichter herabzuſehen. Im Gegentheil iſt Ovid, wenigſtens in ſeinen «Metamorphoſen», der ihm oft zum Vorwurfe gemachten Frivolität ungeachtet, ungleich moraliſcher, als viele neuern Schriftſteller." Und ſollte es nicht heute noch ſo ſein, wie zu Seume's Zeit, ſollte Ovid — wenn er geleſen wird — nicht in ſeinen „Liebesabenteuern" unſern Zeitgenoſſen anziehender ſein als in ſeinen „Verwandlungen"?

Der neue Ueberſetzer hat offenbar gegen die Ungunſt der erwähnten Umſtände zu kämpfen. Daß er dennoch ſein Werk unternahm und in faſt ſiebenjähriger Arbeit vollendete, muß ihm zur Anerkennung gereichen. Die vorhandenen Ueberſetzungen ſchreckten ihn nicht ab, offenbar weil er ſich zu einer erfolgreichen Concurrenz ſtark genug fühlte. Dafür gibt ſeine Arbeit ſelbſt Zeugniß, und die von ihm vertretenen metriſchen und ſprachlichen Principien, welche er ſeinem Lehrer Dr. Friedrich Auguſt Gotthold verdankt, mußten ihn in ſeiner Zuverſicht beſtärken. Endlich aber zeigt ſich in der ganzen Ausführung ein liebevolles Erfaſſen der Aufgabe, und welche Rechtfertigung könnte für ein Werk ſtichhaltiger ſein als Liebe zur Sache?

Ob es Hrn. von Tippelskirch gelingen wird, „dem Theile des gebildeten Publikums, welches den lateiniſchen Urtext nicht ſelbſt leſen kann, den Inhalt deſſelben in einer Weiſe zugänglich zu machen, daß es der antiken Dichtung Geſchmack abzugewinnen vermag", möchte ich nicht entſcheiden. Gelingt es aber nicht, ſo liegt die Schuld gewiß nicht am Ueberſetzer, ſondern an unſerm Leſepublikum. Denn die Verdeutſchung iſt glatt, fließend und ſo verſtändlich, wie es bei der Beſchaffenheit eines ſo eigenthümlichen Gedichts nur immer möglich iſt. Für unſern Geſchmack iſt es freilich abſonderlich, daß die Götter- und Heroenwelt in einer bunten Reihe von Ereigniſſen und Abenteuern vorgeführt wird unter dem Geſichtspunkte, daß allemal eine „Verwandlung der Körper in neue Geſtalten" die Kataſtrophe bildet. Das Gedicht hebt bekanntlich an mit der Erſchaffung der Welt, den

vier Zeitaltern, den Giganten, wie Lykaon in einen Wolf verwandelt wird, wie die Sündflut hereinbricht, Steine zu Menschen werden, und so geht es im großen und ganzen chronologisch fort, springt von Hellas nach Rom und von den römischen Königen auf die Cäsarenfamilie. Eigenthümlich ist die Fülle des mythologischen Materials, welches in den funfzehn Büchern zusammengedrängt ist. Und doch ist diese Anhäufung in einem solchen Werke gewiß mehr gerechtfertigt und jedenfalls erträglicher, als die unablässigen Anspielungen auf mythologische Dinge in Ovid's Elegien und bei den übrigen römischen Elegikern, deren Geschmacksverirrung in dieser Beziehung durch die alexandrinischen Dichter veranlaßt war. Leider haben die modernen Poeten des Abendlandes ihrerseits wieder für Aufrechterhaltung desselben mythologischen Unfugs gesorgt, indem sie die römische Copie des alexandrinischen Originals nach besten Kräften vervielfältigten.

So ist denn auch jetzt noch wenigstens eine äußerliche Kenntniß der griechisch-römischen Mythologie zum Verständniß der alten und neuen Poesie unentbehrlich. Es gibt wol keine leichtere und anmuthigere Einführung in das Götterleben, als die Uebersetzung von Tippelskirch's mit ihrem mythologischen Conversations-Lexikon, welches alles bietet, was einem Nichtphilologen zum Verständniß Ovid's und seiner zeitgenössischen Dichter auf diesem Gebiete nothwendig ist.

Indem das Werk hiermit empfohlen wird, soll nicht gerade meine Zustimmung zu allen Einzelheiten im Ausdruck und zu allen metrischen Eigenthümlichkeiten ausgesprochen werden. Aber es wäre kleinlich, über das Einzelne zu rechten, zumal da in der ganzen Arbeit meist richtige Principien durchgeführt sind.

Wilhelm Brambach.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Der Verfasser der «Vorlesungen über Shakspeare»", heißt es in «The Illustrated Review» vom 18. October, „einer Geschichte der französischen Literatur und anderer Werke von großem Verdienste, F. Kreyssig, hat eben drei Vorträge über «Die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert» veröffentlicht, in welcher er die Perioden der Restauration, des Julikönigthums und des zweiten Kaiserreichs behandelt. Unter den gegenwärtigen Umständen, wo der Friede Europas von der Haltung der zwei ersten Nationen des Festlandes zueinander abhängt, wird jede Meinungskundgebung, die von einer der beiden Seiten ausgeht, und ihre gegenseitigen Beziehungen betrifft, bedeutungsvoll und nimmt je nach der Stellung des Verfassers mehr oder mindere Wichtigkeit an. Da Kreyssig entschieden ein Schriftsteller von großem Ansehen ist und eine gründliche Kenntniß der Franzosen und ihrer Literatur besitzt, so kann sein vorliegendes Werk nicht anders als einen hohen Grad von Aufmerksamkeit beanspruchen, und es verdient dieselbe sowol wegen seines schriftstellerischen Verdienstes als auch wegen seines richtigen und unparteiischen Urtheils.

„Mit vollständiger Beherrschung seines Stoffes hat der Verfasser in scharfen Umrissen rapide Skizzen von der Literatur jeder dieser drei Zeiträume entworfen und sie mehr von ihrer politischen als literarischen Seite betrachtet, d. h. sie als dem politischen Zustande des Landes entspringend und denselben wiederum beeinflussend behandelt und so eine wahrhaft pragmatische Skizze von der Literaturgeschichte jedes Zeitraums geboten.

„Der bemerkenswertheste Zug im Buche jedoch ist, was der Verfasser, obschon anerkannter Patriot und Nationalliberaler, über Napoleon III. und Frankreich im allgemeinen zu sagen hat. Er geht so weit, zu zeigen, daß während das stammverwandte England in den großen Ereignissen der letzten zehn Jahre einen feindseligen Geist gegen Deutschland, Napoleon sich freundlich gezeigt habe. Er spricht ihn frei davon, auf Rache gegen Preußen gesonnen zu haben, vertheidigt ihn gegen die Schmähungen seiner französischen Gegner und spricht ihm eine heimliche Sympathie für Deutschland zu, an welcher nach seinem Dafürhalten dessen deutsche Erziehung und, falls das Gerücht wahr sei, der Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern schuld sei. Ja selbst in Betreff des letzten Kriegs behauptet Kreyssig, er habe nur der Nothwendigkeit und dem äußern Druck nachgegeben.

„Was Frankreich betrifft, so mahnt er die Heißsporne der Tagespresse, von der jetzt daniederliegenden französischen Nation nicht zu gering zu denken, und aufzuhören, von ihrer Demoralisation zu reden. Er für seine Person verzweifelt nicht an ihrer Zukunft, und zwar deshalb, weil er ihre physischen und geistigen Hülfsquellen besser kennt als viele seiner Landsleute, und Wissen ist in diesem, wie in jedem andern Falle, das beste Vorbeugungsmittel gegen blinden Fanatismus und Hingabe an unheilvolle Verblendungen. Wenn irgendetwas, so könnten Bücher wie dieses die verletzten Gefühle der Franzosen beschwichtigen; denn wenn auch Kreyssig ihnen durchaus nicht schmeichelt oder ihrer Eitelkeit etwas zugute thut, sondern vielmehr mit unerbittlicher Strenge der wankelmüthigen Nation gleichsam den Spiegel vorhält, in welchem alle ihre Schwächen zurückgestrahlt sind; so wird er doch auch ihren guten Eigenschaften gerecht und zeigt eine volle Würdigung derselben."

Dasselbe Blatt bringt kürzere Anzeigen von W. Müller, „Politische Geschichte der Gegenwart, 1872", „Die 5 Milliarden", von F. Stöpel, Funkhänel's „Vergleichung der Schriften Cicero's und Jakob Grimm's über das Alter", J. Karstens' „Oliver Goldsmith, ein Gesammtbild" und Heinrich Wuttke's „Abbildungen zur Geschichte der Schrift".

Die „Saturday Review" vom 18. October sagt über Wolfgang Helbig's „Untersuchungen über die campanische Wandmalerei": Helbig's höchst anziehendes Werk über die Wandmalerei von Pompeji und andere Ueberreste campanischer Kunst ist nach des Verfassers eigenem Bericht dazu bestimmt, bei Beurtheilung der Originalwerke von Künstlern aus der Kaiserzeit und der Nachahmungen ihrer Vorgänger als Richtschnur zu dienen. Dann soll es aber auch zeigen, daß die Vorwürfe dieser Nachahmungen und Reproductionen gewöhnlich der Zeit Alexander's und seiner Nachfolger angehören. Die Prüfung dieses letztern Satzes erheischt ein weitläufiges Eingehen in die Merkmale der Kunst jener Zeit. Man wird ihren Realismus einerseits und ihre Bestrebung, undeutliche und unbestimmte Gefühle auszudrücken, andererseits, ihre Ueppigkeit und Sensationssucht endlich, welche jedoch durch eine lebhaftere Auffassung der Reize der leblosen Natur, als sie dem classischen Zeitalter griechischer Kunst bekannt war, aufgewogen wird, genau untersuchen müssen. Der Verlust aller Muster hellenischer Malerei zwingt den Verfasser, zu den Ueberbleibseln alexandrinischer Literatur Zuflucht zu nehmen; und er beweist

sehr ausführlich, daß der Hintergrund der Landschaften und andere untergeordnete Einzelheiten pompejanischer Gemälde häufig mit bemerkenswerther Genauigkeit mit den poetischen Schilderungen eines Theokritus, Apollonius Rhodus und der Epigrammatisten übereinstimmt. Er führt Gründe für die Annahme an, daß die Miniaturgemälde des vaticanischen Virgil und die Wortbilder des Nonnus alexandrinischen Originalen nachgebildet seien. Die Untersuchung erstreckt sich daher über ein sehr weites Gebiet, und der Inhalt des Buchs beschränkt sich keineswegs auf archäologische Fragen. Im allgemeinen geht Helbig's Kritik darauf aus, die Erfindungsgabe der Künstler der römischen Kaiserzeit herabzusetzen und sie hinsichtlich ihrer Stoffe als von ihren Vorgängern abhängig hinzustellen; obschon er ihnen das Verdienst der Ausführung zugesteht. In der That machte die Erschöpfung aller mythologischen Vorwürfe diesen Mangel in den höhern Kunstzweigen unvermeidlich; die Büsten und Körper der Herrscher aber, die Schlachtscenen auf der Trajan-Säule und selbst die Leistungen pompejanischer Künstler im Genre und in humoristischen Stoffen beweisen, welche Fähigkeit für die Behandlung der realistischen Seiten des Alltagslebens übrigblieb, und zeigen, was man hätte erwarten können, wenn, wie in der neuern Zeit, eine holländische Kunstschule auf die italienische gefolgt wäre."

Auch die „Academy" vom 1. November widmet dem ebengenannten Werke eine längere, höchst anerkennende Besprechung aus der Feder des Alexander S. Murray, welcher sagt: „Eine Vorstellung davon zu geben, was man durch die Lektüre eines Buchs gewinnen kann, in welcher selten eine Seite zu Ende läuft, die nicht eine Thatsache enthielte oder wenigstens alte in einem gänzlich neuen Lichte böte, ist eine Aufgabe, welche um so schwieriger wird, als es uns an Raum dazu gebricht." Nach einer Uebersicht des Inhalts schließt der Recensent in folgenden Worten: „Noch können wir, indem wir uns vom Stoffe selbst zur Behandlung desselben wenden, Helbig's Analyse der alten, noch vorhandenen Gemälde und die immense Gelehrsamkeit, die er aufbietet, um die ursprünglichen Muster der campanischen Maler unter den zerstreuten Ueberresten macedonischer Kunst nachzuspüren, zu sehr rühmen. Wenn in diesem Theile des Werks ein Kapitel bei uns, wo die Gelehrsamkeit viele, die alte Kunst aber nur wenige Verehrer hat, mehr Interesse als die übrigen erwecken dürfte, so wird es wahrscheinlich dasjenige sein, in welchem das Verhältniß zwischen den römischen Dichtern und ihren alexandrinischen Vorgängern sehr anregend, wenn auch nicht so erschöpfend, wie man es wünschen könnte, besprochen wird. Ebenso geeignet für die Würdigung der Gelehrten ist der Vergleich zwischen der griechischen idyllischen Poesie und der Landschaftsmalerei von Campanien. Vielleicht aber ist die Lebhaftigkeit des Stils nirgends anziehender oder sind schneidende Bemerkungen reichlicher vorhanden, als da, wo der Verfasser die veränderten socialen und andern Verhältnisse schildert, unter welchen die Kunst in der hellenistischen Periode im Vergleich gegen das frühere Alter des Realismus ausgeübt wurde."

Auch das „Leben Moscheles'" wird sehr günstig beurtheilt; da die Besprechung aber von einem Deutschen, F. Hüffer, herrührt, so halten wir es nicht für angezeigt, seine Bemerkungen, so gewichtig sie auch sein mögen, als „englisches Urtheil" wiederzugeben.

Bibliographie.

Beulé, M., Tiberius und das Erbe des Augustus. Deutsch bearbeitet von E. Doehler. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Bilder aus Oesterreich. Politische, sociale und volkswirthschaftliche Skizzen aus der jüngsten Zeit. Beiträge zur Charakteristik der österreichischen Verhältnisse. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 39: Der Herr Studiosus C. Krüger. Lustspiel. Nach L. Schücking's Novelle frei bearbeitet von B. Stavenow. Nr. 40: Nur nicht romantisch. Dramatischer Scherz von H. Bürger. Berlin, Lassar. 8. à 20 Ngr.

Böhm, G., Der Landsknecht mit dem einäugigen Wamms. Reichsstadtnovelle. Nördlingen, Beck. 8. 16 Ngr.

Böhner, A. N., Leben und Weben der Natur. Volksausgabe des Kosmos für Schule und Haus. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Buchner, K., Beiträge zur Geschichte des Buchhandels. 1stes Heft. Gießen, Ricker. Gr. 8. 20 Ngr.

Conrad, M. G., Pestalozzi. Rede zur Einweihung der deutschen Loge: „Pestalozzi" zu Neapel. Leipzig, Findel. Gr. 8. 5 Ngr.

Dahn, F., Gedichte. 2te Sammlung. 2te Abth. Stuttgart, Cotta. 8. 26 Ngr.

Diegel, J. G., Ueber den Werth des Kirchenbesuchs. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 4 Ngr.

Edel, Fanny, Muttergottes-Rosen. Gedichte. Mainz, Haas. 8. 1 Thlr.

Engel, C., Deutsche Puppenkomödien. 1ster Thl. Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust. Mit geschichtlicher Einleitung und einem Anhang: Bibliotheca Faustina. Die Literatur der Faustsage von 1510 bis Mitte 1873. Systematisch und chronologisch zusammengestellt. Oldenburg, Schulze. 8. 28 Ngr.

Existenz-Recht der Kirche. Erste Satire. Frankfurt a/M., Winter. 16. 5 Ngr.

Fehr's, J. H., eigene Wege. Ein erzählendes Gedicht. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 15 Ngr.

Gneist, R., Die Eigenart des preussischen Staats. Rede. Berlin, Springer. 4. 12 Ngr.

Gumprecht, O., Richard Wagner und sein Bühnenfestspiel: „Der Ring der Nibelungen." Eine kritische Studie. Leipzig, Leuckart. 8. 15 Ngr.

Hartmann v. Aue, Gregorius. Herausgegeben von H. Paul. Halle, Lippert'. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hehle, Der schwäbische Humanist Jakob Locher Philomusus (1471—1528), eine kultur- und literarhistorische Skizze. 1ster Thl. Ehingen. 4. 15 Ngr.

Hesse, F. H., Das Muratori'sche Fragment neu untersucht und erklärt. Giessen, Ricker. Gr 8. 2 Thlr.

Hiltl, G., Historische Novellen. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hohndorf, Luise, Aus bewegten Tagen. Eine Erzählung. 2 Thle. Halle, Gesenius. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Holst, H. v., Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ster Thl. Staatensouveränetät und Sklaverei. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jäger, A., Der Streit der Tiroler Landschaft mit Kaiser Friedrich III. wegen der Vormundschaft über Herzog Sigmund von Oesterreich, von 1439—1446. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 Thlr.

Ketteler, E., Astronomische Undulationstheorie oder die Lehre von der Aberration des Lichtes. Bonn, Neusser. Gr. 8. 2 Thlr.

Killermann, J. G., Die Miethsteigerungen sind unzulässig! Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Passau, Waldbauer. 8. 20 Ngr.

Kleinschmidt, F., Naturandachten. Sechs religiöse Naturbetrachtungen. Hannover, Meyer. 8. 7½ Ngr.

Kölbing, E., Ueber die nordischen Gestaltungen der Partonopeussage. Eine literarhistorische Abhandlung. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 8 Ngr.

Koßmaly, C., Ueber Richard Wagner. 3 Abhandlungen. Leipzig, Leuckart. 8. 7½ Ngr.

Kraemer, E., Ein Bubenstück der Börse, ersonnen einen deutschen Mann und sein deutsches Unternehmen zu verderben. Streiflichter über das Schicksal des freien Wortes in Varzin, an der Börse und bei der Polizei. 1ste Flugschrift als Ersatz für die durch Intriguen unterdrückte „deutsche freie Zeitung". Berlin, Trenkel. 8. 5 Ngr.

Kühn, G., Blumenstrauß aus dem deutschen Dichtergarten für junge Mädchen. Berlin, Henschel. Gr. 8. 18 Ngr.

Lang, H. O., Die Bildung der Erdkruste. Inauguraldissertation. Leipzig, Reichenbach. Gr. 8. 12½ Ngr.

Lauckhard, Jean Paul's Levana oder Erziehlehrer. In kürzerer, einfacherer Form bearbeitet. Kassel, Kay. Gr. 8. 1 Thlr.

Leyden, E., Gedichte. Teschen, Prochaska. 16. 1 Thlr.

Ludwig's, O., Nachlaßschriften. Mit einer biographischen Einleitung und sachlichen Erläuterungen von M. Heydrich. 1ster Bd. Skizzen und Fragmente. Leipzig, Cnobloch. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Michelis, O., Volkswirthschaftliche Schriften. 2ter Bd. Von der Börse. Ueber Staatsanleihen. Theoretisches. Bankfragen. Berlin, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Michaelis, F., Meine Ansichten über Wissen und Glauben und über das Ziel der katholischen Reformbewegung. Mit einem offenen Schreiben an Hrn. Pfr. Lang in Zürich als Einleitung, und ein Wort an die Schweizer Reformbewegung als Epilog. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 8 Ngr.

Moser, O., Leipzig's Schlachtfelder 1813. Leipzig, C. H. Reclam sen. 16. 7½ Ngr.

Reinke, J., Morphologische Abhandlungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J., In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schirrmacher, F., Die Entstehung des Kurfürstencollegiums. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 Thlr.

Spielhagen, F., Ultimo. Novelle. Leipzig, Stackmann. 8. 1 Thlr.

Taubert, A., Der Pessimismus und seine Gegner. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Vogt, C., Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände. 1ste Lief. 4te vermehrte und verbesserte Aufl. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wackernagel, W., Poetik, Rhetorik und Stilistik. Academische Vorlesungen. Herausgegeben von L. Sieber. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 3 Thlr.

Wellmer, A., Bruder Studio! Studenten-Geschichten aus 4 Jahrhunderten. Neue Folge. Berlin, Gerschel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Neue Romane und Erzählungen

aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena. Vorräthig in allen guten Leihbibliotheken.

Bibra, Ernst, Freiherr von, Die neun Stationen des Herrn von Scherenberg. Roman. 2 Bde. 8. Brosch. 3½ Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Das Herrenhaus im Eschenwalde. Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 5⅔ Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Aus deutschen Gauen. Erzählungen. 2 Bde. 8. Brosch. 2 Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Vom Hofe Elisabeths und Jacobs. Erzählungen. 2 Bde. 8. Brosch. 2½ Thlr.

Brandt, Oscar, Novellen. 2 Bde. 8. Brosch. 2¾ Thlr.

Ernesti, Luise, Die Eremitin von St. Cloud. 8. Broch. 1½ Thlr.

Gutzkow, Karl, Ein Hollandgang. 2. Aufl. 8. In eleg. Buntdruck-Umschlag. Geh. 10 Sgr.

Gutzkow, Karl, Fritz Ellrodt. Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 5¾ Thlr.

Harry, Hermann, Von Fall zu Fall. Tendenzroman. 3 Bde. 8. Brosch. 6 Thlr.

Höfer, Edmund, Kleines Leben. Novellen. 3 Bde. 8. Brosch. 4 Thlr.

Jung, Alexander, Darwin. Komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten. 3 Bde. 8. Brosch. 4½ Thlr.

Junghans, Sophie, Freudvoll und Leidvoll. Erzählungen. 2 Bde. 8. Brosch. 3 Thlr.

König, Ewald Aug., (Verfasser des preisgekrönten Romans „Durch Kampf zum Frieden.") **Die Tochter des Franctireurs.** Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 4 Thlr.

König, Ewald Aug., Humoresken aus dem Soldatenleben. 3. Aufl. 2 Bde. 8. In eleg. illustr. Umschlag geh. à Bd. 22½ Sgr.

König, Ewald Aug., Das Kind Bajazzos. Roman. 4 Bde. 8. Brosch. 6 Thlr.

Löffler, Dr. Karl, Die Opfer mangelhafter Justiz. Gallerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten. 2. Ausgabe. 3 Bde. 8. Brosch. à Bd. 1 Thlr.

Märchen aus der indischen Vergangenheit. Nach mündlichen Ueberlieferungen von M. Frere. Aus dem Engl. von A. Passow. Mit 4 feinen Buntdruckbildern und 47 Holzschnitten. 8. In illustr. 7-farbigen Umschlag. Geb. 2 Thlr.

Marmol, José, Amalia. Ein Bild aus den Schreckenstagen von Buenos-Ayres. Aus dem Spanischen. 3 Bde. 8. Brosch. 3½ Thlr.

Melek-Hanum, Frau des Kibrizli-Mehemet-Pascha, **Dreißig Jahre im Harem.** Autobiographie. Aus dem Engl. von M. Saphir. 2 Bde. 8. Brosch. 1½ Thlr.

Schlaegel, Max von, Vom Fels zum Meer. Erzählungen. 4 Bde. 8. Brosch. 4½ Thlr.

Winterfeld, A. von, Onkel Sündenbock. Humoristischer Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 5 Thlr.

Winterfeld, A. von, Alte Zeit oder die vier Töchter des Rittmeister Schimmelmann. Komischer Soldaten-Roman. 3 Bde. 8. Brosch. 3 Thlr.

Zastrow, Karl, Mißverständnisse. Roman. 2 Bde. 8. Brosch. 2 Thlr.

Soeben erschien im Verlage von **Julius Buddeus** in Düsseldorf und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Verfassung und Demokratie
der
Vereinigten Staaten von Amerika
von
Dr. H. von Holst,
a. o. Professor an der Universität Straßburg.
I. Theil.
Staatensouveränetät und Sklaverei.
3 Thlr. 10 Gr.

Vom Verfasser der voriges Jahr mit lebhafter Theilnahme aufgenommenen Dichtung: „**Bruder Ludwig, der Wasgauer**" erschien soeben bei uns:

Der Schwedenjunker.
Eine Dichtung
von
Anton Hermann.

Preis 1 Thlr. 14 Ngr., oder 2 Fl. 30 Kr., elegant gebunden 1 Thlr. 25 Ngr., oder 3 Fl. 12 Kr.

Freiburg im Breisgau.
Fr. Wagner'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dederich, H. Uhland als episch-lyrischer Dichter, besonders im Vergleich zu Schiller. Eine Skizze zur deutschen Literaturgeschichte und Poetik. VII. u. 119 Seiten. 8. Geh. 13½ Sgr.

Der Verfasser versucht die Echtermeyer'sche Theorie auf die episch-lyrischen Erzeugnisse der genannten Dichter anzuwenden. Zugleich bietet er der studierenden Jugend ein geeignetes Förderungsmittel zum Studium der Literatur und Poetik. Sie sei deshalb dieser, ihren Lehrern und allen Liebhabern der deutschen Literatur bestens empfohlen.

Paderborn. **Ferdinand Schöningh.**

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Soeben erschien und ist in jeder Buchhandlung vorräthig:

Friedrich der Große.
Von
Joh. Gust. Droysen.

Groß Octav. 496 Seiten. Preis 3 Thaler.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 48. —— 27. November 1873.

Die Literatur des „neuen Glaubens“.

1. Das neue Wissen und der neue Glaube. Mit besonderer Berücksichtigung von D. F. Strauß' neuester Schrift: „Der alte und der neue Glaube.“ Von J. Frohschammer. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr.
2. Der alte und der neue Glaube. Betrachtungen über David Friedrich Strauß' Bekenntniß von Jürgen Bona Meyer. Bonn, A. Marcus. 1873. 8. 15 Ngr.
3. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß als Antwort auf David Friedrich Strauß. Von Ludwig Weis. Berlin, Henschel. 1873. 8. 24 Ngr.
4. Der neue Glaube des D. F. Strauß, ein naturwissenschaftlicher Aberglaube. Kritisch beleuchtet von E. Zirngiebl. Berlin, Henschel. 1873. 8. 12 Ngr.
5. Der alte und der neue Glaube. Vortrag über das neueste Buch von Strauß gehalten im Protestantenverein zu Hamburg den 12. December 1872 von Hermann Spörri. Zweite Auflage. Hamburg, Seippel u. Leopoldt. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Dr. Fr. Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei kritische Abhandlungen von L. W. E. Rauwenhoff und F. Nippold. Leipzig, Richter u. Harrassowitz. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Unzeitgemäße Betrachtungen von Friedrich Nietzsche. Erstes Stück: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller. Leipzig, Fritzsch. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.
8. Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung. Ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptaufgaben gegenwärtiger Speculation von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine große Sturmflut polemischer Erzeugnisse hat die neue Schrift von David Strauß hervorgerufen; außer der stattlichen Reihenfolge der hier angeführten Schriften sind noch eine Menge Artikel zu erwähnen, von denen die von Afred Dove in der Zeitschrift „Im neuen Reich“, von Carriere in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und von Frenzel in der „National-Zeitung“ die meiste Beachtung gefunden haben. Einen gediegenen und im ganzen gemäßigten Gegner, Huber, haben wir schon in unserm ersten Artikel über „David Strauß und seine Gegner“ in Nr. 8 und 9 d. Bl. vorgeführt. Wenn man indeß glaubt, daß wie eine geharnischte Drachensaat die Gegengründe gegen den „neuen Glauben“ von Strauß aus der Erde wachsen, daß jeder neue Autor eine neue gewappnete Schar erstehen lasse und so schon die Uebermacht der Argumentationen die kecke Logik erdrücke, welche der moderne Wortführer der radicalen Glaubenslosigkeit zur Anwendung bringt: so wird man durch das Studium aller dieser Gegenschriften bald überzeugt, daß, in wie vielen Nuancen auch das geistige Farbenspiel der Andersgesinnten schimmern möge, ihre Beweisführung sich im ganzen auf sehr wenige und stets sich wiederholende Argumente stütze. Ja wenn man das Nebensächliche über politische und ästhetische Meinungen aus dem Spiele läßt, wobei man natürlich auf der Windrose der subjectiven Standpunkte jede Art von Zwischenwinden unterscheiden kann: so bleiben nur zwei Hauptströmungen übrig, auf denen alle Gegner von Strauß mit vollentfalteten Segeln fahren, sodaß der Kampf statt der erwarteten Mannichfaltigkeit ein ziemlich eintöniges Schauspiel bietet. Einmal sind alle Gegner darin einig, daß der „alte Glaube“ keineswegs gefährdet oder aufgegeben werden dürfe, da nicht nur die bisherige geistige Entwickelung auf seiner Grundlage ruhe, sondern derselbe auch, wenn man ihn von den kirchlichen und dogmatischen Entstellungen reinige, in so geläuterter Gestalt mit der Wissenschaft und der Bildung der Neuzeit ganz in Einklang zu bringen sei. Ja in diesen Bestrebungen der Läuterung gehen einzelne so weit, daß sie dicht an die Grenze gerathen, wo der „neue Glaube“ von Strauß seine Marksteine aufgerichtet hat, sodaß das Hüben oder Drüben fast in einen leeren Wortstreit auszuarten droht; denn die Gegner auf der einen und Strauß auf der andern Seite bedürfen nur eines kleinen Sprungs über den Graben, um sich einander in die Arme zu fallen.

Die zweite Gruppe von Gründen, die stets wiederkehrt und sich in der Regel sehr breit und ausführlich gibt, sammelt sich um die Fahne des Nachweises, daß der „neue Glaube“ von Strauß ein naturwissenschaftlicher Aberglaube sei, das heißt, daß seine Kosmogonie und Geologie, seine Schöpfungsgeschichte auf unhaltbaren Hypothesen beruhe, namentlich was die Urzeugung und die Menschwerdung des Thiers auf der Grundlage der darwinistischen Theorien betreffe, und daß Strauß hierin über die Grenzen des Naturerkennens hinausgehe, welche ein anderer Naturforscher, Du Bois-Reymond, der in dieser philosophischen commedia dell' arte wie eine stehende Maske wiederkehrt, mit so weiser Selbstbescheidung aufgestellt habe.

Der Nachweis einiger innern Widersprüche in der Schrift von Strauß, die sich nicht fortleugnen lassen, ist scharfsinnigen Gegnern willkommen und gibt ihnen Gelegenheit zu einigen glücklichen und erfolgreichen Ausfällen. Außerdem haben manche selbständige Ausführungen in den vorliegenden Gegenschriften einen unbestreitbaren Werth.

Dies gilt namentlich gleich von der ersten dieser Schriften, derjenigen von J. Frohschammer (Nr. 1), welche keineswegs blos als eine Streitschrift gegen Strauß aufzufassen ist, sondern solche direct polemische Wendung nur gelegentlich zur Geltung bringt, obschon auf dieser mehr oder weniger latenten Polemik gegen Strauß die ganze Schrift beruht. Frohschammer ist bekannt als einer der entschiedensten Vorkämpfer gegen hierarchische Anmaßung und geht dabei sowie in seiner philosophischen Grundanschauung weit über den Altkatholicismus hinaus. Einzelne Abschnitte in seiner Schrift, besonders der erste, gehören zu den glänzendsten Bajonnetattaken, mit denen in neuester Zeit der Kirchenglaube in seinen festen Verschanzungen auf Petri Felsen angegriffen worden ist. Doch so wenig Frohschammer das Dogma und das Wunder gelten läßt; so fest hält er den theistischen Standpunkt und die Ueberzeugung vom Werthe des Christenthums für die Jetztzeit, so eifrig bekämpft er den Materialismus, dem sich nach seiner Ansicht auch Strauß jetzt angeschlossen hat. Der Grundton, nach dem seine Schrift gestimmt ist, scheint uns am Schlusse der Vorrede angegeben:

D. F. Strauß war daher in seinem vollen Rechte, als er vor nahezu 40 Jahren, die bis dahin errungenen Ergebnisse der biblisch-kritischen und historischen Forschung zu einem großen Ganzen zusammenfassend, sein „Leben Jesu“ publicirte und dem bisherigen blos überlieferten, kritiklosen Glauben entgegentrat. Es war eine That, die mehr intellectuelle Kraft und moralischen Muth beurkundete, als die Mehrzahl seiner Gegner zusammengenommen aufbringen mochte. Das moralische und wissenschaftliche Verdienst dieser That wird unvergänglich bleiben und ist des immerhin doch noch gelinden Märtyrerthums werth, das sie ihrem Urheber für seinen Lebensweg einbrachte. Um so mehr bedauern wir, daß Strauß nun neuestens dem andern Extrem verfiel und, den rein menschlichen, rationalen und idealen Standpunkt verlassend, den er im Kampfe mit dem übernatürlichen und irrationalen Glaubensstandpunkt sich errungen hatte, nun zu dem untermenschlichen, materialistischen theoretisch abfiel, der nicht minder unberechtigt und schädlich ist als jener erste; dem er aber gleichwol jetzt sogar seine Glaubenskraft zur Verfügung stellte, um seine Lücken auszufüllen, die er allem andern so kritisch und entschieden versagte. Unser Bedauern ist um so größer und gerechtfertigter, da sich ein neues Pfaffenthum des Atheismus und Materialismus zu bilden droht, das nicht weniger fanatisch sein wird gegen alle Andersdenkenden als das „übernatürliche“, das ebenso blinden Glauben für alle, wenn auch noch so unbegründeten Behauptungen fordert als dieses und daher ebenso kritiklos verfährt. Wer von den Schriften der renommirtesten Vertreter des Materialismus Kenntniß nimmt, wird dies unschwer wahrnehmen. Es wird ihm nicht entgehen, daß diese Richtung sich der ältern übernatürlich-blindgläubigen besonders auch darin verwandt und ebenbürtig zeigt, daß sie ignoranten Hochmuth und blinde Geringschätzung gegen die Philosophie zur Schau trägt, und indem sie alle idealen Gefühle und Erkenntnisse für werthlosen „Dusel“ oder leeres Phantasiespiel erklärt, der Menschheit ebenso sehr die beste Kraft raubt, der Macht des Aberglaubens und blinden Wahns zu widerstehen, wie sie die Möglichkeit aufhebt, dem mechanischen Spiel des äußerlichen Geschehens noch irgendeine Wahrheit und höhere Bedeutung zuzuerkennen. Es kann sich diesen Extremen gegenüber nach all ihren heftigen Kämpfen und zeitweiligen Erfolgen schließlich doch, wie am Ausgange des Alterthums, nur darum handeln, der Religion eine Reform zu erringen, durch welche einerseits die Segnungen des religiösen Glaubens den Völkern erhalten bleiben, andererseits aber nicht weiter im Namen der Religion und Gottes selbst die höchsten Interessen der Menschheit gefährdet werden, wie es jetzt geschieht — dadurch geschieht, daß alte dogmatische Formeln und äußerliche hierarchische Gewalt die höchste, unbedingte Herrschaft in Anspruch nehmen und ebenso für Wissenschaft und Wahrheit, für Staat und Civilisation zum Hemmniß werden, wie sie das wahre Wesen des Christenthums selbst fortdauernd schädigen und nicht zur vollen Geltung kommen lassen.

Die Schrift Frohschammer's zerfällt in vier Abschnitte: „Der alte Glaube“, „Das neue Wissen“, „Der neue Glaube“ und „Das Christenthum Christi“.

In dem ersten Abschnitte geht der Autor auf die geschichtliche Entwickelung des Christenthums zurück, namentlich auf die Entwickelung des Kirchenglaubens im Zusammenhang mit den religionsphilosophischen Speculationen der Alexandriner, besonders der Philonischen Lehre. Bei den Hellenen wurde das Christenthum zu einem theoretisch-dogmatischen Lehrsystem unter fanatischen Streitigkeiten ausgebildet; in Rom faßte man mehr die praktische Seite ins Auge und legte die Grundlage zu dem großartigen kirchlichen Rechts- und Herrschaftssystem. Diese Hierarchie hat nach Frohschammer's Ansicht aus dem Christenthum genau das Gegentheil von dem gemacht, was Jesus selbst beabsichtigt, angestrebt und befohlen hat. Das kirchliche System wird mit großer Schärfe charakterisirt und als ein furchtbarer Misbrauch des Christenthums bezeichnet:

Das römisch-hierarchische System erscheint noch verwerflicher vom Standpunkt des Christenthums, der Vernunft und Humanität aus, wenn man die schrecklichen Mittel betrachtet, durch welche es eingeführt und Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten wurde. Es gibt kaum eine Religion in der Geschichte (abgesehen von den Menschenopfern mancher), welche mit solchen Greuelthaten befleckt wurde, wie es der Religion Christi dadurch geschah, daß aus ihr die hierarchische Kirche gebildet ward, deren Dogmen, Satzungen und Autoritäten, weil ihre Verletzung als directes Verbrechen gegen Gott selbst betrachtet wurde, durch die Proceduren der Inquisition und die grausamen Religionskriege geschützt und zur Herrschaft gebracht wurden.

Die Reformation habe zwar mit vollem Recht die hierarchisch-kirchliche Vermittelungsmaschinerie zwischen Gott und dem Menschen aufgehoben, aber die wahre christliche Religion sei durch dieselbe nicht voll hergestellt worden, indem der Glaube, der gefordert wurde, größtentheils als historischer oder Dogmenglaube aufgestellt worden

sei. Es sei die Aufgabe der neuern Zeit, das Christenthum rein und voll herzustellen. Den Anfang dazu habe die sich von der Scholastik befreiende Wissenschaft gemacht, zunächst die Astronomie, die Geologie und Paläontologie, dann die historisch-kritische Untersuchung der Bibel, die Geschichte der verschiedenen Religionen und der Religionsphilosophie des Orients, der geläuterte Gottesbegriff:

So ist denn das ganze kirchliche System, ja das ganze dogmatische Christenthum durch die moderne Wissenschaft und Cultur erschüttert und allenthalben unhaltbar geworden und vermag ebenso wenig feste Glaubensüberzeugung zu gewähren und das religiöse Gemüth zu befriedigen, als es die Vernunftprüfung bestehen kann.

Frohschammer polemisirt gegen die Apologetik zur Vertheidigung des kirchlichen Christenthums, gegen die Wunder, gegen den Hinweis auf die lange Dauer der christlichen Kirche; ja er gibt sehr viele „humane Errungenschaften“ des Christenthums, die von andern Gegnern von Strauß eifrig hervorgehoben werden, als solche preis:

Auch die endlich erst in neuerer Zeit errungene intellectuelle Bildung und humanere Gesittung ist nicht ausschließlich, kaum vorherrschend, das Verdienst des kirchlichen Christenthums, sondern ist jedenfalls errungen unter Mitwirkung der Literatur und Kunst des classischen Alterthums, ferner insbesondere der Philosophie und der übrigen Wissenschaften sowie der poetischen Literatur und der Kunst der neuern Zeit. Vieles, was als besonderer Vorzug der Bildung und Humanität der neuern Zeit betrachtet wird, mußte geradezu in schwerem Kampf der widerstrebenden Kirche und der dogmatischen Rechtgläubigkeit abgerungen werden. So das Recht der freien Forschung, so die religiöse Toleranz und der Verzicht auf die früher wüthende Verfolgung gegen Andersgläubige, so auch das Aufhören schmählicher Processe und Hinrichtungen, die so lange Zeit hindurch Theorie und Praxis der Rechtspflege schändeten infolge des kirchlich begründeten und genährten Wahnglaubens an Hexen und Teufelsbündnisse. Auch die Aufhebung der Sklaverei, die Erleichterung der Lage der niedern arbeitenden Klassen, die höhere Volksbildung u. s. w. ist viel mehr ein Werk der modernen, durch Wissenschaft und Literatur hervorgerufenen Veredlung und Humanität der Völker und der weltlichen Regierungen als der Kirche und der Orthodoxie. Von dieser ging sowenig die Initiative hierzu aus, daß sie vielmehr stets mit Widerstreben sich fügte und nur der moralischen und gesetzlichen Nöthigung nachgab.

Wenn sich Frohschammer so dem Standpunkte von Strauß so weit genähert hat, daß die Orthodoxen wol beide ohne Unterschied in den blasphemistischen Gürtel des „Inferno“ sperren dürften, wenn er selbst die Einwendungen gegen den dogmatischen überlieferten Gottesbegriff mit ihrem weitgehenden Skepticismus gutgeheißen hat: so wendet er sich doch von den Folgerungen des gottleugnenden Atheismus ab und kritisirt den Standpunkt von Strauß als eine Verschmelzung der stoischen und epikuräischen Weltanschauung:

Die naturalistische und materialistische Weltauffassung des Monismus, wie sie Strauß nunmehr vertritt, hat darum noch nicht volle innere Berechtigung und kann keineswegs geradezu die Religion überflüssig machen und ersetzen. Abgesehen davon, daß dies der Natur der Sache nach nicht sein kann, gibt auch die Geschichte Zeugniß hierfür. Die Weltauffassung, welcher Strauß das Wort redet, ist nämlich nichts anderes als der alte Stoicismus, verbunden mit einigem Epikuräismus. Stoisch ist der materialistische Monismus oder Naturalismus, die Verehrung der Weltordnung, die (religiöse) Hingabe an das Weltgesetz; ferner die ethische Grundrichtung, das sittliche Handeln um der eigenen Würde willen ohne Rücksicht auf irgendeine Belohnung. Epikuräisch ist die Bestreitung der Religion, die Bekämpfung des Glaubens an eine sich offenbarende und auf die Menschen wirkende Gottheit; ferner der Sinn für die Genüsse des Lebens, besonders für den edeln Genuß, den Poesie und Musik gewähren. Wie aber Stoicismus und Epikuräismus im Alterthum den erloschenen Glauben, die gesunkene Volksreligion nicht ersetzen konnten, so auch vermag es dieser moderne Naturalismus nicht; wenn er auch freilich ohne Vergleich großartiger ist und ihm auch unendlich mehr Mittel zu Gebote stehen, sich zu begründen und auszubilden.

Der zweite Abschnitt: „Das neue Wissen“, behandelt dieselben Themata, welche Strauß im dritten Theile seiner Schrift an der Hand der naturwissenschaftlichen Forschung ausgeführt hat. Frohschammer erklärt sich gegen die Urzeugung, er will für Leben und Seelenfunctionen ein besonderes Princip, eine Bildungspotenz zunächst hypothetisch annehmen, um dieselben zu erklären und beruft sich auf Du Bois-Reymond, auf Tyndall und Barnard, Naturforscher, welche das Bekenntniß offen abgelegt haben, daß das Leben oder wenigstens Empfindung und Bewußtsein sich durchaus nicht erklären, lasse aus dem mechanischen, wenn auch noch so complicirten Spiel physikalischer Kräfte. Jenes schaffende Gestaltungs- und Weltprincip soll große Aehnlichkeit mit der schaffenden, vom Verstande durchdrungenen Phantasie haben und auch als Weltseele bezeichnet werden können. Gleichwol wird das gute Recht der Descendenztheorie und der physikalisch-chemischen oder mechanischen Erklärungsversuche anerkannt, auch der Darwin'schen Lehre ihre volle Berechtigung und große Bedeutung zugestanden, trotz ihrer Schranken und Schwächen. Frohschammer findet auch von ihrem Standpunkte die Annahme eines einzigen Urorganismus nicht nöthig; denn „wenn einmal Organismen von selbst aus der Materie entstehen konnten, so waren sicher nicht blos an einem einzigen Punkte der Erde die Bedingungen dazu erfüllt, sondern an mehrern“. Deshalb kann auch die Menschennatur einen besondern Stammbaum gehabt haben, indem sich unter den fünf ursprünglich eigengearteten Thierformen oder Thierzellen solche von höher angelegter Beschaffenheit gefunden haben konnten, daß daraus, wenn auch in unendlich langen Zeiträumen, das Menschengeschlecht durch verschiedene Stadien oder Metamorphosen hindurch hervorging:

Selbst aber wenn man annehmen wollte, alle organischen und lebendigen Wesen mit Einschluß des Menschen seien aus Einem Urorganismus oder aus mehrern ganz gleichartigen primitiven Organismen hervorgegangen, seien sie geschaffen oder von selbst entstanden — selbst in diesem Falle kann man noch nicht ohne weiteres behaupten, die Menschennatur sei aus der Thierwelt hervorgegangen, der Mensch ein Product einer allmählichen Umwandlung und Steigerung des thierischen Wesens, wie dieses durch Umwandlung aus sehr einfachen niedern Organismen sich herausgebildet. Wie man den Keim oder Samen jeglichen Organismus, so unbestimmt und unvollkommen er anfänglich auch sein mag, nach dem schätzt und beurtheilt, was aus ihm zuletzt wird, bei voller Entwickelung sich bildet, so könnte man immerhin sagen: Nicht das Menschengeschlecht ist aus der Thierwelt hervorgegangen, sondern umgekehrt: die Menschennatur ist das ursprüngliche primäre Wesen alles Lebens gewesen, wenn auch nur potentiell oder ideal, und bei dem unermeßlichen Naturproceß zur Realisirung, zur Producirung der Menschennatur ist die Thierwelt gleichsam als Nebengewinn und — wenn man will — reales Spielwerk der schaffenden Weltphantasie oder objectiven Bildungspotenz entstanden.

Der ganze Entwickelungsgang der Natur war also gleichsam auf die Menschwerdung angelegt; der Mensch

war potentia, wenn auch nicht actu, schon in dem ersten Lebendigen vorhanden, das sich auf Erden regte. Für diese immerhin noch paradiesisch-biblische Apotheose des Menschen sucht Frohschammer eine Stütze in einer in der That geistreichen Analogie, indem er behauptet, daß „die eigenthümlichen Formen und Stufen der embryonalen Entwickelung des Menschen die Vermuthung nahe legen, daß in ihnen gleichsam eine verkürzte Recapitulation des frühern Entwickelungsprocesses der Menschheit nach den Stufen thierischer Abzweigung stattfinde".

Wir bewegen uns hier ganz auf dem Gebiete der Naturphilosophie und ihrer genialen Intuition. Eine Kritik von Strauß kann man in diesen Darlegungen Frohschammer's nicht finden. Strauß nimmt die Hypothese zu Hülfe, um einzelne Lücken in dem Entwickelungsgange der Erde und der Menschheit zu überbrücken; Frohschammer macht aber die Hypothese zur Trägerin der Hauptentwickelung. Ueber das Detail des Darwinismus zu philosophiren, erscheint uns müßig; er beruht im Grunde auf Thatsachen und kann nur durch neuere Thatsachen, durch paläontologische Entdeckungen u. s. w. ergänzt oder widerlegt werden. Was Frohschammer über den Ursprung der physischen Kräfte in der Thierwelt und im Menschen sagt, über den realen Sinn, die Kraft der Abstraction: das soll wiederum seine Annahme eines Formprincips, das nach Art der schöpferischen Phantasie wirkt, rechtfertigen. Die Religion könne durch die Descendenztheorie, durch die Mechanik des Himmels und der Erde nicht widerlegt werden. Auch Strauß flüchte aus dem Reiche der Wissenschaft, der öden Wirklichkeit, von dem Abgrunde, in den alles stürze, zu den Genüssen der Künste. Diese seien aber nicht die größte That der Phantasie, sondern eine größere sei die Religion:

Ja man kann sagen, daß jedenfalls die Religion die genialste That der Menschheit sei, um über den bloßen Mechanismus hinwegzukommen und das Menschendasein wichtig und interessant erscheinen zu lassen. Und selbst wenn die Religion als menschliche Täuschung erkannt wäre, könnte man denen nicht so ganz unrecht geben, die sie trotzdem aufrecht erhalten wollten, um das menschliche Dasein vor völliger Oede und Leerheit zu bewahren, welche die rein materialistische Auffassung mit dem bedeutungslosen Schluß des Ganzen hervorbringen müßte. Sie könnten sagen: Wenn es so ist, wenn Erde und Menschheit mit all ihrem Wesen und ihren Leistungen spurlos im Abgrund des Universums wieder verschwinden sollen, so verhüllen wir uns wenigstens dieses Geschick, dessen Kenntniß uns weder realen Nutzen noch ideale Erhebung gewährt, und gestalten wir uns das Dasein so schön, so bedeutungsvoll als möglich. Spannen wir also vor dem drohenden Abgrund des wirklichen Himmels den Himmel der Religion durch unsere Phantasie über uns aus, da uns einmal diese köstliche Gabe verliehen ist, etwas aus uns und unserm Dasein zu machen. Beleben wir diesen Phantasiehimmel mit großen, edeln, erhabenen Bildern, statten ihn mit überschwenglicher Herrlichkeit und Seligkeit aus, und versetzen wir alle jene in dieses Phantasiereich, die noch die öde Wirklichkeit und ihr trostloses Wesen nicht erkannt haben. So könnte man denken und handeln der materialistischen Weltauffassung gegenüber, der Strauß sich anschließen zu sollen geglaubt hat. Und gerade vom Standpunkt dieser Weltauffassung aus könnte man kaum etwas wesentlich Berechtigtes dagegen einwenden, wenn man zu Gunsten des religiösen Phantasiereichs noch weiter ginge und geradezu unter Androhung schwerer Strafen verbieten würde, diesen Phantasiehimmel zu zerstören und die Menschen, die große Masse, in die Oede des wirklichen (Verstandes-) Daseins hinauszustoßen, da sie dabei nichts gewinnen und Reiz und Glück des Daseins nur verlieren könnten. Wenn man in den Staaten die mit schweren Strafen bedroht, welche das Wohl und Glück der Gesellschaft stören, so könnte es nicht als so ganz unzulässig erscheinen, die zu bestrafen, welche das Idealgebiet der Phantasie zerstören und dadurch den Menschen das reinste, höchste Glück rauben und den größten, beglückendsten Zauber des Daseins zunichte machen.

Viele dieser Auseinandersetzungen erinnern an Schelling; doch wenn Frohschammer zuletzt die Staatspolizei gegen die kritischen Auflösungsprocesse zu Hülfe nimmt, durch welche das religiöse Jenseits entvölkert wird, so vergißt er doch, daß die Kritik nur dort Boden findet, wo sich das Erdreich des Glaubens schon gelockert hat, und daß sich keiner die Hieroglyphendecke von Himmel und Erde fortziehen läßt, der daran Gefallen findet, sich in die Zeichen einer bunten Phantasiewelt zu vertiefen. Etwas vom kirchlichen Banneifer könnte man in dieser Sehnsucht nach Strafgerichten über die Ketzer wiederfinden, etwas in der That „Altkatholisches".

Doch Frohschammer ist keineswegs der Ansicht, daß die Religion immer nur ein Phantasiereich erschaffe. Darüber belehrt uns der dritte Abschnitt: „Der neue Glaube", in welchem der Philosoph die Nothwendigkeit des Fortbestehens der Religion, sowie einer Reform derselben und Läuterung von hierarchischem Zwang und allem Wunderglauben zu beweisen sucht. Wenn das alte Rüstzeug der Beweise für das Dasein Gottes neuerdings nur mit geringem Erfolg aus den Zeughäusern der Philosophie hervorgesucht werden kann: so versucht es Frohschammer, diesem Mangel abzuhelfen, indem er einen neuen Beweis für die Existenz eines persönlichen Gottes „zur Geltung zu bringen unternimmt, der wesentlich in dem Schluß besteht von dem Dasein Gottes im subjectiven menschlichen Bewußtsein (in intellectu) auf das Dasein Gottes in objectiver Wirklichkeit (in re). Wie das Auge nur existirt durch und für das Licht, ja gerade nach der Descendenzlehre nur durch das Licht geworden, geschaffen ist, so setzt das schauende Auge der Vernunft oder setzt das Gottesbewußtsein — kann man schließen — das reale Dasein Gottes voraus." Die Forderung einer objectiven Existenz aus subjectiven Gründen hat aber stets nur geringe Beweiskraft; es handelt sich dabei nur um ein neues „Postulat". Frohschammer selbst macht sich den Einwurf, es müsse dann von der menschlichen Fähigkeit, sich Chimären zu bilden, Gespenster zu glauben, auf die Realität von Chimären, Gespenstern geschlossen werden können, und sucht diesen Einwand damit zu widerlegen, daß die Gottesidee einzig in ihrer Art sei und Chimären an sich mit dem ewigen absoluten Urgrund der Realität und Idealität, der Vernunft und Wahrheit nichts zu thun haben. Dennoch fällt es ihm schwer, von dem Feuerbach'schen Standpunkte aus, welcher die Religion als eine Schöpfung der Phantasie bestimmt, die reale Wahrheit solcher Phantasieschöpfungen zu gewinnen, und auch gegen diesen neuen „ontologischen Beweis", der mit Feuerbach'schen Anschauungen verquickt ist, gelten die Einwendungen Kant's; denn sowenig sich die Existenz eines Gegenstandes aus seinem Begriffe herausklauben läßt, sowenig ist sie mit einem Phantasiebilde desselben gegeben. „Unser Begriff von einem Gegenstande", sagt Kant, „mag also enthalten was und wieviel er wolle, so müssen wir doch aus ihm heraus-

gehen, um diesem die Existenz zu ertheilen.“ Und wenn wir die vielfach getadelte und in der That etwas frivole Wendung von Strauß, daß nach den neuern Resultaten der Astronomie an den persönlichen Gott die Wohnungsnoth herantrete, auch auf den Frohschammer'schen Beweis von der Existenz Gottes anwenden, so ergibt sich von selbst, daß auch an diesen nur im Gottesbewußtsein vorhandenen Gott die Wohnungsnoth herantritt, sobald eben dieses Bewußtsein aus der Menschheit verschwindet. Eine so precäre Existenz der Gottheit anzuweisen, dürfte doch kein religiös-philosophischer Fortschritt sein. Auch die Ehrenrettung des ontologischen Beweises, welche Hegel von einem streng metaphysischen Standpunkte aus unternommen hat, kommt dem Frohschammer'schen nicht zu statten.

Weiterhin sucht Frohschammer Fichte und Strauß zu widerlegen, welche in der Persönlichkeit Gottes eine Schranke finden, indem durch dies Prädicat Gott zu einem endlichen Wesen gemacht werde. Er findet im Gegentheil, daß durch die Persönlichkeit ein Wesen die Fähigkeit erhalte, sich ins Unendliche, im Gefühl, Erkennen und Wollen zu erweitern. „Die Persönlichkeit ist vom Absoluten nicht zu negiren und dafür Un- oder Ueberpersönlichkeit zu setzen, sondern vielmehr zu steigern zur Ueberpersönlichkeit.“ „Wie keine Bestimmung in ihrer Endlichkeit auf das göttliche Wesen Anwendung finden kann, sondern der vom Menschengeiste nicht ausdenkbaren Steigerung bedarf, so ist es auch bei der Persönlichkeit.“ „Das nicht Ausdenkbare“ wirkt auf das nach Klarheit ringende Denken jedenfalls beunruhigend; ebenso wenig scheint uns widerlegt, daß in der Persönlichkeit eine Begrenzung, eine Schranke liege. Ich bin nur dieses Individuum, indem ich mich von andern unterscheide. Wohl habe ich als einzelne Persönlichkeit theil an der allgemeinen Geisteswelt und ihren unendlichen Perspectiven, doch darin beruht so wenig das Wesen der Persönlichkeit, daß das Aufblitzen des Allgemeinen in dem Individuum ja nur flüchtig ist und mit diesem dahinstirbt. Was es freilich mit einer Ueberpersönlichkeit für eine abweichende Bewandtniß haben mag, das ist eben nicht „ausdenkbar“ und entzieht sich deshalb begrifflicher Bestimmung.

Am wichtigsten erscheinen unserm Philosophen die Bedenken gegen das Dasein eines persönlichen Gottes, die von der Beschaffenheit der Welt und des Menschenschicksals veranlaßt sind. Hier muß er den Pessimismus und Optimismus in den Kreis seiner Betrachtung ziehen:

Das Leben und dessen Genuß ist bedingt durch den Tod und den Schmerz — nicht zufällig einmal, sondern allgemein, gesetzmäßig, nothwendig. Dies ist ins Kurze gefaßt das düstere Bild des Daseins, über das Strauß hinwegsieht, um ohne weitere Begründung dem Optimismus zu huldigen trotz seines Materialismus und Atheismus. Schopenhauer hat schärfer gesehen und consequent dem Pessimismus sich hingegeben, da seine sonstige Weltauffassung ohne persönlichen Gott und ohne Verhältniß der Menschen zu demselben kein Mittel bot, demselben zu entrinnen. Denn mit bloßen Worten ist der furchtbare Ernst nicht hinwegzubringen, der darin liegt, daß alle Wesen nach Leben, Freude, Genuß, Beglückung streben und alle Schmerz, Elend und Tod als ihr sicheres Ziel finden.

Gleichwol findet Frohschammer den Pessimismus für die theoretische Erkenntniß nutzlos, für das praktische Leben schädlich. Er gibt die Schwierigkeit des Problems zu, erklärt sich aber für die optimistische Weltanschauung wegen der Fähigkeit des Menschen zu idealer Erkenntniß, der Bedeutung des psychischen und physischen Leidens für die ethische Natur und Vervollkommnung des Menschen, namentlich für Charakterentwickelung und die Tugenden der Nächstenliebe, untersucht den Ursprung des Bösen und kommt zu dem Resultat, daß die Welt die beste ist, aber nur für den, der sie dazu zu machen versteht. So wird die beste Welt gleichsam dem Individuum ins Gewissen geschoben.

Daß die Religion nicht durch die Wissenschaft ersetzt werde, daß der religiöse Glaube keineswegs gleichgültig für die Sittlichkeit sei: das sind die Resultate des dritten Abschnitts. Wenn sich Frohschammer hier schon mit Energie gegen die äußerliche, wunder- und selbstsüchtige Gottesverehrung der Religion wendet, so geschieht dies noch mehr in dem vierten Abschnitt: „Das Christenthum Christi“, eine der schneidigsten Kritiken des hierarchischen Unwesens, welche in neuester Zeit geschrieben worden sind. Dabei gibt Frohschammer die Gottheit Christi, die Dogmen, die Wunder der Bibel und die Sakramente preis — er steht also auf dem entschiedensten antikirchlichen Standpunkte und unterscheidet sich von Strauß nur dadurch, daß er zum Urchristenthum zurückkehren will, während für Strauß das letztere in einem historisch so zweifelhaften Lichte steht und das, was davon übrigbleibt nach Abzug seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung, ihm gleichsam nicht die Kosten einer besondern Religion zu decken scheint. Gerade die Grundsätze der Nächstenliebe, der Erbarmung, der Brüderlichkeit unter den Menschen, die der höchste Ruhm des Stifters des Christenthums bleiben, sind, wie Strauß behauptet, ihm weder ausschließlich eigen, noch fallen sie mit ihm dahin. Ueberdies sei nur der Christus des Glaubens, der Legende ein Wesen mit bestimmten Zügen, woran man sich halten könne, natürlich nur für den Gläubigen, der alle Widersprüche und Unmöglichkeiten mit in den Kauf nimmt; der Jesus der Geschichte, der Wissenschaft sei nur ein Problem; ein Problem aber könne nicht Gegenstand des Glaubens, nicht Vorbild des Lebens sein. Ganz im Gegensatz hiermit schließt Frohschammer sein geistreiches und anregendes Werk, welches, gegenüber der Minorität von Strauß, die Zustimmung der großen Mehrheit sicher finden wird, welche sich vor weitgehenden Consequenzen scheut und nicht blos die Religion, sondern auch das Christenthum in geläuterter Gestalt erhalten sehen will, mit folgenden Worten:

Das Christenthum Christi scheint uns die wahre Wiederbelebung und Erneuerung des religiösen Glaubens zu gewähren; und es wieder in dem Bewußtsein, in dem Glauben des Volks herzustellen, eine der großen Aufgaben der Zeit zu sein, ebenso wichtig für das religiöse Leben wie für Staat, Wissenschaft und sociale Ordnung. Die päpstliche Hierarchie, und mit ihr zugleich confessionelle Orthodoxie, wird sich dagegen aufs äußerste sträuben und wird alle Mittel der Verfluchung, Einschüchterung, Vorspiegelung u. s. w. anwenden, um die Erneuerung desselben zu verhindern, wie die stehen gebliebenen, dürren, festen Stoppeln die neusprossenden Pflanzen nicht wollen aufkommen lassen. Der Kampf ist daher ein großer und schwerer, aber wir haben für uns die größte und entscheidendste Autorität, auf welche die Gegner selbst doch alle ihre Macht und Autorität zurückführen müssen: Jesus selbst und sein un-

mittelbares Werk; durch seine Autorität, sein Wort und Leben wird sich das Volk überzeugen lassen, daß die kirchliche Hierarchie und Orthodoxie unrecht habe und im Laufe der Zeit weit auf Abwege gekommen sei, die zu verlassen sind. Es handelt sich in diesem geistigen Kampfe, in dieser religiösen Krisis der Gegenwart, aus welcher die Religion der Zukunft hervorgehen soll, darum, daß Christus das Papstthum und den beschränkten Confessionalismus, daß Jesus den Jesuitismus und Pharisäismus jeder Art überwinde.

Unter den Gegnern von Strauß steht Frohschammer auf der äußersten Linken der Theologen; wir werden seine Entwickelungen in den meisten andern polemischen Schriften oft in wenig veränderter Gestalt wiederfinden; der Unterschied liegt nur darin, daß die andern sich unmittelbar mit der Widerlegung von Strauß und der Polemik gegen ihn beschäftigen. Jürgen Bona Meyer (Nr. 2) tritt Strauß vom Standpunkte des reinen Vernunftglaubens gegenüber; er findet in dem „angeblich neuen Glauben" kaum die Form neu, geschweige den Inhalt. „Es ist der alte, schon ebenso oft widerlegte als aufgestellte crasse Materialismus", für den alles Uebersinnliche nichts ist. Neu sei bestenfalls nur das zusammenfassende Verwerthen angeblich neuer Entdeckungen der Naturwissenschaft zur Rechtfertigung des vermeintlich neuen Glaubens. Im Darwinismus sieht Meyer nur luftige Hypothesen zur Ausfüllung des schlechtbestellten Feldes sicherer Thatsachen. Den Theismus vertritt Meyer wie Frohschammer. Gott erscheint ihm als der allmächtige und allwissende Grund alles Daseins; aber das durch Gott gewordene Dasein des Endlichen wird nicht aufgesogen vom Wesen selbst, sondern vermehrt seine begrenzte Selbständigkeit neben demselben. Also ein Nebeneinander von Gott und Welt, wodurch die Idee einer sittlichen Weltordnung, einer göttlichen Vorsehung erhalten bleibt! Meyer behauptet, daß das Universum von Strauß, wenn es als Vernunft und Güte gedacht werden soll, als bewußter Geist gedacht werden müsse. Es ist dies eine der unleugbaren Inconsequenzen von Strauß, diese fast anthropomorphische Vergöttlichung des Alls, die seinen Gegnern willkommen sein muß. Meyer verlangt wie Frohschammer eine kirchliche Reform, Wahrheit des religiösen Lebens, einen neuen Geist, der die alten Cultusformen belebt. Der Schwerpunkt seiner Schrift liegt in der Widerlegung der Ansicht von Strauß, daß die Neuzeit auf dem Boden der sittlichen Welt- und Lebensansicht von Jesus nicht mehr leben könne; er widerspricht allen Ausführungen, welche in dem Christenthum den ascetischen Zug, die Gleichgültigkeit gegen die irdischen Güter, die Geringschätzung des Reichthums, die Verherrlichung bettelhafter Armuth hervorheben, Jesu Vorbild und Lehre unergiebig finden für die Werthschätzung der Ehe und von der Staats- und Vaterlandslosigkeit des Christenthums sprechen. Meyer sieht in diesen Ausführungen nur Zerrbilder der alten und der neuen Lebensansicht und glaubt, durch Stellen des Neuen Testaments und der Kirchenväter das Trugbild christlichen Lebens, wie es Strauß entwirft, nach allen Richtungen aufgelöst zu haben. Wir kommen also zu dem Schluß, daß die ganze Ascese des Mittelalters eine entschieden unchristliche Erscheinung ist; doch sollten die Keime derselben nicht schon im Urchristenthum gelegen haben? Ist denn die ganze Entwickelung des Christenthums in einem Jahrtausend gleichsam nur aus Luftwurzeln hervorgegangen, hat sie keinen Boden in der uranfänglichen Weltanschauung des Christenthums gefunden? Wenn wir vom Standpunkte des „reinen Vernunftglaubens" mit Meyer und Frohschammer die Hierarchie als etwas Verdammenswerthes erkennen, so ist dies für reformatorische Thaten der Gegenwart ganz am Platze, weniger aber für eine geschichtliche Auffassung; denn die Weltgeschichte würde sonst das curiose Schauspiel bieten, gegen welches alles Artenspiel des Darwinismus verschwindet, daß die geistige Entwickelung mit dem ursprünglich gelegten Keim in offenbaren Widerspruch tritt. Gegen das Zurückgehen auf die Worte der ersten Erscheinung, gegen die „Aufdröselung des Strickstrumpfes", d. h. des ausgebildeten christlichen Lehrbegriffs, hat sich schon Hegel in seiner „Geschichte der Philosophie" erklärt. Und merkwürdigerweise ist gerade jetzt, wo die urchristlichen Urkunden einer zersetzenden Kritik verfallen sind, diese Zurückführung des Christenthums „auf den planen Faden des Wortes Gottes" mehr als je beliebt. Wenn uns Jürgen Bona Meyer diese oder jene Stelle der Bibel zum Beweis anführt, daß das Christenthum in seinen Grundzügen nicht ascetisch, nicht welt- und ehefeindlich gewesen sei, so weisen wir dagegen auf die geschichtliche Entwickelung desselben hin, in welcher gerade diese Richtung, wir möchten sagen in welterobernder Weise zu Tage getreten ist. Auch macht Meyer erwähnenswerthe Zugeständnisse:

> Niemand wird bestreiten, daß dem Christen die himmlische Zukunft höher als die irdische Gegenwart gelten, daß all sein Schaffen in dieser Welt im Vorblick auf das ewige Gottesreich stehen sollte. Daß mit dieser christlichen Grundansicht im Ausblick auf die zu erwartende himmlische Seligkeit sich alsbald eine gewisse Weltverachtung einstellte, wird ebenfalls niemand in Abrede stellen.

Das ist denn aber doch ein sehr schlagender Gegensatz gegen die moderne Weltanschauung und den neuen Glauben, und es bedarf nicht des weitern Hinweises von Bona Meyer auf die Meinung über die Entwickelung des Menschengeschlechts aus dem Thierreich und auf die Leugnung des Unsterblichkeitsglaubens, um den Widerspruch zwischen dem neuen und alten Glauben klar zu machen. Im übrigen ist das Buch von Jürgen Bona Meyer mit maßvoller Haltung und anerkennender Würdigung des Gegners geschrieben, obgleich dem „leichtgeschürzten" Werk von Strauß doch am Schluß wissenschaftliche Pflichtwidrigkeit zum Vorwurf gemacht wird.

Ludwig Weis, der Verfasser eines Werks über „Antimaterialismus", fand in der Schrift von Strauß einen willkommenen Anlaß zur weitern Ausführung einzelner von ihm bereits dort behandelter Themata. In seiner Gegenschrift (Nr. 3) schließt er sich dem großen Chorus nicht an, der in Strauß, wie auch Jürgen Bona Meyer, nur einen crassen Materialisten sieht; er behauptet, daß man Strauß mit Unrecht diesen Vorwurf mache, obgleich er den Schein, daß er es sei, hervorgerufen habe. Sonst ist der Standpunkt von Weis, der übrigens Naturforscher und nicht Theolog ist, ganz derjenige von Meyer und Frohschammer; er ist Vorkämpfer

einer Partei, welche gegen den Satz von Strauß streitet: der Kirchenglaube sei das Christenthum, einer Partei,

welche zwar feindlich ist veralteten Dogmen und Formeln, aber den Geist des an Christi Person und Leben sich anknüpfenden Christenthums nicht beiseitewerfen will, weil auf diesem Geiste unsere ganze heutige Geschichte, Wissenschaft, Literatur und Kunst beruht.

Wenn Weis behauptet, Strauß mache sich nach seiner subjectiven Auffassung einen Orthodoxismus zurecht, den er dann für einerlei erkläre mit dem Christenthum und deshalb auch das Christenthum fortwerfe: so kann man weit eher sagen, daß jene Partei sich ein Christenthum zurechtmache, welches mit dem heutigen, in Staat und Kirche geltenden durchaus in Widerspruch steht. Uebrigens hat Strauß auch alle Widersprüche, die in dem aufgeklärten Christenthum vorhanden sind, scharf genug analysirt. Weis freilich behauptet, wir fangen jetzt erst an Christen zu sein; man sieht aus dieser Aeußerung nur, daß Weis, wie er ja auch selbst zugibt, kein Theolog ist und theologischer Literatur fernsteht.

Wir werden den Schwerpunkt der Schrift eines Naturforschers gewiß mit Recht in einer Kritik des dritten Abschnitts von Strauß suchen: „Wie begreifen wir die Welt?“ In der That finden sich hier auch beachtenswerthe Auseinandersetzungen über den Unterschied des Organischen und Unorganischen; hier komme Strauß, wo es den Uebergang des einen aus dem andern gelte, nicht über einen subjectiven Glauben hinaus, nicht über die Formel: Ich kann mir's denken, und er stehe so mit den Orthodoxesten ganz auf demselben Standpunkte. Weis widerlegt Huxley, Haeckel und Strauß; schon die Structur der Monere sei eine andere als die eines unorganischen Steins; dieser bestehe aus gleichartigen, homogenen Massen, die Monere, wie jeder unvollkommenste Organismus aus Ungleichartigkeit der Masse, aus Festem und Flüssigem. In den Functionen liege meist der Unterschied, nicht in der Form. Die Monere zerfalle, aus ihrer Werdensflüssigkeit herausgenommen; in derselben verbleibend müsse sie aber fortwährend die Arbeit des Lebens vollziehen:

Sie muß Stoffe von außen in ihre Masse aufnehmen, sie muß Stoffe von innen nach außen abgeben, und so, unter anhaltendem Stoffwechsel dauert an und erhält sich ihr stets veränderlicher Zustand des Daseins, ihr Leben. Und neben dieser Erhaltung seines Selbst, des Individuums, liegt diesem Wesen die weitere Arbeit ob, seine Art, sein Geschlecht zu erhalten durch die Vermehrung und Fortpflanzung. Diese Arbeiten nun, die wir die unvollkommenste, structurloseste Monere verrichten sehen, finden sich in gleicher Weise, nur von complicirtern Organen ausgeführt, bei den vollkommensten pflanzlichen Organismen; bei blätterlosen Pilzen, beblätterten Bäumen. So können wir sagen, es findet im Unorganischen der unveränderliche Zustand eines ruhenden Gleichgewichtsmechanismus statt; im Organischen aber der veränderliche Zustand des Lebens, des stets bewegten und beweglichen, des sich ernährenden und sich fortpflanzend vermehrenden Stoffwechselmechanismus.

Den Darwinismus erklärt Weis für eine Hypothese; das leugnet auch Strauß nicht, welcher sagt, die Haupt- und Cardinalpunkte seien noch unerklärt. Weis tadelt, daß Strauß, der im ganzen ja nur ein Referat über die Darwin'sche Lehre gebe, bei der Auswahl seiner Beispiele, z. B. „der Hörnerbildung durch Verhärtung bei dem Anrennen der Rinder“, unglücklich gewesen sei und die Lachlust reize. Auch bei seiner Menschentheorie, welche den Menschen zu einem gezüchteten Nackthäuter macht, findet Weis Veranlassung zu einer verspottenden Betrachtung:

Während die natürliche Zuchtwahl für das Zweckmäßigere in der Natur sorgt, so ist die Thätigkeit der geschlechtlichen auf die Verschönerung, auf die Veredlung der Formen gerichtet. Nun kam es, daß ein Affe durch allzu viel Sitzen auf dem Schwanz sich dieses Glied zum verkümmerten Knochen absaß, daß ferner durch Durchscheuern der hintern Haut die nackten Gefäßschwielen angesessen waren. Diese Schwanzlosigkeit, diese nackten Hautstellen pflanzten sich durch Vererbung unter den Affen fort. Da nun überdies die Vorliebe des weiblichen Geschlechts für neue Moden, für diese neuen Formen sich anhaltend geltend machte bei der Gattenwahl, bei der geschlechtlichen Zuchtwahl, so konnte es nach solcher Theorie nicht fehlen, daß im Laufe der Zeit der Nackthäuter endlich fertig war. Der Mensch stand da.

Jedenfalls können der Strauß'sche Urmensch und der biblische Urmensch sich damit trösten, daß in beiden Fällen es das Weib ist, welches aus dem Paradies vertrieb. Hier hat es den Mann zum Apfelbiß verführt; dort war es des Weibes verrückte Vorliebe für nackte Körperstellen, welche allmählich dem warmblütigen Säugethier den wärmeschützenden Haarpelz entzog und einen Nackthäuter züchtete, der nun frierend in Höhlen sich flüchtet und mit sehnendem Blick nach dem verlorenen Paradiese blickt, nach jenen bepelzten Vettern, welche lustig und toll, springend und scherzend, kletternd in Bäumen, ein freies behagliches Leben führen.

Weis behauptet, daß man jenes Meerkatzendasein in den Wäldern Afrikas ebenfalls als ein paradiesisches bezeichnen könnte; das Paradies finde sich sowol bei der Zuchtwahl wie bei der Bibel. Woher aber das Selbstbewußtsein in dem „gezüchteten Menschen“ gekommen sei, das suche Strauß durch eine Hypothese von der Erhaltung der Kraft zu erklären, welche Weis einer scharfen Kritik unterwirft. Daß Bewegung in Empfindung übergeht, sei eine bereits längst gemachte Entdeckung; dies finde eben statt, wenn Bewegung in Wärme übergehe, wie z. B. wenn Eisen gerieben wird. Die geschehene Bewegung des reibenden stoßenden Körpers setze sich um in die gefühlte Bewegung der Atome, in die Wärmebewegung. Strauß aber meint, daß im Ich selbst sich Bewegung in Empfindung verwandeln solle, eine Theorie, welche Weis als einen kleinen Humbug bezeichnet. Weis bleibt bei der Behauptung Kant's stehen und sagt ähnlich wie dieser: Nicht der Mensch, nicht die Raupe, nicht die Zelle sind in ihrer Entstehung aus unorganischen Materien erklärt.

Weniger gewichtig ist, was Weis über die religiöse Anschauung von Strauß und dessen Ethik beibringt. Die Vorwürfe treffen meistens die Inconsequenzen von Strauß, welche auch die andern Kritiker hervorheben, wie z. B. daß der Philosoph den Menschen mahnt, nie zu vergessen, daß er kein bloßes Naturwesen sei, während er ihn doch als ein Product natürlicher Züchtung dargestellt habe, oder daß Strauß behaupte, die Natur habe im Menschen über sich hinausgewollt, sie wolle sich in sich reflectiren, oder daß sein Universum, statt einer gravitirenden Atomensumme, mit seiner Vernunft und Güte ebenfalls ein anthropomorphes Phantasiegebilde sei. Weis findet die Erklärung dieser Inconsequenzen darin, daß Strauß nur zum Schein Materialist sei, im Grunde aber von seines alten Meisters Hegel Anschauungen nicht loskommen könne.

Strauß hat sich indeß nirgends für einen Materialisten ausgegeben, er hält die Bedeutung philosophischer Haltung und Forschung, von welcher jene gering denken, mit Entschiedenheit aufrecht. Er sagt: „Die feinsten der Werkzeuge, womit der Naturforscher jede Stunde operirt, die Begriffe von Kraft und Stoff, Wesen und Erscheinung, Ursache und Wirkung u. s. f., kann ihn nur die Philosophie als Metaphysik richtig bilden, dieselbe als Logik richtig anwenden lehren; den Ariadnefaden durch das Labyrinth der täglich sich mehrenden Einzelbeobachtungen hat er einzig aus der Hand der Philosophen zu erwarten; über die letzten Fragen aber, Anfang und Ende, Grenze oder Grenzenlosigkeit, Zweck oder Zufälligkeit der Welt kann ihm ohnehin nur die Philosophie diejenige Auskunft ertheilen, die überhaupt in diesen Regionen möglich ist." Auch widerspricht die Darwin'sche Entwickelungstheorie den Principien Hegel's durchaus nicht; sie ist ja nur der Versuch eines empirischen Nachweises des begriffsmäßigen Entwickelungsganges.

Wenn Weis seinen Glauben an einen persönlichen Schöpfer der Welt festhält: so steht eben Bekenntniß gegen Bekenntniß. Zu bedauern ist nur, daß Strauß, der schwererkrankte Denker, jetzt nicht vermag, in eingehenden geharnischten Streitschriften seine Gegner zu widerlegen und für die ihm vorgeworfenen Inconsequenzen und wirklich vorhandenen Widersprüche eine Vermittelung zu suchen. Für seine Anschauung des Universums hat er einen genialen Vorgänger an Goethe und kann sich auf zahlreiche Aussprüche des großen Dichters berufen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuesten Roman- und Novellenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Noch bleiben uns zwei Werke, deren jedes für sich ohne jedwede Parallele dasteht. Einmal auf dem nur selten betretenen Felde des humoristischen Romans das folgende:

7. Abenteuer eines Schauspielers. Von August Blanche. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Duncker. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman selbst ist von höchst einfacher Construction: er erzählt uns in launig witzigem Kleide die Erlebnisse eines Schauspielers ohne Talent und Beruf, Erlebnisse auf der Bühne und im Alltagsleben, vor und hinter den Coulissen, bunt durcheinander. Etwas Besonderes, das sich nicht alle Tage ähnlich wiederfindet, liegt in dem Gesammtbilde dieser Carrière. Der armselige Dilettant, der er immer bleibt, nach halb vagabundirenden und abenteuernden Geschichtchen der krausesten Art, aber vom Glücke derart geschüttelt, daß er vom zigeunerhaften Straßenleben immer wieder in die Berührung mit den höhern Ständen hinaufgeworfen wird, kommt schließlich zu Hofämtern und zur Heirath mit einer vornehmen Gräfin. Auch dieses etwas ungewöhnliche Endergebniß (bei Sängerinnen und Tänzerinnen sind wir's eher gewohnt) macht sich aber eben im Spiegel des Ganzen recht einfach und erklärlich, und alles in allem genommen, mögen wir von dem Lebensbilde wie des Haupthelden so der mitspielenden Personen behaupten, daß wir uns mitten in einem gesund und keck angefaßten Realismus bewegen. Diese Emilie Höggvist, Schauspielerin und Schönheit ersten Rangs, mit der gewöhnlichen Herzens- und Lebensgeschichte, die Wesen mit jener Doppeleigenschaft durchlaufen, ist durchaus zutreffend und klar nach der Wirklichkeit gezeichnet, und wird schon dadurch ein Bild mit gewinnenden Zügen. Ihr Bruder Jean, ein im Saufen untergehendes Schauspielertalent von höchster Begabung, ist nicht minder wahr geschildert und gibt Stoff zu den ergötzlichsten Scenen. Nicht geringere Wahrheit haben an sich die Bilder aus vornehmen Familien, die bald ins Burleske und bald ins Tragische gehen.

Wenn wir die Composition als solche beurtheilen, so haben wir nicht eben einen einheitlich organischen Gesammtbau vor uns; die Begebnisse sind ohne strengen Faden so durcheinandergeworfen, daß keine weitere Verbindung da ist als die chronologische Lebensfolge. Genau zugesehen liegt aber in diesem bunten Durcheinander kein Fehler, da das Leben selbst eben auch so vorgeht und die widerstrebendsten Dinge hart an- und ineinanderwirft, uns immer zwischen Wiege und Sarg hin- und herschaukelt. Die erste Anforderung, die wir an eine Arbeit dieser Art stellen, ist die, daß sie möglichst viel Witz und Humor in sich trage: wir wollen vorerst lachen. Gelegenheit genug hätten wir nun da. Es sind Situationen von toller Lustigkeit, die folgenden: wie der unbändige Schuljunge, dem bereits mehr das Theaterspielen als das Lernen im Leibe steckt, Phylax den sterbenden Hund darstellt, als solcher seinem grimmigen Rector Guldberg in die Arme fällt und mit demselben Fangball spielt, bis selbst dieser bissige Cerberus erschöpft in unwiderstehliches Gelächter ausbricht: wie die Claraschüler für ihr improvisirtes Theater sich eine Walddecoration zusammenflicken, von einem rivalisirenden Thomasschüler darum geprellt werden, aber von der angehenden Künstlerin Emilie zum Ersatz ein Benefiz zugesagt erhalten; wie darauf jene der göttlichen Emilie ein Dankschreiben zusenden, und was das schnöde Schicksal dieses Musters von genialem Schriftstück ist, das die Jungen von einem Studenten gegen das billige Honorar eines Schnapses ohne Zubiß haben corrigiren lassen, und das herzbewegend also anhebt:

> Edle Emilie! groß als Künstlerin, größer als Mensch!
> Groß waren Mazarino und Rinaldo Rinaldini, die da, eingehüllt in ihre dunkeln braunen Mäntel, auf den schneebedeckten waldigen Spitzen der Apenninen umherwandelten, umringt von tausend Gefahren, die in jedem Baum, jedem Busch, jeder Blume auf sie lauerten . . . .

Jedenfalls ein passender Anfang! Der Junge in

seiner kindischen Verzweiflung macht den Versuch sich zu ertränken, trägt aber ja Sorge, die Kleider zu schonen, erachtet übrigens das Wasser da zu naß und dort zu schmuzig und findet zum Schluß: es könne niemand verlangen, daß er so hungrig, wie er jetzt sei, ins Wasser springe, worauf er nach Hause rennt und heißhungrig über den Brotkorb der Mutter herfällt. Die Beerdigung des wucherischen Commissars Holmstrand und die mit lauten Randglossen und noch lauterm Gelächter commentirte gleißnerische Leichenrede des Hofpredigers machen eins der prachtvollsten Stücke in der Galerie aus. Ein angemessenes Seitenbild ist's, wie der Junge bei einem filzigen und barbarisch harten Höker als Ladenbube installirt wird, aber gleich am zweiten Morgen, als er den Berg schmuziger Schuhe und Stiefel nicht früh genug geschmiert hat und Prügel bekommt, den würdigen Principal mit dem ganzen Geschoß von allem und jedem, was zu einem guten Schuhwerk gehört, bis auf die Schuhwichse und Seehundthranflaschen, herab bombardirt und dann Fersengeld gibt. Doch genug, in dem Stil geht es fort, nur mit der eben auch nach dem Leben genommenen Abwechselung, daß in andern Stücken der Ernst des Menschendaseins bis zur Tragik mitspielt. Um übrigens von den naturwüchsigsten Theaterabenteuern einen vollen Begriff zu bekommen, vergegenwärtige man sich folgende Scene: Als große Oper mit vielen allegorischen Figuren wird „Gustav Wasa“ gegeben; in einer Scene, da er auf der Bühne nicht nöthig ist, muß der arme Held selbst in den Souffleurkasten hinunterhocken; Schwedens Schutzengel, eine etwas corpulente Frau, steht eben mit diamantenem Scepter, in hellen Tricots und einem kurzen weißen Röckchen auf den Bretern und declamirt im höchsten Pathos: „Scheuch, Gustav, fort die Sorgen!“ u. s. w. Nun aber, was geschieht?

Hier brach der Schutzengel ab, augenscheinlich in der größten Angst, und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Vergebens soufflirte Gustav in seinem Kasten: Streit, Tapferer, streit, vernimm: Vor deinem Schwert . . . . . . Der Schutzengel blieb stumm, während das Publikum anfing Symptome einer unstattbaren Heiterkeit zu zeigen. Die Sache war die, daß die Tricots des Schutzengels, sicherlich für schmächtigere Engelsfiguren berechnet, über dem einen Knie geplatzt waren. Der arme Schutzengel schien sich nach etwas umzusehen, womit er sein Knie bedecken könne, und schließlich sah man ihn mit einer Geberde der Verzweiflung die rechte Hand in den Souffleurkasten stecken und eine große schwarze Perrüke daraus hervorziehen, die Gustav Wasa in den vorhergehenden Scenen getragen hatte. Mit dieser bedeckte der Schutzengel sein Knie, während er mit dem jämmerlichsten Tone fortfuhr: Streit, Gustav, streit u. s. w. Sie hatte noch mehr zu sagen, aber die Heiterkeit des Publikums überschritt jetzt alle Grenzen. Schwedens Schutzengel ergriff die Flucht, Gustav Wasa's Perrüke mit sich nehmend.

Wer einige Stunden des tollen Humors, wie ihn etwa das eigensinnige Drama des Menschendaseins durcheinanderwirft, im Fluge durchleben will, der lese Blanche's „Abenteuer eines Schauspielers“.

Einen gewaltigen Contrast stellt das letzte unserer heutigen Werke dar, eine schwer und tief berührende Geistesproduction:

8. Die Namenlosen. Roman von Wilhelm Jensen. Drei Bände. Schwerin, Hildebrand. 1873. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Es ist einige Jahre her, daß uns zum ersten mal ein Roman von dem genannten Autor zur Hand kam, der sofort in ausnahmsweisem Grade unsere Aufmerksamkeit fesselte durch einen höchst frappanten Zug von Originalität in der Auffassung und der Sprachweise, einen Zug des Ueberraschenden und aus eigenartigster Individualität Herausgewachsenen, nicht ohne Tiefsinn und fernabliegend von der ausgetretenen Straße gewöhnlicher Romanschreiberei. Es ist etwas Seltsames darum, dem die Kritik kaum Namen zu geben weiß; wir fühlen uns gleich mit den ersten Strichen von einem ganz besondern Hauch umspielt, wir werden fast mysteriös in eine Atmosphäre eingesponnen, die uns in ihrem Zauberkreis gefangen hält, halb verlockend, halb ängstigend. Mit seltener Lebendigkeit ist uns sofort nach Inhandnahme dieses zweiten Werks von demselben Autor das gleiche Gefühl aufgestiegen, und es hat sich bis zu Ende wach und constant erhalten. Nordisches Strand- und Dünenleben streckt seine nebelhaften Schatten aus, weithin, eintönig, traurig, eine trübe und matte Realität, die ihre verdüsternden Reflexe tief hineinwirft in die Lebens- und Herzensgeschichte aller handelnden Personen; aber vertiefend, geheimnißschwer, spannend, räthselhaft. Nolens volens streifen wir mit über die trostlosen Weiten und weben wir mit an den wunderlich gewobenen Lebensfäden und Seelengebilden, die uns bald halb verschlafen, bald wieder mit unerschütterlicher Naturkraft entgegentreten. Der Charakter ist gleichtönig grau und ernst und spielt trotzdem in so mannichfachen und fein gezogenen Schattirungen, daß wir eine zeichnende Meisterhand herausfinden. Gewicht und Gehalt liegt in diesen Gestalten, auch wenn ihre Lebensauffassung dann und wann in trostlosem Nihilismus sich ergeht und die hoffnungslos verzweifelnde Vereinsamung widerspiegelt. Daß humoristische Intermezzi, wie das köstliche Porträt des in ehrsamer Langerweile, spießbürgerlicher Bornirtheit und geschmackloser Nachäffung des vornehmen Tons excellirenden reichen Specereihändlerpaares Ehrenberg, das einen in aller Welt bekannten Typus darstellt, daß solche Zwischenspiele voll prickelnder Laune mit wohlthätiger Abwechselung wirken, ist selbstverständlich. Aber kurz, im ganzen herrscht jenes fast unerklärliche und unwiderstehliche Einspinnen in eine harmonisch durchgeführte Tonweise, von dem wir schon erfaßt werden, wenn mit den ersten Worten: „Ueber die Insel unablässig geht der Wind“, jenes nebelhaft hingestreckte Dünenbild sich aufzurollen beginnt, das mit der kleinen Formnuancirung: „Unablässig über die Insel geht der Wind“, seine zweite gleich intensive Scenerie eröffnet.

Die „Namenlosen“ heißen auf der traurigen Insel jene verunglückten Unbekannten, welche vom Seesturm leblos ans Gestade getrieben und da auf besonderm Kirchhof unter dem Zeichen des einfachen schwarzen Kreuzes begraben werden. Im erweiterten Sinne aber für den Kreis der hier spielenden Personen sind es einige wunderlich verschlagene Existenzen, ein ausnahmsweises und

nicht in diese Kreise passendes Geschlecht, ebenfalls einem Verschlagenen von fremdartigem Wesen entsprossen. Die Hauptperson, an der zu allererst ein geheimnißvolles Wesen hängt, schon von der Geburt an, ist Seven Hans Taken, Sohn des frühern Gouverneurs der Insel und dem Vater zum Erstaunen ähnlich, sodaß ihm vom ersten Betreten des Eilandes an die auffallendsten Huldigungen gezollt werden, als sei der plötzlich aus der Fremde Hergewanderte mit unausweichlicher Nothwendigkeit als Amtsnachfolger seines nicht ganz ebenso unerwartet ins Land gekommenen und bei allen noch sehr wohl in Erinnerung stehenden Vaters erschienen. Hiervon will übrigens der wunderlich bewegte, skeptische und träumerische Wanderer, der Künstler geworden und nur einem unbestimmten Drange nachgebend die Heimat und das Grab des ihm selbst unbekannt gewesenen und unglücklich gebliebenen Vaters aufsucht, nichts wissen. Die Reise führt ihn zusammen mit Aglaja Ehrenberg, einer ganz seltenen sylphen- und meteorartigen Erscheinung, die nur Adoptivkind in der reichen Krämerfamilie und eigentlich ebenfalls Sprosse eines jener Verschlagenen ist. Die zwei, Wesen von besonderer Natur, werden sofort von einer tiefen Anziehung erfaßt, die sich aber in den naturwüchsig trotzigen Köpfen zunächst in der Form des anscheinend bis zum Hasse gehenden Ankämpfens gegeneinander ausprägt, bis sie sich einer unwiderstehlichen Liebe gefangen geben. Dieser psychologische Proceß, bis zu der Krisis geführt, daß das gewaltsam gegen sich selbst streitende Weib den Untergang im grauenhaften Sandsturme sucht, macht den Kern des Ganzen aus. Romanhafte Zuthat ist es, daß die beiden auf der Insel noch zu Geschwistern kommen, von denen sie weder wußten noch ahnten; Taken findet eine Schwester Maiken, Aglaja einen Bruder Seven. Die zwei, als wilde Naturkinder von eigen tiefem Gemüth aufgewachsen, sind so sehr aneinander und an das Inselleben gekettet, daß das erst zu Ende nach seinem eigentlichsten Wesen ihnen klar werdende Gefühl der Liebe und das der Natur ihr ganzes volles Dasein ausmacht. Sie bleiben auf der Insel zurück, während die Hauptpersonen als Kinder der Civilisation wieder wegziehen in wohnlichere Reiche.

Alle diese Figuren, und vor allen andern Seven Taken's Vater, dessen Leben gleich einer im dämmernden Mondschein aufragenden Ruine im Hintergrunde steht, aber mächtig Geschick und Herz des verlassenen Sohnes regiert, sind durchaus unsern gewohnten Lebenskreisen entzogen, berühren uns wie ein geheimnißschweres Räthsel von fremdartiger Anziehung. Es ist umwölkte Nordlandssonne, die aber schließlich strahlend durch die schweren Nebel bricht. Den Werth finden wir nicht in speciellen Einzelzügen, auch nicht in der Erzählung als solcher oder in der Composition, alles Dinge, die von andern ganz gleich gegeben werden könnten, aber in der Tiefe einer eigen gestalteten Lebensauffassung, die sich eben jenen seltsam in uns abklingenden Ausdruck gibt, welchen wir als ganz und gar individuell bezeichnen müssen. Daß der Autor auch des humoristischen Tons Meister ist, beweisen manche Partien. Ein Prachtstück ist das Gemälde einer nordischen Station mit sogenannter Restauration und einer holzbeschuhten und hölzern gezimmerten Hebe, alles so harmonisch elend und abstoßend, daß (wie der Autor sarkastisch meint) das Etablissement die vollste Berechtigung gehabt hätte, sich das Aushängeschild „Zum professionellen Selbstmord" beizulegen. Von einziger Komik ist die ganze Carrière des säbelrasselnden und in mythologischen Aphorismen schnurrenden Lieutenants von Strauchwitz; den Höhepunkt erreicht diese Posse nicht etwa zu Ende, wo der adeliche Herr von Held mit der ehrlichen dicken Magd dem Wirthe durchbrennen will, aber ganz commun polizeilich abgefaßt wird, sondern in der Mitte der Rolle: das Naturkind Maiken hat seinen im übrigen nicht besonders wählerischen Appetit erregt, führt aber den Verfolger zunächst ins Torfmoor, wo er im Schlamme halb ersäuft, und sperrt ihn schließlich zu den Ratten, Spinnen und Mäusen in den Keller, wo sein generöser Gegner Taken ihn erlöst. Von urwüchsiger Komik ist auch das Ständchen, das Taken, welcher damit bedacht werden sollte, auf den gutmüthig beschränkten Specereier Ehrenberg als den Beschützer von Industrie und Handel, Kunst und Wissenschaft ablenkt. Die Rolle, welche der unglückliche Gefeierte, dem der Kamm schwillt, dabei spielt, ist zum Kranklachen.

Die Kernpunkte der zur Situation und den Personen passenden Weltanschauung liegen in dem weit gesponnenen Brief Taken's an den einzigen Herzensfreund. Uebrigens, um eine kürzer gehaltene und nicht minder charakteristische Stelle zu wählen, in der ähnlich wie dort die Eigenart im Denken und Schreiben unsers Autors scharf heraustritt, nehmen wir gegen den Schluß hin die tragisch berührende Situation, wo die des Lebens überdrüssige Aglaja dem sichern Tod entgegen in den wüthenden Sandsturm hinausrennt und bereits von den rollenden Dünen halb begraben liegt. Der Autor malt die Scene und malt seine Gedanken wie folgt:

Die Naturwissenschaft kennt im Makrokosmus des Alls nur einen einzigen Factor mehr, den Stoff. In sich umfaßt dieser Raum und Zeit, denn beide sind nur Eigenschaften, Wandlungen seines Selbst. So auch könnte im Bilde der Denker, der Dichter sagen, der im makrokosmischen Worte die Wandlungen, die Gedanken, die Schicksale des Menschenlebens zusammenfaßt: Rinnender Sand. — Im Anfang war der Sand, und der Sand war bei der Zeit, und die Zeit war der Sand. — Und der Sand ward Fleisch. Zum Menschenherzen ward er, dessen Schläge die Zeit auszählen, wie jener, Korn um Korn. Und die Spanne Zeit, in der jedes Herz schlägt, ist wiederum nur ein Korn, eins der unzählbaren, die spurlos unablässig in die Vergangenheit zurückschwinden, um die Unendlichkeit auszumessen. Sand — Sand — Sand. Wie Sand am Meer und wie Sand im Winde. Sand ist alles, wandernder Dünensand, rinnender Sand der Sanduhr. Und wie der letztere Korn um Korn niederrinnt und das Maß der Stunde ausfüllt, so fällt auch Schlag um Schlag auf das Menschenherz, bis seine Zeit erfüllt ist, früher oder später, oder bis es so schwer ist, daß es sein Maß als überfüllt empfindet und glaubt, es habe in der Secundenfolge der Unendlichkeit seine Pflicht gethan und könne ausrufen: Sand . . . . . — Und leise, Korn um Korn rann der Sand. Ueber die tosende See, weithin über den Ocean kam der Wind. Tausend Meilen lang hatte der wogende Rücken des Meeres ihn fortgetragen, nur feuchten Schaum und perlenden Gischt ihm ins Antlitz gesprüht, und mit verlangenden Händen griff er nach dem ersten festen Körper, der sich seiner weiten Reise entgegenstellte. Er packte die Dünen, als ob er sie wie Hercules den Antäus in die Luft heben und mit sich davonwirbeln wollte. Doch sie dröhnten nur dumpf in ihren Festen, am mütterlichen Boden

hing noch ihr starker Leib und leistete Widerstand. Nur ihr flatterndes, stiebendes Haar riß er vom Scheitel, herüber, hinüber, in millionenfachem Wirbel. Aber auch der Wind ist uralt und kennt das große Geheimniß der Unendlichkeit. Er weiß, daß sie aus unzählbaren Körnern besteht, und er arbeitet gleichmäßig, unermüdlich wie sein College, der andere Spezialist mit dem Sandglas, der Tod. Auch dieser rafft nicht ganze Völker auf einmal mit sich, sondern er zählt sie zusammen, Stück um Stück. Und so zählt der Wind Korn um Korn, und wenn jener eine Generation addirt und ausgelöscht hat aus seinem Tagebuch, da hat auch der Wind unmerklich den starken Leib der Düne, Korn um Korn, weiter geschleppt und sein gleich zugemessenes Pensum erfüllt, einen Acker, der Frucht getragen, ein Dorf, in dem Menschen gelebt, verschüttet und begraben, und aufjauchzend verkündet er sein Selbstlob.

J. J. Honegger.

Neue Lustspiele.

1. Lustspiele von G. von Moser. Erster Band: Das Stiftungsfest, Schwank. Die Sünderin, Lustspiel. Berlin, Behr. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Da hätten wir es zunächst mit einem Bühnenpraktikus zu thun, der es wie Julius Rosen versteht, Belustigendes und Erheiterndes zu schreiben, ohne im entferntesten Anspruch auf Classicität zu erheben. Wir wissen nicht, ob der uns vorliegende erste Band den Anfang einer Gesammtausgabe oder nur den einer Auswahl bilden soll. Jedenfalls spricht der Anfang für diese Sammlung, wenn wir nur auf das Erheiternde den Accent legen.

Dieser Band enthält zwei Stücke, das größere dreiactige „Stiftungsfest“ und das kleinere einactige „Die Sünderin“.

Bescheidenerweise betitelt Moser ersteres „Schwank“. Wir möchten seine Bescheidenheit hier beinahe am unrechten Orte finden. Wir wenigstens sind hinlänglich daran gewöhnt, derartige Stücke in die Kategorie des Lustspiels gestellt zu finden. Und wäre es nur der Willkürlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten, Zufälligkeiten, Hausbackenheiten wegen, daß sich Moser hier etwas unter die Linie stellt: nur getrost, an dergleichen kleinen Sachen fehlt es selbst in den bessern Lustspielen Benedix', Rosen's und anderer nicht.*)

Tiefere Fragen des Lebens, Conflicte socialer Natur werden in diesem „Stiftungsfest“ allerdings nicht angeregt, es ist nur von der Oberfläche des Bürger- und Philisterlebens geschöpft, deshalb aber um so bühnenmäßiger und deshalb selbst den ersten Bühnen höchst willkommen. Im Grunde von Anfang bis zu Ende eine Plauderei um etwas und nichts, aber diese Plauderei belustigt, erheitert schon den, der sich wenig auf Zweckessen, Stiftungsfeste, Eifersüchteleien redseliger Festordner versteht, wie viel mehr noch muß sie den in Mitleidenschaft ziehen, der nach diesen Seiten hin die kleinen Leiden des menschlichen Lebens aus der Praxis kennt.

Und was noch mehr sagt, das spielt sich auch ohne Anstoß von Anfang bis zu Ende, da hat es für einen routinirten Mimen nichts auf sich mit Scrupeln über dichterische Intentionen, mit Kopfschmerzen über verzwickten Dialog; für den gewiegten Schauspieler, der solche Commerzienräthe Bolzau, solche Advocaten Scheffler schon fertig in der Tasche trägt, ist es nur ein Vergnügen, bei einem solchen dramatischen Täuflinge Gevatter stehen zu können; da bedarf es nicht einmal eines neuen Cylinders, ein aufgebügelter thut's auch.

*) Bekanntlich ist der Haupttheil des Textes in diesem Lustspiel von Benedix, wie die Vergleichung der Texte ergibt, da auch das Lustspiel von Benedix in dem neuesten Bande seiner dramatischen Werke erschienen ist. D. Red.

Die Eifersüchteleien der zu einem Stiftungsfeste zu vereinigenden Gesangvereine führte Moser in einigen sehr ergötzlichen Scenen durch, versuchte auch in dem aufdringlichen Hartwig, dem Festordner Brimborius und dem Vereinsdiener Schnake einige sehr belustigende Exemplare gebildeter und ungebildeter Allerweltsschwätzer hinzustellen. Dagegen verstand er mit den unvermeidlichen Liebes- und Ehestandsscenen das Interesse nur oberflächlicher anzuregen.

Auch in der „Sünderin“, dem zweiten Stücke, werden uns, wie in so vielen einactigen Lustspielen, Eifersuchtsscenen zwischen Ehegatten vorgeführt; die Misverständnisse, auf denen sie basiren, werden schließlich kurz und bündig gelöst, jedoch nicht ohne Häufung der Verlegenheiten und nicht ohne jenen losen Ton, welcher uns an die Ausgleichung nicht recht glauben läßt.

2. Schlittenrecht. Lustspiel in einem Acte von Burghard von Cramm. Gera, Köhler. 1872. 8. 8 Ngr.
3. Die Ahnenprobe. Lustspiel in einem Acte von Burghard von Cramm. Gera, Köhler. 1872. 8. 10 Ngr.

Geschick fürs Lustspiel gestehen wir dem Verfasser zu; in diesem wie in jenem zeigt sich ein ansprechendes Talent, wenn wir ihm auch nach diesen seinen beiden Leistungen ein Compliment über große Originalität weder in der Erfindung noch in der Charakterzeichnung zu machen vermögen Die Stückchen zählen zur Mittelwaare und werden als solche auf der Bühne passiren können.

Im „Schlittenrecht“ liebt ein Graf Wildenstein eine Baronin von Lindenberg, ohne daß er ihr seine Liebe erklären kann. Man veranstaltet zwischen beiden eine Schlittenfahrt, um diese Erklärung hervorzurufen. Vergebens. Da tritt Fritz, der Jäger des Grafen, als Helfer ein. „Wenn sich eine Dame“, so belehrt er seinen Herrn, „von einem Herrn im Schlitten fahren läßt, muß sie einen Kuß von ihm haben, und gerade weil der gnädige Herr die Frau Baronin nicht geküßt haben, sind sie so böse geworden.“ In der Verzweiflung fordert der Graf dieses sein Schlittenrecht von der Geliebten, kränkt sie damit natürlich aufs tiefste, löst sich aber zugleich die Zunge zu einer offenen Liebeserklärung; nun und das übrige weiß die Welt schon.

In der „Ahnenprobe“ handelt es sich darum, die Einwilligung einer ahnenstolzen Dame zu der Verbindung ihrer Nichte mit einem Bürgerlichen zu erzielen. Wie das geschieht, interessirt uns weniger als die Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten zwischen dieser ahnenstolzen Dame und ihrem weniger antediluvianisch gesinnten Bruder, Gegensätze, welche auf der Bühne in treffen-

den Charaktermasken sicher zur heitern Wirkung gelangen würden.

4. Vom Regen in die Traufe. Lustspiel in drei Aufzügen nach Calderon von Friedrich Karl Schubert. Leipzig, Mutze. 1873. 8.

Dürfen wir an die Pflege der ältern spanischen Komödie auf unsern modernen Bühnen auch keine übertriebenen Erwartungen knüpfen, so heißen wir doch jeden derartigen Versuch wenigstens nicht unwillkommen. Haben wir doch vor längerer Zeit dem von Gaßmann neu bearbeiteten „Lauten Geheimniß“ in d. Bl. warm das Wort geredet. So wollen wir denn auch diesem Versuche keineswegs entgegentreten, wenngleich in dem Stücke selbst, so lustig es sich stellenweise anläßt, die Gewähr für den Erfolg allein nicht liegen möchte. Zunächst, und das mag sich der Verfasser als Verdienst anrechnen, liest sich das Stück wie ein Originalstück, gleich als bedeute das „nach Calderon“ nur: nach Calderonischem Muster, in Calderonischer Weise. Aber das verwickelte, von etwas leichtfertigem Uebermuthe getragene Spiel der Hauptpersonen untereinander in seiner Wirkung auf das Bühnenpublikum zu ermessen, halten wir für unendlich schwer, wo nicht für unmöglich. Der auf neckendem Wechsel zwischen Absichtlichkeit und Zufälligkeit sich stützende Gang der Handlung erfordert die völlige Hingabe des Publikums an die Intentionen des Dichters. Bei der geringsten Gleichgültigkeit, geschweige denn Uebellaunigkeit des Publikums erscheinen die Verwickelungen, je nachdem, willkürlich oder labyrinthisch und werden auch als solche von den Zuschauern verworfen werden. Da wird nun die Darstellung ihr Bestes thun müssen. Hier gilt es nicht, daß jeder nur sein Pensum abspielt, sich glänzende Abgänge bereitet und seiner Neigung nach da und dort Glanzlichter aufsetzt; hier heißt es zugleich, seine Rolle bis ins Einzelne künstlerisch herausarbeiten und sich dem Ensemble einfügen. Und eben deshalb heißen wir dies Lustspiel für die Bühne willkommen. In der Darstellung desselben liegt nun aber noch eine besondere Schwierigkeit. Es treten zwei Liebespaare auf, welche sich in ihrem Thun und Treiben ähneln und doch voneinander sehr verschieden sind. Da müssen nun sowol die beiden Liebhaber, Don Cäsar und Don Juan, als auch die beiden Liebhaberinnen, Lisarda und Florida, einerseits in ihren künstlerischen Leistungen auf einer ganz gleichen Höhe stehen, aber auch andererseits die Verschiedenheit der von ihnen repräsentirten Persönlichkeit in feiner Nuancirung des Charakteristischen durchzuführen wissen. Und deshalb heißen wir das Lustspiel doppelt willkommen. Willkommen aber auch noch als Beweisstück für den modernen Dramatiker, der leider oft genug, mag er wollen oder nicht, gezwungen ist, der Eitelkeit einzelner Darsteller zu Liebe sogenannte Paraderollen zu schreiben, wie sehr die Rücksicht auf ein gutes Bühnenensemble seinen poetischen Intentionen nur förderlich sein kann. Ohne diese poetischen Intentionen bringt er es höchstens zu einem Haufen Coulissenchargen und zu jenem Feuilletongeplauder, das arabeskenhaft die hinter der Scene liegende Handlung umrankt, auch geistreich genug sein mag, um dem Stücke einen gewissen herausfordernden, flüchtigen Glanz zu verleihen, niemals aber die Handlung in wirklich dramatischem Fleische und Blute dem Zuschauer vorführen wird.

Auf welchen Abwegen einzelne unserer Lustspieldichter ihre Erfolge und die Befriedigung des Publikums suchen, davon gibt das folgende Buch einen schlagenden Beweis:

5. Lustspiele von L. von Senden. Münster, Russell. 1873. 8. 15 Ngr.

Ein Etwas, ein gewisser frischer, kecker Zug spricht dafür, daß Senden mit seinem Talente der Komödie nützlich werden könnte. In dieser seiner Schreibweise freilich, in dieser seiner Manier, seinem Tone wird es nichts. Das müssen wir offen aussprechen, sei es selbst daß wir den Autor mit unserm freien Worte tief verletzten. Gern verzeihen wir jugendlichem Uebermuthe einen Schlag über den Strang, nur darf der Uebermuth nicht mit geflissentlicher Unart gesättigt sein. In den drei Stücken „Blindekuh“, „Nathan der Weise“ und „Was einem Schusterjungen passiren kann“ (sämmtlich Possen und nicht, wie der Titel verspricht, Lustspiele) entwickelt der Verfasser ein erstaunliches Talent für verdorbenes Deutsch, das bescheinigen wir ihm gern. Wie lange meint er aber darauf in der Literatur reisen zu können?! Gewiß nicht länger als der ehemalige berühmte Heimann-Levi-Spieler, ein Schauspieler Namens So-und-so, vor dem sich schließlich selbst die lieben Posemuckler die Ohren zuhielten.

Im ersten Stücke sollen wir uns an französisch-deutschen Radebrechereien bekannten Genres, im zweiten an ebenso landläufigem Judendeutsch ergötzen, im letzten aber uns ununterbrochen mit dem widerwärtigsten aller Jargons, mit dem berüchtigten Schusterjungen-Berlinisch abspeisen lassen. „Na, also so weit hätten wir't jebracht“, lauten die ersten Worte, die dieser Gründling des wohlfeilen gesunden Menschenverstandes, der Schusterjunge August, über die Lippen bringt. „Ja, so weit hätten wir's gebracht“, bleibt uns nur zu bestätigen! So weit, daß sich Lessing, Goethe, Schiller und andere Größen, welche an Hebung der Muttersprache, an Veredlung des Geschmacks mitgewirkt haben, im Grabe umdrehen müssen ob dieser modernen Versuche, gebildeten Ton, Takt und Anstand wie Bettelbrocken herumzustreuen, wie Lumpenwaare feilzubieten! Wen soll es wol interessiren, „was einem Schusterjungen passiren kann“? Doch höchstens ein Parket von Schusterjungen. Wer ließe sich in einer berliner Posse im Vorbeigehen nicht einige Phrasen im Jargon gefallen, wir würden wahrlich darüber kein Wort verlieren; uns aber anderthalb Stunden lang nur und nur mit den widerwärtigen „wat“ und „dat“, „jut“ und „Jott“ martern lassen zu sollen, das muß selbst das geduldigste Gemüth empören. Wir wenigstens gerathen über die „jute Jabe Jottes“, das bischen Mutterwitz eines grünen berliner Jungen vor Entzücken nicht außer uns. Und sollte der Autor mit der Bemerkung „frei nach Pohl“ viele seiner Jargonsünden auf sein Vorbild wälzen wollen, nun so suche er sich bessere Vorbilder! Hohe Zeit, nachdem während der Kriege die sogenannte berliner Intelligenz über Gebühr gefeiert worden, daß die Attribute der großstädtischen Ver- und Halbbildung wieder mit richtigen Namen genannt werden. Es thut's

nicht mehr, daß man noch jetzt etwas zur Verherrlichung des Volksgeistes beizutragen vermeint, indem man sich mit einem „Haut ihm" dem Plebs anbequemt. Für die Verirrungen im Ton und Geschmack genüge des Verfassers Bemerkung am Schlusse der dreiactigen Posse: „Sollte im vorstehenden Stücke der Umstand, daß August statt des Sacktuchs der Finger sich bedient, Anstoß und Bedenken erregen, so möge man die betreffende Stelle bei der Aufführung fallen lassen." Ist es dem Autor ernstlich um einen Fortschritt zu thun, so wird er seine Ausschweifungen nach Seite des Plebejischen einsehen und uns diese allerdings sehr scharfen Worte nicht verargen, sollten sie ihn auch augenblicklich tief schmerzen. Käme er aber und sagte entschuldigend, er habe mit der hyperdrastischen Weise das Plebejische nur persifliren wollen, so antworten wir ihm: das ist nicht die rechte Art sich vom Schmuze rein zu erhalten, wenn man vergnüglich im Schmuze mit umherpatscht.

6. Lustspiele von Ludwig Steub. Stuttgart, Cotta. 1873. 8. 24 Ngr.

Auf Grund einer bekannten Sage schrieb Steub 1849 eine Novelle für die „Fliegenden Blätter": „Das Seefräulein." Man fand den Stoff lustspielartig und regte damit den Verfasser an, unter die Dramatiker zu gehen. Schon im December 1851 überreichte er sein neues Lustspiel Dingelstedt in München. Ein verbindliches Schreiben des Intendanten belehrte den Dichter, daß in dem Stücke das Lyrische über das Dramatische zu sehr vorwalte. Diese höflichste aller Ablehnungsformen nahm sich Steub zu Herzen, er dachte bis Anno 1866 nicht wieder ans „Seefräulein". Da — Dichter haben wunderliche Augenblicke! — kam plötzlich wieder die Liebe zu dem heitern Mädchen über ihn. So übermachte er es denn getrost Anfang 1867 dem Dr. Hermann Schmid, dem damaligen Director des münchener Actientheaters. Dieser wünschte einige, gelegentlich zu besprechende Aenderungen. Natürlich! Die Besprechung erfolgte aber nicht; dafür legte Schmid im Herbste dieses Jahres das Scepter des Actientheaters nieder. Nun fiel das Manuscript dem talentvollen, frühverstorbenen Musikdirector Kremplsetzer in die Hände. Wie, wenn aus dem Lustspiele ein Singspiel würde? Nichts leichter als dieses, dachte Steub und dichtete eine Woche lang „im Schweiße seines Angesichts" Arien und Duette und sah mit Vergnügen, daß auch sein Ton- und Kremplsetzer, wie er ihn scherzweise nannte, mit Ernst und Freude an die Arbeit ging. So lebte Steub vertrauensselig bis Neujahr 1868. Um diese Zeit aber mußte er der derangirten Verhältnisse am Actientheater wegen von einer Aufführung auf dieser Bühne ganz absehen. Was blieb nun übrig als die Blicke wieder auf das Hoftheater zu richten! Freiherr von Perfall ertheilte dem Dichter in kürzester Frist Bescheid. „Ja, lieber Steub", sagte er, „das ist ja kein Singspiel, das ist ein Lustspiel!" — „Das war es auch noch vor vier Wochen", entgegnete Steub. „Erst in letzter Zeit habe ich mit sauerer Mühe ..." — „Vergessen Sie Ihre Mühe und nehmen Sie die Lieder und das Zeug wieder heraus, dann wollen wir das Stück demnächst über die Breter laufen lassen." Und wirklich brach für das „Seefräulein" endlich der Tag am 5. Mai 1868 im münchener Hoftheater an. Eine vortreffliche Darstellung begünstigte die sehr beifällige Aufnahme und ermöglichte eine Reihe von Wiederholungen, sodaß der Ruf des „Seefräulein" sogar bis zum Carl-Theater in Wien und zum Hoftheater in Manheim drang.

Wir citiren diese Daten aus der Entstehungsgeschichte des zweiactigen Lustspiels hier ausführlicher, da sie als ein „Beitrag zu den vielbesungenen Leiden der dramatischen Autoren" — gerade weil Steub meint, es sei ihm verhältnißmäßig sehr gut ergangen — ebenso sehr interessiren wie das anmuthige Lustspiel selbst, von dem wir nur wünschten, daß das bairische Localcolorit seiner weitern Verbreitung nicht entgegenstehen möchte.

Ueber das zweite, das vieractige Lustspiel „Der Römer in Deutschland", bemerkt Steub kurz, es sei im letzten Frühjahr (1872) entstanden und bisher noch nicht aufgeführt worden. Leider werden sich die seinerseits auf das Stück gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen. In Norddeutschland gewiß nicht; ob auf den bessern süddeutschen Bühnen, möchten wir gleichfalls in Zweifel ziehen. Steub wagte sich an ein Tendenzstück, die Tendenz wuchs ihm aber leider über den Kopf, er lieferte nur ein Caricaturbild. Selbst sehr heißspornige demokratische Preßorgane Berlins pflegen jetzt ihre Anhänger vor der Meinung zu warnen, als genüge es schon, die Gegner, Jesuiten, Ultramontane und sonstige Leute, von oben bis unten zu begeifern, um sie aus der Welt zu setzen und unmöglich zu machen, aus dem triftigen Grunde, weil einer guten Sache durch die Methode des Uebertreibens und Grellanstreichens auf die Dauer niemals genützt werde. Um wie viel mehr ist diese Warnung an den Dichter, den Dramatiker zu richten. Anstatt uns an einer feingegliederten Handlung, in interessanten Situationen, durch fesselnde Charaktere die gefährliche Tendenz des Jesuitismus vor Augen zu legen, versucht Steub das Treiben der Jesuiten durch einen der ordinärsten Gesellen der Gesellschaft Jesu, den Pater Ignatius Schlingelmaier (der Name sagt schon genug über die Tendenz!) zu persifliren. Dieser Schlingelmaier paßt allerdings zu der ganzen übrigen Sippe des Stücks, und die übrige Sippe paßt zu ihm; ob aber gerade das Volk dem Dichter in seiner immerhin löblichen volksthümlichen Absicht beistimmen würde', das wagen wir, wie gesagt, in Zweifel zu ziehen. Möglich immerhin, daß man an einer süddeutschen Vorstadtbühne an diesem „Römer in Deutschland" Gefallen fände. Wünschen möchten wir dem sinnigen Dichter des „Seefräulein" aber nicht, daß er an einer solchen Bühne erführe, was es heißt: „Es rast der See und will sein Opfer haben."

Des Contrastes wegen wagen wir einen weiten Sprung, von dem socialistischen Tendenzstücke hin zu der Sammlung:

7. Heitere Dramen für kleine Damen. Lustspiele für die weibliche Jugend von Wilhelm Pailler. Linz, Ebenhöch. 1872. 8. 10 Ngr.

Mädchenkomödien, sieben an der Zahl, welche der Autor mit einem Seitenhiebe auf die Recensenten folgendermaßen einzuleiten für gut befindet:

Die Herren Kritiker fürchten wir jetzt nicht mehr so arg, da unsere ersten Gaben, die drei Bände „Schauspiele für die

weibliche Jugend" so gütige Beurtheilung fanden; von solchen mildherzigen Recensenten haben wir wol auch diesmal keinen tödtenden Federstrich zu besorgen.... Ist unter den gestrengen Buchscharfrichtern ein recht böser murriger Herr, der wird, so hoffen und wünschen wir, diese Kleinigkeit in der Büchersündflut übersehen; darüber zürnen und zanken dürfte er doch nicht.

Der böse murrige Herr trifft auffallend auf uns, nichtsdestoweniger gelüstet es uns nicht, als Buchscharfrichter aufzutreten oder dem Autor zu Gefallen die Kleinigkeit ganz zu übersehen; wir halten es aber keineswegs — das müssen wir ihm ohne Zürnen und Zanken entgegensetzen — für einen pädagogischen Fortschritt, wenn die liebe Jugend in die Koketterie des Spiels — denn ohne gewisse Koketterie gibt es kein Komödienspiel — frühzeitig oder gar systematisch eingeführt wird. Es ist etwas ganz anderes um das naive Kinderspiel, als um das mit einstudirten Rollen verbundene Komödienspiel. Jenes schafft sich nach Trieb des Kindes und nach Gelegenheit selbst; in dem Unbewußten (wir gebrauchen den jetzt sehr landläufigen Ausdruck hier nur ungern), in dem oft selbst Zweck- und Planlosen liegt der unschuldige Reiz und der Werth des Kinderspiels. Und dieser unschuldige Reiz wird keineswegs durch die moralische Tendenz solcher kleinen Komödien wie der vorliegenden aufgewogen.

Das Buch enthält sieben Stücke: „Gockelhaß und Reue", „Die Verlegenheit", „Am St.-Nikolausabend", „Im Carneval", „Die Prüfungsarbeiten", „Die Besserung", „Eine Tasse Kaffee", darunter drei (Nr. 2, 4, 6) nach dem französischen Werkchen „Repertoire dramatique des pensionats de Demoiselles par M. Cathérine Draeger" frei bearbeitet. Diese drei zeigen denn auch am meisten die Factur wirklicher Bühnenstücke und fordern von den kleinen Künstlerinnen schon eine nicht unbedeutende Rollenauffassung, ein gewisses Studium bestimmter Charaktere — siehe da die Gefahr, daß die Naivetät von der Eitelkeit und Gefallsucht überflügelt werde. Nach Inhalt und Zweck zugleich abgeschätzt, möchte der dramatischen Scene „Am St.-Nikolausabend" der Vorrang gebühren; sie bezeichnet nach unserm Ermessen wenigstens die Grenzen, innerhalb welcher wir das Kinderkomödienspiel als ausnahmsweisen feierlichen und erhebenden Act für zweckdienlich und nicht für gefährlich ansehen dürfen.

8. De Ritchnecht. Lustspiel in drei Acten von August Corrodi. Zürich, Schabelitz. 1873. Gr. 16. 18 Ngr.

Wir werden dieses Lustspiel wol mit einem besondern Maßstabe messen müssen; schon die Form, der Schweizerdialekt, in welchem es geschrieben, scheint das zu erfordern; wir schließen also die Möglichkeit nicht aus, daß ein Landsmann des Verfassers sein Lustspiel mit größerm Wohlbehagen lesen, mit vollerm Lobe bedenken würde. Uns berührt der Dialekt natürlich fremdartig, wenn wir ihm nicht gar den Vorwurf machen, er dränge sich mit unverhohlener Ueberschätzung seines Werths an das Hochdeutsch der Muttersprache heran. Wir theilen daher, wie gesagt, nicht das Behagen, welches das Stück in seiner Heimat hervorrufen mag; noch mehr, wir vermögen vielleicht nicht einmal das eigenthümlich Poetische dieser Form zu würdigen; der Verfasser mag uns diese kleine Ungerechtigkeit nicht zu schwer anrechnen. Gleichwol berührt es auch uns angenehm, daß er Mühe und Arbeit nicht gescheut, um seinem Stücke durch gebundene Form, fünffüßige iambische Verse, einen besondern Werth zu sichern. Man trifft so selten auf einen solchen Versuch im Lustspiele, daß es geboten erscheint, jeden Fall der Art dem Dichter selbst zugute zu schreiben.

Die Frage, ob sich Inhalt und Form decken, wagen wir gleicherweise endgültig nicht zu entscheiden. Uns dünkt, es sei dies nicht ganz der Fall, als eigne sich die entschieden realistische Denk- und Empfindungsweise, als dessen Repräsentanten wir den Schweizerdialekt ansehen, wenig für gebundene Sprache. Allein wir in Norddeutschland finden ja auch den Dialekt im Munde einer jungen Dame im modernen Costüm, offen gesagt, ein wenig komisch; uns beschleicht nur zu leicht ein Gefühl der Heiterkeit, wenn wir z. B. Fräulein Minna in der ersten Scene reden hören:

Du liebi Zit, zum elftemal verjährt
Sis' hütt, sid daß min liebe Fritz
De Chaufmäcommis, das Gidicht, das schön,
Mir zum Giburtstag bbracht hät. — Liebi Zit,
Er Commis! — Hett mi Mamä nüd so ddrängt,
Ihn us der Hut bbracht und i d' Fröndi gjagt,
Eso e fiin poetischi Natur....
Do bini nünzehjährig gsy, und iez
En alti Jumpfer. — Und feuf Jahr sind's hütt,
Sid daß ich us Westindien en Brief
Vumene Missionär erhalte ha,
Wo's staht, min Fritzli Werdmüller sei chrank
Am gäle Fieber und er schick dur ihn
Mer na sin letzte Grueß uf dere Wält,
Er dank mer na für alli Lieb und Treu,
Und 's Ringli, wonem ggä heb, nämer mit
J's Chillegrebli.... Liebi, treui Seel!
So fimmer alliwil Verlobti na,
Und blibed's — und dä Sideschleierflor
Wird statt Brutschleier Todteschleier do.

Dieser Fritz Werdmüller ist aber nicht gestorben, er ist im stillen als reicher Mann zurückgekehrt, hat sich unerkannt bei einem Major als Reitknecht verdungen und treibt allerlei Possen, um die Bewerber um Minna's, der alten Jungfer, Hand aus dem Felde zu schlagen. Den Werth dieser Possen in dramatischer Beziehung lassen wir dahingestellt, sie sind wie der Verlauf der ganzen Handlung und die Charakteristik der Personen auf ein in theatralischer Hinsicht primitiv naives und genügsames Publikum, als welches wir wol die Landsleute des Dichters gelten lassen müssen, berechnet.

Wir schließen mit einem Stücke, welches sich seines mehr tragischen Gehalts wegen in der Gesellschaft der heitern Stücke etwas eigenthümlich ausnimmt. Doch mag es auch des Contrastes wegen an dieser Stelle stehen:

9. Verbotene Früchte. Schauspiel in drei Aufzügen von C. J. Folnes. Leipzig, Mutze. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

In der That, größere Contraste in dramatischer Beziehung lassen sich kaum denken als jenes Corrodi'sche Lustspiel und dieses Folnes'sche Schauspiel. Dort die größte Einfachheit in der dramatischen Composition, hier lediglich die Rücksicht auf packende Effecte vorwaltend. Hier verdrängt ein grelles Licht das andere. Folnes brennt nur darauf, in den beiden ersten Acten den Leser durch die Situationen gewaltsam mit fortzureißen. Und dieses mit einer so drängenden Eile, daß er dem Hörer nicht einen Ruhemoment gönnt, entweder weil die Handlung einen solchen Moment nicht verträgt, oder weil der Ver-

fasser für die Aufmerksamkeit des Hörers fürchtet, wenn dieser nicht ununterbrochen in Athem gehalten wird. Daher mahnt er am Schlusse des ersten Actes: „Nach wenigen Takten Zwischenmusik beginnt der zweite Aufzug.“ Mit dem Schlusse des zweiten Actes hat er nun aber seine Trümpfe ausgespielt; mit einem Selbstmord, oder deren zwei, würde das Drama entsprechen dem russisch-wilden und zugleich französisch-verwilderten Typus der Handlung abschließen. Der Verfasser aber kennt die schwache Seite des Publikums und läßt noch einen dritten kurzen Act der Versöhnung nachfolgen, damit der Zuschauer seinen Sperrsitz auch mit dem Gefühle der Befriedigung verlassen könne. Auch geht es in diesem nicht ohne einige äußerliche Knalleffecte ab, nur vertreten entfernte Kanonenschläge als Nothsignale die Stelle der Pistolen und Drohworte. Ein gestrandetes Schiff übernimmt die Rolle eines deus ex machina und führt die getrennten Ehegatten wieder zusammen. Eine speciellere Erzählung des Inhalts würde den Leser über das Sachliche des Stücks zwar orientiren, ihn aber in den schauerlich spannenden, packenden Gang der Handlung nicht einführen, wir verzichten daher auf ausführlichere Wiedergabe des Inhalts. Nur so viel: es handelt sich in dem Stücke um Ehebruch, Eifersucht u. s. w., es spielt hauptsächlich in Versailles 1777; eine Baronin von Ungern-Sternberg und zwei französische Offiziere vom Regiment Flandern spielen die kläglichen Hauptrollen.

Billigen wir nun auch des Verfassers übertriebenes Streben nach Knalleffecten keineswegs, so können wir ihm andererseits das Talent für eine wenn auch drastische, doch zweckentsprechende Charakterisirung oder besser Skizzirung seiner Personen nicht absprechen. Eine Aufführung mit guten, der Uebertreibung nicht huldigenden Kräften würde ihn am besten belehren, was er von seiner effectreichen Manier zu halten habe.

Emil Müller-Samswegen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Arthur Schopenhauer's „Sämmtlichen Werken“ erscheint eine von Julius Frauenstädt herausgegebene Gesammtausgabe (Leipzig, Brockhaus), von welcher der erste Band vorliegt. Er enthält außer einer geistreichen Einleitung des Herausgebers und einem Lebensbild des Philosophen drei „Schriften zur Erkenntnißlehre“ („Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, „Ueber das Sehn und die Farben“, „Theoria colorum physiologica“). Die Einleitung zerfällt in drei Abschnitte: „Rechenschaft über die Gesammtausgabe“, „Beziehungen der Schopenhauer'schen Philosophie zu der Gegenwart“ und „Wahrer Sinn der Schopenhauer'schen Philosophie und Widerlegung ihrer Gegner“. Die Ausgabe selbst soll aus sechs Bänden bestehen, der zweite und dritte Band das Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, enthalten, der vierte Band die „Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik“, der fünfte und sechste Band die „Parerga und Paralipomena“. Schopenhauer hat selbst sich lebhaft eine Gesammtausgabe seiner Werke gewünscht, da er die Anforderung machte, daß, wer sich mit seiner Philosophie bekannt machen wolle, jede Zeile von ihm lese.

— „Musikalische Studienköpfe“ von La Mara, die in d. Bl. bereits günstig besprochen worden sind und sich auch die Gunst des Publikums durch die ebenso eleganten wie festen Zeichnungen der musikalischen Charakterköpfe erworben haben, sind in zweiter wesentlich vermehrter und umgearbeiteter Auflage erschienen (Leipzig, Schmidt).

Theater und Musik.

Die funfzigjährige Jubelfeier der künstlerischen Wirksamkeit von Franz Liszt hat in Pesth unter allgemeiner Theilnahme des Publikums stattgefunden. Zwei Militärkapellen eröffneten am 8. November das Fest mit einer Serenade. Am Sonntag den 9. wurde im kleinen Redoutensaale eine Liszt-Cantate aufgeführt, Musik von Gobbi. Das Festconcert im großen Redoutensaale, welches das Oratorium „Christus“ vorführte, dauerte vier Stunden lang. Am 10. November folgte das große Festbankett, bei welchem Erzbischof Haynold den Toast auf Liszt ausbrachte. Liszt erwiderte mit einer autobiographischen Rede, welche oft den Charakter einer heitern Plauderei annahm und in der Form anziehendster Liebenswürdigkeit die Confessions des Gefeierten enthielt. Auf das Bankett folgte eine Festvorstellung im Nationaltheater und ein Festball im großen Saale des Vereins der Musikfreunde. Kein anderer Tonkünstler ist von früher Jugend ab so gefeiert worden wie Franz Liszt; der Klaviervirtuose entzückte das große Publikum, der Componist hat eine kleinere Gemeinde, aber eins überträgt sich auf das andere, und Liszt's Persönlichkeit macht ihn zum glänzenden Vertreter der Musik in allen, auch den höchsten Kreisen. Ohne Frage wäre die Musik der Zukunft ohne seine entschiedene und liebenswürdige Propaganda niemals zu so großartigen Erfolgen gelangt. Der geistreiche Abbé, der zwischen andächtigen Inspirationen und frivolem Esprit schwankt, bleibt eine der interessantesten gesellschaftlichen Erscheinungen Europas, ganz abgesehen von seiner Meisterschaft auf dem Klavier und seinen originellen, eine neue Bahn einschlagenden Tonwerken. Zur Feier des Künstlers, der in Weimar eine zweite Heimat gefunden, waren auch Generalintendant von Loën und Kapellmeister Lassen in Pesth erschienen. In Leipzig führte man in der Thomaskirche zur Liszt-Feier unter der tüchtigen Leitung des Professor Riedel die „Legende von der heiligen Elisabeth“ auf.

— Noch immer hat Offenbach keine „Pucelle“ componirt, so sehr eine Dramatisirung der Voltaire'schen Dichtung seiner mukalischen Muse willkommen sein müßte. Dafür hat er jetzt als Theaterdirector eine ernstgemeinte „Jeanne d'Arc“ an seinem Gaitétheater in Scene gehen lassen. Dies Volksschauspiel, das mit den zu rasch verblühten Lilien des Grafen Chambord kokettirt, ist von Jules Barbier gedichtet, natürlich höchst glänzend inscenirt und mit einer musikalischen Begleitung von Gounod ausgestattet.

Bibliographie.

Bibliothek sowohl von Original- als auch neubearbeiteten älteren Romanen des In- und Auslandes für Jung und Alt von Fr. v. M...... 1stes Bdchn. Die harten Köpfe. Wien, Sartori. 8. 7½ Ngr.

Bibliothek der niederrheinischen Literatur. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossaren herausgegeben von P. Norrenberg. 1stes Heft: Homulus. (Der sünden loin ist der Toid.) Geistliches Schauspiel von J. v. Gennep. Viersen, Baedeker. Gr. 8. 15 Ngr.

Alfred Clebsch. Versuch einer Darlegung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen von einigen seiner Freunde. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr

Dincklage, E. v., Heimath-Geschichten. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, T., Erinnerungen an das Seminar Wettingen und seinen ehemaligen Direktor Augustin Keller. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 6 Ngr.

Fröhlich, G., Neue pädagogische Bausteine. Wichtige Schulfragen der Gegenwart für Leiter, Lehrer und Freunde der Schule. Eisenach Bacmeister. Lex.-8. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 4. December 1873.

Neue lyrische Gedichte.

1. Gedichte aus dem Nachlaß des Freiherrn Friedrich Adolf Ludwig von Oeynhausen. Ein Angedenken für seine Freunde. Mit Porträt und Nekrolog des Verfassers. Paderborn, Schöningh. 1872. 8. 1 Thlr.
2. Gedichte von Karl Buchner. Darmstadt, Diehl. 1872. 8. 20 Ngr.
3. Altes und Neues von Gustav von Meyern. Leipzig, E. J. Günther. 1872. 16. 22½ Ngr.
4. Gedichte von Oskar Riecke. Hamburg, Grüning. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Gedichte von Karl Oberleitner. Wien, Gerold's Sohn. 1873. Gr. 16. 12 Ngr.
6. Gedichte von Friedrich Ritter von Hentl. Leipzig, Matthes. 1871. 8. 1 Thlr.
7. Sonettenbilder von Ludwig Maurer. Manheim, Löffler. 1872. 16. 16 Ngr.
8. Lieder aus großer Zeit von Ernst Ranke. Marburg, Elwert. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
9. Wilde Rosen. Lieder von Fritz Keppler. München, Gummi. 1873. 16. 15 Ngr.
10. Lebenstrost. Sprüche in Versen und in Prosa, von Dichtern und Schriftstellern, aus alter und neuer Zeit, aus Heimat und Fremde. Gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet von Friedrich Abl. Leipzig, Mendelssohn. 1872. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
11. Erlebtes und Erdachtes. Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Dritte Folge. Heidelberg, Weiß. 1873. 8. 1 Thlr.

Bei unsern Beurtheilungen lyrischer Erzeugnisse hatten wir leider meistens das traurige Amt, die Stimme des Tadels lauter zu erheben als die des Lobes. Um so mehr freut es uns, bei unserer heutigen Würdigung neuer lyrischer Gedichtsammlungen in der angenehmen Lage zu sein, ein umgekehrtes Verhältniß eintreten zu lassen. Alle heute von uns zu besprechenden Dichter bekunden ein gewisses, wenn auch theilweise nur ein formelles Talent. Hervorragende Capacitäten befinden sich nicht unter ihnen — aber auch kaum eine absolut tadelnswerthe Erscheinung.

Wir eröffnen unsere diesmalige Revue mit dem Hinweis auf zwei Sammlungen, welche aus dem Nachlasse von hochbetagten und hochgestellten Männern stammen, auf die „Gedichte" von Friedrich Adolf Ludwig Freiherrn von Oeynhausen und auf diejenigen von Karl Buchner. Beide sind aus Pietät zusammengestellt, und jede ist mit einer Vorrede (bei Buchner von dessen Sohne Dr. Wilhelm Buchner), die Oeynhausen'sche auch mit einem trefflichen Porträt des Verfassers ausgestattet.

Friedrich Adolf Ludwig Freiherrn von Oeynhausen's „Gedichte" (Nr. 1), welche sich den Freunden des Verstorbenen als „ein Andenken" widmen, enthalten des Schönen und Innigen gar manches. Sie umfassen einen großen Zeitraum und reichen mit ihren frühesten Proben bis auf die Jahre 1813—15 zurück. Oeynhausen machte 1813 nach der Schlacht bei Leipzig den Krieg gegen Frankreich mit. Das öffentliche Leben und die allgemeinen Interessen der Nation indeß nur in einzelnen Stücken berührend, wenden sich seine Gedichte vorwiegend und mit innigem Verständniß der Welt des Herzens und den Problemen der Liebe zu. Die erste Abtheilung der Sammlung besteht fast ausschließlich aus Liedern erotischen Inhalts. Schmelz der Form, Empfindung und viel Duft und Frische in der dichterischen Stimmung sind die charakteristischen Merkmale derselben. Ließen diese Liebeslieder nicht hier und da die Klarheit des Ausdrucks vermissen, so würden sie zu einem großen Theil einen vollkommen harmonischen Eindruck machen, was auch von den meisten Gedichten der andern Abtheilungen dieser Oeynhausen'schen Sammlung gilt. Würde und Ernst, aber auch frische Herzensfröhlichkeit, echte Humanität und philosophisches Denken, Mannichfaltigkeit der Gegenstände und Feinheit in der poetischen Gestaltung derselben — das sind neben einer im ganzen correcten Form Eigenschaften, welche diese Gedichte zu einer angenehmen Lektüre machen, nicht

nur für den engern Kreis der Freunde des Dichters, sondern auch für ein größeres Publikum. Zu den besten Gedichten der Sammlung dürften zu rechnen sein: „An die Geliebte", „Liebesgruß", „Neue Hoffnung", „Nachtgesang", „Glückes Wiederkehr", „Ghasel", und das im Folgenden mitgetheilte humoristische Lied:

Und das ist dort und das ist hier,
Der Mensch hat nur zwei Beine,
Und zweimal zwei macht eben vier,
Und dreimal drei macht neune.

Das Einmaleins das geht so fort
Und läuft bis in die Brüche,
Und Wort und Wort und wieder Wort
Sind auch nur eben Sprüche.

Die goldne Gerste auf dem Feld,
Der Bauer mag sie malzen,
Es bleibt am Ende doch die Welt
Verderblich eingesalzen.

In guten Stunden, Himmel, ja,
Da gilt's kein Kopfzerbrechen,
Wer niemals böse Tage sah,
Der hat hier nichts zu sprechen.

Wer nie am Leben hat verzagt,
Das ist und bleibt ein Besen,
Und wer nie seinem Gott geklagt,
Es ist ein Schelm gewesen.

Drum will ich bleiben, was ich bin,
Nichts anderes erwerben,
Ich singe her, ich singe hin,
So will ich eben sterben.

Und muß ich auch zu mancher Zeit
Durch trübes Wasser schwimmen,
Ich bleibe immer doch bereit,
Ein Liedchen anzustimmen.

Unter den „Sonetten" dürften die beiden letzten, „Abendsegen" und „Mnemosyne", vor den andern den Vorzug verdienen. Die „Elegien" enthalten manche schöne Betrachtung und scheinen, weil sie klarer gedacht sind als die frühern Gedichte, der reifsten Periode des Dichters anzugehören. Einen einigermaßen gekünstelten Eindruck machen, ihrer Gattung entsprechend, die Gedichte „Kasside" und „Rubiat". Für das deutsche Ohr berührt schon das Ghasel die Grenze des Erlaubten; was an kunstvollen Formen jenseit dieser Grenze liegt, das ist für uns ungenießbar.

Die „Gedichte" von Karl Buchner (Nr. 2), weiland Justizrath in Darmstadt, sind lyrische Ergüsse eines sehr respectabeln Charakters; sie bekunden einen männlichen Geist und zugleich ein warmes Herz, letzteres namentlich für Vaterland und Heimat, Freundschaft und Liebe. Ein gesinnungsvoller Ernst ist ihnen allen aufgeprägt. Wegen ihres echt patriotischen Tons nennen wir hier mit Auszeichnung die beiden Gedichte „Gesetz und Recht" und „Manche Opponenten" und theilen das ersterwähnte hier mit:

Hell geht ein Klang durch alle deutschen Lande,
Er heißt: Verfassung, Recht!
Um Fürst und Volk schlingt er die festern Bande
Als je um Herrn und Knecht!

Zum Grabe hin von Deutschlands edeln Söhnen,
Zum blutgetränkten Thal,
Geht hell der Klang und pocht in Jubeltönen
An ihrem Todtenmal.

Zum Goldpalast, zu jeder kleinen Hütte,
Wo Deutschlands Marken blühn,
Geht hell der Klang und spricht mit sanfter Bitte
Und spricht gewaltig, kühn.

Selbst nach der Zukunft festverschlossner Pforte
Geht hell der Klang und frei;
Verfassung, Recht! O wahrt die kräft'gen Worte,
Ihr Enkel, wahrt sie treu!

Verfassung, Recht, Gesittung, Freiheit, Leben:
In diesem Zauberkreis
Liegt unsre Grenze, blühen unsre Reben,
Stählt unser Herz sich heiß.

Verfassung, Recht — an diesem Zauberthurme
Zerschellt der Zeiten Sturm;
Und wandelte Europa selbst im Sturme,
Fest steht und stark der Thurm.

Wohl dir, o Fürst, wenn sich in diesem Strahle
Der Krone Schein verklärt;
Für dich und ihn, auf Höhen und im Thale,
Sich Volkeskraft bewährt!

Wohl dir, o Volk, wenn du den Führer achtest,
Den Schirmer deines Rechts,
Nach seiner kräftig edeln Fährte trachtest
Inmitten des Gefechts.

Gesetz und Recht! Ihr all aus deutschem Stamme,
O haltet fest dabei!
Durch alle glüh' die reine, eine Flamme:
Gesittet, edel, frei!

Es weht durch dieses Lied der Hauch der Jahre, in denen es geschrieben wurde, der dreißiger Jahre unsers Säculums, wie denn bei weitem die meisten Gedichte der Sammlung den Stempel einer Zeit tragen, die zwar heute eine überwundene ist, deren schöne und edle Begeisterung für alles Hohe und Große uns aber auch noch heute zu erheben vermag. Die Veteranen der Napoleonischen Kriege werden in Buchner's „Gedichten" manches schöne Erinnerungsblatt finden.

Gustav von Meyern tritt mit einer Sammlung „Altes und Neues" (Nr. 3) vor das Publikum, welche, wie der Titel sagt, Gedichte aus frühern und den jüngsten Jahren zusammenfaßt. Der Dichter bewährt in diesen Gedichten sein längst anerkanntes Talent aufs neue. Dem Inhalt nach sehr vielseitig (es wird uns in fünf Abtheilungen geboten: „Philosophisches", „Episches", „Politisches", „Satirisches" und „Vermischtes"), bekunden sie einen nicht gewöhlichen Gedankenreichthum und sprechen durch den Schmelz der Form zum Herzen. In der Satire ist der Dichter besonders glücklich; stets weiß er das Schwächliche und Lächerliche in Staat und Gesellschaft mittels beißenden Witzes zu treffen und zu geißeln. Wo er reflectirt, ist er indessen nicht immer klar. Der Gedanke tritt nicht stets greifbar hervor. Wo er schildert, stört oft eine unzeitige Zugabe von Reflexionen. Am glänzendsten zeigt sich sein Talent in der philosophischen und in der patriotischen Abtheilung der Gedichte. Unter den Poesien des erstgenannten Genre sind „In dem Anfang sieh das Ende", „Wiedersehen", „Weise Schranken", „Freiheit" und einige andere von hohem Schwung und edelm Geiste erfüllt. Die politische Rubrik hat einige Proben wahrhaft schlagender und geharnischter Poesie aufzuweisen, wie z. B. „Sei der erste", „Logik", „Herunter vom Sattel den Reiter", „Die Schmiede von Weißen-

burg" und „Sie sangen die Marseillaise". Unter den Monatsmärchen hat uns namentlich das Märchen vom Mai sehr angesprochen. Als die Perle der Sammlung möchten wir das sehr schöne Gedicht „Allliebe" bezeichnen. Es lautet:

Allliebe saß und weinte
Im hohen Himmelsrath,
Weil, wie die Aermste meinte,
Nur sie vergeblich bat;

Die bei der Welt Gestaltung
Des Schöpfers Liebling war,
Erschien ihm zur Verwaltung
Zu mild und wandelbar.

Und thut es ihm auch wehe,
Daß er sie trauern sieht,
Stets will er, daß geschehe,
Was ihm Allweisheit rieth;

Nun wähnt vom Himmelsreiche
Die Aermste sich verbannt
Und senkt die Stirn, die bleiche,
Auf ihre Rosenhand:

„So kehrst du mir den Rücken,
Mein Vater?" — klagt sie laut —
„Ich soll nicht mehr beglücken,
Was ich mit dir erbaut?

„Ich soll nur noch von ferne
Die Schwestern walten sehn,
Wenn all die schönen Sterne
Nach mir um Liebe flehn?

„Wenn sich der Schrei der Schmerzen
Am ew'gen Steingesicht
Und an dem Marmorherzen
Der Schwester «Weisheit» bricht?

„Wenn wo ein Sünder offen
Bereut und an mich glaubt,
Auch noch das letzte Hoffen
«Gerechtigkeit» ihm raubt?

„O laß dein Werk mich krönen!
Es ist ja mein Beruf,
Die Leiden zu versöhnen,
Die fremde Härte schuf.

„O laß mein Feuer strahlen,
Denn, wird es mir verwehrt,
So weißt du, daß in Qualen
Es noch mich selbst verzehrt!"

Da spricht der Herr der Welten:
„Steh' ab, geliebtes Kind,
Nicht grausam sollst du schelten,
Die meine Stützen sind,

„Du hast zu viel der Schätze
Und gibst davon zu viel,
Die Welt ruht im Gesetze,
Im weisen «Maß und Ziel»!

„Allweisheit hat's erfunden,
Und Allmacht fügt sich drein,
Denn wie die Welt gebunden,
So muß auch ich es sein!

„Doch tröste dich und hoffe,
Auch deiner ward gedacht,
Nur für die Welt der Stoffe
Entzieh' ich dir die Macht,

„Was Seelenlicht getrunken,
Es fühlt sauch Liebeslust,
Es trägt schon deinen Funken,
Was athmet, in der Brust.

„Doch wenn der Stoff begraben,
Mit dem die Seele rang,
Dann sollst du ganz sie haben
Dein ew'ges Leben lang!"

Das ist echte philosophische Poesie. Keine Spur von didaktischem und doctrinärem Beiwerk; alles Lehrhafte ist aufgelöst in Poesie und Wohlklang, in Anschaulichkeit und Schönheit.

Neben den abgeklärten Poesien Gustav von Meyern's nehmen sich die oft sehr barocken „Gedichte" von Oskar Riecke (Nr. 4) allerdings etwas sonderbar aus, aber — es steckt doch etwas dahinter, trotz ihrer Sonderbarkeiten und Auswüchse. Riecke ist ein Originalkopf, aber nein! er ist zugleich eine halbe Copie, und zwar eine nach Heine. Mystisch verworrene, aber oft recht sinnreiche Phantasien und eigenartige Gedanken einerseits, Heine'sche Reminiscenzen andererseits — das ist Riecke. Manches in diesen Gedichten, die um mehrere schwache Reimereien hätten gekürzt werden sollen, ist gesucht und manierirt, unreif und unklar; unbedeutend sind die Liebeslieder und ganz besonders die Weinlieder. Als Probe theilen wir hier das folgende kleine Lied mit:

Wildes Meer tobt mir im Herzen,
Aber milde doch zugleich,
Wild und tödtend sind die Schmerzen,
Doch die Freuden mild und weich.

Und auf diesem wilden Meere
Viele Schifflein schwanken,
Eine wildumtoste Fähre
Trägt die Liebesgedanken.

Liebchen, deine Augen spiegeln
Sich im Meere wieder
Und auf Regenbogenflügeln
Schwingen sich meine Lieder.

In der Form sind die Riecke'schen Lieder nicht immer correct.

„Gedichte" von Karl Oberleitner (Nr. 5) — wohlgemeint, aber ohne den Reiz der Eigenartigkeit. Tausendmal dagewesene Themata, wie Lenz, Liebe und Natur, dazu Wendungen und Ausdrücke, welche nicht selten mit der Grammatik in Conflict gerathen — was ist da zu loben? Es finden sich übrigens Schnitzer wie: „ohne Gefrornem, Thee und Festgedichten". Derartige Reime auf Kosten der Formlehre sind denn doch unerlaubt und dürfen nicht ungestraft gedruckt werden.

Auf gespanntem Fuße mit dem Reime lebt auch Friedrich Ritter von Hentl, welcher in seinen „Gedichten" (Nr. 6) die im übrigen gut gehandhabte Form nach dieser Seite hin etwas salop behandelt. Hentl's „Gedichte" sprechen übrigens wegen des milden Geistes der Humanität, der in ihnen waltet, sehr an und enthalten manches Schöne wie: „Ein Wort an meine Söhne" und „Ein stilles Tagewerk". Echte Herzensfrömmigkeit, fern von aller Muckerei, einfach und treuherzig, spricht aus mehrern der Hentl'schen Gedichte, wie denn alles Gewaltsame und Exaltirte diesen Ausflüssen reinster Herzenspoesie fern bleibt. Einen Platz möge hier finden:

Ein Mahnwort.

Laß von der Wissenschaft dich nicht beirren,
Nimm dankbar ihre schönen Gaben an,
Sie wird dir manches Räthselwort entwirren,
Wenn die Natur beleuchtet ihre Bahn;

Doch überhöre nie des Herzens Stimme,
Des Daseins tiefstes Räthsel löst nur sie;
Von seinem ewig unfaßbaren Grimme
Befreit die Liebe nur und Phantasie.

O, laß dir nicht dein beßres Selbst entringen,
Wenn man das Leben braut aus Stoff und Kraft,
Wenn man dem Geiste nimmt die eignen Schwingen,
Nicht sehen will, was Liebe wirkt und schafft.
Vom Boden der Natur dich loszuheben,
Von deiner Mutter Schos, vermagst du nicht;
Du kannst nicht über ihr im Leeren schweben,
Doch fühlst im Innern du ein eignes Licht.

Laß dich zu tief nicht in das Dunkel hetzen,
Worin Natur den Geist gefangen hält;
Vernimm, nach oben blickend, ohn' Entsetzen,
Was man von deinem Stammbaum dir erzählt;
Du kannst entringen dich den schnöden Banden,
Zwei Stimmen sind zu helfen dir bereit:
Die Stimme der Geschichte, recht verstanden,
Und deines Innern sicheres Geleit.

Kann das Prophetenwort allein dich stärken,
Das aus dem Menschengeiste zu uns spricht:
In Dante's, Shakspeare's, Schiller's, Goethe's Werken
Ist es erblüht zu himmlischem Gedicht;
Und fühlst im Reich des Worts du noch ein Schwanken,
So wende dich vertrauend an den Ton;
Er zieht ins Innre den Gedanken
Und führt ihn vor der Liebe ew'gen Thron.

Wenn Bach's und Händel's Schwingen sich entfalten,
Beethoven's Symphonie den Himmel streift,
Der „Zauberflöte" heil'ge Klänge walten,
Ein Schubert-Lied dir in die Seele greift,
Die „Jahreszeiten" ew'ge Jugend bringen,
Gott selbst dich grüßt im alten Kirchenlied,
Dann kann dich die Natur nicht länger zwingen,
In ihr zu sehn — mehr als ein Bindeglied.

Diese Propaganda für die Musik, welche in den letzten Strophen des Gedichts hervortritt, kehrt in den Poesien Hentl's häufig wieder.

Voll religiösen Geistes, wie die eben gewürdigte Sammlung, sind auch die „Sonettenbilder" von **Ludwig Maurer** (Nr. 7). Sie athmen Innigkeit und Wärme des Gefühls, bewegen sich indessen mitunter in etwas gewagten Gedankencombinationen und sind in ihrer Dialektik nicht immer leicht faßlich, wie es sich für ein Gedicht ziemt. Schön ist das Sonett „Der Liebe Opfer", tief empfunden das folgende:

Muttersonne.

Du allertiefste See und ewig klare:
Du Liebe, der auf Erden gleichet keine,
Du Freudenquelle, nie verschloßne, reine,
Du goldne Leuchte meiner Jugendjahre —

O Mutter! Als ich folgte deiner Bahre,
Dem nassen Blicke war's beim Tagesscheine,
Als ob die Nacht sich mit dem Licht vereine,
Als ob die Sonne mit zur Grube fahre.

Doch diese — hört sie auf, ihr Licht zu geben?
Das Mondlicht dort, so mild und sanft empfunden,
Bezeugt auch der Entschwundnen Licht und Leben!

O Muttersonne, auch im Grab entschwunden,
Du hörst nicht auf wie Mondlicht zu umschweben
Mich sanft und mild in nächtlich dunkeln Stunden!

Solcher Stimmungsbilder enthalten die Sonette mehrere. Die Sammlung würde indessen, unserer Meinung nach, an wirkungsvoller Bedeutung gewonnen haben, wenn einige weniger gelungene Sonette fortgeblieben wären. Nichtsdestoweniger empfehlen wir Maurer's „Sonettenbilder" der Beachtung des Lesepublikums.

Ernst Ranke's „Lieder aus großer Zeit" (Nr. 8) sind von wahrer Begeisterung eingegeben, wie viele Beispiele bezeugen könnten. Sie enthalten ausschließlich Liederblüten aus dem deutsch-französischen Kriege des Jahres 1870—71 und bekunden ein hübsches Talent und einen akademisch gebildeten Kopf. Wir beschränken uns darauf, hier nur das nachstehende Lied mitzutheilen:

Deutsches Danklied.

Wallt frohlockend, heil'ge Weisen,
Himmelwärts,
Hochzupreisen
Gottes Macht und Gottes Königsherz!

Nach dem Dräun der Wetterwolke
Glänzt vom Herrn
Unserm Volke
Des ersehnten Friedens edler Stern.

Als es kund ward, daß uns drohe
Welscher Trug —
Wie die Lohe
Deutschen Zorns da aus dem Herzen schlug!

Vor der Glut ward fränk'scher Scharen
Stolz zu Spott —
Und wir waren
Deines Zorns Vollstrecker, Herr und Gott!

Finstre Tiefe! Ohne Wahrung
Schien des Rechts
Offenbarung.
Da erschienst du, Retter des Geschlechts!

Deines Richtschwerts furchtbar Funkeln
War zu schaun;
Noch umdunkeln
Unsern Feind Schmach, Irrwahn, Nacht und Graun.

Herr, solang' in stiller Klarheit
Sterne gehn,
Laß der Wahrheit
Sternenhauch durch unsre Seelen wehn!

Und solang' uns, Herr, dein Morgen
Licht verleiht,
Laß uns sorgen,
Daß wir Söhne sei'n der Sonnenzeit!

Außer diesem Liede erwähnen wir unter den Gedichten Ranke's noch das seiner Mutter gewidmete, „Vergangenheit und Gegenwart", mit Auszeichnung.

Von **Fritz Keppler** liegen uns Lieder unter dem Titel „Wilde Rosen" (Nr. 9) vor. Keppler ist durch anderweitige literarische Leistungen dem lesenden Publikum bereits als ein talentvoller Dichter vortheilhaft bekannt. Diese kleinen Lieder, welche sich mit Recht „Wilde Rosen" nennen, sind geeignet, seinen Namen noch beliebter zu machen. Sie haben die Vorzüge der Frische und Anmuth entschieden für sich und sind oft von musikalischem Schmelz. Bedeutender Gedankengehalt wohnt ihnen freilich nicht inne. „Ein Schuldbuch meiner Jugendsünden" nennt Keppler diese Sammlung in einem einleitenden Gedichte. Und in der That, fast gemahnt uns das Buch wie ein Schuldbuch. Es ist seit Heine Mode geworden, daß unsere Poeten ihre Sünden, namentlich die in venere, gewissenhaft buchen und ein förmliches gereimtes Register derselben unter die Leute bringen, auf dem, wenn auch nicht à la Don Juan tausendundeine,

so doch ein hübsches Contingent von Schönen verzeichnet steht. Keppler huldigt auch dieser Mode, die nachgerade einmal wieder unmodern werden sollte. Zu viel Sinnenglut und unverschleiertes Begehren herrscht in diesen Liedern — etwas mehr Innerlichkeit wäre ihnen um so mehr zu wünschen, als es dem Verfasser an Talent entschieden nicht mangelt, wie das folgende Sonett beweisen möge:

Einem tauben Mädchen.

Ich kann dir freilich nicht mit Worten sagen,
Daß ich dir bin von ganzer Seele gut,
Daß nur dein Bild in meinem Herzen ruht,
Und daß ich ewig es darin will tragen.

Du hörst ja nicht der Liebe schüchtern Fragen;
Doch leg' die Hand aufs Herz mir, fühl' die Glut,
Die dir entgegenströmt mit meinem Blut,
Fühl' sie an meines Herzens stärkerm Schlagen!

Ist nicht das sanftre Leuchten meines Blickes
Für deine Augen eine laute Mahnung,
Daß du der Urquell meines Lebensglückes?

O laß durch meines Mundes weichstes Lächeln,
Durch meines Kusses Glut dir eine Ahnung
Von meiner Liebe in die Seele fächeln!

„Geständniß" und andere leichtgeschürzte Lieder sind von seltenem Duft und fordern unabweislich zur Composition auf — gewiß das beste Zeugniß für einen Liederdichter.

Die Zahl der Anthologien und poetischen Blumenlesen ist in der deutschen Literatur eine nicht kleine, und jedes Jahr bringt deren neue. Es ist daher schwer für ein Werk dieser Art, sich ein Publikum zu erringen. Gutes und Bestes verliert sich oft in der Flut des bereits Vorhandenen und des neu Nachwachsenden. Möge dieses Los dem „Lebenstrost" von Friedrich Abl (Nr. 10) erspart bleiben! Denn diese Anthologie ist ein wirklich gutes Buch. Sie enthält in trefflicher Anordnung Sprüche in Versen und in Prosa von Dichtern und Schriftstellern aus alter und neuer Zeit, und zwar nicht nur von deutschen, sondern auch von ausländischen Notabilitäten der Literatur. Das elegant ausgestattete Buch zeigt in alphabetischer Ordnung eine Menge von Rubriken, von welchen reich vertreten sind: „Religion", „Gott", „Natur", „Mensch", „Leben", „Wahrheit", „Charakter", „Schicksal", „Hoffnung", „Herz", „Liebe", „Freundschaft", „Freude" und — worauf der Sammler im Vorwort noch besonders aufmerksam macht — am allerreichhaltigsten: „Arbeit". „Tüchtige freudige Arbeit", heißt es dort, „ist immer der beste und sicherste Lebenstrost gewesen", ein Ausspruch, den jeder Denkende gewiß unterschreiben wird.

Der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy haben wir bereits früher in d. Bl. als einer talentvollen Dichterin rühmend gedacht. Dieselbe publicirt nunmehr die dritte Folge ihrer Gedichte „Erlebtes und Erdachtes" (Nr. 11). Diese neue Serie enthält die Abtheilungen „Naturbilder und Naturbetrachtungen", „Vermischte Gedichte" und „Uebersetzungen". Wie alles Frühere von der Gräfin Wickenburg-Almásy, so documentiren auch diese Gedichte ein inniges Gemüthsleben und einen hochgebildeten Geist, der selbst denkt und allem, was er schafft, den eigenen Stempel aufprägt. In der Form sind diese Dichtungen ausnahmslos sehr gewandt und anmuthend. Schön sind, um nur einige Beispiele anzuführen, die Lieder: „Wir fanden uns und liebten uns" und „Venedig"; ersteres erfreut durch den knappen und doch hochpoetischen Ausdruck des tiefinnigen Gefühls der Liebe und Hochachtung, letzteres durch Farbenpracht und Plastik. Das längere Gedicht „Die Seeschlacht" leiht einem sehr interessanten Gegenstande einen schönen, echt dichterischen Ausdruck. Als das schönste unter den Gedichten dieser Sammlung muß indessen wol das folgende stimmungsvolle und schwunghafte Lied bezeichnet werden, welches etwas Gewaltiges, Monumentales hat und vielleicht als der glücklichste Wurf angesehen werden muß, den unsere Dichterin jemals gethan hat:

Dem geheimnißvollen Rauschen
Deiner Flügel laß mich lauschen,
Weltgeist, einen Augenblick!
Laß mich einmal dich umklammern,
Dringen in die dunkeln Kammern,
Wo du webest das Geschick!

Einmal sollst du dich erfassen,
Einmal nur mich blicken lassen
In dein unbegreiflich Herz.
Deines Wortes Zaubersegen
Soll sich in die Brust mir prägen
Dauernd, wie in Gold und Erz.

Sag' mir, sag', wie kannst du sehen
Rasch und blutig untergehen,
Was du langsam aufgebaut?
Sehen, wie die rohe Stärke
Stürzt das schönste deiner Werke,
Eh' die Nacht zum Morgen graut?

Sag' — seit die Gestirne glühen,
Sag', was war dein großes Mühen,
Als die Saat der Menschlichkeit,
Wo sie keimte, zu ergreifen,
Stetig sie heranzureifen,
Bis Vollkommenheit sie weiht.

Und das Werk von Ewigkeiten
Läßt du wieder rückwärts schreiten,
Bis der Mensch das Thier erreicht?
Bis die sanft geweckte Liebe
Schwindet vor dem Waffenhiebe
Und der alten Feindschaft weicht?

Kannst du, magst du's nicht verhindern,
Daß sich unter deinen Kindern
Wild entzünde Bruderstreit?
Kannst du stehen ohne Weinen
Auf dem Grab des ewig Reinen,
Auf dem Grab der Menschlichkeit?

Dieses Wort, das seit Aeonen
Deine Hand in Millionen
Warmer Menschenherzen schrieb,
Willst du grausam selber streichen,
Bis das Blut unzähl'ger Leichen
Auch die letzte Spur vertrieb?

Aber nein, zu tief gegraben
Mußt du dieses Zeichen haben,
Und mein Glaube dran steht fest,
Denn du selbst kannst ihn nicht beugen,
Meine Thränen sind mir Zeugen,
Daß sich's nicht verwischen läßt.

Trotzend der Geschicke Wendung,
Seh' ich ahnend die Vollendung
Und den Segensstrahl des Lichts.
Welt, beschließ die große Gärung
Mit vollkommener Verklärung,
Oder sink zurück ins Nichts!

Niemand wird sich dem Zauber dieser hochpathetischen Ode verschließen können. Die vorliegende Sammlung enthält noch mehrere Proben solcher schwunghaften Lyrik, und wir stehen daher nicht an, der Dichterin unter den gleichstrebenden Talenten der Gegenwart einen hohen Platz anzuweisen. Die den Schluß der Sammlung bildenden Uebersetzungen bringen Lieder aus dem Französischen (von Arnault, Alfred de Musset und Dupont) und aus dem Englischen (nach Longfellow, Whittier, Cullen Bryant und Buchanan); dieselben lesen sich wie Originale und stellen dem Aneignungsvermögen und der Formgewandtheit der Uebersetzerin ein glänzendes Zeugniß aus. Besonders interessant sind unter diesen Uebertragungen die Whittier'schen Lieder und das Buchanan'sche „Nachtbild aus London". Einem bedeutungsvollen Gedanken leiht ferner Arnault's „Das dürre Blatt" Ausdruck.

Möge auch diese dritte Folge von „Erlebtes und Erdachtes" die verdiente Verbreitung finden! In unserer vielbeschäftigten Zeit, die nur für das Thatsächliche ein reges Interesse hat, stirbt das Verständniß für diejenige Dichtungsart, welche blos in der Empfindung wurzelt, für die Lyrik, immer mehr ab, und das Bedürfniß nach derselben ist nahezu ganz geschwunden. Um so mehr ist es eine Pflicht der Kritik, nachdrücklich auf die bedeutendern lyrischen Talente der Gegenwart hinzuweisen. Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy, wir wiederholen es, ist ein solches Talent. Nicht ohne Absicht haben wir die Besprechung ihrer Gedichte uns bis an den Schluß — last not least — dieser Revue aufgespart; wir thaten es, damit unser Hinweis auf dieselben sich dem Gedächtniß des Lesers um so fester einprägen möge.

Ernst Ziel.

Die Literatur des „neuen Glaubens".

(Beschluß aus Nr. 48.)

1. Das neue Wissen und der neue Glaube. Mit besonderer Berücksichtigung von D. F. Strauß' neuester Schrift: „Der alte und der neue Glaube." Von J. Frohschammer. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr.
2. Der alte und der neue Glaube. Betrachtungen über David Friedrich Strauß' Bekenntniß von Jürgen Bona Meyer. Bonn, A. Marcus. 1873. 8. 15 Ngr.
3. Der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß als Antwort auf David Friedrich Strauß. Von Ludwig Weis. Berlin, Henschel. 1873. 8. 24 Ngr.
4. Der neue Glaube des D. F. Strauß, ein naturwissenschaftlicher Aberglaube. Kritisch beleuchtet von E. Zirngiebl. Berlin, Henschel. 1873. 8. 12 Ngr.
5. Der alte und der neue Glaube. Vortrag über das neueste Buch von Strauß gehalten im Protestantenverein zu Hamburg den 12. December 1872 von Hermann Spörri. Zweite Auflage. Hamburg, Seippel u. Leopoldt. 1873. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
6. Dr. Fr. Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse. Zwei kritische Abhandlungen von L. W. E. Rauwenhoff und F. Nippold. Leipzig, Richter u. Harrassowitz. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Unzeitgemäße Betrachtungen von Friedrich Nietzsche. Erstes Stück: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller. Leipzig, Fritzsch. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.
8. Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung. Ein kritisches Manifest an ihre Gegner und Bericht über die Hauptaufgaben gegenwärtiger Speculation von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Schrift von Zirngiebl (Nr. 4) kündigt sich als eine wesentlich naturwissenschaftliche Kritik von Strauß an, und zwar anfangs in sehr bescheidener Form:

Ich möchte mir eine Kritik des neuen Glaubens in der ihm von D. F. Strauß gegebenen Form um so weniger nehmen lassen, als ich in demselben keine sichere Gewähr für eine feste sittliche Grundlage der Gesellschaft sehe und deshalb eine rücksichtslose Prüfung seiner Principien und Schlußfolgerungen schon um des Menschen selbst willen für geboten erachte. Die Fragen, welche hier in Betracht kommen, greifen entschieden in den Fortgang unsers Culturlebens ein; der Sieg der Principien, welche Strauß vertritt, bedeutet den Anfang einer Ernüchterung der Menschheit, dessen Folgen gar nicht abzusehen sind. Freilich, wenn die Principien wahr sind, müssen wir uns auch den Consequenzen beugen. Aber liegt in solchen Principien wirklich der Urgrund aller Wahrheit? Ein Zweifel hierüber ist doch wol berechtigt! Die Bedenken eines zweifelnden Geistes in Sachen des „neuen Glaubens" sind im Folgenden niedergelegt. Auch für diese Kritik — so vertraue ich — liegt wie für jede andere die beste Entschuldigung in dem Schwergewicht der Tagesfrage selbst.

Während der Ausführung seiner Skrupel und Zweifel erhitzt sich aber der Verfasser so, daß er am Schlusse seiner Schrift ausruft:

Wehe dem, der unbedacht und ohne tiefe Ueberzeugung — vielleicht nur getrieben von einem Haschen nach Popularität — solches Glauben durch seine Autorität stützt und verbreitet! Und ich glaube fast, daß D. Strauß diese schwere Schuld zu tragen habe.

D. Strauß hat nur den egoistisch-atheistischen Geist der Zeit, an dem, wie an einem schleichenden Fieber, die Massen fast aller Stände kranken, ohne alle kritische Sichtung und Untersuchung der Gründe zum gemeinverständlichen, wenn auch immerhin individuell gefärbten Ausdruck gebracht. Dies resultirt auch aus dem Verlauf des bisherigen wissenschaftlichen Kampfes. Der „neue Glaube" bestand nicht vor der rücksichtslosen Kritik. Selbst die Beihülfe verschiedener „moderner Naturforscher" hat ihm mehr Schaden als Nutzen gebracht. Es ist im Verlauf solcher Vertheidigung von Tag zu Tag auffälliger geworden, daß dieser Glaube nichts ist und auch nichts sein kann als ein dem kirchlichen Aberglauben antipodisch entgegengestellter naturwissenschaftlicher Aberglaube.

Zirngiebl stimmt im Princip mit Ludwig Weis überein; er findet die Strauß'sche Schöpfungsgeschichte nicht minder wunderbar, nicht begreiflicher als die biblische Erzählung von der Welterschaffung. Das bezieht sich besonders auf seinen Weltschöpfungsroman, auf den Hervorgang des Lebens aus dem sogenannten Leblosen u. s. f. Auch sucht Zirngiebl ähnlich wie Weis die innern Widersprüche in der Strauß'schen Ethik hervorzuheben. Strauß erhebe Universum und Gattung zu wirkenden Ursachen, obgleich sein ganzes System diesem Act widerstrebe. Er sehe eine gewisse ihm völlig außer Händen

gerathene Religion und Sittlichkeit für unentbehrlich an als conservative Elemente für die gesellschaftliche Ordnung. Zirngiebl faßt das Resultat seiner Kritik in die Worte zusammen:

Wie Strauß das Leben geordnet wissen will, und wie er die Welt begreift, sind widersprechende Dinge. Wenn unserer Welt Anfang das Verbrennungsproduct einer frühern Welt ist, und wenn dies Product nur zerstreute sich gegenseitig wieder anziehende „physikalische Atome" sind; wenn diese Atome ohne ein sie treibendes Princip der Vervollkommnung auf dem Wege immer mehr sich verwickelnder mechanischer Zusammenfügungen dahin gekommen sind, wo heute die Erdentwickelung steht; wenn sie ziellos ein Ziel erreicht haben, und das Ziel nur da ist, weil es eben da ist; wenn unsere Erdentwickelung zwecklos ist in ihrem Anfang, in ihrem Fortgang und ihrem Ende; wenn der Werdeproceß unsers Sonnensystems weder für das Universum noch für sich selbst einen dauernden Zweck hat; wenn die Genesis einzig darin gründet, daß der „unendlich bewegte Stoff" zufällig diesen vorübergehenden Kreisel gemacht hat, und wenn das der wahre Weltbegriff ist: dann ist das Universum als Urquell alles Lebens und aller Vernunft Hirngespinst, und Hirngespinst jeder Fortschritt vom thierischen Kampf ums Dasein zum Sittengebot, in welchem das Recht der Gattung zur Norm des Individuums erhoben ist; dann haben wir eine Weltanschauung, welche jeder principiellen Idee bar ist, und in welche auch hinterher vernünftigerweise gar keine Idee mehr hineingetragen werden kann. Wo solch eine Welt mit Ideen behangen worden ist, da erweisen sich diese augenblicklich als ungehöriges und unberechtigtes Flitterwerk, da führen ihre Consequenzen von selbst ad absurdum. Entweder die „neue Lehre" oder diese Ideen sind absurd.

Der neue Glaube von Strauß fußt nach Zirngiebl auf demselben Princip wie der vom Vatican decretirte Glaube:

Nicht minder nämlich als die neuen vaticanischen Dogmen offenbarte die Aufnahme, welche der „neue Glaube" fand, einen Boden tiefer religiöser Fäulniß und das Vorhandensein eines unausrottbaren Aberglaubens in der Menschennatur.

Es sind dies Uebertreibungen, die sich selbst richten. Zwischen der Polemik eines Schriftstellers, der seine Anschauungen energisch gegen Andersdenkende vertheidigt, und den Beschlüssen eines Concils, welche eine die Gewissen bindende Gewalt in Anspruch nehmen, ist unserer Ansicht nach ein großer Unterschied. Auch der vorher erwähnte Nachweis der Widersprüche in Strauß geht weit über alles Maß hinaus; warum soll z. B. das Recht der Gattung nicht zur Norm für das Individuum erhoben werden können, auch wenn die Genesis der Erde, der Sonne u. s. w. auf physikalischem, selbst mechanischem Wege erklärt wird und wenn dieser Werdeproceß zwecklos erscheint? Die Moral soll doch das Leben der Gegenwart regeln und nicht wie ein hölzerner Wegweiser in den blauen Dunst einer Zukunft hinweisen, in welcher die Ziele und Zwecke der Menschheit liegen sollen.

Der Prediger Hermann Spörri stellt sich in seiner Schrift über Strauß (Nr. 5), welche nicht ohne Wärme und mit unleugbarer Prägnanz des Ausdrucks geschrieben ist, auf einen freien theologischen Standpunkt; er dankt Strauß sogar für seine frühern Schriften, für das Tagewerk seines Lebens, für alles was er geschrieben hat ohne Verbitterung, aus reinem Drang, denn er ist der Ansicht, daß das Christenthum die kühnste Kritik nicht blos verträgt, sondern fordert. Er erklärt auch, wo er die Feier der christlichen Feste bespricht, er habe seine Zuhörer nie darüber im Unklaren gelassen, daß er in den Thatsachen, welche diese Feste feiern, keine Wunder sehe. Was die Art und Weise der von Strauß geübten Kritik betrifft, so meint Spörri:

Derselbe Strauß, welcher in seinem ersten „Leben Jesu" die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts meinte überwunden zu haben, zeigt sich nun doch hier ganz und gar befangen in der Schranke derselben. Da ist doch ganz und gar keine Spur von irgendeiner Versetzungsfähigkeit in die geschichtlichen Bedingungen einer frühern Zeit, gar kein Sinn, die wahrhaft religiösen Pulse durch jene starre Formen hindurch schlagen zu hören, gar kein Versuch uns zu zeigen, wie denn jemals die idealen Interessen der Menschheit in jene uns entfremdeten Gebilde sich niederlassen konnten. Das alles, meint er, gehöre in die Kirchengeschichte. Es gehörte aber recht eigentlich in dieses Buch, denn von dem Ergebniß einer solchen Untersuchung hängt es eben ab, wie weit wir noch eine historische Continuität mit der christlichen Vergangenheit in Anspruch nehmen dürfen. Es ist im Gegentheil wiederum so recht in der ungeschichtlichen Weise der alten Aufklärungszeit sein eifrigstes Bestreben, große weltgeschichtliche Bewegungen auf möglichst triviale und erbärmliche Motive, z. B. die Entwickelung des Christenthums auf einen welthistorischen Humbug zurückzuführen. Die ganze Weltanschauung des Verfassers ist darauf gerichtet, große Wirkungen aus kleinen Ursachen, das Höchste aus dem Niedrigsten, die Qualität aus der Quantität abzuleiten, die Veranlassung eines Geschehens für seinen wirklichen Grund, die Gestalt, in der ein Princip zuerst auftritt, für dieses selbst zu nehmen, überall Grund- und Urformen aufzusuchen, zu denen sich die entwickeltern Bildungen nur wie mehr oder weniger zufällige Mischformen verhalten.

Das Recht zur Umdeutung, d. h. zur Vergeistigung und Verklärung überlieferter Religionsformen geht nach Spörri aus dem Princip des Christenthums selber hervor. In solcher Umdeutung, welche im Spiegel und im dunkeln Wort unvollkommener Glaubensformen das Bild der Erfüllung schaut, sieht Spörri erst die rechte Deutung.

Von der Religiosität von Strauß gibt Spörri zu, daß sie an Schleiermacher anknüpfe. Doch das Unwesen, wie Strauß es faßt, sei gar kein Begriff, nur der substantivische Ausdruck für die unbefriedigte Arbeit des Menschengeistes, in endloser Addition, Kraft an Kraft und Erscheinung an Erscheinung zu reihen. Ueberhaupt werde der Mensch gerade dadurch zur Religion getrieben, daß er aus diesem ruhe- und endlosen Kreislauf, aus diesem auf- und abwogenden Meer des Daseins sich herauszuflüchten suche in ein Letztes und Unbedingtes, in dem er ruhen, auf das er sich stützen, dem er auch danken kann. Der Theismus, den Spörri vertritt, geht im Grunde aus einem Bedürfniß des menschlichen Gemüths hervor. Die Inconsequenzen des letzten Abschnitts der Schrift von Strauß hebt er, wie die Mehrzahl der Kritiker, mit Schärfe hervor; das Mysterium der Monarchie ist ihm besonders willkommen für seine kritischen Randglossen:

Wenn er seine Auseinandersetzung damit beginnt, daß in der Monarchie immer etwas Räthselhaftes, ja scheinbar Absurdes sei, daß aber gerade darin das Geheimniß ihres Vorzugs liege, weil jedes Mysterium absurd erscheine und es doch nichts Tieferes gebe, weder Leben, noch Kunst, noch Staat, ohne Mysterium, so fragen wir erstaunt, warum denn nicht auch die Religion, in der doch das Mysterium von jeher heimisch

gewesen, auf diesen Vorzug Anspruch machen dürfe. Und auch was das Absurde betrifft, so haben wir dafür ja ein so prägnantes Wort von dem alten Kirchenlehrer Tertullian: credo quia absurdum; warum hat Strauß den ersten Theil seines Buchs nicht danach umgearbeitet? Es ist, wie wenn die mystische Ader, welche in Strauß' religiöser Weltanschauung so fest unterbunden ist, nur um so voller in seinem politischen Glauben schlüge; und es scheint der alte Erfahrungssatz dadurch bestätigt zu werden, daß, wenn ein integrirender Theil des menschlichen Lebens an seiner naturgemäßen Stelle zurückgedrängt wird, er sich zur Strafe unorganisch an einer andern Stelle Geltung verschafft.

Eine Widerlegung von Strauß ist die kleine Schrift nicht; sie ist das abweichende Bekenntniß eines Theologen, der den Orthodoxen gewiß als ein arger Ketzer erscheinen wird.

Die Doppelschrift von L. W. E. **Rauwenhoff** und F. **Nippold** (Nr. 6) enthält eine selbständige Kritik des Werks von Strauß von dem ersten, und ein zusammenfassendes Résumé der Strauß-Literatur, d. h. der bisher erschienenen Antikritiken jenes Werks von dem zweiten Verfasser.

Rauwenhoff, Professor der Theologie in Leyden, beginnt mit der Mittheilung, daß die Schrift von Strauß in Holland zahlreiche Leser gefunden habe, und mit der Anerkennung, daß dieselbe eine große Bedeutung in dem Entwickelungsgang unserer gebildeten Zeitgenossen erlangen dürfte — ein Zugeständniß, welches die Mehrzahl der vornehm absprechenden deutschen Theisten diesem Werke versagt. Er billigt weiterhin sogar die Einwendungen gegen das kirchliche Christenthum, indem auch er alles Kirchliche viel mehr für ein Hinderniß als für ein Hülfsmittel des gesunden religiösen Lebens ansieht. Rauwenhoff vergleicht dann das erste „Leben Jesu“ von Strauß, besonders aber die Selbstgespräche über „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum“ mit dieser neuesten Schrift, in welcher allerdings das Bleibende nicht bedeutend genug erscheint, um für Gleichgesinnte noch den Anspruch auf die Zugehörigkeit zum christlichen Bekenntniß zu rechtfertigen. Damals blieb aus dem religiösen Zerfall noch der Cultus des Genius übrig, und Christus war für Strauß ein religiöser Genius. Damals behauptete er, die Menschheit werde nie ohne Christum sein; denn Religion haben wollen ohne Christus wäre nicht minder widersinnig, als sich der Poesie erfreuen wollen ohne Bezugnahme auf Homer, Shakspeare u. a. Rauwenhoff fühlte sich, als er nun das neue Werk von Strauß in die Hand nahm, sehr enttäuscht; er erwartete noch mehr Bleibendes in dem Vergänglichen nachgewiesen zu sehen, statt dessen empfand er nur einen „peinlichen Eindruck“ bei der Lektüre, obgleich das „literarische Talent“ des Schriftstellers wol dasselbe, der Reichthum des Inhalts wol ebenso groß wie früher, vielleicht noch größer sei. Er will nachweisen, daß die Folgerungen von Strauß nicht stichhaltig seien. Die Frage: Sind wir noch Christen? macht Rauwenhoff ähnlich wie Dove davon abhängig, ob wir, wenn wir Religion haben, uns mit ihr an die Entwickelungslinie anschließen können, welche in Jesus ihren Anfang hat und durch die ganze Geschichte bis auf unsere Zeit sich hindurchzieht. Die Ansichten Jesu, dessen Bild Strauß überdies ex animo irato entworfen habe, seien hierfür nicht entscheidend. Hierauf ist zu entgegnen, daß Strauß sowol die kirchliche Entwickelung des Christenthums als auch die neuesten Auffassungen des Rationalismus u. s. f. sehr eingehend kritisirt hat, ehe er sein Endurtheil über das Christenthum aussprach. Rauwenhoff kommt so weit entgegen, daß er erklärt, das kirchliche Christenthum müsse sich einer vollständigen Wiedergeburt unterziehen, um die Religion der Gegenwart sein zu können. Strauß würde vielleicht, was diese Wiedergeburt betrifft, in sehr vielen Punkten mit seinem Kritiker übereinstimmen, nur daß er eben das kirchliche Christenthum für die historische Entwickelung des Christenthums hält und gegen eine Rückkehr zum Urchristenthum sich deshalb erklärt, weil es uns in schwankender Gestalt überliefert worden und weil das Verdienstliche und Edle desselben überdies nicht eigenartig genug sei, um eine Rückkehr zu ihm zu rechtfertigen.

Was den Haupteinwand Rauwenhoff's und der meisten Kritiker betrifft, die geistige Entwickelung der Neuzeit habe sich auf dem Boden des Christenthums vollzogen, so ist dies insoweit eine Thatsache, als das Christenthum die kirchlichen Grundlagen der modernen Erziehung und des modernen Lebens hergibt. Daß sich die Entwickelung der Wissenschaft im Gegensatz gegen das Christenthum vollzogen hat, das beweisen doch wol Galilei, Giordano Bruno und hundert andere, und wenn die modernen Aufklärer behaupten, die Kirche sei nicht das Christenthum, so ist das für jene Zeit unwahr; damals war sie es, und auch für unsere Zeit ist es eine Sophistik. Sobald ich vom Christenthum nur das übrig behalten will, was mir vernünftig scheint, wie alle die theistischen Reformer, so ist eben nicht das Christenthum, sondern die Vernunft für mich das Entscheidende und Maßgebende. Das Christenthum steht dann in Einer Linie mit all den andern Religionen, bei denen ich auch den echten Kern von der vergänglichen Schale sondere. Nicht blos der philosophische Radicalismus, sondern schon der Rationalismus hat den Concurs über die Masse der christlichen Glaubensartikel und über einen Theil der christlichen Lebensanschauungen eröffnet, und wenn der letztere die Firma fortführen will, so muß dem erstern wenigstens der Ruhm des consequentern Verfahrens bleiben.

Rauwenhoff geht weiter auf die Frage ein: Wie begreifen wir die Welt? Er beschuldigt Strauß, sich bei Beantwortung derselben des Dilettantismus schuldig gemacht und eine Kosmogonie im Erzählungsstil einer Novelle geschrieben zu haben. Unter Berufung auf Max Müller's Autorität findet er in der Sprache die hohe unübersteigliche Schranke zwischen dem Menschen und dem Thier. Damit wäre aber die von Strauß beschriebene Entwickelungsreihe abgebrochen. Indeß will Rauwenhoff nicht zur Schöpfungstheorie zurückkehren, auch nicht den Darwinismus gänzlich preisgeben, sondern er geht auf die Theorie der innern Zweckmäßigkeit zurück, auf die Idee, welche logisch früher ist als das Ding, indem er sagt: der Zweck jedes Dinges ist, das zu werden, wovon es die Idee in sich trägt. Er macht dann folgende Anwendung auf die Descendenztheorie:

Denken wir uns alle aufwärts gehenden Linien mit den in eine höhere Gattung ausgehenden Abzweigungen. Einige

hören in einer bestimmten Höhe auf, weil die Idee des Keims, von dem sie ausgegangen sind, dort ganz erschöpft ist. Aber es gibt auch Linien, die in einer höhern Idee wurzeln. Diese gehen, sei es in gerader Richtung, sei es in seitlicher Abzweigung, weiter. Die Form, unter welcher dieses Sichlosmachen des Höhern von dem Niedern geschieht, ist dann derselbe Kampf um das Dasein in Verbindung mit der Zuchtwahl, welchen Strauß als das eigentliche agens beschreibt. Aber in Wahrheit ist dieser Kampf bereits die Offenbarung der höhern Idee, die in einigen Repräsentanten der einen oder andern Gattung wohnt und wirkt. Es ist also zwar wahr, daß es, vor dem Auftreten der Menschen, keine höhere Gattung gab als den Affen, es ist auch wahr, daß die Stammväter unsers Geschlechts Affen gewesen sind; aber der Unterschied ist der, daß, während in einem Theil der Affen die aufwärts gehende Entwickelungslinie, welche die Idee „Affe" vergegenwärtigte, auslief, um da auch aufzuhören, eine andere Entwickelungslinie, welche die Idee „Mensch" vergegenwärtigte, nur die Affenstufe durchlief, um in dem Menschen ihren Ruhepunkt zu finden. Wenn wir hören, wie der menschliche Fötus, in den aufeinanderfolgenden Phasen seiner Entwickelung, die Formen der niedern Thiergattungen darstellt, sodaß er jedesmal wieder mit dem Fötus eines höhern Thiers verglichen werden kann, bis er endlich erst wirklich Mensch wird, dann scheint uns das, so zu sagen, ein Abbild von dem, was auf Erden im großen stattgefunden hat. Auch da hat sich die Idee des Höhern nur realisiren können, indem sie alle niedern Stufen durchlief, das Organische durch das Unorganische, das Thierische durch das Pflanzenartige, das Menschliche durch das Thierische. So lange das Höhere noch in dem Stadium des Niedern verblieb, war es von diesem nicht zu unterscheiden, denn thatsächlich, explicite, stand es auch nicht höher. Doch war es wesentlich etwas Höheres, weil es die Idee von etwas Höherm in sich trug. Darum mußte es sich auch, während das Niedere blieb was es war, aus diesem niedern Lebenskreise herausarbeiten und in dieser Arbeit verharren, bis es der Forderung seiner Idee ganz Genüge gethan hatte, d. h. bis es ganz das geworden war, was es in Uebereinstimmung mit seiner Anlage sein mußte.

Die Welt als Selbstoffenbarung der Idee erscheint unserm Autor ganz anders, als man sie sich nur im Lichte des Mechanismus darstellt.

Nach dieser im Geiste Hegel's gehaltenen Ausführung wendet sich Rauwenhoff zu dem Abschnitte des Strauß'schen Werks, welcher die Frage beantwortet: „Haben wir noch Religion?" tadelt die wohlfeilen Witzeleien, mit denen der Glaube an einen persönlichen Gott behandelt wird, findet, daß die Einwendungen von Strauß gegen die Unsterblichkeit ungenügend seien, die Verwerfung derselben zu rechtfertigen, weist auf den Widerspruch hin, der darin besteht, daß Vernunft und Güte einem blindwaltenden Universum zuertheilt werden:

> Strauß wünscht noch Religion haben zu können, und zwar religiöse Verehrung in Beziehung auf das Universum. Um dies möglich zu machen, sucht er auf das Universum die Prädicate Vernunft und Güte zu übertragen, die er dem Menschen entlehnt. Dieser Versuch muß als ein völlig misglückter betrachtet werden. Er muß entweder der Ursache aller Dinge Bewußtsein und Willen zuerkennen, oder das Universum lassen, was es in der That bei ihm ist, eine blinde Zusammensetzung bewegter Materie. Wo er diesem Dilemma zu entschlüpfen sucht, indem er auf den Stamm seines Materialismus religiöse Gemüthsempfindungen pfropft, da können wir es nur als eine Inconsequenz ansehen, die vielleicht dem Herzen des Schriftstellers Ehre macht, die wir aber in seinem Buche bedauern, weil sie viele für das blind machen wird, was wirklich aus Strauß' System folgen muß und, wenn man es in Anwendung brächte, auch ohne Zweifel folgen würde.

Es ist keine Frage, Strauß hat sich an dieser Stelle zu anthropomorphisch ausgedrückt, aber die Harmonie des Kosmos, die er meint, hat doch schon viele große Denker und Dichter begeistert. Sein viel angegriffener Standpunkt ist im Grunde derjenige des Goethe der spätern Zeit, nachdem dieser im „Werther" dem Pessimismus Ausdruck gegeben, der im Universum nur ein ewig gebärendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer erblickt. Man denke an seine Gedichte: „Weltseele", die „Metamorphose der Pflanze" und die „der Thiere", und an zahlreiche Aussprüche des Dichters in Vers und Prosa.

In der Kritik des vierten Abschnitts wendet sich Rauwenhoff gegen das politische und sociale conservative Bekenntniß von Strauß und meint, daß er kein Herz für das Volk habe, daß er nichts über gesunde Volksentwickelung Freiheit der Presse, höhern und niedern Unterricht, über die sittliche Hebung des Volksgeistes sage, sondern statt dessen eine Empfehlung des alten Polizeistaats und des Militarismus gebe, und schließt mit dem Wunsche einer religiösen Reform. „Wir dürfen nicht ruhen, so lange nicht der moderne Geist auch in der Religion seine eigenen naturgemäßen Formen gefunden hat, in denen er seine volle Kraft entfalten kann."

Die zweite Abtheilung des Doppelbuchs bringt eine kritische Studie von **Friedrich Nippold**: „Die literarischen Ergebnisse der neuen Strauß'schen Controverse." Wir schätzen solche zusammenfassenden Berichte, sobald sie sich über die bibliographische Chronik, über das äußerlich Summarische erheben, sehr hoch; denn sie sind geeignet, eine geistige Bewegung in ihrem Fortgange darzustellen. Ein Abschluß kann freilich, da die Bewegung noch weiter fortgeht, nicht erreicht werden, und so sieht sich auch Nippold genöthigt, mit das bedeutendste Werk, welches die Strauß-Polemik hervorgerufen hat, dasjenige von Frohschammer, nur ankündigend zu erwähnen. Mit großem Fleiß hat er dagegen alle bis dahin erschienenen wichtigern Kritiken, wenn sie auch nicht in Buchform, sondern in Journalen oder Zeitungen veröffentlicht worden sind, zusammengestellt. Das Resultat ist, daß dieses Buch von Strauß fast mit einstimmiger Ungunst von seiten der literarischen Kritik aufgenommen und auf der ganzen Linie zurückgewiesen worden sei. Damit stimmen freilich wenig die fünf bis sechs Auflagen, die es in kurzer Zeit erlebt hat, und ebenso wenig die Behauptung Nippold's:

> Daß die Aufnahme, die das nunmehr bereits in sechs Auflagen erschienene Werkchen gefunden, ein wirkliches culturgeschichtliches Ereigniß zu nennen ist, leidet wol keinen Zweifel. Uebersteigt doch die rasche Verbreitung alles, was die letzten Decennien an parallelen Erscheinungen geboten! Buckle, Hartpole Lecky, selbst Eduard von Hartmann treten gegen Strauß in den Hintergrund. Und aus der großen Zahl der wissenschaftlichen wie populären Schriften, welche die Lieblingsstreitfrage des Augenblicks, die zwischen Naturwissenschaft und Philosophie behandeln, hat sich diese eine Schrift fast mehr Beachtung als alle andern zusammen erworben. Gewiß ein deutlicher Beleg, daß es eine geistige Großmacht ist, die Strauß repräsentirt.

Ja, Nippold meint, daß der Faust'sche Wahlspruch:

> Es wird die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehn —

in Bezug auf Strauß ungeschmälert seine Geltu behaupten werde. Es ist allerdings auffällig, daß m einer

geistigen Großmacht so leichthin umgesprungen wird, wie das in vielen Entgegnungen geschieht. Doch es ist ja eine bekannte Thatsache, daß der Schimmer solcher Bedeutung auch auf diejenigen ausstrahlt, die sich in Kampf mit den geistigen Größen einlassen. Wenn da irgendein Hieb sitzt, welcher Ruhm für den tapfern Schläger! „Der hat's ihm einmal gegeben", ruft die Corona. Außer den Schriften von Ludwig Weis, Ulrici, Huber und andern Gegnern, wird besonders auf die verschiedensten Zeitungsartikel aufmerksam gemacht, welche die Strauß-Polemik hervorgerufen hat, so auf die Angriffe von Semper, Ziegler und Seidlitz gegen Huber und auf die Erklärungen von Moritz Wagner in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", auf Dove's Charakteristik von Strauß und Du Bois-Reymond in seiner Zeitschrift: „Im neuen Reich"; auf K. E. von Baer's Bekenntniß zum Streit über den Darwinismus, der sich gegen die Descendenztheorie erklärt, die scharfe und schneidige Kritik in Zarncke's „Centralblatt", die geistvolle Kritik W. Lang's in den „Preußischen Jahrbüchern", auf den Aufsatz von P. W. Schmidt in Bruno Meyer's „Deutscher Warte", die Besprechung von Dr. Bacmeister in der „Kölnischen Zeitung", von A. L. und Hausrath in der „Weser-Zeitung", von Moritz Carriere in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", von Karl Frenzel in der „National-Zeitung" und auf zahlreiche Besprechungen in theologischen Zeitungen, unter denen die von Holtzmann und Hausrath hervorgehoben werden. Man sieht aus dieser verdienstlichen Nippold'schen Zusammenstellung, wie ausnehmend groß die Wirkung eines Werks ist, welches in allen Zeitungen und Zeitschriften, in den naturwissenschaftlichen wie in den theologischen eingehend besprochen wird. In so buntem Farbenspiel der Meinungen auch diese Gegnerschaft gegen Strauß spielen mag: ihr eigentlicher Kern ist überall derselbe; auch die Inhaltsangabe der zahlreichen Aufsätze beweist, daß sie wie alle bereits besprochenen Werke auf denselben Grundaccord gestimmt sind. Es sind zwei Hauptpunkte, die überall betont werden: einmal daß das Christenthum sich nicht überlebt habe, daß unsere geistige Entwickelung auf seinem Boden stehe. Dann daß die naturwissenschaftlichen Ausführungen von Strauß lückenhaft und zum Theil unberechtigt seien. Der Nachweis einzelner Widersprüche in seinem Credo, besonders in Bezug auf das Universum, und der Protest gegen verschiedene sociale und politische Anschauungen des letzten Abschnitts, sowie oft eine selbständige Vertheidigung des Glaubens an einen persönlichen Gott und eine persönliche Unsterblichkeit nehmen den übrigen Theil der Entgegnungen ein.

Noch erwähnen wir, daß die in Nr. 3 d. Bl. erschienene Kritik über das Werk von Strauß von Nippold als eine solche bezeichnet wird, die wol am meisten unter allen zeitschriftlichen Besprechungen für Strauß Partei nehme, gleichwol auch von diesem Standpunkte aus eine Bekämpfung des seinigen sei, wie sie keine entschiedenere sein könne. Namentlich hebt Nippold den „wirklich schönen Nachweis" hervor, wie der von Strauß der Blasphemie bezichtigte Schopenhauer mit Recht sagen könne, er habe seine Religion so gut wie sein Gegner, während Strauß den Nachweis schuldig geblieben sei, „wie sich seine Auffassung zu den Grausamkeiten stellt, welche die Gesetzmäßigkeit des Alls gegen das Leben der Einzelnen ausübt". Doch bezieht sich der Widerspruch jenes Artikels nur auf einzelne Punkte; er findet übrigens eine umfassende Ergänzung in dem Aufsatze in „Unsere Zeit": „Strauß und seine Gegner."

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein!" müssen wir ausrufen, wenn wir uns aus dem Gebiete wissenschaftlicher Widerlegungen herausbegeben in den Kreis jener „Unzeitgemäßen Betrachtungen" (Nr. 7) mit welchen Professor Nietzsche in Basel den „Bekenner und Schriftsteller" David Strauß züchtigt. Der polternde und geringschätzige Ton, mit welchem dies geschieht, erscheint von Haus aus einem Schriftsteller wie Strauß gegenüber wenig angebracht — indeß, es muß auch solche Käuze geben, damit die Gegnerschaft nicht an Eintönigkeit leide und dem Personal der philosophischen Komödie nicht der Clown fehle, der durch einige ungöttliche Grobheiten und spaßhafte Einfälle die sonst des Salzes allzu sehr entbehrende Polemik würzt. Nietzsche's Kapuzinerpredigt ist im übrigen trotz allen Ingrimms gar nicht danach angethan, uns den Humor zu verderben! Welchen philosophischen Standpunkt derselbe eigentlich einnimmt, ist schwer zu erkennen, da es sich bei diesen unzeitgemäßen Betrachtungen gar nicht um philosophische Entwickelungen handelt. Bisweilen blickt etwas Schopenhauer hindurch, und wenn der frankfurter Denker Hegel für einen Charlatan erklärt hat, warum soll der baseler Professor nicht Strauß für etwas Aehnliches halten oder ein Blatt vor den Mund nehmen dem Tagesgötzen gegenüber?

Zunächst erfahren wir, was es mit der deutschen Cultur für eine Bewandtniß hat; der Begriff der reinen Cultur ist in Deutschland verloren gegangen:

Die Formen, Farben, Producte und Curiositäten aller Zeiten und aller Zonen häuft der Deutsche um sich auf und bringt dadurch jene moderne Jahrmarktsbuntheit hervor, die seine Gelehrten nun wiederum als das „Moderne an sich" zu betrachten und zu formuliren haben; er selbst bleibt ruhig in diesem Tumult aller Stile sitzen. Mit dieser Art von „Cultur", die doch nur eine phlegmatische Gefühllosigkeit für die Cultur ist, kann man aber keine Feinde bezwingen, am wenigsten solche, die, wie die Franzosen, eine wirkliche, productive Cultur, gleichviel von welchem Werthe, haben, und denen wir bisher alles, meistens noch dazu ohne Geschick, nachgemacht haben.

Hätten wir wirklich aufgehört sie nachzuahmen, so würden wir damit noch nicht über sie gesiegt, sondern uns nur von ihnen befreit haben: erst dann, wenn wir ihnen eine originale deutsche Cultur aufgezwungen hätten, dürfte auch von einem Triumphe der deutschen Cultur die Rede sein. Inzwischen beachten wir, daß wir von Paris nach wie vor in allen Angelegenheiten der Form abhängen — und abhängen müssen: denn bisjetzt gibt es keine deutsche originale Cultur.

Die in Deutschland herrschende Menschengattung sind „die Bildungsphilister", und das Buch von Strauß ist ein „cynisches Bildungsphilisterbekenntniß". Das ist des Pudels Kern. Der Philister als der Stifter der Religion der Zukunft — das ist der neue Glaube in seiner ausdrucksvollsten Gestalt; der zum Schwärmer gewordene Philister — das ist das „unerhörte Phänomen",

das unsere deutsche Gegenwart kennzeichnet. Das wird nun mit vielem Behagen und wenig Witz ausgeführt! Und zwar klammert sich Nietzsche besonders an einige kritische Instanzen des letzten Abschnitts des Werks von Strauß, persiflirt dessen Urtheil über Beethoven, und greift sich noch diese oder jene Stelle aus dem Buch heraus, um sie mit seinen holzschnittartigen Illustrationen zu versehen. So nimmt er z. B. das Moralprincip von Strauß vor und sagt darüber:

„Alles sittliche Handeln", sagt Strauß, „ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung." Ins Deutliche und Greifbare übertragen heißt das nur: Lebe als Mensch und nicht als Affe oder Seehund. Dieser Imperativ ist leider nur durchaus unbrauchbar und kraftlos, weil unter dem Begriff Mensch das Mannichfaltigste zusammen im Joche geht, zum Beispiel der Patagonier und der Magister Strauß, und weil niemand wagen wird, mit gleichem Rechte zu sagen: lebe als Patagonier! und: lebe als Magister Strauß! Wollte aber gar jemand sich die Forderung stellen: lebe als Genie, das heißt eben als idealer Ausdruck der Gattung Mensch, und wäre doch zufällig entweder Patagonier oder Magister Strauß, was würden wir dann erst von den Zudringlichkeiten geniesüchtiger Originalnarren zu leiden haben, über deren pilzartiges Aufwachsen in Deutschland schon Lichtenberg klagte, und die mit wildem Geschrei von uns fordern, daß wir die Bekenntnisse ihres allerneuesten Glaubens anhören.

Weiterhin geht Nietzsche aber zu Invectiven über:

Diese Vereinigung von Dreistigkeit und Schwäche, tollkühnen Worten und feigem Sichanbequemen, dieses feine Abwägen, wie und mit welchen Sätzen man einmal dem Philister imponiren, mit welchen man ihn streicheln kann, dieser Mangel an Charakter und Kraft bei dem Anschein von Kraft und Charakter, dieser Defect an Weisheit bei aller Affectation der Ueberlegenheit und Reife der Erfahrung — das alles ist es, was ich an diesem Buche hasse. Wenn ich mir denke, daß junge Männer ein solches Buch ertragen, ja werthschätzen könnten, so würde ich mit Betrübniß meinen Hoffnungen für ihre Zukunft entsagen.

Dann wird Strauß ein wirklicher Philister mit eingeengter trockener Seele und mit gelehrten und nüchternen Bedürfnissen genannt.

Nach der Kritik des Bekenners Strauß geht Nietzsche zur Kritik des Schriftstellers über, und hier spielt er einen Singleton aus, indem er Strauß einen sehr schlechten Schriftsteller nennt und ihm eine Menge von Sprachfehlern, verwirrten Bildern, unklaren Verkürzungen, Geschmacklosigkeiten und Geschraubtheiten nachzuweisen sucht. Bei dieser Gelegenheit zeigt es sich, daß Herr Nietzsche in jeder Inversion ein Verbrechen sieht, das ihm die Galle zum Ueberlaufen bringt, in jeder kleinen sprachlichen Neuerung ein Kapitalverbrechen, daß er ferner in der Lehre von den Katachresen noch immer den veraltetsten Magisterzopf zur Schau trägt. Einige Proben dieser Schulmeisterkritik werden zugleich ihren Ton und ihren Werth kennzeichnen:

„Nun stand es aber nur wenige Jahre an nach Schleiermacher's Tode, daß — —." Solchem Sudlergesindel macht freilich die Stellung der Worte keine Umstände; daß hier die Worte: „nach Schleiermacher's Tode" falsch stehen, nämlich nach „an", während sie vor „an" stehen sollten, ist ihren Trommelschlag-Ohren gerade so gleichgültig als nachher „daß" zu sagen, wo es „bis" heißen muß.

„Für unsere nervös überreizte Zeit, die namentlich in ihren musikalischen Neigungen diese Krankheit zu Tage legt." Schmähliche Verwechselung von „zu Tage legen" und „an den Tag legen". Solche Sprachverbesserer sollten doch ohne Unterschied der Person gezüchtigt werden wie die Schuljungen.

„Seine Lehren würden wie einzelne Blätter im Winde verweht und zerstreut worden sein, wären diese Blätter nicht von dem Wahnglauben an seine Auferstehung als von einem derben handfesten Einband zusammengefaßt und dadurch erhalten worden." Wer von Blättern im Winde redet, führt die Phantasie des Lesers irre, sofern er nachher darunter Papierblätter versteht, die durch Buchbinderarbeit zusammengefaßt werden können. Der sorgsame Schriftsteller wird nichts mehr scheuen, als bei einem Bilde den Leser zweifelhaft zu lassen oder irrezuführen: denn das Bild soll etwas deutlicher machen; wenn aber das Bild selbst undeutlich ausgedrückt ist und irreführt, so macht es die Sache dunkler, als sie ohne Bild war.

Wer sagt denn Herrn Nietzsche, daß nicht von Haus aus Papierblätter gemeint waren? Werden diese nicht etwa auch im Winde verweht?

„Die äußern Umrisse der Theorie sind hiermit bereits gegeben; auch von den Springfedern, welche die Bewegung innerhalb derselben bestimmen, bereits etliche eingesetzt." Das ist wiederum entweder Unsinn oder ein fachmännisches, uns unzugängliches Posamentirergleichniß. Was wäre aber eine Matratze, die aus Umrissen und eingesetzten Springfedern bestände, werth? Und was sind das für Springfedern, welche die Bewegung innerhalb der Matratze bestimmen!

Es sind dies zwei Sätze, in denen der Tropus, der ja keine ausgesponnene Vergleichung ist, wechseln kann, wie dies bei unsern Classikern immer der Fall ist. Nur der philologische Philister mag sich an seinem eigenen Zopf wie Münchhausen aus diesem Sumpf ziehen. Und wer spricht denn von einer „Matratze"? Strauß doch nicht — gibt es nur in Matratzen Springfedern? Es würde zu weit führen, diese kleinlichen Nörgeleien, welche Strauß den Ruhm eines vortrefflichen Schriftstellers schmälern sollen, weiter zu verfolgen. Wenn Nietzsche ihn einen Philister und Magister nennt, so beruht dies wol auf einer Luftspiegelung, und er hat seinen eigenen in die Wolken geworfenen Schatten für den Doctor Strauß gehalten.

Einen gänzlich andern Ton schlägt ein principieller Gegner von Strauß diesem Philosophen gegenüber an, Immanuel Hermann Fichte in seiner neuen Schrift über den Theismus (Nr. 8), welche im übrigen aus selbständigen Untersuchungen besteht, aber durch die Schrift von Strauß angeregt worden ist. In der Vorrede nennt Fichte Strauß einen scharfsinnigen, vornehmen Geist, einen denkgeübten Schriftsteller, einen gewandten und behutsamen Kritiker, einen charakterfesten, zu seinen Ueberzeugungen frei sich bekennenden Mann, so entschieden er auch dessen Principien verurtheilt und so sehr sein ganzes Werk, ohne auf dasjenige von Strauß näher einzugehen, eine Widerlegung dieser Principien enthält.

Was Fichte in seiner neuen Schrift bietet, fußt zum großen Theil auf früher ausgeführten Untersuchungen; doch hielt er es, gegenüber der lebhaften Theilnahme, welche die Schrift von Strauß gefunden, jedenfalls für geboten, diese Untersuchungen auf die theistische Grundfrage zu beschränken, mit Bezug hierauf weiter auszuführen und ihre Resultate prägnant zusammenzufassen. Es geschieht dies mit dem Ernst, in der anziehenden und verständlichen Form, mit dem einleuchtenden Fortschreiten logischer Entwickelungen, wie man sie von Fichte gewöhnt ist und wie sie seinen Schriften Popularität in weitern

Kreisen gesichert haben. Gleichwol geht auch diese Schrift nicht über die Bedeutung eines Bekenntnisses für Gleichgesinnte hinaus; ein Bekenntniß, welches das Streben nach Beweiskraft zwar nicht verleugnet, aber doch nicht in einer für Andersgesinnte durchgreifenden Weise bewährt. Man fühlt heraus, daß der Philosoph von Haus aus auf theologischer Grundlage steht, wie er denn den „Theismus" schon in der Vorrede für die unvertilgbare Grundüberzeugung der Menschheit erklärt. Wer auf dem gleichen Standpunkte steht, der wird die Argumentationen Fichte's, die durchaus anregend und geistvoll sind, ebenso annehmbar finden; Andersgesinnte werden sehr leicht die Stellen entdecken, wo dasjenige, was für den Verfasser von vornherein bereits feststehendes Resultat der Ueberzeugung ist, als etwas Fertiges durch die klaffende Beweisführung hindurchschimmert und Sprünge, Erschleichungen und Hypothesen über die Lücken derselben hinwegführen sollen. Niemand, der bei Spinoza, dem ältern Schelling oder Hegel in die Schule ging, wird sich zu diesem neuen „Theismus" bekennen, ja vom monistischen Standpunkte aus, sei es nun derjenige des Idealismus oder Materialismus, wird man in dem Fichte'schen System, welches sich im Grunde als ein Eklekticismus zeigt, als eine Verquickung Herbart'scher Monadologie mit einer Theosophie, die an Kant und Hegel sich anlehnt, obschon sie über dieselben hinauszugehen strebt, keinen Fortschritt erkennen. Ein Hofstaat von Monaden, von beharrlichen Realwesen umgibt wie eine Schar von Engeln und Erzengeln das zwecksetzende Absolute; der Urgrund erweist sich nur als das Urgute, wird nur als ethisches Princip vollkommen gefaßt. In dem Nachweis des wahren Optimismus und in den Grundzügen einer Theodicee gipfelt der Theismus Fichte's, welcher eine „individuelle Vorsehung", den Glauben an persönliche Unsterblichkeit als nothwendige Momente in sich schließt. Ausgehend vom Thatsächlichen, wobei sie der wachsenden Macht der Erfahrungswissenschaften Rechnung trägt, aber ebenso oft höchst subjective innere Erlebnisse für Thatsachen ausgibt, bewegt sich die Beweisführung Fichte's fort, die dialektische Methode verschmähend, das exacte Wissen im Gebiete der Metaphysik verleugnend, aber die Hypothese mit aufnehmend unter die berechtigten Beweismittel. Fichte räumt den Wahrscheinlichkeitsschlüssen einen verschiedenen, aber genau bestimmbaren Grad der Wahrscheinlichkeit ein:

Die höchsten Grade dieser hypothetischen Wahrscheinlichkeit können indeß eine Kraft der Gewißheit erzeugen, die einerseits der Ueberzeugung gleicht, welche die Thatsache, die erlebte Wirklichkeit gewährt, und welche andererseits im exacten Begriffe gefunden wird. Dennoch wird, formell betrachtet, hier abermals nicht von „exacter" Gewißheit die Rede sein können, d. h. von einer solchen, wo der Gedanke des Gegentheils ein absoluter Widerspruch wäre. Hier kann nur relative Gewißheit erreicht werden, möglichst gesteigert allerdings durch immer neue bestätigte Anwendbarkeit der Hypothese auf die verschiedensten Erscheinungen, neben innerer Einfachheit, d. h. einer Geltung derselben, ohne anderweitige „Hülfshypothesen" dabei in Anspruch nehmen zu müssen. Und so wird in der Reihe der möglichen Hypothesen diejenige die relativ gewisseste sein, die nach den bekannten hier nicht weiter anzuführenden logischen Regeln jenen Bedingungen am meisten Genüge thut. Aber auch dabei wird dieser unvermeidliche formelle Mangel dem innern Werthe jenes hypothetischen Denkens und seinen auf Wahrscheinlichkeitserweis beruhenden Ergebnissen keinen wesentlichen Eintrag thun, zumal da gerade die wichtigsten und interessantesten Probleme der Wissenschaft in dieses Gebiet fallen.

So nennt unser Denker formell auch die Idee des einen Urgrundes „Hypothese". Diese aber soll auf einer so ungeheuern Garantie des „Gegebenen" beruhen, daß die überzeugende Kraft derselben sich nicht verleugnen kann. Was aber durch solche Hypothesen bewiesen wird, sind eben die theologischen Voraussetzungen, die gegen den Schluß hin immer mehr das metaphysische Gewand abwerfen und sich im Négligé der Glaubens- und Katechismusartikel zeigen.

Gleichwol enthält das Werk viele geistvolle Auseinandersetzungen, z. B. über den Begriff der Schöpfung, welcher mit Zeitvorstellungen, mit zeitlichem Entstehen der Dinge nichts zu thun habe, sondern in der universalen Weltthatsache eines harmonischen Ineinanderpassens der endlichen Dinge liege. Auch die eingehenden Untersuchungen über Optimismus und Pessimismus im fünften Abschnitte: „Die Entstehung eines Nichtseinsollenden in Natur und Geschichte", bieten viel Anregendes; der erste Abschnitt enthält eine Kritik der „Schopenhauer'schen Lehre" und der „Philosophie des Unbewußten". Der letztern wird nachgerühmt, daß sie den Fehler Schopenhauer's, das Verhältniß zwischen Welt und Willen betreffend, berichtigt habe. Dem Verfasser wird ein großes philosophisches Talent zugesprochen, welches versuche, neue Bahnen zu brechen, und ein kühner Geist, welcher ohne Zagen die letzten Consequenzen ziehe; das Werk wird überhaupt zu dem Interessantesten und Anregendsten gerechnet, was die neuere philosophische Literatur hervorgebracht hat. Zugleich liege in ihm der beredte Ausdruck einer Stimmung und Geistesrichtung, in welcher sich die moderne Bildung auf das treffendste kennzeichne. Fichte findet in dem, was Hartmann lehrt, eine so entschiedene, wenn auch seltsam verschleierte Hinweisung auf den Grundgedanken des Theismus, daß seine Schopenhauer'schen Gegner versucht sein könnten, ihn einen verkappten oder verschämten Theisten zu nennen, der sich von den Vorurtheilen der alten Lehre noch lange nicht freigemacht habe. Hartmann gibt dies selbst zu, doch damit die Hauptdifferenzen zwischen dem Unbewußten und dem Gott des Theismus schwinden sollen, verlangt er erst von dem letztern eine philosophische Begriffsläuterung.

Daß die „Neubegründung des Theismus" keineswegs auf Grundlage gleicher Principien vor sich geht, das beweist die scharfe Kritik, welche Fichte gegen die Weiße'sche „Dogmatik" oder Philosophie des Christenthums, gegen die unkritische Uebertragung menschlich-psychischer Verhältnisse und Processe auf das absolute Wesen, gegen die ausführliche Beschreibung solcher „angeblichen Vorgänge", wie der im Gemüthe der Gottheit von Ewigkeit her verlaufende Proceß der Gedanken- und Gestaltenerzeugung ist oder wie das Eintreten des göttlichen Liebeswillens in die außergöttliche Welt, wodurch jene flüssigen imaginativen Bilder des göttlichen Gemüths selbständige Existenz und gesonderte Bedeutung gewinnen. Fichte sagt hierüber:

Wir finden diese hier kurz nur angedeuteten Entwickelungen weit weniger phantastisch, zugleich begreiflicher und ansprechender als die kosmogonischen Seltsamkeiten Schelling's, aber ebenso unbegründbar und rein hypothetisch wie diese. Und eben dies ist es, was uns nöthigt, gegen jedes Beginnen dieser

Art uns zu erklären, weil wir darin nur eine Trübung und Verunstaltung des „Theismus“ in seiner streng wissenschaftlichen Reinheit und überzeugenden Einfachheit erblicken können. Jene Ausführungen bringen ihm etwas durchaus Ueberflüssiges, ja Fremdartiges hinzu. Denn die eigentliche Grundüberzeugung des Theismus wird fürwahr dadurch weder bewiesen, noch in ihrer Beweiskraft verstärkt, wenn auf höchst bestreitbare Weise versucht wird zu zeigen, „wie Gott die Welt gemacht habe“! Diese Ueberzeugung beruht vielmehr allein und ausschließlich auf der durch die Weltgegebenheit begründeten Urthatsache, daß Vernunft, Intelligenz, Zweckverknüpfung das in ihr Waltende sei, und von hier aus kann versucht werden, die Wirkungen dieses Waltens in allen Sphären der Weltwirklichkeit zu erforschen.

Bedenklich verkürzt und beeinträchtigt aber kann diese Grundüberzeugung nur werden durch Hinzumischung so disputabler Hypothesen, so unsicherer Folgerungen; dies hieße das Gewisse durch das Ungewissefte, das Sichere durch das Problematische stützen und erweisen wollen. Und eben diese Ausspinnungen sind es, welche unvermeidlich den Spott der Gegner auf das ganze Princip herabziehen mußten, völlig ebenso wie im vorigen Jahrhundert die kleinliche Verfolgung des Zweckbegriffs bis ins Einzelste und Zweifelhafteste die teleologische Weltauffassung überhaupt in Verruf gebracht hat.

Zum Ueberflüssigen gesellt sich dann aber noch das Ungehörige, falls man gerade auf dieses Zweifelhafte, wenn immerhin auch Neue, den entscheidenden Werth legt und die „Neubegründung“ des Theismus gerade darin vollzogen glaubt, daß jene künstlich ersonnenen Theorien zur Anerkennung gelangen, welche jeder nächste Tag mit andern vertauschen läßt.

Jedenfalls ist diese Kritik weit schärfer als die Polemik gegen Hartmann und Schopenhauer. Wir ersehen aus derselben, daß man nicht so ohne weiteres „moderner Theist“ sein kann, sondern daß man auch in Bezug hierauf Farbe bekennen und entweder für Weiße oder Fichte sich entscheiden muß. Wir selber kommen nicht in diese Verlegenheit; denn da es sich einmal um „Bekenntnisse“ handelt, und Hypothesen ohne Beweise, wie man sie dem Werke von Strauß vorwirft, uns ebenso lieb sind wie Beweise mit Hypothesen, welche sich bei Fichte finden, da wir meinen, daß beide Werke Bekenntnißschriften sind, so halten wir uns an das erstere, indem wir die Anhänger des Theismus auf Fichte's Werk verweisen, welches ihnen eine durchaus willkommene und sympathische Lektüre bieten und wesentlich dazu beitragen wird, ihre Ueberzeugungen zu befestigen.

Eine Biographie von Moscheles.

Aus Moscheles' Leben. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von seiner Frau. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1872. Gr. 8. 4 Thlr.

„Die Leser finden in diesen Blättern eine treue und wahre Skizze von Moscheles' Leben und Wirken sowie von der Musikgeschichte seiner Zeit, da er vom Jahre 1814 an bis an sein Lebensende alles, was ihm begegnete, in sein Tagebuch eintrug.“ Durch diese Worte führt die Witwe des verblichenen Tonkünstlers das Buch ein, mit dessen Herausgabe sie dem Dahingeschiedenen ein monumentum aere perennius errichtet hat.

Wir haben eine liebenswürdige, wohlthuend anmuthende Publication vor uns, deren Lektüre ein gutes Bild gibt von der Freundestreue, Biederkeit, Bescheidenheit und wahren Tüchtigkeit des verstorbenen Moscheles, der nie vorlaut in den Vordergrund geschoben wird, wie bedeutend er auch ist — als Componist, Bearbeiter, Klaviervirtuos und Lehrer des Pianofortespiels.

Alle diese Seiten des Künstlers werden nacheinander gewürdigt, und daß der Mensch bei der Schilderung nicht leer ausgegangen ist, dafür bürgt schon der Umstand, daß es die treue Lebensgefährtin war, welche das Bild dieses reichen und schönen Daseins entworfen hat.

Nicht als ob die maßvolle Haltung, die Objectivität darunter gelitten hätte. Vielleicht würde sogar der Fremde manchmal mehr gegeben, öfters wärmer gesprochen haben als die Witwe, welche sichtlich bemüht gewesen ist, eine gewisse Reserve in der Haltung des Buchs zu bewahren.

Aber eine Biographie soll mit herzlicher Wärme geschrieben sein; es schadet gar nicht, wenn der Leser die Sympathie des Verfassers für seinen Gegenstand sehr deutlich fühlt. Es ist mit dem Entrollen eines Lebensbildes wie mit dem Malen eines Porträts; liebevoll sollen die besten Seiten eines Menschen herausgekehrt und gezeigt werden; das Gute, welches sich in seinem Charakter zerstreut fand, welches durch einzelne Züge nur sich äußerte, hat der Biograph zusammenzufassen, wie das Brennglas die einzelnen Sonnenstrahlen auffängt und zum feuerzündenden Lichtpunkte concentrirt.

Dies wäre denen entgegenzuhalten, die vielleicht bei Lesung des Titelblattes genannter Biographie dem Zweifel sich hingeben möchten: ob jemand, der dem Helden des Buchs so nahe stand, auch Kritik genug besitze, ein von Vorurtheilen unbeeinflußtes Charaktergemälde zu entwerfen.

Abgesehen aber von der Bekanntschaft mit Moscheles selbst, die wir uns hier so liebenswürdig vermittelt sehen, machen wir diejenige einer ganzen Reihe der interessantesten Persönlichkeiten. Zeitgenossen wie Karl Maria von Weber, Beethoven, Clementi, Cramer, Hummel, Liszt, Mendelssohn, Paganini, Henriette Sontag, Joseph Joachim, Ferdinand David, Chopin, Moritz Hauptmann, Julius Rietz, Spohr, Thalberg u. v. a. treten nacheinander vor uns hin, meist in abgerundeten kleinen Cabinetporträts, oft sogar selbst zu dem Leser sprechend durch mitgetheilte Briefe oder andere Documente zur Zeitgeschichte. So erweist sich das Buch nach dieser Seite hin dem Culturhistoriker und Forscher besonders werthvoll; man findet darin einen Schatz des wichtigsten Details; ein ganzer Zweig unsers Culturlebens erhält durch diese Mittheilungen häufig neues Licht oder doch eine andere, frappante Beleuchtung.

Hinsichtlich seiner specifisch musikalischen Richtung steht Moscheles der neudeutschen Schule im ganzen wenig nahe; der Schüler Weber's, der Freund Felix Mendelssohn-Bartholdy's ist ein getreuer Anhänger des vorwiegend melodischen Elements in der Musik; eine Erscheinung wie diejenige Richard Wagner's kann er nur mit stillem Kopfschütteln betrachten; er zweifelt: ob wol je eine Zeit

kommen würde, wo Opern wie „Tanhäuser" zu allgemeinerer Aufnahme gelangten? Eine Frage, die er sich, da er erst vor zwei Jahren gestorben ist, bereits selbst bejahend muß beantwortet haben.

Man glaube jedoch nicht, Moscheles habe einseitig verbissen jeder andern Strömung in seiner Kunst ein anathema sit entgegengerufen. Im Gegentheil ist es einer der liebenswürdigsten Züge in seinem Charakter, daß er bis zu seiner letzten Krankheit immer wieder bemüht bleibt, seinen Gesichtskreis zu erweitern, daß er unermüdlich ist, junge Talente auf solide Weise zu bilden, ohne dabei der Musik älterer und theilweise ganz alter Meister sich zu entschlagen, deren Werke er in seltener Weise zu würdigen wußte und die er auch in mehr als einem Falle den Lebenden (durch neue Editionen, Hinzufügung von Fingersatz u. s. w.) neu zugänglich gemacht hat. So eint sich bei Moscheles in edelster Weise die Pietät gegen anerkannte Größe dem rastlosen Eifer, junge Emporstrebende nachdrucksvoll und auf alle Weise — oft in aufopferndster Art — zu fördern.

Menschlich liebenswürdig, culturhistorisch wichtig und bedeutsam, so erscheint daher das vorliegende Buch. Der Musiker von Fach wird sich bei der Lektüre desselben gefesselt fühlen durch eine Fülle der geistvollsten Bemerkungen über seine Kunst, durch reiches Detail und durch manchen werthvollen Fingerzeig; ein weiterer Leserkreis wird angezogen werden durch die edle, harmonisch ausgeglichene Persönlichkeit des hauptsächlich Geschilderten sowie durch die frische Darstellung des Musiklebens jüngstverflossener Tage in Deutschland, Frankreich und England. Moscheles hat zwar nie in dessen Mittelpunkte, aber stets erhaben genug gestanden, um jedes wichtige Ereigniß auf dem Gebiete der Töne sogleich zu beobachten, zu erfassen und auf seine gediegene Art in sich zu verarbeiten.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ernest Feydeau ist am 30. October in Paris gestorben. Am 26. März 1821 in Paris geboren, trat er zuerst als Lyriker mit „Les Nationales" auf, und widmete sich dann Börsengeschäften, archäologischen Forschungen und der Publicistik. Sein schriftstellerischer Ruf datirt von der Veröffentlichung seines Romans „Fanny" (1858), welcher in kurzer Zeit sechzehn Auflagen erlebte. Dieser ephemere Erfolg gehörte zu den unrühmlichen, welche durch die Erniedrigung der Geister und das Verderbniß der Sitten während des second empire hervorgerufen wurden. Von Feydeau kann man mit Recht sagen: Er hat seinen Ruhm dahin. Ein Haupteffect des Romans bestand in der „pikanten Silhouette", wenn man die Schilderung von Situationen so bezeichnen darf, welche durch das Fenster und durch den Vorhang sich für den betheiligten Beobachter abschattiren. Die spätern Romane Feydeau's: „Daniel" (1859), „Un début à l'Opéra" (1863), hatten nicht den gleichen Erfolg, wenn auch den gleichen Werth oder Unwerth. Feydeau vertheidigte sich in der Vorrede zu seinem letzten Roman gegen die Anklagen der Unmoralität, wie das ja auch Alexandre Dumas der Jüngere öfters gethan. Das letzte Debut des seit langer Zeit erkrankten Schriftstellers, ein Pamphlet auf Deutschland, aufgenommen vom Standpunkte eines Badereisenden, konnte auch nicht dazu dienen, seinen Ruf zu erhöhen; es zeigte den Chauvinismus von seiner lächerlichsten Seite.

Theater und Musik.

Paul Lindau's neues Schauspiel „Diana" ist am wiener Stadttheater und berliner Hoftheater mit getheiltem Erfolg zur Aufführung gekommen.

— Ein Drama von Wilibald Wulff: „Madame Bonnard", ist am berliner Residenztheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Heldin des Stücks ist die Schwester Maximilian Robespierre's, die begeisterte Verehrerin ihres Bruders, Charlotte Robespierre. Ein Theil der berliner Kritik rühmt dem Stücke eine interessante und spannende Handlung und manche Vorzüge der Bühnentechnik nach.

— Sardou's Drama: „Oncle Sam", ein nordamerikanisches Culturgemälde, hat zu Protesten Veranlassung gegeben, indem ein Schriftsteller, Assolant, sich durch dies Stück in seinen geistigen Eigenthumsrechten gekränkt glaubte. Sardou deutet in seiner Erwiderung an, daß sie beide den Stoff aus dritter Quelle geschöpft hätten. Sardou hat keine große Aehnlichkeit mit Shakspeare, nur diejenige, daß er seine Stoffe nimmt, wo er sie findet, ganz wie der Director des Globe- und Blackfriarstheaters, und den Vorwurf, welchen Robert Greene diesem Director machte, daß er sich wie die Krähe mit fremden Federn putze, keinesfalls von sich abwälzen kann.

— Das „Athenaeum" constatirt eine wachsende Theilnahme des londoner Publikums für das Theater, ohne indeßd ie Sucht nach wohlfeilen Amusements und den realistischen Geschmack desselben in Abrede zu stellen. Sie findet Anzeichen dieser Theilnahme in dem lebhaftern Besuch der premières représentations und in der Wiederaufnahme der bessern Lustspiele älterer Zeit, besonders des vorigen Jahrhunderts. Freilich liegt in der letztern zugleich ein Armuthszeugniß für die Lustspielproduction der Gegenwart ausgesprochen. Außer neu aufgenommenen Stücken Shakspeare's sind in der letzten Zeit von englischen Bühnen wieder gegeben worden: Sheridan's: „The school for scandal", „The rivals" und „The trip to Scarborough", Colman's „Heir-at-law" und „John Bull", Holcroft's: „Road to ruin", Bickerstaffe's „The hypocrite", (bekanntlich eine freie Bearbeitung von Molière's „Tartufe"), Foote's „The liar" und Garrick's „The country girl". So kann man sich, wenn man die englischen Repertoires ansieht, ganz in das 18. Jahrhundert versetzt fühlen, nur mit dem Unterschied, daß neben diesen Dramen auch die neufranzösischen ihre Rolle fortspielen.

— „La maison du mari", von Montépin und Kervani ist ein Ehebruchsdrama, das an dem kleinen Theater von Cluny in Paris zur Aufführung kam. Der beleidigte Gatte will anfangs sein Weib und ihren Liebhaber tödten, beschränkt sich aber darauf, den letztern im Duell zu erschießen, als er erfährt, daß dieser seiner Gattin verhaßt ist.

Bibliographie.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Herausgeben von J. Czermak und I. Rosenthal. 2ter Band: Descendenzlehre und Darwinismus von O. Schmidt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schopenhauer's, A., sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 2ter und 3ter Band. — A. u. d. T.: Die Welt als Wille und Vorstellung. Von A. Schopenhauer. 1ster Band. Vier Bücher, nebst einem Anhange, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält. 2ter Band, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Weitbrecht, Johann Friedrich Flattich's, weil. Pfarrers in Münchingen, psychologische Beiträge zur Gymnasial-Pädagogik. Stuttgart. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Literarische Festgeschenke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von **Bendemann, Overbeck, Rethel u. a.** Groß-Quart. Geh. $7\frac{1}{2}$ Thlr. Geb. in Halbfranz $9\frac{1}{2}$ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 10 Thlr., in Chagrinleder mit Goldschnitt 11 Thlr. — Pracht-Ausgabe in Folio. Geh. 15 Thlr. 18 Ngr. Geb. in Chagrinleder mit Goldschnitt 20 Thlr. 18 Ngr.

Hausbibel.

Klein-Quart. Geh. $3\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr., in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt $5\frac{1}{3}$ Thlr., in Chagrinleder mit Goldschnitt 6 Thlr. 5 Ngr.

Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands. Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrinleder mit Goldschnitt 6 Thlr.

Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern nach Zeichnungen von **Halbreiter, Bernatz, Strähuber u. a.** Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand $11\frac{1}{3}$ Thlr., in Leder $12\frac{1}{2}$ Thlr.

Diese aufs würdigste ausgestatteten Bibelwerke (früher Verlag der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung), von den hervorragendsten deutschen Künstlern illustrirt, sind besonders als Fest- und Weihegaben zu Weihnachten und Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w. zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Illustrirte Prachtwerke.

Goethe-Galerie v. **Pecht** u. **Ramberg.** 50 Stahlstiche m. Text.
Octav-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.
Quart-Ausgabe in Leinwandband $15\frac{1}{3}$ Thlr., in Lederband $16\frac{2}{3}$ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Lessing-Galerie von **Pecht.** 30 Stahlstiche mit Text.
Quart-Ausgabe in Leinwandband 10 Thlr., in Lederband 11 Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 20 Thlr.

Schiller-Galerie v. **Pecht** u. **Ramberg.** 50 Stahlstiche m. Text.
Octav-Ausgabe in Leinwandband 5 Thlr., in Lederband 6 Thlr.
Quart-Ausgabe in Leinwandband $15\frac{1}{3}$ Thlr., in Lederband $16\frac{2}{3}$ Thlr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio, in Lederband 30 Thlr.

Shakespeare-Galerie von **Pecht, Adamo, Hofmann, Makart, Schwoerer u. a.** 36 Stahlstiche mit Text. In 12 Lieferungen.
Quart-Ausgabe. 1.–6. Lieferung. Jede Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.
Pracht-Ausgabe, Imperial-Folio. Jede Lieferung 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Frauen der Bibel. 3 Folgen. 56 Stahlstiche m. Text.
Quart. In Leinwandband 17 Thlr. 6 Ngr.

Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings. 18 lith. Blätter.
Imperial-Querfolio. In Carton 25 Thlr.

Gregorovius, Euphorion. Mit Originalcomp. von **Grosse.**
Quart. Elegant cartonnirt $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Museum der modernen Kunstindustrie. 2000 Abbild.
Quart. In Leinwandband $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung 1867. Quart. In Leinwandband $11\frac{1}{3}$ Thlr.

Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Austellung 1862. Quart. Zwei Bände. In Leinwandband 9 Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage. 15 Bände. Geheftet 25 Thlr. Gebunden in Leinwand 29 Thlr., in Halbfranz 30 Thlr. Auf Velinpapier geheftet $37\frac{1}{2}$ Thlr., gebunden in Halbfranz 45 Thlr.

Supplement zum Conversations-Lexikon. (1872—73.)

2 Bände. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. in Leinwand 4 Thlr. 6 Ngr., in Halbfranz 4 Thlr. 10 Ngr. Auf Velinpapier geh. 5 Thlr. 15 Ngr., geb. in Halbfranz 6 Thlr. 15 Ngr.

Bilder-Atlas.

Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon.

Zweite Auflage. 500 Tafeln in 100 Lieferungen. 1.—90. Lfg. Jede Lfg. $7\frac{1}{2}$ Ngr.
Erläuternder Text. 1.—6. Lfg. Jede Lfg. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage. 4 Bände. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Neue wohlfeile Ausgabe. 7 Bände. Mit 2382 Abbildungen in Holzsch. Geh. 11 Thlr. 20 Ngr. Geb. in Leinwand 13 Thlr. 16 Ngr.

Politisches Handbuch.

Staats-Lexikon für das deutsche Volk. 2 Bände. Geh. 5 Thlr. 20 Ngr. Geb. in Halbfranz 6 Thlr. 10 Ngr.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite umgearbeitete Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei. 3 Bände. Geh. 10 Thlr. Geb. in Halbfranz 11 Thlr. 15 Ngr.

Bibel-Lexikon. Für Geistliche und Gemeindeglieder. Herausgegeben von **Schenkel.** 1.—4. Band. Jeder Band geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr., geb. 3 Thlr.

Bunsen's Bibelwerk. 9 Bde. Geh. 20 Thlr. Geb. 23 Thlr.
Uebersetzung und Erklärung. 4 Bde. Geh. 10 Thlr. Geb. $11\frac{1}{3}$ Thlr.
Bibelurkunden. 4 Bde. Geh. $8\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $9\frac{2}{3}$ Thlr.
Bibelgeschichte. 1 Bd. Geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 2 Thlr. Bibelatlas. Geb. 1 Thlr.

Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments. Geh. 15 Ngr. Geb. in Leinwand 24 Ngr., in Leder 1 Thlr.

Für stille Morgenstunden. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Hansrath, Religiöse Reden und Betrachtungen. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Holtzmann, Akademische Predigten. Geh. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Renan, Das Leben Jesu. 3. Aufl. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Renan, Die Apostel. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Renan, Paulus. Geh. 2 Thlr. Geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Renan, Der Antichrist. Geh. 2 Thlr. Geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Strauß, Das Leben Jesu. 2. Aufl. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Strauß, Ulrich von Hutten. 2. Aufl. Geh. 2 Thlr. Geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie. 4. Aufl. Geh. $2\frac{2}{3}$ Thlr. Geb. 3 Thlr.

Schwarz, Predigten aus der Gegenwart. Sechs Sammlungen. Jede Sammlung geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Trentowski, Die Freimaurerei. Geh. $2\frac{1}{3}$ Thlr. Geb. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 11. December 1873.

Aus der Zeit des deutschen Thronstreits.

Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig von Eduard Winkelmann. Erster Band: König Philipp von Schwaben 1197—1208. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1873. Gr. 8. 4 Thlr.

Es ist gerade keine besonders lockende Aufgabe, die Geschichte des Thronstreits und Bürgerkriegs zu schreiben, der unmittelbar und in schroffstem Contraste dazu sich anschließt an die ruhmvollen Zeiten Kaiser Friedrich's I. des Rothbarts und seines dem Ideale der imperatorischen Weltherrschaft thatsächlich so nahe gekommenen Sohnes Heinrich's VI.; denen dieser Streit, indem er den jähen Zusammensturz des eben noch so glänzend dastehenden Gebäudes der staufischen Macht erklärt, trägt schon die Keime des wahrhaft tragischen Verhängnisses in sich, dem nach den Riesenkämpfen und den vielversprechenden Erfolgen eines Friedrich II. das herrliche Geschlecht der Staufen und mit ihm das ganze römisch-deutsche Kaiserthum wenige Jahrzehnte später zu erliegen bestimmt war. Zwischen die Regierungszeit Friedrich's I. und Heinrich's VI. auf der einen, Friedrich's II. auf der andern Seite gestellt, erscheint das Jahrzehnt des Thronstreites zwischen König Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig doppelt düster und unerquicklich: in diesem trüben Dunkel hebt erst die von dem Kaiserthum eben erst zu Boden gedrückte Hierarchie von neuem; das dem Untergang nahe, seiner weltlichen Herrschaft so gut wie beraubte Papstthum erstarkt wieder und gewinnt nicht blos das weltliche Regiment in Italien zurück, sondern auch zugleich die Kraft, deren es zu dem spätern siegreichen Kampfe mit dem staufischen Kaiserthum nothwendig bedurfte. Aber nicht blos der allgemeine, für die Geschicke Deutschlands so verhängnißvolle Gang der Entwickelung macht die Geschichte jenes Jahrzehnts zu einer unerquicklichen und zu einer Quelle patriotischen Schmerzes, unangenehmer noch wird sich jeder, der sich eingehender mit ihr beschäftigt, betroffen fühlen von der wahrhaft erschreckenden moralischen Verkommenheit, welche sich damals eben in denjenigen Kreisen, auf die der Deutsche Kaiser mit Vertrauen nicht blos, sondern mit Stolz zu blicken gewohnt war, in aller Nacktheit, ja mit förmlicher Schamlosigkeit offenbart. Jede Erinnerung an die Heiligkeit des Eides, jeder Begriff von Ehre und Treue scheint aus dem deutschen Fürstenthum jener Zeit gewichen zu sein: Eigennutz und Selbstsucht herrschen, und allein der gemeine äußere Vortheil ist es, nach dem die Handlungsweise des einzelnen sich richtet. Um so lichter und glänzender freilich hebt sich aus der dunkeln Nacht dieser allgemeinen Verkommenheit die unwiderstehlich anziehende und fesselnde Gestalt des Königs Philipp ab, des jüngsten von den Söhnen des Rothbarts, welcher in seiner edeln Geradheit, seinem Wohlwollen und seiner Liebenswürdigkeit als eine wahrhaft anmuthende Persönlichkeit jeden, der ihm näher tritt, mit Sympathie erfüllen und für sich und seine Sache gewinnen muß. Auf der andern Seite aber ist es vor allem die gewaltige Erscheinung Innocenz' III., in welchem das erst unterlegene Papstthum sich von neuem erhebt und gewaltig anwachsend, unter meisterhafter Benutzung der durch die Zeit dargebotenen günstigen Umstände, dem nie vergessenen Ziele der vollen Weltherrschaft mit raschen Schritten entgegeneilt, welche in der an bedeutenden und erfreulichen Erscheinungen so armen Zeit des deutschen Thronstreites unsere ganze Theilnahme auf das lebhafteste in Anspruch nimmt.

Die Zeit des Bürgerkriegs in Deutschland zwischen dem Staufen Philipp von Schwaben und dem Welfen Otto IV. hatte zuletzt Otto Abel behandelt, unter dem damals heranblühenden Geschlechte jüngerer Historiker einer der tüchtigsten und der Mehrzahl seiner Genossen nicht blos an Vielseitigkeit, sondern — was ein besonders

hoher Vorzug ist — in der Fähigkeit künstlerischer Gestaltung und Darstellung des historischen Stoffs weit überlegen. Sein Werk „König Philipp der Hohenstaufe" (Berlin 1852), durch Gründlichkeit der Forschung ebenso wie durch fesselnde Anmuth der Darstellung ausgezeichnet, hat eine so reiche Fülle von Beifall in weiten Kreisen gewonnen, wie sie historischen Monographien nur ganz ausnahmsweise beschieden ist: noch heutigentags, wo die unaufhaltsam fortschreitende und aus einem von Tag zu Tag sich bereichernden Material schöpfende Forschung viele der dabei in Betracht kommenden Fragen schon wieder auf einen ganz andern Standpunkt gerückt hat, verdient Abel's „König Philipp" einen Ehrenplatz in unserer historischen Literatur als ein unübertroffenes Muster streng wissenschaftlicher und dabei doch auch durch und durch künstlerischer Darstellung. Also auch von diesem Gesichtspunkte aus hatte ein Autor, welcher denselben Stoff von neuem zu bearbeiten unternahm, keinen ganz leichten Stand. Um so mehr aber ist es dann auch rühmend anzuerkennen, wenn die Ansprüche, welche der gelehrte Fachmann an ein derartiges Werk erheben muß, ebenso befriedigt werden wie diejenigen der Gebildeten, die sich um der Sache, um des Stoffs willen mit der Geschichte beschäftigenden.

Nach beiden Seiten hin verdient die neue Bearbeitung der Geschichte des Königs Philipp, welche unlängst Eduard Winkelmann (bekannt durch treffliche Arbeiten über die Zeit Friedrich's II. und zur Geschichte der Ostseeprovinzen, namentlich Livlands) als einen Theil der von der münchener historischen Commission herausgegebenen „Jahrbücher der deutschen Geschichte" veröffentlicht hat, die allgemeine Anerkennung. Denn wenn auch ein Wetteifer mit der von Otto Abel einst an diesem Stoffe bewährten Kunst der Darstellung schon durch die einzuhaltende Form der „Jahrbücher" ausgeschlossen war, so hat Winkelmann doch auf die Form mehr Sorgfalt verwandt, als unsere streng zünftigen Historiker, die allzu oft vornehm nur für ihresgleichen schreiben wollen, dies gewöhnlich zu thun für gut befinden; er hat es verstanden, die Frucht strenger Forschung in einem allgemein ansprechenden Gewande zu geben und damit auch weitern Kreisen recht genießbar zu machen. Entschieden gefördert ward dieses Streben auch dadurch, daß die leicht ermüdende Form der „Jahrbücher" doch mehrfach verlassen ist, und daß namentlich in denjenigen Abschnitten, welche nicht unmittelbar der deutschen Geschichte angehören, aber doch für deren Verständniß unerlaßlich sind, eine einheitlichere Zusammenfassung des Stoffs nach allgemeinern Gesichtspunkten eintritt. Höchsten Lobes würdig ist die in dem Werke zu Tage tretende eigentlich gelehrte Forscherarbeit: das reiche Material ist mit erschöpfender Vollständigkeit benutzt; eine bedeutende Menge bisher ungedruckter Materialien hat der Geschichtschreiber sich zugänglich zu machen gewußt, und er gibt viele davon im Anhange zum ersten male heraus; über das Verhältniß der in dem Texte ausgeführten Darstellung zu der Ueberlieferung der Quellen und zu der Auffassung derselben durch frühere Bearbeiter, sowie über die sorgsame Begründung der chronologischen Einordnung der einzelnen Ereignisse aus den gewissenhaft zusammengetragenen urkundlichen Daten geben die sehr umfangreichen, der nächsten Bestimmung des Werks entsprechend hier und da sogar den Text weit überwuchernden Noten, die oft zu förmlichen Excursen anwachsen, jede dem nachprüfenden Fachgenossen irgend wünschenswerthe Auskunft, während noch vierzehn erläuternde gelehrte Specialuntersuchungen am Ende des Bandes zusammengestellt sind.

Mit sicherer Hand ist der Grundriß für die Darstellung entworfen und das zunächst in Betracht kommende Jahrzehnt unter Zugrundelegung der annalistischen Ordnung zu einzelnen, sich scharf und doch naturgemäß gegeneinander absondernden Perioden gegliedert. Die Einleitung gibt einen Rückblick auf die Zeit Kaiser Heinrich's VI., wodurch allein ja ein rechtes Verständniß und damit auch ein richtiges Urtheil über König Philipp's Regierung gewonnen werden kann. Der Anspruch auf die Weltherrschaft im Sinne des altrömischen Imperiums, den Heinrich VI. so nachdrücklich und besonders glücklich geltend machte, Heinrich's großartiger Plan, die Kaiserkrone in dem staufischen Hause erblich zu machen und dafür sein sicilisches Erbreich einem den Wechselfällen der Wahl glücklich entrissenen Weltreiche als integrirenden Bestandtheil einzufügen, dann das Scheitern dieses Plans, dessen Gelingen dem Gange der Weltgeschichte einen andern Weg vorgezeichnet haben würde, durch den Widerstand der päpstlichen Curie und der Reichsfürsten, die beide gleichmäßig ihre Existenz in Frage gestellt sahen — das sind die als besonders charakteristisch hervorgehobenen Punkte. Nachdem dann die neben Heinrich VI. gestellten künftigen Träger der kaiserlichen Politik, der Knabe Friedrich II., die Kaiserin Konstanze, Pfalzgraf Otto von Burgund und endlich Philipp selbst, damals Herzog von Tuscien und von Schwaben, näher geschildert sind, werden kurz die letzten Zeiten Heinrich's VI. dargestellt und namentlich Nachdruck darauf gelegt, daß Heinrich VI. im Vorgefühl seines vorzeitigen Todes und in der Erkenntniß, es könne alsdann leicht das von ihm noch nicht vollendete Gebäude der Kaisermacht jählings in Trümmer sinken, dasselbe im voraus zu stützen und gegen die Widersacher, zu deren Erhebung sein Tod das Signal geben mußte, möglichst zu sichern bemüht war. Das vielberufene, leider nur fragmentarisch erhaltene, aber zweifellos echte Testament Heinrich's wird von Winkelmann, und, wie es uns scheint, durchaus mit Recht, geradezu aufgefaßt als ein Einlenken gegen früher, ein Versuch, durch theilweise Nachgiebigkeit gegen die Curie und durch Sicherung des Besitzstandes derselben diese gefährlichste Feindin zu versöhnen, damit sie es über sich gewinne, die Krone Siciliens und Deutschlands auf dem Haupte des jungen Friedrich II. vereinigt zu sehen. Hierzu stimmt es auch, daß Heinrich damals mit dem einst von ihm so tief gedemüthigten Richard Löwenherz von England Unterhandlungen anknüpfte und denselben durch theilweise Rückgabe des ihm abgepreßten Lösegeldes zu bestimmen suchte, von jeder Geltendmachung seiner Rechte auf Sicilien abzustehen und sich jedes Angriffs auf Friedrich II. zu enthalten. Voll Sorge um den Bestand der Macht seines Hauses, in trüber Vorahnung der nahen Katastrophe starb Heinrich VI. am 28. September 1197. „Wie die Wuth des Nordsturms ist er über die Erde dahingefahren", hat Innocenz III. später von ihm

gesagt. „Hinter sich ließ er ein Chaos", fügt der Geschichtschreiber König Philipp's mit Recht hinzu.

Die Geschichte König Philipp's selbst wird in fünf Büchern erzählt. Das erste schildert die unmittelbar nach Kaiser Heinrich's Tode hereinbrechende „Auflösung der bisherigen Reichsordnung". Italien ebenso wie Deutschland wurden davon gleichmäßig getroffen. Philipp war eben unterwegs nach Sicilien, um seinen Neffen Friedrich zur Königskrönung nach Aachen zu geleiten, als sein kaiserlicher Bruder starb: vom Papste excommunicirt und durch eine allgemeine Erhebung bedroht, sah er sich zu schleunigstem Rückzug nach Norden gezwungen; die päpstliche Politik schrieb die nationale Befreiung Italiens unter ihrer Führung auf ihre Fahne; die Gründung des tuscischen Bundes, einer Art von Wiederholung des einst für Philipp's Vater so verderblich gewordenen lombardischen Bundes, die Eroberung Anconas und Spoletos für die päpstliche Herrschaft, die Occupation der Reichsgüter durch die Städte waren die schnell nacheinanderfolgenden Schläge, welche das Reich Heinrich's VI. in Trümmer legten; auch die Kaiserin Konstanze ließ ihrer schon früher deutlich erkennbaren Feindschaft gegen die Deutschen freien Lauf und trat offen in Verbindung mit dem Papste. Und um nichts besser ging es in Deutschland: auch da gab das Bekanntwerden von Heinrich's VI. Tode das Signal zum leidenschaftlichen Hervorbrechen aller geheimen und offenen Widersacher der bisher bestandenen Ordnung der Dinge. Italien war verloren, Deutschland mußte ebenfalls verloren gehen, wenn man den Versuch wagte, dort die Rechte des unmündigen Friedrich von Sicilien zur Anerkennung zu bringen und demselben zum Throne zu verhelfen. Daß dieses unmöglich sei, mußte Philipp, der für seines Neffen Anerkennung anfangs sehr eifrig thätig war, bald genug einsehen: wollte man, so lagen die Dinge 1198 in Deutschland, überhaupt dem staufischen Hause die Herrschaft bewahren und Friedrich die Möglichkeit der Nachfolge wenigstens für die Zukunft offen erhalten, so mußte der Mann, auf dem damals allein das Heil der Staufen beruhte, mußte Philipp von Schwaben selbst die Krone zu gewinnen suchen. An der Spitze der Opposition, welche diese durch das Interesse des Reichs dringend gebotene Wendung zu hindern bemüht war, stand Adolf, der Erzbischof von Köln, aus dem mächtigen und einflußreichen Hause der Grafen von Berg: erst dachte diese kölnische Partei an die Erhebung des Anhaltiners, Herzog Bernhard von Sachsen, während die Gegner neben Philipp auch Herzog Berthold von Zähringen als Throncandidaten ins Auge faßten. Dieser letztere trat jedoch bald zurück, nachdem am 8. März 1198 Philipp zu Mühlhausen gewählt worden war. Ein Versuch Philipp's zur Versöhnung mit der Curie, durch welche der von dem Erzbischof von Köln geführten Opposition jede Aussicht auf Erfolg abgeschnitten worden wäre, war nicht gelungen: in sicherer Erwartung der Unterstützung von Rom her stellten die Feinde der Staufen am 9. Juni in Otto von Braunschweig, Grafen von Poitou, dem jüngsten Sohne Heinrich's des Löwen, einen Gegenkönig auf: der Thronstreit und der Bürgerkrieg kamen zum Ausbruch, ein schweres Verhängniß knickte auf Jahre hin, ja eigentlich unwiederherstellbar die noch eben in so erfreulichem Fortgange begriffene Entwickelung Deutschlands. Denn zu derselben Zeit wo das Kaiserthum, durch die Doppelwahl gespalten, machtlos wurde, trat in Italien als Nachfolger Cölestin's III. der große, geniale, thatenkühne Innocenz III. an die Spitze der Kirche: unter geschickter Benutzung der Gunst des Augenblicks stellt derselbe die päpstliche Herrschaft in der Stadt Rom und in dem alten Patrimonium wieder her, bringt die tuscischen Grenzgebiete an sich, macht die Nationalidee dem Papstthum dienstbar und vollendet so nicht blos die von seinem greisen Vorgänger begonnene Verdrängung der Reichsgewalt aus Italien, sondern gewinnt sogar die Lehnshoheit über Sicilien wieder, erneuert den längst abhanden gekommenen Einfluß der Kirche in dem Normannenreiche und wird endlich nach dem Tode der Kaiserin Konstanze Regent desselben und Vormund des jungen Friedrich.

In dem zweiten und dritten Buche behandelt Winkelmann die Zeit, wo das unter so ungünstigen Umständen errichtete Königthum Philipp's scheinbar dem völligen Unterliegen unter der Uebermacht seiner Widersacher entgegeneilte. Während der Jahre 1198, 1199 und 1200 hielt Innocenz III. mit Rücksicht auf den schwankenden Gang des Kriegs noch mit offener Parteinahme für den einen oder den andern der beiden Gegenkönige vorsichtig zurück; je länger der Bürgerkrieg in Deutschland dauerte, um so größer war ja der Gewinn, den das Papstthum für sich selbst mühelos daraus ziehen konnte. Im geheimen freilich leistete er schon damals der Sache Otto's IV. möglichsten Vorschub. Die Zurückhaltung aber, die der Papst äußerlich beobachtete, wurde ihm aufgenöthigt durch die weitaussehenden Verwickelungen, welche sich als eine Consequenz des deutschen Thronstreits auch zwischen den Westmächten vorbereiteten. Aber die Sache Philipp's gestaltete sich ungünstiger: da, 1201, hält Innocenz III. die Zeit für gekommen, entschieden Partei zu ergreifen; er erkennt Otto an und sendet den Cardinal Guido von Pränestе, um in diesem Sinne auch auf die deutschen Fürsten zu wirken. Aber nicht blos die päpstliche Hülfe erkaufte Otto IV. durch Verzicht auf alle die Rechte und Besitzungen des Reichs, deren Vertheidigung ihm als König zuerst und vornehmlich als heilige Pflicht obgelegen hätte; in echt welfischer Politik gab er um seines eigenen Vortheils willen noch viel näher liegende und viel wichtigere Interessen des Reichs preis: er that nichts, um die Eroberung Nordalbingiens durch die Dänen zu hindern, ja sein Anhang im Norden leistete derselben eher noch Vorschub. Philipp dagegen, dem es ein Leichtes gewesen wäre, durch Nachgiebigkeit in diesem Punkte den Dänenkönig auf seine Seite zu ziehen, hat es selbst in den Augenblicken, wo seine Sache am aussichtslosesten stand, verschmäht, um solchen Preis einen Bundesgenossen zu erkaufen. Und ganz ähnlich war das Verhältniß der beiden Gegner in ihren Beziehungen zu England und Frankreich. Die ehrenhafte und nationale Politik Philipp's, welcher sich mehr und mehr zur Höhe der ihm gestellten Aufgabe erhob und von Monat zu Monat würdiger erschien, der Erbe eines Friedrich I. und Heinrich VI. zu sein, blieb dann schließlich auch nicht ohne den ver-

dienten Lohn. In dem Augenblicke gerade, wo Otto IV. auf dem Höhepunkte seines Glücks angekommen war, wo derselbe sich schon mit überschwenglichen Hoffnungen auf eine völlige Niederschmetterung der staufischen Macht trug und alles gewonnen zu haben wähnte, tritt der Umschwung ein, mit einer Plötzlichkeit und Vollständigkeit, wie er sich eben nur aus der Haltlosigkeit der Mehrzahl der Fürsten, ja der völligen Ueberzeugungslosigkeit mancher unter ihnen erklären läßt. Das Jahr 1204 brachte einen fast allgemeinen Abfall von Otto IV. Die Niederlande, auf die er sich vornehmlich gestützt hatte, waren durch den in Holland ausgebrochenen Erbstreit auf das tiefste zerrüttet; Otto's eigener Bruder Heinrich, der Pfalzgraf bei Rhein, ging zu Philipp über, auf dessen Seite ihn verwandtschaftliche Verbindung ebenso sehr wie die Erwägung seines wahren politischen Interesses zogen; Thüringen und Böhmen unterwarfen sich Philipp, selbst der Erzbischof Adolf von Köln und Heinrich von Brabant ließen den Welfen im Stich, der ihnen doch eigentlich die Krone verdankte. Eine ähnliche Wandelung bewirkte bei andern der Glanz des von Philipp gespendeten Goldes: die Käuflichkeit der deutschen Fürsten und Herren war in jener Zeit mit Recht in aller Leute Munde. Und als es nun vollends gelang, die deutschen Bischöfe, die sich auch politisch von Innocenz III. völlig abhängig gemacht hatten, zur Wiederaufnahme ihrer ehemaligen Selbständigkeit zu vermögen, sodaß sie nicht mehr die hierarchischen, sondern die Interessen des Reichs als Richtschnur ihres Verhaltens gelten ließen: da verlor Otto's Königthum auch noch die letzte Stütze, welche es in der Autorität des Papstthums bis dahin gefunden. Diese Wandelung aber wird eine um so vollständigere, als gleichzeitig die Politik des Papstthums in Italien Schiffbruch gelitten hatte: statt sich der päpstlichen Macht unter dem Scheine, es gelte das nationale Interesse, dienstbar zu machen, hatten die Italiener, ihren Vortheil richtig erkennend, sich vielmehr von dem Papstthum emancipirt und suchten jetzt eher gegen dasselbe in dem staufischen Königthum einen Rückhalt und eine Stütze. In derselben Zeit, wo es in Deutschland mit dem päpstlich-welfischen Königthume Otto's IV. unaufhaltsam bergab geht, lebt in Italien die so gut wie verschwunden gewesene Reichsgewalt wieder auf und kann König Philipp sogar seine Anrechte auf die Regentschaft in Sicilien in Anregung zu bringen wagen. Die Darstellung dieser Katastrophe der päpstlich-welfischen Politik, die 1204—5 eintrat, erscheint uns als eine der gelungensten Partien des Winkelmann'schen Werks; sie ist an neuen und für die Auffassung und Beurtheilung der ganzen Zeit, ja des Verhältnisses zwischen Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter überhaupt werthvollen Aufschlüssen besonders reich.

Das fünfte Buch erzählt die Geschichte der Jahre 1206—8: „König Philipp's Sieg und Ende.“ Siegreich, für sein treues Ausharren inmitten der von allen Seiten hereinbrechenden Widerwärtigkeiten endlich aufs schönste belohnt, sehen wir König Philipp einen Schritt nach dem andern zur Geltendmachung seiner Autorität in dem ganzen Reiche thun. Während Otto IV. Dänen und Engländer zu Bundesgenossen gewinnt, hält Philipp das Banner der nationalen Ehre und der Integrität des Reichs ungebrochenen Muthes aufrecht, und es wird ihm auch wirklich der Triumph zutheil, daß selbst Innocenz III. die Hoffnungslosigkeit der bisher mit allen dem Papste zu Gebote stehenden Mitteln unterstützten Sache einsieht und ihm die Hand zum Frieden bietet. Aber kaum ist derselbe zum Abschluß gekommen, eben rüstet sich Philipp zu einem letzten entscheidenden Feldzug gegen Otto, der den Frieden nicht angenommen hatte, und die mit demselben verbündeten Dänen, als den edeln Fürsten ein wahrhaft tragisches Verhängniß ergreift: am 21. Juni 1208 wird er auf der Altenburg bei Bamberg von dem wilden Otto von Wittelsbach meuchlings ermordet.

Wir haben den Gang der Winkelmann'schen Darstellung jenes merkwürdigen Jahrzehnts in den Hauptmomenten verfolgt. Auf Einzelheiten einzugehen, seien es Punkte, über die sich streiten ließe, seien es solche Partien, die als besonders gelungen und ansprechend hervorgehoben zu werden verdienten, müssen wir uns selbstverständlich an diesem Orte versagen. Nur auf das eine wollen wir, um die Charakteristik des trefflichen Werks zu vollenden, noch hinweisen, nämlich daß der Geschichtschreiber sich des Zusammenhangs der in jenen entlegenen Zeiten treibenden Factoren mit denen, welche auch heute noch unsere geschichtliche Entwickelung bedingen, wohl bewußt ist und daher, ohne in ein unnöthiges oder gar gezwungenes Parallelisiren der Vergangenheit mit der neuern Zeit zu verfallen, die Beziehungen beider zueinander und aufeinander, die sich jedem aufmerksamen und von Vaterlandsliebe geschärften Blicke unwillkürlich darbieten, jederzeit richtig und treffend hervorhebt und so auch auf Vorgänge weit späterer Zeiten noch hier und da ein sehr lehrreiches Licht fallen läßt. In welchem Sinne dies geschieht, zeigen gleich die darauf bezüglichen Worte der Vorrede:

> Die alten Erbfeinde Deutschlands, der Particularismus und das mit ihm verbündete Rom, welches seinen genialsten und thatkräftigsten Papst in die Schranken führte, scheinen zeitweise die Oberhand über das Recht des Reichs und den Bestand der Reichsgewalt zu erringen. Kurzsichtigkeit und böser Wille, berechtigte Reaction gegen zu weit gespannte Anforderungen und nackte Selbstsucht, welche sogar in gewöhnlicher Käuflichkeit keinen Makel mehr sieht, arbeiten wetteifernd an dem Verfalle der Nation.

Gerade in Zeiten des Glücks und des Glanzes aber soll eine Nation auch die dunkeln Partien ihrer Vergangenheit mit Ernst und in strenger Selbstprüfung betrachten: das spart manche Enttäuschung und manche schmerzliche Erfahrung.

Hans Prutz.

Zum Somnambulismus und Spiritismus.

1. Der Arzt. Harmonische Philosophie über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen, sowie über Gesundheit, Krankheit und Heilung. Von Andrew Jackson Davis. Auf Anregung von Professor Nees von Esenbeck ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von Alexander Aksákow. Leipzig, Wagner. 1873. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Das vorliegende Buch, welches den ersten Band einer Reihe von Werken bildet, die der amerikanische somnambule „Seher" Davis geschrieben hat, ist ein abermaliger Beweis der Anstrengungen, welche die Herren Aksákow und Wittig machen, den Schriften von Davis in Deutschland Verbreitung zu verschaffen. Man erhält zunächst in einer fast 200 enggedruckte Seiten langen Einleitung weitläufige Nachrichten über den 1858 verstorbenen Professor Nees von Esenbeck und über die Lebensschicksale des Uebersetzers, welche beide zu den Deutschkatholiken übergetreten waren und von dem preußischen Gouvernement früherer Zeit viele Verfolgung zu erleiden hatten. Zugleich nehmen in dieser Einleitung Aksákow und Wittig Veranlassung, meine Recension der früher erschienenen „Principien der Natur" von Davis (Nr. 27 d. Bl. f. 1870) in einigen Punkten anzugreifen, worauf ich nur erwidern will, daß ich das dort niedergelegte Urtheil vor jedem Tribunal nicht nur meiner naturwissenschaftlichen und medicinischen Collegen, sondern auch der Philosophen und Psychologen in vollem Umfang zu erweisen vermag. Ein Hauptgedanke jener Beurtheilung war, daß zur wahren Erkenntniß der materiellen Welt nicht das somnambule Schauen, sondern nur die positive Wissenschaft führen könne, daß noch nie durch Seher und Somnambulen empirische Wahrheiten der Naturwissenschaft ermittelt worden, daß aber Phantasieanschauungen und Ideencombinationen möglich seien, welche ebenso gut falsch wie wahr sein können, daß auch in jenen Zuständen moralische und metaphysische Wahrheiten deutlicher erkannt werden können, welche sich auf das Reich des Geistes beziehen, und daß aus dem gleichen Grunde auch manchmal in der Ekstase menschliche Schicksale und Ereignisse geschaut werden, welche räumlich entfernt vorgehen, desgleichen solche, die schon vergangen sind oder noch bevorstehen. Wer hier mehr erwartet und etwa glaubt, daß das somnambule und ekstatische Schauen, welches sein bestimmtes Gebiet hat, an die Stelle der Wissenschaft treten, sie entbehrlich machen könne, trägt sich mit eitler Hoffnung und verfällt der Täuschung, welcher auch der Botaniker und Naturphilosoph Nees von Esenbeck theilweise unterlegen ist.

Wenn Wittig glaubt, das vorliegende Werk: „Der Arzt", werde meine Behauptung widerlegen, daß Davis, welcher de omni scibili et inscibili schreibt, von der menschlichen Organisation (und ich setze hinzu, von der Natureinrichtung überhaupt) nur eine unbeholfene und unrichtige Darstellung gebe, weil hierzu eben positive Kenntnisse gehören, die Davis nicht hat, so bedauere ich sehr, im vorliegenden Werke nur weitere Beweise für jenes Urtheil gefunden zu haben, von welchen nur einige wenige der Raum anzuführen erlaubt. Nachdem gesagt ist, daß nach den Strahlthieren und Polypen eine höhere Organisation kam, heißt es weiter:

> So entfaltet sich das Reich der Saurier oder Eidechsen, welches in seiner mannichfachen und verschiedenartigen Entwickelung jede Gattung der wirbellosen Thiere (!) sowie (!) der Muschelthiere, Crustaceen, Pterodaktylen, Ichthyosaurier, Krokodile, Reptilien, Krustenthierfische und Batrachier (!) einschließt. . . . Die Mineralien und Pflanzen neigten sich in einer sehr fernen Aera in der physikalischen und organischen Geschichte der Erde einander zu und tauchten durch Vermischung ihrer lebenden Kräfte in das Fischreich unter und entfalteten selbiges. . . . Die Linien der Nichtveränderung, welche sich von allen Theilen des Innern der Erde nach dem Nordpole erstrecken und von da ins Unermeßliche, sind die Hauptursachen in der Veränderung der Temperatur unserer Atmosphäre. Die magnetische Linie ist beständig warm, die elektrische Linie ist immerwährend kalt, und da sie auf entgegengesetzten Seiten der Erde sich befinden, drehen sie sich fast unmerklich nach Ost und West. Diesen Linien der Nichtveränderung ist es zuzuschreiben, daß Grönland ungefähr alle sechs Jahrhunderte aus seinem Eisgefängniß erlöst und mit glücklichen Colonien bevölkert wird u. s. w.

Kein Naturforscher wird im Stande sein, sich hierbei etwas Vernünftiges vorzustellen. Die Kartoffelkrankheit entsteht nicht durch Peronospora infestans, wie wir wissen, sondern durch Elektricität, welche bei Davis überall helfen muß und die eine Substanz ist.

> Die Vorsteher- oder Samendrüse ist dem ganzen (körperlichen) System das, was das Gehirn dem Geiste: d. h. der Hauptsitz seiner Wesenheit oder Essenz. Sie ist mit positiver Kraft hoch beladen, und infolge dessen zieht sie aus allen Theilen und Kräften des menschlichen Körpers die Keimelemente einer entsprechenden menschlichen Organisation an sich. [Eine arge Verwechslung der Prostata mit den Hoden.] . . . An der Basis des Gehirns sind zwei Ventrikel oder Höhlen befestigt, die corpora striata, welche als Behältnisse für die Aufnahme und Vertheilung des Serums des Gehirns in die Gehirngefäße bestimmt sind.

Nun sind aber die corpora striata solide Körper, aus wechselnden Lagen grauer und weißer Substanz gebildet, auf dem Boden der seitlichen Hirnhöhlen liegend, nach Budge's Versuchen möglicherweise Centralorgane für die Darmbewegungen. Weiterhin wird wirklich komisch auseinandergesetzt, daß, obschon die Seelen aus Substanzen gebildet seien, durch ihr Abscheiden die Erde doch nicht kleiner und leichter werde, weil sie gleich den Pflanzen die Stoffe für ihre Substantialität hauptsächlich aus der Luft ziehen!

Davis ist ein heftiger Gegner der Aerzte und Priester, welche nach ihm entsetzlich viel Unheil in die Welt gebracht haben. Statt Fortschritt und Verbesserung haben die Aerzte eine unermeßliche Menge von Krankheiten und Symptomen angehäuft, und die Heilmittel haben sich in demselben Verhältniß vermehrt. Infolge dieser „oberflächlichen" Weise, medicinische Kenntnisse zu erwerben, sei nun die Welt ohne physiologische und pathologische Belehrung geblieben. Krankheit definirt Davis als einen „Mangel des Gleichgewichts in der Circulation des spirituellen oder geistigen Princips durch die leibliche Organisation". Der Geist ist ein materielles Princip, „weil

er sonst den Körper nicht bewegen könnte"; die Krankheit entspringt in den geistigen Kräften, an welche man sich daher wenden muß, wenn man Heilmittel assimiliren und Elemente beruhigen will. Es ist für den Arzt „äußerst schwer und «astrologisch»", eine Herz- oder Hirnkrankheit aus dem Pulse zu diagnosticiren, und noch weit mehr, über die Nothwendigkeit oder Vorzüglichkeit des Aderlassens zu entscheiden". An einer andern Stelle belehrt uns Davis,

daß die Mission des Arztes weder von ihm selbst noch von den Bewohnern der Erde begriffen worden sei. Seine Sendung geht nicht an den Körper, denn der Körper ist nur ein untergeordneter Theil des Individuums. Er hat nicht dem Beispiel des berüchtigten und misleiteten Paracelsus zu folgen, welcher . . . . jenes höchst mächtige und populäre Uebel, genannt Mercur, einführte. Er soll nicht ein bloßer Convertit des Basilius Valentinus bleiben, welcher die nächste medicinische Schädlichkeit, Antimonium genannt, einführte. Aesculap, der Gott der Arzneikunde, und Hygiea, die Göttin der Gesundheit, haben nichts zu schaffen mit den Pflichten des wahren Arztes —

der, wie endlich herauskommt, nicht Krankheiten heilen, sondern verhüten soll. Die Medicin ist unbrauchbar, „ich bin beeindruckt, daß die Medicin niemals eine Unordnung in dem menschlichen Körper geheilt hat".

Davis muß wenigstens nach dem Jahre 1850 allerlei medicinische Schriften gelesen haben, er citirt Hahnemann, Phillips, Lugol, Evans, Thomson, Cullen, Prießnitz, er spricht von Dickson's „Chronothermalismus, der die elektrische und magnetische Wirkung der Medicin auf das körperliche System durch das Medium des Gehirns entdeckt hat", und indem er einmal alle Theorien verwirft, soll doch wieder die Wahrheit in allen Theorien überwiegen. Er spricht von seiner eigenen Erfahrung und Behandlung verschiedener Krankheiten, will aber dann alle seine Vorschriften wieder ausstreichen. Dann wird eine förmliche Pathologie und Therapie gegeben, natürlich so, wie man sie von einem Laien erwarten kann. Ganz oberflächlich hätten die Aerzte den Krebs für unheilbar erklärt, nach ihm ist er heilbar; Davis will ihn heilen durch Wirkung des Geistes des Kranken auf die scirrhösen Theile und durch Selbstmagnetisiren:

Ein Krebs ist die örtliche positive Anhäufung von vitalen Flüssigkeiten und Kräften; er nährt sich von denjenigen Elementen, welche durch den Körper harmonisch fließen sollten. Ihr müßt also wollen, daß diese Kräfte und Flüssigkeiten von diesen besondern Localitäten abfließen oder sich hinwegbegeben sollen. Saget zu dem Krebs: Fort mit dir! oder zu den Flüssigkeiten und Kräften: Vertheilet euch!

So will er auch die Epilepsie durch die magnetische, psychologische oder abstoßende Kraft aus dem System entfernen (System ist bei den Amerikanern eben der körperliche Organismus). Wie schade, daß die Kraft des Willens im besten Fall so weit hinter der Vorstellung zurückbleibt, welche sich Davis hiervon macht, und daß er für sich weder Krankheiten zu vertreiben noch den Tod abzuhalten vermag! Auch der Schlagfluß soll wieder eine Krankheit sein, „voll von Beweisen, daß das geistige Princip in seiner Circulation durch den Organismus gestört ist".

Sind Davis' Ansichten über das Wesen der Krankheit so unbegründet wie seine Vorschläge zu ihrer Heilung unfruchtbar, so erweckt er hingegen Befriedigung, wenn er über Verhältnisse spricht, die zu ihrer Beurtheilung nicht exacte Kenntnisse, nicht methodisches wissenschaftliches Studium, sondern nur gesunden Verstand, eine lebhafte Phantasie und einige Beobachtung erfordern. So findet sich eine Stelle, wo als Zweck des menschlichen Daseins vorzüglich die Ausbildung des himmlischen Keims, des geistigen Princips betont wird, und daß der Mensch schon hienieden im Hinblick auf ein anderes und höheres Dasein leben soll. So kann man sich auch wol mit den Lebensregeln einverstanden erklären, unter welchen namentlich auch die, welche die Erziehung der Jugend betreffen, beherzigenswerth sind. Schön und originell ist die Schilderung der Zustände eines Schwerkranken, der Umstimmung seiner Gefühle, wie er, gestern noch streng grausam, nun weich und gütig ist, den Beleidigern verzeiht, die Feinde zu lieben vermag, und wie die Krankheit so viele zum Nachdenken bringt, den Geist auf die ewigen Dinge richtet, und endlich nach dem gewonnenen Abschluß mit der Welt der innere Friede und die Harmonie mit Gott und die Gewißheit eintritt, daß das Himmelreich in uns ist. Schwerlich hingegen möchte jemand Davis darin beistimmen, daß die krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln, die Verzerrung des Gesichts der im harten Todeskampfe Ringenden kein Zeichen des Schmerzes, sondern ein Zeichen unaussprechlicher Freude und innerer Entzückung sei. Geburt und Tod sind vielmehr in den allermeisten Fällen mit physischem Schmerz verbunden; die innere Ruhe und Beseligung kann bei Sterbenden erst dann eintreten, wenn die physischen Conflicte, deren Symptome die Krämpfe sind und welche die Auflösung herbeiführen, aufgehört haben, gleichsam das Feuer ausgebrannt hat und der Geist nun seiner Befreiung entgegengeht.

Weiterhin schildert Davis die Ablösung des Geistes vom Körper bei einer sterbenden Frau, wie deren Kopf sich in eine leuchtende Atmosphäre hüllte, das Gehirn alle elektrische und magnetische Kraft aus dem Körper an sich zog, dann in jener Atmosphäre sich ein anderer Kopf bildete, welcher blendenden Glanz ausstrahlte, hierauf Nacken, Schultern, Brust, der ganze Körper sich entwickelte, der sich dann „in einem rechten Winkel über das Haupt oder Hirn des verlassenen Körpers erhob" und nach seiner gänzlichen Trennung von demselben anfing „die innersten oder geistigen Theile der umgebenden irdischen Atmosphäre zu athmen", wobei der neue Körper alle frühern Organe, Herz, Magen, Leber, Lungen u. s. w., besaß und ganz dem lebenden glich, nur verschönert und verjüngt. Die Zeit dieser Verwandlung betrug fast zwei und eine halbe Stunde, worauf die Person, welche zuerst über dem Leichnam geschwebt, herabstieg, aus dem Zimmer und Hause durch die offen stehenden Thüren sich entfernte, „während sich zwei freundliche Geister aus dem Geisterlande zu ihr gesellten", wo dann alle drei in der Atmosphäre so leicht emporstiegen, als wenn sie an der Seite eines Berges lustwandelten. Wir haben hier eine im somnambulen Zustand von Davis geschaute Scene, denn Davis ist, wie auch Aksakow ausdrücklich hervorhebt, nicht etwa ein Medium, sondern ein Somnambuler, der, ohne magnetisirt zu werden, sich selbst in magnetische Ekstase versetzen kann. Er versetzt sich

in diesen von ihm für einen höhern gehaltenen Zustand, ergibt sich dann seinem Schauen, Betrachten und Schreiben und muß nach einem hier waltenden Gesetze das Geschaute und Gedachte für objective Wahrheit und höhere Inspiration halten. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß hier kein Gehalt objectiver Wahrheit vorhanden sei, aber sie ist eingehüllt in subjective Formen und stellt sich in symbolischen Bildern dar, die auf äußere Sinneswahrnehmung bezogen und für die Leser so beschrieben werden, als würden sie mit leiblichen Augen gesehen. Nach dem Zeugniß des Rev. Gibson Smith hat Davis den Leib von Kranken nach Art der Somnambulen durchschaut; er hat offenbar auch Fernblicke gehabt; es darf daher nicht behauptet werden, daß die von ihm geschilderte Trennungsscene von Seele und Leib eine rein wesenlose Phantasie sei.

Davis' Art zu schreiben und zu construiren erinnert an vergangene Zeiten und weicht sehr ab von der Behandlung der Gegenstände, wie sie die moderne Wissenschaft verlangt. Die Siebenzahl spielt bei ihm eine große Rolle; die Gottheit wirkt auf die Materie in sieben verschiedenen Weisen, ebenso der Geist auf den Körper; sieben allgemeine Ursachen erzeugen die Krankheit, sieben die Gesundheit, sieben Elemente und Agentien, nämlich Kleidung, Nahrung, Wasser, Luft, Licht, Elektricität, Magnetismus, sind allein die wahren Arzneien, sieben Phasen gibt es in der Ehe. Schematismen dieser Art sind gegen die Natur der Dinge.

G. C. Wittig, welcher durch unermüdlichen Fleiß, Belesenheit und Sprachkenntniß sich auszeichnet und dem eine entsprechende Lebensstellung recht sehr zu wünschen ist, polemisirt auch gegen die heutige Medicin und hegt mit Reichenbach vom Sensitiven und Somnambulen große Erwartungen, die ich nicht theilen kann. Die Medicin, die schwerste aller Wissenschaften, setzt für ihren Fortschritt immer die Ausbildung und Vervollkommnung der Naturwissenschaften, ihrer unentbehrlichen Unterlage, voraus und ist wie diese ein Werk tausendjähriger Arbeit und Anstrengung des Menschengeistes. Der Einblick in den Körper durch Sensitive und Somnambulen, seine Wahrheit vorausgesetzt, kann für sich sehr wenig helfen, wenn denselben wissenschaftliche Kenntnisse fehlen; und würde er auch Aufschluß über den oft ungewissen Sitz eines Leidens geben, so vermöchten wir dieses doch nicht zu heben, so lange uns dessen causale Begründung und die Mittel zu seiner Beseitigung unbekannt sind.

Die Schriften von Davis, der uns belehrt, daß „der wahre Erlöser" der Menschheit nicht Christus, sondern „die Weisheit" sei, muß man nach ihrer Eigenthümlichkeit beurtheilen und das schätzen, was an ihnen werthvoll ist; man darf sich aber nicht der Hoffnung hingeben, durch sie einen besondern Fortschritt in der Medicin oder gar eine Weltreformation herbeigeführt zu sehen.

2. Ueber den Verkehr der Geister des Jenseits mit den Menschen. Zwei öffentliche Vorträge in Leipzig von Adolf Graf Poninski. Leipzig, Kasprowicz. 1870. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Verfasser, ein Anhänger des verstorbenen Allan Cardec, der seine Sekte Spiritisten nannte, wollte mit diesen Vorträgen die Hörer in das Verständniß „des Verkehrs mit den Geistern" einführen, wobei er hauptsächlich auf den „Segen" aufmerksam macht, der aus demselben für die Menschheit erwächst, und dann darauf, daß dieser Verkehr, welcher so alt als die Menschheit ist, obschon die Aufmerksamkeit auf ihn erst in neuer Zeit durch die in Amerika stattgefundenen Manifestationen angeregt wurde, „weil Gott es so haben will", wie alles Neue der Verkennung und Verfolgung ausgesetzt ist. Der Verfasser bemerkt zugleich, daß er kein Gelehrter sei, was sich allerdings in manchen Stellen seiner Beweisführung und in gewissen Behauptungen zeigt, welche der wissenschaftlichen Erkenntniß widersprechen, obwol von seinem Standpunkte aus im ganzen die Vorträge ziemlich klar und verständlich gehalten sind. Wenn der Verfasser aber sich fortwährend auf „Naturgesetze" beruft, welche die Existenz der Geister und den Verkehr mit ihnen regeln sollen, so scheint uns dieses ein bedeutender Misgriff; denn mag auch Natur und Geisterwelt in einer für uns unfaßbaren höhern Synthese verbunden sein, so müssen sie doch für die menschliche Betrachtung, besonders auch für den vorliegenden Gegenstand, auseinandergehalten werden: Natur nennen wir das strengen Causalgesetzen und blinder Nothwendigkeit unterworfene sinnliche Universum, während Freiheit und moralisches Gesetz die wesentlichen Charaktere der Geisterwelt sind. Sehr willkürlich, obschon nicht ohne Vorgang ist die Behauptung des Verfassers, daß die Mythologien keineswegs Producte der Völkerphantasie, wir wollen hinzusetzen, der religiösen Vorstellungen der Völker seien, sondern daß sie von den Geistern des Jenseits stammen; denn, meint der Verfasser irrig, wie sollen denn „primitive, aller Cultur bare Völker" so gebildet und poetisch sein können, um jene mythologischen Systeme zu erfinden, die uns heute noch erfreuen? Der Verfasser vergißt, daß die Aegypter, Inder, Zendvölker, Griechen, Römer, Germanen, von welchen die hauptsächlichsten Mythologien ausgegangen sind, einmal keineswegs ungebildete Völker waren, und dann daß gerade die Erzeugung solcher Systeme einer Culturstufe angehört, in welcher die Phantasie überwiegt. Je „gebildeter" im Sinne des Verfassers ein Volk ist, desto weniger ist es geeignet, ein mythologisches System oder eine Sprache zu erzeugen, weil dann die nüchterne objective Verstandesanschauung das Uebergewicht erlangt hat. Damit hängt zusammen, wenn der Verfasser im zweiten Vortrag auch die Künste und Wissenschaften durch Inspiration jenseitiger Geister entstehen läßt, während sie doch zweifellos Producte des menschlichen Genies sind. Wenn der Verfasser von dem wohlthätigen Einfluß des Spiritismus spricht, daß so viele Spiriten vom Zweifel sich wieder zum Christenthum gewandt haben, daß alle Spiritenvereine den Glauben an Christus bekennen und dahin arbeiten, daß endlich nur Ein Hirt und Eine Heerde auf der ganzen Erde seien, so wissen wir im Gegentheil, daß viele dieser Vereine, namentlich in Amerika, die christliche Lehre vielmehr ignoriren und von der menschlichen Vernunft allein alles Heil erwarten. Die Erklärung, wie die Geister mit den Menschen in Verbindung treten können, ist die bekannte von Edmonds, „daß das perispirital-elektrische Fluidum des Geistes" sich mit dem des Mediums verbinde und so dieses zum Schreiben, Sprechen, Zeichnen, Musiciren

befähige, eine Erklärung, deren Princip auf den geistlichen unverweslichen Leib des Apostels Paulus zurückführt. Das genannte Fluidum des Perisprits (der Hülle des Geistes) soll am nächsten demjenigen verwandt sein, welches im Lebensmagnetismus wirkt, und beide werden wieder mit dem Aether in Verbindung gebracht, dessen Existenz in der neuesten Physik sehr zweifelhaft geworden ist. Dabei läßt der Verfasser, der überall Geister nöthig hat, die Autosomnambulen nicht von selbst in magnetischen Schlaf fallen, sondern nur auf geschehene Mesmerisirung durch Geister. Einzig durch jenseitige Geister magnetisirte Somnambulen sollen durch den Verkehr mit diesen höhere Erkenntniß erlangen können; die durch menschliche Mesmerisirung in den Zustand des Hellsehens gebrachten müssen alles aus sich selbst schöpfen, wie der Verfasser meint, während doch die Erfahrung lehrt, daß beide Klassen zu denselben Stufen der Erkenntniß gelangen, die Magnetisirten wie die Autosomnambulen. Der Kampf des sittlichen Princips im Menschen gegen die Sinnlichkeit wird nicht als ein Kampf des Geistes gegen die in ihm selbst liegenden niedern Triebe dargestellt, sondern als ein Kampf gegen die „Körpermonaden", wobei nicht einzusehen ist, warum dann nach der Angabe der Spiritisten so viele Geister ihre bösen Neigungen noch im Jenseits bewahren, wo sie doch vom Körper frei sind. Oder doch nicht frei? Denn die Leiden der Bösen im Jenseits sollen ja in dem „Nervenleben" des Perisprits beruhen, wie auch die Freuden der Seligen, und dieses Nervenleben soll ganz demjenigen des irdischen Körpers analog sein! So erscheint nach dieser ganzen Vorstellung das jenseitige Leben wesentlich nur als Fortsetzung des diesseitigen, wobei der Verfasser infolge mangelhafter psychologischer Kenntniß im ersten Vortrag Empfindung und Gefühl für identisch nimmt und die geistigen Freuden beim Genuß von Natur- und Kunstschönheit und Erhabenheit in das „Nervenleben des Perisprits" verlegt, während doch nur die Empfindung ein Act des Nervenlebens, das Gefühl ein rein psychischer Act ist. Alles, was sonst über Buße, Reue, Gnade, Befeligung u. s. w. im Jenseits gesagt wird, ist das Gleiche, was man schon lange ohne die Geister weiß.

Der Apostel Paulus, der Schutzgeist des Verfassers, erklärt das Problem, wie man mit einem Geiste, der etwa auf einem Billionen Meilen entfernten Sterne wohnt, verkehren könne, auf ganz mechanische Weise; das ganze Weltall ist ein Kugelraum mit unzähligen elektrischen (Telegraphen-) Radien, und der den Verkehr wünschende Mensch, im Centrum zu denken, entsendet auf denselben seine Gedanken, wo dann nothwendig eine der Linien auf den gewünschten Geist treffen muß — rein subjective Vorstellungen des Verfassers, von irdischen Verhältnissen entnommen. Im fluidalen Leibe soll die ganze Gestalt des Körpers nachgebildet und beim Sterben mitgenommen werden; aber man sieht ja die Geister häufig in der Kleidung, die sie im Leben trugen, und erkennt sie auch daran, wie versichert wird, und doch kann die Kleidung nicht im fluidalen Leibe sein.

Dem Spiritualismus liegen ohne Zweifel bedeutende Wahrheiten zu Grunde und namentlich sind auch die sinnlichen Manifestationen nicht zu leugnen, aber die Erklärungen, welche die „Geister" dem Verfasser gaben, sind, wie man sieht, nur der Reflex menschlicher Vorstellungen und auch von Widersprüchen nicht frei.

Maximilian Perty.

Neueste Novellistik.

1. Die Tochter des Franctireurs. Roman von Ewald August König. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 4 Thlr.
2. Kämpfe und Siege. Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit. Von Mathilde Quednow. Zwei Theile. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Napoleon I. und sein Capua in Berlin. Von Paul Lippert. Zwei Theile. Berlin, Radetzki. 1872. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese drei Romane dürften namentlich auf ein militärisches Lesepublikum berechnet sein und sind deshalb zunächst den Leihbibliotheken in allen Garnisonsstädten zu empfehlen.

„Die Tochter des Franctireurs" von Ewald August König (Nr. 1) gibt Bilder aus dem neuesten deutsch-französischen Kriege, die an sich zwar etwas sehr phantastisch sind und in der Beurtheilung der Charaktere und Handlungen fast immer für die deutsche Seite Partei nehmen; doch erkennen wir es dankbar an, durch solches Combinationsspiel der Phantasie an manche historische Einzelheit wieder erinnert und während der Lektüre dieser drei Bände mit unserm selbständigen Nachdenken in dies mannichfaltige Getriebe deutscher wie französischer Interessen und Parteien versetzt worden zu sein.

Der Roman von Mathilde Quednow „Kämpfe und Siege" (Nr. 2) spielt gleichfalls während dieser kriegerischen Ereignisse der Neuzeit, und zwar in der Familie eines im Kriege von 1866 blessirten und invalid gewordenen Generals, dessen beide reizvolle Töchter mit ihren Herzens- und Verlobungsgeschichten die eigentliche Veranlassung zur poetischen Handlung geben. Dieses Buch völlig auf die Bildungshöhe der Gegenwart sich erhebend und namentlich durch geist- und sinnreiche confessionelle Betrachtungen anregend, ist etwa als ein Seitenstück zu dem in Nr. 29 d. Bl. besprochenen Romane „Die Schwarzensteiner" von Bernhard Lohmann zu empfehlen.

Der letzte der drei hier zunächst aufgezählten Romane „Napoleon I. und sein Capua in Berlin" von Paul Lippert läßt nicht eigentlich den großen Kaiser als vielmehr das, wie es scheint, historische Haus einer Frau Bernhard auf der Großen Friedrichsstraße in Berlin in interessantem Lichte erscheinen. Kühn, aber nicht ohne technisches Geschick durchgeführt ist die Verwickelung, mittels welcher der Kaiser bei einer geheimen Leichenfeier von verschworenen Patrioten für den gefallenen Prinzen Louis Ferdinand sich in der Garnisonkirche einfindet. Im übrigen ist das Thema einer Liebe Napoleon's in Berlin in einem um 1852 erschienenen

Romane von Wilhelmine von Sydow delicater, als hier geschehen, behandelt worden.

4. Die Türken in München. Roman von Hermann Schmid. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr.

Diese Türken in München sind natürlich keine erobernden, sondern, ähnlich wie die Franzosen, die München unlängst gesehen hat, zeitweilig beherbergte Gefangene, die den Ruhm des Kurfürsten Max Emanuel verherrlichen helfen. Die Erzählung ist verständig entworfen, steigt aber in ihrer geschichtlichen Auffassung nicht über das Niveau der Popularliteratur hinaus und enthält manche possenhafte Elemente, die in einem vaterländischen Volksstücke sehr drastisch verwerthet werden könnten.

5. Rom in Deutschland. Zeitroman in drei Bänden. Von Luise Otto. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Um der Intention der namentlich durch die von ihr aufgeführten 21 Verfluchungscanones des vorigen ökumenischen Concils sehr aufgeregten Verfasserin gerecht zu werden, lassen wir sie ihre Absicht mit diesem Buche in folgenden Worten aus ihrem Vorworte selbst kundgeben:

Seit länger als einem Vierteljahrhundert habe ich in Zeitungsartikeln, Gedichten, Romanen mich mitbetheiligt an den Kämpfen, die gegen die öffentliche wie heimliche Herrschaft Roms und der Jesuiten in Deutschland geführt worden sind. Gerade weil die Freunde des Fortschritts und des Lichts oft den Feind unterschätzten, raffte er sich wieder in seiner ganzen Kraft zusammen, und man konnte von Rom aus nicht allein Deutschland, sondern der ganzen Menschheit, dem ganzen 19. Jahrhundert zu bieten wagen, was man noch in keinem der frühern, dunklern Jahrhunderte gewagt hatte. Da endlich erkannte man die Gefahr, erkannte sie auch innerhalb der katholischen Kirche selbst, erkannte sie im Deutschen Reich, und es bedarf wol keiner Rechtfertigung, wenn ich in den folgenden Blättern ein Gemälde zu geben suche von den Eingriffen römischer Priesterschaft in das deutsche Volks- und Familienleben zur Zeit des ökumenischen Concils, zugleich auch das Gemälde der Seelenkämpfe eines edeln Priesters, dem endlich die Augen aufgingen über die Frevlermacht, der er so lange verfallen war.

Derartige Gemälde sind seit Ronge's berühmtem Briefe nun allerdings unzählige entworfen und gedruckt worden, und vorliegendes der Frau Luise Otto könnte höchstens in Betreff des speciell bezeichneten Zeitmoments, wenn diese citirte Bezeichnung der Vorrede eine beabsichtigte war, eine Originalität beanspruchen. Die Darstellung im übrigen ist jene einseitig tendenziöse, die alle Charaktere und Handlungen der Gesinnungsgenossen in günstiges und die der befehdeten Seite in möglichst ungünstiges Licht versetzt. Im Grunde hat Gutzkow mit seinem neunbändigen „Zauberer von Rom" diese banale Tendenzromantik auf eben diesem Gebiete der modernen Confessionsdebatten längst überboten, und seltsamerweise ist es ihm in diesem genialsten Werke seines Genre begegnet, daß, während die Vorrede von 1857 mit dem Feldgeschrei „Hie Welf, hie Weibling" den Kampf gegen alles Ultramontane bis zur Vernichtung zu provociren scheint, die fernern, nach 1859 erschienenen Bände in vielen Stimmungen eine versöhnliche Beschönigung des Katholicismus darbieten.

6. Zerstreute Kapitel. Von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 16. 1 Thlr.

Mit Recht ist Theodor Storm in das gegenwärtig vollendete Supplement zur elften Auflage des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" aufgenommen worden. Wir ersehen aus seiner Biographie, wohin wir die im vorliegenden Bändchen enthaltenen Schilderungen zu verlegen haben. Storm ist 1817 in Husum in Schleswig geboren und besuchte später das Gymnasium zu Lübeck; die Gebrüder Theodor und Tycho Mommsen und Emanuel Geibel gehörten früh zu seinen landsmannschaftlichen Genossen; er wurde Advocat in Husum und trat, infolge seiner Betheiligung an der deutschen Bewegung in den Elbherzogthümern, 1853 in den preußischen Staatsdienst, amtirte zunächst in Potsdam und Heiligenstadt, bis er nach der preußischen Annectirung 1864 als Amtsrichter in Husum angestellt wurde.

Die „Zerstreuten Kapitel" enthalten außer Gedichten Jugendreminiscenzen theils in mehr memoirenhafter, theils in mehr novellistischer Form, sämmtlich von localer Färbung. Originell ist der Amtschirurgus-Rattenbändiger auf dem Rathhausbodenraume geschildert. Erinnerungen aus der Schulzeit knüpfen sich daran. Aus dem landschaftlich treu skizzirten „Heidedorfe" wird eine criminalistische Dorfgeschichte erzählt. Die Porträtanekdote der „Zwei Kuchenesser der alten Zeit" gibt zu der Bemerkung Anlaß:

Denker, Dichter und Helden, alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder sonst von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meisten ältern Leute aber werden wissen, daß in unserer Jugend solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugestanden wurde; und nicht zu leugnen ist es, daß sich unter den Kuchenessern der alten Zeit manche seltsame und auch wol unheimliche Figuren befanden!

7. Erzählungen und Novellen von Rudolf Lindau. Zwei Theile. Berlin, Janke. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Schilderungen dieses Novellisten tragen einen beachtenswerthen kosmopolitischen Charakter. „Aus Japan" ist der Specialtitel des ersten Bandes, der schließlich auch noch Skizzen aus Rom und Petersburg aufnimmt. Der zweite Theil bringt sociale Skizzen „Aus Frankreich", und zwar aus dem neuesten Frankreich. Der letzte Artikel des Bandes schildert „Paris nach den Maitagen" von 1871 und setzt den Zerstörungen der revolutionären Commune ein Denkmal.

Man hat es bei diesem Autor offenbar mit einem Manne von Welt und von reicher Lebenserfahrung zu thun.

8. Verlorene Herzen. Erzählungen von Wilhelm Bennecke. Leipzig, Luckhardt. 1872. 8. 10 Ngr.

Dieses Heftchen bietet fünf zum Theil von einer genial ironischen Phantastik dictirte Skizzen, bei denen wir nur das Eine bedauern, daß sie mit einem wirklich tragischen Effecte schließen.

9. Ein Thaler. Criminalnovelle von Adolf Streckfuß. Berlin, Brigl. 1873. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser einer mit Recht populär gewordenen Geschichte von Berlin („Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Berlin seit 500 Jahren. Geschichte und Sage", Berlin 1864) gibt hier seinen Namen her für den Titel

einer Erzählung, die als Novelle nicht poetisch und als Criminalgeschichte nicht exact genug motivirt sein dürfte.

10. Der Mönch vom Berge. Eine Dorfgeschichte fürs Volk erzählt von Armin Stein. Halle, Fricke. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Der philanthropische Verfasser warnt hier sehr energisch vor dem Scheintodt-Begrabenwerden, einer Sache, die freilich die wenigsten aus Erfahrung kennen, die aber für alle Rentenversicherungsanstalten deshalb von Wichtigkeit wäre, weil dieselben vorkommendenfalls genöthigt werden könnten, eine schon für erloschen gehaltene Pension wieder fort zu bezahlen. In dieser Erzählung wenigstens läuft der völlig correct begrabene alte Oekonom doch noch als das Gespenst des Mönchs vom Berge durch die Welt, um seine eigene Hinterlassenschaft nach Wunsch zu reguliren, was für manche Fälle allerdings auch wieder sein Angenehmes haben mag.

Ernest Renan's neuestes Werk.

Der Antichrist. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 2 Thlr.

Diese Schrift, zugleich das vierte Buch des berühmten Werks: „Geschichte der Anfänge des Christenthums", in welchem Renan die altchristliche Zeit auf der Grundlage wissenschaftlicher kritischer Forschung mit lebendiger Anschaulichkeit schildert, hat die Offenbarung Johannis zum Mittelpunkt; die Regierung Nero's, die Zerstörung Jerusalems durch Titus, die Herstellung des römischen Reichs aus der Zerrüttung nach Nero's Tod durch Vespasian sind der Rahmen, innerhalb dessen das Gemälde der sich ausbreitenden Christengemeinde entworfen ist; die Offenbarung Johannis findet als ein religiös-politisches Gedicht nach Art der alten Prophetenstimmen innerhalb der Zeitverhältnisse seine Würdigung. Renan unterscheidet sich von der deutschen Darstellungsweise auch hier dadurch, daß diese lieber bei der kritischen Prüfung, bei der Sonderung des Factischen und Sagenhaften verweilt, das erstere sicherstellt und über anderes unsere Unwissenheit bekennt, während Renan das Wahrscheinliche, das Mögliche gern heranzieht, um aus den Bruchstücken ein Ganzes herzustellen, das durch die innere Zusammenstimmung seiner Theile einen ästhetisch befriedigenden Eindruck machen und sich der seitherigen Ueberlieferung an die Seite stellen soll. Er meint, die protestantische Kritik sei in ihrem Kampf gegen die orthodoxe Ansicht über das christliche Alterthum im Zweifel zu weit gegangen; eine spätere Zeit, frei von theologischer Befangenheit, werde sich der Ueberlieferung wieder nähern. In diesem Sinne entscheidet er sich für die Anwesenheit und das Märtyrerthum von Petrus in Rom, das von den Protestanten im Widerstreit gegen das Papstthum geleugnet werde, und läßt lieber Paulus auf einer Reise nach Spanien einsam sterben. Er sagt dabei:

Für uns hat die Frage weit geringere Wichtigkeit als für die ersten Protestanten und ist daher weit leichter mit Unparteilichkeit zu entscheiden. Wir glauben durchaus nicht, daß Jesus die Absicht hatte, in seiner Kirche ein Haupt einzusetzen, noch besonders diesen Primat mit der bischöflichen Nachfolge in einer bestimmten Stadt zu verknüpfen. Denn erstens gab es in Jesu Gedanken gar kein Bisthum, und dann, wenn unter den Städten der Welt, deren Namen Jesus kannte, eine war, an die er nicht dachte, um mit ihr die Reihe der Häupter seiner Kirche zu verbinden, so war das ohne Zweifel Rom. Man hätte wahrscheinlich Abscheu bei ihm erregt, wenn man ihm gesagt hätte, daß die Stadt des Verderbens, diese grausame Feindin des Volkes Gottes, eines Tags auf Grund ihres satanischen Königthums Anspruch erheben würde auf das Erbrecht des neuen von dem Sohne gegründeten Machttitels. Die Frage also, ob Petrus in Rom gewesen oder nicht gewesen ist, hat für uns keine moralische oder politische Folge, sondern ist eine einfache geschichtliche Untersuchung, nichts weiter.

Geht man indeß der Ausbildung der Petrussage unbefangen nach, so wird man sehr geneigt, ihr die Anwesenheit des Apostels in Rom zuzuschreiben und den Apostel geschichtlich in seiner orientalischen Heimat zu lassen. Renan nimmt an, daß Petrus mit Paulus in Rom zusammengetroffen, daß ihre Unterschiede sich ausgeglichen; Petrus habe in seinen Brief paulinische und jacobische Sätze aufgenommen, um zu zeigen, daß zwischen beiden kein Widerspruch sei; aber wie verträgt sich damit der fanatische Haß gegen den Heidenapostel, den die ersten Kapitel der Offenbarung Johannis athmen, zumal Renan auch diesen damals in Rom sein und der Neronischen Verfolgung entrinnen läßt? Erscheint nicht eher der Brief Petri als ein untergeschobenes Schriftstück aus späterer versöhnter Zeit? Deutsche Forscher bestreiten die Echtheit der Briefe an die Kolosser, Epheser, Philipper, weil in ihnen Ansichten vorkommen, die den echten ältern paulinischen Sendschreiben fremd sind, weil sie deren individuelles Gepräge nicht tragen; Renan sieht in ihnen eine Annäherung des in Rom gefangenen Paulus an griechische Mythologie und Philosophie, wie dieselbe sich in Alexandrien von seiten des Judenthums vollzog und im Johannes-Evangelium ihre reifste Frucht gezeitigt hat. Daß dieses nicht von dem Apostel herrührt, daß aber die Apokalypse mit dem Ansehen desselben in die Welt getreten, und ein anderer sich das in seiner Nähe, bei seinen Lebzeiten nicht hätte anmaßen können, ist auch Renan's Ansicht.

Jedenfalls wird man ihm zugeben, daß er eine zusammenhängende, anziehende und wahrscheinliche Schilderung jener zwölf Jahre von 61—73 entworfen hat; man folgt ihm mit steigendem Interesse, und um so lieber, als er die Farben seines Gemäldes stets aus der beglaubigten weltlichen Geschichte nimmt und das Detail gern auf Inschriften und andere sichere Documente stützt. Namentlich Nero tritt uns lebendig entgegen; das verrückt Geniale des künstlerisch angelegten, eiteln Phantasten auf dem Throne des Weltreichs, sein Komödienspiel auf der Bühnenwelt wie auf der Weltbühne, der Brand in Rom und die Christenverfolgung stehen in glänzender Beleuchtung da:

Der Antichrist, der Christus des Bösen, war da. Der Antichrist war das Ungeheuer in Menschengestalt, dieses

Gemisch von Wildheit, Heuchelei, Schamlosigkeit und Stolz, welches als lächerlicher Heros die Welt durchlief, seine Rennbahntriumphe durch Fackeln aus Menschenfleisch beleuchtete und sich an Heiligenblut berauschte. Ja vielleicht that er noch Schlimmeres. Denn man ist geneigt zu glauben, daß sich die Stelle Sueton's über ein gräßliches Spiel, eine Erfindung Nero's, auf die Christen bezieht, ein Spiel, das darin bestand, daß man an die Rennbahnpfähle nackte Jünglinge, Männer, Frauen und Mädchen band, daß dann ein wildes Thier aus dem Zwinger herausgelassen wurde, das sich auf jeden dieser Körper stürzte, bis der Freigelassene Doryphoros das Thier scheinbar tödtete. Das Thier aber war Nero, bekleidet mit dem Fell eines wilden Thiers, und Doryphoros war ein Elender, mit dem Nero sich vermählt hatte, indem er dabei den Schrei einer geschändeten Jungfrau ausstieß. So ist der Name des Nero gefunden, er heißt das Thier; er ist der Antichrist.

Die Zahl in der Apokalypse, 666, welche den Namen des Thiers enthält, ist dadurch enträthselt, daß die Ziffernwerthe der hebräischen Buchstaben, welche die Worte „Nero Kaiser" wie auf den asiatischen Münzen schreiben, jene Zahl ergeben. Renan hätte hier auf die deutschen Gelehrten, auf Ewald, Hitzig, Benary, Baur bestimmter hinweisen sollen, die dies gefunden und so viele Einzelzüge in dem wunderbaren Buche durch die Ereignisse der Zeit seiner Abfassung im Jahre 69 erklärt haben; er selber verwerthet dies geistreich und bringt manches Neue, und so ist das Dunkel gelichtet, und nur einiges Nebensächliche, das der Dichter in sein Werk hineingeheimnißt hat, noch nicht enträthselt. Die ausführliche Darstellung Renan's bestätigt die Grundzüge wie die ästhetische Würdigung, die ich selber („Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung", III, 1, 28 fg.) gegeben habe. Daß der Seher die Erhaltung des Tempels in Jerusalem und die völlige Verwüstung, ja Vertilgung Roms erwartet, in beidem aber seine Weissagung sich nicht erfüllte, das hebt auch Renan hervor; geistig, nicht buchstäblich hat das Prophetenwort sich bewährt: das römische Weltreich ist zu Grunde gegangen, und durch die Zerstörung Jerusalems ist das Christenthum von dem Judenthum gelöst und Weltreligion geworden.

Was Renan über den Brand Roms und den Wiederaufbau der Stadt durch Nero sagt, das klingt wie ein Verwerfungsurtheil über die Verwüstung des alten Paris und die neuen Boulevards durch Napoleon III. Als ich 1867 die Stadt, die mir zwanzig Jahre früher vertraut und liebgeworden, wiedersah, da mußte ich wol zugeben, daß das Innere für den gesteigerten Verkehr zu eng geworden, daß Luft und Licht geschafft werden mußte, allein ich war verstimmt darüber, daß das historische Gepräge wie absichtlich zerstört war; Orte, Gebäude, an die sich die Erinnerungen der Revolution knüpften, waren nicht mehr zu sehen; fremd stand Notre-Dame unter modernen Bauten auf der Seineinsel, wo ehedem das Haus der Heloise gezeigt ward oder man die Gassen betrat, wo Eugène Sue's „Mystères" spielten, und man konnte sich schwer denken wie in den neuen Straßen Pascal oder Molière, Diderot oder Rousseau mit uns wandeln sollten! Renan hat eine ähnliche Empfindung; nach Franzosenart läßt er durch die Schilderung der Vergangenheit das Urtheil über eine analoge Gegenwart durchschimmern:

Ein neues Rom mit breiten und geraden Straßen entstand ziemlich schnell nach den Plänen des Kaisers und infolge der Prämien, welche er anbot. Alle angesehenen Männer in der Stadt wurden dadurch verletzt. Die kostbaren Alterthümer in Rom, die noch mit Triumphzeichen geschmückten Häuser der ältesten Heerführer, die heiligsten Gegenstände, Trophäen, Votivsteine, die am meisten verehrten Tempel, die ganze Grundlage der alten Religion der Römer war verschwunden, und eine Art Trauer über die vaterländischen Erinnerungen und Legenden zog ein. Mochte sich Nero nun auch in Kosten stürzen, um das Elend zu lindern, das er verschuldet hatte, mochte er nun auch laut verkünden lassen, daß sich im Grunde doch alles auf eine Säuberungsarbeit und Sanitätsmaßregel beschränkt habe, daß die neue Stadt weit höher als die andere stände, kein wahrer Römer wollte ihm glauben; alle diejenigen, für die eine Stadt etwas anderes ist als ein Steinhaufen, waren ins Herz getroffen, das Gewissen des Vaterlandes war verletzt. Denn wie wollte man die alten Tempel und Denkmäler, die Meisterwerke griechischer Kunst ersetzen? Was bedeuteten dagegen Prachtbauten, große Perspectiven, endlose gerade Linien?

Ich begnüge mich, auf die vortreffliche Schilderung zu verweisen, die Renan von der Belagerung Jerusalems entwirft; Titus tritt uns ebenso anschaulich entgegen, wie andererseits die eigenen Erfahrungen der verflossenen Jahre dem Historiker das Treiben der jüdischen Eiferer wie der Sadducäer verständlich gemacht haben. Einen Augenblick hatte Renan geglaubt, der französische Patriotismus könne sich mit der römischen Kirche gegen Deutschland verbünden, die Kirche werde der Wissenschaft ja einen Spielraum gönnen, und diese brauche nicht gegen jene zu kämpfen; bereits haben ihn auch hier die ultramontanen reactionären Bestrebungen in Frankreich klüger gemacht. Hören wir einige seiner Aussprüche, in welchen er von der Vergangenheit aus sich über die Gegenwart erklärt. Wir vergönnen es ihm gern, daß er betont, wie die Erhebung gegen Nero's bluttriefende Orgien von den gallischen Legionen ausgegangen, daß die Hersteller des Römerreichs, Vespasian und Titus, aus dem cisalpinischen Gallien stammten; er fährt fort, nachdem er die Unterwerfung Judäas erzählt hat:

Ein Feldherr aus unserm Stamme, unserm Blute, ein Mann wie wir (Franzosen), an der Spitze von Legionen, in deren Verzeichniß, wenn wir es lesen könnten, wir manche unserer Ahnen finden würden, hatte die Festung des Semitenthums soeben vernichtet, der Theokratie, dieser furchtbaren Feindin der Civilisation, die größte Niederlage bereitet, die sie jemals erhalten hatte. Darin lag ein Triumph des römischen, oder vielmehr des Vernunftrechts, das, keine Offenbarung voraussetzend, eine ganz philosophische Schöpfung war, über die jüdische, einer Offenbarung entstammende Thora. Dieses Recht, dessen Wurzeln zum Theil griechisch waren, an welchem aber das praktische Genie der Römer einen so schönen Antheil hatte, war das herrliche Geschenk, das Rom den Besiegten als Entgelt für ihre Unabhängigkeit machte. So war jeder Sieg Roms ein Fortschritt der Vernunft, Rom brachte in die Welt ein in mancher Hinsicht besseres Princip als das der Juden, nämlich den weltlichen Staat, der auf einer rein bürgerlichen Auffassung der Gesellschaft beruht. Jede patriotische Anstrengung ist zwar ehrenwerth, aber die Zeloten in Jerusalem waren nicht allein Patrioten, sondern Fanatiker, unverträgliche Tyrannen; sie wollten die Aufrechthaltung eines Blutgesetzes, das die Steinigung eines Schlechtdenkenden gestattete, sie verachteten das gemeine freisinnige Laienrecht, das sich um den Glauben der einzelnen nicht bekümmert. Gewissensfreiheit konnte auf die Länge nur aus dem römischen Recht hervorgehen, niemals aus dem Judenthum; aus letzterm konnte nur die Synagoge oder Kirche entstehen, die Sittencensur, die Moralvorschrift, eine Welt wie die des 5. Jahrhunderts, da die Menschheit all ihre Kraft verloren hätte, wenn die Barbaren sie nicht wieder aufgerichtet hätten. Besser ist in der That die

Herrschaft des Kriegsmannes als die zeitliche Herrschaft des Priesters; denn der Kriegsmann beunruhigt den Geist nicht, er läßt frei denken, während der Priester von seinen Unterthanen das Unmögliche verlangt, d. h. bestimmte Dinge zu glauben, ja sich zu verpflichten, dieselben immer wahr zu finden.

Für das Christenthum war die Zerstörung des Tempels zu Jerusalem ein Glück ohnegleichen. Die Judenchristen hätten immer, solange er bestand, von dort aus herrschen, das Evangelium an die Beobachtung des mosaischen Gesetzes und an die Beschneidung binden wollen; die Säulenapostel mit ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum hätten eine Art von Cardinalscollegium gebildet, während die Trennung vom Judenthum, wie das Abschneiden der Nabelschnur für ein Kind, die Bedingung für das Wachsthum und Selbständigwerden des Christenthums war. Ist der Tempel zerstört, so wird Jesus alles für die Christen; der Gegensatz von Petrus und Paulus gleicht sich aus, die neue Religion kann Weltreligion werden. Renan vergleicht den römischen Hof unserer Zeit mit dem ehemaligen Jerusalem. Alle Anstrengungen des Katholicismus zu originalen Schöpfungen, zur Fortbildung scheiterten am römischen Absolutismus. Er stieß die Lammenais, Hermes, Döllinger, Hyacinthe hinaus, er vereinsamte die Montalembert, die Lacordaire; er schnitt durch seinen Syllabus und sein Concil allen freisinnigen Katholiken die Zukunft ab. Das, meint Renan, werde anders werden, wenn Rom aufhöre die päpstliche Stadt zu sein. Die Besitznahme Roms durch den König von Italien werde einst in der Geschichte des Katholicismus als ein glückliches Ereigniß erscheinen; der materiellen Einförmigkeit und dem Tod werde man im Innern des Katholicismus die Discussion, die Bewegung, das Leben, die Mannichfaltigkeit folgen sehen. Und der Mensch bedarf der Religion, er bedarf einer moralischen Zucht, für welche die Sorge der Familie und des Staats nicht genügt.

Andererseits vergleicht Renan Jerusalem und Paris. Die Völker müssen wählen, wie Achilleus zwischen Phthia und der Unsterblichkeit, zwischen den ruhigen dunkeln Geschicken eines solchen, der für sich lebt und sein Feld baut, und zwischen der stürmischen verwirrten Laufbahn eines solchen, der für die Menschheit wirkt. Das Volk, das in seinem Innern sociale und religiöse Probleme bewegt, ist fast immer politisch schwach. Jedes Land, das ein Gottesreich erträumt, das für allgemeine Ideen lebt, opfert gerade dadurch seine besondere Bestimmung, schwächt und zerstört dadurch seine Bedeutung als irdisches Vaterland. Wie nahe lag da Deutschland und das Martyrium, das es durch die Reformation auf sich genommen, das humane Bildungsideal, das es in Philosophie und Poesie mit der Kleinstaaterei, der politischen Schwäche erkauft hatte? Ja die politische Macht wäre ein schlechter Ersatz, wenn wir jene idealen Güter opfern müßten! Renan hätte zu anderer Zeit das auch wol gesagt; jetzt nennt er nur Judäa, Griechenland, Italien, und fügt hinzu: „So wird es auch vielleicht mit Frankreich sein." In der That, Frankreich hat, aber nicht jetzt, am Ende des vorigen Jahrhunderts das Martyrium der Revolution auf sich genommen, die Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verkündet, den Feudalismus zerstört, und blutet heute noch an den Wunden, leidet heute noch unter den Zuckungen der Revolution. Renan denkt an heute. Er schreibt:

Was wollten denn die Conservativen, die Sadducäer? Doch nur etwas Kleinliches: die Fortsetzung einer Priesterstadt wie Emesa, Tyana oder Comana. Sie täuschten sich allerdings nicht, wenn sie behaupteten, daß die Erhebungen der Enthusiasten der Untergang des Volks seien, denn Revolution und Messianismus richteten wirklich das nationale Bestehen des jüdischen Volks zu Grunde, aber doch waren dieselben der Beruf dieses Volks und das, wodurch es zum gemeinsamen Werk der Civilisation beitrug. Auch wir täuschen uns nicht, wenn wir zu Frankreich sprechen: „Verzichte auf die Revolution, sonst bist du verloren!" Aber wenn die Zukunft einem der Gedanken gehört, die sich dunkel aus dem Schose des Volks herausarbeiten, so wird sich zeigen, daß Frankreich seine Vergeltung gerade in dem finden wird, was im Jahre 1870 und 1871 seine Schwäche und sein Elend ausmachte.

An die Vision der Offenbarung Johannis vom Weltuntergang, einem neuen Himmel und einer neuen Erde knüpft Renan selbst einen phantasievollen Vorausblick in eine künftige Lebensvollendung:

Wir wissen, daß das Weltende nicht so nahe ist, wie es die Erleuchteten des ersten Jahrhunderts glaubten, daß es überhaupt nicht als plötzliche Katastrophe eintreten wird. Es wird allmählich stattfinden durch die Kälte, wenn unser System seine Wärmeverluste nicht mehr genügend ersetzen kann, wenn die Erde den Schatz der alten, in ihren Tiefen als Wegzehrung verpackten Sonnenkraft verbraucht hat. Ob die Menschheit vor dieser Erschöpfung ihres planetarischen Kapitals vollkommenes Wissen erlangt hat, das heißt nichts anderes als die Fähigkeiten, die Weltkräfte zu beherrschen, oder ob die Erde ein verfehlter Versuch unter Millionen anderer ist, erstarren wird vor der Lösung des Problems, wie man den Tod vernichten könnte, das wissen wir nicht. Aber wir entdecken mit dem Seher von Patmos jenseit der schwankenden Zweifel das Ideal, und leben der tiefen Ueberzeugung, daß es eines Tags verwirklicht wird. Durch die Wolken einer im embryonischen Zustande lebenden Welt bemerken wir die Gesetze des Fortschritts im Leben, das unaufhörlich sich steigernde Bewußtsein des Lebens und die Möglichkeit eines Zustandes, da alle in einem definitiven Wesen (Gott) das sind, was die unzähligen Baumzweige im Baum, was die Myriaden Lebenszellen im lebenden Wesen, eines Zustandes, da das Leben des Alls vollendet sein und die Einzelwesen, die existirt haben, in dem Leben Gottes aufleben werden, in ihm sehen, in ihm genießen und ein ewiges Halleluja singen. Unter welcher Gestalt auch immer jeder von uns dieses zukünftige Herankommen des Absoluten sich vorstellen mag, jedem muß die Apokalypse gefallen, weil sie symbolisch den Grundgedanken ausdrückt, daß Gott ist, und besonders, daß er sein wird. Dann mögen wir immerhin den plumpen Ausdruck, die kleinliche Zeichnung dem Umstand zuschreiben, daß hier ein Kind mit einem dicken Stifte, mit dem es nicht umzugehen versteht, die Zeichnung einer Stadt entwirft, die es nicht gesehen hat; wir halten doch sein naives Gemälde der Gottesstadt, das große Spielzeug aus Gold und Perlen, als Gegenstand unserer Träume fest. Gewiß hat Paulus es besser ausgedrückt, wenn er das Endziel des Weltalls mit den Worten bestimmt: „daß Gott alles in allem sei"; aber doch wird die Menschheit noch lange eines Gottes bedürfen, „der mit ihr wohnt", mit ihren Prüfungen Mitleid empfindet, ihren Kämpfen Rechnung trägt und „jede Thräne aus ihren Augen wischt".

Renan's Werk, dessen frühere Theile „Das Leben Jesu", „Die Apostel", „Paulus" betitelt sind, ist ein Ergebniß friedlicher Wechselwirkung von Deutschland und Frankreich; der formgewandte romanische Geist hat die Barren geprägt, die der deutsche Forschersinn im Bergwerk der alten Geschichte hervorgegraben, aus den Schlacken geschieden und geläutert hatte; und wenn Renan

auch mehr, als wir gewohnt sind, nach Art des Ergänzers antiker Bildwerke verfährt, um ein zusammenhängendes und befriedigendes Ganzes herzustellen, wir haben seine Arbeit bei uns willkommen geheißen; Strauß selbst ward durch dieselbe zu einer neuen Darstellung des Lebens Jesu veranlaßt. Beide Männer haben das große Verdienst, daß sie der Sehnsucht und Forderung der Gegenwart entgegenkommen: aus den dogmatischen Formulirungen und Umhüllungen zurückzugehen auf den lebendigen geschichtlichen Christus, auf sein vorbildliches Leben, auf seine eigenen Worte. Diese mit den Errungenschaften der Natur- und Geschichtsforschung zusammenzubringen, neben dem materiellen Mechanismus und auf seiner nothwendigen Grundlage die Thatsachen der innern Erfahrung, Freiheit, Sittlichkeit, die idealen Lebensgüter festzuhalten: das wird die Aufgabe der Religionswissenschaft, um sich aus dem Widerspruch mit der Zeitbildung und der Welterkenntniß, in den die alte Dogmatik gerathen ist, zu retten und fernerhin der Menschheit Trost und Erhebung zu bieten.

Moritz Carriere.

Die Sage von Merlin.

Der Zauberer Merlin. Ein Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter. Berlin, Lipperheide. 1871. 16. 20 Ngr.

Dieses sehr anmuthige Werk des jüngst verstorbenen Dichters behandelt den bekannten Stoff von der Liebe des Zauberers Merlin zur schönen Viviane. Eingewoben ist die Geschichte seiner eigenen Geburt, die Stiftung der Tafelrunde, der Tod des Königs Pendragon, die Schwertprobe, durch welche der junge Artus zur Krone gelangt, Artus' Liebe zur schönen Genevra, die Geschichte von Artus' Geburt und der dreifältige Tod des Empörers Rion. Alle diese Begebenheiten sind in sehr ansprechender Weise erzählt — zuweilen wol in etwas allzu unverschleierter Deutlichkeit —, und über dem Ganzen ruht jener Goldglanz des Zauberhaften, welcher dem spukerfüllten Gegenstande so trefflich ansteht. Der Hauptcharakter der Beziehungen zwischen dem Greise Merlin und der jungen Viviane hätte jedoch zum Vortheil des Gedichts mit größerer Schärfe gefaßt werden sollen. Tennyson beschränkt sich mit weiser Oekonomie in dem Theil seiner Königsidyllen, welcher Merlin's Ueberlistungen behandelt, auf dies eine Ereigniß. Eine reizende Kokette, deren Künste sich die Bestrickung des weisen Greises zum Ziele setzten, bringt es endlich dahin, daß er in einer schwachen Minute ihr das Geheimniß seines Zaubers verräth, und nun bannt sie ihn für alle Ewigkeit in einen hohlen Baum — eine Strafe, die dem Maße seiner Schuld entspricht, denn die Nachgiebigkeit des Greises, wie wir sie unter dem Einfluß jener kosenden Zureden endlich über seine Weisheit Herr werden sehen, ist schon dem Untergange seiner eigentlichsten Würde und Fleckenlosigkeit gleichzuachten, und seine Rolle muß damit ein Ende haben.

In der Dichtung Wolfgang Müller's ist Viviane keineswegs eine Kokette. Dennoch hat sie Kälte genug, ihm — denn hier ist Merlin der Werbende — ihre Huld nur um den Preis seines Zaubergeheimnisses zu verkaufen. Ein französisches Wort sagt: Wer Liebe für Geld verkauft, verkauft etwas, was er nicht hat. Auch Viviane, die um das Zaubergeheimniß ihre Huld verkauft, hat keine Liebe. Freilich benutzt sie die erlangte Kenntniß nur dazu, um für alle Zeit sich Merlin's zu versichern und Merlin gelangt dadurch zu einem Zustande ewigen Liebesrausches, den er selbst als den Gipfel aller Glückseligkeit preist, aber dem Leser wird dabei nicht ganz geheuer. Dessenungeachtet überwiegen die schon Eingangs hervorgehobenen Vorzüge des Büchleins diese beeinträchtigenden Seiten desselben in sehr wünschenswerthem Grade, und es verdient eine liebevolle Aufnahme.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Leopold von Ranke's Werk: „Genesis des preußischen Staats", sagt die „Saturday Review" vom 15. November: „Der ungeheuere Fleiß des greisen Historikers von Ranke zeigt sich in einem abermaligen mühsamen Werke, der Umarbeitung nämlich des ersten Buchs seiner mustergültigen «Geschichte Preußens» und Erweiterung derselben zu vier Büchern, den Zeitraum von der teutonischen Eroberung Brandenburgs bis zur Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's I. umfassend. Der Hauptgrund, den er für das Unternehmen angibt, ist das neue Licht, welches die Forschungen der Gelehrten seit der ersten Veröffentlichung seiner Arbeiten im Jahre 1847 auf die älteste Geschichte von Brandenburg geworfen haben. Wahrscheinlich indessen liegt dabei das Gefühl zu Grunde, daß die Geschichte eines so mächtigen Staats nicht mehr als die eines erst gestern entstandenen behandelt werden sollte, und dieses Gefühl läßt sich am besten durch eine unparteiische Uebersicht der preußischen Annalen rechtfertigen, welche eine regelmäßige Entwickelung, eine ununterbrochene Folge und eine vorherrschende Einheit der Idee aufweisen. Was Napoleon III. von Frankreich, auf welches Land es nur mit bedeutendem Abzug anwendbar ist, gerühmt hat, daß es nämlich seine Weisheit oder sein Glück gewesen, in der Regel sich auf der Seite der Gerechtigkeit und Civilisation zu befinden, kann fast buchstäblich auf Preußen angewendet werden. Bei seiner Gründung vertrat Brandenburg die Mission der europäischen Cultur, die slawischen Barbaren zu bezwingen; später diente es als eine Schranke gegen die mongolischen Horden; noch später trug es zum Siege der Reformation kräftig bei. Wenn sein Antheil am Dreißigjährigen Krieg weniger glänzend war, als er es hätte sein sollen, so leistete der Kurfürst durch seinen muthigen Widerstand gegen Ludwig XIV. reichlichen Ersatz dafür. Dadurch, daß Friedrich der Große das schließliche Uebergewicht des deutschen Protestantismus sicherte, trug er einen der mächtigsten Factoren zur europäischen Civilisation bei; von den Heldenthaten

im Befreiungskriege ist es unnöthig zu reden, und eben haben wir das Ziel der Sehnsucht jedes deutschen Herzens durch einen brandenburger Junker verwirklichen sehen. Die Art und Weise dieser großen Leistungen ist, man muß es freilich gestehen, unglücklich gewesen: wenige Geschichten sind unangenehmer als die preußische durch Härte, Habgier und allgemeine Unliebenswürdigkeit gekennzeichnet; trotz alledem jedoch steht die Thatsache greifbar und unbestreitbar fest, daß Preußen noch nie in einen bedeutenden Kampf sich eingelassen hat, wo seine Niederlage nicht ein Unglück für die Welt gewesen wäre. Ohne diesen schmeichelhaften Umstand ungebührlich hervorzuheben, zeigt sich Ranke dessen völlig bewußt, und dieses Bewußtsein verleiht einer Geschichte, deren Anfänge sich nothwendigerweise nur mit Einzelheiten von scheinbar trivialer und uninteressanter Art zu beschäftigen haben, dramatisches Interesse. Es würde in der That die Gabe des größten Historikers überschreiten, die im vorliegenden Bande enthaltenen Details über den Rang einer Provinzialgeschichte zu erheben: eine classische Geschichte erheischt ebenso gut wie das classische Drama würdevolle Handlung und ein weites Feld. Auch ist der kühle, durchdringende, einsichtsvolle, aber trockene Historiker der Höfe und Cabinete nicht der Mann dazu, ein gewöhnliches Thema zu erhöhen und zu verklären. In seinem eigenen Fache jedoch ist er ein unübertroffenes Muster, und er verdient besonders wegen der Vereinigung zweier auseinandergehender, doch durchaus nicht unvereinbarer Verdienste, der Ausführlichkeit und Gedrängtheit nämlich, studirt zu werden. Die Vernachlässigung der letztern Eigenschaft wird den Ruhm der meisten zeitgenössischen englischen Historiker, welche hinreichende Phantasie besitzen mögen oder nicht, die Vergangenheit wieder aufzubauen, augenscheinlich aber nicht genug haben, um sich in die Lage des Lesers der Zukunft zu versetzen, sehr beeinträchtigen."

Ueber „Gott im Lichte der Naturwissenschaften", von **Philipp Spiller**, sagt dasselbe Blatt: „Ein interessantes und anregendes Schriftchen von Spiller legt eine Philosophie des Weltalls dar, welche der Verfasser für neu zu halten scheint, die aber in Wahrheit sehr alt ist. Spiller ist der Sache nach Materialist, ohne jedoch ein Anhänger des rein mechanischen Systems des Materialismus zu sein, welches im gegenwärtigen Zeitalter der Naturforschung hauptsächlich im Schwange ist. Eine feinere Substanz scheint ihm erforderlich zu sein, um die Maschinerie, vermittels welcher gewöhnliche physikalische Vorgänge in Bewegung gesetzt werden, im Gange zu erhalten und die Entwickelung geistiger Kraft zu beaufsichtigen. Diese Substanz findet er in einem alles durchdringenden Aether, dessen Vorhandensein er, gemeinschaftlich mit den meisten andern Naturforschern, durch die Fortpflanzung des Lichts, die Hemmung der Bewegung der Himmelskörper und anderer wohlbekannter Erscheinungen für hinlänglich begründet hält, wenn er auch nicht durch unsere Sinne zu erkennen ist. Die Theorie ist sehr geistreich durchgeführt; der Verfasser scheint aber niemals die vollständige Identität seines Aethers mit dem ersten Princip, materiell in seiner Beschaffenheit und geistig in seinen Attributen, welches die alten Stoiker aufgestellt haben, die ihm für seine wissenschaftliche Bestätigung ihrer durch a priori-Schlüsse erreichten Auffassung herzlich gedankt haben würden, zu ahnen."

Von **F. A. Lange's** „Geschichte des Materialismus" heißt es ebendaselbst: „Die stoische, epikuräische und alle andern Gestalten des Materialismus bis herab auf Kant sind in dem vorliegenden Werke geschickt und vorurtheilsfrei behandelt. In der That, der bemerkenswertheste Zug an dem Werke ist auf den ersten Blick dessen außerordentliche Unparteilichkeit. Es würde schwer fallen, des Verfassers eigene Stellung zu der von ihm behandelten Streitfrage zu bestimmen. Wir erfahren nur aus einer Ankündigung der noch zu erscheinenden Bände, daß es seine letzte Bemühung sein werde, einen Weg aus der Philosophie der Empfindung und über dasselbe hinaus anzuzeigen; nichts aber kann unbefangener und in vielen Fällen anerkennender sein als sein Bericht über deren hervorragendsten Vertreter. So bietet er z. B. eine bündige Vertheidigung des verschrienen Lamettrie, und bemerkt mit Recht, daß selbst in den schlimmsten Zeiten des römischen Reichs kein System so wenig Einfluß gehabt als das epikuräische. Die anziehendsten Kapitel des äußerst interessanten Buchs sind vielleicht die Analysen des Gedichts von Lucrez und des materialistischen Vademecum des Lamettrie und die Anschauungen über den Einfluß der arabischen Philosophie in Europa während des Mittelalters."

Ueber **Karsten's** „Oliver Goldsmith" sagt das Blatt: „Eine anspruchslose kleine Biographie von Goldsmith (das wäre sie ohne das Vorwort), mit Geschmack und Geschick compilirt. Der Verfasser hat seinen Bericht über Goldsmith's Leben auf solche wesentliche Einzelheiten beschränkt, von welchen man billigerweise erwarten kann, daß sie Interesse für Leser in allen Ländern besitzen, und hat das Bild des Mannes durch eine einsichtsvolle Auswahl gutübersetzter Stellen aus seinen Schriften vervollständigt."

Was dasselbe Blatt über **Ratzel's** ebenso reizende wie belehrende „Wandertage eines Naturforschers" sagt, ist so unverständlich und widerspruchsvoll, daß wir es nicht wiederzugeben vermögen; denn wir würden dann eine Zumuthung an unsere Leser stellen, die wir selbst nicht befriedigen können. Das Räthselaufgeben müssen wir den Sonntagsblättern überlassen.

Die „**Illustrated Review**" hat ihre Berichte aus Deutschland eingestellt. Es ist das zu bedauern, da es die einzige Wochenschrift gewesen, die seit zwei Jahren der deutschen Literatur zwei volle Spalten in jeder Nummer gewidmet hat. Es wäre zu wünschen, daß sich bald eine andere englische Zeitschrift herbeilassen wollte, diesen Verlust für das englische Publikum zu ersetzen.

In „**The Academy**" vom 15. November bespricht Oxenham „Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin" von Dr. J. **Huber**, und faßt sein Urtheil über das Werk am Schlusse dahin zusammen, daß er sagt: „Huber's Werk hat, wie bereits angedeutet, mehr den Charakter eines Essay oder vielmehr einer Reihe sorgfältig zusammengedrängter Essays über verschiedene leitende Züge aus dem Leben und System des Jesuitenordens, als einer fortlaufenden Geschichte, und insoweit fällt es unter die Bezeichnung einer „Zeitschrift" (sic), aber einer von ausnahmsweiser Anziehungskraft, und die ihren Werth wahrscheinlich noch lange behalten wird. Die Zeit für eine vollständige Geschichte des Ordens ist jedoch noch nicht gekommen."

Dieselbe Nummer zollt dem hingeschiedenen König **Johann** einen so schönen Tribut der Anerkennung als Mann der Wissenschaft, daß wir nicht umhin können, ihre Worte hier zu reproduciren: „Durch den Tod des Königs von Sachsen hat Europa einen seiner ersten Danteforscher — vielleicht mit Ausnahme Karl Witte's den ausgezeichnetsten von allen verloren. Das Werk, welches seine Studien über diesen Gegenstand enthält, ist seine unter dem Namen «Philalethes» veröffentlichte deutsche Uebertragung der «Göttlichen Komödie», deren erste Lieferung bereits im Jahre 1828 erschien, der Schluß im Jahre 1848, einem Jahre großer politischer Gefahr für den König Johann (?) sowol wie für viele andere gekrönte Häupter Europas. Die Uebersetzung ist in Blankvers, dessen Wahl durch des Uebersetzers Wunsch, mit photographischer Genauigkeit die Details und Schattirungen des Originals wiederzugeben, fast nothwendig gemacht wurde; und das große Verdienst der Ausführung besteht in der Art und Weise, wie dabei jede Steifheit vermieden ist und die Freiheit der Uebertragung keine Beeinträchtigung erfahren hat. Doch der Werth des die Uebertragung begleitenden Commentars war selbst noch größer. Bis dahin waren kaum irgendwelche, alte oder neuere, befriedigende Erklärungen zu den geschichtlichen Anspielungen in Dante vorhanden, und selbst in Italien war nur wenig in Bezug auf locale Erläuterung geschehen. Dem König von Sachsen war es vorbehalten, die ursprünglichen Quellen gründlich zu durchforschen, um auf diese Fragen Licht zu werfen, und die Ergebnisse seiner Forschung, theils in Anmerkungen, theils in Excursen enthalten, sind von höchstem Werthe. Nicht minder ver-

dienstvoll waren des Verfassers Studien der Werke der Scholastiker, deren Kenntniß zum Verständniß von Dante's Philosophie und Theologie unentbehrlich ist; diese haben besonders in den Anmerkungen von Philalethes zum «Paradiso» Frucht getragen. Unter englischen Schriftstellern über Dante hat Mr. Cary in seiner vortrefflichen Uebertragung in Terzinen von diesem Commentar besondern Gebrauch gemacht."

Erklärung.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" brachten jüngsthin eine Recension meiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift „Die Religion des Nationalliberalismus", welche mit folgendem Satze beginnt:

„Der Verfasser ist, soviel wir wissen, der nämliche, welcher vor 1866 langjähriger berliner Correspondent der augsburger «Allgemeinen Zeitung» war, damals es trefflich verstand, die preußische Regierung immer in die ungünstigste Beleuchtung zu stellen, dieses Handwerk auch nach 1866 noch fortsetzte, jeden Schritt des berliner Cabinets in gehässiger Weise bemäkelte und dadurch dieses Blatt fast unlesbar machte."

Dem gegenüber ist das wirkliche Sachverhältniß: daß ich überhaupt niemals, weder vor noch nach 1866, für die „Allgemeine Zeitung" correspondirt, noch irgendwelche andere Verbindung mit derselben unterhalten habe, und daß — außer einmal ein Artikel, der, soweit ich mich erinnere, für die Beilage bestimmt war, worin ja ab und zu fast das ganze literarische Deutschland auftrat — nie eine Zeile von mir in der „Allgemeinen Zeitung" gestanden hat, wie nöthigenfalls die Redaction derselben bestätigen können würde.

Konstantin Frantz.

Bibliographie.

Airy, G. B., Ueber den Magnetismus. Autorisirte deutsche Uebersetzung durchgesehen von F. Tietjen. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Andree, R., Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bachmann, E., Streiflichter auf das Volksschulwesen in Stadt und Land. 1ste Lief. Plauen, Neupert. 16. 8 Ngr.

Behr, R., Die Einnahme der Stadt, des Passes und Schlosses Bregenz durch die Schweden im Jahre 1647. Lindau, Stettner. Gr. 8. 5 Ngr.

Blind, K., Zur Geschichte der republikanischen Partei in England. Berlin, Stilke. Gr. 8. 5 Ngr.

Böhl, E., Forschungen nach einer Volksbibel zur Zeit Jesu und deren Zusammenhang mit der Septuaginta-Uebersetzung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Fünfter Band: Das Weltalter des Geistes im Aufgange. Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Crowe, J. A., und G. B. Cavalcaselle, Geschichte der italienischen Malerei. Deutsche Original-Ausgabe besorgt von M. Jordan. 5ter Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dewils, H., Der Heedelberger Draguner-Wachtmeester. Ein humoristisch-satirisches Saldotebild. 2ter Thl. München, Braun u. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Dibelius, F., Gottfried Arnold. Sein Leben und seine Bedeutung für Kirche und Theologie. Eine kirchenhistorische Monographie. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diesterweg's, A., Selbstbeurtheilungen. Aus seinen Schriften gesammelt von E. Langenberg. Ein Beitrag zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Seminars in Mörs. Mörs, Spaarmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Dixius, B., Der Weinbau an der Mosel, ein Gedicht in 12 Gesängen nebst einem Anhang von Fabeln. Trier, Groppe. 8. 20 Ngr.

Finsler, G., Antistes, Ulrich Zwingli. 3 Vorträge gehalten und herausgegeben zu Gunsten des Zwingli-Denkmals. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 20 Ngr.

Freiberg, G. v., Aus dem Süden. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fürste, E., Kaiser Wilhelm. Gedichte. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Gaedechens, R., Unedirte antike Bildwerke. Beschrieben und erklärt. 1stes Heft. Jena, Deistung. Gr. 4. 2 Thlr.

Giese, Marie, Neue Novellen. Berlin, Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Arnold von Brescia. Ein akademischer Vortrag. München, Franz. Gr. 8. 7 Ngr.

Gildemeister, C. H., Joh. Geo. Hamann's, des Magus im Norden, Leben und Schriften. 6ter Bd. — A. u. d. T.: Hamann-Studien. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr.

Große, J., Offene Wunden. Novellen. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr.

Groth, C., Ueber Mundarten und mundartige Dichtung. Berlin, Stilke. Gr. 8. 15 Ngr.

Güdemann, M., Das jüdische Unterrichtswesen während der spanisch-arabischen Periode. Nebst handschriftlichen arabischen und hebräischen Beilagen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hamma, F., Der deutsche Kunstgesang. Seine Begründung und Entwickelung nach physiologischen Gesetzen und künstlerischen Principien. Berlin, Schlesinger. 8. 20 Ngr.

Hanne, J. R., Protestantischer Glaube. Christlich-religiöse Reden. Hamburg, Seippel u. Leopoldt. Gr. 8. 18 Ngr.

Hannecken, H. v., Marschall Bazaine und die Capitulation von Metz. Darmstadt, Zernin. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

Hartsen, F. R., Grundzüge der Logik. Nach einer neuen Methode dargestellt. Berlin, Henschel. Gr. 8. 1 Thlr.

Hecker, E., Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Heigel, K., Wohin? Eine Novelle. Berlin, Paetel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herbert, L., Die Blume von Sumatra. Roman. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr.

Holl, E., Baumeister's der Stadt Augsburg (1573—1646), Selbstbiographie. Herausgegeben von C. Meyer. Augsburg, Schlosser. Gr. 8. 20 Ngr.

Hüffer, H., Rheinisch-westphälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. Briefe des kurkölnischen Geh.-R. Johann Tillmann von Peltzer aus den Jahren 1795—1798 mit Erläuterungen. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Jensen, W., Nach hundert Jahren. Ein Roman aus neuester Zeit. 4 Bde. Schwerin, Hildebrand. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Isaacsohn, S., Geschichte des preußischen Beamtenthums vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 1ster Bd. Das Beamtenthum in der Mark Brandenburg 1415—1604. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Keller, T., Shakespeare-Perlen. Die in den Dramen des großen Britten zerstreuten Sprüchwörter, Sentenzen und Lebensregeln. Trier, Groppe. 8. 1 Thlr.

Kleissner, O., Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedsage. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 15 Ngr.

Köberle, G., Dramatische Werke. 2 Bde. Stuttgart, Neff. 8. à 27 Ngr.

Das Komödiantenthum in der Gesellschaft. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krone, H., Isis und Osiris. Lieder und Skizzen. Dresden, Krone. 1874. 8. 20 Ngr.

Müller, K. E. H., Die deutsch-feindliche Politik Karls des Kühnen von Burgund, ein Vorspiel der Annexionsbestrebungen der französischen Regenten. Prenzlau, Mieck. Gr. 8. 10 Ngr.

Nolde, Baron F. v., Herzog Wilhelm von Kurland und die Brüder Nolde. Historisches Drama. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 20 Ngr.

Pfeffer, W., Physiologische Untersuchungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Plener, E. v., Englische Baugenossenschaften. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 16 Ngr.

Prantl, K. v., Gedächtnissrede auf Friedrich Adolph Trendelenburg. München, Franz. Gr. 4. 4 Ngr.

Preger, W., Dante's Matelda. Ein akademischer Vortrag. München, Franz. Gr. 8. 12 Ngr.

Prince-Smith, J., Der Staat und der Volkshaushalt. Eine Skizze. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Putlitz, G. zu, Ausgewählte Werke. 4ter Bd. Berlin, Paetel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rahn, J. R., Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz. 1ster Bd. 1ste Abth. Von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Mittelalters. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rathgeber, J., Colmar und Ludwig XIV. (1648—1715.) Ein Beitrag zur elsässischen Städtegeschichte im 17. Jahrhundert. Aus ungedruckten Chroniken gesammelt. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 1 Thlr.

— — Colmar und die Schreckenszeit. Ein Tagebuch und Aktenstücke aus den Revolutionsjahren 1789—1796. Aus ungedruckten Quellen gesammelt. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 20 Ngr.

Sack, E., Die Naturwissenschaften und die Schule. München, Beck. Gr. 8. 4 Ngr.

Scholten, J. H., Der freie Wille. Kritische Untersuchung. Deutsche Ausgabe. Nach einer vom Verfasser revidirten und verbesserten Redaction aus dem Holländischen übersetzt von C. Manchot. Berlin, Henschel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Sicherer, H., Staat und Kirche in Bayern vom Regierungs-Antritt des Kurfürsten Maximilian Joseph IV. bis zur Erklärung von Tegernsee 1799—1821. Nach amtlichen Actenstücken. München, Kaiser. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Smitt, W., Wir und die Ultramontanen. Ein Logen-Vortrag. Leipzig, Findel. Gr. 8 3 Ngr.

Trampler, R., Correspondenz des Cardinals Dietrichstein mit dem Hofkriegsrats-Präsidenten Collalto, nebst einem Anhang: Briefe Lustrier's aus Constantinopel, der Markgrafen von Brandenburg und der Grafen Schick von Passau. Mit Unterstützung des Mährischen Landesausschusses herausgegeben. Wien, Beck. Gr. 8. 24 Ngr.

Vámbéry, H., Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Chiwa, Bochara und Samarkand. Deutsche Originalausgabe. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Viehoff, H., Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke auf der Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet. 1ste Lief. Stuttgart, Conradi. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wollschläger, C. S., Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte. Eisenach, Bacmeister. Lex.-8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 18. December 1873.

Neue Romane.

1. Die Heiligen und die Ritter. Roman von Levin Schücking. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Wiederum führt uns Levin Schücking auf den Boden seiner engern Heimat, der für ihn unerschöpflich productiv ist in Bezug auf Lebens- und Charakterbilder. Strömt doch die fortschreitende Zeit aus ihrer Laterna-magica immer neue Beleuchtungseffecte aus, in welcher die naturwüchsigen Gestalten der rothen Erde auch in einem neuen Lichte erscheinen! So ist es jetzt der große Kirchenstreit, der die Gemüther in Bewegung und Unruhe versetzt; wir sehen die Ritter, wir sehen die Heiligen und vor allen die Frauen mitergriffen von diesen Conflicten; wie sie sich zur neukatholischen Kirche des Vatican stellen — das ist die geistige Grundfrage, welche in alle romanhaften Verwickelungen hereinspielt.

Der Roman erinnert uns vielfach an Gutzkow's „Zauberer von Rom", da er ein verwandtes Thema behandelt und nur das katholische Leben in einen mehr provinziellen Rahmen faßt. Auch hat Schücking's Muse eine keckere Erfindung und liebt eine gewisse romantische Abenteuerlichkeit in Motiven und Situationen, die vielleicht der nüchternen Prüfung nicht immer Stich hält. Doch woher soll der Romandichter in dieser geregelten Culturwelt des 19. Jahrhunderts spannende Verwickelungen nehmen, wenn er nicht von den Polizeiregistern und Kirchenbüchern absieht und in unsere Cultur allerlei Phantastisches hineindichtet, was mehr in den Ueberlieferungen mittelalterlicher Romantik wurzelt? Solche falsche „Klausner" und ähnliche Figuren führen uns in eine Welt, in welcher sich die Phantasie sehr behaglich fühlt, da sie mit ihr aus den Räuber- und Rittergeschichten vertraut ist. Entführungen auf schnaubenden Rossen behalten ihren Reiz für die Phantasie, so oft uns auch die Spieß und Cramer zu solcher romantischen Steeple-chase eingeladen haben. Doch derartige etwas grelle Ingredienzen sind einmal für die Mischung eines Romans unerlaßlich, wenn nur dabei auch die feinern geistigen und psychologischen Elemente zu ihrem Rechte kommen.

Levin Schücking ist ein geistreicher Autor; er hat das Feinspürige mit Gutzkow gemein. So glücklich er tüchtige westfälische Charaktere von gutem Schrot und Korn zu zeichnen vermag, mit solcher Feinheit vermag er geistig strebende, innerlich bewegte Naturen darzustellen, in welche die Zeitbildung ihre Reflexe wirft. Zu diesen rechnen wir besonders die freigeistige Prinzessin Justine und die von gleichem Streben ergriffene Ludmilla, den Geistlichen Gerwin, der sich nach innern Kämpfen von der Kirche lossagt, den Bischof Gebhard Hieronymus, der wie ein Nachkömmling der geistlichen Gestalten des „Zauberer von Rom" erscheint, eine früher durch die Romantik der Kirche angezogene, jetzt durch die neuen vaticanischen Verkündigungen gebrochene Erscheinung:

Als Tory vom Wirbel bis zur Zehe, mit dem vollen Selbstgefühl des Edelmanns, in romantischen Vorstellungen erzogen, davon durchtränkt, war er ins Leben eingetreten mit einer recht herzlichen Verachtung gegen den Staat von damals. Es war ein miserables Ding, der Staat, in seiner Jugend. Er war ein Ding ohne Herz und ohne Wärme, wenn sie nicht über ihn kam, wo es galt, den nicht zu unterdrückenden Pulsschlag nationalen Lebens und Bewußtseins zu verfolgen und zu strafen. Die Scheren seiner Bureaukratie waren beflissen, des Lebens goldenen Baum kahl zu scheren und die Asche grauer Theorie über alles frische Volksthum, über die Regungen des zähe sich vertheidigenden Dranges nach eigenartiger Gestaltung in den westlichen Provinzen zu streuen. Alle Gewährungen waren knapp, alle Einrichtungen enge, von Hemmungen und Schranken wurde jedermanns Haut wund gerieben. Eine hochfliegende Seele von durchaus idealer Natur und unruhigem Drange, zu wirken, mußte sich von diesem Staate abgestoßen fühlen und einen magnetischen Zug zu der Kirche empfinden, die das schöne und erhabene Gefäß für jeden noch gebliebenen idealen Inhalt des Lebens war; sie mußte die Soutane, welche die Brust eines in friedlichem Wohlthun seine Heerde erbauenden Priesters bedeckte, der Uniform, das Kloster mit seinen alten, träumenden, an den Gestaltungen romantischer Vergangenheit hängenden Mönchen der Kaserne, die große Einheit der

Glaubenswelt mit ihren überall an das Höchste anknüpfenden Erscheinungen und Einrichtungen dem Staate vorziehen, der die nationale Einheit zerschnitt und die Rückkehr zu ihr hoffnungslos zu machen schien.

So war Gebhard Hieronymus in die Kirche eingetreten und war Priester und Bischof geworden. Bald im Kampfe mit dem Staate und als strenger Hierarch seine Diöcese verwaltend, war er aus der idealen Theorie sehr bald in recht gemein reale Dinge und in die mit derbsinnlichen Fäusten das Heilige behandelnde Kirchenpraxis gezogen, und hatte selbst mitgewirkt an der sich allmählich vollziehenden, auf mechanische Centralisation und geisttödtende Schulung hinauslaufenden Umwandlung der Kirche. Aber es ist ein Vorrecht idealer und mit Poesie begabter Naturen, daß sie jenes tangor sed non tingor undis des Schwans sprechen können, daß sie sich in jedem Augenblick in einem Elemente ewiger Reinheit zu baden vermögen, aus dem sie mit dem ganzen Selbstbewußtsein ihrer ursprünglichen fleckenlosen Idealität zurückkehren. Und so war unserm Bischofe nie ganz klar geworden, daß er in eine andere Welt gerathen, als der er sich ursprünglich geweiht, bis der grimme, ungeistliche, so viel häßliches Menschenthum bloßstellende Concilshader ihm die Augen öffnete, und er aus seinen Träumen von einer Kirche, welche die letzte Vertreterin des Erhabenen auf Erden, der einzige Hort des Idealismus, das goldene Weihegefäß für jeden transscendentalen Inhalt sei, elend und krank erwachte.

Als der Bischof erfährt, daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, ein Werkzeug in der Hand anderer gewesen und seinen guten Namen zum Kampfe für eine literarische Fälschung hergegeben hat, als er die Concilsbeschlüsse in seinem Sprengel verkündigen soll: da bricht er in sich zusammen, verfällt dem Irrsinn und dem Tode, ein Opfer des neuen Rom. Diese Gestalt ist durchaus ideal in einer Zeit, in der die früher opponirenden Bischöfe alle die Concilsbeschlüsse ohne weitere Zögerung in ihrem Sprengel verkündeten.

Das sind die Heiligen des Romans; bunter sieht es mit den Rittern aus! Der Dichter schafft aus dem Vollen; er hat so viele Typen westfälischen Adels zur Hand, daß ihm die Auswahl offenbar schwer fällt. Und in diese geschlossenen Kreise treten noch einige Fremde, ein österreichischer, ein polnischer Edelmann und eine fragwürdige Erscheinung wie Seldesca. Wenn wir diese in allen Varietäten sich erschließende Fülle von Charakteren, die auf dem Boden einer provinziellen Aristokratie gewachsen sind, näher ins Auge fassen, so können wir doch ein Bedenken nicht unterdrücken, das uns schon bei manchen Schücking'schen Romanen, am meisten aber bei diesem neuesten aufgestiegen ist — wir meinen die Verwirrung des Interesses durch allzu zahlreiche Fäden und den Mangel eines Haupthelden, der ganz entschieden in den Mittelpunkt des Romans tritt und dessen innerer Entwickelungsgang durch die Ereignisse bestimmt wird, sodaß sich alle andern Charaktere nur um ihn gruppiren. Wir halten diese Anforderung nicht für das müßige Axiom einer überlebten Aesthetik; wir verweisen auf die besten Romane Walter Scott's, Bulwer's, Goethe's und Jean Paul's, auf „Waverley", „Mannering", „Quentin Durward", „Nigel", „Pelham", „Eugen Aram", „Wilhelm Meister", „Hesperus" und „Titan": in allen fesselt die Entwickelung des einen Haupthelden, und die Durchsichtigkeit der Handlung, sowie die Spannung, in welcher der Leser erhalten wird, gewinnt ausnehmend durch diese Concentration des Interesses. Ein solcher Held fehlt allerdings auch in dem „Zauberer von Rom"; doch mag hierfür der große Umfang eines Culturgemäldes, welches die ganze Welt des Katholicismus in allen ihren Richtungen und Schattirungen umfaßt, zugleich Entschuldigung und Ersatz bieten. Ein Roman, der nur einen beschränktern Ausschnitt aus dieser Welt behandelt, wie der Schücking'sche, hätte aber durch das entschiedenere Herausstellen eines Haupthelden wesentlich gewonnen. Alfred von Bungerhausen macht wol noch am meisten den Eindruck eines solchen; er kann gewissermaßen für den ersten Liebhaber des Romans gelten; seine Liebe zur Prinzessin Justine, deren fürstliche Geburt plötzlich bezweifelt wird, seine Familienverwickelungen, die auch sein Recht auf das väterliche Erbe plötzlich als zweifelhaft erscheinen lassen, das Verschwinden seines Vaters, von dem man glaubt, daß er sich von den Trümmern herabstürzender Felsen begraben ließ: das alles umgibt sein Schicksal vorzugsweise mit dem beliebten Romanapparat, der auf Räthsel der Vergangenheit zurückweist, in Verwickelungen der Descendenz oder Ascendenz die verschlungenen Chiffren einer Geheimschrift sucht, deren Lösung die Neugierde der Leser beschäftigt. Denkt man nach der Lektüre des Romans noch einmal die Handlung desselben durch, so findet man allerdings, daß Alfred Bungerhausen mehr als die andern im Mittelpunkte der sich kreuzenden Geschicke steht. Während des Lesens selbst aber gewinnen wir nicht diese Einsicht in die Bedeutung des Barons; es schieben sich verdeckend immer eine Menge Gestalten und Ereignisse dazwischen; der Leser wird nicht genug für ihn, für seine Gedanken- und Empfindungswelt interessirt. Auch mit den äußern Mitteln der Romantechnik ist er nicht genugsam hervorgehoben; das Interesse springt immer hin und her, und oft müssen wir uns erst besinnen, wer diese oder jene Persönlichkeit ist, die auf einmal wieder auftaucht. Es fehlt der naive Fortgang der Erzählung, der durch eine hin- und hergehende Reflexion ersetzt wird. Aehnliches empfinden wir oft bei den großen Gutzkow'schen Culturgemälden.

Die einzelnen Gestalten und Gruppen des Schücking'schen Romans bieten indeß, sobald wir wieder in ihre Lebensbahnen eingelenkt haben, wozu es oft eines kleinen gewaltsamen Rucks bedarf, viel des Interessanten dar. Die abenteuerliche und kühne Mathilde, die zuletzt mit dem verkappten Klausner, dem polnischen Flüchtling und Grafen, das Weite sucht, ist jedenfalls eine anziehende Gestalt — nur daß ihre psychologische Entwickelung zuletzt gleichsam in punktirten Linien verläuft. Erich von Tungern, der das Bauernmädchen heirathet, ist ein tüchtiger Charakter, und die westfälischen Volkstypen des Landruper Hofs sind von einer Feder gezeichnet, die mit Land und Leuten der rothen Erde vollkommen vertraut ist. Eine der ergötzlichsten Episoden des Romans ist der „Freisame Benglerbund", der Ueberfall des westfälischen Alterthumsvereins durch muntere Junker, die sich als Ritter maskirt haben und die Herren Gelehrten auch noch in Femgericht und Folterkammer des dazu hergerichteten Schlosses führen. Diese improvisirte Don Quixoterie des Junkers von Pungelscheidt, in welche einige Romanfäden mit Geschick verwebt sind, hat zwar nur anekdotischen Werth, unterbricht aber den ernsten Gang des Romans in der heitersten Weise.

Daß ein Roman von Levin Schücking in einem klaren und edeln Stil gehalten, daß er mit anmuthigen Schilderungen und feinwürzigen Aromen eines gebildeten Geistes in eigenen Betrachtungen sowie in den Gedankengängen seiner Helden reich bedacht ist, bedarf für alle, welche diesen geistreichen Romanschriftsteller aus seinen frühern Werken kennen, kaum der Erwähnung.

2. Lucifer. Ein Roman aus der napoleonischen Zeit von Karl Frenzel. Fünf Bände. Leipzig, C. J. Günther. 1873. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Während Schücking die Beschränkung auf einen begrenzten provinziellen Boden liebt, wählt Frenzel mit Vorliebe Stoffe mit weiten Geschichtsperspectiven, Stoffe, in denen sich die geistige Physiognomie einer historischen Zeit spiegelt. So hat er uns das josephinische Zeitalter geschildert, so schildert er uns in seinem neuen Roman das Zeitalter Napoleon's. Und zwar erblicken wir den Kaiser auf seiner Welthöhe als den dämonischen Lucifer, der Europa beherrscht, obschon die Vorboten seines Untergangs sich bereits in den Erfolgen der Spanier und der ersten verlorenen Schlacht, der Schlacht bei Aspern, ankündigen. Es ist die Zeit von 1809 und 1810, die uns Frenzel vorführt, und obgleich er nicht, gegen das Grundgesetz des geschichtlichen Romans verstoßend, Napoleon selbst in den Vordergrund seines Werks stellt, da große geschichtliche Persönlichkeiten, wenn sie zu eigentlichen Romanhelden gemacht werden, den Roman unfehlbar zu einem Ragout aus Memoiren herabdrücken, so scheut er sich doch keineswegs, einzelne große Haupt- und Staatsactionen darzustellen: die Schlacht bei Aspern, das Attentat von Staps auf den Kaiser in Schönbrunn, den Brand des österreichischen Gesandtschaftshotels in Paris 1810, den uns Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten" so lebendig geschildert hat. Auch hat die Darstellung Frenzel's einen gewissen Zug und Schwung, durch den wir in dem Sturm und Drang der Schlachten wie auf der Höhe weittragender politischer Gedanken heimisch gemacht werden.

Ob der eigentliche Held des Romans der blonde Deutsche, Egbert Heimwald, oder der dämonische Welschtiroler, der Ritter Victorio Zambelli, ist, darüber kann man bei und nach der Lektüre desselben in Zweifel sein. Jedenfalls dreht sich die freie Erfindung des Romans um die Schicksale dieser beiden Hauptcharaktere, die in den schärfsten Contrast miteinander gestellt sind: jener ein begeisterter Deutscher, ein Kämpfer gegen Napoleon, dieser ein französischer Spion im Dienst der Napoleonischen Intrigue; jener ein Idealheld von zweifelloser Charakterreinheit, dieser ein politischer Agent, der vor keinem Verbrechen zurückschreckt und überdies blind den Leidenschaften gehorcht. Er hat einen politischen Mord begangen, wie wir gleich und bald nach Eingang des Romans wissen. Der Autor verräth es uns zwar nur durch verstohlene Fingerzeige, aber diese führen uns doch von Haus aus ganz sicher auf die Spur, weit sicherer als für die Spannung des Romanlesers wünschenswerth ist. Denn der Autor kommt immer wieder auf die Enthüllung dieses Mordes zurück und läßt einen ausgezeichneten pariser Polizeimann seine Kunst an der Entdeckung desselben versuchen. Das würde für uns von spannender Wirkung sein, wenn wir selbst über den Mörder Jean Bourdon's im Dunkel wären. Es gibt untergeordnete Romanschriftsteller, welche die Technik des Romans hierin mit größerm Glücke handhaben und das allmählich hereinbrechende Licht sich über einer solchen dunkeln That zuletzt mit effectvoll blendender Helle verbreiten lassen, nachdem wir vorher das ganze Hangen und Bangen einer hin- und herwogenden Neugier empfunden haben oder gar absichtlich von dem wohlberathenen Romanschriftsteller, der eine künftige Entdeckung vorbereitet, auf falsche Wege gelockt worden sind. Das alles ist hier bei der Ermordung Jean Bourdon's nicht der Fall, die außerdem auch für die Leser des Romans eine ziemlich uninteressante Thatsache ist, da wir für den braven und ehrlichen Verwalter fremden Eigenthums, als welcher sich der Ermordete später herausstellt, nur das Gefühl pflichtmäßiger Achtung, aber keine wärmere Theilnahme empfinden. Enthüllungen, die für uns keine mehr sind, lassen daher die Mühe des Autors, uns auf dieselben zu spannen, als vergeblich erscheinen; wir haben den Weihnachtsbaum schon längst durch die Thürritze gesehen, wenn der Autor uns mit seiner Klingel ins Zimmer ruft.

Kaum hat eine Gestalt eine fruchtbarere Ahnenreihe aufzuweisen als Goethe's Mignon, und in jedem dritten Roman findet sich ein solches zigeunerhaftes Mädchen, die eine etwas wilder, die andere etwas zahmer, den Eiertanz ihrer Empfindungen ausführend, die meist in leidenschaftlicher Hingabe aufgehen. Immermann's Flämmchen in den „Epigonen" war die erste Copie der Mignon — wie viele abenteuerliche Naturkinder haben wir seitdem in unsern Romanen ihre magischen Kreise ziehen sehen! Erst neulich haben wir der Eva in Schweichel's Roman: „Der Bildschnitzer vom Achensee", diesen Stammbaum zuerkennen müssen. In Frenzel's „Lucifer" verleugnet die braune Christel, die dem Ritter Zambelli, diesem dämonischen Manne mit einigen Zügen von Cagliostro, sich ergeben hat, diese Herkunft nicht — nur ist Mignon hier mit einigen Zügen des Käthchens von Heilbronn ausgestattet worden. Das tragische Ende gehört zu den Lebensläufen dieser Mignons. So stürzt auch die braune Christel in Paris aus dem Fenster eines Lazarethgebäudes todt auf das Pflaster. Im übrigen ist das Colorit dieser Gestalt mit ihren düstern, wilden und leidenschaftlichen Zügen ein durchaus charakteristisches.

Ihr gegenüber steht eine Erscheinung der Salons, die junge Marquise Antoinette von Gondrecourt, die, nach Paris kommend, von der sieghaften Bedeutung des Kaisers so gefesselt wird, daß sie ihre Ehre ihm hingibt und zuletzt von dem marmorkalten Imperator dem Ritter Zambelli, einem feurigen Verehrer, zugewiesen wird. So anziehend diese Antoinette erscheint, so vermissen wir doch eine über Andeutungen hinausgehende psychologische Entwickelung, welche uns den Fall einer so stolzen Schönheit begreiflicher macht und uns wärmere Theilnahme für ihr Geschick einflößt. Napoleon mochte in der Liebe nur mit den faits accomplis rechnen wie in der Politik, doch der Romanschriftsteller darf dies nicht. Dagegen ist es ein feiner und echt poetischer Zug, daß des Imperators sündige Geliebte in dem Brande des Schwarzenberg'schen

Palais halb freiwillig untergeht — „Semele in den Flammen des Olympiers".

Das ist jenes dämonische Verhängniß, welches diejenigen ergreift, die in Lucifer's Nähe kommen. Friedliches Glück dagegen wird dem deutschen Schwärmer Egbert zutheil, welcher seiner Jugendliebe, des Grafen Wulfsegg natürliche Tochter Magdalena, heimführt, nachdem das Dunkel, das über ihrer Geburt schwebt, sich gelichtet hat. Aus ungesetzlicher Liebe zwischen dem Grafen und einer pariser Sängerin, Athenais, hervorgegangen, wurde sie von einem Vertrauten, dem Secretär des Prinzen, Cobenzl, erzogen, der mit seinen revolutionären Reminiscenzen eine sehr gutgezeichnete episodische Figur ist. Auch hier handelt es sich um ein Räthsel der Vergangenheit; doch hier ist der Autor vorsichtiger in der Enthüllung.

Der Roman spielt theils an den Ufern des Traunsees, theils in Wien, theils in Paris oder Malmaison, wo uns ein anziehendes Bild von der Kaiserin Josephine und ihrem Leben entworfen wird, aus einer Zeit, wo ihr Stern bereits im Sinken war.

Die Schilderungen Frenzel's sind durchaus frisch und lebensvoll; er ist ein guter Schlachten- und Salonmaler und hat eine Ader von Horace Vernet wie von Watteau. Das Vorbereitende, psychologisch Motivirende ist weniger seine Sache; er geht resolut auf die Resultate los. Bisweilen liebt er die gebrochenen Farben — und dann erinnert er an Karl Gutzkow. So schließt der erste Band mit einer Begegnung zwischen Egbert und Zambelli: „Schweigend erreichten sie den Platz vor dem Schlosse. Fast aus allen Fenstern strahlte Licht. Egbert war wie geblendet. Was ist Wahrheit, was ist Täuschung in diesem Leben? ging es still durch seine Seele. Oder ist alles nur Ahnung eines Höhern, alles nur ein Traum?" Das sind solche Schlußcadenzen, wie sie Gutzkow's skeptische Muse liebt.

Als Probe der lebendigen und stilvollen Schilderungen, an denen der Roman reich ist, theilen wir die Beschreibung der Kahnfahrt Napoleon's über die Donau nach der verlorenen Schlacht bei Aspern mit. Der verwundete und gefangene Egbert Heimwald muß das Steuer dieses Kahns führen, welches den Cäsar und sein Glück trägt:

„Wo ist der gefangene österreichische Hauptmann Heimwald?" fragte Napoleon. „Der junge blonde Mann, mit dem ich bei der Ziegelei sprach?" Aus einem unruhigen Halbschlummer wird Egbert von Berthier aufgeweckt. Schlaftrunken erscheint er vor dem Kaiser. „Sie kennen die Donau und die Umgebung", sagt ihm Napoleon. „Sie haben in den Tuilerien mit mir darüber gesprochen. Ich will nach Ebersdorf, vor Mitternacht. Hier ist ein Schiff, hier sind Ruderer. Wollen Sie das Steuer führen?" — „Wenn es Euere Majestät befehlen, will ich es mit dem linken Arm versuchen." — „Man wird Sie unterstützen und Ihre Gebote pünktlich befolgen." Die Leute sind bereit; während sich Egbert nach Möglichkeit mit ihnen verständigt, ist der Kaiser mit Berthier eingestiegen. Fast bricht er auf der Bank zusammen. In dem düstern Licht der beiden Fackeln, welche zwei der Schiffsknechte halten, um die Fahrt zu erhellen, hat er etwas Gespenstisches. Die Unordnung seiner Kleidung, die Verstörtheit seiner Züge, die Ueberanstrengung seines ganzen Wesens erhöhen diesen Eindruck. Mit den Händen das Gesicht verhüllend, bricht er in ein gellendes Gelächter aus. „Das ist auch etwas, eine Schlacht zu verlieren, nachdem man dreißig Schlachten gewonnen!" Hin und her auf den Wogen schwankt der Kahn; aber die Leute sind kräftig und geübt, Egbert hält die Richtung. „Sie sollen nicht zu früh frohlocken", fährt Napoleon im halben Selbstgespräch fort. „Ich bin noch nicht vernichtet. Ich bin noch jung, ich werde noch viele Kriege führen." Nun schreckt er wie aus einem Traume auf. „Die Kürassiere vor! Was zögert ihr? Drauf, drauf! Alle in die Batterien hinein! Was sind mir hunderttausend Menschen? Eine halbe Ernte! Ein paar Sommertage erzeugen eine neue." Die Ruderer, ganz bei ihrer Arbeit, hören nicht auf ihn. Berthier hat sich neben Egbert an das Steuer gestellt. „Wie steht's?" fragt er. — „Wir sind über die Mitte des Stroms hinaus", antwortet Egbert. „Wir werden bei Ebersdorf landen, mein Fürst." — „Ihr Beistand ist uns von außerordentlichem Nutzen gewesen, Herr Hauptmann. Was kann ich für Sie thun?" — „Wenn Sie, mein Fürst, mich auf Ehrenwort nach meiner Wohnung bei Schönbrunn entlassen wollten —" — „Um Ihrer Wunden zu pflegen. Bewilligt, Herr Hauptmann, bewilligt." — „Leuchtet", ruft Egbert, „hier ist eine Sandbank." Die Fackelträger treten zu ihm. Allein, im Schatten sitzt der Gebieter und der Schrecken Europas, hülflos gegen das grollende Gewässer um ihn, unter ihm. Indem sie alle nach der einen Seite halten, um von der Sandbank fortzukommen, schlagen die Wellen in den Nachen und benetzen seine Füße. Halb von seinen Schultern gefallen, ruht der Mantel auf seinen Knien. Unverständliche Worte, Befehle, Flüche murmelt Napoleon. Es scheint ihm unglaublich, daß die Glücksgöttin ihrem verzogenen Liebling den Rücken gewendet haben sollte. „Will dieser Tag nicht enden?" ruft er. „Noch nicht hinüber? Eilt euch, ihr Trägen. Wenn ich in Asien wäre! Tamerlan überbrückte die Ströme mit Leichen. Ich will schlafen, schlafen! O Asien! Warum habe ich es verlassen?" — „Wir sind zur Stelle", sagt Egbert zu Berthier. „Dort ist der Schneidergrund." Der Schimmer, der vor den Fackeln hergeht, hat die Posten am rechten Ufer schon aufmerksam gemacht, daß in dem nahenden Kahne sich ein hervorragender Mann befinden müsse. Diener, Gensdarmen, der General Savary — halb Diplomat, halb Polizeihauptmann — sind mit Wagen und Pferden gekommen. Napoleon ist aufgestanden und steht aufrecht an der Spitze des Nachens. Alles an ihm zeigt die verlorene Schlacht; Wetterwolken dräuen auf seiner Stirn. Von allen Seiten lodern und glühen Fackeln, Feuer, Lichter. In Ebersdorf schlägt es Mitternacht. Es ist als ob der Fürst der Unterwelt aus dem Schos der ewigen Finsterniß über den stygischen Fluß daherkäme. „Hauptmann Heimwald!" — „Sire!" — „Predigen Sie mir noch den Frieden mit den Deutschen? Die Deutschen, die prahlen werden, mich besiegt zu haben! Zwischen mir und Deutschland gibt es keinen Frieden. Sie haben heute einen stolzen Tag gehabt und mich zu Dank verpflichtet. Morgen ist mein Tag. Morgen und die Zukunft! Ich werde doch noch nach Indien gehen und am Ganges die Herrschaft der Engländer vernichten. Gute Nacht!"

Auch die Schilderung des Festes in dem Schwarzenberg'schen Palais und des dort ausbrechenden Brandes ist mit glänzenden Farben durchgeführt. Wo Frenzel an den napoleonischen Memoirenroman zu streifen scheint, da sondert er sich alsbald von der romantischen Geschichtschronik durch den Schwung der Darstellung ab, der die schriftstellerische Eigenheit wahrt, wie denn auch die freierfundenen Charaktere auf der nur für kurze Zeit verlassenen Bühne bald wieder in ihr gutes Recht treten.

3. Blätter im Winde. Roman von Gustav vom See. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 6 Thlr.

Blätter im Winde — vorüberfließende Menschenschicksale! „Jedes Individuum", sagt Schopenhauer, „jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben, ist nur ein flüchtiges

Gebilde mehr, das er spielend hinzeichnet auf sein unendliches Blatt, Raum und Zeit, und eine gegen diese verschwindend kleine Weile bestehen läßt, dann auslöscht, neuen Platz zu machen." Daran erinnert uns der Titel des neuen Romans von Gustav vom See. Wenn wir den psychologischen Kern herausnehmen, so handelt es sich um die Liebe eines Stiefvaters zu seiner Stieftochter, welche uns wenigstens als das interessanteste Moment der vor uns entrollten Familientragödie erscheint. Dieselbe ist übrigens reich an starken criminalistischen Ingredienzien und Sensationsmotiven, welche der Verfasser mit geschickter Hand, kundig der Technik des Romans und aller Hausmittel, durch welche Spannung hervorgerufen und genährt wird, zu verwerthen weiß.

Der alte Graf von Zavyga, Excellenz, heirathet mit einundsechszig Jahren eine junge Frau, die Tochter der Frau von Leonstein, welche ihm später eine Tochter Stephanie schenkt. Bei der Trauung hat ein junger Offizier von Reinfelden das Glück, ihr das entfallene Brautbouquet aufzuheben. Der Offizier ist stattlich und interessant, gewinnt ihr Herz, sodaß sie sich einer moralischen Untreue gegen den Gatten, eines „platonischen" Ehebruchs schuldig macht. Nach dem bald erfolgten Tode des Grafen hält der Rittmeister um ihre Hand an und erhält sie, trotz des Widerspruchs der Mutter, welche die Tochter gern mit einem kronländischen Fürsten verheirathet hätte.

Die Ehe wird unglücklich. Der Einfluß der Mutter, die Launen einer sich unbefriedigt fühlenden Gattin, vor allem die Leidenschaft, welche der Rittmeister für seine Stieftochter empfindet, tragen die Hauptschuld daran. Stephanie selbst liebt einen jungen Maler und Offizier, den Sohn des alten Obersten von Bodenbach, ihres Vormundes. Das Benehmen ihres Stiefvaters macht einen unheimlichen Eindruck auf sie. Auf einer italienischen Reise erleben sie bei einem Ausflug am See von Lugano ein merkwürdiges Abenteuer. Sie machen die Bekanntschaft eines jungen, höflichen Wirthes, der bald darauf als Gattenmörder zum Tode verurtheilt wird. Der Rittmeister, welcher einen Zwist des Wirthes mit der Stiefmutter bei jenem Ausflug mit angehört, fühlt das unheimlich Verwandte seiner eigenen Situation mit derjenigen des Mörders, besucht ihn, wozu er die Erlaubniß erhält, und wird von ihm mit der Vernichtung eines Kästchens beauftragt, welches in seinem Hause versteckt ist und seine höchst geheim wirkenden Gifte enthält. Ehe der Rittmeister das Kästchen vernichtet, überzeugt er sich von seinem Inhalt und nimmt die Gifte an sich.

Dies Vermächtniß wird für ihn verhängnißvoll. Die ehelichen Mishelligkeiten, durch finanzielle Bedrängnisse vermehrt, nehmen ihren Fortgang und steigern sich in einer Weise, daß die Gattin sich zum Selbstmord entschließt; man findet ein Fläschchen mit Gift auf ihrem Tische. Der Rittmeister selbst wird des Mordes verdächtigt, und man hält ihn für überführt, als man jenes Giftfläschchen, das Erbe des Mörders, in einem geheimen Schube seines Pultes entdeckt. Das Drama eines Criminalprocesses entfaltet sich vor uns. Der Angeklagte wird von den Geschworenen verurtheilt. Da erscheint als sein rettender Engel Stephanie mit einem Briefe der Mutter, den die Großmutter unterschlagen hat und erst auf dem Sterbebette, auf das sie ein plötzlicher Krankheitsanfall geworfen, herausgibt. Der Brief beweist den Selbstmord und die Schuldlosigkeit des Rittmeisters. Sein Entzücken darüber, daß er durch Stephanie gerettet worden ist, verwandelt sich in Verzweiflung, als das Mädchen ihm persönlich gegenüber eine feindlich abwehrende Haltung behauptet. Hören wir die Schilderung, welche der Autor von dieser entscheidenden Situation des Romans entwirft:

> Der Rittmeister, noch vor einigen Stunden der Gegenstand der gehässigsten und verächtlichsten Beurtheilung, war jetzt plötzlich zum Märtyrer geworden, den nur ein günstiger, unberechenbarer Zufall vor einem schmählichen, entehrenden Todesurtheile gerettet hatte. Er aber, auf den jetzt aller Blicke voll Theilnahme und mit enthusiastischer Kundgebung gerichtet waren, dem durch den Spruch des Gerichts die angefochtene Ehre und das bedrohte Leben zurückgegeben waren, er hatte nur den einen, seine ganze Seele beherrschenden, alles andere zurückdrängenden Gedanken: Stephanie: Sie! war gekommen, jede Rücksicht auf ihre Person hintenansetzend, sie hatte ihn gerettet, sie allein! Diese Vorstellung ließ ihn die Glückwünsche der sich an ihn drängenden Bekannten, selbst seines Vertheidigers, nur kalt und flüchtig erwidern, seine Augen hingen immer mit einem begeisterten Ausdruck nur an ihr, welche jetzt, von dem Geheimrath geführt, nach dem Zeugenzimmer gehend, den Saal verließ. Er stürmte ihr nach. Sie befand sich mit dem Obersten allein, im Begriff, Hut und Mantel umzunehmen, den man ihr nachgebracht hatte, als er eintrat. „Stephanie!" rief er mit leuchtenden Augen und ihr beide Hände entgegenstreckend, „meine geliebte, meine theuere Stephanie, du hast mich gerettet! Alle Qualen, die ich erduldet, werden tausendfach durch das Glück dieses Augenblicks aufgewogen! O! komm, komm an mein Herz, damit ich dir danken und dir sagen kann, wie theuer du mir bist!" Eine tiefe Blässe hatte bei seinem Eintritt ihr Gesicht bedeckt, sie erbebte, sodaß sie sich kaum aufrecht halten konnte. Als er jedoch weiter sprach und dann mit brennenden Blicken die Arme nach ihr ausbreitete, um sie an seine Brust zu ziehen — da richtete sie sich, einen Schritt zurücktretend, stolz auf, ihre Schwäche war verschwunden, und ein eisig kalter Blick begegnete furchtlos dem seinigen. „Nein!" sagte sie mit zwar bebender, aber von ihrem starken Willen beherrschter Stimme, „nein, unsere Wege trennen sich für immer! Was ich that, geschah meiner armen Mutter wegen, auf der nicht auch noch eine Blutschuld lasten durfte. Du aber, du hast sie doch getödtet, wenn dich das irdische Gericht auch freigesprochen! Nie im Leben werden und können wir uns wieder begegnen — niemals! Dies mein letztes Wort, mein letztes Lebewohl!" Rasch dem Obersten den Arm reichend, verließ sie mit diesem das Zimmer. Niedergedonnert, zerschmettert, zermalmt, tausendfach mehr, als wenn sie drinnen im Saale das Todesurtheil über ihn ausgesprochen hätten, stand er ihr nachstarrend da. Dann preßte er, von einem jähen Schwindel erfaßt, beide Hände vor das Gesicht, mit dem wohlthuenden Gefühle, als ob der Tod sich rasch auf ihn, die willkommene Beute, stürzen wolle. Bald kamen andere, er richtete sich wieder auf, stumm, bleich, gesenkten Hauptes ging er fort, warf sich in einen Wagen und fuhr, von der gaffenden Menge angestarrt, davon.

Er sucht und findet den Tod in der mit großer Lebendigkeit geschilderten Schlacht von Custozza. Stephanie heirathet den Sohn des Obersten, den sie liebt. Das ist der Inhalt des Romans, welcher ganz den Eindruck eines Criminalromans machen würde — selbst die Darstellung der Hinrichtung des italienischen Giftmörders wird uns nicht erspart —, wenn nicht die Leidenschaft des Rittmeisters für die schöne Stephanie, die Stieftochter, ein tieferes psychologisches Interesse einflößte. Die Schilderung jenes Ausflugs am See von Lugano und der Bergbesteigung

gibt dem Autor Veranlassung, uns das Seelenleben des Rittmeisters mit psychologisch feinen und frappanten Zügen zu beleuchten.

Gustav vom See ist, wie wir schon oft hervorgehoben, mit den administrativen Verhältnissen und allen juristischen Fragen vertraut. Wir bewegen uns in Bezug hierauf stets auf sicherm Boden, und so sind auch die ehelichen Vermögensverhältnisse und was damit zusammenhängt von ihm mit durchsichtiger Klarheit dargestellt. Wo sich aber kleine Lücken finden, wie in Bezug auf die criminalistische Beweisführung, da weiß Gustav vom See seine Leser geschickt darüber hinwegzutäuschen. So sorgfältig die Darstellung des Criminalprocesses, von den Untersuchungen des Beamten bis zur Anklage des Staatsanwalts und der Vertheidigungsrede des Advocaten, durchgeführt ist: so klafft uns doch eine sehr empfindliche Lücke in derselben entgegen. Die Aerzte hatten bei der Section der Vergifteten ihre Schuldigkeit nur halb gethan. Es mußte sich doch ergeben, an welchem Gift sie gestorben war; wir erfahren nur, an einem tödtlichen, fast keine Spur hinterlassenden! Ein solches Gift besaß allerdings der Rittmeister, aber zu seinen tiefversteckten Fläschchen konnte die Gattin nicht gelangen. Dies Gift erscheint als eine Merkwürdigkeit — woher sollte sie ein ähnliches erhalten haben?

Die Darstellung Gustav's vom See ist durchweg einfach und natürlich, frei von allem Hochtrabenden; bisweilen schildert er lebendig und anziehend. Dagegen darf man ihm, besonders in diesem Roman, vorwerfen, daß er das Alltägliche und Hausbackene nicht genug vermeidet. Sein Dialog gemahnt bisweilen wie eine stenographisch abgeschriebene häusliche Unterhaltung, oder die kleinen Ereignisse des Lebens, ein Frühstück, ein Mittagessen werden mit archivarischer Genauigkeit beschrieben, während doch nur der Humor ihnen das Bürgerrecht im Reiche der Poesie und auch des Romans gewähren kann. Dagegen haben die italienischen Reisebilder, die Bergpartie, die Sängerfahrt auf dem See frisches Colorit, und auch die erschütternden Ereignisse, die sich am Schluß zusammendrängen, sind mit dramatischer Lebendigkeit geschildert.

4. Die neue Magdalena. Roman von **Wilkie Collins**. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1873. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wie oft werden Romane in Dramen verwandelt — es ist dies seit Shakspeare's Zeiten eine berechtigte Aneignung, obschon französische Autoren gegen solche Stoffbenutzung in neuer Zeit bisweilen klagbar wurden. Seltener kommt es vor, daß ein Drama in einen Roman aufgedröselt wird, obschon der gleichzeitige Guß eines Stoffs für Buch und Darstellung oder für Feuilleton und Bühne bei der industriellen Betriebsamkeit der neufranzösischen Schriftsteller häufig genug ist. Eine solche Verdoppelung des Kapitalwerths kommt der literarischen Industrie ja ausnehmend zugute.

„Die neue Magdalena" von Collins geht in Wien und Berlin über die Breter, es ist ein Sensationsdrama de pur sang. Der Roman bewahrt durchweg diese dramatische Haltung; die Bühne der Handlung ist mit der Peinlichkeit eines Regisseurs genau bestimmt, und die Kapitel spielen sich wie Scenen ab.

Die Engländer erweisen sich als gelehrige Schüler des neuen literarischen Franzosenthums, und zwar haben sie hierin noch einen Vorzug vor den Deutschen, welche die Technik der Franzosen bei weitem nicht so erreichen und ihre Effecte nur durch gröbere Verstöße gegen die Regeln gesunder dramatischer Kunst ermöglichen. Wilkie Collins ist bei Eugène Sue ebenso in die Schule gegangen wie bei dem jüngern Alexandre Dumas; er besitzt dabei die echte englische Tapferkeit und Unerschrockenheit, die keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht, sondern in dem Steeple-Chase über alle Gräben hinwegsetzt.

Wir werden gleich in medias res geführt, wir möchten sagen hineingestoßen mit einer Energie, gegen welche der alte Homer als ein sehr bescheidener, hineincomplimentirender Thürhüter erscheint. Wir belauschen das Gespräch zweier Frauen, einer Krankenwärterin und einer Reisenden, die der Zufall mitten in den deutsch-französischen Krieg hineingeführt, deren Reisewagen aufgehalten, deren Pferde weggenommen, die ihres Gepäcks, ihres Geldes beraubt wurde. Diese Thatsache wirft, beiläufig gesagt, auf den Krieg ein Licht, als ob er wie der Krieg der Aschantis geführt worden wäre. Jene Pflegerin unterstützt sie mit ihren Kleidern und nimmt sie in die Hütte des Dorfs auf, wo die Verwundeten liegen. Kaum beginnen wir uns für die beiden Frauen zu interessiren, als eine menschenfeindliche deutsche Granate hereinplatzt und die eine, die Reisende, todt zu Boden streckt. Wenigstens glauben wir und alle Betheiligten, daß sie todt sei. Nun begibt sich etwas Verwunderliches. Jene Krankenpflegerin, früher eine leichtsinnige Schöne, wenn auch nur kurze Zeit und wenn man will ohne ihr Verschulden, einsam in der Welt dastehend, läßt sich durch den bösen Dämon verleiten, sich der Papiere der Getödteten zu bemächtigen und ihre Rolle zu spielen. Alle Hindernisse hat Wilkie Collins vorsichtig aus dem Wege geräumt; die Familie, der jene von ihrem Vater empfohlen ist, kennt sie nicht persönlich; so kann sie sich dort einschleichen und unter falschem Namen jene Achtung erringen, welche ihr sonst, bei ihren wahren Antecedentien, immer versagt geblieben wäre.

> Doch eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
> Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.

Jene echte Grace Roseberry ist trotz der deutschen Granate nicht todt. Wilkie Collins macht eine Romananleihe bei der chirurgischen Wissenschaft und verherrlicht Deutschland auf Kosten Frankreichs. Ein deutscher Arzt beschämt die französischen Quacksalber, welche Grace Roseberry für todt erklärt; er erkennt, daß das Leben nur unterbrochen ist infolge eines Drucks auf das Gehirn. In der That kehrt es wieder. Man kann sich die weitere Entwickelung des Romans oder vielmehr des Dramas denken. Die falsche Grace, die neue Magdalena, hat das Herz der Dame, der sie empfohlen war, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit gewonnen; ein Zeitungscorrespondent von angesehener Familie, Horace, will sie heirathen; ein Prediger von humanitären Tendenzen, Julian, ist leidenschaftlich in sie verliebt. Doch ihr eigenes Gewissen peinigt sie, und nun erscheint noch ein unheimlicher Schatten, jene echte Grace, welche von der Familie als Betrügerin behandelt wird. Die neue Magdalena, deren Geheimniß für Julian durchsichtig geworden ist, bekennt

auf Anrathen des Freundes; die alte Dame will das Geheimniß ignoriren und Grace mit Geld abfinden; doch das Eingeständniß eines von ihr verleugneten Betrugs macht sie zur Mitschuldigen; sie wendet Magdalena den Rücken, welche Julian heirathet und mit ihr nach Amerika auswandert, da die englische Gesellschaft ihre respectability nicht anerkennt.

Das ist alles recht schön und gut,
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten.

Das ist in einer durchaus spannenden Weise von Collins dargestellt; die Entwickelung folgt Schlag auf Schlag; immer geschieht das Unerwartete, und doch kann man nicht sagen, daß es unmotivirt erschiene. Ehe der neufranzösische Roman erfunden war, hätte man einen solchen Stoff auch behandelt, vielleicht mit ähnlichem Fortgang; nur wäre das Licht auf die Handlung von der entgegengesetzten Seite gefallen. Man hätte die Betrügerin als solche hingestellt und in ihrem Geständniß einen ihre Schuld mildernden Umstand gefunden.

Doch das ist nicht interessant, nicht pikant genug, da fehlt der Reiz des Contrastes! Die ganze Theilnahme der Hörer und Leser muß der neuen Magdalena zugewendet werden! Darin besteht die Kunst des Autors! Die echte Grace Roseberry, die ihr gutes Recht in Anspruch nimmt, muß als eine unausstehliche Person erscheinen, der man alles Schlimme gönnt! Diese schöne sündige Magdalena, deren Jugendsünden man wol verzeihen kann, die aber einen groben Betrug begeht, ähnlich wie die berüchtigte Bertha Weiß, die durch die deutschen Zeitungsspalten wandert, wird mit dem bengalischen Licht der Apotheose umstrahlt; ihr weiht das Publikum seine Thränen der Rührung! In solcher Escamotage triumphirt das Talent der Sensationsromantiker.

Und neun ist eins,
Und zehn ist keins,
Das ist das Hexen-Einmaleins!

Dies Hexen-Einmaleins beherrscht jetzt den Geschmack des europäischen Publikums an der Seine und an der Themse wie an der Donau und Spree und sichert den Sensations-Romanen und Dramen, die auf den unwahrsten Contrasten beruhen, überall glänzende Erfolge.

Rudolf Gottschall.

Beiträge zur Cultur- und Literaturgeschichte.

1. Histoire de la poésie. L'Allemagne dans sa littérature nationale depuis les origines jusqu'aux temps modernes par Fernand Loise. Antwerpen 1873.
2. Die Heroen der deutschen Literatur. In lebensgeschichtlicher Form. Von Ferdinand Sonnenburg. Zum Gebrauche auf Gymnasien, Real- und höhern Töchterschulen, sowie zum Privatstudium. In drei Bänden. Erster Band. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Deutsche Dichter des Mittelalters im Kampfe für den Kaiser wider den Papst. Von J. W. O. Richter. Kassel, Kay. 1873. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Moderne Culturzustände im Elsaß. Von Ludwig Spach. Zwei Bände. Straßburg, Trübner. 1873. 8. 3 Thlr.
5. Deutsche Briefe. Von Zunz. Leipzig, Brockhaus. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Ob es als ein Vorzug oder ein Mangel an der gegenwärtig herrschenden Auffassungs- und Darstellungsweise der deutschen Nationalliteratur oder, was zum großen Theil damit zusammenfällt, der sogenannten schönen Literatur zu gelten hat, daß fast ausschließlich culturgeschichtliche Gesichtspunkte dabei zur Verwerthung kommen, darüber ließe sich principiell bis ins Unendliche hin- und herdiscutiren. Die Richtigkeit der Thatsache selbst wird niemand bestreiten, denn abgesehen von den für das Ganze verschwindenden Versuchen vereinzelter Aesthetiker von Profession, versteht es sich bei einem heutigen literargeschichtlichen Buche von allgemeiner oder specieller Begrenzung für den Leser von selbst, daß er, wie man zu sagen pflegt, dadurch in den Geist und nicht in die Form des betreffenden Gegenstandes, sei es ein einzelner Schriftsteller oder Dichter, sei es eine ganze Gruppe verwandter Erscheinungen, eingeführt werde. Demzufolge gehören auch alle die obengenannten Bücher der Culturgeschichte im weitern Sinn an, obwol eines davon, das zuerst angeführte, wahrscheinlich weil es nicht in der unmittelbaren geistigen Atmosphäre Deutschlands entstanden ist, im größern Umfang und mit feinerm Verständniß, als man es im allgemeinen zu finden gewohnt ist, wenigstens nebenher auch dem ästhetischen oder technischen Momente in der Poesie gerecht zu werden sucht, also demjenigen, nach welchem die Künstler selbst, sowol die mit der Feder wie die mit dem Pinsel oder dem Meißel, ihre Schöpfungen zu beurtheilen pflegen und auch von andern am liebsten gewürdigt sehen.

Wenn das Buch von F. Loise (Nr. 1), ein stattlicher aber doch bequemer Band, uns die gesammte Entwickelung unserer deutschen Poesie bis auf Luther in geschmeidigster Eleganz einer hochgebildeten Sprache vorführt, deren literarischer und poetischer Genius von dem unserigen grundverschieden ist, so genießt ein deutscher Leser in der That einen doppelten Vortheil davon. Er sieht das eigene, ihm gleichsam angeborene oder angelebte Gut als solches vor seinem Auge, zugleich aber auch den Reflex dieser altvertrauten Bilder in dem Spiegel einer fremden Individualität, deren selbständige Berechtigung sich durch sich selbst am besten bezeugt. Ein Nationalfranzose dürfte auch bei gleich vortheilhafter Ausstattung kaum jenes liebevolle Verständniß, oder nennen wir es anerkennende Hingabe an die Eigenart des deutschen Wesens in sich zu hegen befähigt sein, am wenigsten im gegenwärtigen Augenblick, welche dies Erzeugniß der belgischen Literatur zu einer im eminentesten Sinne anmuthigen Erscheinung gestaltet. Nur die eigenthümliche Doppelstellung Belgiens zwischen den beiden großen Literaturen macht es möglich, daß ein schriftstellerisches Talent, wie es selbstverständlich dabei immer vorausgesetzt werden muß, sich, ohne seine Fühlung mit der einen zu verlieren, doch zugleich auch in der andern völlig heimatsberechtigt empfinden kann. Und betrachtet man von

diesem Gesichtspunkte aus die allgemeine Stellung des belgischen Geisteslebens und der belgischen Literatur, so wird ein unbefangenes Urtheil zugeben müssen, daß ihr gerade in der eigenthümlichen Sphäre, die sie wenigstens in einzelnen hervorragenden Erzeugnissen vertritt, das Recht auf eine lebendige Zukunft und im höhern Sinn auf ihre eigene nationale Existenz im vollsten Maße zuerkannt werden darf. Von deutscher Seite her ist man begreiflich geneigt, alle in Belgien und von Belgiern französisch geschriebenen Bücher schlechtweg der französischen Literatur zuzuweisen. Geschieht es mit dem an sich wol berechtigten Zusatz patriotischer Entrüstung, indem man sich wol erinnert, daß der größte Theil Belgiens von einem ebenso kerndeutschen Volke bewohnt wird wie Schwaben oder Baiern, und daß diese Deutschen an der Schelde und Lys einen hartnäckigen und ungleichen Kampf nicht für die Alleinberechtigung, sondern überhaupt nur für die bloße Duldung ihrer oder unserer Sprache zu führen gezwungen sind, so findet eine solche Stimmung bei jedem Deutschen einen lebhaften Anklang. Doch vergißt man in der Hingabe an diese edle und ehrenhafte Regung, wie uns scheint, mitunter die thatsächliche Lage der Dinge. Es ist nicht mehr möglich, die französische Literatur Belgiens aus den Grenzen dieses Landes zu treiben, wo sie ein Jahrtausend lang ihre zweite Heimat gefunden hat. Wir müssen nur wünschen, daß sie, wenngleich der Form nach französisch, doch in der Gesinnung und im Geiste so selbstwüchsig, so echt belgisch sich entfalte, wie hier in dem Buche, das uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt. Diese belgisch-französische Literatur ist keine Feindin des deutschen Wesens, ja man dürfte sagen, ihr natürlicher Instinct treibt sie zu einem engsten Anschmiegen an dieses. Wir kennen sehr wenig in deutscher Sprache von Deutschen geschriebene Bücher, in denen uns der Hauch zartester und wärmster Sympathie für das Deutschthum, für die Individualität der deutschen Volksseele, für ihre originalen Schöpfungen in Wort und Vers so durch und durch wohlthuend berührte wie in diesem, dem das eleganteste Französisch als seine naturgemäße Form angeboren ist.

Es bedarf nach dem eben Gesagten keiner besondern Bemerkung, daß der belgische Geschichtschreiber unserer mittelalterlichen Poesie alle die Hülfsmittel verständig und mit ausreichender Kennerschaft benutzt hat, welche die neuere deutsche Philologie, die deutsche Alterthumskunde und Culturgeschichte in beinahe überschwenglicher Fülle gewähren. Auch jeder wahrhaft wissenschaftlich gebildete eigentliche Franzose, welcher der Literatur, Sprache und Geschichte des Mittelalters, sowol der eigenen wie der allgemein europäischen, seine Thätigkeit zuwendet, muß heute in der deutschen Wissenschaft ebenso heimisch sein wie in der eigenen, und insofern würde das Lob, was Loise deshalb verdient, eigentlich nur auf die Anerkennung einer mit Recht zu fordernden Voraussetzung hinauslaufen, ohne deren Erfüllung in der gesammteuropäischen Literatur des oben bezeichneten Kreises überhaupt keine auf der Höhe der möglichen Leistungsfähigkeit stehende wissenschaftliche Arbeit denkbar ist. Aber es ist doch noch ein Unterschied des Grades und der innern Aneignung recht wohl herauszufühlen, und in seiner Berücksichtigung scheint es uns als wenn das Buch dieses belgischen Gelehrten einen besonders ausgezeichneten Platz vor allen andern auf gleicher Grundlage ruhenden verdiene.

Was uns bei dem Belgier so wohlthuend berührt, gibt auch dem an zweiter Stelle aufgeführten Buche F. Sonnenburg's in unsern Augen seinen besten Werth. Daß es viel Neues, wie man sich auszudrücken pflegt, bringe oder einen merklichen Fortschritt in unserer literarhistorischen Wissenschaft bezeichne, läßt sich von ihm nicht behaupten, und seine Tendenz weist auch gar nicht darauf hin. Aber in einer ansprechenden, wohldurchgebildeten Form, in geschickter, durchsichtiger Gruppirung des bekannten Stoffs wird es denen, für die es bestimmt ist, ein anregender und nützlicher Führer zu den literarischen Schätzen unserer Vorzeit sein können. Die biographische Form, die wenigstens in den meisten Fällen hier festgehalten ist, wenngleich nicht ausschließlich, weil es doch schwer fallen dürfte, sie z. B. bei den Nibelungen und der Gudrun zu verwenden, ist neuerdings nach dem bekannten Vorgange von Heinrich Kurz von vielen andern gebraucht worden, nicht überall aber mit so richtigem Takt und lebendigem Gefühl für die Gesammtindividualität der einzelnen schriftstellerischen Persönlichkeiten wie hier.

Ein Biograph hat sich, wie man weiß, besonders vor der Gefahr zu hüten, der Panegyrist seines Helden zu werden, und es geschieht nicht häufig, daß er diese Klippe völlig zu vermeiden versteht. Ein Literarhistoriker dagegen, wenigstens ein deutscher, der über deutsche Literatur schreibt, pflegt von möglichster kritischer Säure und pessimistischer Geringschätzung seines Objects erfüllt zu sein, und glaubt damit allein den Anforderungen der wissenschaftlichen Objectivität Genüge zu thun. Wenn es nun gelingt, die richtige Mitte zwischen diesen beiden entgegengesetzten Stimmungen zu treffen, so wird daraus nach unserer Meinung diejenige Haltung entstehen, die wir als die für die Wissenschaft an sich geeignete und speciell als die unserm nationalen Erbgut an Literatur allein geziemende bezeichnen möchten, und sie ist es, die wir in dem hier besprochenen Buche durchgehend festgehalten finden. Es gibt uns in Verbindung mit einer ganzen Reihe neuerer und neuester, von ähnlicher Gesinnung zeugender literargeschichtlicher Productionen die für uns recht erfreuliche Hoffnung, daß jene negative und nörgelnde Hochnäsigkeit, die seit und durch Gervinus ebenso sehr wie durch das Junge Deutschland in der Beurtheilung unserer Literatur Mode geworden ist und jahrzehntelang fast ausschließlich die Geister der Lehrer und Lernenden beherrscht hat, von einer in jeder Art sachgemäßen, nicht blos der recht verstandenen nationalen Selbstachtung, sondern auch dem praktischen Betriebe des literarhistorischen Fachs viel besser dienenden positiven und pietätvollen Haltung wird überwunden werden. Einstweilen freilich darf man, namentlich in Deutschland, wo sich jeder des uns werthvollsten Menschenrechtes ungehindert bedient, seinen eigenen Weg zu gehen, diese Hoffnung nicht zu hoch spannen, denn es wird immer noch Leute genug geben, die ihre eigene Ueberlegenheit am bequemsten durch die kritische Vernichtung aller andern zu genießen angelegt sind.

Man könnte die unter Nr. 3 erwähnte Broschüre von J. W. O. Richter gleichsam als eine ins Detail ausgeführte Ergänzung der Züge einer der poetischen Gestalten

nehmen, die Nr. 2 zeichnet. Walther von der Vogelweide ist hier und zwar mit sinnigem Verständniß für seine volle Individualität eine der hervorragendsten Gestalten, dessen Schilderung freilich weniger Schwierigkeiten macht als die eines Wolfram von Eschenbach oder selbst des der Zeit nach uns so viel nähern Fischart oder des Hans Sachs. Denn der bleibende poetische Gehalt Walther's ist nach Abzug des Oertlichen und Zeitlichen, das ihm wie jeder literarischen oder menschlichen Individualität eigen, doch ein so großer und, was für uns noch mehr heißt, ein im innersten Wesen so kerndeutscher, daß es uns Menschen oder Deutschen von heute wenig Mühe kostet, bis zu diesem Innersten und Eigentlichen vorzudringen und es als etwas unmittelbar Lebendiges auf uns wirken zu lassen. Dazu kommt noch, daß, wie allgemein bekannt ist, unsere germanistische Wissenschaft mit einer völlig gerechtfertigten Vorliebe sich ihm wie keinem andern, selbst nicht einmal den Nibelungen zugewandt und alles gethan hat, um auch das Aeußerliche und Formale seines Bildes der Gegenwart zu erhellen und aufzuklären.

Die Gegenwart aber sieht in Walther und wieder mit vollem Rechte den großen Patrioten, der, wie ein pfäffischer Berufsgenosse gleicher Zeit über ihn jammert, Tausende bethört, das heißt Tausende und aber Tausende zu dem Kampfe gegen den perfiden Despotismus Roms angefeuert hat. Neben ihm klingen die Stimmen der gesinnungsverwandten andern deutschen Dichter schwach und dumpf; selbst ein Freidank und ein Reinmar von Zweter, obgleich auch sie als unverächtliche testes veritatis des deutschen Gewissens und Verstandes unsere achtungsvolle Liebe verdienen. Möchten die gewaltigen Klänge Walther's auch in dem Ohre der heutigen deutschen Leibeigenen Roms ein solches Echo finden wie zu ihrer Zeit; denn es ist wahrlich Noth, daß diesen armen aber ehrlichen deutschen Seelen — der „Thörinnen und Narren", die sich von dem „Herren-Stock" des Papstes, dem Peterspfennig und andern Beutelschneidereien ihr bischen sauer verdientes Hab und Gut wegstehlen lassen, sind ja seit Walther eher mehr als weniger in Deutschland geworden — die ernsten und wahren Worte immer und immer wieder vorgehalten würden, mit denen der wohlgesinnte Verfasser dieser lehrreichen und eindrucksvollen kleinen Schrift von seinem Volke, zunächst von seinen katholischen Volksgenossen Abschied nimmt. Sie sind es werth, auch hier wiederholt zu werden:

Möchte doch jeder deutsche Katholik diese Antwort — jedem das Seine — bereit haben, wenn mit raffinirter Falschheit verkappte Jesuiten ihm einreden wollen, daß Kirche und Christenthum ein Auflehnen gegen Kaiser und Reich gebieten! Auch heutzutage, wie im Mittelalter, tastet der römische Bischof nach dem kaiserlichen Diadem; noch einmal — wunderbar genug in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — erhebt er, jetzt „unfehlbar", den Anspruch auf die Herrschaft der Welt. Losgelöst von dem heiligen Bande, das andere Herzen an das Vaterland knüpft, herabgewürdigt zu blinden Werkzeugen eines fremden, des römischen Willens, erklären die Bischöfe Deutschlands — deutsche Bischöfe kann man sie längst nicht mehr nennen — offen den Krieg gegen die moderne Gestaltung unsers Vaterlandes, die wir alle mit stolzer Freude betrachten; verschmähen selbst am hellen Lichte der Sonne nicht die schmachvollste Lüge, um ihren Kampf mit dem Schein eines Martyriums zu umkleiden; suchen sich selbst und andern einzureden, daß sie mit der Richtung überzeugungsvoll übereinstimmen, welche sie jetzt auf Befehl vertreten. Daß doch Walther, Reinmar und der Dichter von Freidanks Bescheidenheit aus dem Grabe erständen! Ihr Mahnwort würde freilich nicht das Gewissen jener Römerknechte im Bischofsornate zu rühren vermögen, denn dieses scheint für immer zum Schweigen gebracht; aber schlummert nur, treffliche Sänger, in Frieden: die Zeit ist anders geworden, nicht mehr wie ihr müssen wir befürchten, daß in der Sache des Kaisers das Recht von pfäffischem Uebermuth gebeugt werde. Siegen wird unter dem Wehen des neuen Geistes die gerechte deutsche Sache über römische Lüge und Anmaßung.

Sie wird es, setzen wir hinzu, so sicher, wie es ein Gewissen und eine Vernunft überhaupt gibt. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß sie sich seit 2000 Jahren um den Kampf zwischen Rom und Deutschland, römischen und deutschen Geist, Weltknechtung und Freiheit dreht. Das heidnische Rom ist ja aus derselben Substanz wie das sogenannte christliche gebacken, und die Teutoburger Schlacht ebenso eine Befreiungsschlacht des deutschen Geistes wie die 95 Thesen Luther's. Alle Erfolge, die das heidnische und das christlich maskirte Rom des Mittelalters und der Neuzeit über Deutschland zeitweise gewonnen haben, stammen nur aus der Bundesgenossenschaft der von ihrem eigenen Volke abgefallenen Deutschen. Ein Theil davon, die rohe Masse, läßt sich, weil ihr Gewissen bethört und ihr Verstand benebelt ist, in gutem Glauben dazu brauchen, aber das Gewissen schläft nicht ewig und in den finstersten Kopf dringt endlich ein Lichtstrahl, wie die Reformation beweist. Wann gab es eine Zeit, wo Rom mit höhnischerm Uebermuth über die arme dumme deutsche Nation triumphirt hätte als in demselben Momente, wo schon der gottgesandte Wecker des deutschen Gewissens das Schwert seines Wortes geschliffen hatte und zum Siege erhob? Gewiß, die deutschen Führer der römischen Sklavenhorden in Deutschland haben in Heinrich's IV., Friedrich's I. und II., in Luther's und in unsern Tagen nicht zu befürchten, daß auch sie von den Mahnungen ihres Gewissens überwältigt werden. Was man gar nicht hat, das macht einem keine Noth. Denn es kann nicht oft und entschieden genug gesagt werden, weil es wirklich noch Leute und sogar solche, die sich aufgeklärt und fortgeschritten nennen, zu geben scheint, die es nicht wissen wollen, daß alle unsere ultramontanen Führer, Bischöfe, Literaten, Jesuiten u. s. w. ohne Ausnahme von dem, was sie von den andern geglaubt wissen wollen, selbst nicht ein Iota glauben, so wenig wie irgendein römischer Cardinal zu Luther's Zeiten etwa an den Ablaß glaubte.

Wer diese Leute aus eigener Erfahrung kennt, weiß, daß sie heute gerade so wie zu Luther's Zeiten absolut frei sind, so frei, daß dagegen die Freiheit der Adepten des neuen Glaubens, eines David Strauß oder eines Feuerbach, ein sehr bornirter Standpunkt heißen muß. Denn Gewissen, Rechtsgefühl, sittliches Pathos kann ja auch ein Atheist, wie man sie sich gewöhnlich denkt, recht wohl als die großen, das menschliche Dasein beherrschenden Mächte anerkennen. Darüber aber hohnlächelt man in Rom, in Köln, in München und in Mainz; freilich nicht wenn es Leute hören könnten, denen man nicht trauen darf, aber immer dann, wenn man unter sich und besonders beim Glase Wein oder beim Genusse irgendeiner andern verbotenen Frucht so recht à son aise ist. Wer die Menschen kennt und weiß, wie man mit ihnen zu verfahren hat, begreift ja auch, daß nur eine solche absolute Geistes-

freiheit der Führer im Stande ist, den blinden Fanatismus der Massen wie zu schüren so zu leiten und auszunutzen; wären sie selbst überzeugte Fanatiker, so wären unsere ultramontanen deutschen Brüder gewiß sehr schlechte Agitatoren, und das sind sie doch wahrlich nicht.

Diese Betrachtungen werden auf jenem local so eng abgegrenzten Gebiete des deutschen Volks- und Geisteslebens mit besonderer Stärke in uns rege, wohin uns Spach's „Moderne Culturzustände im Elsaß" (Nr. 4) führen. Denn wenn irgendwo, so ist im Elsaß jener ewige und mit so wechselndem Erfolg im Einzelnen, im Ganzen natürlich siegreich geführte Kampf des deutschen Genius gegen den Romanismus, sei es als römischer Cäsarismus, sei es als mittelalterlicher und moderner Ultramontanismus und Pseudokatholicismus, sei es als französische Nationalität und französisches Geisteswesen und Weltauffassung, von jeher am heftigsten entbrannt und seit den Tagen, wo Cäsar mit Gewalt der Waffen die deutschen Tribokken und Wangionen zwischen Wasgau und Rhein dem römischen Reiche einverleibte, bis heute, wo deutsche Bomben das zu dem Hauptarsenal der Knechtung Deutschlands im romanistischen oder welschen Sinne umgestaltete, erst urdeutsche Straßburg, die Heimat Gottfried's, Tauler's, Brant's, Zell's, Jakob Sturm's, Philander's von Sittewald, in einen Schutthaufen verwandelten, hat dieser Kampf nur kurze Pausen gehabt und wird auch für die nächste Zukunft mit denselben Waffen der Gewalt wie des Geistes noch mehr als einmal ausgefochten werden. Eine Neutralität ist bei einem solchen Weltkriege eine sehr misliche Sache, wenn nicht unmöglich. Der treffliche Verfasser dieser „Modernen Culturzustände im Elsaß" glaubt zwar mit echt deutschem Optimismus, daß er selbst neutral sei, indem er das eigenthümliche Recht beider kämpfenden Scharen anerkenne und ebenso die Uebergriffe der einen wie der andern ungescheut tadele, aber es geht ihm wie allen andern, die sich in einer solchen an sich ja höchst ehrenwerthen Selbsttäuschung befinden. Er verwechselt die Neutralität seines ehrlichen deutschen Gewissens, indem er nicht blos die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart nicht als Gegenwart, sondern schon als abgeschlossenes Gebilde, also auch als Vergangenheit aufzufassen und zu beurtheilen vermag, mit einer factischen Neutralität, das heißt mit der Rolle eines völlig unbetheiligten und thatlosen Zuschauers in dem Gewühl des Schlachtfeldes. Jeder Deutsche von wissenschaftlicher Bildung besitzt die erstere Art von Neutralität als die natürliche Mitgift seiner Volksanlage und der großen deutschen Geistesbewegung der letzten Jahrhunderte. Sie ist ihm ebenso angeboren und daher auch kaum als ein besonderes Verdienst zu rechnen, wie sie den andern Culturvölkern nicht angeboren ist und, wenn sie sich sehr vereinzelt etwa bei einem Franzosen, Engländer oder Italiener findet, als bedeutendes selbsterworbenes Verdienst des Individuums zu gelten hat. Aber etwas anderes ist es mit der zweiten Art von Neutralität. Wo es sich um Weltprincipien handelt, wie bei dem Kampfe des heimischen Deutschthums gegen den übermächtig eingeschleppten Romanismus im Elsaß, kann eine solche weder vor dem Gewissen noch vor dem praktischen Verstande bestehen. Hier muß jeder Partei nehmen, ohne daß sein theoretisches Urtheil über die relative Berechtigung des Gegners dabei im mindesten beeinträchtigt würde. Die Deutschen im Elsaß, die heute sich durch die fortgesetzte planmäßige Französirung zweier Jahrhunderte dem französischen Geiste näher verwandt fühlen als dem deutschen, werden in diesem praktischen Sinne uns stets und durchaus als Gegner gelten und in uns die ihrigen sehen, ohne daß wir unsererseits von vornherein die Beurtheilung der Individuen von unserm berechtigten Urtheil über die Sache, der sie dienen, abhängig machen müßten, was gegen unser deutsches Gewissen verstoßen würde. Wir begreifen recht wohl, daß man von der andern Seite dem deutschen Standpunkt, obgleich er das Recht der Geschichte für sich hat, nicht in gleicher Weise gerecht zu werden vermag; denn vermöchte man es, so würde man damit bekunden, daß man sich innerlich von dem französischen Geistesgepräge freigemacht hat, und daß wenigstens die Majorität der Gebildeten im heutigen Elsaß dies nicht will und nicht kann, darüber täuscht sich kein einsichtiger Mann in Deutschland, obgleich jeder trotzdem oder gerade deshalb entschlossen ist, die unendlich wichtige Position, die uns die einzige Genialität unserer Staatsmänner und Generale wiedererobert hat, bis zum Aeußersten festzuhalten.

Es ist auch eine Episode oder ein Stück aus dem tausendjährigen Weltkampf zwischen deutscher und römisch-welscher Art, in das uns Nr. 5 hineinblicken läßt, obwol nur ein ganz kleines und im Vergleich mit den andern drastischen Situationen desselben von sehr wenig aufregender Wirkung. Diese „Deutschen Briefe" von Zunz kämpfen mit den leichtern Waffen des Witzes, der Ironie und des Humors gegen ein altes deutsches Erbübel, gegen das schon viele der besten Männer unsers Volks seit vielen Jahrhunderten umsonst die Kräfte ihres Geistes angestrengt haben. Die undeutsche Sprachverderbniß, hauptsächlich durch die Sprachmengerei, ist die Zielscheibe dieser Geschosse, die zum großen Theil ganz gewiß mitten in das Schwarze hineintreffen. Wir sind bei den ebenso vergänglichen, wie doch auch verstimmenden und beschämenden Eindrücken, die das leichtbeschwingte Heftchen im Leser erzeugt, wieder einmal zu gründlicherm Nachdenken über die ganze, für die deutsche Bildung so wichtige Erscheinung veranlaßt worden, und schon eine solche Anregung ist dankenswerth und wird ohne Zweifel auch von vielen andern Lesern so empfunden werden. Außerdem aber ist es uns, weil die Sache uns berufsmäßig näher berührt als manche andere, wieder einmal so recht seltsam, ja fast unbegreiflich vorgekommen, daß in unserm schreibseligen Vaterland und in einer Zeit, in welcher die der Vergangenheit zugewandte Beschäftigung mit der deutschen Eigenart so erfolgreich betrieben wird und eine so hervorragende Stelle in unsern geschichtlichen Studien behauptet, noch niemand auf den Einfall gerathen ist, die Geschichte der deutschen Sprache unter dem Gesichtspunkt ihres Verhältnisses zu den fremden ihr aufgedrungenen oder in sie eingeschleppten Bestandtheilen darzustellen. Es könnte in der rechten Hand nicht blos ein sehr lehrreiches und nützliches, sondern auch ein sehr unterhaltendes Buch werden, und der Stoff dazu ist so leicht zugänglich, so massenhaft, so handlich, daß hier mit verhältnißmäßig geringerer Mühe als anderswo das Beste zu leisten wäre.

Auch hier handelt es sich im letzten Grunde wieder

um den Wettkampf zwischen Deutsch und Römisch in seinen verschiedenen Umbildungen von der Urzeit bis heute. Denn was andere Sprachen der deutschen gegeben haben, was sie z. B. aus denen ihrer slawischen Nachbarn von der Urzeit her aufgenommen hat, verschwindet in nichts, verglichen mit den tausenden von lateinischen Ausdrücken oder solchen, die durch die Vermittelung des Lateins sich schon in der beinahe vorgeschichtlichen Urzeit, dann in der Zeit der Römerkriege, der Völkerwanderung und der Einführung des Christenthums in das Gothische, das älteste Hoch- und Niederdeutsche und das sogenannte Althochdeutsche eingedrängt haben. Aber alles dies ist doch wieder nur wenig im Vergleich mit dem, was das eigentliche Mittelalter, eine Zeit verhältnißmäßig hoher Bildung nicht blos eines einzigen Standes, sondern eines großen Theils der ganzen deutschen Nation, in der Herübernahme der damaligen internationalen Cultursprache, des Französischen, geleistet hat; und auch dies will nicht viel bedeuten gegen die massenhafte Ueberflutung mit fremden Worten, wie sie seit dem 15. Jahrhundert durch gelehrte Pedanten und ungelehrte Hoffschranzen über Deutschland ausgegossen wurde und eigentlich auch heute noch aus derselben Quelle fortfließt. Gewiß bedauerlich genug, daß eine Sprache wie die deutsche, deren unvergleichliche Bildungsfähigkeit und überschwenglicher Reichthum nicht nöthig gehabt hätte, vor fremden Thüren betteln zu gehen, sich wie durch ein Erbverhängniß doch stets dazu hergegeben hat, und nicht minder bedauerlich, wenn der denkende Kenner und Beurtheiler der deutschen Volksart die Gründe recht wohl herausfindet, die eine solche Selbstentwürdigung veranlaßt haben. Aber wer die Sache geschichtlich betrachtet, wird sich doch sagen müssen, daß der Schaden nicht so groß ist, wie er aussieht, wenn man den Blick blos auf einen beschränkten Abschnitt richtet. Trotz alledem hat die unzerstörbare Lebenskraft unserer Sprache von Epoche zu Epoche ganz von selbst ohne puristische Gewaltstreiche alles abgestoßen, was ihrem Geiste zuwider war, und das, was sie behalten hat, so gründlich deutsch gemacht, daß es nur als eine Bereicherung, nicht als eine Verminderung ihrer Kraft anzusehen ist. Und so wird sie es auch künftig halten, obgleich wir zugeben, daß wir an manchen ebenso lächerlichen wie häßlichen Auswüchsen im Stil und in dem Wörterbuch unserer A la mode-Schriftsteller und insbesondere unserer „Journalistik“ und unserer „Feuilletonisten“ von heute eben solchen Anstoß nehmen wie Zunz. Nur betrachten wir die Sache mit etwas kälterm Blute, indem wir diesen und andern „Kräften“ nicht die Kraft zutrauen, die dazu gehörte, den Riesenbau der deutschen Sprache zu verwüsten oder dauernd zu beschmuzen. **Heinrich Rückert.**

Eine Rede über Kopernicus.

Nikolaus Kopernicus. Rede, gehalten am 19. Februar 1873, dem vierhundertjährigen Geburtstag des Kopernicus, von Karl Snell. Jena, E. Frommann. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Verfasser dieser kleinen Rede, die aber in dem engen Raume einen außerordentlich reichen und vielseitigen Inhalt umschließt, darf vielleicht in der nächsten Folgezeit einer größern und weitgreifendern Anerkennung entgegensehen, als ihm, namentlich seinen philosophischen Schriften, unsers Wissens bisher zutheil geworden ist. Daß diese Zeit für ihn gekommen sei, glauben wir aus der neuerlichen versöhntern Stellung schließen zu dürfen, welche die Naturwissenschaften zur Philosophie einnehmen und welcher die entsprechende Annäherung von seiten der Philosophie entgegenkommt. Es bedarf nur der Nennung des Namens Helmholtz, der Erinnerung an die epochemachende Rede Du Bois-Reymond's auf der leipziger Naturforscherversammlung und des Hinweises auf den Erfolg des Zöllner'schen Buchs über die Natur der Kometen, um die geschehene Wendung zu belegen. Mit ihr betreten wir in diesem Jahrhundert das dritte Stadium des Verhältnisses zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, und dieses Stadium dürfte der Natur der Sache nach die Bedingungen des allseitig befriedigenden Abschlusses in sich tragen. Das erste Stadium, im Anfange des Jahrhunderts, hauptsächlich vertreten und charakterisirt durch Schelling's Naturphilosophie, deren wahrhaft fascinirender Einfluß noch in weitester Ausdehnung bis gegen das Ende des ersten Drittels, ja bis ins zweite Drittel des Jahrhunderts hineinreichte — dieses erste Stadium war es, durch dessen Anfänge Schiller zu dem bekannten Distichon veranlaßt wurde, in welchem er den „Naturforschern und Transscendentalphilosophen“ zurief:

Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe:
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

Das zweite Stadium verläuft in einer nur zu gründlichen und folgenschweren Befolgung dieses Schiller'schen Feindschaftsrufs, der freilich jenen frühern Erscheinungen gegenüber vollauf berechtigt war, und es fällt etwa mit dem zweiten Drittel des Jahrhunderts zusammen. Die besonnene Erneuerung des einst verfrühten und tumultuarisch geschlossenen Bündnisses bezeichnet jenes seit kurzem beschrittene dritte Stadium. Wie aber jede solche Abtheilung von Zeiträumen der geschichtlichen Entwickelung ihre nothwendige Correctur an dem lebendigen Detail des das dürre Holz der Klassifikation überwuchernden persönlichen, reichen, eigenthümlichen Menschendaseins findet, so ist auch in diesem Falle die Scheidung der Perioden überragt von geistvollen Persönlichkeiten, die das Zukünftige vorausnahmen und zwischen dem Getrennten Brücken schlugen.

Wir dürfen die Stellung Karl Snell's in der Geschichte der deutschen Naturphilosophie so auffassen, daß wir in ihm die Ueberleitung aus dem ersten jener Stadien in das dritte, in directer Anknüpfung an das Beste und ewig Bleibende der alten Schelling'schen Zeit, also einen der wenigen Schützer und Bewahrer erblicken, welche die zarte Pflanze einer geistestiefen, sinnigen, echt philosophischen Naturbetrachtung durch die Jahrzehnte jenes ihr verderblichen mittlern Zeitraums hindurch gleichsam glücklich überwintert haben. Dies geschah aber nicht, ohne daß dabei das Wachsthum dieser Pflanze wirklich weiter gedieh, ihre Entwickelung auf einen Punkt größerer

Reife emporgehoben wurde, das die Fruchtbildung hemmende und die Schönheit des Gesammtwuchses störende üppige Gezweige wesentlich gelichtet ward. Indem Snell auf diese Weise die eigentliche Quintessenz früherer Naturphilosophie mit der später mehr zur Geltung gekommenen „Exactheit" in Verbindung setzte, hatte er schon vorlängst rücksichtlich der Versöhnung zwischen Philosophie und Erfahrungswissenschaft im allgemeinen den Standpunkt erreicht und in interessanten und gewichtigen, wenn auch wenig umfänglichen Schriften ausgeprägt, welchen die Helmholtz, Du Bois u. a. erst jetzt, obwol wieder in anderer Weise, durch Heranziehung anderer philosophischer Gesichtspunkte, zu einer durchschlagendern Geltung gebracht haben. Eben hierauf gründen wir die Erwartung einer gesteigerten Beachtung dieses denkenden Forschers. Leider ist, wie man vielleicht allgemeiner von ihm weiß, als man von seinen wissenschaftlichen Verdiensten und seiner geistigen Bedeutung unterrichtet ist, seine politische Ueberzeugung so sehr im Gegensatze zu der jetzt in Deutschland herrschenden, daß nur hieraus etwa ein Hinderniß der Erfüllung jener Erwartung erwachsen könnte. Denn ein erregtes politisches Parteileben verdirbt nur zu leicht das objective Urtheil auch über die ganz außerhalb der Politik liegenden Leistungen. Wir müssen es deshalb doppelt bedauern, daß auch in der vorliegenden schönen und feierlichen Rede hin und wieder der Anreiz zu politischen Stichen und Neckworten nicht unterdrückt worden ist. Auch ästhetisch würde dadurch das sonst so wohlgerundete und im edelsten deutschen Stile gehaltene Ganze (mit Ausnahme eines kleinen Gallicismus auf S. 7) entschieden gewonnen haben.

Die allgemeinere Bedeutung dieser Rede, um deren willen wir namentlich die Aufmerksamkeit gebildeter Leser im weitesten Umkreis auf dieselbe lenken möchten, liegt in der nach allen Seiten umblickenden Aussprache über die allgemeine Culturstellung einer echten philosophischen Naturforschung in der modernen Welt, sowie in den Fäden, welche von hier aus hinübergezogen sind zur Beurtheilung des naturphilosophischen Standpunktes des Alterthums und des Mittelalters. Kopernicus, welcher durch seine große Entdeckung, durch den von ihm ausgegangenen Umsturz der gesammten Weltansicht, aller Naturbetrachtung diese specifisch moderne Stellung anwies, in merkwürdiger Gleichzeitigkeit mit Luther und Rafael, welche durch geistesverwandte positive Thaten auf den Gebieten der Religion und Kunst das Mittelalter schlossen und die Thür der Neuzeit öffneten — Kopernicus ist in diesem Sinne von Snell hier gefeiert als allgemein reformatorischer Geist, nicht eingeschränkt in seinen Verdiensten und in Ziel und Art seiner Arbeit auf die Enge eines einzelnen Zweigs der Wissenschaft:

Die Idee einer autonomen Natur, welcher das Recht der freien Selbstverwaltung wiedergegeben war, und die nicht von draußen stehenden fremden Mächten zu dieser oder jener Wirkung commandirt wurde, war dem Zeitalter des Kopernicus durchaus fremd und abhanden gekommen. Diese Idee und der Glaube an ihre Realität waren es, welche dem Kopernicus die felsenfeste Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Lehre gaben und ihm seine Wege bestimmt vorzeichneten, trotz alles Mangels an erfahrungsmäßigen Beweisen. Nicht eine auf äußere Data gegründete neue Einsicht, sondern ein neuer Glaube war das Bestimmende und Treibende in allem seinen Sinnen und Denken. Wir sehen hier wieder, wie in so manchen andern Fällen, daß große neue Conceptionen zu ihrem Hintergrunde etwas Prophetisches haben und ohne dasselbe nicht zu Stande kommen.

Wenn hiermit gleichsam der allgemeine Lebenstrieb bezeichnet ist, dessen Walten Seele und Geist des gefeierten Mannes erfüllte, so charakterisirt sich im besondern seine weltgeschichtliche Bedeutung, nach unserm Redner, durch den Einfluß auf die religiösen Glaubensanschauungen und die kirchliche Dogmatik einerseits, durch die Vorbereitung einer klaren Auseinandersetzung zwischen den Erfahrungsgebieten und dem apriorischen philosophischen Denken andererseits. Das Mittelalter wie das classische Alterthum zeigen uns in der letztern Beziehung fast allenthalben eine unklare Vermischung des zu Trennenden, in der erstern Beziehung eine ebenso trübe Vermischung des Himmlischen und Irdischen, des Universalen, Kosmischen, mit dem speciell Tellurischen. Erst durch die kopernicanische Weltanschauung war der Erde ihr richtiger Platz im Universum angewiesen. Vor allem konnte nun nicht mehr, wie in der Lehre des Mittelalters und eines alle Fortschritte der Wissenschaft ignorirenden Buchstabenglaubens auch in unserer Zeit, die Erde als der ausschließliche Schauplatz des Lebens der Gottheit, als die Bühne des großen Weltdramas von Sündenfall, Menschwerdung Gottes, Erlösung u. s. w. festgehalten werden. Die Erde wurde im Verhältniß zur Unendlichkeit des Universums zu einem winzigen Punkte, ja zu einem Nichts, und die Gottheit trat in die unsichtbare Ferne reiner, universaler Geistigkeit zurück. Wenn nicht einmal moderne Philosophen wie Hegel sich hierein finden konnten, so ist es begreiflich, daß die gläubigen Zeitgenossen des Kopernicus die neue Lehre verspotten oder verdammen mußten. Es klingt uns wie das Läuten aus einer versunkenen Dorfkirche im Märchen, wenn wir den großen und edeln Melanchthon Folgendes gegen Kopernicus mit ernstester Miene aussprechen hören:

Diese einzige Welt, die Erde, wird der Sitz Gottes genannt in den Psalmen; wir sollen wissen, daß Gott mit uns gleichsam als der Bürger dieser Welt sei. Zu dem obigen Beweis kann auch noch folgende Argumentation hinzugefügt werden, welche sehr fest ist. Wir wissen, daß nichts ewig ist als Gott der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, daß es nur Einen Sohn Gottes gibt, und dieser ist unser Herr Jesus Christus, welcher, als er in diese Welt kam, nur Einmal gestorben und Einmal von den Todten auferstanden ist, und nicht wo anders hat er sich gezeigt, ist gestorben und von den Todten auferstanden. Wir haben daher nicht mehrere Welten zu denken, weil nicht angenommen werden kann, daß Christus mehreremal gestorben und von den Todten auferweckt sei.

In Bezug auf die Scheidung der Empirie von der Philosophie und die reine Ausbildung beider Wissenschaftsarten in dieser Trennung findet Snell gleichfalls die durch Kopernicus geschehene Trennung zwischen Himmlischem und Irdischem, Universalem und Besonderm von höchster Wichtigkeit:

Mit der Anerkennung des Besondern, des Zufälligen und nur thatsächlich Gegebenen in dem Dasein und den Erscheinungen des Erdenlebens mußten die Ideen des Vernunftnothwendigen und des Empirischen eine viel strengere Scheidung erfahren. Es erwachte nun erst der Sinn für eine hingebende unbefangene und genaue Auffassung des blos Thatsächlichen als solchen, und damit nothwendig zugleich, da ja an Zusammen-

stellungen von Thatsachen das Denken kein Genügen finden kann, der Sinn für Feststellung des in dem Thatsächlichen herrschenden Gesetzmäßigen und Allgemeinen. Aber mit dieser abgesonderten und selbständigen Ausbildung der Erfahrungswissenschaften wurde andererseits auch das wahrhaft Apriorische und Vernunftnothwendige von Banden los, und konnte sich frei und ungehindert ausbilden und entwickeln.

Hiermit berührt die Rede die höchsten formalen Probleme der Wissenschaft, über deren hier angedeutete Lösung sich wol noch disputiren ließe; allein der allgemeine Grundsatz der Arbeits- und Gebietstheilung zwischen Empirie und Philosophie bezeichnet hier unstreitig wahrhaft die Aufgabe der wissenschaftlichen Gegenwart und nächsten Zukunft. Dasselbe müssen wir urtheilen, wo wir den Redner über materielle Probleme vernehmen, wie besonders über die Stellung zum Christenthum, zur Kirchenlehre, und andererseits zum Materialismus und zur mechanischen Weltansicht. Ein lebendiges, freisinniges Christenthum, gereinigt von den Schlacken des Wunderglaubens und befreit aus den sperrigen, hölzernen Spalieren des Dogmas, verschmilzt in der Weltanschauung Snell's mit einer lebendigen, geistigen, sinnvollen Naturansicht, welche weit davon entfernt ist, mit der großen Mehrheit der heutigen Naturforscher das bedeutungslose Spiel von Atombewegungen für das einzig Bleibende und Reale alles Daseins auszugeben.

Rudolf Seydel.

Pädagogische Schriften.

1. Die Pädagogik des Johannes Sturm historisch und kritisch beleuchtet von Ernst Laas. Berlin, Weidmann. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Es ist wol selten jemand so verschiedenartig beurtheilt worden als der straßburger Rector Sturm. Während die Stockphilologen ihn bis in den Himmel heben ob seiner Verdienste um die Hebung der classischen Studien, will man andererseits ihm die Mitschuld an der Entnationalisirung des Elsaß aufbürden. Beiden Extremen tritt in vorliegender gründlich-wissenschaftlich gearbeiteten Schrift Laas entgegen. Dieser gediegene Kenner der Schriften der Humanisten wurde zur Abfassung vorliegender Arbeit durch eine Schrift Kückelhahn's: „Johannes Sturm, Straßburgs erster Schulrector, besonders in seiner Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik", veranlaßt. Kückelhahn will Karl von Raumer gegenüber, der in seiner „Geschichte der Pädagogik" ein sehr abfälliges Urtheil über Sturm gibt, als Vertheidiger des Rectors von Straßburg auftreten, indem er Raumer vorwirft, er habe die Mängel, an denen die Pädagogik des 16. Jahrhunderts leidet, an Sturm gezüchtigt, ohne Rücksicht auf die Zeit zu nehmen, in welcher dieser gelebt habe. Ferner habe Raumer die bedeutendsten Schriften Sturm's ziemlich unbeachtet gelassen, manche vielleicht gar nicht gelesen. Ohne nun geradezu für die Urtheile Raumer's einzutreten, weiß Laas an der Hand der Schriften der Humanisten nachzuweisen, daß derselbe wohl die einschlagenden Werke Sturm's gelesen und beachtet habe, daß aber gerade Kückelhahn über manches flüchtig hinweggegangen sei, daß er die Zeit, aus welcher Sturm hervorgewachsen, ganz ignorire und dadurch vieles Sturm als Verdienst und Eigenes anrechne, was seinen Vorgängern gehört. So ist Murmellius, „nach Hegius und vor Melanchthon der talentvollste und verdienstlichste Ueberleiter der Agricola'schen Principien in wirkliche Schulorganismen", ganz unberücksichtigt gelassen. Die Ausschreitungen Sturm's, sein ewiges Hinzielen, Rhetoriker zu bilden und damit eine Imitation zu fördern, die an das „Handwerk der Dohle" erinnert, werden beschönigt. Hierauf bezügliche Stellen sind falsch aufgefaßt, theilweise von Kückelhahn „nicht als Historiker, sondern als Advocat" benutzt.

Am Schluß resumirt der Verfasser sein Urtheil dahin: Aus den Schriften des Agricola, Erasmus, Melanchthon tritt uns ein Ideal entgegen, welches das Aeußerste ist, wozu das 16. Jahrhundert in seiner historisch bedingten und begrenzten Eigenart in Deutschland fähig war. Raumer ist unbillig, wenn er Sturm tadelt, daß er dieses Ziel nicht überflogen habe. Kückelhahn irrt, indem er in apologetischem Eifer an Sturm einige Dinge rühmt, die er entweder von seinen großen Vorgängern entlehnt hat, oder die jene besser gemacht haben.

Die an diese Auseinandersetzungen angereihten Bemerkungen über die Reform unserer Gymnasien: daß wir von den Humanisten lernen können, wie wir jetzt unsere Gymnasien den Anforderungen der Zeit entsprechend einzurichten haben; daß, so wie sie, an das hergebrachte Triennium anknüpfend, die classische Lektüre dem Betriebe der formalen Wissenschaften zur Unterlage gaben, wir ähnliche Grundsätze in Betreff unserer Muttersprache und Literatur, der fremden modernen Sprachen, der Naturwissenschaften zu befolgen haben — bilden eine der schönsten Partien vorliegenden Buchs.

2. Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben und aus seinen Schriften dargestellt. Von L. W. Seyffarth. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Von einem so gediegenen Kenner und eifrigen Förderer Pestalozzi'scher Schriften wie Seyffarth läßt sich über Pestalozzi nur Treffliches und Gründliches erwarten. Und in der That besitzen wir in vorliegendem Werke eine schätzenswerthe und gründliche Biographie jenes bescheidenen und anspruchslosen und zugleich großen Reformators und Pfadfinders auf dem pädagogischen Gebiete. Durch eine treffliche Zeichnung der politischen Verhältnisse seines Heimatlandes, unter denen der junge Pestalozzi aufwuchs, erhalten wir Kenntniß von einem der mächtigsten Factoren, welche an dessen Erziehung arbeiteten; wir lernen den Mann aus seiner Zeit heraus verstehen, sehen ihn aus seiner Zeit herauswachsen. Gerade dieses, das so sehr zum Verständniß Pestalozzi's beiträgt, ist von den meisten seiner Biographen unbeachtet geblieben. Keine Seite der literarischen Thätigkeit Pestalozzi's ist in vorliegendem Werke übergangen, und so finden auch Auszüge aus der von ihm im Jahre 1782 herausgegebenen politischen Wochenschrift „Ein schweizer Blatt" in diesem Buche ihre Stelle. Seyffarth's Buch ist das schönste Monument,

das jenem edeln Menschenfreunde in Deutschland errichtet worden ist.

3. Dr. W. J. G. Curtmann. Sein Leben und Wirken, seine Bedeutung als Pädagoge. Von J. Fölsing. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

„Curtmann war von Kindheit an ein ziemlich Einzelstrebender. Fast nur mit Gleichbefähigten und auf ziemlich gleicher Bildungsstufe stehenden Männern verkehrte er etwa.“ Diese Worte des Verfassers charakterisiren wol am besten den in weitern Kreisen durch die Bearbeitung des Schwarz'schen „Lehrbuchs der Erziehung“ und die Durchsicht der Baumann'schen „Naturgeschichte“ bekannten Pädagogen. Er war kein Fortschrittsmann in der Pädagogik nach der jetzt geläufigen Anschauung, aber — und dies muß auch der Gegner anerkennen — er war der Mann eiserner Consequenz, der unverrückt sein Ziel im Auge behielt, ein Mann von streng rechtlichem Sinne und eifriger und begeisterter Förderer des Erziehungswesens. Das Wohl der Menschheit durch Erziehung und Lehre zu fördern, war seine Lebensaufgabe, und dieser widmete er sein ganzes Streben. Das Buch macht uns aus seinen Schriften mit der Art und Weise, wie er seine selbsterwählte Aufgabe erfüllte, bekannt und versäumt es auch nicht, die Urtheile zusammenzustellen, die von verschiedenen Seiten über Curtmann gefällt worden sind. An dem Buche wäre nichts auszusetzen gewesen, wenn der Verfasser in der übergroßen Verehrung, die er Curtmann entgegenbringt, sich nicht zu einer patriotisch sein sollenden Abschweifung hätte verleiten lassen. Er sagt nämlich bei Besprechung der Persönlichkeit und Eigenheiten Curtmann's:

Bei uns geht das Wort im Munde des Volks: „Am Gang erkennt man den Mann“, und es liegt viel Wahres darin. Wenn ich den zappelnden, kurzschrittigen Gang der Franzosen, das selbstgefällige Bewegen des Körpers und Auges vergleiche mit dem festen, großen Schritt und Tritt der Deutschen, welche mit ihren breiten Schultern und dem ruhigen ernsten Blick ohne weiteres unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so ziehe ich meine Schlüsse auf ihre Thaten, und die Thaten haben es bewiesen, daß „der Mann am Gang zu erkennen ist“.

Das ist doch wol zu weit getriebener Patriotismus.

4. Sprachliche und pädagogische Abhandlungen von W. U. Jütting. Zweiter Band. Erstes Heft. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieses Buch des wackern Vorkämpfers für die Hebung der Schule und des Unterrichts und der materiellen Besserstellung der Lehrer enthält vier Abhandlungen: „I. Literarischer Wegweiser im Gebiet des Englischen und Französischen für nicht akademisch gebildete Lehrer“; „II. Volkswehr, Volksbildung und Ultramontanismus“; „III. Der Schreibleseunterricht nach der Realmethode“; „IV. Die ungenügende Besoldung der preußischen Volksschullehrer. Eine Denkschrift“.

Von allgemeinem Interesse sind Nr. II und IV, über welche hier eine kurze Mittheilung folgen soll. An der Hand der Statistik, mit welcher der Verfasser in beiden genannten Abhandlungen eine seltene Vertrautheit bekundet, wird in Nr. II nachgewiesen, wie Hebung der allgemeinen Sittlichkeit und politische Reife in gleichem Verhältniß mit Hebung des Unterrichts stehen, und daß, will Deutschland sich auf seiner Höhe erhalten, es sich dieses Gut, treffliche Volksschulen, wahren müsse. Darum sei der Ultramontanismus, namentlich in seiner neuen Gestaltung (Syllabus, Unfehlbarkeitsdogma) zu bekämpfen. Es handle sich hier durchaus nicht um eine interne Frage der katholischen Kirche, sondern um eine von bedeutender politischer Tragweite. An Frankreichs Unglück trage nicht zum kleinsten Theile der üppig wuchernde Ultramontanismus, der sich des Volksunterrichts bemächtigt habe, die Schuld; möge also Deutschland die Lehren, die aus dem Falle Frankreichs nur zu deutlich sprechen, beherzigen. Wir bemerken dazu, daß diese Abhandlung vor dem Erlaß des Jesuitengesetzes in Deutschland geschrieben ist. Nr. IV ist eine dem preußischen Abgeordnetenhause überreichte Denkschrift und enthält den schlagenden Nachweis, daß trotz mehrfacher Aufbesserungen die Schulstellen seit 1820 sich relativ verschlechtert haben, theils weil diese Aufbesserungen mit der Vertheuerung der Lebensmittel nicht gleichen Schritt gehalten, theils aber auch weil vieles auf dem Papiere stände, was durch den Widerspruch engherziger Gemeinden nicht zur Ausführung gekommen sei. Die Wünsche der Lehrerwelt sind daher folgende: 1) ein festes, den Localverhältnissen angemessenes Einkommen; 2) ein procentweises oder anderweitiges Steigen der Diensteinnahme nach dem Dienstalter; 3) die Volksschullehrer hinsichtlich der Pensionirung den unmittelbaren Staatsdienern gleichzustellen; 4) den Küsterdienst ganz und ohne Schädigung der Diensteinnahme von dem Lehramte zu trennen, und den Organisten- und Cantorendienst, soweit er Lehrern übertragen wird, überall besonders zu honoriren; 6) eine neue, den Bedürfnissen der Zeit mehr entsprechende Unterrichts- oder besser Schulgesetz-Vorlage baldigst zu entwerfen, aber 7) dieselbe zuvor einem zu berufenden, von den Lehrern selber zu wählenden Ausschusse sachverständiger Schulmänner zur Begutachtung vorzulegen.

5. Die Fortbildungsschule in unserer Zeit. Von Jürgen Bona Meyer. Berlin, Lüderitz. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

In dieser durchsichtig gehaltenen und mit bedeutender allseitiger Sachkenntniß abgefaßten Schrift tritt der Verfasser nicht allein für die Nothwendigkeit der Fortbildungsschule auf, sondern auch für einen vom Staate zu übenden Zwang zu dem Besuch derselben, zu welchem der Staat unstreitbar berechtigt sei. „Wer dem Staate überhaupt das Recht zugesteht, eine gesetzliche Schulpflicht festzusetzen und durchzuführen, der muß auch zugeben, daß der Staat das Recht hat, die Grenzen dieser Schulpflicht zu bestimmen.“ Indem der Verfasser nun in großen Zügen eine Geschichte der Fortbildungsschule entwirft, weist er nach, wie namentlich in Deutschland die Freiwilligkeit des Besuchs zu ungünstigen Resultaten geführt, und wie man dann durch §§. 106 und 142 der Norddeutschen Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 den Communen die Möglichkeit geboten habe, durch Ortsstatut einen Zwang auszuüben. Doch dürfte auch dieses theilweise Zugeständniß der Regierung an den Schulzwang nicht den erwünschten Erfolg haben, da doch dabei noch immer der gute Wille der einzelnen Gemeinden in Frage komme. Will man all den Unregelmäßigkeiten und dem nicht seltenen Widerstreben eigensinniger und selbstsüchtiger Meister, die sich dem Besuche der Schulen ihrer sonst vielleicht lernbegierigen Gesellen und Lehrlinge, wozu die Freiwillig-

keit die Hand bietet, entgegentreten, so hilft nur der gesetzliche Zwang.

Der Verfasser hat mit großer Gewissenhaftigkeit die Gründe für und gegen vorgebracht, man kann ihm nicht den Vorwurf eines einseitigen Parteistandpunktes, den er dem Leser aufdringen möchte, machen; diese leidenschaftslose Haltung aber wirkt um so überzeugender.

Vorliegende Schrift bildet das neunzehnte Heft der von Holtzendorff und Oncken herausgegebenen „Deutschen Zeit- und Streitfragen“.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen veranstaltete im October 1873 eine Matinée zu Gunsten der allgemeinen Pensionskasse in Leipzig. Bei dieser Matinée trug der Schauspieler Gustav Schliemann ein Gedicht vor: „Herbstvision“, welches jetzt bei C. F. Steinacker in Leipzig im Verlag erschienen ist. Das Gedicht, welchem ein erläuternder Epilog beigegeben ist, hat echt poetische Intuition und Wärme der Empfindung.

— Die neuesten Hefte der Philipp Reclam'schen „Universal-Bibliothek“, 481—489, enthalten die noch immer sehr beachtenswerthe „Makrobiotik“ von Hufeland, herausgegeben von G. Klencke, die von Otto Randolf übersetzte „Adrienne Lecouvreur“ von Scribe, den „Cid“ von Corneille, übersetzt von Gräfin Malwine Maltzan, das Märchen von Apulejus „Amor und Psyche“, übersetzt von Reinhold Jachmann, und ein einactiges Lustspiel von Karl Tannenhofer: „Die Frau Kaffeesiederin.“

Theater und Musik.

Das Stadttheater in Leipzig brachte den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ nach der Wollheim'schen Bearbeitung, mit der begleitenden geistreichen Musik von Pierson und in glänzender Inscenirung zur Darstellung. Gleichwol konnte sich das Publikum nicht für die Aufführung erwärmen; denn dieser zweite Theil ist mehr ein poetisches Oratorium als ein geschlossenes Stück, und dabei hat er in dem Rhythmus der Composition etwas Springendes, und selbst die geistigen Grundgedanken zusammenzusuchen, macht den Commentatoren Mühe genug. Wir erfahren dann wol, daß die Ehe zwischen Faust und Helena die Vermählung der modernen und antiken Kunst bedeutet, daß mit Euphorion Byron gemeint ist. Was aber diese breite kunstgeschichtliche Allegorie mit dem Grundgedanken des zweiten Theils zu thun hat, mit dem thätigen Eingreifen des Helden in das öffentliche und Culturleben, darüber bleiben uns jene Commentare die Auskunft schuldig. Und warum geht Byron-Euphorion aus dieser Ehe antik-moderner Kunst hervor? Byron als Dichter hat durchaus nichts Antikes, und seine Betheiligung am hellenischen Befreiungskampfe ist in keine ästhetische Beleuchtung zu rücken. Die Aufführung selbst ist indeß für eine Kritik des zweiten Theils von „Faust“ nicht unersprießlich. Was man schon bei der Lektüre des Stücks empfindet, tritt bei der Darstellung noch einschneidender hervor. Nicht Faust, sondern Mephistopheles ist die handelnde Person der Dichtung, nicht der Denker greift als Mann der That in das Staats- und Kriegsleben ein, sondern nur der höllische Junker mit seinem magischen Hokuspokus. Mephistopheles ist auch die einzige Gestalt dieses zweiten Theils, in welcher ein dramatischer Kern ist. Die Scene in Faust's altem Studirgemache mit dem Baccalaureus, der in der Ueberhebung seiner weltschöpferischen Philosophie zu dem Schüler des ersten Theils einen scharfen Gegensatz bildet, ebenso die Scene, in welcher die Engel Faust's Unsterbliches entführen und Mephistopheles durch seine Lüsternheit um den Raub betrogen wird, machen bei der Aufführung den lebendigsten Eindruck. Dagegen tritt der katholisirende Charakter der Schlußapotheose mit ihren Mönchen und Engeln in unquicklicher Weise hervor; hier wirkt die theatralische Anschauung störend. Die Helena-Scenen können ebenso wenig Eindruck machen; denn der Held selbst verwandelt sich ja plötzlich in eine allegorische Figur, das Schlimmste, was einem dramatischen Helden passiren kann. Der zweite Theil des „Faust“ ist eine dialogisirte Dichtung und kein Drama; man kann eine solche Dichtung scenisch glänzend illustriren, aber gerade das Magnesialicht und die Balletengel lenken die Aufmerksamkeit von der Dichtung selbst ab, da sie kein Gegengewicht in dramatischer Spannung bietet. Bestenfalls könnte man das Gedicht ein Mysterium nennen; aber solche oberammergauer Passionsspiele werden auf der Bühne der Gegenwart nie heimisch werden.

— Albert Lindner's neues Drama: „Zwei Frauen“, hat am berliner Stadttheater kein Glück gemacht. So viel wir aus den Kritiken ersehen, scheint Lindner auf das moderne sociale Drama die crassen Abnormitäten der Shakspearomanie übertragen zu haben. Freundlicher wurde an demselben Theater ein neues fünfactiges historisches Schauspiel von Friederike Kempner: „Kaiser Rudolf II.“, aufgenommen.

— Das neue Schauspiel von Alexandre Dumas: „Monsieur Alphonse“, errang am Gymnase-Theater zu Paris großen Erfolg. Man rühmt dies Stück als ein Meisterwerk der dramatischen Technik, während der Stoff an die äußersten Grenzen des ethisch Erlaubten streifen soll. Gleichen Erfolg hatte Offenbach's neuestes Vaudeville: „La jolie parfumeuse“.

Bibliographie.

Graßhoff, W. Wilhelmi Freih. v., Sibirien oder die Declassirten vom 14. December. Historischer Original-Roman. 2 Bde. Kassel, Jungklaus. 1874. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gross, H., Entwurf einer Rechts-Entwicklung. Garz, Verlag Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 8 Ngr.

Hesekiel, G., Gefangene Frauen. Alte Bilder in neuen Rahmen. Leipzig, Theile. 1874. 8. 1 Thlr.

Amalie Jung und das großherzogliche Fräulein-Institut in Mannheim. Ein Lebens- und Charakter-Bild. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr.

Junghans, Sophie, Freudvoll und Leidvoll. Erzählungen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Köhler, A., Die neue Erziehung. Grundzüge der pädagogischen Ideen Fröbels und deren Anwendung in Familie, Kindergarten und Schule. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 8 Ngr.

König, E. A., Unter Polizei-Aufsicht. Novelle. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Der Sohn des Sträflings. Novelle. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lippert, P., Der Heiland von der Rhön. Roman in 3 Büchern aus den Zeiten des Bauernkrieges. 2 Bde. Leipzig, Tharandt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Löbl, M., Der dritte Hochzeitstag. Drama. Wien, Beck. Gr. 8. 10 Ngr.

— — König Ladislaus der Vierte. Trauerspiel. Wien, Beck. Gr. 8. 20 Ngr.

Maltitz, A. v., Ausgewählte Gedichte. Mit Biographie des Dichters herausgegeben von C. Freih. v. Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyner, M., Untersuchungen über den Bildungsgang des Sonnensystems. Beiträge zur anorganischen Kosmogonie. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 8 Ngr.

Reinwald, T., Gesammelte Novellen. 2 Bde. Prag, Hunger's Nachfolger. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Riedenauer, A., Studien zur Geschichte des antiken Handwerks. 1ster Bd.: Handwerk und Handwerker in den homerischen Zeiten. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 28 Ngr.

Rosegger, P. K., Geschichten aus den Alpen. 2 Bde. Pest, Heckenast. 8. 3 Thlr.

Rühlmann, R., Handbuch der mechanischen Wärmetheorie. Nach E. Verdet's théorie mécanique de la chaleur bearbeitet. 1ste Lief. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Scheffel, J. V., Der Brautwillkomm auf Wartburg. Lyrisches Festspiel. Weimar, Böhlau. Lex.-8. 10 Ngr.

Schlägel, M. v., Vom Fels zum Meer. Erzählungen. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 52. —— 25. December 1873.

König Ludwig I. von Baiern.

Ludwig I. König von Baiern. Von Karl Theodor Heigel. Leipzig, Duncker und Humblot. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Regierung König Ludwig's I. von Baiern gehört nicht gerade zu den glorreichen und besonders epochemachenden, ja gewisse Vorgänge aus derselben haben zur Folge gehabt, daß man sich von ihr ein ungünstigeres Bild zu machen pflegt, als eigentlich begründet ist. Die in manchen Eigenheiten befremdliche Erscheinung, ein König, den langes Leben in eine ihm fremde und kaum noch verständliche Zeit hinein führt, und die oft barocken Formen, in denen er das nach Anlage und Absicht aufs beste Gemeinte auszuführen liebte, sind daran schuld, daß auch die unleugbar vorhandenen guten und bedeutenden Seiten dieses vielfach zum Wunderlichen neigenden Wesens nicht zur richtigen Geltung kamen. Vorgefaßte Parteimeinungen, Antipathien und Sympathien oft der unberechtigtsten Art haben dann noch das Ihrige dazu beigetragen: im allgemeinen ist der Platz, welchen das Urtheil der Gegenwart König Ludwig anweist, kein besonders hervorragender. Ja selbst über die Seite seines Wesens, die ohne Frage die tiefste und reichste war und auch am anregendsten und nachhaltigsten gewirkt hat, über die künstlerischen Bestrebungen König Ludwig's, hat man sich, einige Verirrungen als Maßstab nehmend und die höchster Achtung werthen edeln Motive, aus denen selbst diese Irrthümer entsprangen, einfach beiseite lassend, gewöhnt, leichthin und ziemlich geringschätzig abzuurtheilen. König Ludwig selbst hat ein deutliches Gefühl davon gehabt, daß er nicht recht verstanden werde: es hat ihm wol zuweilen so erscheinen wollen, als sei die Zeit, in der er lebte, überhaupt nicht mehr fähig, ihn zu verstehen: um so mehr schloß er sich gegen sie ab, um so seltener gab er sich als das, was er eigentlich war, und bald beschränkte er sich darauf, einigen wenigen innig vertrauten Männern, bei denen er sicher war, trotz der oft wunderlichen Form nicht misverstanden zu werden, den eigentlichen Kern seines Wesens, die Wärme seiner Empfindung, die Glut seiner Begeisterung zu enthüllen.

Dies ist der Eindruck, den man zunächst von der Heigel'schen Biographie König Ludwig's I. mit fortnimmt. An Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten sich haltend, abgeschreckt wol gar durch die oft schroffe Eigenart dieses etwas herrischen und Widerspruch nicht immer gut aufnehmenden Geistes, hat die Mehrzahl von den Zeitgenossen König Ludwig's sich über denselben ein Urtheil gebildet, welches demselben entschieden nicht gerecht wird, welches, wenn es auch in seinen Ausstellungen im allgemeinen recht hat, doch all das Gute und Bedeutende völlig übersieht, was im Gegensatz zu jenem Schatten als ein hellstrahlendes Licht erscheint. Darum meine man aber ja nicht etwa, daß man es in dem Heigel'schen Werke mit einer jener modernen Gattungen zu thun habe, die sich heute in unserer historischen Literatur so breit machen und das bischen gesunde historische Urtheil, das nun allmählich bei dem größern Publikum sich eingebürgert hat, durch hartnäckiges Weißwaschen alter und neuer Mohren wieder irrezuleiten bemüht sind. Jede solche Tendenz liegt dem Biographen König Ludwig's fern: und ohne Frage ist ihm dies als ein um so größeres Verdienst anzurechnen, da er sein Werk als ein officiöses, im Auftrag und mit Unterstützung der bairischen Regierung, auf den Wunsch von König Ludwig's I. Enkel, dem König Ludwig II., geschrieben hat. Dieses Verhältniß hat die Freiheit und Unabhängigkeit des geschichtlichen Urtheils bei Heigel keinen Augenblick in Frage gestellt: freimüthig tadelt er, wo Tadel am Platz ist, und ist weit davon entfernt, irgend Anfechtbares beschönigen oder gar rechtfertigen zu wollen. Mit durchaus berechtigter Wärme dagegen nimmt er sich seines Helden an, wo Unkenntniß des wahren Sachverhalts oder vorgefaßte Parteiansicht die Intentionen desselben miskannt oder absichtlich verkehrt dargestellt haben. Das Verdienst der Heigel'schen Biographie liegt vor allem darin, daß sie uns, knapp und streng sachlich gehalten, von

dem Geistes- und Gemüthsleben König Ludwig's ein recht anschauliches und lebenswahres Bild entwirft: wir lernen den Geschilderten seiner ganzen geistigen Individualität nach kennen, er tritt uns als eine volle, in sich abgeschlossene Persönlichkeit entgegen, die, innerlich harmonisch, nach außen hin nicht immer so harmonisch erscheint, die uns aber dadurch verständlich und deshalb werth wird, und über deren Wunderlichkeiten und Schroffheiten, deren Launen und Willkürlichkeiten wir nun auch ganz anders und viel milder urtheilen, da wir dieselben in ihrem Werden und Wachsen uns psychologisch zu erklären im Stande sind.

Diese ansprechende und lebenswahre Darstellung des Königs ist dem Biographen durch den officiellen Auftrag ermöglicht worden, in dem er schrieb und dem zufolge ihm eine reiche Fülle für jeden andern unzugänglich gebliebener Documente zur Benutzung überlassen wurde. Von einer Ausbeutung des gesammten, natürlich gewaltigen schriftlichen Nachlasses König Ludwig's ist allerdings noch nicht im entferntesten die Rede. Ueber seine Privatpapiere nämlich hat der König die testamentarische Bestimmung getroffen, daß dieselben erst funfzig Jahre nach seinem Tode, also 1918 geöffnet werden dürfen: erst wenn dieser ganze Nachlaß von Briefen, Urkunden u. s. w. wird historisch verwerthet werden dürfen, kann über manche jetzt noch einigermaßen dunkeln Punkte ein helleres Licht verbreitet werden. Namentlich versprechen alsdann die in dem Nachlasse befindlichen 246 eigenhändigen Tagebücher Ludwig's, die bis 1868 reichen, den größten Gewinn: der König selbst hat es nämlich wiederholt ausgesprochen, daß er in diesen Aufzeichnungen sein ganzes Denken, Streben und Schaffen und alle Beziehungen seines Privatlebens völlig unverhüllt dargelegt habe; er habe gar nichts verschwiegen, denn aus Memoiren müsse man eben den ganzen Menschen kennen lernen. Obgleich aber diese werthvollsten Quellen zur Zeit noch verschlossen blieben, verfügte Heigel über eine Fülle des besten Materials, die ihn hier und da fast ins Gedränge zu bringen und die Uebersichtlichkeit und Klarheit der wohlgeordneten und höchst maßvoll gehaltenen Darstellung zu gefährden drohte. Zunächst schöpfte er aus dem ihm ohne jede Einschränkung zur Verfügung gestellten unversiegelten Theil des Nachlasses König Ludwig's: dieser aber besteht aus mehrern Tausenden von Briefen von Zeitgenossen an den König nebst den Concepten der Antwortschreiben; vieles davon ist natürlich werthlos, wie die Massen der Bittgesuche, der Condolenz-, Gratulations-, Widmungsschreiben, anderes wieder von unschätzbarem Werthe, wie Briefe von und an Eynard, den genfer Philhellenen, Hormayr, Hans von Gagern, Sulpiz Boisserée, Thorwaldsen, Friedrich Halm, Friedrich von Raumer, Rückert, Meyerbeer, Platen u. a. m. Nicht minder lehrreich war die ein halbes Jahrhundert umfassende Correspondenz (1813—62) König Ludwig's mit seinen Cabinetssecretären. Die Privatacten des Königs über sämmtliche Kunstschöpfungen, Sammlungen und sonstigen Stiftungen geben für einen besonders wichtigen Zweig seiner Thätigkeit reiche Mittheilungen und öffnen namentlich in seine künstlerischen Bestrebungen einen höchst interessanten Einblick. In der Privatbibliothek Ludwig's fanden sich mancherlei eigenhändige Aufzeichnungen, insbesondere Aufsätze über staatsrechtliche Fragen, mit denen er sich als Kronprinz sehr angelegentlich beschäftigt hatte. Dazu kamen dann die werthvollen Aufschlüsse, welche die Archive der verschiedenen Ministerien zur Kenntniß der eigentlichen Regierungsthätigkeit Ludwig's darboten, und endlich die erstaunliche Masse von Originalbriefen des Königs an ihm näher stehende Personen, wie Klenze, Schwanthaler, Gärtner u. a. m. Daß neben diesen archivalischen, urkundlichen Materialien alles, was die gleichzeitige oder spätere Memoirenliteratur an sachlichem Gewinne bieten konnte, sorgfältig benutzt ist, braucht bei der Gewissenhaftigkeit und methodischen Sicherheit des Biographen kaum noch hervorgehoben zu werden. Besondere Anerkennung dagegen verdient die Geschicklichkeit und der Geschmack, womit Heigel der so naheliegenden Versuchung, ins Breite zu gehen und über die Fülle interessanten Details die straffe Einheitlichkeit der Darstellung zu schädigen, widerstanden und die Masse des Materials in einen verhältnißmäßig kleinen, aber um so gehaltvollern Raum gewissermaßen zu verdichten gewußt hat.

Am 25. August 1786 wurde Prinz Ludwig geboren in Straßburg, wo sein Vater, Herzog Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, damals als Oberst des Regiments d'Alsace in Garnison lag. Seine Erziehung war eine streng militärische: König Ludwig XVI. von Frankreich, sein Pathe, legte dem Säugling das Patent als französischer Oberst in die Wiege. Dieser Umstand aber hat ebenso wenig wie des Vaters allezeit französische Gesinnung die aufrichtige Liebe des spätern Kronprinzen zu seinem deutschen Vaterlande ersticken können. Die Ereignisse, die mit dem Jahre 1789 ihren Anfang nahmen, bestärkten Ludwig nur noch in seiner Gesinnung: zur besondern Ehre gereicht es demselben, daß er niemals ein Geheimniß daraus gemacht hat, wohin seine Sympathien ihn mit aller Gewalt zögen. „Das sollte mir die theuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren, wieder eine deutsche Stadt sein würde", rief er 1805 aus, als er zu Straßburg Zeuge der Festlichkeiten war, mit denen am Hofe der Kaiserin Josephine Napoleon's neue Erfolge gefeiert wurden. Diese offen bekannte Gesinnung wurde nun freilich geradezu gefährlich, als Ludwig's Vater nach des kinderlosen Karl Theodor Tode 1799 Kurfürst von Baiern wurde und Ludwig selbst nun als Kronprinz dem Throne zunächst stand. Nachdem er 1803 und 1804 in Landshut und Göttingen studirt und, den Wissensdurst erfüllt und nach allen Seiten hin empfänglich, den festen Grund zu der ihn später auszeichnenden Bildung gelegt und sich ein Verständniß für alle höhern geistigen Interessen eröffnet hatte, trat Ludwig im November 1804 eine Reise nach Italien an, die für seine ganze fernere Entwickelung von entscheidender Bedeutung wurde: die damals empfangenen gewaltigen Eindrücke haben ihm den Sinn für Kunst und die Begeisterung für das Schöne eingeflößt, die später die Quellen seiner herrlichsten und wahrhaft unsterblichen Schöpfungen geworden sind: schon damals entstand in ihm der Plan, dessen Ausführung heute in der Glyptothek verkörpert dasteht; schon damals fing er an zur einstigen Ausführung desselben zu sammeln und zu kaufen nach dem Grundsatze, nur das Schönste

zu erwerben, die Quantität ganz beiseite zu lassen und allein auf die Qualität Gewicht zu legen.

Aber die Europa durchtosenden Kriegsstürme machten solche Entwürfe fürs erste noch zu nichte: sie zogen den Kronprinzen auch persönlich in ihren Strudel hinein. Der Anschluß des von Napoleon zum Königreich erhobenen Baiern an Frankreich 1805 legte Ludwig die bei seiner gut deutschen Gesinnung schmerzlichst empfundene Pflicht auf, an der Seite der Franzosen zu fechten, während er eben noch geheime Verbindungen mit dem Gegner Napoleon's, dem Zaren Alexander, unterhalten und an eine Vermählung mit der Großfürstin Katharina gedacht hatte. Mit Haß gegen die Franzosen im Herzen und nicht im Stande, was in seinem Innern gärte, völlig geheimzuhalten, mußte Ludwig dem Drange der Verhältnisse nachgebend, 1807 die bairische Brigade im Kriege gegen Rußland befehligen: entscheidend wirkte er bei Pultusk zum Siege mit, aber sein Herz war nicht dabei; das war damals vielmehr voll von dem Gedanken an Errichtung einer deutschen Ruhmeshalle, wie sie später in der Walhalla zur Ausführung gekommen ist. Während seines Aufenthalts in Berlin ließ sich Ludwig die Förderung dieses Projectes eifrigst angelegen sein. Noch viel ingrimmiger nagte der Widerspruch zwischen seiner Gesinnung und der ihm aufgenöthigten Parteistellung an dem so warm empfindenden Herzen des bairischen Kronprinzen, als 1809 Oesterreich seine begeisterte, nationale Erhebung gegen Napoleon versuchte und er wiederum gegen die Sache fechten mußte, für die er am liebsten Leib und Leben eingesetzt hätte. Im Kreise seiner Freunde trank er ein Pereat auf Napoleon; aber auch öffentlich bekannte er zuweilen frei seine Meinung; dies geschah namentlich, als er unter Lefebre zur Niederwerfung des tiroler Aufstandes mitwirken mußte. Mit Beziehung auf die patriotischen Ausbrüche des bairischen Kronprinzen berichtete der französische Marschall damals an den Kaiser, daß er sich nach den Gesprächen an seiner Tafel eher im österreichischen als im französischen Lager glauben möchte. Napoleon brauste auf: er meinte, unter des Vicekönigs Eugen Dynastie könnte Baiern sich auch ganz wohl befinden, und deutlicher noch: Ludwig würde den Thron wol niemals besteigen; ja er soll die Aeußerung gethan haben: „Qui m'empêche de laisser fusiller ce prince?" So weit kam es denn nun freilich nicht: der enge Anschluß auch Oesterreichs an Frankreich schnitt jede Hoffnung auf eine Verwirklichung der Plane ab, mit denen sich Ludwig im stillen tragen mochte; den Rheinbundstaaten blieb nichts anderes übrig, als sich der Napoleonischen Herrschaft geduldig zu beugen, und so mußte denn auch Ludwig sein Herz zusammenpressen und um seines Landes und seiner Dynastie willen das zur Zeit noch Unabwendbare geduldig tragen. Dafür erblühte ihm ein reiches häusliches Glück: am 12. October 1810 vermählte sich Ludwig mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen; zum Gouverneur des Inn- und Salzachkreises ernannt, residirte er nun abwechselnd in Innsbruck und in Salzburg.

Als endlich nach dem Untergange der großen Armee durch die Schrecken des russischen Winters die Stunde der Befreiung Europas von der Napoleonischen Zwingherrschaft geschlagen hatte, da jubelte natürlich auch Kronprinz Ludwig froh der neuen Zeit entgegen. Im Gegensatze zu dem französisch gesinnten und daher möglichst lange an Frankreich haltenden Minister Montgelas war Ludwig einer der eifrigsten Wortführer für sofortigen Anschluß an die Alliirten; auch rechnete man in den patriotischen Kreisen Deutschlands vorzugsweise auf seinen Einfluß. Mit Jubel begrüßte der Kronprinz den leipziger Sieg und ließ ihn zum Entsetzen Montgelas' in seiner Residenz festlich begehen. Nach der Lossagung Baierns von Frankreich zum Obercommandanten der Landesbewaffnung ernannt, entfaltete er eine rastlose und erfolgreiche Thätigkeit. Selbst an dem Kriege theilzunehmen, blieb ihm zu seinem Schmerze versagt. Die Theilnahme an dem Wiener Congreß und ein längerer Aufenthalt in Paris infolge des Feldzugs 1815 brachten den Kronprinzen in mannichfache Beziehungen und gaben ihm reiche Gelegenheit, nicht blos in den Kreisen der gekrönten Häupter und der Staatsmänner festen Fuß zu fassen, sondern auch seine künstlerischen Interessen, die er nie aus dem Auge verlor, mannichfach zu fördern. Besonders epochemachend in dieser letztern Hinsicht waren zwei neue Reisen nach Rom, 1817—18 und 1820—21: von der erstern, die ihn mit den größten der lebenden Künstler, namentlich mit Thorwaldsen, in die nächste Verbindung brachte und den jungen hoffnungsvollen Nachwuchs auf Ludwig als den freigebigen Gönner der Kunst blicken lehrte, datirt nicht blos in seiner eigenen Entwickelung, sondern — es ist nicht zu viel gesagt — in der Entwickelung der gesammten deutschen Kunst eine neue Aera, die in dem reichen Kunstleben, das sich bald darauf in München entfaltete, ihre erste schöne Frucht zeitigte.

Weniger bekannt als diese ja hinlänglich besprochene, wenn auch oft lange nicht hoch genug angeschlagene künstlerische Thätigkeit Ludwig's ist die edel patriotische und wahrhaft nationale, unabhängige Denkweise desselben über alle Fragen des Glaubens und der Bildung. Es werden uns in dieser Hinsicht höchst charakteristische und Ludwig's Andenken ehrende Aeußerungen von seinem Biographen mitgetheilt. Eine merkwürdige Zusammenfassung aller seiner gesammten religiösen, politischen und socialen Ansichten hat Ludwig niedergelegt in der von ihm eigenhändig geschriebenen Instruction für den Schotten MacIve, dem er auf seines alten, hochverehrten Lehrers Sailer Empfehlung die Erziehung seines ältesten Sohnes Max — des spätern trefflichen Königs Max II. — anvertraute. Nachdem er darin zunächst über die einzuhaltende Zeiteintheilung die nöthigen Bestimmungen getroffen, entwickelt er die allgemeinen Grundsätze, von denen bei dem Unterricht des künftigen Thronerben ausgegangen werden soll:

Dahin streben Sie, daß religiöses Gefühl meinen Sohn durchlebe, wie das Blut den Körper, so jenes die Seele. Gottesfurcht, mehr noch Gottesliebe fühle er, Liebe ist das Höchste. Teutsch soll Max werden, ein Baier, aber teutsch vorzüglich, nie Baier zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Briten sind wir Teutsche, und mehr noch, ein Volk, obgleich unter mehrern Fürsten. Was mein Sohn verspricht, das halte er, der zu gewöhnen ist, nicht leichtsinnig zu versprechen. Zuverlässigkeit ist eines jeden Menschen, vorzüglich aber eines Fürsten seiende Haupteigenschaft. Zutrauen macht stärker als Heere, aber es muß verdient werden. Abneigung flößen Sie meinem Sohne gegen Frankreich, Teutschlands Erbfeind, und gegen das französische Wesen (unser Verderben) ein. Wie kann ein

Teutscher Frankreichs Freund sein! So lange es wenigstens Elsaß noch von Deutschland abgerissen, unterworfen behält, von Deutschland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören soll. Mensch im höhern Sinne des Wortes muß mein Sohn werden, Mensch und Christ (der veredelte, zur Vollkommenheit strebende Mensch ist Christ), er achte die Menschheit und liebe die Menschen; Achtung gegen das Alter, Anhänglichkeit an das Alte, wenn es nicht schädlich, bekenne derselbe, überhaupt nichts Bestehendes zu ändern, wenn dieser Grund nicht obwaltet. Gegen Selbstsucht, die Pest unserer Zeit, ist sehr bei Max zu arbeiten. . . . . Darauf werde gehalten, daß mein Sohn sich wirklich beschäftigt, seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand anhaltend richten lerne.

Dieses bedeutende Actenstück datirt vom 6. October 1817. Schon die darin niedergelegten Ansichten erklären es, daß Ludwig mit dem damals in Baiern durch den Minister Montgelas eingeführten politischen Systeme durchaus nicht einverstanden war. Schon die französische Gesinnung Montgelas' hätte denselben nach 1813 unmöglich machen sollen; seine plötzliche Amtsentsetzung im Februar 1817 galt vorzugsweise als ein Werk des Kronprinzen, der neben dem Marschall Wrede anerkanntermaßen der entschiedenste Gegner der bisher verfolgten politischen Richtung war. Nun wurde in Baiern Hand angelegt an die Ausarbeitung der einst allen deutschen Staaten in Aussicht gestellten Verfassung: an den Berathungen über dieselbe nahm Ludwig eifrigen und erfolgreichen Antheil und zwar meist als ein Vertreter der liberalsten Ansichten, mit denen er freilich vielfach auf Widerspruch stieß und niemals ganz durchdrang. Mit Liebe und Thätigkeitsdrang warf sich der Kronprinz als Mitglied des Reichsraths in die parlamentarischen Verhandlungen: auch da gehörte er zu der verschwindend kleinen Minorität, die für freisinnige Reformen stimmte. So befand sich denn Ludwig auch gegen die allgemeine deutsche Politik und gegen die antinationale Haltung des Ständetags in offener Opposition: die Maßregeln gegen die Universitäten und die Beschränkung der Preßfreiheit wurden von ihm auf das herbste getadelt. Dies brachte ihn denn nun freilich in bösen Ruf bei den leitenden Staatsmännern. Metternich erschrak vor den „turbulent liberalen" Grundsätzen des Kronprinzen von Baiern: die von demselben erstrebte Wiedergewinnung der Rheinpfalz durchkreuzte Metternich, denn unter solchen Umständen hätte ja nach seiner Ansicht eine Vergrößerung Baierns für Deutschland und das ganze jetzt herrschende System unheilvoll werden müssen.

Große Hoffnungen wurden unter diesen Umständen auf Ludwig gesetzt, als er nach seines Vaters am 12. October 1825 erfolgten Tode den Thron bestieg. Die ersten Regierungshandlungen des neuen Königs fanden allgemeinen Beifall. Die Ordnung der zerrütteten Finanzen durch Einführung großer Sparsamkeit und namentlich durch Beschränkung der übermäßigen Ausgaben für die Armee — die Garden schaffte Ludwig als überflüssig trotz aller Proteste der Generale ab — und durch Vereinfachung der Staatsverwaltung fielen besonders in die Augen und gewannen die öffentliche Meinung um so mehr, als die hervorragende Selbstthätigkeit des Königs dabei nicht unbemerkt blieb. Die Aufhebung des Censuredicts gewann ihm alle Liberalen und ließ Metternich die Erfüllung seiner früher gehegten Befürchtungen erwarten. Allgemeinen Beifall erwarb dem König die Verlegung der in Landshut allmählich verkümmernden Universität nach dem jetzt mächtig aufstrebenden München, wo ihr mit Freigebigkeit alle zu fröhlichem Gedeihen nothwendigen Bedingungen reichlich gewährt wurden. Zeitgemäße Reformen der verzopften Akademie der Wissenschaften gingen damit Hand in Hand. Freilich erregte die durch diese Maßregeln nöthig gewordene Berufung von fremden Gelehrten auch Unzufriedenheit, die den kurzsichtigen bairischen Eigendünkel und die katholische Intoleranz oft verletzend genug hervortreten ließ. Richtiges Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit und den wahren Vortheil seines Landes zeigte König Ludwig I. auch in der damals auftauchenden Frage der Zolleinigungen: der von ihm geschlossene Vertrag mit Würtemberg (12. April 1827) trug wesentlich zu dem schließlichen Zustandekommen des von Preußen betriebenen Zollvereins bei. Anderes freilich mußte recht bedenklich erscheinen: die Art, wie Ludwig das noch unter seinem Vater geschlossene Concordat durchführte, nahm die Interessen des Staats zu wenig wahr: hatte schon die Wiederherstellung einzelner Klöster, die in dem Concordat als Entschädigung für die Einziehung des Kirchenguts durch den Staat in Aussicht gestellt war, misfallen, so sah man durch den streng religiösen Sinn des Königs und die daraus entspringende Begünstigung der wieder auflebenden geistlichen Orden bald ausdrückliche Bestimmungen der Verfassung bedroht und dem Ultramontanismus in erschreckender Weise in die Hände gearbeitet. Die Besserung des Schulwesens und die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Bestimmungen über die Einsegnung gemischter Ehen gegenüber der Unduldsamkeit der Pfaffen gaben dafür doch keinen genügenden Ersatz.

Durch die neuen Sorgen der Regierung aber wurde König Ludwig seinen künstlerischen Interessen keinen Augenblick abwendig gemacht: mit doppeltem Nachdruck förderte er sie in seiner nun so einflußreichen Stellung. Im Jahre 1830 wurde die Glyptothek dem Publikum eröffnet; die Gesammtkosten derselben stellten sich auf 1,256129 Gulden. Am Jahrestag der leipziger Schlacht in demselben Jahre wurde auf der Höhe bei Donaustauf durch den König inmitten eines auserwählten Kreises der Grundstein gelegt zu dem lange projectirten Bau der Walhalla. Mit richtigem Blick hatte er auch zur Ausführung dieses herrlichen Baues, wol des vollkommensten, den er geschaffen, vielleicht des herrlichsten, der seit dem Parthenon überhaupt geschaffen worden ist, die geeignetsten Genossen erwählt: ein Klenze, Wagner, Thorwaldsen verbanden sich wetteifernd zu einer in ihrer Art einzigen Schöpfung. Damit begann denn überhaupt der fröhliche Aufschwung des Kunstlebens in München, durch welchen dieses auf eine lange Reihe von Jahren an die Spitze der gesammten Kunstentwickelung in Deutschland gestellt wurde. Um mit den verhältnißmäßig doch beschränkten Mitteln so Großes zu Stande zu bringen, wie thatsächlich geleistet worden ist, bedurfte es genauer Eintheilung und oft peinlicher Sparsamkeit, und mehr als einmal mußte sich Ludwig die Ausführung eines ihm lieb gewordenen Projects versagen, weil seine Finanzen demselben nicht gewachsen waren. Vielfach ist mit Bezug

hierauf gegen König Ludwig die Beschuldigung erhoben worden, daß er für Staatszwecke bestimmte Gelder für seine künstlerischen Liebhabereien verwendet, daß er durch seine Bauten und Sammlungen die Finanzen Baierns zerrüttet und seine Unterthanen mit Steuern zu seinem persönlichen Interesse belastet habe. Die Heigel vorliegenden, mit kaufmännisch peinlicher Genauigkeit geführten Geschäftsbücher des Cabinets zeigen jedoch, daß dieser Vorwurf durchaus unbegründet ist, daß für Ludwig's Kunstschöpfungen nie Staatsgelder, sondern ausschließlich die Mittel des Cabinets zur Verwendung gekommen sind. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln hat Ludwig all das Große, was er geschaffen, zu Stande gebracht. Denn mit freudiger Hingebung und ohne auf reichen Gewinn für sich zu denken, standen dem König die von ihm berufenen Künstler zur Seite: sie wollten nicht verdienen, sondern waren glücklich, Gelegenheit zu finden, so recht aus dem Ganzen und Vollen zu schaffen und ihre Entwürfe auch wirklich ausführen zu können —, wie Cornelius diesem schönen und der Kunst so besonders förderlichen Verhältniß einmal treffend Ausdruck gab in den Worten: „Unser Glück ist die Ausübung unsers Berufs, und damit sind wir reicher wie die Reichsten!" Die persönliche Theilnahme des Königs, seine begeisterte Freude an dem Fortschreiten eines großen Werks, seine zwanglose und heitere Art des Umgangs mit dem von ihm berufenen Künstlerkreise gab reichlichen Ersatz für das, was er an Gold und Silber zu gewähren nicht ververmögend war.

Wir müssen es uns im Hinblick auf den uns zugemessenen Raum versagen, im Anschluß an die treffliche, den Stempel historischer Treue in jedem Wort an sich tragende Darstellung Heigel's von diesem Künstlerleben und der harmlosen und selbstlosen Theilnahme des Königs an demselben ein genaueres Bild zu entwerfen, um uns noch näher der Ereignißreihe zuwenden zu können, welche als ihren endlichen Abschluß die so verschieden beurtheilte und für manche gar nicht recht faßbare Thronentsagung Ludwig's herbeiführte. Auch in Baiern waren es die Nachwirkungen der Julirevolution, welche den bisher ungestörten innern Frieden gefährdeten: denn sie gaben den Anlaß zur rückhaltlosesten Entfaltung einer Seite in dem Charakter Ludwig's, die unter den bisher bestehenden Verhältnissen noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte, sich recht geltend zu machen. Ludwig war als Kronprinz der Hort der Liberalen gewesen, auch als König hatte er anfangs Metternich durch seinen Liberalismus besorgt gemacht. Es läßt sich aber im Hinblick auf die spätern Ereignisse doch nicht leugnen, daß Ludwig eigentlich eine durch und durch autokratische, ja unter gegebenen Verhältnissen eine despotische Natur war. Er war liberal, so lange liberal zu sein in seinen Augen eine Aeußerung seiner königlichen Machtvollkommenheit war, so lange er sich in dem Ruhm sonnen konnte, alle diese freisinnigen Maßregeln aus eigener königlicher Entschließung angeordnet zu haben, und in dem Danke seiner Unterthanen eine Steigerung seiner königlichen Macht erblicken durfte. So sehr Ludwig sich darin gefiel, den streng constitutionellen König zu spielen, so war er doch im Grunde seines Wesens eigentlich Absolutist. Es ist daher begreiflich, daß ein an sich ganz unbedeutender Studententumult, der Weihnachten 1830 in München stattfand und bei dem es an den üblichen jugendlich überspannten Reden wol nicht gefehlt hatte, die aber dann von den geheimen Dienern der bereits lauernden Reaction gewaltig übertrieben und, zu wahrem Hochverrath aufgebauscht, dem König hinterbracht worden waren, auf Ludwig einen Eindruck machte, als ob mit einem male alles um ihn herum zu wanken beginne. Aufregung und Erbitterung allein erklären die verkehrten Maßregeln, die Ludwig ergriff, sich eigenmächtig in den Gang der Verwaltung und selbst der Rechtspflege einmischend. Ohne Contrasignatur eines Ministers erging der Befehl zur Schließung der Universität; alle fremden Studenten wurden ausgewiesen; den der Lage der Dinge entsprechend mild ausgefallenen Spruch des landshuter Appellgerichts gegen die Angeklagten empfand der König fast als eine persönliche Beleidigung. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß die gerade damals stattfindenden Wahlen zum Landtage sehr zu Gunsten der Opposition ausfielen, daß auch in Baiern der Krieg zwischen der Regierung und den Ständen zu offenem Ausbruch kam, als den liberalen Abgeordneten, die zugleich Staatsdiener waren, der Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert wurde? Bald war denn auch die einst als liberal verschriene bairische Regierung ganz in dem Fahrwasser der Bundestagspolitik: Metternich konnte beruhigt sein. Die steigende Erregung führte in der Pfalz und in Franken zu Unruhen: nun ergoß sich die Flut der Prohibitivmaßregeln, die Knebelung der Presse, die Verfolgung liberaler Größen, mit aller Macht über das ganze Land; der Versuch, das Briefgeheimniß im Interesse der politischen Polizei zu verletzen, scheiterte nur an dem ehrenhaften entschiedenen Abweis von seiten der obersten Postbehörde selbst. Ja es kamen Dinge vor, die Ludwig als einen unversöhnlichen, kleinlich rachsüchtigen Despoten erscheinen ließen und zuletzt alle Sympathien für ihn ersticken mußten. Die beiden Haupturheber der revolutionären Umtriebe in Unterfranken, Behr und Eisenmann, obgleich von dem ihnen schuldgegebenen Hochverrath keine Spur erwiesen war, wurden nach mehrjähriger Untersuchungshaft zur Festungsstrafe auf unbestimmte Zeit und zur Abbitte vor dem Bildnisse des Königs verurtheilt! Auf dieser letztern bestand Ludwig ganz ausdrücklich! War eine solche Barbarei dadurch gut gemacht, daß Ludwig aus seinen Mitteln für die Gattin des Gefangenen sorgte? Bei dem Strafverfahren gegen Eisenmann ward als auf ein besonders gravirendes Moment darauf Nachdruck gelegt, daß man in dem Zimmer desselben „eine Art deutschen Fürstenrocks" gesehen habe!

Und derselbe Monarch, der durch solche Strafedicte der Cultur des 19. Jahrhunderts ins Angesicht schlug, schwärmte zur gleichen Zeit für die Befreiung der Hellenen und wurde das Haupt der deutschen Philhellenen! Er hat diese Schwärmerei durch den kläglichen Ausgang, den das Königthum seines zweiten Sohnes Otto nahm, schwer genug gebüßt.

Trat nun nach den innern Erschütterungen der Jahre 1830—31 auch wieder eine gewisse Ruhe ein, so war durch dieselben doch das Vertrauen, das den König und

die Stände früher verbunden hatte, unwiederbringlich verloren, und die halben Maßregeln, das Schwanken zwischen den ehemals bethätigten liberalen Grundsätzen und der Reaction, das gewöhnlich mit dem, wenn auch verhüllten Siege der letztern endete, war nicht dazu angethan, eine Besserung dieses unerquicklichen Verhältnisses herbeizuführen. Auch die wirthschaftliche Entwickelung Baierns blieb infolge der beschränkten Anschauungen des Königs und seiner Rathgeber hinter der der Nachbarländer in bedenklichem Maße zurück: waren doch die Eisenbahnen in König Ludwig's Augen nur ein nothwendiges Uebel! Inzwischen drängten die Fortschritte der unter dem Schutze des Concordats immer kecker auftretenden Ultramontanen auch zu einer offenen katholischen Reaction. Die Zahl der Klöster mehrte sich trotz aller Remonstrationen der liberalen Kammer. Während des Landtags von 1837 spitzte sich der mit großer Heftigkeit geführte Streit zu einer Budgetfrage zu; Fürst Wallerstein, der bisherige Minister, dessen Namen mit seinem liberalen Klange bisher die thatsächlich schon eingetretene Reaction gedeckt hatte, bekannte sich gegen des Königs Ansicht offen für das Budgetrecht der Stände: er erbat und erhielt infolge dessen seine Entlassung unter Anerkennung der „vor dem Landtage 1837“ geleisteten Dienste. An seine Stelle trat der ehemalige Rath der griechischen Regentschaft, Abel, der seither wieder als bairischer Ministerialrath verwendet worden war. „Seine Ernennung bedeutete den Sieg der Partei, die in Baierns Monarchen den Schirmvogt des katholischen Princips in Deutschland erblickt“: Abel wurde der Held der kirchlich-politischen Reaction, welche nun die nächsten Jahre in Baiern ihre Orgien feierte.

Das Bild derselben ist zu unerquicklich, als daß wir uns länger dabei aufhalten möchten. Kirche und Schule hatten sich der besondern Fürsorge Abel's zu erfreuen. Daß König Ludwig dieses Ministerium so gewähren ließ, wäre bei den vernünftigen Grundsätzen, die er selbst in jener Zeit bei einzelnen Gelegenheiten äußerte, ganz unerklärlich, wenn nicht seine wirklich streng kirchliche, im höchsten Grade gläubig katholische Gesinnung einen Schlüssel zu diesem Räthsel darböte. Aber schließlich wurde doch selbst dieser Sinn irre an der Richtigkeit des Wegs, auf den er sich durch Abel hatte führen lassen: und zwar kam der Anstoß zu dieser Erkenntniß von einer Seite her, deren entscheidende Einwirkung für Ludwig wiederum höchst charakteristisch ist. Denn während das durch Abel zur Herrschaft gebrachte System eine immer entschiedenere Opposition des Landtags zur Folge hatte, und die Sessionen von Jahr zu Jahr streitvoller und leidenschaftlicher, daher auch resultatloser wurden, kamen die Abel'schen Bestrebungen für den Triumph der Kirche, oder vielmehr für eine absolute politische Reaction unter dem Schutze der Kirche, doch zuweilen mit den — wie wir wissen — sehr hoch gespannten Vorstellungen Ludwig's von der Fülle seiner königlichen Macht in Conflict. Dann aber erregte auch dies Ministerium zuletzt des Königs Argwohn dadurch, daß es, die zu jeder Zeit von den Ultramontanen befolgte Politik wiederholend, gegen die Opposition der liberalen Elemente einen Rückhalt suchte in der Verbindung mit den extrem-demokratischen Elementen, die in Ludwig's Augen die Revolution selbst in ihrer verabscheuungswürdigsten Gestalt repräsentirten. Allmählich und zunächst unmerklich bereitete sich so die Katastrophe vor, welche durch die münchener Ereignisse vom October 1846 bis zum Februar 1847 zum Ausbruche gebracht wurde. Lola Montez, die abenteuernde Spanierin, ist sehr unverdienterweise in den Ruf gekommen, Baiern von der Abel'schen Reaction befreit zu haben: so verhält sich die Sache denn doch wol nicht, denn der Bruch zwischen Ludwig und seinem Ministerium lag schon lange vor Lola Montez' Ankunft in der Luft; diese beschleunigte ihn nur. Bekanntlich verweigerte das Ministerium seine verfassungsmäßig nothwendige Unterschrift zu der von Ludwig beschlossenen Nobilitirung Lola Montez', und nicht blos das, es fühlte sich gemüßigt, dem König ein Memorandum zu überreichen, in welchem es demselben vom moralisch-theologischen Standpunkte aus wegen seines Verhältnisses zu der schönen Spanierin wie einem Schuljungen die Leviten las: das Nationalgefühl, so hieß es, sei verletzt, denn Baiern glaube sich von einer Fremden regiert, und mancher Thatsache gegenüber sei dieser Glaube allerdings auch nicht zu widerlegen; die heilige Entrüstung der Bischöfe wurde in lebhaften Farben gemalt, die Angriffe der ausländischen Presse gegen den König wurden als Waffe gebraucht — so kam man zu dem pathetischen Schlusse: die Sache des Königthums stehe auf dem Spiele! Aber das war noch nicht das Schlimmste.

„Ist dies das einzige Exemplar?“ fragte der König die Ueberbringer des Tadelsvotums. Es wurde bejaht. Doch es dauerte nicht lange, so fand das Actenstück den Weg in die Presse, und zwar zuerst in die ausländische. Der „Weserzeitung“ wurde, wie Hormayr enthüllte, von München aus eine Abschrift zugeschickt, die offenbar von einer ungeübten Knabenhand geschrieben war; sogar lithographirte Exemplare kamen an norddeutsche Blätter..... Die gewöhnliche Annahme lautet dahin, die Schwester eines Ministers habe sich heimlich eine Copie des Schriftstücks verschafft und dieselbe zunächst ihren Freundinnen mitgetheilt, die sie weiter verbreiteten. Doch die planmäßige Verbreitung durch die Presse läßt die Annahme nicht unbegründet erscheinen, daß die Veröffentlichung von irgendeiner betheiligten Seite mit bestimmten Absichten betrieben wurde.

Ließ sich vom allgemeinen sittlichen Standpunkte aus das Verfahren des Ministeriums begreifen und rechtfertigen, vom politischen aus war es eine Anmaßung, welche den auf seine königliche Souveränetät so eifersüchtigen Ludwig um so tiefer beleidigen mußte, je crasser man aufgetragen und je absichtlicher man übertrieben hatte. Persönlich vom Ministerium gekränkt, erkannte Ludwig mit einem male, was ihm bisher verschlossen geblieben war, nämlich daß dieses Ministerium unter dem Schutze der scheinheiligen Principien, nachdenen er selbst jetzt gemaßregelt werden sollte, sein Volk schon lange in unglaublicher Weise gemaßregelt hatte.

Die Moralpredigt des bisherigen Vertrauten, der plötzlich den heiligen Remigius spielen wollte und seinem König zurief, den Nacken zu neigen, schüchterte Ludwig nicht ein, sondern empörte ihn im Innersten, und in dieser Stunde des Zorns fühlte der König die Wahrheit der Anklagen, die ihm wider das unduldsame Regiment seines Ministers so oft zu Ohren kamen. In die Abendgesellschaft bei seiner Freundin kam er in der aufgeregtesten Stimmung: „Alle meine Minister habe

ich entlassen", rief er, „das Jesuitenregiment hat aufgehört in Baiern!"

Mit dem Ende des Jesuitenregiments hatte es demnach seine ganz absonderliche Bewandtniß. Die Sache Lola Montez' kam nun aber erst recht in Fluß. Maurer als neuer Justizminister unterzeichnete das Indigenatspatent: die Veröffentlichung desselben brachte den Sturm zum Ausbruch. Professor Lasaulx beantragte, die Universität möge dem entlassenen Ministerium danken, daß es für die öffentliche Sittlichkeit eingetreten sei; er wurde sofort quiescirt. Eine dem scheidenden allbeliebten Lehrer gebrachte Ovation führte zu einem Studententumult vor dem Hause der nunmehrigen Gräfin Landsberg; der König selbst entging der Verhöhnung nicht. Die Maßregelung der klerikalen Professoren steigerte sich noch; einige liberale Maßregeln, die Niederschlagung der eingeleiteten Untersuchung u. s. w., erweckten dem Könige dennoch wieder Sympathien. Aber Lola Montez blieb der Gegenstand des Streits: bis in die Studentenschaft reichten die sich für und wider dieselbe bildenden Parteiungen, und so wurde der Kampf in einen Kreis verlegt, wo er bald hell auflodern mußte und alle Beschwichtigungsversuche vergeblich blieben. Das Begräbniß des alten Görres, des heftigsten Gegners der Gräfin Landsberg, gab Anlaß zu einer tumultarischen Demonstration der Studenten und des Pöbels, bei der Lola Montez selbst, die sich keck hinauswagte, mishandelt wurde und sich mit genauer Noth rettete. Ludwig befahl, aufs äußerste erregt, die sofortige Schließung der Universität, stellte aber auf die Bitten der Bürgerschaft die Wiedereröffnung derselben für den nächsten Sommer in Aussicht. Aber der Tumult dauerte fort; mehrere öffentliche Gebäude wurden demolirt, die Aufregung wurde gefährlich; das Ministerium drang in den König, der öffentlichen Meinung nachzugeben und die Gräfin Landsberg auszuweisen. Es geschah; auch die sofortige Wiedereröffnung der Universität gestand Ludwig zu. Nun kannte wieder der Jubel keine Grenzen: Ludwig fühlte sich tief dadurch verletzt, es schmerzte ihn, daß man sich eines über ihn, den König, gewonnenen Siegs so laut und rücksichtslos freute. Diese Scenen, die im Januar und Februar 1848 München in Athem erhielten, waren aber nur die unklaren Vorzeichen dessen, was bald folgte. Auch in München hielt die Revolution ihren Einzug. Anfang März zwang die drohende Erhebung des Volks den König zu liberalen Concessionen; aber die Gegner wußten den Lola-Skandal noch auszubeuten, was den König um so schmerzlicher traf, als er sich über die Unwürdigkeit der Abenteurerin schon keine Illusionen mehr machen konnte. Tiefe Erbitterung über die ihm zugefügte Kränkung und Demüthigung und dann vor allen Dingen die richtige Erkenntniß, daß er mit seinem im Grunde durchaus autokratischen Wesen in die neue Zeit, die so gewaltsam hereinbrach, nicht passe, brachten den König zu dem schnell ausgeführten Entschlusse, der Krone zu entsagen. Es geschah am 19. März 1848.

Von da an gehört das Leben König Ludwig's der Geschichte der deutschen Kunst an; in ihr aber wird ihm ein unvergänglicher Ehrenplatz von niemand streitig gemacht werden können.

Hans Prutz.

Zur Ethik.

Ueber das Fundament der Ethik. Eine kritische Untersuchung über Kant's und Schopenhauer's Moralprincip. Von E. M. Friedrich Zange. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese den drei Professoren an der leipziger Universität Drobisch, Fricke und Ziller gewidmete Preisschrift ist durch eine von der philosophischen Facultät der leipziger Universität für das Jahr 1869—70 gestellte Preisaufgabe: „Untersuchung von Schopenhauer's Kritik des Kant'schen Fundaments der Ethik und Prüfung seines eigenen Moralprincips", veranlaßt worden. Das ermunternde Urtheil der Facultät und anderer gelehrter Männer, sowie die Erwägung, daß es zeitgemäß sein dürfte, seine Schrift auch dem größern Publikum vorzulegen, haben den Verfasser bewogen, dieselbe durch den Druck zu veröffentlichen.

Gegen die Veröffentlichung haben wir zwar nichts einzuwenden, desto mehr aber gegen den Inhalt der Schrift. Dieselbe ist, wie die bereits früher von der leipziger philosophischen Facultät gekrönte Preisschrift Rudolf Seydel's: „Schopenhauer's philosophisches System dargestellt und beurtheilt" (Leipzig 1857), eine Parteischrift, die wol schwerlich gekrönt worden wäre, wenn sie nicht im Sinne der Partei, welche sie veranlaßte, ausgefallen wäre. Denn man kennt ja genugsam den anti-schopenhauerschen Wind, der an der philosophischen Facultät der leipziger Universität weht, wo Herbartianer dominiren, deren Meister bekanntlich von Schopenhauer ein „Querkopf" genannt worden ist. Es hilft daher auch nichts, daß der Verfasser im Vorwort seine „Unparteilichkeit" versichert; die parteiische Eingenommenheit gegen Schopenhauer blickt doch überall durch und die Absicht vertritt nur zu oft die Stelle der Einsicht. Das ganze Buch macht den Eindruck des Gezwungenen, Künstlichen, und wäre auch schwerlich so dick ausgefallen (220 Seiten), wenn der Verfasser einfacher, freier und natürlicher zu Werke gegangen wäre. Das Einfache und Natürliche trägt sich mit wenigen Worten vor, das Gekünstelte und Gezwungene hingegen braucht viele Worte. Wie kurz und dabei doch so treffend ist nicht Schiller's Kritik der Kant'schen, die Neigung verbannenden Ethik in dem Epigramm „Gewissensscrupel":

> Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
> Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Und wie kurz und doch schlagend ist nicht Schopenhauer's Kritik:

> Mit jener Forderung Kant's, daß jede tugendhafte Handlung aus reiner, überlegter Achtung vor dem Gesetz und nach dessen abstracten Maximen, kalt und ohne, ja gegen alle Neigung geschehen solle, ist es gerade so, wie wenn behauptet würde, jedes echte Kunstwerk müßte durch wohlüberlegte Anwendung ästhetischer Regeln entstehen. Eins ist so verkehrt wie das andere. („Welt als Wille und Vorstellung", I, 624.)

Man kann sich in der That das Falsche von Kant's Ansicht nicht besser zum Bewußtsein bringen, als durch Vergleichung des Ethischen mit dem Aesthetischen. Was würde man wol zu einem Kunstkritiker sagen, der behauptete, nur dasjenige Kunstwerk sei echt und habe künstlerischen Werth, das nicht aus künstlerischer Neigung, aus einem schöpferischen, zum Produciren drängenden Kunsttriebe, sondern wider alle künstlerische Neigung und Trieb aus reiner Achtung vor dem Kunstgesetz entsprungen ist? Man würde ihn auslachen. Denn man sieht sofort ein, daß zum Produciren von Kunstwerken die abstracte Vorstellung des Kunstgesetzes oder der Kunstregel und die Achtung vor derselben nichts hilft, sondern vor allen Dingen künstlerische Kraft und künstlerischer Trieb dazu gehören. Denn sonst könnten ja alle Kunsttheoretiker auch Künstler sein, was aber durchaus nicht der Fall ist.

Nun, mit der Tugend verhält es sich ebenso wie mit der Kunst. Der Begriff ist für jene so unfruchtbar wie für diese. Zur Tugend gehört nicht minder Kraft und Trieb wie zur Kunst. Die bloße Vorstellung der Pflicht, des Sollens, des kategorischen Imperativs, ist den antimoralischen Triebfedern, dem Egoismus und der Bosheit gegenüber viel zu machtlos, um aus einem Sünder einen Tugendhelden machen zu können. Solche reale Mächte wie die antimoralischen Neigungen und Triebe können nur durch eine ihnen überlegene reale Macht überwunden werden, und eine solche ist wahrlich nicht der Pflichtbegriff, sondern der natürliche mächtige Drang des Herzens zur Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit. Wo dieser Drang fehlt, da bleibt der Pflichtbegriff völlig machtlos, ja es kommt gar nicht einmal zur lebendigen Vorstellung der Pflicht. Die Vorstellung dessen, was geschehen soll, ist überhaupt in keinem praktischen Gebiete das Primäre, sondern ist überall secundär, ist Folge eines Willens, der das will, was als ein Geschehensollendes vorgestellt wird. Erst wenn ich etwas, das noch nicht realisirt ist, entschieden will, dann entsteht in mir die Vorstellung, daß es realisirt werden soll.

Man braucht also nur mit Schopenhauer das Verhältniß des Willens zur Vorstellung richtig zu erkennen, braucht nur einzusehen, daß der Wille das Primäre, die Vorstellung secundär ist, um das Unhaltbare der Kant'schen Gründung der Moralität auf den Pflichtbegriff zu erkennen. Aber eben an jener Einsicht fehlt es den Herbartianern, und daher konnte der Verfasser den Versuch machen, Kant gegen Schopenhauer zu rechtfertigen.

Dieser Versuch ist aber in unsern Augen völlig misglückt. Denn was der Verfasser gegen Schopenhauer's Moralitätsprincip, das Mitleid, einwendet, trifft theils gar nicht zu, theils läßt sich dasselbe auch gegen das Kant'sche, die Achtung vor dem Gesetz, einwenden. Der Verfasser leugnet nämlich zwar nicht, daß das Mitleid, welches den Menschen nicht kalt und gleichgültig am leidenden Nebenmenschen vorübergehen, welches aus den Frauen die „barmherzigen Schwestern" hervorgehen läßt, welches überhaupt schon so viel Gutes gestiftet und sich während des letzten Kriegs von 1870—71 wieder so vortrefflich bewährt hat, etwas sehr Werthvolles und für die Sittlichkeit von großer fördernder Bedeutung sei. Dann aber fährt er fort:

Ist es aber auch in diesem Betracht eine sehr gute und die Sittlichkeit unter günstigen Umständen sehr fördernde Regung des Herzens, so ist es doch ein Product des Augenblicks, abhängig von den zufälligen oder natürlichen Umständen und Verhältnissen und dem Wechsel unterworfen wie diese; es ist keine bleibende, über dem Wechsel der Erscheinungen schwebende, beharrliche und jederzeit gegenwärtige Gesinnung.

Hiergegen ist erstens zu sagen: Es ist nicht wahr, daß das von Schopenhauer zur Quelle der echten Tugend gemachte Mitleid eine zufällige, dem Wechsel unterworfene Regung des Herzens sei; es ist vielmehr eine bleibende, beharrliche Gesinnung, so gut wie die Kant'sche Achtung vor dem Gesetz. Denn das Schopenhauer'sche Mitleid ist die aus der Durchschauung des principii individuationis, d. h. aus der intuitiven Erkenntniß der Wesenseinheit der in der Erscheinung getrennten Individuen entspringende Willensrichtung, die sich das „Neminem laede, imo omnes quantum potes juva" zum Grundsatz des Handelns macht. Daher ist der Feind in dieses Mitleid so gut eingeschlossen wie der Freund, das Thier so gut wie der Mensch; woraus schon hervorgeht, daß dieses Mitleid ein allgemeines, über alle Verhältnisse sich erstreckendes, also kein subjectives, sondern ein objectives Princip, keine vorübergehende Anwandlung oder Laune, sondern eine feste, beharrliche Gesinnung ist. Sieht sich doch der Verfasser selbst genöthigt, zu sagen:

Müssen wir uns nun aber auch wundern, daß ein so tief- und scharfsinniger Philosoph wie Schopenhauer nach dem Vorgange Kant's, den er seinen Meister nennt, wieder eine empirische Triebfeder wie das Mitleid zum Princip der Ethik machen konnte, so würden wir doch Schopenhauer im höchsten Grade unrecht thun, wenn wir meinten, er habe mit seinem Mitleid nicht mehr bezeichnen wollen als die obenbesprochene materielle oder empirische Triebfeder. Er sagt vielmehr: „Alle Liebe ist Mitleid." Er hält sein Mitleid für identisch mit der Liebe, welche der Apostel Paulus in seinem hohen Lied der Liebe 1 Kor. 13 schildert, und welche Christus durch sein Leben und seinen Tod verkündigte. Er hält deshalb seine Ethik für die eigentlich christliche Philosophie u. s. w.

Nun, wenn das Schopenhauer'sche Mitleid mehr ist als eine wandelbare empirische Triebfeder — wozu der ganze Gegensatz, den der Verfasser zwischen Kant und Schopenhauer aufstellt, daß jener eine bleibende Gesinnung, dieser hingegen eine wandelbare Regung des Herzens zum Princip der Ethik mache? Dieser Gegensatz ist hinfällig.

Zweitens aber, wenn gegen das Schopenhauer'sche Mitleid eingewendet wird, daß es eine Triebfeder sei, die nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen wirksam sei, eine Quelle, die nicht immer fließe, sondern mitunter versiege, so läßt sich ganz dasselbe gegen die Kant'sche Achtung vor dem Sittengesetz einwenden. Denn es gibt überhaupt keine Triebfeder, die zu allen Zeiten und unter allen Umständen wirksam, kräftig, lebendig wäre, die nicht zu zeiten und unter Umständen von andern, augenblicklich stärkern Triebfedern überwältigt würde. Die Achtung vor dem Sittengesetz ist sowenig eine perennirende Quelle wie das Mitleid oder die christliche Liebe. Jene versiegt unter Umständen so gut wie diese. Denn es gibt psychische Zustände, wo das Sittengesetz, trotz aller Achtung vor demselben, entweder gar nicht oder nur sehr schwach und verdunkelt zum Bewußtsein gelangt, so gut wie es Zustände gibt, wo das Mitleid nicht auf-

kommt, sondern durch Hartherzigkeit überwältigt wird. Auch der Kunsttrieb ist ja nicht zu allen Zeiten thätig und lebendig, sondern intermittirt bisweilen. Sowenig es aber einem echten Kunstwerk seinen Werth rauben kann, daß der Trieb und die Kraft, aus der es entsprungen, nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen wirksam ist, sowenig kann es einer echt sittlichen Handlung ihren Werth rauben, daß die Quelle, aus der sie entsprungen, bisweilen intermittirt. Es ist Schulmeinung, die durch die Erfahrung widerlegt wird, daß die echte sittliche Triebfeder etwas Beharrliches in dem Sinne sei, daß sie zu jeder Zeit und unter allen Umständen wirke. Dasein und Wirksamsein ist zweierlei. Die sittliche Gesinnung mag zwar immer da sein, aber darum ist sie noch nicht immer eine sich wirksam äußernde, sondern ist häufig, wie andere Kräfte, latent. Und dies begegnet der Kant'schen Achtung vor dem Sittengesetz nicht minder als dem Schopenhauer'schen Mitleid. Darum hielt auch Schopenhauer das Mitleid allein nicht für ausreichend zu einem moralischen Lebenswandel, sondern hielt daneben auch noch Grundsätze für nöthig. Obwol nämlich Grundsätze und abstracte Erkenntniß überhaupt keineswegs die Urquelle oder erste Grundlage der Moralität sind, so seien sie doch zu einem moralischen Lebenswandel unentbehrlich, als das Behältniß, das Reservoir, in welchem die aus der Quelle der Moralität (dem Mitleid), welche nicht in jedem Augenblick fließt, entsprungene Gesinnung aufbewahrt wird, um, wenn der Fall der Anwendung kommt, durch Ableitungskanäle dahin zu fließen. Ohne festgefaßte Grundsätze würden wir den antimoralischen Triebfedern, wenn sie durch äußere Eindrücke zu Affecten erregt sind, unwiderstehlich preisgegeben sein. (Vgl. „Die beiden Grundprobleme der Ethik", S. 214 fg.)

Hieraus geht genugsam hervor, daß Schopenhauer den Werth der Grundsätze, folglich der Vernunft, für die Sittlichkeit nicht leugnet, daß er in ihnen nur nicht die eigentliche Quelle des Sittlichen sieht, sondern nur ein Hülfsmittel. Und darin müssen wir ihm beistimmen. Auch der Künstler bedarf neben dem schöpferischen Productionstriebe der Grundsätze, um jenen zur freien, reinen Wirksamkeit zu bringen und alle kunstwidrigen Neigungen zu unterdrücken. Aber die Grundsätze sind darum noch nicht die Quelle seiner Productionen. Es käme ja gar nicht zum Fassen solcher Grundsätze, wenn nicht künstlerischer Trieb in ihm vorhanden wäre, und ebenso wenig käme es zum Fassen ethischer Grundsätze, wenn nicht ethischer Trieb vorhanden wäre. Der Wille im Schopenhauer'schen Sinne bleibt also im Ethischen so gut wie im Aesthetischen das Primäre, der Intellect mit seinen Grundsätzen das Secundäre. Wo kein Trieb, kein Wille zu einer bestimmten Thätigkeit ist, da kommt es auch gar nicht zu leitenden und regelnden Grundsätzen dieser Thätigkeit.

Die Schopenhauer'sche Anerkennung der Unentbehrlichkeit der Grundsätze zum moralischen Lebenswandel ist dem Verfasser sehr unbequem; er sucht sie daher für eine Inconsequenz, für einen Abfall vom System auszugeben:

Wenn Schopenhauer sagt: Ohne festgefaßte Grundsätze würden wir den antimoralischen Triebfedern, wenn sie durch äußere Eindrücke zu Affecten erregt sind, unwiderstehlich preisgegeben sein — so erkauft er dieses Zugeständniß offenbar durch eine Inconsequenz, durch einen Abfall von seinem eigenen System. Denn was verbirgt sich denn hinter jenen „Ableitungskanälen, durch welche die in den Grundsätzen aufbewahrte Gesinnung fließen soll", anderes, als daß die Grundsätze selbst nun auf den Willen bestimmend einwirken sollen an Stelle des versiegten oder durch Leidenschaften abgesperrten Mitleids? Daß sie also noch viel größere Macht über den Willen haben sollen als das Mitleid; denn „ohne sie würden wir den antimoralischen Triebfedern preisgegeben sein". Schopenhauer gesteht uns also hier indirect, ohne daß er es will, das zu, was wir oben behaupteten, daß im Kampfe der Leidenschaften und Gefühle feste Grundsätze, d. h. eine von jenen Triebfedern unabhängige sittliche Gesinnung allein die Sittlichkeit bewahren kann.

Gewiß gesteht Schopenhauer dies zu; aber inwiefern dieses Zugeständniß wider seinen Willen und ein Abfall von seinem System sein soll, ist nicht einzusehen. Denn dieses Zugeständniß hebt ja den Schopenhauer'schen Satz, daß die aus der Durchschauung des principii individuationis entspringende Gesinnung die Quelle aller echten Tugend sei, nicht auf, sondern besagt nur, daß diese Quelle, um immer ungehemmt zu fließen, einer Unterstützung durch die Vernunft bedarf. Die Vernunft mit ihren Grundsätzen soll ja das Mitleid nicht wegräumen, sondern ihm Raum schaffen durch Wegräumung der dem Mitleid entgegenwirkenden antimoralischen Antriebe. Es ist also ganz falsch, was der Verfasser folgert, „daß die Grundsätze also noch viel größere Macht über den Willen haben sollen als das Mitleid". Dies heißt Schopenhauer nicht auslegen, sondern ihm etwas unterlegen, was gar nicht in seinem Sinne liegt. Nach Schopenhauer sollen die Grundsätze nicht „an Stelle des abgesperrten Mitleids" treten, wie der Verfasser folgert, sondern sie sollen dem abgesperrten Mitleid zum Durchbruch verhelfen, sollen es von seinen Hemmungen befreien.

Unverständig wie das bisher vom Verfasser gegen das Schopenhauer'sche Mitleid Vorgebrachte ist auch der Vorwurf, daß dasselbe eine eudämonistische Triebfeder sei, weil es auf das fremde Wohl gerichtet ist. Wohl und Wehe seien überhaupt in der Schopenhauer'schen Ethik die ersten leitenden Begriffe, seien das Ziel, an welchem der sittliche Werth gemessen werde. Bezwecke die Handlung das eigene Wohl des wollenden Subjects, so sei sie egoistisch, bezwecke sie hingegen das fremde Wohl, so sei sie moralisch. Damit aber lege die Schopenhauer'sche Ethik die Entscheidung über den Werth oder Unwerth einer Handlung in die rein empirischen, materiellen Triebfedern des Willens, in das eigene oder fremde Wohl oder Wehe, woraus, wie Kant und Herbart überzeugend nachgewiesen haben, immer nothwendig Eudämonismus entstehen müsse. Schopenhauer suche zwar dem Eudämonismus durch die „Verneinung des Willens" zu entgehen. Aber das, worein Schopenhauer von diesem seinem „höhern Standpunkte" aus das Wesen der Tugend setzt, stehe sozusagen nur im conträren, nicht im contradictorischen Gegensatze zu dem, worein die offenkundigen Eudämonisten jenes Wesen setzen. Diese nämlich halten im Grunde die von Schopenhauer sogenannte „Bejahung" des Willens, Schopenhauer die „Verneinung" desselben, für das einzige letzte Ziel der Tugend:

Der Begriff der Befriedigung oder Nichtbefriedigung des Willens ist der, von welchem beide ausgehen. So macht gerade

das, wodurch Schopenhauer das Prädicat des Eudämonismus von seiner Lehre fern halten will, dieselbe zu einer eudämonistischen. Diesen Vorwurf konnte er nur vermeiden, wenn er zeigte, daß der sittliche Werth einer Handlung überhaupt gar nicht abhänge von ihrer Tauglichkeit zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung des Willens, sondern von etwas gänzlich hiervon Verschiedenem, daß das Bestreben, das Wohl anderer zu fördern, nicht deshalb sittlich werthvoll ist, weil dadurch das Wohl des andern wirklich gefördert wird — dies ist gar oft nicht einmal der Fall, und doch kann der Wille sittlich gut sein —, sondern aus ganz andern Gründen.

Hiergegen ist zuvörderst zu sagen: Es gibt in Wirklichkeit keine Handlung, die nicht auf eine Befriedigung des Willens, auf ein Wohl abzweckte. Auch die sittlichen Handlungen bezwecken ein Wohl, wenngleich sie dasselbe in etwas anderes setzen als die egoistischen. Soll also schon die Richtung auf das Wohl, auf die Befriedigung des Willens, ein ethisches System zu einem eudämonistischen machen, so gibt es überhaupt keine andern als eudämonistische Systeme. Auch diejenigen ethischen Systeme, die gegen den Eudämonismus hochtrabend polemisiren und sich einbilden, frei von allem Eudämonismus zu sein, sind im Grunde eudämonistische. Den Schopenhauer'schen Satz: „Was den Willen bewegt, ist allein Wohl und Wehe überhaupt und im weitesten Sinne des Worts genommen", wird nun einmal keine Schulweisheit im Stande sein umzustoßen. Schopenhauer hat auch hier, wie in so vielem andern, das Leben und die Erfahrung für sich. Man nenne doch einmal eine Tugend, die nicht auf ein Wohl abzweckte. Die Cardinaltugenden der Alten, die christlichen Grundtugenden, die den Herbart'schen Ideen entsprechenden Tugenden — alle diese sind Tugenden nur, weil sie ein bestimmtes Wohl bezwecken und herbeiführen und das entgegengesetzte Wehe beseitigen. Auch die von Herbart an die Spitze aller Ideen gesetzte „Idee der sittlichen oder innern Freiheit", auf die der Verfasser so großes Gewicht legt und deren Vernachlässigung er Schopenhauer zum Vorwurf macht, bezweckt ja ein inneres Wohl, ist also, wenn Richtung auf das Wohl eudämonistisch ist, ebenfalls eudämonistisch.

Das Prädicat eudämonistisch kann wohlverstanden einer Ethik nicht darum zum Vorwurf gereichen, weil sie Wohlsein, Befriedigung des Willens zum Grunde legt — denn es gibt überhaupt keine andere Ethik, wenngleich sich nicht jede dies zum Bewußtsein bringt —, sondern nur darum, weil sie das Wohlsein, die Eudämonie, in etwas Falsches setzt, weil sie Scheinwohl statt des wahren Wohls zum Endzweck macht, wie ich dies bereits in meiner Schrift „Das sittliche Leben" ausgeführt habe. Nicht das Streben nach den Gütern und Genüssen des Lebens ist verwerflich, sondern die Verkehrung der Rangordnung der Güter und Genüsse.

Wenn der Verfasser in der obenangeführten Stelle sagt, daß das Bestreben, das Wohl anderer zu fördern, nicht deshalb sittlich werthvoll sei, weil dadurch das Wohl des andern wirklich gefördert wird — dies sei gar oft nicht einmal der Fall, und doch könne der Wille sittlich gut sein —, so ist dies richtig. Aber dieser Einwurf trifft auch Schopenhauer gar nicht; denn Schopenhauer's Lehre ist ja nicht diese, daß der auf das Wohl anderer gerichtete Wille deshalb ein sittlich guter sei, weil er dies Wohl wirklich fördert, sondern deshalb, weil er es uneigennützig fördern will, weil er die Förderung desselben sich zum letzten Zweck setzt. Schon dieses Wollen des fremden Wohls, nicht aber erst das wirkliche Herbeiführen desselben, ist also nach Schopenhauer das Kennzeichen des echt moralischen Willens. Schopenhauer weiß so gut wie der Verfasser, daß die wirkliche Herbeiführung des fremden Wohls ausbleiben kann, ohne daß darum der es bezweckende Wille seinen sittlichen Werth verliert.

Wir müßten ein Buch gegen ein Buch schreiben, wollten wir alle Einwendungen des Verfassers gegen die Schopenhauer'sche Lehre widerlegen. Die nachgewiesene Nichtigkeit der bisher angeführten Einwendungen mag genügen, um zu zeigen, daß die Prädicate „gekrönt" und „wahr" nicht nothwendig zusammenhängen. Gekrönte Schriften sind nicht immer wahr und wahre nicht immer gekrönt.

Julius Frauenstädt.

Zur Gymnasial- und Realschulfrage.

1. Die gegenwärtige Gymnasialbildung mit besonderer Berücksichtigung des bairischen Gymnasialwesens. Von J. Sörgel. Nördlingen, Beck. 1873. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Die Bildungsfrage gegenüber der höhern Schule. Von einem Schulmanne. II.: Das Gesammtgymnasium, ein Vorschlag zur Begründung und Ausführung der Reform der höhern Schulen Deutschlands, nach den Anforderungen der modernen Bildung. Berlin, Springer. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Fromme Wünsche. Ein Beitrag zur Schulfrage von Karl Schmelzer. Prenzlau, Mieck. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Die brennende Frage, ob den Realschulen nicht auch das Recht, ihre Schüler zur Universität zu entlassen, zuzugestehen sei, wird im ersten Theile des Buchs von J. Sörgel: „Die gegenwärtige Gymnasialbildung" (Nr. 1) einer Untersuchung unterworfen, während der zweite Theil speciell die bairischen Gymnasien bespricht, deren Schäden bloßlegt und Vorschläge zur Verbesserung macht. Im ersten Theile stellt sich der Verfasser ganz auf den Standpunkt des in erwähnter Frage ablehnenden Gutachtens von Rector und Senat der Universität Berlin, das als unfehlbare Instanz angesehen wird, vor der alle übrigen Meinungen verstummen müssen. Der Verfasser ist der Meinung, daß man den Universitäts-Gutachten „gewiß die Competenz in dieser Frage nicht absprechen kann"; so gewiß ist dies nun freilich nicht, es ist vielmehr andererseits schon mit schlagenden Gründen nachgewiesen worden, daß sie sicherlich nicht in dieser Frage competent sind, wie in der trefflich geschriebenen Abhandlung von Schmeding „Realschule und Gymnasium" (Stettin 1872), die wir bereits in diesen Blättern besprochen haben, und auch in einem Aufsatze in den „Leipziger Blättern für Pädagogik" 1870, in welchen darauf hingewiesen wird, daß eine zu geringe Sachkenntniß der Professoren, deren Vorschule eben nur das Gymnasium war, die Bedeutung ihres Urtheils über die Realschule sehr abschwäche. Ist man nun

allerdings auf der einen Seite zu weit gegangen mit dem Verlangen, die Abiturienten der Realschule zu allen Facultätsstudien zuzulassen, so versteigt sich andererseits die Gymnasialfreundlichkeit ebenfalls zu weit, indem sie dem Realschüler jede Facultät verschließen will. Selbst das, was der Verfasser von der Möglichkeit der Zulassung für das Studium der Medicin und Naturwissenschaften spricht, ist so hypothetisch gehalten, daß man daraus ersieht, seine innere Ueberzeugung sträubt sich gegen eine derartige Profanation der Hochschule, denn anders lassen sich die folgenden Worte doch nicht deuten:

Wenn man im Gegentheil vor allem darauf dringt, daß die Studirenden der Medicin und Naturwissenschaften möglichst viele positive Kenntnisse mitbringen und man also einen formal zwar weniger gebildeten, aber in den Naturwissenschaften schon weiter vorgeschrittenen jungen Mann einem formal zwar gebildetern, aber in einzelnen Fächern und positiven Kenntnissen zurückgebliebenen vorzieht; dann ergibt sich als einzig vernünftige Folge, daß man dem künftigen Mediciner und Studirenden der Naturwissenschaften die Vorbereitungsschule anweist, die ihn in der gewünschten Weise schon für seinen künftigen Beruf geschickt macht. Dies ist dann ohne Zweifel die Realschule.

Der zweite Theil der Arbeit wendet sich gegen die Schäden des bairischen Gymnasialwesens und sieht ganz richtig den Hauptübelstand in dem ultramontanen Zuschnitt der meisten bairischen Gymnasien, an denen das in geistliche Element das Vorwiegende ist, und in dem schablonenmäßigen Mechanismus, der das Prüfungswesen der Abiturienten und Lehrer beherrscht. Diese Zustände sind in Wirklichkeit haarsträubend und bedürfen einer durchgreifenden Reform. Dem Verfasser muß es als bedeutendes Verdienst angerechnet werden, die faulen Stellen mit Unerschrockenheit aufgedeckt zu haben, um auf diese Weise eine Besserung zu ermöglichen.

„Die Bildungsfrage gegenüber der höhern Schule" (Nr. 2) gibt die erklärende Ausführung eines in kurzen Umrissen gezeichneten Entwurfs zu einem Gesammtgymnasium, das der Verfasser als das Ziel, worauf die Forderungen der Gegenwart hindrängten, in einer bereits im vorigen Jahre erschienenen Broschüre hinstellte, die wir in Nr. 47 d. Bl. f. 1872 besprachen. Wenn der Verfasser, wie er am Schluß jener ersten Broschüre ausdrücklich sagte, geglaubt hat, daß der vorgelegte Plan und seine Begründung keines Commentars bedürften, daß die Männer, für welche er geschrieben und welche die Zustände kennen, ihn zwischen den Zeilen lesen würden, so hat die Kritik diese Erwartung nicht erfüllt, und so wenig der Verfasser Neigung verspürt, die Bahn der kritisirenden Discussion zu betreten, „so kann es ihm doch nur erwünscht sein, wenn eine Ausführung seiner Motive und eine genauere Begründung und Erläuterung seiner Vorschläge verlangt wird".

Der Gedankengang des Verfassers ist folgender: Die Gymnasien haben sich überlebt, da sie in ihrer einseitig classisch-philologischen Richtung den Anforderungen des Lebens fremd gegenüberstehen. Diese Anforderungen des Lebens haben die Realschulen geschaffen, die jetzt als natürlicher Widerpart der Gymnasien angesehen wurden; um aber diese aus dem Felde zu schlagen, legte das Gymnasium sich auch neuere Sprachen und Naturwissenschaften zu, „aber ach, bald merkte man, daß die Rettung nur auf Kosten der Burg von Ilion stattgefunden: das alte Bollwerk hielt nicht mehr zusammen; die philologischen Erfolge gingen zurück; auf ihre Kosten war der Fortschritt geschehen". Die Auskunftsmittel, die man jetzt anzuwenden versuchte, um Gewinn an Zeit und Erfolg durch wissenschaftliche Methode, Technik des Unterrichts, pädagogische Maßregeln und dergleichen zu erzielen, brachten einen Mechanismus hervor, der durch immer weitere Vererbung zum „westlichen Mandarinenthum" führen muß.

Die Realschulen dagegen leiden an Ueberhäufung. Naturwissenschaften, so bis ins Exacte getrieben, als ob es gälte, akademische Professoren zu bilden; neuere Sprachen, in welchen der Schüler eine meisterhafte Fertigkeit erlangen, deren Grammatik er bis aufs Pünktchen kennen, in deren Literatur er hinreichend bewandert sein soll; Geographie und Geschichte, Mechanik und Astronomie, Handelswissenschaften, und da das moderne Leben doch aus dem Römerthum erwachsen, auch Latein: das alles soll der Realschüler bewältigen. Aus diesem Chaos hilft nur das Gesammtgymnasium, das in drei Collegien: collegium classicum, philologicum und naturalisticum, zerfällt. Jeder wird das Collegium besuchen, dessen Lehrgegenstände er sich besonders aneignen will, und aus dem Schwestercollegium so viel holen, als er seinem Bedürfnisse angemessen hält, sodaß z. B. der Schüler des collegium classicum, wenn auch bereits vorgeschritten, an einer niedrigern Stufe im collegium naturalisticum theilnehmen kann, wenn er das Bedürfniß fühlt, in den Naturwissenschaften nicht ganz unbekannt zu bleiben, und umgekehrt. „Von nun an wirkt die Gymnasialbildung auf alle gebildeten Stände. Aber auch die jungen Classicisten haben nun Zugang zu dem Born der modernen Kenntnisse, aber zu einem Born, wo dieselben sich in ganzer Fülle und Frische ergießen, nicht dürftig und tropfenweise, wie in ihren jetzigen Nähranstalten." Durch diese Einrichtung würde dann auch der Hader zwischen den verschiedenen höhern Lehranstalten aufhören und der Widersinn, daß es eine höhere und niedere Bildung gebe. Für die studirende Jugend erwächst der Vortheil, daß sie nicht länger Wissenszweige zu cultiviren braucht, „die auf dem Aussterbeetat stehen, und von den Schulen selbst widerwillig und mit Geringschätzung behandelt werden..... Sie schöpft die Wissenschaft an der rechten Quelle, an einer Anstalt (einem Collegium), die derselben ganz besonders gewidmet ist." Gegen etwaigen Misbrauch der Freiheit der Wahl bleibt immer noch das Correctiv der Vorgesetzten übrig.

Eine solche Einrichtung, wie der Verfasser sie vorschlägt, ist allerdings dazu geeignet, Einheit in den Unterricht zu bringen und den leidigen Rangstreit zwischen Gymnasium und Realschule aus der Welt zu schaffen; ob aber die Freiheit der Wahl nicht mehr wird gemishandelt werden, und zwar von seiten der Vorgesetzten, als der Verfasser es ahnt, ob für die Jugend von der Möglichkeit, der Stimme des Genius zu folgen, die Rede sein kann in einem Alter, wo der Knabe einer Entscheidung noch gar nicht fähig ist, das bleibt eben die Frage. Uebrigens empfehlen wir die schön geschriebene Abhandlung allen, die sich für das Schulwesen interessiren.

Die kleine Schrift von F. Schmeltzer: „Fromme

Wünsche" (Nr. 3), nimmt im Streite zwischen Realschulen und Gymnasien einen vermittelnden Standpunkt ein. Vom Lateinischen will allerdings der Verfasser in Realschulen nicht absehen, aber nicht weil nur das Studium der classischen Sprachen die „formale" Bildung fördere; diese könne auch durch die modernen Sprachen erlangt werden, doch lerne man am Lateinischen erst Lernen und Studiren; ein lateinisches Exercitium sei das beste Mittel für die Bildung des Willens. Beide Anstalten, Gymnasium und Realschule, hätten dasselbe ideale Ziel, sie unterschieden sich nur durch die Wege, welche beide einschlagen, ersteres gehe den historischen, letztere den modernen Weg. Darum müsse dem Realschüler ebenso wie dem Gymnasiasten der Zugang zur Universität offen stehen, der zur Selbstbestimmung fortgeschrittene Realschüler wird „die nöthige Kenntniß der alten Sprachen selbständig ebenso gut nachholen, wie der Zögling des Gymnasiums sich die für das Studium der Naturwissenschaften nöthigen Vorkenntnisse erwirbt, die ihm das Gymnasium doch sicher nicht mitgibt". Wenn nun das Gymnasium die Einheit des Unterrichts in den classischen Sprachen findet, so hat die Realschule die nationalen Elemente zu ihrem Mittelpunkte zu machen: Religion, Geschichte und Literatur. Letztere ist ganz besonders zu pflegen, und hier benutzt der Verfasser die Gelegenheit, dem Verfasser des Buchs „Ueber nationale Erziehung", welcher die Lektüre unserer deutschen Classiker vom Lehrplan der höhern Unterrichtsanstalten ausgeschlossen wissen will, entgegenzutreten. A. Sulzbach.

Unterhaltungslektüre.

1. Gespensternovellen von Wilhelm Bergsöe. Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Strodtmann. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Des Teufels Tochter (Folle Farine). Roman von Ouida. Aus dem Englischen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr.
3. Schuld und Sühne. Roman von Karl Detlef. Stuttgart, E. Hallberger. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Rast' ich, so rost' ich! Roman aus dem Leben. Von Heribert Rau. Drei Theile. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Von vornherein gestehen wir offenherzig, daß die zwei aus dem Dänischen und Englischen übersetzten Werke uns besser gefallen haben, als die beiden ursprünglich in deutschem Idiom geschriebenen. Man darf nicht einwenden wollen, daß dies daher komme, weil nur Gutes übersetzt werde. Es wird bekanntlich auch viel Schlechtes übersetzt, aber freilich so entschieden puerile Arbeiten, wie der „Roman aus dem Leben" (Nr. 4), pflegen dies Geschick nur zu erleben, wenn sich an den Namen des Verfassers aus irgendeinem anderweitigen Grunde ein besonderes Interesse knüpft.

Bergsöe (Nr. 1) weiß anmuthig zu erzählen und Strodtmann hat sich nicht ohne Erfolg bemüht, den drei kleinen Erzählungen, in denen die Gespenstererscheinungen übrigens schließlich sehr reale, hyperreale Erklärungen finden, durch wirkliche Uebersetzungskunst in unserer Sprache wieder ein originell charakteristisches Colorit zu geben. In der ersten: „Die glückliche Familie", werden wir nach Ischia versetzt und man glaubt den warmen Hauch und das farbige Licht des schönen Landes doppelt nachzuempfinden, wenn man sofort in den zwei folgenden Erzählungen „Der geraubte Arm" und „Schimmelmann's Pferd" in die Nacht und den Nebel Dänemarks hinübergezaubert wird. Der Unterschied ist zu grell, wenn der Verfasser auch das ihm gewohnte Unwetter seiner Heimat, dessen Vorstellung uns schon mit rheumatisch-katarrhalischem Schauer übergießt, mit vielem patriotischen Behagen zu schildern versteht. Strodtmann hätte die Reihenfolge der drei Novellen ändern und mit „Schimmelmann's Pferd", der wir außerdem den Preis zuerkennen, anfangen und mit der glücklichen Familie in Casamicciola schließen sollen. Ein Trunk feurigen Falerners zum Schluß thäte besser als der steifste und kräftigste Seemannsgrog.

Wir wissen nicht, wer sich hinter dem unverkennbaren Pseudonym Ouida verbirgt, aber wir bezeichnen sein Werk „Folle Farine" (Nr. 2) als ein Meisterwerk in seiner Art. Sogar daß die Schilderung sich einigemal in zu große Breite verliert und daß die Handlung nicht fortzuschreiten scheint, vermögen wir bei der stets sicher in Ehren gehaltenen Schönheitslinie, welche an keiner Stelle überschritten wird, nicht mit dem Tone des Vorwurfs hervorzuheben. Wir glaubten uns bei der Lektüre dieses Werks wie von einem Zauberbann umstrickt, dem wir kein Verlangen trugen uns zu entziehen. Alle Gestalten und insbesondere die der Folle Farine wandeln auf dem greifbarsten und oft sogar trivialsten Boden der Wirklichkeit der Verfasser erfindet nichts, er copirt nur wie ein nüchterner Tourist, was er gesehen und gefühlt hat, in seine Tafeln der täglichen Reisenotizen einträgt, und doch möchten wir den von dem ganzen Buche erhaltenen Eindruck am liebsten mit dem vergleichen, den uns Fouqué's „Undine" und andere Märchenbücher erwirkt haben. Warum? Weil ein so reicher Schatz unzerstörbaren und trotz aller grausamen Anfechtung beseligenden Traumlebens in die Seele von Folle Farine hineingezaubert ist und darin fortwächst und poetisch schafft, bis der Tod diese Seele erlöst. Alles an ihr ist Poesie, auch der Tod und die gleichgültige Beseitigung der armen Leiche, halbverwest aufgefunden, doch mit Goldringen an Armen und Fußknöcheln bedeckt. Und mit Folle Farine selbst erlischt alle Poesie, wir befinden uns wieder auf dem Boden der banalsten und geschäftsmäßigsten Prosa, wir möchten das traurig schöne Buch noch einmal lesen, um unser liebes Teufelskind wiederzufinden und ihm unsere Liebe und Angst, die ihr zu nichts nützte und die sie halbstumpf annehmen und höchstens gutheißen würde, wieder zuzuwenden. Und nun sollen wir die species facti ihres kleinen und doch so reichen Lebens sammeln, eine Geschichtserzählung ihrer Irrthümer und Verkehrtheiten geben? Ihre Existenz war ja schon eine Verkehrtheit — und dann sollen wir in die Rolle eines Todtenbeschauers eintreten und über die spärlichen Ueberreste die Worte

sprechen, die das Gesetz fordert, damit die Dinge in dieser Welt in ungestörtem Gleise weiter sich abspielen können, wie sie Lust haben, ordnungsmäßig und hin und her einmal ordnungswidrig! Was ist da viel zu sagen und wie wenig! Es war einmal irgendwo ein Müller, dessen Frau war lange todt, sodaß eine alte Magd ihm die Haushaltung führen mußte. Aber er hatte eine zarte und schöne Tochter, die er auch für einen Ausbund aller Tugend und Unschuld hielt, und nicht mit Unrecht, denn Schlechtes zu thun und schlecht zu sein, wäre dem guten Kinde nicht möglich gewesen. Nun kam es aber, daß sie sich in einen schönen, vagabundirenden Zigeuner verliebte, und er in sie, soweit ein vagabundirender Zigeuner zu lieben vermag. Als nichts mehr zu verbergen war, flüchteten beide, und als sie eines Töchterchens genesen war, starb sie einsam auf der Heide und ward zur Seite eingescharrt. Das war alle Liebe, die ihr Verführer ihr noch erwies, und für das Töchterchen sorgte er auch nur so weit, daß er es der Zigeunerbande übergab, bei der er so was wie ein König war, nur daß er sich oft lange Zeit gar nicht um sein Volk kümmerte, sondern in die Welt hinauszog, solange er Geld hatte, und junge Mädchen verführte. Die Bande nahm das Kind, dessen Mutter es nicht gekannt, nicht gern und nicht ungern auf, aber sie gab ihm so viel, daß es am Leben blieb und heranwuchs. Nur ein Zigeuner, ein armseliger Tropf, liebte das weiße Kind und pfiff ihm seine Weisen vor, die er im Kopfe hatte, und als das Kind noch ganz klein und dumm war, flüchtete er es aus den Pyrenäenbergen und brachte es unter mancherlei Beschwerniß in die Nordgegend zurück, woher seine Mutter stammte, und schaffte es heimlich und versteckt in die Mühle, in der sein Großvater wohnte, dem noch die alte Magd die Haushaltung führte. Der Alte war sehr bitter und sehr böse geworden, daß ihm seine unschuldig reine Tochter davongegangen war, und als er endlich dahinter kam, daß der Findling, den er plötzlich bei sich hatte, ein Kind seiner Tochter war, sah er es nicht anders an und sagte nicht anders, als daß seine Tochter es vom Teufel geboren habe, und haßte und mishandelte das Kind, und alle Welt in der Landschaft dort glaubte dem alten Müller und haßte und mishandelte das arme Kind auch. Und es ging nie zur Kirche und nie zur Schule und lernte nichts als aus sich heraus, und das waren Dinge die für diese Welt nicht paßten, Märchen und frommer Irrthum. Sie arbeitete, was sie mußte, und that ihre Pflicht, soweit sie der grausamen Schläge wegen, die sie täglich erleiden mußte und von denen ihre Sammthaut oft blutstriemig war, ihre Pflicht erkannte. Niemand kümmerte sich weiter um sie, und sie kümmerte sich um niemand, und so strich sie oft in der weiten Uferlandschaft umher, nichts suchend und keinen Fund hoffend. Da fand sie aber eines Tags, dem Hungertode nahe, einen Künstler, und liebte ihn, und rettete ihm das Leben, und als sie ihm das Leben gerettet hatte, liebte er sie nicht wieder, sondern bewunderte nur ihre Schönheit, die er oft abkonterfeite. Es entstanden schöne Bilder, aber es entstand auch viel bitterböses Herzeleid, und nichts hatte so viel Bestand als ihre treue Liebe zu dem Künstler, für den sie sich immer wieder und immer wieder aufopferte. Zuletzt brachte sie ihm, so schwer es ihr wurde, auch ihre Ehre zum Opfer, daß er ein berühmter und reicher Künstler werden könnte, aber ihre Traumliebe zu ihm erkannte er nicht und ließ sie ziehen, wohin sie wollte. Da kehrte sie an das Flußufer zurück, wo sie ihn in Kummer und Hunger und Tod gefunden hatte, und starb dort still und ungesehen. Wer aber das Nähere wissen will, das sehr traurig und sehr schön ist, der muß sich das Buch von Folle Farine zu verschaffen suchen und alles selbst lesen.

K. Detlef's „Schuld und Sühne" (Nr. 3) spielte auf russischem Boden und ist ein sorgfältig und mit vieler Personen- und Sachkenntniß geschriebener Roman. Wir empfinden überall die eigenthümliche, aus Cultur und Uncultur gemischte Weise des Lebens und Lebenlassens, die im heiligen Rußland wahrscheinlich noch lange Tagesordnung sein wird, und in der es für ein deutsches Gemüth erst möglich wird, sich heimisch zu fühlen, nachdem es sein Bestes von sich abgethan hat. Die Schuld ist auf allen Seiten und wird nur mangelhaft gesühnt. Wir hätten deshalb einen nicht so vielverheißenden und weniger poetisch modernen Titel gewünscht. Die Katastrophe wird durch Herübergreifen der in Rußland direct revolutionären Humanitätsideen herbeigeführt; polnische Elemente thun in russischen Familien vollends nicht gut, wie ihm denn überhaupt für das russische Volksleben dieselbe zersetzende Kraft eigen ist, wie dem jüdischen Elemente dem Leben aller Culturvölker gegenüber.

„Rast' ich, so rost' ich" (Nr. 4) ist vermuthlich eine erste Uebung H. Rau's in der Romanschriftstellerei gewesen und nur jetzt wieder hervorgesucht und für den Druck zurechtgemacht, nachdem der Verfasser sich bereits durch reifere Werke einen wohlangesehenen Namen geschafft hat. Neun Freunde schließen einen Bund für das Leben, als sie noch halb Knaben sind und von dem wirklichen Leben noch sehr idealische Erwartungen hegen. Da passirt denn viel Triviales und einiges Hübsche, aber die meisten Einzelheiten haben uns wenig gefallen und das Ganze durchaus nicht. Auch der Verfasser ist nicht mit ganzer Seele bei seinem Buche gewesen oder geblieben, denn sonst hätte er einen seiner sonderbaren Helden nicht abwechselnd „Otto" und „Hugo" genannt. Es ist das jedenfalls ein komischer und sehr bedenklicher Fehler. Nicht minder komisch ist es, daß im ersten Theile Maxen von seinen „Schuldnern" spricht, während er „Gläubiger" sagen soll, keineswegs humoristisch das punctum saliens verwechselnd. Es ist eben in der Eile dem Verfasser ein lapsus calami schlimmster Art passirt. Einer der neun Freunde ist Stegreifdichter und reimt consequent „Augen" und „tauchen". Die Freunde finden die Verse, wie es scheint, gut, ein Nabob wirft dem Dichter für seine Dichtungen sogar eine Pension aus, aber die Verse sind ebenso kläglich in der Form wie alltäglich dem Inhalte nach. Wir schließen die Acten.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Auf dem buchhändlerischen Weihnachtsmarkt ist wiederum eine große Zahl von Anthologien und illustrirten Werken vorhanden. In achter sehr vermehrter Auflage ist das „Pantheon deutscher Dichter“, herausgegeben von Peter Lohmann (Leipzig, Matthes) erschienen. Es enthält ein die Poesie darstellendes Titelbild von Professor G. Jäger und sechs Illustrationen nach Originalzeichnungen von G. Sundblad. Dem Vorwort zufolge sind in dieser Auflage viele der liebgewordenen ältern Dichter ergänzt, daneben aber ist jedes irgend bemerkenswerthe Talent aus neuester Zeit wiederum in seinen bezeichnendsten Gaben vertreten. Ebenfalls in achter Auflage ist der „Blütenkranz neuer deutscher Dichter“ von dem Herausgeber d. Bl. (Breslau, E. Trewendt) erschienen; mehrere bisher nicht in denselben aufgenommene Dichter, wie Wilhelm Hertz, Albert Traeger, Hans Hopfen, Victor Scheffel, haben jetzt in ihm eine Stelle gefunden. Auch die glänzend ausgestattete „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller“ (Leipzig, Amelang) liegt in neuer, fünfter Auflage vor.

Alice Salzbrunn hat ein geschmackvoll ausgestattetes Bändchen unter dem Titel: „Musik“, gesammelte Blätter mit Originalbeiträgen deutscher Dichter (Berlin, Cronbach), herausgegeben. Die Sammlung zerfällt in die Abschnitte „Daheim“, „Kirchenmusik“, „Naturzauber“, „Ständchen“, „Volkslied“, „Tanz und Tanzmusik“, „Gesang“, „Lebensbilder“, „Historische Bilder und Sagen“, „Reflexion und Erhebung“, „Gedenkblätter“. Die Auswahl ist geschmackvoll und zeugt von einer genauen Kenntniß der modernen Lyrik; es sind nicht blos die Modedichter berücksichtigt und von dem Bekanntern nicht blos das Allbekannte, das in allen Anthologien steht.

Aphorismen der Weltliteratur sammelt und ordnet Egon Berg in der Anthologie: „Das Buch der Bücher, Sterne vom Denker- und Dichterhimmel aller Zeiten und Völker“ (Teschen, Prochaska). Diese in zwei Bänden erscheinende Sammlung theilt die Aussprüche berühmter Denker, Dichter und Schriftsteller in der Originalsprache mit; wir lesen griechische Sentenzen des Euripides, italienische des Dante, lateinische des Ovidius, französische von Voltaire und Victor Hugo, englische von Buckle und Canning, und von Confucius bis Eduard Hartmann, von Sophokles bis Laube und Friedrich Halm, von Marcus Tullius Cicero bis Holtzendorff erstreckt sich der Stammbaum der hier mitgetheilten Gedanken. Nach den vorliegenden Heften und dem Plan des Ganzen umfaßt der erste Band mehr das Allgemeine, Staat, Religion und Wissenschaft, während der zweite das Anthropologische, Psychologie und praktische Lebensmoral in einer großen Zahl von Abschnitten enthält.

Die Amelang'sche Verlagsbuchhandlung läßt in vierter Auflage Oliver Goldsmith's „Der Landprediger von Wakefield“ erscheinen, übersetzt von Ernst Susemihl und illustrirt von Ludwig Richter und J. G. Füllhaas. Otto Roquette hat eine biographisch-kritische und literarhistorische Einleitung dazu geschrieben. In zehnter Auflage erscheint das treffliche Werk von J. W. von Archenholtz: „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ mit einem Lebensabriß von August Potthardt und mit acht Zeichnungen von Füllhaas. „Märchen aus der indischen Vergangenheit“, nach mündlichen Ueberlieferungen niedergeschrieben und gesammelt, hat M. Frere herausgegeben. A. Passow hat dieselben aus dem Englischen übersetzt und die Verlagsbuchhandlung von Hermann Costenoble in Jena eine mit 4 Illustrationen in Farbendruck und 47 Holzschnitten ausgestattete Ausgabe veranstaltet; die indische Märchenwelt, in welcher das Thierreich, die Schakale, Papagaien und Tiger, eine große Rolle spielt, hat durch das Colorit einer reichen Natur einen besondern exotischen Reiz.

Die thätige Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig läßt einzelne Sammlungen in neuen Ausgaben erscheinen. So liegt von dem „Buch der Reisen und Entdeckungen“ der erste Band „Kane's Nordpolfahrten“ und der zweite Band „Die Franklin-Expeditionen und ihr Ausgang“ in fünfter, das „Buch der denkwürdigsten Entdeckungen“ von L. Thomas in vierter, gänzlich umgearbeiteter Auflage vor. Der Sinn für das Wichtige und Interessante in Wort und Bild sowie die Correctheit der Darstellung haben allen diesen Spamer'schen Ausgaben eine so weite Verbreitung gesichert.

J. J. Weber's „Illustrirter Kalender für 1874, Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Volksleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“, schließt sich seinen Vorgängern würdig an. Die einzelnen Kalender sind durchaus vollständig und mit geschmackvollen Illustrationen ausgestattet. Der trefflich abgefaßte „Literaturkalender“ bringt die Bildnisse von Eduard von Hartmann, Robert Prutz und Ludwig Feuerbach, der Theaterkalender diejenigen von Adolf Wilbrandt und Paul Lindau.

Ausländische Literatur.

Die „Edinburgh Review“ bringt in ihrem Octoberheft einen Essay über Beethoven, für welchen das Werk von Alexander W. Thayer über Beethoven's Leben im Anschluß an einige ältere Schriften von Mühlbrecht, Wilhelm von Lenz und A. B. Marx die Hauptgrundlage bildet. Der Verfasser des Essay erwähnt, daß Thayer kein Deutscher ist, obgleich sein Werk in deutscher Sprache erscheint und alle Vorzüge und Fehler eines deutschen Buchs habe. Er spricht sich bei dieser Veranlassung über die deutsche Biographie überhaupt aus, und man muß sagen, daß diese Auslassungen in der That den Nagel auf den Kopf treffen. „Wie wenige Biographien finden sich, welche zugleich lesbar und glaubwürdig sind, und wie wenige von diesen wenigen sind von Deutschen geschrieben. Der deutsche Geist scheint alle einem Biographen nöthigen Eigenschaften zu besitzen, doch keine Biographien sind so unlesbar wie die deutschen. Französischer Takt und französische Einsicht geben einem Gemälde Realität, welches der Forschung und ehrlichen Beachtung der Thatsachen oft nur wenig verdankt. Englischer Menschenverstand misgreift selten sein Thema, er hat doch immer eine Idee von Anordnung, einen Sinn für richtige Verhältnisse. Doch der deutsche Biograph ist besessen vom Dämon des Details; wie der bleierne Mantel des Inferno drückt ihn das Detail zu Boden, sodaß er sich nicht erheben und das Land nicht erblicken kann, in dem er wandelt. Er sitzt wie Percinet in dem Feenmärchen unter Bergen ungesiebter Federn, und hat keine Hoffnung auf eine gute Fee, die ihm zu Hülfe kommt. Sein Werk ist reich an großen und kleinen, wichtigen und unwichtigen Thatsachen, doch wird es nie eine Stelle in der Literatur haben und immer nur als Material dienen können, ein unschätzbares Material in der That, aber keine Literatur“.

— Im ersten Novemberheft der „Revue des deux mondes“ gibt Ernest Larisse die Schilderung einer „Visite au parlement de l'empire d'Allemagne“. Die Schilderung ist sehr lebendig, doch denkt der Autor sehr gering von der Deutschen Reichsverfassung und acceptirt eine Aeußerung über Bismarck, die ihm zufällig zu Ohren gekommen ist: „Il a fait de l'Allemagne sa chose propre, il s'est fabriqué un empire de chancelier.“ In demselben Hefte gibt Blaze de Bury einen Essay über die Schrift von G. Brandes: „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“. Ferner machen wir auf die drei bisher erschienenen Artikel von Saint-René Taillandier aufmerksam, welche an den Bunsen'schen Briefwechsel mit König Friedrich Wilhelm IV. eine Studie der preußischen Restaurationszeit anknüpfen: „Le roi de Prusse Frédéric Guillaume IV. et le Baron de Bunsen.“

— George Henry Lewes veröffentlicht: „Problems of life and mind“ (Trübner u. Comp.), deren erster Band „The foundations of a creed“ enthält. Was Lewes beabsichtigt, ist nicht mehr oder weniger als eine „Religion auf Wissenschaft begründet“ zu verkünden, welche den höchsten Gedanken

der Zeit ausdrücken und die Entwickelung der Menschheit regeln soll. Das Werk soll in einzelne Abtheilungen zerfallen; die Grundlage für die vernünftige Lösung aller Probleme sucht Lewes in der Erfahrung.

Theater und Musik.

Karl Gutzkow's einactiges Lustspiel: „Dschingiskhan" hat am wiener Stadttheater keinen Erfolg gehabt. Gutzkow's Name erweckt solche Ansprüche, besonders nach seinem langjährigen Rückzug von der Bühne, daß er wohl daran gethan hätte, den harmlosen Scherz ohne seinen Namen erscheinen zu lassen; er hätte damit gewiß die Herbheit der Kritik entwaffnet.

— Am breslauer Stadttheater kam ein mit vielem Bühnengeschick entworfenes Sensationsdrama von **Wilhelm Anthony**: „Eveline, oder Schuld und Sühne", mit vielem Erfolg zur Aufführung.

— Der „Freischütz" **Weber's** ist zum ersten male in Rom, im Apollotheater gegeben worden; der König, die Aristokratie und Diplomatie, die dort anwesend ist, wohnten der Aufführung bei. Der Erfolg der deutschen Oper war ein ganz entschiedener. Auch auf dem Gebiete der Musik also ist die Sympathie zwischen Deutschland und Italien im Wachsen.

— Ein großes historisches Ausstattungsstück ist **Gondinet's** „Libres", das am Theater der Porte Saint-Martin gegeben wird und einen Stoff aus dem Kampfe der Griechen gegen die Türken behandelt.

Bibliographie.

Bartsch, K., Wanderung und Heimkehr. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr.

Beer, A., Friedrich II. und van Swieten. Berichte über die zwischen Oesterreich und Preussen geführten Unterhandlungen die erste Theilung Polens betreffend. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Behrle, R., Tobias. Biblisch-historisches Schauspiel. Freiburg i/B., Herder. 8. 12 Ngr.

Brachvogel, A. E., Albert, Kronprinz von Sachsen, General-Feldmarschall. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Johann, König von Sachsen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 6 Ngr.

Briefe des königl. preuß. Generals und Gesandten Thdr. Heinr. Rochus v. Rochow an einen Staatsbeamten. Als Beitrag zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts herausgegeben von E. **Kelchner** und K. **Mendelssohn-Bartholdy**. Frankfurt a/M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Zwölf Briefe eines aesthetischen Ketzers. Berlin, Oppenheim. 1874. 20 Ngr.

Jaensch, R., Haus Ballenstedt und die Grafen von Aschersleben. Aschersleben, Schlegel. Gr. 16. 5 Ngr.

Kalbeck, M., Ein deutsches Dichterbuch. Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt und herausgegeben. Stuttgart, Simon. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kohl, J. G., Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

— — Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen. Neue Folge. Bremen, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Körner, H. J. A., Natur-Ethik. 2 Bde. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 4 Thlr.

Deutsches Künstler-Album. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. 7ter Jahrgang. Herausgegeben von A. **Ebeling**. Düsseldorf Breidenbach u. Comp. Imp.-4. 5 Thlr.

Lasker, E., Zur Verfassungsgeschichte Preußens. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 2 Thlr.

La Marmora, A., Etwas mehr Licht. Enthüllungen über die politischen und militärischen Ereignisse des Jahres 1866. Aus dem Italienischen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lentz, M., Spâss an Jèrscht. Liddercher a Gedichten. Luxemburg, Bück. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Lobedanz, E., Die Bauernfreunde. Roman aus dem dänischen Leben des vorigen Jahrhunderts. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Lober, R., Alte Wahrheit in neuer Gestalt. 1ster Bd. Allgemeiner Theil. Die neue Schöpfung. Gotha, Schloeßmann. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Löher, F. v., Die Magyaren und andere Ungarn. Leipzig, Fues. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lohren, A., Das Hohenzollern-Kaiserthum in seiner historischen Bedeutung. Rede. Potsdam, Cabos. Gr. 8. 12½ Ngr.

Lübke, W., Grundriss der Kunstgeschichte. 6te durchgesehene Aufl. 2 Bde. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Mac Donald, G., David Elginbrod. Aus dem Englischen übersetzt von **Julie Sutter**. Frankfurt a/M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 3 Thlr.

Maltzan, H. Freih. v., Reisen in Arabien. 2 Bde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 6 Thlr.

Merget, A., Nachtrag zu der Geschichte der deutschen Jugendliteratur. Berlin, Plahn. 8. 6 Ngr.

Mörikofer, J. C., J. J. Breitinger und Zürich. Ein Kulturbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Leipzig, Hirzel. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Noorden, C. v., Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert. 1ste Abth. Der spanische Erbfolgekrieg. 2ter Bd. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 4 Thlr.

Christliche Novellen-Bibliothek. 1stes Bdchn. Braunschweig, Zwißler. 8. 10 Ngr.

Ornshagen, J. v., Ein Kandidatenleben. Erzählung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pailler, W., Salve Domina. Deutscher Dichter-Gruß an katholische Frauen und Jungfrauen. Poetische Anthologie in 9 Abtheilungen. Leipzig, Arnold. 1874. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Petersdorff, R., Beiträge zur Geschichte Alexanders des Grossen. Berlin, Weber. 4. 10 Ngr.

Pfau, L., Freie Studien. 2te umgestaltete Aufl. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1874. 8. 2 Thlr.

Philimund, Kunst und Socialismus. Eine Studie. Berlin, Rubenow. Gr. 8. 2½ Ngr.

Preyer, W., Das myophysische Gesetz. Jena, Mauke. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz, H., Radewin's Fortsetzung der Gesta Friderici imperatoris des Otto von Freising, ihre Zusammensetzung und ihr Werth. Eine quellenkritische Untersuchung. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Puttlitz, G. zu, Theater-Erinnerungen. 2 Bde. Berlin, Paetel. 1874. 8. 3 Thlr.

Quitzmann, E. A., Götterwanderungen und Götterdämmerung. 1ste Abth. Isomara, die Priesterin der Cisa. Culturgeschichtlicher Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 1874. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rosenthal, L., Diesseits und Jenseits der Cordilleren. Südamerikanische Reisebilder, Skizzen und Abenteuer. Berlin, Staude. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Samarow, G., Die Römerfahrt der Epigonen. Zeit-Roman. 1ster Bd. Berlin, Janke. 1874. 8. 2 Thlr.

Schanz, Die astronomischen Anschauungen des Nicolaus von Cusa und seiner Zeit. Rottweil. 4. 12 Ngr.

Schlichting, M., Erd- und Völkerkunde in Bildern und Zusammenstellungen. 1ster Thl.: Europa nebst Darstellung allgemeiner geographischer Verhältnisse. Mit einem Vorworte von G. Karsten in Kiel. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 2 Thlr.

Schliemann, G., Herbstvision. Gelegenheitsgedicht. Leipzig, Steinacker. Gr. 16. 10 Ngr.

Schröbel, K., Geschichte der Päpste und der römischen Kirche in der Urzeit des Christenthums oder den ersten 3 Jahrhunderten. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schücking, L., Aus heißen Tagen. Geschichten. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Malerin **Louise Seidler** (geb. zu Jena 1786, gest. zu Weimar 1866), Erinnerungen und Leben. Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von H. **Uhde**. Berlin, Besser. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stahr, A., Gesammelte Werke. 1ter und 2ter Bd. Berlin, Guttentag. 8. à 1 Thlr.

Souchay, T., Gedichte. Stuttgart, Aue. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Steinebach, F., Engel und Dämon. Novelle. Berlin, Behrend. 1874. 8. 10 Ngr.

Strauß, V. v., Reinward Löwenkind. Nach mündlicher Ueberlieferung in 12 Gesängen. Gotha, F. A. Perthes. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sturm, J., Gedichte. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Teichmüller, G., Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 1 Thlr.

Temme, J. D. H., In der Ballus. Kriminalgeschichte. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Im Franziskanerthurm. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Die Universitätsfreunde. Roman in 4 Bdn. Leipzig, Tharandt. 8. 5 Thlr.

Tornow, Blondel, der unschuldig Verurtheilte. Roman. 1stes und 2tes Heft. Dresden, C. G. Lohse. Gr. 8. à 4 Ngr.

Bremisches Urkundenbuch. Im Auftrage des Senates der freien Hansestadt Bremen herausgegeben von D. R. **Ehmck** und W. v. **Bippen**. 1ster Bd. Bremen, Müller. Gr. 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Ulmisches Urkundenbuch. Im Auftrage der Stadt Ulm herausgegeben von F. **Pressel**. 1ster Bd. Die Stadtgemeinde. Von 854—1314. Stuttgart, Aue. 4. 5 Thlr.

Verhandlungen der 28sten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Leipzig vom 22. bis 25. Mai 1872. Leipzig, Teubner. Gr. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Verne, J., Von der Erde zum Mond. Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 8. 27 Ngr.

— — Reise um den Mond. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 8. 27 Ngr.

Vollmar, A., Sibylle. Eine Erzählung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1874. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Voß, R., Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Zürich, Verlags-Magazin. 1874. Gr. 8. 20 Ngr.

Wachenhusen, H., Die Hofdame Ihrer Hoheit. Roman. 4 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 6 Thlr.

Wackernagel, W., Kleinere Schriften. 2ter Bd. Abhandlungen zur deutschen Literatur-Geschichte. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

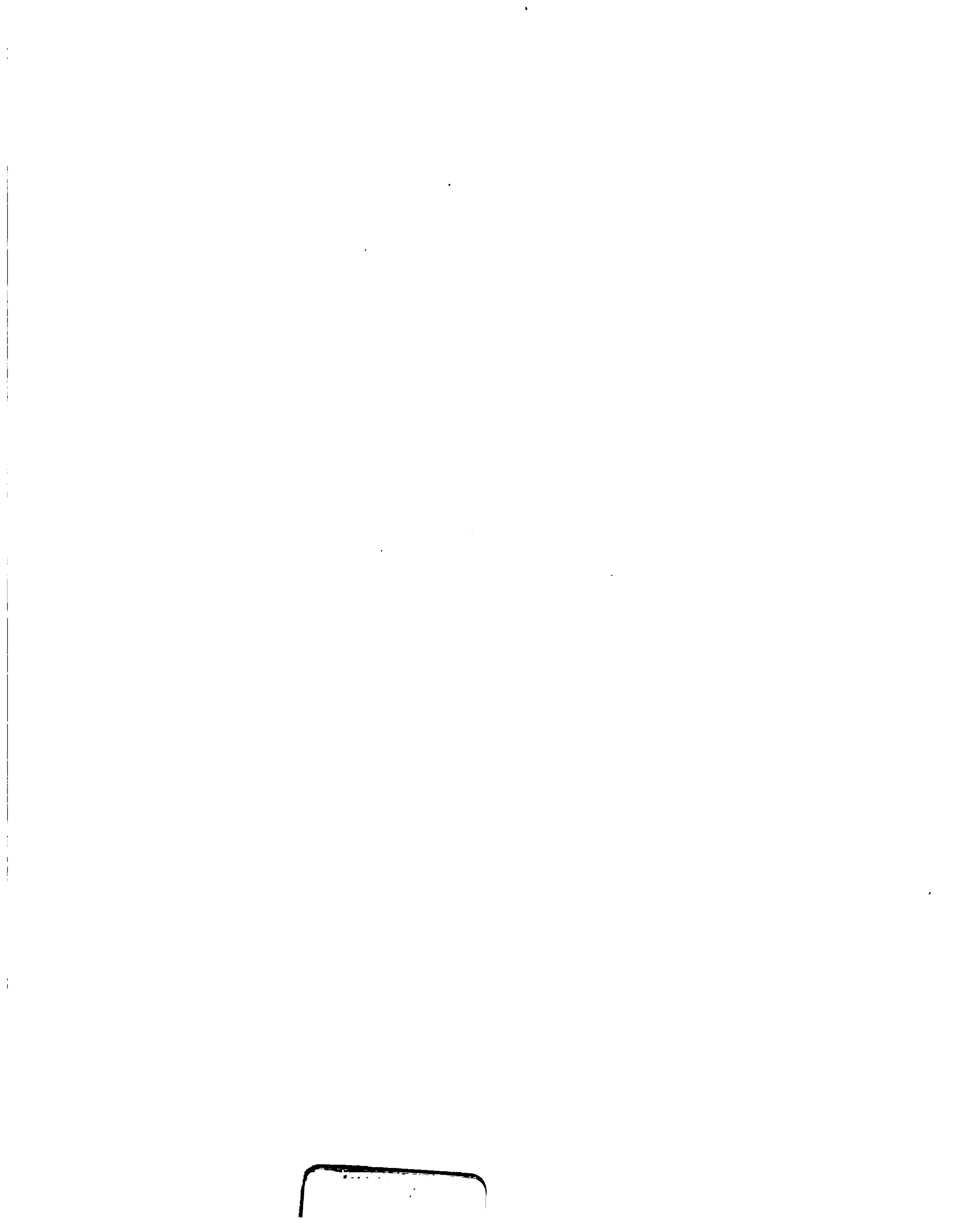
Waldmüller, R. (Ed. Düboc), Schloß Roncanet. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 1874. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)




3 2044 094 023 371